This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

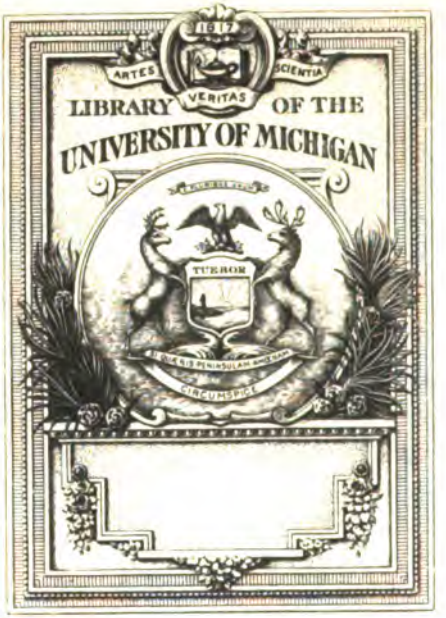
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



THE GIFT OF
Professor Fred B. Wahr

Digitized by Google

A
2
.R
18
v.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rheinisches
Conversations-Lexicon
oder
encyclopädisches Handwörterbuch
FÜR
gebildete Stände

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten

in zwölf Bänden

A bis Z

ORIGINAL-AUSGABE

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur Behörde.

CÖLN
am Rhein.
Druck und Verlag von Louis Bruére.
1836.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues Rheinisches

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Eilfter Band.

Spess — Vög.

Dritte Original-Auflage.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censurbehörde.

Köln am Rhein,

Druck und Verlag von Louis Bruère.

1836.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aufgenommen 2-13-31

S.

Spessart, ein Waldgebirge im bairischen Untermainkreise von 32 QM., hat eine Bevölkerung von 75.000 Seelen. Es ist eine südwestliche Fortsetzung des **Röngebirges** (s. d.) bis an den Main, der ihn in einem großen südlichen Bogen halb umfließt, und von der Kinzig bis zur niedern fränkischen Saale. Der höchste Rücken windet sich schlangenförmig vom Röngebirge südwestlich bis gegen Aschaffenburg, dann südöstlich bis gegen Wertheim. Das ganze Gebirge ist dick bewaldet mit Laubholz, Eichen, Buchen ꝛc., daher reich an Roth-, Schwarz- und Federwildpret ꝛc. und von steilen Thälern nach allen Richtungen durchschnitten, weßhalb sich hier auch kein wilder felsiger Gebirgsboden, doch in Kriegen große Terrainhindernisse finden. Der höchste Theil des Rükkens, das orber Reisig genannt, südlich von der Stadt Orb, ist etwa 2000 Fuß hoch. Nirgends erhebt sich der Rücken zu Bergspitzen und Kuppen, und nach allen Seiten fällt das Gebirge allmälig ab, nur der letzte Abfall gegen Main, Saale, Kinzig ist steil. Der Hauptbestandtheil des Bodens im Hochspessart ist Sand, der in den Waldungen eine Productionsfähigkeit äußert, wenn der Oberfläche die Laubdecke nicht entzogen und dadurch die Bildung von Dammerde nicht beschränkt würde. Im innern Spessart trifft man Granit, Gneiß und Glimmerschiefer in Felsen zu Tag ausstehend an; in den Vorbergen ist bloß Glimmerschiefer oder Granit; Spuren einer Salzformation aber bei Orb, wo auch eine bedeutende Saline steht; dann bei Soden unweit Aschaffenburg, der großen Annäherung an das Urgebirge wegen besonders merkwürdig. Bergbau wird mit Kupfer, Kobalt und Eisen betrieben. Im hohen Spessart gedeiht nur etwas Sommergetreide, mehr Kartoffeln, Hanf und Flachs; aber in mildern Gegenden der sich bis an den Main erstreckenden Vorberge liefern alle Arten von Getreide, Gemüse, Flachs, Klee, Hanf, Obst, Taback und Hopfen, selbst Wein von vorzüglicher Güte. Die herrschaftlichen Waldungen werden auf 134.000 Morgen geschätzt; die übrigen gehören Privatpersonen, Grundherren und Gemeinen. Sie liefern viel Brennholz, das auf der Achse und mehren Floßbächen bis an den Main und von da nach Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt und Mainz gebracht wird. Fast täglich gehen schwer beladene Holzschiffe und große Flöße mit Holz den Main hinab. Auch wird jährlich viel sogenanntes Holländerholz, Bau- und Nutzholz aller Art gemacht. Eine schöne Heerstraße führt von Würzburg durch den Spessart nach Aschaffenburg. Vgl. Behlen's „Monographie des Spessart" (Lpz. 1823—27, 3 Thle., mit einer Charte) und die „Forstliche Statistik des Spessart" von D. Klauprecht (Aschaffenburg 1826).

Speyer oder **Speier** (lat. Spira), eine der ältesten Städte Deutschlands und freie Reichsstadt, war schon zu den Zeiten des Cäsar ein

ansehnlicher Ort, im 4. Jahrh. von den Hunnen verheert, erhob sich aber unter der fränkischen Herrschaft wieder. Die Karolinger, sächs. und fränk. Kaiser hatten hier beständig ihre Palläste. Konrad der Salier gründete die herrliche Domkirche, römisch-byzant. Styls, und bestimmte sie für sich und seine Nachfolger zum Begräbnisse. In der Gruft ruhen 9 Kaiser und 3 Kaiserinnen. 1689 ward Speyer und sein Dom von den Franzosen zerstört, später aber wieder hergestellt, und im franz. Revolutionskriege der Dom von neuem verwüstet, der jetzt wieder restaurirt und zur bischöfl. Kathedrale erhoben ist. Speyer war über 200 Jahre der Sitz des Reichskammergerichts, das 1689 nach Wetzlar verlegt wurde. Auch ward hier 1529 der Reichstag gehalten, auf welchem der Name Protestanten entstand. Speyer liegt in einer ebenen und fruchtbaren Gegend am Speyerbach unweit des Rheins, mit 6400 Einw., die sich außer 1000 Katholiken zur evangel. christlichen Kirche bekennen. Sie ist der Sitz des Regierungspräsidenten und aller obern Administrationsbehörden des baier. Rheinkreises, eines kathol. Bischofs, Domcapitels, eines evangel. Consistoriums, Lyceums, Gymnasiums ꝛc., seit Jan. 1829 eines Nonnenklosters; hat ein sehenswürdiges Rathhaus, ein Spital, Waisenhaus, einige Fabriken, Gemüse-, Wein-, Tabacks- und Krappbau, etwas Handel und Schifffahrt. — Das ehemalige Fürstbisthum Speyer, unter der Metropole Mainz stehend, lag im oberrhein. Kreise, vom Elsaß, Baden, Kurpfalz und der Grafschaft Leiningen umgeben, und enthielt auf 28 QM. an 55.000 größtentheils kathol. Einw., welche sich von Wein-, Getreide-, Obstbau und von den Salzwerken zu Bruchsal nährten. Die Fabrikindustrie war unbedeutend. Die Einkünfte des Bischofs betrugen über 300.000 Gl. Speyer war eins der ältesten Bisthümer Deutschlands; von Jesse im 4. Jahrh. an, bis auf den letzten, Wilderich, Graf von Walderndorf (st. 1808), verwalteten dasselbe 79 Bischöfe. 1801 kam die kleinere Hälfte des Landes ($12^1/_2$ QM.) an Frankreich und 1814 an Baiern; 1802 die größere Hälfte mit der ehemaligen bischöfl. Residenz Bruchsal an Baden.

Speyk (Jan Carel Josephus van), geb. 1802 zu Amsterdam, wurde nach dem Tode seiner wenig bemittelten Eltern 1813 in das dortige Waisenhaus aufgenommen, wo er einen vorzüglichen Unterricht empfing, und kam im Febr. 1820 als Lehrling auf das nach dem mittelländischen Meere bestimmte Schiff Wassenaer, das den neuen Befehlshaber des niederländ. Geschwaders, den Contreadmiral Ruysch, zu seiner Bestimmung brachte. Als dieses Geschwader im folgenden Jahre heimkehrte, wurde Speyk verabschiedet, bald nachher aber kam er wieder an Bord des Schiffes Zeeland. 1823 auf die Fregatte Dageraad versetzt, welche Handelsschiffe nach Gibraltar geleitete, ward er Cadet und reiste nach Batavia ab. Er kam 1825 auf die Colonialbrigg Orestes, mit welcher er gegen die Seeräuber kreuzte und durch bewiesene Tapferkeit Unterlieutenant wurde. Auch 1826—28 erwarb er sich durch Thätigkeit und Kühnheit großen Ruhm. 1829 nach den Niederlanden zurückkehrend, ward er Lieutenant 2. Classe und erhielt im Sept. 1830 den Befehl über die Kanonierschaluppe Nr. 2, deren Name seitdem mit dem Ruhm des seinigen unzertrennlich verbunden ist. Gegen Ende dess. Monats warf er Anker vor Antwerpen, und zeichnete sich am 27. Oct. bei der Beschießung der Stadt durch seine Thätigkeit vorzüglich aus. Nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes blieb das holländ. Geschwader in der

Digitized by Google

Schelde; der eingetretene Frost aber nöthigte bald die größern Schiffe und später auch die Kanonierschaluppen, den Strom hinabzufahren und in beträchtlicher Entfernung von Antwerpen ihre Stellung zu nehmen. Erst am 1. Febr. 1831 konnten die leichten Fahrzeuge unter dem Capitain Koopman wieder vor der Tête de Flandre erscheinen. Die Kanonierschaluppe Nr. 2. hatte ihre Stellung nahe am linken Stromufer. Am 5. Febr. ward sie durch einen heftigen Nordwestwind von ihren Ankern gerissen, und trotz allen Anstrengungen des Befehlshabers und der Mannschaft gegen den Strandweg der Stadt getrieben. Die übrigen Fahrzeuge waren zu weit entfernt, um ihr Beistand leisten zu können. Ueberdieß bestand der Waffenstillstand, aber trotz diesem Vertrage wurde die an das Ufer geworfene Schaluppe nicht nur von dem Pöbel, sondern auch von den zahlreich herbeieilenden freiwilligen Milizen und selbst von Liniensoldaten angefallen, die an Bord gingen, die holländ. Flagge herabrissen und die belgische aufpflanzen wollten. In diesem entscheidenden Augenblicke befand sich Speyk, eine Cigarre rauchend, auf dem Verdeck. Er stieg ruhig in den untern Schiffsraum hinab, gab der Mannschaft, die er auf seinem Wege fand, den Wink, sich zu retten, und zündete mit seiner Cigarre die Pulverkammer an. Das Fahrzeug flog mit 25 Tapfern in die Luft; nur 7 Matrosen von der Mannschaft blieben am Leben, die theils durch Schwimmen sich retteten, theils zufällig abwesend waren; aber noch weit mehr der Angreifenden, mit einem Hauptmann und einem Lieutenant von den Freiwilligen an der Spitze, fanden ihren Tod, und selbst mehre Zuschauer auf dem Strandwege wurden getödtet oder verwundet. Dieses Ereigniß machte einen außerordentlichen Eindruck. Die holländ. Seeleute brannten vor Begierde, ihre Waffengefährten zu rächen, und ließen sich nur durch die strengsten Befehle ihrer Vorgesetzten abhalten, die sich noch immer durch den Waffenstillstandsvertrag gebunden erachteten. Die Mannschaft aller Fahrzeuge des Geschwaders in der Schelde, die Besatzung der Citadelle zu Antwerpen und der dazu gehörigen Forts und die auf dem Kriegsfuß stehende Armee mußte eine 3tägige Trauer anlegen. Der zerrissene Leichnam des tapfern Speyk wurde von achtbaren Bewohnern der Stadt aufgesucht und den holländ. Behörden überliefert. Man brachte ihn darauf nach Amsterdam, wo er feierlich beerdigt wurde. Trauerreden und Gedichte feierten das Andenken des jungen Helden, dessen Leben Koning holländ. (Amsterd. 1832) beschrieben hat.

Speziale (N.), Neapels Jeffreys, Mitglied der 1799 zu Neapel errichteten Regierungsjunta, war der Sohn eines Bauern zu Borgetto, unweit Palermo. Sein Vater bestimmte ihn den Studien. Durch kriechendes, einschmeichelndes Wesen gelang es ihm, bei der Corte pretoriana et capitanale zu Palermo eine Stelle zu erhalten. Um diese Zeit war der Hof von Neapel nach Sicilien geflüchtet. Speziale besuchte fleißig die Vorzimmer der Königin, kündigte sich überall als den Todfeind der Franzosen und ihrer Anhänger an, und verfolgte zugleich aufs heftigste Diejenigen, welche der Regierung verdächtig waren. Dieses Benehmen erwarb ihm den Beifall des Ritters Acton, der ihn zum Richter über die Anhänger der Revolution bestellte. Ehe noch die Franzosen Neapel geräumt hatten, begab sich Speziale nach der Insel Procida, welche durch Nelson's Flotte gegen feindliche Angriffe geschützt war. Hier ließ er Galgen aufrichten, umgab sich mit Henkern, und ließ keinen

Tag ohne blutige Opfer vorübergehen. Um zum Tode verurtheilt zu werden, war es hinreichend, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen. Ein Schneider wurde gehängt, weil er für Municipalbeamte Uniformen gefertigt hatte; ein Notarius, weil Speziale ihn nicht leiden konnte. Kaum war der Card. Ruffo im Besitze der Hauptstadt, so erhielt Speziale Befehl, daselbst sein blutiges Richteramt fortzusetzen. Ohne die bisher übliche gesetzliche Form wurden zahllose Todesurtheile gesprochen und nach 24 Stunden vollzogen; kein Geschlecht und kein Alter blieb verschont. Das Schicksal der Angeklagten war entschieden, ehe sie verhört wurden, und Zeugen für ihre Unschuld ließ man gar nicht zu, warf sie vielmehr ins Gefängniß. Speziale's alter Freund, Fiani, konnte des angeschuldigten Verbrechens nicht überführt werden. Da läßt er ihn in sein Zimmer bringen, umarmt ihn und sagt mit Thränen im Auge: „Armer Freund, in welchem Zustande muß ich Dich wiedersehen! Müde bin ich des Henkeramtes und will Dich retten. Nicht vor Deinem Richter, vor Deinem Freunde stehst Du hier; doch Alles mußt Du mir entdecken, wenn ich Dich retten soll". Fiani ließ sich täuschen, und bestieg am folg. Tage das Schaffot. Auf gleiche Weise verleitete er einen gewissen Conforti, seine verloren gegangene Schmähschrift wider den Papst (wegen des von Neapel als Tribut geforderten Zelters) herbeizuschaffen, und dieser bezahlte seine Gefälligkeit mit dem Tode. Eine Frau, Namens Baffi, die ihn um das Leben ihres Mannes anflehete, tröstete er mehrmals durch die Versicherung, daß ihr Mann mit dem Exil loskommen werde. Als ihm einer seiner Collegen vorstellte, es werde menschlicher seyn, der Frau zu sagen, daß ihr Mann aufgehört habe zu leben, wandte er sich zu der Jammernden lachend mit der Versicherung: sie sey jung und hübsch genug, um Liebhaber zu finden, die sie über das kleine Mißgeschick trösten würden. Zu Velasco, einem braven Offiziere, sagte er einmal: „Ich werde Dich auf das Blutgerüst schicken!". „Du schickst mich nicht, ich selbst gehe in den Tod!" Mit diesen Worten eilte der Offizier zum Fenster und stürzte sich hinaus. — Speziale war der Gegenstand des allgemeinen Abscheus geworden; aber nichtsdestoweniger blieb er auf seinem Posten. 1806 folgte er dem Hofe nach Palermo. Bald darauf verfiel er in Wahnsinn und starb 1813 in völliger Raserei, beladen mit dem Fluche der Nation.

Spezzioten, s. Hydrioten.

Sphäre (griech.) bezeichnet überhaupt eine Kugel (s. d.). Der Astronom denkt sich unter Sphäre ein Weltgebäude und unter Hemisphäre oder Halbkugel bald die nördliche oder südliche Hälfte unserer Erde, bald das Gewölbe des Himmels über uns, an welchem Sonne, Planeten und Sterne in einer gewissen Entfernung von unserm Auge angeheftet zu seyn scheinen. Vgl. u. A. Walch's „Einleit. in die mathem. Geogr." (3. Aufl., Göttingen 1807, mit Kpfrn.). Man nennt auch die einzelnen Welten Sphären und redet von einer Harmonie derselben. (S. Armillarsphäre.) — Figürlich bedeutet Sphäre den Wirkungskreis, innerhalb dessen Einer ist oder bleiben soll. Als philosophisches Kunstwort bezeichnet es den ganzen Umfang eines Begriffs, d. i. alle denkbaren Gegenstände, die unter einem Begriff enthalten seyn können.

Sphäroid, ein rundlicher Körper, dessen Figur aus der Umdrehung einer halben Ellipse um ihre Axe entsteht. Die Gestalt der Erde ist sphäroidisch (s. Abplattung); ebenso auch, nach theoretischen Gründen geschlossen, alle Himmelskörper, die sich um ihre Axe drehen.

Sphinx, die, ein Ungeheuer der alten Sagen- und Kunstwelt, das aus Aegypten, wahrscheinlich durch phönizische Einwanderer, nach Griechenland verpflanzt wurde. In Aegypten Symbol des Menschenverstandes mit Stärke gepaart, wie Zoega sich ausdrückt, später — nach demselben Gelehrten — auf den gewaltig über sein Ufer tretenden und wie mit verständiger Absichtlichkeit das Land bewässernden Nilstrom übergetragen. In Beziehung auf jene ursprüngliche Bedeutung ward die ägyptische Sphinx mit einem Löwenkörper und mit menschlichem Antlitz dargestellt. In Griechenland, namentlich in Böotien, wo der Sphinxfabel recht eigentlich einheimisch ward, knüpften sich an die frühere Vorstellung bald andere Dichtungen. Sie ward hier zu jenem Scheusal, dem man den Leib einer Hündin, den Schweif eines Drachen, Löwenklauen und ein Mädchenhaupt, in späterer Zeit auch Flügel gab. Juno, erzählt die Mythe, war auf die Thebaner erzürnt und sandte deßhalb die verderbliche Sphinx, eine Tochter des Typhon und der Echidna, von denen überhaupt alle Ungeheuer abstammen. Sie nahm ihren Wohnort auf dem phiceischen Berge bei Theben und legte den Thebanern allerhand von den Musen erlernte Räthsel vor, insbesondere auch dieß: welches Thier geht am Morgen auf 4, des Mittags auf 2, und des Abends auf 3 Füßen? Wer das Räthsel nicht löste, wurde zerrissen und aufgefressen. Oft kam sie auch in die Versammlung der Thebaner, gab Räthsel auf und ergriff, wenn sie nicht aufgelöst wurden, wen sie erhaschen konnte. Endlich ward auch des Königs Kreon Sohn, Akmon, gefressen. Der Vater versprach daher Dem, der jenes Räthsel lösen würde, seine Schwester Jokaste und mit ihr das Königreich zu geben. Oedipus löste es. Es ist der Mensch, der als Kind auf Händen und Füßen kriecht, als Mann auf 2 Füßen einhergeht und im Alter noch den Stab zu Hülfe nimmt. Die Sphinx stürzte sich verzweifelnd vom Felsen herab, und Theben war befreit. Palaephitus, in seinem Werke über Unglaublichkeiten, hält dafür die erste Gemahlin des Kadmus, welche, als der letztere die Harmonia heirathete, aus Eifersucht ihren Gemahl verließ und von dem phiceischen Berge aus den Thebanern viel Schaden zufügte, bis sie endlich vom Oedipus getödtet ward. — In der Nähe der Pyramidengruppe von Cairo befindet sich eine (aus einem einzigen Felsstück gehauene) Sphinx, 148 Fuß lang und vorn 62 Fuß hoch; sie ragt jetzt aber nur noch 72 Fuß hoch aus dem Sande hervor. Belzoni hat den kolossalen Sphinx bei der Pyramide des Kephrenos nahe bei Theben 1817 entdeckt. Der Sphinx von Sais, ein rosenfarbener Granitblock von 22 F., befindet sich jetzt in der ägyptischen Sammlung des Louvre.

Sphragistik, s. Siegelkunde.

Spiegel heißt jede sehr glatte Fläche, welche Lichtstrahlen zurückwirft, sie sey eben, hohl oder erhaben. Wegen der Porosität der Materien aber gibt es keinen vollkommenen Spiegel. Die Katoptrik bestimmt die Gesetze der Strahlenbrechung, nicht nur im Planspiegel, sondern auch in cylindrischen, konischen Hohlspiegeln ꝛc. Der ebene Spiegel zeigt das Bild des Gegenstandes scheinbar so weit hinter seiner Fläche, als er davor steht. Der vertiefte kugelförmige Spiegel (Hohlspiegel) hat in jedem Punkte ein anderes Neigungsloth, welche insgesammt als Radien einer Kugel anzusehen sind, wovon der Spiegel einen Abschnitt ausmacht. Jeder sogenannte Lichtstrahl, der auf diesen Spiegel fällt, wird zwar unter demselben Winkel, aber auf der andern Seite des

Neigungslothes des jedesmaligen Punktes, gespiegelt. Daraus folgt, daß alle gespiegelte Strahlen sich irgendwo in der Axe des Spiegels vor ihm vereinigen müssen und daselbst ein Luftbild geben. Ein sehr weiter Gegenstand mit fast parallelen Strahlen gibt sein verkehrtes Luftbild kleiner und fast in der Hälfte des Radius der Hohlspiegelkugel. Tritt der Gegenstand an die Stelle des Bildes, so tritt dieses an die Stelle von jenem und entfernt sich vom Spiegel. Dagegen zeigt der gewölbte Kugelspiegel (Converspiegel) das Bild hinter seiner Fläche und unter allen Umständen aufrecht, wo jenes verkehrt erschien. Hier divergiren die Neigungslothe, und eine Vereinigung derselben im gemeinsamen Punkte ist nur hinter der Spiegelfläche denkbar, wenn man sie bis dorthin verlängert. Sie bilden auch hier Radien einer Kugel, von welcher der Spiegel einen Abschnitt macht und die Entfernung des Bildes von der Spiegelfläche steht ebenso, wie bei jenem, mit der Stellung des Gegenstandes im Verhältnisse. Der ebene Spiegel gibt also das Licht so strahlend wieder als er es empfängt, der concave vereinigt es in einem kleinen Raume, der convere macht es divergirend, aber immer nach einer Regelmäßigkeit, die mit seiner regelmäßigen Kugelform im Einklange steht. Anders die Körper mit einer Menge Flächen, deren Richtung unregelmäßig ist, sie diffundiren das Licht nach allen Seiten. Sie geben noch deutlich wahrnehmbare Spiegelungen, wenn ihre Flächen nicht zu klein sind; sobald sie aber eine gewisse Größe nicht haben, d. i. sobald der Körper eine matte Oberfläche zeigt, diffundiren sie das Licht so nach allen Seiten, daß seine strahlende Eigenschaft verloren geht und dasselbe, wenn anders der Körper selbst keine Farbe hat, als eine farbenlose Trübe, d. i. weiß erscheint. Eine in erbsengroße Stücke zerschlagene Spiegelscheibe spiegelt das Licht in jedem Theil noch strahlend; ist sie zu Staub zermalmt, so erscheint sie weiß. Gesetzt aber, diese Staubtheile hätten eine durchgehends gleiche Figur, z. B. eine pyramidale, und sie vereinigten sich zu einer ebenen Masse dadurch, daß jedes Theilchen dieselbe Richtung des andern, aber eine schiefe zum Horizonte hätte und die gesammten Spitzen derselben, ihrer Kleinheit wegen unsern Augen als eine ebene Fläche erschienen, so müßte eine doppelte, aber regelmäßige Spiegelung stattfinden, die von einem Gegenstande zwei Bilder gibt, eines nämlich von der Ebene, das andere von den gegen den Horizont in einer und derselben Neigung befindlichen Flächen der einzelnen kleinen Theilchen. So etwas findet bei der Perlmutter und andern ähnlichen und krystallinischen Körpern statt. — Stillstehendes Quecksilber und Wasser sind natürliche Spiegel. Künstliche Spiegel sind mit Zinnamalgam belegte Glastafeln, geschliffene und polirte Metalle (Metallspiegel waren die allerältesten). Da die Metalle leicht anlaufen und ihre Politur dadurch verlieren, so bereitet man solche Spiegel aus Mischungen, welche sich gut an der Luft halten. Spiegel aus Platina haben vor allen andern den größten Vorzug. Gläserne Spiegel sollen nach Plinius zu Sidon erfunden worden seyn. Das Mittel, wodurch sie auf der Rückseite verdunkelt wurden, bestand wahrscheinlich in dunkler Farbe. Vor dem 13. Jahrh. belegte man schon zu Morano bei Venedig die Tafeln mit Amalgam von Zinn. 1638 erfand der Franzose Abr. Thewart, die Kunst, das Glas in Tafeln zu gießen. Dieß geschieht auf eine sehr dicke metallene Platte von Kupfer oder Glockenspeise; wonächst die Masse mittelst einer starken metallenen Walze geebnet, und wenn sie

im Kühlofen abgekühlt ist, geschliffen, polirt und dann mit der Folie belegt wird. Man gießt jetzt in den Spiegelmanufacturen zu Paris Spiegel von 9 Fuß Länge, 5 Fuß Breite und ½ Zoll Dicke. Noch weit größere werden auf den Spiegelgießereien zu St.-Helens in England, zu St.-Ildefonso in Spanien und zu St.-Petersburg verfertigt; auch Deutschland besitzt im Braunschweigischen, zu Berlin u. a. Orten bedeutende Spiegelmanufacturen.

Spiegelmikroskop, s. Mikroskop.

Spiegelsextant, s. Sextant.

Spiegelteleskop, s. Teleskop.

Spiegel zum Desenberg und Canstein (Ferdinand August Maria Joseph Anton Graf), Erzbischof von Köln, stammte aus einer berühmten Familie, die ursprünglich zu den ältesten des kölnischen Adels gehörte, später aber nach Westfalen verpflanzt wurde und zum Besitze des Desenbergs bei Warburg gelangte (wann und wie ist nicht bekannt). Ferdinand August ward am 25. Dec. 1764 auf der seiner freiherrlichen Familie zugehörigen Herrschaft Canstein im preuß. Westfalen geboren. Die erste Ausbildung im elterlichen Hause erhaltend, bezog er in seinem 14. J. das adelige Convict im bischöflichen Seminar zu Fulda, studirte auf der dortigen Adolphinischen Akademie Theologie, römisches und kanonisches Recht. Ausgerüstet mit einer lebhaften Phantasie, mit einem glücklichen und treuen Gedächtnisse, mit schnell auffassendem, tief eindringendem Verstande und ebenso großer Lernbegierde, machte er glänzende Fortschritte; nebstdem richtete er sein Streben auf die Bildung des Willens, auf religiöse Gesinnungen, auf einen tugendhaften Wandel, wodurch er immer mehr seine Herrschaft über seine Neigungen befestigte. 1782 rief ihn die Verleihung einer Dompräbende zu Münster dorthin, wo er an der neuerrichteten Universität seine Studien mit Eifer fortsetzte. Bald in verschiedene Geschäfte hineingezogen, begleitete er 1790 den Kurfürsten Maximilian Franz zur Kaiserkrönung, erhielt eine Dompräbende in Osnabrück, wenige Jahre darauf eine andere in Hildesheim und gelangte 1793 durch den Erzbischof von Köln und Fürstbischof von Münster zur Prälatenwürde eines Vicedominus an letzterm Hochstifte. 1796 ward er zum wirkl. münsterschen Geh.-Rath ernannt und 1799 vom Domcapitel zu Münster einstimmig zum Domdechanten erwählt; Kurfürst Maximilian Franz bestätigte ihn in dieser Würde und verlieh ihm 2 Archidiakonate und die Probstei im Collegiatstifte zu Dülmen. (Im nämlichen Jahre erhielt er die Priesterweihe.) Als solcher zeichnete er sich vortheilhaft aus und wird in dieser Beziehung auch von Niemeyer („Beobacht. auf Reisen", III, 264) erwähnt. Als Münster unter preuß. Herrschaft kam, wurde der Domdechant nicht lange auf die Besorgung bloß kirchlicher Geschäfte beschränkt gelassen, sondern bald mit der Leitung der durch eine Commission beachteten Verwaltung der sämmtlichen Studienfonds beauftragt, und trat mit in das Curatorium der münsterschen Universität. Bei dieser Veranlassung entwickelte er ausgezeichnete Administrationstalente und sorgte sehr einflußreich in politischer und kirchlicher Hinsicht für das Land. Der König, seine Verdienste ehrend, schmückte ihn 1804 mit dem großen rothen Adlerorden. Nach der Besitznahme des Landes durch Frankreich zog er sich auf kirchliche und wissenschaftliche Beschäftigungen zurück, bis er am 14. April 1813 von Napoleon zum Bischof von Münster, wider seinen Willen,

ernannt wurde. Der Sturz des Kaisers befreite v. Spiegel von der Nothwendigkeit, ein Opfer zu bringen, welches für die Kirche und das Land unter der einmal vorhandenen drückenden Nothwendigkeit von so großem Interesse war, und zu dem ihn nur eben die Betrachtung der Dringlichkeit der Umstände hintreiben konnte. Nachdem Münster 1814 unter Preußens Zepter gekommen war, trat v. Spiegel wieder mit Lust in die alte, uneigennützige Thätigkeit und rechtfertigte immer mehr den Biedersinn und die Thatkraft, die man an seinen Namen anzuknüpfen gewohnt war. Besonders machte er sich um die gegenwärtige Organisation der Bisthümer, worin er aus Auftrag des Staatskanzlers schon seit Jan. 1815 arbeitete, verdient. 1816 erhob der König ihn und seinen jüngsten Bruder, Kaspar Philipp, gegenwärtig k. k. östr. Gesandten am k. bair. Hofe, sammt dessen Descendenten in den Grafenstand. 1817 ward er zum Mitglied des Staatsraths und 1819 zum wirkl. Geh.-Rath ernannt. Als das Erzbisthum Köln neu organisirt ward, konnte für die Stelle eines Erzbischofs nicht leicht unter der höhern Geistlichkeit ein Würdigerer gefunden werden, als der durch Klugheit und Gewandtheit, sowie durch Bildung und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Graf Spiegel, wie auch der Minister von Stein in seinen von Gagern herausgeg. „Briefen" urtheilte. Papst Leo XII. erwählte ihn am 20. Dec. 1824, diese Wahl erhielt am 31. Jan. 1825 die königl. Bestätigung. Er schied nun von den Münsterländern, die seiner mit der größten Dankbarkeit gedenken und auch ihm besonders werth waren. Am 20. Mai übernahm er die Verwaltung der Erzdiöcese und ward am 11. Juni zum Erzbischof consecrirt. In geschäftlicher und kirchlicher Beziehung war seine Aufgabe nicht klein. Es lag ihm ob, den kirchlichen Sinn zu befördern, der kathol. Kirche ihre Integrität zu erhalten und den Geschäftskreis der geistlichen und weltlichen Behörden im Verein mit der Staatsregierung zu bestimmen. Demnach war er für die äußere Ausstattung und den Glanz der katholischen Kirche eifrig besorgt; suchte die Reinigkeit des kathol. Glaubens zu erhalten und dem Indifferentismus der franz. Zeit zu steuern, weßhalb er in höhern und niedern Schulen allen Vorstehern, außer einem gründlichen Religionsunterricht, die pünktliche Beobachtung aller Kirchengebräuche zur besondern Pflicht gemacht hat. Nächstdem bemühte er sich mit Ernst und Strenge, die vielen eingerissenen Mißbräuche zu bekämpfen. So hat er 1826 alle Wallfahrtsprocessionen untersagt, auf denen die Waller eine Nacht aus ihrem Wohnorte abwesend seyn mußten. Auch andere Processionen hat er, so viel als thunlich war, beschränkt, und würde dieß in einem noch höhern Grade gethan haben, wenn er nicht bei Ausrottung alter Mißbräuche, z. B. bei der Feier der Kirchweihfeste in Köln, mit der Genußsucht und der Genußliebe der niedern Volksclasse am Rheine zu kämpfen gehabt hätte. Die Vermehrung der kirchlichen Feiertage auf dem linken Rheinufer war zweckmäßig, weil hierdurch eine Uebereinstimmung mit den übrigen kathol. Provinzen der Monarchie zu Stande kam, und überdieß mußten die mannigfachen Uebelstände beseitigt werden, die auf dem rechten und linken Rheinufer aus dieser Verschiedenheit hervorgingen. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete der Erzbischof der wissenschaftlichen Ausbildung des Klerus in seinem Sprengel. Er selbst besaß im Gebiete der Politik, Geschichte, Gesetzgebung, Staats- und Finanzwissenschaft, der Naturwissenschaften, der Literatur des In- und Auslandes ausgebreitete Kenntnisse. Jede wissenschaftliche Bestrebung

Digitized by Google

fand bei ihm Begünstigung. Seine Bibliothek war zahlreich und auserlesen und jedem Gebildeten offen. Sowohl durch sein eigenes Beispiel als durch Verordnungen suchte er eine höhere wissenschaftliche Ausbildung im kathol. Klerus zu erzeugen, wie sie die Zeit erfordert. Besonders einflußreich sind seine Verordnungen vom 16. Aug. 1828 und vom 20. Sept. 1830, nach welchen kein kathol. Theolog zum Empfange der höhern Weihen zugelassen wird, der nicht seine Gymnasialstudien vorschriftsmäßig abgemacht und das zweite Zeugniß erhalten hat. Zum Austausche der Ideen in Beziehung auf Wissenschaft und umsichtsvolle und gedeihliche Amtsführung wurden für die Pfarrer die Dekanats-Conferenzen eingerichtet. Wie die Wissenschaft, so war der Wandel des Klerus bei ihm ein Gegenstand der strengsten Prüfung und Aufmerksamkeit. Vorzüglich waren das Convictorium in Bonn und das Clericalseminar in Köln ein Gegenstand seiner Fürsorge. An den Leistungen der Gelehrtenschulen nahm er ein warmes Interesse und gab den Lehrern seine Theilnahme mannigfach zu erkennen. Schon in Münster war er einer der ersten Beförderer des großen Nationalwerkes: „Monumenta Germaniae historicae", und die von Hermes (s. d.) begründete und in dessen Geiste fortgeführte „Zeitschrift für Philosophie und kathol. Theologie" erfreute sich seiner besondern Theilnahme. Seine Toleranz zeigte sich überall in einem sehr schönen Lichte, und in der That konnte Der, welcher mit einem Stein, Vincke und Niebuhr in vertrauten Verhältnissen gelebt hat, des Gegentheils gar nicht verdächtig seyn. In dieser Beziehung war sein Einfluß auf Rheinpreußen sehr groß, und die glücklichen und friedfertigen Verhältnisse zwischen der kathol. und evangel. Einwohnerschaft in diesen Gegenden sind vorzüglich sein Werk. In Münster sowohl als später in Köln hat er stets den edelsten Gebrauch von seinem sehr ansehnlichen Vermögen gemacht, so bei Gründung des Vereins zur sittlichen Besserung der Gefangenen, bei Unternehmungen zur Beförderung der städtischen Industrie, bei der Gründung des Taubstummen-Instituts in Köln, bei der Collecte zur Reperatur der Domkirche und bei allen Werken der Wohlthätigkeit, wie er denn auch in Münster 8 Jahre lang Dirigent der dortigen Armenverwaltung gewesen war. Die Universität Freiburg ernannte ihn bei der von ihm vollzogenen Einsegnung des dortigen Erzbischofs zum Doctor der Theologie und der Großherzog von Baden verlieh ihm das Großkreuz des Zähringer-Löwenordens mit Eichenlaub. Ungeachtet seines vorgerückten Alters war er ein sehr stattlicher Mann von einem sehr einnehmenden Aeußern. In seinem Privatleben war sein unablässiges Streben, die Menschenwürde rein in sich darzustellen. Bei seinem hohen, feinen und gebildeten Wesen war er freundlich und herablassend gegen Jedermann. Am Krönungsfeste im Jan. 1835 ertheilte ihm sein Monarch den Schwarzen Adlerorden. Fast ein Jahrzehend hatte v. Spiegel zum Segen seiner Erzdiöcese gewirkt, als er auf einer Firmungsreise ins Dekanat Kreseld in der Nacht vom 20. auf den 21. Mai zu Uerdingen plötzlich von einem gefährlichen Gichtübel befallen und auf das Krankenlager geworfen wurde. Als sein Zustand sich ein wenig gebessert hatte, beschleunigte er seine Rückreise nach Köln. Hier steigerten sich aber bald wieder seine Leiden, die er mit einer seltenen Seelenstärke ertrug. Endlich erlöste ihn der Tod von seinen heftigen Schmerzen am 2. Aug. Am 7. ward er mit allen seiner hohen Würde gebührenden Trauerfeierlichkeiten

Digitized by Google

auf Geheiß des Königs im Chore des Domes eingesenkt. Die allgemeine Trauer seiner Diöcesanen, sowie die hohe Achtung seiner Zeitgenossen folgten ihm in die Gruft. Seine Bibliothek hat er seinen Nachfolgern hinterlassen.

Spiel nennt man jede gesellig frohe Thätigkeit des freien Lebens. Nur die schuldlose Freude soll der Grund und Zweck des Spiels seyn; nicht die Sucht nach Zerstreuung oder Gewinn, noch die Scheu vor Langeweile. Jedes Spiel, das nicht Erholung ist, sondern Zeit, Vermögen, Gesundheit, das eigene oder das fremde Glück in wahrscheinliche Gefahr bringt, wird von der Vernunft verworfen, weil es weder aus der schönen Freiheit des Lebens entspringt, noch zur Freude führt. Beim Spiele wird bald vorzugsweise der Körper, bald der Geist in Anspruch genommen. Jenes findet in den Spielen der Kindheit und Jugend, in den gymnastischen Uebungen und bei der Jagd statt. Solche Spiele tragen wesentlich zur Ausbildung des Körpers und zur Befestigung der Gesundheit bei, und können nur durch zufällige Verletzungen und durch Uebertreibung nachtheilig werden. Die Spiele, bei denen vorzugsweise der Geist in Anspruch genommen wird, bilden manche Fähigkeit desselben, wie die Beobachtungsgabe, der Scharfsinn, die Aufmerksamkeit und Erfindungsgabe mehr aus, unterhalten durch den leichten Kampf des Geistes mit dem Zufalle, und belohnen im Fall des Gewinnes vorzüglich die Eigenliebe, dahin gehören manche Kartenspiele, l'Hombre, Whist, manche Würfelspiele z. B. Toccatogli, vorzüglich aber das Schach. Ihr Nachtheil besteht höchstens in dem Verluste der Zeit, die auf andre wichtigere und nützlichere Gegenstände verwendet werden könnte. Aber ein Gift für Körper und Seele, Geist und Herz sind die Hazardspiele (s. d.), deren einziger Zweck der Gewinn durch Zufall ist. Die niedrigste Classe von Spielern gleicht Tollhäuselern, die, leer an Kopf und Herz, mit der lächerlichsten Begierde nach dem bunten Gaukelwerke bemalter Blätter, numirirter Knochenquadrate und der rollenden Kugel haschen, um sich mit Energie an der grünen Tafel ihres Lebensberufes zu Grunde zu richten. — Die Spielthorheit entsteht aus Ehrgeiz, Habsucht, mittelloser Prunk- und Genußsucht, Langeweile und drückendem Bedürfniß. Es gibt daher Gelegenheits-, Gewohnheits- und planmäßige Spieler. Diese Beweggründe, der Geist, das Temperament und die besondern Verhältnisse der Spieler nuanciren ihre verschiedenen Spielarten durch Phlegma, Kühnheit, Furcht, peinliche Unruhe, Wuth u. s. w. Große und verwegene Spieler sind in der Regel geistvolle und energische Menschen. Umgekehrt waren viele große Männer leidenschaftliche Spieler; z. B. Cato, Heinrich IV., Montaigne, Descartes, Duguesclin, Guido, Foy, Rotrou, Voiture, Halifax, Shaftesbury, Lessing. — Privilegirte Spielhäuser sind ein Cloak, durch welche der Staat das Verderbniß der Spielseuche, welche die Luft verpesten würde, in seine besondere Leitung nimmt. Außer in Frankreich (vgl. Paris) und an einigen Badeorten Deutschlands und Italiens, wo die Franzosen sie einführten, besteht in keinem Staate eine Pacht der Spielhäuser. In London sind die Spielhäuser verboten; gleichwohl enthält diese Stadt ihrer über 50 vom ersten und zweiten Range, und wenigstens 100 von untergeordneter Art.

Spielkarten, s. Karten.

Spieß (Christian Heinrich), ein fruchtbarer Romanenschriftsteller aus den letzten Decennien des vorigen Jahrh., geb. 1755 zu Freiberg in

Digitized by Google

Sachsen, war eine Zeitlang Schauspieler und starb als Wirthschaftsbeamter auf dem Schlosse Betdiekan in Böhmen 1799. Das erste Glück, aber auch ein entscheidendes, machte Spieß durch sein Schauspiel „Klara von Hoheneichen", in welchem die tugendhafte Heldin auf die angenehmste Weise flucht und weint, raset und liebt, ein edler Ritter melodisch mit den Ketten klirrt, und einen Landgrafen, der ihn gefangen hält, mit den herrlichsten Scheltwörtern bekämpft, wobei sich besonders die feine Ironie, mit der er dem zürnenden Fürsten Bartlosigkeit vorwirft, gut ausnimmt. Er besaß wahrhaftes Talent und zwar das wichtigste: das Talent der Erfindung; wogegen freilich Darstellung, Beschreibung und Sprache überhaupt weit zurückstehen. Wer sich unter seinen vielen Romanen seines „Mäusefallen- und Hechelnkrämers", seines „Alten überall und nirgends", seiner „Zwölf schlafenden Jungfrauen" ꝛc. erinnert, wird entweder die Erfindung loben, oder doch wenigstens schöpferische Phantasie (wenn auch mitunter nur Ammenphantasie) anerkennen müssen, zugleich aber wieder fast abschrecken über die Unbehülflichkeit, mit der hier das Geschaffene verarbeitet worden ist.

Spießglas (Spießglanz, Antimonium), ein Halbmetall von gräulich-weißer Farbe, die zwischen silber- und zinnweiß steht, von starkem Glanze und geradeblättrigem Gefüge. Es läßt sich bei 810° F. verflüchtigen, und sobald es nach dem Schmelzen langsam erkaltet, krystallisirt es. Es ist sehr spröde, läßt sich pülvern und schmilzt nach dem Rothglühen. Sein spec. Gewicht ist 6,702 bis 6,85. Man gewinnt es aus den Spießglanzerzen, die häufig vorkommen, und aus Spießglanz und Schwefel (Grauspießglanzerz) bestehen, oder Schwefelwasserstoff enthalten (Rothspießglanzerz), oder reines Oxyd (Weißspießglanzerz). Durch die oxygenirte Salzsäure wird das Spießglas zu einer breiartigen, ätzenden Substanz, welche Spießglasbutter genannt wird. Eine Verbindung des weinsteinsauren Spießglases mit spießglashaltigem, weinsteinsaurem Kali gibt den Brechweinstein Solches Spießglas, mit Quecksilber zusammengerieben, gibt den Spießglasmohr. Das gediegene Spießglas wird zum medicinischen Gebrauch, zu Teleskopspiegeln, auch Druckerlettern, zur Reinigung des Goldes, zu Metallcomposition ꝛc. angewendet.

Spillgelder (von dem Worte Spill, welches Spindel, die Hauptbeschäftigung der Weiber unserer Vorfahren, bedeutet) heißen im deutschen Rechte diejenigen Gelder, über welche die Eheweiber ganz allein, und ohne Autorität ihres Mannes oder ihres Geschlechtsvormundes unumschränkt verfügen können. Bei uns werden die Spillgelder nicht ausgesetzt, sondern müssen bedungen werden; ausgenommen das Pathengeld der Frau, welches für Spillgeld gerechnet wird. — Spillmagen nannte man bei den alten Deutschen die Verwandten von mütterlicher oder weiblicher Seite, im Gegensatze von Schwertmagen (s. d.).

Spinet, ein Saiteninstrument, welches jetzt veraltet ist; es wird mit einer doppelten Tastatur gespielt; die vordere Reihe bildet die diatonische Tonleiter, und die zweite die halben Töne. Die Tasten sind lange, flache Streifen Holz, welche wenn sie vorn niedergedrückt werden, hinten einen kleinen Hammer erheben, der, vermittelst einer Rabenfeder, an die Metallsaiten schlägt. Von diesen Federn, welche den Dornen (Spinä) gleichen, wurde das Instrument Spinet, Epinette genannt; vergrößert und vervollkommnet nannte man es Flügel (s. d.). Heutzutage ist das Spinet durch das Fortepiano verdrängt worden.

Digitized by Google

Spinnen, ein bekanntes Geschlecht ungeflügelter Insekten, welches über 100 an Gestalt und Größe sehr verschiedene Arten begreift, indem es Spinnen von der Größe einer ausgebreiteten Mannshand gibt, wie die Buschspinne in Westindien, und wieder andere, die so klein sind, daß man sie nur mit einem Vergrößerungsglase entdecken kann. Sie haben 8 Beine, meistens 8 Augen, 2 Freßspitzen und 5 bis 6 Spinnwarzen, woraus der klebrichte Saft zu dem Faden hervordringt. Ihr Gespinnst hat man in Frankreich zur Verfertigung von Strümpfen und Handschuhen gebraucht. Unsere inländischen Spinnen, worunter die Kreuzspinne die größte, sind unschädliche Thiere und keineswegs als giftig zu fürchten. Vormals hielten abergläubige Menschen sie für entlarvte böse Geister, und ihr Erscheinen gilt noch jetzt bei Einigen für eine üble Bedeutung. Zu den Spinnen, deren Biß giftig ist, gehört die **Tarantel** (s. d.) in Italien und die Buschspinne in Südamerika, die selbst Colibris tödtet, auch Menschen durch ihren giftigen Stich verletzt und daher gefürchtet wird. Die Kreuz-, Haus- und Winkelspinnen sind gute Wetterpropheten. Vgl. hierüber den Art. **Arachnologie**.

Spinnen und Spinnmaschinen. Spinnen heißt in der eigentlichen Bedeutung einen flockigen Stoff zu einem Faden zusammen drehen; nur uneigentlich wird es auch von nicht flockigen Stoffen gebraucht, die sich aber zu einem Faden drehen lassen, wie einige Metalle, Glas ꝛc. Das Spinnen geschieht entweder mittelst eines Rades oder einer Spindel, unmittelbar durch Menschenhand oder durch Maschinen. Das gewöhnliche Spinnrad zum Flachsspinnen war schon im Anfang des 15. Jahrh. bekannt. Die Spindel, deren in Salomo's „Sprüchwörter" (21) schon gedacht wird, zieht man dem Rade vor, weil sie einen feinern, geschmeidigern und lockern Faden liefert, der sich besser bleichen und färben läßt. Das Maschinenwesen hat bei aller seiner Vervollkommnung die Feinheit und Gleichheit der Fäden nicht zu erreichen vermocht, welche die Hindus für ihre, wahrscheinlich schon seit mehren tausend Jahren in ihrem jetzigen großen Umfange bestehenden zahlreichen Baumwollenwebereien auf der einfachen Spindel, dem einzigen Spinnwerkzeuge, welches sie je kannten, zu bereiten wissen. Das dringende Bedürfniß der Vervielfältigung der Spinnereien mit Hülfe des Maschinenwesens (m. s. **Maschinen in Fabriken**) ward 1760 in England, wo die schon im Anfange des 17. Jahrh. stark betriebenen Baumwollenwebereien aus Mangel an Händen am erforderlichen Gespinnste Mangel litten, so empfindlich gefühlt, daß man mehre Versuche machte, die Spinnmethode zu verbessern, bis endlich 1767 James Hargreave eine noch ziemlich rohe Spinnmaschine, unter der Benennung spenning jenny, erfand, die anfangs nur 8 Spindel mittelst eines, durch Menschenhand gedrehten horizontalen Rades in Bewegung setzte, in der Folge aber bis auf 80 Spindel erweitert ward. 1775 erfand Richard Arkwright neue Spinnmaschinen (worüber m. d. A. **Jenny-Maschinen** vergleiche). Solche Spinnmaschinen bestehen in einer schiefen Ebene, an deren obern Rande 24 mit Vorgespinnst gefüllte Spulen stecken. Von diesen werden die Fäden durch den Wagen herabgezogen, ausgedehnt und gedreht und auf 24 andere Spulen oder Bobinen gerollt. Durch ein Rad setzt sich der Wagen in Bewegung, durch einen Tritt wickeln sich die Fäden auf die Bobinen, wenn sie durch Menschenhände bearbeitet werden; anders aber ist die Vorrichtung, wenn Wasser oder Dampfmaschinen die Spinnmühle

Digitized by Google

in Umtrieb setzen. Auf solchen Maschinen spinnt man in England ein Pfund Baumwolle gewöhnlich zu einem Faden von 100 engl. Meilen Länge. Die einzige Verbesserung oder Veränderung, die bis jetzt in Arkwright's Spinnrahmen angebracht ist, findet sich an der vor mehren Jahren in England erfundenen, unter der Benennung: the Trostle, (die Droßel), bekannten Spinnmaschine, mittelst deren Stärke die Beschaffenheit der Fäden mit mindern Kosten verändert werden kann. 1775 vollendete Samuel Crompton aus Bolton die Erfindung einer Maschine, die den Namen mule jenny erhielt, den Vortheil hat, daß die allerfeinsten Fäden, welche den Ruck der Walzen des Spinnrahmens, wenn er das Garn auf die Spulen wickelt, nicht aufhalten können, unversehrt bleiben. Daher gelang es auch 1792 einem gewissen Jonathan Pollard aus Manchester, auf der mule jenny, aus Baumwolle aus der Insel Tabago, einen Faden von 278 Gebinden aufs Pfund zu spinnen, wovon das Pfund zu 20 Guineen an die Muslinfabrikanten zu Glasgow verkauft ward. Die mule jenny war eine Zusammensetzung von Arkwright's Spinnrahmen und Hargreave's spinning jenny, und ward ursprünglich durch des Spinners Hand in Bewegung gesetzt; allein William Kelly aus Glasgow erfand 1792 einen Mechanismus, wodurch ein Frauenzimmer oder ein Kind 2 Maschinen dieser Art, zusammen von 600 bis 800 Spindeln, in Bewegung setzen konnte. In der Folge fand man, daß vor der Vollendung des Gespinnstes eine besondere Mitteloperation, nämlich die des Ausdehnens oder Reckens (Stretching) der Fäden, die Arbeit sehr vervollkommne. Dieß geschieht auf einer besonders dazu eingerichteten mule jenny, dergestalt, daß der Faden nur wenig gedreht wird, damit die Ausdehnung möglich bleibe und das Abreißen verhindert werde. Außer diesen Hauptverbesserungen der Spinnmaschinen haben allmälig so große Vervollkommnungen ihrer einzelnen Theile stattgefunden, daß das Erzeugniß derselben verdoppelt und dagegen der Preis des Garns in erstaunenswerthen Verhältnissen gefallen ist. Zugleich aber hat die Güte des Garns so sehr zugenommen, daß die Weiber in den nämlichen Arbeitsstunden beinahe ebenso viel verdienen können als vor 40 Jahren, obgleich ihr Lohn seit jener Zeit um ein Viertheil vermindert ist. In Frankreich ward die erste Spinnmaschine 1787 von Hrn. v. Calonne eingeführt und in den Fabriken Rouen, Paris, Lille, St.-Quentin, Amiens, Louvers und Montpellier sehr bald mit dem größten Nutzen in Anwendung gebracht; die meisten werden durch Menschenhände oder durch Pferde in Bewegung gesetzt. Doch sind 1817 vier neue, beträchtliche, durch Dampfmaschinen getriebene Spinnereien daselbst angelegt. In der Schweiz ward die erste Spinnmaschine 1798 zu St.-Gallen errichtet und durch ein Wassermühlenwerk getrieben. Außer mehren, durch Wasser getriebenen, großen Spinnmaschinen, rechnet man in der Schweiz etwa 1200 kleinere von der Gattung der englischen mule jennies, vertheilt in Winterthur und dessen Umgebungen, in der Stadt und dem Canton Zürich, in St.-Gallen, Appenzell, Aargau, Thurgau, Genf und St.-Blasius, unweit Basel. In Deutschland zeichnen sich die östreich. Staaten durch ausgebreitete Spinnereien aus. In den Umgebungen von Wien gibt es viele große, durch Wasser getriebene Spinnmaschinen, die dort gänzlich von den Webereien getrennt gehalten werden. Eine große Anzahl kleinerer Spinnmaschinen und eine noch bedeutendere Volksmasse einzelner Hauptspinner wird durch die großen Baumwollmanufacturen in

Prag, Kuttenberg, Lettowitz, Grätz, Kettenhof und Ebersdorf, welche zusammengenommen mit den übrigen Fabriken dieser Classe in den östreich. Staaten 360.000 Menschen beschäftigen, in Bewegung gesetzt. In Sachsen ward nach manchen bedeutenden ohne Erfolg gebliebenen Versuchen die erste Spinnmaschine von den Gebrüdern Bernard zu Chemnitz mit Hülfe eines englischen Mechanikers angelegt. Ihnen folgten bald mehre; allein das Sinken der Preise, in Folge des vermehrten Erzeugnisses, hinderte ihren Erfolg. Napoleons Continentalsystem gab den deutschen Spinnereien neues Leben, bis die Siege der Verbündeten 1813 das Land aufs Neue den Ausländern öffneten. Im Preußischen werden die Baumwollspinnereien von der Regierung sehr befördert. Die russische Regierung hat auf ihre Kosten eine Spinnmaschine in Petersburg anlegen lassen; auf der Spindel wird dort gleichfalls hin und wieder Baumwolle versponnen. Doch führt Rußland jährlich noch etwa 3 Mill. Pfund Baumwollengarn aus England ein. Die Spinnereien in den nordamerikanischen Freistaaten Rhode-Island, Massachusets, Neu-Jersey und Neu-York erfordern bis jetzt noch einen zu großen Aufwand an Handarbeit und Capital, um mit dem Auslande Preis halten zu können. 1819 gelang es dem Hrn. Bauwen's in Gent, welchem Frankreich die erste große Baumwollengarnspinnerei verdankt, den Flachs ebenso wie die Baumwolle zu spinnen. In Wien haben Joh. Ph. Hebenstreit und Joh. Aichinger auf die von ihnen erfundene Flachsspinnmaschine 1819 ein Patent erhalten. Ein sehr feines und weißes Gespinnst hat man von Raupen des Elsbeerbaumes (Prunus padus) durch Hunger verfertigen zu lassen, gelungene Versuche gemacht. — In der Geschichte der Flachsspinnerei ist die künstlich gemachte Erfindung einer Flachsbrechmaschine sehr wichtig. Bisher trennte man den Bast oder die Fasern der Hanf- und Flachsstengel von den sie umgebenden (holzigen) Theilen (den Acheln) durch die Röste (Thau- oder Wasserröste); allein die damit verbundene faule Gährung macht selten alle Stengel in derselben Zeit gleich gar; die Wasserröste verpestet außerdem noch die Luft und tödtet sogar die Fische in dem Wasser; auch ist das Rösten und Brechen des Flachses der Gesundheit der Arbeiter nachtheilig. Chemische Mittel, den Zweck des Röstens zu erreichen, wurden nicht im Großen anwendbar befunden. Endlich erfand 1812 ein Engländer, James Lee, ein mechanisches Verfahren, ohne Röste zu brechen und die Fasern rein von den Acheln zu trennen. Darauf erfanden die Hrn. Hill und Bundy in London zwei Maschinen zum Brechen und Reiben des Flachses und Hanfes. Endlich gelang es 1818 Hrn. Christian, Director des Conservatoriums der Künste der Handwerker in Paris, die große Aufgabe durch eine Maschine von erwiesener Brauchbarkeit zu lösen. Das bisherige Rösten, Klopfen, Brechen und Schwingen wird durch dreimaliges Umdrehen eines Cylinders in der Mitte von 13 Walzen ersetzt. Man gewinnt durch die Maschine an Flachs- und Hanffasern wenigstens 20 Procent mehr als durch das bisherige Verfahren. Auch kann man die Acheln zu Viehfutter brauchen. Endlich werden durch das Verfahren mit der Maschine wenigstens drei Theile des Leinwandbleichens erspart. Die Christian'sche Flachsbrechmaschine wurde 1819 in Augsburg mit einigen wesentlichen Verbesserungen gebaut; sie kostet 120 Fl., also die Hälfte weniger als die pariser.

Spinola (Ambrosius, Marquis v.), ein berühmter span. General,

Digitized by Google

geb. 1569, stammte aus dem alten Hause Spinola aus Genua, dessen Zweige sich in Italien und Spanien ausgebreitet haben. In seinem 20. Jahre nahm er span. Kriegsdienste und zeichnete sich an der Spitze einer italienisch-span. Heerabtheilung in den Niederlanden aus. Er hatte sich ausbedungen, die Besoldung seines Corps selbst zu besorgen, die er dann auf die span. Cassen anwies; wodurch er bewirkte, daß wenn im übrigen Heere wegen Geldmangel laute Unzufriedenheit und Unordnung herrschte, seine 9000 Wallonen Muster des Gehorsams und der Ordnung waren. Sein Ruhm stieg deßhalb durch manche glänzende Waffenthat, und der König von Spanien, Philipp III., ernannte ihm zum General. Der Statthalter, Erzherzog Albert von Östreich, welcher schon über 2 Jahre Ostende belagert hatte, übertrug jetzt dem Spinola, die Einnahme desselben zu bewirken. Am 5. Juni bestürmte er 8 Stunden lang die Veste, ward aber mit einem Verluste von 1000 Mann zurückgewiesen. Im nämlichen Monate machte er einen Versuch zur Entsetzung von Sluys, welches ihm aber ungeachtet seines Muthes und seiner Klugheit nicht gelang. Nun betrieb er mit den größten Anstrengungen die Belagerung Ostendes, eroberte nach einem muthigen Widerstande am 27. Aug. das Fort Sandhill durch die Tapferkeit seiner deutschen Regimenter und brachte die Belagerten durch seine rastlosen Angriffe endlich dahin, daß sie die Uebergabe der Veste anboten, worauf ihnen Spinola eine ehrenvolle Capitulation bewilligte. So kam nach einer Belagerung von 3 Jahren und 11 Wochen den 22. Sept. 1604 Ostende, nachdem es einem Steinhaufen glich, wieder zum Besitze der Spanier, die vor dessen Wällen an 75.000 Mann verloren hatten. Spinola's Ruhm ertönte durch ganz Europa, das auf diese Belagerung unverwandten Blickes geschaut hatte. Er wurde an den König nach Madrid gesandt, um seine glänzende That zu verkündigen. Der dankbare Monarch erhob ihn zum Herzog von St.-Severino, Grand von Spanien und Generallieutenant über die Niederlande, gab ihm die Grafschaft Volgira im Mailändischen und eine Pension von 12.000 Kronen. Hierauf kehrte Spinola nach Flandern an die Spitze des Heeres zurück. Als der Prinz Moritz von Oranien, welcher die Holländer befehligte, seinen Gegner durchschaut hatte, hielt er ihn allerdings von fernern Fortschritten ab, war aber ebenso wenig im Stande, einen entscheidenden Vortheil über ihn davon zu tragen. Von beiden Feldherren wurden die vielen Festungen, das von Canälen durchschnittene Terrain meisterhaft benutzt, einander wechselweise in Schach zu halten. Beide lernten sich gegenseitig schätzen. Endlich bewirkte eine entscheidende Seeschlacht in Gibraltars Nähe, wo die ganze span. Flotte durch den holländ. Admiral Heemskerk zu Grunde ging (1607), daß der madrider Hof zu einem Waffenstillstande die Hand bot, den Spinola mit den Generalstaaten auf 12 Jahre im Haag abschloß (1609). Während dieser Zeit zeichnete sich Spinola in den jülich-klevischen Erbfolgestreitigkeiten aus, nahm als kaiserl. Executor die in die Reichsacht erklärte Stadt Aachen; eroberte Wesel, Kleve u. a. O., ferner den größten Theil der Unterpfalz, mußte aber wegen Ablaufs der Waffenruhe wieder nach den Niederlanden aufbrechen. Hier belagerte er 1622 Bergen op Zoom, mußte sich aber, nachdem er 4 Mal die Peste bestürmt hatte, und der Herzog Christian von Braunschweig nebst dem Grafen v. Mansfeld zum Entsatz herbeieilten, mit vielem Verluste zurückziehen. 1624 schloß er mit 40.000 M. das stark befestigte Breda ein,

um welches er in kurzer Zeit ungeheure Verschanzungen aufwerfen ließ. Prinz Moritz starb unter den Anstrengungen, ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Spinola war durch die sumpfigen Umgeburgen ebenfalls krank geworden; doch setzte er die Belagerung mit großem Eifer fort und zeigte sich seinem Heere stets munter und freundlich. Mehre Ausfälle wies er tapfer zurück und befestigte sich immer stärker in seinem Lager. Endlich nach einer 10monatlichen Einschließung öffnete Breda seine Thore (5. Juni 1625). Spinola's Ruhm hatte jetzt den höchsten Gipfel erreicht; er ward mit Scipio und Cäsar verglichen. Aus Mißgunst der span. Minister und Generale ward der siegbekrönte Feldherr 1628 nach Spanien berufen. Im folg. Jahre ward er nach Italien gegen die Franzosen gesandt, wo er die Veste Casale aufs Aeußerste brachte; aber, weil er von dem span. Hofe schlecht unterstützt wurde, von dem Feinde zurückgetrieben. Dieser Schimpf und der Undank der Spanier, die seine Verdienste nicht zu schätzen wußten, schmerzten ihn so sehr, daß er gleich darauf in eine Krankheit fiel und 1630 zu Mailand starb. Seine letzten Worte waren: „Sie haben mir meine Ehre geraubt"; aber er hinterließ den unbestrittenen Ruhm, einer der größten Heerführer seines Jahrhunderts gewesen zu seyn.

Spinoza (Baruch, oder wie er sich übersetzte, Benedict), einer der größten Denker aller Zeiten, geb. 1632 zu Amsterdam aus einer portug. Judenfamilie, erhielt von der Natur die herrlichsten Anlagen, die der mangelhafte jüdische Unterricht zwar weckte, aber keineswegs befriedigte. Einige Jahre widmete er sich der Theologie, die er jedoch später mit der Philosophie vertauschte. Je mehr seine Kenntnisse wuchsen, um so mehr stiegen seine Zweifel an den Lehren des Talmud und machten ihn kaltsinnig gegen den Ceremoniendienst seiner Glaubensgenossen. Da die Rabbinen ihm seine Einwürfe gegen das Judenthum nicht zu widerlegen vermochten, erklärte er seine Meinung frei heraus und zog sich daher ihren Bannfluch zu. Dennoch hätte er sich nicht vom Judenthum getrennt, wenn nicht Meuchelmord gegen ihn versucht worden wäre. Von den Juden ausgeschlossen, bekannte er sich indeß zu keiner positiven Religion und wies alle Bekehrungsversuche von Seiten dee Katholiken wie der Protestanten mit Sanftmuth zurück. Er lernte nun bei dem berühmten Arzte van Ende zu Amsterdam die latein. und griech. Sprache, verliebte sich in dessen Tochter, die ihm zuweilen Unterricht ertheilte, blieb aber, überboten von einem gewissen Kerkering, ledig. Dabei widmete er sich mit Eifer der Mathematik und Philosophie, besonders der Carteſischen, deren Klarheit ihn anzog, aber seinen Tiefsinn nicht befriedigte. Durch die Judenränke wurde er vom Magistrate auf einige Monate aus Amsterdam verwiesen und fand in der Nähe ein Asyl auf dem Landgut eines seiner Freunde. In dieser Einsamkeit erlernte er, um seinen Unterhalt sich zu erwerben, das Glasschleifen, dabei aber eifrig seinen philosophischen Speculationen obliegend. 1664 ging er nach Rynsburg bei Leyden und mit Ausgang des Winters nach Vorburg bei Haag, wo er 3 bis 4 Jahre lebte, bis er endlich auf Bitten mehrer Freunde sich im Haag niederließ, anfangs auf dem Veerkaay, bei der Witwe van Velden, dann aber, weil es ihm zu hoch kam, auf dem Pavilioengragt bei Heinrich van der Spyck. Hier gab er seine beiden Hauptwerke heraus, die weiter unten erwähnt werden. Nach seiner Feinde Zeugniß selbst war er höchst mäßig, ordentlich und haushälterisch,

sodaß er von sich selbst zu sagen pflegte, er sey wie eine Schlange, die den eigenen Schwanz im Munde, einen Kreis bilde; im Umgang sanft und ruhig, stets gleichmüthig, zugänglich und gesprächig, duldsam, angestrengt fleißig mit Schreiben oder Verfertigung von Mikroskopen und Teleskopen beschäftigt, sodaß er zu 3 Monaten daheim blieb, und sich höchstens bei einer Pfeife Taback oder einem Spinnenkampfe, der ihn recht von Herzen ergötzte, erholte. Seine Uneigennützigkeit bewies die Ausschlagung eines Geschenks von 2000 Fl. und eines bedeutenden Vermächtnisses seines Freundes Simon van Vries, den er aber an seinen Bruder erinnerte, worauf van Vries ihm einen Jahrgehalt von 500 Gulden aussetzte, den wiederum Spinoza auf 300 herabsetzte. Ebenso überließ er seinen habsüchtigen Schwestern die ihm gerichtlich zugesprochene väterliche Erbschaft, bis auf ein Bette, nur daß er sein Recht behaupten wollte. Er hatte viele bedeutende Freunde, mit denen er in Briefwechsel stand. Der Prinz Condé wollte ihn 1672 in Utrecht kennen lernen und sendete ihm durch den Oberst Stouq einen Paß. Spinoza reiste ab, fand ihn aber nicht mehr, weil ihn Geschäfte abgerufen hatten. Der Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, wollte ihn als Lehrer der Philosophie mit voller Lehrfreiheit in Heidelberg anstellen, aber Spinoza schlug es aus. Ueber 20 Jahre war er schwindsüchtig, und auch darum höchst mäßig, aber vielleicht ebenso durch die Macht des klaren Geistes als durch die Wohlthätigkeit der Natur gegen diese Art Kranken, ruhig und getrost. An den Folgen seiner Krankheit entschlummerte er unvermuthet am 22. Febr. 1677. Was man auch nach seinem Tode ihm Schuld gegeben hat, beruhte größtentheils auf Verleumdung und Uebertreibung. Sein Leben ist von mehren, besonders von Diez (Dessau 1793, 8.) und Philipson (Braunschw. 1790) beschrieben worden. Seine, in lat. Sprache abgefaßten Schriften sind: 1) Die Principe der Carteſischen Philosophie nebst Anhang metaphysischer Gedanken (Amsterd. 1663, 4.); 2) Theologisch-politische Abhandlung, worin gezeigt wird, daß Denkfreiheit nicht nur ohne Nachtheil der Frömmigkeit und des Staatsfriedens geduldet, sondern nur mit Staatsfrieden und Frömmigkeit aufgehoben werden könne (1670, 4.); 3) Nachgelassene Werke (Amsterd. 1677, 4.), nämlich: a) die Ethik, geometrisch erwiesen; b) eine politische Abhandlung; c) ein unvollendetes Werk über die Berichtigung des Verstandes; d) eine unvollendete hebr. Grammatik und e) Briefe. H. E. G. Paulus hat diese Werke des Spinoza (Jena 1802—3) in 2 Bdn. herausgegeben. Hier die Hauptsätze seiner Lehre von Gott und der Welt: Alles Werden muß ein Seyn zum Grunde haben, nach dem alten Worte: „Aus Nichts wird Nichts", einem Satze, der von Spinoza mit der äußersten Strenge festgehalten ward. (Mit jenem ersten Lehrsatze trennte sich Spinoza von seinem Lehrer Descartes, der zwar auch von dem Begriffe des Seyns ausging, aber denselben nur als Verstandesbegriff behandelte und erst auf analytischem Wege zu der Idee eines absolut nothwendigen Seyns gelangte, mit welchem Spinoza anhob.) Das Seyn, als das Unwandelbare, kann kein Veränderliches hervorbringen. Das Werden oder das Endliche ist also gleich ewig mit dem Seyn oder dem Unendlichen. Das Erstere kann, seiner Natur nach, nicht für sich bestehen, folglich nicht außer dem Unendlichen seyn; Beide, Endliches und Unendliches, bilden eine absolute Einheit, und der Inbegriff aller Dinge ist mit dem Unendlichen Eins. Aber dieser Inbegriff ist nicht aus end-

lichen Dingen zusammengesetzt, sondern ist ein Ganzes im strengsten Sinne, wie etwa Raum und Zeit, und nur in und nach ihm kann das Endliche gedacht werden. Es ist hier von einem Nach und Ehe der Natur, nicht der Zeit nach die Rede, wie etwa das Denken seiner Natur nach auch eher ist als der Gedanke. Ebenso ist das absolute Seyn (Urseyn, Substanz) das Erste in allen Dingen, Spinoza's Gott. Diese Gottheit aber ist kein einzelnes, abgesondertes Ding, und ihr kann weder ein besonderes Denken, noch eine eigne besondere Ausdehnung zugeschrieben werden. Sie ist Urstoff, reine Materie, allgemeine Substanz. Das einzelne Ding, sofern es nur auf eine gewisse bestimmte Weise da ist, ist das Non-Ens; nur das unbestimmte, unendliche Wesen ist das wahrhafte Seyn. Eigenschaften Gottes sind unendliche Ausdehnung und unendliches Denken: Beide machen aber zusammen nur Ein unzertrennliches Wesen aus. Die körperlichen Dinge sind nur mode der Bewegung und Ruhe in der unendlichen Ausdehnung. Aus dem Gesagten wird klar, wie der Gott des Spinoza, als das Princip alles Wirklichen, sich als durchaus ohne Individualität darstellt. In dieser Einheit entbehrt die Gottheit der Wirklichkeit, die nur im Einzelnen ausgedrückt seyn kann, und die auf Dem beruht, was Spinoza natura naturata (erschaffene Natur) nennt, im Gegensatze der natura naturans (der unerschaffenen Natur, d. h. der Gottheit, als einer freien Ursache). Dieß das oft mißverstandene Eins und Alles der Spinozisten. — In enger Verbindung mit diesen Grundideen steht Spinoza's Lehre von dem menschlichen Geiste. Derselbe ist ihm nichts anders, als der unmittelbare Begriff, das Bewußtseyn eines wirklich vorhandenen einzelnen Dinges, welches letztere, als unmittelbarer Gegenstand eines solchen Begriffs, Leib heißt. Wie der Geist oder die Seele mit dem Leibe, ebenso ist mit der Seele das Bewußtseyn ihrer selbst verknüpft, folglich als unmittelbarer Begriff von dem unmittelbaren Begriffe des Leibes. Beide sind übrigens ebenso wesentlich Eins und dasselbe, wie Leib und Seele. Die Begriffe der einzelnen Dinge, ebenso wie diese Dinge selbst, entspringen unmittelbar aus Gott auf eine unendliche Weise und sind in ihm, — die Dinge in der unendlichen Ausdehnung, die Begriffe in dem unendlichen Denken Gottes. Jeder vollkommene Begriff, der in Gott ist, ist wahr. Der Irrthum ist nur Verneinung, Privation, und gründet sich auf Meinung und Einbildung. Ihm steht entgegen die anschauliche oder Vernunft-Erkenntniß, die die Dinge als ewig und nothwendig betrachtet. Denn es gibt für die höhere Anschauung keine Freiheit des menschlichen Willens, überhaupt kein absolutes Vermögen zu wollen oder nicht zu wollen; aller Wille ist vorher bestimmt von Ursache zu Ursache bis ins Unendliche. Der Geist strebt, sein Daseyn zu erhalten; dieses Streben, allein auf den Geist bezogen, heißt Wille, auf Körper und Geist zugleich bezogen, Neigung. Was diesem Streben widerspricht, erweckt Traurigkeit; was ihm förderlich ist, Freude. Freude und Traurigkeit, begleitet von der Vorstellung ihrer Sache, sind Liebe und Haß. Die Kraft, wodurch sich der Mensch in seinem Daseyn erhält, ist beschränkt, und der Mensch, als Theil der Natur, muß derselben gehorchen; dieß die menschliche Knechtschaft. Die Vernunft hat, als im Zustande der Knechtschaft, keine unbedingte Herrschaft über die Affecten, wohl aber vermag sie durch Deutlichkeit der Erkenntniß die Affecten zu mäßigen. Dieß der Charakter der Weisheit und Liebe zu Gott, welcher das höchste Gut ist. — Der menschliche Geist

Digitized by Google

kann nicht ganz mit dem Körper vernichtet werden; denn es ist Etwas in ihm, was seiner Natur nach ewig ist. Diese Ewigkeit ist aber verschieden von der Fortdauer, die mit der Dauer des Körpers ihr Ende erreicht. — Möge dieser kurze Abriß der Lehrsätze Spinoza's dem Leser genügen! Wer sich näher unterrichten will, den verweisen wir zunächst auf die Schriften des scharfsinnigen Denkers selbst. (S. über Spinoza's System auch Jacobi, „Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn" (Berlin 1785, 2. Aufl. 1789), und Dessen „Sämmtliche Schriften" (4. Bd., 1. Abth.); Moses Mendelssohn's „Morgenstunden" (Berlin, 2. Aufl. 1786) und „An die Freunde Lessing's, ein Anhang zu Jacobi's Briefwechsel" (Berlin 1786); ferner: „Natur und Gott nach Spinoza", von G. K. Heydenreich (Leipzig 1789), nebst dessen „Animadversiones in Mosis Mendelii filii refutationem etc." (Ebend. 1786); ferner: „Gott, Einige Gespräche von Herder" (Gotha 1787). Endlich vgl. auch Franke, „Ueber die neuern Schicksale des Spinozismus und seinen Einfluß auf die Philosophie überhaupt" (Schlesw. 1812).

Spirallinie. Die höhere Geometrie betrachtet gewöhnlich 2 Linien dieser Art: die logarithmische und die Spirallinie des Archimedes (s. d.); hier kann nur von der bekanntern letztern die Rede seyn. Sie entsteht, wenn der Mittelpunkt eines Kreises dergestalt gleichförmig auf dem indeß die Peripherie ebenfalls gleichförmig durchlaufenden Radius fortrückt, daß er nach Vollendung eines solchen Umlaufs mit dem entsprechenden Umfangspunkte zusammenfällt. Für den verlängerten Radius kann man sich diese Bewegung fortgesetzt denken, und diese Spirale geht demnach aus dem Kreismittelpunkte heraus und entfernt sich von demselben in ununterbrochenen Schraubengängen. Die Spiralfeder einer Taschenuhr mag einen Begriff davon geben. Ihre Theorie findet man im 4. Bde. von Klügel's „Mathem. Wörterb." (Leipz. 1823). S. auch darüber „De lineis spiralibus", verfaßt von Hausmann (Leipz. 1790, 4.).

Spiritualen, der Name mehrer, zu verschiedenen Zeiten hervorgegangener Sekten, welche die Gabe des Geistes allein, oder im höhern Grade wie Andere zu besitzen glaubten. — 2) Die besondern Aufseher der Frömmigkeit der Zöglinge in den Priesterseminarien der kathol. Bischöfe, welche die Andachtsübungen in diesen Anstalten leiten. Auch eine Partei der Franciscaner (s. d.) nannte sich Spiritualen.

Spiritualismus ist das System jener Philosophen, welche der menschlichen Seele Spiritualität beilegen, d. i. sie für eine von dem Körper ganz verschiedene, ungleichartige, einfache, unzerstörbare, intellectuelle Substanz erklären. Sie stehen den Monisten, die überhaupt nur einerlei Arten von Substanzen annehmen, und den Materialisten entgegen, die nur das Daseyn körperlicher Substanzen behaupten. (S. Materie.) Ein spiritualistisches System war das des Carteslus.

Spittler (Ludwig Timotheus), einer der vorzüglichsten Geschichtschreiber der Deutschen, war 1752 zu Stuttgart geboren. An dem Gymnasium seiner Vaterstadt erhielt er seine erste literarische Bildung, und studirte, von seltenen Talenten begünstigt, vorzüglich die Musterwerke der Griechen und Römer, die geschichtlichen und philosophischen Wissenschaften. Schon im 16. J. exerpirte er historische Schriften und bemühte sich um kritische Entdeckungen; dabei richtete sich sein Scharfsinn vorzüglich auf das Politische und Praktische. Um seine Kenntnisse zu vervollkommnen, bezog Spittler 1771 die Hochschule zu Tübingen, ging von

hier 1775 nach Göttingen, und wurde 1777 Repetent im theol. Stifte zu Tübingen, wo er einige kirchenhistorische Schriften herausgab. 1779 folgte er dem Rufe als Prof. der Geschichte nach Göttingen, wo er zahlreich besuchte Vorlesungen über die politische und neuere Geschichte hielt. 1788 ward er zum k. großbrit. Hofrathe ernannt. Endlich verleideten ihm gespannte Verhältnisse mit Heyne und sein Trieb nach höherer Wirksamkeit im Staatsdienste das akademische Leben. Er kehrte daher 1797, vom Herzog Friedrich Eugen mit dem Charakter eines wirklichen Geh.-Raths beehrt, in sein Vaterland zurück, wo er 1806 vom König Friedrich I. in den Freiherrnstand erhoben, zum Staatsminister, Präsidenten der Oberstudien-Direction und Curator der Universität Tübingen ernannt wurde und das Großkreuz des Civilverdienstordens erhielt. Man entfernte ihn jedoch von dem eigentlichen Ziele seiner Wünsche, von der höhern politischen Thätigkeit, weil man den edel und großdenkenden Mann seines fein berechneten Benehmens und absichtlichen Vorstrebens wegen verkannte und ihm nicht traute. Auch in seinem Wirken als Curator und Präsident sah er sich gelähmt. Gram über die Täuschung seiner Hoffnungen untergrub seine Gesundheit und beschleunigte seinen Tod, der am 10. März 1810 erfolgte. Spittler verstand die seltene Kunst, den pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten und das Eigenthümliche der Umstände und Charaktere mit wenigen Worten so hervorzuheben, daß die Einbildungskraft nicht der Hülfe malerischer Beschreibungen bedurfte. Dieses Talent zeigte sich besonders in den historischen Werken, durch die sein Name zuerst ein Ansehn erhielt, dem „Grundriß der Geschichte der christl. Kirche" (Gött. 1782, 1806) und der „Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzogen" (Gött. 1783). Ferner schrieb er eine „Geschichte des Fürstenthums Hanover" (Gött. 1786, 2 Bde.); „Entwurf der Geschichte der europ. Staaten" (Berlin 1793), ein Meisterwerk, welches bis jetzt noch unübertroffen geblieben. Es berücksichtigt nämlich zunächst bei allen dargestellten Staaten und Reichen das Entstehen und die allmälige Ausbildung der Verfassung derselben; es zeichnet die Geschichte der Staaten in kleinen Umrissen, und in einem edlen und kräftigen Style; es deckt unverholen die Fehler und Gebrechen der einzelnen Verfassungen und Regierungen auf und entwickelt den Einfluß derselben auf die politische Geltung der Staaten in den einzelnen Zeiträumen; es enthält endlich bei jedem einzelnen Staate eine ausgewählte Literatur der dahin gehörenden Schriften, gewöhnlich mit kurzer Angabe ihres Werthes. Nach Spittler's Tode ergänzte, in der 2. Aufl. 1807, Sartorius dieses Werk, dem es meistens gelang, die Kürze und Kraft des Spittler'schen Styls zu treffen. Auch schrieb Spittler eine „Geschichte der dänischen Revolution von 1660" (Berlin 1796). Von seinen frühern Schriften zeichnen sich durch tiefforschenden und selbständigen Geist aus: „Kritische Untersuchung des 60. laodicäischen Kanons" (1777); „Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des Pseudo-Isidors" (1778), und „Geschichte des Kelchs im Abendmahle". Außerdem besitzen wir von ihm viele Abhandlungen im „Gött. historischen Magazin", das er mit Meiners redigirte. Man lese über ihn Plank (vor Spittler's „Kirchengeschichte", 1812), Heeren und Hugo (Berlin 1812) und v. Woltmann in den „Zeitgenossen" (Nr. VI). Spittler's geistreich skizzirte Vorles. über die Geschichte des Papstthums, mit Anmerkungen von Gurlitt

Digitized by Google

(Hamb. 1824—28, 4.), vervollständigt von Paulus (Heidelb. 1826), sowie Spittler's „Gesch. der Kreuzzüge" und desselben „Gesch. der Hierarchie von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation" hat K. Müller aus Gurlitt's liter. Nachlaß (Hamb. 1827 fg.) herausgegeben. Seine sämmtl. Werke, herausgeg. von seinem Schwiegersohne K. Wächter, erschienen 1827 fg. zu Stuttgart.

Spitzbergen, eine 1390 QM. große Inselgruppe nordöstlich von Grönland, das nördlichste Land auf der nördlichen Erdhälfte, im Eismeere, an der äußersten Grenze aller Vegetation und Schifffahrt; wird gewöhnlich zu Amerika gerechnet, und wurde 1553 von dem Briten Willoughby entdeckt, 77° — 82° N. Br. Den längsten Tag und die längste Nacht, welche 5 Monate dauern, durchleben hier die Russen; alle Jahre bringt nämlich ein Schiff von Archangel nach dem Hafen Scheerenburg (80° N. Br.) eine Jäger- und Fischercolonie, die im nächsten Jahre von einer andern abgelöst wird. Das Meer wirft Holz im Ueberfluß aus. Die Felsengipfel dieser Insel sieht man in einer Ferne von 20 Meilen. Sie stellt sich in einem wunderbaren Glanze von der Farbe des Vollmondes dar, indeß der Himmel, der das Land bedeckt, weißlich erscheint. Das prachtvollste Schauspiel ist der Untergang der Sonne. Die Magdalenenbay ist geräumig genug, um die ganze Marine von Großbritannien zu fassen. Die feierliche Stille, die hier herrscht, wird nur bisweilen durch ein Geräusch unterbrochen, wie das von einem fernen Gewitter, von den Eis- und Felsenstücken, die auf den Seiten dieser gewaltigen Gebirge, von einer Stufe zur andern prallend, ins Meer stürzen. Die Felsen sind zum Theil mit Vogeleiern bedeckt. Die meisten Pflanzen auf Spitzbergen wachsen, blühen und besamen sich binnen 4—6 Wochen. Das größte Gewächs ist nicht über 3—4 Zoll hoch. Man findet Cochlearia pflanzen, wilden Sellerie, Cichorie, Wasserkresse, Moos und Farrenkräuter. Man sieht hier weiße Bären von ungeheurer Größe, weiße Füchse, Gemsen, 20 verschiedene Arten Land- und Seevögel, wilde Gänse, Enten, Meerpapageyen, Möven, wilde Tauben, weiße Enten mit einem prächtigen Kopfe von Scharlachfarbe und gelben Füßen, und den Schneevogel, der ebenso schön singt als der Blutfink. Auf der Nordbank fangen die Russen Wallfische, Einhörner, Rennthiere, Eidergänse, Bären und Füchse. Die neuesten Nachrichten enthält des schottischen Wallfischfängers und Naturforschers W. Scoresby's „Beschreibung der Nordpolarländer".

Spitzen oder Kanten, ein schmales, aus Zwirn oder Seide verfertigtes, bandartiges Fabricat; sie sind gewebt, geklöppelt oder genäht. Die gewebten kommen selten vor; die genähten (Merletti, Points, Dentelles à l'aiguille) waren schon den Römern bekannt; die geklöppelten wurden in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. zu Annaberg in Sachsen erfunden. Die brüsseler übertreffen alle andere Points an Feinheit, Güte, Schönheit und Dauerhaftigkeit. Sie behaupten diesen Ruf schon seit Jahrh. und ihre Verfertigung soll noch jetzt 10.000 Menschen beschäftigen.

Spitzen (elektrische). Daß zugespitzte Enden leitender unisolirter Körper die merkwürdige Eigenschaft haben, das elektrische Licht schneller auszusenden, andere elektrische Erscheinungen aber schwächer zeigen, als stumpf geendete Körper, hat Nollet 1746 zuerst bemerkt. Ellicot, von ihm mit dieser Entdeckung bekanntgemacht, hat 1747 die Ursache dieser Erscheinung zu erklären versucht. Ueberhaupt aber sind die Meinungen

Digitized by Google

der Physiker darüber noch verschieden. Hauptsächlich ist diese Sache unter Franklin's Händen, durch die Anwendung auf die Blitzableiter (s. d.) äußerst wichtig geworden. S. unter A. Franklin's „Briefe über die Elektricität" (Leipz. 1758) und Cavallo's „Abhandl. der Lehre von der Elektricität" (a. d. Engl., 3. A., Leipz. 1785), auch Biot's „Lehrbuch der Physik".

Spix (Johann Baptist v.). Dieser berühmte Zoolog neuester Zeit, geb. 1781 zu Höchstadt an der Aisch in Baiern, studirte zu Bamberg, wo er die philosophische Würde erhielt, und ging hierauf ins geistliche Seminar nach Würzburg, um sich zum Priesterstande zu bilden. Nach 2 Jahren verließ Spix jedoch diese Anstalt und widmete sich nun den medicinischen Wissenschaften, worin er 1806 von der würzburger Hochschule zum Doctor creirt wurde. Nach überstandener Prüfung in der vergleichenden Anatomie zu München, ließ ihn die Regierung für dieses Fach 1806 nach Paris reisen. Hier erfreute er sich des lehrreichen Umgangs Cuvier's, benutzte die Anstalten des Jardin des Plantes, arbeitete in der vergleichenden Anatomie unter Cuvier's Leitung, besuchte oft das reiche Museum der Künste, machte um die Seethiere kennen zu lernen, einen Ausflug nach Havre de Grace, bereiste dann das südliche Frankreich, die für den Natur- und Kunstfreund gleich interessanten Meeresküsten und die Städte Italiens, bestieg den Vesuv und kehrte von Neapel über Rom, Florenz, Bologna, Pavia und Mailand durch die Schweiz nach München zurück. Seine Verdienste schätzend, nahm ihn die dasige Akademie der Wissenschaften als Adjunct auf und ernannte ihn, nach Erscheinung seiner trefflichen „Geschichte der Beurtheilung aller Systeme der Zoologie von Aristoteles bis auf gegenwärtige Zeit" (Nürnb. 1811) zum Conservator der zoologisch-zootomischen Sammlungen. 1813 wurde Spix zum ordentlichen Mitgliede der Akademie erhoben. 1817 unternahm er in Verein mit Dr. Martius, aus Auftrag des Königs Maximilian eine Reise zur Erforschung Brasiliens, in dessen Hauptstadt Rio de Janeiro sie den 24. Juli ankamen. Beide gingen von Rio zu Lande nach St.-Paul und Porto Feliz, durchzogen dann die Capitania von Minas-Geraës, wo sie die Gold- und Diamantengruben und in Minas-Novas das Vorkommen der übrigen Edelsteine untersuchten; hierauf drangen sie über den Rio S.-Francisco bis in das Thal des Rio Tocantin vor, und von da zogen sie am Rio Formoso und Carinhanha über Villa de Rio das Contas nach der Hauptstadt Bahia. Hier trafen sie Anstalten zu einer zweiten Entdeckungsreise ins Innere, auf welcher sie im Kampfe mit dem größten Mangel an Wasser einen Block gediegenen Meteoreisens auf dem Monte Santo aufsuchten, bei Joazeiro nochmals über den Rio S.-Francisco setzten und durch die Capitania Piauhy auf dem Rio Itapicura in der Stadt Maranhas und von da zu Meere in Gran-Para anlangten. Sie schifften sich im Juli 1819 auf dem großen Amazonenflusse ein, besuchten die Mündung des Rio Tocantin, die Festung Gurupa, die Mündung des Rio Xingu, Tapajos und die Flußenge Pauxis, den Ort Villa nuova da Rainha, die Mündung des Rio Madeira, des Rio Negro und den Ort Ega. Hier, wo der Amazonenstrom den Namen Solimaëns annimmt, trennten sich die Reisenden zur bessern Erforschung des Landes. Dr. v. Martius beschiffte den Yapura bis zu der obern Kataraкte von Araracoora an der Grenze des Gebiets von Popayan; Dr. v. Spix aber den Solimaëns, die Mündung des Rio

Yaruca, Jucy, Iça javarry bis an den Ort Tabatinga, der Grenze von Brasilien und Para; von da fuhr er seitwärts den Rio Iça herab, besuchte den Rio Branco und den Ort Barcellohn, und beide Reisende hatten nach mehren Monaten die Freude, sich in der Villa des Rio Negro zu umarmen, von wo sie, nach vielseitigen Streifzügen gegen Guayana hin, am Ende Juni in der Stadt Para wieder eintrafen und hier ihre Abfahrt nach Europa bewerkstelligten. Ueber diese für die Erweiterung der Naturwissenschaft wichtige Reise haben Beide mehre Werke mit Karten und Kupfern herausgegeben. Spix starb zu München am 13. Mai 1826, der königl. baier. Akademie der Wissenschaften ein Capital von 45.000 Fl. vermachend. Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch „Cephalogenesis etc" (München 1815, Fol.), in welcher er den Kopf des Menschen in seiner fortschreitenden Entwickelung vom Insekt durch alle Thierclassen und Familien und gleichsam als Blüthe des ganzen menschlichen Körpers betrachtet.

Splanchnologie oder Eingeweide-Lehre heißt im weitern Sinne die Lehre von dem Baue, der Lage, Größe, Dicke, kurz den physischen Eigenschaften der Eingeweide, welche sich in den 3 Höhlen, Kopf, Brust und Unterleib, des thierischen und menschlichen Körpers befinden. Im engern Sinne beschränkt sie sich auf die Theile im Unterleibe. Die Splanchnologie ist ein Theil der Anatomie (s. d.).

Spleen heißt im Engl. die Miliz. Doch bedeutet der Ausdruck Spleen gemeiniglich eine gewisse Art Hypochondrie, an der die Engländer vorzugsweise leiden. Sie zeichnet sich besonders durch einen unüberwindlichen Lebensekel aus, der oft die Leidenden zum Selbstmorde treibt. Da die Krankheit, zum wenigsten in dem heftigen Grade, die vornehmere und reiche Classe befällt, so scheint ein schwelgerisches Leben und eine frühe Vergeudung der Lebenskraft, die so leicht Ueberdruß am Leben mit sich führt, gleich vielen Antheil an der Begründung der Krankheit zu haben, als das feuchte und nebelige Klima von England.

Splint nennt man die über dem Holze, zwischen der Rinde und dem Kerne liegende, weiche und feuchte, mit Flüssigkeiten erfüllte Haut.

Spohn (Fr. Aug. Wilh.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten unserer Zeit, geb. 1792 zu Dortmund, studirte von 1804—10 an der Schulpforte, dann zu Wittenberg Philologie und Alterthumswissenschaft. Als er promovirte, um sich dem akademischen Leben zu widmen, bewies der Vorzug, den er einer Untersuchung über Homer's Geographie über eine christlich-archäologische gab, die von nun an entschiedene Richtung seines Strebens. Die von ihm 1814 erschienene Schrift „De agro Trojano in carm. Hom. descr. comm. geogr. critica", welche eine Menge Hypothesen über die Ebene von Troja auflöste, machte ihn in der literarischen Welt vortheilhaft bekannt. Spohn ging 1815 nach Leipzig, wo er seine gründlichen und scharfsinnigen „Comment. de extrema Odysseae parte", welche für die Begründung der Wolf'schen Hypothese sprechen, herausgab, und sich hierdurch das Recht der öffentlichen Vorträge erwarb. 1818 erhielt er eine Professur an der leipziger Hochschule, die er durch Bekanntmachung zweier geogr. Arbeiten des Nicephorus Blemmidas antrat. 1819 wurde Spohn ordentlicher Prof. der griech. und lat. Sprache und gab eine Dissertation über Tibull heraus. Auch besorgte er 1819 eine kritisch bearbeitete Edition des Hesiod. Oeffentliche Vorträge führten ihn später dem Theokrit zu, von

dem er in 3 Programmen („Lectiones Theocriteae", 1822 und 23) handelte. Trotz seiner Kränklichkeit war er als Lehrer musterhaft thätig, und die Forschungen, die seinen Vorlesungen vorausgingen, führten ihn nunmehr dem ägyptischen Alterthum zu. Zwei Abdrücke der Rosette-Inschrift (s. d.) wurden ihm die nähere Anregung zum Studium der Hieroglyphen. Mit ziemlicher Leichtigkeit las er, seiner Versicherung zufolge, sowohl demotische als hieratische Schrift. Alles dieses betrieb er mit stets wachsendem Eifer: aber leider allzu geheimnißvoll, man könnte sagen, geheimnißvoll gegen sich selbst. Denn für das Werk über die Literatur der Aegypter, das er von nun an beabsichtigte, sammelte er zwar eifrig den Stoff (die preuß. Behörden unterstützten ihn großmüthig mit allem für seinen Zweig Brauchbaren aus der reichen Minutolischen Sammlung, als er sie 1822 in Berlin selbst kennen lernte), aber er schrieb so wenig auf, daß sein Apparat leider nicht hinreichte, so weit man jetzt darüber urtheilen kann, um Einsicht in sein ganzes Verfahren zu gewähren. Von den mannigfaltigsten Plänen zu einer edlen Wirksamkeit rief ihn 1824 der Tod ab. Von seinen ägyptischen Studien fanden sich meist bloß lithographirte Blätter und Versuche einer Uebersetzung vor, die seinem Schüler und Freunde, dem Prof. Seyffarth übergeben, u. d. T.: „Spohn de lingua et literis veterum Aegyptiorum etc." (Leipz. 1825, 4.) bekannt geworden sind.

Spondeus, s. Rhythmus.

Sponsalien (Verlöbnisse), s. Ehe.

Spontaneität, Selbstthätigkeit, oder die Form der Thätigkeit, vermöge deren sie von Innen, d. i. vom Geiste aus, zu wirken anfängt. Sie ist also entgegengesetzt der Receptivität (Empfänglichkeit, Erregbarkeit), welche darin besteht, daß eine Thätigkeit sich von einer äußern abhängig zu äußern anfängt. Wir reden sowohl von Spontaneität des Wahrnehmens als des Denkens und Wollens. Erstere besteht darin, daß wir nicht durch eine Erscheinung selbst zum Wahrnehmen veranlaßt werden, sondern unsere Wahrnehmung auf einen Gegenstand richten. Spontaneität des Denkens tritt ein, wo der Verstand sich selbst in Thätigkeit setzt. Im Allgemeinen aber nennen wir die Receptivität des Erkenntnißvermögens Sinn, die Spontaneität Vernunft. Die Receptivität des Bestrebungsvermögens ist der Trieb, die Spontaneität desselben oder das selbstthätige Streben nennen wir das Wollen. Gleichwohl ist das Wollen oder die Willkür noch nicht das sittliche Wollen und die mit ihm verbundene Freiheit. Denn nur die Selbstthätigkeit des Bestrebungsvermögens, welche der Vernunft folgt, ist sittlicher Wille, und die moralische Freiheit ist das Vermögen und der Zustand, sich selbst vom äußern Antrieb unabhängig durch Vernunft zu bestimmen.

Sporaden. Die Inseln im griech. Archipelagus wurden von den Alten in Sporades, d. i. zerstreut liegende Inseln, und in Cyklades (s. d.), d. i. Kreisinseln, weil sie gewissermaßen im Kreise um Delos herumliegen, abgetheilt. Beide Benennungen sind noch jetzt üblich. Die Sporaden, längs der Küste Kleinasiens von Smyrna bis Knidos, gehören zu Asien. Die merkwürdigsten sind Chios (Scio), Samos, Pathmos (s. d.); Kos, jetzt Stanko, der alten Stadt Knidos auf der dorischen Küste gegenüber, das Vaterland des Hippokrates, hat einen guten Hafen mit einer türk. Besatzung; die großen Inseln Rhodus und Lesbos (s. dd.) u. a. m. Englands Politik hat sie 1830 der Pforte gelassen.

Sporteln, Gerichtsgebühren, von dem lat. sportula, ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik Denen, die bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen seyn konnten, ihren Antheil an Speisen nach Hause schickte; welche Gabe nachher, unter der nämlichen Benennung, in Geld verwandelt wurde. — Sporteltaxe, gesetzliche Vorschrift, wie viel dem Richter für jede gerichtliche Handlung oder dem Advocaten für jede Arbeit und Bemühung zukommt.

Spott ist ein scharf ausgesprochener oder überhaupt geäußerter Tadel. Mit diesem hat er also gemein die Mißbilligung eines Gegenstandes, und zwar eines solchen, welcher wirklich unvollkommen ist oder für unvollkommen gehalten wird, und im Gebiete der Freiheit liegt. Er entspringt entweder aus der Absicht zu bessern, z. B. die Heuchelei; oder aus Leichtsinn und Eitelkeit, wie der Spott des Witzlings, oder aus wirklicher Absicht zu schaden, aus Bosheit. Der Spott erniedrigt, setzt herab, und seine vorzüglichsten Mittel sind Satyre und Ironie.

Sprache, in physischer Hinsicht, das merkwürdige Eigenthum des Menschen, wodurch der Geist am bestimmtesten, vollkommensten und deutlichsten sein Inneres äußert und mittheilt. Sie besteht aus verschiedenen Tönen, welche man in der Tonsprache Laute nennt; in der Schriftsprache heißt man sie Buchstaben, und sie werden unter verschiedenen Figuren vorgestellt. Die Laute werden bekanntermaßen in die Selbstlaute, a, e, i, o, u, in die Doppellaute ä, ö, ü, und Mitlaute eingetheilt. Die Mitlaute werden füglichst in die Windmitlaute c, z, f, v, s, sch, x, h, ch; tönende Mitlaute l, m, n, r, w; und stumme Mitlaute b, d, g, k, p, q, t, unterschieden. Uebrigens pflegt man sie auch nach der Art ihrer Entstehung in die Lungen-, Gaumen-, Zungen-, Zahn-, Nasen- und Lippenlaute einzutheilen. Die Selbstlaute lauten durch den Mund, die Nase ist dabei durch den Gaumenvorhang immer geschlossen, nur der Zungencanal, das ist der Gang, der aus dem Rachen über der Zunge zum Munde oder zu der Oeffnung des Mundes führt, leidet sammt dem Munde eine Veränderung, und zwar, bei a liegt die Zunge ganz darnieder, der Unterkiefer ist etwas gesunken und der Mund mehr offen. Bei e hebt sich die Zunge ein wenig und bei i noch mehr, sodaß sie unter dem Gaumen nur eine kleine längliche Oeffnung läßt, wodurch die Stimme gelassen wird. Bei o sinkt wieder die Zunge sammt dem Unterkiefer; der Mund ist in eine runde Oeffnung verengert. Bei u zieht sich der Mund noch mehr zusammen als bei o. Die Doppellaute haben einen aus zwei zusammengesetzten Laut, der auch durch eine für beide Laute erforderliche Veränderung des Zungencanals und des Mundes hervorgebracht wird. Das h unter den Windmitlauten ist ein purer Hauch oder Ton. Das ch ebenfalls, nur hebt sich dabei die Zungenwurzel gegen den weichen Gaumen. Das f und v entsteht, wenn die untere Mundlippe sich unter die obern Schneidzähne legt und der Wind zwischen beiden herausbläst. Das s ist ein Wind, der bei offenem Munde zwischen beiden Schneidzähnen herausfauset, während als die Zunge mit ihrer Spitze hinter den untern Schneidzähnen liegt. Zu diesem Laute sind die Schneidzähne, besonders die obern, nothwendig. Das sch wird aus dem s, wenn sich die Zungenspitze hinter die obern Schneidezähne erhebt und zugleich wenig zurückgezogen wird. Das c lautet wie s, welches mit dem stummen t anfängt, folglich wie ts. Die Zunge, welche vorher mit ihrer Spitze an dem harten Gaumen gleich

hinter den obern Schneidezähnen angelegt war, wird schnell hinter die unteren Schneidezähne herabgezogen, und läßt den Wind zwischen beiden Schneidezähnen durchgehen. Das z hat mit dem c einerlei Laut. Das x lautet ebenfalls wie das s, welches aber mit dem stummen k anfängt, folglich wie ks. Unter den tönenden Mitlauten ist zuerst das l zu bemerken, welches durch die aufwärts gebogene und mit ihrer Spitze an den harten Gaumen angelegte Zunge hervorgebracht wird. Das r macht die Zunge mit einer schnell zitternden Bewegung ihrer Spitze, während als der tönende Laut durch den offenen Mund zieht. Das m ist ein tönender Laut durch die Nase bei geschlossenem Munde. Das n lautet auch durch die Nase, aber bei offenem Munde, wobei doch durch die an den harten Gaumen angelegte Zunge der Zungencanal ganz verschlossen wird. Das w wird wie v hervorgebracht, doch mit dem Unterschiede, daß hier statt des Windes ein tönender Laut durch die Oeffnung zwischen den obern Schneidzähnen und der Unterlippe geht. Bei den stummen Mitlauten ist aller Ausgang des Windes, der Stimme und das Ausathmen selbst gehemmt und mit einiger Anstrengung zum Ausathmen verbunden. Sowie nun dieses Hinderniß gehoben wird, bricht der sich auszeichnende stumme Mitlaut aus. Das b wird erzeugt, wenn der vorher geschlossene Mund durch seine Eröffnung nun dem zum Ausbruche bestimmten Wind- oder Tonlaute den freien Ausgang gestattet. Das p entsteht wie das b, nur daß ein etwas stärkeres Anstrengen zugleich etwas Wind mithören läßt. Bei t ist die Zungenspitze hinter den obern Schneidezähnen und hemmt allen Ausgang des Athems, dann wird sie von da plötzlich weggezogen und in die dem darauf folgenden Laute angemessene Lage gebracht. Bei d beugt sich die Zungenspitze nach auf- und rückwärts, wird fest an den harten Gaum angedrückt und hindert ebenfalls allen Ausgang des Lautes; sowie sie wieder herabgezogen wird, lautet der Laut wie d. Kinder sprechen diesen Laut wie t aus. Das g entsteht durch das Anlegen des gebogenen Rückens der Zunge an den harten Gaum, wodurch gleichfalls der Ausgang des Lautes zuerst verhalten, dann aber durch das Herabziehen der Zunge gestattet wird. Bei k hebt sich vielmehr die Zungenwurzel. Das q lautet wie k, und ist bei der Tonsprache überflüssig. — Modificirt wird die Sprache a) durch die Stimme (s. d.) im Gesang; b) dadurch, daß eine größere oder geringere Menge von Luft in schnellere oder langsamere Bewegung gesetzt wird; der höchste Grad des ersten ist das Schreien, der niedrigste des andern das Flüstern; c) die Bauchredner sprechen anstatt mit den Lippen und der Zunge mit dem Gaumensegel und den Mandeln allein, und zwar während des Einathmens; d) die krankhaften Abweichungen bestehen in Sprachlosigkeit (alalia), oder in unvollkommener Aussprache (paralalia). Die erstere hängt am häufigsten von Taubheit ab, die das Erlernen der Sprache verhinderte, oder von Stimmlosigkeit (s. Stimme), oder von Entzündung, Geschwülst u. a. Fehlern der Sprachorgane, die wir vorhin erwähnten. Die letztere besteht entweder in einer allgemeinen Schwierigkeit zu sprechen, und wird dann magilalia genannt, oder in einer partiellen, sodaß bei gewissen Buchstaben und Wörtern diese Schwierigkeit eintritt (balbuties, Stottern), oder sie gibt sich auch durch unvollkommene Aussprache einzelner Buchstaben kund, und wird dann paralalia, labialis, nasalis (naritas), lingualis, gutturalis, lambdacismus, rotacismus, sigmariasmus genannt. Blaesitas heißt der Fehler in der Aus-

sprache, wo die sogen. harten Buchstaben mit den weichen, und umgekehrt verwechselt werden; batracholalia endlich der, wo von Zungengeschwulst (ranula) die Sprache so verändert wird, daß der Mensch mehr froschartig zu quaken als zu sprechen scheint. Alle Sprachfehler können nur dadurch gehoben werden, daß man theils die Ursachen derselben entfernt, theils eine große Aufmerksamkeit auf die Aussprache verwendet. S. Olivier, „Ueber die Urstoffe der menschl. Sprache" (Wien 1821).

Sprache, subjectiv genommen, bedeutet die Fähigkeit eines Wesens, Andern seine Vorstellungen und Empfindungen auf eine sinnliche, vernehmbare Weise mitzutheilen. Diese Fähigkeit, Empfindungen, ohne Begriffe, durch Töne zu erkennen zu geben, ist bloß Stimme. Im objectiven Sinne versteht man unter Sprache einen Inbegriff oder System von Bezeichnungsmitteln für Begriffe, Vorstellungen und Empfindungen. Nach der Art dieser Bezeichnungsmittel wird die Sprache wieder eingetheilt: a) in Wortsprache, oder Sprache im engern und eigentlichen Sinne, insofern man sich articulirter Töne, der leichtesten und bestimmtesten Bezeichnungsmittel, zur Darstellung der Begriffe und Vorstellungen bedient; ein Ersatzmittel dieser Wortsprache ist die Schriftsprache, mittelst welcher man jene Töne durch geschriebene Zeichen andeutet; b) die Gebärden- und Mienensprache, wo durch körperliche Bewegungen und Thätigkeiten, ohne Töne, Begriffe und Vorstellungen zu erkennen gegeben werden. (S. Gebärde.) Ihr Ersatzmittel zwischen Personen, die von einander entfernt sind, ist die Bilderschrift oder Bildersprache (S. Hieroglyphen.) Die Gebärden- oder Mienensprache kann, je nachdem man sich zu derselben bloß einzelner Theile des Körpers bedient, wieder besondere Benennungen haben, z. B. Augensprache, Fingersprache ꝛc. Die letztere gebrauchen noch viele rohe Völker, besonders um ihre Begriffe von einer Menge oder Zahl auszudrücken. Unsere Begrüßungen durch Verneigung des Körpers ꝛc. sind gleichfalls ein Ueberbleibsel und Theil der Gebärdensprache, indem fast alle Völker durch dieses Zeichen den Begriff der Hoheit des Begrüßten, oder von Unterwürfigkeit und Herablassung des Grüßenden ꝛc. auszudrücken suchten. Die erste Sprache war, insofern sie Begriffe und Vorstellungen zum Gegenstande hatte, bloße Gebärdensprache. Sowie das Kind durch das Ausstrecken der Arme sein Verlangen, durch Zeigen mit dem Finger den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit andeutet, so bedienten auch die ersten Menschen sich der Gebärden zur Mittheilung. Die ursprüngliche Schriftsprache war daher auch keine schriftliche Wortsprache, d. h. eine solche, wodurch articulirte Töne ausgedrückt wurden, sondern es war eine Bilderschrift, eine schriftliche Gebärdensprache, welche dem Auge die Vorstellungen und Begriffe unmittelbar anschaulich machte. Der Stimme bediente man sich bloß zum Ausdrucke der Empfindungen oder zur Darstellung solcher Gegenstände, die mehr durch das Gehör als durch die Augen bemerkt werden, und hiermit beginnt die Sprache im engern Sinne. (Vergleiche den folgenden Artikel.) Wenn wir diese eine durch eigne Organe bewirkte Gliederung der Töne nennen, wodurch Gedanken, Gefühle und Empfindungen mitgetheilt werden, so glauben wir dadurch eine richtige Erklärung gegeben zu haben. Kein Ton wird zum Wort, bis er durch die Zunge, die Lippen, die Zähne und den Gaumen die Veränderung erleidet, welche wir Articulation oder Gliederung nennen. Da nun aber manche Thiere diese Fertigkeit, die Töne zu gliedern, erlangen können, so war der Zusatz

nothwendig, daß durch diese Verrichtung Gedanken, Gefühle und Empfindungen mitgetheilt werden müssen, wenn Sprache entstehen soll. Daher weder der Papagei noch der Staar sprechen, sondern nur die Töne gliedern lernen. Die Sprache ist ebenso sehr einer der größten Vorzüge der menschlichen Natur, als sie eins der wichtigsten Geschenke der Gottheit ist. Wie sie nicht ohne Vernunft entsteht, also ist sie das vorzüglichste Mittel, die Vernunft zu bilden und die menschliche Natur zu erheben.

Sprachen. Die Grundfrage über den Ursprung der Sprache läßt sich auf geschichtlichem Wege nie befriedigend lösen. Hingegen läßt es sich entschieden nachweisen, daß die Sprachen, als Product des geistigen Zustandes der Menschen und ihrer physischen Beschaffenheit der Entwickelung unterworfen sind. Angeboren ist daher dem Menschen das Sprachvermögen, aber noch nicht die Sprache. Der ersten Einfachheit geistiger Bedürfnisse, Zustände und Thätigkeiten war die Armuth der Sprache gleich. Je mehr Mannigfaltigkeit in das Leben kam, je größer und verwickelter die Gesellschaft mit ihren Verhältnissen, je umfassender die Thätigkeit nach Außen und Innen wurde, desto mehr nahm auch die Sprache an Laut- und Wortreichthum zu, desto geregelter, fester, künstlicher wurde sie in ihrem innern Bau. Aber Jahrtausende verflossen, bis sie selbst der Gegenstand innerer Ausbildung wurde. Erscheint zwar die Meinung, daß die ersten Sprachlehrer die Thiere gewesen, als ganz überflüssig und unrichtig, so darf doch auch nicht angenommen werden, die Sprache sey als ein schon fertiges Meisterwerk zugleich mit dem Menschen geschaffen worden. Lassen sich ja noch jetzt, wie im Bau der Erde die uranfänglichen Granitlager von den Uebergangs- und vollends von den Flötzgebirgsformen, so in den Sprachen die Wurzeln („Substanz der Sprache" nennt sie J. v. Klaproth) von Dem, was der Bildungstrieb später allmälig angelegt hat, unterscheiden. Mag es ursprünglich immerhin eine allverständliche Natursprache gegeben haben, so lang die Menschen noch alle unter denselben Bedingungen nahe beisammen lebten, — schon die geringste Verbreitung mußte eine Mannigfaltigkeit hervorbringen, worin die ersten Anschüsse zu den künftigen großen Stämmen lagen. Je weiter die Wanderung ging, je strenger der eine Menschenstamm vom andern sich sonderte und für sich zusammenhielt, desto fester wurden die Scheidewände, welche ihre Art zu denken und zu reden trennten. Sobald es einmal Nationen, Völker, Stämme u. a. Abtheilungen gab, waren eine natürliche und gleich mit entstehende Folge, die Sprachstämme, Sprachfamilien, die Mundarten. Bis jetzt ist das Bemühen der Sprachforscher vergeblich gewesen, alle bekannten Sprachen von Einer abzuleiten, so viel auch immer verwandte Laute mit gleicher Bedeutung sich aufweisen ließen. Mehr spricht die Verwandtschaft der Familie, nämlich die, welche sich in der Aehnlichkeit des innern Sprachbaues darlegt, für die Zusammengehörigkeit der Völker, welche die verwandten Sprachen sprechen. (Vgl. Herder's „Abhandl. über den Ursprung der Sprache" und Monboddo's (s. d.) Werk „Vom Ursprung und Fortgang der Sprache".) — In Ansehung der Wortbildung zerfallen die Sprachen in 4 Classen: die eine bildet die Wörter aus bloßen Vocallauten, wie die griechische, nach der Hemsterhuis'schen Zerlegung; eine andere setzt dem Vocallaute einen Consonanten vor; eine dritte läßt den Consonanten dem Vocallaute nachfolgen; eine vierte vereinigt alle diese Zusammensetzungen, woraus die gebildetsten Sprachen entstehen.

Digitized by Google

In Ansehung der Construction und Flexion der Wörter unterscheidet man 3 Arten. Wird das Wort bloß in seinem Innern durch Abänderung, Vorsetzung und Umbeugung der Wurzelbuchstaben verschieden geformt, so entsteht ein organisches Sprachengeschlecht; geschieht die Flexion durch Zusetzung von Partikeln und Affixen und weniger durch Veränderung der Wurzelbuchstaben, obgleich diese nie ganz fehlt, so entsteht ein atomistisches Sprachengeschlecht; das der gebildetsten Sprachen verbindet beide Flexionen zugleich. Noch theilt man die Sprachen ein: 1) in lebende und todte. Todt heißt eine Sprache, die durch den Abgang eines Volkes, dem sie eigenthümlich war, aufgehört hat, Sprache einer ganzen Nation zu seyn, wenn sie auch noch unter gewissen Classen von Menschen verschiedener Nationen im Gebrauch ist, z. B. das Altgriechische, Lateinische, Hebräische. Eine solche todte Sprache heißt eine gelehrte, wenn sie als Hülfsmittel und Organ der gelehrten Welt dient, wie namentlich die beiden class. Sprachen. Lebend ist eine solche Sprache, die von einem noch bestehenden Volke, dessen ursprüngliches Eigenthum sie war, gebraucht wird; 2) Haupt- und Nebensprachen, jene, die ihre eigne, diese, die ihre Entstehung einer andern Sprache zu verdanken haben, wie z. B. die italien. der lateinischen, die holländ. der deutschen Sprache; daher man sie auch abgeleitete und Tochtersprachen, jene Ur- und Muttersprachen nennt. Verwandte Sprachen nennt man Schwestersprachen. Indessen versteht man unter Muttersprache in Beziehung auf einzelne Personen gewöhnlich die Sprache des Landes, worin Jemand von einheimischen Eltern geboren ist, als Gegensatz der fremden Sprache. — Die erste Sprachfamilie, welche an Alter und Verbreitung die übrigen sämmtlich übertrifft, ist die sogenannte indo-germanische. Dieser Stamm beginnt im südlichen Indien und erstreckt sich von den Gestaden des Ganges bis an die Küsten von Island, der shetländischen Inseln und aufs Nordercap. Die uralte Sanskritsprache nimmt hier die erste Stelle ein, umgeben von ihren Töchtern (hindustanisch, bengalisch, orisisch u. s. w.). Ob diese die Mutter der übrigen Sprachen ihrer Familie ist, hat sich noch nicht entscheiden lassen und wird wohl immer ein Problem bleiben. (Vgl. Indische Sprachen.) Die indo-germanische Familie geht von Indien nordwestlich in der Sprache von Afghanistan fort. Die Sprachen Persiens, nämlich das Pelhwi (altmedische Sprache), Zend und Parsi (eigentliche persische Sprache, wovon das jetzige Idiom abstammt) und die kurdische, sowie die Sprache der Osseten im Kaukasus gehen von dieser Heimath aus, ebenso die Sprache der Armenier (s. d. und Persische Sprache und Literatur). Ferner sind in diese Familie einzuschließen die weithin durch Rußland und das südöstliche Europa, bis herein nach Kroatien, Ungarn, Böhmen herrschenden slawischen Sprachen (s. d.) (russisch, polnisch, lithauisch, wendisch, bulgarisch, serbisch, slawonisch, illyrisch u. s. w.) (Vgl. Böhmische, Russische, Polnische, Serbische Sprache und Literatur.) Sie steigt in den hohen Norden hinauf und verbreitet sich in Skandinavien, wo die Mundarten von Norwegen, Schweden und Island und zum Theil noch die dänische von dem eingewanderten Urstamme der Gothen und den allmäligen stillen Revolutionen zeugen, welche die Zeit in Denkart und Sprache hervorbringt. (Vgl. über diese Sprachen die bes. Art.) Ein einziger Blick auf die Grammatik des Sanskrit, die persische und die der alten germanischen Stämme (deutsche: friesische, fränkische, sächsische,

anglische, alemannische) lehrt uns, daß in der That alle diese Sprachen zusammen gehören. (Vgl. Deutsche und Holländische Sprache.) Eine unberechenbare Wichtigkeit hat diese Familie für die Bildung der Menschheit erhalten, als sie, übergeleitet durch die pelasgische und altillyrische, die Sprache der Griechen in ihrer reichen Anmuth erzeugte, und ebenso durch den äolischen Zweig der letztern (neben dem der dorische und ionische herrschten) im Verein mit der pelasgisch-etrurischen Mundart die römische oder lateinische Sprache schufen. (Vgl. Griech. und Römische Sprache und den Art. über das von der erstern abstammende Romäische oder Neugriechische.) Die Mannigfaltigkeit der romanischen Sprachen unserer Zeit (italienisch, französisch, spanisch, portugiesisch) mit ihren Zwischen- und Nebenmundarten) entsprang wieder aus germanischem und römischem Stamme, zusammen mit der Familie der celtischen Sprachen (irisch in Irland, gaelisch im schott. Hochland, cimbrisch in Wales, Cornwall, der Bretagne) und der cantabrisch-iberischen (baskische am nördl. Ende der Pyrenäen), sowie die lateinische und griechische auch nicht ohne großen Einfluß blieben auf die mehr germanisch abgestammte englische Sprache jetziger Zeit. (Mehres über diese Sprachen und ihre Dialekte s. in bes. Art.) — Im südlichen Vorderindien, dem Decan und durch die ganze Halbinsel hat sich noch ungestörter die reinere Ursprache erhalten in der malabarischen Familie, wesentlich unterschieden von allen bisher genannten. Da vernimmt man die Teling-, die Guzurate-, die Tulawa-, die Tarnataka-, die Malayalam- und die tamulische Sprache. — Von den Gestaden des adriatischen Meeres durch die europäische und asiatische Türkei nach Kaukasien zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, von da durch die Steppenländer hinauf ins Turkestan und durch Sibirien fort an die Gestade des Eismeeres tönen die Sprachen und Dialekte der türkischen Sprachfamilie, nahe verwandt und jedem Gliede dieser großen Völkerkette verständlich. Ihre eigentliche Heimath ist der Norden Chinas. (S. Türkische Sprache und Literatur.) Ebenso verhält es sich mit der minder weit und vorzüglich in Mittelasien ausgebreiteten Familie der tatarischen (mongolischen) Sprachen, südlich vom Baikalsee in den Steppen, welche das Flußsystem des Amur darbeut, lauter Nomadensprachen, von denen nur wenige grammatikalisch bearbeitet sind. Zu ihnen gehört das Idiom der in den Steppen zwischen Don und Wolga weidenden Kalmücken. Wichtig sind seit der Herrschaft der Mandschu's in China die tonguſischen Sprachen geworden, welche eine eigene Familie bilden und nördlich von China durch die östliche Tatarei bis nach Sibirien leben. — Eine der wichtigsten Familien machen die sogenannten semitischen Sprachen (von Andern aramäische genannt) aus, welche sich in Asien südlich und östlich vom Taurus, Tigris und persischen Meerbusen durch die südöstlichen Länder Asiens, in Afrika auf der ganzen Nordküste von Habesch und Aegypten an bis an die Meerenge von Gibraltar erstrecken. Die verbreitetste davon ist die Arabische Sprache (s. d.), welche in einer Menge von Dialekten von Indien bis in den afrikanischen Westen gehört werden kann. Arabien ist ihr Mutterland, die Barbareskensprache (maurische) wohl eine Tochter. Schwestern sind die in Habesch (s. d.) einheimische Geez- und amharische Sprache, die hebräische mit dem von ihr abstammenden rabbinischen Dialekt (s. Hebräische und Rabbinische Sprache und

Literatur), syrische (zu welcher die altphönizische, punische und maltesische gehört) und chaldäische. — Auf dem asiatischen Festlande finden sich noch folgende Sprachstämme: die kaukasischen Sprachen (von J. v. Klaproth in die östlichen, Mundarten der Lesghi und Kisti, und die westlichen, Mundarten der Tscherkessen und Abasen abgetheilt), die georgischen (Sprache von Karthuli oder Georgien, von Mingrelien, der Suans und Lasch), im Norden die jenisseischen Dialekte, die samojedischen vom Altai bis ans Eismeer und die Mündung der Dwina; die beiden letztern Sprachfamilien leben bei Fischern, Jägern und Nomaden. Die finnischen Sprachen (v. Klaproth nennt sie uralische) in mannigfacher Mischung mit indo-germanischen und türkischen und weiter Verbreitung (die Chazaren, Tschuwaschen, Tscheremissen, Ostiaken, Mongolen am Obisluß, Wotiaken, Permier, Esthen, Lieven, Letten, Lappen gehören durch ihre Dialekte mehr oder weniger dieser Familie an), wie es sich aus der Geschichte der großen Völkerwanderung ergibt. Die Ungarische Sprache (s. d.) (auch die magyarische genannt) ist auf der einen Seite mehr mit dem Finnischen, noch mehr aber mit dem Slawonischen verwandt, und mit vielen Wörtern aus dem Deutschen, Lateinischen u. a. Sprachen vermischt. — Die Juchagiren, die Koriäken, die Kamtschadalen in Ostsibirien haben jede ihre eigene Sprache, welche einen eignen Stamm bildet. Die zu äußerst gegen den neuen Contingent hin wohnenden Tschuktschen haben die Sprache der nördlichsten Amerikaner. Ehe wir von einer andern wichtigen Sprachfamilie reden, begegnet uns noch die Sprache der Kurilen, die japanische und die Sprache von Korea. Die beiden sind unter sich unähnlich. Auch die scheinbare Aehnlichkeit der japanischen Sprache mit der chinesischen ist nicht ursprünglich, sondern erst durch Verkehr und Einfluß chinesischer Literatur und Bildung hinzugekommen. Von der tungusischen Mandschusprache scheiden sich beide bestimmt. Die japanische begreift einen stark ausgebreiteten Dialekt unter sich. — Die Chinesische Sprache (s. d.) ist streng eigenthümlich, und das Gemeinsame, was sie mit den übrigen, unrichtig sogenannten einsylbigen, Sprachen haben soll, beruht auf einer Verwirrung der Sprachbegriffe. Sie hat einen Reichthum von Mundarten. Dagegen hat auch die Bildung ihre eigene Sprache geschaffen, nämlich die sogen. Mandarinensprache (Kuanhua), welche im ganzen Reich bekannt ist. Von den Westgrenzen des chinesischen Reichs bis an den Oberlauf des Indus und nach Südosten durch die Halbinsel jenseits des Ganges auf der Ostküste herab breitet sich der tibetanische Sprachstamm aus, gleichfalls zu den einsylbigen Sprachen gerechnet. Er begreift in sich die eigentliche tibetanische Sprache mit ihren Mundarten und Uebergangsdialekten, wodurch sie sich der chinesischen nähert, die birmanische und peguanische Sprache. Im Osten, von China an bis in die hinterindische Halbinsel hinab, ertönt die Sprache von Anam (Tonkin und Kochinchina) in mehre Hauptzweige, die Thaïsprache (siamesische), die noch wenig bekannten Sprachen von Laos und Kambodscha u. a. vertheilt. Die Sprache des weit verbreiteten Volksstammes der Malaien (s. d.) herrscht von der Ostküste von Afrika und Madagaskar durch den großen Sund der ostind. Inseln bis zur Osterinsel in der Südsee. Der bekannteste Dialekt der malaiischen Sprache ist der von Malakka, der von hier auf die ostind. Inseln verpflanzt wurde. Diese Sprache hat auch viel Arabisch aufgenommen. Das Tagalische,

vermuthlich ein Abkömmling des Malaiischen, ist die Hauptsprache auf den philippinischen Inseln, und ein rauherer Dialekt desselben ist das Bissaische. Die Sprache der Suluhinseln ist jenen nahe verwandt. Die Sprache auf Celebes (s. d.) heißt Bugis, ist dem Malaiischen sehr ähnlich und hat eine eigene Schrift. Die Sprachen der Südseeinseln scheinen ungeachtet der großen Entfernung, wodurch diese Eilande von einander getrennt sind, weniger verschieden zu seyn als unter den Bewohnern mancher kleinen Festlande, und werden sich, wenn man sie genauer kennt, wahrscheinlich unter wenige Familien bringen lassen. Das Malaiischen ist in viele derselben übergegangen. — Der zweite große Continent des alten Festlandes, Afrika, hat, wie schon gesagt, weithin semitische Sprachen, seit dem Einfall der Araber dahin verbreitet. Noch sind von der altägyptischen Sprache kümmerliche Ueberreste im Koptischen (s. Kopten) aufbewahrt. Die alte Sprache der Berbern (Kabylen), herrschend in der Wüste von Nordafrika, besonders auf den Oasen (s. d.), ist nicht mehr rein vorhanden und zerfällt in mehre Mundarten. Die Sprache auf den kanarischen Inseln ist ihr sehr ähnlich. Vom Senegal bis zum Niger herrscht die Mandingosprache. Die eigentlichen Negersprachen sind sehr verschieden und nur dunkel bekannt. Gegen Süden hinab breitet sich die sonderbare Kaffernsprache aus, mit den hottentottischen, buschmännischen u. a. Mundarten. In den obern Nilländern finden sich nach ungefähren Eintheilungen 4 Sprachfamilien, nämlich das Nubische, Bischarische, Schiho-dankalische, Tscheret-agowische. Man glaubt, daß in Afrika überhaupt 150 Sprachen herrschen, wovon man gegen 80 einigermaßen kennt. — Das neue Festland, Amerika, 3—400 meist mangelhaft bekannte Sprachen zählend, beginnt, an Asien angeknüpft, mit der bis in den nördlichen Theil des letztern Continents hineinreichenden Eskimo- (Tschuktschi-) sprache, welche im Westen bis Grönland fortklingt. Von da an südlicher im Innern hat fast jeder eingeborene Stamm bis an die Grenzen von Mexico hin seine eigene Sprache. Bekannter ist die in Mexico noch von Millionen gesprochene aztekische (alt-mexikanische) Sprache, in einem Gebiet von 1000 Meilen. In einzelnen Provinzen des Reichs sind fremde Sprachfamilien (Huasteca, Othomi, Macahui, Totonaca) zwischen die aztekische hineingepflanzt. Eine Familie mit dem Maja scheint die Ursprache von Cuba und Haiti zu bilden. In Yucatan hört man die Poconchisprache. — Die Südhälfte Amerikas hat in ihren nördlichen Ländern die caraïbische Sprache, welche sich in 4 Hauptidiome scheidet. Der mächtige Landstrich zwischen dem Oronoco und dem Amazonenstrom ist in sprachlicher Hinsicht noch unerforscht. In Brasilien ist herrschend die Guaranisprache mit mehren Mundarten. In Peru besitzt die uralte Quischuasprache (alt-peruvianische) mit der ihr verwandten Aimara noch immer ein Gebiet von 1000 engl. Meilen, von Quito bis St.-Jago d'Estena. Die andern in diesem Lande noch vorhandenen Sprachen sind wenig bekannt. Gegen Westen lebt noch die Araucanasprache in Chile, und im Süden die der Patagonier. — Um die allgemeine Sprachenkunde machten sich verdient Konrad Geßner, Megiser („Thesaurus polyglottus", 1603), der fleißig ordnende Müller (1680), Wilkins (1715), welche beide Uebers. des Vater Unser zusammenstellten. Eine reichere Sammlung, die schon 200 Vater Unser hatte, lieferte der berühmte Missionar Benj. Schulze; alle diese Vorgänger übertraf der span. Jesuit Lorenzo Hervas, der die 5 letzten Bände

Digitized by Google

seiner Encyclopädie: „Idea dell universo“ (Cesena 1778—87, 21 Bd., 4.), der Sprachenkunde widmete. Er lieferte darin ein vergleichendes Wörterbuch, worin 63 meist die ersten Bedürfnisse bezeichnende Wörter in 154 Sprachen verglichen werden, machte mit beinahe 55 noch nie erwähnten amerikan. Sprachen bekannt, gab das Vater Unser in 307 verschiedenen Sprachen und dabei treffliche Nachrichten über die Geographie der Sprachen. Ueber alle aber erhob sich durch prüfende Auswahl und Vollständigkeit Adelung in seinem von Vater fortgesetzten „Mithridates“, der das Vater Unser in beinahe 500 Sprachen und Dialekten mittheilt (Berl. 1806—17, 4.). Ferner sind anzuführen das auf Befehl der Kaiserin Katharina II. herausgeg. vergleichende „Glossarium aller Sprachen“ (1787—89, 2 Bde., 4.; 2. Aufl., 1790—91, 1 Bde., 4.), die Werke von Jamison, Townsend und Pallas (s. d.); Vater's „Vergleichungstafeln der Grammatik europ. und asiat. Sprachen“ (Halle 1822); des engl. Orientalisten Alex. Murray „Zum europ. Sprachenbau, oder Forschungen über die Verwandtschaft der Teutonen, Griechen, Celten, Slawen und Inder“ (bearbeitet von Ad. Wagner, Leipz. 1825, 2 Bde.); Adr. Balbi's „Atlas ethnographique“ (Paris 1826, 1 Bd., Fol. nebst einem erläuternden Octavband), welches Werk die Franzosen mit den Forschungen Adelung's, Vater's u. a. deutschen Sprachvergleicher bekannt machte, aber weit besser geordnet ist als die frühern deutschen Schriften und zu dem Bekannten viel Neues fügt; Eichhorn's „Geschichte der neuern Sprachenkunde“ (Gött. 1807), u. a.

Sprachgewölbe ist ein elliptisches Gebäude, in welchem Derjenige, der in einem Brennpunkte redet, von Dem, der in dem andern stehet, vernehmlich verstanden wird, da ein Dritter, in einem dazwischen liegenden Punkte, wenig oder nichts davon vernimmt, indem alle Theile der in dem einen Brennpunkte bewegten Luft von dem Gewölbe dergestalt abprallen, daß sie in dem andern sich vereinigen. Dahingegen auf den dazwischen befindlichen Punkt sein Schall zerfällt. Die mathematischen Grundsätze, auf welchen diese Erscheinung beruht, hat besonders der Baumeister großer Kirchen zu beobachten, in welchem der Redner, auch in den entferntesten Theilen, noch verständlich bleiben soll. Unter andern ist das sogenannte Ohr des Dionysius zu Syrakus besonders merkwürdig, welches eine in einem Felsen gehauene Grotte ist, worin der Sage nach der Tyrann Dionysius die leisesten Reden, die darin geführt wurden, gehört haben soll. Eine Sammlung vieler Merkwürdigkeiten dieser Art findet man bei Kircher: „Phonurgia nova, de prodigiosis sonorum effectibus“ (Amsterdam 1673, Fol.).

Sprachlehre (allgemeine oder philosophische) ist die Lehre, welche Das, was allen Sprachen gemein ist, das Wesentliche derselben entwickelt und die Grundsätze der allgemeinen Sprachwissenschaft aufstellt. Sie beschränkt sich daher nur auf das Nothwendigste und verweiset Alles, was sich auf das Eigenthümliche einer jeden einzelnen Sprache bezieht, aus ihrem Kreise. Die allgemeine Sprachlehre ist daher Philosophie der Sprache überhaupt. Da eine Wurzel der menschlichen Sprache überhaupt in unserm Denkvermögen liegt — denn ohne die menschliche Vernunft würde nie eine menschliche Sprache entstanden seyn — so muß sich auch nothwendig die Eigenschaft der Quelle, in dem Strome, der sich aus ihr ergoß, wieder erkennen lassen; die Sprache muß zugleich

Digitized by Google

das Abbild unserer Vernunft seyn. Da nun die Gesetze unseres Denkvermögens, und die Art, wie es wirkt, überall Eins und dieselben sind, so müssen auch alle Sprachen, insofern sie Töchter unsers Denkvermögens sind, einen gewissen gemeinschaftlichen Charakter, etwas Gemeinschaftliches besitzen. Sprache im engern Sinne, und hierauf bezieht sich der Artikel nur, ist Darstellung eines Gedachten durch articulirte Töne. In jedem Satze aber, der gedacht wird, trifft man bei seiner Auflösung nothwendiger Weise folgende Elemente an: etwas Festes, Selbständiges, auf das sich der ganze Satz bezieht; irgend eine nähere Bestimmung des selbständigen Begriffes, der ihm entweder wesentlich oder nichtwesentlich zukömmt, und endlich das Zeichen, daß beide Begriffe auf einander bezogen werden, oder auch das Zeichen, wodurch die beiden Begriffe zusammen verknüpft werden. Die Logik nennt das erste das Subject, das zweite das Prädicat oder Attributiv und das dritte Copula. Jede Sprache muß demnach articulirte Töne zur Bezeichnung dieser Elemente eines jeden Denksatzes besitzen. Dem Subject entspricht das Substantiv, Hauptwort, dem Attribut das Adjectivum, Beschaffenheitswort und der Copula das Verbum, Zeit- oder Wandelwort. — Der logische Satz ist daher die Grundlage aller Sprache; mit ihm ward sie erst möglich. Da nun die Beziehung des Prädicats auf das Subject als vergangen, gegenwärtig oder zukünftig gedacht werden kann, und doch diese nähere Bestimmungen des Verknüpftseyns des Subjects mit dem Prädicate durch die Copula ausgedrückt werden; so muß diese gewisse Veränderungen erleiden, es mag dieß nur durch Suffixa und Affixa oder durch Umwandlungen des Wortes selbst in der Sprache angedeutet werden. Jede Sprache heißt daher Bezeichnungen für jene Zeitverhältnisse; jede hat eine Conjugation, sie sey so dürftig und unbestimmt als sie wolle. Das Substantiv ist aber noch mehrer nähern Bestimmungen fähig; z. B. des Geschlechts. Alle Sprachen vermögen dieß anzudeuten, es sey durch ein besonderes Wort oder durch Anhängungen oder auch durch Endveränderungen des Nennwortes. Da die tönende Sprache ein Medium der Mittheilung ist und hierzu zwei gleichgeartete Wesen gehören; denn der einsame Mensch würde nie eine articulirte Sprache erfunden haben; aus diesem Grunde hat jede noch so arme Sprache Zeichen für Den, der sich mittheilt, und für Den, der die Mittheilung empfängt; sie hat Pronomina, Personwörter. Jedes Substantivum kann überdieß in verschiedenen Verhältnissen der Zeit und des Raumes, ebenso in den verschiedenen Verhältnissen zu andern Subjecten und zu seinem eigenen Prädicate gedacht werden; jede Sprache wird demnach zur Bezeichnung dieser verschiedenartigen Verhältnisse sich besonderer Wörter bedienen; die Präpositionen, Verhältnißwörter, Numeralia, Zahlwörter, Adverbia, Umstandswörter. Ferner, ein logischer Satz in Verbindung mit einem andern gedacht werden; diese Verknüpfung und die Art derselben wird jede Sprache bezeichnen können; durch Conjunctionen, Bindewörter. Keine Sprache kann ohne diese Redetheile seyn; sie sind daher ein Gegenstand für die allgemeine Sprachlehre, die ihr Wesen und Bedeutung lehrt und die Verhältnisse entwickelt, worein sie wechselseitig zu einander treten können. Auf der andern Seite ist aber auch der articulirte Ton, weil er jeder Sprache wesentlich ist, ein Gegenstand derselben, sowie die Bildung desselben und dessen Auflösung in seine Grundlaute. Endlich lehrt die Philosophie der Sprache die Grundsätze der Wortfügung; aber auch

hier abstrahirt sie von allem Zufälligen, Willkürlichen und dieser oder jener Sprache Eigenthümlichen und hält sich an Das, was allen gemein ist und das Wesen der Syntax (s. d.) ausmacht. Die allgemeine Sprachlehre strebt daher nach einem Sprachideale; sie vernachlässigt zwar die einzelnen Erfahrungen nicht, doch berücksichtigt sie dieselben nur sofern, als sie durch sie zu allgemeinen Grundsätzen kommen kann, und stellt ein Bild auf, wie eine Sprache seyn soll, die von allen Einwirkungen des Zufalles und der Willkür fern, das Erzeugniß eines strengen und consequenten Denkens ist. Sie wird zwar nie ihr Ideal wirklich sehen; weil bei der ersten Bildung der Sprache die äußere Natur, die Sinnlichkeit des Volkes der Bau seiner Sprachwerkzeuge und hundert andere Einflüsse die ruhige, prüfende Thätigkeit des Verstandes beschränken und modificirend auf die Sprache einwirken; dennoch ist die philosophische Sprachlehre ein wichtiges Studium. — Vergleiche Jakob Harris („Hermes, oder philosophische Untersuchungen über die allgemeine Grammatik", aus dem Engl. übers. von Ewerbeck, Halle 1788) und Monboddo; Sylvestre de Sacy („Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre", a. d. Franz. bearbeitet von Vater, Halle 1804; J. Sev. Vater („Versuch einer allgemeinen Sprachlehre", 1801; und Desselben „Lehrbuch einer allgemeinen Grammatik", ebend. 1806); A. F. Bernhardi („Allgemeine Sprachlehre", Berlin 1800—3, und dessen „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft", Berlin 1805); Reinbeck („Handb. der Sprachwissenschaft", Duisburg 1813); Jakob („Grundriß der allgemeinen Grammatik zum Gebrauch für Schulen, und ausführliche Erläuterung des Grundrisses", Leipzig 1814); endlich Roth („Grundriß der reinen, allgemeinen Sprachlehre", Frankf. 1815). Die tiefsten Forschungen aber über diesen Gegenstand bietet Becker's „Organismus der Sprache, als Einleitung zur deutschen Grammatik" (Frankf. a. M. 1827). Zu der oben genannten vergleichenden Sprachlehre oder Sprachkunde haben auch Adelung (in seinem von Vater beendigten „Mithridates") und Kanne (durch seine Untersuchungen) viel beigetragen.

Sprachreinigung, Ausscheidung des Fremdartigen aus der Sprache. Die Sprachen sind entweder ursprüngliche oder abgeleitete. Jene, in ihrem Wesen durch und durch eigenthümlich und selbständig, bilden sich aus sich selbst heraus, sie tragen die Wurzel jeder möglichen Form in sich, und müßten, stünden sie unter dem Einflusse sorgsamer und geschickter Pfleger, gleichen Schritt halten mit der steigenden Bildung der Völker, in deren Munde sie leben, d. h. die Gesammtheit ihrer müßte an Umfang der jedesmaligen Anzahl herrschender Vorstellungen vollkommen entsprechen; diese dagegen, ohne selbständiges Leben ruhen mit ihren Wurzeln in dem fremden Boden, aus dem ihr Daseyn hervorgegangen. In solchen kann von Sprachreinigung im vollsten Sinne des Wortes nicht die Rede seyn. Unter den gebildeten Sprachen Europas hat die deutsche allein Anspruch auf den Namen einer ursprünglichen, und folglich auch alle damit verbundenen Rechte. Es ist nicht zu leugnen, daß sie in frühester Zeit schon eine Menge fremder Beimischungen erfahren hat. Wer siehet Wörtern, wie Fenster, Pforte, Meister, Wein u. a. ihren ausheimischen Ursprung an? Seit Jahrhunderten eingebürgert, haben sie sich in aller Weise mit den Urbildungen der Sprache verbrüdert und gleiche Rechte mit diesen erworben. Als aber später eine deutsche Schrift- und Gelehrtensprache sich zu bilden anfing, mach-

ten sich Sprachunkunde und Bequemlichkeit kein Gewissen daraus, ein Fremdwort nach dem andern einzuschwärzen, und als nun vollends zu Anfang des 17. Jahrh. ein lebhafterer Verkehr mit dem höflichern, witzigern und feiner gebildeten Nachbarvolke anhob, und die Vornehmen, wie in andern Stücken, so in Ausländerei und Fremdsucht, die Neigungen, der mittlern und niedern Stände bestimmten, da traten jene unzähligen todten, wurzellosen, undeutsche Wörter ein, die noch jetzt unsere reiche, fügsame Sprache verunstalten. So erhielten wir Wortbildungen, die, wie Einwanderer pflegen, weder fremd noch einheimisch seyn wollten, wie: Barbier, rasiren, Frisur, Antiquität, Majestät, Genialität, präsumiren und viele andere. Daß solche eingeschwärzte Formen die Eigenartigkeit der Sprache stören, ist einleuchtend; daß sie als todte, wurzellose Bildungen auf alle lebendigere Bedeutsamkeit und Anschaulichkeit Verzicht leisten müssen, ist gleichfalls unleugbar. Die Rathsamkeit einer durchgreifenden Sprachsichtung kann nun wohl kein Unbefangener in Zweifel ziehn. Schon Martin Opitz spricht manch treffendes Straf- und Mahnwort gegen Sprachmenger und Sprachverderber in seinem Buche: „Von der deutschen Poeterei". Weiter ging Philipp von Zesen (s. d); Reinigung und Fortbildung der Sprache war sein Hauptzweck, den er nicht nur in dahin einschlagenden Schriften (vorzüglich in seinem „Rosenmond", Hamburg 1656), sondern auch als Stifter eines bloß zu diesem Ende errichteten Vereins mit schwärmerischer Liebe verfolgte. Der letztere bestand zu Hamburg u. d. N. der Deutschgesinnten Genossenschaft von 1643 bis zum Anfange des 18. Jahrh. Aehnliche, gleichzeitige Verbrüderungen zu gleichem Zwecke waren: die Fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar seit 1617, der Blumenorden an der Pegnitz zu Nürnberg seit 1644, der Schwanenorden an der Elbe seit 1660. Erfolgreicher aber als die Bemühungen dieser Vereine war die Wirksamkeit einzelner tüchtiger, für die Sache begeisterter Männer, wie Leibnitz, der für die Darstellung einer wahren Philosophie die deutsche Sprache unter allen lebendigen am geeignetsten erklärte; Thomasius, Ch. v. Wolf u. A. Wie Klopstock, der kühne, glückliche Sprachbildner, über unsern Gegenstand dachte, ist bekannt. Voß, der unübertreffliche Uebersetzer, hat große Verdienste um allseitige Sprachbereicherung. Ganz eigentlich aber als Sprachreiniger machen auf den Dank der Zeitgenossen Anspruch: Campe, Kinderling, Heinatz, Wolke, Jahn, K. W. Kolbe, Schwarze, Radlof, K. Ch. F. Krause und Heinsius. Mehr als von den obengenannten Vereinen, läßt sich von der 1816 zu Berlin gegründeten Gesellschaft für deutsche Sprache erwarten, die unter ihren Vorstehern und Pflegern Sprachforscher, wie Zeune, Jahn und Heinsius zählt.

Sprachrohr. Schon dadurch, daß man einen Schall durch die rohrförmig gebogenen Hand, noch besser durch ein cylindrisches Rohr gehen läßt, wird er verdichtet, verstärket. Weit mehr aber ist dieses der Fall, wenn das Rohr kegelförmig ist. In einem solchen werden die Schallstrahlen, ehe sie herauskommen, erst vielmal zurückgeworfen und dabei so sehr verdichtet, daß sie eine große Verstärkung erhalten. Von dieser Form ist das eigentliche Sprachrohr, eine Erfindung des Briten Morkand (1671), dessen man sich auf Schiffen und auf Thürmen bedient. Mit seiner Beihülfe kann man auf ¼ Meile weit sich Gehör verschaffen.

Sprachsäle, s. Sprachgewölbe.

Sprecher, s. Parlament (englisches).

Digitized by Google

Spree, die, ein Fluß, hat seinen Ursprung in der Oberlausitz zwischen Ebersbach und Gersdorf unweit der böhm. Grenze, nimmt mehre kleine Flüsse auf, strömt nördlich nach Bautzen, Spremberg und Kottbus, theilt sich im sogen. 6 Meilen langen und 1½ breiten Spreewalde in mehr als 300 Arme und Canäle, die sich nördlich von Lübben wieder miteinander vereinigen und einen ansehnlichen Fluß bilden, der bei Kossenblatt schiffbar wird. Hierauf geht sie durch den Schwiloch- und den Müggelsee, dann auf Besekow, wird unweit Mühlrose mit dem Friedrich-Wilhelms-Canal verbunden, der sie mit der Oder vereint; bildet bei Berlin eine Insel, auf welcher ein Haupttheil dieser Residenz, Köln an der Spree, gebaut ist, und ergießt sich bei Spandau in die Havel.

Sprengel (Kurt), einer der berühmtesten Gelehrten unserer Zeit, geb. 1766 zu Boldekow bei Anklam, Sohn des Predigers daselbst, welcher ein in der Philologie und den Naturwissenschaften bewanderter Mann war und seinen Sohn frühzeitig in denselben unterrichtete. Er sollte Theologie in Verbindung mit Medicin studiren. 1786 bezog er die Universität Halle, wo er sich aber bald einzig der Arzneikunde widmete. Schon 1787 schrieb er seine Inauguraldissertation: „Rudimenta nosologiae dynamicae", und erlangte den Doctorhut. Eine Zeit lang beschäftigte er sich hierauf in Halle mit der praktischen Medicin; bald aber wurde seine Neigung zu gelehrter Thätigkeit und schriftstellerischen Arbeiten in Anspruch genommen, und somit seine Bestimmung entschieden. Durch seine Kritik der Grimm'schen Uebersetzung des Hippokrates in den „Neuen literarischen Nachrichten für Aerzte, Wundärzte und Naturforscher" wurde er der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt. Von nun an wurde er einer der thätigsten Mitarbeiter an jener Zeitschrift, ja von 1787—89, wo sie endete, der alleinige Herausgeber. Auf diese Weise war nun auch für seinen Unterhalt einigermaßen gesorgt, da die beschränkte Lage des Vaters keine Zuschüsse gestattete. Zugleich trat Sprengel bei der Universität als Docent der gerichtlichen Medicin und Geschichte der Medicin auf und wurde 1789 außerordentl. Professor. Mit großem Beifalle las er Semiotik und Pathologie, letztere unausgesetzt bis vor mehren Jahren, seit welcher Zeit er überhaupt mehr botanische als medicinische Vorträge hielt. 1795 wurde er ordentl. Prof. mit 50 Thlrn. (!) Gehalt, welcher jedoch 1797, als er die Professur der Botanik erhielt, um 400 Thlr. erhöht, und späterhin, als er 1803 einen Ruf nach Marburg an Baldinger's Stelle, 1809 nach Dorpat, und 1812 nach Willdenow's Tode nach Berlin erhalten hatte, ansehnlich verbessert wurde. Was Sprengel als Lehrer und Schriftsteller geleistet, wie bald er eine Zierde nicht nur seiner Universität, sondern des gesammten deutschen Vaterlandes wurde, wie endlich sein Ruf sich durch alle Welttheile verbreitete, ist bekannt. Das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften findet man bei Meusel. Sie zeichnen sich durch strengen Fleiß, tiefe Gelehrsamkeit und geistreiche Zusammenstellungen aus. Seine Pathologie, seine in mehre Sprachen übersetzte berühmte „Geschichte der Medicin" (3. Aufl., Halle 1821, 5. und letzter Thl. 1828), seine „Institutiones medicae", von welchen in Mailand ein eleganter Nachdruck erschien, seine botanischen Werke, unter welchen die „Historia rei herbariae", die Uebersetzung des Theophrast und die Herausgabe von Linné's „Systema vegetabilium" (16. Aufl.) vor allen genannt werden müssen, gehören zu den schönsten Früchten seiner literarischen Thätigkeit. Sol-

chen Verdiensten durfte die Anerkennung nicht fehlen. 1808 ernannte ihn die philosophische Facultät zu Halle honoris causa zum D. der Philosophie; gegen 70 gelehrte Gesellschaften und Akademien des In- und Auslandes (die königl. franz. Akademie 1825) beeiferten sich, den berühmten Literator zu ihrem Mitgliede zu ernennen; der jetzige König von Schweden ertheilte ihm den Nordsternorden, und sein Landesherr den rothen Adlerorden 3. Classe. Er starb den 16. März 1833.

Sprengen, die Art, wie Bergleute, Steinbrecher, Mineurs u. A. Felsen mit Pulver auseinandertreiben, ist folgende: man macht eine lange Röhre, wie der Lauf eines Feuerrohrs, in den Felsen, der gespaltet werden soll. Diese wird mit Schießpulver geladen und wieder mit Erde, Rasen oder Thon verstopft und nur so viel Oeffnung gelassen, als zu einem Zündloch nothwendig ist, an welches die Lunte gehalten wird, um das Pulver zu entzünden. — Auch das Holz wird auf diese Weise gespalten. Um Stöcke mit den Wurzeln heraus zu sprengen, hat Knight in England eine Schraube mit einem Holzbohrer angegeben; am Schraubenknopfe sind 2 kleine Hörner, damit man besser anfassen kann. Soll nun ein Stamm aus der Erde gehoben werden, so wird mit einem Bohrer ein Loch bis auf eine gewisse Tiefe gemacht und Pulver hinein geladen. Nun wird die Schraube so weit in das Loch eingedreht, bis sie das Pulver erreicht und eine Stupine bis an das Zündloch, welches in der Schraube angebracht ist, geleitet. Diese Stupine ist 18 Zoll lang, um Dem, der das Geschäft besorgt, Gelegenheit und Zeit zu lassen, noch in Sicherheit zu kommen, ehe sie bis ans Pulver hin brennt. Sie wird aus Garn oder Zwirn gedreht und in aufgelöstem Salpeter eingeweicht. Seit Kurzem weiß man auch, daß ein Theil Sägespäne mit dem Pulver vermischt, die Kraft des letztern beim Sprengen verstärkt. Nach Biot's und Dupasquier's Entdeckung wird die Kraft des Sprengpulvers mittelst Sägespäne von weichem Horn verdreifacht. (Vgl. Mine.)

Sprengwerk, s. Hängewerk.

Sprichwort, s. Sprüchwörter.

Springbrunnen. Die Erklärung der einfachen Springbrunnen beruht auf dem physischen Gesetze der Hydrostatik, daß eine Flüssigkeit in 2 Röhren, die mit einander verbunden sind, in beiden die gleiche Höhe erreicht. Z. B. ein Wasserbehälter steht mit einer tiefer liegenden Röhre in Verbindung; dem hydrostatischen Gesetze gemäß muß sich das Wasser in der letztern zu der Höhe des Wasserbeckens erheben. Ist nun die Röhre kürzer als diese Höhe, so wird das Wasser mit Gewalt aus der Röhre hervorgepreßt, und sein Strahl würde in freier Luft die Höhe des Wassers im Behälter erreichen, wenn die festen Seitenwände des Röhres es noch zusammen hielten. Mit dieser physischen Kraft läßt sich noch die künstliche von Druckwerkzeugen vereinigen, welche im Stande sind, den Wasserstrahl zu einer sehr bedeutenden Höhe zu treiben; wie bei den Brandspritzen. Die Verfertigung von Heronsbrunnen (s. d.) gründet sich auf dasselbe hydrostatische Gesetz. — Die artesischen oder Bohrbrunnen sind eigentliche Springbrunnen. Es gibt in bedeutender Tiefe (bis 200 Fuß), wo nicht Granitboden ist, Wasserspiegel; wenn man so tief Röhren einsenkt, so quillt das Wasser einige Fuß hoch über das Mundloch aus der Röhre empor. Die artesischen Brunnen haben neuerdings mit Recht die größte Aufmerksamkeit der Völker und Regie-

rungen erregt, da sie als ein wichtiges Hülfsmittel der Industrie und des Nationalwohlstandes zu betrachten sind, und die Hoffnung erwecken, daß mittelst ihrer dereinst noch mancher unbewohnbare Landstrich, noch manche unzugängliche Wüste für Cultur und Communication gewonnen werden dürfte. Aber nicht nur, daß in dürren, versiegten Landstrichen frisches reines Trinkwasser, dieses zum fröhlichen Gedeihen des organischen Lebens unentbehrliche Element, hervorgelockt wird, die Industrie hat auch noch andere Vortheile von den artesischen Brunnen zu ziehen gewußt. Weil nämlich das aus großen Tiefen erbohrte Wasser nicht nur häufig in bedeutender Menge, als mächtiger Wasserstrahl hervorsprudelt, sondern auch jederzeit, im Winter wie im Sommer, die mittlere Temperatur der tiefern Erdschichten, also in unsern Gegenden eine Wärme von beiläufig 10° Cent. behauptet, so hat man die Wasser der artesischen Brunnen einestheils zum Betriebe von Maschinen, zur Bewässerung von Gärten, Feldern und Wiesen, anderntheils selbst zur Heizung von Radstuben, Fabrikgebäuden und Gewächshäusern benutzt. Endlich ist als ein nicht zu verachtender Vortheil zu erwähnen, daß durch die Bohroperationen die genaueste Localerforschung der tiefern Erdschichten gewonnen wird, welche für die Anlage anderer artesischer Brunnen in derselben Gegend außerordentlich wichtig ist, und außerdem zur Auffindung von Kohlen, Kalk, Salz u. a. nutzbaren Mineralstoffen in Gegenden führen kann, wo man das Daseyn nimmer vermuthete. — Den Kostenanschlag für einen ganz einfachen, aber in den gewöhnlichsten Fällen wohl ausreichenden Bohrapparat zu einem Bohrloche von 200 F. Tiefe und 3—6 Zoll Weite gibt Spetzler auf 400 Thlr. an. Die Gebrüder Flachat in Paris verkaufen ihre höchst vollständigen und auf alle möglichen Fälle und Unfälle berechneten Totalapparate zu 307 F. Tiefe für 12.000 Francs. Das von Camilla beschriebene, in der Gegend von Wien übliche Verfahren ist höchst einfach und wohlfeil; nur möchte es nicht für alle Gegenden ausreichend seyn. Vgl. Jacquin, „Die artesischen Brunnen in und um Wien, nebst geognost. Bemerkungen über dieselben von P. Partsch" (Wien 1831). Als besonders wichtige Schriften für die Theorie und Praxis der artesischen Brunnenbohrung sind, außer den ältern Werken von Langsdorf, Selbmann, Carena, zu empfehlen: Garnier's „Traité sur les puits artésiens" (2. Aufl., Paris 1826; eine gekrönte Preisschrift, von welcher Waldauf v. Waldenstein eine vollständige Uebersetzung, und Crelle im „Journal für Baukunst", Bd. 3, einen Auszug geliefert hat); Héricart de Thury's „Considérations géologiques et physiques sur le gisement des eaux souterraines etc." (Paris 1828); Waldauf v. Waldenstein, „Die neuesten Beobachtungen und Erfahrungen über die Anlage artesischer Brunnen" (Wien 1831; setzt die Kenntniß und den Besitz der Uebersetzung des Werkes von Garnier voraus); Bonner's „Vollständiger Unterricht über die Anlage der Bohrbrunnen" (2. Aufl., Münster 1831; sehr verständlich und praktisch); Spetzler's „Anleitung zur Anlage artesischer Brunnen" (Lübeck 1832; von Börn trefflich bevorwortet und besonders empfehlenswerth).

Sprüchwörter nennt man Denk- und Sinnsprüche, welche als anerkannte Wahrheiten beim großen Haufen in Umlauf kommen; es sind Denkmünzen, in welche jedes Volk seine Nationalweisheit einprägt. Sie stammen aus der Jugendzeit der Völker, zugleich mit den Sagen, und sind das Uebermächtniß der Vorzeit. Sie mischen sich in alle mensch-

Digitized by Google

lichen Händel, bringen Alles zur Sprache, sehen überall nach dem Rechten und sind der Spiegel alles menschlichen Wesens. Das Sprüchwort nährt den Witz, übt den Verstand, frischt das Gemüth an und erfreut den Scharfsinn. Es will überall nur als Würze, nie als Nahrung gereicht seyn. Verwandte des Sprüchworts sind: der Spruch, Apolog, Einfall, die Sentenz, Fabel, Scherz-, Witz- und Schimpfrede — überhaupt Alles, was bildlichen Ausdruck und gleichsam eine Persönlichkeit hat. Das beste Werk über die lat. Sprüchwörter hat Erasmus (st. 1536), über die griech. vorzüglich A. Shott (st. 1636) geliefert. Ueber die franz. ist 1710 ein Dictionnair von Richelet, ein besseres aber von Ph. J. Leroux 1713 erschienen. Die deutschen Sprüchwörter sind von Vielen, im „Freidank", von Agricola 1534, Lyring, Bebel u. A. gesammelt worden, aber die Wenigsten haben den rechten Verstand dabei gebraucht und die Anzahl Derer, die sie erklärt haben, ist noch kleiner. Eisenhart u. A. benutzten die Sprüchwörter zur Erläuterung des deutschen Rechts. Die beste unter den neuern Sammlungen ist J. M. Sailer's: „Die Weisheit auf der Gasse" (1810). Vgl. Nopitsch's „Literatur der Sprüchwörter" (Nürnberg 1820).

Sufismus, eine Art Mysticismus des Orients, der darin besteht, daß der Mystiker sich ganz vom menschlichen Ich losmacht, um durch ascetische Betrachtungen zur Erkenntniß Gottes zu gelangen. Zu diesem in ein mystisch-religiöses Gewand gekleideten Pantheismus bekennt sich seit dem 9. und 10. Jahrh. eine Sekte, die gegenwärtig unter den gebildeten Anhängern des Islam, besonders in Persien und Indien, von Tag zu Tag mehr Anhänger gewinnt, und vor 16 Jahren in Persien über 80.000 zählte, die dem Islam entsagt hatten. Im Orient heißen alle Religiösen, welche klösterlich zusammenleben und sich dem beschaulichen Leben widmen, Sufi, weil sie sich bloß in Wolle kleiden. Die Sufis tragen ihre Lehren unter Bildern von Liebe, Wein, Trunkenheit, Feuer u. s. w. vor, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß auch die Lieder des Hafiz, eines der größten Sufis, weit entfernt, Liebe und Wein Anakreontisch zu besingen, vielmehr die Geheimlehre der Sufis enthalten. Unter dem Teufel verstehen die Sufis insgemein die sinnlichen Begierden der Seele; die All-Eins-Lehre der heutigen Sufis stimmt mit der Lehre der indischen Vedams so auffallend überein, daß der indische Ursprung des Sufismus nicht zu verkennen ist. Das Wichtigste darüber enthält das bei den Persern und Türken im höchsten Ansehen stehende, 1820 (Hedschra 1236) zu Konstantinopel erschienene (zu Skutari gedruckte), ins Türkische übersetzte persische Werk: „Die Tropfen des Lebensquelles".

Staal (Frau v.), früher u. d. N. Mademoiselle de Launai bekannt, war die Tochter eines Malers zu Paris, der Frankreich verlassen mußte und sie in großer Dürftigkeit zurückließ. Sie kam in die Priorei St.-Louis zu Rouen, wurde gut erzogen und trat nach dem Tode der Priorin als Kammermädchen in die Dienste der Herzogin von Maine, die sie aber wegen Kurzsichtigkeit und Ungeschicklichkeit in Dem, was ihr Dienst forderte, wieder entlassen wollte, als ein Zufall sie der Dunkelheit entzog und mit den angesehensten Männern bekannt machte. Unter der Regentschaft fiel sie mit der Herzogin in Ungnade, saß 2 Jahre mit ihr in der Bastille, und verheirathete sich nach ihrer Befreiung mit dem Herrn von Staal, Capitain bei der Schweizergarde und Marechal de Camp, nach-

dem sie früher die Hand des gelehrten Dacier ausgeschlagen hatte. In der Unterhaltung zeigte Frau von Staal, in Folge ihrer Schüchternheit und übeln Gesundheit, weniger Geist und Lebhaftigkeit als in ihren Schriften. Ihr Charakter war aus guten und schlimmen Eigenschaften gemischt; allein die guten herrschten vor. Sie starb 1750, sehr interessante Memoiren (3 Bde., 12.) und durch Eleganz, einen edeln Styl und ein tiefes, zartes und feines Gefühl ausgezeichnete Briefe an den Marquis von Silly und an d'Hericourt (Paris 1806, 2 Bde., 12) hinterlassend.

Staar. Man versteht darunter zwei Krankheiten, die aber in ihrem Wesen und Sitze nichts gemein haben: den grauen und schwarzen Staar. Der graue, auch weiße genannt (cataracta), wird durch eine organische Veränderung in der Linse und ihrer Kapsel, durch welche die Durchsichtigkeit dieses Augentheiles dergestalt verloren geht, daß die Lichtstrahlen entweder gar nicht, oder nicht in hinlänglicher Menge zur Nervenhaut kommen können, veranlaßt. Der Grund dieser organischen Veränderung in der Krystalllinse ist zwar oft eine Entzündung; doch ist sie es nicht immer. Die Linse besteht aus einer Menge häutiger Lamellen. Bei einer Trennung derselben häufen sich im Zwischenraume Flüssigkeiten an und verdicken sich. Manchmal entsteht der Staar durch Versetzung eines Krankheitsstoffes auf dieß Organ; als Gicht, Rheumatismus, Skropheln. Auch kann die Ursache der Cataracte in dem Zustande der Irritabilität der Iris liegen; so haben blaue, graue, überhaupt hellere Augen größere Neigung zur Bildung der Cataracte als andere; auch das höhere Alter begünstigt ihr Entstehen. Im Anfange der Krankheit sieht der Beobachter dicht hinter der Pupille einen trüben, nebelichten Fleck; im Beginne wird die Sehkraft nur auf gewisse Zeiten geschwächt, und dem Kranken erscheinen Funken, Sterne, fliegende Punkte, die man mouches volantes nennt, vor den Augen. Die Trübung wird allmälig immer stärker und tritt mehr hervor, und das Gesicht nimmt in einem höhern Grade ab. Um die verdunkelte Stelle schließt sich oft ein schwarzer Ring. Je nachdem der Staar in den Theilen der Linse seinen Sitz hat, unterscheidet man mehre Arten desselben. Bei dem Linsenstaar, der gewöhnlichste, ist die Verdunkelung in der Mitte der Linse am stärksten und nimmt nach den Seiten zu ab; hierdurch wird es dem Kranken möglich gemacht, noch etwas bei schiefer Richtung und bei einem schwachen Lichte, wodurch die Pupille erweitert wird, zu sehen. Die Farbe des Staares spielt meist ins Gräulichweiße. Manchmal sieht er auch weißlich aus und geht überdieß noch dann und wann ins Gelbliche über. Bald ist die Linse sehr hart, bald weich, und erscheint wie aufgelöst, bisweilen ist nur ihr Innerstes verdunkelt. Beim Kapselstaare ist die Verdunkelung nicht immer in der Mitte, öfters seitwärts, und oft sind auch mehre verdunkelte Stellen zugleich da. Die Flecken sind streifig, oft ungleich, an einem Punkte dichter als an einem andern; doch verbreitet sich, wenn das Uebel sich vollkommen ausbildet, die Verdunkelung nicht selten gleichmäßig über die Kapsel aus. Diese kann bald bloß getrübt, bald auch angeschwollen und mit Auswüchsen versehen, erscheinen. Der Heilkünstler kann zur Hebung des grauen Staares einen doppelten Weg einschlagen; er muß suchen, entweder die Verdunkelung der Linse zu heben, oder die Linse selbst zu entfernen. Die erste Absicht zu erreichen, muß er dahin wirken, daß das in der Linse schon Abgelagerte, was die Verdunkelung verur-

Digitized by Google

sacht, resorbirt, und daß der krankhafte Vegetationsproceß, aus dem die Ablagerung hervorgeht, aufgehoben werde. In ersterer Hinsicht vermag der Arzt nur wenig und selten gelingt ihm die Heilung; manchmal, wenn günstige Umstände obwalten, entsteht die Einsaugung von selbst. Um die Aufhebung oder doch Beschränkung des krankhaften Processes zu erreichen, müssen vor Allem die innern Bedingungen, auf denen er beruht, aufgesucht und entfernt werden. Ein grauer Staar, aus einer Metastase der Gicht, des Rheumatismus, oder aus einer Skropheln-krankheit entstanden, erfordert zuerst die Behandlung jener Leiden. Liegt dem Staare eine Entzündung der Linse zum Grunde, so muß diese berücksichtigt werden. Uebrigens hat man Mercurialsalbe, Pulsatille, Digitalis, Belladonna u. a. als wirksame specifische Mittel empfohlen. In den meisten Fällen aber bleibt nur die Operation übrig. Sie ist doppelt; entweder entfernt sie die verdunkelte Linse aus dem Auge (extractio cataractae) oder sie läßt dieselbe darin; versetzt sie aber in einen solchen Zustand, daß sie dem Sehvermögen nicht hinderlich ist. Mehre Operationsmethoden führen zum letztern Zwecke, als die der Niederdrükkung des Staares (depressio cataractae). Celsus kannte sie schon. Durch dieselbe wird die Linse nach innen in die Augenkammer gedrückt. Zweckmäßiger ist die Umlegung der Linse (reclinatio cataractae), bei der durch eine geschickte Führung der Nadel die Linse eher umgedreht als niedergedrückt wird. Der hervortretende Glaskörper bedeckt sie schnell und hindert sie, nicht so leicht wieder aufzusteigen als bei der ersten Operation. Um die Resorbtion der Linse zu befördern, macht der Operateur auch Einschnitte in die Linse mit der Nadel. Die dritte und zwar neueste Methode, den Staar zu operiren, ist die Ceratonyxis, der Hornhautstich; hier wird vermittelst eines Hornhautstiches die Linse entweder deprimirt oder incidirt. Eine weitläufigere Beschreibung der Operationen würde überflüssig seyn, da sie hier doch nicht mit hinlänglicher Genauigkeit beschrieben werden können; dasselbe gilt von der Behandlung, welche nach der Operation erforderlich ist. Wichtig ist es für den Operateur, sich vorher zu überzeugen, daß mit dem grauen Staare nicht zugleich der schwarze verbunden sey. Kann der Kranke gar nicht mehr sehen, empfindet er selbst nicht mehr ein schwaches Lichtflimmern, so ist die Gefahr da, daß zugleich eine Amaurose vorhanden sey. Der schwarze Staar, amaurosis, gutta serena, liegt in einem Fehler des Sehvermögens und der Netzhaut. Dieser kann bald organisch seyn, als Verknöcherung der Netzhaut, Zerstörung der Nervensubstanz, Verletzungen der Nervenhaut, bald von außer den Nerven liegenden mechanischen Ursachen abhängen; als von Knochenauswüchsen; oder er beruht auf einer Verminderung oder gänzlichen Erlöschung der Vitalität in diesen Gebilden. Hiervon ist die Ursache oft ein zu grelles Licht, anhaltend starke Anstrengung der Augen bei schwachem Lichte, rascher Wechsel des Lichtes mit der Finsterniß, die Kloakluft, Opiate, hohes Alter. Endlich entsteht die Amaurose durch Consensus (Mitleidenschaft), bei Verletzungen des nerv. supraorbitalis, Hirnerschütterungen, Kopfverletzungen, Schlagflüssen, Trunkenheit, Niesen, Husten, Erbrechen, Krankheitsversetzungen, Unreinigkeiten im Darmcanale. Der schwarze Staar ist in den letztern Fällen gewöhnlich vorübergehend und verschwindet bei Hebung der ihn verursachenden Leiden. Am gefährlichsten ist die Amaurose, welche sich langsam bildet. Die Kranken verweilen dann gerne in der Dunkelheit,

Digitized by Google

weil sie das Licht nicht vertragen können; sehen oft Flammen mit Funken vor den Augen; die Gegenstände erscheinen oft gefärbt, schwanken, schwimmen; es entstehen manchmal Schielen, häufig die mouches volantes, ein drückender Schmerz in der Tiefe der Augenhöhle, eine Spannung über den Augenbraunen. Die größte Verdunkelung zeigt sich häufig in der Mitte. Endlich tritt vollständige Blindheit ein, die Pupille ist unbeweglich und erweitert. Die Kur des sich langsam gebildeten Staares gelingt selten. Die erste Indication ist Entfernung der Ursachen; sind diese aber nicht zu entdecken oder nicht zu beseitigen, so werden solche Mittel gebraucht, die eine allgemein wirkende Kraft auf das Nervensystem besitzen.

Staat, res publica, civitas, bürgerliche Gesellschaft. Staat ist ein Verein von Menschen unter äußern positiven Rechtsgesetzen, zur Erhaltung und Vertheidigung allgemeiner Menschenrechte, der Freiheit und der Sicherheit. Des Menschen Beruf ist es, alle Kräfte, welche die Natur ihm verliehen hat, selbst auszubilden, und die Zwecke, welche ihm durch seine Bestimmung vorgeschrieben sind, durch seinen Willen zu verwirklichen. Um jene Kräfte auszubilden und jene Zwecke zu realisiren, muß der Mensch nothwendig in Gesellschaft seines Gleichen leben; denn von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, wird er entweder gänzlich verkrüppeln oder nur den thierischen Trieben leben, und sein Herz wird der schönsten Gefühle und sein Geist der herrlichsten Fähigkeit ermangeln, weil die letztern d. h. seine moralische Natur, nur in der Gesellschaft die Reize und Antriebe finden, die zur Entwickelung erforderlich sind. Der Mensch muß daher in einem Staate leben wollen, und immer besser ist noch für ihn der eiserne Despotismus als gar kein Glied einer bürgerlichen Gesellschaft zu seyn. Ein Staat kann aus mehren Rücksichten betrachtet werden; als: 1) in Bezug auf den Rechtsgrund; von dieser Seite behandelt ihn das Staatsrecht; 2) in Bezug auf seine Geschichte, wie er entstanden und sich fortgebildet hat; 3) in Bezug auf sein Verhältniß zum Staatszwecke überhaupt; da der Staat nur Mittel ist, so kann er sich nicht selbst Haupt- und Endzweck seyn; er ist nur eine Bedingung, von der die Erreichung der Bestimmung des Menschen abhängt. Die Frage aber, welche ist die beste Staatseinrichtung, um jenes Ziel zu erreichen? kann nur für ein ideelles Volk beantwortet werden, wie Plato es in der Republik that; denn kein Volk besitzt und kann eine vollkommene Staatsverfassung besitzen und selbst die vollkommenste würde für die meisten Nationen sehr unvollkommen seyn. Ein Volk kann so verdorben seyn, daß nur die despotische Regierung für dasselbe paßt; eine constitutionnelle Monarchie setzt eine gewisse Bildung bei dem Volke voraus, die nicht überall getroffen wird; eine republikanische Staatsverfassung, nach Art der alten Republiken auf ein großes Volk ausgedehnt, würde ein Unding seyn. In der Praxis kann man daher nur über die beste Staatsverfassung für ein bestimmtes Volk entscheiden; wenn man das letztere, seinen Charakter, seine Bildung, Geschichte, sein Land, seine äußern Verhältnisse ꝛc. genau kennt.

Staatenbeschreibung, s. Statistik.

Staatengeschichte und Staatensystem. Die Biographie eines Staats ist verschieden von der Geschichte eines Volks oder einer Nation. In dieser wird das Leben oder das Schicksal eines Volks, nach seiner Abstammung, Verzweigung, Wohnung, Sprache, religiösen, bürgerlichen

und gesellschaftlichen Einrichtung, nach seiner häuslichen, geistigen und politischen Thätigkeit, und nach dem daraus hervorgegangenen Zustande seiner Cultur und der eigenthümlichen Entwickelung seines Charakters im Verhältnisse zu seiner Zeit und seinen Umgebungen dargestellt, wobei die leitende Idee, die Idee der Menschheit, der auf ein Volksleben angewandte Begriff der Humanität ist. In jener, in der Staatsgeschichte, wird das Schicksal eines Staats dargestellt, wie er entstanden ist, und wie er nach Innen und nach Außen als ein Ganzes, im Verhältniß zu seiner Zeit und zu den innern und äußern Bedingungen seines politischen Lebens, sich mehr oder weniger, der Idee vom Staate gemäß ausgebildet hat. Gewöhnlich versteht man aber unter Staatengeschichte, eine Sammlung von Biographien mehrer Staaten, die zusammen eine politische Familie bilden, weil sie ihren Ursprung, ihre Zwecke und Bestrebungen ihre innern und äußern Verhältnisse, und ihr bedingtes politisches Schicksal in gegenseitiger Berührung gestanden haben und noch stehen. Darum hat man die Geschichte der Staaten des Alterthums von der europäischen Staatengeschichte mit Recht getrennt, mit Unrecht aber in die letztere weder die Geschichte der deutschen Staaten (als eines persönlichen Ganzen), noch die des nordamerikanischen Freistaates — ungeachtet letzterer durchaus zu der europäischen Staatenfamilie gehört, — mit aufgenommen. Die Form eines für akademische Vorlesungen bestimmten Lehrbuchs entschuldigt die erste Auslassung, indem die Geschichte des deutschen Reichs und die der einzelnen deutschen Staaten, ausführlicher und daher besonders vorgetragen werden müssen. Hauptwerke über die Staatengeschichte des Alterthums sind Heeren's „Ideen" ꝛc., und sein „Handbuch" (3. Aufl.). Ueber die politische Geschichte Griechenlands und über die von Rom gibt es mehre Meisterwerke von ältern Schriftstellern (wir nennen nur Thukydides und Tacitus), und von neuern Historikern: Ferguson, Gibbon, Montesquieu u. A. Unter den Geschichtschreibern sind Machiavelli, Guicciardini, Hume, Robertson, Schlözer, Joh. v. Müller, v. Spittler, Heeren, Sartorius, v. Woltmann u. A. vorzüglich zu nennen. Vgl. d. bes. Art. und Geschichtschreiber. — Die Geschichte einzelner deutscher Staaten hat Pölitz in seinen Handbüchern von der „Geschichte der östreich. und preuß. Monarchie, vom Königreiche Sachsen" (Leipz. 1817 fg.) mit politischem Blicke zweckmäßig bearbeitet. Von der Staatengeschichte ist verschieden die Staatsgeschichte oder die Geschichte des Staats, wie sich die Idee des Staats in der Erscheinung verwirklicht hat. Sie behandelt vorzugsweise die Geschichte des moralischen Organismus der bürgerlichen Gesellschaft, insbesondere die Geschichte der Staatsverfassungen und die der Staatsverwaltung (Geschichte der Regierungskunst) und deren Theile: Gesetzgebung (überhaupt: das berühmte Werk Montesquieu's „Vom Geist der Gesetze": insbes. Bernardi's: „De l'origine et progrès de la législation française etc." (Paris 1819), Polizei, Handelspolitik, Kirchen- und Schul-, Finanz- und Kriegswesen. — Das Schicksal des politischen Zusammenhanges der Völker, wie dieser Zusammenhang in einer geographisch- und ethnographisch-verbundenen Staatenfamilie entstanden ist, wie er sich intensiv entwickelt und ausbreitet, wie auf denselben das innere Volks- und Staatsleben eingewirkt, und wie dieselbe auf dieses zurückwirkt und wie sich dadurch ein ganzes Zeitalter politisch gestaltet hat, wird in der Geschichte des Staatensystems dargestellt. Die Geschichte des europäischen Staaten-

Digitized by Google

systems haben Eichhorn, Ancillon, Saalfeld und vorzüglich Heeren (in seinem „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien" (Götting. 1819, 3. Aufl.) bearbeitet. Ein Haupttheil desselben ist die Geschichte des Politischen Gleichgewichts (s. d.), dessen Grundidee die Erhaltung der wechselseitigen Freiheit und Unabhängigkeit ist, die demnach zunächst auf der praktisch angenommenen Regel der Heiligkeit des rechtmäßigen Besitzstandes beruhen sollte, weil ohne diese kein fester Zustand des europäischen Staatensystems sich denken läßt. — Davon ist verschieden die Geschichte der Machtpolitik eines Staates, welche erzählt, wie sich aus dem Streben nach Selbständigkeit und möglich größter Unabhängigkeit in der Ausbildung seiner innern und äußern Verhältnisse, das politische System eines Staates allmälig entwickelt hat. Sie begreift daher zwei Haupttheile: 1) die Geschichte der Entstehung der Autokratie einer Cabinetsregierung in der Monarchie, und der einer Senatsregierung in der Polyarchie und ihres Kampfes mit der Synkratie des Feudal- und des Repräsentativsystems; 2) die Geschichte des auswärtigen Systems eines Staats; wie sie z. B. von Frankreich, Flassan in seiner „Hist. raisonnée de la dipl. franç." (Paris 1811, 2. Aufl., 7 Thle.) zu bearbeiten versucht hat.

Staatsämter, s. Staatsdienst.

Staatsanleihen, s. Staatspapiere.

Staatsanwalt, Kronanwalt, Ministère public, in der franz. Gerichtsverfassung. Ihr Ursprung fällt in die Zeiten, in welchen überhaupt die neuere Gerichtsverfassung durch einen beständigen Sitz und bleibende rechtsgelehrte Mitglieder des Parlaments sich zu entwickeln anfing, d. i. in den Anfang des 14. Jahrh. Bei jedem oberster Gerichtshofe des Reichs (den Parlamenten und den ihnen im Wesentlichen gleichstehenden Cours Souvérains, sowie bei den Chambres des comptes, den Cours des Aides u. s. w.) war ein Generalprocurator angestellt, welcher die eigentliche Seele der Anstalt, der Vertreter des Königs und des Staates bei dem Gerichte war. In seinem Namen wurden alle Anträge bei dem Gerichte gemacht, obgleich der erste Generaladvocat den Rang vor ihm hatte, er in einigen Fällen an die Mehrheit der Stimmen gebunden war und die neben ihm stehenden Generaladvocaten das ausschließliche Vorrecht hatten, wobei sie vom Generalprocurator vollkommen unabhängig waren. Neben dem Generalprocurator standen ein oder mehre Generaladvocaten und unter ihnen einige Substituten. Es gab überhaupt kein Gericht in Frankreich, wobei nicht ein solcher Beamter angestellt war, nur das Conseil du Roi und die Handelsgerichte ausgenommen. Der Wirkungskreis der Staatsanwälte war, wie schon aus ihrer Bestimmung erhellt, von sehr großem Umfange und Gewicht. Zuerst gehört dahin Alles, was die Domainen und Staatsgüter betrifft und dieser Theil ihrer Geschäfte, welcher der älteste und die Veranlassung der ganzen Institution war, ist in andern Ländern beinahe der einzige geblieben. Das zweite Hauptgeschäft bestand 1) in der gerichtlichen Verfolgung aller Verbrechen und verpönten Handlungen. Der Kronanwalt vertrat in allen auf Bestrafung abzweckenden Gerichtsverhandlungen die Stelle des öffentlichen Anklägers und stand einem jeden Angeschuldigten als Partei gegenüber. Ihm lag es daher ob, die Anträge auf die Einleitung eines jeden Strafverfahrens anzubringen, die Beweise herbeizuschaffen, die Vertheidigung zu beantworten und zuletzt seine Strafanträge zu

machen. Die Richter haben in Frankreich nur über die Anträge der Parteien rechtlich zu entscheiden. 2) In der ältern Verfassung Frankreichs war wie bei uns die Polizei mit der Gerichtsbarkeit vereinigt. Hieran hatten die Kronanwälte einen wesentlichen Antheil, keine Polizeiverordnung konnte erlassen werden, ehe der Generalprocurator darüber gehört worden war, die meisten wurden aber von ihnen selbst in Antrag gebracht. 3) Königl. Verordnungen, sowohl allgemeine als individuelle, z. B. Begnadigungen, Standeserhöhungen, gelangten durch die Eintragung in die Protokolle der Gerichtshöfe zur öffentlichen Kenntniß und zur Ausführung. Diese Eintragung, welche bekanntlich oft Widerspruch fand, konnte nur auf Antrag des Kronanwaltes geschehen. 4) Diese Behörde war aber sodann auch Wächterin der Gesetze, besonders bei Gerichten selbst, und führt demzufolge 5) die Aufsicht über den Betrieb der Geschäfte und über das Betragen der Mitglieder, zwar ohne Befugniß, selbst darüber etwas zu verfügen, aber durch Anträge an das Gericht, welches darüber zu berathschlagen verbunden war, und durch Anzeigen bei den höhern Behörden. Zu dem Ende war vorgeschrieben, daß alle halbe Jahr am ersten Mittwoch nach den Gerichtsferien ein Sitzung bei verschlossenen Thüren gehalten werde (ursprünglich am ersten Mittwoch jedes Monats), worin der Generalprocurator die bemerkten Mängel, die zu seiner Kenntniß gekommenen Unregelmäßigkeiten, auch im Privatleben der Richter sowie der Advocaten und Procuratoren, zur Sprache brachte. 6) Zu den Amtspflichten der Staatsanwälte gehörte ferner die Aufrechthaltung der Jurisdiction des Gerichts, bei welchem sie standen, und endlich 7) die Vertretung aller Corporationen und Personen, welche unter dem besondern Schutze des Staats stehen, namentlich der Kirche, der milden Stiftungen, kirchlichen Gesellschaften, Gemeinden, der Minderjährigen, Gemüthskranken, erklärten Verschwender und Abwesenden. Die Revolution hat zwar an dieser Einrichtung Verschiedenes geändert, wodurch der Umfang ihres Geschäftskreises etwas kleiner geworden ist, dagegen hat aber die ganze Anstalt auch mehr Einheit und Zusammenhang und eine festere Haltung bekommen, und im Wesentlichen ist ihre Organisation wenig verändert worden. Die Staatsanwälte sind noch jetzt die Wächter und Hüter der gesellschaftlichen Ordnung, die Vertreter des allgemeinen Wohls, die Beschützer aller Derer, welche unter der besondern Obsorge des Staats stehen. Sie sind die Organe der befehlenden Gewalt im Staate, der Regierung bei den Gerichten und müssen die Vollziehung aller Urtheilssprüche betreiben, wobei der Staat selbst interessirt ist. Außer der allgemeinen Controlle über die pünktliche Befolgung der Gesetze in dem Gericht, haben sie auch die Pflicht, selbst solche Richtersprüche, bei welchem sich die Parteien beruhigen, welche aber eine Vernachlässigung oder irrige Auslegung des Gesetzes in sich enthalten, bloß in dem allgemeinen Interesse durch die gewöhnlichen Rechtsmittel anzufechten. Für die Parteien behalten dieselben dann in jeder Hinsicht ihre volle Kraft, allein für die Zukunft wird den Gerichten eine pünktliche Beobachtung des Gesetzes eingeschärft. Eine ihrer wichtigsten Amtspflichtungen ist die Einleitung der Criminal- und Polizeiuntersuchungen, welche ihnen als öffentlichen Anklägern obliegt. Alle Anzeigen begangener Verbrechen gelangen an den Criminalprocurator und erst durch diesen an dasjenige Mitglied des Kreisgerichts, welches zu Führung der vorläufigen Untersuchungen bestellt ist, den Jugé d'Instruction. Der Cri-

Digitized by Google

minalprocurator sucht die Beweise auf, erläßt die Ladungen an die Zeugen, und macht, wenn die vorläufige Untersuchung geschlossen ist, bei dem Gericht die nöthigen Anträge, entweder auf Freisprechung des Angeschuldigten oder auf weitere Einleitungen des Strafverfahrens, nachdem die Sache als einfacher Polizeifrevel, oder als strafpolizeilich, oder endlich als criminell vor die untere Polizeibehörde (die Friedensrichter und Maires), das Strafpolizeigericht oder die Assisen gehört. Bei allen findet eine öffentliche mündliche Verhandlung, aber nur in eigentlichen Criminalfällen vor den Assisen ein Urtheil durch Schöffen statt, und die Grenzlinie zwischen ihnen wird durch die Größe der Strafen gezogen; die Strafpolizei ist nur competent, wenn die gesetzliche Strafe nicht über 5 Jahre Gefängniß steigt. In criminellen Sachen muß der Generalprocurator zuerst ein förmliches Urtheil zur Eröffnung der Untersuchung (mise en accusation) in Antrag bringen, welches ehedem, wie in England, durch Geschworne, die Anklagejury, jetzt aber von einem Senate des Appellationsgerichts gefällt wird, und mit dem deutschen Erkenntniß auf Specialinquisition ziemlich gleichbedeutend ist. Erst nach diesem Erkenntnisse entwirft der Generalprocurator die Anklageacte, welche der öffentlichen Hauptverhandlung zur Grundlage dient; er trifft die Vorkehrungen zu den öffentlichen Sitzungen, besorgt die Vorladungen der Zeugen, wirkt bei der Bildung des Geschwornengerichts mit, indem er ein gleiches Verwerfungsrecht als die Angeklagten auszuüben hat; nimmt während der Verhandlung das Interesse der gesetzlichen Ordnung wahr; er hat das Recht, den Zeugen selbst Fragen vorzulegen; nach Beendigung des Zeugenverhörs macht er die Strafanträge (Conclusions) und begründet dieselben durch Entwickelung der Beweise, welche sich aus der Verhandlung der Sache ergeben haben, worauf der Angeklagte mit seiner Vertheidigung vernommen wird. Der Gerichtshof ist an die Anträge der Staatsbehörde nicht gebunden, sondern kann auch stärkere Strafen erkennen; dagegen hat auch der Staatsanwalt das Recht, gegen eine zu gelinde Bestrafung (nicht gegen die Freisprechung von Seiten der Geschwornen, denn diese verträgt ihrer Natur nach keine zweite Instanz) Appellation (Appel a minima) einzuwenden. Zuletzt sorgt die Kronanwaltschaft auch für die Vollstreckung der Urtheile, und so ist ihr Alles übertragen, was als Ausfluß der befehlenden oder Regierungsgewalt betrachtet werden muß. Diese ganze Einrichtung erlaubt den Richtern jede andere Rücksicht, als die der reinen Gesetzlichkeit bei Seite zu setzen, indem sie dieselben von der Pflicht entbindet, das Interesse der Domainen, der Staatsregierung, des gemeinen Wohls von Amtswegen und gleichsam als Partei wahrzunehmen. Durch Unterordnung, in welchen die Staatsprocuratoren bei den Kreisgerichten und die Criminalprocuratoren der letztern aber zu dem Justizminister stehen, wird die Einheit in der Einwirkung aufrecht gehalten, welche die Regierung über die Gerichte und Rechtspflege nothwendig ausüben muß; es wird aber zugleich, wenn Alles geht, wie es soll, verhütet, daß diese Einwirkung ihre natürlichen und wohlthätigen Grenzen nicht überschreite und nicht in die richterliche Pflicht des Rechtsprechens nach dem Gesetz störend eingreife. — England hat auch seine Oberstaatsanwälte (den Attorney General und Solicitor General, wovon der Erste ebenfalls Procurator in den Gerichtshöfen ist, der Zweite ursprünglich für die Cours of Equity bestimmt war). Allein vermöge der ganzen englischen Gerichtsbarkeit ist ihr

Wirkungskreis ungleich beschränkter und mit dem franz. Ministère public gar nicht zu vergleichen. In den Criminalsachen läßt die Krone ebenfalls die Anklage in ihrem Namen und durch königl. Sachwalter führen; allein es liegt doch mehr in den Händen theils der Privatpersonen, welche durch ein Verbrechen beschädigt worden sind, theils der Polizeibeamten, d. i. der Friedensrichter. Jene haben es in ihrer Gewalt, wenn sie bei den öffentlichen Verhandlungen ausbleiben, ob sie sich gleich dazu bei Strafe verpflichten müssen, das ganze Verfahren niederzuschlagen, und es werden daher bei allen Gerichtssitzungen mehre Angeklagte bloß dadurch frei (by Proclamation), daß sich auf öffentlichen Aufruf Keiner meldet, welcher die Fortsetzung der Sache verlangt (Prosecutor). Auch in andern Ländern ist wohl überall ein Beamter u. d. N. des Fiscals, Advocatus fisci, Advocatus patriae, Kammerprocurators vorhanden; aber meistens sind dieß theils bloße Sachwalter der Domainenverwaltungen, theils untergeordnete Beamte der Gerichtshöfe, welche erst von diesen die Befehle empfangen, wenn sie als öffentliche Ankläger auftreten. Sie haben auch nicht das Ansehen, welches erforderlich ist, um jene große Wirksamkeit, die ihnen in Frankreich übertragen ist, ausüben zu können.

Staatsbank, Nationalbank, wird entweder aus dem Vermögen der Staatsbürger überhaupt oder aus dem gesammten Nationalvermögen gebildet, und steht unter der Aufsicht und Leitung des Staats, indem er sich für sie mit dem Nationalvermögen verbürgt. Sie beruht also auf dem Staatscredit und kann daher nur wohlthätige Einwirkungen auf den Verkehr der Nation haben, wenn sie mit der größten Redlichkeit verwaltet wird. Das gewaltsame Eingreifen in die Banken und andere freie Geldinstitute schlägt dem Credit dieser Anstalten unheilbare Wunden. Denn wenn der Staat ihre Capitale gewaltsam an sich reißt, setzt er sie in die Unmöglichkeit, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, und zwingt sie zur Insolvenz; dadurch aber verlieren sie ihren Credit und müssen nothwendig zu Grunde gehen. Bewegt der Staat dergleichen Geldinstitute, ihre Capitale freiwillig dem Staate zu geben, so treten folgende Wirkungen ein: es hören dadurch die Unterstützungen auf, welche die Banken durch diese Capitale dem Handel oder andern Gewerben geleistet haben. Auch sieht sich der Staat, wenn er die Banken willkürlich mißbraucht, oft gezwungen, sie zu Handlungen zu autorisiren, welche den Rechtsprincipien zuwider sind, und Unrecht gegen Andere zu begehen. Denn die pünktliche Erfüllung der Verbindlichkeiten einer Bank hängt hauptsächlich davon ab, daß sie ihre Fonds in ihrer Gewalt hat und frei darüber disponiren kann. Nun aber wird diese Gewalt gar sehr geschwächt, wenn sie ihre Fonds dem Staate auf unbestimmte Zeit anvertraut. Denn dieser verbraucht sie und rechnet gemeiniglich darauf, daß er sie recht lange, wo nicht auf immer behalten und bloß die Zinsen davon entrichten will. Treten nun Verbindlichkeiten ein, zu deren Erfüllung die Bank ihrer Fonds bedarf, so kann dieselbe sie vom Staate entweder gar nicht, oder doch nicht so schnell, als sie solche nöthig hat, zurückerhalten. Sie sieht sich also hierdurch in die Unmöglichkeit versetzt, ihre Zahlungsverbindlichkeiten zu erfüllen, und da der Staat die Ursache davon ist, so muß er sie durch Gesetze davon befreien. Die Bank macht daher bankrott, und der Staat heiligt diesen Bankrott durchs Gesetz. Das Rathsamste ist daher: die Regierung berühre die Gelder der Bank nie

Digitized by Google

anders als nach Gesetzen des Privatcredits und Privatverkehrs. Es hat allemal die nachtheiligsten Folgen für den Nationalreichthum, wenn sie dieselbe bestimmt (es sey durch Zwang oder durch lockende Anerbietungen), die echten Regeln, die eine Bank befolgen muß, wenn sie ihren vollen Credit unerschüttert erhalten will, zu verlassen.

Staats- oder Nationalbankrott. Bankrott ist in der Handelswelt, wenn ein Kaufmann sich erklärt, er könne seine Zahlungsverbindlichkeiten nicht erfüllen. Staatsbankrott nennt man, wenn die Regierung sich weigert, ihre Gläubiger zu befriedigen. Der Bankrott ist entweder vollständig, wenn der Staat seinen Gläubigern den Verlust ihrer Forderungen nicht im Geringsten vergütet, oder nicht vollständig, wenn er ihnen nur gewisse Procente von der Capitalsumme gewährt. Das Letztere kann verschiedener Weise geschehen; die Regierung erniedrigt entweder die Staatsschuldbriefe unter ihren ursprünglichen Nennwerth, oder auch unter ihren Courswerth; oder sie setzt die Zinsen herab; denn bei einer Reduction der Zinsen müssen auch die Staatspapiere unter ihren Nominalwerth fallen. Das Letztere geschah in Oestreich und Schweden. Das franz. Directorium schlug einen andern Werth ein: für einen Theil der Schuld bestimmte es eine Anwendung, die für den Gläubiger nicht den Werth hatte, welcher ihnen ursprünglich durch den Schuldschein zugesichert worden war. Ein Drittel der Schuld ward in das große Buch eingetragen (tiers consolidé); für die andern zwei Drittel (les deux tiers mobilisés) wurden Bons ausgefertigt, welche beim Ankauf der Nationalgüter nach dem jedesmaligen Cours angenommen werden sollten. England machte 1797 durch die Restrictionsacte einen theilweisen Bankrott, indem die Regierung die Bank autorisirte, ihre Baarzahlungen einzustellen. Aus der Herabsetzung des Papiergeldes durch die Regierung entsteht ebenfalls ein Staatsbankrott. Indessen war dieses wohl wenigstens in Ansehung des revolutionnairen Frankreichs nicht der Fall. Das damalige Papiergeld wurde wohl absichtlich geschaffen, um sich aus der Noth zu helfen und es, nachdem es seine Dienste geleistet, fallen zu lassen. Wie sehr aber die Nation dadurch an Unredlichkeit und Betrug gewöhnt worden war, zeigte sich, als die folgenden Gewalthaber die öffentliche Schuld reducirten und diese Maßregel auf alle eroberte Länder übertrugen. Denn man dachte kaum an das Tyrannische und Ungerechte, das darin lag. Das Beispiel der franz. Regierung stumpfte aber auch bald die Gewissen mancher andern Regierungen ab. Nicht bloß Usurpatoren sprachen dem öffentlichen Credit Hohn; wir haben ihn durch alte, antirevolutionnaire Staaten nicht minder mißhandeln sehen. Wir haben gesehen, wie Staaten ihre alte Gläubiger zu baaren Zuschüssen auf das schon hergeliehene Capital, unter der Bedrohung des gänzlichen Verlustes ihrer Forderungen, zwangen; wie sie willkürlich die in Silber bedungenen Zinsen auf die Hälfte in gesunkenem Papier reducirten; wie andere ihren Gläubigern durch Juden die schimpflichsten Accorde anbieten ließen und unter den nichtigsten Vorwänden alle Zahlung verweigerten; wie Reichsstände sich willkürlich und einseitig von übernommenen Garantien lossprachen und die Zahlungspflicht an Personen übertrugen, mit welchen die Gläubiger bei Contrahirung der Anleihe gar nichts zu thun hatten. Indessen wird doch immer diejenige Finanzpolitik die beste seyn, welche vom strengen Rechte nie abweicht und

Digitized by Google

pünktliche Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten sich zur unverbrüchlichen Regel macht. Ein Staat, welcher diese Maxime gewissenhaft befolgt, wird nicht nur seinem Volke ein gutes Beispiel geben, und mit reinem Gewissen strenge Gerechtigkeit unter Privatpersonen handhaben können, sondern er wird sich auch die höchste Achtung seines eigenen Volkes und anderer Völker erwerben. Auch ist es gewöhnlich nur die Einfalt und Schlechtigkeit der Administratoren, welche die Regierung zu dergleichen ungerechten und höchst verwerflichen Verfahren verleiten. Denn wenn auch die Noth dann und wann zu Aufschub der nöthigen Zahlungen zwingt, so kann doch ein Staat nie in eine Lage gerathen, wo es einem klugen und einsichtsvollen Ministerium nicht möglich seyn sollte, die übernommenen Geldverbindlichkeiten des Staats am Ende ehrlich zu erfüllen. Sollte das baare Geld dazu nicht aufzutreiben seyn, so gibt es doch für den Staat so unendlich viele Mittel, die Gläubiger so zu befriedigen, daß die Gerechtigkeit nicht dabei leidet, daß nur die Stumpfsinnigkeit oder die unverschämteste Unredlichkeit die Schuld auf die Unmöglichkeit, den Gläubigern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, schieben kann. Der unverrückte Grundsatz der Finanzpolitik muß also seyn, alle eingegangenen Geldverbindlichkeiten aufs Heiligste und Gewissenhafteste zu erfüllen, und unter keinen Umständen die Gewalt oder die Unabhängigkeit des Staats von einem Gerichtsstuhle zur Verletzung derselben zu gebrauchen.

Staatsbeamte. Da das Staatsoberhaupt nicht alle auf den Staatszweck sich beziehende Geschäfte unmittelbar verwalten kann, so bedarf es dazu gewisser (physischen und moralischen) Mittelpersonen. Diese heißen daher obrigkeitliche Personen oder Staatsbeamte, und der oberste unter diesen Beamten ist das Staatsoberhaupt selbst. Da aber jene nicht dem Staatsoberhaupte für seine vergängliche Persönlichkeit, sondern dem Staate in Bezug auf dessen beharrliche Persönlichkeit dienen, so dürfen sie ebenso wenig vom Staatsoberhaupte, als dieses selbst vom Volke willkürlich entlassen werden. Die Staatsbeamten heißen auch Staatsorgane und Staatsdiener. Was den ersten Ausdruck betrifft, so ist eigentlich jeder Theilnehmer an der bürgerlichen Gesellschaft ein Organ oder Glied derselben, weil jeder auch in seinem besondern oder privaten Wirkungskreise für den Zweck der Gesellschaft thätig ist und seyn soll. Vorzugsweise aber ist es der Staatsbeamte, weil er außer jenem privaten Wirkungskreise noch einen öffentlichen hat, der sich ausschließlich und geradezu auf den Staatszweck bezieht, dem daher auch sein ganzes bürgerliches Leben geweiht ist. Darum heißt der Staatsbeamte ein Organ oder Glied des Staats im engern Sinne. Was den zweiten Ausdruck betrifft, so enthält derselbe eine Zweideutigkeit, die zu falschen Folgerungen Anlaß gegeben hat. Dienen bedeutet nämlich sowohl servire, im dienstherrlichen Verhältnisse stehen, als inservire, für gewisse Zwecke thätig seyn. Nur in der zweiten Bedeutung ist der Staatsbeamte ein Staatsdiener, und in eben dieser Bedeutung nannte sich ein großer Fürst (Friedrich II.) den ersten Diener des Staats, weil der Regent der oberste Staatsbeamte ist. In der ersten Bedeutung wäre diese Benennung ungereimt; denn dadurch würde der Fürst mit allen seinen Räthen und übrigen Beamten in die Classe der Bedienten oder Herrendiener versetzt. Gleichwohl hat es Fürsten gegeben, welche zwar nicht sich selbst, wohl aber die ihnen untergeordneten Staatsbeamten als eine Art

von Bedienten oder Herrendienern betrachteten. Und da sie sich nun selbst als Herren dieser Diener ansahen, so meinten sie, sie seyen ebenso befugt, die Staatsbeamten ihres Dienstes willkürlich zu entlassen, wie jeder andere Herr seine Diener entlassen dürfe, wenn er mit ihren Leistungen nicht mehr zufrieden sey. Da aber die Staatsbeamten gar nicht dem Fürsten für seine Person dienen (ihn nicht bedienen, wie die Kammerherren, Kammerjunker, Kammerdiener u. s. w.); so ist jene Absicht und die daraus gezogene Folgerung durchaus unstatthaft. Der Staatsbeamte dient (inservit) dem Staate, wie der Fürst. Wenn nun auch dieser den Beamten gewählt hat, so darf er ihn darum doch nicht willkürlich entlassen. Denn er hat ihn nicht für sich und in seinem Namen, sondern für den Staat und im Namen desselben gewählt. Hat also der Beamte seine Amtspflicht verletzt, so muß er nach den Gesetzen des Staats gerichtet und kann nur nach Urtheil und Recht seines Amtes entsetzt werden. Die willkürliche Entlassung der Beamten ist um so ungerechter, da der Staatsdienst gewöhnlich eine längere Vorbereitung fordert, und Der, welcher Zeit und Vermögen auf diese Vorbereitung gewandt hat, nach der Entlassung selten im Stande ist, ein anderes Geschäft zur Sicherung seiner Subsistenz zu ergreifen. Jenes Verfahren ist aber auch unklug, da der Staatsdienst selbst darunter leidet, wenn die Beamten zu häufig wechseln und ihnen die Lust und Liebe zum Dienste verleidet wird. Endlich führt es auch zu gefährlichen Consequenzen. Denn, wenn die willkürliche Entlassung eines Beamten überhaupt erlaubt ist, so könnte ja wohl auch der erste Beamte, d. h. das Staatsoberhaupt selbst willkürlich entlassen werden; und wer sonst könnte dann dieses angebliche Recht der willkürlichen Entlassung ausüben, als das Volk? Läßt sich aber wohl der Staat als ein beharrliches Ganze denken, wenn eine solche Willkür in ihm herrschen sollte? Es muß also dem Staatsoberhaupte selbst, sowohl um des öffentlichen als um seines eignen Wohls willen, daran gelegen seyn, daß der Staatsdienst dem Volke als etwas Heiliges erscheine, das man nicht wie ein Kleid nach Belieben wechseln dürfe. Eben darum darf auch der Staatsdiener nicht willkürlich sein Amt niederlegen, sondern er muß um Entlassung nachsuchen und sein Amt so lange verwalten, bis er jene erhalten. Es würde jedoch, je nachdem die Gründe des Gesuchs beschaffen sind, ungerecht oder unbillig oder unklug seyn, Denjenigen zur Fortsetzung des Staatsdienstes zu zwingen, der entweder keine Kraft oder keine Neigung mehr dazu hätte. Wäre aber der Regent selbst der Regierung überdrüssig, so muß ihm natürlich die Niederlegung derselben schlechthin freistehen, da er von Niemanden seine Entlassung fordern kann, und ein Zwang zum Regieren die höchste Ungereimtheit seyn würde.

Staatsberedtsamkeit ist die höchste Aufgabe der Redekunst, ihrer Natur nach dazu bestimmt, die Leidenschaften zu beherrschen, bald zum kraftvollen Handeln anzutreiben, bald übereilte Thaten zu verhindern. Sie hat es mit äußern Zwecken, mit dem Wohl und der Erhaltung des Staats, mit dem Vortheil und Ruhm des Volkes zu thun. Selten wird der Staatsredner seine eigene Ueberzeugungen rein und vollständig aussprechen können; er muß in die Ansichten der Hörer eingehen und sie durch ihre Vorurtheile, durch ihre Zwecke, welche ihm selbst vielleicht ganz fremd sind, zu Dem zu bestimmen suchen, was er selbst oft nur seines eignen Vortheils wegen will. Aber auch der redliche Staatsmann

wird Das, was er für das wahre Beste des Staats hält, häufig durch Beweggründe unterstützen müssen, welche er im Geheim mißbilligt. Die Staatsberedtsamkeit kann in ihrem vollen Umfange nur da entwickelt werden, wo eine ähnliche Verhandlung der Staatsangelegenheiten statt findet; in dem Geheimniß der Cabinete und Collegien ist nur die Gabe der Ueberredung an ihrem Platz. In den Volksversammlungen Griechenlands bildete sich die Rede zu einer Kunst im höchsten Sinne des Worts aus; die Griechen wurden die Lehrer der Römer und stehen noch für unsere Zeiten als unerreichte Muster da. (Mehres s. im Art. Rhetoren.) Aber mit welcher Anstrengung bereitete sich auch z. B. Demosthenes fast 10 Jahre lang zu einem Wirkungskreise vor, welcher ihn ebenso reichlich mit Ehre als mit Gefahren überhäufen sollte. Cicero folgte auch hierin seinem Beispiele und steigerte die natürliche Beredtsamkeit, in welcher sich Andere auch vor ihnen ausgezeichnet hatten, durch kunstmäßige Behandlung. In der neuern Zeit sind die Säle des engl. Parlaments lange Zeit der einzige Raum gewesen, auf welchem wahre Beredtsamkeit sich entfalten konnte. (S. über die vorzüglichsten Redner den Art. Englische Prosa.) — Die franz. Revolution eröffnete der Staatsberedtsamkeit ein neues großes Feld. Die berühmtesten franz. Redner aus der Nationalversammlung und der jetzigen Deputirtenkammer, s. im Art. Französische Prosa.

Staatsdiener, s. Staatsbeamte.

Staatsdienst, Staatsamt, ist die Besorgung der Staatsangelegenheiten durch bestimmte, vom Staate ernannte Personen, die ihm für ihre Geschäftsverwaltung verantwortlich sind. Man kann die Personen, welche zum Staatsdienste nöthig sind, in Rücksicht auf die Umstände, welche ihre Besoldungen reguliren müssen, in folgende Classen theilen: 1) Solche, deren Verrichtungen vornehmen Stand, äußern Glanz, Repräsentation erfordern; 2) Solche, deren Verrichtung Geistesbildung, Geschicklichkeiten und Kenntnisse von verschiedener Art und in verschiedenen Graden erfordern; 3) Solche, die nur gemeine Geschicklichkeiten und Kräfte verlangen. Zur ersten Classe mag der Regent besonders auf hohe Geburt und Reichthum sehen und eigene Ausgaben dabei ersparen. Da dergleichen Personen von eigenem Vermögen ein prachtvolles Leben führen oder leicht führen können; so ist es besser, daß der Staat sie dazu nützt, daß sie ihren Reichthum zu den Staatszwecken verwenden, als wenn sie denselben in Privatmüßiggang verprassen. Hohe Hofämter, Ambassaden, wozu nur glänzendes Ceremoniel, reiche Dine's erfordert werden, Modegesandtschaften, um schon abgemachte Friedensschlüsse zu unterzeichnen, um Hochzeiten, Kindtaufen anzumelden u. s. w., sind Posten solcher Art. — Muß auch der Staat Einiges vergüten: die Vergütungen können doch immer so eingerichtet werden, daß der eigene Beutel das Meiste dazu hergeben muß. Bei der Wahl solcher Beamten aber, zu deren Geschäfte Kenntnisse und Geschicklichkeit hauptsächlich erfordert wird, darf Rücksicht auf Reichthum oder Stand durchaus keinen Einfluß haben. Die Wahl solcher Beamten muß bloß ihre Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit bestimmen. Und ebenso wird bei der dritten Classe bloß und allein ihre Brauchbarkeit entscheiden. Da die dritte Classe keiner weitern Vorbereitung bedarf, so wird der Staat unter Denen, welche für Privatleute arbeiten, stets eine hinreichende Anzahl finden, welche gegen gleiche Bezahlung, wie sie von Privatpersonen ge-

reicht wird, seine Arbeiten übernehmen. Was aber die mittlere Classe betrifft, die einer besondern, mit Aufwand verbundenen Vorbereitung bedarf, so hat der Staat folgende Mittel, zu bewirken, daß er keinen Mangel daran habe: 1) Zwang zum Staatsdienste. Dieses ist nur beim gemeinen Dienst anwendbar und wird zur Erhaltung des gemeinen Militairs noch ziemlich allenthalben gebraucht. 2) Lockung durch Erleichterung der Vorbereitung dazu, verbunden mit der Aussicht auf Rang, Titel, Privilegien und hohe Besoldung. Wenn es nun gleich bei dergleichen Lockungen dem Staate nie an Staatsdienern fehlen wird, die selbst bei der kärglichsten Besoldung sich zu den Aemtern drängen, und es also scheint, daß der Staat vermittelst solcher Reizmittel eine große Ausgabe ersparen und mit geringen Gehalten auskommen könne, so ist eine solche Politik dennoch den Grundsätzen der echten Staatsweisheit zuwider. Denn wenn nun die Staatsdiener bei ihren kärglichen Besoldungen nicht leben können, so wird sie entweder Kummer und Sorge so niederdrücken, daß sie Lust und Liebe zu ihren Geschäften verlieren und selbst unfähig dazu werden, oder sie werden gezwungen, so viel Nebengeschäfte zu treiben, daß ihr Hauptgeschäft darüber vernachlässigt wird, oder endlich, sie werden zur Unredlichkeit ihre Zuflucht nehmen. Bestechlichkeit, Untreue und Betrug wird Regel unter ihnen, und diese Laster finden in der Unmöglichkeit, von dem Gehalte zu leben, Entschuldigung, und wurzeln sich deßhalb immer mehr und mehr in die Nation ein, sodaß sie selbst den Schein des Lasters in ihren Augen verlieren und die ganze Nation dadurch demoralisirt wird. Deßhalb muß der Staat die Ersparnisse, die ihm dergleichen Lockungen gewähren, verschmähen, und sein Staatsdienersystem auf die 3) einzige solide Basis bauen, ihnen hinreichende Besoldungen nach dem Maße der nöthigen Kenntnisse und Dienste, die er von ihnen verlangt, zu gewähren. Soll nämlich der Stand der Staatsdienerschaft auf eine solide und zweckmäßige Weise erhalten werden, so muß jeder Staatsdiener eine solche Besoldung erhalten, welche während einer Dienstzeit, nach dem Durchschnitt der gewöhnlichen Lebenslänge berechnet, für ihn zureicht: 1) mit einer Familie standesmäßig zu leben, 2) seine Kinder nach seinem Stande zu erziehen, 3) bis zur Beendigung der üblichen Dienstzeit so viel zu sammeln, daß er sich a) die auf seine Ausbildung zum Staatsdienst nothwendigen Kosten wieder erstatte, b) die noch übrige Zeit seines Lebens anständig leben und c) bei zweckmäßiger Sparsamkeit nach seinem Tode so viel hinterlassen könne als erfordert wird, um seine Frau bis zu ihrem Ableben und seine Kinder bis zu dem Alter der Mündigkeit zu ernähren. Wollte indessen der Staat jedem einzelnen Staatsdiener eine solche Besoldung reichen, die, nach einem Durchschnitt der Dienstzeit berechnet, wirklich zu allen diesen Zwecken hinreichte, ohne sich weiter um die Erreichung jener Zwecke zu bekümmern, so würde er nicht weise verfahren. Denn da der Eine kürzer, der Andere länger dient als es jene Durchschnittsrechnung besorgt; der Eine eine Familie hat, der Andere keine, so würde er seine Gehalte nur wie in einer Art von Lotterie austheilen. Er gäbe zwar die ganze Summe her, welche die ganze Staatsdienerschaft nach dem Princip der Gerechtigkeit und der Billigkeit gemäß hätte haben sollen, aber die Vertheilung geschähe nicht nach dem Bedürfnisse eines Jeden, sondern nach dem Zufall der Sterblichkeit oder der Dienstzeit, indem, wer über die Dienstdauer lebte, zu viel, wer aber früher sterbe, oder die mittlere Dienst-

Digitized by Google

zeit nicht erreichte, zu wenig erhielt. Der Staat muß daher eine solche Einrichtung treffen, daß jeder Staatsdiener durch Das, was er für ihn bestimmt, auch wirklich jene Zwecke erreiche. Er kann dieses auf zweifache Art bewirken: 1) entweder so, daß sie davon, so lange sie im Dienste sind, anständig leben können, daß er aber die Sorge für die übrigen Bedürfnisse, als: a) die Erziehung ihrer Kinder, b) die Versorgung der Ausgedienten oder invalide Gewordenen, c) der nachgelassenen Witwen und endlich der Beamten selbst übernimmt; 2) daß er für Jeden die Besoldung wirklich nach dem oben angegebenen Durchschnitte bestimmt, dagegen die allgemeine Einrichtung trifft, daß die Staatsdiener selbst von ihrer Besoldung so viel zusammenbringen müssen, daß dadurch jene Zwecke erreicht werden können. Es gehören zum Staatsdienste: I. Alle Beamte und Institute, welche dazu bestimmt sind, Einheit und Ordnung in die ganze Staatsregierung zu bringen und zu erhalten, folglich alle allgemeine Centralbehörden, von welchen Alles, was von Staatswegen zu bewirken ist, ausgehen soll. Dahin gehören insbesondere: die Cabinetsbehörde, der allgemeine Reichs- oder Staatsrath, die Generalcontrolle. II. Alle den allgemeinen Reichsbehörden untergeordnete Behörden und Institute, welche die speciellen Staatszwecke im Lande ausführen oder erreichen sollen, als: Alles, was zur Justizpflege organisirt ist; Alles, was zur Regierung oder Verwaltung des Staats gehört, als: 1) die Polizei im ausgedehnten Sinne, welche in sich begreift: a) alle Anstalten, die zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und gesetzlichen Ordnung im Innern organisirt sind; b) alle Anstalten, welche das allgemeine Wohl des Landes oder die positive Beförderung gemeinsamer Güter bezwecken; 2) Alles, was zur Organisirung und Verwaltung eines guten Finanzwesens gehört. III. Alles, was zur Unterhaltung des friedlichen Verkehrs mit andern Staaten und Völkern nöthig ist. Einheit in der Staatsverfassung kann nur durch eine geschickte Organisation solcher Centralbehörden erreicht werden, von denen alle Thätigkeit ausgeht und in welchen Alles, was im Staate geschieht, sein Princip und seine Bestimmung findet. Dergleichen Centralbehörden sind daher ein nothwendiges Bedürfniß eines wohleingerichteten Staats.

Staatsdienstbarkeit. Jeder Staat, der einem andern vertragsmäßig ein Recht gewährt, auf seinem Gebiete Etwas auszuüben, oder der sich gegen den andern verbindlich gemacht hat, Etwas auf seinem Gebiete zu unterlassen, wodurch der berechtigte Staat einen Vortheil erhält, steht zu dem letztern in dem Verhältnisse der Staatsdienstbarkeit (Servitutis juris publici). Solche Verhältnisse der Dienstbarkeit können sehr mannigfaltig seyn; als: das Recht eines Staates, durch das Gebiet eines andern Militair- oder Handelsstraßen zu legen, Festungen besetzt zu halten oder zu schleifen; nur mit dem berechtigten Volke ausschließlichen Handel zu treiben ꝛc. Zu den Staatsdienstbarkeiten darf man aber nicht die Vergünstigungen rechnen, die ein Staat dem andern gestattet, damit jener seine Regierungspflichten in Bezug auf seine Unterthanen erfüllen kann; als: Civil- und Criminaljurisdiction, Polizei. Dieß ist eher eine Theilung der Hoheitsrechte, wie sie ehemals in Deutschland sehr häufig bestand und gewöhnlich ihren Ursprung aus Verleihungen der Kaiser hatte. Dergleichen Staatsservitute, zum wenigsten erkannten die ältern deutschen Publicisten sie für solche, stehen mit der Souverainetät eines Staates im Widerspruch. Ueberhaupt hat jeder

Staat das Recht, Dienstbarkeitsverhältnisse, in denen er sich zu einem andern befindet, einseitig aufzuheben; denn da meist solche Vergünstigungen durch die Gewalt der Waffen abgezwungen worden sind, so sind sie auch auf kein Recht begründet, und jedes Volk darf das Joch abwerfen, wenn es kann. Sind die Servitute aber ein Hinderniß für die eigene innere Entwickelung des Staats oder gefährden sie seine Sicherheit, so gebietet ihm sogar die Pflicht, sie abzustellen.

Staatsfinanzwissenschaft, s. Finanzwissenschaft.

Staatsform. Da alle menschliche Cultur durch die Gesellschaft und zwar insbesondere durch die bürgerliche Gesellschaft oder den Staat bedingt ist, auch von der Einrichtung und den Verhältnissen dieser Staaten fortwährend fast alles Gute und Böse unter den Menschen unmittelbar oder mittelbar abhängt: so gibt es wohl für die Geschichte der Menschen keinen wichtigern und lehrreichern Gegenstand als die Staatsverfassungen und Staatsformen oder die Art und Weise, wie die Souverainetät in einem Staate ausgeübt wird. Aber hier mehr als irgendwo ist es nothwendig, daß die Philosophie die geschichtliche Forschung begleite. Ohne geläuterte staatsrechtliche Begriffe kann die Erzählung von politischen Formen und Experimenten weder verständlich noch brauchbar seyn. Ueber den Ursprung und Zweck des Staats, über seine mancherlei Formen und Rechtsverhältnisse ist eine wirklich verwirrende Menge von Theorien vorhanden. Mancher Gelehrte, wenn er nichts Neues der Idee nach zu sagen wußte, hat wenigstens neue Worte aufgebracht, oder den alten Worten eine neue Bedeutung unterschoben; sodaß nun jeder politische oder historische Schriftsteller, will er anders verstanden werden, über die Begriffe, die er mit seinen Ausdrücken verbindet, vorläufig und genau sich erklären muß. Der nächste Zweck der bürgerlichen Vereinigung — gleichviel ob Jene, die sie schlossen, denselben deutlich aussprachen oder nicht — kann in der Idee kein anderer seyn als Sicherheit und Rechtsverhältniß. Hierdurch werden andere Zwecke, als erhöhte Glückseligkeit oder Cultur ꝛc. nicht ausgeschlossen, nur sind sie nicht so wesentlich als jener. Daß nun derselbe vollständig, doch mit den möglich geringsten Opfern erreicht und für Beides eine sichere Gewährleistung ausgemittelt werde, mußte das natürlichste Interesse, das gerechteste Verlangen der Paciscirenden seyn. Die Staatsgewalt wird nach einer natürlichen — wenngleich in der Anwendung öfters zweifelhaften — Unterscheidung, in die gesetzgebende und die vollstreckende — wovon ein Hauptzweig die richterliche ist — getheilt. Von Wem nun nun diese Gewalten, und inner welchen Schranken sie ausgeübt werden sollen, bestimmt die Verfassung. Ist dieselbe von der Art, daß durch sie zwischen beiden Theilen des Volkes, dem befehlenden und dem gehorchenden, eine Gemeinschaft der Interessen und Rechte erhalten wird, so mag sie füglich eine Republik — heißen. Ist sie aber zum einseitigen Vortheil des befehlenden Theiles eingerichtet, oder gibt sie wenigstens demselben gesetzliche Mittel, seinen Eigenwillen auf Unkosten des allgemeinen Wohles und jenes der Privaten geltend zu machen — so tritt mehr oder weniger das Verhältniß des Herrn zum Sklaven ein, und die Verfassung muß eine despotische genannt werden. Das letzte ist nun zumal der Fall, wenn alle Gewalten vereinigt sind in einem Subject, sey es eine einzelne Person oder ein Körper; das erste, wenn sie getrennt sind. So spricht die Theorie. Ob aber in einem gegebenen

Digitized by Google

Staat eine wirkliche oder bloß scheinbare Trennung der Gewalten vorhanden, der allgemeine Wille sonach in der That oder bloß scheinbar herrschen gewesen sey, — inwiefern also in der Verfassung Republikanismus oder Despotismus vorwalte, ist meistens schwer und nur durch tiefe Prüfung zu erkennen. Diese Eintheilung ist von dem ersten und innersten Princip der Staatseinrichtung hergenommen. Eine andere, minder wesentliche, jedoch immer wichtige, wird durch die Zahl der Personen begründet, denn entweder die vereinten Staatsgewalten, oder im Falle der Trennung, die vollziehende (d. i. die Regierungs-) Gewalt übertragen worden. Ist solches eine einzelne Person, so heißt der Staat eine Monarchie (auch läßt sich eine Dyarchie denken, wenn 2 Regenten sind, wie es z. B. in Sparta war); sind es aber Mehre, so ist die Verfassung, oder bestimmter, die Regierungsform entweder eine aristokratische oder eine demokratische, je nachdem die Machthaber nur aus einem Theil oder aus einer Classe des Volkes (daher den Vornehmsten, und nach der Idee der Committenten, den Besten — Aristen —) oder aus dem gesammten Volke bestehen, wobei es gleichgültig ist, ob jene Gewalt dort von der vornehmern Classe und hier von dem ganzen Volke unmittelbar in allgemeiner Versammlung oder durch (frei gewählte und verantwortliche) Stellvertreter, Repräsentanten, ausgeübt werde. Hiernach ist es klar, daß Monarchie und Aristokratie sowohl republikanisch als despotisch seyn können, weil in beiden entweder bloß die vollziehende, oder die gesammte Staatsgewalt den Machthabern zukommt. Die Demokratie aber — was zwar parador klingt — kann nicht wohl anders als despotisch seyn, weil eine Verfassung, worin das ganze Volk die executive und nur ein Theil desselben oder eine einzelne Person die gesetzgebende Gewalt hätte, nicht wohl gedacht werden kann, daher in allen Demokratien eine Vereinigung der Gewalten in den Händen des Volkes und sonach eine Despotie gegen jeden Einzelnen Platz greift. Indessen hat doch der Sprachgebrauch die Benennung Republik gemeinschaftlich der Aristokratie und Demokratie, ohne Rücksicht auf Vereinigung oder Trennung der Gewalten, und bloß im Gegensatz der Monarchie ertheilt: auch läßt diese Benennung sich wenigstens in dem Sinn rechtfertigen, daß in jenen beiden Verfassungen, selbst wenn sie despotisch sind, dennoch eine Art von Gemeinwesen, nämlich in dem Corps der Machthaber als solchem besteht, wornach sich allein das eigentliche Volk und die Andern, oder auch sie selbst als Einzelne betrachtet, ein Haufe Sklaven sind, wie z. B. die venetianischen Nobili mit ihren Gemeinen, oder die Spartaner mit den Helotten verglichen, oder auch das athenienssische Volk mit jedem einzelnen Bürger. Diese reinen Staatsformen, sowie sie in der Abstraction des Philosophen bestehen, sind nur selten in der Wirklichkeit vorhanden. Man muß sonach die meisten alten und neuen Verfassungen den Gemischten zuzählen, deren es nach unsern aufgestellten Begriffen in zweierlei Bedeutung, aber nach vielfältigen Nuancen, und zwar sowohl nach der Form als nach dem Geiste geben kann. Nämlich erstens, insofern die Theilung oder Vereinigung der Gewalten selbst nicht vollständig geschehen ist, sodaß, z. B. nicht das ganze Volk, sondern nur ein Corps von Adeligen die gesetzgebende Macht erhielt, oder daß wenigstens das Volk in Ausübung der Macht oder in der Wahl seiner Repräsentanten durch den überwiegenden Einfluß jenes Corps oder des Königs beschränkt ward, oder umgekehrt, daß der Despot wenig-

Digitized by Google

stens in einigen Sachen an Grundgesetze, an die Einwilligung der Geistlichkeit, der Satrapen ꝛc. gebunden wurde, u. s. w. — in welchen Fällen die Verfassung zum Theil republikanisch und zum Theil despotisch ist oder zweitens insofern mehre Körper an der obersten, gesetzgebenden oder executiven Gewalt Theil nehmen, — wie wenn die Richter unabhängig von der Regierung sind, oder der König die Verwaltung mit einem Senate theilen muß u. s. f., wo sonach eine Zusammensetzung von 2 oder 3 Regierungsformen, Monarchie, Aristokratie oder Demokratie vorhanden ist. Man braucht alsdann gewöhnlich die Benennung derjenigen Verfassung oder Form, welche der in Frage stehenden am nächsten kommt, sowie meistens in der Erzählung die Worte Monarchie, Aristokratie und Demokratie schlechthin für Königsmacht, Adels- oder Standesmacht und Volksmacht ohne Unterschied der einzelnen Gewalten gelten. Es läßt sich schwer bestimmen, welche von diesen reinen oder gemischten Verfassungen die beste sey. Umstände des Orts und der Zeit, Charakter, Cultur- und Machtverhältnisse ꝛc. eines Volkes machen dasselbe bald mehr bald weniger der Freiheit fähig oder der strengen Herrschaft bedürftig. Daher kann über den Werth einer Verfassung meist nur bei gegebenen und genau bestimmten Umständen geurtheilt werden. Auch kann bei derselben Verfassung und Form — je nach den Grundsätzen und dem Charakter der Machthaber, nach dem Geist der Zeit und des Orts — bald eine milde, gerechte, väterliche; bald eine selbstsüchtige und tyrannische Verwaltung, d. h. Regierungsweise seyn. Nero und Titus, Perikles und Dionys, der römische Senat zu Pyrrhus's und zu Jugurtha's Zeiten, die Volksregierung in Paris und in Unterwalden, die Inca's und die Fürsten der Assassinen, welche Contraste! Noch wollen wir bemerken, daß es vornehmlich drei Auswüchse oder Verderbnisse der Hauptregierungsformen gebe: Tyrannei — hier in einem beschränktern Sinne für Usurpation, oder die — der Erwerbung oder Ausdehnung nach — gesetzwidrige Macht eines Einzigen genommen — Oligarchie — die Herrschaft mehrer Tyrannen — und Ochlokratie — Gewalt des Pöbelhaufens. Wo aber alle Staatsgewalten sich auflösen und nur das Recht des Stärkern gilt, da ist Anarchie. Diese Auswüchse zu verhüten und eine solche Staatseinrichtung zu treffen, daß die bestimmten Verfassungen in ihren Principien und ihren Formen durch innern Zusammenhang und Kraft sich erhalten, und daß allenthalben nur die aufgestellten Gewalten, nicht aber die Menschen (d. h. der allgemeine und nicht der Privatwille) herrschen — darin besteht der Triumph der politischen Weisheit.

Staatsgebiet. Zur realen Möglichkeit eines Staats gehören zwei Elemente, nämlich 1) eine Menge von Personen, welche sich zum bürgerlichen Leben mit einander verbunden haben, und daher im Einzelnen Bürger oder Staatsbürger (cives), zusammen genommen aber ein Volk (populus) heißen; 2) ein gemeinschaftlicher Wohnplatz, durch welchen die Glieder der Bürgergesellschaft zur möglichst innigen Vereinigung ihres Willens und ihrer Kraft auch räumlich verbunden sind, und welcher daher das Staatsgebiet (territorium) heißt. Durch die Staatsbürger zusammen genommen oder das Volk als politische Einheit betrachtet ist erst das persönliche Element eines Staats gegeben. Es gehört aber dazu auch noch ein sachliches oder dingliches. Dieses ist das Staatsgebiet. Denn sinnlich-vernünftige Wesen, die eine Bürgergesellschaft bilden sollen,

bedürfen einer Basis für ihre Subsistenz, und diese Basis muß allen gemeinschaftlich seyn, damit jene Wesen in ihrer räumlichen Verbindung auch ihren Willen und ihre Kraft auf das Innigste vereinigen können. Daher muß das Staatsgebiet auch möglichst zusammenhängend seyn. Denn wenn es von fremden Staatsgebieten durchschnitten oder Theile von ihm in fremde Gebiete eingeschlossen sind oder auch es selbst fremde Theile einschließt, so erschwert dieß allemal das Zusammenwirken der Staatskräfte zu einem und demselben Zwecke, abgesehen davon, daß es auch leicht zum Zwiespalte zwischen Staaten führt, die ein so gemischtes Gebiet haben. Das Staatsgebiet selbst ist Eigenthum der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, kann aber auch theilweise einzelnen Bürgern eigenthümlich angehören. Das einzelne Gebietseigenthum ist und bleibt aber immer untergeordnet dem Gesammteigenthum des Staats. Daher kommt diesem das Obereigenthum (dominium eminens) in Beziehung auf alles einzelne Grundeigenthum im Staate zu, sodaß dasselbe zwar von Bürger an Bürger, aber nicht an Fremdlinge veräußert, viel weniger vom Staate gänzlich losgerissen und einem anderen Staate einverleibt werden darf, wenn nicht der Staat dazu einwilligt. Denn eine solche Losreißung einzelner Gebietstheile könnte immer weiter um sich greifen und endlich die Auflösung des ganzen Staats herbeiführen. Jedes Volk hat auch das Recht, sein Gebiet und mit demselben seine gesammte Freiheitssphäre zu erweitern, wenn es auf eine mit den Rechten anderer Völker einstimmige Weise geschehen kann. Es darf daher sowohl angrenzende als entfernte Grundstücke in Besitz nehmen, wenn dieselben entweder herrenlos oder vom bisherigen Eigenthümer freiwillig abgetreten sind. Da physische Personen herrenlose Sachen rechtlicher Weise occupiren und dadurch in ihr Eigenthum verwandeln können: so muß dieß auch in Ansehung der Völker als moralischer Person gelten. Grenzt also das Gebiet eines Volkes an ein Land, welches noch nicht Gebiet eines anderen Volkes ist, so darf es dasselbe in Besitz nehmen und für seine Zwecke bearbeiten. Eine Ausnahme davon würde bloß stattfinden, wenn das angrenzende Land als ein sogenanntes neutrales Gebiet die Grenzscheide zwischen zwei Nachbarstaaten bildete, wozu aber eine mit beiderseitiger Einwilligung geschlossene Uebereinkunft, also eine positiv rechtliche Bestimmung des Verhältnisses zweier Völker, erfordert würde, weil das neutrale Gebiet eine besondere Art des Gesammteigenthums wäre. Auch entfernte herrenlose Länder (z. B. eine wüste Insel oder ein noch unbewohnter Theil des festen Landes jenseits des Meeres) können auf gleiche Weise in Besitz genommen werden. Hierauf gründet sich auch das Recht, Colonien in entfernten Welttheilen anzulegen.

Staatsgewalt. Damit der gemeinsame Wille oder das Gesetz auch äußerlich wirksam werde, oder in die That übergehe, ist eine Kraft erforderlich, welche alle im Staate wirkende Kräfte in sich wie in einem Mittelpunkte vereinigt, und dadurch jeder einzelnen überlegen ist. Diese Kraft, das Resultat der gemeinsamen Kraft und des Begriffs aller einzelnen Staatskräfte, heißt die höchste Gewalt oder die Staatsgewalt (summa civitatis potestas) und die physische oder moralische Person im Staate, an welcher sie (an sich ein bloßes abstractum) in concreto wahrgenommen wird, heißt das Staatsoberhaupt, der Fürst oder der Regent (summus imperans, princeps s. regens — rector civitatis). Das Staatsoberhaupt ist daher der sichtbare Repräsentant der höchsten Gewalt und

Digitized by Google

somit der Rechtsidee selbst, weil jede Gewalt nur zur Realisirung dieser Idee dienen soll. Darum kommt ihm auch eine eigenthümliche Würde zu, welche die Majestät und Souverainetät heißt, weil er dadurch als größer (major) und höher (superior) als alle Uebrigen im Staat erscheint; alle Uebrigen aber erscheinen im Verhältnisse zu ihm als Unterthanen (subdidi, subjecti), weil sie der höchsten Gewalt unterworfen sind, ob sie gleich an sich ebenso wohl Bürger (cives) sind, als das Staatsoberhaupt selbst, und dieses ohne jene gar keine oberhauptliche Macht haben könnte. Daß der Staat ein Oberhaupt haben müsse, ist für sich klar; denn die höchste Gewalt ist an und für sich betrachtet eine bloße Idee, der Realität ermangeln würde, wenn Niemand in der Wirklichkeit vorhanden wäre, der diese Idee äußerlich darstellte. Insofern ist also der Staat keine gleiche, sondern eine ungleiche Gesellschaft. Wie aber in jeder anderen ungleichen Gesellschaft der Obere nicht gerade ein Individuum seyn muß, sondern auch eine Mehrheit von Individuen seyn kann, so kann auch das Staatsoberhaupt empirisch ebenso wohl eine moralische Person als eine physische seyn. Ebenso kann empirisch das Staatsoberhaupt verschiedene Namen führen. Sein eigentlicher Name ist im Deutschen: Fürst (der Erste, Vorderste — the first), wiewohl dieser Name durch den schwankenden Sprachgebrauch theils eine zu weite, theils eine zu enge Bedeutung erhalten hat, indem ihn theils Solche führen, die keine Fürsten sind, theils Solche nicht führen, die Fürsten sind. Indessen kommt auf dergleichen Benennungen (Kaiser, König, Czar, Sultan, Herzog, Consul, Director, Präsident, Landammann, Bürgermeister, Schultheiß u. s. w.) überhaupt nichts an, wenn nur die Sache da ist; denn jene Benennungen zeigen bloß eine äußere Rangordnung an und geben der staatsoberhauptlichen Würde mehr oder weniger äußeren Glanz. An sich aber ist diese Würde sich überall gleich. Wenn daher dieselbe durch das Wort Majestät bezeichnet wird, so kommt die Majestät allen Staatsoberhäuptern ohne Unterschied zu, obwohl die Majestät als Titel betrachtet nur einer höhern Classe derselben gegeben wird. Das Staatsoberhaupt ist ursprünglich nur durch Wahl bestimmbar. Denn wenn man eine Menge von Personen als ursprüngliche Constituenten eines Staats denkt, so sind sie noch keiner höchsten Gewalt unterworfen; es steht ihnen aber frei, dieselbe zu verleihen, wem sie wollen. Wenn aber Jemand von sich selbst an die Spitze einer bürgerlichen Gesellschaft gestellt und von allen Gliedern derselben als Oberhaupt thätlich, (d. h. indem sie wirklich gehorchen) anerkannt wird: so muß ein solches Staatsoberhaupt als gewählt angesehen werden. Die Wahl geschieht alsdann stillschweigend oder factisch. Denn es ist physisch unmöglich, daß ein ganzes Volk von Einem oder Einigen zum dauernden Gehorsam gezwungen werde, wenn es schlechterdings nicht will. Unterwirft sich also ein Volk der Gewalt, mit dem es zum Gehorsam gezwungen werden soll, um dem Zustande der Unruhe und Unordnung, in dem es sich während des Kampfes um die Oberherrschaft befindet, und allen Uebeln zu entgehen: so ist seine Unterwerfung zwar eine unbeliebige, aber dennoch freie Handlung. Es kann aber die höchste Gewalt, wenn sie einmal vorhanden ist, nach und nach von Einem auf den Anderen durch Geburt übergehen, d. h. fortgeerbt werden. Solche Staaten heißen daher Erbstaaten. Was die Quelle der staatsoberhauptlichen Gewalt und Würde betrifft, so liegt diese unstreitig in der Gesammtheit der Bürger. Denn

ohne diese gäbe es ja durchaus keinen Staat und kein Oberhaupt desselben. Insofern kann man also auch unbedenklich von der Majestät und Souverainetät des Volkes sprechen; die des Fürsten aber die abgeleitete nennen. Sobald indessen der Staat mit seinem Oberhaupte einmal da ist, so ruht auf diesem allein die Majestät und Souverainetät, und alle übrigen Bürger sind ihm nun unterthan. Diese Unterthänigkeit ist ebenso oft und so sehr mißverstanden worden, als die Souverainetät. Die höchste Gewalt im Staate muß befugt seyn: 1) das Thun und Lassen aller auf dem Staatsgebiete lebenden Personen überhaupt zu beobachten — Recht der Oberaufsicht (jus summae inspectionis) oder aufsehende Gewalt (potestas inspectoria). 2) Das Thun und Lassen der Bürger in Beziehung auf den Staatszweck durch allgemeine Vorschriften zu bestimmen — Recht der Gesetzgebung (jus leges ferendi) oder gesetzgebende Gewalt (potestas legislatoria). 3) Nach den Gesetzen das Thun und Lassen der Bürger, wiefern es Rechtsstreitigkeiten und Rechtsverletzungen zur Folge hat, zu beurtheilen und zu bestrafen — Recht der Entscheidung und Bestrafung (jus decernendi ac puniendi) oder oberrichterliche Gewalt (potestas judicatoria). 4) Endlich Alles, was die aufsehende, gesetzgebende und richtende Gewalt als nothwendig und nützlich erkannt hat, wirklich auszuführen — Recht der Vollziehung (jus exsequenti) oder vollziehende Gewalt (potestas executoria). Wiefern aber das Staatsoberhaupt nicht im Stande ist, alle diese Functionen unmittelbar auszuüben, insofern muß es auch befugt seyn, öffentliche Aemter einzurichten und diese gewissen Personen als ihm untergeordneten Staatsbeamten anzuvertrauen (jus numerum civilium publicorum). In nächster Beziehung auf Auswärtige muß die höchste Gewalt befugt seyn 1) die Verhältnisse des Staats zu den Auswärtigen überhaupt zu achten. 2) Jene Verhältnisse durch Verträge mit Auswärtigen nach den Zwecken des Staats näher zu bestimmen. 3) Die aus jenen Verhältnissen hervorgehenden Streitigkeiten mit Auswärtigen zu entscheiden. 4) Die in Hinsicht auf jene Verhältnisse gefaßte Beschlüsse wirklich auszuführen. Wiefern aber das Staatsoberhaupt nicht im Stande ist, in Beziehung auf Auswärtige überall unmittelbar zu handeln, insofern muß es auch befugt seyn, sich bei den Auswärtigen mittelst anderer Personen vertreten zu lassen, und durch dieselben als Gesandte und Bevollmächtigte mit jenen in Verbindung zu treten. Die höchste Gewalt würde die ihr bisher zuerkannten Rechte nicht geltend machen können ohne gewisse äußere Bedingungen und Hülfsmittel, welche aus der Gesammtkraft des Staates hervorgehen müssen. Da diese Gesammtkraft unmittelbar in den Bürgern selbst, mittelbar im Besitzthume des Staats und seiner Bürger liegt, so muß das Staatsoberhaupt auch noch befugt seyn 1) die Bürger zur persönlichen Vertheidigung des Staats gegen feindlichen Angriff aufzufordern. 2) Von dem Privatvermögen der Bürger gewisse Abgaben oder Steuern zu erheben. 3) Einzelne Theile und Erzeugnisse des Staatsgebiets der ausschließlichen Benutzung für die Zwecke des Staates vorzubehalten. 4) Durch diese Benutzung sowohl als durch die Einsammlung der öffentlichen Abgaben ein besonderes Staatsvermögen zu bilden und Staatswirthschaft zu treiben, um in allen Fällen die öffentlichen Ausgaben gehörig bestreiten zu können. Vermöge der dem Staatsoberhaupte, als Inhaber der höchsten Gewalt, bisher zuerkannten Rechte muß dasselbe als einzig, unabhängig, unverantwortlich, unwiderstehlich, unver-

letzlich und folglich als heilig betrachtet werden. Wer sich daher gegen das Staatsoberhaupt Reden oder Handlungen erlaubt, wodurch die ihm schuldige Achtung verletzt und dessen für Erreichung des Staatszwecks nothwendige Wirksamkeit gehemmt wird, ist des Verbrechens der beleidigten Hoheit (crimen laesae majestatis) schuldig: wer aber diese Wirksamkeit ganz zu vernichten strebt, ist des Verbrechens des Hochverraths (crimen proditionis eminentis) schuldig. Ungeachtet der dem Staatsoberhaupte bisher zuerkannten Rechte und Eigenschaften kann dasselbe doch nicht als erhaben über alle Gesetze oder als ein Wesen angesehen werden, dessen Wirksamkeit keinen gesetzlichen Schranken unterworfen seyn dürfte. Vielmehr ist nach natürlichen Rechtsprincipien jene Wirksamkeit auf die Realisirung des Staatszwecks beschränkt, und daher das Staatsoberhapt nicht befugt, irgend etwas zu thun oder zu gebieten, was diesem Zwecke entgegen wäre. Diese einschränkende Bedingung der Ausübung der Majestätsrechte ist zwar schon in der Idee des Staatsoberhauptes enthalten; da aber das wirkliche Staatsoberhaupt auch einen ungerechten Willen und ein vom Staatszwecke abgesondertes Privatinteresse haben kann; so fordert die Vernunft zur vollkommenen Sicherung des Rechts eine Verfassung des Staats, wodurch dem Mißbrauche der höchsten Gewalt von Seiten des jeweiligen Staatsoberhauptes auch mittelst positiver Schranken möglichst vorgebeugt werde.

Staatsgrundvertrag. Nicht jede gesellige Verbindung mehrer Personen zu irgend einem Zwecke (z. B. um sich zu unterhalten und zu belustigen) ist eine Gesellschaft im rechtlichen oder juridischen Sinne des Worts. Eine solche findet nur statt, wenn die Personen zur beharrlichen Hervorbringung eines gemeinsamen Zwecks mittelst gemeinschaftlicher Thätigkeit entweder durch sich selbst oder durch die Natur verbunden sind und dieser Verbindung wechselseitige Rechte und Pflichten zum Grunde liegen, die daher auch gesellschaftliche Rechte und Pflichten (jura et officia socialia) heißen. Diese Rechte und Pflichten gehören, wenn die Personen sich durch sich selbst zu einer bestimmten Gesellschaft verbunden haben, allemal zur Classe der Vertragsrechte und Vertragspflichten. Denn wie und wodurch auch eine solche, von der Natur unmittelbar gestiftete Gesellschaft empirisch oder factisch entstanden sey, so muß sie doch rational oder rechtswissenschaftlich als hervorgegangen aus einem Vertrage gedacht werden. Jenen Ursprung der Gesellschaft aus gewissen natürlichen Bedürfnissen und zufällig veranlassenden Umständen (Neigung, Furcht, Zwang u. dgl.) nachzuweisen, ist wohl zulässig und nützlich. Die Rechtsphilosophie aber hat eine ganz andere Aufgabe, nämlich in der Vernunft selbst das ursprüngliche und rechtliche Princip der Gesellschaftlichkeit aufzusuchen, und dieses ist bei sinnlich-vernünftigen Wesen, die durch sich selbst in eine Gesellschaft zusammen getreten sind, kein anderes als diejenige Freiheitsthat, welche Vertrag heißt. Denn ohne Vertrag kann Niemand ein Recht haben, von einem anderen ihm ganz gleichen Wesen gemeinschaftliche Thätigkeit zur Erreichung gemeinsamer Zwecke zu fordern, und folglich auch Niemand die Pflicht zu einer solchen Thätigkeit besitzen, vorausgesetzt (was sich in der Rechtslehre von selbst versteht), daß vom strengen oder eigentlichen Rechte, mithin von Dem, was nach Vernunftgesetzen erzwingbar ist, die Rede sey. Uebrigens kommt aber nichts darauf an, ob jener Vertrag irgend einmal förmlich abgeschlossen oder nur stillschweigend eingegangen. Sobald mehre Personen auf beharrliche Weise

solche Handlungen vornehmen, welche sich auf einen gemeinsamen Zweck beziehen, und welche sie nicht vorgenommen haben würden, wenn nicht Einer den Anderen zu dieser Absicht mit sich hätte verbinden wollen: so haben sie eine Gesellschaft vertragsmäßig gestiftet, wenn sie auch weder von dem Gehalte noch von der Gestalt dieses Vertrags ein klares und deutliches Bewußtseyn hatten. Wie nothwendig es aber sey, der rechtlichen Beurtheilung einer Gesellschaft einen Vertrag, in der Idee wenigstens, zum Grunde zu legen, erhellet auch daraus, daß sich sonst kein Grund absehen ließe, warum Banditenvereine, Räuberbanden, Kupplerwirthschaften und andere Genossenschaften der Art nicht auch für rechtmäßige Gesellschaften angesehen werden sollten. Denn jeder Grund liegt bloß darin, daß dergleichen Verbindungen auf keinen rechtsgültigen Vertrag bezogen werden können. Aus dem bürgerlichen Vertrage geht hervor ein gemeinsamer Wille (voluntas communis s. generalis), d. h. die Idee eines den ganzen Bürgerverein durchdringenden und belebenden Thätigkeitprincips, welches in seinem Streben einzig und allein auf den Staatszweck gerichtet ist. Diesem Gesammtwillen als dem höchsten innerhalb des Staats soll jeder Einzelnwille in seinem besonderen Streben unterworfen seyn, damit dieser dem Staatszwecke nicht widerstreite. Er ist daher Gesetz für alle Bürger, d. h. die allgemeine Norm ihrer bürgerlichen Thätigkeit.

Staats- oder Adreßkalender sind Verzeichnisse von Staatsbeamten; bald enthalten sie nur die Nachweisungen über Beamten und Hofbedienten eines Staates; bald begreifen sie mehre Staaten summarisch; bald sind sie mit statistischen und genealogischen Nachrichten begleitet, bald nicht. Solche summarische sind Spieß „Jetzt herrschendes Europa 1725"; ihm schloß sie Krebel's „Genealogisches Handbuch" an; ferner „Varrentrapp's und Wenner's „Reichs- und Staatshandbuch seit 1742" und Hassel's „Allgem. europ. Staats- und Adreßbuch für das J. 1816". Zu den Adreßbüchern die sich auf einen Staat beziehen und die Staats- und Hofbeamten desselben angeben, gab der Buchdrucker Laur. Houry zu Paris die Verlassung: er fügte 1678 zu seinem schon einige Jahre bestehenden Almanach noch statistische Notizen und eine Namensliste der höhern Staatsbeamten. Ludwig XIV. gefiel diese Einrichtung so sehr, daß er den Almanach durch die Bewilligung, ihn „Almanach Royal" nennen zu dürfen, unter seinen Schutz nahm und dem Verleger 1679 ein ausschließliches Privilegium darauf ertheilte. In den meisten Nachbarstaaten wurde dieß nachgeahmt, und selbst die kleinsten deutschen Fürsten wollten ihr Staatsadreßbuch haben; sie schienen darin zu wetteifern, eine Menge Hofbeamten unter allerhand Titeln aufweisen zu können; auf diese Weise dienten oft die Staatskalender der Eitelkeit der Fürsten und der Titelsüchtigen. Die Herausgabe von Staatskalendern hatte eine wohlthätige, wenngleich im Anfange nicht beabsichtigte Folge; man machte durch sie das Volk auf die Staats- und Hofbedienung aufmerksam und rief die Kritik desselben auf, wenn die Zahl der Beamten in einem übermäßigen Verhältnisse zu den Staatsgeschäften stand. In der neuern Zeit hat man den Adreßkalendern noch eine größere Ausdehnung gegeben, und dergleichen für einzelne Provinzen und Städte entworfen; hierbei hat man sich nicht bloß auf die Namensverzeichnisse der Beamten beschränkt, sondern auch Kaufleute, Aerzte, Gelehrte, Künstler, Handwerker ꝛc. darin aufgenommen. Für eine große Stadt, die von vielen

Digitized by Google

Fremden besucht wird, hat ein solches Institut bedeutende Vortheile. — Ueber Staats- und Adreßkalender lese man Schwarzkopf's Schrift (Berlin 1792).

Staatskunst, Staatslehre, Staatspraxis, Staatsweisheit, s. **Politik und Regierung.**

Staatspapiere, Annuitäten, Leibrenten, Tontinen, Obligationen u. s. w. Wie bei Familien Umstände eintreten und herbeigeführt werden, daß sie mehr Geld bedürfen als sie haben: so bei Regierungen und Staaten. Wie jene auf gutes Vertrauen, oder auf Unterpfand, ein Darleihen zu bekommen suchen: so diese. Wie sich dort die Vergütung für ein Darlehen, nach der Menge des verleihbaren Geldes, im Verhältniß zum gesuchten; nach der Sicherheit und Wahrhaftigkeit des Entlehners und der Zeit der Zurückgabe bestimmt: so auch hier. Wie für jene Schulden eine drückende Last sind, welche oft den Nachkommen überbürdet werden: so für diese. Wie jene nicht in versprochener Zeit zu voll, oder gar nicht bezahlen: so auch diese. Was aber auch ein Staat für Mittel anwenden mag, um sich in Nothfällen zu helfen, nie wird er doch dabei des Credits entbehren können; theils um diejenigen Summen im Großen zu anticipiren, die er von den langsam und im Kleinen eingehenden Steuern wieder zu ersetzen gedenkt; theils Das, was er durch andere Hülfsmittel nicht aufbringen kann, zu leihen. Das Hauptmittel der Noth wird für Staaten, die Credit haben, immer förmliche Anleihen bleiben. Diese zu bewirken, gibt es aber verschiedene Mittel. Freie Anleihen — andere, nämlich Zwangsanleihen, sollte jeder Staat verschmähen — lassen sich auf verschiedene Weise ausführen. Es kann der Staat eine bestimmte Summe borgen, unter der Bedingung, daß er die Zinsen jährlich oder halbjährlich, das Capital aber entweder auf einmal nach bestimmter Frist, oder theilweise in verschiedenen festgesetzten, von einander eine gewisse Zeit abstehenden Terminen baar und voll zurückzahlt. Indessen hat diese Art anzuleihen für den Staat manches Unbequeme, weil er oft nicht wissen kann, was für Umstände im Laufe der Zeit eintreten, welche ihm die Haltung der Zahltermine beschwerlich machen. Und deßhalb ist diese Methode nur anzurathen: 1) wenn die Summe, welche der Staat anzuleihen hat, nicht sehr groß ist; 2) wenn er sich im Zustande des Friedens befindet, wo er sicher seyn kann, daß die Quellen, woraus die Mittel der Zurückzahlung des Capitals genommen werden sollen, nicht verstopft werden können. Wenn aber auch gleich die auf diese Weise erborgten Summen für einen Staat nur klein sind, so betragen sie doch gemeiniglich mehr, als daß es in den Kräften Eines Privatmannes stände, sie aus eigenem Vermögen herzuschießen. Daher müssen an Staatsanleihen Mehre Theil nehmen, und es wird gewöhnlich für die beste Methode geachtet, daß ein angesehenes Handelshaus das Anleihgeschäft übernimmt, mit demselben ein Generalcontract darüber geschlossen und ihm Partialobligationen zugestellt werden, die es an Andere bis zur Erfüllung der Anleihe verkaufen kann. Wird die Summe unzertrennt zurückgezahlt, so erhält jeder nach verflossener contractmäßiger Frist sein Capital gegen Einreichung der darüber erhaltenen Staatsobligation durch dasselbe Handelshaus zurück, von dem auch gewöhnlich die Zinsen gegen die mit der Obligation ertheilten Zinscoupons ausgezahlt werden. Geschieht aber die Zurückzahlung des Capitals theilweise in mehren Terminen, so wird die Auszahlung der frühern Termine

entweder nach der Ordnung der Nummern, oder nach seiner Verloosung bestimmt; nur der letzte Zahltermin bedarf keiner Verloosung. Gewöhnlich entsteht ein frühzeitiges Agio für dergleichen Obligationen bei dieser Art die Anleihe zu Stande zu bringen, wenn der Staat großen Credit hat. Und dieses Agio fällt in die Hände der Bankiers, welche sogleich große Summen und oft die ganze Anleihe in Beschlag nehmen, und dann durch Aushökerung der Obligationen erst die Mittel herbeischaffen, ihre Schuld abzutragen. Dieser ungebürliche Gewinn wird den Bankiers entzogen, wenn die Regierung die Anleihe selbst eröffnet, Niemandes Namen zur Inscription annimmt, als wer, was er subscribirt, baar bezahlt, und sodann die Obligationen unmittelbar unter die Interessenten vertheilt. Die Procente, welche hierdurch den Agioteurs entgehen, kommen dem Staate selbst zu gute, indem er für sich vortheilhaftere Bedingungen machen kann. Auf diese Weise hat Rußland seine drei Anleihen von 1810, 1817 und 1818 zu Stande gebracht, zur Zufriedenheit aller Gläubiger. Sollen größere Summen angelieben, und vielleicht gar mehre Anleihen nach einander folgen, so ist die Methode terminlicher baarer Zurückzahlungen nicht mehr wohl anwendbar, weil dergleichen bedeutende Rückzahlungen nicht anders als durch neue Anleihen bewirkt werden könnten, und also das Geschäft dadurch vervielfacht und kostbarer werden würde. Daher es besser scheint, die Anleihen gleich auf längere Zeit einzurichten, sodaß das Capital entweder in unmerklichen Portionen zurückgezahlt, oder gar die Rente, wo möglich, so eingerichtet wird, daß die Zurückzahlung (jedoch mit Consens der Gläubiger) ganz dem Belieben der Regierung anheim gestellt bleibt. Diese Methode besteht im Allgemeinen darin, daß der Staat an die Staatsgläubiger bloß Rentenversicherungen verkauft, wogegen die Rückzahlung des Capitals ihm entweder gänzlich erlassen, oder auch seiner Willkür frei gestellt bleibt. Dergleichen Rentenversicherungen können auf sehr verschiedene Verträge gebaut werden. Die hauptsächlichsten sind: 1) Zeitrenten, 2) Leibrenten, 3) Tontinenrenten, 4) perpetuirliche Renten. Die Zeitrente ist ein Contract, wodurch sich der Staat verpflichtet, gegen ein bestimmtes Capital eine bestimmte jährliche Rente eine bestimmte Reihe von Jahren hindurch zu bezahlen. Der Staat beabsichtigt dadurch ein Capital zu erhalten, wovon er jährlich die üblichen Zinsen mit einer solchen Erhöhung bezahlt, daß nach der verflossenen Zeit das Capital in der jährlichen Rente allmälig zurückgezahlt ist. Der Rentinirer gewinnt dabei bloß Das, daß er eine jährliche Rente während der Dauer derselben erhält, welche den üblichen Zins um so viel übertrifft, als er durch die Vertheilung des Capitals auf die Jahre der Dauer der Rente nach der doppelten Zinsrechnung erhalten kann. Hierbei schwindet freilich sein Capital allmälig, aber es kommt ihm doch zu gute, und er hätte sich durch bloßes Verleihen diese Vortheile nicht verschaffen können. Die Anleihen auf Zeitrenten haben kein ausgedehntes Glück gemacht und sind deßhalb nur von wenigen Staaten als Finanzmittel gebraucht worden. In England hat man davon den ausgedehntesten Gebrauch gemacht, obgleich die Renten dieser Art auch dort allmälig zu verschwinden scheinen. Es kommen indeß in dem Verzeichnisse der Staatsschulden noch mehre solcher Renten u. d. N. der Annuitäten vor. In größerm Umfange sind die Leibrenten und Tontinen von den Staaten, insbesondere von Frankreich, Dänemark und einigen andern gebraucht worden, um sich Capitale

zu verschaffen. Leibrenten beruhen auf einem Contracte, wodurch sich der Staat verpflichtet, gegen Einzahlung eines bestimmten Capitals (auf einmal oder durch jährliche Beiträge) eine bestimmte jährliche Rente zu bezahlen, so lange eine oder einige namhaft gemachte Personen leben. Die Modificationen der Bedingungen können sehr verschieden seyn. Die Tontine ist ein solcher Contract, wonach der Staat sich verpflichtet, einer aus mehren Personen von ungefähr gleichem Alter bestehenden Gesellschaft eine bestimmte Rente für das ganze von ihnen eingeschlossene Capital, so lange, bis der Tod des letzten von dieser Gesellschaft erfolgt, zu bezahlen, sodaß diese Rente unter alle noch Lebende (entweder ohne Abzug, oder mit einem Abzuge bei jedem Todesfalle) nach dem Maße ihrer Capitaleinschüsse vertheilt wird, und also auf den Letzlebenden die ganze der Gesellschaft versicherte Rente, nach den im Contracte festgesetzten Bestimmungen fällt, nach dem Tode aller Glieder der Gesellschaft aber, die Rente aufhört und das Capital dem Staate verfällt. Das Zeitrenten-, Leibrenten- und Tontinenwesen gründet sich auf die Berechnung der Wahrscheinlichkeit der noch übrigen Lebenslänge der Menschen in einem gewissen Alter. Diese Wahrscheinlichkeitsberechnung ist in dem vorletzten Jahrhunderte zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, und vorzüglich in Frankreich, England und andern Staaten zu Ausführung der Zwecke der Finanzpolitik häufig gebraucht worden. — Das Problem, welches dadurch zu lösen ist, besteht darin: die Jahresrente zu finden, welche der Staat jemanden gegen Einzahlung eines bestimmten Capitals in der Zeit, wo die Rente dauert, oder so lange er noch lebt, geben kann, ohne daß die Regierung im Ganzen eine größere Rente bezahlt als mit dem empfangenen Capital und mit den gewöhnlichen Zinsen bestritten werden kann. Wenn der Staat dergleichen Rentenverträge mit Einem oder überhaupt mit wenigen Personen abschließen wollte; so würden die Wahrscheinlichkeitsberechnungen selten zutreffen und höchst ungewiß seyn. Da aber dergleichen Verträge mit mehren hundert oder tausend Personen zugleich abgeschlossen werden, so trifft die Berechnung mit großer Genauigkeit zu. Sie beruht auf der Basis, daß z. B. 1000 Menschen von einerlei Alter im Durchschnitt nicht länger als eine bestimmte Anzahl von Jahren, welche die Wahrscheinlichkeitsrechnung nach Erfahrungssätzen findet, noch leben werden. Und wenn daher der Staat seine Berechnung so anlegt, daß er jedem jener tausend Interessenten eine so hohe Rente bezahlen kann, daß er nach dem Abfluß der auf sein Alter kommenden und wahrscheinlichen Lebensdauer Capital und Zinsen zurück erhalten hat; so hat er dadurch wenigstens den Vortheil erlangt, daß er auf diese Zeit ein ansehnliches Capital zu billigen Zinsen hat benutzen können. Florencourt, Michelson, Tetens u. A. haben in Deutschland diesen Theil der politischen Rechnenkunst bearbeitet. Was die Römer darin geleistet, darüber sehe man Car. Aug. Schmelzer, „De probabilitate vitae ejusque usu forensi“ (Gött. 1787). Der Reiz, welcher Geldbesitzer zur Theilnahme an dergleichen Finanzoperationen antreibt, besteht theils in der Meinung, die jeder von der längern Dauer seines Lebens hat, als der mittlere Termin, worauf die Berechnung der Rente beruht, theils auf dem Umstande, daß der Staat gewöhnlich eine höhere Rente bewilligt als die Rechnung gibt, wenn man die landüblichen Zinsen dabei zum Grunde legt. Da der Staat es mit

Digitized by Google

vielen Rentinirern zu thun hat, so wird er bei Leibrenten und Tontinen nicht leicht in Gefahr kommen, zu verlieren, weil alle zusammen genommen schwerlich länger leben, als die auf lange Erfahrung gegründete Wahrscheinlichkeitsrechnung besagt; unter den einzelnen werden Diejenigen an ihrem Capital verlieren, welche das in der Rechnung angenommene mittlere Alter nicht erreichen. Dagegen werden Die gewinnen, welche länger leben als bei der Berechnung angenommen ist. Leibrenten und Tontinen sind daher Glücksspiele für die Interessenten, und der große Reiz, welchen dergleichen Spiele für Viele hat, treibt dieselben an, ihre Capitale unter solchen Bedingungen dem Staate anzuvertrauen, und auf diese Weise seine Absicht zu befriedigen. So sicher und gewiß nun auch der Staat seyn mag, durch Leibrenten und Tontinen ansehnliche Capitale für seine Bedürfnisse von den Unterthanen einzuziehen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Nationalökonomie und eine auf Moral gegründete Politik sehr wichtige Einwendungen dagegen zu machen haben. Denn 1) ist es offenbar, daß der Leibrentinirer sein Capital in der Regel vernichtet. Es fällt nach seinem Tode dem Staate zu, für seine Familie bleibt nichts davon übrig; denn es sind nur seltene Ausnahmen, daß dergleichen Rentinirer Das, was sie vom Staate über die Zinsen empfangen, zu neuen Capitalen sammeln. Es liegt vielmehr in dergleichen Instituten 2) der größte Reiz für Leute von einigem Capital, die nicht Lust zu arbeiten haben, sich ein bequemes und müssiges Leben dadurch zu verschaffen, daß sie das Capital selbst bloß zur Vermehrung ihrer lebenslänglichen jährlichen Einnahme anwenden, oder es zugleich mit verzehren, sodaß sie jedoch sicher seyn können, die vergrößerte Einnahme daure so lange sie leben. Hiermit aber ist 3) nothwendig eine Abneigung vor Verehelichung verbunden, und der Egoismus wird dadurch im höchsten Grade erweckt und ernährt. Mit den Tontinisten ist es ziemlich derselbe Fall. Man hat es daher für übereinstimmender mit den Grundsätzen einer weisen Politik gehalten, sich dieser Mittel, Geld zu verschaffen, gänzlich zu enthalten, und lieber auf eine solche Art zu borgen, daß den Darleihern das Capital verbleibt und ihnen bloß einfache Zinsen versichert werden, die man, da sie in dem Capitale haften, auch Capitalrenten nennen kann. Dergleichen Anleihen können nun entweder auf die gewöhnliche Weise, nach Art der Privatanleihen geschlossen werden, sodaß bestimmte Rückzahlung des Capitals bedingt wird; oder sie können nur auf Capitalrenten abgeschlossen werden, sodaß der Gläubiger vom Staate nie das für die Rente gezahlte Capital, wohl aber die dafür erkaufte Rente auf alle Zeiten, so lange nicht das Capital vom Staate ganz erstattet wird, fordern kann. In Ländern nämlich, wo es viele geldreiche Leute gibt, ist es mehren derselben bloß darum zu thun, sich ein bestimmtes Einkommen von ihrem Capitale zu sichern; und sie sind daher gern bereit, ihre Capitale gegen die Versicherung einer beständigen bestimmten Rente herzugeben. Da in einem solchen Lande stets Capitalisten vorhanden sind, welche dergleichen Renten für ihre Capitale suchen, so wird auch ein Jeder, der für seine Rente sein Capital wieder verlangt, leicht einen Andern finden, der bereit ist, ihm gegen Erstattung des curstrenden Werthes die Rente abzukaufen. Ein solcher Zustand der Dinge ist es, welcher es dem Staate möglich macht, durch Verkäufe von Rentenversicherungen Capitale in großer Menge zu erhalten, sobald er sie nöthig hat. Eine solche Methode em-

Digitized by Google

pfiehlt sich dem Staate dadurch: 1) daß er dabei wegen Rückzahlung des Capitals durchaus nicht in Verlegenheit gerathen kann; 2) daß er es dennoch in seiner Gewalt behält, durch Rückkauf der Renten seine Schuld zu mindern; 3) daß er sich bedingen kann, die Renten nie höher zurück zu bezahlen, als zu ihrem ursprünglichen Preise. Wenn daher der Preis der Renten über ihren ursprünglichen Capitalpreis steigen sollte, so wird er neue Renten, an Gehalt den alten gleich, zu höherem Preise als diese verkaufen, und mit dem Erlös daraus die alten zu ihrem Nominalwerthe, d. h. zu einem niedrigen Preise als sie in Curs stehen, zurückkaufen können. Dagegen ist er von aller Verbindlichkeit frei, die Renten zurückzukaufen, und er kann daher von den fallenden Preisen derselben, wenn er will, profitiren, und sie zu denselben von Denen, die sie freiwillig ablassen wollen, zurückkaufen. Für die Finanzen haben dergleichen Renten, wenn einmal eine bedeutende Summe gegründet ist, mancherlei Vortheile. Insbesondere erleichtern sie der Regierung in einem reichen Lande die Mittel, neue Anleihen auf ähnlichen Fuß zu erhalten, und die Bedingungen, unter welchen dieses geschehen kann, werden hauptsächlich durch den Curs der schon gegründeten Renten bestimmt. Ist nämlich einmal die Gewohnheit vorhanden, viele Capitale auf den Rentenkauf zu verwenden, so fließt ein Theil des Nationalcapitals dem Verkehr mit Renten zu, und der in dieser Sphäre zirkulirende Theil der Capitale ist immer bereit, diejenigen Renten zu kaufen, welche den meisten Vortheil versprechen. Wo daher neue sichere Renten angeboten werden, dahin strömen die im Rentenhandel beschäftigten Capitale, sobald sie nur einigen Vortheil gegen die alten Renten gewähren. Diese werden daher der Maßstab seyn, nach welchem der Staat die neuen Renten wird bezahlen müssen. In England wird dieses Manöver vermittelst des Tilgungsfond betrieben. Denn wenn mehre Millionen auf dem Markte Renten zu kaufen suchen, so ist es natürlich, daß deren Preis bei dem plötzlichen Erscheinen so großer Nachfragen steigt. Die vollkommenste Art, dergleichen Anleihen mit dem höchsten Credit zu begründen, hat sich zuerst in England in der daselbst erfundenen Fundationsmethode ausgebildet. Diese besteht darin, daß die Anleihe nicht eher eröffnet wird, als bis ein sicheres Staatseinkommen ausfindig gemacht ist, welches hinreichend und ausschließlich dazu bestimmt ist: 1) die jährliche Rente dieser Anleihe zu bezahlen, und 2) ein Tilgungsfond zu bilden, welcher angewandt wird, die durch eine solche Anleihe fundirten Renten in einer bestimmten Zeit durch jährlichen Rücklauf einer gewissen Quantität derselben wieder zu vernichten. Diese Methode haben nun alle Staaten mehr oder weniger vollkommen nachgeahmt, welche dergleichen bedurften, und sie auf eine solide Art zu gründen beabsichtigen. Eine andere Methode der Tilgung als der Rückkauf, ist die Rückzahlung einer bestimmten Quantität von Staatsschuldscheinen nach ihrem Nominalwerthe durch Verloosung. Diese Methode treibt den Curs unfehlbar in die Höhe, weil die Hoffnung, sein Capital voll zu erhalten, vorhanden ist. Will man daher den Curs der Staatspapiere erhöhen, so muß man die letzte Methode der Tilgung wählen. Aber freilich geht sie dann langsamer vorwärts. Daß der Tilgungsfond oft nicht seinem Zwecke treu erhalten, sondern nur dazu gebraucht wird, um neue Anleihen zu erleichtern, zeigt die Geschichte des engl. Creditwesens.

Digitized by Google

Der Mißbrauch des Instituts macht das Institut selbst aber nicht verwerflich. Uebrigens hat die Tilgungsmethode, seitdem ihr Pitt eine bestimmte Einrichtung gab, viele Veränderungen erlitten, die man aus Hamilton's Schrift: „An inquiry on National-dept etc.“ (1818) und aus des Hrn. Nebenius belehrender Schrift über den öffentlichen Credit kennen lernen kann. So vortheilhaft dieses nun ist, wenn Weisheit und Mäßigkeit die Staaten regiert, so darf man sich doch auch die nachtheiligen Folgen, welche aus der Leichtigkeit, für Kriege durch Geld Anleihen Rath zu schaffen, entspringen, nicht verhehlen. Diese sind: 1) Daß die Leichtigkeit, viel Geld zu erhalten, leichtsinnige Regenten und Minister oft verleitet, sich in excentrische, weit aussehende Plane einzulassen, übereilte Kriege anzufangen, Allianzen einzugehen, welche den Staat zu allerlei kostspieliger Theilnehmung an fremden Händlern verleiten, Subsidien zu versprechen und die ganze Welt in Zwiespalt und Krieg zu verwickeln. 2) Das System reizt dadurch noch mehr zu kostspieligen Unternehmungen, daß es die Last von den Zeitgenossen auf die nachfolgenden Generationen schiebt. Da nun aber diese Neigung, wenn sich ein solcher Geist der Herrsch- und Eroberungssucht der Regierungen einmal bemächtigt hat, sich auch den Nachfolgern mittheilt und immer stärker wird, so treten an die Stelle der alten getilgten Schulden wieder mehr neue, die Masse häuft sich im Laufe der Zeit wie ein Schneeball und wird immer größer und größer, sodaß man fürchten muß, es werde das System, wenn es so fortgeht, ein schreckliches Ende nehmen, die Regierungen zum Bankrott zwingen und über das menschliche Geschlecht das größte Elend verbreiten. So gewiß nun die Nachtheile großer Staatsschulden sind, so ist es doch oft unvermeidlich, dergleichen zu machen, und sie bleiben unter vielen Umständen das beste Mittel, in der Noth Hülfe zu schaffen. Die Ueberzeugung, daß Staatsschulden (s. d.), wie vortheilhaft und zweckmäßig man sie auch einrichten mag, immer ein Uebel fürs Volk bleiben, wird die Pflicht des Regenten desto heller offenbaren, sich nur bei der allergrößten Noth in Schulden einzulassen und Alles aufs sorgfältigste zu vermeiden, was dazu nöthigen kann; wo aber das Schuldenmachen dennoch nöthig wird, doch auf baldige und zweckmäßige Tilgung derselben ernstlich Bedacht zu nehmen. Mit der zunehmenden Masse der Staatsschulden ist man auch immer mehr auf Erleichterung des Mechanismus bedacht gewesen, sich mit den Staatsgläubigern zu berechnen. Wo die Staatsschuld noch geringe ist, da stellen die Staaten förmliche Schuldobligationen aus, in welchen alle Rechte und Pflichten der gegenseitigen Contrahenten ausgedrückt zu seyn pflegen. Für die Zinsen werden Coupons ausgegeben, deren Einreichung die Cassen die Zinsen bezahlen. Wo aber das Schuldensystem sich immer weiter und weiter ausdehnt, da würden Armeen von Beamten und Schreibern erfordert werden, um die Obligationen und Coupons anzufertigen, zu unterschreiben, neue auszugeben, wenn die alten abbezahlt sind, und die sonst dazu nöthigen Geschäfte zu verrichten. Man hat also in großen, sehr verschuldeten Staaten angefangen, die Renten mit den Namen der Eigenthümer derselben bloß in Staatsbücher einzutragen und die geschehene Bezahlung der Zinsen in den Büchern zu bemerken. Der Eigenthümer der Renten ist also ohne alles eigene Document über seinen Besitz; seine Sicherheit beruhet allein auf Dem, was im Staatsbuche geschrieben ist. Verkäufe und Renten werden durch

Uebertragungen im Staatsbuche constatirt. Diese abgekürzte Methode ist zuerst in England angenommen, und neuerlich auch in Frankreich eingeführt. Die übrigen Staaten stellen noch Obligationen aus. In Rußland hat man das große Buch damit verbunden. Hier lauten die Obligationen auf einen bestimmten Namen, jedoch können sie auch au porteur gestellt werden. Ihr Uebertrag kann auch an jedem Orte geschehen, wo sich ein russischer Gesandter oder Consul befindet. In den meisten übrigen Staaten lauten die Obligationen au porteur, sodaß also der Staat sich um den Wechsel der Besitzer gar nicht zu bekümmern braucht. Diese letzte Methode scheint in der That für die Regierung selbst noch bequemer, als die Eintragung der Namen der Gläubiger in ein Buch, da jeder Wechsel des Besitzers eine Uebertragung im Staatsbuche nothwendig macht, welches die Geschäfte viel mehr vervielfältigen muß, als die Ausfertigung der Obligationen. Wahrscheinlich aber fürchtet man in England die Verfälschungen. Die Methode, die Anleihen durch Lotterien zusammen zu bringen, soll nur die Reize zur Anlockung der Capitalisten vermehren, ihre Gelder in die Anleihe zu geben. Der Reiz besteht darin, daß in den Theilnehmern neben der Ueberzeugung, ihr Capital ebenso vortheilhaft, wie in jeder andern Staatsanleihe, anzulegen, noch die Hoffnung erregt wird, ein Ansehnliches mehr zu gewinnen. Die Gewinnste werden bald dadurch möglich gemacht, daß der Staat die einfachen Zinsen erst bezahlt, wenn die Nummern der Obligationen gezogen werden und das dadurch entstehende Interusurium zu Prämien anwendet; bald dadurch, daß eine Summe, die der Staat sonst als Prämie für die Anleihe geben müßte, in Form der Gewinnste durch die Lotterie vertheilt wird. Wählte der Staat den gewöhnlichen Weg, so müßte er Jedem, der sein Capital hergibt, eine dem Capitale angemessene Prämie sichern. Nun wirft er die ganze Summen der Prämien zusammen und vertheilt sie durch Lotterie so, daß viele gar keine, einige aber sehr große Prämien erhalten. Die Hoffnung, die letztern zu gewinnen, reizt dann viele, sich dem Schicksale, gar keine Prämie zu erhalten, preis zu geben, da die kleinere gewöhnliche Prämie vielleicht nicht stark genug gewesen seyn würde, sie zu bestimmen, ihr Capital in die Anleihe zu geben u. s. w. Die Einrichtung der Lotterie ist sehr mannigfaltig und fordert besondere Einsichten. Man kann Muster davon finden in Köker's „Bemerkungen über Staatslotterien" (Emden 1818). Indessen ist die Materie in diesem Buche nicht erschöpft. — Oestreich, Preußen, Dänemark, Norwegen u. s. w. haben sich in den neuesten Zeiten der Lotterien bedient, um theils Schulden zu tilgen, theils Capitale zusammen zu bringen.

Staatspapiergeld. Der Begriff des Papiergeldes überhaupt ist dem hierauf Bezug habenden Art. festgestellt worden. Hier nur noch Einiges über dasselbe in Staatsbeziehung. Das Papiergeld ist gleichfalls eine Staatsschuld, doch von ganz anderer Art, als die verzinslichen und zurückzuzahlenden Staatspapiere. Das Papiergeld soll statt des Metallgeldes dienen und cursiren wie dieses; es ist daher äußerst wichtig, daß jenes nicht unter dem Werthe des Metallgeldes falle, dessen Stelle es vertreten soll. Das Papiergeld kann nur so lange bei seinem Nominalwerthe erhalten werden, als Mittel vorhanden sind, es beliebig zu seinem vollen Werthe auszugeben. Damit dieses geschehen könne, kann nun zwar der Staat manche künstliche Anstalt treffen; aber alle

scheitern an ihrem Erfolge, wenn er nicht die Kraft und den Willen besitzt, jedes Stück Papiergeld, das nicht für voll angebracht werden kann, unweigerlich und ohne alle Einschränkung zu seinem vollen Werthe in baarem Gelde auszuwechseln. Wenn daher Papiergeld, zu Zeiten der Ruhe mit Vorsicht und Weisheit gebraucht, auch ein gutes Mittel seyn mag, um eine bedeutende Summe baaren Geldes zu ersparen, und dasselbe zur Disposition des Staats zu stellen, so ist doch die Epoche der Noth niemals die Zeit, wo man Papiergeld im Staate mit Nutzen zur Abhelfung derselben gebrauchen kann. Das Papiergeld wird unter solchen Umständen, besonders in einem Kriege, der im Lande selbst geführt wird, sehr bald unter seinen Nominalwerth heruntersinken. Dem Staate werden die Mittel fehlen, dessen Werth aufrecht zu erhalten, und wollte er den Versuch machen, dieses mit größerer Anstrengung zu bewirken, so würde der Feind dadurch es in seine Gewalt bekommen, alles baare Geld den Staatscassen zu entziehen, sodaß das immer tiefer Sinken des Papiergeldes, aller Anstrengungen ungeachtet, zuletzt doch erfolgen würde. Durch ein solches Sinken wird aber dem Volke aller der Schade zugefügt, welcher erfolgen muß, wenn das allgemeine Tauschmittel seines innern Werthes beraubt wird und immer mehr verliert. Derjenige nämlich, welcher das Papier vom Staate für voll erhält, verliert beim Wiederausgeben die ganze Summe, welche während der Zeit, wo er es inne behalten hat, weniger werth geworden ist. Da nun ein solches Papiergeld immer tiefer und tiefer sinkt, so verliert ein Jeder, der es wieder ausgibt, und diese Verluste vertheilen sich unter die Nation auf ganz ungleiche, schlechterdings nicht zu berechnende Weise. Noch größer wird die Verwirrung, wenn, wie dieses die nothwendige Folge bei einem sich selbst überlassenen Papiergelde ist, der Werth desselben schwankt, bald steigt, bald fällt. Das Vermögen der ganzen Nation wird dann dem Zufalle und Glücksspiele preisgegeben. Es gibt freilich Fälle, wo sich Regierungen durch Papiergeld geholfen haben. Die Assignatengeschichte liefert davon ein schreckliches Beispiel. Nie kann daher eine gesunde Finanzpolitik rathen, im Kriege oder in Nothfällen ähnlicher Art die Hülfe im Papiergelde zu suchen. Allemal wird ein solches Geld schnell fallen, und der Nation viel größere Verluste zufügen als ihr jede andere Art, die Kriegsbedürfnisse zu befriedigen, zugefügt haben würde. Der Verlust, welchen die Regierung dem Volke durchs Papiergeld zufügt, wird 1) ganz tumultuarisch vertheilt. Die Regierung hat die Vertheilung auch nicht in ihrer Gewalt, sondern sie überläßt es dem Zufalle, wen er trifft oder nicht trifft. Es ist also eine wahre regellose Plünderung der Nation. 2) Die Regierung ist auch gänzlich außer Stande, je Diejenigen zu entschädigen, welche durchs Papiergeld verloren haben. Denn Niemand oder doch höchst Wenige können ihren Schaden liquidiren, ja die Wenigsten wissen, wann und wie sie dadurch verloren haben. Nur das Eine wissen sie mit Gewißheit, daß sie arm geworden sind. Ja jeder Versuch, den Schaden gut zu machen, vermehrt nur die Ungerechtigkeiten und die Uebel, statt sie zu heben. Hebt die Regierung den Curs des gefallenen Papiergeldes, so profitiren davon nicht Diejenigen, welche durch das Fallen des Werthes desselben verloren haben, sondern ganz Andere, welche gar nichts verloren, die vielleicht viel dabei gewonnen haben.

Digitized by Google

Staatsrecht ist die Wissenschaft der rechtlichen Verhältnisse, die im Staate, und zwar im Innern desselben stattfinden. Eine solche Wissenschaft ist philosophisch und allgemein, insofern diese Rechte aus der Natur des Staats überhaupt entwickelt werden; sie ist positiv und speciell, insofern dieselben auf der Natur und Gesetzgebung eines besondern Staates beruhen. Das philosophische oder allgemeine Staatsrecht (jus civitatis oder jus publicum universale) ist einerseits ein Theil der philosophischen Rechtslehre, weil in demselben die in der letztern entwickelte Idee des Rechts auf die innern und nothwendigen Verhältnisse des Staats angewendet werden, mithin angewandte philosophische Rechtslehre, andererseits ein Theil der Staatswissenschaft, und zwar der erste und reine Theil derselben, weil in demselben der Staat von Seiten seiner rechtlichen Verhältnisse betrachtet wird. Die beiden stets verbundenen Hauptfragen des allgemeinen Staatsrechts sind daher: 1) wie wird das Recht auf die Verhältnisse, die aus dem Wesen des Staats hervorgehen, angewendet? oder was verlangt das Recht in Hinsicht der Staatsverhältnisse? 2) wie erscheint das Recht als Zweck im Staate verwirklicht und durch die Staatsverhältnisse modificirt. Die Untersuchungen des Staatsrechts, welche nach diesen beiden Hauptgesichtspunkten anzustellen sind, lassen sich zweckmäßig so eintheilen, daß 1) der Staat nach seiner rechtlichen Gründung; 2) nach seiner rechtlichen Einrichtung, und zwar a) nach den Verhältnissen der Bürger untereinander (diese Untersuchung bildet das Staatsprivatrecht, jus privatum universale); b) nach den Verhältnissen, welche zwischen dem Staate selbst und seinen Gliedern stattfinden (Staatsrecht, jus publicum, im engsten Sinne), und zwar überhaupt oder in bestimmten Verfassungen stattfinden, betrachtet wird. Zu dem Staatsrecht in diesem engern Sinne gehört auch das Criminalrecht, Staatspolizeirecht, Cameralrecht ꝛc. Aus dem Obigen ergibt sich, daß die Quellen des philosophischen Staatsrechts, die reine Rechtslehre, welche die Idee des Rechts wissenschaftlich entwickelt, und die allgemeine Staatslehre sind, welche die Idee und nothwendigen Erfordernisse des Staats darstellt. Hülfsmittel sind namentlich die angrenzenden philosophischen Wissenschaften, insbesondere Moral und Politik; und unter den historischen Wissenschaften die Staatsgeschichte, Rechtsgeschichte ꝛc. Doch muß das Staatsrecht mit den erstern, und namentlich mit der Politik nicht verwechselt werden, welche die Zwecke des Staats schon voraussetzt, und mit Hinsicht auf Erfahrung und Geschichte die Frage beantwortet, wie dieselben unter den gegebenen Verhältnissen am sichersten und leichtesten erreicht werden können. Was die Ausbildung des philosophischen Staatsrechts betrifft, so findet man schon bei den Alten, besonders bei den Griechen und Römern, philosophische Untersuchungen über den Staat, welche die hierher gehörigen Gegenstände berühren; aber sie sind zugleich moralischen und politischen Inhalts, z. B. Plato's Bücher „Ueber die Republik", und Cicero „Ueber die Gesetze". In der neuern Zeit wurde die abgesonderte Bearbeitung staatsrechtlicher Untersuchungen, vorzüglich durch wichtige Zeitumstände, seit dem 16. Jahrh. veranlaßt; und hierher gehören namentlich Nic. Machiavelli's Buch „Vom Fürsten", in welchem ein erfahrungsmäßiges Bild politischer Größe aufgestellt ist, und Bodin's Werk: „De republica" (Paris 1684, Fol.). Eine besonders systematische Form gab diesen Untersuchungen

Digitized by Google

der Engländer Thom. Hobbes (in seinen Werken: „Decive", und seinem „Leviathan"), dessen Grundsätze mehre Gegner fanden. Th. Morus, John Locke, Algernon Sidney, Hume, Burke, Smith, und unter den Franzosen Montesquieu, Rousseau im „Contrat social", bildeten viele Capitel des Staatsrechts aus. Unter den Deutschen haben Ulrich Huber („De jure civitatis", Frankf. 1672, 4.), Just. H. Böhmer („Introductio in jus public. univers. etc.", Halle 1709 u. öfter), Chr. v. Wolf, v. Justi, Moser, Martini, Scheidemantel, Schlözer („Allgemeines Staatsrecht ꝛc.", Gött. 1793), Schmalz, Heydenreich, v. Eggers, Hoffbauer, Jakob, Dresch, Karl Ludw. v. Haller („Restauration der Staatswissenschaft", 6 Thle., Winterthur 1816 [doch fehlt noch der 5.]), K. Sal. Zachariä („Vierzig Bücher vom Staate", 3 Thle., Tübing. 1820 fg.), Friedr. Ancillon („Ueber die Staatswissenschaft", Berlin 1820), Krug („Dikäopolitik", Leipz. 1824) u. v. A. diese Wissenschaft in Systemen und Compendien bearbeitet. (S. Heydenreich's „Verzeichniß der wichtigsten Schriften über das natürliche Staatsrecht"; als Anhang seines natürlichen Staatsrecht, 1. Thl., S. 207). Ueberhaupt aber haben darauf die neuesten Zeitumstände, namentlich die Revolution mit ihren Folgen, mehr als auf irgend eine Wissenschaft eingewirkt. Das positive Staatsrecht ist so vielfach, als die Natur und Verfassung der Staaten. So gibt es z. B. ein allgem. deutsches Staatsrecht und Territorialstaatsrechte (z. B. sächsisches Staatsrecht), wobei die obigen Unterabtheilungen, in Criminalrechte und in Polizeirecht, Cameralrecht, Staatskirchenrecht und das positive Lehnrecht (s. d.) wiedee vorkommen. Das allgemeine deutsche Staatsrecht ist jetzt nur eine historische Wissenschaft (man lernt sie z. B., um der ältern von Schmauß, Ma'cov, Moser, Pütter ꝛc. nicht zu gedenken, aus Häberlin's „Handbuch des deutschen Staatsrechts ꝛc.", Berlin 1794—97, [illegible], aus Leist's „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts", Gött. 1803, [illegible]. Ausg. 1806, 8., und Nik. Th. Gönner's „Handbuche ꝛc.", 1804, 8., kennen); und was als Allgemeines gilt, ist theils Gewohnheit und gleichartige Sitte, theils und insbesondere in der Verfassung des deutschen Bundes gegründet (s. Deutsches Recht und Deutschland). Das sächsische Staatsrecht insbesondere hat C. H. von Römer sehr gut bearbeitet, das baierische von Kreittmayr, das würtembergische Breyer u. s. w.

Staatsschatz. Sowie es die Regel einer verständigen Privatwirthschaft ist, nicht Alles, was man einnimmt, zu verzehren, sondern alljährlich Etwas von der Einnahme zu ersparen, um einen Nothpfennig für außerordentliche Ausgaben zu haben; so scheint es auch eine gute Finanzpolitik zu erfordern, daß sie sich bei Zeiten auf die außerordentlichen Ausgaben gefaßt mache und so wirthschafte, daß von ihrer ordentlichen Einnahme nicht Alles aufgehe, sondern daß sie sich einen Reservefonds für außerordentliche und unvorhergesehene Vorfälle von der jährlichen gewöhnlichen Einnahme erspare. Der ordentliche Einnahmestand muß daher immer so eingerichtet werden, daß er den gewöhnlichen Ausgabestand etwas übertrifft, um einen solchen Fonds für außerordentliche Ausgaben zu bilden. Dazu können dienen: erstens die Ueberschüsse der gewöhnlichen Einnahme über den ordentlichen Etat, die besonders ohne alle Erhöhung der Abgabensätze immer mehr steigen, jemehr der Nationalreichthum continuirlich wächst, und sich also sowohl die Einnahme als die Ausgabe der Individuen vermehrt; zweitens die unregelmäßigen und zu-

fälligen, nicht berechneten Einnahmen, die aber in dem einen Staate mehr, in dem andern weniger vorfallen, zu der einen Zeit stärker, zu der andern schwächer sind, und die man eben deßhalb nicht zur regelmäßigen und festen Einnahme ziehen kann. Unterdessen können die außerordentlichen Bedürfnisse so groß werden, daß die auf vorher erwähnte Art sich ergebenden Ueberschüsse nicht zureichen, und der Staat muß sich nach kräftigern Mitteln umsehen. Viele gute Staatswirthe haben deßhalb vorgeschlagen, sich auch auf solche Zeiten mit einem Schatze zu versehen, der stark genug ist, um nicht nur Alles, was zur Eröffnung eines Feldzuges nöthig ist, schnell anzuschaffen, sondern auch den Aufwand mehrer Feldzüge davon zu bestreiten. Der Besitz eines solchen Schatzes verschafft dem Staate die Mittel, schnell im Felde zu erscheinen und dem Feinde mit Kraft entgegen zu gehen. Die Unterthanen brauchen nicht sogleich angegriffen und mit Kriegssteuern beschwert zu werden. Ja die Ausgabe des Schatzes wird ihnen sogar vermehrte Nahrung geben, und der Anfang des Krieges wird deßhalb nicht gleich Schreck und Mißmuth unter dem Volke verbreiten, sondern es werden sogar viele ein Interesse dabei finden, dessen Fortsetzung zu wünschen. Nimmt der Feind einige Provinzen weg und vermindert dadurch die Staatseinnahme, so wird der Staat dadurch nicht in Verlegenheit gerathen. Der Staat gewinnt dadurch Zeit, Anstalten zu treffen, um für die Zukunft die nöthigen Zuflüsse der Einnahme zu bewirken, damit er den Krieg, wenn es die Noth erfordert, lange auszuhalten im Stande sey. Endlich ist er ein vortreffliches Mittel, sich Credit zu verschaffen. Hierbei kann man sich jedoch nicht verhehlen, daß die Sammlung eines Schatzes für einen Staat mit manchen nachtheiligen Folgen verknüpft ist, welche nicht stattfinden, wenn Privatleute Schätze sammeln. Denn: wenn Privatleute sich Schätze sammeln, so legen sie dieselben nicht todt in Kasten, sondern sie verleihen die Capitale zu Betreibung nützlicher Gewerbe, oder legen solche selbst nutzbar an. Der Staat aber kann dieses nicht, wenn der Schatz seinen Zweck erfüllen soll. Daher kann er das in den Schatz strömende Geld nicht nutzbar anlegen, sondern muß das Gold und Silber in Gewölben todt liegen lassen. Hierdurch werden nun dem Volke große Capitale und mit ihnen alle Producte entzogen, welche durch dieselben während der Zeit, wo sie in den Kellern ruhen, hätten können hervorgebracht werden. Wird sodann der Schatz mit einem Male hervorgeholt und ins Publicum gebracht, so entsteht zwar dadurch ein großes Leben, starke Gewerbsthätigkeit und ein augenblicklicher Wohlstand; aber dieser kann nicht von Dauer seyn, und läßt bei seinem Verschwinden viele nachtheilige Wirkungen zurück. Denn Das, was mit diesem Schatze bezahlt wird, sind Kriegsbedürfnisse, die gemeiniglich noch schneller vernichtet werden als sie entstanden sind. Dann ist aber auch der Schatz größtentheils vernichtet, und es fehlt am Capitale, um dieselbe Gewerbsthätigkeit, die der Schatz hervorgerufen, auch ferner zu unterhalten. Ist daher ein Staat im Stande, sich durch andere Wege dieselben prompten Mittel zur Führung des Kriegs zu verschaffen, welche ein Schatz darbietet, so kann er denselben füglich entbehren, und thut wohl daran, daß er es nicht auf Sammlung eines Schatzes anlegt. Dieses wird der Fall seyn, wenn eine Regierung ein sehr reiches Volk beherrscht, daß in jedem Augenblicke eine große Menge Capitale, ohne daß es in seinen Gewerben sehr merklich wird, entbehren kann; einen unbedingten Credit

besitzt, der, sobald die Regierung nur will, schnell so viele Capitale an sich ziehen kann, als sie bei außerordentlichen Vorfällen bedarf.

Staatsschuld. Unter die größten Unannehmlichkeiten, welche in den neuern Zeiten behauptet worden sind, gehört unstreitig der Satz, daß Staatsschulden den Reichthum einer Nation vermehren, der bekanntlich von Pinto zuerst und dann von mehren seiner Nachbeter mit allerlei sophistischen Gründen vertheidigt worden ist. Ob nun gleich hier und da noch dergleichen Laute verhallen, so sind doch seit Pinto's Zeit die Begriffe von Vermögen und Capital so aufgeklärt worden, daß nur noch die Unwissendsten dergleichen Sätze wiederholen können. Daß übrigens Staatsschuldscheine für den Eigenthümer derselben einen Werth haben, daß sie die Zirkulationsmittel vermehren und zu mancherlei nützlichen und vortheilhaften Anwendungen gebraucht werden können: wer wird dieses leugnen? aber vermehrrn sie deßwegen auch den Nationalreichthum? Es kann aber allerdings Fälle geben, wo der Staat seine Zuflucht zum Schuldenmachen nehmen muß. Es kann Fälle geben, wo es sogar dann rathsam ist, Schulden zu machen, wenn er die nöthigen Summen aus andern Quellen sich schaffen könnte, oder wenn ihn die Noth noch nicht sehr dazu drängt, als: wenn er fürchten muß, sein Volk zu hart anzugreifen, wenn er ihm die Summen, die er bedarf, durch Contributionen oder Abgaben abnehmen müßte, wenn der Nahrungsstand dadurch zu sehr geschwächt und das Stammvermögen zu sehr vermindert werden möchte. Wenn die Vorsicht verlangt, sich zum Voraus mit den gehörigen Geldmitteln zu versehen. Selbst wenn der Staat einen Schatz besitzt, der zu mehren Feldzügen zureicht, wird es doch öfters die Vorsicht erfordern, frühzeitig Anstalten zu Anleihen zu treffen, um sich auf den Nothfall für alle Fälle mit Geld zu versehen. Denn gerade, wenn es bekannt ist, daß es dem Staate gar nicht an Geld fehlt und er nicht pressirt ist, sondern es Zeit damit hat, kann er zu den leichtesten und bequemsten Bedingungen Schulden contrahiren. Auch kann zuweilen die Staatsklugheit rathen, sich der Capitale zum Voraus zu bemächtigen, um dem Feinde die Anleihen zu erschweren, oder gar unmöglich zu machen. Die Methoden aber, wie ein Staat Schulden machen kann, sind sehr verschieden, und müssen sämmtlich nach ihren Vortheilen und Nachtheilen erwogen werden. Es kann nämlich der Staat seine laufenden Zahlungen einstellen, und die laufende Einnahme einstweilen zu Bestreitung der Nothausgaben verwenden; er kann Creditzettel bezahlen; er kann die Gelder der Banken oder anderer öffentlichen Geldinstitute an sich ziehen; er kann Papiergeld im Lande ausgeben; er kann künftig eingehende Gelder anticipiren und dafür Scheine auf seine Cassen ausstellen; er kann Anleihen machen, es sey auf specielle Sicherheiten, oder auf den bloßen Staatscredit. Hierzu kann er vielerlei Formen errichten, als: in Ansehung der Art sie zu bewirken: — gezwungene oder freiwillige (patriotische oder interessirte) Anleihen — in der Form von Leibrenten, Tontinen, Annuitäten, Lotterien u. s. w.; in Ansehung der Bedingungen der Rückzahlung: — Rückzahlung der ganzen Schuld zu einer bestimmten Zeit — terminweise — unbestimmte Rückzahlung des Capitals und bloße Sicherung der Zinsen — Rentenverkauf; in Ansehung der Versicherungsmittel der Gläubiger für Zinsen und Capital: — Ausstellung von Staatsobligationen und Zinscoupons — bloße Eintragung in das Staatsschuldenbuch u. s. w. Eine der schlech-

Digitized by Google

testen Arten, Schulden zu machen, wo nicht die allerschlechteste, ist wohl die, wenn der Staat seine regelmäßigen Zahlungen unterbricht, um das dazu bestimmte Geld zu den Nothausgaben zu verwenden. Denn verletzt er dadurch noch seine Verbindlichkeiten und schwächt also auch seinen Credit; es entsteht die größte Verwirrung und Unordnung in dem Verkehr. — Eine Regierung muß daher entweder ohne alle Einsicht, oder schon ganz creditlos seyn, wenn sie zu diesem höchst verderblichen Mittel, sich in der Noth zu helfen, ihre Zuflucht nimmt. Die Finanzpolitik verbietet es ebenso unbedingt als die Gerechtigkeit. Unter allen Staaten von europäischer Cultur stehen in Hinsicht auf ihr Schuldenwesen Nordamerika und Schweden am vortheilhaftesten. Nordamerika, dessen Staatspapiere während und nach der Revolution so niedrig standen, daß man dem neuen Staate schon aus diesem Grunde einen baldigen Untergang vorhersagte, hat jetzt bei einer jährlichen Staatseinnahme von 38 Millionen Dollars (aus Zöllen und einer sehr geringen Grundsteuer) nur noch 4 Mill. Dollars Staatsschulden, welche in diesem Jahre völlig abgetragen werden. Schweden hat beinahe keine Schulden. Norwegen hatte an Dänemark 2 Mill. Thaler zu zahlen; von der dazu 1822 gemachte Anleihe von 3.400.000 M. B. ist aber bereits $\frac{1}{3}$ wieder abgetragen. Die übrigen Staaten stehen in folgendem Verhältniß: Großbritannien (1831) fundirte Schuld 757½ Mill. Pf. St., unfundirte 32 Mill. Pf. St., Einkünfte 55 Mill.; Frankreich, Zinsen der consolidirten Staatsschuld (1834) 230.602.237 Fr., welches einem Capital von etwa 1150 Mill. Thalern gleichkommen möchte, jährliche Staatseinnahme (für 1835) 1664 Mill. Fr. oder 266 Mill. Thlr.; Oestreich, ohne das Papiergeld gegen 500 Mill. Thlr., Einkünfte 80 Mill.; Rußland 320 Mill. Thlr., Einkünfte 130 Mill. Thlr.; Baiern, Staatsschuld 60 Mill. Thlr.; Hanover 16 Mill. Thlr.; Würtemberg 15 Mill.; Sachsen 10 Mill.; Dänemark 68 Mill.; Niederlande 1200 Mill.; Neapel 300 Mill.; Spanien 1000 Mill.; dieses gibt für das gesammte Europa, ohne mehre kleinere Staaten in Anschlag zu bringen, eine Schuldenmasse von 9767 Mill. Thlr., eine Summe, welche ungefähr im Durchschnitt 40.000 Millionen Arbeitstage eines Menschen gleich steht, oder zu deren Verzinsung, wenn man 300 Arbeitstage des Jahres rechnet, 1¼ Mill. Menschen ein Jahr lang gebraucht werden würden.

Staatsverbrechen, s. Criminalrecht.

Staatsverfassung, s. Constitution.

Staatswirthschaft, s. Nationalökonomie.

Staatswissenschaften zerfallen in philosophische und in geschichtliche, wovon die ersten lehren, wie, nach den ewig gültigen Forderungen der Vernunft, Recht und Wohlfahrt verwirklicht werden sollen und können; die zweiten aber durch Thatsachen nachweisen, ob und wie Recht und Wohlfahrt in den vormals bestandenen und noch bestehenden Staaten verwirklicht wurden und gegenwärtig verwirklicht werden. Die Grundlage der gesammten Staatswissenschaften bilden das Natur- und Völkerrecht und die Volkswirthschaftslehre. Genauer genommen muß man das Gesammtgebiet der Staatswissenschaft eintheilen. — 1) in rein philosophische: Natur- und Völkerrecht: Staats- und Staatenrecht; Volkswirthschaftslehre; 2) in rein geschichtliche: Geschichte des europ. Staatensystems; Staatenkunde (Statistik); positives öffentliches Staatsrecht; praktisches Völkerrecht; Diplomatie; Staatspraxis; 3) in gemischte: Staatskunst (Politik); Staatswissenschafts-

lehre und Finanzwissenschaft; Polizeiwissenschaft. Für den öffentlichen Vortrag, sowie für das Selbststudium folgen sie in nachstehender Ordnung am besten aufeinander: 1) Natur- und Völkerrecht; 2) Staats- und Staatenrecht; 3) Volkswirthschaftslehre; 4) Staatswirthschaftslehre mit Finanzwissenschaft; 5) Polizeiwissenschaft; 6) Staatskunst; 7) Geschichte des europ. Staatensystems aus dem Standpunkt der Politik; 8) Staatenkunde; 9) positives öffentliches Staatsrecht; 10) praktisches (sogen. europ.) Völkerrecht; 11) Diplomatie; 12) Staatspraxis (Lehre von den Staatsgeschäften). (Vgl. die bes. Art.) Systematische Werke über die Staatswissenschaften besitzen wir von Real, Chr. D. Voß, K. H. L. Pölitz, K. G. Rössig, A. Lips, v. Jakob u. m. A.

Staatszweck. Der Materie nach bestehen die Staatszwecke darin: 1) daß das Recht unter den Staatsgenossen herrschend gemacht werde; 2) daß öffentliche Sicherheit und gemeinsame Wohlfahrt sowohl in den innern als in den äußern Verhältnissen des Staats vorhanden sey. Einige glauben, daß nur dasjenige Staatsbedürfniß sey, was zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und zum Schutz des Rechtszustandes nothwendig ist; allein ohne hinreichenden Grund. Denn Alles, was ein Volk sich nach der Vernunft zum Zwecke machen und durch isolirte Privatkräfte nicht erreicht werden kann, ist Staatszweck, und daß dieser erreicht werde, ist Staatsbedürfniß. Warum sollte ein ganzes Volk nicht ebenso gut wollen dürfen, daß allgemeine Cultur- und Bildungsanstalten vorhanden sind, daß Nationaldenkmäler gestiftet, Communicationsmittel für den Verkehr ꝛc. gebildet werden, wenn alles Dieses allein oder doch vorzüglich von den vereinten Kräften des Staats zu Stande gebracht werden kann? — Das allgemeine Princip, wodurch die Staatsbedürfnisse bestimmt werden, kann daher so ausgedrückt werden: Alle Zwecke, welche die Vernunft für gemeinsame oder allgemein wünschenswerthe Zwecke eines Volks erklärt, und die zugleich von der Beschaffenheit sind, daß sie durch Privatkräfte entweder gar nicht, oder doch nicht so leicht und so wohlfeil erreicht werden können als es durch den Staat geschehen kann, sind öffentliche oder Staatszwecke und daß dergleichen befördert werden, ist Staatsbedürfniß. Wenn die frühern Schriftsteller den Zweck des Staates im Allgemeinen durch Gemeinwohl oder allgemeine Glückseligkeit (salus publica, common wealth etc.) bezeichneten; so hatten sie den Punkt wohl besser getroffen als einige neuere Kritiker meinen, die, anstatt diesem Ausdrucke den richtigen und bestimmten Begriff unterzulegen, welchen er zuläßt, und der dadurch wirklich angedeutet werden sollte, dessen Sinn so lange verdrehen, bis sie ihn in Unsinn verwandelt haben. Schon in der Bestimmung, daß das Wohl, welches der Staat bezweckt, Gemeinwohl, allgemeine Glückseligkeit seyn soll, liegt es, daß weder ein partielles Wohl einzelner Stände auf Kosten des Wohls der übrigen, noch eine aufgedrungene, nach subjectiven Begriffen gemodelte Glückseligkeit damit gemeint seyn könne. Die oben gegebene Bezeichnung des Staatszwecks verwirft daher den ältern Begriff davon nicht, sondern berichtigt ihn bloß durch Entfernung jedes Ausdrucks, der Mißverstand erzeugen könnte.

Städel (Johann Friedrich), Banquier und Mitglied des Bürgercollegs zu Frankfurt a. M., geb. daselbst 1728, gest. 1816, hochverdient um seine Vaterstadt durch eine wahrhaft fürstliche Stiftung, indem er in seinem Testamente ein mit $1\frac{1}{2}$ Mill. Gldn. dotirtes Kunstinstitut

Digitized by Google

stiftete, worin Gemälde, Kupferstiche ꝛc. Künstlern und Kunstfreunden an bestimmten Tagen zum Gebrauche, auch zum Copieren frei und unentgeltlich offen stehen. Die Oelgemälde und Kupferstiche sowie die Handzeichnungen dieser Sammlung sind nach Schulen geordnet und werden durch Ankauf und Austausch stets vermehrt. Auch besitzt das Städel'sche Institut einige Antiken, Bronzen, Schnitzwerke, Gypsabgüsse vorzüglicher Antiken von Rom und Florenz, von den alten Skulpturen der Parthenon zu Athen und des Apollotempels zu Phigalia. Endlich ist mit dem Ganzen eine Bibliothek verbunden, reich an Werken über die Kunst. Da das Institut nicht allein die Verbreitung der Kunstkenntniß im Allgemeinen, sondern auch die Bildung einheimischer Künstler und Handwerker bezweckt, so sollen Söhne unbemittelter frankfurter Bürger, die sich den Künsten, besonders dem Architekturfache widmen wollen, in allen dahin einschlagenden Wissenschaften und Kunstübungen unentgeltlich unterrichtet und bei erprobter Fähigkeit auch in der Fremde unterstützt werden. Die Verwaltung dieses Kunstmuseums ward bald nach dem Tode des Stifters von den auswärtigen Intestaterben desselben in einen Proceß verwickelt, indem Letztere das Testament als nichtig angriffen. Unseres Wissens nach ist derselbe noch nicht beendigt. Es sind in dieser Sache einige Schriften für und wider erschienen. Eine Beschreibung des Städel'schen Instituts hat C. Fr. Starck 1823 zu Frankfurt herausgegeben.

Stadion (Joh. Philipp, Graf von), ein ausgezeichneter östreich. Staatsmann, entsprossen aus einem alten Geschlecht in Hohenrhätien, ward 1768 zu Mainz geboren. Nach beendigten Studien widmete er sich der Diplomatie, und ward 1787 zum Gesandten in Schweden ernannt. Als Leopold II. den Thron bestieg, erhielt Stadion den Gesandtschaftsposten in London, verließ ihn aber bald, um auf seinen Gütern in Schwaben als Privatmann zu leben. Zum Gesandten am preuß. Hofe ernannt, begab er sich 1805 nach Petersburg, um einen Allianztractat mit Rußland abzuschließen. Nach dem Frieden von Presburg erhielt er das Ministerium des Auswärtigen und blieb auf diesem Posten bis 1809, wo Graf Metternich ihn ersetzte. Auf Stadion's Anrathen ward der Krieg gegen Frankreich unternommen, der einen so unglücklichen Ausgang für Oestreich hatte. Er zog sich jetzt auf seine Güter in Böhmen zurück. 1813 trat Graf Stadion aus seiner Verborgenheit hervor und ging nach der Schlacht von Lützen als Gesandter des Kaisers zu den verbündeten Monarchen. Später befand er sich bei den Unterhandlungen zu Frankfurt, bei dem Congresse zu Chatillon und dem Friedensschlusse zu Paris. 1815 erhielt er das Ministerium der Finanzen, und es ist bekannt, daß unter seiner Verwaltung der Credit der Monarchie sich wieder belebte. Gleichzeitig protestirte er, in seiner Eigenschaft als mediatisirter Reichsstand, gegen die Beschlüsse des Bundestages. 1818 befand er sich auf dem Congresse zu Aachen. Seitdem zog er sich von den Geschäften zurück. Er starb 1824 zu Baden bei Wien.

Stadium, ein bekanntes Längenmaß der Alten, enthielt 600 Fuß. Da aber die Füße verschieden waren, so waren es auch die Stadien, unter denen folgende die wichtigsten sind: 1) das kleine oder das Stadium des Aristoteles (77⅓ auf die geogr. Meile); 2) das St. des Kleomedes (55,65 auf die g. M.); 3) das pythische oder delphische (5,18 auf die g. M.); 4) das St. des Eratosthenes (46,57 auf die g. M.); 5) das

St. des Herodot oder das nautische, auch persische (44,46 auf die g. M.); 6) das griechisch-olympische 40,4 auf die g. M.); 7) das philetrische (ungefähr 35½ auf die g. M.); 8) das große St., auch das ägyptische, das alexandrinische genannt (33,39 auf die g. M.). — Manche Gelehrte nehmen jedoch nur ein Stadium an. Das Längenmaß des Stadium gab bei den Griechen auch den zum Wettlaufen eingerichteten Rennbahnen den Namen Stadium, weil sie gewöhnlich das Maß desselben hatten; oder richtiger das Längenmaß entstand und wurde benannt nach solchen Rennbahnen. Man fand sie bei jedem Gymnasium. Das Wesentliche derselben war ein länglicher, ebener Platz, mit zwei parallelen Seiten und an dem einen Ende mit einem Halbzirkel geschlossen, an dem andern aber offen. An den drei verschlossenen Seiten erhoben sich stufenweise übereinander Sitze für die Zuschauer.

Stadt, eine Gemeinheit, welche vorzugsweise vor den Dorf- und Fleckenbewohnern das Recht hat, jede bürgerliche Nahrung, d. h. Handel, Manufacturen, Fabriken und Handwerke, zunftmäßig zu treiben, und welche unter der Aufsicht eines ordentlichen Stadtmagistrats steht. Städte bildeten den Stammsitz der bürgerlichen Ordnung, des Handels und der Civilisation; und wurden dadurch die Wiege der bürgerlichen Freiheit und der menschlichen Cultur, nahmen aber zugleich mit der Kunst des Nützlichen und des Schönen die Künste der Ueppigkeit, und mit dem Tempeldienste des Wahren und Heiligen, die Knechtschaft der Selbstsucht und des Lasters in ihrem Schoße auf. Von einzelnen Familien, die unter der Anführung und Leitung des gemeinschaftlichen Familienvaters als Stammoberhaupt standen, ging die erste gesellige Verbindung auf dem Erdboden aus. Verbreiteten sich die Stämme in einer Ebene neben einander; veranlaßte sie die Furchtbarkeit des Bodens zur Errichtung fester Wohnsitze; gaben ihnen Ackerbau und Viehzucht bald reichliche Nahrung und Ueberfluß, und traten sie unter sich und mit andern benachbarten Stämmen über den Ueberfluß der Früchte des Bodens in Tauschhandel; so bildete sich auch die erste Grundlage des Städtelebens; denn bald mußte man die zerstreut liegenden Wohnungen, in denen man seinen Ueberfluß aufbewahrte, vor fremden herumziehenden Horden durch eine Mauerumgebung sichern. Dieß gab auch Anlaß zu regelmäßigeren Einrichtungen ihrer Verfassungen. Aus den Städten entstanden nun die ersten Staaten des Alterthums, deren Ursprung größtentheils republikanisch war; und wo diese auch später die monarchische Form annahmen, behielten die Städte doch meistens eine nach dem Muster der Freistaaten geformte Communalverfassung. Nach den Mosaischen Schriften erbaute Nimrod drei Städte, unter denen Babylon die berühmteste ward. Die Aegypter hielten ihre Stadt Diospolis (Theben) für älter als alle griechischen. In Phönizien waren die ältesten Städte: Sydon und Tyrus. Sie gründeten frühe Pflanzstädte in der Mitte der afrikanischen Nordküste, Utika, Carthago, Adrumetum; auf der hispanischen Halbinsel Gades u. v. a. Die von Cekrops (1582 v. Chr.) erbaute Stadt Cekropia (später Athen) war die älteste Stadt Griechenlands. In diesem Lande erblicken wir jede Stadt als einen Freistaat, weil einerseits die ursprünglichen Gemeinden ihre Selbständigkeit gegen äußere Anmaßung behaupteten, andererseits aber jede ausgeschickte Colonie, also fast jede neugegründete Stadt wieder zum eigenen Staate wurde. Wie schon früher der phönizische Städtebund, aus

Digitized by Google

Tyrus, Sidon u. a. bestehend, bildeten sich später in Griechenland ähnliche Verbindungen, wie der achäische und der ätolische Städtebund, um ihre Selbständigkeit gegen die Uebermacht der Macedonier u. A. zu behaupten. Auch unter dem mildern Himmel Italiens wurden frühe viele Städte erbaut. Als die Römer unter Augustus in Germanien eindrangen, gründeten sie hier mehre Pflanzstädte, z. B. Augusta Vindelicorum (Augsburg), Druſomagus (Memmingen), Colonia Agrippina (Köln), u. a. Die deutschen Städte entstanden, wie die in mehren andern Ländern, einerseits aus den uralten Römerstädten (civitates), andererseits aus den Villen (villae). Dieser Unterschied erhält sich in Spanien in der Bezeichnung ciudad und villa. Heinrich I., der Vogler, hat bloß schon vorhandene, bequeme gelegene Oerter befestigt, unter denen der Historiker Ditmar Merseburg, Quedlinburg, Meißen, Soest, außer mehren andern namentlich anführt. Heinrich verlegte alle Volksfeste in die Städte, denen er außerdem viele Vorrechte einräumte, um die Deutschen, welche bis dahin den Aufenthalt in den Städten nicht liebten, zum Wohnen in denselben anzureizen. In vielen Städten befanden sich Burgen; der vom Kaiser angestellte Vertheidiger derselben hieß Burggraf; die Einwohner in ihren Ringmauern Bürger, die in der Folge den Bürgerstand bildeten. In der Zeit der salischen Kaiser machte bei den Deutschen der Sinn fürs städtische Leben bedeutende Fortschritte, sodaß der freie städtische Bürger bald, nach seiner Gewerbsthätigkeit und der freien geistigen Entwickelung im scharfen Gegensatze gegen den leibeignen Bewohner des Flachlandes erschien. Im 11.—12. Jahrh. erhoben sich die größern lombardischen Städte durch ihren Handel und Gewerbfleiß zu einer hohen Blüthe, und die Politik der Kaiser aus dem sächs. Hause beförderte, ihre Selbständigkeit, um in ihnen eine Gegenwehr gegen die Fürsten Italiens, die nur mit Widerwillen die Herrschaft der Deutschen ertrugen, zu haben. Dadurch erhielten diese Städte Gelegenheit sich eine freie Verfassung zu geben. Der Streit zwischen den Kaisern und Päpsten benutzten sie zur Erwerbung neuer Rechte, und schlossen endlich unter sich ein Bündniß, zur Behauptung ihrer Freiheit gegen den Kaiser Friedrich I. Vergebens zerstörte dieser das stolze Mailand; es erhob sich bald wieder verjüngt aus seinen Trümmern, und die lombardischen Städten zwangen in Verbindung mit dem Papste den Kaiser zu Kostnitz (1185), einen sehr nachtheiligen Frieden mit ihnen schließen. Später kamen jedoch allmälig die lombardische Städte unter die Herrschaft einzelner Familien und verloren ihre republikanische Verfassung. In Deutschland hatten sich zur Zeit des großen Interregnums (1256—72) die Städte ebenfalls zu einem bedeutenden Ansehen erhoben. Die Bürger hatten das Recht, Waffen zu tragen; und da in jenem Zeitalter kriegerische Ehre über Alles ging, die Städtebewohner auch häufige Kämpfe zu bestehen hatten, so übten sie sich in Friedenszeiten beinahe ununterbrochen in der Führung der Waffen, und gelangten dadurch zu einer Streitbarkeit, durch die sie oft unsterbliche Thaten vollbracht haben. Durch Außen- oder Pfahlbürger (freie Landleute, die das Bürgerrecht erwarben, aber auf dem Lande wohnten und nur zur Zeit eigener Gefahr, oder wenn ihre städtischen Mitbürger einen Angriff befürchteten, nach der Stadt zogen) wurden die Streitkräfte der Städte bedeutend vermehrt. Die Kreuzzüge veranlaßten einen ausgebreiteten Handel, der die Städte ausnehmend bereicherte. Die Kaiser begünstigten das Freiwerden der Städte,

Digitized by Google

denn sie begannen dadurch an Einkünften, und erhielten sehr oft bei ihren Fehden mit den aufgestandenen Großen einen wichtigen Beistand von den Reichsstädten. Doch die Fürsten benahmen sich bei dieser Gelegenheit feindselig gegen die Bürger, und besonders beeinträchtigten sie den Handel, den sie auf Land- und Wasserwegen mit unerschwinglichen Zöllen belegten. Dadurch entstanden die so berühmte gewordene Hansa (s. d.) und der rheinische Städtebund, später auch der schwäbische Städtebund. Der zweite ward 1255 zu Mainz gestiftet und umfaßte 70 oberdeutsche und rheinische Städte; der letztere kam 1488 zu Stande (s. Landfrieden). Die großen Reichsstädte waren um diese Zeit die freigebigen Beförderer der Kunst, wie die bis auf uns gekommenen prachtvollen Ueberbleibsel beweisen. Die Gewerbe wurden als die reichsten und sichersten Einnahmequellen besonders begünstigt, und der Bürgerstand erscheint nunmehr als ein vollständig ausgebildetes, in sich eingebildetes, in sich abgeschlossenes Ganze, und im Besitz der größern Masse der Kenntnisse und des Reichthums. Die Sitten des Bürgerstandes waren verfeinert genug, daß die Fürsten und selbst der Kaiser sich gern in bürgerlichen Gesellschaften befanden. Nach und nach erlangten die Städte in allen gebildeten Reichen Europas das Recht der Reichs- oder Landstandschaft, und damit einen Antheil an der Regierung. Durch den westfälischen Frieden ward den deutschen Reichsfürsten die Landeshoheit zugesichert; und je höher ihr Ansehen stieg, desto tiefer sanken die Städte, die fast alle nach und nach unter die Herrschaft der benachbarten Fürsten kamen. (Vgl. Freistädte und Reichsstädte.) S. Eichhorn: „Ueber den Ursprung der städtischen Verfassung in Deutschland". Insbesondere hat Rinderauer in seiner Schrift: „Ueber Munizipal- und Gemeindewesen nach historischen Standpunkten" (München 1818) das Wesen der Stadtordnungen bei verschiedenen Völkern der Vor- und Mitwelt in geschichtlichen Umrissen dargestellt, und zugleich ihren Einfluß auf Einheit und Stärke des Staats, wie auf Entwickelung des Volkscharakters gezeigt. „Ueber die franz. Städteverfassung hat der Deputirte Du Vergier de Hanranne" (Paris 1818) eine vorzügliche Schrift herausgegeben. (Vgl. Bürger und Bürgerrecht.)

Städteordnung. Mit diesem Ausdruck ist eigentlich etwas viel Umfassenderes gemeint, als dem Worte nach damit bezeichnet ist, nämlich einerseits das Verhältniß der örtlichen Corporationen überhaupt zur Staatsregierung, wenn man diese sich als bestehend aus Staatsbeamten denkt, und andererseits die Ausdehnung und innere Verfassung dieser Corporationen, von der kleinsten Dorfgemeinde an bis zu den größten Städten, und dann auch wieder die Vereinigung mehrer Gemeinden in Amts- oder Bezirkscorporationen, und sodann in Kreis- und Provinzialversammlungen (Stände, Landräthe), als deren letzte und allgemeinste Vereinigung die Reichs- und Landesgemeinde, die Kammer der Abgeordneten, das Unterhaus des Parlaments anzusehen wäre. In diesen verschiedenen Beziehungen kommt, wie von selbst einleuchtet, eine Menge der wichtigsten Fragen der innern Politik zur Sprache, die richtige Mitte zwischen dem Centralisiren und der freien Bewegung in den größern und kleinern Abtheilungen, oder die Erhaltung der Einheit im Mannigfaltigen und des Mannigfaltigen in der Einheit, ferner das Verhältniß zwischen Stadt und Land, welches eine natürliche Neigung zu feindlichen Trennungen und Gegensätzen hat, während sich doch beide nicht

Digitized by Google

entbehren können und beide erst in ihrer Verbindung ein gesundes Volksleben hervorbringen; die große Frage über staats- und ortsbürgerliche Rechte und die gleiche oder ungleiche Vertheilung derselben, vorzüglich, nach dem Vermögen, Heimathsrechte, Armenversorgung; weiter die Grenze zwischen der Selbständigkeit der Gemeinden, welche zum Theil auf einen andern wichtigen Punkt zurückführt, nämlich auf den nothwendigen Spielraum für die individuelle Freiheit im Familienleben, im Eigenthum und im Geselligen, und zwischen der Oberaufsicht, welche gar oft zwischen einer niederdrückenden Bevormundung und einer alles Schlechte begünstigenden Vernachlässigung schwankt; endlich auch wieder die Stellung der Verwaltung zu den Einzelnen und zu den Gerichten, welche nur dann eine gerechte und zweckmäßige ist, wenn sie die Verwaltung weder zur Richterin in ihrer eignen Sache macht, also den Betheiligten die Berufung auf unbefangene Entscheidungen über Rechtsverhältnisse entzieht, noch auch dieselbe durch eine zu weite Ausdehnung des Rechtsbegriffs oder vielmehr den Mangel gesetzlicher Bestimmungen über den Umfang der Privatrechte und des Rechts der Regierung lähmt, indem sie den Gerichten zugleich eine hindernde Einmischung in die Verwaltung gestattet. In allen diesen Beziehungen ist es von keinem bedeutenden Nutzen, das Geschichtliche in dem Entstehen der Städte und in der Ausbildung ihrer äußern und innern Verfassung zu Rathe zu ziehen. Welchen Gang all Dieß in der Vorzeit auch genommen haben möge; zweierlei ist dabei immer gewiß und stehe jedem Zurückführen auf die Vergangenheit entgegen: erstlich der unleugbare Erfahrungssatz, daß ferner der frühern Zustände wesentliche Vorzüge vor der Gegenwart besitzt, und wenn das Leben blühender, reicher, kräftiger war, es auch dagegen sich roher, gewaltthätiger, ungerechter bewies, wie die Specialgeschichten aller bedeutenden Städte belegen; zweitens die ebenso unbestreitbare Wahrheit, daß die factischen Umstände viel zu tiefe Umänderungen erfahren haben, als daß es möglich wäre, das Ganze der ältern Einrichtungen wieder zum Grunde zu legen. Nur die Grundsätze bleiben immer dieselben, und die Vorzeit erkannte der Hauptsache nach schon Dasselbe an, was man jetzt öfters als Theorie des Tages und Ausgeburt eines neuerungssüchtigen Zeitgeistes verwirft. Dagegen liegt allerdings in den ältern Formen des Gemeindewesens Manches, was auch in der neuern Zeit mit großem Nutzen beibehalten oder auch wieder hervorgeholt werden möchte. Ohne aber tiefer in die geschichtliche Darstellung des Gemeindewesens einzugehen, erinnern wir an die Resultate derselben in folgenden Punkten: 1) die alte städtische Freiheit bestand zum Theil darin, daß die Staatsregierung sich um die Verwaltung der Städte wenig bekümmert und nur etwa die Wahlen in periodischen Erneuerungen bestätigte; die Verwaltung der meisten Gemeinden war aristokratisch (oligarchisch) geworden, d. h. der eigentliche machthabende Magistrat bildete eine Corporation, welche sich, soweit sie nur konnte, als Herrin des gemeinen Wesens betrachtete, die neuen Mitglieder selbst wählte und dabei natürlich auf nahe Verwandte Rücksicht nahm, soweit sie durfte, Diejenigen aber ausschloß, welche sich etwa, indem sie verjährte Mißbräuche angriffen oder gegen Ungerechtigkeiten und Unredlichkeiten der Verwaltung anzukämpfen wagten, den Namen unruhiger Köpfe und Neuerer erworben hatten. Diese Selbständigkeit des Raths gegen die

Digitized by Google

Bürgerschaft mochte im Ganzen daher kommen, daß, wie Eichhorn („Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft", 1. Bds. 2. Heft) von einigen Städten nachweist, die ursprüngliche freie Bürgerschaft nur aus den waffenführenden Ministerialien der Bischöfe, Aebte und dann auch der weltlichen Herren bestand; sie schloß die Bürger von der Theilnahme an der Verwaltung oft ganz aus oder gestattete denselben nur eine beschränkte Theilnahme durch die Vorsteher und Abgeordnete der Zünfte (äußerer Rath, unterer Rath), worüber häufig große Zwistigkeiten und gefährliche Aufstände ausbrachen. Nicht einmal Rechnungsablegung über die Einkünfte der Stadt und die aufgeborgten Capitalien konnte die Bürgerschaft erlangen; die Herren des Raths wußten sich und den Ihrigen allerlei einträgliche Aemter und Sinecuren zu verschaffen, und die Benutzung des Gemeindevermögens zu Privatvortheilen, die Unterschleife bei der Verwaltung in allen Zweigen sind bis zur Schamlosigkeit getrieben worden. Viele Städte waren ursprünglich sehr reich, sie hatten vielfältig grundherrliche Rechte über die umliegenden Dörfer, bedeutende Waldungen und Meiereien, aber wenige haben sich bei diesem Vermögen behaupten können, sondern es ist durch schlechte Wirthschaft der Stadträthe verschleudert worden. Um noch etwas jene Aristokratie eines Magistrats, welche sich immer selbst ergänzte, zu mäßigen, sind in manchen Städten 2 oder 3 vollständig besetzte Corporationen eingeführt worden, welche jährlich im Ganzen mit einander wechselten; doch hat auch dieses sehr wenig geholfen. Es sind sehr wenig Städte in Deutschland, in welchen die Klagen nicht gehört wurden. In Ansehung der Reichsstädte waren die Reichsgerichte beständig mit Beschwerden und Unruhen der Bürger gegen den Magistrat beschäftigt, und obgleich man immer geneigter war, das Ansehen des letztern möglichst aufrecht zu halten, so mußten doch auch zuweilen scharfe Verfügungen erlassen werden, um die Willkür und unordentliche Haushaltung desselben abzustellen. In den landsässigen Städten ging es nicht besser. Dieselben Klagen gegen die Corporationen der städtischen Magistrate werden auch in England geführt und eine durchgreifende Umgestaltung der Verfassung gehört zu den dringendsten Wünschen der Nation. Auch ist das Ministerium jetzt ernstlich damit beschäftigt. 3) In Frankreich wurde unter Ludwig XIV. ein bedeutender Schritt gegen die Selbständigkeit der städtischen Corporationen gethan, nicht aber um gerechten Beschwerden der Bürger abzuhelfen, sondern theils um auch hierin die königl. Macht unumschränkt zu machen, theils aus finanziellen Speculationen. Die Vorsteher der Städte (Maires, Prévôts des Marchands, Capitouls etc.) und die Mitglieder des Magistrats wurden zu königl. Beamten gemacht, der König zog ihre Ernennung an sich, und sie mußten für die Bestallungen bedeutende Taxen bezahlen; übrigens blieb Alles beim Alten. Die ungeregelte Gewalt der Minister wurde dadurch freilich erweitert, aber die wahre Kraft der Monarchie nicht verstärkt. Unter Ludwig XIV. entstanden auch die Begriffe von einer Polizei, welche, von der höchsten Gewalt ausgehend, alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens durchdringen und beherrschen sollte, welche Alles wissen, das innere Familienleben aller Bürger kennen und Alles von oben herab leiten wollte. Diese Begriffe haben auch schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland Eingang gefunden, und die öffentliche Stimme forderte von den Regierungen, daß sie in eine Menge von Dingen eingreifen sollten, welche man bis dahin fast allgemein sich selbst oder doch

Digitized by Google

den Gemeinden überlassen hatte. Friedrich II. schickte den zum Chef der berliner Polizei bestimmten Beamten (den nachmaligen Polizeipräsidenten Philippi) nach Paris, um sich von der Maschinerie dieser berühmten polizeilichen Allwissenheit genaue Kenntniß zu verschaffen. Es entstanden obere Polizeibehörden (hier und da noch Oekonomie- und Commerzcollegien, deren Zweck auch darin bestand, wie zum Theil der der Polizeicollegien, den bürgerlichen Verkehr zu regieren) und unter ihnen wurden Regierungsbeamte (Inspectoren und Directoren der Polizei) in den Städten angestellt, und das Wirken der Gemeinden äußerst beschränkt. 4) Die franz. Revolution hat für die Municipalverfassung nur wenige und schlechte Früchte getragen. Die erste Nationalversammlung gab durch das Decret vom 22. Dec. 1789 dem Gemeindewesen eine völlig neue Organisation. Alle Gemeindebeamte sollten von den Bürgern auf eine bestimmte Zeit gewählt werden. Für die Verwaltung wurden drei Instanzen aufgestellt. Die Localverwaltung (die Municipalität) stand unter der Districtsverwaltung und diese unter der Departementsverwaltung; die Districtsverwaltungen bestanden aus 12, die Departementsverwaltungen aus 36 Mitgliedern und davon bildeten in den Districten 4, in den Departements 8 das eigentliche geschäftführende Directorium, die Uebrigen das Conseil. Ebenso theilten sich die Municipalitäten in das Bureau und das Conseil. Die Districtsverwaltungen waren also etwa mit Oberämtern, die Departementsverwaltungen mit unsern Regierungen und Landesdirectionen zu vergleichen. Die Districtsdirectorien hatten die Untersuchung der Thatsachen, Abhörung der Rechnungen; aber zu allen wichtigern Handlungen war die Genehmigung der Departementsverwaltung nöthig. Die Aufstellung weniger eigentlichen Beamten neben einem controllirenden Rathe ist so sehr der Natur der Sache angemessen, daß sie auch später beibehalten und in andern Ländern, zum Theil nach dem Vorbilde Frankreichs, eingeführt worden ist. Wie sich aber diese Communalverfassung im Verhältniß zur Landesregierung gestaltete, zeigt sich am deutlichsten in dem Geschäftskreise, welcher den Departementsverwaltungen in jenem Gesetz vom 22. Dec. 1789 zugewiesen wird. Sie treten a) als Steuercollegium an die Stelle der ehemaligen Cours des aides, und in dieser Hinsicht lag ihnen die Repartition der directen Steuerquote des Departements, die definitive Feststellung der Steuerrollen in den einzelnen Gemeinden, die Aufsicht über die Erhebung und über die Cassen (Recepturen und Zahlungsämter) ob; b) als Polizei- und Administrationsbehörden hatten sie das Armenwesen des Departements, mit der Aufsicht auf Armen- und Krankenhäuser, Waisenhäuser, die Sicherheitspolizei, Abstellung der Bettelei, Verwaltung der Besserungsanstalten und Gefängnisse; das Kirchen- und Schulwesen; Sorge für die nöthigen Gebäude und die sämmtlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten; das Staatsbauwesen, Straßen, Canäle und und öffentliche Gebäude, Denkmäler u. s. w.; die Sanitätspolizei, die Beförderung des Landbaues, der Gewerbe und des Handels; die Nationalgarden. Es leuchtet wohl von selbst ein, daß die meisten dieser Gegenstände nicht allein technische und wissenschaftliche Kenntnisse voraussetzen, und daß sie, um dem Zwecke zu entsprechen, mit einer beharrlichen Consequenz behandelt seyn wollen. Beides konnte unmöglich von Collegien erwartet werden, deren Hälfte alle 2 Jahre ausschied und durch neue Volkswahlen ersetzt wurde. Dabei durften auch die abtre-

Digitized by Google

tenden Mitglieder nur ein Mal wiedergewählt werden, und also höchstens 8 Jahre im Amte seyn. Auch hier zeigte sich der geniale und richtige Blick Mirabeau's. Er verlangte, daß in die höhern Verwaltungsinstanzen nur Diejenigen wählbar seyen, welche schon in den untern gearbeitet hatten, drang aber nicht durch. Die ganze Einrichtung, in welcher sich das übertriebene Streben nach vollkommener Demokratie beurkundete, ist indessen nicht einmal zur ruhigen Ausführung gekommen, sondern durch das noch wildere Treiben der Factionen gestört und vernichtet worden. Der Nationalconvent regierte durch seine Commissaire, und die Municipalitäten fielen in die Hände des großen Haufens. Die Constitution von 1795 hob die Districtsverwaltungen auf; an der Spitze jeder Gemeinde stand ein einziger Beamter (agent municipal) mit einem Adjuncten, und die Agenten der einzelnen Orte des Cantons bildeten die Cantonsmunicipalität. Die größern Städte von mehr als 5000 Einw. hatte 5 — 9 Agenten und bildeten für sich eine Municipalität; an der Spitze der Verwaltung stand in jedem Departement eine Centraladministration von 5 Mitgliedern, von welchen jährlich eines austrat. Napoleon gab der ganzen Communalverfassung eine andere Gestalt, wodurch sich jede Spur von Selbständigkeit aus ihr verlor. An die Spitze der Verwaltung der Departements stellte er Präfecten, welche ganz dieselbe Machtvollkommenheit besaßen, wie die Intendanten der alten Monarchie, aber ebenso wie diese unbedingt von der Regierung unabhängig waren. Die sämmtlichen Maires der kleinsten Orte wie der größten Städte wurden von der Regierung ernannt; in den Orten unter 5000 Einw. von den Präfecten, in den größern von dem ersten Consul und dem Kaiser. Neben dem Maire und seinen Adjuncten stand zwar ein Gemeinderath (von 10 — 30 Mitgliedern), welcher aber von dem Präfecten ernannt wurde und nur alle Jahre ein Mal zusammentrat, um die Rechnungen des Maire anzuhören und Erinnerungen dagegen zu stellen, die Weiden und andere gemeine Nutzungen zu vertheilen, die Gemeindeumlagen, Anleihen, Bauten und dergl. zu beschließen. Allein es ist leicht zu erachten, daß diese von der Regierung ernannten Gemeinderäthe (Conseils municipaux) nicht geeignet waren, dem Maire, dem Unterpräfecten, oder gar dem Präfecten irgend einen kräftigen Widerspruch, auch wo es nöthig gewesen wäre, entgegenzusetzen. Daher ward auch über das Vermögen der Gemeinden auf das Willkürlichste geschaltet; sie mußten ihre Kassenvorräthe an die Amortisationskasse abliefern, Kasernen unterhalten, Denkmäler errichten, Freistellen in den Lyceen stiften (aber nicht verleihen); endlich wurde durch das Gesetz vom 20. März 1813 der Verkauf aller Gemeindegüter (mit Ausnahme der Kirchen, Schulen, Rathhäuser, Kasernen, Schauspielhäuser, gemeinen Weiden, Torfgruben u. dergl.), angeordnet, und der Erlös an die Tilgungskasse eingezahlt, wofür ihnen Staatsobligationen gegeben werden sollten. Dieselbe Willkür traf die Gemeinden nochmals in der Departemental- und Kreisverwaltung, weil auch hier die gemeinen Ausgaben des Arondissements und des Departements durch die von den Beamten gänzlich abhängigen Land- und Kreisräthe (Conseils généraux de dep.) von 16—24 Mitgliedern, und Conseils d'arondissement von 11 Mitgliedern beschlossen, und nach dem Fuß der directen Steuern (durch centimes adolitionnels) ausgeschrieben wurden. Auch hier zeigte sich recht,

Digitized by Google

wie sehr die Regierung Napoleons in allen Stücken die des alten Regime weit überbot, und daß die Restauration im Ganzen ein großer Gewinn für die bürgerliche Freiheit war. Nur in Beziehung auf das Gemeindewesen war keine wesentliche Verbesserung der Organisation, sondern nur soviel zu erlangen, daß das Gesetz vom 20. März 1813 wieder aufgehoben und die noch nicht verkauften Güter den Gemeinden zurückgegeben wurden. Es war mit unter den Zusicherungen der Charte von 1830, eine Gemeindeverfassung zu geben, welche auf ein System der Wahl gegründet sey (Charte const. Art 69); und damit hing noch zusammen, durch größere den Gemeinden einzuräumende Befugnisse, das Centralisiren der Verwaltung in den Ministerien, wonach wegen jeder Kleinigkeit in Paris angefragt werden muß, etwas zu vermindern. Bis jetzt ist nur die Organisation vollendet, durch die Gesetze vom 21. März 1831 über die Gemeindeverwaltung und vom 22. Januar 1833 über die Land- und Kreisräthe (Conseils généraux de departement.) und Conseils d'arondissement); aber das Wichtigste, nämlich die Bestimmung der Befugnisse, welche die Gemeinde-, Kreis- und Landräthe haben sollen, ist noch zurück. Die Ernennung der Maires und ihrer Adjuncten steht zwar nach wie vor dem Könige zu, aber sie müssen aus dem Gemeinderath genommen werden, und dieser wird von den Einwohnern erwählt. Auch auf diese beiden Gesetze hat die Sorge einen großen Einfluß gehabt, daß der ärmere, geringere, unwissenden Theil des Volkes von der Ausübung politischer Rechte möglichst fern zu halten, und dagegen den Wohlhabenden ein großes Uebergewicht zu verschaffen. Dahin führt schon die Bestimmung, daß die Maires, Adjuncten und Gemeinderathsmitglieder durchaus keine Besoldung beziehen dürfen, und also diese Stellen nur von Männern angenommen werden können, welche von ihrem Vermögen ohne weitern Erwerb zu leben haben. Noch mehr ist jedoch bei den Bedingungen des Wahlrechts auf die Wohlhabenheit Rücksicht genommen. Die Wahlversammlung soll nämlich aus zwei Classen bestehen: a) aus den Höchstbesteuerten, welche bei geringer Bevölkerung als 1000 Einwohner $^1/_{10}$ derselben der Zahl nach ausmachen und bei größerer Volksmenge in gewissen Proportionen zu nehmen, sodaß eine Stadt von 15.000 Einwohnern 700 Wähler hat; b) aus den Mitgliedern der Gerichte, Handelskammern, Verwaltungsbeamten der milden Stiftungen, Offizieren der Nationalgarde, Doctoren aller Facultäten, worunter also auch die ausübenden Aerzte sind, Advocaten, Notarien, Procuratore, pensionirten Staatsdienern und Offizieren, Zöglingen der polytechnischen Schule, welche bei den Antrittsprüfungen gute Censuren erhalten haben u. s. w. Man will also diese Wahlen in die Hände der Wohlhabenden und Gebildeten legen, die denn auch allein wählbar sind, und so, daß $^2/_3$ des Gemeinderaths aus der Classe der Höchstbesteuerten genommen werden müssen, $^1/_3$ aber auch aus den übrigen Wahlberechtigten genommen werden kann. Da die Maires nur auf drei Jahre ernannt werden, so ist die unbesoldete Amtsführung zwar nicht so sehr drückend, aber doch eine große Frage, ob auf diese Weise eine gute Verwaltung erzielt werden kann, und ob nicht das deutsche System, die Gemeindebeamten, wenn auch übermäßig zu besolden, den Vorzug verdiene. 4) In Deutschland wurde die Aufmerksamkeit der Regierungen besonders seit

Digitized by Google

1808 durch die preuß. allgemeine Städteordnung auf das Gemeindewesen gelenkt. Dieses wichtige Gesetz bildet ein integrirendes Glied in der Reihe von Verordnungen, durch welche man die Wunden eines unglücklichen Krieges zu heilen und dem geschwächten Staatskörper neues Leben und neue Kraft zu geben suchte. Die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung war schon längst und noch von Friedrich II. in den alten Provinzen des preuß. Staats durchgeführt worden, und diese kommt also dabei nicht in Betracht. Vielmehr gibt der Eingang zur Städteordnung vom 19. Nov. 1808 die Zwecke des Gesetzes dahin an: „den Städten eine selbständigere und bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeinde einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich zu bilden, ihr eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erwecken und zu erhalten". Diese Städteordnung ist durch das neue Gesetz (Revidirte Städteordnung vom 17. März 1831) in vielen wichtigen Punkten umgeändert worden, so schon der Begriffs des Bürgerrechts, welcher in dem ältern Gesetz sehr unrichtig gefaßt war, sodaß er auch die Berechtigung zu Betreibung bürlicher Nahrung und zum Besitz von Grundstücken mit in sich schloß, und dem zufolge die Entziehung des Bürgerrechts einen Mann nahrungslos und eigenthumsunfähig machte, jetzt aber richtiger auf die Berechtigung an den Wahlen Theil zu nehmen beschränkt ist. Dieses Bürgerrecht müssen Diejenigen suchen, welche Grundeigenthum besitzen oder ein stehendes Gewerbe treiben, wenn der Werth des ersten und der reine Ertrag der letzten einen gewissen Betrag (welcher durch die besondern Statuten nicht unter 500 Thlr. und 200 Thlr. und nicht über 2000 Thlr. und 600 Thlr. bestimmt werden soll), übersteigt. Sehr human und zweckmäßig ist aber die Bestimmung des neuen Gesetzes (§. 17), daß auch solchen, bei welchen sich diese Vermögensbedingung (ohnehin eine etwas schwankende, weil kein schuldenfreies Grundeigenthum und Gewerbe gefordert wird), nicht findet, also unvermögenden aber sonst geachteten Männern, von der Stadt allein (Magistrat und Stadtverordneten), ohne daß die Zustimmung der Regierung nöthig wäre, das active Bürgerrecht ertheilt werden kann. Ebenso kann ihnen auch die Wählbarkeit beigelegt werden. Diese Anordnungen erscheinen zweckmäßiger als die französische Beschränkung auf die Höchstbesteuerten, welche, obgleich durch den Zutritt des Gelehrten- und Beamtenstandes gemildert, doch manchen wackern Mann gänzlich ausschließt. Die Stellung des Magistrats scheint sehr wohl abgemessen zu seyn; der Magistrat bildet die ausführende Gewalt in der Stadt, theils als Organ der Staatsgewalt, theils als städtische Verwaltung und nach dieser doppelten Beziehung sind seine Verhältnisse zu den Stadtverordneten, welche die Stellvertreter der gesammten Stadtgemeinde sind, sorgfältig bestimmt und unterschieden. Diese preuß. Städteordnung ist darin liberaler als die französische, daß die ganze städtische Obrigkeit durch Wahlen der Bürger bestellt wird. Die sämmtlichen Bürger, d. h. der wahlberechtigte Theil der Einwohner (der Stadtgemeinde), wählt die Stadtverordneten (deren Zahl durch die besondern Ortsstatuten bestimmt wird, aber nicht unter 9 und nicht über 60 seyn darf, und die Stadtverordneten wählen den Magistrat, welcher seinerseits aus einem Bürgermeister (oder Oberbürgermeister), und drei oder mehren, theils unbesoldeten, theils besoldeten Mitgliedern besteht. Es hat sich also die Regierung nicht wie in Frankreich, die Ernennung

vorbehalten, sondern nur das Recht der Bestätigung und wenn ungeeignete Candidaten gewählt worden sind, die Anordnung einer neuen Wahl. Die Bürgermeister und besoldeten Magistratsglieder werden auf 12 Jahre gewählt, und können mit Zustimmung der Regierung aus besondern Gründen auf Lebenszeit gewählt werden. Merkwürdig ist, daß man in Preußen die Besoldung der Magistratspersonen nicht scheut, wodurch man doch allein tüchtige Administratoren, welche sich mit den nöthigen Kenntnissen und Vorbereitungen ausgerüstet haben, gewinnen kann; aber überhaupt wird in den deutschen Staaten mit weit geringern Abgaben doch ungleich mehr ausgerichtet als in Frankreich. Die preußische revidirte Städteordnung ist bei der neuen königlich sächsischen allgemeinen Städteordnung vom 2. Febr. 1832 sehr berücksichtigt worden; diese beruht im Ganzen auf denselben Grundsätzen, aber doch nicht ohne wichtige Abweichungen und ist weit ausführlicher bearbeitet, indem die preußische revidirte Städteordnung nur 139 §§., die sächsische aber grade das Doppelte, 278, hat. Zu den erwähnten Abweichungen gehört, daß der Begriff des Bürgerrechts weiter wie in der ältern preußischen Städteordnung bestimmt zu seyn scheint, indem die Erwerbung von Grundstücken und die Betreibung bürgerlicher Gewerbe nur nur den Bürgern erlaubt ist (§. 43), aber Niemand Bürger werden kann, welcher nicht mit Grundstücken angesessen ist oder ein gesichertes Auskommen, verbunden mit dem wesentlichen Wohnsitze, im Stadtbezirke hat. Das Wahlrecht, welches nach der preußischen revidirten Städteordnung das Wesen des Bürgerrechts ausmacht, wird hier als bürgerliches Ehrenrecht (§. 65) bezeichnet. Die Magistratspersonen werden zum Theil, der Bürgermeister immer auf Lebenszeit gewählt. Neben dem Collegium der Stadtverordneten besteht aber noch in den größern Orten für einige wichtige Fälle: die Wahl des Stadtraths, die Veräußerung oder Erwerbung von Grundstücken, Aufnahme neuer Darlehen, Ausschreibung von städtischen neuen Auflagen und Veränderung der Verfassung, ein Bürgerausschuß oder eine Verstärkung der Stadtverordneten durch andere dazu gewählte Bürger. Den Städten ist die Gerichtsbarkeit, das ist die Bestellung eines von der Verwaltung getrennten Stadtgericht, nachgelassen, wenn sie die Kosten bestreiten wollen und können. Auch in andern deutschen Staaten sind, nachdem sie Constitutionen erhalten hatten, Gemeindeordnungen erschienen, und sie sind in der That ganz unentbehrliche Ergänzungen derselben. In Baiern wurde schon unterm 24. Sept. 1808 ein Edict über das Gemeindewesen bekanntgemacht, dieß aber durch die Verordnung vom 17. Mai 1818 ersetzt. In Würtemberg erschien am 1. März 1822 das Verwaltungsedict für die Gemeinden, Oberämter und Stiftungen, welches durch das Gesetz über das Bürger- und Beisitzrecht vom 15. April 1828 ergänzt wurde. Diese großherzoglich hessische Gemeindeordnung vom 30. Jan. 1821 hält sich am nächsten an die französischen Einrichtungen. Einem auf 6 Jahre zu wählenden, unbesoldeten Bürgermeister und einigen Beigeordneten ist die Verwaltung übertragen; er wird durch einen Gemeinderath von 9—30 Mitgliedern, welcher jährlich einmal zusammentritt und wovon ein Drittheil aus der höchstbesteuerten Hälfte der Bürger genommen werden muß, controlirt. Das badische Gesetz vom 31. Dec. 1831 über die Verfassung und Verwaltung der Gemeinden (wozu noch das Gesetz von demselben Tage über die Rechte der Gemeindebürger und

die Erwerbung des Bürgerrechts und ein Gesetz vom 1. Juni 1832 über die Formen der Wahlen gehört) überträgt die Verwaltung einem Gemeinderathe von 3—15 Mitgliedern und einem auf 6 Jahre gewählten besoldeten Bürgermeister. Neben ihnen besteht der Bürgerausschuß, von den Bürgern gewählt, und die Gemeindeversammlung, welche in den wichtern Fällen berufen werden muß. Der Begriff des Bürgerrechts ist in Baden mit dem des Heimatsrechts verbunden worden, indem außer dem Rechte in der Gemeinde zu wohnen, Gewerbe treiben, Liegenschaften zu erwerben, bei Gemeindebeschlüssen und Wahlen mitzustimmen, auch das Recht eine Familie zu gründen und den Anspruch auf Unterstützung als Verarmter darin liegt. Das Einsassenrecht ist ein unvollkommenes Bürgerrecht; es enthält das Recht Gewerbe zu treiben, die Gemeindeanstalten zu benutzen und das Armenrecht. Während das preußische Bürgerrecht etwas ganz persönliches ist, was stets von den Individuen besonders erworben werden muß (so auch in Sachsen), wird es in Baden (Hessen, Würtemberg und andern Staaten) auch durch die Geburt schon erworben; der wirkliche Antritt des angeborenen Bürgerrechts setzt aber den Besitz eines den Unterhalt sichernden Vermögens oder Nahrungszweiges voraus. Der Begriff des Bürgerrechts hängt mit so vielen andern Verhältnissen, die auch aus einem Staate in den andern hinüberreichen, zusammen, daß er einer der wichtigsten ist und daß es sehr zu wünschen wäre, wenn die deutschen Staaten wenigstens darüber eine gemeinschaftliche Gesetzgebung aufstellten, wozu der Artikel 18., der ja nach wiederholten Erklärungen ein allgemeines deutsches Bürgerrecht oder doch den Anfang dazu geben sollte, hinreichenden Grund an die Hand gäbe. Fast all diese deutschen Städte- und Gemeindeordnungen stimmen darin überein, daß sie den Gemeinden ein mehr oder weniger unter den Entwirkungen der Regierungen stehendes Wahlrecht geben, und wenn auch einmal eine Bestätigung aus unrichtigen Gründen verweigert würde, so wäre das nur ein Irrthum in der Anwendung des Gesetzes auf einzelne Fälle, welche in keiner menschlichen Ordnung der Dinge ganz verhütet werden kann. Weniger klar und übereinstimmend ist die Stellung der Gemeinden und ihrer Obrigkeit zum Staate und dessen Regierung. — Für die Verfassung der Landgemeinden, vornehmlich aber für die Verbindung derselben in größere Kreisgemeinden, den englichen Grafschaftsgemeinden in gewisser Art ähnlich, ist durch das königliche preußische Edict vom 30. Juli 1812 der erste Schritt geschehen. Die innere Einrichtung der Dorfgemeinden ist darin zwar die bisherige geblieben, aber eine neue, bis jetzt noch nicht erschienene Communalordnung ihnen verheißen worden. Die Kreise sind bei weitem kleiner als die englischen Grafschaften, die ganze Monarchie zählt deren 338, im Durchschnitt kommen also auf einen jeden ungefähr 30.000 Einw. Die größern Städte bilden Kreise, wie in England die Grafschaften für sich. An der Spitze der Kreisverwaltung steht der von der Staatsregierung ernannte Kreisdirector oder Landrath, und an dessen Seite, oder unter ihm, 6 Deputirte des Kreises, welche durch Wahlherren ernannt werden, die von den Städten, Gutsherrschaften und Dorfgemeinden in gleicher Anzahl erwählt sind. Jeder dieser Stände hat 2 Deputirte. Die Gemeindeverfassung der Provinzen ist durch das königl. preuß. Edict über die landständische Verfassung der Monarchie vom 5. Juni 1823 geordnet worden.

Digitized by Google

Staël-Holstein (Anne Louise Germaine Baronin von), geborne Necker, die geistreichste Frau unsres Zeitalters und eine der größten Schriftstellerinnen aller Jahrhunderte, trat 1768 zu Paris ins Daseyn. Von der Natur mit den glänzendsten Anlagen ausgestattet, erhielt sie im elterlichen Hause, das besonders seit ihres Vaters Erhebung zum Finanzminister und durch ihre wissenschaftlich gebildete Mutter (s. über Beide d. Art. Necker) ein Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer der Hauptstadt (Marmontel, Thomas, Raynal u. A.) war, eine treffliche Erziehung. Sie lernte mit angestrengtem Fleiße und hörte in den häuslichen Zirkeln viele Unterredungen an, die über die Fassungskraft ihres Alters gingen. Die Aufmunterungen zum Reden, die das junge Mädchen von jenen Gelehrten erhielt, und die vielfachen Anregungen ihres Geistes hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Richtung ihrer innern Thätigkeit; sie bildeten die seltene Unterhaltungsgabe, wodurch Frau v. Stael sich auszeichnete, aber auch den Hang zu auffallenden Meinungen. Schon früh übte sie sich in schriftlichen Arbeiten. Als 1781 ihres Vaters berühmten Bericht über den Staatshaushalt erschien, schrieb sie ohne ihren Namen einen Brief, welchen Necker's Aufmerksamkeit auf sich zog, der sogleich ihre Darstellungsweise darin erkannte. In ihrem 14. J. machte sie Auszüge aus Montesquieu's Werk über die Gesetze, mit eigenen Bemerkungen. 1785 schrieb sie 3 Novellen, die sie aber erst 1795 herausgab; 1786—88 das Lustspiel „Sophie", 2 Tragödien, „Jeanne Gray" und „Montmorency", und „Epître aû malheur". 1789 erschienen ihre Briefe über Rousseau's Schriften und Charakter („Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau"), wodurch ihr literarischer Ruf begründet wurde. 1786 verheirathete sie sich, aber nicht aus freier Wahl, mit dem Baron von Stael-Holstein, schwed. Gesandter in Paris, einem Manne von wackerer Gesinnung und edelm Benehmen, nur weit älter als sie. Die Revolution, welche um diese Zeit ausbrach, hatte auf ihre Geistesrichtung und ihr Schicksal einen entscheidend wichtigen Einfluß. Obgleich sie nicht alle Grundsätze derselben billigte, entschied sie sich doch zu Gunsten der Freiheit, die so vieles versprach und leider wenig leistete. Während der Schreckensregierung gab sie eine Vertheidigung der Königin heraus, obwohl sie nie deren Gunst besessen hatte. Am 2. Sept., als die Sturmglocke zu Aufruhr und Mord rief, wollte sie Paris verlassen, aber vom empörten Pöbel aufgehalten, entging sie nur durch eine wunderbare Vereinigung rettender Umstände seiner Wuth und kam glücklich auf dem Landgute ihres Vaters an. Als Schweden die franz. Republik anerkannt hatte, ging ihr Gatte wieder als Gesandter nach Paris, und auch sie kam 1798 dahin zurück. Die ruhigere Verwaltung, die mit der Herrschaft des Directorium anhob, erlaubte ihr, Verbindungen anzuknüpfen, die sie benutzte, die Zurückberufung mehrer Ausgewanderten zu bewirken. Barras ward ihr Beschützer, als die übrigen Directoren Verfolgungen gegen sie verhängen wollten, und sie gewann selbst so viel Einfluß, daß Talleyrand, der 1796 aus seiner Verbannung in Amerika zurückkehrte, auf ihre nachdrückliche Empfehlung durch Barras zum Minister des Auswärtigen befördert wurde. In dieser Zeit gab sie 2 politische Schriften: „Réflexions sur la paix, adressée à M. Pitt et aux français" und „Réflexions sur la paix intérieure" heraus, die in England großen Beifall fanden, obgleich die Verfasserin nicht bekannt war. 1796 erschien von ihr:

„De l'influence des passions sur le bonheur des individues et des nations“ (über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker), einen großen Reichthum tiefer und lichtvoller Gedanken enthaltend, aber die Ausführung des Gegenstandes nicht erschöpfend, und in der Anlage des Planes mangelhaft. Ihre häuslichen Verhältnisse nahmen um diese Zeit eine unglückliche Wendung. Die Verbindung mit einem Manne, der in seinen Neigungen ihr wenig glich und in Hinsicht auf Geistesbildung weit unter ihr stand, war von Anfang an ziemlich kalt gewesen. Endlich, als sie das Vermögen ihrer Kinder gegen den Einfluß seiner unbedachtsamen Freigebigkeit sichern zu müssen glaubte, kam es zu einer Trennung, die jedoch nicht lange dauerte; denn als er, von Altersschwäche und Kränklichkeit gebeugt, die Pflege der Seinigen brauchte, näherte sich Frau von Stael ihm wieder, und reiste 1798 mit ihm nach der Schweiz, aber er starb, ehe sie das Landgut ihres Vaters erreichte. Den Mann, der auf das Schicksal ihres spätern Lebens einen so feindselig störenden Einfluß hatte, Bonaparte, hatte sie kurz vorher zum ersten Male gesehen, als er nach dem Frieden von Campo Formio (1797) nach Paris zurückkehrte. Der Glanz des Ruhmes, der ihn umgab, hatte die Einbildungskraft der Franzosen lebhaft entzündet, und auch Frau von Stael näherte sich ihm mit einer verwundernden Bestürzung, wozu aber bald eine drückende Furcht sich gesellte. Die Gefahr, welche der Schweiz von Seiten Frankreichs drohte, trieb sie aus Paris und sie eilte zu ihrem Vater nach Coppet; bald nachher aber, als Genf mit Frankreich vereinigt wurde, kehrte sie nach Paris zurück, um die Ausstreichung ihres Vaters von der Liste der Ausgewanderten zu bewirken. Aber Frau von Stael wurde aus Paris verbannt, unter dem Vorgeben, daß sie ihrem Vater für dessen Schrift: „Letzte Ansichten über Politik und Finanzen“, falsche Berichte über Frankreich mitgetheilt habe. Während der Verbannung lebte sie bei ihrem Vater in Coppet, meist aber auf Reisen, und nur einmal war sie seitdem, 1806, auf einige Tage heimlich in Paris. Ihr geistvolles Werk über das Verhältniß der Literatur zu den gesellschaftlichen Einrichtungen („De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales“, das zu Paris 1800, 2 Bde., 8. erschien), fand viele Widersacher, unter welchen Fontanes der scharfsinnigste und würdigste war, und allerdings hat sie den Einfluß der Literatur auf den Charakter und auf das Glück der Menschheit wohl überschätzt. In einem weitern Kreise verbreitete ihren Ruf der Roman: „Delphine“ (1802, 3 Bde.), ihr treues Abbild, wie sie in ihrer Jugend war, die Schilderung eines durch Geist und Empfindung dem gewöhnlichen Maße entweichenden Wesens, das mit den beengenden Schranken der Sitte und des Geschlechts in einen unglücklichen Kampf geräth. Einige Zeit nach der Erscheinung dieses Werks (1803) machte sie ihre erste Reise nach Deutschland. Die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters trieb sie bald zur Rückkehr, aber ehe sie die Schweiz erreichte, empfing sie (April 1804) die Todesbotschaft. Ihr Herz blieb bis zu ihrem letzten Augenblicke mit des Vaters verehrtem Bilde beschäftigt; sie hörte nicht auf, mit ihm zu leben und fühlte sich durch ihn beschützt, getröstet, durch seinen Beistand aufgerichtet. Die Stimmung, worein ihres Vaters Tod sie versetzte, entwickelte ihre Glaubensansichten, und machte die frommen Neigungen ihres Gemüthes beständiger und lebhafter. In dieser Stimmung schrieb sie

einen trefflichen Aufsatz über Necker's häusliches Leben, den sie der Sammlung seines Nachlasses („Manuscrits de M. Necker publiés par sa fille", 1805) vorsetzte. Um ihren Schmerz zu zerstreuen, reiste sie 1805 nach Italien. Seit dieser Zeit war A. W. Schlegel, den sie in Berlin kennen gelernt hatte, ihr beständiger Begleiter, und sein Umgang ist nicht ohne Einfluß auf ihre Geistesrichtung und ihre Ansichten, besonders über Kunst und deutsche Literatur, geblieben. Die Frucht ihrer Reise nach Italien war „Corinna" („Corinne ou l'Italie", Paris 1807, 2 Bde., 8., 6. Aufl. 1817, 3 Bde., 12., deutsch von Fr. Schlegel), das vollendetste, glänzendste ihrer Werke, besonders in Hinsicht auf Darstellung, ein Erzeugniß des Genius, worin ein Roman und ein reizendes Gemälde von Italien glücklich verschmolzen sind. 1810 ging Frau von Stael nach Wien, um neuen Stoff zu dem Werke zu sammeln, das sie schon auf ihrer ersten Reise durch Deutschland entworfen hatte, einem Gemälde dieses Landes in Beziehung auf Sitten, Literatur und Philosophie. Die Censur hatte die Handschrift dieses Werkes mit ängstlicher Sorgfalt durchgesehen und viele Stellen weggestrichen; aber kaum war der Druck vollendet, als die ganze Auflage auf Befehl des damaligen Polizeiministers Savary weggenommen und sogleich vernichtet wurde. Erst zu Ende 1813 erschien das Werk (3 Bde.) unverstümmelt zu London, darauf 1814 auch zu Paris und in einer neuen Ausgabe zu Leipzig, welche letztere sich durch eine schätzbare Einleitung von Villers, sowie dadurch auszeichnet, daß die im Texte übersetzten Stellen aus den deutschen Dichtern und Prosaisten im Original beigefügt sind. Es ist reich an scharfsinnigen, geistvollen Gedanken, enthält aber viele schiefe Ansichten und falsche Meinungen, einen auffallenden Mangel an Uebereinstimmung in den Grundsätzen. Frau von Stael ward nun härter verfolgt, und ihre Verweisung von Paris in eine Verbannung aus Frankreich verwandelt. Den Aufenthalt auf dem väterlichen Landgute, den man ihr gestattete, verschönerte eine neue Verbindung. Ein junger Officier aus Südfrankreich, de Rocca, kam, durch Wunden geschwächt, aus Spanien zurück, wo er mit glänzender Tapferkeit gefochten hatte, und lebte in Genf. Einige theilnehmende Worte, die Frau von Stael zu ihm sprach, machten einen tiefen Eindruck auf ihn und entflammten sein Herz und seine Einbildungskraft. Die neue Verbindung machte sie glücklich, wiewohl ihre Lage dadurch schwierig wurde, daß sie die Bedingung festsetzte, ihre Ehe geheim zu halten. Im Frühlinge 1812 entschloß sie sich endlich zur Abreise aus der Schweiz, als man sie sogar mit Gefängniß bedrohte, wenn sie sich nur einen Tag von ihrer Wohnung entfernen würde. Sie eilte, von den franz. Heeren verfolgt, über Wien nach Moskau. Bei dem Vorrücken der Franzosen ging sie nach Petersburg und bald darauf, im Herbste 1812, nach Stockholm. Hier erschien ihre kurz vorher vollendete Schrift über den Selbstmord („Reflexions sur le suicide"), worin sie die Hülfsmittel aufzeigt, die Religion und Moral dem Unglücklichen darbieten, mit einer Widmung an den Kronprinzen von Schweden, der sie sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Im Anfange des folgenden Jahres ging sie nach England, wo sie großes Aufsehen machte. Sie war noch in London, als die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris ankam. Nach langer Verbannung, deren traurige Ereignisse sie in einer besondern Schrift („Dix années d'exil") theilweise erzählt hat, welche in der Sammlung ihrer Werke

erscheint, landete sie 1814 zu Calais. Die fremden Fürsten empfingen sie mit hoher Auszeichnung. 1815, als Napoleon von Elba zurückkehrte, eilte sie nach Coppet. Er ließ sie nach Paris rufen, daß man sie bei dem neuen Verfassungswerke brauche, aber sie weigerte sich. Gleich nach des Königs Rückkehr erhielt Frau von Stael endlich durch Einschreibung ins große Buch Vergütung für die alte Schuld von 2 Millionen, die ihr Vater bei seinem Abschiede im öffentlichen Schatze zurückgelassen. In einem glücklichen häuslichen Kreise, an der Seite eines geliebten Gatten, eines trefflichen Sohnes und einer liebenswürdigen, höchst gebildeten Tochter, die mit einem Manne von ausgezeichneten Verdiensten, dem Herzoge von Broglio, verbunden war, geachtet und gesucht von den geistreichsten Männern der Hauptstadt, lebte sie in Paris. Bis zu ihrer letzten Krankheit beschäftigte sie sich mit den Betrachtungen über die wichtigsten Ereignisse der franz. Staatsumwälzung („Mémoires et Considérations sur les principaux événemens de la révolution française", Paris 1819, 3 Bde., 8., Leipzig 1819, 3 Bde.), worin sie der Nachwelt ein kostbares Vermächtniß hinterlassen wollte. „Es ist die Frucht, welche die belehrendste Vergangenheit in einem, mit der Zukunft beschäftigten Geiste gereift hat". Wenn auch, nach ihrer Darstellung der öffentlichen Wirksamkeit ihres Vaters in diesem Werke, noch nicht alle Zweifel eine befriedigende Lösung gefunden: so hat sie doch zu der gerechten Würdigung des edeln, viel verkannten Mannes mit siegreichen Gründen gezwungen. In ihrer Darstellung der Revolution hebt sich Bonaparte's Schilderung hervor, die zu den bedeutendsten gehört, was über den Außerordentlichen gesagt worden. Seit dem Anfange 1817 kämpfte sie mit den schmerzlichsten Leiden, wozu der Kummer während ihrer Verbannung, ihr langer Winteraufenthalt im Norden (1813), und der Schmerz über den Verlust eines geliebten Sohnes, der sie ein Jahr später traf, den Keim gelegt hatten. Die Krankheit nahm gegen den Sommer eine bedenkliche Wendung. Bis zu ihrem letzten Augenblicke behielt sie völlige Gemüthsruhe, und hoffnungsvoll waren ihre Gedanken auf die Wiedervereinigung mit ihrem Vater gerichtet. „Ich glaube zu wissen", sagte sie eines Tages, wie aus einem Traume erwachend, „was der Uebergang vom Leben zum Tode ist, und bin überzeugt, Gottes Güte macht ihn uns leicht; unsere Gedanken verwirren sich und der Schmerz ist nicht sehr lebhaft". So ward es ihr gewährt. Lange vor ihrem stillen Hinscheiden war der schwere Kampf geendet. In den ersten Morgenstunden des 14. Juli 1817 aus tiefem Schlaf erwachend, erwiederte sie auf die Frage, ob sie schlafe, ihrer treuen Pflegerin: „Schwer und tief!" Es waren ihre letzten Worte. Ihr Tod erregte allgemeine Theilnahme und Trauer. Die Leiche ward einbalsamirt nach Coppet geführt, wo man sie in der Familiengruft, ihren Eltern gegenüber, beisetzte. Eine geistvolle Schilderung der seltenen Frau gab uns die Frau Necker de Saussure in Genf, in der „Notice sur le caractère et les écrits de Mad. de Staël". Frau von Stael, heißt es unter andern in dieser Schrift, zog unwiderstehlich an, und hatte sie anfangs in Erstaunen gesetzt, so wußte sie bald zu fesseln. Die Art von Kraft, die mißfällig seyn kann, war ihr nicht eigen; sie besaß eine verführerische Mischung von kräftiger Empfindung und Biegsamkeit des Charakters. Genie und Weiblichkeit waren innig in ihr vereint; wenn jenes durch sein Uebergewicht herrschte, so schien diese, bei ihrer regen Em-

Digitized by Google

pfindsamkeit gegen Schmerz, sich zu unterwerfen, und zu der lebhaftesten Bewunderung gegen sie gesellte sich stets ein zärtliches Mitleid. Ihr Talent durchdrang sie ganz; es leuchtete in ihrem Auge, es gab ihren unbedeutendsten Aeußerungen seine Farbe, es gab ihrer Güte, ihrem Mitleiden eine rührende, siegreiche Beredtsamkeit; aber es war auch die Qual ihres Lebens. Diese außerordentliche Erregbarkeit ihrer Seele und dieses Feuer, die in ihren Schriften sich offenbaren, konnten durch ihre Lebensschicksale nicht ausgelöscht werden. Ihre Seele war, wenn ich so sagen darf, lebenvoller als jede andere. Sie liebte, sie sah, sie dachte mehr; sie war fähiger in Hingebung als zum Handeln, zuweilen auch fähiger zum Freudengenusse, aber auch empfänglicher für Leiden, und furchtbar war die Stärke ihres Schmerzes. Nicht ihr Geist war Schuld an ihren Leiden, und aus ihren hohen Einsichten hat sie nur Trost geschöpft; es war ihre mächtige, ihre verzehrende Einbildungskraft, jene Einbildungskraft des Herzens, der Hebel, womit sie die Seelen bewegte, was ihre eigene Seele erschütterte und ihre Ruhe zerstörte. Und diese Gabe, die erhabenste vielleicht von allen, diese Gabe, einzig in ihrer Verbindung mit andern ebenso erstaunlichen, machte sie zu einem kühnen Genie und zu einer unglücklichen Frau. Man sieht bei ihr bestimmt hervortreten, was in den meisten Seelen nur unbestimmt sich regt, weil sie nur durch den herrlichen Umfang ihrer Geistesgaben außerordentlich war. Alles war eigenthümlich bei ihr, aber nichts Seltsames in ihrem Wesen. Sowie auf ihre Urtheile, die sich in ihrer Aufrichtigkeit ungestüm äußerten, die öffentliche Meinung nie Einfluß gewann, ebenso wenig wirkten in ihrem Innern Eigensinn und Laune darauf ein. Man wurde von ihr in ein dichterisches Gebiet eingeführt, in eine neue und doch der wirklichen ähnliche Welt, wo alle Gegenstände, wenn auch größer und auffallender, wenn auch lebhafter gefärbt, doch in ihren gewöhnlichen Formen und Verhältnissen erschienen. In der wichtigsten Beziehung endlich, in Hinsicht auf die Religion, kann das Beispiel der Frau von Stael auch belehrend seyn. Dieser selbständige Geist, dieser Verstand, dem jedes Licht so willkommen war, überzeugte sich von Tage zu Tage mehr von den höhern Wahrheiten des Christenthums. Man könnte unter allen Schriftstellern Rousseau am ersten in Vergleichung mit ihr stellen, weil sich bei ihm dieselbe Vereinigung von Geisteskräften fand; aber er unterscheidet sich darin von ihr, daß er diese Kräfte nicht auf ein gemeinschaftliches Ziel richtete. Das Menschengeschlecht, das Rousseau zu lieben glaubte, war nur ein, ihm selber unbekanntes Ideal. Frau von Stael liebt, was sie umgibt, und trägt auf die Menschheit ihre Zuneigung gegen ihre Angehörigen über. Was vielleicht ihrer Darstellung an Vollendung abgeht, wird mehr als ersetzt, durch den Zauber der ersten Aufwallung, durch die Frische der Begeisterung, wenn man so sagen darf. Ihr Talent ist aber auch noch auf andere Weise, als durch jene Vereinigung verschiedener Geisteskräfte ausgezeichnet. Jede hat eine auffallende Eigenthümlichkeit, und doch haben alle das gleiche Gepräge, das der Frau von Stael eigen ist. Dieses Gepräge verdankt sie ihrem Charakter, sie verdankt es der Kraft, sowie der Beweglichkeit ihrer Eindrücke, den plötzlichen Aufwallungen von Unwillen, Mitleid, Stolz, aber auch dem Umstande, daß sie nie die Weiblichkeit verleugnet. Vielleicht ist dieß das Geheimniß ihres Zaubers. Sie spricht als Frau zu dem Leser, sie setzt sich persönlich mit ihm in Be-

Digitized by Google

ziehung, um ihm zu sagen, was in ihrer und seiner Seele vorgeht; aber sie weiß sehr wohl, daß man die Ansprüche ihres Geschlechts sehr bald vergessen würde, wenn sie aufhörte, ihm liebenswürdig und anziehend zu erscheinen; mag sie daher ihn aufzuklären oder zu blenden suchen, sie läßt ihre Ueberlegenheit nie drückend fühlen und mag sich nie einen Vorzug anmaßen. Es scheint, der Zufall habe ihr einen guten Platz vor der Bühne der sittlichen Welt gegeben, und sie erzählt uns den aufgefaßten Gedankengang. Hinsichtlich der Mängel der Darstellung, welche sich besonders in den ältern Schriften der Frau von Stael finden, möchte sich bloß im Allgemeinen behaupten lassen, daß der Geschmack der Frau von Stael nicht ganz rein, ihr Styl unregelmäßig und anspruchsvoll ist, und ihr Streben nach Wirkung und die nothwendig daraus entstehende Uebertreibung zuweilen der Richtigkeit ihres Urtheils nachtheilig gewesen sind und der Darstellung von Thatsachen eine verdächtige Farbe gegeben haben. In allen ihren Werken aber, selbst in denjenigen, die man mehr als eine Sammlung herrlicher Bruchstücke denn als durch Einheit verknüpfte Darstellungen betrachten muß, findet man weit mehr eigenthümliche, tiefe Beobachtung, größern Scharfsinn bei lebhafter Einbildungskraft, philosophischere Blicke auf das Menschenherz, die Politik und Literatur, als bei den meisten andern Schriftstellerinnen. — Ihr Sohn, Baron August de Stael, geb. 1789, ein edler Mann von jugendlich kräftigem Geiste, starb zu Coppet 1827. Seine „Notice sur Mr. Necker“ (Paris 1820) und seine „Lettres sur l'Angleterre“ (Paris 1826) schildern genau die Vorzüge Englands und bestreiten viele politische Vorurtheile, die in Frankreich herrschen. Auch hat er eine Ausgabe der Werke seiner Mutter in 10 Bdn. besorgt. Seine Schwester ist die Herzogin von Broglio.

Staffa, eine der hebridischen Inseln an der Westküste Schottlands, eine engl. Meile lang und ¼ Meile breit, von einigen armen Familien bewohnt, ist berühmt wegen der Fingalshöhle, des Riesendamms und des Riesenwegs. Die merkwürdigsten Säulen sind auf der Südwestseite derselben; das ganze Ende der Insel ruht auf Reihen von natürlichen Pfeilern, die größtentheils über 50 Fuß hoch sind und in natürlichen Säulengängen stehen, die sich nach dem Laufe der Buchten oder Landspitzen richten. Sie ruhen auf einem festen Grunde von unförmlichen Felsen. Ueber ihnen ist die Lage, die an den Boden oder die Oberfläche der Insel reicht, von gleicher Dicke, sowie das Land in Hügel aufsteigt oder in Thäler abfällt. Jeder Hügel, der unten über die Säulen herabhängt, bildet einen großen Fronton. Verschiedene davon sind über 60 Fuß von der Grundfläche bis an die Spitze dick und erhalten durch den Abfall des Hügels an den Seiten fast die völlige Gestalt des Frontons. Man geht längs des Ufers auf einem zweiten Riesenwege fort, von dem jeder Stein völlig regelmäßig aus einer gewissen Anzahl von Seiten und Winkeln bestand, bis man auf die Oeffnung der Fingalshöhle (vgl. d.) kommt.

Staffage, in der Malerei einzelne Figuren oder ganze Gruppen von Menschen und Thieren, auch Pflanzen, die im Vordergrunde einer Landschaft angebracht sind und auf welche die Maler gewöhnlich einen besondern Fleiß wenden.

Staffelei, ein pultartiges Gestelle aus Latten, welches höher und niedriger gestellt werden kann und worauf die Maler ihre Gemälde bei

Digitized by Google

der Verfertigung stellen. Ein ähnliches Geräthe haben die Kupferstecher sowie auch die Bildhauer. — Staffeleistück ist ein Gemälde von mittlerer Größe, welches auf der Staffelei verfertigt wird.

Stagnelius (Erik Johann), einer der genievollsten schwedischen Dichter, geb. 1793 zu Calmar, wo sein Vater später Bischof wurde, studirte anfangs in Lund, hierauf in Upsala und wurde dann in der königl. Kanzlei angestellt. Er war größtentheils sein eigner Lehrer und erwarb sich durch anhaltendes Studium sehr ausgebreitete Kenntnisse. Er fing früh an zu dichten, machte sich aber erst berühmt durch das Epos: „Wlademir der Große" (1817), das von der schwed. Akademie gekrönt wurde und auch ins Deutsche übersetzt ist. Später erschienen die „Lilien in Saron" und die „Bacchantinnen", letztere hinsichtlich der Kunst die vollendetste seiner dramatischen Dichtungen; hierauf „Die Märtyrer", eine echt christliche Tragödie, u. m. a. Stagnelius war immer finster und verschlossen. Früh hatte er sich den Verirrungen der Sinnlichkeit überlassen und sich eine fürchterliche Krankheit zugezogen. Er suchte im Weine, später im Branntweine Betäubung seiner körperlichen Leiden und Belebung seines ermatteten Geistes. Dann folgten Stunden bitterer Reue und Zerknirschung, periodischen Wahnsinn und wieder religiöse Erhebung, bis der Tod, nach dem er sich sehnte, ihn 1823 hinwegnahm. Natürlich mußte Stagnelius den Leib und die ganze Sinnenwelt, mit welcher er fast nur durch die Pein und die Bande der Sünde zusammenhing, hassen und verabscheuen, und jene orientalische Ansicht, wonach das irdische Leben eine Verbannung aus dem himmlischen Vaterlande, der Körper ein Kerker ist, worin die gefangene Seele ängstlich ringt, um so tiefer bei ihm Wurzel schlagen, und sie ist der Grundton, der beinahe in all seinen Dichtungen unter unendlichen Variationen wiederkehrt. So einseitig diese Anschauungsweise seyn mag, so liegt darin doch ein hoher Sinn und sie hat Stagnelius zu herrlichen poetischen Ergießungen geführt. Seine hinterlassenen Handschriften hat Hammarstöld dem Druck übergeben (Stockholm 1824 fg., 3 Bde.), 3 epische Gedichte, 6 Tragödien und Dichtungen beinahe in allen Formen und Versarten enthaltend. — Auf eine seltsame Weise hat Stagnelius Schelling's Identitätslehre mit der gnostischen Mystik zu verschmelzen gesucht. Nach dieser Ansicht sind alle sinnlichen Formen, von denen des Menschen bis zu denen des Steines herab, nur drückende Fesseln, in welchen die von der Gottheit, dem ewigen Urlicht, durch unzählige Weltenräume ausgegangenen Geister (Aeonen, Ideen) gebunden sind, weil sie von dem materialistischen Princip des Bösen (Demiurgos) verlockt wurden, eine andere Existenz zu verlangen, als jene substantielle, die ihnen am Throne Gottes im Reiche der Möglichkeit (Pleroma) gehörte.

Stahl, veredeltes Eisen (vgl. d., Cementation und Messerschmidt). Unter den in Europa gangbaren Stahlarten behauptet der feine englische den ersten Rang. Er führt das Zeichen B. Hythmaat oder Martial. Er ist gegossen, aber seine Bereitung wird geheim gehalten. Nach ihm folgt die Sorte, welche in Frankreich und der Schweiz Acier poule, aufgeschwellter Stahl, genannt wird. Er ist ein cementirter Stahl und wird zu Newcastle in England bereitet. Nach den engl. Stahlsorten folgen die deutschen, besonders aus Steiermark und Kärnthen. Nächstdem wird der schwedische und der venetianische Stahl geschätzt. Außer unserm Erdtheile gibt es in Asien einen, der von langen

Digitized by Google

Zeiten her sehr berühmt ist, den damascener Stahl, aus dem die kostbaren Säbelklingen gearbeitet werden, welche die ungeheuerste Härte mit einer unglaublichen Schneidigkeit verbinden. (S. Damasciren.) Die Ostindier bereiten, indem sie Eisen mit grünem Holze in verschiedenen Schmelztiegeln schmelzen, einen Stahl, der in platten Kuchen zu Markte kommt und in England u. d. N. Wooty (Wootzstahl) bekannt ist. Er ist unter allen bisher bekannten Stahlgattungen der beste, und die aus demselben gemachten Federklingen sind so hart, daß Eisen damit geschnitten werden kann.

Stahl (Georg Ernst), ein glücklicher Arzt und tiefdenkender Naturforscher, geb. 1660 zu Ansbach, studirte und lehrte zu Jena Medicin, wurde 1687 Hof- und Leibarzt zu Weimar, 1694 Prof. der Medicin zu Halle, 1715 Hofrath und Leibarzt zu Berlin, wo er 1733 starb. Stahl war ein Pietist und Gegner weltlicher Gelehrsamkeit. Er ist der Urheber des psychisch-dynamischen Systems in der Arzneikunde, berücksichtigte, mit Hintansetzung des physischen Mechanismus in dem körperlichen Organismus, fast ausschließlich, die sinnlich unerkennbare Causalität der Lebensbewegung und den (schon von J. Swammerdamm, Cl. Perrault u. A. angenommenen und erörterten) Einfluß der Seele auf den Körper. Bei einseitiger Uebertreibung enthalten seine Schriften viele gehaltvolle Ansichten und Winke, welche in neuerer Zeit von Götze und Ruf kritisch beachtet wurden. Als Chemiker nahm er ein in verbrennbaren Körpern mit dem Namen Phlogiston bezeichnetes, eigenthümliches Wesen an und begründete das phlogistische System, mit genauerer Bestimmung der Begriffe und angemessener Kunstsprache. (Vgl. Chemie.) Stahl entdeckte auch viele Eigenschaften der Alkalien, Metallkalke und Säuren.

Stahlmittel sind pharmaceutische Zusammensetzungen, in denen das oxydirte Eisen den wirksammsten Bestandtheil ausmacht. Die vorzüglichste Wirkung des Eisens scheint in der Erhöhung der Irritabilität zu bestehen, sowohl die der irritabelen als die der reproductiven Organe. Nach ihrem Gebrauche wird die Spannkraft der Muskelfiber stärker, das Blut wird röther, indem der Cruor vermehrt wird, die Absonderungen werden vermindert und der ganze Organismus gestärkt. Man bedient sich daher des Eisens besonders in den Krankheiten, welche auf Schwäche der Irritabilität und Reproduction beruhen; als bei Muskelschwäche, Verminderung der Kräfte des Blutsystems, bei Verdauungsschwäche, Absonderung seröser Flüssigkeiten, wie in der Bleichsucht, bei Schleimflüssen, Skropheln, Rachitis, Wassersuchten, chronischen Ausschlägen ꝛc. Man wendet das Eisen in verschiedenen Formen an: 1) Eisenfeile (limatura martis) in feinem Pulver. 2) Als Oxyd im Eisenmohr; mit Salzsäure verbunden und in Schwefeläther aufgelöst in der Bestuff'schen Nerventinctur; ebenfalls in verschiedenen Tincturen mit Weinstein- und Aepfelsäure verbunden; ferner mit Weinsäure verbunden im Sydenham'schen Stahlweine. Zu Bädern wird es in Form von Kugeln in Verbindung mit Weinstein angewandt. Den größten Nutzen gewährt es aber als natürliches Bad und Trank in den Mineralwassern. Deutschland besitzt eine Menge solcher Stahlbrunnen; die bekanntesten darunter sind Egerwasser, Karlsbad, Driburg, Spaa, Ronneberg, Wiesbaden, Pyrmont, Töplitz, Schwalbach ꝛc.

Stahlplatten (geschnittene), s. Siderographie.

Digitized by Google

Stainer (Jakob), ein geschickter Saiteninstrumentenmacher zu Absom, einem kleinen Dorfe bei Innspruck, lebte in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. und war ein Schüler des berühmten Amati zu Cremona. Besonders zeichnen sich seine Violinen aus, die jetzt sehr selten sind und deßhalb in hohem Werthe stehen. Auch sein Bruder Markus zeichnete sich als Instrumentenmacher aus und lebte zu Lauten in Oestreich.

Stalaktit, s. Tropfstein.

Stallfütterung, s. Rindviehzucht.

Stambul, Istambul, s. Konstantinopel.

Stamm bedeutet in naturhistorischer Hinsicht einen Theil eines Gewächses, der zunächst aus der Wurzel entsprossen und von dem alle übrigen Theile abhängig sind; in bildlicher Rücksicht 1) Stamm eines Regiments ꝛc., die Soldaten, die bei Errichtung oder Erneuerung eines Regiments ꝛc. zuerst in dasselbe aufgenommen wurden, oder dem Dienst nach die ältesten sind, oder besoldet werden, wenn der größere Theil beurlaubt wird; 2) die durch Zeugung von einander abstammenden Personen; daher Stamm- oder Geburtsadel, der sich auf Zeugung oder Geburt gründet; Volksstamm, die zu einer Völkerschaft gehörigen Personen; gemeinschaftlicher Stamm, eine physische oder moralische Person (Corporation) in Hinsicht auf mehre von ihr durch Zeugung Abhängige; 3) Stamm oder Capital (Sors) in Geldsachen, der Inbegriff verzehrbarer Sachen, für deren Gebrauch Zinsen entrichtet werden, und im engern Verstande eine Summe Geld, deren Gebrauch Jemand gegen Zinszahlung überlassen ist.

Stammgüter (Erbgüter, Geschlechtsgüter) sind solche Güter, welche ein Stammvater seinen Nachkömmlingen unter der Vorschrift hinterläßt, daß sie zur Erhaltung und Vermehrung des Ansehens und Wohlstandes der Familie beständig bei derselben verbleiben sollen. Außer unbeweglichen Gütern können auch bewegliche Sachen, Juwelen, Capitale und dergleichen ein Gegenstand solcher Verfügungen seyn. Stammgut ist jedes Gut, welches noch aus den alten Zeiten Deutschlands herstammt, wo wegen Ausschließung der Töchter jedes unbewegliche Gut ipso jure Familieneigenthum war. Bei der Succession in Stammgütern wird gar nicht auf die Abstammung des Successors gesehen, wenn er nur den Namen der Familie führt und nicht durch eine Tot- oder Grundtheilung abgefunden ist, d. h. durch eine solche Theilung des Landes oder Gutes unter den Descendenten, durch welches alles künftige wechselseitige Successionsrecht unter ihnen aufgehoben ist. Bei Stammgütern succedirt nie das weibliche Geschlecht, sondern nach Abgang des Mannsstammes occupirt der Fiscus das Gut als eine res vacans. Die Eigenschaft eines Stammgutes hört nie von selbst auf, daher auch der Letzte des Mannsstammes nicht darüber verfügen kann. Lehngüter sind solche Güter, deren Benutzungsrecht von einem Eigenthümer oder Lehnsherrn dem Lehnsmann unter der Bedingung überlassen sind, daß sie sich gegenseitig eine besondere Treue und der Lehnsmann dem Lehnsherrn gewisse Verbindlichkeiten leisten wollen. (Vgl. Lehnswesen.)

Stammmelodie nennt man diejenige Gesangweise eines Kirchenliedes, welche ursprünglich auf einen Text oder auf in Kirchenlied, welches man in dieser Beziehung auch das Stammlied nennen könnte, entweder von dem Verfasser des Liedes selbst, oder von einem andern Componisten gemacht worden ist. Gewöhnlich werden die Stammmelo-

dien in den Choral- und Gesangbüchern mit den Anfangsworten jenes ältern Urliedes angeführt. Doch geschieht dieß nicht immer; sondern sehr oft werden die Anfangsworte eines später gedichteten oder ebenfalls bekannten, in den Strophen gleichartigen Liedes angeführt. Der größere Theil der gangbaren Melodien der Kirchenlieder (Choräle) schreiben sich aus dem 16. und 17. Jahrh. her; wenigere gehören der spätern Zeit an. Schicht's „Choralbuch" hat 1285. Viele Melodien haben in neuern Zeiten mehr oder weniger bedeutende Verbesserungen erfahren. Fast keine einzige Melodie wird jetzt gesungen, wie die Composition derselben in den ältesten Choralbüchern steht. Keiner, der nicht eine blinde Vorliebe für das Alte hat, wird auch ältere Compositionen wieder hergestellt wünschen, wenn nicht zugleich ein Rückschritt in der Kunst gethan werden soll. Es würde zu weitläuftig seyn, die Componisten der Kirchenlieder hier namentlich anzuführen. (Vgl. Gesangbücher.) In Betreff der Vor- und Nachspiele zu Choralmelodien haben sich verdient gemacht: Bach, Christmann, Doles, Fischer, Häßler, Kallenbach, Kittel, Rink, Umbreit, Vierling, Vogler u. A.

Standarte, s. Fahne.

Standbild, s. Statue.

Ständchen, Nachtmusik, s. Serenade.

Stände. Unter Stand in staatsbürgerlicher Hinsicht versteht man eine gewisse Classe Staatsbürger, die Rechte und Verbindlichkeiten haben, von denen die andern Bürger ausgeschlossen sind; diese Rechte und Privilegien mögen nun auf Geburt oder Verleihungen des Fürsten beruhen oder eines kirchlichen Ursprungs seyn. In den meisten europäischen Staaten gibt es vier solcher Stände: Priester, Adel, Bürger, Bauer. Es widerstreitet nicht dem Begriffe der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit — welche letztere nichts weiter seyn kann als die Gleichheit vor dem Gesetz, d. h. der gleiche Anspruch, den alle Glieder der bürgerlichen Gesellschaft auf den Schutz des Gesetzes und der dasselbe mit Gerechtigkeit handhabenden Staatsgewalt haben — wenn einzelnen Bürgern oder ganzen Classen derselben gewisse Vorrechte und Privilegien ertheilt werden. Denn in gewisser Hinsicht ist ja jedes Recht, das einer physischen oder moralischen Person ausschließlich zukommt, mithin alles private und insofern privates Eigenthumsrecht, ein Vorrecht. Aber 2 Bedingungen müssen dabei stattfinden. Erstlich dürfen die Bevorrechteten keine von der obersten Staatsgewalt unabhängige Körperschaft bilden; denn diese würde dann ein Staat im Staate seyn und mithin die Einheit der bürgerlichen Gesellschaft aufheben. Zweitens dürfen jene Vorrechte nicht von der bloßen Geburt abhängen, sondern müssen auch erwerblich und zwar von jedem Fähigen und Würdigen erwerblich seyn. Dadurch kann man zwar vorzüglichere Anlagen des Körpers und Geistes erlangen, weil diese ein Geschenk der Natur sind; aber die Natur richtet sich bei diesem Geschenke nicht nach dem Stammbaume, sondern verleiht es nach Belieben Menschen von hoher und niederer Geburt. Durch Geburt kann man auch in glücklichere äußere Verhältnisse und Lagen treten, wodurch man mehr Gelegenheit und Hülfsmittel erhält, sich gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben. Wenn man aber mittelst solcher Kenntnisse und Fertigkeiten gewisse Aemter, Verdienste und Vorrechte erwirbt, so kann man nicht sagen, daß diese von der bloßen Geburt abhängen. Es steht vielmehr der Weg dazu noch jedem Andern offen, da Kenntnisse und

Fertigkeit nicht angeboren, sondern auch unter ungünstigen Umständen erworben werden können. Es mag also immerhin in einem Staate einen Stand geben, der seine Vorrechte von der Geburt empfängt, der Geburtsadel nämlich; aber dieser darf den Verdienstadel nicht ausschließen und kein ausschließliches Recht auf diese oder jene Aemter und keine Befreiung von den gemeinen Bürgerlasten besitzen. Es darf also überhaupt kein Stand den andern zwingen, in einem Zustande der Niedrigkeit zu beharren und jenem als einer ursprünglich höhern Menschenclasse mit allen Nachkommen unterworfen zu seyn. Denn sonst entsteht ein orientalisches Kastenwesen, was aller gesunden Vernunft widerstreitet und alle menschliche Bildung im Keime erstickt. So viel von Ständen in Hinsicht des öffentlichen Rechtes. In Hinsicht des Alters ist wahrscheinlich der Priesterstand der älteste von den vieren; denn bei den barbarischen und halbbarischen Völkern, unter denen jeder freie Mann zugleich Krieger, Hirt oder Landbauer ist, sind doch die Priester schon von der Masse des Volkes geschieden und machen durch das höhere Ansehen, das sie genießen, durch den großen Einfluß, den sie auf das Volk haben, und durch andere Vorrechte eine Art von Körperschaft aus. In manchen blieb er so zu sagen der einzige Stand, wie in Judäa; in andern besaß er ein unveräußerliches Grundeigenthum und das ausschließliche Recht auf die Obergewalt. In solchen hierarchischen Staaten mußte sich auch bald neben dem Priesterstande auch ein Kriegerstand aus der Masse hervorheben; denn die Priester, nicht dazu geeignet, das Vaterland selbst zu vertheidigen, wollten doch nicht die ganze Nation zu den Waffen rufen; sie hätte leicht zu große Forderungen machen und das Grundeigenthum an sich reißen können. Die Priester gaben daher lieber einen Theil ihres Besitzes und ihrer Vorrechte an einen Theil des Volkes, der die Verbindlichkeit dafür auf sich nahm, das Ganze zu beschützen. So entstand wahrscheinlich der Kriegerstand oder der Adel in Indien und Aegypten. Später, als bei den Fortschritten der Civilisation Städte entstanden, Handel blühte, Künste und Wissenschaften betrieben wurden, schied sich auch der industrielle Theil von der Masse, d. h. der Manufacturist trennte sich vom Landbauer und Hirt. Das politische Gewicht dieser Stände war in den verschiedenen Staaten des Alterthums verschieden. In Griechenland hatte anfangs der Adel das Uebergewicht; später, als sich die demokratischen Verfassungen bildeten, erhielt es der Bürger. In Rom hatte sich ein erblicher Adelstand fast die ganze Souverainetät angemaßt und übte das Recht der Obergewalt aus; als aber später seine Bedrückungen oder Neid der nicht privilegirten Staatsbürger diese aufregten, entstand ein Jahrhundert langer Kampf, der sich mit der Niederlage des Adels endigte. Die alten Germanen kannten 4 Volksclassen: 1) die Edlen (Nobiles); aus ihnen ward das Staatsoberhaupt gewählt; 2) Freie oder Gemeine (ingenui); sie hatten Sitz und Stimme in den Volksversammlungen; 3) Freigelassene (liberti), welche dem Schutzherrn noch gewisse Dienste leisten mußten; erst der Urenkel eines Freigelassenen trat in den Stand der Freien über; 4) Leibeigene (Servi glebae ad scripti). Es waren entweder Kriegsgefangene, oder die Einwohner eines unterjochten Landes; der Sieger ließ ihnen zwar einen gewissen Grundbesitz, sie mußten ihm aber dafür Dienste leisten und Abgaben abtragen. Der eigentliche Bauer war bei den Deutschen leibeigen, und die abhängige Lage des Bauernstandes hat bis auf die neuern Zeiten an gedauert,

und war die Ursache, daß er fast jedes politischen Gewichtes beraubt war; nie nahm er Theil an der Reichsstandschaft, und nur selten an der Landstandschaft. Durch den später in Deutschland aufkommenden Lehnsadel wurde der ursprünglich freie und von den Königen unabhängige Adel verdrängt; und da dieser in der folgenden Zeit die ihm nur auf Lebenszeit und nur anstatt des Soldes verliehenen Güter in seinen Familien erblich zu machen wußte, sahen sich die Kaiser durch diese gewaltigen Vasallen bald genöthigt, sie, sowie die höhere Geistlichkeit, als Reichsstände anzuerkennen. Die Reichsverfassung wurde nun zum Muster für die landständischen Einrichtungen genommen, und auf diese Weise erhielten die Städter nur wenigen und die Bauern fast gar keinen Einfluß; indem die Landstände fast einzig aus Edelleuten und den höhern Geistlichen des Landes bestanden. Anfangs zwar erhielten sich die Städte ihr Vorrecht der Unmittelbarkeit und ihre herkömmliche Freiheit; die Fürsten aber, die der Reichthum und der Flor der Städte lockte, nahmen ihnen theils durch List, theils durch Gewalt die alte Reichsunmittelbarkeit und gaben ihnen dafür Sitz und Stimme auf den Landtagen. Als durch Napoleons Siege die Fürsten des Reiches bewogen wurden, sich dem franz. Herrscher anzuschließen, mit ihm und unter sich zu einem Bündnisse zusammen zu treten und sich so vom deutschen Reiche zu trennen, legte Oestreich die Kaiserwürde nieder und die Reichsverfassung wurde aufgehoben; mit ihr verschwanden die Reichsstände. Die neuern Souveraine hoben nun auch ihre landständige Verfassung auf. Dieß Verhältniß dauerte in den meisten deutschen Staaten bis nach dem Sturze Napoleons, wo dann die Fürsten durch den 13. Art. der Bundesacte sich verbindlich machten, ihren Völkern eine ständische Verfassung zu geben. Die meisten haben ihr Wort gelöst, und in der neuen Verfassung den Bauernstand, die eigentliche Grundsäule des Staates, wie billig, mehr berücksichtigt, als dieß der Fall in der alten deutschen Verfassung war. Eine zahlreiche Menschenclasse von allen politischen Rechten auszuschließen, ist ebenso gefährlich, als einer andern zu drückende Vorrechte vor den übrigen zu gewähren; Beides gebiert Groll, Neid, Haß und gefährdet die Einigkeit und Ruhe des Staates. Schüttelt aber der unterdrückte Stand das Joch ab und bleibt Sieger, so ist es leicht möglich, daß er seinen Eroberungen nicht freiwillig Grenzen setze und sich vielleicht erst bei der Vernichtung der privilegirten Stände beruhige. Die franz. Revolution gibt dieß lehrreiche Beispiel; die beiden privilegirten Stände, die Geistlichkeit und der Adel, wollten keins von ihren Vorrechten aufgeben, und ihr Widerstreit gegen den Tiers état — den dritten Stand — endigte damit, daß ihnen Alles genommen wurde und sie selbst als Stände vernichtet wurden; in Frankreich blieb nur noch der Bürger- und Bauernstand übrig. Napoleon, der während seines Consulats alle Vorbereitungen zu seiner Krönung und zur Umschmelzung der republikanischen Verfassung in eine monarchische traf, rief zwar die Geistlichkeit durch das Concordat von 1801 mit dem päpstl. Stuhle als Stand wieder ins Leben, gab ihm aber keinen politischen Einfluß. Den andern, in den Abgrund der Revolution versunkenen, Stand holte er ebenfalls wieder herauf. Durch seine Ehrenlegion legte er von Neuem den Grundstein zu einem Adel; später, 1806, gründete er neue erbliche Lehne und Titel und verlieh ihnen große Einkünfte. Bei der Restauration kehrte der theils feig entflohene, theils mit Gewalt vertriebene alte Adel nach

Frankreich zurück, und kam mit seinen alten Meinungen, Ansprüchen, Sitten in eine neue Welt, und setzte sich hierdurch mit seinen Landsleuten in Opposition; die Folge hiervon war, daß man Napoleon allgemein zurücksehnte und daß dieser ohne einen Flintenschuß die Bourbonen entthronen konnte. In der Constitution Ludwigs XVIII. hatten der höhere Adel, der erblich ist, und die Geistlichkeit ein bedeutendes politisches Gewicht. Das des erstern ist durch die Charte von 1830 sehr geschwächt; jenes der letztern aber vernichtet. In Oestreich, Mähren und Böhmen genoß die Geistlichkeit reichs- und landständische Rechte, und in Ungarn macht sie den ersten Reichsstand aus; auf sie folgen dort die Magnaten, sodann die Edelleute (nicht bloß die Gutsbesitzer, Nobiles possessionales, sondern auch bloß die titulirten Nobiles armatistae), darauf die königl. Freistädte, deren jede nicht mehr als einen Edelmann vorstellt. Der übrige Bürgerstand und die Bauern nehmen gar keinen Antheil an den reichsständischen Verhandlungen. In England ist zwar der Adel erblich, doch die jüngern Glieder sind von den Privilegien ausgeschlossen und werden zu dem niedern Adel und selbst zu den Bürgern gerechnet. Das politische Gewicht des höhern erblichen Adels, des Peersadels, wird überdieß durch die Geistlichkeit und durch die andern beiden Stände beschränkt.

Standesherren sind alle seit 1806 im ehemaligen deutschen Reiche aus der Reihe selbständiger Reichsstände in die Landesunterthanenverhältnisse getretene Fürsten, Grafen und Herren (vergl. **Mediatisirt**). Schon vor 1806 gab es in Oestreich, in der Lausitz, in Sachsen und in Schlesien Standesherren, d. i. Besitzer von Standesherrschaften, denen nach der landschaftlichen Verfassung der Provinz gewisse ständische Vorrechte erblich gehörten. Doch hier ist nur von den seit 1806 aufgelösten reichsunmittelbaren kleinen Staaten die Rede. Der Schlag der Mediatisation traf in jenem Jahre bei der Stiftung des Rheinbundes nicht bloß die schwächern Fürsten, sondern auch einige sehr bedeutende. Jedes deutsche souveraine Cabinet setzte in der Periode des Rheinbundes die Verhältnisse der mediatisirten Fürsten und Reichsritter und der gewesenen Reichsstädte, nach ihrem Ermessen des Schicklichen und des Gemeinwohls der alten und neuen Unterthanen, fest. Denn die darüber disponirende Rheinbundsacte war sehr dunkel und erhielt erst in der deutschen Bundesacte klarere und allgemeinere Bestimmungen, obgleich die Gesuche der mediatisirten Fürsten um Herstellung ihrer Rechte kein Gehör fanden. Der wiener Congreß vermehrte die Zahl der Mediatisirten durch Isenburg und Leyen; und die Verhältnisse des jüngsten Mediatisirten, des Reichsgrafen von Bentinck, wurden erst durch Vertrag vom 6. Juni 1825 zwischen demselben und dem Herzog von Oldenburg über die Herrschaft Knyphausen, in einem von Rußland, Preußen und Oestreich in Berlin vermittelten und vom Bundestage bestätigten Vertrage, auf eine den Hrn. Grafen vollkommen befriedigende Weise rein regulirt. (Vgl. **Bentinck.**) — Von den mediatisirten Häusern sind noch im wirklichen Besitz ihrer vormaligen Reichslande: Der Herzog von **Aremberg** (s. d.) unter Preußen und Hanover, $44,^{88}$ QM. Der Herzog von **Croy** (s. d.) unter Preußen, $5,^{50}$ QM. Der Erzherzog von Oestreich-Schaumburg in Nassau, $1,^{80}$ QM. Die Fürsten zu Bentheim-Bentheim und Tecklenburg unter Hanover und Preußen, 23 QM. (S. **Bentheim.**) Der Fürst von Bouillon-Rohan-Guemené unter Luxemburg, 8 QM. (S. **Bouillon.**) Der Fürst Colloredo unter Würtem-

burg, ,80 QM. Der Fürst Dietrichstein (s. d.) unter Würtemberg, 50 QM. Der Fürst von Eichstädt (s. d. und Leuchtenberg) unter Baiern, 10,25 QM. Der Fürst Esterhazy in Baiern, ,10 QM. Hessen-Rothenburg, Landgraf, wegen Korvei und Ratibor unter Preußen, 12,25 QM. (Dieses Haus ist kürzlich ausgestorben, und fallen dessen Güter an Kurhessen.) Der Fürst von Hatzfeld wegen Mildenberg-Schönstein, 4 QM. Die Fürsten zu Hohenlohe-Bartenstein, Jartberg, Kirchberg, Langenburg, Oehringen, Schillingsfürst und Wallerstein unter Baiern und Würtemberg (s. Hohenlohe), 30 QM. Der Fürst zu Isenburg-Birstein und die Grafen zu Büdingen, Meerholz und Wächtersbach unter Kurhessen und Großherzogthum Hessen (s. Isenburg), 15 QM. Der Fürst zu Leiningen-Amorbach und die Grafen zu Billigheim, Neidenau und Wasserburg der Linien Alt- und Neu-Leiningen unter Baiern, Hessen, Baden und Nassau, 28 QM. Der Fürst zu Leyen unter Baden, 2½ QM. Die Fürsten zu Löwenstein-Freudenberg und Rosenberg unter Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen, 18,38 QM. Der Fürst zu Loos-Corswaren in Preußen und Hanover, 15 QM. Der Fürst Metternich wegen Johannisberg in Nassau, ,50 QM. Die Fürsten zu Oettingen-Oettingen und Oettingen-Wallerstein in Baiern und Würtemberg, 18 QM. Die Fürsten zu Salm-Horstmar, Kirburg, Krautheim und Salm in Preußen, Würtemberg und Baden (s. Salm), 70 QM. Die Fürsten zu Schönburg-Waldenburg und Hartenstein, Penig und Grafen zu Hinterglauchau und Wechselburg in Sachsen (s. Schönburg), 14 QM. Die Fürsten zu Solms-Braunfels, Hohensolms und Lich und Grafen zu Laubach, Wildenfels und Rödelheim in Preußen, Würtemberg, Kurhessen, Großherzogth. Hessen und Sachsen (s. Solms), 20½ QM. Der Fürst Schwarzenberg in Baiern 5½ QM. Der Fürst zu Stolberg (s. d.) Wernigerode und die Grafen zu Roßla und Stolberg in Preußen, Sachsen und Hessen, 15 QM. Der Fürst von Thurn und Taxis (s. d.), in Baiern, Würtemberg und Hohenzollern, 13 QM. Der Fürst zu Waldburg-Trauchburg, Waldsee und Wurzach in Würtemberg, 13,50 QM. Der Fürst zu Wied (s. d.) in Preußen und Nassau, 13 QM. Der Fürst von Windischgrätz in Würtemberg, 1¼ QM. Die Fürsten zu Witgenstein-Berleburg und Witgenstein und Grafen zu Sayn (s. d.) in Preußen, 13 QM. Der Fürst zu Fürstenberg (s. d.) in Würtemberg, Baden und Hohenzollern, 38 QM. Die fürstliche Linie Fugger-Babenhausen und die gräfl. zu Dirtenheim, Glött, Kirchheim und Nordendorf in Baiern und Würtemberg (s. Fugger), 15 QM. Die Markgrafen von Baden-Hochberg, 1,70 QM. — Die gräfl. Häuser Aspremont-Lynden unter Würtemberg, seit 1817 erloschen (durch Vermählung der Erbgräfin Marie mit dem Grafen Erdody nun diesem); Bentinck unter Oldenburg seine alten Besitzungen, 4 QM.; Castel-Remlingen und Rüdenhausen unter Baiern, 5,55 QM.; Erbach-Erbach, Fürstenau und Schönberg in Baiern und Hessen, 11 QM.; Giech unter Baiern, 4 QM.; Grote unter Preußen, ,10 QM.; Königseck-Aulendorf unter Würtemberg, 2,80 QM.; Neiperg in Würtemberg, 1,75 QM.; Ortenburg in Baiern, 1,25 QM.; Pappenheim in Baiern, 8½ QM.; Plettenberg-Mietingen in Würtemberg, ,50 QM.; Pückler in Würtemberg, 1,20 QM.; Quadt-Jöny daselbst, ,45 QM.; Rechberg; Rechtern-Limpurg in Baiern, 3,30 QM. (den Antheil an Adelmannsfelden verkaufte es an Würtemberg); Schäsberg in Würtemberg, 1,25 QM.;

Digitized by Google

Schlitz-Görz im Großherzogth. Hessen; Schönborn (s. d.) in Baiern, 3 QM.; Stadion-Wartenhausen in Baiern, 1 QM.; Sternberg (s. d.) in Würtemberg 2,65; Törring-Guttenzell daselbst 1,25 QM.; Waldbott-Bassenheim in Baiern, Würtemberg und Nassau, 1,60; Waldeck-Bergheim in Würtemberg, ,25; Wartemberg daselbst 1,30, und der Freiherr von Bömmelberg unter Preußen, 1 QM. Die Familie Riedesel wegen vormals reichsritterschaftlicher Güter im Großherzogthum Hessen. Alle besaßen folglich in Deutschland über 500 QM. mit 1.264.000 Einw. und rechnet man die schlesischen und lausitzer Standesherren hinzu, noch weit mehr. Der Fürst Kaunitz, der Graf Wallmoden veräußerten die Grafschaft Rittberg, Gimborn-Neustadt, der Fürst Auersberg Thengen, und der Fürst von Schwarzenberg die Landgrafschaft Kletgau und Oranien, das jetzt Baiern besitzt. Der Fürst Metternich veräußerte 1825 ebenfalls die Herrschaft Ochsenhausen an Würtemberg, sowie der Fürst von Sayn-Witgenstein-Berleburg 1821 seine Gerechtsame an die Herrschaft Homburg an der Mark an den Landesherrn (Preußen) veräußerte. — Es hat keinen Zweifel, daß die ihre Standesherrschaft veräußernden mediatisirten Häuser die Nutzung ihrer persönlichen Vorrechte beibehalten, weil die solche bestätigende Bundesacte sie nicht an den Fortbesitz der Standesherrschaft bindet, zumal dethronisirte Regentenfamilien den Charakter des Geburtsranges dadurch nicht verlieren. In einigen unfruchtbaren Gegenden der mediatisirten Lande hatten die frühern Territorialfürsten ihre Abgaben und Dienstzwang so unmäßig hinangetrieben, daß bei der Einführung der allgemeinen Landessteuer des mediatisirenden Staats sich zeigte, daß der Pflichtige die Leistungen an den vorigen und jetzigen Souverain zugleich nicht tragen kann. Der Fall trat im Witgenstein-Berleburgischen ein, wo sich die Unterthanen an den Landesherrn wandten und nach gründlicher Untersuchung eine Zahl lästiger standesherrlicher Leistungen durch Vertrag mit dem Fürsten aufgehoben wurden, welchem die preuß. Regierung zur Entschädigung eine immerwährende Rente von jährlich 5000 Fl. bewilligte. Aehnliche Fälle sind auch anderwärts klar, jedoch ist die Heilung nicht so großmüthig erfolgt. — Die Vorrechte der mediatisirten Standesherren sind: Freiheit des Aufenthalts, mit Ausnahme der Staaten, mit denen sich der deutsche Bund im Kriege befindet, Erhaltung der Ebenbürtigkeit mit den souverainen Häusern, das Recht für ihre Personen, Familien und Besitzungen auf alle Vorzüge und Befreiungen, die aus ihrem Eigenthum herrühren und nicht zu der Staatsgewalt und höheren Regierungsrechten gehören. Wo Ungewißheiten über die Befugnisse der Standesherren herrschen, da sollen sie nach dem königl. bair. Regulativ von 1807 geschlichtet werden. Vieles solches Eigenthum war vormals reichslehnbar und ist jetzt, wie es den Anschein hat, allodial. In allen Staaten, welche Standesherren besitzen, dürfte sich wohl jetzt Keiner mehr beschweren, nicht völlig der Bundesacte gemäß behandelt zu seyn. Dem Rechte der zweiten Instanz haben mehre der reicheren Standesherren vernünftig entsagt, da dieß Vorrecht in der That eine Last war und sie nur in finanzielle Verantwortlichkeiten verwickelte. Doch erlangte auch dieses Recht, als er es wünschte, der Fürst von Wied, dessen ältere Linie Wied-Runkel zu Dierdorf 1824 erloschen. — Man machte den mediatisirten Fürsten auch in der Bundesacte Hoffnung zu einigen Curialstimmen im Plenum auf dem Bundestage, was ihren ehemaligen Unterthanen nicht schaden und

Digitized by Google

in mancher Rücksicht Deutschland nützen konnte, aber die Erledigung scheint fern zu seyn. Nachtheiliger war die Scheidung des Privat-eigenthums und der Landesherrlichkeit, welche die Reichsritterschaft erfuhr, deren meisten Glieder gleichen Dynastenursprungs waren als die souverainen Häuser, aber vom Zufall durch Agglomeration ihrer Besitzungen weniger begünstigt wurden, zwar ascensionell und in Processen mit ihren Unterthanen den Spruch der Reichsgerichte verehrten, aber sonst gleiche Souverainetät als die Reichsfürsten übten und zum Theil mit vielem Edelmuth. Jetzt haben sie noch das Recht, gleichen freien Aufenthalts als die mediatisirten Fürsten, freie Disposition über ihre Familiengüter, Landstandschaft und sonst Gleichheit mit der landsässigen Ritterschaft. — Nachdem die souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands sich auf dem Bundestage zu Frankfurt am 18. Aug. 1825 dahin vereinigt hatten, daß den mittelbar gewordenen vormaligen reichsständischen Familien ein ihrer Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern angemessenen Rang und Titel gewährt werde, und in Folge dieses Beschlusses den Häuptern der fürstl. Familien das Prädicat „Durchlaucht" gebührt; so ward im März 1829 auch den Häuptern der vormals reichsständischen gräfl. Familien die nachgesuchte Auszeichnung der Verleihung des Prädicats „Erlaucht" gewährt. — Ueber diesen Gegenstand sind außer Hassel's und Stein's geographischen und statistischen Werken, des Prof. Vollgraff Werk: „Die deutschen Standesherren, ein historisch-publicistischer Versuch" (Gießen 1824, 2 Thle.), zu vergleichen.

Ständeversammlungen. In allen synkratischen Staaten, d. i. solchen, in welchen die Nation durch erbliche oder gewählte Stellvertreter an der Ausübung der höchsten Gewalt Theil nimmt, gibt es eine Repräsentation des Volkes durch Stände und Ständeversammlungen. Je nachdem das Recht der Standschaft entweder auf dem erblichen Vorrecht einer gewissen Classe von Staatsbürgern oder Corporationen beruht, oder auf der weisen Wahl des Volkes, gibt es 1) landständische und 2) Repräsentativverfassungen. Nachdem die Dienstleute, oder die Ministerialen des Fürsten, als freie Lehnsleute, auf ihren Landgütern lebten, die nicht mehr bloß persönliche Dienstlehen, beneficia, waren, so erschienen sie nur von Zeit zu Zeit, an feierlichen Tagen, am Hofe des Fürsten, wo sogenannte Hofgespräche (colloquia) über den Zustand des Landes gehalten wurden. Zu ihnen gehörten 1) die Prälaten, als geistliche Landesministerialen; 2) die großen Gutsbesitzer oder Grundherren; 3) die Städte-Vorsteher, in frühern Zeiten Adelige, z. B. die Burggrafen. Man sprach über Landesverträge, Belehnung, Veräußerung von Grundstücken, Bestimmung der Regalien, Privilegien, streitige Rechte u. s. w. Die Fürsten bedienten sich in ihren Bekanntmachungen der Formel: „Nach dem Willen, mit der Erlaubniß unserer Ministerialen". Diese Hofgespräche bildeten sich zu förmlichen Landtagen aus, als das Schuldenwesen der Fürsten die Berufung der von den Städten selbst gewählten Obrigkeiten nothwendig machte, weil das Geldbedürfniß vorzüglich durch die reicheren Städte befriedigt werden konnte. Wie nun Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft sich in ihren verschiedenen Interessen entgegenstanden, so beschäftigten sich auch die Landstandsversammlungen vorzüglich mit der Aufrechthaltung des Corporations-Interesse. Die älteste bis jetzt bekannte Urkunde über das Ständerecht ist eine Verordnung des deutschen Königs Heinrich VI. von 1231, in der es u. a. heißt:

Digitized by Google

„Weder Fürsten noch sonst Jemand können Satzungen und neue Ordnungen machen, wenn nicht zuvor Zusprache der Achtbaren und Aeldermänner (meliores et mayores) des Landes gehalten wird". Auf die Bauern wurde das Landstandschaftsrecht nur in Tirol ausgedehnt. „Dem tiroler Bauer", sagt Hormayr, „gab Friedel mit der leeren Tasche (Herzog Friedrich IV.) Freiheit und Landstandschaft, damit Selbstgefühl, Fleiß und hiermit den mehrmals angestaunten Muth". — Die Landstände hatten u. a. auch bei Erbfolgebestimmungen ihre Einwilligung zu geben. Ja wir wissen, daß 1460, nachdem die directe Linie der Grafen von Holstein und der Herzoge von Schleswig mit Adolf VIII. erloschen war, sich die Landstände, ohne den Kaiser zu fragen, und zwar nicht aus den nächsten männlichen Agnaten der Schauenburger, sondern einen Schwestersohn des letzten Grafen, den König Christian I. von Dänemark aus dem Hause Oldenburg, erwählten; daß sie, bis Kaiser Rudolf II. die Regentenwahl abschaffte, die Thronfolger aus seiner Nachkommenschaft wählten, ohne wiederum den Kaiser zu fragen, daß sie den unwürdig befundenen König Christian II. absetzten und wider Willen Kaisers Karl V. seinen Oheim Friedrich zum Monarchen erkoren. Als im 16. Jahrh. die Reichs- und Türkensteuern häufig wurden, begannen die jährlichen Landtage, weil jährlich Steuern vom Kaiser verlangt wurden; und manche Landstände fingen damals an, sich von den Steuern zu eximiren, was indeß nicht allenthalben Statt fand, und z. B. in Holstein niemals der Fall war, wenn man gleich die Abgaben dort und in Mecklenburg den Städten verhältnißmäßig schwerer auflud. Auch versuchte man hier und da, Bürgerlichen den Ankauf von Rittergütern gänzlich zu untersagen; dadurch entstand dann, daß die Deutschen den Untergang der eigennützigen ständischen Lehnsverfassungen, wo nicht als Gewinn, doch wenigstens als gleichgültig betrachteten, und daß sich nur die Privilegirten durch die Beeinträchtigung der ständischen Freiheiten verletzt glaubten. — (Ueber die Repräsentativverfassung s. Volksvertreter.) Die gegenwärtig vorhandenen Ständeversammlungen ruhen entweder noch ganz auf dem historischen Boden des alten Feudalwesens, oder sie sind durch ein neues Verfassungsgesetz begründet worden. Letzteres ist entweder aus einem Vertrage entstanden, wenn die Verfassung von der Regierung und dem Volke durch gemeinschaftliche Berathung und gemeinschaftlichen Beschluß bestimmt worden ist, wie in älterer Zeit in fast allen europäischen Staaten, z. B. in Portugal auf dem Reichstage zu Lamejo, in Ungarn, Polen, dem deutschen Reiche, Schweden, Großbritannien u. s. w., und in der neuern Zeit in Amerika, in den Niederlanden, in Frankfurt a. M., in Würtemberg, Belgien, Frankreich (seit der Julirevolution); oder es ist dem Volke durch den Regenten gegeben, als Geschenk bewilligt worden; eine solche Octroyverfassung haben Baiern, Nassau, Baden, Lichtenstein, Lippe, Galizien u. a. m. erhalten. Polen hat nach Beslegung der letzten Insurrection seine Constitution verloren. Die historisch oder herkömmlich gebildeten Verfassungen haben größtentheils Feudalstände oder ständische Corporationen zur Grundlage; die neuen Verfassungsurkunden aber haben meistens gemischte Formen in dem sogenannten Zweikammersystem erhalten, wobei für die Wahlform der Volksvertreter als Maßstab entweder die numerische Bevölkerung, oder das steuerbare Vermögen (wie in Frankreich und den Niederlanden), oder der schon vorhandene Classenunterschied der Staatsbürger angenom-

Digitized by Google

men worden ist. (S. Wahlform.) Das Zweikammersystem beruht auf der Absonderung des aristokratischen Princips von dem demokratischen. So erhielt Großbritannien sein Ober- und Unterhaus, Frankreich seine Pairs- und Deputirtenkammer. In den meisten deutschen Staaten war jenes System zum Theil eine Folge des 14. Art. der Bundesacte und der ehemaligen Feudalverfassung. Man wollte nämlich den vormals mehr Bevorrechteten nicht zu viel entziehen, und führte daher eine erbliche Repräsentation (z. B. in Baiern die Kammer der Reichsräthe, in Nassau die Herrenbank, in Würtemberg die Kammer der Standesherren) ein, weil man fürchtete, daß die Wahlrepräsentation darauf antragen möchte, der aufrecht erhaltenen Macht der höhern Staatsdiener und dem nur beschränkten Privilegienthum noch engere Schranken zu setzen. In den Vereinigten Staaten gibt es zwar auch einen Senat und ein Haus der Repräsentanten; allein der Senat entsteht aus freier Wahl und hat also keine Aehnlichkeit mit unsern erblichen, ersten Kammern. Sodann beruht die gesetzgebende Gewalt des Congresses vorzüglich auf dem Hause der Repräsentanten, und der Senat übt bloß mit dem Präsidenten gemeinschaftlich die vollziehende Macht aus. Höchst wichtig sind die verfassungsmäßigen Bestimmungen, wie weit die Theilnahme der Stände oder Volksvertreter an der Ausübung der höchsten Gewalt gehen, ob ihre Berathung öffentlich sey, oder ob man ihnen die Initiative zugestehen, ob ein stehender, ständischer Ausschuß stattfinden soll u. s. w.; bei dem Zweikammersystem aber kommt viel darauf an, wie die erste Kammer (die erblichen oder bevorrechteten und von dem Regenten ernannten Repräsentanten) zusammengesetzt, und ob die zweite Kammer (die der gewählten Volks-Abgeordneten, in ihren Beschlüssen, z. B. was Steuer-Bewilligungen betrifft, ganz von der Stimmenmehrheit in der ersten Kammer abhängig ist. Hiernach gibt es fast so viel verschiedene Repräsentativ-Staaten als Repräsentativ-Verfassungen. Doch kann im Allgemeinen der Repräsentativ-Charakter, d. i. eine allgemeine synkratische Volksvertretung, a) solchen Staaten nicht beigelegt werden, in welchen die Stände kein Recht der Mitwirkung zur Gesetzgebung und zur Besteuerung haben, sondern bloß ein Bewilligungs- und ein Mitwirkungsrecht in der Administration (z. B. bei Vertheilung und Erhebung des Steuerbetrags) ausüben, oder nur in vorkommenden Fällen mit zu Rathe gezogen und mit ihren Vorschlägen, Bemerkungen, Bitten und Beschwerden gehört werden; b) solchen, in welchen nicht das Interesse des ganzen Volkes, sondern nur das Interesse gewisser Classen und Corporationen von erblichen Landschaftsmitgliedern oder deren Abgeordneten in abgesonderten Curien vertreten wird. Es gibt daher eine dreifache Classe von Staaten, die eine ständische Verfassung haben: I. Solche, in welchen die Stände kein Stimmrecht in Ansehung der Gesetze und Steuern haben. II. Solche, in welchen keine gewählten Abgeordneten das Ganze vertreten, sondern wo verschiedene Corporationen (z. B. Prälaten, Herren, Ritter, Städte) — auch Feudalstände genannt — in Classen abgesonderte, erbliche Vertreter haben, die über Gesetze und Steuern curienweise abstimmen. III. Solche Staaten, in welchen nicht sowohl verschiedene Classen von Staatsbürgen, sondern das Volk überhaupt, entweder bloß durch gewählte, oder durch erbliche, ernannte und gewählte-Repräsentanten, entweder in einer Versammlung oder in zwei oder mehren Kammern, in Hinsicht auf Gesetzgebung und Besteuerung vertreten wird.

Digitized by Google

In Deutschland hat der 13. Art. der Bundesacte sämmtliche Bundesglieder zu der Einführung einer landständischen Verfassung verpflichtet; allein die Formen derselben sind verschieden, je nachdem die alte Verfassung, oder die Erfüllung des 14. Art. der Bundesacte darauf eingewirkt haben. Doch ist im Allgemeinen die Volksrepräsentation in Deutschland bisher gemeiniglich aus folgenden Elementen gebildet worden: 1) aus gewesenen Landesherren mit Ebenbürtigkeiten und aus den Mediatisirten ohne Ebenbürtigkeit (dem vormaligen reichsunmittelbaren Adel); 2) aus Repräsentanten des privilegirten Gutsherrenstandes, bisweilen mit Ausschließung bürgerlicher Gutsbesitzer. Um Wahlmann zu seyn in dieser Classe, muß man immer ein adeliges Gut besitzen. 3) Aus Volksabgeordneten, die gewisse constitutionsmäßig autorisirte Wahlmänner des Bürger- und Bauernstandes ernennen. 4) Aus aggregirten Mitgliedern, bald kraft der Verfassung und dadurch begründeten Amts- und Würdenrechts, als Erzämter, Bischofsstühle, Prälaturen, Superintendenten u. s. w.; bald kraft autorisirter Persönlichkeit durch Berufung des Regenten für die Lebenszeit. (Vgl. auch **Constitution** und die Art. der einzelnen Staaten.)

Standhaftigkeit ist diejenige Charaktereigenschaft, vermöge welcher man sich auch durch große Gefahren und Aufopferungen von seinen gefaßten Entschlüssen nicht abbringen läßt. Sie charakterisirt den Muth, und ihre Größe wird durch die Größe der Gefahr und Aufopferung bestimmt, welche die Ausführung eines Entschlusses sonst zu hindern pflegen. Sie ist nicht zu verwechseln mit **Beharrlichkeit**, welche in der Dauer der Thätigkeit bei mannigfaltigen Hindernissen zu setzen ist.

Standrecht. I. Das ordentliche Kriegsgericht in Criminalfällen, welches in Deutschland aus 8—12 Beisitzern (nach Verschiedenheit der Fälle und der Länder) unter einem Präsidenten, welcher gewöhnlich von dem nächsten höhern Grade als der Angeschuldigte ist, bestellt wird. Die Beisitzer werden aus den verschiedenen Graden genommen, sodaß immer auch 2—3 von dem Grade des Angeschuldigten dabei sind. In geringern Fällen pflegen die Mitglieder bloß auf ihre Pflicht verwiesen, in wichtigern besonders vereidet zu werden. Es werden in Gegenwart des Angeschuldigten die Acten verlesen, er wird um seine Erinnerungen befragt, und dann auf den Vortrag des Auditeurs von sämmtlichen Classen, aber von jeder abgesondert, abgestimmt und nach der Mehrheit das Urtheil gefällt. II. Ein außerordentliches Gericht, welches in Fällen offenbarer Empörung angeordnet zu werden pflegt, und (nach Verkündigung des Kriegsgesetzes) die im Aufruhr Verharrenden auf der Stelle verurtheilt und seine Urtheile sogleich vollziehen läßt.

Stanhope (Charles, Vicomte von Mahon, Baron Elvastone, Graf von), ein ausgezeichneter engl. Staatsmann, geb. 1753 zu Genf, erhielt eine sorgfältige Erziehung und ergab sich anfangs vorzüglich den physikalischen Wissenschaften, sodaß er im 18. Jahre von der Akademie zu Stockholm den Preis für eine Abhandlung über die Zusammensetzung der Pendeluhren erhielt. Auch erfand er einige sinnreiche arithmetische Maschinen, und beschäftigte sich mehre Jahre hindurch mit Erfindungen zur Vervollkommnung der innern Schifffahrt. 1780 trat er im Hause der Gemeinen als Deputirter der Grafschaft Kent auf und drang, wiewohl vergeblich, darauf, daß fernerhin keine Bestechungen bei den Wahlen mehr stattfinden sollten. Auch unterstützte er die Motionen Will.

Digitized by Google

Pitt's, der damals noch auf Seite der Opposition war. Nach seines Vaters Tode 1786 erhielt er Sitz und Stimme im Oberhause, bekämpfte nun den Minister Pitt, mit dessen Schwester er vermählt war, unterstützte ihn aber, als während der ersten Krankheit des Königs Georg III. 1788 die Stimmen über die Regentschaft sich theilten. Im folg. Jahre sprach Stanhope nachdrücklich für religiöse Toleranz und die Emancipation der irländ. Katholiken, und war später ein enthusiastischer Bewunderer der franz. Revolution. 1792 unterstützte er die berühmte von Fox vorgeschlagene Bill zur Erhaltung der Preßfreiheit, und schrieb eine meisterhafte „Vertheidigung der Rechte der Jury". Mehrmals sprach er für die Abschaffung des Negerhandels, erklärte sich auch beständig gegen den Krieg Englands mit Frankreich, und beschuldigte die Minister, daß sie hierdurch die Volksfreiheit zu untergraben suchten. In dem merkwürdigen Proceß gegen W. Hastings war er anfänglich einer der Richter, entzog sich aber später dieser Angelegenheit und erschien seit Suspendirung der Habeas-Corpus-Acte nicht mehr in den Parlamentssitzungen. 1800 erschien er wieder im Oberhause und sprach über die Drangsale, welche Großbritannien durch den Krieg erleiden mußte. 1807 erklärte sich Stanhope auch gegen den Krieg mit den vereinigten Staaten von Nordamerika, als für den brit. Handel sehr nachtheilig. Dagegen stimmte er (2. Juli 1811) für eine nützliche Bill, welche die Minister in Betreff der Schatzkammerscheine vorschlugen. 1813 zog er die Admiralität zur Verantwortung wegen ihrer Maßregeln in dem Kriege mit Nordamerika, besonders wegen Washingtons u. a. Plätze Zerstörung. 1814 hielt Stanhope abermals mehre Reden für die Gleichstellung der Rechte der irländ. Katholiken. Seine politische Laufbahn schloß er mit dem Antrag, die zahllosen Gesetze Englands, wovon viele längst außer Kraft sind, auf einen Codex zurückzuführen, der ihren Geist einfach, klar und bestimmt aussprächе. Der Zwist mit seinen Söhnen, die sich zur Ministerialpartei geschlagen hatten, verbitterten seine letzten Lebensjahre. Er starb 1816. Stanhope war mit allen Eigenschaften eines großen Staatsmannes begabt, und besaß dabei viel praktische Lebensweisheit und einen liebenswürdigen Charakter. Seine durch Geist und Originalität ausgezeichneten Parlamentsreden, die zuweilen seine heftigsten Gegner entwaffneten, galten alle dem Satze: „Das Volk ist der Träger aller gesetzlichen Macht". Er besaß eine umfassende Gelehrsamkeit, viel Scharfsinn und Erfindungskraft. Außer seinen politischen Schriften verfaßte er mehre mathematische Werke und lieferte viele gehaltvolle Aufsätze in die „Philosophical transactions", u. a. zwei Abhandlungen über die Elektricität und die Musik. Von seinen Erfindungen erwähnen wir noch ein wohlfeiles Dach für Bauernhäuser und eine neue Art des Kalkbrennens. Ihm verdankt man die verbesserte Druckerpresse, welche u. d. N. der Stanhope'schen (s. Schnellpresse) auch auf dem Festlande in Anwendung gekommen ist.

Stanislaus I. (Leszczinski), König von Polen und Großherzog von Lithauen, nachher Herzog von Lothringen und Bar, einer der weisesten und besten Fürsten seiner Zeit, geb. 1677, stammte aus einer der ältesten und angesehensten Familien Polens. Er wurde nach seines Vaters frühem Tode Woywode von Posen und erhielt bald noch andere wichtige Staatsämter. Während des Kriegs Königs August II. mit Karl XII. von Schweden und nach den siegreichen Fortschritten des Letztern wurde

Digitized by Google

Stanislaus Leszczinski von der Reichsversammlung zu Warschau (1704) zu Karl XII. geschickt und empfahl sich diesem durch seine vortheilhafte Gestalt so sehr, daß ihn derselbe den Polen als König vorschlug. Die Krönung erfolgte zu Warschau 1705. Der neue König folgte hierauf Karl XII. nach Sachsen, wo August II. in dem altranstädter Frieden Stanislaus Leszczinski als König anerkannte und dagegen für sich der Krone Polens feierlichst entsagte. Mit Karl XII. kehrte er 1707 aus Sachsen nach Polen zurück. Gewiß würde er Polens Geist erweckt, den arbeitenden Mittelstand emporgebracht, seinem Reich eine Nationalmacht verschafft, diese durch kluge Bündnisse befestiget haben. Aber als 1709 Karl XII. dem verhängnißvollen Geschick bei Pultawa erlag und nur mit Mühe und Noth nach Bender entkam, drang kurz darauf August II. wieder in Polen ein. Stanislaus war dadurch gezwungen, sein Vaterland zu verlassen und zu seinem großmüthigen Beschützer in die Türkei zu fliehen. Er begleitete hierauf Karl XII. nach Stralsund und erhielt von demselben Zweibrücken als Aufenthaltsort angewiesen, wo er auch bis zu dessen Tod blieb. Später bekam er von Frankreich die Erlaubniß, sich zu Weißenburg im Elsaß aufzuhalten, und genoß einen Jahrgehalt von Ludwig XV., da August II. seine väterlichen Güter in Polen eingezogen hatte, die ihm erst August III. zurückgab. Ehe dieß Letztere geschah, vermählte sich Ludwig XV. mit seiner Tochter Maria, und diese Heirath eröffnete ihm neue glänzende Aussichten, die sich in der Folge auch bewährten. Nach dem Tode Augusts II. (1733) wurde durch franz. Einfluß Stanislaus aufs Neue zum König erwählt. Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, von Oestreich und Rußland begünstigt, und von einer andern Partei als König anerkannt, ließ jedoch seine Truppen in Polen einrücken, zwang ihn dadurch, 1734 Warschau in Bauernkleidern zu verlassen und nach Danzig zu entfliehen, welches hierauf eine schwere Belagerung aushielt. Nur mit genauer Noth entkam Stanislaus nach Frankreich. Durch den wiener Frieden, den 3. Oct. 1735, der dem wegen der polnischen Königswahl entstandenen Kriege zwischen Frankreich und Oestreich ein Ende machte, erhielt Stanislaus das Recht, den Titel eines Königs von Polen zu führen, und die Herzogthümer Lothringen und Bar auf lebenslang, jedoch unter franz. Hoheit. In friedlicher Stille verlebte der treffliche Fürst auf dem Schlosse zu Luneville seine letzten Tage, und erwarb sich den ehrenden Beinamen „des Wohlthätigen", bis ein trauriger Vorfall seinem Leben ein Ende machte. Am Kamine sitzend, ergriff, ohne daß er es merkte, das Feuer seine Kleider und beschädigte ihn so sehr, daß er an den Folgen unter großen Schmerzen den 23. Febr. 1766 sein Leben endete. Er war sanft, freigebig, theilnehmend, gesprächig; er unterredete sich mit seinen Unterthanen wie mit seines Gleichen, theilte ihre Bekümmernisse und tröstete sie, wie ihr Vater. Er hatte viel Geist; er liebte und schätzte die Wissenschaften und Künste. Wenn er Privatmann gewesen wäre, so würde er durch sein Talent für die Mechanik sich ausgezeichnet haben. Als Fürst erscheint er uns in zwei Gestalten. Würdig war er, Regent eines friedlichen Landes zu seyn und Unterthanen zu beglücken, die durch keine Uneinigkeit getheilt, bloß zu ihrem Gedeihen der väterlichen Sorgfalt ihres Leiters bedürfen. Dagegen war er wegen der Schwäche seines Charakters unfähig, einen wankenden Thron zu befestigen und leichtsinnige, unruhige, in ihren Neigungen unbeständige, stets zur Empörung

gegen ihren Monarchen aufgelegte Völker zu beherrschen. Doch wenn er auch nicht alle Fähigkeiten eines großen Monarchen besaß, so hatte er doch alle Eigenschaften eines tugendhaften Fürsten. Sein Gemüth war vortrefflich, und das Unglück hatte es vielleicht noch mehr veredelt. Er besaß eine überzeugende, männliche und kunstlose Beredtsamkeit und einen thätigen, durchdringenden Verstand. Auch in seinem letzten jammervollen Zustande verließ ihn sein Witz nicht. Seine Schriften, welche u. d. T.: "Oeuvres du philosophe bienfaisant" (Paris 1765, 4 Bde.), erschienen, zeichnen sich zwar nicht durch großen Scharfsinn, aber wohl durch das Gepräge eines hellen, schlichten Verstandes und eines edlen Herzens aus. Auch im kleinsten Aufsatz spricht Menschenliebe, Redlichkeit, Güte.

Stanislaus Poniatowski, s. Poniatowski.

Stanze, bei einem Gedichte, welches aus mehren gleichen Abschnitten besteht, jeder solcher Abschnitt, wofür man im gemeinen Leben, obschon unrichtig, Vers sagt. Vorzugsweise wird die Ottava rima so genannt, die von Sicilien aus, dessen Dichter sich ihrer im 13. Jahrh. schon bedienten, nach Italien überging und hier von Giov. Boccaccio in der Mitte des 14. Jahrh. jene regelmäßige Gestaltung erhielt, die seitdem stehende Form des epischen Gedichts der Italiener geblieben ist. Die Ottava rima oder Stanze des Boccaccio (so mag sie zum Unterschiede von der sicilianischen heißen, die einen fortlaufenden Reimwechsel ohne den Doppelreim der beiden letzten Zeilen bildet) besteht aus 8 elfsylbigen iambischen Versen mit weiblichen Reimen, von denen die ersten sechs mit zwei regelmäßig wechselnden Reimen einander folgen, die zwei letzten aber, mit einander reimend, dem Ganzen einen gefälligen Schluß geben und die Stanze zu einer leicht fortschreitenden, in sich abgeschlossenen Periode runden. Bojardo, noch mehr aber Ariost und Tasso, haben sie meisterhaft angewendet, und auch bei uns ist sie von Göthe, Gries, Schlegel, Tieck, Apel, Fouqué, Schulze u. A. glücklich, jedoch größtentheils mit der dem deutschen Sprachgenius angemessenen Aenderung nachgebildet worden, daß hier bei den ersten 6 Zeilen männliche und weibliche Reime mit einander wechseln, und nur die beiden letzten Verse immer weiblich gereimt sind. Wieland hatte sich wohl nur aus Bequemlichkeit eine eigne Stanze gebildet, die von der italienischen zwar den 8zeiligen Bau hat, im Uebrigen sich aber ganz frei in kürzern und längern Versen bewegt, männliche Reime unter weibliche mischt, in den ersten 6 Zeilen bald zwei, bald drei Reime wechseln läßt, auch in den beiden Schlußversen sich an den weiblichen Reim nicht bindet, und statt des Jambus selbst den Daktylus nicht verschmäht, wenn derselbe sich eben darbietet. Diese Freiheit kann in den Händen eines Dichters, der mit einem Ohr für Wohlklang und Numerus begabt ist, zu einer reichen Quelle musikalischer Schönheiten werden, wodurch diese freiere Art von Stanzen einen wahren Vorzug vor den strengeren Ottava rime erhält.

Stanzen, s. Rafael.

Stapel, der Ort an großen Flüssen und in Seehäfen, wo neue Schiffe gebaut und alte ausgebessert werden; daher ein Schiff vom Stapel laufen lassen, wenn es von der Werkstätte auf untergelegten Rollen oder Walzen, oder, wie in Saardam, über einen auf beiden Seiten abhängenden, wohlgedielten und mit Fett eingeschmierten Damm in das Wasser gelassen wird, was bei neu gebauten Schiffen gewöhnlich mit

großen Feierlichkeiten geschieht. (S. Ablauf.) Auch bedeutet Stapel oder Stapelstadt einen Hafen oder eine Stadt, wo viele fremde Waaren vorhanden sind, oder wo sich eine Niederlage für die daselbst abzuladenden und weiter zu verführenden Waaren befindet. Daher kommt das Stapelrecht, die Stapelgerechtigkeit oder Stapelfreiheit, das Recht eines Orts, nach dem die zu Schiff oder zur Achse dahin gebrachten Waaren, oder auch nur gewisse bestimmte Güter nicht durch- oder vorbeigeführt, sondern erst daselbst eine Zeitlang zum öffentlichen Verkauf ausgeboten werden müssen, ehe man sie weiter bringen darf. Auch zuweilen nur das Recht, daß Güter nur durch Fuhrleute oder Schiffer einer gewissen Stadt fortgeschafft werden dürfen.

Stapß (Friedr.), Sohn eines luther. Geistlichen zu Naumburg in Thüringen, geb. 1792, genoß eine gute Erziehung. Er wähnte sich von Gott zur Befreiung seines von Napoleon gedrückten Vaterlandes berufen und beschloß daher, den Kaiser zu ermorden. In dieser Absicht unternahm er eine Reise nach Wien und ging am 13. October 1809 eine Reise nach Schönbrunn, wo Napoleon ein Corps seiner Garde musterte. Während die Truppen vorbeidefilirten, Berthier und Rapp zu beiden Seiten des Kaisers, die übrigen Offiziere des Generalstabes etwas zurückstanden, drängte sich Stapß vor, wurde aber vom General Rapp mit der Hand zurückgestoßen, wo er dann auf etwas Besonderes, Steifes stieß, das Stapß unter seinem Kleide hatte. Rapp übertrug die Verwahrung dieses Menschen bis nach beendigter Parade einem Offizier der Gensd'armerie. Man fand ein zweischneidiges Mordinstrument von 1½ Fuß Länge in eine einfache Zeitung eingewickelt, und Rapp machte die Anzeige hiervon dem Kaiser, der dann diesen Menschen in sein Cabinet bringen ließ. Es ergab sich aus dem Verhöre, daß der Entschluß des Jünglings durchaus nicht das Werk einer Intrike oder einer Verschwörung war. In seinem ganzen Benehmen, selbst in seinem Aderschlag, war kein Symptom von Wahnsinn oder Geisteszerrüttung zu finden. Er sagte dem Kaiser selbst, er verehre seine Talente so sehr, daß, wenn er eine Audienz bei ihm erhalten hätte, er das Gespräch mit einer Ermahnung zum Frieden begonnen haben würde; im Falle aber das nicht geglückt wäre, sey er entschlossen gewesen, ihm das Leben zu nehmen. „Was hab' ich ihnen zu Leid gethan?" frug Napoleon. „Mir nichts, aber Sie sind der Unterdrücker meines Vaterlandes und der Welt; Sie umzubringen, wäre die rühmlichste That eines Ehrenmannes". Stapß wurde zum Tode verurtheilt und am 16. Oct. erschossen. Er erlitt seinen Tod mit derselben fanatischen Festigkeit, die er bei seinem Verbrechen gezeigt hatte.

Starhemberg, ein in der Staats- und Kriegsgeschichte der östreich. Monarchie berühmtes Geschlecht, welches auch der deutsch-katholischen Kirche einige Oberhirten gegeben, stammt von den alten Markgrafen aus Steiermark ab. Gundacker, Herr von Steier, erbaute 1190 das Schloß Starhemberg in Niederöstreich. Er pflanzte das Geschlecht fort durch Gundacker II., der sich Herr von Starhemberg nannte, und Diethmar, von welchem die Grafen von Losenstein abstammen, 1602 aber ausstarben. Bis 1548 gehörten die Grafen von Starhemberg zu den unmittelbaren Reichsständen, in welchem Jahre sie davon durch die öst. Erzherzoge sind ausgeschlossen worden. Das Haus Starhemberg theilt sich seit 1589 in die Rüdiger'sche und Heinrich'sche Linie; erstere wieder

in mehre Zweige, von denen der älteste 1755 die fürstl. Würde, jedoch beschränkt auf den jedesmaligen Besitzer des großen Starhemberg-Majorats (das aus den Grafsch. Wärenberg, Wimsbach und Neidharting, 9 Herrschaften und dem Thale Wachau besteht, mit mehr als 250.000 Fl. Eink.), und auf den Nachfolger in demselben, nach dem Rechte der Erstgeburt, erhalten hat und in Oestreich beträchtliche Lehnsherrschaften besitzt. Der jetzt regierende Fürst, Ludwig v. St. (geb. 1762), Majoratsherr, war seit 1807 k. k. wirkl. Geh.-Rath, Kämmerer und Gesandter an mehren Höfen.

Starhemberg (Ernst Rüdiger, Graf von). Dieser tapfere Krieger hat sich als Stadtobrister von Wien durch dessen Vertheidigung gegen die Türken vom 9. Juli bis 12. Sept. 1683 unsterblichen Ruhm erworben. Mit außerordentlicher Anstrengung stellte er im Angesichte des Feindes die gänzlich vernachlässigten Festungswerke in einigen Tagen wieder her, half dem Geldmangel ab und schaffte Geschütz und Lebensmittel herbei. Ermuthigt durch Starhemberg, schlossen sich die Bürger der 13.000 M. starken Besatzung an, fest entschlossen zur tapfersten Gegenwehr. Unaufhörlich ward die Stadt von den Türken durch Bombardements, Minen und Stürme beängstiget. Aber Starhemberg gab bewunderungswürdige Beweise von Klugheit und Muth, er schlug mehre Stürme der Belagerer zurück, zerstörte ihre Werke durch häufige Ausfälle und ließ durch Gegenminen die des Feindes sprengen. Schon war es bis zum Aeußersten gekommen, die letzten Kräfte der Besatzung schwanden dahin, da bei den unaufhörlich wiederholten Stürmen an die Stelle der gefallenen Tausenden ebenso viele Janitscharen traten, als der heißersehnte Entsatz, ein 70.000 M. starkes Heer unter Johann Sobieski, König von Polen, am 11. Sept. herannahte. Am folg. Tage brachte er dem aus 170.000 M. bestehenden Heere unter dem Großvezier Kara Mustapha eine gänzliche Niederlage bei, und die Trümmer desselben flohen in der größten Eile nach Ungarn. 20.000 Türken fanden den Tod in der Schlacht, 48.000 hatte sie die Belagerung gekostet. Lager und Geschütz fielen mit unermeßlichem Vorrathe in die Hände der Sieger. Die Christen zählten 1000 Todte und 3000 Verwundete. Der Belagerten Verlust belief sich bei den Truppen auf 5000 Todte und 1000 Verwundete; bei den Bürgern auf 200 Todte und 600 Verwundete, ohne die an der Seuche Verstorbenen. Sobieski umarmte den tapfern Vertheidiger der Stadt, welcher vom Kaiser Leopold zum Feldmarschall und Staatsminister, sowie vom König von Spanien zum Ritter des goldenen Vließes ernannt wurde. Auch erhielt er von seinem Monarchen ansehnliche Geschenke und die Erlaubniß, den St.-Stephansthurm in sein Wappen aufzunehmen. Die geretteten Wiener machten seine große Wohnung auf der Wieden von allen Abgaben frei. Starhemberg ward jetzt an die Spitze der Infanterie in Ungarn unter dem Oberbefehl des Königs von Polen gestellt; aber bei seiner Heftigkeit und Eigenliebe entzweite er sich mit demselben, sodaß Sobieski, ohne Starhemberg's Beistand die blutige Schlacht bei Barkan (3. Oct. 1683) lieferte. Nachdem Starhemberg vor Ofen verwundet, den Heerbefehl hatte aufgeben müssen, ging er nach Wien zurück, wo ihn der Kaiser zum Hofkriegsrathspräsidenten erhob. In diesem neuen Wirkungskreise war er für eine bessere Organisation des kaiserl. Heeres thätig. Er starb 1701.

Starhemberg (Guido, Graf von), k. k. Feldmarschall, des Vori-

Digitized by Google

gen Vetter, geb. 1657, nahm 1680 Kriegsdienste als Gemeiner und wurde schon 1682 Hauptmann. Während der Belagerung Wiens 1683 zeigte er als Generaladjutant seines Vetters Geistesgegenwart und Unerschrockenheit bei mehren Ausfällen. Im folg. J. focht er mit in Ungarn und erhielt nach der Eroberung von Ofen 1686 ein eigenes Regiment. Nach der Schlacht von Mohacz wurde er Commandant von Klausenburg, half 1688 Belgrad erobern, wurde dabei verwundet und nöthigte die Türken durch List, die Belagerung von Esseck aufzuheben. Auch in der Schlacht bei Salankemen 1691 und bei Zentha zeichnete er sich aus, zog mit Eugen 1700 gegen die Spanier und Franzosen und erhielt nach Eugens Abgang nach Wien 1701 den Oberbefehl über die Armee, mit der er 1703 den Marschall Vendome, der sich Turin näherte, zurückschlug. Bei den in Ungarn ausgebrochenen Unruhen zog er dahin und trieb die Anführer so in die Enge, daß sie um Frieden bitten mußten (1707). Nach Beendigung dieses Kriegs begab er sich nach Spanien, ging im Angesicht des feindlichen Heeres über den Segro, eroberte mehre Städte und siegte bei Armenara und Saragossa, worauf Karl III. feierlich in letztere Stadt einzog. Als Karl nach seines Bruders Joseph Tode in seine deutschen Staaten zurückkehrte, blieb Starhemberg als Vicekönig in Barcelona; allein ohne Streitmittel konnte er nichts Großes ausführen und mußte in Folge des Neutralitätsvertrags vom 14. Mai 1714 Barcelona räumen und sich mit seinen Truppen auf brit. Schiffen nach Genua übersetzen lassen. Seitdem lebte Starhemberg in Wien und wurde beim Ausbruch des Türkenkriegs zum Hofkriegsrathspräsidenten ernannt. Als solcher nützte er dem Vaterlande mit seinen weisen Rathschlägen und Anordnungen. Er starb 1737. Ernst und streng, stets gleichmüthig und ohne Frauenliebe, leuchtete er seinem Heere, das er mit strenger Kriegszucht lenkte, auch in der Mäßigkeit, in der Kunst zu entsagen, als Beispiel voran. Arm im Geiste der Ordensregel, gab Starhemberg Alles, was er hatte, den Armen, hoffnungsvollen Rittern des Ordens und den Soldaten, die ihn schon um seiner Sorgfalt willen liebten. Seine Unerschrockenheit war so groß, daß man von ihm sagte: „Er würde, wenn der Himmel einstiele, die Farbe nicht ändern".

Stark (Johann August), Oberhofprediger zu Darmstadt, geb. 1741 zu Schwerin im Mecklenburgischen, studirte zu Göttingen orientalische Sprachen, ging dann als Lehrer nach Petersburg, wo er sich als ein eifriger Freimaurer zeigte. 1760—65 durchreiste er England und Frankreich und erhielt in Paris auf der königl. Bibliothek die Stelle eines Interpreten der oriental. Handschriften mit 1000 Livr. Gehalt. Deßhalb kam er in Verdacht, zum Katholicismus übergetreten zu seyn. 1766 übersandte ihm die göttinger Hochschule das Diplom der Magisterwürde. Im nämlichen Jahre kehrte er in sein Vaterland zurück und ward Conrector zu Wismar. 1769 erhielt er in Königsberg eine außerordentliche Professur der orientalischen Sprachen, ward 1770 zweiter Hofprediger, 1772 zugleich ordentlicher Professor der Theologie, 1773 Doctor der Theologie und 1775 Oberhofprediger. Um den beständigen Anfechtungen zu entgehen, legte er jedoch 1777 seine Stelle nieder und ging als Prof. der Philosophie an das akademische Gymnasium nach Mitau. 1781 folgte Stark dem ehrenvollen Ruf als Oberhofprediger und Consistorialrath

Digitized by Google

nach Darmstadt. Von den Herausgebern der „Berlinischen Monatsschrift", den bekannten Jesuitenriechern Gedike und Biester, ward er 1786 öffentlich als geheimer Katholik verschrieen, vertheidigte sich aber in einem eigenen Werke. Es erschienen nun mehre Schriften für und wider ihn, nebst seinem Processe mit Gedike und Biester. Der Großherzog von Hessen beschenkte ihn 1807 mit dem Großkreuz des Ludwigsordens und erhob ihn 1811 in den Freiherrnstand. Der Verdacht, daß er heimlich der kathol. Kirche angehöre, hat sich bis zu seinem 1816 erfolgten Tode erhalten. Sein bestes und berühmtestes Werk ist: „Theodul's Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionssocietäten", welches zuerst Frankfurt a. M. 1809, in der 2. Aufl. 1811, in der 3. Aufl. 1813, in der 4. Aufl. 1815, in der 5. Aufl. mit neuen Zusätzen und einem Namen- und Sachregister 1827 herauskam. 1828 erschien zu Frankfurt a. M. noch aus Stark's Nachlaß: „Theodul's Briefwechsel", ein Seitenstück zu „Theodul's Gastmahl", welches als eine vollkommene Vollendung dieses geschätzten Werkes zu betrachten ist.

Stärke ist ein ausgezeichneter Grad der Kraft. Einen starken Körper nennen wir nicht den, welcher nur einen großen Raum erfüllt, sondern vielmehr denjenigen, welcher einen großen Raum mit vieler Masse erfüllt. Ein starkes Licht entsteht durch Zusammendrängung des Lichts in einem engen Raume. Stärke der Gedanken zeigt sich durch Stärke des Ausdrucks und Wirksamkeit auf den Leser oder Hörer. Sie beruht ebenfalls nicht in der Menge der Gedanken, sondern in der Zusammendrängung des Gedankens in wenig Zeichen — also in Kürze, Gedrängtheit — durch Heraushebung Dessen, was auf das Gefühl vornehmlich wirkt, durch eine kraftvolle Versinnlichung des Gegenstandes, durch außergewöhnliche Wendungen, welche den Gegenstand von einem bedeutenden Gesichtspunkte erscheinen lassen. Wo aber Stärke des Ausdrucks nicht aus Kraft des Gedankens, Ueberzeugung und wahrem Gefühle hervorgeht, da ist sie unecht, und man nennt sie Schwulst.

Stärke, Starkmehl, Kraftmehl, Amydum, Amylum, ist der eigentlich mehlige Bestandtheil der Getreidekörner und anderer mehlartiger Vegetabilien; doch muß davon das gewöhnliche Mehl wohl unterschieden werden, indem dieses außer dem Kraftmehle noch Kleber, Zucker, Schleim und zermahlene Hülsen enthält. Um die Stärke zu bereiten, wird der Weizen geschroten, gewaschen, in Bottichen eingeweicht und so viel Wasser zugegossen, daß nach 23 Stunden die Masse von einem herausgezogenen Rührscheide gut abfließt. Der Zucker, der Schleim, das Wasser und der Kleber gehen zuerst in Weingährung und dann in saure, trennen sich von dem Kraftmehle und machen, daß dieses vollständig sich auswaschen läßt. Dazu wird der Brei in einen Tretsack geschüttet, mit den Füßen das milchigte, Stärke haltige Wasser ausgetreten und zur Absonderung von den Hülsen durch einen Sieb geschüttet. Aus diesem setzt sich durch Ruhe die Stärke ab, sie wird ausgesüßt und getrocknet. Vortheilhafter ists, sogleich den ungeschrotenen Weizen zu bearbeiten; dieser wird gewaschen, so weit eingequellt, bis die Körner sich zerdrücken lassen und Milch geben, und hierauf, ohne zu gähren, zwischen 2 hölzernen Walzen zerquetscht, die zerquetschten Körner werden mit Wasser angemengt, ausgedrückt, nochmals zerquetscht und wohl im Tretsacke getreten, und dann wird die Stärke geschieden und langsam getrocknet. Der

Digitized by Google

Vortheil dieser Methode bestehe darin, daß das Absetzwasser der Stärke, vermöge seines unzersetzten Zuckers, zum Branntwein oder Essig benutzt werden kann. Aus andern Vegetabilien, welche wenig oder keinen Kleber enthalten, scheidet sich das Kraftmehl leichter; man zertheilt oder zerquetscht sie, weicht durch Wasser ihr Kraftmehl auf und erhält es durch Absetzen. Dieß ist die Bereitung der Cassave aus der amerikanischen Manihocwurzel, des Erdbirnmehles, des Sago aus dem Mark der Kandanpalme; so wurden sonst aus der Päonie, der Aronwurzel, der Zaunrübe, medicinische Satzmehle bereitet. Weizen gibt bis 40 Proc. Stärke. Feingestoßene Stärke wird als Haarpuder benutzt.

Staroſten, d. i. Aelteſte, waren in Polen die Vorsteher der Staroſteien, d. i. Districte, die ursprünglich den Königen zu ihrem Unterhalte (mensa regia) angewiesen waren, und nachher von ihnen den Edelleuten überlassen wurden, um sich Anhänger zu verschaffen. Einige Staroſten hatten die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise (Grod) und konnten über peinliche Sachen und persönliche Klagen der Edelleute entscheiden; andere genossen bloß die Einkünfte der ihnen auf Lebenszeit verliehenen Güter. Doch konnte der König, wenn auch die zeitigen Inhaber der Güter starben, sie nicht wieder an sich ziehen, sondern mußte sie einem andern Edelmann ertheilen und behielt sich nur das Recht vor, die Staroſteien zu vergeben und jede mit einer Auflage zu beschweren, die den vierten Theil (latein. Quarta) der Einkünfte dieser Bezirke ausmachte und zum Unterhalt der daher Quartianer genannten Reiter bestimmt war, die besonders die Grenzen von Podolien gegen die Tataren beschützen sollten.

Starrſucht oder Catalepsis. Diese Krankheit zählt man zu den Nervenkrankheiten. Sie äußert sich periodisch und plötzlich dadurch, daß der damit Befallene außerordentlich schnell aller willkürlichen Bewegungen und Handlungen unfähig wird, während die unwillkürlichen körperlichen Verrichtungen ihren ungestörten Fortgang nehmen. So geschieht es bisweilen, daß der Anfall einen Kranken mitten in einer Gesticulation oder in der Mitte eines gesprochenen Perioden überrascht; der Kranke verbleibt dann in seiner Stellung, aber stumm, bis zum Nachlasse (der meist ebenso schnell sich zeigt als der Anfall selbst kommt), worauf er alsobald, als sey vom Augenblicke des Anfangs bis zum Ende des Anfalls, gar keine Zeit für ihn dagewesen, sowohl die Gesticulation fortsetzt als auch den unterbrochnen Perioden vollendet, und selbst wenn er mitten in einem Worte gestört ward, mit der noch fehlenden Sylbe fortfährt. Während dieser unvollkommenen Suspension des Bewußtseyns bleiben jedoch alle Glieder biegsam. Die Krankheit kommt übrigens selten unter dieser reinen Gestalt vor, sie ist häufiger mit Zuckungen und Krämpfen, auch wohl mit somnambulen Zuständen vermischt.

Staszic (Stanislaus, Abbé), k. poln. Staatsminister, Director der Nationalindustrie, Präses und zweiter Gründer der k. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau, wo er den 26. Jan. 1826 starb. Er hatte sein ganzes Vermögen (an 800.000 poln. Gulden) den Instituten zu Warschau und zur Errichtung des Denkmals für Kopernicus (von Thorwaldsen) vermacht. Seine Herrschaft Strubiessow hat er seinen Bauern geschenkt, nachdem er schon früher alle Arbeitsleistungen in eine mäßige Geldabgabe verwandelt hatte.

Statik ist der Theil der angewandten Mathematik, welcher sich mit

Digitized by Google

den Grundsätzen beschäftigt, nach welchen das Gleichgewicht der Körper bestimmt und berechnet werden kann. Sie betrachtet das Gewicht oder die Schwere, den Schwerpunkt, die einzelnen Kräfte, sowie ihre Verbindung, ihre Bewegungen, die daraus hervorgehen, und findet allenthalben ihre Anwendung, besonders aber beim Bauwesen, bei der Schifffahrt u. s. w. 1) Der festen Körper, eigentliche Statik; darin kommen die Lehren vom Hebel, von der schiefen Fläche, vom Keil, von der Schraube, dem Rade, dem Kloben ꝛc. vor. 2) Der flüssigen, a) des Wassers, in den Verhältnissen seiner Kräfte und Wirkungen zu den festen Körpern, zu sich selbst und an flüssigen Materien, Hydrostatik und Hydraulik (s. dd.); b) der Luft, Aërometrie (s. d.), d. i. der Lehre von den Wirkungen der Luft, insofern sie schwer und elastisch ist. Hier kommen sehr unterhaltende Betrachtungen vor, z. B. die ganze Akustik, d. i. die mathematische Musik, d. i. die Lehre von den Verhältnissen der Töne unter einander, nach welchen die Grade ihrer Schönheit berechnet und ihre Zahlen dargestellt werden können. Ferner die Lehren von den Luftpumpen, Barometern, Thermometern, Hygrometern ꝛc. Man verwechsele die Statik nicht mit der Mechanik (s. d.), welche überhaupt die Lehre von der Bewegung und ihren Gesetzen, nach kosmologischen und physikalischen Principien ist, und mehr zur Metaphysik der Natur als zur Mathematik gehört. Varignon, Leupold, Bernoulli, d'Alembert, Kraft, Euler, Kästner, Lambert, Büsch, Karsten u. A. sind in Absicht der Statik, Dynamik und Mechanik, sowie Mariotte's „Grundlehren der Hydrostatik" zu empfehlen und Brandes's „Lehrbuch der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung fester und flüssiger Körper" (1817). Ueber die Statik der Gewölbe hat Deutschland ein Hauptwerk vom k. k. Feldmarschallieutenant von Maillard: „Die Mechanik (Statik) der Gewölbe" (Pesth 1818), erhalten.

Statistik oder Staatenkunde hat es mit wirklich vorhandenen Staaten, nicht mit einem Staate in der Idee zu thun. Sie stellt also den auf der Beschaffenheit, Verbindung und Wirksamkeit seiner Kräfte beruhenden, gegenwärtigen Zustand eines Staates dar. Dadurch ist sie die große Beispiellehre der Staatskunst, die praktische Schule des Staatsmannes geworden. Nur darf sie nicht in ein bloßes Tabellenwerk und Zahlenregister ausarten. Die Idee des Staats, als einer Gesellschaft von Menschen, die unter dem Schutze guter Gesetze vernünftig frei und politisch selbständig leben wollen, muß ihr Geist und Würde geben. Als Hülfswissenschaften stehen mit ihr sämmtliche Staatswissenschaften in Verbindung, vorzüglich Staatsrecht, Staatsgesetzgebungslehre, Staatsökonomie und Diplomatik, sowie die Geographie, Naturgeschichte und Technologie (vgl. Politik). Diese Wissenschaft zerfällt in 3 Abtheilungen: a) die Theorie der Staatenkunde, oder die systematische Darstellung der Grundbedingungen des innern und äußern Lebens aufeinander, in Hinsicht auf die Ankündigung der Staaten im Kreise der Gegenwart; b) die allgemeine Staatenkunde, welche gestützt auf diese Theorie, eine vollständige und erschöpfende Darstellung der Gesammtheit der europäischen und amerikanischen Staaten nach allen Bedingungen ihres politischen Lebens enthält; c) die besondere Statistik jedes einzelnen selbständigen Staates, durch deren sorgfältige Bearbeitung erst eine beglaubigte und umschließende allgemeine Staatenkunde möglich wird. Zu der Darstellung des innern Lebens im Kreise der Gegenwart gehören: 1) die Grundmacht des Staa-

tes nach Land und Volk; a) Länderbestand und physische Beschaffenheit der einzelnen Theile; Lage, Grenzen, Flächeninhalt, Oberfläche und Boden, Gebirge, Wälder, Flüsse, Klima ꝛc.; b) Volk, nach der Gesammtheit der Bevölkerung; nach der Nationalverschiedenheit (ob Deutsche, Slawen, Finnen ꝛc.); nach der bürgerlichen Verschiedenheit (Adel, freie Grundbesitzer, Leibeigene, Höflinge, Beamte, Gelehrte, Kaufleute, Handwerker, Krieger ꝛc.) und nach der kirchlichen Verschiedenheit; 2) die Cultur des Volkes; a) die physische und technische (Feldbau, Gewerbfleiß, Handel); b) die ästhetische (Künste, Kunstanstalten, Kunstsammlungen; c) die intellectuelle (Wissenschaften, Schul- und Bildungsanstalten, häusliche Erziehung, Akademie, Buchhandel, Gelehrsamkeit überhaupt); d) die moralische (Sitten des Volks und seiner einzelnen Stände, Würdigung des Nationalcharakters in sittlicher, religiöser und politischer Beziehung); 3) die Verfassung des Staats (Charakter der Regierungsform, ob monarchisch oder republikanisch, ob autokratisch oder beschränkt, die letztere ob repräsentativ oder mit Ständen, namentlich mit beibehaltenen Feudalständen, ob die Repräsentationen in einer Kammer oder in zweien, ob Antheil der Volksvertreter an der Gesetzgebung oder bloß an der Besteuerung, ob Verantwortlichkeit aller Staatsbeamten bei alleiniger Unverletzbarkeit des Regenten; Verhältniß der Kirche zum Staate (ob hierarchisches oder Territorialsystem, ob Concordate mit Rom ꝛc.). Beigefügt wird die Uebersicht über die Familie des Regenten, über die Hausgesetze, über Hofstaat, über die Ritterorden u. s. w.; 4) die Verwaltung des Staates (Uebersicht über sämmtliche weltliche und geistliche Behörden; im Einzelnen a) der Gerechtigkeitspflege, b) der Polizeiverwaltung, c) der Staatswissenschaft und Finanzverwaltung, d) des Kriegswesens). Im zweiten Theile wird bei der Darstellung des äußern politischen Lebens entwickelt: 1) die Stellung des Staates in der Mitte des europäischen Staatensystems als Macht des ersten, zweiten, dritten oder vierten politischen Ranges, und besonders das Verhältniß zu den unmittelbaren Nachbarstaaten; 2) bei den deutschen Staaten das Verhältniß derselben zu der Gesammtheit des deutschen Staatenbundes; ebenso, bei den helvetischen Cantonen und den nordamerikanischen Freistaaten, das Verhältniß der einzelnen Staaten zur politischen Gesammtheit u. s. w.; 3) der Einfluß des innern politischen Lebens (nach der Cultur, Verfassung und Verwaltung), auf die mehr oder weniger kraftvolle Ankündigung des äußern Lebens, und der Rückwirkung der äußern Verhältnisse des Staates auf die innern; 4) die Gesammtheit der noch geltenden Verträge des dargestellten Staates, in Beziehung auf alle Mächte und Staaten des Auslandes (Friedensschlüsse, Bündnisse, Handelsverträge, Conventionen ꝛc.), mit Angabe der Quellensammlungen, mit Bezeichnung ihres Hauptinhalts, und mit Andeutung ihrer wohlthätigen oder nachtheiligen Einwirkungen auf das innere und äußere politische Leben. — Die ihrem wesentlichen Inhalte nach mit Geschichte eng verbundene und in fortlaufender Wechselwirkung stehende Kenntniß des innern Lebens und äußern Verhältnisses der Völker und Staaten war von den Alten in Einzelnem berücksichtigt, im Alles isolirenden Mittelalter fast überall vernachlässigt worden und lebte seit dem Ende des 15. Jahrh. mit wachsender gegenseitiger Theilnahme der europäischen Nationen an öffentlichen Ereignissen und Bestrebungen einflußreicher Mächte wieder auf, wovon außer mehren Reisebeschreibungen, manche literarische Denkmäler

Zeugniß geben, z. B. Paolo Marosini „Il savio“ (st. 1482), L. le Boulenger (1575?). Bedeutere Versuche, dergleichen Notizen zum Behufe zweckdienlicher Regierungmaßregeln zu sammeln, waren in Venedig, damals diplomatischem Mittelpunkte Europens, einheimisch; aus den Berichten der Geschäftsträger dieser Republik gelangte Manches zur Oeffentlichkeit: so durch F. Sansovino (st. 1586), G. Botero (st. 1608) u. m. A. Frankreich, dessen Cabinet, besonders seit Richelieu's Ministerium, eine ausgebreitete Staatenkunde als nothwendige Bedingung seiner umfassenden politischen Wirksamkeit anerkannte, konnte sich des ersten, in jenem Zeitalter classischen Werkes dieses Inhalts rühmen, welches P. Davity (st. 1636) mit der musterhaften Sorgfalt und Vielseitigkeit verfaßte, verm. von J. B. de Recoles (Paris 1660); reichhaltige Nachrichten wurden in geographischen und historischen Schriften aufgenommen. In den Niederlanden erschienen die, ältere und neuere Staaten betreffenden, im Werthe ungleichartigen, zum Theile lehrreichen und anziehenden Elzevir'schen „Republiken“ 1625 ff. und mehre ähnliche Schriften. Vieles wurde in Zeitschriften und historischen Sammlungen mitgetheilt. Einen bestimmteren Begriff von der geographisch-politischen Staatenkunde faßte der große helmstädter Polyhistor Herm. Conring (st. 1681) auf; seine Ansichten und Vorräthe finden sich in Oldenburger's, Prof. zu Genf (st. 1678), „Thesaurus rerum publicarum“ (4 Thle., Genf 1675). Es kamen nun auf mehren Universitäten (Frankfurt a. d. O., Jena, Halle, Altdorf, Leyden u. a.) Vorlesungen über diesen für Bildung zur Staatsverwaltung wichtig erachteten Gegenstand in Gebrauch; unter den Lehrbüchern zeichnete sich Beckmann's (st. 1717) „Hist. orbis geogr. et civilis“ (Frankf. a. d. O. 1673, 4.) am vortheilhaftesten aus. Durch Everh. Otto in Utrecht (st. 1756) wurde der historische Gesichtspunkt der Staatenkunde (1726) hervorgehoben, und Achenwall (s. d.) in Göttingen gab ihr (1759) den Namen Statistik und eine, ihrer vollständigeren Bearbeitung heilsame, durch einseitige Festhaltung der Gegenwart schwankende Selbständigkeit und veranlaßte die, lange Zeit auf Deutschland beschränkte Thätigkeit, welche sich theils in allgemeinern Werken, z. B. von Toze, Crome, Meusel, Sprengel, Mannert, Schummel, Niemann, Hassel, Stein u. v. A., theils in Sammlungen mannigfachen Stoffes, auch wohl Prüfung und Beurtheilung oder Benutzung desselben, z. B. von Büsching, Lebret, Schlözer, v. Dohm, den beiden Forster, Sprengel, Zimmermann, L. Krug u. v. A. bekundet hat. Dennoch blieben diese Darstellungen und Bestrebungen sowohl von dem Ideale, welches Gatterer in der „Weltstatistik“ (1773) angedeutet und in der „Weltgeschichte“ (1792) veranschaulicht hatte, als von der zunächst für Staatsverwaltung berechneten Theorie Schlözer's (1793; 1804) weit genug entfernt; die Nothwendigkeit der Scheidung rein historischer Zwecke von Rücksichten auf laufende Staatsverwaltung in Bearbeitung und Benutzung der Statistik scheint nachgerade kaum bezweifelt werden zu können. Unter den statistischen Schriftstellern Italiens sind Balbi, Quadri und vorzüglich Melch. Gioja (st. 1829). — Die meisten europäischen Staaten sind in neuerer Zeit statistisch untersucht worden; am geistreichsten und mit befriedigender Vollständigkeit Ungarn von Schwartner; Rußland von Storch, Wichmann und Hassel; England von Colquhoun; Schottland von Sinclair; Türkei von v. Hammer und Lindner; Schweiz von Norrmann; Spanien von Rehfues; Oestreich von Bisinger, Hassel, Demian und André; Preußen von Mirabeau, Krug, Demian und Stein.

In Frankreich wurde Statistik durch Bellois, Herbin, Peuchet, Bar. Dupin u. A. zum Modestudium erhoben, ohne in der Behandlung an Tiefe und Klarheit zu gewinnen. Ueber die kirchliche Geographie und Statistik hat Stäudlin ein treffliches Werk herausgegeben. Die Statistik der Strafgerechtigkeitspflege ist in England und Frankreich am sorgfältigsten bearbeitet worden. Die vergleichende Statistik haben Schnabel („Generalstatistik der europäischen Staaten, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Kaiserthums Oestreich" (Prag 1829, 2 Thle.), Dupin und Gioja (dieser zuerst vollständig in seiner ital. geschrieb. „Philosophie der Statistik", Mailand 1826, fg., 2 Bde., 4.) bearbeitet. Erschüttern wollte die Statistik als Wissenschaft Lüder, theils in seiner „Kritik der Statistik und Politik" (Göttingen 1812), theils in seiner „Kritischen Geschichte der Statistik" (ebend. 1817); er traf aber in seiner Leidenschaftlichkeit nur einzelne Mängel im Anbaue der Statistik, und nicht die Wissenschaft selbst. Seitdem schrieben Theorien der Statistik: Hogel (Altenburg 1829), Holzgethan (Wien 1830). (Ueber andre hierher gehörigen Werke s. Geographie, Geschichte und Literatur derselben.) Die „Literatur der Statistik" gab Meusel (n. Aufl., 2 Thle.) ziemlich vollständig. — Der erste europ. Staat, der das Einsammeln statistischer Nachrichten, wiewohl nur im beschränkten Umfange, mit systematischer Genauigkeit anordnete, war Schweden, wo bereits seit der Mitte des 18. Jahrh. eine eigne Behörde eingesetzt wurde, die Tabellencommission, die von 5 zu 5 Jahren umfassende Berichte über die Bevölkerungsverhältnisse bekannt macht, welche seitdem von mehren Statistikern als Grundlage der politischen Arithmetik benutzt worden sind. Aehnliche Einrichtungen sind später, besonders seit Schlözer auf das schwed. Tabellenwerk aufmerksam gemacht hatte, auch in andern Staaten als Anfänge statistischer Sammlungen in das Leben getreten. Es gab jedoch bis jetzt keine Anstalt der Art, die in der Trefflichkeit der Einrichtung und in der Fruchtbarkeit der Anwendung auf die Verwaltung, das statistische Bureau in Berlin übertroffen hätte, das vorzüglich durch die Benutzung und Veröffentlichung der gewonnenen Ergebnisse unter der Leitung des geistreichen Prof. Hoffmann der preuß. Specialstatistik die reichsten Materialien und selbst der Theorie der Statistik neue Gesichtspunkte gewonnen hat. In der neuesten Zeit sind in mehren Staaten ähnliche Anstalten gegründet, und selbst in Neapel ist in den letzten Jahren ein statistisches Bureau mit dem Ministerium des Innern verbunden worden. Verschieden von diesen Anstalten, als vom Staate angeordneter statistischen Sammlungen, sind die statistischen Privatvereine, die gleichfalls in verschiedenen Ländern entstanden, um Stoff zur Statistik herbeizuschaffen und wissenschaftlich zu benutzen. Sie beschränkten sich bald auf ihre Heimat, bald machten sie die gesammte Statistik zum Gegenstande ihrer Forschungen, wie die 1829 von Moreau de Jonnès zu Paris gestiftete Gesellschaft, zu der die ersten Staatsmänner gehören. Unter diesen neuern Anstalten ist vorzüglich auch der 1831 in Thätigkeit getretene statistische Verein für das Königreich Sachsen zu nennen, der seit 1832 die Ergebnisse seiner Bemühungen öffentlich bekannt macht. Auch in Schottland hat sich ein solcher Verein gebildet, welcher, nach dem Vorbilde Sinclair's, seit 1834 zu Edinburg eine neue Statistik dieses Landes liefert.

Statius (Publius Papinius), ein ausgezeichneter römischer Dichter, geb. zu Neapel um 61 n. Chr., stand in großer Gunst beim Kaiser

Domitian wegen seiner Gelegenheitsgedichte. Er starb auf dem Landgute seines Vaters bei Neapel im 35. Lebensjahre, und hinterließ zwei Heldengedichte: „Die Thebaide", oder die Eroberung der Stadt Theben in 12 Gesängen, wobei er wahrscheinlich den Griechen Antimachos vor Augen hatte; und „Die Achilleis" in 2 Gesängen, welches von den Begebenheiten vor dem trojanischen Kriege handelt; dieß ist unvollendet. Der Ausdruck ist schön, oft aber auch schwülstig und dunkel. Außerdem hat man von ihm: Vermischte Gedichte in 5 Büchern u. d. T. „Silvae" (Wälder). Ausg. von Kasp. Barth (Zwickau 1664), zuletzt von Markland (auch Dresden 1827). Neueste kritische Ausg. von Hand (Leipz. 1812, 2 Bde.),

Stativ nennt man ein dreibeiniges Gestelle, das aus einander genommen und fortgestellt werden kann, wo es dann entweder zur Unterlage eines Meßtisches, Scheibeninstruments, Astrolabiums und jedes andern großen Meßinstruments zu Land- und Himmelsbeobachtungen dient.

Statthalter ist überhaupt Derjenige, welcher statt eines Höhern einem Lande oder Orte vorsteht und die Geschäfte besorgt. Insbesondere wurde in der Republik der vereinigten Niederlande der Oberbefehlshaber der Kriegsmacht Statthalter (holländ. Stadhouder) genannt. So wenig auch eigentlich das Wort zu dem damit verbundenen Begriffe paßte, behielt man es doch bei, weil das Volk unter der spanischen Herrschaft gewohnt gewesen war, von Statthaltern regiert zu werden, und man die Unzufriedenheit eines Theiles mit der neuen Herrschaft durch Nachgiebigkeit gegen alte Gewohnheiten und Formen zu vermindern suchte. Ein Zweig der Grafen von Nassau, welcher das Fürstenthum Oranien besaß, machte sich in dem Kriege, durch welchen die Holländer die Freiheit von der spanischen Herrschaft erkämpften, sehr verdient um das Land, welches, nebst dem Umstande, daß diese Fürsten die reichsten Güterbesitzer in den Niederlanden waren, Veranlassung gab, ihnen die Statthalterschaft zu übertragen. Diese war anfänglich jedoch nicht erblich, wurde zuweilen auch gänzlich abgeschafft, zu andern Zeiten nur von einzelnen Provinzen übertragen, auch wohl unter mehre Mitglieder dieses Fürstenhauses getheilt. Erst 1747 erkannten alle 7 Provinzen einen gemeinschaftlichen Statthalter in der Person Wilhelm IV., machten auch diese Würde in seiner männlichen und weiblicher Nachkommenschaft erblich, doch mit der Bedingung, daß nie ein aus dem oranischen Stamme hervorgegangener Kurfürst oder König Statthalter werden könne, und daß jeder der reformirten Religion zugethan seyn müsse. Für den Fall der Minderjährigkeit wurde die Statthalterschaft der Mutter übertragen, so lange sie Witwe bliebe und sich im Lande aufhielte; ihr der Titel Gouvernantin ertheilt, nebst dem Rechte, im Fall eines Kriegs einen Feldherrn vorzuschlagen. In Ermangelung einer Mutter behielten sich die Staaten das Recht vor, dem minderjährigen Prinzen einen Vormund zu ernennen. Dieser Fall trat bei dem letzten Erbstatthalter, Wilhelm V., ein, welcher nach dem Tode seiner Mutter den Prinzen Ludwig v. Braunschweig, der als Feldmarschall in holländischen Diensten stand, zum Vormund erhielt. Die Statthalterschaft behielt indeß jede Provinz für sich, bis sie dem Prinzen nach erlangter Volljährigkeit übertragen wurde. Die mit dieser Würde verbundene Gewalt war nicht in allen Provinzen gleich, sondern wurde von jeder mit mehr oder weniger Rechten bekleidet. Mit der allgemei-

Digitized by Google

nen Statthalterschaft war die Würde eines Generalcapitains oder Admirals des vereinigten Staates verbunden, wodurch der Statthalter große Vorrechte erhielt und die Kriegsmacht großen Theils von ihm abhängig wurde, um so mehr, da er auch Obervorsteher der ost- und westindischen Compagnie war. In dem Kriege, der Amerika, Frankreich und England verwickelte, und woran auch Holland als Frankreichs Verbündeter Theil nahm, wurde der letzte Statthalter beschuldigt, die Handlung nicht ernstlich genug gegen die Engländer beschützen zu wollen, auch die Seemacht der Republik nicht wirksam gebraucht und die Unthätigkeit derselben zum Theil befördert zu haben. Es bildete sich gegen ihn eine Partei, welche ungeachtet der Verwendung des preuß. Hofes, mit dem der Erbstatthalter durch seine Gemahlin verwandt war, nach und nach immer mächtiger wurde und endlich die Suspension dieses Fürsten zur Folge hatte. Durch preuß. Truppen wurde er zwar wieder in den vollen Genuß seiner Würde und Rechte eingesetzt, allein die Stimmung eines großen Theils der Bewohner des Landes war wider ihn und erleichterte die 1795 durch die Franzosen bewirkte Revolution. Nach dem am 5. April desselben J. mit Frankreich geschlossenen Frieden und Bündnisse erklärte sich Holland zur batavischen Republik, veränderte seine Staatsverfassung, entsetzte den Fürsten von Oranien auf immer von der Statthalterwürde, erklärte seine reichen Besitzungen im Lande für Nationaleigenthum und zog dieselben ein. Preußen forderte für seinen Verwandten mit Nachdruck Entschädigung, die er jedoch nicht von Holland, sondern, durch Vermittelung des preuß. Hofes, in Deutschland durch einige säculariſirte geistliche Staaten und eine Reichsstadt erhielt. Der günstige Ausgang des großen Völkerprocesses aber hat ihm in neuern Zeiten nicht nur vollkommenen Ersatz gewährt, sondern ihn auch noch in die Reihe constitutioneller Könige gestellt. (Vgl. Niederlande, Königreich der.)

Statue, Bildsäule, ein Werk der bildenden Kunst, welches eine menschliche Gestalt körperlich, d. i. in ihrer völligen Bildung, darstellt. Bei den ersten Statuen waren Arme und Beine fest anschließend an dem Körper gebildet, ohne irgend einen Schein von Bewegung. Man hat in Erz gegossene, aus Metall getriebene oder gehämmerte, aus Marmor u. a. Steinarten gebauene, aus Holz geschnitzte, aus Thon, Bronze, Gyps, Porzellan oder Wachs geformte Statuen. Die vorzüglicheren Statuen der Alten waren aus Elfenbein und Gold gebildet. Die antiken Marmorbilder sind jetzt oft durch Gypsabgüsse sehr glücklich vervielfältigt worden, durch diese kann man wenigstens mit ihrem Geiste und ihrer Form vertraut werden. — Ueber die Massen, aus welchen Statuen ausgearbeitet werden, und die Arbeit selbst s. Plastik und Bildhauerei. Jetzt nennt man gewöhnlich nur eine in harten Massen gegossene oder gehauene Figur Statue. Die berühmtesten Statuen sind unter Bildgießerkunst, Bildhauerkunst, Deutsche Bildhauer, Französische Bildhauer ꝛc. in geschichtlicher Folge aufgeführt. Ueber Beiwerke s. d. Art.

Statut, überhaupt Gesetz, Grundgesetz, besonders aber die Verfassung, Grundgesetze oder Freiheiten einer Stadt, Gemeinheit oder Zunft, welche ihr entweder ertheilt oder auch von ihr selbst eingerichtet worden sind. Solche Statuten bestimmen gewöhnlich einzelne Rechte, inwiefern sie von den gemeinen abgehen, z. B. das lübeckische über die

Digitized by Google

eheliche Gütergemeinschaft, die leipziger Statuten in Ansehung der Grade, und sie verlieren, wenn sie vom Landesherrn bestätigt worden sind, auch keinesweges ihre verbindliche Kraft durch neue entgegenstehende Landesgesetze, wofern nicht diese das Statut aufheben. Noch ist zu bemerken, daß die Rechte derjenigen Einwohner einer Stadt, welche von der Gerichtsbarkeit derselben ausgenommen sind, nicht nach den Statuten, sondern nach den Vorschriften des gemeinen Rechts beurtheilt werden müssen. — Statutarisch heißt demnach Dasjenige, was zufolge der Statuten eines Orts oder einer bürgerlichen Gesellschaft gesetz- und verfassungsmäßig ist. — Das magdeburgische oder sächsische Weichbild wird insgemein für das älteste deutsche Stadtrecht gehalten; aber sein Ursprung ist nicht mit völliger Gewißheit zu bestimmen. So viel ist übrigens richtig, daß Magdeburg schon im 12. und 13. Jahrh. in ganz Sachsen vorzüglich wegen seines Stadtrechts berühmt gewesen, und solches auch außerhalb Deutschland aufgenommen ist. Doch ist nicht gleich anfangs eine geschriebene Sammlung davon gemacht worden. Nachdem aber im 13 Jahrh. der Schöppenstuhl in großes Ansehen kam, so setzten die Schöppen ein neues magdeburgisches Weichbild am Ende des 13 Jahrh. auf, welches in der Folge unter dem Namen des magdeburgischen Weichbildes bekannt, und in vielen Städten und Ländern angenommen worden. Von weit höherm Alter aber ist unstreitig das alte soestische Stadtrecht. Dieß ist bereits im Anfang des 12. Jahrh. abgefaßt. Das wichtigste Stadtrecht unter allen ähnlichen Werken ist das lübeckische Recht. Kaiser Friedrich I. bestätigte Lübeck unter andern Privilegien auch das von Herzog Heinrich d. Löwen ihm 1167 ertheilte Stadtrecht. Das stadische Stadtrecht ist von 1279, das schwerinsche von 1222, das augsburgische von 1276, das bremische von 1303, das kölnische von 1437, das nürnbergische von 1429, das hamburgische von 1497, das wormsische von 1498, das frankfurtische von 1552 u. s. w.

Stau, der Zustand scheinbaren Stillstehens, wenn das Meer bei der Ebbe und Fluth (s. d.) seinen höchsten oder niedrigsten Stand erreicht hat, und eine kurze Zeit darin verharrt, ehe es wieder merklich zu fallen oder zu steigen anfängt.

Staubbäder. Man versteht unter Staubbäder den Gebrauch des Wasserbades in der Art, daß auf den entkleideten Körper das durch siebförmige Vorrichtungen in Staubform vertheilte, entweder kalte oder erwärmte Wasser von einer gewissen Höhe herabfällt, während der Badende entweder unter dem herabfallenden Wasserstaube steht, oder sich in einer bald leeren, bald warm gefüllten Badewanne befindet. Dieser künstliche Regen trifft vorzüglich Kopf, Hals, Schultern und Brust, und erregt hier eigenthümliche Empfindungen, die, je nachdem das Wasser von größerer oder geringerer Höhe herabträufelt und kalt oder warm oder heiß ist, verschiedene Stufen, vom Wohlbehagen bis zum Schmerz und Frost, durchlaufen können. Durch diese verschiedenartigen Einwirkungen auf das Gefühl des Badenden wird das Staubbad zu einem höchst nützlichen Mittel in der Hand des Arztes, namentlich des Irrenarztes, der dasselbe zur Abkühlung des ganzen Körpers, namentlich des Kopfes und des Gehirns bei Geisteskranken zu gebrauchen, sich häufig veranlaßt sehen kann. Daher kommt es denn auch, daß Staubbäder in den verschiedensten Größen und Formen in Irrenanstalten getroffen werden. In der neuern Zeit hat man jedoch

den Gebrauch der Staubbäder auch in öffentlichen Badeanstalten eingeführt, in welchen die Anwendung derselben meist mit warmen Wasserbädern verbunden wird. Die Badenden setzen sich in ein warmes Bad und empfangen den aus der Höhe herabfallenden Wasserstaub auf Kopf, Hals, Brust und Schultern, eine Methode, die dann vorzüglich von Nutzen ist, wenn beim Gebrauche warmer Bäder Andrang des Blutes nach Kopf und Brust stattfindet oder zu fürchten ist. Ein noch häufigerer Gebrauch der Staubbäder ist aber durch eigenthümliche Badevorrichtungen (Badeschränke) herbeigeführt worden, mittelst welcher man ohne Badewanne, sonach ohne die Anwendung einer größern Menge Wassers, Bäder veranstaltet. Die Erfinder dieser Badeschränke (s. Meißner „Ueber Bäder im Allgemeinen und über die neuen Apparate dazu", Leipzig 1832) haben ihre Absicht dadurch zu erreichen gesucht, daß sie die Wirkung des Wassers auf den Körper in Staub- oder Regenform vor sich gehen lassen, wodurch aber freilich der Körper mehr gewaschen als gebadet wird. Der Unterschied zwischen diesen und den gewöhnlichen Bädern besteht vorzüglich darin, daß in diesen der Körper von einer größern Menge Wassers umgeben ist, aus der er nach Bedürfniß durch die auffaugende Kraft der Haut aufnimmt; die eigenthümliche Einwirkung nicht zu vergessen, die das den Körper umspülende Wasser durch seine Schwere und Temperatur auf diesen äußert, während beim Gebrauche der Staubbäder nur der obere Theil des Körpers (Kopf, Hals und Brust) von einer geringern Menge Wassers vorübergehend getroffen wird, indem der übrige Körper dem Einflusse der Atmosphäre ausgesetzt ist. Sonach wirkt das Bad offenbar anders als das Staubbad, dem eine die Haut reizende und die Thätigkeit derselben umstimmende und vermehrende Kraft eigen ist. Von einer Vergleichung der Wirksamkeit beider kann sonach nicht gut die Rede seyn. Der diätetische Gebrauch des Staubbades mittelst der Anwendung von Badeschränken ist in allen den Fällen zu empfehlen, wo es sich um Umstimmung und Kräftigung der Hautthätigkeit und um Beseitigung einer großen Empfindlichkeit derselben gegen Temperaturwechsel und eine Neigung zu Rheumatismen handelt, wo Blutwallungen, die zu Kopf, Brust und Herz sich drängen, Gefahr drohen, wo eine große Reizbarkeit des gesammten Nervensystems obwaltet. Hier ist jedoch vorzüglich im Anfange des Gebrauchs der Staubbäder darauf zu sehen, daß die Badenden nur ganz kurze Zeit, 4—6 Minuten, unter dem Staubbade verharren, und sich sogleich dann längere Zeit mittels ganz trockner Tücher abreiben lassen. Bei Neigung zu Augenentzündungen und Ohrenfluß muß man während des Staubbades die Haare mittelst einer Wachstaffetkappe bedecken, damit diese nicht naß werden. (Vgl. Wassercuren.) Warme Staubbäder treten an die Stelle jeder warmen Waschung, empfehlen sich aber durch ihren wohlthätig erwärmenden Einfluß auf den ganzen Körper bei schwächlichen und kränklichen Personen und vorzüglich bei langwierigen Ausschlägen des Kopfes und der Haut.

Staubgefäße, s. Botanik und Befruchtung.

Stäudlin (Karl Friedr.), einer der gelehrtesten evangelisch-lutherischen Theologen unsrer Zeit, war zu Stuttgart 1761 geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er am Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1779—84 in dem theologischen Seminar zu Tübingen Philosophie, Philologie, Exegese und Moral. Schon 1782

promovirte er in der philosophischen Facultät durch die Vertheidigung einer Dissertation: „De originibus philos. ecclesiasticae“. 1784 besuchte er nach ruhmvoll bestandenem Candidatenexamen Stuttgart, wo er einige Zeit, mit Erweiterung seiner Kenntnisse beschäftigt, verlebte. 1786—90 durchreiste Stäudlin, theils als Begleiter junger Leute, theils allein, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England, verweilte in London, von wo er dem Ruf als ordentlicher Professor nach Göttingen folgte. 1792 erhielt er hier die Doctorwürde und wurde 1803 Consistorialrath. Stäudlin war eine der vorzüglichsten Zierden der göttinger Hochschule, den studirenden Jünglingen ein trefflicher Führer. Er starb zu Göttingen den 5. Juli 1826. Stäudlin umfaßte das ganze Gebiet der gelehrten Theologie, zeichnete sich aber vorzüglich im Fache der Kirchengeschichte und der Geschichte der theolog. Wissenschaften aus. Dabei ward er auch seines edlen Charakters wegen allgemein geschätzt. Außer seinem „Lehrbuche der Encyklopädie, Methodologie und Geschichte der theologischen Wissenschaften“ (Hanov. 1821) und s. „Kirchlichen Geographie und Statistik“ (Tüb. 1804, 2 Thle.,) schrieb er im Fache der Exegese: „Beiträge zur Erläuterung der biblischen Propheten und zur Geschichte ihrer Auslegung“ (Stuttg. 1786); „Neue Beiträge dazu“ (Gött. 1791); und „Ueber Ursprung, Inhalt und Oekonomie des Hohenlieds“ in Paulus's „Memor.“ Die systemat. Theologie bereicherte er durch: „Ideen zur Kritik des Systems der christlichen Religion“ (1791), worin er die Elemente und Methode, die Quellen, die Möglichkeit, die Beschaffenheit, Einrichtung und Bildung eines solchen Systems untersuchte, zugleich eine Theorie der Offenbarung überhaupt lieferte und die von Kant aufgestellten Principien theils annahm und vertheidigte, theils aber bestritt, und das Christenthum als eine symbolische und historische Darstellung und Bestätigung der Lehren der Vernunftreligion betrachtet. In seinem „Grundriß zu akad. Vorlesungen über Moral und Dogmengeschichte“ (1819, 3. Ausg.) ergriff er die Methode, die philosophische Religionslehre, die biblische Glaubenslehre und Dogmengeschichte zu verbinden, jedes Dogma philosophisch, exegetisch und historisch zu untersuchen und darzustellen, die Geschichte der Dogmen schon in der Bibel zu verfolgen, die reine Lehre Jesu herauszuheben und philosophisch zu beurtheilen, und die Dogmengeschichte, in welche er zugleich die Lehre der symbolischen Bücher verwebt, bis auf unsre Zeiten hinzuzusetzen. In seiner „Philosophischen und bibl. Moral im Grundriß“ (1805), und „Neues Lehrbuch der Moral für Theologen, nebst Anleitungen zur Geschichte der Moral ꝛc.“ (1813) hat er auf Schleiermacher's „Kritik der Moralprincipien“ Rücksicht genommen, sich auch manche freie Aeußerungen erlaubt, welche Anstoß erregt haben, wobei er sich aber immer in Schriften, wie in Vorlesungen des reinsten Eifers für die Sache und der reinsten Absichten bewußt war. Endlich verdankt ihm die kirchenhistorische Literatur unter andern eine „Geschichte der Sittenlehre Jesu“ (4 Bde., 1799—1803); „Geschichte der philos., hebr. und christl. Moral im Grundrisse“ (Hanov. 1806); „Universalgeschichte der christl. Kirche“ (3. Aufl. 1823); „Geschichte der christl. Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften“ (1808); „Geschichte der Moralphilosophie“ (Hanov. 1822); „Geschichte der theolog. Wissenschaften“ (2 Thle. 1811). 1824 gab er noch eine Schrift: „Jesus der göttliche Prophet“, heraus. Seine „Geschichte und Literatur der Kirchengeschichte“, herausgeg. von Hem-

Digitized by Google

sen, erschien 1827. Von seinem Rednertalent hat Stäudlin in der Predigtsammlung: „Unsterblichkeit und öffentlicher Gottesdienst, Predigten, in der Universitätskirche zu Göttingen gehalten“ (Lübeck 1798), Beweise gegeben. Merkwürdig ist noch sein Werk: „Geschichte und Geist des Skepticismus ꝛc.“ (Lpz. 1794, 2 Bde.). Außerdem verfaßte er eine große Anzahl von akademischen Gelegenheitsschriften über die interessantesten theologischen Materien und viele Abhandlungen in Zeitschriften. Von mehren kritischen Journalen war Stäudlin selbst Herausgeber, wie: „Göttingische Bibliothek der neuesten theol. Literatur“ (5 Bde. 1794—1800); „Beiträge zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre überhaupt und der verschiedenen Glaubensarten und Kirchen insbesondere“ (5 Bde., Lübeck 1797—99); „Magazin für Religions-Moral und Kirchengeschichte“ (5 Bde., Hanov. 1801—6); „Archiv für alte und neue Kirchengeschichte“ (5 Bde., Leipz. 1813—20); „Kirchenhistorisches Archiv“ mit Tzschirner und Vater (1. Bd., Halle 1823).

Staufen, s. Hohenstaufen.

Staunton (Sir George Leonhard), Baronet von Irland, aus Galway in Irland gebürtig, studirte zu Montpellier Arzneiwissenschaft, ließ sich dann in London nieder und lebte zum Theil von schriftstellerischen Arbeiten. So übersetzte er einige Schriften des berühmten wiener Arztes Störk und schrieb für das „Journal étranger“ in franz. Sprache eine Vergleichung der franz. und engl. Literatur. 1762 ging er als Arzt nach Westindien, erwarb sich ein ansehnliches Vermögen beim Gouverneur der Insel Granada, Lord Macartney, der ihn zum Secretair machte. Da er auf diesem Posten die Gerichtsverfassung genau kennen lernte, ward er Generalfiscal und begleitete den Statthalter Macartney (s. d.), als er nach Madras ging, wo er sich bei mehren Gelegenheiten, namentlich bei den Friedensunterhandlungen mit Tippo Saib und der Gefangennehmung des Generals Stuart große Verdienste um sein Vaterland erwarb. Nach der Rückkehr in dasselbe erhielt er einen Jahrgehalt von 500 Pfd. St. von der ostindischen Compagnie und der König beehrte ihn mit dem Titel eines Baronets von Irland, sowie die Universität Oxford mit dem Doctorhut. Als 1792 Macartney als Gesandter nach China geschickt wurde, ging er ebenfalls als Legationssecretair mit dorthin, und lieferte alsdann aus den Tagebüchern und Beobachtungen des Commandeurs der Expedition, Sir E. Gower, und der Gelehrten und übrigen Begleiter des zahlreichen Gefolges eine Beschreibung dieser Reise, die u. d. T.: „An authentic account of an embassy from the king of Great-Britain to the Emperor of China“, London 1797, 2 Thle., 8., erschienen, nebst einem Bande in Folio und 44 Charten und Kupfertafeln, deutsch von J. C. Hüttner, Zürich 1798, 2 Bde., 8., mit Kupfern und Charten, abgekürzt von M. C. Sprengel, Halle 1798, 2 Thle., 8. — Staunton starb in London 1801. Der Erbe seines Titels und Vermögens war sein Sohn, der den Vater nach China begleitet hatte, und zwar in Gesellschaft seines Hofmeisters J. C. Hüttner aus Sachsen, dem wir über eben diese Reise eine interessante Nachricht (Berlin 1797, 8.) zu verdanken haben. Noch bemerken wir, daß Decandolle ihm zu Ehren eine Blume Stauntonia genannt hat.

Steatit, s. Speckstein.

Stechheber, ein gläsernes Gefäß, womit man Wein aus den Fässern schöpft, hat einen etwas weiten birnförmigen Bauch und endigt

sich oben in eine kürzere, unten in eine längere Röhre mit enger Oeffnung. Am obern Theile ist ein Hengel zum Anfassen angebracht. Beim Gebrauche steckt man den Heber so tief in das Spundloch eines Wein- oder Bierfasses, wie man will. Die Flüssigkeit tritt nun, weil sie über sich die Luft wegtreiben kann, ebenso hoch in den Heber hinauf, als dieser selbst hineingesenkt ist. Nun verschließt man die Oeffnung der obern Röhre so fest mit dem Daumen, daß die Luft nicht hinzutreten und ihren Druck ausüben kann, und nimmt den Heber heraus. Es werden nur wenige Tropfen aus der untern Oeffnung abfließen, die übrige Masse wird man forttragen können wohin man will, denn der Druck der Luft wirkt, weil von oben kein Gegendruck stattfindet, von unten so stark gegen die Flüssigkeit, daß sie ihrer Schwere ungeachtet nicht abfließen kann. Nimmt man aber den Daumen von der obern Oeffnung weg, so drückt die Luft von oben ebenso stark, wie von unten; mit dem Drucke von oben vereinigt sich die Schwere der Flüssigkeit gegen den Mittelpunkt der Erde. Dieß gibt den Ausschlag, und sie fließt also aus. (Vgl. Heber.)

Stedingerland, fruchtbarer District im oldenburgischen Kreise Delmenhorst. Von demselben hatten die Stedinger (Stettländer) den Namen, die aus Friesland stammten und über den Druck ihrer weltlichen Herren, die auf ihren Kirchfahrten ihre Frauen und Töchter raubten, und über die Habsucht der Geistlichen aufgebracht, im 12. und 13. Jahrh. sich empörten und als Albigenser verfolgt wurden. Die Erzbischöfe von Bremen, denen sie den Zehnten verweigerten, verfolgten sie als hartnäckige Ketzer; der Papst Gregor IX. verhängte 1232 das Interdict über sie, und in dem Kreuzkriege des Erzbischofs Gerhard II. von Bremen gegen sie wurden sie 1234 zu Tausenden getödtet, ihre Wohnsitze mittelst durchstochener Deiche verwüstet oder verbrannt und die wenigen übrigen 1235 unter ihre Tyrannen gebeugt.

Steele (Sir Richard), ein ausgezeichneter politischer und dramatischer Schriftsteller, wurde zu Dublin 1671 geboren. Er besuchte die Schule zu Charterhouse und trat 1691 in das Morton-Collegium zu Oxford. Nachher trat er als Freiwilliger unter die Leibgarde zu Pferde. Sein offener und großherziger Charakter erwarb ihm Freunde und verschaffte ihm eine Fähndrichsstelle bei der Garde. Einen kleinen Aufsatz „Der christliche Held", den er drucken ließ, setzte ihn manchen Spöttereien seiner Kameraden aus, besonders da er wohl durch seine Sitten nicht dem Inhalt seiner Schrift entsprach. Er trat daher als Lustspieldichter auf. 1701 erschien seine erste Komödie „Begräbniß, oder Kummer nach der Mode" („Funeral, or Grief à la Mode"). Dieß Stück machte Glück und wird noch jetzt auf den engl. Bühnen gegeben. Addison's Empfehlungen an die Lords Halifax und Sunderland verschafften ihm zu Anfange der Regierung der Königin Anna einen Posten als Zeitungsschreiber. Sein Lustspiel: „Der zärtliche Ehemann", wurde 1704 mit großem Beifall gegeben. 1700 begann er u. d. T.: „Der Plauderer (Tatler) von Sir John Bickerstaff, Esquire" (s. Swift), eine Zeitschrift. Sie ward allgemein bekannt, und da er es in politischer Hinsicht mit den Machthabern hielt: so bekam er zur Belohnung eine Anstellung beim Stempelamt, welche er auch nach Entlassung der Minister, die sie ertheilt hatten, behielt. 1711 folgte dem „Plauderer" der noch berühmter gewordene „Zuschauer", dem ein reiferer Plan zum Grunde lag, wo-

Digitized by Google

nach alle politischen Tagesereignisse daraus verbannt waren, und an welchem Addison und andere ausgezeichnete Schriftsteller einen beständigen Antheil nahmen. Als der „Zuschauer" endigte, ward der „Aufseher" („Guardian") begonnen, und eine Zeitlang in demselben Geiste fortgesetzt; allein Steele war jetzt zu ernstlich mit der Opposition des Ministeriums verbunden, um seine Feder zu zähmen; und jenes Blatt hörte noch in demselben Jahre wieder auf. Um einen entschiedenen politischen Charakter zu behaupten, verzichtete er auf sein Amt und bemühte sich um einen Sitz im Parlament; er ward auch für den Flecken Stockbridge gewählt, bald nachher aber als Verfasser einiger für aufrührerisch und verleumderisch angegebenen Schriften von dem Parlamente ausgeschlossen. Indessen verbesserten sich durch Georg I. Thronbesteigung, der ihn zum Oberstallmeister zu Hamptoncourt und zum Friedensrichter in Middlesex ernannte, seine Verhältnisse. Auch erhielt er die Direction des königl. Theaters auf Lebenszeit. Bei dem ersten Parlament unter der neuen Regierung trat er für Boroughbridge wieder ins Unterhaus ein; im April 1715 ward er bei Ueberreichung einer Adresse zum Ritter ernannt; bald darauf erhielt er von dem Minister Robert Walpole 500 Pf. St., und auf solche Weise ermuthigt, lieferte seine Feder eine Menge politischer Aufsätze. Nach Unterdrückung der schottischen Rebellen wurde er zum Commissair der in Schottland confiscirten Güter ernannt. 1721 schrieb er „Die gewissenhaften Liebenden", ein Lustspiel, welches viel zur Vergrößerung seines Ruhms und seines Glücks beitrug. Dieß Stück wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und war lange das vorzüglichste unter den rührenden Lustspielen der Engländer. Er starb an den Folgen eines Schlagflusses 1729 auf seinem Landgute in Wales. Im geselligen Leben ward Steele wegen seines freundlichen, zuvorkommenden und offenen Charakters sehr geliebt. In seinen Schriften herrscht eine lebhafte Phantasie, die sich über mannigfaltige Gegenstände, aber mit wenig Kraft und Sorgfalt, verbreitet.

Steevens (George), Esq., Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London, geb. 1736 zu Stepney in der Nähe der Stadt, besuchte anfangs die Schule in Eton, dann die Universität zu Cambridge und erwarb sich bedeutende Kenntnisse. Shakspeare zog ihn bald mehr als Alles an, sodaß er als einer der vorzüglichsten Erklärer jenes unsterblichen Dramatikers gilt. 1766 ließ er 20 Stücke von Shakspeare mit Noten in 4 Bänden 8. drucken, welches Werk eine innige Freundschaft mit Johnson zur Folge hatte. Beide vereint bearbeiteten nun den Shakspeare und gaben seine Theaterstücke mit einem Commentar heraus, die 1773, 10 Bde. 8. erschienen. Sie erschienen abermals 1773, von Steevens allein besorgt und verbessert. Als 1785 eine neue Ausgabe nöthig wurde, ließ er den Druck von Reed durchsehen, that aber alles Uebrige dabei. Unterdessen lernte er Malone kennen, der in seinen Studien denselben Weg gegangen war. Ihre Freundschaft dauerte so lange, als Malone es sich gefallen ließ, bei dem sich höher dünkenden Steevens eine untergeordnete Rolle zu spielen. Da er aber 1780 zwei Ergänzungsbände zu Steevens Ausgabe, und 1790 eine eigene Edition des Dichters herausgab, war ihm der Krieg erklärt. Dieß sah man in der berühmten Ausgabe des Shakspeare in 15 Octavbänden, welche Steevens 1793 besorgte, und worin er zwar Malone's Anmerkungen benutzte, aber sie meistens ver-

Digitized by Google

spottete. Dennoch bleib diese Edition von 1793 immer noch in hohem Ansehen, und wird von Bücherkennern als die vollständigste gesucht (ob sie gleich nachher zwei Mal mit neuen Anmerkungen von Steevens wieder gedruckt worden). Seine letzten Lebensjahre brachte er meistens in seiner Wohnung in Hampstead zu; Niemand kam zu ihm und er ging zu Niemand. Durch seine unselige Laune aller Freunde beraubt, starb er 1806. In der Kirche zu Poplar hat man ihm durch den berühmten Flaxman ein Denkmal errichten lassen. Steevens hat in seinem Commentar zu Shakspeare — was auch der Neid einräumen muß — ausnehmend viel zum Verständnisse des großen Dichters beigetragen und nicht nur eine ausgebreitete Gelehrsamkeit überhaupt, sondern auch eine Belesenheit in den Schriftstellern des Shakspeare'schen Zeitalters bewiesen, die bis auf ihn unerhört war. Der Ertrag seiner Bibliothek belief sich auf 2700 Pf. Sterl. Er wurde in mehren Schriften verleumdet, aber von Boaden siegreich vertheidigt.

Steganographie, s. **Brachygraphie, Chiffer und Dechiffriren.**

Stehendes Capital nennt man in der Finanzwissenschaft überhaupt den Besitz eines Gutes, von dem nicht nur neue Güter gezogen werden, sondern das auch nach Erzielung derselben immer noch einen Werth behält. Im weitesten Sinne bezieht sich daher der Begriff des stehenden Capitals nicht bloß auf materiellen Besitz, sondern auch auf Talent, Kenntnisse, Wissenschaften, Künste und industrielle Thätigkeit; man könnte die letztere das geistige stehende Capital einer Nation nennen, von dem ebenso gut zu den Staatslasten beigetragen werden muß, weil es nicht weniger Werth schaffend ist, als das sinnliche stehende Capital, was in Boden, Waldungen, Flüssen, Bergwerken, Maschinen, Werkzeugen, Manufacturen, kurz in Allem besteht, wodurch irgend ein Werth habendes Product erzeugt wird, oder wodurch schon vorhandene Erzeugnisse einen größern Werth erhalten.

Steibelt (Daniel), zuletzt kaiserl. Capellmeister in Petersburg, ein berühmter Virtuos auf dem Pianoforte und Claviercomponist, geb. zu Berlin 1756, wo sein Vater Clavierinstrumentenmacher war. Friedrich II. hörte von seinen Anlagen zur Musik und ließ ihn durch den berühmten Kirnberger unterrichten. Sein Clavierspiel war glänzend, auch improvisirte er sehr glücklich. Seine Compositionen sind gefällig und einschmeichelnd, besonders für Liebhaber geeignet, aber ohne Tiefe und Originalität, und viele flache Stellen stören ihre Wirkung. Er lebte immer in London, Petersburg und Paris. 1799 machte er mit seiner Frau, einer Engländerin, eine Kunstreise, und trat in Hamburg, Dresden, Prag und Berlin mit großem Beifall auf, der seinem Spiel, nicht seinem undeutschen Betragen galt. Auch schien es ihm nicht in seinem Vaterlande zu gefallen, und er ging daher schon im folg. J. nach Paris zurück, wo er ein Ballet: „Le rétour du Zéphire" und eine Oper: „Juliette et Romeo" mit Beifall gegeben hat. Sein Meisterwerk ist „Cendrillon". Noch setzte er: „La Princesse de Babylone". Auch in London ließ er zwei Ballets („Das schöne Milchmädchen" und „Das Urtheil des Paris") aufführen. Er kam endlich nach Petersburg, wurde kaiserl. Capellmeister und starb im Herbst 1823 in großer Dürftigkeit. Die größte Zahl seiner Compositionen besteht in Concerten, Sonaten, Variationen und Potpourris für das Pianoforte.

Digitized by Google

Steiermark (Herzogthum), eine Provinz des östr. Kaiserstaats, hat seinen Namen von der Markgrafschaft Steier im Lande ob der Ens, grenzt im N. an Oestreich, im O. an Ungarn, im S. an Illyrien und Oestreich, und enthält auf 400 QM. 840.000 Einw., außer 2000 Lutheranern alle kathol. Glaubens, in 20 Städten, 89 Märkten und 3486 Dörfern. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag, bestehend aus $^2/_3$ Deutschen und $^1/_3$ Slawen, letztere im südlichen Theile des Landes; in den Gebirgen zeigen sich häufig Spuren des Kretinismus (s. **Kretins**). Das Land wird größtentheils durch ein schräges Gebirge in Ober- und Untersteiermark getheilt; jenes begreift die Kreise Judenburg und Bruck, dieses die Kreise Grätz, Marburg und Zilli. Obersteiermark ist durchaus gebirgig; die julischen oder steierschen und die fischbacher Alpen verbreiten sich in mehren Verzweigungen. Die Gebirgsart ist der Flötzkalk der großen Alpenkette. Die höchsten Gipfel sind der 4416 F. hohe Sömmering, worüber die Kunststraße aus Niederöstreich nach Obersteiermark führt; der 7470 F. hohe Eisenhut und der 7140 F. hohe Stangalpe. Sie sind mit ewigem Schnee bedeckt, und besonders an der Nordwestgrenze des Landes finden sich selbst einige Gletscher; daher ist hier das Klima rauh, aber rein. Der südliche Theil oder Untersteiermark ist milder und mehr hügelig. Hauptflüsse der überall wohl bewässerten Provinz sind: außer der Muhr, welche das Land 40 Meilen durchströme, die Ens, die Drau und die Sau; auch gibt es viele Seen und 13 Gesundbrunnen, unter welchen das rohitzer alkalische Stahlwasser am berühmtesten ist. An Mineralien hat Steiermark einen Reichthum, wie ihn wenige Länder haben. Es gehören dahin: Wasserblei, Porzellanerde, Walkerde, Bolus, Talk, Marmor, Bergkrystall, Jaspis, Chalcedon, Quarz, Glimmer, Granat, Schwefelkies, Gyps, Torf (wird beim Salzsieden und den Eisenhämmern angewendet), viele Steinkohlen (werden noch nicht gehörig benutzt), Schwefel, treffliches Eisen in Menge (das Werk im Erzberg zwischen Vordernberg und Eisenerz liefert jährlich über 300.000 Ctnr.), Kobalt, Nickel, Arsenik, Wismuth, Zink, Galmei, vorzüglich viel Kupfer (aus sämmtl. Gruben über 5400 Ctnr.), Blei aus sämmtl. Gruben an 4300 Ctnr.), einiges Gold, Silber, Vitriol, Alaun, Salpeter Kochsalz (am Sandling), jährlich über 160.000 Ctnr. Andere Landeserzeugnisse sind: in Obersteiermark viel Nadelholz, woraus man Harz und Terpenthin gewinnt; starker, Flachs-, Hanf- und Mohnbau, viele Arzneikräuter ꝛc.; in Untersteiermark viel Laubholz, an der ungar. Grenze, wo die Gebirge sich abdachen, treffliche Weine, worunter die leutenburger die beliebtesten sind, verschiedene Obstarten ꝛc. Aus dem Thierreich hat man wildes und zahmes Geflügel, Wild, Gemsen, weiße Haasen ꝛc., viele Arten geschmackhafte Fische, Bienen ꝛc. Die hiesigen weisen Kapaunen sind als Leckerbissen sehr gesucht. Die Landwirthschaft steht in Obersteiermark auf einer höhern Stufe als in Untersteiermark. Weizen, Korn, Hafer, Gerste, türk. Weizen werden gebaut, auch viel Klee, vorzüglich im grätzer Kreise. Die Rindviehzucht ist bedeutend (man zählt gegen 75.000 Ochsen), und das Vieh wird den ganzen Sommer hindurch auf den Alpen geweidet; die natürlichen und künstlichen Wiesen betragen 44 QM. und die Hutwiesen 60 QM. Am vorzüglichsten aber ist das Eisenberg- und Hüttenwesen. Die Verarbeitung des Eisens, namentlich zu Sensen, Sicheln, Klingen, Gewehren u. s. w.

Digitized by Google

(an Werth jährl. über 2 Mill.) ist vortrefflich und über das ganze Land verbreitet; ebenso die Draht- und Kupferhämmer, die Stahl- und Schwefelfabriken, Salpeter- und Vitriolsiedereien, Druckereien, Papiermühlen, auch Baumwoll-, Tuch- und Seidenmanufacturen. Der Handel ins Ausland erstreckt sich größtentheils auf Metallwaaren. — In den ältesten Zeiten gehörte der östliche Theil des Landes zu der römischen Provinz Pannonien, der westliche zu Noricum. Bei der Völkerwanderung besetzten die Avaren Ober- und die Vineten Untersteiermark, das daher später die windische Mark hieß. Karl d. Gr. setzte hierher Markgrafen, unter denen auch die Grafen von Steier waren, mit deren Gütern auch die Grafschaft Steier vereinigt ward, weßhalb das Land nun Steiermark hieß. Ottokar VI. erhielt 1181 die herzogl. Würde und ernannte, da er ohne Erben starb, den Herzog Leopold von Oestreich zu seinem Nachfolger, der 1192 Steiermark mit Oestreich vereinigte. Die Hauptstadt des Landes ist Grätz (s. d.), in einer der reizendsten Gegenden des östr. Staats gelegen. Die Schönheiten dieses Landes sind weniger bekannt, weil es weniger bereist ist als andere. (Vgl. Schumacher's „Bilder aus den Alpen der Steiermark", Wien 1820.)

Steigentesch (August, Freih. von), geb. 1774 zu Regensburg, wo sein Vater kurmainzischer Cabinetsminister und Directorialgesandter am Reichstage war. Er trat schon in seinem 15. J. ins östr. Heer, wo er bis zum Generalmajor stieg, aber nach den Feldzügen von 1805 und 1800 den Dienst verließ, eine Sendung nach Königsberg übernehmend. Im Befreiungskriege 1818 war er als Generaladjutant des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg thätig; wurde 1814 nach Norwegen geschickt, um vereint mit den Abgeordneten der 4 großen Mächte dieß Reich dem König von Schweden zu übergeben; hierauf Gesandter in Kopenhagen, von wo er aber nach der Rückkehr Napoleons aus Elba nach der Schweiz eine Sendung erhielt, um die Regierungen dieses Landes zu dem neuen Kampfe aufzufordern und ihren bereits zusammengezogenen Truppen die Richtung zu geben, durch die sie in die allgemeine Bewegung eingreifen sollten. Nach der schnellen Beendigung des Feldzuges folgte er dem Kaiser Alexander nach Petersburg, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde. Seit 1814 hatte er das Commandeurkreuz des östr. Leopold-, die Großkreuze des Danebrog-, russ. Annen- und Wladimirordens, sowie das von der eisernen Krone erhalten. Nun erhob ihn sein Monarch zum Wirkl. Geh.-Rath. 1824 war er auf kurze Zeit östr. Gesandter in Turin. Er starb am 30. Dec. 1830. In der Literatur gehört v. Steigentesch zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands; die Reinheit und Eleganz der Sprache in allen seinen Schriften sind selten in diesem Grade erreicht worden; aber der Dichter, der die „Sprache" und das „Heimweh" sang, hat nicht immer diese höhere Ansicht des Lebens festgehalten und sie mit der Begeisterung aufgefaßt, die ihn oft so kühn und edel in seinen Gesängen erhebt. In seinen zahlreichen Lustspielen hat er vielmehr die kleinen Schwächen und Thorheiten des Lebens, besonders in dem Kreise der kleinern Gesellschaft, mit einer Wahrheit geschildert, aus der die Schattenseite der Welt wie aus einem Spiegel blickt. Seine „Gesammelte Schriften", Ausg. letzter Hand, erschienen in 6 Tbln. zu Darmstadt 1819 fg., m. Kpfrn.

Stein. Man versteht unter Steinen alle feste und harte Körper, die aus solchen Theilen zusammengesetzt sind, welche sich in reinem Zu-

Digitized by Google

stande bloß für sich, nicht wie die Salze im Wasser, noch wie die Erdharze in Oelen auflösen, auch nicht wie Metalle durch den Hammer strecken lassen. Die Bestandtheile sind gewisse noch unzerlegte Erdarten. (S. Mineralien.)

Stein (Johann Andreas), geb. 1728 zu Heidesheim in der Pfalz, Orgelbauer und Instrumentenmacher in Augsburg und Organist an der daſigen luther. Barfüßerkirche. Er zeichnete sich als einer der größten Meister in Europa aus, besonders in Orgeln, Clavieren und Fortepiano's. 1755—57 verfertigte er für seine Kirche eine treffliche Orgel von 48 Stimmen. 1758 unternahm Stein eine Reise nach Paris, wo er auf den Gedanken kam, die Concertinstrumente durch Verbindung des Fortepiano's mit dem Flügel zu vervollkommnen, sodaß jedes Instrument seine eignen Saiten und eignen Bogen behielt. 1760 arbeitete er die große Orgel in der kathol. Kreuzkirche in Augsburg. Auch erfand er ein neues Register im Orgelwerk, ein ungemein verstärktes Clavicembal, dem er den Namen Poly-Toni-Clavicordium beilegte, die Melodica, eine Art von Orgelwerk, ferner ein claviçin organisé und ein sogenanntes vis à vis oder Doppelflügel; ferner erfand er eine Saitenharmonica, bestehend aus einem zweifach bezogenen Fortepiano, wobei durch eine hinzugefügte Saite, die mittelst einer elastischen Materie zum Klange gebracht wird (er nannte diese Vorrichtung Spinett), das höchste Absterben des Klanges bewirkt werden kann. Von seinen Instrumenten sind über 700 in ganz Europa verbreitet. Stein starb zu Augsburg 1792. Seine Kunst wurde fortgepflanzt durch seinen Sohn Andreas und seine Tochter Nanette. Letztere ist an den Instrumentenmacher Streicher in Wien verheirathet und setzt die Fabrication der Fortepiano in größerer Vollendung fort; auch ist sie eine ausgezeichnete Fortepianospielerin. Ersterer wendete sich seit 1794 ebenfalls nach Wien und bildete die väterliche Kunst allmälig zu größerer Vollkommenheit aus. Seine Fortepiano sind Instrumente vom ersten Range. Er arbeitet gegenwärtig nicht mehr fabrikmäßig, sondern nur auf Bestellung.

Stein (Christian Gottfried Daniel), ein um Geographie und Naturgeschichte hochverdienter Mann, geb. 1771 zu Leipzig, besuchte zuerst die Thomasschule, von welcher er 1788 zur Universität seiner Vaterstadt überging. Auf den Wunsch seiner Mutter widmete er sich seit 1790 dem Studium der Theologie, mit welchem er aber zunächst die geschichtlichen und philologischen Studien und die philosophischen verband. Er benutzte die Ferienzeit zu allerlei Ausflügen, da frühzeitig der Hang zum Reisen in ihm entwickelt worden war, und um diesen selbst im Kleinen mit mehr Nutzen pflegen zu können, war das Studium der Erdkunde schon damals sein eifrigstes Bestreben. Dem Predigerberufe entsagend, ging er 1793 nach Berlin, wo er im folg. Jahr als Collaborator am berlinisch-kölnischen Gymnasium zum grauen Kloster angestellt wurde. Hier begann sein für die Wissenschaften thätiges Leben als Lehrer und Schriftsteller. 1802 ward er zu Prof. ernannt. Bei einer hohen Lebendigkeit und Gewandtheit des Geistes ward er bald in mehren Kreisen der menschlichen Erkenntniß einheimisch. Die häufigen Reisen, welche er wiederholt durch ganz Deutschland, nach der Schweiz, Italien, Frankreich, den Niederlanden und England machte, schärften seinen politischen Blick und Takt, gewährten ihm Menschen- und Weltkenntniß und waren die hauptsächlichsten Erholungen von anhaltenden

Berufs- und schriftstellerischen Arbeiten. Er blieb unverheirathet. 1829 machte er die — für einen Privatmann, der seine öffentliche Laufbahn arm anfing und seine häusliche Lage bloß durch seine rastlosen schriftstellerischen Anstrengungen verbessert hatte — wahrhaft hochsinnige und großartige Schenkung eines Capitals von 10.000 Thlrn., dessen Zinsen er den Witwen verdienter Schulmänner bestimmte. Der König verlieh ihm den rothen Adlerorden 3. Classe. Er starb am 14. Juni 1830 zu Berlin. Außer einer latein. Schrift über Jugenderziehung und einer „Charakteristik Friedrichs II.", sowie einer „Geschichte des preuß. Staats" (1796) hat er herausgegeben: „Handbuch der Geographie und Statistik" (3 Bde., Leipzig 1809), das bis 1833 6 Aufl. erlebte und nebst seiner „Kleinen Geographie" (19. von Hörschelmann sorgfältig bearbeitete Ausg., Leipz. 1833) viel zur Verbreitung erdkundlicher Kenntnisse beigetragen hat; ferner eine nach Naturgrenzen dargestellte „Geographie für Real- und Bürgerschulen" (2. Aufl., 1818); Geographisch-statistisches Zeitungs-, Post- und Comptoirlexikon" (2. Bde.; 2. Aufl., 1819—21, 4 Bde.). Schon 1812 lieferte er zu Funke's „Elementarbuch" den erd- und völkerkundlichen Theil, sowie er 1817 Klügel's „Encyclopädie" durch die Beschreibung von Europa bereicherte. Mit Demian bearbeitete er 1818 ein geschätztes Werk über den preuß. Staat nach seinem Länder- und Volksbestande. Diese Arbeit veranlaßte sein „Handbuch der Geographie und Statistik des preuß. Staats" (Berlin 1819), welches jetzt freilich durch des Freih. L. v. Zedlitz gediegenere und mehr aus der Quelle geschöpften „Staatskräfte der preuß. Monarchie" entbehrlich geworden ist. An seine Lehrbücher der Geographie schloß sich sein „Handbuch der Naturgeschichte" (3. Ausg., 2 Bde., Lpz. 1829) und seine „Naturgeschichte für Real- und Bürgerschulen" (ebend., 3. A., 1830). Noch gab er heraus: „Reise-Taschen-Lexikon für Europa" (Lpz. 1827); „Reisen nach den vorzüglichsten Städten von Mitteleuropa" (7 Bdchn., m. Titelkpfrn. u. Charten, ebend. 1827—29); „Deutsch-griech. Handwörterbuch"; „Neuer Atlas der ganzen Welt ꝛc." (10. A., 1830, in 14 Bl. u. m. a.

Stein (Karl, Freiherr v.), königl. preuß. Staatsminister, zu Kappenberg, im preuß. Reg.-Bez. Münster. Dieser in der neuesten Geschichte unsers Vaterlandes so berühmt gewordene Mann war 1757 zu Nassau an der Lahn geb. und stammte aus einem altadeligen Geschlechte, das Urkunden vom J. 1000 hat. Etwa 30 J. alt, suchte er um preuß. Civildienste im Berg- und Hüttendepart. nach, und erhielt die Bergrathstelle in Wetter in der Grafschaft Mark 1784 erschien er als Gesandter in Aschaffenburg, und der Kurfürst von Mainz, Friedr. Karl Joseph, trat zum Fürstenbunde. Stein war voll Feuer und Kenntnisse in der Staatswirthschaft, worin er von einer unbeschränkten Gewerbe- und Handelsfreiheit ausging. Seine Untergebenen nannten ihn damals stolz und streng, aber auch gerecht und eifrig für das Beste. Er stiftete in seinem Departement viel Gutes und zeichnete sich aus. Sein Stand, sein Vermögen, seine Verheirathung mit der Gräfin Walmoden-Gimborn, mehr als Alles aber seine Verdienste, bahnten ihm unter dem Minister von Heinitz im westfälischen Departement eine schnelle Beförderung. Er wurde Kammerdirector in Hamm, dann Präsident und bald darauf Oberpräsident aller westfälischen Kammern. In diesem Posten erwarb er sich u. A. das große Verdienst, die unfahrbaren Landstraßen Westfa-

lens in treffliche Chausséen umzuschaffen. Was noch von Domainenpachten übrig war, vertheilte er unter die Bauern. Er belebte das Fabrikwesen und den Handel, auf seine Anträge wurde Ordnung in die Forstwirthschaft gebracht. Er organisirte die neuerworbenen westfälischen Provinzen. Nach Struensee's Tode erhielt er das Ministerium des Accise-, Zoll- und Fabrikdepartements. Sobald er sich in das ihm fremde Fach einstudirt hatte, griff er mit starker Hand alle Mißbräuche an, und eine Verbesserung folgte der andern. Bald gerieth er mit dem damal. Cabinetsrath Beyme in Zwist, dessen Einwirkung in die Staatsgeschäfte er nicht ertragen wollte. Der Feldzug von 1806 erfolgte, und Stein flüchtete nach Königsberg. Hier erhielt er 1807 wegen neuer Streitigkeiten mit dem Cabinet seinen Abschied in ungnädigen Ausdrücken. Er ging auf seine Güter. Als man aber nach dem tilsiter Frieden umsah, welcher erfahrenen und kraftvollen Hand man das Steuer des schwankenden Staatsschiffes anvertrauen sollte, da rief man ehrenvoll Stein zurück. Er lag am Fieber darnieder, als des Königs Ruf an ihn erging. Krank warf er sich in den Reisewagen und durchflog eine Strecke von 150 Meilen. 1808 war er Premierminister. Mit welcher Kraft er zur Rettung, Erhaltung, Wiederherstellung Preußens wirkte, ist bekannt. Seine Unterhandlungen 1808 in Berlin mit der franz. Regierung waren erfolglos. Er kehrte nach Königsberg zurück und begann insgeheim für die Befreiung Deutschlands Vorbereitungen zu treffen. Sein merkwürdiges Rundschreiben an die obersten Behörden der preuß. Monarchie, datirt Königsberg den 24. Nov. 1806, ist im „Sophronizon" I, S. 84, abgedruckt. Ein aufgefangener Brief verrieth den Plan, und Napoleon erklärte den patriotischen Mann von Bayonne aus in die Acht. Stein wurde darauf im Nov. 1808 durch Napoleon aus dem preuß. Staatsdienste entfernt und ging im Jan. 1809 nach dem Oestreichischen, wo er bis 1812 lebte. Zu Ende d. J. begab er sich zum Kaiser Alexander nach Rußland. Ueber seine Wirksamkeit in diesem wichtigen Zeitpunkte, wo die Befreiung Europas von der schmachvollsten Unterjochung vorbereitet wurde, hat man keine genauere Kenntniß erhalten, aber sie ist gewiß höchst bedeutend gewesen. Nach dem Vordringen der vereinten russisch-preuß. Heere in Sachsen wurde Stein an die Spitze des gebildeten Verwaltungsraths der eroberten und befreiten deutschen Lande gestellt. (S. Centralverwaltung.) Er wirkte zwar auf mannigfaltige Weise zu der Entwickelung der Streitkräfte Deutschlands und was damit in Verbindung stand, ward aber durch tausend Conflicte sich begegnender und durchkreuzender Interessen in den großen Bestimmungen der Centralverwaltung gestört, besonders als in dem Frieden zu Ried (mit Baiern) Grundsätze aufgestellt, und bald auch in den spätern Verträgen mit den andern deutschen Rheinbundfürsten Regel wurden, die der Centralverwaltung nur eine geringfügige Wirksamkeit übrig ließen. Die Grundsätze, welche im ersten pariser Frieden befolgt wurden, waren mit Stein's Ansichten im Widerspruch, und es blieb dem kräftigen deutschen Manne, dessen Charakter mit Allem, was zu Unbequemungen gehört, unverträglich war, nichts übrig, als sich von den Staatsverhandlungen dieser Zeit zurückzuziehen. Er war auch nur wenige Tage auf dem wiener Congreß anwesend, und lebte seitdem größtentheils im Nassauischen auf seinen Gütern und auf den neuen Besitzungen, die er sich in Westfalen erworben hatte. Seine Entfernung von den Geschäften war als ein Ver-

luſt für das Vaterland anzuſehen. Darauf beſchäftigte ihn der ſeiner würdige Plan, eine kritiſche Sammlung der Quellen der deutſchen Geſchichte zu veranſtalten. (S. Deutſche Geſchichtskunde.) Den 30. April 1827 ernannte ihn der König zum Mitglied des Staatsrathes. Auch war er Landtagsmarſchall des erſten weſtfäliſchen Landtages 1827 und gab 1828 eine „Darſtellung der Verhandlungen deſſelben" zu Münſter heraus. Im Nov. 1829 widerſprach er öffentlich einer ſinnloſen Lüge in Bourrienne's „Mémoires". (S. „Allg. Zeit.", Beil., 7. Dec. 1829.) Er ſtarb 1832.

Stein der Weiſen, ſ. Alchymie.

Steindruck oder Lithographie, die von Aloys Sennefelder (ſ. d.) erfundene Kunſt, Umriſſe ꝛc. auf Stein zu zeichnen oder zu ſchreiben und dann durch den Abdruck mittelſt einer Preſſe zu vervielfältigen. Man bedient ſich zweier Subſtanzen zum Zeichnen auf Stein: der chemiſchen Tuſche und der chemiſchen Kreide. Zu erſterer nimmt man 2 Loth Unſchlittſeife, 5 Loth reines weißes Wachs, ¼ Loth ausgelaſſenes Unſchlitt und 1 Loth abgeriebenen trockenen Kienruß. Die Seife wird, nachdem ſie fein geſchabt worden, in einem eiſernen oder irdenen Gefäße über Feuer geſetzt, und nachdem ſie in Fluß gerathen, mit kleinen Wachs- und Unſchlittſtücken vermehrt. Hierbei wird die Maſſe unaufhörlich umgerührt, und wenn ſie zu einem ſehr hohen Grade der Hitze gekommen, zugleich während dieſes Geſchäfts mit einem brennenden Spane angezündet. Nach kurzer Zeit wird die Flamme gedämpft, und während des Kochens der Kienruß langſam hinzugeſchüttet. Iſt dieß geſchehen, ſo nimmt man die Maſſe vom Feuer und gießt ſie auf eine eiſerne oder ſteinerne Platte aus, worauf man ihr eine beliebige Form ertheilt. Die chemiſche Kreide beſteht aus 1 Loth Unſchlittſeife, 5 Loth weißen Wachſes und 1 Quentchen ausgelaſſenen Unſchlitts, wozu man, wenn Alles kocht, 5—6 Tropfen an der Luft zerfloſſener Pottaſche fügt. Bei dieſem Hinzuthun der Pottaſche brauſt aber die Maſſe ſtark auf, und muß folglich wohl in Acht genommen werden, damit ſie nicht überlaufe; auch muß ſie ſo lange über dem Feuer umgerührt werden, bis ſie nicht mehr ſchäumt. Beim Ausgießen muß man ſehr behutſam ſeyn, und eine Platte mit einem kleinen Rande haben, in welche man die Maſſe gießt, und eine andre glatte Platte, die man darauf legt und mit Gewichten beſchwert, damit alle nachtheilige Blaſen herausgepreßt werden. Der Stein, welcher zum Steindruck taugt, iſt ein weißgelber, ſchiefriger, mergelartiger Kalkſtein, welcher im Pappenheimiſchen und Eichſtädtiſchen in Baiern gefunden wird; den beſten liefert das pappenheimiſche Dorf Solnhofen. Die beſten Steine ſind die von feinem Bruch und gleicher Farbe; die fleckigen oder weiß punktirten ſind mehr oder weniger unbrauchbar, indem das Scheidewaſſer beim Aetzen nicht gleichmäßig eindringt. Sie werden durch einander ſelbſt geſchliffen, indem man feinen Silberſand zwiſchen 2 derſelben ſchüttet, und ſie ſo lange auf einander herumreibt, bis ſie rein geſchliffen ſind; alsdann reibt man jeden einzelnen Stein ſo lange mit Waſſer und Bimsſtein ab, bis ſeine Oberfläche glänzend wird. Iſt der Stein auf dieſe Weiſe bearbeitet, ſo iſt er für alle Arten von Schrift, für Pinſel- und Federzeichnung ꝛc., brauchbar. Soll er aber für die Kreidemanier zugerichtet werden, ſo muß er eine rauhere Oberfläche erhalten, und nach der Bimsſteinglättung mit ganz feinem, gleichkörnigem Sande überſtreut und mit einem andern glatt geſchliffenen und polirten Steine in die Runde herum, ohne Waſſer, überrieben werden,

wodurch die Oberfläche die nöthige Rauhigkeit bekommt. Alle auf beide Arten zubereitete Platten müssen vor Fettigkeit, Schweiß und Berühren mit der Hand sorgfältig verwahrt werden, weil sie jede Fettigkeit sonst mit abdrucken würde, da sie die fettige Schwärze annimmt. Will man nun zur Zeichnung mit Tusche auf den so zubereiteten Stein schreiten, so übergeht man ihn entweder mit echtem Terpenthinöl oder Seifenwasser, um so das Auseinanderfließen der Striche zu verhindern. Sodann kann man die Zeichnung mit Blei- oder Rothstift auf die Platte tragen; doch ist Rothstift besser, weil man dann deutlich wahrnimmt, welche Striche wirklich mit Tusche überzogen sind, was bei dem Bleistifte nicht so bemerkbar ist. Hierauf umzieht man diese Vorzeichnungsstriche und führt das Ganze nach Belieben aus, nachdem man die Tusche in Regen- oder Flußwasser aufgelöst hat; hierbei ist Regenwasser, welches lange gestanden, das beste. Ist der gemachte Strich schwarz oder wenigstens dunkelbraun, so kann man sicher seyn, daß er beim Abdruck kommen werde, dahingegen ein hellbrauner, durchsichtiger Strich gewöhnlich sich nicht abdruckt. Man kann diese Tusche mittelst des Pinsels oder der Feder auftragen. Zu der letztern Art sind freilich, besonders wenn die Striche fein werden sollen, Schreibfedern nicht wohl anwendbar, weil sie zu leicht stumpf werden. Aber mit desto größerm Vortheile bedient man sich stählerner Federn, die aus Uhrfedern gemacht werden, welche man etwa eine Minute lang in Scheidewasser gelegt, oben wie eine Rinne ein wenig umgebogen und mittelst einer engl. Scheere mit einem Spalt versehen hat, dann in einen Federkiel steckt und so zum Zeichnen gebraucht. Nach der Zeichnung läßt man die Platte einige Stunden liegen und bringt sie dann erst unter die Presse. Das Zeichnen mit der chemischen Kreide verlangt nur, daß die feinsten und sanftesten Töne zuerst, die stärksten zuletzt genommen werden. Ist die Wirkung durch die Kreide in den Vordergründen nicht ganz zu bewirken, so hilft man mittelst des Pinsels oder der Feder mit chemischer Tusche nach. Enthält der gezeichnete Gegenstand sanfte Töne, so ist nöthig, daß der Abdruck der Platte sogleich geschehe, weil sonst das wenige Oel verdunstet oder vertrocknet, und dann die Schwärze an diesen Stellen nicht haftet. Der anzuwendende Oelfirniß muß von der besten Beschaffenheit seyn. Ehe nun der Stein mit Schwärze überzogen wird, muß derselbe mit Scheidewasser, das so stark mit Wasser verdünnt ist, daß der Stein nur schwach aufbraust, überzogen oder darein getaucht werden; dadurch wird der Stein an den hellen Stellen für das Einsaugen des Wassers desto geschickter Hierauf wird er in gemeinem Wasser abgespült. Nur muß man sich hüten, das Scheidewasser zu stark anzuwenden, weil sonst dadurch die feinen Striche und Tinten abgehoben werden. Hat der Stein dann hinlängliches Wasser eingesogen, so ist es nöthig, daß er mit einer Flüssigkeit, die aus $^1/_6$ Leinöl, $^2/_6$ Terpenthinöl und $^3/_6$ gemeinen Wassers besteht, übergossen, und diese dann rein weggewischt und er endlich mit Gummi überfahren werden; hierauf schwärzt man ihn sogleich ein. Das Einschwärzen geschieht mittelst lederner, mit Haaren ausgestopfter Buchdruckerballen oder Walzen, deren man von verschiedener Größe haben muß. Die ersten Abdrücke werden aber selten rein genug. Nach jedem Abdrucke wäscht man den Stein mit Wasser ab und überfährt ihn von Zeit zu Zeit mittelst eines Schwammes mit Gummiwasser, das aus 2 Loth fein gestoßenem arabischen Gummi auf $^1/_2$ Pfund

Wasser bereitet seyn muß. Die auf einer weißen Stelle festsitzende Schwärze muß mit einem reinen oder auch mit einem in verdünntes Scheidewasser getauchten Schwamme weggenommen und mit Wasser abgespült werden. Zur Beschreibung der Presse selbst bedarf es einer Zeichnung. Der Steindruck wird aber nicht bloß auf die oben beschriebene Weise bewirkt; man gräbt auch Zeichnungen, wie bei Kupferstichen und Holzschnitten, in den Stein und druckt diese sodann ab. Auch kann man Kupferstiche vervielfältigen, indem man sie, wenn sie aus der Kupferdruckerpresse kommen, naß auf einen Stein legt und diesen durch die Steindruckerpresse gehen läßt, wodurch der Stein eben solche Abdrücke liefert als die Kupferplatte. Obschon der Steindruck von großem Nutzen ist, und namentlich in München treffliche Blätter gefertigt werden, so ist es doch eine große Unvollkommenheit, daß sich, besonders im Landschaftlichen, die zarten Töne und Fernen nicht genug zurückdrängen lassen; die Striche haben nicht die nöthige Zartheit. Auch gibt eine gut gearbeitete Kreidenplatte öfter nicht mehr als 300 gute Abdrücke. Vielleicht erhält jedoch diese Erfindung, sowie das seit 1817 von Sennefelder erfundene Steinpapier, welches die Steinplatten ersetzt, in der Folge eine noch vollkommnere Einrichtung. S. Sennefelder's „Vollständiges Lehrbuch der Steindruckerei, m. Vorr. von Schlichtegroll" (Münch. 1818, gr. 4.). Vgl. „Geheimniß des Steindrucks in seinem ganzen Umfange" (Tübing. 1820). Schon jetzt ist der Steindruck sehr verbreitet, und man findet sowohl an vielen Orten Deutschlands, als auch in Frankreich, Rußland und England lithographische Anstalten. S. die „Kurze Geschichte der Steindruckerei von Erfindung derselben ꝛc.", von Bronner, in Zschokke's „Ueberlieferungen" (1819). Der Steindruck ist auch für Notendruck allgemein angewendet und hat zur Lithochromie (s. d.) geführt.

Steingießerei, die Bereitung eines Cementes, der, schnell erhartend, von den Alten schon bei Landstraßen, Cisternen und Gußmauern benutzt ward und durch die Dauer so mancher Jahrh. sich als sehr brauchbar erwiesen hat. Die Kenntniß dieser Masse soll sich bis ins Mittelalter erhalten haben. Das in London jetzt angewandte Verfahren, um die Landstraßen mit einem steinharten Kitte zu überziehen, könnte übrigens recht bequem zu Gestaltungen angewandt werden, die um künstlerischen Werth zu erhalten, kaum der nachhelfenden Hand brauchen würden.

Steingut, s. Töpferkunst.

Steinhuder Meer, ein Landsee, theils zu dem schauenburg-lippeschen Amte Hagenburg, theils zu dem hanöverischen Fürstenthume Kalenberg gehörend, hat seinen Namen von dem dabei liegenden Marktflecken Steinhude und ist ¾ M. lang, ½ breit, über 16 Fuß tief; er hat ein gelbliches torfartiges Wasser, ist aber ziemlich reich an Barsen u. a. Fischen. In der Mitte des Sees liegt die kleine Festung Wilhelmstein auf einer durch Kunst gemachten Insel, 1761 vom Grafen Wilhelm Friedrich Ernst zu Lippe-Bückeburg als eine reguläre oder aus mehr gleichseitigen Ecken bestehende Schanze angelegt und durch die muthige Vertheidigung bei der Invasion der Hessenkasseler 1787 bekannt. Sie hat im Souterrain trockene Kasematten zur Aufbewahrung der Vorräthe und war eine zur Vertheidigung nöthige 400 Mann starke Besatzung. Im Schloß befinden sich eine Bibliothek und einige wissenschaftliche Sammlungen.

Digitized by Google

Steinkohlen, eine Gattung brennbarer Materialen, meist von schwarzer oder brauner Farbe. Die erstere Gattung, in der Mineralogie die Schwarzkohle, wird gemeiniglich **Steinkohle** genannt. Sie sind schwarz, mehr oder minder glänzend und geben eine vortreffliche Feuerung. Durch eine unvollkommne Verbrennung derselben, ungefähr wie die Holzkohlen zubereitet werden, erhält man die Koaks, deren man sich vorzüglich zum Schmelzen der Metalle bedient. Die Nebenproducte, welche man in besondern Verkohlungsöfen durch den Destillationsproceß aus den Steinkohlen erhält, sind vorzüglich **Steinkohlentheer**, **Steinkohlenöl**, saures **Steinkohlenwasser** und ein Gemenge von brennbaren **Gasarten**, welche letztere wegen der Gasbeleuchtung von großer Wichtigkeit sind. Die Steinkohlen finden sich in Lagern und Flötzen. Sehr merkwürdig ist die Selbstentzündung, welche zuweilen bei den Steinkohlenflötzen eintritt. Ein solcher unterirdischer Brand kann, wegen Mangel an Zutritt der freien Luft, oft viele Jahre langsam fort schwälen, ohne daß eine bedeutende Masse Steinkohlen verzehrt würde, und erlischt oder erstickt endlich in sich selbst. Unter andern Umständen, durch Zutritt der Luft, vorzüglich aber des Wassers, können dadurch Erschütterungen, Erdbeben und bei zunehmender Gewalt der Verbrennung endlich feuerspeiende Berge entstehen. Die zweite Art begreift man u. d. N. **Braunkohle**, welche bald als eine braune Erde, bald in festeren Stücken mit deutlichen Spuren einer Holztextur, ja zuweilen in ganzen Stämmen, vorzüglich in einigen Gegenden von Thüringen und im Magdeburgischen vorkommen und ein zwar weniger reinliches, aber höchst nutzbares Brennmaterial liefern. Auch sie kommen immer nur in Flötzen und Lagern vor und zeigen noch deutlicher als die Steinkohlen, daß sie verwandelte Ueberbleibsel einer ältern untergegangenen Vegetation sind. Die Steinkohlen sind weit verbreitet: in Frankreich am Fuß der Cevennen, in der Franche-Comte, in Bretagne, in Chaumont und St.-Etienne; in den Niederlanden um Lüttich; in Deutschland im Hessischen, Sächsischen, in der preuß. Rheinprovinz ꝛc. Am häufigsten sind sie aber in dem britischen Reiche. Sie finden sich beinahe in allen westlichen Provinzen, wie auch im südlichen Schottland und in Irland, vorzüglich aber im nördlichen England, in einem Striche von Westen nach Osten, zwischen Whitehaven und Newcastle in ungeheurer Menge; die Gruben bei Newcastle, der Hauptort für diesen Gegenstand, beschäftigen allein 30.000 Menschen. Ja man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Wohlstand, die Vollkommenheit der Fabriken und folglich auch der Handel Englands durch dieses unschätzbare und in so unendlicher Fülle vorhandene Brennmaterial bedingt sind. — S. John's „Naturgeschichte der fossilen Infammabilien" (Köln 1816, 2 Bde.).

Steinkopf, ein ausgezeichneter Thiermaler, geb. 1732, starb als Professor und Hofmaler in Stuttgart 1825. Viele seiner Gemälde, besonders Pferde, befinden sich auf den k. Lustschlössern. Er hinterließ eine Sammlung von Werken, vorzüglich älterer Meister.

Steinkrankheit, lithiasis, nennt man jene anomale Thätigkeit des Organismus, deren Erzeugnisse steinartige Concremente sind. Die Steine bilden sich in solchen Organen, die eine Flüssigkeit ausscheiden, welche, ehe sie entweder aus dem Körper entfernt wird, oder sich innerhalb desselben ergießt, einige Zeit in einem Behälter verweilen muß: als in der Urinblase, den Harngängen und in den Harn absondernden

Canälen der Nieren, in der Gallenblase und den Gallengängen der Leber, und innerhalb der Gelenkkapseln. Die Formation der steinartigen Körper beruht daher zunächst auf einer krankhaften Mischung dieser Absonderungsflüssigkeiten; da diese aber nur ein Erzeugniß der Secretionsorgane sind, so muß in ihnen auch die vitale Bedingung ihrer Entstehung gesucht werden. Der Grund aber, daß ein Secretionsorgan keine gesunde Absonderung liefert, kann entweder in dem Organ selbst, oder in einem allgemeinen Leiden des Körpers, und dann besonders in einer fehlerhaften Mischung des Blutes und in einer verdorbenen Assimilation liegen. Daß die Steinbildung oft von einem anomalen Reproductionsprocesse abhange, beweiset die Gicht; hier gehen immer Verdauungsbeschwerden vorher, manchmal wechseln Gries- und Gichtbeschwerden ab und bei anhaltend vorherrschender Säure im Darmcanal hat man nicht selten Gries entstehen sehen. Die Steine sind verschieden nach den verschiedenen Flüssigkeiten, aus denen sie sich niederschlagen. Ihre allmälige Bildung geht daraus hervor, daß sie aus verschiedenen Schichten bestehen, die bald gleiche, bald ungleiche Bestandtheile haben. Ist der Stein groß genug, so verstopft er die Canäle und hindert das Austreten des Secretes; er reizet durch seine mechanischen Eigenschaften die Wanderungen; es bildet sich eine chronische Entzündung oder auch ein Krampf dieser Theile, und häufig ist eine Vereiterung des Organs die Folge davon. Ihre Wirkung beschränkt sich nicht bloß auf das Organ, worin sie ihren Sitz haben, sondern verbreitet sich auch zu andern Theilen; so entstehen bei Gallensteinen Uebelkeit, Erbrechen; bei Blasensteinen Jucken in der Eichel, Schmerzen im Schenkel, den Hoden. Am gewöhnlichsten sind: Gallensteine, die sich oft in großer Menge in der Gallenblase und in der Leber von der Größe einer Erbse bis zu der einer Haselnuß befinden, aus verdickter Galle und einem wallrathähnlichen Fette bestehen und dunkel, braun oder schwarz aussehen. Reizen sie das Gallensystem zu stark, so erregen sie Schmerzen, die bald entzündlich, bald krampfhaft seyn können. Ferner verursachen sie, wenn sie den Erguß der Galle verhindern, langdauernde Gelbsuchten. Manchmal werden die Gallensteine durch die Anstrengungen beim Erbrechen fortgetrieben, gehen auch oft mit dem Stuhlgange ab. Die Bestandtheile der Urinsteine sind mannigfacher; als Blasensteinsäure, blasensteinsaures Ammonium, kleesaure Kalkerde und phosphorsaure Kalk- und Talkerde und Ammonium in derselben Verbindung. Sie erscheinen bald in der Form von Gries, der sich aus dem Urine niedersenkt, bald als feste Steine. Sie bilden sich entweder um die Nieren, wo sie dann Schmerzen, Entzündung und Eiterung erregen; oder im Nierenbecken, in welchem Falle sie oft unter Schmerzen, die sich von der Nierengegend aus nach unten und hinten verbreiten, durch den Harncanal in die Blase gehen und durch den Urin ausgeworfen werden; oder sie bilden sich in der Urinblase selbst, wo sie dann große Urinbeschwerden, Schmerzen und einen oft nur tropfenweisen schleimigen Abgang des Urins verursachen. Durch die Untersuchung mit dem Katheter entdeckt man den Blasenstein am sichersten, im Falle er nicht in einem Sacke liegt oder mit Schleim überzogen ist. Um die Urinsteine aufzulösen, sind wohl auch innere Mittel empfohlen worden; indessen sind sie ziemlich unsicher. Wächst der Blasenstein so sehr an, daß er den Urinabgang ganz verhindert, so ist es Zeit, ihn durch eine (freilich schmerzhafte chirurgische Operation zu ent-

Digitized by Google

fernen, die der Steinschnitt heißt. Er kann auf eine vierfache Art gemacht werden, und zwar wie man sich ausdrückt, a) mit der kleinen Geräthschaft; eine Operation, die schon Celsus beschreibt, und die sehr einfach ist, wenig Instrumente erfordert, und daher den obigen Namen erhalten hat. Der Operateur drückt den Stein durch gewisse Handgriffe nach dem Mittelfleische herunter, wo von Außen ein Einschnitt gemacht wird. b) Vermittelst der hohen Geräthschaft wird die Blase an der entgegengesetzten Stelle über den Schambeinen geöffnet. c) Die große Geräthschaft erweitert die Harnröhre so sehr, daß man eine Zange hineinbringen und den Stein hervorziehen kann. Bei Männern öffnet man in dieser Absicht die Harnröhre etwas hoch oben, und bringt in diese Oeffnung Dinge, wodurch man sie dergestalt auszudehnen sucht, daß man die Zange einbringen und so den Stein entfernen kann; sie heißt die große Geräthschaft, weil sie mehre Instrumente erfordert als die kleine. d) Die Seitengeräthschaft, auch der Latralschnitt genannt, wird jetzt für die sicherste und beste Steinoperation gehalten und am häufigsten verrichtet; ihr Zweck ist, den Theil der Harnröhre, der durch die große Geräthschaft so sehr gedrückt und nachtheilig ausgedehnt wird, zu spalten, und da dieß nach unten nicht ohne Verletzung des Mastdarms geschehen kann, so muß man den Schnitt auf der Seite der Harnröhre machen. Dieß ist der Grund des Namens. Neuerdings ist hierzu noch der Blasenschnitt durch den Mastdarm und Civiale's Methode gekommen, die er Lithotritie (s. d.), d. h. Steinzermalmung nannte. Nach Civiale haben Amussat, Leray, Meyrieux, Hourteloup, Scheinbis, Nattmann, Wenzl, Jacobson und andere Aerzte durch Erfindung neuer Instrumente und durch Vervollkommnung des Civiale'schen Apparats sich um die Steinzermalmung verdient gemacht. Diesen gemeinsamen Bestrebungen ist es gelungen, der Steinzermalmung einen gewissen Grad von Vervollkommenheit zu geben; jedoch ist dieselbe nichts weniger als vollendet zu nennen. Durch die Steinzermalmung können nicht sehr große und zerbrechliche Blasensteine entfernt werden, und viele Genesene preisen den Nutzen dieser Erfindung; allein noch ist es nicht möglich, durch sie alle Arten von Steinkranken zu heilen, und der Steinschnitt ist durch die Lithotritie nicht verdrängt, sondern nur eingeschränkt worden. Nach den jetzigen Erfahrungen ist die Steinzermalmung ausführbar bei Harnblasensteinen von einem solchen Umfange, daß sie von den Apparaten gefaßt werden können, bei zerbrechlichen, bei einer solchen Beschaffenheit der männlichen Harnröhre, daß sie die Einführung der Instrumente erlaubt, bei einer Blase, die Raum genug gewährt, die Entwickelung der Zangenarme zu gestatten, und die nicht so empfindlich ist, daß eine entzündliche Reizung zu besorgen steht. Dagegen ist es unmöglich, die Steinzermalmung anzuwenden bei Blasensteinen, die mehr als 3 bis 4 Zoll Umfang haben, bei Steinen, die an den Blasenwänden angewachsen sind, bei gleichzeitig mit Blasensteinen bestehenden Blasenkrankheiten, bei sehr alten und sehr jungen Individuen. Zur Ausführung der Operation sind folgende Instrumente nöthig 1) die äußere Röhre, die als Scheide für den Steinhalter und Steinbohrer dient, 2—4 Linien Durchmesser und ungefähr 11 Zoll Länge hat; 2) die innern Canülen (Litholabes) oder Zangen zum Suchen, Fassen, Festhalten, und Ausziehen des Steins; es sind dieses in die äußern Röhren passende Stahlcylinder, etwas länger als die Scheide, am obern Ende 2—4 flache federnde

Digitized by Google

Zangenarme getheilt; 3) der Steinbohrer und Steinsprenger (Lithotriteur), ein Schaft aus Stahl, sechs Linien länger als die innere Canüle; an seinem Spitzende hat er einen Kopf mit Zähnen, auf dessen Oberfläche sich Einschnitte zur Aufnahme der Zangenarme, wenn die Zange geschlossen ist, wie auch die Röhren Nr. 2, mit einer Scala versehen, welche den Durchmesser des gefaßten Steines anzeigt; 4) die Instrumente, mittelst welcher der Bohrer in Bewegung gesetzt wird; 5) eine Drehbank oder ein Drehstuhl zur Befestigung des Apparats. Die Operation selbst wird, wenn die Empfindlichkeit der Harnröhre abgestumpft und durch wiederholte 10—20 Minuten lang fortgesetzte Anwendung elastischer Sonden von 2—4 Linien Durchmesser an den Reiz fremder Körper gewöhnt worden ist, wozu gewöhnlich acht Tage hinreichen, auf folgende Weise verrichtet. Der zu Operirende wird auf eine Matratze gelagert; der gewöhnliche Katheter wird in die Blase geführt, und durch diesen eine schleimige Flüssigkeit (z. B. Eibischwurzelabkochung oder Milch) in dieselbe gespritzt, da ohne diese nicht operirt werden darf, weil man sonst Gefahr läuft, die Blasenwände zu verletzen. Ist dieses geschehen, so wird das mit Fett bestrichene Instrument mit ganz zurückgezogener Litholabe in die Blase durch die äußern Geschlechtstheile mit großer Vorsicht wie ein Katheter geführt, und mit diesem leise und behutsam nach dem Steine gesucht. Ist dieser gefunden, so bleibt der Operateur mit dem Ende des Instruments vor dem Steine, lüftet die Arme des Litholabes und fängt denselben; ist dieses geschehen, so wird derselbe durch die Einrichtung des Instrumeuts festgehalten, worauf man an der Scala des Litholabes die Größe des Steins erkennt und, wenn er sehr klein ist, zur Ausziehung, wenn er aber groß ist, zur Anbohrung desselben schreitet. Ist letzteres der Fall, so muß dieser Operationsact so lange vermöge des eigenen Bohrapparats und der Anwendung der Drehbank fortgesetzt werden, bis der Operateur oder der Kranke ermüdet ist. Will man die Operation beendigen und das Instrument aus der Blase führen, so wird der Stein aus den Armen der Zange gestoßen, diese werden zurückgezogen und das ganze Instrument wird wie ein Katheter entfernt. Nach der Operation hören die Schmerzen, die überhaupt keine sehr bedeutende Höhe erreichen, auf, der Kranke entleert die in der Blase enthaltene Flüssigkeit mit den angebohrten Steinfragmenten und manchmal mit Blut gemischt. Er muß hierauf ein laues Bad nehmen, milde Diät halten und schleimige Getränke zu sich nehmen. Nach zwei bis acht Tagen, bis der Urin keinen Harngries und keine Steinstückchen mehr enthält, wird die Operation so oft in den nöthigen Intervallen wiederholt, bis der Stein ganz entfernt ist. (Vergl. Civiale: „De la lithotritie ou boiement de la pierre dans la vessie", Paris 1827; deutsch von E. Gräfe, Berlin 1827, und von Remer, Breslau 1827.)

Steinmasse, künstliche, eine Erfindung des Laurenz Rohlik in Wien, welche den florentinischen Alabaster, den carrarischen Marmor, den Chrysopras, Lapis Lazuli, Malachit u. a. Steinarten höchst täuschend in Härte und Farbe nachahmt, und woraus der Erfinder die verschiedensten Kunsterzeugnisse bildet: Crucifixe, Madonnenbilder, Lampen, Platten, Säulen u. s. w. Sie leiden nicht durch Verwitterung und sind äußerst wohlfeil.

Steinregen, s. Atmosphäre.

Digitized by Google

Steinschneidekunst (Lithoglyptik). Sie lehrt, mittelst Anwendung des Demants, des Schmergels und einer kleinen Maschine, das Rad genannt, ferner durch Sägen, Spitzen von Eisen, Zinn und kleine Räder, Steinen eine glatte Oberfläche und eine regelmäßige Gestalt geben; insbesondere lehrt sie entweder vertieft in Steine Formen schneiden (Steine dieser Art heißen Intaglios) oder in erhabene Figuren, die letztern heißen **Cameen** (s. d.). Der Diamant muß wegen seiner Härte auf stählernen Scheiben geschnitten werden, auf welche der Arbeiter Diamantpulver (Bord) oder Demantspathpulver mit Oel gießt. Zum Rubin, Sapphir, Topas ist eine kupferne Scheibe mit Demantspath und Oel hinlänglich. Die Politur gibt man ihnen auf Kupfer mit Trippel und Wasser. Hyazinth, Smaragd, Amethyst, Achat u. a. minder harte Steine schneidet man auf Bleischerben mit Schmergel und Wasser und polirt sie mit Trippel. Opale und Turkisse schneidet und polirt man wegen seiner geringen Härte auf Holzscheiben mit Trippel. — Die Cameen mögen ihren Ursprung bei jenen gestirnanbetenden Babyloniern genommen haben, die Talismane mit Zeichen, welche an die Macht der Gestirne erinnern sollten, an sich zu tragen gewohnt waren. Von ihnen kam der Gebrauch, geschnittene Steine zu tragen, zu den Hebräern. Unter ihnen war als Steinschneider Bezaleel bekannt, der auf Moses's Anordnung in die Steine des hohenpriesterlichen Mantels und des Brustschilds Aarons die Namen der 12 Stämme schneiden mußte. Nach Einigen kam diese Kunst aus Indien. Die Aegypter schnitten die härtesten Granite, Syenite, Porphyre und Basalte zu Gefäßen und Figuren, wie man glaubt, durch Anwendung, roher Diamanten; aber sie schnitten dieselben nicht erhaben, sondern vertieft. Ihre Gottheiten schnitten sie in Lapis Lazuli. Bei den Griechen finden sich schon zur Zeit des Solon Spuren von der allgemeiner verbreiteten Sitte, geschnittene Steine als Siegelringe zu gebrauchen. Als die frühesten Künstler dieses Fachs werden Mnesarchos, der Vater des weisen Pythagoras, und sein Zeitgenosse Theodoros von Samos genannt, welcher Letztere den berühmten Stein geschnitten haben soll, den Polykrates in seinem Siegelringe trug. Einige etruskische Steine (wie die 5 gegen Theben ausgezogenen Helden u. a. in der Stosch'schen Sammlung) tragen die Zeichen eines sehr hohen Alters. Die Arbeiten der alten Etrusker in diesem Fache waren in Hinsicht der Zeichnung und der Nettigkeit der Ausführung ganz vortrefflich. Bei den Griechen hat diese Kunst zu den Zeiten Alexanders d. Gr. den höchsten Gipfel erreicht. Doch können wir von dem Verdienste des Pyrgoteles, des Apollonides und Kronios nur nach schriftlichen Zeugnissen urtheilen, da echte Arbeiten dieser Künstler nicht bekannt sind. Pyrgoteles zeichnete sich schon in erhaben geschnittenen Werken aus, und seitdem mag jene Kunst sich entwickelt haben, von der so vortreffliche Ueberreste auf uns gekommen sind, die sich in unwandelbarer Schönheit erhalten haben. Die Schönheit und Richtigkeit der Zeichnung, der Ausdruck der Köpfe, die Anmuth und Freiheit der Stellungen geht bei den antiken geschnittenen Steinen über alle Beschreibung. Dioskorides, Apollonides, Aulos, Hylos, Enejus, Solon trugen unter den ersten römischen Kaisern diese Kunst nach Rom und brachten sie zur höchsten Vollendung. Aber gerade die bedeutendsten Arbeiten, die sich erhalten haben, der Onyx der heil. Capelle zu Paris, die Apotheose Augusts zu Wien (s. über beide **Cameen**), der Onyx im Haag, die Apotheose des Kai

sers Claudius darstellend, und der den Patroklos beklagende Achilles, der Kopf des Julius Cäsar: alle diese Arbeiten sind, wie das braunschweiger Gefäß, die Trivulcische Tasse und die Tasse zu Neapel, ohne Namen, in Rücksicht des Kunstwerths von größerer oder minderer Bedeutenheit. — Reiche Römer waren die Ersten, welche von solchen Steinen Sammlungen anlegten. Scaurus, des Sulla Stiefsohn, machte den Anfang; Pompejus brachte des Mithridates Sammlung nach Rom und stellte sie im Capitol auf; Julius Cäsar 6 Tafeln mit 6 Gemmen im Tempel der Venus, und unter August nachher M. Marcellus eine Sammlung im Tempel des palatinischen Apollo. Auch waren die Sammlungen des Herodes Atticus, des Vespasian u. A. berühmt. Doch sank seit den Zeiten des Septimius Severus die Kunst, wie wir aus der reichen Classe der Abraxassteine (s. Abraxas), einigen seltenen Arbeiten der Byzantiner und mehren Glaspasten aus den ersten christl. Jahrh. ersehen. Darf man nach den bis jetzt bekannt gewordenen Ueberresten schließen, so wurden in Byzanz und Konstantinopel mehr Arbeiten dieser Art verfertigt als im Abendlande. Als die aus Konstantinopel geflüchteten Griechen sich nach Italien wandten, brachten sie mit Hülfe der Mediceer die Steinschneidekunst wieder empor; namentlich hält man den Johannes Bernhardi (Giovanni dalle Carniole), einen trefflichen Künstler, für den Wiederhersteller dieser Kunst in Italien. Es sind nur wenige Arbeiten übrig, die ihm mit Zuversicht zugeschrieben werden können, außer jenem bekannten Carniol im florentiner Museum mit dem Bildniß des Savonarola. Ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des Giovanni war in Florenz Nanni di Prospero dalle Carniole, den Francesco Salviati in seinen Arbeiten leitete, und außerhalb Florenz vorzüglich Domenico Compagnie (dei Camei), ein Mailänder, von welchem das Bild des Ludwig Sforza, genannt Moro, in einen Rubin geschnitten, sich im florentiner Museum erhalten hat. Lorenzo von Medici brachte nicht nur eine Sammlung antiker geschnittener Steine zusammen (jetzt die beträchtlichste von allen, 4000 Steine enthaltend), sondern nahm auch verschiedene geschickte Steinschneider zu sich. Vorzugsweise behandelte man antike Gegenstände, die man häufig mit solcher Meisterschaft nachahmte, wie z. B. der Florentiner Donatello, daß die höchste Kennerschaft dazu gehört, vollendete Arbeiten dieser Periode von echt antiken zu unterscheiden. Bekannt ist der Zwiespalt der Meinungen, die in dieser Hinsicht über einen berühmten Stein, den sogenannten Siegelring des Michel Angelo, besteht. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß dieser Carniol eine Arbeit des Pietro Maria da Pescia sey, wie der im Abschnitt angebrachter Fischer andeuten könnte, der gleichzeitig mit M. Angelo das Zeitalter Leo X. verherrlichte. Die Fertigkeit, in edle Steine zu schneiden, trug man auch auf Glas und Gold über, und namentliche Auszeichnung verdient in dieser Hinsicht das Krystallkästchen des Valerio Belli, des geschicktesten und fleißigsten Künstlers des 16. Jahrh. In Mailand machte Jacopo de Trezza, der Verfertiger des berühmten Tabernakels im Escurial in Spanien (1564), die ersten Versuche, in Diamanten zu schneiden. Um 1570 blühten in Florenz der Mailänder J. A. Derosst, welcher den 7 Zoll großen Camee im florentiner Museum, Großherzog Cosmus von Toscana mit seiner Gemahlin Eleonore und seinen 7 Kindern darstellend, schnitt; die größte bis jetzt bekannte Arbeit, die ein neuerer Künstler geliefert hat. Gleichzeitig lebten in Flo-

renz die 5 Brüder Saracchi als berühmte Steinschneider. In Rom entstanden erst unter Papst Julius II. und Leo X., und nur unbedeutende Sammlungen von geschnittenen Steinen. Maria Piccolomini, ein römischer Prälat, hatte hier die beste, und Lucio Odescalchi, nachher Duca die Bragiani, ererbte die der Königin Christina von Schweden. Späterhin hatte Rom die Sammlungen in der vaticanischen Bibliothek (mehr durch Zufall, als Plan zusammengebracht), in den Pallästen Barberini und Strozzi (Meisterwerke enthaltend, jetzt in St.-Petersburg), und noch jetzt zeichnen sich die dem Prinzen Piombino gehörige Ludovisische Sammlung und die des Cardinals Borgiv zu Velletri, berühmt durch ihre ägyptischen Steine und Skarabäen, aus. Neapel hat schöne geschnittene Steine im Cabinet zu Portici und Capo di Monte. Zu Catanea in Sicilien brachte der Prinz Piscari eine große Sammlung von lauter einzeln in Sicilien gefundenen Steinen zusammen. Einer der ersten jetzt lebenden Künstler in der Steinschneidekunst in Italien ist Giuf. Giranetti. Neben ihm sind auszuzeichnen: der Römer Berini, Everara und Giromelli in Rom und Putinati in Mailand. — In Frankreich und England hat es ebenfalls berühmte Künstler im Steinschneiden gegeben. In ersterem Lande wurde die erste Sammlung bereits unter Franz I. angelegt, in den bürgerlichen Kriegen aber wieder zerstreut. Den Grund zu der jetzigen sehr merkwürdigen, des Antikencabinets der königlichen Bibliothek, legte Louvois unter Ludwig XIV. Eine gute Sammlung war die des Herzogs von Orleans, die ihm als Erbschaft aus der Pfalz zufiel. In England sind die Sammlungen der Herzoge von Besborough, Devonshire, Carlisle, Bedford und Marlborough am bekanntesten. — Die ersten Spuren deutscher Steinschneidekunst zeigten sich im 14. und 15. Jahrh. in Nürnberg und Strasburg; der älteste, namentlich bekannte deutsche Steinschneider war der Nürnberger Engelhard (st. 1552), Albr. Dürer's Freund. Lucas Kilian wurde wegen seiner herrlichen Arbeit der deutsche Pyrgoteles genannt. Kaiser Rudolf II. war ein großer Liebhaber und Beschützer dieser Kunst. Unter den neuesten ausgezeichneten deutschen Steinschneidern sind zu nennen: Natter und Pichler (s. d.). Auch an Sammlungen fehlt es nicht in Deutschland. In Sanssouci sind ihrer mehre vereinigt, unter diesen die durch Winckelmann's Beschreibung so berühmte von Bar. Stosch (s. d.). Wien hat ein eigenes Gemmencabinet; die dresdener Sammlung ist nicht unbedeutend; schöne Stücke besitzt München. In Holland ist das Cabinet des Königs bedeutend. Petersburg hat außer der von Zeit zu Zeit ansehnlich vermehrten kaiserlichen, an der des Grafen Poniatowsky eine der reichsten. — Um entfernte Kunstfreunde an den zierlichen und sinnreichen. oder auch bloß merkwürdigen Bildwerken solcher Steine Antheil nehmen zu lassen, hat man zwei Mittel gewählt, Kupferstich und Abdruck oder Abguß. Lippert (vgl. d.) erfand eine eigne weiße Masse (nach der allgemeinen Behauptung eine sächsische Kalkerde mit Hausenblase gemischt), der er durch ein beigemischtes Fossil zur fast unzerstörbaren Dauer vorzüglichen Glanz zu geben wußte. Bildwerke einer gewissen Art stellten zusammen: Bellori, Bildnissen von Philosophen u. a., Chifflet Abraxas, Gori Steine mit Sternen, Ficaroni Steine mit Inschriften, Stosch Steine mit den Namen der Künstler. Abbildungen ganzer Sammlungen lieferten Gori in dem Museum Florentinum, Wibar und Mongez in der Gallerie von Florenz, Mariette von der ehemaligen

königlich französischen, Leblond und Lachaux von der des Herzogs von Orleans, Eckhel von der wiener. Außerdem gehören hierher das Museum Odescalchi, die Cabinete von Gravelle, Stosch, Bossi, des Herzogs von Marlbourough.

Stellionat (stellionatus) wird im römischen Rechte der Betrug genannt, welcher durch Erweckung unrichtiger Vorstellungen bei Andern zum Zweck einer Vermögensbeschädigung ausgeübt wird. Bei den Römern waren besonders die Erbschleicherei und Betrügereien durch Testamente herrschend, und es wurde, um sie dort zu hindern, ein eignes Gesetz (die lex Cornelia de falsis) gegeben. Sowie man nun diese letztern Arten des Betrugs falsa nannte, so hießen die vielen hierher nicht gehörigen Betrügereien stellionatus. Bei uns wird zwischen falsum und stellionatus kein Unterschied gemacht, und die Beschaffenheit des Betrugs und der Größe des angerichteten Schadens dienen hauptsächlich zum Maßstabe der Strafe.

Stellung, schräge, s. **Schlacht** und **Angriff**.

Stellung, s. **Attitude**, **Tableaux vivants** und **Gebärde**.

Stempel- oder Stämpelpapier ist mit einem Siegel oder Stempel versehenes Papier, auf das gewisse Acte und rechtliche Verhandlungen geschrieben werden müssen, wenn sie Rechtsgültigkeit haben sollen. Die Römer hatten unter den Kaisern schon Stempelpapier; so gebot Justinian den Gerichtsschreibern, die Urkunden nur auf solchem Papier auszufertigen, auf dem obenan der Name des Intendanten der Finanzen, die Zeit, wann das Papier verfertigt worden war, und der Name des Verfertigers standen; zugleich mußte auch der Titel oder der kurze Inhalt der Acte oben angegeben werden. Nur eine auf solches Papier geschriebene Urkunde hatte rechtliche Gültigkeit. Daß der Name des Finanzintendanten auf dem Papiere stand, läßt allerdings vermuthen, daß für dieselbe etwas bezahlt werden mußte; doch ist es nicht ausgemacht, daß die römische Regierung den Gebrauch ihres Stempelpapiers als eine Steuerabgabe ansah. — In der neuern Zeit sind es sehr wahrscheinlich die Holländer, welche 1624 die Stempelsteuer aufbrachten. Da durch das Papier bei gerichtlichen und notariellen Urkunden Verfälschungen vorgebeugt wurden, und aus dem häufigen Gebrauche desselben den Finanzen der Fürsten eine schöne Summe erwuchs, so war es natürlich, daß die Holländer bald Nachahmer fanden. 1688 ward es in den spanischen Niederlanden eingeführt. 1673 ward es in Frankreich durch ein königl. Edict anbefohlen. Auch die deutschen Staaten nahmen dasselbe bald an. Wenn die Abgaben, welche durch den Stempel erhoben werden, sonst auf richtigen Principien gebaut sind; so ist die Methode in vielen Fällen sehr bequem und wohlfeil. So lassen sich: 1) die Beiträge zur Vergütung gerichtlicher Handlungen, der obrigkeitlichen Mühe bei Processen, Einregistrirungen, bei Erbschaften u. s. w. sehr bequem durch ein angemessenes, für jeden einzelnen Fall bestimmtes Stempelpapier erheben. Ebenso 2) die Consumtionssteuern für Spielkarten, Würfel, goldne und silberne Geräthschaften, Zeitungsblätter, Journale u. s. w. Die Abgabe vom Stempelpapier kann nicht anders als monopolitisch bezogen werden. Die besondere Papiergattung und der Umstand, daß man dergleichen Papier nur von einer Staatsbehörde kaufen kann, sichert allein gegen den Betrug. Denn sollte jeder Kaufmann das Recht haben, sich Papier stempeln zu lassen und damit zu handeln, so würde dieses

Digitized by Google

zu einer Menge Verfälschungen führen, da nichts leichter nachzumachen ist, als ein solcher Stempel. Dieses ist bloß dadurch zu verhüten, daß nur der Staat Stempelpapier verkaufen darf. Denn um eines einzelnen oder einiger Bogen willen einen falschen Stempel zu machen, wird selten der Mühe werth gefunden. Ebenso lassen sich Kalender und Spielkarten nicht mit Erfolg besteuern, als wenn man diese Gegenstände zum Staatsmonopol macht, besonders, wenn die Steuer darauf sehr hoch ist. Hier sind jedoch die Verfälschungen schon viel bedeutender, und es ist wohl zu überlegen, ob man sich nicht lieber mit einem niedrigen Stempel begnügen und dabei den Handel frei geben sollte. Doch dürfen die Stempelabgaben für processualische Sachen nicht zu hoch seyn; weil sonst mancher Arme verhindert wird, auf dem Wege gerichtlicher Klage sein Recht zu suchen. In mehren Staaten ist der Erbschaftsstempel unverhältnißmäßig hoch; so ergiebig dieß für den Staat auch ist, so drückend ist es auch für den Unterthan. Die Verfälschung der Stempelbogen und das Nachmachen derselben ist übrigens wie jedes andre Fälschungsverbrechen zu betrachten und zu bestrafen, wofern nicht in einem Staate besondere Strafen dafür geordnet sind.

Stempel- oder Stahlschneidekunst ist die Kunst, Petschafte, Münzstempel, Matrizen- oder Schriftgießer- und andere Kunstformen in Stahl zu schneiden. Gewöhnlich fängt der Stahlschneider mit erhabenen Stempeln an, um die ausgehöhlten Matrizen oder Formen zu machen; mit den eingegrabenen Stempeln fängt er an, wenn die Arbeit ganz flach werden soll. Zuerst zeichnet man Das, was geschnitten werden soll, und formt es in Wachs, in derselben Größe und Tiefe, die es bekommen soll; nach diesem Wachsmodell wird der Stempel geschnitten. Sobald er fertig ist, wird er stark gehärtet, damit er die Hammerschläge umso besser ertrage, die er bekommen muß, um den Eindruck in die Matrizen zu machen. Der Stahl wird heiß gemacht, um ihn zu erweichen, damit er desto williger den Eindruck des Stempels annehme. Wenn dieser in die Form eingeprägt ist, so gibt man noch vermittelst stählener Grabstichel und Meißel, den Linien und Umrissen die letzte Vollendung, da wo sie durch zu große Zartheit, oder zu hohes Emporstehen mangelhaft erscheinen. — Die Geschichte dieser Kunst reicht in die frühesten Zeiten hinauf. Von den ältesten Arbeiten der Lydier, denen die Griechen die Erfindung der Prägekunst zuschreiben, ist nichts auf uns gekommen. Die ältern Proben von Stempelglyptik glaubt man in den griech. Münzen wieder zu finden, deren rohe Bilder nur auf eine Seite des linienförmig gegossenen Metallstücks (des Schrötlings) aufgedrückt sind, während die Rückseite im Augenblick der Prägung auf ein Metallstück aufgelegt ward, das sich nothwendig dadurch tief eingedrückt hat. Münzen dieser Art gibt es von den ältesten Orten Griechenlands und den Ländern griech. Sitte, namentlich auch Aegina, wohin die griech. Behauptung die Anfänge der griech. Münzkunst verlegt. Eine andre Art von eingedrückten Stempeln findet man in Kroton, Poseidonia u. s. w., wo die eine Seite einen erhabenen Typus, die andre einen sehr ähnlichen vertieften zeigt. Wenigere Proben aus der Zeit des gewaltigen Styls sind auf uns gekommen, als aus der Zeit des hohen und edeln, der in diesen kleinen Kunstwerken meist um die Zeit Alexanders des Großen, bei den Städten Großgriechenlands und Siciliens aber etwas

Digitized by Google

früher eintritt. Alles läßt uns glauben, daß die Stempel aus Stahl waren, oder aus gehärteter Bronze, die man bekanntlich wie Stahl zu glühen verstand. Griechenland war auch in dieser Kunstfertigkeit, wie in so vielen andern, Roms Lehrerin. Die ältesten ober- und mittelitalienischen Münzen waren gegossen. Aber in der letzten Zeit der römischen Republik unter den Kaisern prägte man, wie die Münzen der Familie Carisia beweisen und die bei Beaumont an der Oise gefundenen Instrumente. Im kaiserl. Rom wurde am meisten Sorgfalt auf die Großbronzen verwandt, in deren Typen uns berühmte alte Kunstwerke erhalten sind: und auch da waren es die griech. Städte, denen das Münzrecht geblieben war, die auf diese Weise sich auszeichneten. Als das Metall immer schlechter ward, verfiel auch das Gepräge, und zum Theil mag der Umstand wirklich mit eingewirkt haben, daß seit Konstantin dem Großen die Stempel immer roher wurden, weil christliche Künstler dem heidnischen Aberglauben durch Darstellung der vultus ducales und aeternales nicht Vorschub thun wollten. Der Uebergang von den letzten römischen und byzantinischen Münzen zu den karolingischen Denaren und gar zu den Brakteaten war sehr allmälig. Seit den Kreuzzügen bemerkte man in den europäischen Münzen ein Streben nach gefälliger Form. Die franz. Turnosen, die florentinischen Liliengülden, das Geld der Venetianer und Pisaner ward durch die Weltverhältnisse vor andern bekannt und als Vorbild nachgeahmt, und bald bemerkte man, daß in dem Jahrhundert der erwachenden Kunstliebe, im 13. und 14., Fürsten und Städte durch die Zierlichkeit ihrer Münzen selbst dem Auslande einen Beweis von ihrer Liebe zum Schönen zu geben suchten. Namentlich zeichnete sich das reiche Flandern und Brabant aus, und dort entdeckte Mader (s. dessen „Kritische Beiträge", 5. Theil, Seite 157) auch die älteste datirte Medaille, von 1371, zu Ehren eines Hrn. von Schornvorst und Sichen geprägt. Im Allgemeinen wurden die antiken Münzen, besonders die römischen Großbronzen, Muster für die eigentlichen Probestücke der neuern Stempelglyptik, für die Schaumünzen, und namentlich waren es veronesische Künstler, die seit dem Anfange des 15. Jahrh., wo die Medaillen häufiger werden, bedeutende Berühmtheit dadurch erlangten. Die steigende Liebe zu alten Münzen im 14. und 15. Jahrh. veranlaßte die Stempelschneider, anfangs des Studiums halber, später, als man ihre Arbeiten vortrefflich fand, zur Täuschung, alte Typen nachzuahmen. So entstanden die Paduaner, die Vicentiner, Cavimaner, Parmesaner, Carteronianer u. s. w., eine den Numismatikern nur zu häufig vorkommende Classe, die aber für die Geschichte der Stempelglyptik von großem Interesse ist. In der Technik der Prägekunst wurden die Franzosen sehr früh schon Meister, und noch hat sie sich dort erhalten. In Deutschland verfiel die Kunst schnell und erst in der neuesten Zeit hat sie sich wieder erhoben. In franz. Schule gebildet, erlangte Hedlinger (s. d.) im Anfange des vorigen Jahrh. einen bedeutenden Namen. Die von ihm ausgegangenen dänischen Medailleurs Wahl u. s. w. verdienen in der Geschichte der neuern Stempelglyptik rühmliche Erwähnung. Wesentliches Verdienst erwarb sich der berühmte B. Vivant Denon (s. d.) dadurch, daß er seit der Consularregierung Bonaparte's die Leitung der Medaillenmünze zu Paris übernahm und wichtige Ereignisse durch geistreich im Sinne der wahren Stempelglyptik erfundene Schaumünzen bezeichnete. Ueberraschend schnell erhob sich durch ihn diese

Digitized by Google

Kunst und fand Liebe. Die Münzen der Franzosen, besonders die in Italien geprägten, wurden überall als Muster anerkannt und benutzt. Die Deutschen, die Engländer, die Russen, die Italiener (von den Römern selbst kann man das nicht behaupten) wetteiferten mit ihnen in Medaillen, die im Bedürfniß unsrer Zeit begründet, aber im Sinne der besten Künstler der alten Welt erfunden und im gleichen Streben nach Vortrefflichkeit ausgeführt waren.

Stenbock (Magnus), einer der berühmtesten Feldherrn Karl XII., Sohn von Gustav Otto Stenbock, der sich unter Karl X. und XI. als General mehrmals ausgezeichnet hatte, wurde 1664 zu Stockholm geboren. Nach vollendeten Studien zu Upsala durchreiste er seit 1683 einige Länder Europens, trat dann in holländische Dienste und focht unter dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Prinzen von Waldeck in den Niederlanden und am Rhein gegen die Franzosen. Seine tapfern Thaten verschafften ihm 1697 die Stelle eines Obersten in einem deutschen Regimente zu Wismar, wo er ein Werk über die Kriegskunst zu schreiben begann, welches aber unvollendet blieb. Er begleitete Karl XII. in seinen meisten Feldzügen, trug mit zum Siege bei Narwa bei, zog dann nach Polen mit dem König und erhielt daselbst den Oberbefehl über ein Truppencorps, welches besonders zur Erbauung von Brücken und zur Eintreibung von Brandschatzungen gebraucht werden sollte. 1706 begleitete er den König nach Sachsen und wurde zum Statthalter von Sachsen ernannt. Diese Provinz war durch den vorigen Statthalter, Renssiöld, ganz in Verfall und Unordnung gerathen. Stenbock stellte die Ordnung her, bestrafte streng die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der Beamten, und zeigte sich überall gleich wachsam. Doch der Krieg hinderte ihn an der Ausführung seiner Verbesserungsplane. Denn nach der Niederlage des Königs bei Pultawa ergriffen die Dänen von neuem die Waffen und bedrohten Schonen. Stenbock stellte sich nun auf Befehl der Regentschaft an die Spitze von 8000 Mann alter und 12.000 Mann neuausgehobener Truppen, schlug die Feinde aus der Gegend von Helsingborg zurück und wurde 1712 mit einer neuen schwedischen Armee nach Pommern geschickt, wo die Dänen ebenfalls eingefallen waren. Nachdem er sie am 26. Dec. bei Gadebusch im Mecklenburgischen geschlagen, rückte er in Hollstein ein, befleckte aber seinen Kriegsruhm durch die Verbrennung Altona's den 9. Jan. 1713. (S. hierüber die Schrift von Jacobsen, Altona 1813.) Da er zu weit vorgedrungen war, wurde er von Russen, Dänen und Sachsen bei Tönningen so eingeschlossen, daß er sich mit seiner Armee den 6. Mai 1713 zum Kriegsgefangenen ergeben mußte. In Kopenhagen ängstlich bewacht, wagte er einen Versuch zur Flucht, welcher aber mißlang, worauf man ihn auf das Grausamste behandelte. Während seiner Gefangenschaft schrieb er 1716 eine Nachricht von seinen Leiden zum Troste seiner unglücklichen Familie und zur Ehrenrettung seines Namens, die nach seinem Tode in die Hände seines Sohnes fiel und auch 1783 in Löwenbom's „Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden", erschien. Er starb 1717. Stenbock war ein Mann von großen Talenten und von Karl XII. sehr hoch geachtet. In seinen politischen Gesinnungen stimmte er den Grundsätzen seines Schwiegervaters, des berühmten Oxenstierna, bei. Er war freimüthig in der Mittheilung seiner Ansichten und ein eifriger Freund seines Vaterlandes. Selbst von den Feinden Schwe-

dens, vom Könige August von Polen zum Beispiel, wurde er sehr hoch geachtet.

Stenographie (Engschreibekunst, Engschreiberei) ist die Kunst, durch Abkürzungen und allerlei willkürliche Zeichen ganze Worte und Redensarten bezeichnen, auf einen kleinen Raum mehr und schneller, als auf gewöhnliche Art möglich ist, zu schreiben. Sie ist zugleich Schnellschreibekunst (Tachygraphie oder Tacheographie), insofern die Veränderung der Zeichen die Schnelligkeit des Schreibens befördert. Wir haben schon im Art. Brachygraphie das Historische dieser Kunst gegeben; hier folgt deßhalb nur Einiges über die Fortschritte, welche dieselbe in der neuesten Zeit in Deutschland gemacht hat. Hier sind seit der Gründung repräsentativer Verfassungen drei Arten von Stenographie angewendet worden, die in Baden, Würtemberg und Baiern aufkamen. Die badische und würtembergische Schnellschrift ist der französischen nachgebildet und hat daher den Hauptmangel, daß sie den Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache nicht angepaßt ist, wogegen die baierische, die aus der Muttersprache herausgebildet ist, diesen Fehler vermeidet, und eine wissenschaftliche Begründung hat. Ihr Erfinder ist der Secretair Xavier Gabelsberger in München. Er war seit 1819 bei der zweiten Kammer als Stenograph beschäftigt, und während er durch stete Anwendung sich der Kunstvortheile bemächtigte, widmete er seine Muße der Ausbildung eines vollständigen Lehrbuchs der Stenographie, und bildete zugleich mehre Zöglinge. Durch diese Verbreitung der Kunst ward es möglich, daß bei der baierischen Ständeversammlung von 1831 außer Gabelsberger noch neun andere Stenographen in der zweiten Kammer gebraucht werden konnten. Die Stände bewilligten eine Summe zur Besoldung Gabelsberger's und anderer Stenographen und zur Unterstützung junger Leute, welche die Schnellschreibekunst erlernen wollten. Seitdem haben Gabelsberger's Bemühungen immer mehr Anerkennung gefunden. Mehre seiner Schüler wurden von den Ständeversammlungen in Karlsruhe und Stuttgart den dortigen Schnellschreibern, die andere Schriftzüge haben, vorgezogen. In der neuesten Zeit wurden Zöglinge seiner Schule auch in Kassel, in der Schweiz und in Dresden beschäftigt, und die sächsische Regierung hat den Ständen bereits ihre Absicht angekündigt, die stenographische Kunst nach Gabelsberger's Grundsätzen auch in Sachsen einheimisch zu machen. — Ein wesentlicher Fortschritt nicht nur für die deutsche, sondern für die allgemeine Stenographie ist von Gabelsberger's Werke: „Deutsche Redezeichenkunst oder Stenographie", wovon der praktische Theil, von ihm selbst lithographirt, bereits in das Publicum gekommen ist, zu erwarten. Diese von der baierischen Akademie der Wissenschaften geprüfte, und nach ihrem Urtheil die englische Stenographie an sich selbst und insbesondere für die deutsche Sprache übertreffende Methode unterscheidet sich wesentlich von allen andern, sowohl im Princip als in der Ausführung. Sie faßt die Stenographie nach ihren beiden Hauptmitteln Schriftkürzung und Schreibkürzung auf, und hält in consequenter Durchführung an denjenigen Grundsätzen, Regeln und Vortheilen fest, welche einerseits in Beziehung auf den Mechanismus der Schrift aus den erprobtesten Mitteln flüchtiger Schriftgestaltung, und andrerseits in Beziehung auf den Ausdruck der Schrift, aus der genauern Betrachtung der Eigenschaften und der Bedeutsamkeit der Töne, sowie aus dem allgemeinen Bau und den speciellen Formen

Digitized by Google

der Sprache für den gegebenen Zweck natürlich gefolgert werden können. Unter der Bezeichnung „Schriftkürzung" setzt diese Methode dem Princip der englischen, auf die geometrische Linie gegründeten Stenographie ein anderes naturgemäßeres entgegen, welches nicht bloß von der Frage ausgeht: Welche Linien sind die einfachsten? sondern es stellt sich als Resultat der Frage dar: Welche von der Feder freigezogenen, einfachen Linien sind zugleich die flüchtigsten, bequemsten und bindungsfähigsten? Da die mit freier Hand hingeworfenen Federzüge, außer dem geometrisch in Betrachtung zu ziehenden Längen- und Richtungsverhältnisse, auch als Gegenstände mit körperlichen Qualitäten, z. B. in Abwechselung der Feinheit und Stärke, gemessener Figürlichkeit oder ungemessenen Schwunges, Stoßes, Druckes oder seiner Ausflucht ins Auge gefaßt werden können, so blieb dem Erfinder eine ungleich größere Auswahl zur Belegung eines vollständigen Alphabets mit einfachen, federgerechten, wohl unterscheidbaren Zeichen, deren Bindungsfähigkeit so groß ist, daß sich oft drei bis vier und noch mehre Lautzeichen in Einem Federzug in einander verschlingen lassen, und in ihrer charakteristischen Verbindung ebenso leicht wieder zu entwickeln sind. Diese Verknüpfung bildet den höhern Grad der Schriftkürzung, welche auch eine gleichzeitige Andeutung des Vocals mit dem Consonanten und dergleichen in sich begreift. Die Wahl und Vertheilung der Zeichen auf das Alphabet ist nach einer gelungenen Berechnung der in den bedeutsamen Sprachklängen deutscher Bildung gegebenen Buchstabencombination genommen, wonach diejenigen Laute, die am häufigsten zusammentreffen, auch die bindungsfähigsten Zeichen erhielten, und damit die Schrift an Lebendigkeit des Ausdrucks, an Faßlichkeit und Leserlichkeit gewinne, hat Gabelsberger in seiner Anweisung jedes Ton- und Lautzeichen als oft sehr treffendes symbolisches Bild der natürlichen Lautbeschaffenheit und organischen Production seines hörbaren Vorbildes definirt; flüssige, sanft abgerundete Züge zeigen sich hier als Bilder der weichen, schärfer abgestoßene und ausbeugende als Bilder der harten Laute; die Buchstaben einer verwandten Classe erhalten auch verwandte Zeichen u. s. w. Die ganze Schrift läuft auf ebener Zeile fort, gewährt in Vergleichung mit der vieleckigen englischen Stenographie einen gefälligen Anblick, und da die Zeichnungen ihrer Züge nie an Einhaltung bestimmter Winkel gebunden ist, artet sie auch in der größten Eile und Unbeflissenheit nie so aus, daß das Charakteristische der Züge gänzlich verwischt würde. Unter „Schreibkürzung" faßt Gabelsberger's System Alles zusammen, was Abkürzung grammatikalischer Formen, Concentrirung einzelner Ausdrücke und ganzer Sätze bezweckt. Ausscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichern, mit Rücksicht auf Klang und Sinn der Worte, und auf die Beziehungen des Redezusammenhanges gibt hier die Grundlage. Was schon bei der Schriftkürzung begründet wurde, tritt hier in lebendige Anwendung. Die Vor- und Endsylben, für Hand und Auge auf das äußerste verkürzt, zeigen in der That dennoch die völlige Darstellung ihrer Bestandtheile. Durch die einfachen, für die Declination und den Gebrauch der Präpositionen gegebenen Regeln wird die Bezeichnung einer Menge von Flexionslauten entbehrlich gemacht; die auf das äußerste gesteigerte Abbreviatur bei der Conjugation, bei den Klangkürzungen und bei den Zahlen ist ebenso praktisch als leichtfaßlich und originell. Die praktischen Regeln über syntaktische und logische Abkürzung beweisen,

daß es möglich ist, durch dieses System auch dem gewandtesten Redner schriftlich zu folgen. Die ganze, mit ungemeinem Fleiße und praktischer Umsicht behandelte Ausarbeitung gibt sich als ein echt deutsches Product kund, in welchem sich Stoff und Form, Zweck und Mittel in ernster, durchgreifender Behandlung durchdringen, und es möchte kaum zu bezweifeln seyn, daß die Erfindung dieses Schriftsystems in Kurzem eine erfolgreiche in das praktische Leben vielseitig eingreifende Anwendung finden werde.

Stentor, ein griech. Fürst, welcher an der Belagerung von Troja Theil nahm, sich durch die ungewöhnliche Stärke seiner Stimme auszeichnete und 50 Andere überschreien konnte; daher man sich noch jetzt seines Namens bedient, gleiche Eigenschaft dadurch auszudrücken.

Stephan Bathori, einer der größten Könige Polens, aus einer gräflichen Familie in Siebenbürgen entsprossen (1532), ward 1571 seiner Tapferkeit und Tugenden wegen, von seinen Landsleuten nach dem Absterben Johann Siegesmunds zum Fürsten erhoben. Als König Heinrich von Valois den polnischen Thron verlassen, um jenen des franz. Reichs zu besteigen, ward 1575 vom Primas und dem Reichssenat der Kaiser Maximilian zum Könige ausgerufen; der Adel hingegen, sein Wahlrecht behauptend, ernannte den Stephan Bathori zum künftigen König unter dem Beding, daß er die nachgelassene Tochter des polnischen Königs Siegesmund I. heirathen sollte. Da Maximilian zögerte, die Wahlcapitulation zu unterschreiben, so behielt Stephan Bathori Platz, der ohne Widerspruch gekrönt wurde. Stephan war ein wackerer streitbarer Monarch, der sein Ansehen gegen den unruhigen Adel zu behaupten wußte. Dabei erwarb er sich durch seine weise Duldsamkeit die Liebe seiner protestant. Unterthanen, und war, wenn er sich von seinem heftigen Temperamente nicht hinreißen ließ, äußerst gerecht. Der Krieg mit Rußland war schon mehre Jahre wegen Liefland, aber ziemlich schläfrig fortgeführt worden; Stephan führte ihn mit Nachdruck und Glück, und nöthigte 1582 den Czar Iwan II., um einen Waffenstillstand nachzusuchen, der Polen in dem Besitz von Liefland befestigte. Esthland zu erobern, wurde der König durch die Zwistigkeiten auf den Reichstagen verhindert. Die Kosacken, welche er seinem Reiche unterwarf, zwang er, polnische Gesetze anzunehmen, und stiftete für Polen 3 höchste Reichsgedichte, eins zu Wilna für Lithauen, das zweite zu Petrikau für Großpolen und das dritte zu Lublin für Kleinpolen. Stephan Bathori starb 1586 in seinem 54. Lebensjahre, nach einer zehnjährigen, ruhmvollen Regierung, vermuthlich an Gift, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Königswahl fiel, nach heftigen Streitigkeiten, auf den schwed. Prinzen Joh. Siegesmund.

Stephanie (Christian Gottl.), ein talentvoller deutscher Schauspieler, geb. zu Breslau 1733, lernte die Handlung, ging aber aus Neigung aufs Theater, anfangs bei der Schuch'schen Gesellschaft in Breslau, wo er vielen Beifall erntete. Auch in Magdeburg, Potsdam, Berlin ꝛc. ward er bewundert. In Verein mit Eckhof und Kirchhof suchte Stephanie auf die Veredlung der Bühne zu wirken und den Harlekin zu verdrängen. Da Schuch diesem Streben entgegen war, verließen ihn die drei Freunde und wandten sich nach Altona. Von hier ging Stephanie nach Mitau und dann 1760 als Hofschauspieler nach Wien, wo er bald durch seine rastlosen Bemühungen den regelmäßigen Stücken Eingang

Digitized by Google

zu verschaffen wußte. In seiner Monatsschrift: „Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht" (1766), suchte er in gleichem Sinne den Geschmack des Publicums zu verfeinern. Früher hatte Stephanie Liebhaber- und Charakterrollen mit großem Beifalle gespielt; später gelangen ihm sanfte Rollen am meisten, vorzüglich Diderot's Hausvater. Er starb zu Wien 1798, einige Schauspiele („Die neueste Frauenschule", „Die Liebe in Corsica", „Der neue Weiberfeind") hinterlassend, die sich aber kaum über das Mittelmäßige erheben.

Stephanus. Außer dem aus der Zeit der frühesten christl. Kirche bekannten Märtyrer Stephanus gibt es in der kathol. Kirche noch zwei Heilige dieses Namens: Stephanus der Erste, Papst und Märtyrer im J. 257 während der Christenverfolgung des Kaisers Valerian, und Stephanus der Erste, König von Ungarn, starb 1033. (S. über ihn d. Art. Ungarn.) Der St.-Stephansorden in Toscana ist dem ersten 1560 von Herzog Cosmus I., und der ungarische St.-Stephansorden 1754 von Maria Theresia dem zweiten zu Ehren gestiftet worden.

Stephanus, eigentlich Estienne, eine berühmte Buchdruckerfamilie in Paris, deren Erster, Heinrich (starb zu Paris 1520), vorzüglich durch Ausgaben classischer Autoren bekannt ist. — Robert, dessen Sohn, geb. 1503, legte sich auf das Studium der Wissenschaften, und übertraf seinen Vater durch Schönheit und Genauigkeit seiner Ausgaben. Weil er eine Bibelübersetzung von Leo de Juda, und Noten von Calvin herausgegeben hatte, fiel er in den Verdacht der Ketzerei und sah sich genöthigt, nach Genf zu wandern, wo er auch 1559 starb. Die bedeutendsten seiner Ausgaben sind: eine hebr. Bibel (1544, 8 Bde., 16.); ein griech. Neues Testament (1546, 49, 51, 2 Bde., 16.); „Thesaurus linguae latinae" (1563, 2 Bde., Fol.) u. a. m. — Charles, dritter Sohn Heinrichs I., trieb außer der Buchdruckerei auch die Arzneikunst und starb 1564, 60 J. alt. Er schrieb Mehres über die Landwirthschaft, und ein „Historisch-geographisches Wörterbuch" (Genf 1546 u. 1589, Fol.). Seine Tochter, Nicole, geb. um 1545, verheirathet an den Arzt Jean Liébaut zu Paris, übersetzte das Lustspiel „Andria" von Terenz (Paris 1540, 16.), und galt zu ihrer Zeit für eine Dichterin; doch ist Nichts von ihr gedruckt worden. — Heinrich, der zweite dieses Namens, Roberts Sohn, geb. zu Paris 1528, fing an, griech. Classiker zu drucken; lieferte den „Thesaurus linguae graecae" und mehres Andere, mußte aber, wegen einer Satyre auf die Mönche, Paris verlassen und starb zu Lyon im Hospital 1598. Die Zahl seiner eigenen Schriften ist ebenfalls groß. — Robert II., Sohn Roberts I., geb. zu Paris um 1530, errichtete eine eigene Druckerei, verband sich mit Guillaume Morell wegen des Drucks mehrer Werke, blieb eifriger Katholik und starb 1571. Sein Bruder Franz folgte seinem Vater nach Genf, und trieb die Buchdruckerkunst von 1562—82 in Gemeinschaft mit Franz Perrin. — Robert III., Sohn Roberts II., lieferte von 1572—1629 zu Paris viele Ausgaben alter Classiker und anderer Schriften, und starb im letzten Jahre ohne Nachkommenschaft. — Paul, Sohn Heinrichs II., geb. 1566, druckte von 1599—1627 zu Genf mehre griech. und latein. Classiker, und schrieb: „Epigrammata graeca anthologiae latinis versibus reddita" (Genf 1573, 8.); „Juvenilia" (ebend. 1593, 8.). — Heinrich III., Sohn Roberts II., war Schatzmeister des Königs von Frankreich, und trieb die Buchdruckerei so wenig, wie seine beiden Söhne,

Digitized by Google

Heinrich (IV.) und Robert (IV.). Der Letzte war Parlaments-Advocat, und vollendete die Uebersetzung der Rhetorik des Aristoteles, welche sein Oheim Robert angefangen hatte, und gab sie heraus (Paris 1630). — Anton, Sohn Pauls, geb. zu Genf 1594, begab sich nach Paris, gab mehre griech. Schriftsteller und Kirchenväter heraus, starb 1674 in einem Alter von 80 Jahren im Hôtel-Dieu, und war der letzte seines Stammes.

Stephens (Alex.), ausgezeichneter Literator und Schriftsteller, vorzüglich im Fache der Biographie, geb. zu Elgin in Schottland 1757, studirte zu Aberdeen, dann die Rechte im MiddleTemple, nahm hierauf Militairdienste, die er später verließ und seitdem zu Chelsea bei London ganz der Literatur und der Geselligkeit lebte. Er starb 1821. Außer andern Schriften hat er 9 Bände der „Public characters", den „Annual necrology" (1799), und das „Annual obituary" bis 1820 mitgeschrieben.

Steppe, vom russischen Worte Step, eine Wüste, auch ein flaches, dürres Feld. Die Steppen im russischen Reiche, die den Landes im ehemaligen Guienne in Frankreich und den Haiden im nördlichen Deutschland nicht unähnlich sind, bleiben zum Theil nur aus Mangel an arbeitsamen Händen unangebaut; der Boden selbst ist nicht immer ganz unfruchtbar, und gibt Weiden für die zahlreichen Heerden der nomadischen Völkerschaften. In den weitläufigen Steppen der Statthalterschaft Astrachan, zwischen der Wolga und dem Jaik, ziehen Kalmücken und nogaische Tataren im Sommer mit ihren Heerden von einem Platze zum andern; es wachsen in denselben viele Arten Blumen, Kräuter und Gemüse wild, auch halten sich Hasen, wilde Ziegen und mehre Arten Vögel darin auf, und hier und da findet man Salzseen. Die Steppen der Statthalterschaft Woronesch am Don liefern Pferde, Esel und Maulthiere.

Sterbe- oder Leichencassen, geschlossene Gesellschaften, deren Mitglieder entweder wöchentlich, monatlich ꝛc. etwas an Geld zusammenbringen, von dem bei ihrem Tode die Erben einen bestimmten Betrag zu den Begräbnißkosten erhalten, oder erst bei dem Ableben eines Mitglieds den bestimmten Beitrag zusammenschließen.

Sterbelehn bedeutet die Geldsumme, welche die Erben eines Erbzinsmanns nach dessen Tode von dem Erbzinsgute in gewissen Fällen zu zahlen verpflichtet sind, die sich nach dem Herkommen, Vertrag des Erblassers mit dem Obereigenthümer, dem letzten Kaufschilling oder der Taxation des Grundstücks richtet, und in zweifelhaften Fällen 2 Procent des Werthes beträgt.

Sterbelisten. Tabellen der Gebornen, Gestorbenen und Getrauten in einem Bezirk, einem Kirchspiel, einer Stadt oder einem Lande finden wir erst seit dem 16. Jahrh. eingeführt. Ihr Werth ist anerkannt, denn sie liefern dem Statistiker wie dem Staatsmanne und Regierungsbeamten beglaubigte Thatsachen, woraus er zunächst auf die Bevölkerung, dann aber auch auf die Ursachen der zu- oder abnehmenden Sterblichkeit und selbst auf den Wohlstand der Bewohner schließen kann. Was die Einrichtung der Sterbelisten betrifft, so müssen zuvörderst die Fehlgeburten von den lebendig Gebornen geschieden, dann aber bei letztern Geschlecht, Alter und Ursache des Todes genau angegeben werden. Den ersten Versuch einer statistischen und politischen Untersuchung dieser Listen machte J. Graunt zu London 1662 in seinen „Natural and political observations on the bills of mortality". Ein treffliches Werk dieser Art lie-

Digitized by Google

serte J. P. Süßmilch u. d. T.: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts" (4. Aufl., 1775—76, 3 Bde.).

Sterblichkeit, s. Lebensversicherung.

Sterkel (Johann Franz Xaver), ein geschickter Tonsetzer, geb. zu Würzburg 1750, legte sich in seiner Jugend auf Orgel- und Clavierspielen, widmete sich dann dem geistlichen Stande und nahm die Organistenstelle in dem ehemaligen Stifte Neumünster mit der damit verbundenen Vicarie an. 1778 trat er als Hofcapellmeister in die Dienste des Kurfürsten von Mainz, der ihm im folgenden Jahre die Mittel zu einer Kunstreise nach Italien gab, wo er sich mit großem Beifall in mehren Städten hören ließ, und auch die Oper „Farnaca" für das königl. Theater in Neapel schrieb. Erst 1789 kehrte er nach Mainz zurück, componirte mehre Sonaten, Symphonien und Clavierconcerte, wurde 1793 Capellmeister zu Mainz, und schrieb Mehres für die Kirche. Nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen wandte sich Sterkel nach Würzburg, schrieb daselbst mehre Messen, und wurde vom Fürsten Primas 1807 als Capellmeister nach Regensburg berufen. Er errichtete daselbst eine gute Singschule und schrieb, wahrscheinlich zum Behufe derselben, mehre Sammlungen von Canzonetten, Arien und Liedern, welche großen Beifall fanden. Die neuesten politischen Veränderungen führten ihn nach Würzburg zurück, wo er 1817 starb.

Stereometrie (oder Körpergehaltsmessung) ist der Theil der Geometrie (s. d.), der vom Ausmessen körperlicher Räume und der sie einschließenden Flächen handelt. Man theilt die Körper in regelmäßige und unregelmäßige ab; zu erstern rechnet man diejenigen, bei denen alle Ecken, Kanten und Flächen gleich und ähnlich sind, dahin gehören folgende wenige: das Tetraeder von 4 gleichseitigen Dreiecken eingeschlossen; das Hexaeder oder der Würfel, von 6 gleichen Quadraten begrenzt; das Oktaeder, das 8 gleichseitige Dreiecke begrenzt; das Ikosaeder von 20 gleichseitigen Dreiecken, und das Dodekaeder, von 12 regelmäßigen Fünfecken eingeschlossen. Vorzügliche Betrachtung verdienen 1) die prismatischen Körper: Cubus, Prisma, Parallelepipedum und Cylinder; 2) die pyramidalischen: Pyramide, Kegel und die kugelförmigen. S. v. Klügel's „Mathem. Wörterbuch".

Stereotypen. Bekanntlich kam die Buchdruckerkunst durch die Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit; aber eben diese Beweglichkeit ist auch Ursache, daß sich beim Abdruck einzelne Buchstaben verschieben, auch wohl herausfallen, nicht immer wieder eingesetzt werden und dadurch selbst während des Drucks neue Fehler entstehen. Diese Unvollkommenheiten waren insbesondere bei einem Buche, das aus lauter Zahlen besteht, sehr kränkend. Firmin Didot in Paris, der Sohn des Franz Ambrosius Didot, dachte daher, als er die logarithmischen Tafeln von Callet drucken sollte, auf Mittel, jenen Unvollkommenheiten vorzubeugen, und dieses gelang ihm dadurch, daß er die aus beweglichen Buchstaben und Zahlen zusammengesetzten und aufs Genaueste corrigirten Seiten auf ganzen Tafeln abgießen ließ, welche nun hin und her geworfen werden können, ohne daß sich ein Buchstabe verschiebt. Durch dieses Verfahren wird das Herausziehen der Lettern, mithin das Entstehen neuer Druckfehler unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen stehengebliebenen Fehler, so wird die bleierne Tafel an dem Orte des fehlerhaften Buchstabens durchbohrt, der falsche Buchstabe herausgenommen, der rechte da-

für eingesetzt und wiederum zugelöthet, auf welche Art die Form nach und nach ganz correct wird. Diese so verbundenen Lettern nannte Didot Stereotypen. Er ließ mit selbigen bereits 1795 Callets oben genannte logarithmische und trigonometrische Tafeln abdrucken. Die Erfindung der Stereotypen aber gehört eigentlich nicht Didot, sondern wird den Holländern zugeschrieben. Denn schon seit mehr als 100 Jahren soll man in Holland verstanden haben, mit stehenden Lettern Drucke von Dauer zu verfertigen. Der Erfinder derselben soll J. van der May, der Vater des bekannten Malers dieses Namens, gewesen seyn, der zu Ende des 17. Jahrh. in Leyden wohnte. Er verfertigte und goß unbewegliche Formen oder Platten zu einer holländ. Bibel in Quart, von welchen viele tausend Abdrücke abgezogen wurden. Die Formen zu dieser Bibel befinden sich noch jetzt in den Händen der Buchhändler S. und J. Luchtmann's in Leyden. Mit Mey ging die Kunst, unbewegliche Typen zu verfertigen, in Holland wieder verloren, wenigstens wurde seitdem kein Gebrauch mehr davon gemacht, weil diese Art zu drucken zu kostspielig war. Auch vor 1750 hat Ged, ein Goldschmidt in Edinburg, Bücher mit Schriftplatten gedruckt, zuerst eine Ausgabe des Sallust 1731. Einen andern Versuch führten 1783 mit Xenophon's „Anabasis" aus A. Tilloch und Foulis. Man sieht hieraus, daß Didot im stereotypischen oder stereographischen Drucke mehre Vorgänger gehabt hatte. Indeß hatte er diese Kunst sehr verbessert, sodaß durch dieselbe eine weit größere Gleichförmigkeit in Ansehung der Reinheit der Schrift und eine bedeutende Wohlfeilheit der Exemplare erreicht wird. Sein verbessertes Verfahren ist folgendes: Er nimmt bewegliche Lettern, die sich von den gewöhnlichen nur dadurch unterscheiden, daß sie etwas kürzer und von einer weit härtern Masse sind. Diese werden auf die gebräuchliche Weise gesetzt; man druckt Probebogen und corrigirt, bis der ganze Satz möglichst fehlerfrei ist. Alsdann wird jede mit diesen harten Lettern gesetzte Seite in ein Viereck vom weichsten Blei abgedruckt. Diese Bleiplatte dient nun als Matrize für eine ganze Seite, und die oben erwähnten Lettern von harter Masse sind also die Patrizen, welche zur Verfertigung dieser Matrizenplatte dienen, und nachdem sie diesen Dienst geleistet haben, wieder auseinander genommen, anders gesetzt und zur Verfertigung anderer Matrizenplatten benutzt werden können. Hat man nun eine solche Seite, die als Matrize dient, so wird sie abgeklatscht, d. h. sie wird auf Teigmasse abgedruckt, die sich hinterher verhärtet und zum Druck dient; beim Abdruck selbst werden die verschiedenen soliden Platten oder Seiten auf eine messingene Platte geschoben, welche die Stelle der Form vertritt und nothwendig ist, um dem Ganzen Haltung zu geben, da diese sehr dünnen stereotypischen Seiten oder Kolummen dem Druck schwerlich widerstehen würden. Ein anderes Verfahren des Grafen Schlaberndorf, des Buchdruckers Herhan und ihrer Gehülfen, Errand und Renouard, besteht darin, daß man mit gewöhnlichen Patrizen eine besondere Art von beweglichen Matrizen verfertigt, welche ungefähr wie die gewöhnlichen Drucklettern aussehen, mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterschiede, daß die Buchstaben gerade und vertieft in der Matrize sind, statt daß sie verkehrt und erhaben auf der Druckletter stehen; daß man sodann diese von der linken zur rechten Seite, wie das gedruckte Buch seyn soll, setzt und die damit sogleich die zum Druck dienenden stereotypischen Tafeln oder Kolummen abklatscht und mithin

Digitized by Google

des Verfahren abkürzt. Seitdem hat es Herhan auch dahin gebracht, bewegliche Sätze kalt in Kupfer zu schneiden, wovon jeder Charakter in ein 4eckiges, auf der Drahtmühle gezogenes Prisma geschnitten ist. Die Maschinen, die er zur Ausführung dieser beiden Gegenstände erfunden hat, sind höchst sinnreich. In neueren Zeiten haben Stanhope's in London Bemühungen um die Stereotypendruckerei, in Verbindung mit Wilson's Etablissement, große Fortschritte in der Kunst bewirkt. Wilson's Catalogue, Jan. 1814, enthält bereits 96 Nummern von seinen Stereotype-Editions. Außerdem haben sich noch Gatteaux zu Paris und Samuel Fulka, ein geborner Siebenbürger, zu Wien, der Graf Prosper von Sinzendorf, und Boudier, ein Gießer in Paris, um die Erfindung und Verbesserung der Stereotypendruckerei sehr verdient gemacht. In Deutschland hat die bis jetzt einzige Stereotypengießerei Karl Tauchnitz in Leipzig angelegt.

Sterling, eine Rechnungsart oder eingebildete Münze in England, deren Name wahrscheinlich vom engl. Worte easterling, d. h. ein im Osten von England Wohnender, kommt, womit man die hanseatischen Kaufleute und zuweilen auch die Niederländer bezeichnete. Von diesen sollen unter der Regierung König Johanns zu Anfang des 13. Jahrh. mehre in England bei der Münze gebraucht worden seyn, da sie den Engländern damals noch nicht bekannte Vortheile kannten. Daher gab man den neuen Münzen, an denen die Easterlinge gearbeitet hatten, den Beinamen, der in der Folge abgekürzt und Sterling ausgesprochen wurde. Ein Pfund Sterling hält 20 Schilling, und hat den Werth von $6\frac{1}{2}$ Thlr. Conventionsgeld. Die zuerst unter Karl II. ausgemünzten Guineen (s. d.) sollten eigentlich ein Pfund Sterling gelten, stiegen aber um einen Schilling höher.

Sternberg, ein berühmtes freiherrliches und reichsgräfl. Geschlecht, welches sich zum Katholicismus bekennt, und in Oestreich, Böhmen und Mähren ansehnliche Besitzungen hat. Es soll von dem ehemaligen Grafen von Sternberg in Westfalen abstammen. Der Ahnherrn Jaroslaw glänzt in der Geschichte als Besieger der Mongolen bei Olmütz 1541, worauf er vom böhmischen König Wenceslaw Ottokar zum ersten Landhauptmann in Mähren ernannt wurde, und ein District Landes bei Olmütz zum Geschenk erhielt, worin er das Schloß Sternberg zu seiner Residenz erbaute. An die Verdienste Jaroslaw's erinnert das neue böhmische Trauerspiel: „Jaroslaw Sternberg, im Kampfe mit den Tataren bei Olmütz", von J. Linda, sowie das Bruchstück eines altböhmischen Gedichts auf diesen Helden, in der von Hanka aufgefundenen königinhofer Handschrift aus dem 13. Jahrh., Prag 1819.) 1253 stiftete Albertus von Sternberg den Kreuzorden vom rothen Stern. Ein anderer dieses Namens, Jaroslaw's Enkel, war 1368—71 Erzbischof von Magdeburg. Vorzüglich aber in der böhmischen Staats-, Cultur- und Literargeschichte nehmen die Sternberge bis auf die neueste Zeit eine wichtige Stelle ein. Die böhmische Linie des Hauses Sternberg theilt sich in zwei Aeste, wovon der ältere die unmittelbaren Grafschaften Blankenheim, Geroldstein, Manderscheid und Keyl mit Sitz und Stimme im wetterauischen Grafencollegium durch Heirath 1762 erwarb. Diese gingen mit dem linken Rheinufer verloren; der Reichsdeputationsreceß von 1803 entschädigte das Haus dafür durch die Abteien Weißenau und Schussenried (zusammen $2\frac{2}{3}$ QM. mit 3500 Einw. und 78.900 Fl. Ein-

Digitized by Google

künften). Sie bilden seit 1806 eine Standesherrschaft unter würtemb. Oberhoheit. Dieser ältere Ast der böhm. Linie besitzt noch die böhmischen Herrschaften Czastalowitz und Zasmuk; überhaupt gegen 150.000 Fl. Einkünfte. Der Standesherr Graf Franz residirt in Prag und zu Weißenau im würtemb. Donaukreise. Der jüngere Ast der böhmischen Linie, welcher wahrscheinlich der Erbe des ältern ist, besitzt die böhm. Herrschaften Serowitz und Tschernowitz, und einen Theil der Dietrichstein-Weichselburgischen Allodialgüter. — Zu derselben Familie gehören auch die protestantischen in Schlesien und Dänemark blühenden Grafen von Sternberg und Ungarn-Sternberg.

Sternbilder oder Figuren sind imaginaire Bilder, zu welchen die Astronomen, um sich in der scheinbar verworrenen Menge der Sterne zurecht zu finden und den Stern genau bestimmen zu können, von welchem sie jedesmal reden, mehre nahe aneinanderstehende Sterne vereinigt haben. Ihre Kenntniß macht den Gegenstand der Astrognosie aus. Schon im höchsten Alterthum machte man den Anfang damit, denn es kommen schon einige derselben im Hiob vor. Ohne Zweifel haben sich derselben, als Hülfsmittel, die Sterne kenntlich zu machen, bereits die Phönizier, Chaldäer, Aegypter u. A. bedient. Auch theilen die Chineser den gestirnten Himmel in eine Menge kleiner Bilder, die ihnen von den ältesten Vorfahren überliefert sind. Zufällige Aehnlichkeiten, deren Grund aber meist schwer zu entdecken ist, haben wohl die Menschen in der Wahl der Bilder geleitet. So werden z. B. die 7 leicht zu erkennenden Sterne in der nördlichen Gegend des Himmels der große Bär genannt, und ein solches Thier an den Himmelscharten um diese Sterne herum gezeichnet, damit man nun bestimmen könne, nach der Lage der Glieder jenes Bildes, von welchem der 7 Sterne man rede. Im gemeinen Leben heißt dieses Sternbild der Wagen. Die noch jetzt gewöhnlichen Sternbilder sind von den Griechen auf uns gekommen, welche sie vermuthlich von den ältern Völkern angenommen und mit ihrer eignen Götterlehre und alten Geschichte in Verbindung gebracht haben. Die einzelne Sterne eines Sternbildes bezeichnet man mit griechischen Buchstaben; nach ihrer scheinbaren Größe aber, sowie sie sich dem Auge darbieten, theilt man sie in Sterne erster, zweiter u. s. w. Größe, wovon die Sterne erster bis sechster Größe einem unbewaffneten scharfen Auge sichtbar sind. Einige besonders merkwürdige Sterne in den Sternbildern haben auch besondere Namen erhalten. Die ältesten Sternbilder sind unbezweifelt die zwölf Zeichen des sogenannten Thierkreises, in welchem die Sonne, der Mond und die Planeten ihren Lauf nehmen. Ihre Namen beziehen sich auf das Klima, auf die Jahreszeiten und auf die Verrichtungen beim Feldbau. Die übrigen Sternbilder der Alten sind 21 am nördlichen und 15 am südlichen Himmel. Vor mehr als 200 Jahren bildeten Seefahrer 12 neuere Sternbilder, die amerikanische Gans, der Phönix, die Wasserschlange u. s. w. Tycho de Brahe führte dem Antonius und das Haupthaar der Berenice, Halley 1677 die Eiche Karl II., Royer 1679 die Taube, das Kreuz, die große und kleine Wolke am Himmel als neue Sternbilder ein; Hevel nennt das Sobieski'sche Schild, das Eichhorn, das Camelopard, den uranischen Sextant, die Jagdhunde, den kleinen Löwen, den Luchs, den Fuchs mit der Gans, die Eidechse, den kleinen Triangel, den Cerberus; de la Caille ehrte die Erfindungen seiner Zeit, indem er am südlichen Himmel mehre

Sternbilder einführte: die Bildhauerwerkstatt, den chemischen Ofen, die Penduluhren u. s. w. Außerdem kommen noch folgende Sternbilder vor: der große und kleine Kohlensack am südlichen Himmel, der Berg Menelaus, das Herz Karl II. Le Monnier führte das Rennthier und den Einsiedler (einen indianischen Vogel) ein. Der königliche Stier von Poniatowski wurde zu Ehren des Königs von Polen 1777 und der Custos Messium zu Ehren von Messier 1774 unter die Sterne gebracht. Bode brachte den brandenburgischen Scepter und Friedrich's Ehre zum Andenken Friedrich II. 1787 an den Himmel. Endlich schlug Hell 1789 den Georgenpsalter und das große und kleine Herschelsche Teleskop vor. Verzeichnisse von den einzelnen Sternen nach ihrer Lage am Himmel unternahmen die alten Astronomen erst lange nach Einführung der Sternbilder. Das älteste Verzeichniß ist von Hipparch etwa 130 Jahre vor Christus verfertigt und enthält 1022 Sterne in 48 Sternbilder vertheilt.

Sterncharten nennt man Darstellungen des Himmelsgewölbes mit seinen Sternbildern (s. d. vorig. Art.) auf ebenen Flächen. Wie man in den **Landcharten** (s. d. Art.) die Lage einer Stadt nach der Provinz bestimmt, worin sie sich befindet, so in den Sterncharten die Lage eines Sternes nach den Theilen des Bildes, worin er sich zeigt. Hevel lieferte 1690 einen Himmelsatlas, in welchem 1900 Sterne nach eigenen Beobachtungen aufgetragen waren. Im Jahr 1729 erschien zu London der große Flamsteed'sche Sternatlas, welcher 2919 von Flamsteed zu Greenwich beobachtete Sterne in 56 Sternbildern vertheilt, enthielt. Der Atlas bestand aus 28 Blättern, von welchem jedes 28 und 21 Zoll groß war. Er ist 1796 zu Paris, mit neuen Sternen und Sternbildern vermehrt, in einer neuen Ausgabe erschienen. Bode in Berlin zeichnete Himmelscharten in 34 Blättern klein Querfolio und später die Charten seiner „Uranographie" in 20 Blättern, jedes 3 und 2 Fuß groß, auf welchem 17.240 Sterne, Doppelsterne, Nebelflecke und Sternhaufen in 103 Sternbildern enthalten waren. Eine noch vollständigere Arbeit lieferte Professor Harding in Göttingen. Sein Sternatlas besteht aus 27 Blättern, jedes $20\frac{1}{2}$ und $16\frac{1}{2}$ pariser Zoll groß, und stellt die im nördlichen Europa aufgehenden Sterne dar. Harding hat außer den in Bode's großen Himmelscharten enthaltenen Sternen, noch einige Tausend kleinere aus der „Histoire céleste" von Lalande und aus eignen Beobachtungen, zusammen gegen 50.000 aufgetragen. Unmöglich bleibt es aber, alle Sterne, die durch die bessern Fernröhre sichtbar werden, zu verzeichnen. Da es gleichwohl wünschenswerth ist, wenigstens alle diejenigen Sterne in Charten zusammengestellt zu finden, welche noch durch die kleinern Fernröhre und etwa durch die Frauenhoferschen Kometensucher von 34 Linien Oeffnung erkennbar sind; so forderte die Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1825 die Freunde der Sternkunde auf, die Bearbeitung solcher Charten zu übernehmen und in diese alle Sterne, die auf den Observatorien in Palermo, Paris und Königsberg beobachtet worden sind, für den Anfang des Jahres 1800 einzutragen. Die Größe der Sterne werden zehnfach unterschieden; die noch mit bloßem Auge sichtbaren, sind mit Strahlen, die nur durch Fernröhre sichtbaren durch stärkere oder schwächere Punkte angegeben. Die so entworfenen Charten werden mit dem Himmel verglichen und alle noch durch mäßige Fernröhre deutlich zu bemerkenden Sterne nach

Digitized by Google

dem Augenmaße eingezeichnet. Jedes Blatt ist 14½ und 8 pariser Zoll groß. Diesen Charten sind specielle, gehörig reducirte Sternverzeichnisse beigefügt. Fertig sind bis jetzt die Stunden VIII, X, XII, XIV, XV, XVIII, XXII und XXIII, welche in der That ausgezeichnet schön ausgeführt sind und alle andern Sterncharten weit übertreffen. Die Mühe der Reductionen und des Auftragens so vieler Sterne ist sehr groß. Das Unternehmen ist in wissenschaftlicher Beziehung höchst verdienstvoll und wird von den Mitgliedern der berliner Akademie, den Professoren Bessel, Enke, Ideler, Oltmanns und Dirksen geleitet. Abbildungen von einzelnen Nebelflecken, Sternhaufen, von den Planeten und Kometen sind in den verschiedenen astronomischen Schriften vertheilt.

Sterndeuterei, s. **Astrologie**.

Sterne, s. **Fixsterne**, **Planeten**, **Kometen** und **Weltsystem**.

Sterne (Lorenz), einer der berühmtesten humoristischen Schriftsteller der Briten, geb. 1713 zu Clonwell in Irland, ging 1732 nach Cambridge, um Theologie zu studiren. Hier zeichnete er sich mehr durch seine Fröhlichkeit als durch seinen Fleiß, mehr durch den eigenthümlichen Gang seiner Ideen, als durch seine Kenntnisse aus. Indessen erhielt er doch die Pfarre zu Sutton und späterhin noch die Pfarre zu Stillington und eine Pfründe an der Hauptkirche zu York. 1741 verheirathete er sich, und stand seinen beiden Pfarren 20 Jahre hindurch vor. Sutton war sein Wohnort und er belustigte sich, wie er sagt, hier die Zeit über mit Lesen, Zeichnen, Malen und Schießen. 1759 erschienen die beiden ersten Bände von seinem „Leben und Meinungen des Tristram Shandy" (the Life and Opinions of Tristram Shandy), ein Roman von höchst eigenthümlichem Charakter, der mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde. Den beiden ersten Theilen folgten von 1761 bis 1766 noch sieben andre. Sie sind fast in alle gebildete Sprachen übersetzt, und wir erhielten eine sehr gute Verdeutschung von Bode (Hamb. 1776. 1767 gab Sterne seine „Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" (Sentimental journey through France and Italy, 2 Vol.) heraus. Sie ist das Ergebniß einer Reise, die Sterne 1761, durch seine Gesundheitsumstände, seine Unbeständigkeit und seine Neigung zum Umgange mit Menschen veranlaßt, nach jenen Ländern unternahm. Er gab jedoch die Beschreibung unter dem Namen „Yorik" heraus, welches der, von Shakspeare in seiner Tragödie Hamlet angeführte Narr des Königs von Dänemark war. Yorik's Reisen sind übrigens ein Werk von der feinsten Kenntniß des menschlichen Herzens, der liebsten, schalkhaftesten Laune und zarter Empfindungen. Wir haben gleichfalls von Bode von diesem Buche eine Uebersetzung, 2 Theile (3. Auflage, Hamburg 1771 und 1775; der 3. und 4. Theil sind nicht von Sterne geschrieben). Seine Predigten unter dem Namen: Yorik, erschienen schon 1760 (Sermons by Mr. Yorik, London 8. 2. Vol.) und 1766 ließ er ihnen noch 2 Bände folgen, denen er aber seinen eigenen Namen vorsetzte. Sterne belustigte nicht bloß durch seine witzigen Einfälle, sondern auch durch seine auffallende Gestalt und durch seine noch sonderbarere Art, sich zu kleiden. Sein häuslicher und Privatcharakter entsprach auf keine Weise den Gesinnungen der Zärtlichkeit, Gutmüthigkeit, welche so häufig in seinen Werken sich finden. Ungeachtet der großen Einkünfte von seinen Pfründen und von dem Ertrage seiner Schriften (die letzte Ausgabe

allein brachte ihm 24.000 Pf. St. ein), fanden doch seine Gattin und Tochter, als er 1768 starb, in seinem Nachlasse nur Schulden. Seine Tochter gab 1775 eine Sammlung von ihres Vaters Briefen in 3 Duodezbänden heraus, denen Denkwürdigkeiten über sein Leben und seine Familie vorgesetzt sind. In eben dem Jahre erschienen auch die „Lettres form Yorik and Eliza", welche für einen Briefwechsel zwischen Sterne und Mistreß Draper, einer westindischen Dame gehalten werden. Von seinen Schriften sind einzeln und gesammelt verschiedene Ausgaben erschienen.

Sternendienst, s. Sabäismus.

Sternkunde, s. Astronomie.

Sternschnuppen (Sternschüsse), diejenige Erscheinung, wenn des Nachts bei heiterm Himmel kleine leuchtende Körper, wie Flammen oder Sterne, bald schneller, bald langsamer durch die Atmosphäre schießen, wieder verschwinden oder auf die Erde zu fallen scheinen. Man ist über die Ursachen dieser Erscheinung noch nicht ganz im Reinen; am gewöhnlichsten gibt man aber als solche an, die Entzündung brennbarer Luftarten, oder auch solcher Luftarten, welche nur leuchten aber nicht brennen. Die Sternschnuppen entstehen sehr hoch in der Atmosphäre, und Einige versichern, sie auf die Erde herabgefallen gesehen zu haben, welches jedoch von den Mehresten bezweifelt wird, weil man dann mit ihrer eigentlichen Beschaffenheit genauer bekannt seyn würde. — Eine Art Leuchtkugeln, welche klein sind, erhalten ebenfalls obigen Namen.

Sternwarte (Observatorium), jeder zum Beobachten der Sterne gut gelegene, mit den nöthigen Instrumenten versehener Ort; gewöhnlich ein Gebäude, auf dem man eine freie, weite Umsicht genießt. Die nothwendigsten Instrumente sind: eine genaue Pendeluhr, achromatische Fernröhre, Teleskope, Tubus, Mikrometer, Quadranten, Sektor, Passage- oder Höhen-Instrumente. Ein Portativ-Observatorium ist ein Instrument, mit welchem man schnell eine Menge astronomischer Aufgaben praktisch auflösen kann. Als Verfertiger astronomischer Instrumente sind in Deutschland: Baumann in Stuttgart, Reichenbach (s. d. in München, und was astronomische und nautische Instrumente betrifft, in Frankreich die Herren Richter, Lenoir und Fortin, als die ersten Künstler, nebst den englischen bekannt. Unter den europ. Sternwarten sind die zu Paris, zu Greenwich und zu Palermo die berühmtesten. Außerdem hat die Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha durch Zach und die zu Königsberg durch Bessel Berühmtheit erlangt. Außerdem gibt es Sternwarten zu Amsterdam, Batavia, Berlin, Bologna, Breslau, Cambridge, Dublin, Edinburg, Florenz, Genua, Göttingen, Hamburg, Kopenhagen, Leipzig, Leyden, Orford, Padua, Petersburg, Pisa, Prag, Rom, Stockholm, Toulouse, Upsala, Wien, zu Peking in China und auf Neusüdwales zu Paramatta.

Sternzeit, s. Sonnenzeit.

Stethoskop, s. Auscultation.

Stetig nennt man in der Geometrie eine Größe, wenn alle ihre Theile ohne Unterbrechung aneinander liegen, oder wenn sich zwischen dem Ende des einen und dem Anfange des nächsten andern Theiles nichts befindet, was nicht zu der Größe selbst gehört.

Stettin, die Hauptstadt Pommerns im stettinischen Reg.-Bez. liegt an und auf einem Hügel am Oderstrome, der sich hier in vier Arme

(Oder, Parnitz, große und kleine Reglitz) theilt, über welche hölzerne Brücken führen. Sie ist eine große, wohlgebaute und starkbefestigte Stadt, mit doppelten Werken umgeben, und hat drei Außenwerke, wovon das eine, ein reguläres Fünfeck, auf dem Hügel liegt. Rechts vom westlichen Oderarme kommt man in die lange und befestigte Vorstadt Lastadie, und weiter östlich geht ein zwei Stunden langer Steindamm mit Brücken über den andern Oderarm nach der befestigten Stadt Altdamm. Außerhalb der Fortifikationen liegen die Vorstädte Ober- und Niederwiek und der Tornei. Stettin hat ohne die Besatzung 24.000 Einw. in 1900 Häusern, mehre öffentliche Plätze, z. B. der Königsplatz mit der Statue Friedrichs d. Großen von carrarischem Marmor. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das große Schloß, das Gouvernementshaus, das Landschaftshaus mit einer wichtigen Bibliothek, das alte Zeughaus, die große Kaserne, 3 Lazarethe und das Seglerhaus mit der Börse und einem Theater. Die Lutheraner besitzen 5 Kirchen; die Deutschreformirten, die zahlreiche franz. reformirte Colonie und die Katholiken haben ihre Religionsübung auf dem Schloß. — Stettin ist der Sitz des Oberpräsidenten der Provinz Pommern, der Regierung und des Oberlandesgerichts; es hat ein königl. akademisches Gymnasium, mit 7 Professoren, in welchem Theologie, Rechtswissenschaft, Medicin, die hebr., griech., lat., engl. und franz. Sprache, Mathematik, Philosophie, Geschichte und schöne Redekünste gelehrt werden. Außerdem ist hier noch eine Rathsschule mit 11 Lehrern. Beide Anstalten wurden 1805 u. d. N. eines königlichen und Stadtgymnasiums mit einander vereinigt. 1805 ward hier eine Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde gestiftet, die eine Sammlung von Alterthümern hat. Auch befindet sich hier ein Landschullehrerseminar, eine nautische Schule ꝛc., öffentliche Bibliotheken, ein Naturaliencabinet u. s. w. Ferner mehre Wohlthätigkeitsanstalten, eine Privatlehranstalt für Taubstumme, viele Manufacturen und Fabriken, besonders in Wollenwaaren, Taback, Leder, Seife, Hüten, Strümpfen, Baumwolle, Garn, Band, Segeltuch, Schlauchspritzen, Feuereimern; Zuckersiedereien, Branntweinbrennereien, auch eine wichtige Ankerschmiede und beträchtlichen Schiffbau. Außer dem wichtigen Speditionshandel treibt Stettin auch einen ansehnlichen Seehandel mit 160 eignen und mit 1000 Matrosen bemannten Schiffen nach Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien; er würde aber noch weit beträchtlicher seyn, vorzüglich mit den Natur- und Manufacturerzeugnissen Schlesiens, wenn nicht der Swinestrom, das Fahrwasser der Stadt, für große Schiffe zu seicht wäre, der Sundzoll den Transport nicht vertheuerte, und wenn die Schiffe immer Rückladung hätten. Bauholz ist einer der wichtigsten Ausfuhrartikel. Der an der Swine, einem Ausflusse des frischen Haffs, gelegene Hafen von Stettin heißt Swinemünde und hat 2500 Einw., eine schöne Kirche und ist durch ein Fort geschützt, das sich aber in schlechtem Zustande befindet. — Seit dem westfälischen Frieden 1648 gehörte Stettin mit seinen Zubehörungen der Krone Schweden. 1713 wurde die Stadt von den nordischen Verbündeten eingenommen, und 1720 den Beschlüssen des stockholmer Friedens gemäß, mit ihrem Gebiet, den Inseln Wolin und Usedom gegen 2 Mill. Thaler an den König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., auf ewig abgetreten. Merkwürdig sind die Belagerungen von 1677 und 1713. Am 29. Oct. 1806 ergab sich die Festung Stettin

Digitized by Google

ohne Widerstand den Franzosen und blieb von ihnen bis zum 22. Nov. 1813 besetzt, wo die Capitulation abgeschlossen wurde; die Uebergabe erfolgte am 5. Oct., zu deren Andenken am 5. Dec. 1819 das Bürgerrettungsinstitut eröffnet wurde.

Steuermannskunst, s. Schifffahrtskunde.

Steuern, s. Abgaben.

Steuerfreiheit. In Staaten, wo der Fürst das Regentenrecht als ein grund- oder hausherrliches Recht ausübt, muß die Steuerfreiheit als ein kostbares Vorrecht betrachtet werden. Ein solcher Fürst ist ein reicher Grundherr, und kann nur Die, welche er als seine Arbeiter auf seinem Grunde angesiedelt, und Die, denen er, sich auf demselben häuslich niederzulassen, erlaubt hat, als seine eigentlichen Unterthanen ansehen. Die kleinern freien Grundherren neben ihm betrachten ihn als seines Gleichen und behaupten gleiches Recht auf ihrem Grund und Boden als der größere Grundherr auf dem seinigen. Alles, was er ihnen gegen ihren Willen zumuthet, wird sie zu seinen unterwürfigen Leuten herabzuwürdigen scheinen, und sie werden sich, so lange sie nur irgend können, von solchen Anmuthungen frei zu erhalten suchen. Wenn sie gleich ihr Grundeigenthum mit dem seinigen zu einem Ganzen verbinden und sich zu Einem Staate rechnen; so behalten sie sich doch die Herrschaft des Innern (Justiz und Polizei), das Recht auf ihrem Gebiet zu herrschen, vor. So weit sich nun auch die königl. oder fürstliche Gewalt über die übrigen freien Grundherren nach und nach ausdehnen mochte; so suchten doch letztere das Palladium ihrer Selbständigkeit, nämlich das Recht, dem Regenten nichts zu geben als was sie selbst ihm freiwillig zugestanden, so lange zu erhalten, als es nur immer möglich war. Die späterhin aus den Grundherren gebildeten Stände verwahrten daher ihr Recht der Steuerfreiheit, sowie alle übrigen Gerechtsame des Herrschers auf ihrem Gebiete, mit der größten Eifersucht gegen die Regenten, theils durch Wahlcapitulationen, theils durch Clauseln bei der Huldigung, theils durch Widersprüche auf den Landtagen u. s. w. Forderten die Staatsbedürfnisse dringend Beistand, und konnten sie die Forderungen des Regenten nicht ganz zurückweisen, so wurden wenigstens von ihrer Seite nur freiwillige Beiträge (Donative) zugestanden. Gegen alle mächtige Fürsten suchten die Grundherren durch ihre Nachgebigkeit, mit welcher sie ihre Bauern und die übrigen Stände der Besteurung preisgaben, ihre Steuerfreiheit zu retten, und konnten sie ja sich nicht allen Staatslasten entziehen; so unterwarfen sie sich doch lieber einer indirecten Steuer, den Zöllen bei der Einfuhr in des Landesherrn Gebiet und ähnlichen Abgaben, und suchten wenigstens zu verhindern, daß weder ihre Personen noch ihr Boden irgend einer unmittelbaren Besteurung unterworfen wurden. Eine solche Anmaßung aber erscheint in einer Verbindung, wie sie als staatsbürgerliche gedacht werden muß, als eigennütziger Egoismus, als verdammliche Gesinnung gegen alle. Werden in einem Staate Abgaben, es sey nach dem Maße des Einkommens, oder des Vermögens, oder der Ausgabe u. s. w. für die zweckmäßigste Maßregel erkannt, um die Mittel den Staat zu erhalten und dessen Willen auszuführen; so muß das Abgabengesetz für alle Glieder des Staats gelten, weil es alle wollen, und wo Ausnahmen stattfinden sollen, da müssen dieselben entweder aus der Natur der Sache folgen, oder durch andere höhere Staatszwecke, welche die allgemeine Billigung ver-

dienen, gerechfertiget werden können. Es erscheinen deßhalb schon aus dem Grunde alle Steuerbefreiungen der Reichen, die zur Auszeichnung dienen und einen Vorzug gewähren sollen, verwerflich, weil sie, alle gute Begriffe verwirrend, das Vorurtheil erhalten und ernähren, als sey es ein Vorzug und eine Ehre, die Vortheile des Staats umsonst zu genießen, und sich auf Kosten Anderer beschützen und wohlthun zu lassen. Alle Gründe, weßhalb gewisse Personen von Abgaben und Staatslasten zu befreien, können angeführt werden: 1) Identität des Staats und der Person; 2) Auszeichnung und Belohnung für Verdienste um den Staat; 3) Vergütung Dessen, was ihnen der Staat sonst zu zahlen schuldig wäre; 4) Unverträglichkeit der Staatslast mit ihrem Geschäft, oder mit ihren persönlichen Eigenschaften; 5) anderweitige Bezahlung der Abgaben; 6) Armuth; 7) bisher zugestandenes Recht. In einem besondern Falle befinden sich in Ansehung der Steuerfreiheit die Standesherren. Schon in der Rheinbundesacte war ihnen (Art. 27) die Versicherung ertheilt worden, daß ihre Güter bei den Steuern den Gütern der Prinzen des regierenden Hauses gleich gehalten werden sollten; in der deutschen Bundesacte ist ihnen (Art. 14) versprochen, daß sie und ihre Familien die privilegirteste Classe im Staate, insbesondere in Ansehung der Besteurung, bilden sollen. Sie sollen also nicht etwa nur die privilegirteste ausmachen, also nicht nur jedenfalls privilegirt seyn, sondern privilegirter als irgend eine andere Classe. Ihnen müssen also jedenfalls einige Steuerprivilegien zugestanden werden; wie viel und ob Begünstigungen nur für ihre Personen, oder auch für ihre Güter, darüber schweigt das Gesetz.

Stewart (David), bietet ein um so erfreulicheres Bild der alterthümlichen Anhänglichkeit der Hochländer an ihre Stammhäupter dar, da er durch vaterländische Gesinnung und herzliches Wohlwollen gegen seine Landsleute sich Vertrauen und Liebe zu erwerben wußte. Geboren 1772, einem weit verbreiteten schottischen Stamme angehörend, trat er in seinem 17. Jahre in das aus Hochländern bestehende 42. Regiment, und zeichnete sich früh durch jene Besonnenheit und Charakterfestigkeit aus, die er mit Gutmüthigkeit und Sanftmuth verband. Er diente unter dem Herzog von York in Flandern und ging 1796 mit der Heerabtheilung des Generals Abercrombie nach Westindien, wo er bei der Eroberung der franz. Insel St.-Lucie und in den blutigen Kämpfen mit den Karaiben auf St.-Vincent und andern Inseln glänzende Beweise seiner Tapferkeit gab. 1800 zum Hauptmanne befördert, ging er im folg. J. nach Aegypten, wo er ebenfalls seine kriegerische Bravour bewies. Nach der Rückkehr (1804) ward er Major, warb neue Mannschaft, und schiffte sich 1806 nach Sicilien ein, von wo eine Landung in Calabrien unternommen wurde. In der Schlacht bei Maida am 4. Juli 1806 ermunterte er seine jungen Hochländer, die noch nie im Gefecht gewesen waren, durch kräftige Worte in galischer Sprache, und als er darauf den Angriff befahl, stürzten sie so wüthend gegen die feindliche Linie, daß diese entscheidende Bewegung viel zum Siege beitrug. Stewart aber wurd durch eine Kugel getroffen, die ihm den linken Arm zerschmetterte. Dieser Unfall hinderte ihn, sein Regiment nach Aegypten zu begleiten und er mußte bald nach England zurückkehren. Er wurde 1808 zum Oberstlieutenant befördert, und sollte ein Regiment erhalten, das auf der Insel Trinidad stand; die Folgen seiner Wunden aber nöthigten ihn, die krie-

Digitized by Google

gerische Laufbahn zu verlassen und sich auf Ruhegehalt setzen zu lassen. Er wurde jedoch 1814 zum Range eines Obersten und 1815 zum Generalmajor befördert. In dieser friedlichen Muße bearbeitete er das Werk, das ihm einen ehrenvollen Platz in der Literatur erworben hat „Sketches of the character, manners, and present state of the Highlanders of Scotland, with details of the military service of the Highland Regiments“ (Edinb. 1822, 3. Aufl. 1825). Außer seiner Wichtigkeit für die britische Kriegsgeschichte, erhält dieses Werk einen bedeutenden historischen Werth durch die einleitenden Abschnitte, die eine treffliche Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Hochländer geben. Die Achtung, die Stewart sich auch im bürgerlichen Leben und in der Gelehrtenwelt erworben hatte, mochte zu seiner Ernennung zum Gouverneur der Insel St.-Lucie beigetragen haben, wohin er sich gegen Anfang des Jahres 1829 begab. Die Verbesserungen, die er während der kurzen Zeit seiner Verwaltung ausführte oder begann, gaben ein neues Zeugniß des thatkräftigen Strebens, das er in allen Verhältnissen seines Lebens bethätigt hatte. Zwei Kirchen, eine für Katholiken und eine für Protestanten, waren im Dec. 1829 beinahe vollendet, ein Kai, das einzige auf der Insel, war beinahe zur Hälfte fertig und bis zu jener Zeit hatte er 1350 Arbeiter beschäftigt, neue Straßen anzulegen. Ebenso eifrig sorgte er für die Verbesserung der Rechtspflege. Er starb am 18. Dec. 1829 nach kurzer Krankheit.

Stewart (Dugald), geb. 1753 zu Edinburg, studirte daselbst unter der Leitung von D. Blair und D. Ferguson. Seine erste Richtung auf die metaphysischen Studien verdankte er der Freundschaft des berühmten Reid. Schon im 18. J. seines Alters ward er zum Stellvertreter seines Vaters in dem Lehramte der Mathematik ernannt, und als Ferguson 1784 seine Stelle niederlegte, ward er dessen Nachfolger in der Professur der Moralphilosophie. Stewart wird als das Haupt der schottischen philosophischen Schule betrachtet; indeß ist die Schreibart in seinen vielverbreiteten Schriften oft dunkel, schwerfällig und weitschweifig. Seine „Elemens of the philosophy of de human mind“ (2 Bde., 4.) wurden seit 1792 mehrmals aufgelegt. Dann folgten seine „Outlines of moral philosophy“. Auch gab er „Memoirs“ von Ad. Smith, Robertson und Thom. Reid, mit Anmerkungen aus dem Leben dieses Gelehrten heraus. Noch hat er „Philosophical essays“ (Edinb. 1816—18) und Abhandl. über die Geschichte der Philosophie für die Supplemente der „Encyclopediae Britannica“ geschrieben. Dieses Werk ist Jedem, der sich mit der Geschichte der neuern franz., der engl. und der schottischen Philosophie bekanntmachen will, unentbehrlich. Nur mit der Geschichte der deutschen Philosophie ward Stewart nicht bekannt, und dennoch sprach er über die Leistungen derselben ab! Er starb den 11. Juni 1828 zu Edinburg im Besitze der allgemeinen Achtung wegen seines sittlich-reinen Lebens.

Steyermark, s. Steiermark.

Sthenie (auch Hypersthenie, griech.) ist im Brown'schen System und der darauf gebauten Erregungstheorie diejenige Form der Krankheit, welche in vermehrter Erregung besteht, die sich während der Anlage durch vermehrte Verrichtungen des Körpers und Geistes, in der Krankheit selbst aber durch Vermehrung einiger, und daher rührende Störung andrer Verrichtungen kund gibt. Ursache der Sthenie ist besonders die sthenische Anlage und alle äußere Reize, wenn sie schnell und kräf-

Digitized by Google

tig wirken. Die Symptome bei entstehender Krankheit sollen folgende seyn: starker Frost, Mattigkeit und Müdigkeit, wie nach starker Arbeit, der Puls schnell, stark und hart, die Hitze heftig, der Durst groß, die Absonderungen unterdrückt, der Stuhlgang verstopft, die Haut trocken, der Urin roth, Entzündungen und Hautausschläge. Bei der Heilung findet die einzige Anzeige statt, die Erregung so zu vermindern, daß der Mittelgrad derselben, von dem die Gesundheit abhängt, wiederhergestellt wird; und es geschieht dieß besonders durch das Entziehen gewohnter Reize, der Säfte. Als wirksamstes Mittel wird daher Blutlassen und ferner auch das Purgiren und Vomiren empfohlen, Eine kühle Temperatur, Enthaltung von Speisen, wässerige Getränke, Enthaltung von Anstrengungen des Geistes wirken ähnlich und unterstützen obige Mittel, die nach dem Grade der Sthenie in verschiedener Stärke angewendet werden sollen. Wird die Sthenie nicht gehoben, so geht sie in indirecte Asthenie über. Die asthenische Beschaffenheit wird nach Brown's Angabe durch folgende Einflüsse erzeugt: zu lang dauernde Kälte, starke und lange dauernde Wärme, Pflanzennahrung, Wasser und wässerige Getränke, Mangel an Blut, zu schwache oder zu starke Bewegung, Leidenschaften, Ansteckungsstoffe u. s. w. Die vorzüglichsten Zufälle, welche die asthenische Beschaffenheit bezeichnen sollen, sind: Frost und Schauder, schwacher, weicher, kleiner und sehr schneller Puls, Kopfschmerz von Mangel an Blut, Irrereden, Mangel an Eßlust, Ekel und Erbrechen, Betäubung, Schlafsucht, Zuckungen, faule Bräune, Blutflüsse, Drüsengeschwülste u. s. w. Unter die asthenischen Krankheitsformen sollen nebst mehren andern besonders folgende, nach dem Grade der allgemeinen Schwäche geordnete, gehören: Magerkeit, Schlaflosigkeit, Krätze, die englische Krankheit, Blutflüsse, Unterdrückung der monatlichen Regeln, Durchfall, die meisten Kinderkrankheiten, Scorbut, Gicht, Engbrüstigkeit, Wassersucht, Epilepsie, Lähmung, Schlagfluß, Wechselfieber, Typhus, Pest.

Stheno, eine der Gorgonen (s. d. Art.).

Stichomantie (griechisch) heißt eine Wahrsagung durch's Loos, deren man sich schon bei den Römern auf folgende Weise bediente. Man schrieb Verse aus den sibyllinischen Büchern auf mehre kleine Zettel, mengte diese in einem Gefäße unter einander und zog dann eins heraus, um dadurch sein künftiges Schicksal zu erfahren. Aehnliches Spiel wird unter den Christen mit der Bibel getrieben. Man steckt eine Nadel auf's Ungefähr zwischen die Blätter der zugeschlagenen Bibel, öffnet sie, wo die Nadel haftet, und der Vers, den diese eben getroffen hat, muß als Orakelspruch, nach wahrscheinlicher Auslegung, über schwankende Entschlüsse und künftige Schicksale entscheiden. Unter den Herrnhutern und Methodisten ist diese Art von Stichomantie noch sehr gewöhnlich.

Stickerei, die Kunst, mit goldenen, silbernen, seidenen oder baumwollenen Fäden irgend eine Zeichnung auf Stoffen aller Art, vermittelst der Nähnadel, darzustellen. Diese Kunst wurde im Morgenlande erfunden, wahrscheinlich von den Phrygiern. In Moses's Zeiten war Aholiab, aus dem Stamme Dan, als guter Sticker bekannt; und die Frauen von Sidon galten schon vor dem trojanischen Kriege für berühmte Stickerinnen. Obschon die Griechen die Erfindung der Stickkunst der Minerva beilegten, so ist es doch gewiß, daß sie durch die Perser nach Griechenland gekommen. Der König von Pergamus, Attalus (621 n. Erb. Roms), erfand die Kunst, mit Goldfäden zu sticken. In neuern

Digitized by Google

Zeiten ist diese Kunst noch mehr erweitert worden. Es gibt Stickereien: 1) in erhabener Arbeit, wo die Formen und Arabesken ganz gerundet sich herausheben, weil Unterlagen von Baumwolle oder Pergament sich darunter befinden; 2) flache Stickerei, diese wird in Gold und Silber flach auf der Skizze der Zeichnung liegen, und mit gleichfarbiger Seide aufgeheftet sind; 3) mit Seide durchzogene Stickerei, diese wird in Gold und Silber ausgeführt; man macht zuerst die Zeichnung auf den Stoff, dann legt man ausgeschnittenes Pergament darauf, bedeckt dieß mit Gold- oder Silberflittern, und umsäumt alles mit Seide und Gold; 4) französische Stickerei, diese wird gewöhnlich mit Baumwolle in Mousselin so ausgeführt, daß es auf beiden Seiten rechts ist; 5) Chenillestickerei, diese wird auf Cassimir und Seide ausgeführt, und ist besonders schön zur Darstellung von Früchten; 6) Perlstickerei zeichnet sich durch ihre Dauer, sowie 7) Tambourstickerei, durch ihre Leichtigkeit aus. Es gibt noch sehr viele Arten von Stickerei, die geeignet sind, Blumen, Früchte und Arabesken schön nachzuahmen; nur sollten sich Stickerinnen nie in das Fach der Landschaften und Figuren wagen.

Stickstoff (Azote, d. i. lebenvernichtend), einer der allgemein verbreiteten Stoffe; luftförmig ist er ein Bestandtheil der atmosphärischen Luft. Stickstoff ist ferner der unterscheidende Bestandtheil der Animalien, er spielt bei der Zerlegung chemischer Körper und bei ihrer Fäulniß eine wichtige Rolle. Uebrigens hat er nicht viel unterscheidende Eigenschaften; seine (mephitische) Luft ist, gleich andern, elastisch und unsichtbar, taugt nicht zum Athmen, noch zur Unterhaltung des Feuers; nur Pflanzen können in ihr wachsen; sie ist geschmacklos; Wasser saugt wenig davon ein. Berzelius sieht, nach seinen neuesten Versuchen, den Stickstoff für das Oxyd des Nitricum, den Wasserstoff aber von ihm verschieden und einfach an.

Stickstoffgas, s. Gasarten.

Stiergefechte, ein der pyrenäischen Halbinsel und Spanien besonders ganz eigenthümliches Vergnügen. Die Stiere, die bei diesen Festen geopfert werden, kommen meistens aus den Gebirgen der Sierra Morena, dem Guaderamagebirge und andern Gegenden, wo sie in einem halb wilden Zustande leben, und von wo sie durch zahme Kühe und einige Reiter nach den verschiedenen Städten gelockt und getrieben werden. Die Stiergefechte, welche der König ehemals bei feierlichen Gelegenheiten gab, waren sehr glänzend und verursachten großen Aufwand. Der Schauplatz der Festes ist in Madrid ein Circus mit amphitheatralisch erhöhten Bänken umgeben, über welche sich noch Logen erheben. Die Plätze werden vermiethet, wie im Theater, theurer oder wohlfeiler, besonders je nachdem sie in der Sonne oder im Schatten sich befinden. Meist nur im Sommer werden sie gehalten, weil der Schauplatz unbedeckt ist und die Thiere dann am wüthendsten sind. Alle Diejenigen, welche einen thätigen Antheil an der Bekämpfung der Stiere nehmen, heißen Torreadores; nach ihren verschiedenen Verrichtungen unterscheidet man aber: die Picadores, welche zu Pferde kämpfen (ehemals suchte die Blüthe des Adels in diesen Kämpfen Ehre zu erwerben, jetzt sind auch die Picadores meist bezahlte Kämpfer), die Chulos und Banderilleros, und endlich die Hauptperson, der Matador, die zu Fuß kämpfen. Wenn die Zuschauer versammelt sind, halten zuerst alle Torreadores in glänzendem Schmuck einen feierlichen Aufzug; ein Alguasil, Polizeidiener,

gibt das Zeichen zum Anfang des Festes, man öffnet die Thür eines an den Schauplatz stoßenden Stalles und der Stier stürzt hervor. Die Ueberraschung und das Geschrei der Zuschauer betäubt ihn oder erhöht seine Wuth; ein Picador zu Pferde, mit einer Lanze bewaffnet hält ihm gegenüber. Ist der Stier durch jene Neckereien nicht zum Angriff zu reizen, so ruft das Publicum unwillig: Peros, Peros, Hunde; und er wird vielen großen Hunden preisgegeben, die ihn, jedoch selten, ohne daß einige dabei umkommen, endlich zu Boden reißen. Ist er muthig, so greift ihn der Picador an und sucht ihn mit der Lanze in den Hals zu verwunden: sehr oft wird dabei dem Pferde von dem Stiere mit den Hörnern der Bauch aufgerissen, und der Picador wäre verloren, wenn nicht die Chulos, bloß mit seidenen bunten Mänteln bewaffnet, herzuspringen, die sie dem wüthenden Thiere vorhalten, so seine Wuth auf sich lenken und ihm dennoch mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit entgehen. Hat dieß Gefecht eine Zeitlang gedauert, so ziehen sich die Picadores und Chulos zurück und die Bandeleros beginnen den Angriff; sie haben Banderillas, hölzerne Pfeile, mit eisernen Spitzen und Wiederhaken, mit Papierstreifen umwunden, zuweilen auch mit Pulver gefüllt, welche sie dem Stier in den Leib zu stoßen suchen und nachher anzünden; der Schmerz und das Feuer steigern nun seine Wuth aufs Höchste. Scheint sie aber nachzulassen und das Thier von Wunden ermattet, so erscheint endlich der Matador, in der einen Hand eine seidene Fahne, womit er den Stier beschäftigt, in der andern ein langes Schwert, welches er, wenn er beklatscht seyn will, dem Stier so in den Nacken stoßen muß, daß er auf den ersten Streich zusammenstürzt. Ist es gelungen, so ertönt auf allen Seiten ein unbeschreibliches Beifallsgeschrei. Endlich werden geputzte Maulthiere in den Circus gebracht, an die Hörner des Stiers gespannt und schleifen ihn so hinaus. Ein zweiter Stier erscheint und das Schauspiel beginnt von Neuem. So werden in der Regel 18 Stiere an einem Tage, 6 des Morgens und 12 des Abends, getödtet. Zuletzt wird noch zur Belustigung des Pöbels ein Stier, dem die Spitzen der Hörner mit Kugeln versehen sind, Embolado, mit Affen, Bären, Hunden, Possenreißern u. s. w. zusammengehetzt. Im Sommer ist die Woche 2 Mal Stiergefecht in Madrid und sonst noch in vielen andern Städten des Reichs. So gefährlich diese blutigen Spiele scheinen, so ist es doch selten, daß ein Mensch dabei das Leben dabei verliert. Doch haben deßhalb die Päpste die schärfsten Verbote, aber vergebens dagegen erlassen. Karl IV. hob sie auf, Joseph stellte sie wieder her.

Stift, eine mit milden Vermächtnissen und geistlichen Rechten begabte, ursprünglich zu kirchlichen und religiösen Zwecken bestimmte und einer geistlichen Körperschaft anvertraute Anstalt mit allen dazu gehörigen Personen, Gebäuden und Besitzungen. Die ältesten, dem Begriffe des Stifts entsprechenden Anstalten sind die **Klöster** (s. d.), nach deren Vorgange sich das kanonische (geregelte) Leben der Geistlichen an Kathedral- und Collegiatkirchen bildete, welche jetzt, wie die ihnen ähnlichen Vereinigungen der Kanonissinnen und Stiftsdamen, am gewöhnlichsten Stifter genannt werden. Das ausschweifende Leben der Weltpriester und Diakonen bewog den Bischof Chrodogang von Metz in der letzten Hälfte des 8. Jahrh., die an seine Kirche angestellten Geistlichen zu klösterlicher Gemeinschaft zu vereinigen: eine Einrichtung, die auf der

Kirchenversammlung zu Aachen 816 in der karolingischen Monarchie gesetzlich und bald bei allen Domkirchen der lateinischen Christenheit nachgeahmt wurde. Seitdem machten die Geistlichen an Metropolitan-, Kathedral- und Collegiatkirchen mit ihren Bischöfen oder Decanen, wie die Conventualen in den Klöstern mit ihren Aebten, ein engverbundenes Ganzes aus. Wegen ihres kanonischen, an die Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams gegen die Obern (s. Orden) gebundenen Lebens erhielten sie den Namen Kanonici, erwarben als Collegium die Rechte eines geistlichen Senats (Capitel), der seinem Bischof oder Decan berathend zur Seite steht, wie das Collegium der Cardinäle dem Papste. So bildeten sich die Domcapitel, deren Glieder, die Kanoniker, sich Capitularen, Domherren oder Stiftsherren nannten, weil sie nach und nach in den Besitz eines bestimmten Antheils der zu ihrer Kirche gehörigen Güter kamen. Ihre anwachsende Macht mußte die Prälaten immer mehr beschränken, je häufiger Söhne aus adeligen Familien in ihre Mitte traten, und von ihren Verwandten wie von den Fürsten unterstützt, ihre Einkünfte und ihre Lebensart von der bischöfl. Willkür unabhängig zu machen wußten. Schon im 11. Jahrh. entzogen sie sich der Verpflichtung des Zusammenwohnens (Clausur) und dem Gelübde der Armuth, genossen die ihnen angewiesenen Tafelzehnten oder Präbenden einzeln in besondern Amtswohnungen, und vernachlässigten immer mehr die Abwartung der kanonischen Stunden (horae), des Gebets und Gesanges in den Domkirchen. So kam es mit der Verfassung der Domcapitel dahin, daß ihre Glieder, ohne regelmäßig Residenz zu halten (an dem Orte ihrer Domkirche zu bleiben) und kirchliche Geschäfte zu verrichten, doch die Würde geistlicher Personen zu behaupten und ein durch bedeutende Einkünfte und Rechte ausgezeichnetes Collegium zu bilden fortfuhren. Sie erwarben die Befugniß, über die Aufnahme neuer Capitularen zu entscheiden, bei Vacanzen (Sedisvacanzen) durch ihre ältesten Glieder das bischöfl. Amt zu verwalten und die Regierung der Stiftslande zu führen, den neuen Bischof aus ihrer Mitte zu wählen und ihn durch förmliche Constitutionen zur Bestätigung ihrer Rechte zu nöthigen. Im 14. Jahrh. fingen die Capitel an, sich auf eine bestimmte Anzahl von Capitularen zu beschränken, um den zudringlichen Empfehlungen der Päpste und Fürsten und den willkürlichen Verleihungen und Theilungen der Präbenden, die sich die Bischöfe zu Gunsten ihrer Schützlinge erlaubten, Einhalt zu thun. So entstanden Capitula clausa, geschlossene Capitel, von festgesetzter, wenn schon nach Verhältniß des Herkommens und der Stiftsgüter nicht bei allen Stiftern gleicher Anzahl, die bei den reichsunmittelbaren deutschen Hochstiftern und Erzstiftern (in den Capiteln der Bisthümer und Erzbisthümer) von altem Adel seyn und ihre Stiftsfähigkeit durch 16 Ahnen beweisen mußten. Während nun diese adeligen Capitularen sich den Genuß aller Rechte ihrer Kanonikate vorbehielten, wurden ihre Pflichten den regulirten Chorherren, deren mönchsartige Vereinigungen schon seit dem 12. Jahrh. blühten, aufgelegt. Daher schreibt sich der Unterschied der weltlichen Chorherren (Canonici seculares), welche die Mönchsgelübde ablegen und theils förmlich in Klöstern zusammenleben und nach Art der geistlichen Orden mehre Congregationen (s. Orden, geistliche) bilden, theils zu Verrichtung des Kirchendienstes bei den Kathedralen gebraucht werden, aber auch dann weder an den Präbenden noch an dem Stimm-

rechte der Capitel Antheil haben. In Stiftern, welche dergl. Regular-Kanoniker nicht aufnehmen mochten, sind bürgerliche Kleriker als Domvicare angestellt, um für eine geringe Besoldung die kirchlichen Geschäfte der Secular-Domherren, zu versehen. Zu den Capiteln gehören diese Vicare ebenso wenig als die regulirten Chorherren. Bis auf unsere Zeiten haben die weltlichen Domherren, die ihren geistlichen Stand nur noch durch die Beobachtung der Ehelosigkeit und des Gehorsams gegen ihre Prälaten beurkunden, die Freiheit behauptet, ihre Einkünfte zu verzehren wo sie wollen, wenn sie nur eine gewisse Zeit des Kirchenjahrs Residenz halten und sich zu den Sitzungen des Capitels einfinden. Exspectanten ihrer Pfründen und Titel sind die Domicellaren oder Canonici minores, welche zur Anwartschaft auf die Rechte und Einkünfte der Capitularen, die im Vergleiche mit ihnen Canonici majores heißen, vermöge aber meist von Familienverbindungen und Einkaufsgeldern abhängigen Wahl der Capitel gelangen. Sie müssen wenigstens 14 J. alt seyn und bei dem Scrutinium ihre Geschicklichkeit im Lateinlesen und Singen, sowie das stiftsfähige Alter ihres Adels beweisen. Bei eintretender Vacanz einer Domherrenstelle rückt der Aelteste unter ihnen in das Capitel ein, muß aber vorher ein Probejahr hindurch bei der Kathedrale ohne Einkünfte Residenz halten und in Person den Gottesdienst abwarten, die Horas singen und andere Kirchendienste verrichten, wobei er für jedes Versehen um Geld gestraft wird. Das wesentliche Recht des Kanonikats, Sitz und Stimme im Chor und Capitel, haben alle Capitularen mit einander gemein, doch findet nach Verhältniß der Dauer ihrer Theilnahme am Capitel eine Rangordnung und Stufenfolge der Einkünfte unter ihnen statt, und die Aeltesten führen die Amtstitel: Propst, Dechant, Senior, Scholasticus, Cantor und Custos. Die beiden Ersten sind, wie der im Range dem Bischof am nächsten stehende Coadjutor (erwählter Nachfolger des Bischofs), Prälaten der Kirche. Der Dompropst hat den Vorsitz im Capitel und hält als Vertreter desselben bei dem Bischofe beständig Residenz; der Domdechant führt die Aufsicht über die Domicellaren; der Domscholasticus und Domcantor haben ihre Titel von den sonst mit ihren Kanonikaten verbundenen Lehrerstellen an der Stiftsschule. Die Priesterweihe erhalten nur solche Secular-Domherren, die zugleich wirklich ein geistliches Amt bekleiden. Vor der durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 verfügten Secularisation hatten die deutschen Erz- und Hochstifter Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speier, Konstanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Münster, Osnabrück, Lüttich, Lübeck und Chur, sowie die Propsteien Elwangen, Berchtesgaden ꝛc., die gefürsteten Abteien Fulda, Korvey, Kempten ꝛc. Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstage, daher sie unmittelbare Stifter hießen und den Fürstenthümern gleich geachtet wurden. Anderwärts hatte es auch vor dieser Secularisation keine unmittelbare, mit politischen Souverainetätsrechten begabte Stifter gegeben; doch war die Verfassung der Domcapitel auch bei denjenigen deutschen Erz- und Hochstiftern beibehalten worden, welche zur Zeit der Reformation zum Protestantismus übergetreten waren. Die Verwendung des Papstes und der kath. Fürsten, welche diese abgefallenen Stifter immer noch wieder in den Schoß der Kirche zurückzubringen hofften, sicherte ihnen auch im westfälischen Frieden den Genuß ihrer Güter und Rechte, ausgenommen die mit der evangelischen Confession unverträgliche bischöfl. Würde

und die Landeshoheit, welche evangel. Fürsten zufiel. Nur das ganz protest. Bisthum Lübeck und das gemischte, aus kath. und protest. Capitularen zusammengesetzte Domcapitel zu Osnabrück, dessen Bischof abwechselnd ein Katholik und ein evangel. Prinz aus dem Hause Hanover seyn sollte, behaupteten die Reichsunmittelbarkeit und die Bischofswahl. Jetzt sind alle Stifter mittelbar, d. h. in bürgerlichen und Stiftsangelegenheiten der Landeshoheit derjenigen Fürsten untergeben, in deren Gebiet ihre Güter liegen. Auch die Collegiatstifter bilden Capitel unter dem Vorsitze eines Propstes oder Dechanten, der ein Prälat der Kirche und der eigentliche Herr und Verwalter der Stiftsgüter ist. Unter ihm stehen der Senior, Scholasticus und Cantor; die übrigen Capitularen heißen nicht Domherren, sondern Kanonici, und ihre Kirche nicht Kathedrale, sondern Collegiatkirche. Uebrigens haben die Capitel der Collegiatstifter in Ansehung des Wahlrechtes ihrer Glieder und der Berathung mit ihrem Dechanten oder Propste eine den Domcapiteln ähnliche Verfassung, nur sind die Kanonici bei den kath. Stiftern dieser Art in der Regel bürgerlicher Herkunft und stets wirklich ordinirte Geistliche, die entweder beständig Residenz halten oder Pfarrämter bekleiden, die Vicarien aber, die den Dienst bei der Stiftskirche verrichten, die Exspectanten ihrer Pfründen, wie die Domicellaren bei den Hochstiftern. Die Kanonikate und Präbenden der evangel. Collegiatstifter, z. B. in Zeitz, welches zu Naumburg, in Wurzen, welches zu Meißen gehört, erhalten bürgerliche Gelehrte entweder als akademische Lehrer, oder zu Folge einer durch Familienverbindungen und Einkaufsgelder motivirten Wahl, oder kraft einer landesherrlichen Verleihung, wie im Preußischen, wo der König als oberster Bischof der protest. Kirche gewisse Kanonikate zu vergeben hat. Evangelische Domherren und Kanonici sind an kein Gelübde gebunden. Durch die mit mehren deutschen Ländern geschlossenen Concordate mit dem römischen Stuhle sind auch in Preußen, Baiern, Hanover, Würtemberg, Baden, Nassau so viel neue Stifter entstanden, als Bischöfe und Erzbischöfe angestellt wurden. Außer diesen Erz-, Hoch- und Unterstiftern gibt es noch weibliche Stifter, welche, wie die männlichen, von zweifacher Gattung, entweder geistliche oder freie weltliche sind. Die geistlichen weiblichen Stifter entstanden durch die Vereinigung regulirter Chorfrauen (s. Orden, geistliche), und gleichen ganz den Klöstern, die freien weltlichen weichen in ihrer Verfassung nur dadurch von den klösterlichen ab, daß die Kanonissinnen bloß das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams gegen ihre Obern ablegen, doch sich zur Armuth und Clausur nicht verpflichten, und die Freiheit haben, die ihnen vom Stifte zufließenden Einkünfte zu verzehren, wo sie wollen. Nur die Pröpstin (Vorsteherin), pflegt sich nebst einigen Kanonissinnen, die die klösterliche Einsamkeit lieben oder sonst keinen Zufluchtsort wissen, im Stiftsgebäude aufzuhalten. Die priesterliche Localaufsicht versieht bei solchen Stiftern ein Propst, und seine Capläne verwalten den Kirchendienst. Da der stiftsfähige Adel seinen Töchtern das ausschließliche Recht auf die Pfründen dieser Stifter zu verschaffen gewußt hat, werden sie insgemein freie weltadelige Damenstifter, und ihre Kanonissinnen Stiftsdamen genannt. Außer der Beobachtung der Ehelosigkeit haben sie keine Pflichten zu erfüllen, und ihre Stellen sind lediglich als anständige Versorgungsmittel für unvermögende Fräulein zu betrachten. Doch machen sich einige Stifter dadurch gemeinnützig, daß die Stiftsdamen jüngere Fräulein aufnehmen und erziehen.

Stiftshütte (Bundeshütte) wird in unsern deutschen Bibeln das Reisezelt genannt, welches Moses auf dem Zuge aus Aegypten nach Kanaan zum Gottesdienste der Israeliten verfertigen ließ. Wie jedes Zelt, war auch dieses Reisezelt so eingerichtet, daß es auseinander genommen und in einzelnen Stücken von den dazu bestimmten Geschlechtern der Leviten getragen werden konnte. Wo die Israeliten auf jenem Zuge rasteten, wurde die Stiftshütte zusammengesetzt und nahm einen Raum von 30 Ellen in der Länge und 10 Ellen in der Breite ein. Ihre verschlossenen Seiten bestanden aus 48 übergoldeten Bretern von Akazienholz, welche durch goldne Ringe zusammengehalten und mit Pfählen in die Erde befestigt wurden. Ueber diesen Wänden hingen hier Decken von Leinwand, Kamelot, Saffian und Fellen, welche zugleich das Dach bildeten. Die vordere, zum Eingange bestimmte Seite war mit einem an 5 Säulen befestigten Vorhange bedeckt. Das Innere theilte ein Zwischenvorhang, der das Allerheiligste, die hintere Abtheilung, von dem Heiligen, der vordern Abtheilung, sonderte. Im Heiligen stand der Tisch mit den ungesäuerten Schaubroten, der goldne Leuchter und der Räucheraltar, nebst andern Opfergeräthschaften, weil hier die Priester ihre Gebete und die unblutigen Opfer verrichteten. Im Allerheiligsten wurde die Bundeslade verwahrt, welche das mosaische Gesetzbuch oder Tempelarchiv (anfangs nur die steinernen Gesetztafeln) in sich schloß. Der Deckel dieser Lade war an den 4 Ecken mit den allegorischen Figuren der Cherubim geschmückt, und hieß der Gnadenstuhl auf dem Jehovathrone. Nur der Hohepriester ging ein Mal im Jahre am großen Versöhnungstage in das Allerheiligste, um für das Volk zu beten. Das Volk durfte nur den mit reich umhangenen Säulen eingefriedigten Vorhof der Stiftshütte betreten, in welchem vor ihrem Eingange die Altäre und Geräthschaften zu den Brandopfern standen. Die Israeliten brachten die Stiftshütte mit nach Kanaan, wo sie während der Kriege unter den Richtern an verschiedenen Orten aufgestellt, doch stets der Versammlungspunkt der 12 Stämme war. Bekanntlich ersetzte Salomo dieses tragbare Gebäude durch den von ihm erbauten prächtigen Tempel.

Stiftskirche (Kathedrale, Dom-, Hochstifts- oder bischöfl. Kirche) heißt eine solche Kirche, mit welcher ein Bisthum oder ein Hochstift verbunden ist, oder doch vor Zeiten verbunden war. Auch die den Hochstiften untergeordneten Stifte, die Unter- oder Nebenstifte, hafteten und hafteten von jeher auf gewissen Kirchen, welche man deßhalb gleichfalls im gemeinen Leben Stiftskirche nennt, die aber eigentlich, zum Unterschiede von der Kathedralkirche, Collegialkirchen heißen.

Stiftung (milde), pia causa, jede öffentliche Anstalt, welche auf religiöse Erbauung, Unterricht oder Armen- und Krankenpflege Bezug hat, als Kirchen, Klöster, Schulen, Universitäten, Hospitäler, Waisen-, Armen- und Findelhäuser und ähnliche Anstalten. Um die Rechte einer pia causa zu erlangen, bedarf es der landesherrlichen Bestätigung. Diese Rechte bestehen in gewissen Privilegien bei solchen Testamenten, in welchen einer milden Stiftung etwas vermacht wird, in der ihnen zu Statten kommenden Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen erlittene Verletzungen, in dem stillschweigenden Pfandrechte, im Vermögen ihrer Vorsteher und ihre Schuldener, in den Obrigkeiten besonders zur Pflicht gemachten Beförderung ihrer Processe u. dgl. m. Sie wurden nothwendig, als der Staat durch Luxus und Sittenlosigkeit seinem Verfalle sich

sich näherte. Unter die vorzüglichsten gehören die, welche Kinder zu Gute kamen, und dazu dienten, dem volksarmen und zerrütteten römischen Staate neue und ergebene Bürger zu gewinnen, da die gesetzlichen Ehen seltener wurden und die Sittenlosigkeit immer mehr zunahm. Das Ganze war auf liegende Gründe angewiesen und stand unter dem Schutze der Gesetze. Die Verwaltung war in den Händen besonderer, von den Kaisern dazu bestellter Personen, Präfecte, Curatoren und Procuratoren, auch Quästoren und Ministri genannt.

Stigma (griech.), Brandmale, Narben oder auch Flecken auf der Haut, welche durch eine Stockung des Blutes von selbst entstehen. — 2) Ein eingebranntes Mal zum Kennzeichen eines begangenen Verbrechens. Bei den Römern wurden die Sklaven, die gestohlen hatten oder entlaufen waren, gewisse Buchstaben zum Zeichen ihres Vergehens eingebrannt, wie noch heutzutage es in einigen Ländern den zur Galeere Verurtheilten geschieht. 3) S. Franz v. Assisi.

Stilicho oder Stilico, der berühmte Minister des abendländischen Kaisers Honorius, war von Geburt ein Vandale, sein Vater ein Feldherr unter Valens. Er selbst stieg unter Theodosius zum obersten Anführer der Reiterei und des Fußvolks, und derselbe Kaiser vermählte sogar seine Nichte Serena mit ihm, die ihm einen Sohn, Namens Eucherius, und 2 Töchter, Maria und Thermantia, nachherige Gemahlinnen des Kaisers Honorius, gebar. Nach Theodosius Tod (395) und Theilung des Reichs unter seine beiden Söhne erhielt Stilicho mit der Obervormundschaft über Honorius die Regierung des abendländischen Kaiserthums. Rufinus dagegen herrschte als Vormund des Kaisers Arkadius im Morgenlande. Letzterer, um sich des Reichs zu bemächtigen, rief den Gothen-König Alarich mit seinen Barbaren in das morgenländ.-römische Reich. Stilicho eilte umsonst mit den Truppen des Abendlandes und den verbündeten Franken zur Hülfe herbei, die Ränke des morgenländ. Reichsverwesers nöthigten ihn, unverrichteter Sache zur Rückkehr. Nachdem er aber den Rufinus hatte ermorden lassen, eilte er mit einem neuen Heere gegen die Gothen, schlug sie auch in mehren Gefechten, mußte aber trotz dem, auf des Arkadius Befehl, weil ihn sein Staatsminister Eutropius zu einem Frieden mit Alarich beredet hatte, zurückkehren, und wurde sogar für einen Feind des Reichs erklärt. Ein neuer Zug nach Griechenland hinderte den Ausbruch einer Empörung in Afrika, die Eutropius angeregt, und nachdem diese gestillt war, söhnten sich beide Brüder, Arkadius und Honorius, aus. Er besiegte hierauf 403 die in Italien eingefallenen Gothen, und nöthigte sie, Italien zu verlassen. Ebenso glücklich begegnete er einem zweiten Einfalle der Gothen, allein Gallien ging größtentheils durch den Einbruch der Alanen, Vandalen und Sueven verloren, und in Britannien warf sich ein gewisser Konstantinus zum Kaiser auf, der Gallien und Spanien größtentheils eroberte, und von Honorius als Augustus anerkannt wurde. Stilicho soll hierauf einen Plan, sich der Oberherrschaft zu bemächtigen, beschlossen haben, und entwarf ein Bündniß mit den Gothen, wie ein gewisser Olympius dem Kaiser berichtete, der ihn, seine großen Verdienste nicht achtend, 408 hinrichten und sich von der Thermantia, die er nach dem Tode der Maria geheirathet hatte, scheiden ließ. (Vgl. Occidentalisches Kaiserthum.)

Stilleben, Gemälde oder Bilder, welche nur leblose Dinge dar-

stellen, wurden zuerst von der niederländischen Schule eingeführt. Sie erhalten ihren Werth durch die täuschende Wahrheit und den emsigen Fleiß, mit welchem sie gemalt sind. Als große Maler in dieser Gattung gelten die Niederländer van Aelst, Joh. Fyt, Franz Sneyders, David Koning, Joh. Weeninx, Melch. Hondekoeter, Wilh. Kalk und van Streeck.

Stilles Meer, s. Südsee.

Stimme. Sie wird gewöhnlich durch das Ausathmen in dem Kehlkopfe erzeugt, mit Beihülfe der Nase, des Mundes und der dazu gehörigen Theile und Töne ausgebildet und zur Sprache articulirt. Die Stimme ist ein Ton, der bei dem mit etwas stärkerem Anstrengen begleiteten Ausathmen in der Stimmenritze des Kehlkopfes erzeugt wird, indem die hier durchströmende Luft sich stärker an ihren Bändern reibet, selbe in eine zitternde und schwingende Bewegung versetzt, und diese Bebungen den Knorpeln des Kehlkopfes, der Luftröhre und benachbarten Theilen mittheilet. Von dem Sitze der Stimme überzeuget uns sowohl die Eröffnung der Luftröhre, als die Verletzung des rücklaufenden Nervens, und dann das Gefühl selbst. Es kann übrigens beim Einathmen auch eine, aber nur unangenehme Stimme erzeugt werden, womit man auch sprechen kann, welches der Fall der sogenannten Bauchredner ist. Die Höhe, die Stärke, die Annehmlichkeit und der individuelle Charakter der Stimme hangen von der Einrichtung und Veränderung des Stimmorgans ab. Von der tiefesten bis zur höchsten menschlichen Stimme zählet man gewöhnlich drei Octaven; doch werden davon die äußersten Töne nur mit großer Anstrengung und zwar meistens unrein, außer von sehr geübten Sängern herausgebracht. Die nächste Ursache der höhern Stimme besteht in einer größern, und der tiefern Stimme in einer mindern Anzahl von Schwingungen des Stimmorgans, dazu wird aber das Organ nebstbei durch mehre merkwürdige Veränderungen fähig gemacht: Erstens ist gewiß, daß der Kehlkopf bei feinern Tönen niedersinke. Dieses Steigen und Fallen des Kehlkopfs beträgt bei einer Octave ungefähr einen halben Zoll, folglich bei drei Octaven $1\frac{1}{2}$ Zoll. Ueberdieß pflegen wir, um eine sehr tiefe Stimme hervorzubringen, den Kopf nach vorwärts zu beugen, um das Herabziehen des Kehlkopfes zu erleichtern; und im Gegentheil der höchsten Stimme heben wir den Kopf in die Höhe, wie besonders bei den Judensängern bemerket wird. Bei dem Aufsteigen des Kehlkopfes nähert sich die Stimmritze dem Ausgange des Mundes und der Nase, folglich werden dabei beide Höhlen verkürzet, und beim Niedersinken verlängert. Daß das Erstere zur Erzeugung der feinen Stimme, und das letztere zur tiefen Stimme beitragen müsse, lehret uns die Flöte, die Posaune, wie auch die durch Griffe verkürzten Saiten der Violine. Zweitens hängt nach Dodart die Höhe oder Tiefe der Stimme auch von der Verengerung oder Erweiterung der Stimmritze ab. Wir sehen dieses an verschiedenen musikalischen Instrumenten, und es ist auch bei dem Menschen außer Zweifel, dessen Stimmritze sowohl durch ihre Muskeln, als durch ihre Kammern einer verschiedenen Verengerung fähig ist. Drittens kommt nach Ferrin auch die größere oder kleinere Spannung der Stimmritzbänder in Betrachtung. Man weiß, daß mehr gespannte Saiten einen höhern, und minder gespannte einen tiefern Ton geben; das Nämliche läßt sich auch von den Stimmritzebändern erwarten. Viertens lehret die Erfahrung, daß ein schnellerer Luftstrom in der

Digitized by Google

Flöte einen höhern Ton erzeuge. Dieser Umstand findet in dem menschlichen Stimmorgane auch Platz. Die Stärke der Stimme hängt ab: von weiter Brust, großer Lunge, der Stärke der zum Athmen erforderlichen Muskeln, besonders aber der Bauchmuskeln, von weiter und elastischer Luftröhre, der Stärke und Elasticität des Kehlkopfes und der Stimmritzebänder, wie auch von großer Rachen-, Nasen- und Mundhöhle, worin die Stimme durch Resonanz verstärket werden kann. Daraus erhellet, warum Weiber und Kinder überhaupt eine schwächere Stimme als die Männer haben. Die Annehmlichkeit und Reinigkeit der Stimme kommt auch von mehren Ursachen. Dazu ist Erstens die gehörige Feuchtigkeit und Schlüpfrigkeit aller Stimmorgane. Zweitens die Geschmeidigkeit und Elasticität der Muskeln, Knorpeln und aller zum Stimmorgan gehörigen Theile; daher ist auch die Stimme der Jugend angenehmer als in dem Alter. Drittens hängt die Annehmlichkeit der Stimme auch von einer guten Proportion der Theile des Stimmorgans ab; so wird von angeschwollenen Mandeln die Proportion der Schlundkopfhöhle und damit auch die Stimme und Sprache geändert; die Schleimhaut der Nase durch ihr Anschwellen bei dem Schnupfen ändert auch die Stimme; ein gespaltener oder zu kleiner Gaumenvorhang, der die hintern Nasenlöcher nicht vollkommen verschließen kann, läßt die Stimme zu viel durch die Nase gehen, und bildet sie höchst unangenehm ꝛc. Der individuelle Charakter der Stimme, wodurch sie sowohl bei verschiedenen Menschen sich unterscheiden läßt, ist so mannigfaltig, als die Gesichtsbildungen mannigfaltig sind; denn man kann einen bekannten Menschen aus seiner Stimme ebenso sicher erkennen, als aus seinen Gesichtszügen. Es hängt diese einem jeden Menschen eigene Stimme von der besondern Größe, Form, Proportion und andern Eigenschaften der zum Stimmorgane gehörigen Theile ab, welche doch nach dem Alter, Geschlecht und andern Umständen, z. B. bei der Mannbarkeit, ebenfalls einigermaßen verändert wird. Bei den Castraten bleibt der Kehlkopf, von dem Augenblicke der Verstümmelung an, in Wuchs und Bildung auf dem Punkte stehen, wo er so eben begriffen war. Seine Stimme wird in ihrem Fortrücken gehindert, sodaß sie nun auf die ganze Lebenszeit eben dieselbe Höhe behält, welche sie damals hatte. Ueber die Stimme der Vögel hat Cuvier das Beste gesagt. S. Altstimme, Mittelstimme, Sopran, Discant, Tenor ꝛc.

Stimmgabel, s. Stimmung.

Stimmung (in der Musik) ist das bestimmte Verhältniß, worin Töne oder Stimmen zu einem als Grundton angenommenen Tone stehen; die Instrumente so stellen, daß ihre Töne mit dem Grundtone in das richtige Verhältniß kommen, heißt die Instrumente stimmen. Jenen Normalton nennt man den Stimmton; er ist unentbehrlich, weil jedes Instrument und jede Stimme in der Höhe und Tiefe ihren sichern Grund haben muß; weil von ihm der Charakter der einzelnen Tonarten, der durch Erhöhung und Erniedrigung verändert wird, abhängt, und weil der Sänger eine feste Stimmung besitzen muß, wenn er seine Stimme mit Sicherheit gebrauchen will. Zur Angebung eines solchen Grundtons diente ehemals die Stimmpfeife; da aber ihr Ton, je nachdem er stärker oder schwächer geblasen wird, abweicht, so besitzt die Stimmpfeife keine hinlängliche Stetigkeit. Besser und auch gebräuchlicher ist die Stimmgabel, ein stählernes Instrument in Gabelform; mit der einen

Digitized by Google

Spitze derselben schlägt man auf einen festen Körper, dreht dann die Gabel schnell um und setzt den Griffel oder Stiel auf die angeschlagene Stelle, wo dann der Stimmton durch die Erzitterung der Gabel hervorgebracht wird, der nach Verschiedenheit der Gabeln bald der C-, bald der A-Ton ist. Man sieht also, daß von der Gabel die Verschiedenheit der Stimmung abhängt, sowie von dem Verhältnisse, worin die einzelnen Töne zu dem Normaltone und zu einander durch Fortschreiten von dem Grundtone stehen. Dieß Verhältniß hängt aber auch mit vom Herkommen und von der Willkür ab. Zum Stimmen der Orgel bedient man sich des Stimmhorns, eines trichterförmigen Instruments, das in die Pfeife gesteckt wird.

Stipendium hieß bei den Römern die Löhnung der Soldaten. Jetzt bezeichnet man damit eine bestimmte Summe, welche zur Unterstützung Studirender, die daher Stipendiaten heißen, auf eine festgesetzte Zeit aus milden Stiftungen, Staats- und Stadtkassen oder andern Fonds ausgezahlt wird. Manche Stipendien sind von den Stiftern für Schüler auf Gelehrtenschulen, andere für auf Hochschulen Studirende überhaupt ohne Rücksicht auf die Facultät, andere für Studirende eines besondern Fachs, als für Theologen, Juristen, Mediciner, Kameralisten u. s. w., einige für Adelige, oder für Kinder dieses oder jenes Landes oder Ortes, oder für die Sprößlinge der Familie, von welcher die Stiftung ausging, oder für Söhne, deren Väter Mitglieder eines namhaft gemachten Collegiums sind oder waren, auf ein oder einige Jahre bestimmt. Es gibt auch Stipendien, welche junge Gelehrte, die schon den sogenannten akademischen Cursus vollendet haben, zum Behufe einer wissenschaftlichen Reise, oder einer akademischen Promotion, oder als angehende akademische Docenten zur Unterstützung erhalten. Nach der Summe ihres Betrages unterscheidet man sie gewöhnlich in große, mittlere und kleine. Auf den deutschen Hochschulen gibt es landesherrliche und Familienstipendia; die erstern werden von der Behörde verliehen, welche der Landesfürst dazu beauftragt hat; die andern gewöhnlich von dem ältesten Gliede der Familie, deren Namen die Stiftung führt.

Stoa, s. Zeno.

Stobäus (Johannes), ein griech. Schriftsteller, lebte im 5. Jahrh. n. Chr. und verfertigte mit seinem Sohne Epidimus 2 Sammlungen sinn- und lehrreicher Stellen aus ungefähr 500 poetischen und prosaischen Schriftstellern, nämlich eine Blumenlese in 2 Büchern, zur Beförderung der Lebensweisheit, und physische und ethische Ellogen in 2 Büchern, (wichtig für die Geschichte und Philosophie). Die beste Ausg. ist die von Heeren (Gött. 1792—1801, 4 Bde.).

Stöchyometrie (Elementarmeßkunst) nennt die neuere Chemie die Wissenschaft von den quantitativen Verhältnissen, unter welchen die chemischen Stoffe — Elemente — mit einander stehen, wenn sie in Auflösung und Neutralität treten. Vergl. Verwandtschaft (chemische). Ueber diese Kunst, nach Anleitung der Stöchyologie oder der Elementarlehre von den Körpern in der Natur, in welche sich alles auflösen läßt, siehe Bischof's „Lehrb. d. Stöchyometrie" (Erlang. 1819).

Stockbörse ist eigentlich der Ort in London, wo der Handel mit engl. Fonds — Stocks genannt — und andern Staatspapieren oder Inscriptionen betrieben wird. Hernach hat sich an diesen Ausdruck ein weiterer Begriff geknüpft und deutet den Ort in jedem großen Han-

Digitized by Google

delsplatze an, wo dergleichen Geschäfte im Großen betrieben werden, und wo Kaufleute und Mäkler zum Verkehr mit öffentlichen Effecten zusammenzukommen pflegen. Die Hauptbörsen, wo dieses geschieht, und durch welche dieser Handel in allen übrigen Handelsstädten von Europa geleitet und regulirt wird, sind die Börsen von London, Amsterdam, Paris und Frankfurt a/M. Will ein Staat Geld gegen seine Obligationen sich verschaffen, so sind diese Börsen der Platz, wo er allein das Geld finden kann, wenn er große Summen sucht. Er muß daher seine Papiere so einrichten, daß sie auf den Börsen Credit finden und den Börsenmännern Vortheile versprechen. Der Stockshandel ist nach und nach zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gediehen, daß auf den Hauptbörsen, insbesondere in London und Amsterdam, Schuldpapiere von allen Staaten nicht bloß von europäischen sondern auch von amerikanischen, asiatischen und selbst afrikanischen zusammenkommen, sodaß man z. B. eine jährliche Rente von 5, zu 2 (Poyais) bis zu 150 (englische) kaufen und verkaufen kann. Da der Preis dieser Renten nach den verschiedenen Umständen und Ereignissen in einem fort hin und her schwankt, so sind die auf der Stocksbörse sich versammelnden Capitalisten mit Kaufen und Verkaufen der Rente stets beschäftigt, um von diesen schwankenden Preisen Gewinn zu ziehen. Durch diese Börsen wird es möglich, daß ein Staat in wenig Tagen viele Millionen baares Geld erhalten kann. Denn er darf nur Renten auf denselben ausbieten, die etwas mehr Vortheil versprechen, als die übrigen vorhandenen Renten, die mit den seinigen gleichen Credit haben, und augenblicklich strömt ihm dafür das baare Geld directe und indirecte zu. Dadurch wird ein stetes Treiben, Speculiren und Umsetzen auf den Stockbörsen unterhalten.

Stockfischfang, s. Fischerei.

Stockholm, die Hauptstadt Schwedens und Residenz seiner Könige, Sitz der höchsten Centralbehörden, liegt unter 50° 19′ 15″ N. Br. an beiden Ufern des hier einem breiten Strome gleich in eine Bucht der Ostsee ausfließenden Mälarsees und auf mehren dazwischen liegenden Inseln oder Holmen, und besteht wesentlich aus drei Haupttheilen: dem Nordermalm, dem Södermalm und der auf einer Insel dazwischen liegenden eigentlichen Stadt. Diese Theile und mehre zur Stadt gehörige kleinere Holme sind unter einander durch zum Theil prächtige Brücken verbunden. Betrachtet man die Stadt im Ganzen, so gehört sie zu den schönsten in der Welt; die vielen Inseln, die mannigfaltigen Buchten und Wassermassen dazwischen, der überall aus Berg und Thal bestehende Boden, theils mit herrlichen Nachts erleuchteten Straßen und schönen Häusern, theils noch mitten zwischen den Häusern mit nackten, oder bewachsenen Felsen bedeckt, dieß alles zusammengenommmen bietet einen ebenso überraschenden als mannigfaltigen Anblick dar. Der größte Theil der Stadt hat schöne regelmäßige Straßen, steinere oft mit Kupfer oder Eisen gedeckte Häuser und nur in den äußern Vorstädten findet man noch hölzerne Häuser. Höchst überraschend wird der erste Anblick auch dadurch, daß nichts in der Nähe Stockholms die große Hauptstadt verkündigt und man beinahe unmittelbar aus Fels und Wald in die Straßen tritt. Mitten in der Stadt laufen die reichbeladenen Schiffe aus und ein, wie in Venedig. Die eigentliche Stadt, Staden, liegt im Mittelpunkte des Ganzen auf einer in Verhältniß zu den andern Stadttheilen kleinen Insel; hier sind die Straßen am engsten, die Häuser am

Digitized by Google

höchsten und es ist der unfreundlichste und schmutzigste Theil. Doch liegt hier, am nordöstlichen Ende, das schönste Gebäude Stockholms, das prächtige Residenzschloß, eines der schönsten in Europa. Das alte Schloß brannte unter Christine 1642 ab; das neue ward 1692 nach Tessin's Plan aufgeführt, brannte aber 1697 größtentheils wieder ab, wurde erst 1728 wieder angefangen und 1753 vollendet. Das Schloß bildet ein längliches Viereck, welches einen großen Hof einschließt; zwei Flügel, nach Osten vorspringend, umschließen einen kleinen Garten, und vor der westlichen Front zieht sich ein halbkreisförmiger Säulengang hin, worin die Hauptwache sich befindet. Das Ganze liegt auf einem Hügel, am Ufer der See, und hat die Aussicht auf den mit Schiffen bedeckten Hafen. Am Ufer, östlich vom Schlosse, steht die treffliche eherne Statue Gustavs III., welche die Bürger ihm 1790 zu errichten beschlossen; sie ward aber erst 1808 aufgestellt. Vor der südlichen Front steht ein schöner Obelisk von Granit, welchen Gustav IV. Adolf zum Andenken des neuen Brückenbaues hatte errichten lassen; man hat es aber, wie alles, was an den unglücklichen Fürsten erinnerte, abgebrochen. Im Innern des Schlosses befindet sich eine Kapelle, der prächtige Rathssaal, eine bedeutende Bibliothek von 40.000 Bänden, und außerdem manche seltene Handschriften, von denen die isländischen auf öffentliche Kosten zum Druck befördert werden, und eine herrliche Sammlung von Antiken und Abgüssen. — Außerdem enthält Staden noch an schönen Gebäuden die alte Hauptkirche, welche eine der schönsten Orgeln und mehre ausgezeichnete Gemälde schwedischer Künstler besitzt; die deutsche Kirche mit einem hohen Thurm und einem Glockenspiel; die finnische Kirche, in welcher in dieser Sprache gepredigt wird; die Münze, die Börse, die Gebäude der Reichsbank, das Rathhaus und das Ritterhaus mit den Wappen von Schwedens Geschlechtern, wo sich der Adel zu den Reichstagen versammelt, und vor diesem Hause die eherne aber ziemlich schlechte Statue Gustavs Wasa, 1770 errichtet. Westlich dicht an Staden und mit ihm durch eine Brücke verbunden liegt die kleine Insel Ritterholm, Riddar-Jolmen, wo auf einem freien Platze die alte Ritterkirche mit den Begräbnissen vieler schwedischen Könige und Helden, über ihnen an 5000 Fahnen, Standarten und Flaggen; das Freimaurerhaus, welches das prächtigste in Europa ist. — Von Staden führt nördlich die herrliche von Granit erbaute, 1787 angefangene und erst in 20 Jahren vollendete Brücke über die kleine Heilige-Geistinsel, Helge-Ands-Holm, nach dem schönste Theile der Stadt, Nordermalm. Von der Brücke tritt man auf den schönen Gustav-Adolfs-Markt, worauf die eherne Reiterstatue dieses Königs, 1779 gegossen und 1796 aufgestellt. Rechts an diesem Markte steht das schöne Opernhaus, wo man aber meist nur Uebersetzungen franz. Stücke gibt. Nicht weit davon liegt auf einem freien Platze das sogenannte dramatische Theater, welches früher ein Pallast, dann Zeughaus war und 1793 seine jetzige Bestimmung erhielt. Hinter demselben liegt der große Königsgarten, und in einem dabei befindlichen Gebäude, dem jetzigen Zeughause, bewahrt man eine schöne Sammlung alter Rüstungen, wie auch die Kleider, in welchen Karl XII. erschossen wurde. Ferner sind hier der einst von Torstensohn bewohnte, und von der Prinzessin Albertine vergrößerte Pallast, die St.-Clara-, Jakobs- und Friedrichskirche, das auf einem Felsen gelegene Observatorium der Akademie der Wissenschaften; viele

Digitized by Google

schöne Palais der hier residirenden Gesandten. — Nordermalm hängt südöstlich durch Brücken zusammen mit dem Schiffsholm, Skeppsholmen und dem Castellholmen, wo sich die Schiffswerfte, Admiralitätsgebäude und ein Zeughaus befinden. — Oestlich stößt an Nordermalm die Vorstadt Ladugardslandet, und von dieser führt südöstlich eine Brücke nach einer Halbinsel, worauf der schöne königl. Thiergarten, ein viel besuchter Vergnügungsort, worin viele Darmhirsche herumwandeln, mit einem Gesundbrunnen liegt; hier ist 1821 die marmorne Statue Karls XIII., von Byström, errichtet worden. Westlich von Nordermalm führen schöne Alleen, am Ufer des Mälar, zuerst nach der trefflichen Fajencefabrik Rörstrand, und weiter nach dem Land- und Seecadettenhause im Schlosse Karlsberg, wobei ein großer und schöner Garten. Von Nordermalm westlich führen mehre Brücken nach einem der schönsten Stadttheile, auf der nur zum Theil bebauten Insel Königsholm, Kungsholmen, woselbst eine Glasfabrik und eine große Stückgießerei ist. Dieß alles zusammen macht die nördliche Hälfte der Stadt aus. — Zu der südlichen, Södermalm, gelangt man von Staden über eine Zugbrücke und ein Schleusenwerk, durch welches die Hauptverbindung zwischen dem Mälar und der See geht. Södermalm ist, bis auf eine ganz schmale Landzunge, wodurch es südlich mit dem festen Lande zusammenhängt, ganz von Wasser umflossen. Dieser Theil der Stadt ist nicht ganz so schön als Nordermalm; er ist sehr uneben und enthält noch viele Klippen und Grasplätze, doch auch schöne Straßen, die Häuser erheben sich von dem Wasser an terrassenförmig. Von dem hier liegenden Mosesberge hat man die schönste Uebersicht der ganzen Stadt. In Södermalm, zu beiden Seiten der großen Schleuse befinden sich die beiden großen Eisen-Waagen und Magazine, Jern Vägan, in welchen alles zum Ausschiffen von Stockholm bestimmte Eisen aufgestapelt wird; dicht dabei liegt das Rathhaus. Auch mit Södermalm hängen einige unbedeutendere Stadttheile, auf Inseln und Halbinseln zusammen. — Die Bevölkerung des Ganzen mag zwischen 75 und 80.000 Seelen betragen. Schon seit mehren Jahren ist die Bevölkerung in steter Aufnahme gewesen, aber die Geburts- und Sterbeliste von 1827 gewährt ein trauriges Resultat, indem darnach 1439 Menschen mehr gestorben sind, als geboren wurden. Dieses Mißverhältniß ist am meisten bei den dort garnisonirenden Regimentern ersichtlich, und die Ursache dieser Sterblichkeit ist in der unordentlichen Lebensweise, die sie führen, und in dem Mißbrauche des unseligen Branntweins zu suchen, durch den, mehr als durch alle Kriege, der Wohlstand, die Ruhe und das Glück der Einwohner Schwedens vernichtet worden sind. Unter den 22 Kirchen ist eine für Katholiken, eine für die Deutsch- und eine für die Französisch-Reformirten. Die kleine Judengemeinde hat ihre Synagoge. Staden, der älteste Theil, ist zwischen 1250—60 unter dem Reichsvorsteher Birger Jarl an der Stelle des alten, von Seeräubern zerstörte Sigtuna entstanden; Nordermalm ward erst im 16. Jahrh. bebaut, und Södermalm 1457 mit der Stadt vereinigt, hob sich besonders unter Gustav Wasa. — Im Osten der Stadt wird der Eingang zum Hafen, der sicher ist, aber eine beschwerliche Einfahrt hat, durch die beiden Castelle Warholm und Friedrichsburg gedeckt. — Zu den wissenschaftlichen Anstalten Stockholms gehören: die Akademie der Wissenschaften, auf Karls XII. Befehl gestiftet, sie kam aber erst nach seinem Tode zu Stande, hat eine reiche Bibliothek, eine

Digitized by Google

Mineralsammlung, eine Sternwarte, ein botanischer Garten ꝛc. und ist eins der wichtigsten Institute der Art in ganz Europa; die Akademie der schönen Wissenschaften und der Geschichte, 1753 gestiftet; die Akademie für Malerei und Bildhauerei, 1735 gestiftet, aber erst 1773 in Thätigkeit getreten; die schwedische Akademie für Sprache und Alterthümer, 1786 gegründet; eine musikalische Akademie, eine große Kriegsakademie für Land- und Seecadetten und mehre Schulen für Seekunde, Kriegswissenschaften, viele Schulen höhern und niedern Ranges; Armen- und Sonntagsschulen, nach Lancaster's Methode ꝛc.; ein medicinisch-chirurgisches Institut, worin das ärztliche Personal für Heer und Flotte Unterricht findet; eine vielbenutzte gymnastische Anstalt, wobei auf Fechten und Schwimmen Rücksicht genommen wird; eine Zeichnungs- und Modellirschule. An gelehrten und nützlichen gemeinen Gesellschaften befinden sich hier: die Societät pro patria, die Gesellschaft der Aerzte, die ökonomische Gesellschaft, eine Bibelgesellschaft, welche ihre Thätigkeit über das ganze Reich verbreitet. Von Kunstsammlungen bemerken wir das königl. Museum im Schlosse, eine kostbare Gemäldesammlung mit 3000 Originalzeichnungen berühmter italien. Meister, einer Sammlung von 20.000 Münzen, eine beträchtliche Sammlung von Alterthümern und Antiken ꝛc.; ferner die mit der 18.000 Bd. starken gräfl. Engeström'sche Bibliothek verbundene ansehnliche Sammlung von Kupferstichen aller Meister, von irdenen Gefäßen, von Münzen, Landcharten u. s. f. Die gräfl. Puchtel'sche Bibliothek von 40.000 Bd. enthält die seltenste Schätze; ebenso die damit verbundene Kunst- und Gemäldesammlung. An Gelehrten, Dichtern und Künstlern war daher in Schweden, und besonders in Stockholm nie Mangel, und Liebe zur Kunst und Wissenschaft waren in dieser Stadt stets zu Hause. Mehre Künstler Stockholms gehören zu den größten jetzt lebenden, z. B. der Bildhauer Byström, der Landschaftsmaler Fahlkrantz, die Historienmaler Westin und Sandberg, der Kupferstecher Corsell u. m. A. Der Winter ist die angenehmste Jahreszeit in dieser Hauptstadt der nordischen Franzosen, wie man die Schweden so oft genannt hat, weil sich dann hier Gebildete und Vornehme aus allen Theilen des Reichs zusammenfinden, während der Sommer eine große Anzahl Familien aufs Land, oft eine große Entfernung von der Hauptstadt lockt. Man lebt im Ganzen hier sehr gesellig, nur ist eine Nachahmung des franz. Tons, verbunden mit einer den Schweden eignen Umständlichkeit und Feierlichkeit des Umgangs, in den höhern Ständen vorherrschend. Das Theater, der Tanz, der hier viel kunstmäßiger als bei uns geübt wird, und Kartenspiel sind die gewöhnlichsten Winterbelustigungen; an Musik scheint man weniger Geschmack zu finden. Auffallend ist die Neigung der Schweden und vorzüglich der Stockholmer für geschlossene Gesellschaften und sogenannte Orden. Außer der Freimaurerei, welche hier ganz vorzüglich blüht, gibt es noch eine Menge Clubbs und Orden, welche jeder ihren Namen, ihre Regeln und Geheimnisse besitzen; die meisten derselben haben übrigens keinen andern Zweck, als geselliges Vergnügen. Dabei vergißt aber der Bewohner Stockholms nicht der ärmern Brüder. Es gibt eine Menge von Armen- und Waisenhäusern, Anstalten für Kranke, Unglückliche aller Art, die theils auf öffentliche Kosten, theils durch Privatvereine entstanden sind. Die bedeutendsten sind: das Taubstummen- und Blindeninstitut, welches besonders außer der Bildung auf Unterricht in einem nützlichen Handwerk

hinarbeitet; das Stadtwaisenhaus, worin über 3000 Kinder (jedes 3—4. Kind ist in Stockholm unehelich) vom ersten Augenblicke ihres Lebens bis in ihr 14. J. Verpflegung finden; ein Haus der Freimaurer nimmt ebenfalls eine Menge Waisen auf, die darin gut versorgt werden; das Arbeitshaus für Freiwillige, welches jährlich 800—900 derselben mit Materialien versieht; eine Zwangsarbeitsanstalt, worin Vagabonden und Verurtheilte Beschäftigung finden; ein Seemannshaus zum Besten alter unvermögender Seeleute; überhaupt hat Stockholm 32 Privatanstalten für Arme und Kranke, mit einem Fonds von 1.200.000 Thlr. Stockholm hat einige nicht unbedeutende Fabriken; unter diesen nehmen, was man am wenigsten erwarten sollte, die Seidenfabriken den ersten Rang ein; sehr bedeutend sind auch die Tuchfabriken; ferner die Fabriken in Leinen, Leder, Baumwolle, Segeltuch, Eisen, Stahl, Glas, Gold und Silber, Leder, Tapeten, Porzellan, Taback; die Zuckersiedereien, Gerbereien, die Stückgießereien und der Schiffbau. Höchst merkwürdig ist die im Münzgebäude befindliche Niederlage von elfdaler Porphyrarbeiten. Stockholm ist zugleich die erste Handelsstadt Schwedens mit einer Seeassecuranzgesellschaft, und besitzt an 225 eigene Schiffe. Eisen, Kupfer, Holz, Pech und Theer machen die Hauptgegenstände der Ausfuhr; Korn, Salz, Flachs, Baumwolle, Reiß, Colonial-, Manufactur- und Luxuswaaren der Einfuhr aus. Die schönen Umgebungen dicht vor der Stadt, die mannigfaltigen Genüsse, die die Natur in der von ihr begünstigten Gegend im Sommer selbst darbietet, werden von den Einwohnern dankbar benutzt, und der große Königsgarten, die Parks in Johansdal, die mancherlei Gesundbrunnen, welche in der Nähe entspringen, das Schloß und der Park von Neu-Haga ziehen bei schönem Wetter Tausende hin. Das nahe Drottningholm, ein Schloß, aber von vielen Sommerwohnungen zu einer Stadt umgebildet, hat chinesische Gartenanlagen.

Stocksjobbery, eine Art von gesetzwidrigem Scheinhandel mit Stocks oder öffentlichen Effecten überhaupt auf der londoner Börse, der sich jedoch auch allenthalben eingeschlichen hat, wo große Geschäfte mit Staatspapieren getrieben werden. Er besteht darin, das Staatspapiere gekauft und verkauft werden, ohne daß der Verkäufer dergleichen besitzt, oder der Käufer dergleichen verlangt, und es ist dabei bloß darauf abgesehen, daß sich der Käufer oder Verkäufer einander die Differenz des Curspreises bezahlen, welche sich zwischen dem Tage, wo der Kauf abgeschlossen, und dem Tage, wo er erfüllt werden soll, ergibt, sodaß, wenn der Curs sodann gestiegen ist, der Käufer die Differenz vom Verkäufer und wenn er gefallen ist, dieselbe der Verkäufer vom Käufer erhält. Man nennt die Personen, welche dieses Geschäft zu ihrem Gewerbe machen, in England Stocksjobber. Dergleichen Leute genießen natürlicher Weise im Handel keine große Achtung, sondern werden als Hazardspieler betrachtet, mit welchen sich ein solider Mann nicht gern einläßt.

Stoff, in staatswirthschaftlicher Hinsicht die ganze Masse von Dingen, woraus die Güter bestehen oder erzeugt werden können. Man unterscheidet drei Hauptgattungen von Stoff, nämlich 1) Urstoff, welcher die ganze rohe Natur bezeichnet, sowohl die Dinge, welche die Natur unabhängig von menschlicher Arbeit bereits hervorgebracht als auch die Urquelle solcher Dinge selbst; vorzüglich also der Grund und Boden. 2) Productstoff, die Masse von Dingen, welche dem Hinzutritt der mensch-

lichen Arbeit ihr Entstehen, wenigstens ihre gegenwärtige Gestalt, verdanken. Derselbe heißt a) natürlicher Productstoff, so lange die Dinge in ihrem ersten rohen Zustande sich befinden, in welchem sie mittelst der Arbeit des Menschen dem Schoße der Natur entnommen werden, z. B. Getreide b) industrieller Productstoff, wenn die Dinge, nachdem sie durch menschlichen Fleiß aus dem Schoße der Natur hervorgegangen, veredelt oder auf irgend eine Weise verändert worden sind; z. B. Fabrikwaaren. 3) Capitalstoff, der über das gegenwärtige, höchstens nächste Bedürfniß überschießende Vorrath von Gütern, welche unmittelbar gegen andere Güter umgesetzt werden können, wie z. B. in den meisten Fällen die Metallmünze. Man nennt denselben auch lebendiges Capital.

Stoische Philosophie, s. Zeno.

Stola, ein Kleid, welches in spätern Zeiten die römischen Frauenzimmer trugen, da anfangs ebenso wohl die Männer sich mit der Toga bekleideten. Es war eine lange Tunica mit Aermeln, die bis auf die Füße reichte. Sie wurde nicht nur von Vornehmern, sondern auch von Geringern getragen, nur mit dem Unterschiede, daß die Stola der Letztern einen einzigen goldnen Streif, der Erstern aber Streifen von Gold und Purpur hatte, und daß bei diesen unten noch eine breite Borde oder Franze (instita) angenäht war. Oeffentliche Mädchen und Weiber, welche wegen Ehebruchs verurtheilt waren, durften die Stola nicht tragen, daher sie togatae (die mit der Toga bekleideten) hießen. Stola im Gegentheil setzte man für ein sittsames, oder auch vornehmes Frauenzimmer; ebenso ward auch Instita gebraucht. Die Sittsamkeit der Frauenzimmer nannte man auch stolatus pudor. — Die Stola, welche zur Ceremonienkleidung der Geistlichen gehört, ist eine lange breite weiße Binde von Seide oder Gold- und Silberstoff mit Streifleinwand gefüttert, welche die Diakonen über die linke Schulter nach der rechten Hüfte zu in Form eines Ordensbandes, die Priester aber über beide Schultern und die Brust kreuzweis herabhängend tragen. Sie ist mit drei Kreuzen bezeichnet, an den Enden oft mit Glöckchen versehen, bei Prälaten mit Stickereien und Perlen geschmückt und zur Verrichtung der Messe unumgänglich nothwendig. Daher jura stolae, s. Stolgebühren.

Stolberg, ein durch seine Messingfabriken berühmter schöner Marktflecken im Reg.-Bez. Aachen der preuß. Rheinprovinz, liegt in einem weiten schönen Thale, von mäßig hohen Bergen umgeben, 2 Stunden von Aachen an der Inde, zählt 2700 Einw., worunter 700 Protestanten. Die Wohnungen der Fabrikanten sind durch das eine Stunde lange Thal zerstreut. Es ist hier eine Kirche für Katholiken, eine für Lutheraner und eine für Reformirte, die auf verschiedenen Hügeln stehen. Die hiesigen Messingfabriken, welche seit ein paar Jahrh. den Ruf der bedeutendsten in Europa hatten und auch wohl jetzt noch den ersten Rang behaupten, stammen ursprünglich aus Aachen her. Sie wurden von franz. Auswandrern aus Amiens 1450 gegründet. Im Anfang des 17. Jahrh. mußten die Evangelischen, welche meistens Messingfabrikanten waren, Aachen verlassen; sie ließen sich daher unter dem Schutze des Herzogs von Jülich im stolberger Thale nieder. Die für diese Fabrication günstigere Lage machte, daß sie bald herrlich emporblühte. Aber seit der franz. Revolution hat sie bedeutend abgenommen. Die 24 Fabriken liefern alle Arten von Messing, sowohl gewalzt, als geschlagen, dann Draht, sehr fein und elastisch, Kessel, Becken, Schalen, Platten u. s. w.

Auf allen Märkten, wo die Engländer sich nicht durch Tractate gesichert haben, verdrängt das stolbergische Messing das englische, und noch heute läßt Frankreich, obgleich es durch die neuen Zollgesetze das fremde Messing sehr hoch besteuert hat, stolberger Nadeldraht und Messingplatten für die Uhrfabriken bedingungsweise zu den niedern alten Zöllen einführen, da es diese Objecte nicht entbehren kann. Bevor Stolberg seine auswärtigen Märkte verlor, fabricirte es jährlich 40.000 Ctr., jetzt ungefähr die Hälfte noch. Ferner hat Stolberg Tuch- und Kasimirfabriken, welche eine vorzügliche Waare liefern; Glas-, Messer-, Scheeren-, Fingerhut-, Stecknadelnfabriken, Eisenhammer ꝛc. Im westlichen Theile des Thales befinden sich ergiebige Galmeigruben und westlich liegen in der Nähe die eschweiler Kohlengruben. Vgl. die „Denkwürdigkeiten die des Fleckens Stolberg und der benachbarten Gegend, in vorzüglicher Hinsicht auf seine Messingfabriken" (Aachen 1816).

Stolberg, ein deutsches altgräfl. Geschlecht, das in der Wetterau und Thüringen begütert ist, und vormals auf der wetterauschen Grafenbank Sitz und Stimme hatte. Seine ursprüngliche Herkunft ist noch nicht gehörig ausgemittelt. Es führte ehemals den Namen Stalberg und blühte in 2 Hauptlinien, der Harz- und der Rheinlinie; jene erlosch im 18. Jahrh. Der Stammvater der jetzt noch blühenden Linien war Christoph (geb. 1567, gest. 1633). Sein ältester Sohn, Heinrich Ernst (geb. 1593, gest. 1672), stiftete die ältere Hauptlinie in 2 Aesten zu Ilsenburg (erlosch 1710) und Gedern; dieser theilte sich 3 Zweige: Stolberg-Wernigerode; Stolberg-Gedern, welche Linie 1742 die reichsfürstliche Würde erhielt und 1804 in den männlichen Erben erlosch; Stolberg-Schwarza, welche Linie 1748 mit ihrem Stifter erlosch, worauf der Marktflecken Schwarza an Stolberg-Wernigerode fiel. Johann Martin, der jüngere Sohn des obengedachten Christoph, stiftete die jüngere Hauptlinie in den noch blühenden Aesten von Stolberg-Stolberg und Stolberg-Rosla. Die Linie Stolberg-Wernigerode hat die unter preuß. Oberhoheit stehende Grafschaft Wernigerode, 5 QM. mit 14.000 Einw., die unter der großherzogl. hess. Oberhoheit stehende Grafschaft Gedern, 1 QM. mit 3700 Einw., unter hanöv. Oberherrschaft das hohnsteinische Amt Sophienhof, und an mittelbaren Gütern das Amt Schwarza im Kreise Schleusingen des preuß. Reg.-Bez. Erfurt, die Herrschaft Peterswaldau mit Janowitz und Keppelholz in Schlesien und einen Antheil an Heringen und Kelbra, mit 400.000 Gl. Eink. und der Residenz Wernigerode. Ueber die im preuß. Reg.-Bez. Magdeburg liegende Standesherrschaft der Grafen von Stolberg-Wernigerode übt der König von Preußen die Hoheits- und Lehnsrechte aus. — Die Linie Stolberg-Stolberg hat unter preuß. Oberhoheit die Grafschaft Stolberg und unter der hanöv. Hoheit und Sequestration einen Antheil an Hohnstein, mit der Residenz Stolberg am Harze. Die Linie Stolberg-Rosla hat unter preuß. Oberhoheit die Herrschaft Rosla und unter großherzogl. hess. Oberhoheit die Grafschaft Königstein, ¼ QM. mit 3650 Einw. und der Residenz Rosla. Der ganzen Familie gehörte die Grafschaft Rochefort in den Niederlanden, die 15.000 Fl. reine Einkünfte brachte; zur Entschädigung für dieselbe und für die Ansprüche auf Königstein erhielt sie eine ewige Rente von 30.000 Gldn. auf die Schifffahrtsoctroi. Von der Standesherrschaft Stolberg im preuß. Reg.-Bez. Merseburg, den Grafen von Stolberg-Stolberg und Stolberg-Rosla gehörig, besitzen

erstere 4½ QM. 5480 Einw. in Städten, 24 Dörfern, mit 80.000 Gl. Einkünften, aber wegen einer Schuldenlast unter preuß. Sequester. Hier ist die Stadt Stolberg am Harz in einem engen Thale, von Waldungen umschlossen, mit 2080 Einw., Residenzschloß des Grafen, Lyceum, Sitz der gräflichen Kanzlei, eines den beiden Linien gemeinschaftlichen Bergamts, eines Superintendenten, Armenpflegungsanstalt, Bergbau auf Kupfer und Eisen ꝛc. Der Antheil des Grafen von Stolberg-Rosla enthält auf 3½ QM. 7580 Einw. in 19 Dörfern mit 75.000 Gl. Einkünften. Sämmtliche Linien bekennen sich, jedoch mit Ausschluß der Familie des 1819 verstorbenen Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg, der 1800 zum Katholicismus übertrat, zur evangelisch-lutherischen Religion.

Stolberg (Christian, Graf zu), einer der vorzüglichsten Dichter Deutschlands, geb. zu Hamburg 1748, war der Sohn Christian Günthers, königl. dän. Kammerherr, Geh.-Rath und Hofmeister der Königin Sophia Magdalena von Dänemark. Christian erhielt seine literarische Bildung 1769—74 zu Göttingen, wo er nebst seinem jüngern Bruder (s. folgenden Artikel) jenen schönen Freundes- und Dichterbunde zierte, welchen mit ihnen Boje, Bürger, J. H. Voß, Miller, Hölty, Overbeck, Hahn, Closen und Leisewitz bildeten. Beide waren Lieblinge dieser ausgezeichneten Musensöhne, die durch ihre seltenen Kenntnisse und die vielen classischen Werke, womit sie Deutschland in den nämlichen Jahren beschenkten, sich ihrer ganzen Nation verpflichtet haben. 1777 wurde Graf Christian Amtmann zu Tremsbüttel im Holsteinischen, nachdem er schon vorher längere Zeit königl. dänischer Kammerjunker (späterhin Kammerherr) gewesen war, und vermählte sich mit der in mehren seiner Gedichte hochgefeierten Louise, Gräfin von Reventlau, verwitweten Oberjägermeisterin von Gramm. 1800 legte er seine Stelle nieder und lebte seitdem auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde im Schleswigschen. Er starb am 19. Jan. 1821. Nicht immer erreicht dieser herrliche Dichter an Geist, Feuer, weicher Imagination und bildsamen Witze, in kühner Zeichnung und Stärke seinen Bruder; aber doch fehlt es seinen Versen nicht an edler, heißer Empfindung, an neuen und lebhaften Gedanken; er kennt die bedeutende Kürze und Gelenksamkeit in Bildern und Wendungen, er horcht auf lebendigen Wohllaut des Ausdrucks; sein Ton ist mild im elegischen Gesange und im kleinen empfindsamen Liede gefälliger, als in der hohen bardischen Manier, und durch ungezwungene gutherzige Moral und gewisse feine Züge unterbrochen, die sein menschlich liebendes Herz angenehm verrathen. Außer vielen, in Musenalmanachen und Zeitschriften zerstreuten Gedichten, welche noch nicht alle gesammelt sind, erschienen in eigenen Sammlungen: 1) „Gedichte der Brüder C. und F. L. Grafen zu Stolberg" (Leipz. 1779). Von dem Grafen Christian sind in dieser Sammlung mehre lyrische und elegische Stücke, Balladen und Uebersetzungen von 5 Oden Anakreons und zwei Idyllen des Theokrit enthalten. 2) „Schauspiele mit Chören von den Brüdern C. und Fr. L. Grafen zu Stolberg" (Leipz. 1787). Von den in diesem Bande (ein zweiter ist bis jetzt nicht erschienen) enthaltenen 4 Schauspielen: „Theseus", „Belsazer", „Otanes" und „Der Säugling", gehören dem Grafen Christian das zweite und das dritte. Beim ersten flüchtigen Blick sollte man glauben, die Dichter hätten sich das griech. Trauerspiel zum Vorbilde gewählt; aber näher betrachtet haben sie eine ganz neue Gattung, die das Drama, so viel möglich, episch zu machen

Digitized by Google

sucht, geschaffen. Nach der nun einmal herrschender Form unserer Bühne sind sie mehr zum Lesen als zur theatralischen Vorstellung bestimmt. Auch scheint mehr Fleiß auf die Bearbeitung des iambischen Dialogs und besonders der Chöre, als auf die Oekonomie der Handlung verwandt zu seyn. 3) „Gedichte aus dem Griechischen" (Hamb. 1782), enthalten 30 Homerische Hymnen, 9 Idyllen des Theokrit, 3 Gedichte von Bion und und Moschus, 4 Hymnen des Kallimachus, Proklus's Hymnen an Helios und an die Musen, 3 Kriegslieder von Tyrtäus, 12 Oden Anakreon's, auch „Hero und Leander" von Musäus. 4) „Sophokles" (Leipz. 1787, 2 Bde.) verdeutscht, enthält voran das Leben des griech. Dichters, und vor jedem Stücke ein vom Uebersetzer verfertigter Prolog. Die Uebersetzung selbst ist in 5füßigen Jamben und diese sind in lyrischen Sylbenmaßen verfaßt. Ins „Deutsche Museum" hat er außer mehren andern Uebersetzungen auch eine der „Batrachomyomachie" oder des Frosch- und Mäusekriegs des Homer geliefert. In der Zeit der deutschen Befreiungskrieges 1812—14 dichtete er mehre gehaltvolle patriotische Oden und Lieder. In seinem Gedicht: „Die weiße Frau" 7 Balladen (Berlin 1814, 12.), sind die edelsten Gesinnungen mit jugendlicher Kraft und Fülle dargelegt. Seine sämmtl. poetischen Arbeiten finden sich in den seit 1821 in 20 Bdn. zu Hamburg erschienenen „Werken der Brüder Stolberg".

Stolberg (Friedrich Leopold, Graf zu), des Vorigen Bruder, ein noch berühmter Dichter und Schriftsteller, 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt geboren, genoß die beste Erziehung und zeichnete sich frühzeitig aus durch seine Gemüthlichkeit, seinen geraden Sinn und einen hohen Geistesschwung. Nach Vollendung seiner akademischen Studien in Göttingen (s. d. vorig. Art.) war er anfangs königl. dän. Kammerjunker und seit 1777 fürstbischöflich lübeckischer bevollmächtigter Minister in Kopenhagen. 1782 vermählte er sich mit Agnes von Witzleben, welche er in seinen Gesängen oft feierte, die aber schon 1788 starb, ihm einen Sohn und drei Töchter hinterlassend. 1789 ernannte ihn der König von Dänemark zu seinem Minister in Berlin, wo er sich mit der Gräfin Sophie von Redern vermählte. 1791 ging er als Präsident der fürstbischöflich lübeckischen Regierung nach Eutin, und ward zur Würde eines Domherrn zu Lübeck erhoben. 1797 schmückte ihn der russ. Kaiser Paul I. mit dem St.-Annen- und Alexander-Newski-Orden. 1800 legte er alle seine Aemter, die ihm an 8000 Thlr. eintrugen, nieder, begab sich nach Münster, und trat mit seiner ganzen Familie (bis auf die älteste Tochter Agnes, vermählt an den Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode) zur katholischen Kirche über, welches um so größeres Aufsehen erregte, als sich Stolberg früher stets als orthodoxer Lutheraner gezeigt hatte. Von Seiten seiner ehemaligen Glaubensgenossen zog er sich nun den bittersten Tadel zu, selbst einige seiner Freunde, wie Friedrich Heinrich Jacobi, besonders Johann Heinrich Voß (vergleiche d.), beurtheilten ihn auf die liebloseste Weise. Der edle Lavater machte eine Ausnahme: „Gehe Jeder den Weg, den ihn sein Gott und ein redliches Herz führen. Werde die Ehre der katholischen Kirche ꝛc.", schrieb er an Stolberg. Seit jenem wichtigen Abschnitt seines Lebens wirkte der edle Graf unermüdet für die Wahrheit und Heiligkeit der katholischen Kirche in Erbauungswerken mit dem ganzen Reichthum seiner ausgebreiteten Kenntnisse und mit der Kraft eines rein

Digitized by Google

frommen Gemüthes. Er starb nach kurzem Krankenlager auf seiner Burg Sondermühlen im Osnabrückischen am 5. Dec. 1819. Als Dichter ist Friedrich Leopold durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen, Satyren, poetische Gemälde und Dramen, als Prosaist durch seinen Roman: „Die Insel", und durch seine „Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien", als Uebersetzer durch die „Iliade", Platon's auserlesene Gespräche, einige Tragödien des Aeschylus und Ossian's Gedichte rühmlichst bekannt. Seine eigenen Gedichte unterscheiden sich von denen seines Bruders durch größere Kühnheit der Gedanken und Bilder. In allen waltet das wärmste Gefühl der Natur, Freundschaft und Freiheit, sowie für Alles, was je dem edlern Menschen lieb und theuer gewesen ist. Die Lieder und Romanzen oder Balladen nähern sich dem einfachsten, lieblichsten, klarsten Gesange, und es ist überraschend, daß die herrlichen Hymnen auf die Sonne und auf die Erde, oder der Dithyrambus, die Meere, und das liebliche Abendlied eines Mädchens einen Verfasser haben. Seine „Jamben" (Leipz. 1784) sind ernsthafte Strafgedichte über Sittenverderbniß und gelehrte und politische Vorurtheile der Zeit, voll Eifer für Frömmigkeit und Tugend, in einer edeln, eindringenden Sprache, reich an origineller, echter, warmer Poesie. Seine letzten poetischen Ergüsse sind lyrische Zeitgedichte, wozu ihn die J. 1812—14 veranlaßten. Ein erhabener, kühner Schwung, große, glänzende Gedanken geben ihnen einen hohen Werth. Sein „Leben Alfreds d. Gr." schließt sich durch seine einleitende Darstellung der angelsächsischen Geschichte und durch die gründliche, feine und gewandte Behandlung des herrlichen Gegenstandes an die besten vaterländischen Werke dieser Art. Seine religiösen Werke sind folgende: 1) „Zwei Schriften des h. Augustins, von der wahren Religion und den Sitten der kathol. Kirche"; 2) „Geschichte der Religion Jesu"; 3) „Leben und Sitten des h. Vincenz von Paul"; 4) „Beherzigungen und Betrachtungen"; 5) „Ein Büchlein von der Liebe"; 6) „Die heil. Sonn- und festtäglichen Evangelien". Unter den vielen und nützlichen Werken des Grafen ist unstreitig seine „Geschichte der Religion Jesu" das Vorzüglichste, sowohl wegen der Größe desselben, als hauptsächlich wegen der ihm ganz eigenen und anziehenden Darstellungsweise, der durchgehends darin herrschenden gesunden Tillemont'schen Kritik, des so sanft darin wehenden Frömmigkeitssinnes, und der liebevollen Schonung der Personen, welchen die Geschichte das Brandmal der Verwerfung aufgedrückt hat. Daher wurde demselben die Ehre, ins Französische und Italienische übersetzt zu werden. Letztere Uebersetzung soll auf Befehl Pius VII. unternommen worden seyn.

Stolberg-Gedern (Louise Marie Caroline, Fürstin von), geb. 1753, vermählte sich 1772 mit dem Prätendenten von England, Karl Stuart. Nach dieser Vermählung führte sie den Namen einer Gräfin von Albany. Ihre Ehe war kinderlos und unglücklich. Um sich vor den Ausbrüchen der Rohheit ihres Gemahls zu retten, der in einem Zustande fortwährender Trunkenheit lebte, suchte sie 1780 eine Freistätte im Kloster. Nach dem Tode ihres unwürdigen Gemahls, der 1788 starb (s. Eduard), ließ ihr der franz. Hof ein Jahrgeld von 66.000 livres auszahlen. Sie überlebte das Haus Stuart, welches mit dem Tode ihres Schwagers, des Cardinal York, 1807 (s. Stuart) erloschen. Sie starb zu Florenz, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, den 29. Jan. 1824, in ihrem 72. Jahre. Ihr Name und ihr trauriges Schicksal ist

Digitized by Google

durch die Werke und die eigene Lebensbeschreibung des Grafen Victor Alfieri auf die Nachwelt übergegen. Sie war die Muse, die ihn begeisterte, und das einzige weibliche Wesen, dessen aurea catena dieses wild herumschwärmende Herz in ewige Fesseln legen konnte. Ihre und Alfieri's (s. d.) Asche ruht jetzt unter einem gemeinschaftlichem Grabmale in der Kreuzkirche zu Florenz zwischen Machiavell und Michel Angelo.

Stolgebühren, jura stolae, nennt man die Gebühren, welche für Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Confirmations-, Beicht- und ähnliche priesterliche Handlungen von Denen, welche sie verlangen, an die Geistlichen zu entrichten sind, weil die **Stola** (s. d.) der amtliche Schmuck der zu solchen Handlungen befugten Geistlichen ist. Unter den Protestanten wird der Stola zwar nur noch von den Geistlichen der englischen Kirch getragen; den Ausdruck „Stolgebühren" haben jedoch auch die Lutheranischen und Reformirten aus dem alten Kirchenrechte zur Bezeichnung der Accidenzien ihrer Pfarrer beibehalten. Die Taxen derselben sind verschieden, wie die Formen und Namen, unter welchen sie entrichtet werden.

Stoll (Maximilian), ein berühmter Arzt, geb. 1742 zu Erzingen in Schwaben, wo sein Vater Landchirurgus war. Anfangs diesem Fache bestimmt, verließ er jedoch bald, um seinem Sinne für höhere Weisheit zu folgen. Von den Jesuiten zu Rothweil in den alten Sprachen unterrichtet, trat er 1761 in ihren Orden. Nach 3jährigem Noviziat ging er als Lehrer der alten Sprachen nach Hall in Tirol, konnte seinen Vortrag aber nicht genug nach den Regeln des Ordens modeln, ward deßhalb nach Ingolstadt und bald darauf nach Eichstädt versetzt, und als er sich endlich ganz mit seinen Vorgesetzten entzweite, trat er 1767 aus dem Orden. In Strasburg fing er an die Arzneikunde zu studiren; nach einem Jahre wählte er die hohe Schule zu Wien und den berühmten de Haen zum Lehrer. 1772 erlangte er daselbst die Doctorwürde. Seine erste Anstellung fand er bald als Kreisphysicus in Ungarn, wo er seine Beobachtungen über das ungarische Fieber niederschrieb. Nach Haen's Tode erhielt er 1776 die öffentliche Professur der praktischen Arzneikunde an der Universität zu Wien. Stoll glänzte hier als einer der ersten Lehrer Deutschlands durch Talent und Erfahrung; die Fürsten Kaunitz, Czartoryski, die Feldmarschälle Haddick und Laudon waren seine Freunde, und er ihr Arzt. Viel that er während dieser Zeit für das Einimpfen der Blattern. Er starb 1787. Er hat medicinische Schriften von großem Werth hinterlassen. — Sein einziger Sohn war der später als Dichter (besonders durch seine kleine Lustspiele: „Ernst und Scherz" ꝛc.) rühmlich bekannt gewordene **Ludwig S.**, der 1816 in Wien starb.

Stollen, s. **Gruben**.

Stolz. Es ist natürlich, seine persönlichen Vorzüge zu empfinden und zu schätzen. Auf diesem Selbstgefühl und dieser Schätzung seiner Vorzüge beruht der Stolz, als das Bestreben, seine persönlichen Vorzüge zu behaupten, wenn er edel und gerecht ist. Aber der falsche Stolz übertreibt entweder diese Selbstschätzung und macht sie gegen Andre auf eine ungerechte Weise gelten, und verfällt dadurch in den Haß. Ein solcher übertreibender Stolz ist die **Hoffart**, welche den Glanz liebt und Bewunderung verschmäht, aber auch voraussetzt, daß man auf Unwesentliches einen großen Werth lege; sie wird lächerlich als **Aufgebla-**

senheit, wobei selbst in äußern Gebärden die Uebertreibung sich ausdrückt. Beleidigend ist der Hochmuth, der mit Geringschätzung Anderer verbunden ist, und wenn er nur eingebildeten Vorzügen gilt, mehr der Eitelkeit angehört.

Stolz (Johann Jakob), geb. 1753 zu Zürich, wurde 1781 Pfarrer der reform. Gemeinde zu Offenbach am Main, 1784 Prediger an der Martinskirche zu Bremen, 1802 auch Prof. am Gymnasium daselbst und 1810 Pastor primarius an der erwähnten Kirche, nachdem er 1798 die theol. Doctorwürde erlangt hatte. 1811 legte er seine Aemter nieder und ging in seine Vaterstadt zurück, wo er am 12 März 1821 starb. Er war ein aufgeklärter und kenntnißreicher Theolog, welcher sich besonders durch seine Uebers. des N. Test. als einen solchen bekannt machte. Sie erschien zuerst 1781 u. d. T.: „Sämmtliche Schriften des N. Test." (4. Aufl., 1803). Auf diese Uebers. beziehen sich auch: „Erläuterungen zum N. Test. für geübte und gebildete Leser" (7 Hefte, 1810—12). Von einem großen Theile der Zeitgenossen ward diese Uebers., die auch van Eß benutzte, beifällig aufgenommen, weil sie dem damaligen Genius und den jetzt üblichen Formen der deutschen Sprache mehr anschloß als die Luther'sche. Andere aber fanden sie gegen diese nicht nur zu modern, sondern auch oft mehr umschreibend und auslegend als den Wortsinn wiedergebend. Diese Ansicht schien auch S. in spätern Jahren zu theilen. Er veranstaltete daher 1820 eine ganz neue Uebers.: „Die sämmtlichen Schriften des N. Test. nach Griesbach's Ausgabe übersetzt; eine ganz neue Arbeit, nicht Erneuerung der frühern Ausgabe". In derselben sind die Umschreibungen und Modernisirungen vermieden, jedem Schriftsteller des N. Test. ist seine Manier und Schreibart möglich gelassen. Auch über diese Arbeit blieb das Urtheil verschieden. Für eine gebildete Dame übersetzte und erläuterte S. „Die Psalmen" (1814). Ferner machte er durch den Druck bekannt: „Predigten über die Merkwürdigkeiten des 18. Jahrhunderts" (2 Aufl., 1804). Viele von ihm herausgegebene Predigten beziehen sich auf die Sittenlehre des Christenthums und auf die christl. Kirchengeschichte. Andre seiner Schriften sind philos. und theologischen Inhalts; auch lieferte er verschiedene Uebersetzungen aus ältern und neuern Sprachen, u. a. „Ulrich v. Hutten gegen Desiderius Erasmus, und Erasmus gegen Hutten", 2 Streitschriften, a. d. Lat. übers., mit histor. Notizen versehen und beurtheilt (Aarau 1813). Von dem 1812 erschienenen Bremenschen Gesangbuche war er Mitherausgeber. Bei dem „Berichtigten und möglichst vervollständigten Verzeichnisse der Liederverfasser des Bremenschen Gesangbuchs ꝛc." (2818) zog er den unermüdlichen Forscher im Fache der Hymnologie, den am 16. April 1816 verstorb. Pastor zu Trebra im Schwarzburgischen, Christian Gottlieb Martin Rube, zu Rathe.

Storax, ein balsamisches und wohlriechendes Gummi, das von einem dem Quittenbaume ähnlichen Gewächse (dem Storaxbaume in den Morgenländern und in Südeuropa) theils von selbst fließt, theils durch Einschnitte erhalten wird. Es kommt sowohl fest und trocken in Körnern und Stücken, als auch feucht und flüssig zum Handel, und wird zu Salben, Pflastern, vorzüglich aber zu Räucherwerk gebraucht.

Storchschnabel (Pantograph), ein auf mathematischen Gründen beruhendes, aus 4 auch 5 Schienen mittelst beweglicher Schrauben verbundenes Instrument, um Zeichnungen in demselben Maßstabe oder im

Digitized by Google

verkleinerten zu copiren. Es ist vorzüglich gut, um Schattenrisse zu verkleinern, auch Plane und Risse schnell zu reduciren. Der Erfinder desselben ist der bekannte Jesuit Scheiner, der es Pantograph nannte und in seiner Schrift: „Pantographice seu ars delineandi res quaslibet p." (Rom 1631), ausführlich beschrieb. Seitdem hat dieses Instrument mannigfache Veränderungen und Verbesserungen erhalten, die man zusammengestellt findet in dem 11. Bde. von Busch's „Handb. der Erfindungen" (Eisenach 1821). Die mathematische Theorie gibt Klügel im 3 Bde. des „Mathem. Wörterb." unter Pantograph.

Storr (Gottlob Christian), ein berühmter lutherischer Theolog, geb. zu Stuttgart 1746, wo sein Vater Consistorialrath war. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er theils von seinem Vater, theils von Privatlehrern, da ihm eine langwierige Augenkrankheit den Besuch einer Schule nicht erlaubte. 1761 bezog er das Gymnasium seiner Vaterstadt und im folgenden Jahre die Universität Tübingen, wo er Sprachenkunde, Geschichte, Philosophie und besonders Mathematik studirte. 1765 ging er zum 3jährigen Cursus der Theologie über und schloß diese Periode seiner Bildung mit der Abhandlung „Qua insigne de Christo oraculum Esaj. 52, 13—52, 12. illustratur" (1768). 1769—71 machte er eine literarische Reise durch Holland, Frankreich und Deutschland und kehrte mit vielen Kenntnissen bereichert ins Vaterland zurück. 1772 ward er Repetent im theolog. Seminarium zu Tübingen; 1775 kam er als Vicarius nach Stuttgart, kehrte aber noch im nämlichen Jahre nach Tübingen zurück. 1777 trat er ein außerordentliches theologisches Lehramt an und erhielt die theologische Doctorwürde. 1780 ward er vierter Professor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger; 1786 dritter ordentlicher Professor der Theologie, Superintendent des theolog. Seminars und dritter Frühprediger, und 1797 rief ihn sein Fürst als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Stuttgart, welche Stelle er bis zu seinem 1805 erfolgten Tode bekleidete. Die größten Verdienste hat Storr um Exegese, Dogmatik und hebräische Sprachkenntniß. Seine vortrefflichsten Schriften sind: „Observat. ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes" (1779), die ihm unter den orientalischen Sprachforschern einen bleibenden Ruhm erworben haben; „Commentar über den Brief an die Hebräer" mit der Abhandlung „Ueber den eigentlichen Zweck des Todes Jesu" (2. Aufl., Tübing. 1809), die ihn in seiner Größe als Exeget zeigt; „Ueber den Zweck der evangel. Geschichte und der Briefe Johannis" (1783); „Doctrinae christianae pars theor. e sacr. Lit. repetita" (Stuttgart 1793, 8.), ins Deutsche übersetzt mit Erläuterungen und Zusätzen von F. J. Flatt (ebend. 1803, 1813, 8.), in welchem Werke er als der gelehrteste, scharfsinnigste, feinste, standhafteste Vertheidiger des alten lutherischen Lehrbegriffs erscheint. Keiner von den Gegnern desselben kam ihm an Eifer, bis ins Kleinste gehender Kenntniß der biblischen Philologie gleich. Schade, daß er nicht mit mehr Geschmack, Klarheit und schönerer Anordnung schrieb. „Sonn- und Festtagspredigten"; nach seinem Tode herausgegeben von F. G. Süskind und J. F. Flatt (Tübing. 1806, 2 Bde., 8.); „Predigten über die Leidensgeschichte Jesu", herausgeg. von J. F. Flatt (ebend. 1808, 8.).

Storthing (das), die norwegische Reichsversammlung, von Thing, Volksversammlung, und Stor, groß, erhaben. Stimmfähig sind nur norwegische Bürger, die 25 Jahre zurückgelegt haben, im Lande 5 Jahre

Digitized by Google

wohnhaft gewesen sind, sich daselbst aufhalten, und entweder Beamte sind oder gewesen sind, Landbesitz haben oder länger als 5 Jahre matriculirten Land gebaut haben, dessen Werth wenigstens 300 Rthlr. beträgt. Die Wahl- und Districtsversammlungen werden jedes dritte Jahr gehalten. In den Städten wird für jede 50 stimmberechtigte Einwohner ein Wahlmann ernannt. Diese Wahlmänner versammeln sich innerhalb 8 Tagen darauf auf der von der Obrigkeit dazu bestimmten Stelle, und ernennen aus ihrer Mitte oder unter den übrigen Stimmberechtigten in ihrem Wahlbezirke $^1/_4$ ihrer eigenen Anzahl, um auf dem Storthing zu erscheinen und Sitz zu nehmen. Die Zahl der Repräsentanten muß im Ganzen nicht geringer als 75 und nicht größer als 100 seyn. Im Febr. 1824 waren 77 Mitglieder des Storthing; 27 aus den Handelsstädten und 50 aus den Landdistricten. Keiner kann zum Repräsentanten erwählt werden, wofern er nicht 30 Jahr alt ist und sich 10 Jahre im Reiche aufgehalten hat. Die Mitglieder des Staatsraths und die bei dessen Comptoir angesetzten Beamten, Hofbediente und Pensionisten des Hofs können nicht zu Repräsentanten gewählt werden. Das Storthing wird in der Regel den ersten Werktag im Februar jedes dritten Jahres in der Hauptstadt des Reiches, Christiania, eröffnet; in außerordentlichen Fällen hat der König das Recht, das Storthing außer der gewöhnlichen Zeit zusammenzuberufen. Das vom König oder dessen Stellvertreter eröffnete Storthing erwählt unter seinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Lagthing ausmacht, die übrigen $^3/_4$ bilden das Odelsthing. Jedes Thing hält seine Versammlungen abgesondert und ernennt seinen eigenen Präsidenten und Secretair. Dem Storthing kommt zu: Gesetze zu geben und aufzuheben, Abgaben, Zoll und andere öffentliche Lasten aufzulegen; Anleihen auf den Reichscredit zu eröffnen; die Aufsicht auf das Geldwesen des Reichs zu führen; die zu den Staatsausgaben nöthigen Geldsummen zu bewilligen; zu bestimmen, wie viel dem König oder dem Vicekönig jährlich für ihren Hofstaat ausbezahlt werden soll, und die Apanage der königlichen Familie festzusetzen; des Vicekönigs Revisoren zu ernennen, die jährlich die Staatsrechnungen durchsehen und Auszüge aus denselben durch den Druck bekannt machen sollen; Fremde zu neutralisiren. — Jedes Gesetz soll auf dem Odelsthing von dessen Mitgliedern oder von der Regierung durch einen Staatsrath zuerst vorgeschlagen werden. Ist der Vorschlag daselbst angenommen, so wird er an das Lagthing gesandt. Durch die Billigung (Unterschrift) des Königs erhält der vom Storthing angenommene Vorschlag Gesetzeskraft. Wird ein vom König 2 Mal verworfener Vorschlag von dem dritten ordentlichen Storthing wieder auf beiden Thingen unverändert angenommen, so wird er Gesetz, wenn auch die königl. Sanction nicht erfolgt. Das Storthing wird bei offenen Thüren gehalten, und seine Verhandlungen werden durch den Druck bekannt gemacht, ausgenommen, in dem durch Stimmenmehrheit beschlossenen Gegentheil. Der einem Befehl gehorcht, welcher die Freiheit und Sicherheit des Storthing stören soll, macht sich der Verrätherei gegen das Vaterland schuldig.

Stosch (Samuel Joh. Ernst), ein scharfsinniger deutscher Sprachforscher, besonders um die deutsche Synonymik hochverdient, geb. 1714 zu Liebenberg unweit Potsdam, erhielt seine gelehrte Bildung auf der Hochschule zu Frankfurt a. d. O., wurde 1725 Prediger im Dorfe Lino bei Rheinsberg und ging 1769 in gleicher Eigenschaft nach Lüdersdorf.

1782 erhielt Stosch die Würden eines königl. Hofpredigers bei der Schloßgemeinde zu Küstrin, Consistorialraths und Inspectors einiger reformirten Gemeinden in der Neumark. Er starb im Schoße seiner Familie zu Berlin 1796 Seine lehrreichen und gründlichen Schriften sind: „Versuch einer richtigen Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache" (3 Thle., 2. Aufl., Frankf. a. d. O. 1777); „Kritische Anmerk. über die gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache" (ebend. 1775); „Kleine Beiträge zur nähern Kenntniß der deutschen Sprache" (3 Stücke, Berlin 1778) und „Neueste Beiträge" ꝛc. Nach seinem Tode und mit seinem Leben herausgegeben von C. L. Conrad 1798. Außerdem war er in diesem Fache ein thätiger Mitarbeiter an der „Allg. deutschen Bibliothek".

Stosch (Philipp, Baron von), ein berühmter Archäolog, geb. 1691 zu Küstrin, studirte zu Frankfurt a. d. O. und legte sich, nebst der Theologie, vorzüglich auf das Studium der Alterthümer. Um die vorzüglichsten Kunstwerke kennen zu lernen und selbst Antiken zu sammeln, durchreiste er Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien. Bei den vielen Sammlungen, die er kennen lernte, zogen ihn besonders die geschnittenen Steine an, vorzüglich die mit den Namen der Steinschneider. Wo er die Originale nicht erwerben konnte, suchte er sich Abdrücke zu verschaffen, und ein eignes Werk: („Gemmae antiquae celatae etc.", Amsterdam 1724, Fol. ꝛc., m. Kupf. von Picard), machte ihn und sein Bestreben der gelehrten Welt rühmlich bekannt. Späterhin lebte Stosch als englischer Agent in Rom und seit 1731 in Florenz, wo er jener Neigung zum Sammeln sich mit Leidenschaften hingab. So bildete sich ein Museum, das Kunstgegenstände aller Art umfaßte. So lang Baron Stosch lebte, ist es weniger bekannt geworden; aber nach dem Tode des großen Vereinigers ward es, namentlich durch Winckelmann berühmt. Landcharten, Kupferstiche, Zeichnungen (zusammen 324 Folianten, die sich jetzt in der k. k. Bibliothek zu Wien befinden), Bronzen, neue und alte Münzen, Alles fand darin seine Stelle. Winckelmann berichtete Stosch's Urtheil und dieser verschaffte dafür seinem Freunde Zutritt zum Card. Albani; ein Umstand, der für Winckelmann's ganzes Leben so folgenreich wurde. Der Haupttheil des Museums waren geschnittene Steine, in deren Beurtheilung Stosch die meisten Kenntnisse hatte. Nach dem Tode des Barons, der 1757 zu Florenz erfolgte, übernahm Winckelmann die Verzeichnung, von dem Erben des Sammlers, Phil. Muzell-Stosch, einem Neffen des Verstorbenen, dazu aufgefordert. („Descr. des pierres gravées du B. de Stosch", Florenz 1760, 8.) Durch Friedrich II. wurde das Gemmencabinet vom Erben für 12.000 Thaler und eine jährliche Pension nach Berlin angekauft. Einzelne altetrurische Steine waren damals schon an den Herzog Caraffa Noya nach Neapel überlassen, und durch G. Greville nach London gebracht, findet man diese jetzt im brit. Museum. Eine Sammlung von Abgüssen neuerer Münzen ging für 1000 Dukaten an den damaligen Prinzen von Wales über. Eine Sammlung von Schwefelabgüssen alter Steine, guter und schlechter, wie sie Stoschen vorgekommen waren, 28.000 Stück, ist in der Folge in Tassie's Besitz gekommen, der von ihr in seinem bekannten Werke Gebrauch machte. Jene Hauptsammlung, jetzt noch in Berlin, bestand aus 3434 Intaglios, alten Steinen und Pasten, alle Gegenstände der Mythik und alten Gylptik, umfassend, na-

mentlich auch durch ägyptische und persische Arbeiten ausgezeichnet. Die Sammlung enthält die ältesten griechischen Werke der Gylptik, den Stein mit den fünf Helden vor Theben und den Tydeus, beide mit beigeschriebenen Namen. Ein nürnberger Künstler, Johann Ad. Schweikart, der die Abgüsse der Originale besaß und lange mit Stosch gelebt hatte, fing an, die Steine wenig vergrößert zu stechen (Nürnberg 1765), aber nur 6 Platten erschienen; es fehlte an Unterstützung. Die Schwefelabgüsse erwarb der Kunsthändler Frauenholz. Er ließ davon eine Auswahl der schönsten und lehrreichsten in Kupfer stechen, und mit gelehrten und artistischen Anmerkungen von Schlichtegroll begleiten, Nürnb. 1797. Der Künstler Reinhart in Berlin verkauft die ganze Stosch'sche Daktyliothek in Gypsabdrücken und Pasten (in Glas und Email) nebst dem vollständ. Verzeichniß der geschnittenen Steine in dem k. Museum in Berlin.

Stoß, die Wirkung, welche ein bewegter Körper auf die Bewegung eines andern hat, auf den er trifft; derselbe ist gerade, sobald er in einer senkrechten, geraden Linie erfolgt, die durch den Mittelpunkt der beiderseitigen Massen geht; im Gegentheil ist er schief. Ausführlicher handelt die Gesetze des Stoßes ab Gren in seinem „Grundriß der Naturlehre" (6. A. durch Kastner, Halle 1820), und in noch größerer mathemat. Ausdehnung Kästner in seiner „Höhern Mathematik" (2. A., Göttin. 1793).

Stottern, das, aus einer organischen Ursache, wie fehlerhafter Bau der Zunge, Lähmung dieses oder jenes Zungennerven, ist nicht heilbar; wohl aber, wenn es bloß ein Nervenleiden, ein Krampf ist. Langsames und starkes Aussprechen jedes einzelnen Tones, dann der einzelnen Sylben, im Lesen und auswendig Hersagen, mit Aufmerksamkeit auf die Bewegung der Stimmorgane, kann nach einiger Uebung das Uebel heben. Ein Beispiel war die (1783 gestorb.) Schauspielerin Koch in Leipzig.

Stöver (Dieterich Hermann), D. der Philosophie, Ritter mehrer Orden, geb. zu Verden im Hanöverschen, erhielt seine akademische Bildung auf der Hochschule zu Helmstädt und zeichnete sich später als Mitarbeiter des v. Schirach'schen „Polit. Journals" sowie als Verfasser und als Uebersetzer mehrer geschichtlichen, statistischen und literarischen Werke vortheilhaft aus. Seit 1793 war er Herausgeber des „Hamburgischen unparteiischen Correspondenten", und starb zu Hamburg 1822. Mit einem rastlosen Eifer in seinem mühevollen und anstrengenden Geschäft verband er eine umfassende Kenntniß der dazu erforderlichen Wissenschaften und Sprachen; richtigen Tact und Klarheit in Abfassung der Artikel; die Gabe lebendiger Darstellung, Scharfblick im Auffassen der allgemein interessanten Momente der Zeitgeschichte und der Ereignisse des Tages, ruhig besonnene und treffende Ansicht und eine kaltblutige Beurtheilung der unter sich selbst manchmal sehr widersprechenden Nachrichten in der oft sehr schwierigen und häcklichen Aufstellung des richtigen Gesichtspunkts derselben. Eine große Gewandtheit — Verschlagenheit möchten wir es nennen — zeigt sich in der Art der Angabe und selbst in der Stellung der wichtigsten Materien und politischen Artikel seiner Zeitung, besonders in den Jahren, wo in Deutschland der eiserne französische Proconsularstab auch die öffentlichen Blätter beherrschte, und sie dictirte.

Strabo, einer der verdienstvollsten griech. Geographen, geboren zu

Amasia in Kappadocien, blühte um die Mitte des ersten christl. Jahrh. Er widmete sich dem Studium der Rhetorik und der Aristotelischen Philosophie, und befreundete sich später mit den Grundsätzen der stoischen Schule, denen er dann huldigte. Während seines Aufenthaltes in Aegypten gewann er die Freundschaft des dasigen Statthalters Ael. Gallus, mit welchem er das ganze Land bis an Aethiopiens Grenzen forschend durchwanderte. Hierauf bereiste er Klein- und Oberasien, die Nordküste Afrikas, viele Inseln des Mittelmeeres, Griechenland und Italien, und erwarb sich die ausgebreitetsten Kenntnisse von der Geschichte der Religion und dem politischen Zustande jener Länder. Sein großes geographisches Werk, in 17 Büchern, übertrifft an Reichhaltigkeit und Gründlichkeit alle frühern, und ist deßhalb für uns von der größten Wichtigkeit. Es ist mit echt historischer Kunst und reifem Beobachtungsgeiste abgefaßt, und auch für das Studium der alten Literatur und Kunst von sehr mannigfaltigem Nutzen. Die beiden ersten Bücher enthalten eine allgemeine Einleitung und die übrigen sind Beschreibungen besonderer Länder und Oerter, ihrer Verfassung, Sitten und Religion, mit eingewebter Charakterschilderung der berühmtesten Männer. Die Quellen, welche er dazu benutzte, waren nicht nur die besten historischen und geographischen Schriftsteller, welche vor ihm lebten (Hekataios Artemidoros, Eudoxios und Eratosthenes), sondern auch die epischen und tragischen Dichter. Die beste Ausg. ist von Siebenkees angefangen und von Tzschucke fortgesetzt, jedoch nicht vollendet (Leipz. 1796 — 1811, 7 Bde.). Außerdem werden die Ausg. von Casaubon (Paris 1620, Fol.) und von Almeloveen (Amst. 1707, 2 Bde., Fol.) sehr geschätzt. Abr. Jak. Penzel hat den Strabo übersetzt (Lemgo 1775—77, 4 Bde., mit Landcharten und Rissen). Heeren hat kürzlich über die Quellen des Strabo geschrieben.

Strafe. Strafbarkeit. Strafrecht. Strafrechtsprincip. — Da die praktische Vernunft zwischen dem Erhalten und Befinden eines moralischen Wesens ein solches Verhältniß fordert, daß dieses jenem angemessen sey, so urtheilt sie, daß einem moralischen, mithin auch jedem sinnlich-vernünftigen Wesen, vermöge seiner Handlungen Etwas gebühre, und rechnet daher demselben seine Handlungen zu, entweder zum Verdienst oder zur Schuld, je nachdem die Handlungen den anderweiten Forderungen der Vernunft entsprechen oder widerstreiten. Hieraus entspringen die Begriffe von Belohnung und Strafe als nothwendigen Folgen der Handlungen, wiefern diese Folgen in Beziehung auf Verdienst und Schuld in einer moralischen Ordnung der Dinge statt finden sollen. Ist nun das Recht überhaupt etwas Moralisches und eine rechtliche Ordnung der Dinge zugleich eine moralische, so ist jede Beleidigung als Störung dieser Ordnung ein juridisches Uebel und folglich auch ein moralisches, dem ein physisches Uebel als Strafe folgen soll, um die Heiligkeit des Rechtsgesetzes, d. h. seine ideale Unverletzlichkeit ungeachtet seiner realen Verletzlichkeit darzuthun und eben dadurch das Recht selbst zu sichern. Jeder Zwang ist dem freien Streben eines sinnlich-vernünftigen Wesens zuwider und daher für dasselbe ein physisches Uebel. Wenn nun jedes physische Uebel, das Jemanden um einer von ihm ausgegangenen Beleidigung willen zugefügt wird, rechtliche Strafe (poena juridica) im weiteren Sinne heißt: so kann das natürliche Recht zu zwingen, wiefern es in Beziehung auf eine vorher-

gegangene Beleidigung ausgeübt wird, auch als ein natürliches Strafrecht (jus puniendi naturale) angesehen werden. Wenn aber nur dasjenige physische Uebel, welches in einer rechtliche Ordnung der Dinge als nothwendige Folge des Unrechts gesetzlich bestimmt und dem Urheber richterlich zuerkannt worden, richterliche Strafe im engeren und eigentlichen Sinne heißt; so gibt es nur ein positives Strafrecht (jus puniendi positivum), d. h. das Straftrecht finden nicht im Naturstande sondern nur im Bürgerstande oder im Staate statt. Die Frage, ob es ein natürliches Strafrecht gebe, hat keinen andern Sinn, als, ob es ein Strafrecht im Naturstande gebe. Bei Beantwortung derselben kommt natürlich Alles auf den Begriff an, den man sich von der Strafe macht. Kann man Den schon bestraft nennen, der im ungerechten Angriffe auf fremdes Leben das eigene verliert, oder wegen zugefügten Schadens Ersatz leisten muß — und der Sprachgebrauch leidet dieß allerdings — so kann man auch ein natürliches Strafrecht annehmen. Offenbar aber ist dieß die weitere Bedeutung des Wortes Strafe, nach welcher das Recht zu strafen nichts anderes ist, als das allgemeine Recht zu zwingen und sich durch Zwang zu schützen gegen fremde Eingriffe in die eigene Freiheitssphäre. Fordert man aber zum Strafen das Daseyn eines fremden Gesetzes, das gewisse Rechtsverletzungen mit gewissen Uebeln bedroht, und eines besondern Richters, der nach jenem Gesetze die Uebel zuerkennt — und der Sprachgebrauch ist dem auch nicht entgegen — so nimmt das Strafrecht freilich einen positiven Charakter an. Denn das Strafgesetz (lex poenalis) und der Strafrichter (judex poenalis) setzen eine besondere rechtliche Ordnung der Dinge oder ein eigenthümliches Rechtsverhältniß voraus, das dem bürgerlichen wenigstens analog ist. Die allgemeine Formel des Strafgesetzes ist nämlich: Wenn und wiefern Jemand das Recht verletzt hat, dann und sofern soll er bestraft werden. Die Strafbarkeit der Subjektes ist also die einzige und unumgängliche Bedingung, unter welcher Strafe überhaupt statt finden kann und soll. Was hat aber die Strafe für einen Zweck? — Bei Beantwortung dieser Frage hat man den ersten und nächsten Zweck, der überall erreichbar ist, wohl zu unterscheiden. Jener ist kein anderer, als die äußere Darstellung der Heiligkeit des Rechtsgesetzes. Innerlich oder der Idee nach ist dieses Gesetz etwas Unverletzliches; aber äußerlich oder der That nach ist es verletzlich. Wenn nun die widerrechtliche That gar nicht bestraft würde, so erschiene sie als unsträflich gleich der rechtlichen. Die Vernunft fordert also die Strafe als Folge solcher Handlungen, damit Jedem die Heiligkeit des Rechtsgesetzes auch äußerlich kund oder anschaulich werde. Eben dadurch wird auch die Strafe ein Mittel zur Sicherung des Rechtes, und eben darum ist diese Sicherung der zweite und entfernte Zweck der Strafe als eines Zwanges, der in Beziehung auf vergangene Beleidigungen ausgeübt wird, um künftige zu verhindern. Die Strafe wirkt nämlich: 1) hemmend auf die Geneigtheit zu Rechtsverletzungen, wenn sie ein Subject, das den bösen Willen hat, fremde Recht zu verletzen, durch den Gedanken an die vom Gesetze angedrohte Strafe von der wirklichen Verletzung abhält; 2) vernichtend auf die Geneigtheit zu Rechtsverletzungen, wenn sie in einem Subjecte, das bisher den bösen Willen hatte, fremde Rechte zu verletzen, durch den Gedanken an die Strafwürdigkeit solcher Handlungen und das Gefühl ihrer nachtheiligen Folgen Achtung für das Recht erweckt,

Digitized by Google

sodaß es nun nicht mehr beleidigen will; 3) hemmend auf die Fähigkeit zu Rechtsverletzungen, wenn sie die äußere Freiheit des Subjectes dergestalt beschränkt, daß ihm die Verletzung fremder Rechte dadurch erschwert wird; 4) hemmend auf die Fähigkeit zu Rechtsverletzungen, wenn sie das Subject selbst aus der Welt der Erscheinungen entfernt, um in derselben gar nicht mehr thätig zu seyn. Diese Wirkung hat nur die Lebens oder Todesstrafe (poena capitalis). — Bestrafung kann ebenso wenig als Belohnung stattfinden ohne Zurechnung (imputatio), d. h. Beziehung einer Handlung auf ein für den Handelnden verbindliches Gesetz. Es findet keine rechtliche Zurechnung statt 1) bei vernunftlosen Wesen, mithin auch bei Thieren (das Wort im engern Sinne als Gegensatz von Mensch genommen); 2) bei vernünftigen Wesen ohne Vernunftsgebrauch, wenn dieser unverschuldet ist. Daher können Kindern, Blöd- und Wahnsinnigen die von ihnen ausgehenden Rechtsverletzungen nicht zugerechnet werden; 3) bei vernünftigen Wesen mit Vernunftsgebrauch, wenn ihre Handlungen ganz unwillkürlich sind (z. B. wenn ein Soldat dnrch physische Uebermacht genöthigt wird, seinen Posten zu verlassen) oder wenn dem Handelnden Das, was er eigentlich that, nach seiner Lage gar nicht bekannt seyn konnte; 4) bei vernünftigen Wesen mit Vernunftsgebrauch, welche mit dem Urheber einer Handlung in einer genauen, physischen oder moralis. Verbindung stehen, ohne an der Handlung Theil genommen zu haben. Den Verwandten ohne Freunden eines Verbrechers das Verbrechen mit zurechnen und sie mit dem Verbrecher zugleich zu bestrafen, ist Barbarei. Bei der Zurechnung zur Schuld muß zugleich die durch die That selbst sich ankündigende Größe der Verschuldung bestimmt werden. Denn je offenbarer eine widerrechtliche Handlung das Gepräge der Freiheit an sich trägt, desto größer ist auch die rechtliche Verschuldung und in desto höherem Grade ist die Handlung der Zurechnung unterworfen. Daher muß eine geflissentliche Beleidigung (injuria dolosa) dem Urheber auch in rechtlicher Hinsicht höher angerechnet werden, als eine zwar ungeflissentliche, aber dennoch verschuldete (injuria culpoea). — Als allgemeine Grundsätze, nach welchen sich die Größenschätzung rechtlicher Verschuldungen und der Strafen richten muß, sind folgende drei zu betrachten: 1) Je wichtiger das verletzte Recht in den Augen eines vernünftigen und freien Wesens seyn mußte, desto größer ist die Verschuldung. 2) Je richtiger, vollständiger und deutlicher die Erkenntniß von dem verletzten Rechte war, desto größer ist die Verschuldung. 3) Je schwieriger die Verletzung und je geringer der Anreiz dazu war, desto größer ist die Verschuldung. Die Gegensätze, nach welchen die Verschuldung als minder groß zu betrachten, ergeben sich hieraus von selbst. Wenn die Strafe selbst gerecht seyn soll, so muß sie der Rechtsverletzung, als deren Folge sie in einer rechtlichen Ordnung der Dinge von der Vernunft gefordert wird, angemessen seyn, d. h. das physische Uebel, welches als Strafe mit einer Beleidigung verknüpft werden soll, muß zu derselben ein bestimmtes Verhältniß (proportio) haben. Hieraus ergibt sich der allgemeine Grundsatz als eine einschränkende Bedingung aller Ausübung des Strafrechts: Die Beschaffenheit und Größe jeder Strafe muß sich denken lassen als bestimmt durch die Beschaffenheit der Größe der zu strafenden Rechtsverletzung. Unterscheidet man also natürliche und wirkliche oder positive Strafen, so werden auch diese der Natur der Rechtsverletzung entspre-

chen, und insofern jene möglichst analog seyn müssen, wenn sie von der Vernunft gebilligt werden sollen. Natürliche Strafen nennt man oft auch die unangenehmen Folgen, welche unsittliche Handlungen überhaupt nach bloßen Naturgesetzen nach sich ziehen, z. B. Kränklichkeit oder frühzeitigen Tod als Folge der Unmäßigkeit. Diese können aber nur aus einem höhern (moralisch-religiösen) Gesichtspunkte Strafen genannt werden. Auf dem juridischen Standpunkte müssen diejenigen Strafen natürlich heißen, welche bloß nach reinen Vernunftsprincipien, also nach natürlichen Rechtsgesetzen, willkürlich oder positiv, hingegen diejenigen, welche durch den Willen eines äußeren Gesetzgebers, also nach positiven Rechtsgesetzen, in Beziehung auf die in der Erfahrung vorkommenden Rechtsverletzungen bestimmt wären. Da jedoch der Wille dieses Gesetzgebers nie bloße Willkür seyn darf, sondern die gesetzgebende Vernunft und das daraus hervorgehende (natürliche) Rechtsgesetz immer zu obersten Richtschnur zu nehmen hat, so dürfen auch die von ihm bestimmten Strafen, wenn sie gleich, wie alle von ihm ausgehenden Rechtsbestimmungen, das Gepräge des Positiven oder Willkürlichen an sich tragen, doch nicht durchaus willkürlich seyn, sondern müssen zugleich, so viel als möglich, den Charakter der Natürlichkeit haben. Diesen werden sie aber nur dann haben, wenn sie den natürlichen Strafen widerrechtlicher Handlungen möglichst analog sind, d. h. wenn sie sich als Strafen ankündigen, die von der Vernunft unmittelbar nach ihren selbsteigenen Rechtsgesetzen dictirt seyn könnten. Der positive Gesetzgeber wird daher immer den obigen Grundsatz als allgemeine Norm seiner Strafgesetze vor Augen haben müssen, damit er nicht durch eine härtere Strafe, als die Beschaffenheit und Größe der zu bestrafenden Rechtsverletzung fordert, das Recht selbst von neuem verletze, damit er nicht dem Beleidiger mehr Uebels zufüge, als diesem gebühret. Aber freilich wird es schwer seyn, der Beschaffenheit und Größe der Rechtsverletzung die Beschaffenheit und Größe der Strafe genau anzupassen, nicht nur für den Gesetzgeber, sondern auch für den Richter. Denn jener kann nichts anders thun, als die Rechtsverletzungen, welche mit gewissen Strafen belegt werden sollen, nach gewissen Gesichtspunkten zu classificiren, wobei es leicht geschehen kann, daß die Classification die unendliche Mannichfaltigkeit der Erfahrung nicht erreicht und daher Vergehungen in der Wirklichkeit vorkommen, die sich schwer oder gar nicht unter eine von den aufgestellten Arten bringen lassen. Dieser aber hat in jedem gegebenen Falle nicht eine Art, sondern eine ganz individual bestimmte Rechtsverletzung vor sich, die er nach allen Umständen zu erwägen hat, wobei es leicht geschehen kann, daß, wenn sie auch so ziemlich unter diese oder jene Art paßt, doch die darauf gesetzte Strafe nicht recht passen will, sondern als zu hart oder zu gelind erscheint. Darum bleibt die gesetzliche Bestimmung positiver Strafen immer eine der schwierigsten Aufgaben, die auch nicht nach bloßen Rechtsgesetzen gelöst werden kann, sondern Billigkeit und Klugheit werden hier gleichfalls oft den Ausschlag geben. (Vgl. Criminalrecht.)

Strafford (Thomas Wentworth, Graf v.), aus einer sehr ausgezeichneten engl. Familie stammend, ward 1593 in der Grafschaft York geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und bekleidete in seinem 23. Jahre die Stelle eines Friedensrichters in der Grafschaft York, die ihn kurz darauf zu dem merkwürdigen Parlament von 1621 als Abgeordneter schickte, wo er sich als einer der muthigsten und beredtesten Ver-

theidiger der Volksfreiheit gegen die Anmaßungen der Krone auszeichnete und für die Anklage des Herzogs von Buckingham, des berüchtigten Ministers Jakob I. und Karl I., stimmte. Noch glänzender trat er 1625 in dem ersten Parlamente unter Karl I. als einer der vornehmsten Wortführer der Puritaner auf. Nach dem Tode des Herzogs von Buckingham ernannte der König den talentvollen und geschickten Wentworth zu seinem Minister. In diesem Amte zeigte er sich als einen Mann, der das Vertrauen, welches Karl I. in ihn setzte, ganz verdiente; denn seine Treue gegen den König war unerschütterlich. Letzterer erhob ihn deßhalb zum Grafen von Strafford, zum Lord-Lieutenant, ferner zum Vicekönig von Irland und zum Präsidenten des Raths von York. Indeß hatte er durch Annahme dieser Würden die Partei aufgebracht, zu der er früher gehörte, und wurde nun als der Haupturheber aller gesetzwidrigen Erweiterungen der königl. Macht angesehen. Die Schotten betrachteten ihn als ihren Hauptfeind. Er hatte das Parlament von Irland veranlaßt, zum Kriege wider sie ansehnliche Subsidien zu bewilligen, hatte die Anhänger des Covenant für Rebellen und Verräther erklärt und dem Könige die Unterhandlungen zu Rippon und den Waffenstillstand immer widerrathen. Die Irländer haßten ihn wegen seines gebieterischen, stolzen und harten Betragens und weil sein Einfluß auf den König unbeschränkt war. Gleichwohl war Strafford ein Mann von großen Fähigkeiten und unverkennbaren Verdiensten. Während der acht Jahre, da er Lord-Lieutenant von Irland war, hatte er dieses Reich ungemein gut verwaltet, hatte Fleiß und Künste unter den Einwohnern verbreitet, die Seemacht außerordentlich vermehrt, die Zolleinkünfte vergrößert, Ackerbau und Manufakturen verbessert und die protestantische Religion befördert, ohne die Katholiken zu verfolgen. Da er den Haß der Gemeinen, den er sich aufgeladen hatte, kannte, so suchte er seine Erscheinung im Parlament abzulehnen, und bat den König, ihn bei dem Heere in Yorkshire zurückzulassen. Aber Karl, der ihn nicht wohl entbehren konnte, versprach ihm seinen Schutz. Im Unterhause ward unterdessen 1640 von mehren Deputirten auf eine förmliche Anklage wider Strafford angetragen und auch mit allgemeinem Beifalle abgefaßt, dem Oberhause überreicht, und der Minister in Verhaft genommen. Es wurde im Unterhause eine Commission zur Berichtigung der Anklage niedergesetzt, die in Verbindung mit einem Ausschusse der Lords sich 4 Monate mit dem Processe beschäftigte. Strafford vertheidigte sich gegen alle Beschuldigungen so gut, daß er des Hochverraths durchaus nicht überführt werden konnte. Indessen schien das Oberhaus nicht geneigt zu seyn, in Strafford's Verurtheilung zu willigen. Aber ein aufgewiegelter Haufen Pöbelvolks kam bewaffnet nach Westminster, umgab das Parlamentshaus und forderte mit wildem Geschrei Strafford's Tod; andere rotteten sich um den königl. Pallast zusammen und stießen sogar Drohungen aus. Da der Tumult mehre Tage lang fortdauerte, so wurde endlich Strafford von den Pairs, ungeachtet kaum die Hälfte derselben gegenwärtig war, zum Tode verurtheilt. Aber noch weigerte sich der König, das Urtheil zu bestätigen, so sehr er auch vom wüthenden Pöbel gedrängt wurde. Als Strafford von der Verlegenheit des Königs und von der ihm drohenden Gefahr Nachricht erhielt, bat er ihn selbst schriftlich und in sehr rührenden Ausdrücken, seine Verurtheilung zu unterzeichnen, um das Reich von größeren Unruhen zu bewahren. Karl that es endlich nach einem harten Kampfe und ließ den Unglücklichen davon

benachrichtigen. Strafford vernahm es gleichwohl nicht ohne Erstaunen und brach in die Worte aus: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, noch sonst auf Menschenkinder; sie können euch nicht helfen.“ So stark kämpfte noch in ihm die Liebe zum Leben mit der Treue gegen den König und das Vaterland. Strafford wurde am 12. Mai auf Towerhill enthauptet, im 49. Jahre seines Lebens. Sein Andenken wurde von Wilhelm III. rehabilitirt.

Strafen, s. **Verbrechen**.

Strahlenbrechung, s. **Brechung der Lichtstrahlen und Dioptrik**.

Strahlenbrechung (astronomisch). Die Sonnenstrahlen, welche mit solcher Geschwindigkeit ausströmen, daß sie nur $8\frac{1}{2}$ Minuten Zeit brauchen, um den unermeßlichen Raum zwischen der Erde und Sonne zu durchfahren, würden beständig in einer geraden Linie fortschießen, wenn das Medium, durch welches sie fahren, immer dieselbe Dichtigkeit hätte. Da aber unsere Erdatmosphäre dichter ist, als die Flüssigkeit, welche zwischen ihr und dem Gestirne, von dem die Strahlen ausgehen, den Raum ausfüllen, und selbst ihre eigene Dichtigkeit nicht beständig dieselbe ist, sondern zunimmt, nach dem Verhältnisse der Nähe der Luft zum Erdballe; aus diesen Gründen wird der Lichtstrahl, ehe er zur Erdoberfläche kommt, mehrfach gebrochen und dieß zwar, dem dioptrischen Gesetze gemäß, dem Einfallslothe, oder, da die Strahlen eine Kugel treffen, dem Radius, zu gebrochen werden. Durch die fortwährende Brechung des Strahls wird seine gerade Richtung verändert und er gelangt in einer Kurvenlinie zur Erdoberfläche. Der Schauer sieht daher das Gestirn in der Tangente des nächsten Punktes derselben, folglich höher in demselben Vertikal, aus dessen Ebene der Lichtstrahl während seiner Kurvenrichtung zum Radius nicht gewichen ist. Die Wirkung der Strahlenbrechung besteht demnach darin, daß sie die scheinbare Höhe der Gestirne, ohne Aenderung des Vertikals, vergrößert, oder den Zenithabstand derselben vermindert. Die Brechung der Lichtstrahlen und aller übrigen Himmelskörper beim Eintritt in unsere Atmosphäre macht dann, daß dieselben höher über dem Horizonte zu stehen scheinen, als sie wirklich stehen. Am Horizonte eines Beobachters auf der Erde ist dieß am merklichsten, weil dort die Strahlen den dichtesten Theil der Atmosphäre auf dem längsten Wege durchstreichen, und ihn unter der möglich schiefesten Richtung treffen. Die Größe dieser Strahlenbrechung trägt am Horizonte etwa einen halben Grad aus, und macht, daß bei uns die Sonne des Abends $3\frac{3}{4}$ bis 5 Minuten später unter- und des Morgens um so viel früher aufgeht, wodurch also der natürliche Tag $7\frac{1}{2}$ bis 10 Min. oder die Anwesenheit der Sonne im ganzen Jahr um mehr als zwei volle Tage verlängert wird. Noch weiter nach den Polen hin wird diese von der Strahlenbrechung verursachte tägliche längere Verweilung der Sonne über dem Horizonte und Veränderung des Bogens ihrer Morgen- und Abendweite, die ebenfalls durch die Strahlenbrechung verändert werden, durchs ganze Jahr noch viel beträchtlicher, läßt sich aber nicht mit Genauigkeit berechnen, weil die horizontale Strahlenbrechung, die mit einer mittlern Lufttemperatur bei uns 33′ beträgt, dorthin, wegen weniger verdickter Luft, noch weit veränderlicher und größer ist. Die Sonne kann, der Wirkung dieser horizontalen Strahlenbrechung wegen, in der Nachbarschaft der Pole zwei oder

drei Tage vielleicht früher auf- und später untergehen. Endlich erscheint, dieser horizontalen Strahlenbrechung wegen, die Sonne, wenn ihr Mittelpunkt wirklich im scheinbaren Horizonte steht, uns sowohl, als unsern Gegenfüßlern zu gleicher Zeit über einen halben Grad über dem Horizonte. Die Refraktion ist durch Wärme und Kälte einer beständigen Veränderung unterworfen; sie ist daher überhaupt geringer beim Tage oder im Sommer, als bei Nacht oder im Winter. Wenn einmal die Größe der Strahlenbrechung für 28 Zoll Barometerhöhe durch Beobachtungen festgesetzt ist, so verhält sich die Veränderung derselben allemal zur mittlern, wie die Veränderung des Barometers zu seiner mittern Höhe von 28 Zoll. Die astron. Refraktion nimmt bei geringer Höhe sehr schnell ab. Diese Refraktion verursacht auch, daß Himmelskörper, die wirklich 180 Grad von einander stehen, am Ost- und Westhorizonte zugleich erscheinen können; sie bringt sie um einen halben Grad einander näher, und sie zeigen sich daher an der Himmelskugel nur in einem Abstande von 179 Grad. Endlich würden die schönen Luft- und Farbenschattirungen in den Wolken, vornehmlich beim Auf- und Untergange der Sonne, ohne die mannichfachen Brechungen und Zurückwerfungen der Lichtstrahlen in der Luft nicht stattfinden. Kein Abend- und Morgenroth würde die Ankunft der Sonne im Osten ankündigen und ihre Begleiterin in Westen seyn. Die starke Brechung der Lichtstrahlen in der untern Luftregion und nahe an der Erdoberfläche verursacht noch die irdische oder Erdstrahlenbrechung. Die Lehre von der Refraktion hat gemeinfaßlich Littrow in seiner „Populairen Astronomie" (Wien 1825, 2 Bde.), wissenschaftlich strenger Bohnenberger in seiner „Astronomie" (Tübingen 1811) vorgetragen. Auch empfehlen wir Biot's „Traité d'astronomie physique" (2 Aufl., Paris 1811, 3 Bde.) und die „Recherches sur la densité des couches de l'atmosphère et la théorie des réfract. astronomiques", von Plana (Turin 1823, 4).

Strahlenkegel, Lichtkegel, die immer weiter auseinandergehenden Lichtstrahlen, welche ein Körper nach einer Richtung aussendet. Der Theil dieses Lichtes, der auf eine runde Fläche, z. B. auf die Oeffnung des Augensterns, auf ein Linsenglas, auf einen Hohlspiegel fällt, bildet einen optischen Strahlenkegel, von welchem der sichtbare Punkt die Spitze und die Fläche, die das Licht auffängt, die Grundfläche ausmacht. Ist die auffangende Fläche eine geradlinigte Figur, so entsteht statt des Kegels eine Strahlenpyramide. Werden solche Strahlenkegel u. s. w. durch Linsengläser gebrochen oder von Spiegeln zurückgeworfen, so nehmen die vorigen Strahlen andere Richtuugen und bilden nach der Brechung oder Zurückwerfung neue Figuren, die ihre Spitzen an andern Orten als die vorigen haben, und zerbrochene oder zurückgeworfene Strahlenkegel u. s. w. heißen. Wenn der leuchtende oder sichtbare Gegenstand von der auffangenden Fläche so weit entfernt ist, daß man die Strahlen oder Gesichtslinien als parallel annehmen kann, so hat man, statt des Kegels, einen Strahlencylinder, statt der Pyramide ein Strahlenprisma.

Stralsund, Hauptstadt des ehemaligen schwed. Pommern, jetzt des preuß. Regierungsbezirks Stralsund, liegt an der Ostsee an der Meerenge Gellen, welche sie von der Insel Rügen trennt. Sie ist von Landseen und Morästen umgeben und war seit langer Zeit eine bedeutende Festung, an welcher selbst Wallenstein's Talent scheiterte; jetzt ist

sie bloß durch ihre Lage von Natur fest, da 1810—12 die Werke von den Franzosen größtentheils geschleift worden sind. Stralsund ist im Ganzen altmodisch gebaut, hat 15.800 Einw., 4 luther. Kirchen mit hohen Thürmen, worunter die Hauptkirche St.-Nicolai und St.-Maria viele Merkwürdigkeiten, sowie die Jakobskirche, 2 ausgezeichnete Gemälde von Tischbein enthalten; auch eine kathol. Kirche. Unter den öffentlichen Gebäuden sind auszuzeichnen: das Gouvernementshaus, das schöne Rathhaus (die Rathsglieder genießen der Vorrechte des Adels) mit zwei großen Sälen und einer vorzüglichen Bibliothek, das Gymnasium, ebenfalls mit einer Büchersammlung und einem trefflichen Münzcabinet, das Waisenhaus, die Münze, das Commandanten- und Zeughaus, die Magazine, das Zucht- und Irrenhaus und der Aquäduct, welcher die Stadt mit Koch- und Trinkwasser versieht. Stralsund hat auch ein luther. Fräuleinstift, ein Militairerziehungshaus, eine musterhafte, 1800 vom Stadtrath angelegte Arbeitsschule und seit 1827 eine neu gegründete Armenschule. Stralsund ist der Sitz der Regierungsbehörden, des Hauptzollamts und eines Superintendenten, einer Schifffahrts- und einer Provinzial-Eichungs-Commission, eines Oberpostamtes; hat einige Fabriken in Wollenzeuchen (die zur Zeit des Hansabundes, zu dem die Stadt gehörte, sehr beträchtlich waren), Leinwand, Seife, Taback, Spiegeln, Möbeln und Spielkarten; Zuckersiedereien, Oelschlägereien, Branntweinbrennereien, Schiffbau ꝛc.; hauptsächlich beschäftigen sich aber die Einwohner mit Malzmachen. Stralsund hat einen guten und sichern Hafen und treibt wichtigen Seehandel, vorzüglich mit Malz (jährlich 6—7000 Lasten), Weizen, Roggen, Erbsen, pommerischer Wolle, nach Holland, England Frankreich, Spanien und der Levante. Von hier geht ein Dampfpostschiff nach Ystadt in Schweden. Die Stadt hat in den Belagerungen 1628 durch Wallenstein (s. d.); 1678 durch Kurfürst Friedrich Wilhelm, der sie nach einem heftigen Bombardement eroberte; 1715 von den nordischen Verbündeten, an die sie ebenfalls überging, sowie 1807 viel gelitten. Der Ursprung der Stadt, nämlich 1209, wird einem Rügen'schen Fürsten, Jaromir I., zugeschrieben. In der neueren Kriegsgeschichte hat sie durch Ferdinand Schill (s. d.), der hier 1809 seinen Tod fand, eine besondere Berühmtheit erlangt. S. Zober's „Geschichte der Belagerung Stralsunds durch Wallenstein im Jahr 1628" (Stralsund 1828, 4.).

Strandrecht (Grundruherecht, jus litoris), 1) die Gerichtsbarkeit über Alles, was sich am Strande (d. i. an der Fläche des ans Meer stoßenden und von der Flut überschwemmten festen Landes) und auf der Küste befindet; 2) das Recht des Landsherrn, sich Alles zuzueignen, was an den Ufern anwächst oder gefunden wird, z. B. Perlen, Gold, Achat, Bernstein, Korallen ꝛc.; 3) das Recht, sich der auf einem gestrandeten Schiffe befindlichen Güter zu bemächtigen, der wahre Eigenthümer mag sich melden und zugegen seyn, oder nicht. Dieß alte barbarische Recht veranlaßte sogar in den Kirchen Gott zu bitten, daß er den Strand segnen, d. i. viele Menschen möge Schiffbruch leiden lasse, ist aber in Deutschland schon lange durch Reichsgesetze abgeschafft. Doch ward den Landesherren und Unterthanen einen Barg- oder Bergerecht zugestanden, nach dem ein Theil der geretteten Güter den Rettern (Bargen oder Bergern), ein Theil dem landesherrlichen Fiscus und der dritte Theil dem Eigenthümer zufällt. Doch auch dieß ist jetzt in den meisten Staaten

Digitized by Google

abgeschafft oder gemildert. Man unterscheidet Civilbergung von Ranzionirung, oder der militairischen Bergung, Rettung feindlichen Gutes aus Seenoth, wohin auch der Fall gehört, wenn man dem Feinde oder Seeräuber eine Summe, Wechsel oder Geißel, für angehaltene Schiffe und Ladung, oder einen Theil der Ladung für die Freilassung des Ganzen zustellt. S. Jacobson's „Seerecht" (Altona 1815).

Strasburg, eine große und berühmte Stadt in Niederelsaß und ehemals die Hauptst. der ganzen Provinz, jetzt des Depart. Niederrhein, welche sowohl in der ältern Handelsgeschichte Deutschlands, wo sie mit mehren Städten am Rhein einen mächtigen Bund gebildet hatte, als auch in der Geschichte der Wissenschaften eine bedeutende Rolle gespielt; ist zugleich eine Hauptfestung Frankreichs und wegen des leichten Rheinübergangs dem südlichen Deutschland sehr gefährlich. Den Römern, die hier dem phönizischen Hercules einen berühmten Tempel erbauten, war der Ort, damals Argentoratum genannt, von großer Wichtigkeit. Attila zerstörte die Stadt, aber im 6. Jahrh. erschien sie schon wieder mit ihrem gegenwärtigen Namen. Bis 1681 war sie eine zu Deutschland gehörige freie Reichsstadt, die aber in gedachtem Jahre mitten im Frieden Ludwig XIV. wegnehmen und aufs Stärkste befestigen ließ. Die evangel. Lehre, zu welcher sich um diese Zeit fast alle Einwohner bekannten, suchten jetzt die Franzosen zu verdrängen, welches aber nicht ganz gelang. Im ryswicker Friedensschluß ward Strasburg förmlich an Frankreich abgetreten. Die Straßen der Stadt sind meist eng und unregelmäßig, die Häuser hoch und altmodisch gebaut. Die Fortificationen bestehen außer der Citadelle, welche in einem regelmäßigen Fünfeck von Vauban 1684 erbaut wurde, und deren äußere Werke sich bis an den $^1/_2$ Stunde entfernten Rhein erstrecken, noch in mehren Forts. Die Stadt liegt am Zusammenfluß der Ill und Breusche, hat mehre große und schöne öffentliche Plätze, z. B. den Paradeplatz mit der Hauptwache, den Broglio- und Contades-Platz. Die Zahl der Einwohner beträgt über 50.000, worunter 27.000 Katholiken, 21.000 Lutheraner und 1400 Juden ꝛc. Dem kathol. Cultus sind 7 Kirchen, ebenso dem lutherischen, dem reformirten eine Kirche, und dem mosaischen eine Synagoge gewidmet. Die Hauptmerkwürdigkeiten Strasburgs sind: das Münster, nebst dem kölner Dome und einigen andern Riesengebäuden, welche der Nachwelt die hochsinnige Religiosität unserer Altvordern bewahren, das erhabenste Denkmal der altdeutschen Baukunst. Es ist ein Riesengebäude von ungeheuern Dimensionen. Die beiden Thürme werden schon fernhin dem Wanderer sichtbar, noch lange, ehe er etwas von den übrigen gottesdienstlichen Gebäuden und Thürmen Strasburgs wahrnimmt. Das Münster ward von Bischof Werner aus dem Hause Habsburg 1105 gegründet und 1215 vollendet. 1276 ließ Konrad III. durch den kunstreichen Meister Erwin von Steinbach den Bau der Thürme über den beiden Seitenpforten der Kirche beginnen. Nach dessen Tode (1318) führte sein Sohn Johannes den Bau fort bis zum flachen Dache, und seine Tochter Sabina verzierte das große Portal mit ihrer kunstreichen Arbeit. Bis zum J. 1438 ward noch, nach manchen Unterbrechungen von verschiedenen Meistern, zuletzt von Joh. Hülz von Köln, daran gearbeitet, der den einen Thurm, 445 pariser Fuß hoch, herrlich, schlank und fast ganz durchbrochen, vollendete. Er ist die höchste Pyramide in der Welt, mit Ausschluß jener bei Ghize in Aegypten, die ihn um 30 Fuß überragt. Ihm nähert sich nur die

Digitized by Google

Kuppel der Petersklrche in Rom, der Michaelsthurm in Hamburg und der Stephansthurm in Wien. Bis auf die Plattform läßt er sich bequem ersteigen, und man genießt von da eine der reichsten Umsichten. Der andere Thurm hat nur eine Höhe von 200 Fuß. Auf dem Dach außerhalb des Chors steht der Telegraph nach Paris. Das Ganze ist von einem schönen, feinkörnigen, röthlichen Sandstein und wird mit der größten Sorgfalt unterhalten. Im Innern der Kirche, welches während der Revolution sehr gelitten hat, sind sehenswürdig: die Fenstermalereien, der Taufstein, mehre Grabmäler, auch Erwin's und seiner Kinder, die große Orgel ꝛc. Unter den protestant. Kirchen ist merkwürdig: die Thomaskirche mit dem prächtigen Grabmale des Marschalls von Sachsen, den Denkmälern Schöpflin's, Oberlin's und Koch's. Andere öffentliche Gebäude sind: der ehemalige bischöfliche, jetzt königliche Pallast, das ehemalige kathol. Seminar, wo sich die Hörsäle der Akademie befinden; das Präfecturhaus, das Gemeindehaus, das neue Theatergebäude, das prächtige Zeughaus, die wichtige Kanonengießerei, die Münze, die Kaserne für die 6000 Mann starke Besatzung, das Bürgerspital und das große Militairhospital ꝛc. Strasburg ist die Residenz des Bischofs für die Departements Ober- und Niederrhein unter der Metropole Besançon, mit einem Domcapitel, des Generalconsistoriums der augsburgischen Confession, des Präfecten, des Civiltribunals, Handelsgerichts, Generalzollamts, Generalcommandos der 5. Militairdivision ꝛc. Für die gelehrte Bildung sind thätig eine königl. Akademie (Universität) mit den Facultäten der Theologie, des Rechts, der Arzneigelahrtheit, der Wissenschaften und der Literatur (die 1621 gestiftete Universität ward zur Revolutionszeit aufgelöst), ein protestant. theolog. Seminar, protestant. Gymnasium, Artillerieschule, Normalschule für kathol. und protestant. Landschullehrer, Gesellschaft der Wissenschaften, Künste und des Ackerbaues ꝛc. Die Bibliothek, welche an Büchern aus dem 15. Jahrh. sehr reich ist, der medicinische Garten und das anatomische Theater sind ebenfalls bemerkungswerth. Schöpflin (s. d.) hat seine kostbare Bibliothek, nebst seinem sehr reichen Antiken- und Münzcabinet, der Stadt geschenkt. Hierzu kam 1783 die Silbermann'sche Sammlung von Schriften, die sich auf die Alterthümer und die Geschichte Strasburgs und des Elsasses beziehen. Auch ist zu bemerken das mechanische Cabinet, die öffentliche Gemäldesammlung und das Observatorium mit seinen Instrumenten. Strasburg besitzt mehre bedeutende Buchhandlungen und Buchdruckereien, auch Schriftgießereien. Die Handlung ist blühend. Man verfährt Safflor, Anis, rheinischen Branntwein, Wein, Weinstein, Pottasche, Hanf, Krapp und viele hiesige Fabricate, Galanteriewaaren, wollene Decken, Barchent, schöne Stickereien, Spitzen, Tücher u. s. w. Das wichtigste Landeserzeugniß, welches in der Stadt verarbeitet wird, ist der Taback; seine Fabrication beschäftigte vor der Revolution 10.000 Menschen, jetzt nicht die Hälfte mehr. Auch die strasburger Wagenfabriken zeichnen sich durch Güte und Schönheit ihrer Kutschen aus. Die Gegend um die Stadt ist fruchtbar und sorgfältig angebaut, mit schönen Gärten, Landhäusern und Dörfern angefüllt, unter denen sich Schiltheim, Bischheim u. a. auszeichnen. Johann Guttenberg soll hier 1436 die Buchdruckerkunst erfunden haben.

Strasburg, ein ehemaliges katholisches Hochstift im Elsaß, lag zu beiden Seiten des Rheins, gehörte zwar, seitdem der Elsaß und die

Digitized by Google

Stadt Strasburg an Frankreich kamen, mit dem Gebiet diesseits des Rheins unter franz. Landeshoheit, war aber wegen der Aemter Oberkirch und Ettenheim jenseits des Rheins noch deutsches Reichsland; es hatte auf 23 QM. 30.000 Einw. mit 350.000 Gl. Einkünfte. Der elsässische Antheil, der gut bevölkert und fruchtbar ist, ward von Frankreich beim Anfange der Revolution eingezogen und blieb ihm 1801 im Luneviller Frieden. Der schwäbische Theil, meist aus rauhen Bergen und Waldungen bestehend, auf 3 QM. 5000 Einw. mit 35.000 Gl. Einkünfte, ward bei der Ausgleichung 1802 als Fürstenthum Ettenheim dem Kurfürsten von Baden mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe überlassen, und gehört seit 1806 zum bad. Kinzigkreise. — Das Domcapitel von Strasburg war eins der berühmtesten in der ganzen Christenheit. Der hohe Adel, durch den die Capitelsglieder ausgezeichnet waren, erwarb dieser Kirche die Ehre, daß sie vorzugsweise die Erste aller deutschen Dome genannt wurde. Das Capitel nahm nur Prinzen, Herzoge und Grafen von erster Abkunft in seine Mitte auf. Es waren 24 Domherren, von den nur 1/3 Franzosen seyn durften: die übrigen mußten Deutsche seyn. Das Capitel war Herr von 2 Flecken und 17 Dörfern im Elsasse, deren Beamte es selbst ernannte.

Straßenbau, s. Chausseen.

Strategie, Heerführung, Heerführungslehre, oder die Kunst des Feldherrn und seines Generalstabs — als des strategischen Organs des Feldherrn — hat den Zweck des ganzen Krieges im Auge, wenn die Taktik bloß den Zweck des Gefechts, den Sieg, erstrebt, ist eigentlich als wahrhafte Kunst weder zu lehren, noch aus Büchern zu lernen. Sie handelt besonders von Basis, Operationslinien, Winkeln, Märschen ꝛc. Bülow's Unterscheidung zwischen Strategie und Taktik ist ungegründet. Seitdem Lloyd und Bülow die ersten Anleitungen über Strategie gegeben haben, ist diese Wissenschaft mit größerem Eifer bearbeitet worden. Die Literatur hierüber, s. unter Militairische Schriftsteller. Wie genau Strategie und Politik zusammenhängen, zeigt das in München 1818 erschienene Werk: „Die Strategie und ihre Anwendung auf die europäischen und deutschen Staaten im Allgemeinen und die südwestdeutschen Staaten insbesondere", von Z. v. X. (S. Taktik.)

Streckwerke, s. Walzwerk.

Streitart, eine Art an einem langen Stiel, deren man sich in ältern Zeiten im Kriege bediente, und die jetzt noch auf den Schiffen bei dem Entern gebräuchlich ist. Eine kleinere Art derselben wird noch zum Theil in Polen und Ungarn von Edelleuten als Stock getragen, zu welchem Behufe man sich daselbst auch noch der Streitkolben bedient, kurzer dicker Stäbe mit einem eckigen Kopfe, welche in größerer Form sonst ebenfalls ein Kriegswerkzeug waren und zuweilen auch noch mit Stacheln versehen wurden. — **Streithammer**, ein älteres Kriegsgewehr, an dem einen Ende mit einem starken Hammer, am andern mit einer krumm gebogenen Eisenspitze. Eine Nachbildung desselben ist noch der bei den Haiducken als Stock gebräuchliche Czakar oder Schakan. — **Streitwagen**, in ältern Zeiten an beiden Seiten mit Sicheln oder Sensen versehene Wagen, welche daher auch Sensen- oder Sichelwagen genannt und gebraucht wurden, die Schlachtordnung zu trennen. Vor dieselben wurden 2—3 Pferde gespannt, die an den Stirnen ebenfalls Schwerter hatten; in dem Wagen saßen einige bewaffnete, besonders mit Bogen und Pfeilen versehene Männer.

Strelitz (Mecklenburg-), s. Mecklenburg.

Streltzia Regina, auch Juncea, eine Prachtblume, die zu den seltensten und schönsten Zierden unserer Glashäuser gehört, erhielt ihren Namen von Banks zu Ehren der Gemahlin Georgs III., einer geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Es gibt mehre Strelitzien. Ihr Vaterland ist das Vorgebirge der guten Hoffnung. Linné kannte nur eine Art, die er Heliconia Alba nannte; sie heißt jetzt Strelitzia Augusta. Die Strelitzia Juncea (zur Pentandria Monogynia gehörig) ist eine 5 Fuß hohe Pflanze. Sie hat keine eigentlichen Blätter. Der 3 Fuß hohe Blüthenschaft endigt in einer Blüthenscheide von röthlicher Farbe, die 6 Zoll hoch aufrecht steht und aus der sich eine Blüthe um die andere entwickelt, der Strelitzia Augusta an Gestalt und Farbe gleich, aber viel größer.

Stretto, Beschleunigung des Tempo's in der Musik. Unter Stretta versteht man das rasche, leichtschwebende Tempo, womit oft in Opern Gesangstücke geschlossen werden.

Stricken, s. Strumpfwirkerei.

Stroh ein wichtiger Gegenstand für den Fabrikanten, für den Modehändler und für den Naturforscher. Nach Lapostolle's Behauptung sollen nämlich Strohseile nicht nur treffliche Blitz-, sondern auch Hagelableiter seyn. Mit einem Aufwand von 3 Franken kann man dadurch einen Strich von 60 Morgen gegen beide Uebel schützen. — Wer kennt ferner nicht das feine Strohgeflecht zu Hüten, wovon das Stück bis 70 Thaler kostet, und die kunstfertigen Landmädchen des Arnothals, deren Anmuth alle Reisende preisen, unter denen Alfieri seine Dichtersprache bereicherte, die mehr arkadischen Schäferinnen gleichen als Bäuerinnen. Dieser Gewerbzweig ist das Geheimniß des Wohlstandes, der in den Gegenden von Florenz herrscht. Sein Ertrag beläuft sich jährlich auf 3 Millionen, die unter die Weiber und Mädchen sich vertheilen. Jedes Thalmädchen flechtet für ihre eigene Rechnung und für ihre Aussteuer. Sie gibt dem Vater einen Theil ihres Verdienstes, wovon er für die ländlichen Arbeiten gedungene Taglöhnerinnen aus den Berggegenden bezahlt. Das Stroh, das die florentiner Flechterinnen brauchen, ist von einem Getreide ohne Bart, das unrein abgeschnitten wird. Man säet auf kalkartigen Hügeln ohne den Acker zu düngen, damit aus dem unfruchtbaren Boden der Halm nur mager aufschieße. Nicht weniger bemerkenswerth ist die Kunst der sächsischen Strohflechterinnen in der Gegend von Dresden.

Strombeck (Friedrich Heinrich von), durch mehre ausgezeichnete Werke um die Ausbildung der praktischen Rechtswissenschaft rühmlich verdient, 1773 zu Braunschweig geb., studirte in Helmstadt, Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft, kam 1798 als Auscultator bei dem Stadtgerichte zu Berlin in den Staatsdienst und ward 1801 zum Rath bei der Regierung zu Posen ernannt. Nach dem tilsiter Frieden ward er aus dem preuß. Staatsdienste entlassen und kehrte nach Braunschweig zurück. Die westfälische Regierung ernannte ihn bald nachher zum dritten Richter bei dem Districtsgerichte in Helmstedt. Er widmete sich nun mit rastlosem Eifer dem Studium des franz. Rechts, reiste nach Mainz, um das Wesen des öffentlichen Gerichtsverfahrens gründlich kennen zu lernen, und schrieb seine „Abhandlung über die Organisation der franz. öffentlichen Gerichtssitzungen" (Göttingen 1809). Bald nach

seiner Rückkehr gab er sein Amt auf, und benutzte seine Muße, sein „Handbuch des westfälischen Civilprocesses" (3 Bde., Hanover 1810—12) zu bearbeiten. Dieses Werk empfahl ihn dem westfälischen Justizminister Simeon, der ihn zum ersten Tribunalrichter in Celle ernannte. Nach der Auflösung des Königreichs Westfalen blieb er eine Zeit lang ohne Anstellung, bis er endlich 1814 Rath bei dem Oberlandesgerichte zu Halberstadt wurde. Er trat 1816 wieder als Schriftsteller auf, begann mit seinen „Zusätzen zum 20. Titel des 2. Theils des allgemeinen Landrechts" eine Reihe von Schriften welche dem praktischen Bedürfnisse der preuß. Rechtsgelehrten entgegenkamen, und unter welchen besonders die „Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxe ꝛc." (3 Bde., 3. Aufl., Leipzig 1829) und die von ihm in Verbindung mit Andern herausgegebene Sammlung: „Provinzialrechte aller zum preuß. Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat", von welcher bis jetzt drei Abtheilungen in sieben Bänden (Leipzig 1827 fg.) erschienen sind, allgemeinen Beifall gefunden haben. Er wurde 1831 auf seinen eignen Antrag in Ruhestand versetzt und starb 1832.

Stromeyer (Friedrich), hanöverischer Hofrath und Professor der Chemie zu Göttingen, Generalinspector der Apotheken des Königreichs Hanover, Sohn des vor einigen Jahren verstorbenen rühmlichst bekannten Arztes S., wurde zu Göttingen geboren, auf dem Gymnasium und auf der Universität seiner Vaterstadt, sowie auf mehrfachen Reisen gebildet und erhielt im Anfange dieses Jahrhunderts die Professur der Chemie an der Georgia Augusta. Unter seinen Schriften sind sein „Grundriß der theoretischen Chemie" (2 Bde., Göttingen 1808), und seine „Untersuchungen über die Mischungen der Mineralkörper" (1 Bd., Göttingen 1821), ausgezeichnet. Seine vielen einzelnen Aufsätze findet man in dem „Commentationen der göttinger Societät den Wissenschaften" und in den dortigen „Gelehrten Anzeigen." Stromeyer war ein tüchtiger Chemiker und ein genauer Analytiker, und hat sich als Lehrer großen Beifall erworben. Er starb am 18. Aug. 1835 zu Göttingen.

Stromfreiheit, s. Flußfreiheit.

Strommesser, s. Flußmesser.

Stromprofil, s. Flußprofil.

Stromschifffahrt, s. Flußschifffahrt.

Strömung, s. Meer.

Strontianit, ein Fossil, welches von dem Granitgebirge bei dem schottischen Dorfe Strontian, wo es bricht, seinen Namen erhalten hat. Es besteht aus einer luftsauren Erde und hat mit dem Witherit Aehnlichkeit; unterscheidet sich aber durch die mindere eigenthümliche Schwere, eine meist lichte oder spargelgrüne Farbe, geringere Härte, leichtere Zerreiblichkeit, stärkere Dicke und geringeren Zusammenhang der Fasern. In strengem Feuer wird der Strontianit seiner Luftsäure beraubt und läßt dann die Stontianerde zurück.

Strophe. Dieses griech. Wort heißt eigentlich Wendung nach einer Seite, sowie Antistrophe, Umwendung nach der andern. In den lyrischen Gedichten der Griechen war es eine Folge von Versen, die von einem vorwärts und rückwärts schreitenden Chor in einem Zuge gesungen wurde. Die Strophe mußte daher ebenso viele Versen von einerlei Sylbenmaße enthalten, als die Antistrophe beim Rückzuge, wenn Ge-

Digitized by Google

sang und Schritt harmonisch bleiben sollten. Was der Chor stillstehend dazwischen sang, hieß Epodos und konnte ein anderes Sylbenmaß haben. Die Bewegungen waren rhythmisch tanzend und darum, wie überhaupt die antike Musik unselbständiger war, mit Flöten begleitet, welche (da die alte Musik ihrer Natur nach das rhythmische Element vorwalten ließ) die Bewegungen des Verses wie der Tanzenden zusammen und im Takte hielt. Dieß ergibt sich auch daraus, daß der Anführer des Chors mit eisenbeschlagenen Schuhen den Takt angab, etwa wie in unsern Ballets zuweilen wohl noch mit Holzschuhen oder Klappern geschieht. Diese Verrichtung, deren mehre oder mindere Bemerkbarkeit wohl auch, wie bei uns in den Conzerten, von der mehr oder minderfertigen Ausführung der Tanzenden abgehangen haben mag, war um so nöthiger, da der alte Rhythmus seinem Princip nach sich mehr im ungeraden Takt bewegte. Jetzt nennt man Strophe eine Anzahl von Versen, die eine Periode ausmachen und in Ansehung ihrer metrischen Einrichtung allen folgenden zur Regel dienen, sodaß eine Melodie zu jeder dieser Versperioden gesungen werden kann. Die moderne Poesie individualisirte den Schall gewissermaßen zum Tone, und stellte im Reime, oder dem gleichförmigen Zusammenklang der Wörter das ursprüngliche Familienverhältniß; in der Assonanz, oder dem Gleichlaut der Vocale, den Ton dar, woraus das Stück ging. In diesen reizenden Verschlingungen und dem zarten Tanz der Laute erreicht die moderne Gliederung mehrer Verse zur Strophe innerhalb einer Strophe, welche Antistrophe bedarf, den Ausdruck des ursprünglichen Gegensatzes, in dessen bewegtem Leben die Glieder gleichsam zu einer tönenden Gestalt werden. Die provenzalen, italienischen, spanischen Strophen, wie Terzett und Terzinen (Serventesi), Madrigale, Ballaten, Sestinen, Ottave rime oder Stanzen, Sonette und Canzonen (s. d.) sind früher bekannt geworden als die in unsern alten Minneliedern mit gleicher Kunst und Liebe gegliederten und verflochtenen Systeme. Es kann hier nicht von allen diesen Formen einzeln gehandelt werden. Nur ist durchgehends auffallend, daß die kunstgerechte Anordnung der Stanzen nach dem Grundschema der sogenannten Fronte und den zwei Volten, oder nach den zwei Basen und der Syrmia, oder in den Ballaten nach den zwei Mutazioni mit und ohne Ripresa und der Volta, auf jenen Gegensatz von Strophe und Antistrophe unverkennbar hinweisen, nur, wie es die Natur des Modernen verlangt, hier innerhalb der Sphäre der logischen Symmetrie und Reimharmonie. Darum müssen auch die Sestinen und Koronen nur als übertriebene, dem Wesen fremdartige Künsteleien erscheinen. (Vgl. Vers und Rhythmus.)

Strube (David Georg), Vicekanzler in Hanover, geb. 1694 zu Celle, studirte zu Halle und Leyden, durchreiste Holland, England und Frankreich, wurde 1720 Landsyndicus zu Hildesheim, kam bald daselbst ins Hofgericht und Consistorium, ging 1740 als Geh.-Justizrath und Consulent der Landesregierung nach Hanover, wo er 1759 die Stelle eines Kanzleidirectors erhielt. Er starb 1775. Strube war einer der berühmtesten deutschen Rechtsgelehrten. Sein Hauptverdienst beruhte auf einer überaus gründlichen Kenntniß der Rechte Deutschlands überhaupt und einzelner deutscher Provinzen insbesondere, vorzüglich in den mittlern Zeiten. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Nebenstunden" und „Rechtliche Bedenken". Alles, was er schrieb, zeichnet sich durch Fülle

historischer und juristischer Gelehrsamkeit, praktische Erfahrung, gesunde Beurtheilung und kraftvolle Sprache aus.

Strudel im Meer, s. Wirbel.

Struensee und Brandt. Wie im Glücke, so waren sie im Unglücke verbunden; der Gönner Struensee zog den Günstling Brandt mit auf das Blutgerüst. — Struensee (Johann Friedrich Graf von) wurde 1737 zu Halle im Saalkreise geboren. Sein Vater war dort Prediger, seine Mutter die Tochter des königl. dän. Leibarztes Anel. Mit trefflichen, frühzeitig sich entwickelten Talenten begabt, erhielt er zu Halle seine Schul- und akademische Bildung. Als Arzt ging er mit seinem Vater nach Altona und erwarb sich hier eine angesehene Praxis. Auf die Empfehlung der Geh.-Räthin Perkenthin ward er 1768 zum Leibarzte des Königs von Dänemark ernannt, und begleitete ihn auf Reisen durch Deutschland, England und Frankreich. Bald nach der Verheirathung Christians VII. mit der engl. Prinzessin Mathilde entfernten sich die Gemüther der Verehlichten so sehr von einander, daß ein öffentlicher Bruch zu befürchten stand. Die verwitwete Königin, Juliana Maria, eine Prinzessin aus dem Hause Braunschweig, suchte die Abneigung zu vergrößern, indem sie die Hoffnung hegte, daß die Trennung ihrem Sohne, dem Halbbruder des Königs, Friedrich, den Weg zum Throne eröffnen könne. Ihrem Plane war auch ein Theil der Nation und besonders der Adel nicht abgeneigt. Die Geburt des Kronprinzen vermehrte noch den Zwiespalt zwischen den beiden Königinnen. Christian VII. vernachlässigte seine Gemahlin immer mehr, und nach der Heimkehr des Königs trat noch sichtbarer das Mißvergnügen der Nation hervor. Sie war in zwei Parteien getheilt: an der Spitze der einen stand der Graf Holk, der Liebling des Königs, der die Minister und die höchsten Staatsbeamten zu Anhängern hatte. Holk arbeitete unabläßlich darauf, die Trennung zwischen den königl. Eheleuten zu vergrößern. Auf der andern Seite wünschte die Königin Mathilde nichts eifriger, als den Günstling des Königs zu entfernen und die ihr gebührende Achtung wieder zu gewinnen. Holk, der in Struensee einen Feind der Ersteren zu sehen glaubte, bewog den König, statt seiner den Leibarzt zu der Verhandlung mit der Königin zu gebrauchen. Durch dieß Verhältniß trat er den königl. Eheleuten näher und wußte durch seine Talente, Kenntnisse und durch sein bescheidenes Betragen, das zu seinem großen Vortheile von dem des stolzen Holk abstach, sich die Gewogenheit Beider zu erwerben. Bald darauf ward er, um ihm den glücklichen Erfolg bei Impfung des Kronprinzen zu belohnen, zum Conferenzrath und Vorleser des Königs und der Königin und in den Adelstand mit einem Gehalte von 1500 Thlr. erhoben. Die Gewogenheit beider Fürsten ging allmälig in ein völliges Zutrauen gegen ihn über, und durch die geschickte Benutzung desselben gelang es ihm eine Aussöhnung zwischen Beiden zu Stande zu bringen; aber hiermit wuchs auch sein Ehrgeiz. Er verdrängte den Minister Bernstorff immer mehr von den Geschäften und schlug an seine Stelle den Grafen Rantzau-Aschenberg, dessen Bekanntschaft er zu Altona gemacht hatte, vor; auch der Günstling Holk ward entfernt und dafür Enewold v. Brandt, ebenfalls ein alter Bekannter Struensee's aus Altona her, zum Director der Schauspiele und Maître des plaisirs ernannt und in den Grafenstand erhoben. Jetzt wurde der würdige Bernstorff gänzlich entfernt und mit ihm allmälig alle höheren Beamten,

die sich der Königin abgeneigt gezeigt hatten. Ihre Stellen wurden mit den Freunden Struensee's und der Königin besetzt. Um den König, der sich wieder mit Liebe und Achtung zu seiner Gemahlin gewandt hatte, ganz unter seinen Einfluß zu bringen und um sich selbsten von der Gefahr zu befreien, durch einen neuen Günstling verdrängt zu werden, suchte er den Monarchen von allen Gesellschaften fern zu halten; zu diesem Zwecke mußte Brandt ihn durch Belustigungen beschäftigen. Vor allem aber lag es in Struensee's Plan, den König von jedem Geschäfte zu befreien und ihn von persönlichen Verhandlungen mit seinen Ministern zu entfernen. Des Königs Charakter, der lieber Vergnügen als Arbeit suchte, begünstigte seine Absicht so sehr, daß endlich die ganze Leitung des Staats in die Hände der jungen Königin und ihres Günstlings fiel. Struensee glaubte in der alten Staatsverfassung Gefahr für sein Ansehen zu erblicken; auf sein Betreiben hob daher der König den Staatsrath auf und errichtete an dessen Stelle eine Conferenzcommission, aus den Chefs der verschiedenen Verwaltungszweige zusammengesetzt. Die Mitglieder dieser Commission hatten nur sehr beschränkte Befugnisse: sie konnten bloß zu gewissen Zeiten versammelt und nach Belieben entlassen werden; sie hatten weder Rang und Titel, noch Einfluß. Der dänische Adel, welcher Sitz und Stimme in dem Staatsrath gehabt hatte, hielt die Aufhebung desselben für einen Eingriff in seine Rechte, und beschloß von diesem Augenblicke an den Sturz des Ministers. Unter dieser Partei befand sich auch der Graf von Rantzau-Aschberg, welcher mit dem Verluste seiner Stelle als Staatsrath auch seines Einflusses und Ansehens beraubt war. Um sich desto besser behaupten zu können, bewog Struensee die Königin, ihm die Führung aller Cabinetsgeschäfte zu verschaffen. Der Cabinetssecretair Panning wurde entlassen. Die alten Minister wurden nach und nach entfernt, die ganze Verfassung neu gestaltet und alle Geschäfte im Namen des Königs von dessen Umgebungen betrieben. Doch Struensee besaß weder Klugheit, noch Festigkeit genug, seine Macht zu behaupten. Die Kühnheit, die er anfangs bis zum Uebermuth trieb, verwandelte sich in Bangigkeit, sobald einer seiner Maßregeln widersprochen wurde. Seine Entwürfe waren viel und mancherlei, und obgleich er die auswärtigen Angelegenheiten nach einer gesunden Politik leitete, so entsprachen doch seine Maßregeln hinsichtlich der innern Verwaltung keineswegs den beabsichtigten Zwecken. Sein Lieblingsplan war, den Adel zu demüthigen, ihn vom Hofe zu entfernen und ihm seine erblichen Vorzüge und Stellen zu entziehen. Zur Verbesserung der Finanzen führte er in allen Verwaltungszweigen ein neues Staatswirthschaftssystem ein. Mehre Hofämter wurden aufgehoben, Jahrgehalte entzogen, die Zahl der königl. Bedienten verringert und mehre Beamten ihrer Stellen entlassen. Die Collegien der Admiralität, der Accise und des Handels wurden aufgehoben und statt ihrer Commissionen ernannt. Durch einen Cabinetsbefehl wurde 1771 der Magistrat von Kopenhagen aufgelöst und an dessen Stelle zwei Bürgermeister eingesetzt. Die Leibgarde zu Pferde wurde entlassen und durch 300 Dragoner ersetzt. Durch alle diese Anordnungen wurden viele Menschen brotlos und das Mißvergnügen des Volkes stieg. Indessen war Struensee überaus aufmerksam, sowohl in den Beobachtungen seiner Pflichten als Minister, als auf die Erziehung des Kronprinzen. Der König ward von Tage zu Tage gegen die öffentliche Geschäfte gleichgültiger, seine Zeit verging

unter einem beständigen Wechsel von Vergnügungen und seine Geisteskräfte wurden sichtlich schwächer. Im Juli 1771 wurde die Königin von einer Prinzessin entbunden, und da sie wußte, was für Vermuthungen man bei dieser Gelegenheit von Friedensburg aus gegen sie ausgestreut hatte, so befürchtete sie, daß man diese Gerüchte zum Anlasse nehmen würde, ihr die errungene Gewalt zu entreißen. Struensee aber, berauscht durch sein Glück und geblendet durch seinen Ehrgeiz, war nur besorgt, seinen Namen in den Verzeichnissen des dänischen Adels zu sehen, deßhalb wurde er zum Grafen ernannt; überdieß wurde für ihn die Würde eines Cabinetsministers geschaffen, mit welcher ein Ansehen verbunden war, wie es vor ihm noch kein dänischer Minister gehabt hatte. Er ward dadurch befugt, solche Befehle zu schreiben, wie er sie mündlich vom Könige empfangen hatte, und sie ohne königl. Unterschrift an alle Departemente zu senden; nur sollte das Cabinetssiegel beigedrückt seyn und ein Auszug davon jeden Sonntag Abends dem Könige vorgelegt werden. Hierin erblickten seine Feinde die Absicht, das königl. Ansehen zu vernichten. Das Volk wurde immer unruhiger. Struensee's Freunde fingen an, gegen ihn gleichgültig zu werden. In diesen kritischen Verhältnissen verließ ihn seine Festigkeit, und seine Unruhe stieg aufs Höchste, als unter 300 Matrosen, die aus Norwegen nach Kopenhagen gebracht waren, um einer Expedition gegen Algier zu dienen, ein Aufruhr ausbrach. Jetzt nahm Struensee neue Veränderungen mit der Polizei in Kopenhagen vor, welche er nach der pariser modeln wollte; dadurch zog er sich noch mehr Feinde zu, der Haß des Volkes in der Hauptstadt stieg gegen ihn immer höher und brach selbst öffentlich aus. So wurde die Lage des Ministers mit jedem Tage gefährlicher. Der britische Gesandte, welcher voraussah, welche Folgen der Fall dieses Günstlings haben könnte, suchte aus Rücksicht gegen die junge Königin Struensee's Entfernung zu beschleunigen. Der Letztere wünschte dieß selbst. Der Gesandte bot ihm eine Unterstützung an Gelde dar, um das Land verlassen zu können; allein die Königin widersetzte sich standhaft diesen Maßregeln. Struensee traf alle Vorkehrungen, um nur seine persönliche Sicherheit zu decken. Die Wachen vor dem königl. Schlosse wurden verdoppelt, Kanonen in mehren Gegenden der Stadt aufgeführt und an jedes Regiment 6000 Patronen ausgetheilt. Das Publicum schloß, Struensee sey sich bewußt, die Nation beleidigt zu haben; des Königs Ansehen wurde verachtet und die Gewalt des Ministers schien ein Trugbild, welches bald verschwinden müsse. Endlich geschah der lang gefürchtete Schlag. Mit Erstaunen hörten die Einwohner Kopenhagens am 17. Jan. 1772, daß in der abgewichenen Nacht die Königin Caroline Mathilde, der Graf Struensee, sein Bruder, der Graf Brandt, Sturz und alle ihre Freunde und Anhänger verhaftet seyen. Am Abend vorher ward bei Hofe ein Ball gegeben und das Regiment des Obersten Köller, eines alten Feindes von Struensee, hatte die Wache vor dem Schlosse. Die junge Königin tanzte viel. Um 3 Uhr Morgens ließ Köller insgeheim seine Offiziere in den Pallast, sagte ihnen, der König habe ihm befohlen, die Königin zu verhaften, und verlangte, daß sie ihm folgen sollten. Der Oberst Eichstädt umzingelte mit seinen Dragonern den Pallast. Jetzt ging Rantzau-Aschberg in des Königs Schlafzimmer, weckte den König und sagte ihm, sein Leben sey in Gefahr. „Was soll ich thun!“ rief Christian voll Angst. „Soll ich fliehen? Stehen Sie mir

bei! Geben sie mir Ihren Rath! — „Unterzeichnen Sie dieß"!" erwiederte Rantzau; „ich will meinen Monarchen retten!" Schon hielt der König die Feder in der Hand, aber er ließ sie fallen, als er den Namen seiner Gemahlin erblickte. Endlich ließ er sich bereden, und Rantzau, von Eichstädt und einigen andern Offizieren gefolgt, führte den traurigen Befehl aus. Die unglückliche Mathilde wurde nach Kronenburg geführt. Nach Struensee's Verhaftung wurde eine außerordentliche Commission aus verschiedenen Mitgliedern, die zum Theil seine Feinde waren, niedergesetzt, um ihn zu richten. Man verfuhr mit der äußersten Strenge gegen ihn. In der ersten Woche seiner Verhaftung suchte sich Struensee bei seinen Grundsätzen zu beruhigen. Doch bald gerieth er in einen Zustand von Angst und Unruhe, und da ward es dem D. Münter und einem andern Geistlichen, welche am 1. März 1772 ihn besuchten, leicht, den Tröstungen der Religion Eingang bei ihm zu verschaffen. Der Hof hatte indessen beschlossen, daß Struensee eines schmachvollen Todes sterben sollte, alle Gegenvorstellungen wurden verworfen, und am 25. April wurde das Urtheil gefällt: daß er seiner gräflichen und andern Würden entsetzt, ihm seine rechte Hand und sein Kopf abgehauen, sein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werden sollten. Als D. Münter ihn Tags darauf benachrichtete, daß der König dieß Urtheil in allen Punkten genehmigt habe, hörte der Unglückliche diese Nachricht mit der größten Gemüthsruhe an, bloß die beschimpfenden Umstände kränkten ihn. Als er am 28. April das Schaffot bestieg, sagte er zu dem D. Münter: „Ich will glauben, daß Diejenigen, welche mein Unglück beförderten, es aus Liebe zu dem Guten thaten". Er hatte den Schmerz, es noch ansehen zu müssen, daß sein Freund Brandt vor ihm hingerichtet wurde. Gewiß wäre Struensee unter andern Verhältnissen einer der größten Minister gewesen. Seine Entwürfe waren oft vortrefflich, nur paßten sie nicht für sein Zeitalter, nicht für die Nation, unter welcher er lebte, und ihre Ausführung wurde oft von zu wenig Klugheit geleitet. — Enewold von Brandt war der Abkömmling einer angesehenen adeligen Familie in Dänemark. Er wurde wegen seines liebenswürdigen Charakters von Struensee geschätzt; aber er war leichtsinnig und dem Vergnügen äußerst ergeben. In einem Wortwechsel mit dem Könige hatte er einst frevelhafter Weise an die Person seines Monarchen Hand gelegt. So groß auch dieses Vergehen war, so konnte doch eigentlich von einer Bestrafung desselben nicht mehr die Rede seyn, da der König ihm verziehen hatte. Sein Todesurtheil war dem Struensee'schen gleich. Die Königin ward auf Reclamation des engl. Hofes freigelassen, mußte aber das Land räumen und ward nach Celle gebracht. Noch liegen die Verhörprotokolle dieses Processes versiegelt und verschlossen, und auch Höst hat sie nicht einsehen können. Die genaueste Darstellung der Geschichte dieser Periode hat D. Jens Kragh Höst 1824 (3 Thle., Kopenh.) dänisch herausgegeben u. d. T.: „Der Geh. Cabinetsminister Graf Struensee und dessen Ministerium ꝛc." — noch reichhaltiger in der deutschen Bearbeitung (Kopenh. 1826). — Die „Authent. Aufklärungen über die Geschichte der Grafen Struensee und Brandt" (Germanien 1788) sind weder vollständig noch authentisch, und enthalten viele übertriebene und aus der Luft gegriffene Behauptungen. Neues und Wichtiges enthalten auch die „Denkwürdigkeiten" von Falkenskiold

(Paris 1826). Falkenskiold (geb. 1738, gest. zu Lausanne 1820) war zu Struensee's Zeiten General in dänischen Diensten; er wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft in Munkholm verurtheilt, erhielt aber nach 5 Jahren seine Freiheit.

Struensee (Karl August von), k. preuß. Staats- und dirigirender Minister zu Berlin, Ritter des rothen Adlerordens u. s. w., geb. 1735 zu Halle, Bruder des Vorigen, widmete sich der Philosophie und Mathematik auf der haller Universität, wurde 1756 Magister und 1757 Prof. an der Ritterakademie zu Liegnitz. Da der 7jährige Krieg ihm den größten Theil seiner Zöglinge raubte, so schrieb er 1760 die „Anfangsgründe der Artillerie" (3. Aufl. 1788, 8.), wodurch er die Blicke Friedrichs II. auf sich zog. 1769, als sein Bruder Staatsminister in Dänemark geworden war, begab er sich zu demselben nach Kopenhagen, erhielt hier sogleich eine Anstellung als dänischer Justizrath und Finanzintendant, und benahm sich in dieser Stelle so rechtschaffen, daß er nicht in den Sturz seines Bruders verwickelt wurde. Der König von Dänemark verlieh ihm 1781 den dänischen Adel, mit Beilegung des Namens von Karlsbach. Er selbst wandte sich von Dänemark wieder nach dem Preußischen, und ließ sich auf seinem Gute Alzenau bei Haynau nieder, übersetzte Pinto's „Punkte der Staatswirthschaft" (1776), fügte in einem 2. Theile eigene Abhandlungen (1777), wozu 1800 noch ein 3. Theil kam; wie auch eine kurzgefaßte „Beschreibung der vornehmsten und europäischen Staaten", die ihm besonders wegen der Nachrichten von dem Handel den Ruf 1777 zum Director eines zu Elbingen errichteten Bancoetablissements verschaffte, welcher Stelle er auch mit außerordentlicher Thätigkeit vorstand. 1782 wurde er Oberfinanzrath im dritten Departement des Generaldirectoriums und Director der Seehandlung zu Berlin, stieg bis zu der Stelle eines Staatsministers und Chefs des Accise- und Zolldepartements und starb 1804. Er war ein Mann von hellem, vielumfassendem Blicke, von besonderer Geistesgegenwart, festen Grundsätzen und strenger Ordnungsliebe, daher in Geschäften kurz, bestimmt, schnell und sicher. Das Talent wußte er zu erkennen und ihm seinen Wirkungskreis anzuweisen, wiewohl er nicht frei vom Nepotismus war. Reformen scheute er, selbst wo seine Einsicht sie ihm als nöthig oder nützlich zeigen mußte, was ihm allerdings zum Tadel gereicht. Indessen erleichterte er möglichst öffentliche Lasten und war im Innern von den edelsten Gefühlen belebt, frei von Eigennutz, wie von aller Verstellung und Niedrigkeit. Außer den oben erwähnten Schriften hat man noch von ihm: „Anfangsgründe der Kriegsbaukunst" (3 Bde, 1771—74; 2. Aufl. 1786, m. Kpfrn.).

Strumpfwirker bereiten auf den Strumpfwirkerstühlen gestrickte Strümpfe, Handschuhe, Hosen ꝛc. — In Italien ist die älteste Spur des Strickens aufzufinden. 1284 ward Papst Innocenz IV. mit gestrickten Handschuhen begraben. Das Stricken mit Nadeln kennt man erst seit dem Anfange des 16. Jahrh.; es ward um 1561 in England bekannt. 1594 gab es in Deutschland Strumpf- und Hosenstricker. — Die ersten gestrickten seidenen Strümpfe wurden von Heinrich II. in Frankreich 1547 und in England von der Königin Elisabeth 1561 getragen. Ein Schweizer, Dubois, ist der Erfinder einer Verbesserung beim Stricken, wodurch die Arbeit sehr erleichtert wird. Weit schneller geht das Stricken ver-

Digitized by Google

mittelst des Strumpfwirkerstuhls von statten. Dieses Meisterstück der Erfindungskraft ward von Will. Lee, Magister des St.-Johannescollegiums in Cambridge, 1589 erfunden, und war lange Zeit in England allein einheimisch. 1614 ließ der venetianische Gesandte heimlich den ersten Stuhl nebst Strumpfwirkern nach Venedig schaffen; worauf auch die Deutschen allmälig damit bekannt wurden. Durch Moisson, einen franz. Geistlichen, ward der Stuhl so verbessert, daß er 600 Theile weniger hat und nicht mehr als 80 Pfund wiegt. 1812 erhielt er in Paris eine neue Verbesserung, daß 2 Strümpfe zugleich gearbeitet werden konnten. Diejenigen Handwerker, welche mittelst dieser Maschine arbeiten, heißen zum Unterschiede von Denen, welche aus freier Hand stricken, Strumpfwirker (Strumpfweber); ihre Arbeit ist aber kein Weben — denn es kommt dabei weder Kette noch Einschlag vor — sondern ebenfalls ein Stricken. Die Einrichtung des Strumpfwirkerstuhls läßt sich kaum durch langes Zusehen und durch Zerlegen deutlich erkennen, geschweige, daß eine bloße Beschreibung den künstlichen Mechanismus, worin mehr als 2500 Theile zu einem Zwecke wirken, begreiflich machen sollte. Es werden auf dieser Maschine nicht nur Strümpfe, sondern auch Handschuhe, Beinkleider u. s. w. gemacht.

Struve (die Familie v.), der Rußland und Deutschland mehre ausgezeichnete Staatsmänner und thätige Förderer der Kunst, Wissenschaft und wahren Geistescultur verdankt, stammt von Kiel, wo **Anton Sebastian Struve** 1729 geb. wurde, nach vollendeten Studien und mehren Reisen seine erste Anstellung als Privatsecretair des Ministers Grafen v. Schönberg zu Dresden erhielt, dann 1755 in die Dienste des Herzogs v. Holstein-Gottorp, nachherigen Kaisers von Rußland, Peter III., als herzogl. Legationssecretair beim Reichstage zu Regensburg, trat, und später in kaiserl. russ. Gesandtschaftsdienste, zuletzt als wirkl. Geschäftsträger fortwährend zu Regensburg stand, bis der Reichsverband aufgelöst, Struve aber, unter vielen Zeugnissen der Anerkennung seiner Verdienste, worunter auch die Adelsverleihung war, pensionirt wurde. Er starb 1802 zu Schönfeld bei Grätz. Seine Biographie findet man in Schlichtegroll's „Nekrolog der Deutschen für das 19. Jahrhundert", 2. Th. — Dieses würdigen Mannes ältester Sohn, **Johann Gustav v. Struve**, kaiserl. russ. Staatsrath, Ritter des St.-Annen- und Wladimirordens, war russ. Geschäftsträger am badischen Hofe, geb. 1763 zu Regensburg, erhielt seine Jugendbildung auf der Militairakademie zu Stuttgart und auf der Hochschule zu Erlangen; dann war er bei der russ. Gesandtschaft zu Warschau, unter dem Großbotschafter Grafen von Stackelberg, angestellt und ward nach einander zu verschiedenen diplomatischen Sendungen gebraucht. Ueberall bewährte er Geschäftsgewandtheit, Einsicht und Biederkeit, so auch als erster Gesandtschaftssecretair zu München, Regensburg, Amsterdam ꝛc. Er ist Verf. mehrer gehaltreicher politischer Schriften, u. a. des „Coup d'oeil sur l'état politique de l'Europe au commencement de l'année 1806". Er starb zu Karlsruhe den 6. Mai 1828.

Stry (Abraham van), geb. 1753 zu Dordrecht, gehört mit seinem Bruder zu den Stiftern der dortigen blühenden Malerschule. Er folgte seit seinem 13. Jahre dem Berufe seines Vaters, versuchte sich mit Glück in der Blumen- und Fruchtmalerei, später auch in historischen Gemälden, Landschaften und andern Gattungen, bis er endlich sich auf einen engen

Kreis beschränkte und nur Bildnisse in Oel, Genrebilder in Metzu's Manier und Landschaften in Cuyp's Styl malte. Er ist besonders durch seine innern Ansichten und auf Lichteffect berechnete Bilder rühmlich bekannt. Mit einigen Kunstfreunden und Künstlern stiftete er 1774 die Gesellschaft Pictura in Dordrecht, deren erster Präsident er war, und welche als die Pflanzschule der ausgezeichneten Maler betrachtet werden kann, die aus jener Stadt in neuern Zeiten hervorgingen; wie Schouman, Schotel, Gilles Smak Gregoor, ein vorzüglicher Landschafter, geb. 1770, Georg Adam Schmidt, geb. 1791, ein achtbarer Bildnißmaler. Er war Mitglied der Akademie zu Amsterdam und Antwerpen und starb am 7. März 1826. — Jakob, sein Bruder, geb. 1756, lebte einige Zeit in Antwerpen, wo er die Malerakademie besuchte und besonders den Unterricht des Historienmalers Andreas Lens genoß. Später ließ er sich in Dordrecht nieder und widmete sich der Landschaftsmalerei, worin er bald einen hohen Rang behauptete. Er nahm seinen berühmten Landsmann Cuyp zum Vorbilde, den er nicht selten täuschend nachahmte, und dem er sich in seinen anmuthigen Compositionen zuweilen an die Seite stellte. Wie Cuyp studirte er die Natur, und die holländische Natur sieht man in seinen Bildern mit der treuesten Wahrheit dargestellt, mag er üppige, lachende Wiesenauen, mit Bäumen und einfachen aber netten und Wohlhabenheit ankündigenden Wohnungen bedeckt und von den schönsten Heerden belebt, darstellen, oder dieselben Landschaften im Gewande des Winters zeigen, wo die ländlichen Beschäftigungen und Belustigungen nur noch mehr hervortreten. Bei der großen Ueberschwemmung 1809 begab er sich an Ort und Stelle, und lieferte eine Reihe von Gemälden, welche die Scenen der Verwüstung mit ergreifender Wahrheit darstellen. Er starb am 4. Febr. 1825 zu Dordrecht.

Stuart, eine der berühmtesten und ältesten Familien Schottlands, aus der Jakob I., II. u. III., Maria Stuart, Karl I. u. II. (s. d.) Könige von England waren, sowie früher dieses Haus auch Schottland (vgl. d.) mehre Könige gegeben hat. Die meisten Regenten dieser Dynastie haben sich mehr durch Mangel an Herrschertugenden — daher ihre unglücklichen Schicksale! — als durch eine für ihre Völker wohlthätige Regierung ausgezeichnet. Ueber die Entthronung Jakobs II. s. d. und Wilhelm III. Mit der Königin Anna (s. d.) — starb 1714 — hörten die Stuart's auf, zu regieren, nachdem sie von 1370—1603, also 233 Jahre, den schottischen allein und von 1603—1714 den schott. und engl. Thron zugleich besessen hatten. Ueber Jakobs II. Enkel, den Prätendenten, sowie über den letzten Stuart, den Cardinal York (st. 1807) s. Eduard, Enkel Jakobs II. Der König Georg IV. hat den letzten Stuart's in der Peterskirche zu Rom durch Canova ein Denkmal von weißem carrarischem Marmor errichten lassen; ein 27 Palmen hohes Basrelief, das pyramidalisch in einem Sarkophag ausschießt und die 3 Büsten Jakobs III. und seiner Söhne enthält. Der letzte Stuart hatte seine Rechte dem nun auch verstorbenen König von Sardinien vermacht. Die wichtigen Papiere des Stuart'schen Hauses hat die engl. Regierung in Rom in Beschlag nehmen lassen. Sie sollen für die Geschichte sehr wichtig seyn. Die Geschichte des Hauses Stuart enthält die praktische Widerlegung des Princips der Legitimität (s. d.).

Studentenwesen (das deutsche). Bei der Stiftung der ersten deutschen Hochschulen wurden alle Studirende, nach dem Vorbilde der

Universität Paris, in Bursen abgetheilt. Dieß waren die abgesonderten Gesellschaften, deren jeder ein Meister der freien Künste als Aufseher und Hofmeister vorstand, welcher den Studienplan eines Jeden einzurichten und überhaupt auf Fleiß, Betragen und Sitten der ihm Untergebenen zu sehen hatte. Ungeachtet dieser strengen, fast schülermäßigen Beschränkung der Studirenden (Bursarien, Burschen) wurde doch der Zweck der Ordnung, Ruhe und Gesetzlichkeit, der ihr zum Grunde lag, nicht erreicht: denn manche Magister führten eine sehr lässige Aufsicht und ließen ihren Studenten allen freien Willen. Daher kam es denn, daß die Bursen anstatt Schulen des Fleißes und der Tugend zu seyn, Freistätten des Müßiggangs und aller Rohheiten wurden. Der bessere Geist in Leben und Wissenschaft ging verloren und machte geist- und nutzlosen Förmlichkeiten Platz. Da kam denn die Zeit der dunkeln Männer (obscurorum virorum), welche nach Kräften stritten mit dem aufgehenden Lichte und dem bessern Geiste, den Ulrich v. Hutten, Reuchlin, Erasmus und ihre Schüler durch die Verbreitung der griechischen und römischen Literatur in Deutschland weckten. Da sahen die Studenten, welche während der Zeit des Kampfes sich in zwei Parteien geschieden hatten, vollkommen ein, daß es auch unter ihnen nicht so bleiben konnte, verließen ihre verderbten und verderbenden Meister und wählten sich Vorsteher aus ihrer Mitte. Landsleute hielten zu Landsleuten, und so entstanden geschlossene Verbindungen unter dem Namen Landsmannschaften oder Nationen, deren jede ihre eignen Statuten, Aemter und Cassen hatte. Aber auch diese Verhältnisse erzeugten viel Schlechtes und Unwürdiges. Nach der Verschiedenheit des Burschenalters entstanden zwei Classen unter den Studirenden, Schoristen (Aufseher, Präceptoren) und Pennäle (Untergebene, Lehrlinge). Letztere wurden von jenen ganz wie Schuljungen behandelt und mußten alle kleine und niedere Arbeiten für sie besorgen. Dieß Unwesen, das man Pennalismus oder Nationalismus nannte, hörte endlich zu Anfange des vorigen Jahrh. mit Auflösung der Nationen in dieser Form auf. Aber nun entstanden sehr bald geheime Verbindungen unter dem Namen: „Orden". In ihnen erhielt sich noch Manches von dem alten Pennalismus, aber in gefälligerer Form und anderer Art und Ordnung. Die Schoristen wurden zu Senioren, die Pennäle zu Füchsen, die unbestimmten Statuten zu einer Constitution und die eigenmächtigen Bestimmungen der Schoristen zu einem stehenden Gesetze (Comment), welches letztere sich allein über die Ehre, deren Verletzung, Verlust und Wiedererlangung verbreitete. Da aber die Orden, welche jedes Mal nur wenige Mitglieder zählten, sich zu Richtern der ganzen Hochschule aufwerfen wollten, und überhaupt ihre Schattenseite, Skandalsucht, Renommisterei, Rohheit, Stolz und Anmaßung, bemerkbarer wurde, machten sich zu Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrh. mehre Landleute unter einander verbindlich, nicht unter sie zu treten. Aus diesen negativen Verbindungen wurden allmälig positive, welche den Ordensverbindungen geradezu die Spitze boten und sie bald unterdrückten. Das pennalistische Aristokratenwesen, das Commentwesen, die leidige Scheinehre, die Herrschaft des Schlägers, die Anmaßung und der hochfahrende Ton gegen Nichtverbündete, hatten auch in diesen Landsmannschaften ihren Wohnplatz aufgeschlagen, und die Parteisucht war, vergrößert und mehr ausgebildet,

Digitized by Google

in eine andere festere und bestimmtere Form gegossen worden. Die Grundgesetze dieser Vereinigung sind ungefähr diese: 1) Alle Studenten, welche Antheil und Stimme bei den öffentlichen Sachen der Hochschule haben wollen, theilen sich nach Volksstämmen in geschlossene Verbindungen (Landsmannschaften, Corps, Kränzchen), deren jede eine besondere Verfassung haben kann. Kein anderer „honoriger" Student kann Antheil und Stimme bei allgemeinen Burschenangelegenheiten haben. 2) Alle Studenten haben nach der Zeit ihres Aufenthalts auf Universitäten verschiedene Rechte. 3) Jede Verbindung, sie sey so zahlreich als sie wolle, hat nur eine Stimme im Repräsentanten- oder Seniorenconvent. 4) Der Seniorenconvent gibt allein für alle Studenten Gesetze. Er hat Feste anzuordnen und Verrufe (Achts- oder Ehrloserklärungen) auszusprechen. 5) Ob der Bruch des Ehrenworts, das dem Senate und bei der Immatriculation gegeben wird, infamirend sey, bleibt dem Ehrgefühl eines Jeden überlassen. (!) 6) Dummer, dummer Junge, und dergleichen ehrenrührende Worte ziehen absolute Forderung nach sich. Wer es unterläßt, kommt in Verruf. Verruf ist die „absolute akademische Infamie". — Diese Verbindungen, deren Grundfesten auf dem Schein und Schimmer einer eingebildeten Ehre erbaut waren, deren Grundsätze und Handlungsweise den bestehenden Gesetzen so sehr als der Idee eines rechten Burschenlebens zuwiderliefen, und gegen welche sich eine Uebereinkunft der gesammten Reichsstände zu Regensburg vom 14. Juni 1793 erklärte, die in der Form eines Reichsgutachtens abgefaßt ward, konnten den, aus den Befreiungskriegen in den Schoß der Wissenschaften zurückkehrenden Vaterlandsvertheidigern unmöglich gefallen. 1815 vereinigten sich deßhalb zu Jena mehre Studenten, um den Landsmannschaften und der daraus, wie man glaubte, hervorgehenden Trennung des vaterländischen Sinnes entgegen zu wirken, zugleich aber das wüste, akademische Leben im Trinken, in Schlägereien u. s. w. abzuschaffen und Moralität und Fleiß im Studiren zu befördern. Der lobenswerthe Zweck dieser Verbindung — Burschenschaft — erwarb ihr den Beitritt mehrer Landsmannsschaften, vieler aus dem Kriege zurückgekehrter und sich den Studien wieder widmender Militairs und den Beifall und die Gunst der Lehrer. 1817 schrieb diese Burscheuschaft das Wartburgsfest (s. d.) aus, zu dem sich die Studenten anderer Universitäten zahlreich einfanden, und man beschloß, die Burschenschaft zu einer allgemeinen deutschen Burschenschaft, die sich über die Universitäten verbreite, zu erheben. Berlin, Heidelberg und Kiel traten zuerst, später Halle, Breslau, Gießen, Leipzig, Göttingen u. s. w. bei und standen nun in innerer Verbindung mit einander. Die Excesse, die bei dem im Ganzen reinen und edlen Wartburgfest von Einzelnen verübt worden waren, hatten die Aufmerksamkeit der Regierungen auf dieses gerichtet, und zugleich mochten unruhige und unzufriedene Köpfe, die im Kriege Verwegenes zu wagen gelernt hatten, sich auf der Wartburg, oder doch durch die dort bewirkte Vereinigung, gefunden und sich als gleichgesinnt erkannt haben; sie verbanden sich und bildeten, den Andern unbewußt, einen innern, politische Revolutionen bezweckenden Ausschuß. Da geschah 1819 Kotzebue's Ermordung durch ein Mitglied der Burschenschaft, Sand (s. d.), und dieß bewog die Regierungen, die von mancher schon mit Mißtrauen betrachtete Burschenschaft zu untersagen und Untersuchungen über demagogische Umtriebe anzustellen. Während derselben dauerte die Burschenschaft im

Geheimen fort und erhielt durch das Geheime und Verbotene nur noch mehr eine demagogische Tendenz. Es fanden mehre Generalversammlungen zu Halle, Dresden, im Odenwalde statt, und erst wiederholte Untersuchungen und strenge Bestrafung der Theilnehmer vermochten die Burschenschaft ganz zu unterdrücken. Die so oft bezweifelte politische Tendenz des geheimen Ausschusses der Burschenschaft vermag, nach den letzten, seit Anfang 1824 zu Berlin und Cöpenick geführten Untersuchungen, wohl Niemand zu leugnen, sowie, daß die Burschenschaft in ihrer zweiten Periode nur das Werkzeug in der Hand der höheren Obern gewesen ist. Für echte akademische Freiheit ist nur ein gänzliches Aufhören aller Verbindungen zu wünschen, denn diese echte Freiheit kann in nichts Anderm bestehen, als daß der junge Mann die Mittel des Unterrichts ganz nach eignem Sinne benutzen und sich ungehindert von allen politischen Einrichtungen der vielseitigsten Ausbildung widmen kann. Darin stört ihn eine einzige allgemeine Verbindung, eine herrschende Burschenschaft, bei weitem mehr als alle Orden und Landsmannschaften. Der Beifall der Lehrer, selbst die Vorliebe zu gewissen Zweigen der Wissenschaft wird durch sie von dem Verhältnisse abhängig, in welchem jene zu der Verbindung stehen, und unbewußt wird der junge Mann, wenn er nicht eine seltene Selbständigkeit besitzt, dem Zuge folgen müssen. Man würde den Beweis dieser Ansicht am vollständigsten in einer aufrichtigen Geschichte aller dieser Verbindungen antreffen können, wenn je eine solche zu hoffen wäre. Daß sie nicht unvermeidlich sind, zeigt das Beispiel der schottischen Universitäten, wo keine Spur von ihnen anzutreffen ist.

Studium und studiren heißt überhaupt lernen; man bedient sich aber dieses Ausdrucks, um ein angestrengtes, mit Nachdenken verbundenes Lernen und Bearbeiten in Wissenschaft und Kunst zu bezeichnen. Die Studien eines Künstlers geschehen entweder nach der Natur oder nach den Mustern, indem er sich übt, diese nachzubilden, ihren Geist und die Manier des Musterkünstlers sich anzueignen.

Stufenjahre heißen diejenige Jahre, welche von den Alten und auch von manchen Neuern für gefährlich gehalten werden, weil mit ihnen sich eine völlige Veränderung in der körperlichen Beschaffenheit des Menschen zutragen soll. Gewöhnlich nimmt man jedes 7. Jahr des menschlichen Lebens als ein Stufenjahr an, obgleich Einige das 9. Jahr dafür halten. Wahrscheinlich hat die erstere Berechnungsart des 7., als des Stufenjahrs, in dem mit jener Zahl verbundenen Aberglauben ihren Grund. Weil nun in dem 49. Jahre 7 Mal 7, in dem 63. aber 7 Mal 9 zusammenkommen, so werden sie für die großen Stufenjahre gehalten.

Stuhlweißenburg, königl. Freistadt in der gleichnamigen Gespannschaft Ungarns, in einer morastigen Gegend, die man in neuester Zeit mit Erfolg auszutrocknen versucht hat, am Flusse Sarvitz, ist eine der ältesten und merkwürdigsten Städte des Landes, wo seit Stephan des Heil. die ungarischen Könige gekrönt und begraben wurden. Sie war bis 1702 eine starke Festung, von 1543—1601 im Besitz der Türken, die es auch im folgenden Jahre den Oestreichern wieder entrissen und sich bis 1688 darin behaupteten. Der alte Flor der Stadt ist seitdem sehr gesunken, als Presburg zur Krönungs- und Hauptstadt erkoren worden. Stuhlweißenburg hat gegenwärtig über 12.200 Einw., ist der Sitz eines Bischofs mit seinem Domcapitel, der Gerichtstafel des

Digitized by Google

Comitats, mehrer Cameralämter, eines Salz- und Postamts. Zur wissenschaftlichen Bildung befinden sich hier ein Gymnasium, ein Clerikalseminar, sowie eine Hauptschule. Die Nahrungsquellen der Bewohner sind Tuch- und Flanellweberei, Getreide- und Weinbau, Viehhandel und Salpetersiedereien.

Stukkaturarbeit (von dem ital. Stucco), eine Masse, welche aus Steinkalk, Gyps und Alabaster gebrannt, mit feingesiebtem Flußsand und Leimwasser bereitet wird. Aus derselben verfertigt der Stukkaturarbeiter allerlei Zierrathen der Baukunst, als: Laubwerk, Festons, Blumen und Früchte u. dgl. In den Gebäuden werden besonders die Gesimse und Decken der Zimmer damit verziert. Nach entworfener Zeichnung wird die Masse mit einer Maurerkelle aufgetragen und ihr aus freier Hand von dem Stukkaturarbeiter mit dem Poussiereisen die erforderliche Gestalt gegeben. Da die Masse sehr schnell bindet, so kann man nur einen Theil der Figur nach dem andern verfertigen. Weniger dauerhaft sind dergleichen Verzierungen, deren Figuren von Gyps in Formen gegossen und hernach befestigt werden. — Die Römer kannten nicht nur diese Arbeit, sondern waren auch sehr geschickt darin. Vitruv nennt sie coronarium opus. Diese Kunst ging hierauf verloren, und Margaritone, der um 1300 lebte, soll sie wieder aufgefunden haben. Zu ihrer Vollkommenheit gedieh sie aber durch den Maler Nanni von Udine, zur Zeit Rafael's, wovon noch die sogenannten Logen im Vatican zeugen. In Deutschland ward sie gegen das Ende des 17. Jahrh. bekannt. Zu der Stukkaturarbeit gehört auch der sogenannte Gypsmarmor, mit welchem man Säulen, Altäre u. s. w. so täuschend bekleidet, daß man sie für wahren Marmor hält. S. Marmor.

Stumm, s. Taubstumme.

Stunde, der 24. Theil eines Tages, s. Chronologie. In Frankreich wurde zur Zeit des neuen Systems 20 Stunden für die Zeit angenommen, die wir in 24 Theile zerfällen. Eine Stunde enthält 10 Decimalminuten, die Minute 100 Decimalsecunden, mithin jede Stunde 1000 solcher Secunden. Die Stunden der Alten waren der 12. Theil des Tages, folglich zwei Mal so lang, wie unsre Stunden. Die Stunde der Hindu ist der 60. Theil des ganzen Tages und enthält 24 Minuten nach europäischer Berechnung. Die Eintheilung in 24 Stunden war den Römern vor dem ersten punischen Krieg noch nicht bekannt; sie theilten, bis zu diesem Zeitpunkte, sowohl ihren natürlichen Tag, als ihre Nacht, jede Zeit in 24 Stunden. Die Länge dieser Stunden hing von der Zeit ab, während welcher die Sonne über dem Horizonte war, weßhalb sie auch die ungleichen Stunden genannt wurden. Stundenkreis eines Globus befindet sich auf dem messingenen Meridian, ist in 24 Stunden getheilt, hat einen beweglichen Weiser, den man um die Are des Globus drehen kann, und der, um 15° fortgerückt, anzeiget, welchen Stand die Sonne 1 Stunde vor oder nach uns haben wird, mithin die Stunde des Tags oder der Nacht, für jeden Punkt auf der Erde ausmitteln hilft. — Stündliche Bewegung der Erde nennt man den Bogen, den sie in einer Stunde beschreibt und der 15° beträgt. Wenn man diese Bewegung in Zeit aussprechen will, so ist 15° = 1 Stunde, 1° = 4 Minuten. Uhren, die 15° Grad östlich von Köln sind, gehen eine Stunde früher, und die, welche westlich sind, eine Stunde später und so verhältnißmäßig.

Digitized by Google

Sture (Sten), Reichsstatthalter von Schweden, stammte aus einer vornehmen, mit dem königlichen Hause nahe verwandten schwedischen Familie. Sein Vater war Gustav Sture und seine Mutter eine Schwester König Karl VIII. Knutson, nach dessen Tode (1470) er zum Reichsstatthalter ernannt wurde. Obgleich die Schweden den König von Dänemark zu ihrem Oberhaupte erwählt hatten, so führte er doch eigentlich die Regierung des Reichs mit Nachdruck, und setzte sich allen Parteiungen des Adels kräftig entgegen, die oft sein Ansehen bedrohten. Zu seinen Verdiensten um Schweden rechnet man mit Recht die Einführung der Buchdruckerei und die Stiftung der Universität Upsala. Ungeachtet des kalmarischen Bündnisses, welches die drei nordischen Reiche vereint hatte, wußte er doch die Unabhängigkeit Schwedens zu behaupten. Er starb 1503. Auf ihn folgte als Reichsvorsteher **Svante Nielsson Sture**, der dem Reiche von 1504 bis 1512 vorstand, und dann dessen Sohn **Sten Sture der Jüngere** von 1512 bis 1520. Während dieser Zeit wurden die Unternehmungen Dänemarks zur Unterdrückung Schwedens glücklich abgeschlagen, und der Druck weltlicher Großen, so viel sich thun ließ, den übrigen Ständen erleichtert. Weniger glücklich war Sten Sture der Jüngere gegen den Erzbischof Gustav Trolle, mit dem sich die übrige Geistlichkeit und der Adel verband. Beide riefen den dänischen König **Christian** II. (s. d.) nach Schweden, und nachdem Sten Sture in mehren Treffen gesiegt, erhielt er in einer Schlacht eine tödtliche Verwundung und starb 1520. Vergl. **Schweden** (Geschichte v.)

Sturlason (Snorro), einer der Schöpfer und Väter der skandinavischen Literatur, aus Island gebürtig, stammte aus einem altadeligen Geschlechte und ward 1179 geboren. Nachdem er sich mehre Jahre an den Höfen von Schweden und Norwegen aufgehalten, begab er sich in sein Vaterland zurück, ward daselbst Lagmann und wurde 1241 auf seinem Schlosse ermordet. Neben seiner Tapferkeit machte sich dieser talentvolle Mann als Dichter, Gesetzgeber und Geschichtschreiber berühmt. Aus alten Skaldenliedern, den echten Sagen und andern Denkmälern, die er auf seinen weiten Reisen gesammelt, stellte er eine allgemeine nordische Geschichte mit Geschmack und historischer Treue (so weit dieß bei seinen Quellen möglich war) zusammen; sie ist reich für Schweden und Island, etwas ärmer für Norwegen und nicht ohne Ausbeute für Rußland. Herausgeg. von Joh. Peringskiöld (Stockh. 1697). Eine neuere vermehrte und verbesserte Ausgabe von G. Schöning und S. Th. Thorlacius erschien in 3 Foliobänden zu Kopenhagen von 1777—82. Ihn setzte noch der letzte Skalde, Sturla Thoraldson, der noch um 1265 an dem Hofe Birger Jarl's als Hofdichter sang, mit historischer Würde (1187—1263) fort; aber schon sein zweiter ungenannter Fortsetzer (bis 1387) fällt in den romantischen Ton der neuen isländischen Sagen. S. Christ. Jakobi's „Norvegia etc." Vergl. auch **Edda** und **Skandinavische Literatur**.

Sturm, 1) in der Physik eine sehr heftige Bewegung der Luft (s. **Wind**). 2) In der Kriegskunst der Angriff auf Truppen oder Verschanzungen mit gefälltem Bajonnet, Eindringen in ihre Reihen und Ersteigung ihrer Werke. Daher **Sturmbalken**, die an die äußern Abdachungen der Brustwehren oder an die Böschungen der Berge befestigten Baumstämme, die man in dem Augenblick, wo der Feind sie ersteigt,

Digitized by Google

hinabrollen läßt, wo sie alles ihnen im Wege Stehende mit fortreißen. — **Sturmpfähle**, die zugespitzten Pfähle von 4 Ellen Länge und 8—12 Zoll Stärke, die man gemeiniglich zwischen Graben und Brustwehr auf die Berme einer Schanze in die Erde legt, und die man zuweilen mit angenagelten Latten unter einander verbindet, um das Ersteigen der Brustwehr zu verhindern. — **Sturmbock**, s. **Mauerbrecher**. — **Sturmhaube**, s. **Helm**. — **Sturmkränze**, **Sturmsäcke**, s. **Brandgeräthe**.

Sturm (Christoph Christian), geb. 1740 zu Augsburg, studirte zu Jena und Halle, ward Prediger zu Magdeburg und 1778 Pastor an der Petrikirche und Scholarch zu Hamburg, wo er, als Mensch und als Religionslehrer gleich hochgeachtet, 1786 starb. Sturm bewährte den Grundsatz, daß man jede Erkenntniß der Wahrheit erst bei sich selbst zur Gottseligkeit fruchtbar werden lassen müsse, ehe man diese Mittheilung jener bei Andern bewirken wolle. Seine gründliche Gelehrsamkeit, geläuterte Religionsansicht, ausgezeichneten Predigergaben, rastlose Thätigkeit, unermüdliche Amtstreue und sein wahrhaft christlicher Sinn und Wandel erwarben ihm die ungetheilte Achtung und Liebe seiner Gemeinden. Er schrieb eine große Anzahl Andachtsbücher, als: „Der Christ in der Einsamkeit" (Halle 1763); „Der Christ am Sonntage" (1764—66); „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres" (2 Bde., 1768), die viele Aufl. erlebten, u. n. a., welche sich durch die darin ausgesprochene Ueberzeugung und also durch Herzlichkeit empfehlen. Zu seinen „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres" (1785), in welchen an wichtige Naturgegenstände und Naturerscheinungen religiöse Wahrheiten zur Belebung frommer Gesinnungen angekettet werden, gaben ihm Scriver's „Andachten über die Werke der Natur und Kunst" die erste Veranlassung. Ein geläuterter und frommer Geist weht auch in seinen Predigten, deren er mehre, auch „Predigten für Kinder von reiferem Alter" (2 Bde., Lpz. 1774) schrieb. Fast alle neuere Gesangbücher enthalten Lieder aus seinen „Gebete und Lieder für Kinder" (1776); „Gesangbuch für das reifere Alter" (1777), „Lieder für das Herz" (1787) und „Gesangbuch für Gartenfreunde".

Stürmer (Ignaz, Freih. v.), k. k. Staatsrath, geb. zu Wien 1752, trat in den Jesuitenorden. Nach dessen Aufhebung widmete er sich den juristischen Studien auf der Universität zu Wien, bis er 1767, veranlaßt durch den Staatsreferendair Freih. v. Binder, als Zögling in die orientalische Akademie eintrat. Seine Fortschritte in den morgenländischen Sprachen waren so rasch, daß er schon im nächsten Jahre Mitarbeiter an der neuen Ausg. des großen Meninski'schen Lexikons wurde und den vorzüglichsten Antheil an der persischen Anthologie hatte, welche er im Namen der kaiserl. königl. Akademie deren Stifterin, der Kaiserin Maria Theresia, überreichte. 1779 begleitete er als Sprachknabe den Internuncius Freih. v. Herbert nach Konstantinopel; 1781 wurde er Gesandtschaftsdolmetscher; 1787 begleitete er den Baron Herbert nach Cherson zur Zusammenkunft Josephs II. mit Katharina II. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten ward er in das kaiserl. königl. Hauptquartier berufen, um als Hofsecretair beim Kaiser Dolmetschdienste zu leisten. So diente er in 3 Feldzügen, theils unter dem Monarchen, theils unter Lacy's, Laudon's, Haddik's und Colloredo's Leitung mit Auszeichnung.

1789 zum Hofdollmetscher ernannt, schloß er in Laudon's Namen die belgrader Capitulation ab. 1790 war er mit geheimen Aufträgen, 6 Monate lang, in dem Lager des Großvesiers zu Schumla. Nach Abschluß der reichenbacher Convention wurde er abermals dahin geschickt, um mit dem preuß. Seits dazu beauftragten Grafen Lusi einen Waffenstillstand zwischen der östreichischen und türkischen Armee abzuschließen. 1791 empfing er als Hofcommissair den außerordentl. Botschafter der ottomanischen Pforte, Esseid Ebubekr Ratib Effendi, an der Grenze und begleitete denselben nach Wien. Beim Eintritt des Freih. v. Thugut in das Ministerium 1793 wurde er zum activen Dienste in der Staatskanzlei verwendet, 1800 in den erbländischen Ritterstand erhoben, 1801 zum wirkl. Hofrath und 1802 zum Internuncius und bevollmächtigter Minister an der ottomanischen Pforte ernannt, ein Posten, den er unter vielen Gefahren und mit Aufopferung 17 Jahre lang verwaltete. Er erhielt den Freiherrnstand, das Commandeurkreuz des Stephansordens und die Geheimrathswürde. Nach seiner Rückkehr nach Wien 1819 wurde er wirklicher Staats- und Conferenzrath und Vorsteher der 2. Abth. der geh. Hof- und Staatskanzlei; auch führte er mehre Male in Abwesenheit des Fürsten v. Metternich die Oberleitung des Depart. der auswärt. Angeleg. 1820 wählte ihn die Akademie der bildenden Künste zu ihrem Mitgliede, und in dems. J. wurde er zum Indigenat und Magnaten des Königreichs Ungarn ernannt. 1825 bekam er das Großkreuz des Civilverdienstordens der baierischen Krone. Er starb d. 2. Dec. 1824. — Sein Sohn, Bartholomäus, Freih. v. Stürmer, geb. zu Konstantinopel 1787, ist ebenfalls durch diplomatische Sendungen bekannt.

Sturmfluten scheinen theils vulkanisch-unterseeischen Explosionen, theils den vereinten Anziehungskräften der Sonne und des Mondes auf die Erhebung der Meeresfluten zugeschrieben werden zu müssen. Sie überschwemmten gleichzeitig (1.—19. Nov. 1824) den Strand von St.-Petersburg und Californien und verheerten am 3. und 4. Febr. 1825 die nordeuropäischen Marschländer und die nordamerikanische Küste. Das Seewasser war an den Fluttagen nicht so salzig als sonst und ungewöhnlich trübe. Die Nordsee stieg den 3. und 4. Februar auf einmal über 4 Fuß, und das Wasser blieb in seiner größten Höhe 5 Stunden stehen, was sonst, auch bei den stärksten Fluten, nie der Fall war. Schon am 15. Nov. 1824 stürzten alle Gewässer in Norddeutschland aus ihren Ufern und überschwemmten Alles weit umher, indeß der Sturm seine Verheerungen über die nördl. und westl. Küsten Schwedens erstreckte. Größern Schaden und größeres Unglück richtete derselbe Sturm den 19. Nov. in Petersburg und seinen Umgebungen an. Mit unglaublicher Schnelligkeit ward fast ganz Petersburg unter Wasser gesetzt. Dieser Schreckenszustand dauerte, bei fortwährendem Andrange des Wassers aus dem finnischen Meerbusen, gegen 10 Stunden. Es stand 13½ Fuß über die gewöhnliche Höhe, und bei 500 Menschen fanden an diesem Tage den Tod in den tobenden Fluten. Der Gesammtverlust betrug an 150 Mill. Rubel. — Noch waren die Spuren der Norseesturmfluten und die Ueberschwemmungen der Elbe und Weser vom Nov. 1824 überall sichtbar, als in der Nacht vom 3.—4. Febr. 1825 die Sturmfluten unaufhaltsam über die höchste Seedeiche in Ostfriesland strömten und 500.000 Morgen des fruchtbarsten Marsch- und Polderlandes

Digitized by Google

überschwemmten, obgleich an 30 Meilen Dämme Ostfriesland umziehen. Das Wasser stieg 12 Fuß über den gewöhnlichen und folglich 19 Fuß über den niedrigsten Stand zur Zeit der Ebbe. Der Schaden betrug $1\frac{1}{2}$ Mill. Thaler. Die Niederlande litten gleich den angrenzenden Ländern durch die Sturmfluten vom 3. bis 4. Febr., welche ganz Nordholland überschwemmten und Amsterdam der äußersten Gefahr aussetzten. Unter den dänischen Ländern litten die Herzogthümer Schleswig und Holstein viel; besonders kam Glückstadt in große Gefahr, wo durch einen Deichbruch 27 Menschen ertranken. Durch die große Mildthätigkeit der Fürsten und die edelmüthige Freigebigkeit der Mitbürger ward indeß überall der Schaden größtentheils vergütet.

Sturz (Helfrich Peter), ein ausgezeichneter deutscher Schriftsteller, geb. 1737 zu Darmstadt, erhielt seine wissenschaftliche Bildung an den Hochschulen zu Göttingen, Jena und Gießen, vorzüglich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und schönen Literatur sich widmend. 1759 wurde er Secretair beim Baron v. Widmann, kaiserl. Gesandten in München, und trat im folg. J. in gleicher Eigenschaft in die Dienste des Kanzlers v. Eyben in Glückstadt, der, seinen Werth erkennend, ihn 1762 nach Kopenhagen sandte, wo er Secretair des Staatsministers, Grafen v. Bernstorff, dann 1763 Secretair im Departement der auswärtigen Geschäfte wurde. 1768 bekam er den Charakter eines k. dän. Legationsraths, ward aber in die Staatsrevolution von 1772, die des Ministers v. Struensee's Fall herbeiführte, verwickelt, gefangen genommen und mit einem Jahrgehalt seiner Dienste entlassen. Er lebte einige Zeit in Glückstadt und Altona, wurde dann 1772 Regierungsrath in Oldenburg und 1775 Etatsrath. Sein Tod erfolgte 1779 zu Bremen. Sturz gehört unter unsere vorzüglichsten Prosaisten. Mit der feinsten Kenntniß alles Schönen und Guten, mit einem durch richtige Beurtheilung geleiteten Geschmack und mit einer sehr veredelten Empfindnng verband er echten und überaus anziehenden Witz. Jedoch herrscht in seinem Style zuweilen ein Bestreben nach Kunst, Feinheit uud Rundung, worüber oft Leichtigkeit und Einfachheit verloren gehen, und zu häufig bedient er sich ausländ. Wörter. Doch trifft letzterer Vorwurf hauptsächlich nur seine Briefe und leichtern Aufsätze, weniger die ausgearbeitetern und wichtigern Theile seiner Schriften. Die beste Ausgabe derselben ist: „Schriften von H. P. Sturz" (1. und 2. Samml., Leipzig 1786). Die „Erinnerungen aus Bernstorff's Leben" (1777) sind ein Denkmal der Dankbarkeit, welche Sturz gegen seinen Wohlthäter hegte.

Stuttgart, die Hauptstadt Würtembergs und Residenz seiner Könige, liegt am Nessenbach, in der Tiefe eines auf 3 Seiten von Hügeln eingeschlossenen reizenden Thales, zwischen Weinbergen und Gärten, 300 Fuß über dem Meere, 1 Stunde vom Neckar und 3 Meilen von Tübingen entfernt. Die Stadt war schon im 1. Viertel des 13. Jahrh. vorhanden. Den Grund zu ihrem Emporblühen legte Graf Eberhard der Erlauchte von Würtemberg, der sie 1320 zu seiner Residenz erhob. Nach ihm machten sich vornehmlich Graf Ulrich der Vielgeliebte und die Herzoge Christoph, Ludwig und Friedrich I. um die Stadt verdient, welche seit 1482 die erste Hauptstadt sämmtlicher würtemberg. Lande ist. Der prachtliebende Herzog Karl that wenig zur Verschönerung der Stadt, desto mehr aber König Friedrich I. zu unserer Zeit. Sie hat 9 herrliche Plätze, 87 vortrefflich erleuchtete Straßen, darunter die Königsstraße

Digitized by Google

die schönste ist; 2100 Häuser und über 25.000 (mit dem Militair und den Fremden 31.500) Einw., welche Seiden-, Strumpf- und Bandmanufacturen unterhalten und einigen Handel treiben (seit 1776 hat Stuttgart eine Messe), übrigens aber größtentheils von den Ausflüssen des Hofes, der Staatsdienerschaft und einem bedeutenden Weinbau leben. Die Stadt hat in neuerer Zeit sowohl an Umfang als Schönheit außerordentlich gewonnen; sie ist an sich nicht groß, hat aber 2 wohlgebaute Vorstädte, deren Straßen sich in rechten Winkeln durchschneiden, und welche den schönsten Theil der Stadt ausmachen. Ein neues Viertel bildet die Gegend um das neue Schloß. Stuttgart ist der Sitz der höchsten Staatsbehörden, mit Ausnahme des Oberappellationsgerichts, welches zu Tübingen ist, und des ersten Senats des Oberjustizcollegiums, welcher sich zu Eßlingen befindet. Hauptmerkwürdigkeiten sind: das alte und neue Schloß, ersteres von altritterlichem Ansehen mit starken runden Thürmen und einem großen Saale, letzteres ein herrliches Gebäude mit vielen Kunstwerken; das prachtvolle Gebäude der vormaligen Akademie mit großen Gärten; das Kanzleigebäude; das schöne Opernhaus, eines der größten in Deutschland; das kronprinzliche Palais; das neue Landschaftshaus; das Bürger- und Rathhaus; der schöne und große Marstall; die 3 ansehnlichen Casernen ꝛc. Unter den Kirchen, deren 4 für deutsche und 1 für französische Lutheraner, 1 für Katholiken und 1 für Reformirte vorhanden sind, zeichnet sich die große lutherische Haupt- und Stiftskirche mit der Fürstengruft aus. Wichtig war ehemals die hohe Schule; anfangs eine in der Solitude 1770 gest. Militairakademie, die nach 2. J. schon 400 Zöglinge hatte, ward sie 1775 nach Stuttgart verlegt und durch kaiserl. Diplom eine hohe Schule, aber 1794 nach dem Tode ihres Stifters, Herzog Karl, wieder aufgehoben. Jetzt befindet sich in Stuttgart ein Gymnasium illustre mit einer Sternwarte, Bibliothek und großen Sammlungen mathemat. Instrumente, einem botan. Garten, ein Realinstitut, eine Bildungsanstalt für Militairärzte, topographisch-statistische Anstalt, Maler- und Bildhauerakademie, Kunstschule, Forstschule, Vereine für Vaterlandskunde und für Kirchengesang ꝛc. Ferner hat Stuttgart eine öffentliche königl. Bibliothek, eine der vorzüglichsten Deutschlands, besteht aus 200.000 Bdn., worunter 12.000 Bibeln; die königl. Privatbibliothek, reich an schätzbaren alten Werken und Handschriften, sowie an neuen Prachtwerken; das k. Museum im Akademiegebäude, besteht aus einer trefflichen Sammlung von Naturalien, Pflanzen, Mineralien, Münzen, Medaillen, Majolica, Alterthümern, Kupferstichen, Handzeichnungen ꝛc.; mehre andre Natur- und Kunstsammlungen. An Wohlthätigkeitsanstalten befinden sich hier das Katharinenstift, eine von der 1819 verst. Königin gestiftete Töchterschule; 3 Beschäftigungsanstalten für arme Kinder, eine Sparkasse, Waisen-, Kranken-, Gebär- und Invalidenhaus. Stuttgart mit seiner Gemarkung gehört zu keinem Kreise, sondern steht, wie auch Kannstadt, unter einer besondern Direction. Zu den sehr mannigfaltigen und schönen Umgebungen der Stadt gehören: 1) die Solitude, ein prächtiges Lustschloß. Sehenswürdig sind hier der Speisesaal, der prächtige Lorber- und Concertsaal, der neue Marstall, das ansehnliche Gebäude der von hier verlegten Militairakademie, das Opernhaus, der Lustgarten, die Thiergärten, das chines. Gebäude, der Orangeriegarten und die Plantagen, die Wasserfahrt auf dem benachbarten Bärensee, die der

verst. Königin gewidmete Capelle auf der Rothenburg ꝛc. 2) Groß- und 3) Kleinhohenheim (s. Hohenheim); 4) die reizenden sehenswürdigen königl. Landsitze Scharnhausen und Weil. Auch das Thal bis Kannstadt (3700 Einw., wo Fabriken, Mineralquellen, röm. Alterth., fossile Knochen des Seelberges und das Lustschloß Bellevue zu bemerken sind) bildet einen botanischen Garten. S. „Geschichtsdata und Merkwürdigkeiten von Stuttgart", von Scheffer (Stuttgart 1815), und von Memminger, „Stuttgart und Ludwigsburg" (Tübingen 1817).

Styl (griech., Griffel), in seiner allgemeinste Bedeutung die Eigenthümlichkeit der Darstellungsweise in Bild und Rede, daher man von einem Style Rafael's, von einem altdeutschen Styl in der Malerei, von einem gothischen in der Baukunst, ebenso wie von einem Style Dante's oder einem Style des Orients in der Poesie spricht. Es fällt in die Augen, daß der Styl in diesem Sinne nicht gelehrt werden könne, da er zum großen Theile auf Bedingungen der Zeit, des Klima's, der Persönlichkeit beruht, deren Mittheilung durch Unterricht undenkbar ist. Der wahre Meister gibt seine Selbständigkeit nicht um den Glanz einer fremden Eigenthümlichkeit hin und schafft sich überall, wenn auch meist unter dem beschränkenden Einflusse der mächtigern Zeit, seinen eigenen Styl, während der bloße Jünger durch sklavische, an dem Mechanischen haftende Nachahmung einer fremden Weise sich in Manierirtheit verliert. Aber über dem Style in dieser Bedeutung steht die Schönheit, und wir geben dem einen oder dem andern Style den Vorzug, je nachdem derselbe dem Urbegriffe des Schönen, in unserer Ansicht mehr oder weniger nahe kommt. Was von dem künstlerischen Style im Allgemeinen gilt, gilt auch von dem Style als schriftlicher Darstellungsweise insbesondere. Auch hier wird der geniale Schriftsteller seinen ihm eigenthümlichen Styl haben, dessen blinde Nachahmung unfehlbar zur Manier führen müßte (man denke an Göthe und Schiller und an ihre Nachtreter in gebundener und ungebundener Rede!), und es kann Niemanden beifallen, für solche sich selbst aufgebende Nachbildung Regeln aufzustellen. Gleichwohl haben wir seit einer Reihe von Jahren mehre Unterrichtswerke über den Styl erhalten, und es kommt zunächst darauf an, zu prüfen, was eine solche Anweisung wolle und einzig wollen könne. Offenbar will diese nicht zur Nachahmung eines besondern Schriftstellers anleiten; vielmehr ist es einleuchtend, daß das Wort Styl hier in einer allgemeinern Bedeutung genommen werde, nach der es die gute und zweckmäßige Darstellungsweise überhaupt bezeichnet. Wer so darstellen will, hat gewisse Fehler zu vermeiden, gewisse allgemeine Vorzüge sich zu eigen zu machen. Vor jenen durch Regel und Beispiel zu warnen, für diese auf demselben Wege zu gewinnen, das ist es, und das allein, was eine Theorie des Styls wollen kann. Sie soll weniger Gesetz- als Warnungstafel seyn, es aber nie unternehmen, die Schönheit selbst lehren zu wollen, und sich nicht einbilden, wie wohl hier und da geschehen ist, durch eine entwickelte Darstellung der rhetorischen Figuren den Begriff der Schönheit stylistischer Darstellung selbst erschöpft zu haben. Es mag demnach eine Theorie des Styls, sofern sie sich in jenen Schranken hält, ihren Nutzen haben, indem sie dem Lehrlinge die Grenze andeutet, die er, ohne in Geschmacklosigkeit sich zu verirren, nicht überschreiten darf, auch wollen wir ihr als Grundlage des grammatisch-ästhetischen Urtheils über fremde stylistische Erzeugnisse ihren

Werth nicht streitig machen; nur darf sie ihre Herrschaft nicht zu weit ausdehnen, und etwa ihre, aus einzelnen mustergültigen Schriftstellern abgezogenen, positiven Regeln zur unveränderlichen Richtschnur für alle künftige Darstellung machen wollen. Immer aber bleiben Beispiel und Uebung, bei sonst nicht widerstrebender Anlage, die sichersten Mittel, ohne Verlust eigner Selbständigkeit einen richtigen, deutlichen und schönen Ausdruck sich anzueignen. — Nach dem hier Angedeuteten ist leicht zu ermessen, was von der, unsers Wissens zuerst von Moritz eingeleiteten Streitfrage zu halten sey: ob die Theorie des Styls es lediglich mit dem Mechanischen (der Wortstellung des Periodenbaues und des Wohlklangs), oder, was Moritz leugnet, auch mit dem Geistigen des Ausdrucks zu thun habe? Es leuchtet nämlich ein, daß das Letztere, als freie Wirkung eines von seinem Gegenstande lebhaft ergriffenen Gemüths, nicht gelehrt werden könne; aber es ist auch ebenso klar, daß es nicht geradezu als Anmaßung zu verwerfen, sey, wenn die Lehre, neben den positiven Vorschriften für das Mechanische, auch gewisse allgemeine Grundsätze für das Schöne im Ausdrucke aufstellt, um durch sie vor Geschmacksverirrungen zu verwahren, in die selbst die tüchtigste Kraft, so lange sie sich selbst überlassen ist, nur zu leicht verfällt. „Es gibt — sagt Wieland — keine Naturgabe, die nicht durch Kunst zu ihrer Vollkommenheit gebracht würde; und jede Kunst hat ihre Regeln, Handgriffe und kleinen Geheimnisse". — Es liegt in dem Wesen aller schriftlichen Darstellung, daß sie nach der Verschiedenheit der Stoffe und Zwecke sich selbst verschieden gestalte. Denn bald sind die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens und die daraus hervorgehenden Geschäfte und Berufsarten die nächste Veranlassung; bald ist es auf Mittheilung unter getrennten Personen abgesehen; bald ist Begriffsentwickelung zum Behuf der Belehrung oder Willensbesserung, bald endlich die Darstellung von Erscheinungen im Raume und in der Zeit der Hauptzweck. So ergeben sich vier Hauptarten des Styls: der Geschäftsstyl, der Lehrstyl (s. d.), der Briefstyl (s. Brief) und der histor. (erzählende und beschreibende) Styl. (Vergl. auch Prosa und Poesie.) Früh schon fing man an, die Lehre vom schriftlichen Ausdrucke zu bearbeiten. Unter den Griechen, die sich jedoch in ihren Entwicklungen fast allein auf das Rednerische des Ausdrucks beschränkten, verdienen Aristoteles, Demetrius Phalereus, Dionysius von Halikarnaß, Hermogenes und Longin genannt zu werden; unter den Römern Cicero und Quinctilian. Aber unsern Zeiten erst war der Versuch vorbehalten, die Theorie des Styls philosophisch zu begründen, sowie wir ihnen eine fast unübersehbare Menge von praktischen Anweisungen und Methodenlehren verdanken, von denen jedoch nur die wenigsten, mit einem eigenthümlichen Geiste ausgestattet, diesen Zweig des Unterrichts weiter zu bringen im Stande seyn möchten. Mit Glück haben unter uns auf einen oder den andern dieser Zwecke hingearbeitet: Adelung („Ueber den deutschen Styl", 1785, 2 Thle.), Moritz („Vorlesungen über den Styl", fortgesetzt von Jenisch, 1808), Pölitz („Theorie des deutschen Styls", 1801, 2 Thle.; „Die Sprache der Deutschen, philosophisch und geschichtlich", 1820, u. m. a. Werke), Heinsius („Teut, oder Lehrb. des gesammten deutschen Sprachunterrichts", 1807—19, 5 Thle., u. m. a. Werke), Herling („Grundregeln des deutschen Styls, oder der Periodenbau der deutschen Sprache") und Bürger's (des Dichters) „Lehrb. des deutschen Styls" (Berl. 1826).

Styl der Kunst nennt man überhaupt die Art und Weise, wie eine Kunst ihre Gegenstände darstellt; der Kunststyl bezieht sich daher sowohl auf den Künstler, als auf die Objecte der Kunst. Es gibt mehre Arten von Kunststylen, unter denen folgende die hervorstechendsten sind: der Styl der Zeiten; man unterscheidet drei, altasiatischen oder vorgriechischen. Die Ueberreste der Baukunst, Skulptur und Malerei aus dem hohen Alterthum des Orients beziehen sich meist auf Religion, und da diese in ihrem äußern Gewande weit mehr als die griechische Symbol war, so sind auch jene gewöhnlich Symbol. Sie wirken mehr durch Masse, durch ihren kolossalen Charakter, als durch die Schönheit, Regelmäßigkeit und reinen Proposition, welche in dem griechischen oder classischen Style vorherrschend sind. Der Styl der neuern Zeit heißt der romantische oder moderne; er ward vorzugsweise durch die christliche Religion bedingt. Ferner theilt sich der Styl nach den verschiedenen Charakteren der Nationen und der Länder; denn die Einflüsse der Natur müssen nothwendig auf die Darstellungsweise einen bedeutenden Einfluß haben, in Norden muß anders gebaut werden wie in Süden; in den heißen Ländern gebraucht die Malerei viel grellere Farben und fast gar keinen Schatten. Es gibt daher einen franz., engl., italien., deutschen Kunststyl. Der Styl des Künstlers wird durch dessen Individualität bestimmt; herrscht diese zu sichtbar in den Kunsterzeugnissen vor und ist sie bleibender Charakter desselben, so heißt jener Manier. Der Styl eines großen Künstlers, der als Bildungsmuster geachtet wird, nennt man auch Schule. — In Rücksicht der Kunstobjecte unterscheiden wir einen Styl der Künste; das Wesen einer jeden Kunst zeichnet ihr auch eine bestimmte Darstellungsweise vor; so würde es falsch seyn, den Styl der Malerei, die nur auf Flächen bildet und deren Wesen es folglich verlangt, viele Sorgfalt auf die Gewänder zu verwenden, auf die Skulptur überzutragen und ihre Gestaltung durch Kleidung zu verhüllen. — Endlich gibt es noch einen Styl der Kunstgattungen; so verlangt die Idylle eine andere Darstellungsweise als das Epos, dieß einen andern Styl als das Drama; die Kirche, die Oper, der Gesang im Chore oder Solo ꝛc. fordern jedes ihren eigenthümlichen Styl.

Styliten (Säulenheilige) nannte man solche christliche Einsiedler, die eine besondere Bußübung darin suchten, daß sie den größten Theil ihres Lebens auf den Spitzen hoher Säulen zubrachten. Simeon, ein syrischer Mönch, der 400—453 lebte, war der Erste, welcher, um sich den Zerstreuungen, die ihn in seiner Einsamkeit störten, zu entziehen, diese neue Lebensweise ersann. 423 ließ sich Simeon unweit Antiochien unter freiem Himmel eine 8 Fuß hohe Säule aufrichten, auf der er 4 Jahre verlebte. In der Folge ließ er eine andere 16 F. und zuletzt eine dritte, 22 Ellenbogen hohe errichten. 13 Jahre brachte er bald auf der einen, bald auf der andern zu. Die 22 letzten Jahre verlebte er auf einer vierten Säule, die 40 Ellenbogen hoch war. Die Spitze dieser Säule, die mit einem Geländer umgeben war, hatte nur 3 F. im Durchmesser, weßhalb Simeon weder liegen noch sitzen konnte. Er predigte von seiner Säule herab dem hinzuströmenden Volke, um es zu einem evangelischen Leben zu ermuntern. Könige und Fürsten pilgerten zu ihm, fragten ihn um Rath und empfahlen sich seinem Gebete. Auch bekehrte er eine große Anzahl Perser, Armenier, Iberier und die Lazen, welche aus Kolchis ihn zu hören gekommen waren. Man beging seither sein

Fest im ganzen Morgenland mit großer Feierlichkeit. Nach Simeon waren im Morgenland bis zur Gründung des sarazenischen und türkischen Reichs allezeit Styliten. — Im Abendlande konnte diese Lebensart wegen der rauhen Witterung keine Nachahmer finden.

Stymphaliden, in der Mythologie, gewisse Raubvögel, die sich am See Stymphalus in Arkadien aufhielten und davon oder von dem alten Heros Stymphalus, dessen Töchter sie waren, den Namen hatten. Sie waren von der Größe der Kraniche, hatten spitzige Schnäbel und Ibisgestalt, nur daß die Schnäbel stärker und nicht gekrümmt waren, und fraßen Menschen und Thiere. Nach Andern hatten sie eherne Federn, welche sie wie Pfeile abschießen konnten. Selbst eherne Panzer waren vor ihnen nicht sicher. Es wurde daher dem Herkules aufgegeben, sie zu verjagen, was er auch ins Werk setzte. Die Argonauten (s. d.) fielen sie auf der Insel Aretias im Pontus Eurinus an, wurden aber von ihnen mit Waffengeräusch verjagt.

Styx, des Okeanos und der Thetis Tochter, vermischte sich, nach Hesiod, mit dem Pallas, dem Sohn des Kirus, und zeugte mit ihm den Zelos, die Nike, den Kratos und die Bia (Eifer, Sieg, Stärke und Gewalt). Diese Kinder wohnen beim Zeus, weil ihre Mutter, als Zeus die Götter zu dem Gefechte gegen die Titanen aufforderte, zuerst herbeieilte. Eben um deßwillen setzte auch Zeus fest, daß die Götter bei der Styx schwören sollten. Nach einer andern Stelle des Hesiod wohnt Styx mit ihren Kindern in der Gegend des Tartarus in einem besonder Pallaste oder einer Felsengrotte. Daselbst ist auch der berühmte Quell kalten Wassers, der zehnte Arm des Oceans (neun umgeben die Erde). Bei diesem Quell schworen die Götter. Welcher unter ihnen falsch schwört, wird aus der Gesellschaft der Götter und vom Nektar und Ambrosia ein ganzes Jahr lang verbannt, während dessen er sinnlos auf seinem Lager liegt; dann ist er noch neun Jahr von den Gesellschaften und Mahlzeiten der Götter ausgeschlossen. Die ganze Idee vom Styr kam von einem gewissen gleichnamigen Quell in Arkadien, aus einem hohen Felsen bei der Stadt Nonakris entspringend, der viele Eisentheile enthielt und daher äußerst kältete, und Diejenigen die davon tranken, betäubte.

Suada (griech.), die Göttin der Ueberredung, welche zu Athen und Sikyon berühmte Tempel hatte und nebst den Grazien eine Begleiterin der Venus war.

Suard (Jean Baptiste Antoine), Mitglied und beständiger Secretair der franz. Akademie, geb. 1730 zu Besancon, erhielt auf der dortigen Hochschule seine erste Bildung. Weil er bei einem Duell, in welchem ein Neffe des Kriegsministers d'Argenson getödtet wurde, als Secundant gegenwärtig gewesen war, sah er sich genöthigt, eine Zeitlang sein Vaterland zu meiden. Nachdem er die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten, begab er sich 1750 nach Paris, wo er wegen seiner Talente in die erlesensten Gesellschaften aufgenommen wurde. Seine Lobrede auf Montesquieu erwarb ihm nicht nur den Preis einer Provinzialakademie, sondern auch Montesquieu's Freundschaft. Um diese Zeit vermählte er sich mit der Schwester des Buchdruckers Panckoucke, und nun ward sein Haus einer der Sammelplätze der Schöngeister. Mit d'Arnaud, Prevost u. A. gab er das „Journal étranger" und mit Arnaud allein die „Gazette littéraire de l'Europe" heraus, die vielen Abgang

Digitized by Google

fanden. Höher jedoch stieg sein Ruf durch Uebersetzung von Robertson's „Geschichte Karl V.", und er erhielt deßhalb 1774 Aufnahme in die Akademie. Die Briefe, welche er u. d. N. des L'anonyme de Vaugirard herausgab, sind die interessantesten aller Schriften, welche der Streit der Gluckisten und Piccinisten hervorrief. Seine Bekanntschaft mit dem schwed. Gesandten Baron Creutz veranlaßte ihn, seine Abhandlung über die Staatsökonomie Schwedens zu schreiben. Im Studium der engl. Verfassung machte Suard große Fortschritte. Er besuchte England 3 Mal, und sein vorzüglichster Umgang in Paris waren die von Zeit zu Zeit dort sich aufhaltenden Engländer, z. B. Wilkes, Garrick, Sterne, Gibbon und Hume. Nächst den Engländern zogen die Italiener und ihre Literatur Suard's Aufmerksamkeit auf sich; er war oft mit Galiani und Beccaria in Gesellschaft, und als Alfieri nach Paris kam, um die franz. Gelehrten zur Ausfeilung seiner Handschriften zu benutzen, wandte er sich insbesondere an Suard, welcher sich lange Zeit mit der Kritik derselben beschäftigte; indeß veranlaßten die verschiedenen Ansichten manchen sehr lebhaften Streit zwischen Alfieri und seinem selbstgewählten Kritiker. Beide obige Zeitschriften aufgebend, übernahm er mit Arnaud die Redaction der „Gazette de France". Seine Lobrede auf Fenelon, die in diesem Zeitraume erschien, erwirkte ihm außer einer lebenslänglichen Rente von 800 Livres, welche Necker ihm aussetzte, noch einen Jahrgehalt von 2500 Fr. Als der Minister den Eigenthümern und Herausgebern des „Journal de Paris" ihr Recht auf diese Zeitschrift nahm und Suard die Herausgabe derselben mit einer jährlichen Einnahme von 20.000 Fr. anbot, übernahm dieser selbst die Vertheidigung der rechtmäßigen Besitzer. Aus Dankbarkeit übertrugen ihm Letztere einen Drittheil des Antheils an dieser Zeitschrift, bei welcher er nun Censor, Mitarbeiter und Theilnehmer an dem Gewinnste ward. Auch hatte Suard eine geraume Zeit die Censur der Theater. In dem Ausbruche der Revolution erblickte er die Morgenröthe eines schönen Tages, kam aber von diesem Irrthume sehr bald zurück. Er gab in dieser Epoche 2 Zeitschriften heraus: „Le publiciste" und L'indépendant". Am 10. August befand sich Suard unter dem Theile der Nationalgarden, der die Rechte des Königs vertheidigen wollte. Er floh mit seiner Familie nach Fontenay aux Roses, war aber auch hier neuen Verfolgungen ausgesetzt. Nach seinen Grundsätzen konnte er der Constitution des J. III nicht anhängen. Er vereinigte sich mit Barbe-Marbois, Camille Jourdan und Carnot, und ward mit diesen ein Opfer des 18. Fructidor. Durch schleunige Flucht rettete er sich nach Coppet zu Necker und von dort nach Ansbach, wo er bei dem Markgrafen günstige Aufnahme fand. Unter Bonaparte's Consulatregierung erhielt Suard die Stelle eines Secretairs der 2. Classe der Akademie. Bald darauf ward er zum Mitgliede der Jury ernannt, die über der vorzüglichsten literarischen Erzeugnisse urtheilen sollte. Nach Napoleons Abdankung 1814 behielt er seine Stelle im Institut. Allein die Veränderungen, welche er in der Einrichtung der Classen desselben gemacht hatte, zogen ihm nach der zweiten Wiederherstellung der Bourbons viele Verdrießlichkeiten zu. Er starb 1817. Suard hat kein Werk von großer Bedeutung hinterlassen und nie einen öffentlichen Posten bekleidet; aber durch seine Zeitschriften und mehr noch durch seine Verhältnisse mit Gelehrten und Revolutionsmän-

Digitized by Google

nern, hat er sowohl auf die gelehrte als politische Revolution in seinem Vaterlande einen großen Einfluß gehabt. Garat hat „Memoiren" über sein Leben und sein Zeitalter herausgegeben (2 Thl., Paris 1820).

Subhastation ist die Versteigerung oder der öffentliche meistbietende Verkauf unbeweglicher Güter, sowie Auction von beweglichen. Mehres s. unter Auction.

Subject, im logischen Sinne jedes Ding, dem Prädicate beigelegt werden können, es mag ein reales oder ideales Gedankending, Anschauung oder Begriff seyn. Man muß aber Subject und Subjectsbegriff wohl unterscheiden. In allgemeinen Urtheilen ist Beides einerlei. Was z. B. allen Menschen zukommt, kommt auch der ganzen Menschheit zu. Dieses ist aber nicht der Fall in Ansehung Dessen, was einigen oder nur einzelnen Menschen zukommt. — 2) In grammatischer Hinsicht das Wort, welches den Hauptbegriff eines Satzes bezeichnet — 3) Im metaphysischen, transscendentalen Sinne, absolutes Subject, ist das vorstellende denkende Wesen, das denkende Ich. Es heißt ein transscendentales Subject, weil es ein bloß gedachtes Etwas ist, von dem keine Anschauung möglich ist, und absolut, weil ich es nie als Prädicat eines andern Subjects denken kann. — 4) In der Ethik wird das freie Wesen, entgegengesetzt der Sache oder der unlebendigen Substanz, Subject genannt. — Subjectiv, dem Objectiven (s. Object) entgegengesetzt, bedeutet nun 1) was überhaupt zu dem Subjecte, d. i. nicht dem vorgestellten, sondern dem vorstellenden Wesen gehört und a) entweder durch die unveränderliche wesentliche Natur desselben bestimmt wird, z. B. durch das Vermögen der Vorstellungen, durch Anschauungen, Denken, Begehren, z. B. was mit gesunden Augen wahrgenommen, nach einer richtigen Schlußfolge gedacht, wahr empfunden und vernünftig begehrt wird. Dieses ist denn auch zugleich objectiv wahr, gut und allgemein gültig. b) Oder durch veränderliche zufällige Bestimmungen der Natur, Krankheit, Organisation, Temperament, Willkür, dieses ist subjectiv im besondern individuellen Sinne, wenn jenes allgemein, subjectiv war. Subjective Urtheile dieser Art können nie objectiv, allgemein gültig seyn. 2) Was sich auf kein der Vorstellung correspondirendes Object bezieht: Begriffe und Urtheile, denen keine Anschauung entspricht, die Ideale der Einbildung, bevor ihnen ein Gegenstand in der Erfahrung gegeben ist, z. B. die Idee einer Symphonie, bevor sie in der Partitur daliegt; die Vernunftidee. 3) Im praktischen Sinne ist Alles subjectiv, was seinen Grund nicht in der Vernunft, sondern in sinnlichen Neigungen und Trieben hat. — Subjectivität, im Gebiete der Aesthetik, bezeichnet eine solche Beziehung der Kunstwerke auf das schaffende Subject, vermöge deren sie statt ihren Gegenstand selbständig und rein im Geiste der Kunst vor die allgemeine Anschauung zu bringen, denselben durch eine einseitige und beschränkte Anschauung des Subjects getrübt und von derselben abhängig darstellet, was in der Manier zum Vorschein kommt.

Sublimat nennt der Chemiker das Erzeugniß jeder Verflüchtigung (Sublimation), welches in starrer Form, fest oder pulverig erscheint. Wird Schwefel in einem verschlossenen Gefäß erhitzt, so erhebt er sich als Dunst, welcher sich am kühlsten Theile des Gefäßes wieder als gelber Schwefel ansetzt. Insbesondere begreift man unter ätzendem Sublimat diejenige Quecksilberbereitung, welche mit Hülfe der Salzsäure zu Stande gebracht wird, aus dem Grundstoffe derselben und Quecksilbermetall besteht und sehr ätzend und giftig ist. (S. Quecksilbermittel.)

Subordination. Hierunter versteht man die unbedingte Vollstrekkung der Befehle der Obern, wenn sie auch der Ansicht Desjenigen, der sie auszuführen hat, entgegen wären. Sie hat vorzüglich Anwendung beim Soldatenstande, wo von der schnellen und pünktlichen Ausführung eines Befehls oft sehr viel abhängt, und wo es nothwendig ist, eine große Masse verschiedenartiger Individuen unter drohenden Gefahren immer zusammenzuhalten. Subordinationsverbrechen oder Auflehnungen gegen die Befehle der Obern werden deßhalb gemeiniglich auch mit dem Tode bestraft. Die Frage, ob das Heer in politischen Zweifelfällen einen Willen habe? hat seit Schill's Feldzug, durch die Capitulation des Generals York, durch den Uebergang der Sachsen bei Leipzig und die spanische, neapolitanische und portugiesische Revolution praktische Wichtigkeit erlangt.

Subscription, s. **Pränumeration.**

Subsidien. Subsidia hieß bei den Römern das dritte Treffen (Reservetreffen) der Schlachtordnung, welches den beiden andern Treffen in Fall der Noth zu Hülfe kam, daher subsidium, figürlich, Unterstützung, ein Hülfsmittel in der Noth. Wir verstehen gewöhnlich unter Subsidien Gelder, die vermöge geschlossener Bündnisse oder Verträge ein Staat dem andern zahlt, um von ihm bei einem, mit einem dritten Staate entstehenden Kriege entweder nicht beunruhigt, oder, welcher letztere Fall der gewöhnlichste ist, mit einer in den Verträgen festgesetzten Anzahl Truppen unterstützt zu werden. — 2) In England die vorzüglich für die Land- und Seemacht jährlich vom Parlament bewilligten Gelder (grants, Bewilligungen). — Subsidia charitativa, in der ehemaligen Verfassung Deutschlands, die von der unmittelbaren Reichsritterschaft statt der persönlichen Ritterdienste dem Kaiser bewilligten und von ihren Unterthanen erhobenen Gelder. Diese Beisteuer kam 1546 unter Karl V. auf.

Substantiv, s. **Nomen.**

Substanz (substantia) wird im philosophischen Sinne der Accidenz entgegengesetzt, und bezeichnet das für sich Bestehende, d. i. das Selbständige und Unwandelbare in den Erscheinungen, was also nicht an einem Andern ist, noch selbst verändert wird; da hingegen die Accidenz das an diesem Selbständigen und Beharrlichen wechselnd Erscheinende ist, sey dieß nun nothwendig oder zufällig (dann Accidenz im engern Sinne). Das Verhältniß der Accidenz zur Substanz wird das Verhältniß der Inhärenz (des Bestehens in einem Andern) genannt und entspricht dem logischen Verhältnisse vom Subject und Prädicat; denn die Substanz ist das Subject, welchem man die Eigenschaften, Zustände und Verhältnisse, als Prädicate, beilegt, sie selbst ist das Wesen, welches dieser Veränderungen fähig ist, und trotz dieser Veränderungen dasselbe bleibt. Einige Scholastiker nannten Substanz Dasjenige, woran die in unserer Idee gedachte Vollkommenheit besteht; Andre ein durch sich und für sich bestehendes Ding. Leibnitz nennt die Substanz Dasjenige, was den Grund seiner Veränderungen in sich trägt. Hiernach ist Substantialität Selbständigkeit, Wesentlichkeit; substantiell, wesentlich, selbständig. In den Naturwissenschaften und im gemeinen Leben bedient man sich des Ausdrucks Substanz von einem materiellen Wesen, namentlich von einfachen, unorganischen Körpern, und den Grundbestandtheilen der organischen, z. B. eine flüssige Substanz. Eine jede Substanz aber, wenn darunter das Bleibende der Erscheinungen verstanden wird, ist eine relative, d. i. eine

solche, die es nur in Hinsicht eines Andern ist, und die nicht schlechthin selbständig, sondern nur von einem Urgrunde der Dinge abhängig gedacht werden muß. Man hat daher im Gegensatz der relativen Grundwesen, von einer absoluten Substanz, als dem einen Grundwesen aller Dinge, gesprochen, und das Verhältniß dieser zu jenen in den philosophischen Systemen verschieden entwickelt. So hat vorzüglich Spinoza die Idee der absoluten Substanz ausgebildet und ihr das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung als unzertrennliche Attribute beigelegt.

Substitution, 1) die Beisetzung eines Amtsgehülfen mit oder ohne Zusicherung der Nachfolge. 2) In Erbschaftsfällen die Einsetzung eines nachfolgenden Erben, wenn der erste nicht Erbe wird. Sie kann geschehen, indem der Erblasser, auf den Todes- oder Nichtantretungsfall des ersten Erben, den zweiten unmittelbar ernennt, — dann ist es eine directe Substitution; oder sie geschieht so, daß dem erstern Erben aufgetragen wird, die Erbschaft dem Substituten (oder nachfolgenden Erben) zu überliefern, — dann ist eine fideicommissarische Substitution vorhanden. Die erstere Art begreift nach römischem Rechte die Vulgarsubstitution und die Pupillarsubstitution. Die Vulgarsubstitution wurde so gemacht, daß der Testamentserrichter einen Erben, und im Falle er nicht Erbe wurde, an seine Stelle einen Andern einsetze. Die Pupillarsubstitution hingegen ist die Erbeinsetzung, welche der Vater oder Großvater, im Namen und statt seines unmündigen, in seiner väterlichen Gewalt stehenden Kindes vornimmt, auf den Fall, daß dieses in der Unmündigkeit versterben sollte. Die Mutter kann pupillarisch nicht substituiren, wohl aber der Großvater seinen in seiner väterlichen Gewalt sich befindenden Enkeln, wenn sie nach seinem Tode nicht in die Gewalt des Vaters kommen. Die Pupillarsubstitution hört auf: 1) durch den vor dem Ableben des Testators erfolgten Tod des Unmündigen; 2) durch Erreichung der Mündigkeit; 3) dadurch, daß die väterliche Erbeinsetzung wegfällt; 4) durch Befreiung des Unmündigen aus der väterlichen Gewalt. Die Quasipupillarsubstitution (substitut. exemplaris) ist die Erbeinsetzung, welche die Eltern statt eines blödsinnigen Kindes auf den Fall vornehmen, wenn es in der Blödsinnigkeit sterben sollte. Hat das Kind lucida intervalla (solche Zeiten, wo es des Gebrauchs seiner Vernunft fähig ist), so dürfen die Eltern nicht quasipupillarisch substituiren. Sonst kann es aber auch die Mutter thun.

Succumbenzgelder, die Gelder, welche eine Partei entrichten muß, die sich eines devolutiven Rechtsmittels gegen das Urtheil des Richters zweiter Instanz bedient und an den Richter der dritten Instanz geht; wenn dieser das Urtheil der zweiten Instanz bestätigt, so fallen die Succumbenzgelder dem Richter der zweiten Instanz zu. Diese Gelder wurden vielleicht zur Beschränkung der Proceßsucht eingeführt; da man aber diese durch klare und deutliche Gesetze und nicht durch Erschwerung des Rechtsganges einschränken sollte, so verdienten die Succumbenzgelder in allen gesitteten Staaten abgeschafft zu werden.

Suchet (Louis Gabriel), Herzog von Albufera, einer der thätigsten und glücklichsten Feldherren Napoleons, geb. 1770 zu Lyon, widmete sich früh dem Kriegsdienste und zeichnete sich zuerst bei der Belagerung von Toulon aus. 1795 zum italien. Heere versetzt, zeigte er allenthalben Muth, Kühnheit und Umsicht, und kam wegen seiner Talente in den Generalstab. Auch bekleidete er später unter Massena und Joubert als

Divisionsgeneral den wichtigen Posten eines Chef de l'état major. Nachdem Bonaparte Kaiser geworden war, ernannte ihn derselbe zum Marschall. Suchet errang in dem Feldzuge gegen Oestreich 1805 und 1806 bei Saalfeld und Jena gegen die Preußen neue Lorbern. Im Kriege gegen Spanien war sein Heer fast immer siegreich bis zur Schlacht bei Vittoria. Auch eroberte er Saragossa, Tortosa, Tarragona und Valencia und schlug die spanischen Heere mehrmals. Nach der Schlacht bei Vittoria zog er sich in die Pyrenäen zurück. Bei der Wiedereinsetzung Ferdinands VII. erhielt er den Auftrag, ihn zu empfangen und zum span. Heere zu begleiten. Nach der Restauration der Bourbons ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich und zum Militairgouverneur von Elsaß. Während der 100 Tage befehligte er die Armee des Südens. Da er unter Napoleon die Pairswürde angenommen hatte, ward er bei der zweiten Restauration der Bourbons aus der Pairskammer entfernt, jedoch 1819 in dieselbe wieder aufgenommen. Er st. am 3. Jan. 1826 zu Marseille, Memoiren über den span. Feldzug von 1808—14 hinterlassend, die 1829 zu Paris (2 Bde. mit einem Atlas, Fol.) erschienen sind.

Sucre (Antonio José de), einer der berühmtesten südamerikanischen Anführer, geb. 1793 in der Hafenstadt Cumana an der Nordküste von Venezuela, erhielt seine Erziehung auf der Schule zu Caracas und trat 1810 unter die patriotischen Scharen, welche Miranda befehligte. Durch Einsicht und kriegerische Bravour erwarb er sich die Freundschaft des Generals Piar, der ihn 1814 in seinen Generalstab aufnahm. Er focht nun den wichtigen Feldzug am Oronoco mit, welcher mit der Eroberung Guayanas 1817 endigte. Nach Piar's Tode (1819) trat er in Bolivar's Dienste, nahm Theil an dem rühmlichen Feldzuge gegen Neugranada und erhielt nach Eroberung der Hauptstadt Bogota und der Niederlage der Spanier unter Valdez von dem Gen. Santander den Befehl über eine schnell errichtete Heerabtheilung, mit welcher er 1820 die Truppen des Vicekönigs bis in die Gebirge von Popoyan verfolgte und am 28. April bei Laplata besiegte. Hierauf unternahm er einen merkwürdigen Seitenmarsch westlich bergan, schiffte sich dann mit einer kleinen Schar bei Barbacoa auf dem stillen Meere ein, eroberte im Mai 1821 die wichtige Hafenstadt Guayaquil und schlug die vordringenden Spanier zurück. Nun überstieg er mit seinen Tapfern die Anden, um die von Quito nach Peru führende Hauptstraße zu gewinnen, wurde aber dort bei Huachi von den weit stärkern Spaniern am 21. Sept. besiegt; doch gelang es ihm, eine vortheilhafte Waffenruhe abzuschließen. Nach Guayaquil zurückziehend und sich mit den Peruanern unter Santa Cruz vereinigend, rückte der unerschrockene Sucre wieder gegen Quito vor, siegte am 7. April 1822 bei Huaco, am 27. bei Riobamba und zog nach der Niederlage der Spanier am Vulkan Pichincha (24. Mai) in die Hauptstadt ein. Die Spanier mußten die ganze Provinz räumen, und den Patrioten war der Weg von Colombia nach Peru geöffnet. Im März des folg. Jahrs schiffte Sucre mit 3000 M. colombischer Hülfstruppen von Guayaquil nach Peru, in dessen Hauptstadt Lima er im April mit seinem Heere einrückte und zugleich als Bolivar's Bevollmächtigter, den Peru, von den Royalisten gedrängt, um Hülfe angerufen, an den Staatsgeschäften eifrigen Antheil nahm. Zum Oberbefehlshaber des patriotischen Heeres ernannt, ward er nach der Wiedereroberung

Limas durch die Spanier zum höchsten Militairoberhaupte erhoben, zog sich mit dem Congreß und den Truppen nach Callao zurück, wo er sich behauptete, bis er, unterstützt von Santa-Cruz, am 17. Juli Lima wieder befreite. Nun unternahm er eine Expedition nach dem südlicher liegenden Quilca, welche aber ohne Erfolg war. Großen und wohlverdienten Ruhm erwarb er sich dagegen durch die Geschicklichkeit, Gewandtheit und Ausdauer, mit welcher er als Chef des Generalstabs den Uebergang des 10.000 M. starken, unter Bolivar's (der nach seiner Ankunft in Lima im Oct. 1823 die Regierung übernommen hatte) Oberbefehl stehenden vereinigten colombisch-peruanischen Heeres über die Andenkette bei Pasca leitete. Nachdem die siegreichen Patrioten auf der östlichen Seite des Gebirgs den Feind bis über den Pacachacafluß im Herzen Perus verdrängt, übergab Bolivar (den Regierungsgeschäfte nach Lima riefen) den Oberbefehl an Sucre. Das Heer stand jetzt 24 Lueguas von Cuzco, Perus zweiter Hauptstadt, und mußte sich, da die Spanier unter Laserna in überlegener Anzahl von dorther gegen ihn anrückten, auf die Defensive beschränken. Nachdem er seine Truppen bei Lambrama vereinigt, trat er am 7. Nov. seinen bewunderungswürdigen Rückzug über ungebahnte Berge und Schluchten an, immer verfolgt von den Feinden. In der Schlucht bei Pomacochas büßte er sein Generaldepot, sein Feldgeschütz bis auf einen Vierpfünder, fast alles Gepäck und gegen 500 M. ein. Sucre erreichte dennoch die Ebene Ayacucho, welche auf beiden Seiten von tiefen und rauhen Felsenschluchten umgeben ist. Die Mannschaft der Patrioten war im höchsten Grad ermattet und muthlos; aus Mangel an Beschlag war ein großer Theil der Cavalerieperde unbrauchbar; Hufeisen und Nägel waren um keinen Preis zu erhalten; auch begannen schon die Lebensmittel selten zu werden und der Indianerdistrict Huanta war gegen die Republikaner gewonnen. Alles schien auf ihren Untergang hinzudeuten. Aber das Genie zeigt sich in den schwierigsten Lagen am glänzendsten. Der Vicekönig besetzte mit seinem 8400 M. starken Heere am 9. Dec. 1824 die Höhen nordöstlich von der Stellung der Patrioten, welche in der Ebene aufgestellt waren, den Feind in der Fronte, das Dorf Quinos im Rücken; den rechten Flügel bildete Cordova's Division, den linken Lamar's, das Centrum hielt die Reiterei unter Miller und die Reserve bildete Lara's Division; die Artillerie bestand in einem Vierpfünder, der vor der Fronte aufgestellt war. Der Vicekönig griff um 10 Uhr des Morgens an, indem sein Heer von der Höhe nach der Ebene herabstieg; Sucre ritt längs seiner Linie hin, redete jedes Corps mit feurigen Worten an, erinnerte an alte Thaten, und daß von den Thaten dieses Tages Südamerikas Schicksal abhange. „Gewiß krönt noch ein Tag des Ruhms eure bewunderungswürdige Beharrlichkeit!" rief er den Kriegern zu, und begeistert antworteten sie mit einem allgemeinen Viva! Dann befahl Sucre der Division Cordova mit 2 Reg. Reiterei vorzurücken; der tapfere Cordova stieg vom Pferde, stellte sich vor die Fronte seiner Division, bildete 4 Parallelcolonnen, mit der Reiterei im Zwischenraum, dann schwenkte er mit der linken Hand den Hut über den Kopf und rief: „Vorwärts im Siegesschritt!" In schönster Ordnung wurde der Angriff ausgeführt; im Anfange standen die Spanier, deren Colonnen noch nicht geordnet waren, fest und voll Selbstvertrauen; einige Zeit schwankte der Sieg, da brach der Oberst Silva mit den colombischen Lanzenreitern in die Spanier ein und ent-

Digitized by Google

schieden war das Glück des Tages. In einer Stunde waren die Royalisten gänzlich geschlagen; gegen 1500 waren getödtet, 700 verwundet, 16 Generale, darunter der Vicekönig, über 500 Offiziere und 3200 M. wurden in Folge einer abgeschlossenen Capitulation kriegsgefangen; zugleich verpflichteten sich die Spanier, ganz Peru bis an den Desaguadero zu räumen, alle festen Plätze abzugeben und sich nach Spanien einzuschiffen. Durch diese glänzende Schlacht von Ayacucho war die Befreiung von dem spanischen Joche entschieden, und Sucre hat die gerechtesten Ansprüche auf dieses Verdienst. Am 30. Dec. hielt er mit seinem siegbekrönten Heere unter allgemeinem Volksjubel seinen Einzug in Cuzco. Nach 14tägiger Ruhe marschirte er mit seinen wieder neu ausgerüsteten Truppen nach Perus südwestlicher Provinz Punuo, in dessen Hauptstadt er am 1. Febr 1825 eintraf, dann zog er über den Desaguadero nach la Paz, wo er am 11. März anlangte, und über Potosi nach Oberperus Hauptstadt Chuquisaca; überall auf seinem Marsche wurde er als Sieger und Befreier begrüßt. Bolivar gab Sucre außer andern Belohnungen den Titel eines Großmarschalls von Ayatucho. Oberperu, das sich nun nach Bolivar Bolivia (s. d.) nannte und aus der Hand des Befreiers eine Constitution annahm, erwählte Sucre zum Präsidenten auf Lebenszeit, welcher die Stelle unter der Bedingung annahm, daß er 2000 M. colombischer Truppen in seine Dienste nehmen dürfe. Aber nicht lange ertrug der junge Freistaat Bolivia den Militairdespotismus, den Sucre und seine Untergeordneten ausübten. Denn es fehlte ihm die Weisheit und Seelenruhe, die Bildung und das Talent, welche erfordert werden, um einen neuen, aus verschiedenartigen Elementen bestehenden, aus den Banden hundertjähriger Knechtschaft gelösten Staat zu bilden und zu leiten. Schon am Ende des J. 1827 brachen Unruhen aus und in Paz empörten sich die colomb. Truppen, wurden aber von Sucre besiegt, der in dem Gefecht so gefährlich am linken Arm verwundet wurde, daß er abgenommen werden mußte. Aber am 18. April 1828 brach selbst in der Hauptstadt Chuquisaca eine Empörung aus, worin der Präsident Sucre verhaftet, aber von dem Befehlshaber von Potosi wieder befreit und nach dieser Stadt gebracht wurde. Die Peruaner begannen nun Feindseligkeiten gegen Bolivia, denen aber der Friedensvertrag vom 6. Juli 1828 ein Ende machte. Sucre kehrte am 1. August nach der Hauptstadt zurück und dankte in dem versammelten Congresse ab; konnte aber vor dem erbitterten Volke sein Leben nur durch die schnellste Flucht retten. Er begab sich nach Lima, schiffte sich am 10. Sept. zu Callao ein, landete in Guayaquil und war schon am 15. Nov. in Bogota, Colombias Hauptstadt. Unterdessen war der Krieg zwischen Colombia und Peru ausgebrochen. Sucre ward vom Dictator Bolivar zum Befehlshaber des gegen die Peruaner ins Feld rückenden Heeres ernannt und lieferte ihnen am 26. Febr. 1829 eine Schlacht, die unentschieden blieb. Nach langem Waffenstillstand kam es am 22. Sept zum Frieden, nach welchem das Gebiet beider Freistaaten unverändert blieb. Um diese Zeit waren bedenkliche Bewegungen gegen Bolivar in Antioquia ausgebrochen, die ihn nöthigten, schleunig nach Bogota, wo sich im Jan. 1830 der Congreß versammeln sollte, zurückzukehren. Sucre, von der Stadt Quito zum Mitgliede desselben erwählt, begleitete den Dictator und suchte die Gemüther der Einw. günstig für ihn zu stimmen. Am 14. Jan. kamen Beide in Bogota an. Vier Tage später wurde Sucre

Digitized by Google

zum Vicepräsidenten des constituirenden Congresses erwählt und widersprach in dieser Eigenschaft der Abdankungsbotschaft Bolivar's, indem er erklärte, der Congreß könne seine Amtsentsagung nicht annehmen. Unter Sucre's Vorsitz wurden die Grundlagen der neuen Constitution am 12. Febr. einmüthig bestätigt; dann ging er als Bevollmächtigter nach Merida, um die Zwiste mit Venezuela, welches sich auf Paez's Anstiften von Colombia trennen wollte, friedlich auszugleichen. Die Unterhandlungen scheiterten und als Sucre nach Bogota zurückkehrte, war hier bereits für Bolivar Alles verloren, der sich zur Abdankung genöthigt sah und nach Cartagena abreiste. Sucre, auf dessen unerschütterliche Treue er bauen konnte, erhielt von ihm den schwierigen Auftrag, die Südarmee zur Bewirkung einer Gegenrevolution in Bogota zu gewinnen. Es gelang Sucre, durch die gegen Bolivar sehr erbitterten Truppen des Gen. Ovando in Pastos zu kommen; doch hinter diesem Orte fand man ihn in dem Gehölz von Berucas von 4 Kugeln durchbohrt entseelt liegen. So bezahlte Sucre seine Anhänglichkeit an den Dictator mit dem Tode; so endete der Held von Ayacucho, den Soldaten und Volk gleich vergötterten.

Südamerika, die südliche Hälfte der neuen Welt, oder das nach seinem Entdecker Amerigo Vespucci benannte eigentliche Amerika, bildet ein nach Süden zugespitztes Dreieck, vom Cap de la Vela im Norden, 12° N. Br. — 52° 30′ S. Br. (die Inseln Staatenland und Feuerland an der Südspitze und Cap Horn mitgerechnet, bis 55°) und 18° —63° W. L. Es hängt durch die, wo sie am schmalsten ist, 12 Meilen breite Erdenge von Panama, welche aus einer dichten, bis 612 Fuß hohen Felsenmasse besteht, wodurch der Durchbruch des atlant. Oceans in die 20 F. tiefer liegende Südsee bis jetzt aufgehalten wurde, mit Nordamerika zusammen und enthält ungefähr 350.000 QM. mit über 12 Mill. Einw. — Südamerika verdankt die jetzige Bildung seiner Oberfläche der Gebirgskette Cordilleras de los Andes (s. d.), die an der Südspitze bei dem Cap Froward in niedrigen Hügeln beginnt, sich bald bis zur Schneehöhe erhebt und, sich immer dicht an der Westküste haltend, ganz Südamerika in verschiedenen Richtungen durchzieht. Sie hat ungeheure Schluchten und Spalten mit schroffen Wänden, hohe Ebenen und unzählbare, von Bergwässern durchströmte Thäler. Jüngst hat Pentland durch trigonometrische Messungen ermittelt, daß nicht der Chimborasso, wie man bisher glaubte, der höchste Berg dieser Kette sey, sondern der Nevado (Schneeberg) von Sorata (23.644 par. Fuß) und der Illimain in der bolivischen Provinz Lapaz (22.706 par. Fuß über der Meeresfläche). Keine Gegend der Welt ist so sehr als diese ein Herd unterirdischer Feuer. Aber statt wie die feuerspeienden Berge Südeuropas in ihren Glutströmen Lava und Bimssteine auszuwerfen, wird in dem Andenlande wasserstoffhaltiger Schwefel oder kohlenstoffhaltiger Lehm oft mit einer ungeheueren Menge von Fischen durch den Krater emporgetrieben. Ein anderer nach Morgen streichender Gebirgszug ist der Chiquitos (Tschikitos), der die Stromgebiete des Plata und des Maranhon scheidet. Nördlich von demselben steigt das Gebirge von Guiana, wo der Oronoco entspringt, und weiter nach Mitternacht, an der Küste des Meeres, das Gebirge von Caracas. Diese ganze Bergreihe umschließt ein 50.000 geographische QM. großes Binnen- oder Inselland, die grasreiche Savannah, oder Oronoco-Ebene, die östlich vom Meere, südlich vom Maranhon, westlich vom Rio Negro und nörd-

Digitized by Google

lich vom Oronoco mit merkwürdigen Wasserfällen (Raudales) umgeben ist. Die wichtigsten Vorgebirge sind im Norden das Cap de la Vela, im Ostsüden St.-Rochus, im Südosten St.-Antonio an der Mündung des La Plata, im Süden Cap Froward und im Westen Cap Blanco. Die südamerikanische Küste hat nur unbedeutende Buchten, wie die Mündung des Maranhon, die Bahia- oder Allerheiligen-Bai, die Mündung des La Plata, die Bai von St.-Joseph und der Meerbusen von St.-Georg. An der Südspitze Südamerikas verbindet die Magellansstraße den atlantischen und den australischen Ocean. Von S. nach N. gehend finden wir hier an der etwas zerrissenen Südwestküste die Busen von Trinidad, von Pennas und von Chiloe; dann fast keinen Einschnitt, bis 4° S. Br. den Meerbusen von Guayaquil; nördlich vom Aequator die Bai von Panama, die von Tecoantepec. An Flüssen ist Südamerika reich. An der Nordküste ergießen sich: der Magdalenenfluß, welcher den ebenso großen, ihm parallel nach N. fließenden Cauco aufnimmt; der Oronoco (s. d.); der an Länge und Wassermasse mächtigste aller Ströme, Maranhon oder Amazonenfluß mit seinen großen Nebenflüssen: Tigre, Huallaga, Ucayale, Napo, Yupura, Negro, Yavari, Yurva, Puros, die sehr bedeutende Madera, den Popayos, Xingu u. a. Seine Mündung gerade unter dem Aequator wird von Inseln, worunter die große Insel St.-Juan, in 2—3 Hauptarme getheilt, und seine Gewässer sind so mächtig, daß sie sich weithin noch vom Seewasser unterscheiden lassen. Der letzte Fluß an der Nordküste ist der Paraiba. An der Ost- und Südostküste münden der San-Francesco, unter 11°; der Rio de la Plata, d. i. Silberfluß, der fünfte von den großen Strömen Amerikas, führt diesen Namen indeß nur bei seiner Mündung; er entsteht aus der Vereinigung zweier gleich großer Flüsse, des Paraguay und des Parana. Der Paraguay, in der Provinz Matto Grosso unter 13° 5′ S. Br. entspringend, durchfließt die Laguna von Xarayes, nimmt von O. den Taquari, v. W. den Pilcomayo und den Rio grande auf und vereinigt sich bei Corrientes, 27° 36′, mit dem Parana, der in südwestlicher Richtung dem Paraguay zufließt. Vereinigt heißen die Ströme nun Plata und nehmen außer mehren kleineren, an der Mündung noch von O. her den Uraguay, welcher in der brasil. Provinz Rio Grande entspringt, auf. Der Rio de la Plata ist bei Corrientes 1500 und bei Guayra 24° S. B. 2100 Toisen breit, fällt aber hier in einer Enge von 30 Toisen 52 par. F. senkrecht hinab, sodaß die Erde erzittert und das Getöse meilenweit gehört wird. Er ist an der Mündung 25 Meilen breit und versüßt die See, deren Flut 75 Meilen in ihm hinaufsteigt, auf 45 Meilen hinaus. Südlich vom Plata ergießen sich noch ins atlantische Meer der St.-Joseph, der Colorado, der Negro und endlich unter 52° S. B. der Gallego. Die ganze Westküste Südamerikas kann nur unbedeutende Flüsse haben, indem die Andes fast immer in geringer Entfernung vom Ufer streichen. Es sind kaum andere zu nennen als der Guayaquil und der Esmeraldas. — Die Hochebenen Südamerikas haben nicht den Umfang der nordamerikanischen, sondern höchstens 40 Stunden im Umkreise, sind aber höher, von 8400 bis 9000 Fuß, und durch ungemein tiefe Thäler von einander getrennt. Dagegen erstreckt sich die niedrigste Ebene, die der Llanos (s. d.) in einem Raume von 12.000 QM. von der Küstenkette von Caracas bis zu den Wäldern von Guiana und bis zu dem Delta der

Mündung des Oronoco. Dort ist die Ebene ein unübersehbarer grüner, unter Wasser stehender Wald. Hier ist sie im Ganzen baum- und quellenleer. Doch steht hin und wieder die Fächerpalme zerstreut. In der trockenen Jahreszeit zerfällt die verkohlte Grasdecke in Staub, der Boden zerspaltet sich, und Wirbelwinde heben Staubwolken empor, die den Wasserhosen des Weltmeers gleichen. Selbst das Krokodill und die Boaschlange erstarren und liegen unbeweglich im trocknen Letten, bis sie durch die ersten Regen wieder erweckt werden. Dann aber verwandelt sich die Steppe in kurzer Zeit in eine üppige Grasflur. Insbesondere zeigt sich in Guiana am deutlichsten, daß Amerika ein Land zu seyn scheint, das erst spät und lange nach der Epoche, da die alte Welt gebildet wurde, aus dem Meere gekommen ist. — Das Klima ist in Südamerika durchaus kühler, als in andern Erdtheilen unter gleicher Breite. Selbst unter und im Süden der Linie ist die Hitze erträglich, weil das Land hier schmal und hoch ist. Die meisten Riesenberge in der heißen Zone sind mit ewigem Schnee bedeckt. Humboldt bestimmt die Schneelinie unter dem Aequator auf 14.772 Fuß. Auf den Cordilleras in Granada und Peru regnet es fast das ganze Jahr. Auf der Küste regnet und donnert es niemals. In andern Gegenden wird die Wärme durch die großen sumpfigen Niederungen gemildert, oder durch häufige Regen. So liegen um den Maranhon Länder, die nur zwei trockne und zehn Regenmonate zählen. Guiana ist darum ein äußerst ungesundes und lebenverkürzendes Land. In der 22.350 QM. großen Halbinsel Patagonien oder Magellansland ist die Luft äußerst rauh, der Himmel selten heiter, die Küsten sind fast immer mit Nebel bedeckt und Sturmwinde toben oft fürchterlich. Auf den 1522 QM. großen Feuerlandsinseln sind die Thäler auf der Nordseite in der Nähe hoher, kahler Gebirge mitten im Sommer mit Schnee bedeckt. Die Eigenthümlichkeit des Bodens und des Klima's stellt sich nothwendig auch in den Naturerzeugnissen dar. Fast alle unsere Hausthiere, Pferd, Esel, Ochs, Schaf, Schwein, Hund, Katze, viele europäische Gewächse, der Weinstock, der Oelbaum, alle unsere Getreidearten, Hanf und Flachs, Reis, Zucker, Kaffee, die meisten unser Obstarten, alles dieß ist erst von Europa und andern Welttheilen nach Amerika verpflanzt worden. Von den ursprünglich einheimischen Producten können wir hier nur die wichtigsten angeben. An Hausthieren waren bei der Entdeckung nur Guanaco's, Llama's und Vicuna's vorhanden. Ihres Fleisches und zum Theil auch des Fettes wegen werden gejagt vorzüglich der Tapir, das Faulthier, mehre Arten Gürtelthiere oder Armadille, Beutelthiere ꝛc. Die Wälder Südamerikas sind voller geschwänzter Affen oder Meerkatzen, Papageien, Fledermäuse ꝛc. Die Amphibien sind zahlreich und zum Theil lästig, so eine große Menge großer Frösche und Kröten; viele Arten Schlangen, worunter die gefährliche Klapperschlange und die Boa; viele Arten Eidechsen, wovon einige, wie der Leguan gegessen werden; in den Flüssen ist der Alligator oder Kaiman, das amerikanische Krokodill, häufig. Große Schildkröten finden sich bei den Küsten. Die Insektenwelt ist sehr zahlreich, zum Theil höchst lästig: so die Erdflöhe oder Tschiken, welche sich unter die Nägel der Füße einbohren und Geschwüre veranlassen; die alles zerstörenden Ameisen; die in mancher wasser- und holzreichen Gegend unaussprechlich plagenden Moskiten und andere stechende Insekten; ferner das Kochenille-Insekt, mehre Arten schöner leuchtender Käfer und

unzählige der schönsten Schmetterlinge. Südamerika ist reich an eigenthümlichen Pflanzen. Unter den Waldbäumen gibt es über 80 Palmenarten, worunter die Wachspalme eine Höhe von 180 F. erreicht; ferner viele, welche edle Holzarten liefern, als der Mahagonybaum; andere, deren Holz zum Färben dient, wie das Brasilienholz und das Kampesche-Holz, überhaupt 80 verschiedene schönfarbige Holzarten. An Medicinalpflanzen gibt es den Guajak, die Chinarinde, Sassaparille, Jalappa und Ipekakuanha. Eßbare oder sonst nützliche Pflanzen sind: die Kartoffel, um Lima, an der Küste und in Chile wildwachsend; der Mais, die Maniokwurzel, deren giftiger Saft erst ausgewaschen werden muß; die Kakaobohne, die Vanille, der Taback, der Paraguaythee. An Mineralien der edelsten Art ist bekanntlich Amerika eine der reichsten Fundländer; Diamanten, die indeß den ostindischen an Schönheit etwas nachstehen, findet man in Brasilien, und Smaragden in Peru; Platina findet sich vorzüglich im Gebiet von Colombia, Gold, Silber und Quecksilber vorzüglich in Colombia, Mexico, Peru und Chile; auch die minder edeln Metalle, Eisen, Zinn, Kupfer ꝛc. fehlen nicht, sowie Stein- und Braunkohlen, Schwefel, Salz u. s. w. — Die Menschennatur und das Völkerleben in Südamerika sind ebenfalls sehr merkwürdig. Zu den Ureinwohnern gehört in dem Abendlande der große Stamm der kupferfarbigen Peruaner, deren bisherige Erniedrigung das Verbrechen der Spanier war. Die äußerlich sich zur katholischen Religion bekennen, heißen Fideles, die noch den Lehren der Inka's folgen, Barbaros. (Vgl. Peru.) Die von den Inka's eingeführte allgemeine Sprache, welche alle die verschiedenen Stämme, die sich unter einander nicht verstanden, lernen mußten, heißt Quitschuan. Diese Sprache ist wohllautend, und die Grammatik so kunstvoll wie irgend eine. Es fehlen aber die Mitlauter b, d, f, g, r. In Chile sind die Ureinwohner in den Gebirgen eine große, starke Menschenart. Die in den östlichen Theilen der Andes wohnenden Indianer sind Nomaden. Unter ihnen sind die Araukanen (s. d.) und Puelchi sehr kriegerisch. In Paraguay und Tucuman sind merkwürdig die berittenen Indianer, die Abiponer, Mocobis, Tobas u. A. (Vergl. Paraguai und Jesuiten.) Im Magellanslande oder Patagonien (s. d.) unterscheidet man die Ureinwohner in Pampas (s. d.), Feldbewohner, und in Serranos, Gebirgbewohner. Sie selbst nennen sich Puelches, Moluches, Thuelches u. s. f., sind beritten, sehr kriegerisch, grausam im Kriege, sehr geschickt im Steinschleudern, und größtentheils Menschen von ansehnlicher Länge, aber keine Riesen. Die Einwohner des Feuerlandes (s. d.), die Pescherähs, eine munteres, dienstfertiges Völkchen von kaum 2000 M., stehen, stumpfsinnig und gedankenlos, auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung. In Brasilien (s. d.) gehören zu den Ureinwohnern die Topinambuer, nördlich am Tokantin, ferner die wilden Quetacapen, die Morosindier u. A. In Guiana heißen die Ureinwohner Kariben, Maipuren und Omegaer. Die freien Indier, etwa 1 Mill., bewohnen eigne Landstrecken in Guiana, z. B. die Kariben, etwa 5000, die Ottomacken, etwa 4000 Menschen, in Peru, wo man wenigstens 10 freie Stämme unterscheidet; ferner in Paraguay, Chile, Brasilien und im Magellansland. Hauptsprachen der südamerikanschen Indier sind die guaranysche (die fast überall verstanden wird), caliburnische, maypurische, chilesische, araukanische, Quitschuansprache ꝛc. Verschiedene Stämme sind katholische oder evangelische

Christen; mehre verehren den Mond, geschnitzte Vögel und vierfüßige Thiere ꝛc. als göttlich, ohne Tempel, und haben Zauberer und Wahrsager. Einzelne Stämme, z. B. die Cumúchirer, sind ohne Mitwirkung von Europäern etwas gebildet. Polygamie ist fast überall gewöhnlich; bei einigen Völkern muß nach dem Tode des Mannes die Frau (bei mehren Frauen, die Geliebteste), besonders wenn die Ehe nicht kinderlos war, der Leiche des Gatten geopfert werden. Bei einigen Völkern hat man hieroglyphische Darstellungen gefunden, besonders an den Ufern des Ucayale; bei den unabhängigen Panos Quartbücher mit hieroglyphischen Gemälden, Figuren von Menschen und Thieren, isolirten Charakteren, in großer Ordnung und Symmetrie, die sie von ihren Vorfahren als Erzählung ihrer frühern Schicksale, Wanderungen, Kriege ꝛc. erhalten haben sollen. Einige Völker, z. B. die Guaranys, Llauguer ꝛc. bauen Bananas, Kaffee und Baumwolle, woraus sie ihre Hängematten weben; manche haben Schiffbau und unterhalten Schifffahrt; andere sind noch wild, auch wohl Menschenfresser, als: die Caßiber. Die meisten Völker stehen unter mehrentheils sehr eingeschränkten Caziken, beschäftigen sich mit Jagd, Fischerei und Krieg, und überlassen die Feld- und Hausarbeit den Weibern. Außer den Europäer (Spanier, Portugiesen, Franzosen, Briten, Niederländer), aus deren Mischung mit Indianerinnen die Mestizen entstanden sind, gibt es in Südamerika noch Juden und eine große Zahl Afrikaner, meistens Negersklaven. Von den sogenannten Maronennegern in Surinam sind zu unterscheiden die verbündeten oder freien Neger an der Pflanzung Occa und am Samaraccafluß. — Ueber Alterthümer und Denkmäler des alten Mexico's und Peru's findet man schätzbare Abhandlungen in einem der ersten deutschen Nationalwerke unserer Zeit, in der Beschreibung der Reise in die Aequinoctialländer des neuen Continents, welche von 1799 bis 1804, Alex. von Humboldt und Aime Bonpland unternommen haben. Zoologie, vergleichende Anatomie, Conchyologie, allgemeine Physik, Geologie, das Geschichtliche der Reise selbst, und der — wichtige — politische Versuch über Neuspanien machen den Hauptinhalt dieses classischen Werks aus, das aus 11 Quartbänden Text, 4 Fol. Bd. m. Kpf., zwei geograph. und einem malerischen Atlas bestehet. Herr Bonpland besorgte den botanischen Theil. Ausführlicher werden wir in den Art. der einzelnen Staaten und Provinzen von der natürlichen Beschaffenheit des Landes handeln.

Südamerikas politischer Zustand vor der Revolution. A. Das 140.000 Q.M. große portug. Südamerika oder Brasilien (s. d.). B. Das franz. Südamerika, 1340 QM. mit 85.000 Einw., ohne die wilden Indianer, begreift einen Theil von Guiana (s. d.) zwischen den Flüssen Maroni und Oyapock, liegt nördlich vom port. Guiana, grenzt im W. an Surinam und im N. an den atlantischen Ocean. Der Hauptort ist Cayenne. C. Von dem vormals holländ. Guiana gehören seit 1814 die Niederlassungen zu Essequebo, Demerary und Berbice (s. d.) den Engländern (414 Q.M.). D. Die Niederländer besitzen nach Surinam (s. d.). E. Das span. Südamerika. Des Zusammenhanges wegen, in welchem das span. Nordamerika mit einem Theil des span. Südamerikas gestanden hat, und in Hinsicht der neuesten politischen Verhältnissen noch steht, müssen wir hier das gesammte span. Amerika, vor der Revolution, oder bis zum J. 1810, be-

trachten. Das ganze span. Amerika, welches Karl V. 1519 der Krone Castilien einverleibte, hatte nach v. Humboldt an 236.000 Q.M., 17 Mill. Einw., 39 Mill. Piaster Jahresertrag der Gold- und Silberbergwerke. Von den Einw. sind $^2/_5$ Spanier und Kreolen; $^1/_5$ von vermischter Abkunft; Mestizen, Mulatten u. s. w.; $^3/_{10}$ Ureinwohner oder Indianer (Fideles, die sich den Spaniern unterworfen hatten; die übrigen heißen Indios bravos oder Barbaros); $^1/_{10}$ Neger, die jedoch mehr wie Bedienten als wie Sklaven gehalten werden. Alle diese Classen unterschieden sich vor der Revolution durch verschiedene Rechte. Herren waren überall die Spanier und Kreolen; doch hatte der Capeton, d. i. ein in Spanien geborner Weißer, fast allein Zugang zu den wichtigern Aemtern. Am meisten gedrückt waren die Indianer, vorzüglich durch die Mita oder den Zwangdienst zum Bergbau. Ueber diese Masse von Völkern und Ländern übte bis 1810 der span. König durch den hohen Rath von Indien in Madrid die gesetzgebende Gewalt aus, die vollziehende war den Statthaltern in Amerika (4 Vicekönigen und 5 Generalcapitainen) anvertraut; ihre verschiedenen Statthalterschaften standen aber unter sich in keiner administrativen Verbindung. Spanien selbst gewann vorzüglich durch den die Fremden ausschließenden Handel mit dem span. Amerika, denn es führte dahin jährlich an Waaren über 77 Mill. Thlr. ein, da hingegen die Ausfuhr aus den Colonien an landwirthschaftlichen Erzeugnissen etwas über 50 Mill. Thaler betrug. Von den 9 Statthalterschaften (darunter 4 Königreiche), in welche das gesammte spanische Amerika vor der Revolution getheilt war, gehören zwei, Neuspanien und Guatemala, zu Nordamerika. Wir bemerken über sie im Einzelnen Folgendes: 1) Neuspanien, mit dem größern Theile von Altmexico, ganz Neumexico und den beiden Californien, 42.652 QM. mit 7.550.000 Einw. Die Einkünfte der Krone schätzte man auf 40 Mill. Fl., wovon 11 aus dem Bergreal. In 36 Bergbezirken betrug die jährliche Ausbeute aus 500 Minen über 44 Mill. Flor. an Gold und Silber; die Ausfuhr überhaupt über 56 Mill. — 2) Das Generalcapitanat Guatemala grenzte durch die Erdenge von Panama an das span. Südamerika und enthielt auf 15.498 QM. etwa $1^1/_2$ Mill. Menschen. — 3. Das Generalcapitanat Havanna bestand aus der Antilleninsel Cuba (s. d.) und den beiden (1820 an die Vereinigten Staaten abgetretenen) Florida's (s. d.), 693.000 Einw. auf 4114 QM. — 4) Das Generalcapitanat Puerto Rico bestand aus der Antilleninsel gleiches Namens, aus den span. Jungferninseln und dem span. Antheile von St.-Domingo; zusammen 1010 QM. mit 439.000 Einw. (s. Portorico). — In Südamerika lagen fünf Gouvernements: 5) Das Königreich Neugranada, 64.000 QM., mit 2 Mill. Menschen in 16 Provinzen: Veragua, Panama, Darien (zus. auch Terra firma), Cartagena, St.-Marta, Merida, St.-Juan de los Llanos, Antioquia, Choco, Sta-Fé, Quito, Jaen de Bracamores, Maynas, Quixos, Popayan und Tacames mit ihren Hauptstädten. Die beiden obersten Gerichtshöfe oder königl. Audienzen befanden sich in Santa-Fé und in Quito; die übrigen Regierungsbehörden und der erzbischöfliche Sitz, sowie der des Vicekönigs, in der Hauptstadt Santa-Fé de Bogota. — 6) Das Generalcapitanat Caracas mit den Provinzen: Neuandalusien oder Cumana, Barcelona, Venezuela oder das eigentliche Caracas nebst Coro, Maracaybo, Varinas und Guiana, nebst der Insel Marga-

Digitized by Google

rita im karibischen Meere, enthielt 23.250, ohne Guiana 18.950 QM. mit 1 Mill. Einw. und die Hauptstadt Caracas. Andere bedeutende Städte sind: Cumana mit einem befestigten Hafen; Barcelona nueva, am Neveri; Coro auf einer Landzunge; Porto Cabello mit einem Hafen; Maracaybo u. a. m. Im Innern des Landes liegen Tocuyo, Barquaisimeto, Varinas, St.-Fernando de Apure am Apure u. a. m. — 7) Das Vicekönigreich Peru (s. d.). Peru ward in 7 Intendancias getheilt: a. Trurillo, die nördlichste, mit der gleichnamigen Hauptstadt. b. Tarma, mit der Hauptstadt gleiches Namens. c. Lima (s. d.). d. Gancavelica mit Quecksilbergruben. e. Guamangna mit der Hauptstadt San-Juan de la Victoria. f. Cusco mit der Hauptstadt Cusco (s. d.). g. Arequipa, mit der Hauptstadt gleiches Namens. — 8) Das Generalcapitanat Chile oder Chili, die Kornkammer von Südamerika, auf einem Flächenraum von 10.400 QM. über 1⅕ Mill. Bew., ohne die unabhängigen indianischen Stämme. Der Generalcapitain hatte abwechselnd seinen Sitz zu San-Jago, der Hauptst., und zu Conception. — 9. Das Vicekönigreich Rio de la Plata oder Buenos-Ayres (s. d.) wurde in fünf Gouvernements getheilt. In dem Gouvernement Buenos-Ayres lag die gleichnamige Hauptst. Im Gouv. Las Charcas oder Potosi, das zuerst Pizarro 1533 colonisirte, liegt die Hauptst. Chuquisata, oder La Plata, und das berühmte 1547 erbaute Potosi (s. d.). Das Gouv. Paraguay grenzte nördlich an den See Xarayes, nordwestlich an Chakos und Chitikos, westlich an Tucuman, von welcher Provinz es der Paraguayfluß trennte, östlich an Brasilien, und südlich ward es durch den Parana von den Guayramissionen in Buenos-Ayres geschieden. Die Hauptst. war Asuncion. Das Gouv. Tucuman grenzte nordöstlich an die Pampas und an die nomadischen, freien Grenzvölker von Chile. Hauptst. war San-Miguel de Tucuman. Das Gouvernement Cujo am Mendoza grenzte nördlich an Tucuman, östlich an die Pampas, südlich an Patagonien und westlich an die Andes von Chile. Die Hauptst. war Mendoza. Die wichtigsten der Krone Spanien einst zugehörigen Inseln waren: 1) Die 3 J. Juan Fernandez (33° 40′ S. B.), 110 Meilen westlich von Chile. 2) Die J. S.-Lorenzo, Callao gegenüber, von wo aus Lima angegriffen werden kann. 3) Die Lobos de Mar und andere Felsen-Eilande an der Küste von Peru waren einst der Schlupfwinkel der unter dem Namen Bucaniers gefürchteten Seeräuber. 4) Die J. Puna im Golf von Guayaquil, zu Neugranada gehörig, bekannt in der Geschichte der Eroberung von Peru. 5) Gorgona an derselben Küste, und westlich davon die unbewohnten Gallapagos- oder Schildkröten-Eilande. 6) An der Nordküste unweit Cartagena liegt die 16 M. lange und 3 M. breite, fruchtbare und bewohnte Insel Baru. 7) Zu Caracas gehören mehr als 10 Inseln. 8) In der Mündung des Oronoco liegen mehre Inseln, welche von den kriegerischen Guarundern bewohnt werden. 9) In der Mündung des Plata wird die J. Lobos der Seewolfsjagd und anderer Seethiere wegen besucht. 10) Die Falklands-Inseln (s. d.). — Die nähere Kenntniß Südamerikas verdankt man außer den, unter Amerika genannten Spaniern und Portugiesen, besonders einem Diego de Roras, Garcia de Lerma, Diego de Ordez, Juan de Ayoba, Domingo de Irala, Juan de Goray, welcher Chaco begründete, Jaques Lemaire, der 1615 die 1615 die nach ihm benannte Straße auffand, Mascardi, der zuerst den

Digitized by Google

Indianerstamm der Cesares in Chile kennen lernte, Samuel Fritz und Lacondamine, welche Beide durch Charten und Beschreibung des Amazonenstroms die Topographie des Innern aufhellten; vor Allen aber haben die Missionen der Jesuiten und Franciscaner (Dominic. Brite und Andr. de Toledo, Texeira u. A.) im 17. und 18. Jahrh. durch ihre Forschungen zu Santa-Cruz de la Sierra, Chiquitos und Paraguay die Erdkunde bereichert. Was zu Anfange des 19. Jahrh. Männer wie Humboldt, Bonpland, Brackenridge, Heckenwelder, Kunitz, Henderson, Prinz von Neuwied, St.-Hilaire, Temple, Hamilton, Spix und Martius, Pohl Mikan und Natterer, Eschwege, Basil Hall, Caldcleugh, Mollien, Stuart-Cochrane, Langsdorf, Gosselmann, Stevenson, Head, Miers, Broctor, Rengger und Beauchamps, Hamilton, King und Pringle-Stockes und viele Andere für die Wissenschaft geleistet haben, ist bereits zu jedes Gebildeten Kenntniß gelangt. Brasilien gewann 1829 und 1830 durch den berühmten afrikanischen Reisenden Burchell, den Einzigen, der in Hinsicht seiner allumfassenden Kenntnisse mit A. von Humboldt verglichen werden kann, ein neues Licht. Die Provinz, in der sich die Minen von Gereas befinden — die entfernteste Gegend, welche die neuesten Reisenden gesehen hatten —, galt ihm nur als Durchgangspunkt zu Ländern, die nie zuvor von eines Europäers Fuß betreten worden. Nicht nur Matto-Grosso, wo auch der östreichische Naturforscher Natterer Thiere und Pflanzen sammelte, sondern Goyaz und alle Indianerstämme von da bis Para (gerade unter der Aequinoctiallinie) wurden von ihm besucht. Durch Burchell kann Robert Southey's treffliche Geschichte von Brasilien, sowie die Erdkunde im Allgemeinen, manche Bereicherung erlangen. Mit Ungeduld sieht man dem mit prachtvollen Zeichnungen gezierten Reisewerk entgegen. Nebst Mollien's und Hamilton's trefflichen Nachrichten über die jetzt in drei kleine Freistaaten getheilte Republik Colombia, der jungen Schweizer Rudolf Rengger und Beauchamp's Werk über Paraguay, welches die beste bis jetzt erschienene Darstellung jenes Landes und seines despotischen Dictators D. Francia enthält, haben vor Allem die Berichte der beiden Briten Miers und Head viel dazu beigetragen, den Schwindelgeist ihres Vaterlandes in Betreff der unermeßlichen Schätze, womit Südamerika angefüllt seyn sollte, etwas zu mindern. Edmond Temple, welcher als Secretair des britischen Bergwerksvereins von Peru, mit dem Geschäftsführer desselben, General Paroissien, dem Bergwerksvorsteher, Baron von Czettritz, und dem Bergschüler Scrivener 1825 nach der neuen Welt abgesegelt war, hat während seines dreijährigen Aufenthalts daselbst viel Neues beobachtet und bekannt gemacht. Nach ihm sollten 1826 aus den schon seit 250 Jahren geplünderten Gruben von Potosi, Portugaletta und Chayanta 177.127 Mark reines Silber gewonnen worden seyn. Doch hat auch Andrews, der 1825 im Auftrage der Bergwerksgesellschaft für Südamerika von Buenos-Ayres durch die innern Laplata-Provinzen nach Bolivia und Chile reiste, in seinem 1829 zu London erschienenen Werke von solchen Unternehmungen abgerathen. Außer den Geognosten Pentland und Redhead, über deren Arbeiten A. v. Humboldt in der „Hertha" 1829) Bericht erstattet hat, und den brit. Ingenieurs King und Pringle-Stockes, welche 1826 die magellanische Straße, diesen Gegenstand des Schreckens für alle Schiffer, und die Küsten von Patagonien aufgenommen haben, hat sich besonders der Franzose Parchappe

ausgezeichnete Verdienste um die Erdkunde Südamerikas erworben. Zwölf Jahre lang hat er Reisen durch die Mittel- und Südprovinzen unternommen. Seine Entdeckungen, die noch nicht gedruckt sind, sollen ein neues Licht über den Lauf des Uruguay und anderer Ströme des Paranagebiets, über den Landstrich Corientes, die Provinz Entre Rios oder das Land zwischen den beiden großen Strömen, welche den Rio de la Plata bilden, verbreiten. Er berichtigt den Irrthum, der die wahre Länge des Iberasees in der Richtung von O. nach W. um das Vierfache vergrößert hat, fand zwar die Angabe von den Ueberschwemmungen nicht gegründet, konnte aber reiche topographische Details liefern; ebenso ist es ihm gelungen, den Lauf eines Theiles des Rio Colorado und des Rio Negro zu bestimmen, wodurch eine Menge unzuverlässiger Einzelnheiten, wie sie die bisherigen Charten darstellen, verschwinden. Die beste Charte von Südamerika ist die von Faden, in 4 Bl., London 1807. Die wichtigste Reisebeschreibung: Azara's „Voyages dans l'Amérique méridionale" (Paris 1809, 4 Bde., mit einem Atlas). Als geographisch-historisches Handbuch ist Bonnycastle's „Spanish America" mit 2 Charten und einer Berghöhencharte (Lond. 1818, 2 Bde.) brauchbar, sowie der „Historical, chronological and geographical American Atlas" (Philadelphia 1822, Fol.). Auch vergl. man Rivinus's „Atlantis" (2 Bde., Lpz. 1826)). Insbesondere empfehlen wir J. Ch. F. Guthsmuths's „Erdbeschr. des britisch-niederländ. und franz. Guiana und des Kaiserthums Brasilien, mit einer Einleitung zu Südamerika" (der 19. Bd. von dem weimarischen „Vollständ. Handb. der neuesten Erdbeschreib.", Weimar 1827).

Südamerikanische Revolution. Das spanische Colonialsystem ward von jeher, seiner drückenden Ungerechtigkeit wegen, allgemein verabscheut. Der Zweck dieses Systems war, einen der blühendsten und größten Theile der Welt von dem Interesse eines kleinen Punktes abhängig zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, wurde jedem Fremden der Zutritt zu den Colonialprovinzen versagt. Um die Eingebornen in Unwissenheit über ihre eigene Stärke und Hülfsmittel zu erhalten, war selbst jede Gemeinschaft zwischen einer und der andern Provinz untersagt. Der Ackerbau war, aus Rücksicht für das Mutterland, harten Maßregeln unterworfen. So wurde der Anbau des Weines und der Oliven gar nicht gestattet. Ebenso war der Handel daselbst durch die beschränkten, selbstsüchtigen Ansichten Spaniens und durch den verhaßten Geist der Monopolie, wie er in Cadix herrschte, gefesselt. — Alle Schriften über Gesetze, Staatskunst, politische Oekonomie oder überhaupt über Alles, was dem Geiste Schwungkraft und Freiheit gibt, waren verboten. Ueberall wurden die Europäer vorgezogen und die Eingebornen gedrückt und verachtet. Von 750 Vicekönigen und Generalhauptleuten waren nicht mehr als 13 amerikanischen Stammes, d. h. Kreolen. In der Verwaltung herrschte Willkür; die Regierung war militairisch. Die Capetons suchten nur schnell reich zu werden und tyrannisirten das Volk. Selbst die Gerechtigkeitspflege war durchaus willkürlich; nur die höhere Geistlichkeit behauptete noch eine gewisse Unabhängigkeit; dagegen waren aber die Weltgeistlichen der untern Classen, beinahe sämmtlich Eingeborne, ohne alle Aussicht, ihre Lage verbessert zu sehen; daher sie auch am thätigsten zur Herstellung der Freiheit gewirkt und das Volk dafür begeistert haben. Längst fühlte der feurige

Kreole die Schmach seiner Unterdrückung. Schon im vorigen Jahrh. finden wir daher mehre Verschwörungen und Unternehmungen, die bald von Indianern, bald von Kreolen ausgingen. Von den Aufständen, welche die Indianer in Mexico im 17. Jahrh. erregten, haben wir keine nähere Kunde. Bekannter sind folgende Versuche. Die Indianer in Peru waren die Ersten, welche an dem Joche rüttelten, das sie niederdrückte. Ein angeblicher Nachkomme der Inka's wagte es 1744, sich zum König seines Volkes aufzuwerfen. In zahlloser Menge flogen dem kühnen Anführer Theilnehmer zu. Alle hofften, unter seiner Fahne ihre Religion, ihre Sitten, den Ruhm, die Aecker ihrer Ahnen wieder zu erhalten. Doch es kam zu einem Treffen, wo sie alle die Fortschritte, die sie einst gemacht hatten, mit dem Tode besiegelten. Etwas später machte ein Kreole, Leon, in Caracas einen ähnlichen Versuch. Er lief inzwischen sehr unglücklich ab. Ehe er noch recht begonnen hatte, ward die Sache entdeckt und er hingerichtet. Viel gefährlicher und dauernder war dagegen die Empörung, die unter der Leitung eines gewissen Tupac-Amura 1780 ganz Peru durchlief und Tausenden das Leben kostete. Meist bloß mit Schleudern bewaffnet, mußten sie den Spaniern aus Peru, Tucuman, Cochambamba und Buenos-Ayres die Spitze bieten, die mit Feuergewehr, mit Schlachtmessern, mit langen Stricken, womit sie die Stiere fangen, mit schweren Keulen, zu Fuß und zu Pferde auf ihre regellosen Haufen eindrangen. Eine minder hartnäckige Revolution fand fast zu gleicher Zeit in Neugranada statt. Bald darauf zeigten sich neue Spuren von Verschwörungen in Caracas. Pitt, der damalige Minister Englands, hatte den Plan, die sogenannte Terra-Firma, d. h. ganz Südamerika, frei zu machen. Seine Agenten munterten überall durch Versprechungen von Hülfe und Unterstützung auf. Einer derselben, Thomas Pleton, hatte von Trinidad aus, wo er Gouverneur war, eine Proclamation verbreitet, die jenen Plan und die Mittel dazu vollkommen bezeichnen. Kraft einer officiellen Schrift, die der Gouverneur der Insel Trinidad, von Herrn Dundas, britischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, erhalten hatte, die vom 7. April 1797 datirt ist, zeigte er die Mittel, um die Einw. auf dem der Insel Trinidad zunächst gelegenen festen Lande von dem drückenden und tyrannischen spanischen Systeme zu befreien, und daß, wenn sie irgend dazu geneigt wären, sie alle Unterstützung erhalten sollten, die sie von England erhalten können, es sey an Waffen, Truppen oder Munition, zu jedem Belaufe, unter der Versicherung, daß der brit. König einzig und allein darauf hinausgehe, ihnen ihre Unabhängigkeit zuzusichern, ohne irgend Anspruch auf die Souverainetät über ihr Land zu machen, noch selbst sich in die Privilegien des Volkes und politischen, bürgerlichen und religiösen Rechte zu mischen. England sandte 1806 auch zwei solcher Expeditionen nach Südamerika. Der General Miranda segelte nach Venezuela, Beresford nach Südamerika. Beide jedoch ohne Erfolg. Indessen wurden die Bewohner der span. Colonien mit dem Wunsche nach einem bessern Zustande und mit dem Gefühle ihrer eignen Kraft immer vertrauter. Der furchtbare Krieg, der zwischen England und Spanien seit 1804 begann, der Verfall seiner Marine, unterbrach auch allen Zusammenhang mit den Colonien. Die Vicekönige und Generalcapitaine mußten, sollte nicht gänzlicher Mangel aller sonst aus Spa-

Digitized by Google

nien zugeführten Bedürfnisse entstehen, größere Handelsfreiheit gestatten. Der Schleichhandel wuchs in nie gekannter Art. Amerika war schon der Sache nach losgerissen, ehe es noch den Gehorsam aufkündigte. Inzwischen sollte diese zweideutige Lage bald noch verwirrter werden, als Napoleon sich zum Herrn von Spanien machte. Die obersten Gewalten waren, den einzigen Vicekönig von Mexico fast allein ausgenommen, bereit, Napoleon zu huldigen, während die Einwohner nur Ferdinand VII. anerkennen wollten. Und indeß die Vicekönige Napoleons Anerbieten, sie, falls sie die bayonner Convention anerkannten, in ihren Stellen zu lassen, mit Freuden annahmen, verbrannte das Volk die Proclamationen des großen Kaisers. Auch in der Folge scheiterten alle Versuche Napoleons und Josephs, und die Ränke ihrer geheimen Unterhändler, wie Dumolard u. A., an der Treue der span. Amerikaner, ungeachtet sie ihnen politische Rechte zusicherten. Sowie das Volk in Caracas im Juli 1808 handelte, indem es sich für Ferdinand VII. erklärte, trotz den Gegenbemühungen des Generalcapitains, ebenso benahm es sich in Buenos-Ayres, wo der Vicekönig Liniers am Ende des Juli durch eine franz. Brigg die Nachricht von den Ereignissen in Spanien bekam. So handelte es in Neugranada, in Mexico. Liniers in Buenos-Ayres hatte nicht den Muth, dem Geiste der Einwohner entgegen zu treten, und ebenso wenig Kraft genug, sich offen an sie anzuschließen. Auch die Regentschaft in Cadix fühlte ihre mangelnden Kräfte zu sehr, um sich einer Herrschaft über Amerika anzumaßen. Im Gegentheil suchte sie sich dadurch wichtig und vielleicht beliebt zu machen, daß sie die Amerikaner von ihrer Abhängigkeit gegen Spanien frei sprach. Die Colonien wollten jetzt nur als Staaten, mit gleichen Rechten, die das Mutterland übte, vertreten durch ihre Abgeordneten, in Zukunft mit diesem in Verbindung bleiben. Dieß Anerkennen hieß allen Monopolen entsagen, welche bis jetzt Cadix allein genossen hatte. Indeß, kaum erfuhr die von der cadixer Kaufmannschaft abhängige Regentschaft, daß einige jener südamerikanischen Provinzen sich für selbständig erklärt hatten, als sie in Feuer und Flammen gerieth, heftige Proclamationen ergehen ließ und Caracas in Belagerungsstand setzte, weil es sich für unabhängig erklärt hatte. So wenig die cadixer Regentschaft die Truppen im Lande entbehren konnte, so sandte sie doch davon nach Montevideo, nach Vera-Cruz, nach Panama, nach Santa-Marta, und eine Menge Agenten wurden hingeschickt, Alles aufzubieten, die Provinzen unter einander selbst aufzuhetzen. Es dauerte auch nicht lange und der fürchterlichste Bürgerkrieg war im spanischen Amerika aller Orten los. Die alte Barbarei der Hernan Cortes, der Franciscos Pizarro's erneuerte sich. Die dort befindlichen Spanier führten ihn, verstärkt von Denen, welche die Cortes gesandt hatten, im Namen der Cortes und Ferdinands VII., und zwar mit einer Barbarei, einer Grausamkeit, einer Treulosigkeit, welche auf den spanischen Charakter einen unaustilgbaren Schandfleck werfen. Dieß bewog die erbitterten spanischen Amerikaner, sich sämmtlich im J. 1811 für unabhängig von der Regierung der Cortes zu erklären. Die Cortes hatten zwar im Oct. 1810 die bürgerliche Gleichheit aller Amerikaner und ihr Recht, ebenso wie die Bewohner der Halbinsel durch einen Abgeordneten auf 50.000 Seelen vertreten zu werden, feierlich beschlossen; als man aber diesen Grundsatz ausführen

Digitized by Google

wollte, sahen die Cortes ein, daß die Repräsentanten der Amerikaner nach diesem Maßstabe eine weit größere Zahl ausmachen würden als die in Spanien; deßhalb setzten sie in ihrer Constitution fest, daß kein auch noch so entfernter Abkömmling aus amerikanischem Blute Bürger seyn, noch Repräsentant werden, noch selbst repräsentirt werden sollte; dadurch erhielten die europäischen Spanier in den Cortes die Mehrzahl. Den Engländern lag indeß Alles daran, Napoleons Kräfte in Spanien aufzureiben. So sprachen sie zur Sühne in Cadix wie in den Junta's zu Caracas, Buenos-Ayres ꝛc. Den Letztern zeigten sie geradezu an, daß das britische Cabinet aus wichtigen Gründen hoffe, die Oberherrschaft der Regierung anerkannt zu sehen. Lord Liverpool ließ die officielle Mittheilung sowohl in Caracas als in Cadix ergehen (29. Juni 1810). Mit vieler Mühe vermittelten die Engländer 1811 einen Plan zur Versöhnung zwischen dem Mutterlande und den gährenden Colonien. Ihm zufolge sollten die abgefallenen Provinzen den Cortes und der Regentschaft Treue schwören und selbst Abgeordnete bei diesen ernennen, und die Cortes ihnen für die gegenwärtige Zeit freien Handel mit den Engländern gestatten. Nur 46 Stimmen, wovon 40 südamerikanische, waren in der Versammlung zu Cadix zu Gunsten der Vermittlung Englands. Um so entschlossener behaupteten nun die amerikanischen Junten ihre Unabhängigkeit. Der Mexicaner Miranda, vergessend des verunglückten Versuchs, den er 1806 zur Befreiung seines Vaterlandes gemacht hatte, kam dahin zurück; Quito nach blutigem Kampfe (am 2. August 1810), und Neugranada schlossen sich an Venezuela an. Auch Buenos-Ayres erklärte sich für unabhängig; in Mexico brach zu Dolores am 16. Sept. 1810 ein Aufstand aus, und Chile, jedoch ohne für die Gegenwart dem Könige Ferdinand den Gehorsam aufzukündigen, errichtete um eben diese Zeit eine Junta. Der Congreß von Venezuela erklärte darauf den 5. Juli 1811 seine Unabhängigkeit im Namen der 7 vereinigten Staaten: Caracas, Cumana, Barinas, Barcelona, Merida, Truxillo und Margarita. Er nahm die nordamerikan. Verfassung an, und Christoval de Mendoza ward zum Präsidenten des Congresses ernannt. Miranda erhielt den Heerbefehl und eroberte am 13. August 1811 Valencia, welches man zum Sitz des Congresses der vereinigten Staaten von Neugranada bestimmte. — Auch in Buenos-Ayres gewann, trotz der Angriffe der Spanier und der Verschwörungen im Innern, die Sache der Freiheit immer mehr Bestand. Um der neuen Ordnung der Dinge größere Festigkeit zu geben, löste man die bisherige Junta auf und setzte an ihre Stelle eine Regierung mit außerordentlicher Volkmacht, zu deren Mitgliedern Sarratea, Chiclana und Pasto ernannt wurden. Ein furchtbares Erdbeben verwüstete Venezuela, und die Geistlichen stellten es als Strafgericht für die Empörung dar (im März 1813). Miranda, mit Dictatorsgewalt bekleidet, war gezwungen, sich an den span. General Monteverde zu ergeben (26. Aug. 1812), der ihn nach Cadix schickte, wo er im Kerker starb, und auch Nurino, der in Neugranada die Fahne der Freiheit erhoben, wurde von dem span. Heerführer Molina gefangen. Strenge Rache nahmen die Sieger; aber schon nahte der Held, dessen unerschütterlicher Muth sein Vaterland frei machen sollte. Simon Bolivar (s. d.) hieß er, geboren zu Caracas 1785, ein Mann von edler Gestalt, kühn, gewandt, unternehmend, beredt und durch längern Aufenthalt in Europa, besonders in Frankreich, sehr gebildet. Voll Eifer

für die Freiheit seines Vaterlandes, stellte er sich in Neugranada an die Spitze der Truppen, schlug die Spanier in mehren Gefechten, und sah sich nun bald durch die von allen Seite ihm zuströmenden Kämpfer so sehr verstärkt, daß er nun Monteverde selbst bei Gestaguanas angreifen konnte. Der Uebergang der span. Reiterei verschaffte ihm den Sieg; der span. General floh nach Porto Cabello, Bolivar aber zog unter lautem Jubel in Caracas ein (5. Aug. 1813). Zugleich errang Marino in den östlichen Provinzen einige Vortheile, und bald war außer Porto Cabello ganz Venezuela den Spaniern entrissen. Zwar machte Monteverde bei Agua Caliente einen neuen Angriff; aber er wurde völlig geschlagen und schwer verwundet. Hierauf ging die Stadt Porto Cabello an Bolivar über; nur die Burg hielt sich noch. Bald nachher entstand Mißtrauen gegen den mit der Dictatorgewalt bekleideten Oberfeldherrn; allein dieser wußte sich genügend zu reinigen, wurde in seiner Würde bestätigt (im Jan. 1814) und schritt siegreich fort auf der betretenen Bahn. In solcher Noth ergriffen die Spanier ein schreckliches Rettungsmittel. Sie sandten Abgeordnete aus, welche die Neger zu den Waffen rufen sollten, und nun erfüllten Raub und Mord das Land. In Barinas wurden die meisten Bewohner von den Spaniern ermordet, dagegen aber auch 800 ihrer Anhänger auf Bolivar's Befehl erschossen. Am Tuyflusse schlug dieser Feldherr eine Schar völlig; kurz darauf eine andere, die Rosette und Boves anführten, am 28. Mai 1814 eine dritte unter Cagigal. Allein als die Amerikaner ihre Vortheile zu ungestüm verfolgten, wurde Bolivar in der Ebene von Cura geschlagen und mußte nach Cumana fliehen. Porto Cabellos Belagerung ward aufgehoben, la Guayra, Caracas und Valencia fielen aufs neue in die Hände der Spanier. Eine neue Niederlage bei Araguita nöthigte Bolivar, nun auch Cumana zu verlassen, und nach der Niederlage und dem Tode des Generals Riva (5. December 1814 bei Urica) schien die Sache der Freiheit fast hoffnungslos. Denn jetzt (im April 1815) erschien mit 10 Tausend frischen Kriegern, um sie vollends zu unterdrücken, der grausame Don Pablo Morillo, eroberte am 6. Dec. Cartagena, nachdem die Republikaner sich auf 11 Schiffen glücklich durchgeschlagen, und ließ hier alle wehrhafte Männer niederhauen. Aber seine Härte führte die Amerikaner zum verzweifeltsten Widerstand. Sie bildeten Guerillasscharen, welche unter der Anführung eines Managa, Rora, Piar, Zaraza, Paez u. A. sich den Spaniern bald furchtbar machten. Brion, ein Mann von großem Reichthum und noch größerer Vaterlandsliebe, von Andern unterstützt, brachte mit Bolivar's Hülfe ein Flotte zusammen, und nun wurde die Insel Margarita erobert. Von da aus wagten die Amerikaner, durch 2 Bataillone haytischer Neger verstärkt, einen Einfall im Festland. Da aber Bolivar's Aufruf an die Einwohner von Caracas wenig fruchtete, und sein Heer durch Entsendung Mac Gregor's geschwächt wurde, so mußten sie sich bald zurückziehen. Doch sie kamen wieder, und in Barcelona setzte Bolivar eine provisorische Regierung ein. Da zog Morillo heran; vom 15. bis 18. Febr. 1817 wurde auf das heftigste gefochten, endlich siegten die Spanier. Allein die geschwächten Truppen vermochten weder die Feinde zu verfolgen, noch einen stürmischen Angriff des kühnen Paez bei Banco Largo auszuhalten. Später schlugen Piar und Mac Gregor die Spanier bei Juncal (20. Sept.) und Barcelona (28. Oct.). Frisch lebte die Hoffnung der Republikaner auf; ihre Scharen

Digitized by Google

verstärkten sich und siegten in mehren Gefechten. Morillo, darüber ergrimmt, beschloß, ihren Hauptzufluchtsort, die Insel Margarita, anzugreifen. Mit 5000 Soldaten landete er hier am 13. Juli 1817; aber er fand den heftigsten Widerstand. Morillo mußte daher abziehen; schauerliche Greuel bezeichneten seinen Weg, aber sein Unternehmen war vereitelt. Immer mehr sank seine Hoffnung, die Empörer zu besiegen, und als er im Herbste 1817 fast nur noch auf die festen Plätze sich beschränkt sah, erließ er eine allgemeine Amnestieerklärung (27. Sept. 1817), die aber, da man seine Treulosigkeit kannte, keinen Erfolg hatte. Vielmehr entbrannte nun der Kampf heftiger als je. Bolivar, der indeß zum Oberdirector von Venezuela erhoben worden war, zog zu Ende des Dec. 1817 mit 4500 Mann von Angostura aus; mit ihm vereinten sich Paez und Cedeno. Bei Calabozo stießen die Amerikaner auf Morillo; vom 12. bis 18. Febr. 1818 wurde fortwährend gekämpft, endlich die Spanier geschlagen und gezwungen, sich nach Valencia zu flüchten. Aber bald erschienen sie wieder im Felde. Vom 13. bis 17. März fielen neue heftige Gefechte bei La Cabrera, Maraßno und La Puerta vor; am 20. März wurde der spanische General La Torre bei Ortiz geschlagen; die Spanier zogen sich wiederum an die Meeresküste zurück, die Amerikaner hingegen verstärkten sich immer mehr. Von Europa aus erhielten sie Waffen, Geschütz, Schießbedarf und Mannschaft, im Ganzen innerhalb eines Jahres 8000 Menschen, sodaß ihr regelmäßiges Heer bis auf 14.000 Streiter sich erhöhte; ihre Flotte unter Brion zählte 15 Fahrzeuge. Nun versammelte sich am 15. Febr. 1819 der Congreß von Venezuela in Angostura; Bolivar wurde aufs neue zum Oberdirector, Antonia Zea zum Vicepräsident ernannt. Ersterer führte hierauf sein Heer über die fast unwegsamen Cordilleras, während Paez mit 1600 Reitern Morillo's Bewegungen beobachtete, nach Neugranada zog, wo er sich mit dem Gen. Santander, der hier siegreich gekämpft hatte, am 18. Juni 1819 vereinte. Hierauf wurden die Spanier bei Tangia (1. Juli) und bei Bepaca geschlagen, Santa-Fé öffnete die Thore, der span. General Barreyra ergab sich mit dem Rest der Truppen, reiche Beute wurde gewonnen, und Neugranada vereinigte sich nun mit Venezuela zu einem Freistaate (8. Sept.), welcher am 17. Dec. 1819 den Namen Colombia annahm. — Indessen hatte der kühne Mac Gregor durch einen kecken Ueberfall Portobello erobert und große Beute gemacht (11. April). Durch seine Unvorsichtigkeit verlor er es freilich wieder; er selbst entkam jedoch, verschwand auf einige Zeit, trat aber dann auf einmal wieder als Beherrscher des Landes Poyas auf der Moskitosküste auf (1823). Er nannte sich Georg Friedrich, König von Poyas, suchte seine Unterthanen eifrig zu bilden, zog unterrichtete Fremde an sich, begünstigte überhaupt die Einwanderungen und knüpfte mit England, Amerika und Colombia Verbindungen an, wurde aber mitten unter diesen Beschäftigungen ermordet (1824), und nun zerfiel seine neue Schöpfung auch schnell wieder. — Am 10. Juli 1819 schlug auch Marino die Spanier, Urbaneto nahm Barcelona ein, Bolivar siegte bei Calaboza (5. Jan. 1820) und Morillo sah sich nun vollends auf die Küste beschränkt. Desto leichter willigte er daher auch in einen Waffenstillstand, worauf Bolivar Gesandte nach Spanien schickte, die aber 1821 unverrichteter Dinge zurückkehrten. Der Kampf begann nun mit La Torre, Morillo's Nachfolger, aufs neue. Aber gleich das erste Treffen bei Calaboza (24. Juni 1821) wurde durch

die ungestüme Tapferkeit von Paez, der auf das kühnste eine steile, enge Bergschlucht erstürmte, völlig für die Amerikaner gewonnen. Diese besetzten hierauf Caracas und La Guayra wieder; am 25. Sept. 1821 öffnete Cartagena die Thore, Cumana ergab sich 30 Tage später, und die Spanier besaßen nun noch Porto Cabello, Maracaibo und Coro. Von dem letztern Orte aus drang zwar Morales noch einmal vor und erfocht einige Vortheile (im Mai 1822); allein die Capitulation des Obersten Morillo zwang ihn nicht nur, sich zurückzuziehen, sondern auch Coro ganz zu verlassen (28. Juli 1822). Von den nun noch durch die Spanier besetzten Plätzen capitulirte Maracaibo am 23. August 1823, und nun schlossen Commodore Daniels, der seit Brion's Tode die ansehnlich vermehrte colombische Flotte befehligte, von der Seeseite, zu Lande aber General Paez Porto Cabello immer enger ein. Am 8. Nov. 1823 wurde die Stadt mit Sturm genommen, zwei Tage nachher ergab sich das Schloß, und Colombia war nun ganz von span. Truppen befreit. Bolivar aber hatte sich unterdessen nach Quito gewendet, hier den span. General Cruz Morgeon geschlagen und getödtet (im April), und auch diese Landschafe der Herrschaft der Spanier entrissen (im April und Mai 1823). Zugleich trat Panama dem Freistaat bei, und dieser erklärte die ganze Moskitoküste bis zum Vorgebirge Gracias a Dios für sein Eigenthum. Colombias am 12. Juni 1821 öffentlich bekannt gemachte Verfassung war der nordamerikanischen sehr ähnlich. Bolivar erhielt den Namen des Befreiers (Libertator).

Während Colombias Bewohner die Früchte ihrer Ausdauer ernteten, war auch in den südlichen Colonien Spaniens Macht immer tiefer gesunken. Buenos-Ayres und die übrigen Provinzen am La Platastrome erklärten, nach einer glücklich unterdrückten Verschwörung zu Gunsten der Spanier, sich für unabhängig, hoben den Unterschied zwischen Amerikanern und Europäern auf und schafften alle Erbvorzüge, die Sklaverei, Inquisition und Folter ab (3. Febr. 1813). Der an Belgrano's Stelle ernannte General San-Martin, ein Mann voll Muth und Kriegserfahrenheit, schlug die Spanier mehre Male, der Engländer Brown siegte mit der neu errichteten republikanischen Flotille zur See und Oberst Alvear nahm Montevideo durch Capikulation ein. Doch diese letztere Stadt verloren die Republikaner bald wieder, indem Don Jose d'Artigas, der seit 1811 in ihren Reihen focht, und die wilden aber tapfern Bewohner der Banda Oriental bewaffnet hatte, sich ihrer mit Gewalt bemächtigte, wofür er geächtet wurde. Ihm nahmen die Portugiesen Montevideo ab, und dieß schloß sich u. d. N. Cisplatanischer Staat an Brasilien an; den Artigas selbst aber vermochten sie nicht aus dem Besitz der Banda Oriental zu verdrängen. Indeß aber waren auch die Provinzen am La Plata der Schauplatz mancher innern Gährungen. Alvear, der sich der Oberherrschaft bemächtigen wollte, wurde vertrieben (im April 1815), Alvarez, der an seine Stelle kam, nach kurzer Zeit in einem Volksauflauf wieder abgesetzt, und der von äußern Feinden bedrohte, durch innere Unruhen zerrüttete Freistaat schwebte am Abgrunde des Verderbens. Da versuchte Juan Martin de Pueyrredon die Rettung des Vaterlands; er rief einen Congreß nach Tucuman zusammen (im März 1816), wurde zum Präsidenten gewählt und stellte die Ruhe wieder her. Am 19. Juli 1816 wurde die Unabhängigkeitserklärung der jetzt sogenannten Vereinigten Provinzen von Südamerika wiederholt; die

innere Verwaltung kam in bessere Ordnung, das Heer wurde vermehrt, und die nun 11 Fahrzeuge zählende Flotte unter des Admirals Brown Anführung wagte schon kühnere Streifzüge in das atlantische und stille Weltmeer. Am 3. Dec. 1817 entwarf der zu Buenos-Ayres versammelte Generalcongreß ein provisorisches Staatsgesetz, das gelten sollte, bis die aus 16 Mitgliedern bestehende Commission die eigentliche Verfassung entworfen hätte. Dieß aber stand an bis 1819; erst am 25. Mai dieses Jahres erschien endlich die Verfassungsurkunde der Vereinigten Staaten von Südamerika. Hierauf trat Pueyrredon seine Stelle an den General Rondeau ab (9. Juni 1819), weil dessen kriegerische Kenntnisse dem Staat bei dem von Spanien gedrohten Angriffe nothwendig seyen, wurde aber zum Lohn dafür kurz nachher der Verrätherei angeklagt und mußte nach Montevideo fliehen. Ein neuer Parteikampf entbrannte nun; Rondeau mußte dem Saratna weichen, der mit Ramirez und Lopez, den Häuptern der Demokraten, einen Vertrag zur Errichtung einer Bundesrepublik schloß (23. Febr. 1820). Ihn suchte Alvear zu verdrängen; das erste Mal kehrte der Vertriebene zwar wieder zurück, mußte bald aber aufs neue entweichen (1. Mai). Auch seines Nachfolgers Romos Meria Herrschaft war kurz. Nun kämpften Alvear unr Rodriguez mit einander: Ersterer wurde im Oct. nach blutigem Kampfe verjagt, aber bald trat an seine Stelle Ramirez. Die Bergbewohner (Monteneros) erregten einen Aufstand, die Indianer im Süden machten Einfälle, überall war Kampf und Verwirrung. Doch die kräftige Thätigkeit der Patrioten stellte die Ruhe wieder her; Ramirez wurde getödtet, die Monteneros unterjocht, die Indianer zurückgetrieben. Am 24. Sept. 1821 traten an die Spitze der Regierung von Buenos-Ayres Ribadavia und Garcia, und in Cordova versammelte sich ein Generalcongreß. Die verschiedenen Provinzen am La Plata schlossen sich näher an einander, und dem weisen und vorsichtigen Betragen der Regierung von Buenos-Ayres gelangte es 1824 aufs neue, die Vereinigten Staaten zu einem Nationalcongreß zu bewegen. Nur Paraguay trat diesem Bunde nicht bei; denn Francia, der seit 1810 hier als Director herrscht, verwarf jede fremde Verbindung. Buenos-Ayres hingegen suchte auch mit dem Ausland Verbindungen anzuknüpfen; es schloß mit Colombia ein Freundschafts- und ein Vertheidigungsbündniß (8. März 1823), mit den span. Cortes einen Vergleich (4. Juli), der aber nach deren Auflösung vom Könige nicht mehr anerkannt wurde; auch mit den nordamerikanischen Freistaaten, mit Peru, Chile und Mexico wurde wegen näherer Verbindung unterhandelt (1824).

Noch tobte am La Plata der Parteikampf, als von da aus schon die Befreiung Chiles versucht wurde. Hier hatten sich die Carreras an die Spitze der Demokraten gestellt und sich der Herrschaft bemächtigt; aber sie wurden von einer mächtigen Gegenpartei gestürzt, und O'Higgins erhielt den Oberbefehl des republikanischen Heeres, mit dem er die Spanier unter Gaenza schlug und von diesem nun einen Vertrag erlangte, nach welchem Chile, wenn es die span. Herrschaft anerkenne, eine Anzahl Abgeordneter zu den Cortes schicken und einen eigenen Generalcongreß ernennen sollte. Diesen Vertrag jedoch erklärte der Vicekönig von Peru für ungültig, setzte Gaenza'n ab und schickte an seine Stelle den General Osorio nach Chile. Jetzt erhoben auch die Carreras sich aufs neue, O'Higgins wurde durch ihren Verrath nach einem hartnäcki-

Digitized by Google

gen Kampfe bei Raucaqua von den Spaniern besiegt (2. Oct. 1814), die hierauf die Hauptstadt und das ganze Land besetzten und ihr Straf- und Rachegeschäft begannen. So blieb Chile längere Zeit wieder unter span. Herrschaft; aber die entflohenen Republikaner jenseits der Anden sannen fortwährend auf die Befreiung ihres Vaterlandes. Zu Mendoza hatten sie unter O'Higgins und Salaras sich versammelt, und hier vereinte sich San-Martin mit ihnen. Nun begann zu Anfang des J. 1817 über das steile Gebirge, durch unwegsame Gegenden, pfadlose Schlünde und furchtbare Schluchten der Marsch nach Chile, und hoch erstaunt sahen die Spanier ein feindliches Heer von den Höhen herabsteigen. Bei Chacabuco stellten sie sich auf; aber ungestüm fielen die Republikaner sie an; San-Martin selbst, an der Spitze von 300 Reitern mitten in die feindlichen Reihen sich stürzend, entschied den Sieg (12. Febr. 1817). Nur ein Theil der span. Reiterei entkam und schiffte sich mit den Anhängern Spaniens in Valparaiso ein. Nun eröffnete San-Jago den Siegern die Thore. San-Martin versammelte hier sogleich einen Congreß, an dessen Spitze er seinen Freund O'Higgins stellte. Die Carreras aber mußten fliehen und fanden im folgenden Jahre bei dem Versuche einer Gegenrevolution ihren Tod. Am 18. Jan. 1818 erschien hierauf die Unabhängigkeitserklärung von Chile. Um einem neuen Angriff, mit dem Osorio von Talcahuano her drohte, besser begegnen zu können, brachten die Geistlichen und Bürger von San-Jago ihr ganzes Silbergeräth dem Staate dar, und erklärten, nicht eher neues anschaffen zu wollen, als bis das Vaterland außer Gefahr sey (5. März 1818). Eine That, zu deren Andenken zwei Säulen am Eingange der Stadt errichtet wurden, mit der Aufschrift: „Fremdling, der du dieß Land betrittst, Völker des Erdkreises, entscheidet, ob solch ein Volk unterjocht werden kann!" Daß dem also sey, zeigte sich kurz nachher. Osorio, bis auf 8000 Streiter verstärkt, hatte in einem nächtlichen Ueberfall bei Talca die Republikaner zerstreut; O'Higgins wurde schwer verwundet, Gepäcke und Geschütz verloren, kaum vermochte noch Las Heras die Sieger etwas aufzuhalten (19. März 1818). Doch drangen diese rasch gegen San-Jago vor. Schon hatten sie den Maypufluß überschritten, als San-Martin mit den wieder gesammelten republikanischen Scharen ungestüm auf sie losstürzte. Das Gefecht war sehr blutig; Freyre, Las Heras und Belcarce zeichneten sich besonders darin aus, und so endigte es mit der völligen Niederlage der Spanier. Nur Osorio entfloh mit 200 Reitern; 2000 seiner Leute fielen, 2500 wurden gefangen, Gepäcke, Geschütz und die Kriegscasse erobert (5. April 1818). Die Folge dieses glänzenden Sieges war die gänzliche Befreiung von Chile. Auch mehre span. Kriegsschiffe wurden erobert, und als der Engländer Lord Cochrane im Nov. 1818 ankam, bildete sich, da sein Ruf viele tüchtige Seeleute herbeizog, schnell eine Flotte, mit welcher Cochrane viele span. Schiffe wegnahm und die peruanischen Küsten plünderte. Am 23. Oct. 1818 erhielt Chile nun eine neue Verfassung, mit einem Oberdirector (O'Higgins) und einem Senat von 5 Mitgliedern, und der neue Freistaat schien nun so fest begründet, daß er im Verein mit Buenos-Ayres der Aufforderung der Republikaner in Peru zu entsprechen und die Befreiung dieses Landes zu versuchen beschloß.

Große Zurüstungen begannen, und am 20 Aug. 1820 segelte die chileisch. Flotte, aus 7 Kriegsfahrzeugen und aus 20 Transportschiffen

Digitized by Google

bestehend, worauf sich San-Martin mit 5000 Landtruppen und 25.000 Gewehren zur Bewaffnung der Peruaner befand, nach Peru ab, dessen Seehäfen zugleich in Blockadezustand erklärt wurden. Am 8. Sept. schiffte sich San-Martin's Heer bei Pisco aus. Die Grausamkeit des Vicekönigs Pezuela gegen alle republikanisch Gesinnte hätte ihm das Vordringen von hier aus sehr erleichtern können; allein statt dessen schloß er mit Pezuela einen Waffenstillstand, der bis zum 4. Oct. dauerte. Am 28. Oct. schiffte er sich dann wieder ein und landete am 30. zu Ancoa in Limas Nähe; bald aber zog er sich weiter nordwärts und nahm bei Huanra eine feste Stellung, wo aber ansteckende Fieber seine Mannschaft sehr schwächten. Thätiger war General Arenales, der den span. General O'Reilly am 6. Dec. bei Pisco und bald darauf auch den General Riccaforte schlug, während Cochrane in der Nacht vom 5. Nov. 1820 die span. Fregatte Esmeralda im Hafen von Callao eroberte und diesen Hafen hierauf enge einschloß. Auch Süd-Chile's Unterwerfung wurde durch die Eroberung von Arica vollendet und der letzte der Carreras, der bisher noch immer unter den Waffen gestanden hatte, von Freire gefangen und hierauf hingerichtet (31. August 1820). — In Peru ward Laserna, ein Mann von gemäßigter Denkart, zum Oberbefehlshaber des span. Heeres ernannt und erwarb sich bald durch seine Handlungsweise die Gunst des Volkes und das Zutrauen der Constitutionnell-Gesinnten, an deren Spitze der General Valdes stand. Pezuela, hierüber eifersüchtig, verklagte diese Männer bei den bürgerlichen und geistlichen Behörden, bis Laserna seine Stelle niederlegte. Sein Nachfolger Ramirez handelte ganz in Pezuela's Geiste, und bald war San-Martin vor Limas Thoren. Pezuela wurde abgesetzt, er selbst kam an dessen Stelle (im Januar 1821), schloß mit San-Martin einen Waffenstillstand, räumte aber doch nach fruchtlosen Unterhandlungen am 6. Juli Lima. Nun zog San-Martin in diese Stadt ein. Am 15. Juli wurde Perus Unabhängigkeit erklärt und 13 Tage später feierlich beschworen. Zwar ging, vom Hunger bezwungen, im Sept. auch Callao über; aber San-Martin verfolgte seine Vortheile nicht. Er rief am 1. Mai 1822 eine gesetzgebende Versammlung zusammen. Kaum aber war diese eröffnet worden (den 20. Sept. 1822), als er abdankte und nach Chile zurückkehrte. Canterac hatte indeß die Republikaner unter Alvarado bei Macadona besiegt (April 1822) und schlug sie auch im folgenden Jahre (20 Jan.) bei Munqueran in die Flucht. Darüber entstand ein allgemeines Mißvergnügen in Lima, und der gewesene Polizeiminister, D. Jose de la Riva-Aquero, bemächtigte sich der Präsidentenstelle und der vollziehenden Gewalt. Er verlegte den Sitz des Congresses am 18. Juni von Lima nach Callao. Als aber Canterac schon am folgenden Tage Lima besetzte, so begab sich die Regierung, gegen den Willen des Präsidenten, nach Trurillo. Letzterer ward vom Congreß abgesetzt (23. Juni), und nun entstand ein heftiger Parteikampf. Ein Theil der peruanischen Truppen war auf der Seite des Präsidenten, welcher dem Absetzungsdecrete nicht nur keine Folge leistete, sondern sogar den Congreß auflöste und aus der Minorität desselben einen Senat von 12 Mitgliedern ernannte, an dessen Spitze er sich stellte. Zugleich ließ er die Minister verhaften. In dieser Krisis schien der neue Freistaat seinem Untergang nah; allein jetzt erhob sich zu seinem Beistand nicht nur aufs neue Chile, wo durch Besiegung und Hinrichtung des kühnen

Abenteurers Benavides die Ruhe im Süden völlig hergestellt war, sondern auch Colombia. Während nämlich hier der Vicepräsident Santander die innern Angelegenheiten besorgte, wandte Bolivar sich nach Peru, wo er von dem nach Canterac's Abzug in der Hauptstadt (16. Juli 1823) unter Torretagle's Vorsitz neu versammelten Congreß nebst seinem Heere mit dem größten Jubel empfangen und zum General-Capitain, Kriegs-Director und Beschützer Perus ernannt wurde. Aber das Glück begünstigte Bolivar'n anfangs gar nicht; Riva-Aquero's Verrath verursachte zwei Niederlagen der colombischen Truppen unter Santa Cruz und Sucre, und die chilesischen unter Camara zogen sich nun wieder zurück. So gelang es den Spaniern, sich Callaos wieder zu bemächtigen (5. Febr. 1824), worauf sie zwei Wochen später auch in Lima einzogen. In dieser Bedrängniß erhielt Bolivar die Dictatorwürde (10. Febr.) und aus Colombia ansehnliche Verstärkungen, während Laserna's Stolz den General Olaneta bewog, sich von den Royalisten zu trennen und ruhig dem Kampfe zuzusehen, welcher mit der Niederlage Canterac's bei Jumi (17. Sept. 1824) neu eröffnet wurde. Aber die Republikaner benutzten ihren Sieg nicht hinlänglich, und während Bolivar sich nach Lima wandte, kam Sucre in große Noth. Laserna mit 8400 Spaniern schloß ihn, der nur 5300 Streiter zählte, in der Ebene von Ayacucho ein. Groß war die Noth der Republikaner. Von den Royalisten angegriffen, fanden sie nur im Siege Rettung, den sie auch in Zeit von einer Stunde errangen (9. Dec. 1824). Der Rest der span. Heeres mußte capituliren und sich mit Laserna, Canterac und Valdez nach Europa einschiffen. Olaneta behauptete sich noch eine Zeit lang in Oberperu zu Potosi und Oruro, ward aber 1825 von Sucre (vgl. d.) völlig besiegt und Oberperu dadurch gänzlich für die Sache der Unabhängigkeit gewonnen. Der Congreß von Peru versammelte sich am 10. Febr. 1825; Bolivar legte die Dictatur nieder und lehnte alle Geschenke, die der Congreß ihm antrug, großmüthig ab. Allein auf die Vorstellung des Congresses, daß die Verfassung noch nicht festgesetzt sey, übernahm er die Dictatur am 12. Febr. 1825 noch auf ein Jahr, trat jedoch einen Theil der höchsten Gewalt an einen Regierungsrath unter Vorsitz des Gen. Lamar ab. Als Callao, dessen Hafen peruanische und chileotische Kriegsschiffe unter dem Admiral Guise sperrten, durch Hunger den 22. Januar 1826 zur Uebergabe gezwungen und die Regierung von Peru durch den am 10. Febr. versammelten Congreß geordnet war, kehrte Bolivar nach Colombia zurück. — Auch in Chile trug die Partei der Republikaner über die Oligarchen den Sieg davon; die aristokratische Verfassung von 1823 wurde abgeschafft und die ältere von 1818 wieder eingeführt (1824). — In Peru erregte indeß die Trennung Oberperus (u. d. N. des Freistaats Bolivia, s. d.) von dem Freistaate (1825) allgemeine Unzufriedenheit, welche am 26. Jan. 1827 in eine Revolution ausbrach, die gegen Bolivar und Sucre (vgl. d.) gerichtet war. 1828 griff Peru Bolivia an und Bolivar erklärte an Peru den Krieg, der bis zum Juni 1829 mit Erbitterung und abwechselndem Glücke fortgeführt wurde, wo eine Waffenruhe zu Stande kam, der am 22. Sept. der Friede auf den vorigen Besitzstand folgte. Nach Sucre's Abdankung von der Präsidentenwürde des bolivischen Staats wurde durch den Congreß zu Chuquisaca der Großmarschall Santa-Cruz zum Präsidenten der Republik erwählt, welche Würde derselbe seitdem behalten hat. In der

Digitized by Google

letzten Zeit ist Bolivia wieder in Zwistigkeiten mit Peru verwickelt gewesen, über welche genügende Nachrichten fehlen. — Ueber Colombias Geschichte bis zum Tode (Dec. 1830) Bolivar's, s. d. Jetzt zerfällt dasselbe in die 3 Bundesstaaten Venezuela (Präsident: Paez), Neugranada (Präsident seit 1832 Santander) und Aequador oder Quito. (Vgl. Colombia.) — Ueber die Vereinigten Staaten am la Plata s. d. Peru (s. d.) wird noch immer durch Bürgerkrieg zerrüttet. In Chile (s. d.) hat das Volk den verdienstvollen O'Higgins, der sich ins Privatleben zurückgezogen, wieder an die Spitze der Regierung berufen; er scheint auserwählt zu seyn, seinem Vaterlande durch eine naturgemäße Verfassung die Freiheit zu sichern, welche er ihm im blutigen Kampfe erfochten. Ueber die neueste Organisation fehlen die Nachrichten. — Ueber Brasilien, Mittelamerika, Mexico, Paraguay und Uraguay, den jüngsten südamerikanischen Staat, s. d. bes. Art. — Werfen wir jetzt einen Gesammtblick auf die neuen Staaten, so sind sie in ihrem Innern noch weit von dem Ziele politisch bürgerlicher Ausbildung entfernt. Die jungen Regierungen sind zu wenig befestigt, in auswärtige Händel zu sehr verwickelt und mit Schulden zu früh belastet, als daß sie sobald die Hindernisse überwinden könnten, welche es erschweren, an die Stelle der verderblichen Herrschaft, die man zerstört hat, etwas dauerhaft Gutes aufzubauen. An vielen Orten übertrifft das Neue nicht nur nicht das Alte, sondern steht ihm sogar oft nach. Das Grundübel jener Länder ist Mangel an Bevölkerung, die zu große Mannigfaltigkeit der Racen, Unwissenheit, Aberglaube und bei den Vornehmen — Unglaube. Selbst die Vereinigung der Republiken unter sich, sowie die durch den amerikanischen Congreß zu Panama (wohin die Vereinigten Staaten im Jan. 1826 zwei Bevollmächtigte sandten, und an welchem auch Brasilien und Großbritannien Theil nahmen) beabsichtigte Verbindung aller amerikanischen Staaten zu einem auf das Völkerrecht gegründeten, gegen Europas Colonialansprüche und gegen die Interventionspolitik bewaffneten Staatensystem hat den großartigen Ideen Bolivar's nicht entsprochen. Indessen haben erleuchtete Gesetzgeber auf vielen Punkten den Samen des Bessern schon ausgestreut, und die Idee des Wahren lebt in mehr als einem hellen Kopf und in mehr als einer männlichen Brust. Möge daher der regere Völkerverkehr mit den Verein. Staaten, mit Großbritannien, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Preußen, Frankreich u. a. auf die innere Ausbildung der jungen amerikanischen Staaten, deren Anerkennung von Seiten Spaniens, den neuesten Nachrichten zufolge, nicht mehr fern ist, wohlthätig zurückwirken! — Ueber die Geschichte der Revolution in den spanisch-amerikanischen Colonien s. die Werke von Guerera, Funes, X. Mina, Gen. Miller, Dufey, Röding, Torrente, Caldcleugh, Stevenson, Graham, Mathison, Grandsire, Hall, C. S. Cochrane, Pradt u. A.; ferner die bei den einzelnen Art. angeführten Schriften.

Süden, s. Mittagspunkt.

Südermannland (Södermannland, Nyköpingslän), eine 136 QM. große Provinz im eigentlichen Schweden, im Süden des Mälarsees, von 100.000 Einw. bevölkert, ist fruchtbar und gut angebaut und liefert Eisen, Getreide, Holz, Fische ꝛc. Hauptstadt: Nyköping (s. d.).

Sudeten, ein schon den Alten bekannter Gebirgszug, in dessen Nähe und an der Oberelbe die Hermunduren wohnten. Er begreift im

Digitized by Google

weitern Sinne das nordwestlich der Grenze von Mähren, Böhmen und Schlesien entlang laufende Gebirge, dessen Theile das Riesengebirge (s. d.), das Glatzer-, Eulen-, Erz-, Isergebirge, der wohlische Kamm und das mährisch-schlesische Gebirge sind, und das sich durch das Gesenke, ein sehr erhabenes Plateau zwischen Schlesien und Mähren, mit den Westkarpathen verbindet; im engern Sinne das mährisch-schlesische Gebirge. Letzteres, oder das südöstliche wellenförmige Drittheil, ist stark bewaldet und von engen, felsigen, finstern Thälern durchschnitten. Der höchste Gipfel der ganzen Kette, die Schneekoppe, ist 4949 pariser Fuß über der Meeresfläche erhaben. Die Kiefer kommt hier fort bis zu einer Höhe von 3700 F.; Hafer und Roggen werden bis zu 3250 F. gebaut.

Südindien, s. Australien.

Südländer, alle Länder und Inseln der Südsee (s. Australien); auch benennt man so die Länder Südeuropas.

Südlicht (Australschein), eine dem Nordlicht s. d.) ähnliche Erscheinung in den Südländern, die Cook zuerst 1773 unter 58°—60° S. Br. mehre Tage hinter einander beobachtete. Molina nahm sie wahr auf den Inseln um Chile. Indeß sollen die Südlichter nicht ganz so leuchtend und prächtig seyn als die eigentlichen Nordlichter. Kastner stellt Süd- und Nordschein als die den magnetischen Erdpolen periodisch entstrahlende Erdelektricität dar. (Vgl. Südpolarländer.)

Südpol, s. Pol.

Südpolarländer, Bruchstücke einer in der Urzeit untergegangenen oder die Erstlinge einer aus der jüngsten Periode der Bildung unseres Erdballs hervorgegangenen Ländermasse. Bisher glaubte man, in der südlichen Polarzone befinde sich kein Land, und sie sey daher ganz unwirthbar, ein einziger Ocean, der sich bis 60° S. Br. erstrecke. Cook näherte sich dem Pol bis zum 71°, aber Eismassen und Stürme trieben ihn zurück. — 1820 entdeckte ein Wallfischfänger südlich vom Cap Horn 61° eine gegen 200 engl. Meilen lange Insel, welche er Neuschottland nannte. Außerdem gehören zu den Südpolarländern: Neu- oder Südgeorgien, entdeckt von Laroche, auch König-Georgs-Insel genannt, liegt 54—55°, ist mitten im Sommer auf seinen Felsen fast bis zur Wasserfläche mit Schnee und Eis bedeckt und bringt nur 2 Pflanzenarten, Dactylis und Ancistrum, nothdürftig hervor. — In der Nähe liegen die Vulkan-Inseln Marquis de Taverse, vom russ. Cap. Bellinghausen zu Ehren des russ. Kriegsministers so genannt. Schneenebel und schwimmende Eismassen bis 300 F. über die Meeresfläche, sowie Stürme sind hier sehr häufig. — Sandwichland (59° 34' Br.), von Cook entdeckt und erst 1819 durch den russ. Cap. Bellinghausen genau untersucht, besteht aus aus 5 größern und mehren kleinen Inseln an der Grenze des Eisfeldes und ist außer einigen Klippen ganz mit Eis und Schnee bedeckt ohne eine einzige Pflanze. Das Südlicht allein gewährt in diesem mit beständigem Nebel eingehüllten und von zuweilen mehr als 300 F. über der Meeresfläche emporstehenden Eisblöcken umgebenden Lande ein angenehmes Schauspiel; es zeigt sich hier unversehends am südlichen Horizont in Gestalt einer beweglichen, gleichsam fliegenden weißen Säule, die in ihren schnellen Bewegungen die schönsten Farben des Regenbogens darbietet, den ganzen Himmel erhellt und plötzlich verschwindet, um bald von neuem zu erscheinen und unter 100fältigem Gestaltwechsel das reizende Farbenspiel fortzusetzen. — Neusüdshetland, eine Gruppe von 5

großen Inseln (61—63° Br.), vom Cap. Smith 1819 entdeckt und im Namen des Königs von England in Besitz genommen. Das Land ist unter Eisschollen vergraben, wie die Länder des Nordpolarmeers, wo man bis jetzt von Vegetation nur einzelne Flecke mit etwas Gras entdeckt hat. In der Nähe sieht man unzählige größere und kleinere Robbenarten, Strandvögel, sowie in den Baien Potwallfische. Auf den Gipfeln der Berge hat man, wie in Neusibirien, Ueberreste antediluvianischer Thiere entdeckt, auch Steinkohlen, Chalcedon, Kalkspath, Drusen, Stilbit, Apophyllit, Träpp ꝛc. aufgefunden. Es gibt mehre gute Häfen. Die beiden größern Inseln heißen Livinstone und Robert. Nördlich liegen viele Inseln, Felsen und Klippen, während die Südküste frei ist; diese ist im Frühjahr ganz mit Eis umgeben, welches kommt aus dem ihr gegenüber liegenden Palmersland, von Cap. Palmer 1821 entdeckt, der auch eine Meile im Innern der Washingtonenge einen herrlichen Hafen, nach ihm Palmersport genannt, entdeckte, 60° 31′ S. Br.; das Land hat im Innern hohe Schneegebirge, außer dem Wintermoos keine Spur von Vegetation und außer schön gefleckten Seeleoparden keine Säugthiere, aber Pinguine, Portegmonter oder Seehühner, weiße Tauben und Möven. Der russ. Cap. Bellinghausen entdeckte 1823 innerhalb des Polarkreises 69° 30′ die Peter- und Alexander-Inseln, bisher die südlichsten auf der bekannten Erde. Der brit. Cap. J. Weddel hat am 27. Dec. 1822 die Australorkadenentdeckt (60° 45′ S. Br.). Der größte Theil der Berge dieses höchst unfruchtbaren Landes erhebt sich mit spitzigen Gipfeln bis in die Wolken; es sind Urgebirge mit Spuren einer vulkanischen Zerstörung. Noch südlicher (74° 15′ Br.) fand er kein starrendes Eisfeld, sondern nur vier Eisinseln, in einem offenen Meere, das er Meer Georg IV. nannte. Die Magnetnadel wich in dieser Breite beträchtlich ab. 1823 segelte Cap. Foster aus England mit dem Schiffe Chanticleet nach dem Südpol, um daselbst die Pendeluntersuchungen zur Feststellung der Gestalt der Erde fortzusetzen. Weddel's merkwürdige Reise ist a. d. Engl. übersetzt erschienen, Weimar 1827.

Südsee, s. Zuidersee.

Südsee, das größte aller Weltmeere von 162 Breitengraden, zwischen Ostasien und der Westküste Amerikas sich 2800 Seemeilen weit (von Acapulco bis Manila) ausbreitend, umfaßt nach Gauß's Berechnung 2.834.000 QM., mithin ein Viertel der ganzen Erdoberfläche, verdient aber den ihm von Magelhaens beigelegten Namen des stillen Meeres keineswegs. Außer einigen asiat. und amerikan. Inselgruppen enthält es ganz Australien. Nur in dem Strich von 30° S. Br. bis 5° N. Br. herrscht eine beständige Heiterkeit, und bei sanften, immer gleichen Winden kann man auf sichere Schifffahrt rechnen. Von 5° N. Br. an bis tief in den Norden zur Beringsstraße hinauf herrschen die heftigsten Stürme fast in allen Jahreszeiten. Besonders sind die Winde den Fahrten von N. nach S. längs den Küsten sehr zuwider und machen diese langweilig und gefährlich. Um von Guayaquil nach Lima zu kommen, bedarf man oft so vieler Wochen, als Tage zu der Fahrt von Lima nach Guayaquil; die Fahrt beträgt 210 Seemeilen, und man bringt auf derselben zweimal mehr Zeit hin, als die Reise quer über die Südsee von Acapulco bis Manila erfordert. Ebenso kann eine Fahrt von Acapulco nach Lima länger dauern und beschwerlicher seyn, als eine Reise von Lima nach Spanien. Ein der Tropenregion der Südsee eigenthüm-

liches Phänomen ist das Leuchten seiner Gewässer. Hier flimmert und glänzt sein Spiegel wie Silberstoff, dort breiten sich seine Wogen in ungeheure Flächen von Schwefel und entzündetem Pech aus; zuweilen gleicht der Ocean einem Milchmeere, zuweilen sieht es einem langen beweglichen hin- und herwogenden Lichtstreifen ähnlich, dessen Enden sich im äußersten Horizont verlieren. Die Ursache dieser Erscheinungen sind Mollusken und weiche Zoophyten. Eine Gattung mikroskopischer Schalthiere von rother Farbe bringt jene Blutmeere hervor, die einige Seefahrer beobachtet haben, und in den Meeren von Neuguinea und Neuholland hat man Staubmeere gesehen, die von den Eiern gewisser Seethiere, welche einem grauen Staube ähneln, ihre Farbe erhalten. Kein Meer ist so reich an Vulkanen als der Australocean. Man theilt ihn 1) in die Nordsee, bis zum Wendekreise des Krebses, deren Theile der nordische Archipelagus, das ochozkische oder tungusische Meer, das japanische Meer und der Meerbusen von Korea sind; 2) die Mittelsee oder das eigentlich stille Meer, zwischen den beiden Wendekreisen, enthält die schönsten und größten Inselgruppen Australiens und im Osten den kalifornischen Meerbusen und den Meerbusen von Panama; 3) die eigentliche Südsee, vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südl. Eismeere. Seit 1764 ist dieser Ocean von den Briten planmäßig untersucht worden.

Südseeländer, s. Australien.

Suetonius (Cajus Tranquillus), ein classischer Prosaist der altrömischen Literatur, entsprossen einer Plebejerfamilie Roms, lebte um 70—121 n. Chr. Er widmete sich der Rhetorik und Grammatik und zeichnete sich auch als Sachwalter vortheilhaft aus. Vom Kaiser Trajan erhielt er das Tribunat und das Dreikinderrecht, ungeachtet seine Ehe kinderlos war. Kaiser Hadrian nahm ihn später zu sich als Geheimschreiber; er verlor aber dessen Gnade, weil, dem Gerüchte nach, er gegen dessen Gemahlin, Sabina, etwas zu frei gewesen, zog sich dann zurück und lebte, als inniger Freund des jüngern Plinius, bloß den Wissenschaften. Die Briefe des Letztern enthalten manche Aeußerung, die auf den moralischen Werth des Sueton das günstigste Licht werfen. Reich an Inhalt und classisch für die römischen Alterthümer sind Sueton's Lebensbeschreibungen der 12 römischen Kaiser von Julius Cäsar bis Domitian, in denen er ihr öffentliches, noch mehr aber ihr Privatleben nach einer Sachordnung (100 n. Chr.) darstellte; seine Sprache befleißigt sich der Eleganz, ohne in die Affectation seiner Zeitgenossen zu fallen; aber ihnen fehlt die historische Kunst in der Anordnung und in manchen Theilen, obgleich Sueton Zugang zu dem kaiserl. Archive hatte, das Gepräge der Glaubwürdigkeit, weil er zu viele Anekdoten und andere Nachrichten einmischt, die nicht aus den besten Quellen geborgt seyn können. Sueton's Buch von berühmten Rednern und die Auszüge aus der Schrift von den Dichtern sind nur in Bruchstücken auf uns gekommen. Die besten Ausgaben des Sueton sind die von Pitiscus (Leuw. 1714, 2 Bde., 4.), von Burmann (Amst. 1736, 2 Thle.), von Wolf (Lpz. 1802, 4 Thle., mit Casaubon's Anmerk.) und von Baumgarten-Crusius (Lpz. 1815 fg., 3 Thle.). Viele sacherklärende Bemerkungen enthält die Bearbeit. für Schulen von Bremi (Zürich 1808); Ostertag hat die 12 Lebensbeschreibungen übersetzt (Frkf. a. M. 1788—89, 2 Bde.). Doch verdient Sueton wohl eine sorgfältigere Uebersetzung. D. Sölt hat über die Quellen der Biographien Sueton's einen krit. Versuch 1825 in Göttingen geschrieben.

Digitized by Google

Sueur (Eustache le), s. Lesueur.

Sueven nannte man vor der christl. Zeitrechnung eine Anzahl untereinander verbundener Völkerschaften zwischen der Elbe und der Weichsel und weit nach Süden hinab. Der Name der Sueven ist unter allen deutschen Völkerschaften der ausgebreitetste, darum auch der unbestimmteste. Die Semnonen (in der Lausitz und Brandenburg) wurden darunter als die edelsten geachtet, und viele Stämme feierten durch periodische Gesandtschaften an dieselben unter religiösen Ceremonien das Andenken des gemeinschaftlichen Ursprungs. Die Longobarden (die westlichen Nachbarn der Semnonen), die Angeln, die Fosi, die sich nachmals unter den Sachsen verloren, bis gegen die Weser hausend), die Völker der cimbrischen Halbinsel, die Rugier (in Pommern), neben ihnen die Heruler, selbst die Vandalen (eine Menge verbundener Stämme an der Ostsee), die Burgunder (in Westpreußen) und viele andere werden für Sueven gehalten. Der berühmte Suevenbund zählte 100 Gaue. Lange gepflochtene Haarzöpfe (daher ihr Name), mehr aber ein glänzender Kriegsruhm, in ihren Kämpfen mit den Römern errungen, zeichneten die Sueven aus. Der Bund unterhielt ein jährlich wechselndes Heer. — Die Sueven scheinen einige besondere Religionsceremonien gehabt zu haben; übrigens waren ihre Sitten und Verfassung denen der andern deutschen Völker ähnlich. Bei der großen Völkerwanderung gingen Sueven, mit Alanen und Vandalen vereint, nach Gallien, drangen 409 über die Pyrenäen in Spanien ein und theilten mit den Vandalen die Provinzen Galicien und Altcastilien. Später breiteten sie sich selbst bis an das heutige Portugal aus. In den Kriegen mit den Römern und Westgothen wurden sie von den letztern 586 völlig überwunden, und von der Zeit an verschwand ihr Reich und selbst ihr Name aus der span. Geschichte. Die in Deutschland zurückgebliebenen Sueven erschienen im 5. Jahrh. u. d. N. Schwaben mit den Alemannen (s. d.) verbunden. Vom 8. Jahrh. standen sie unter der Oberherrschaft der fränk. Könige und wurden durch Herzoge regiert. Ihre Besitzungen waren in Gaue eingetheilt, deren Benennungen zum Theil noch jetzt übrig sind. Die Sueven sind die Stammväter der heutigen Schwaben.

Suez, eine kleine, schlechtgebaute Stadt unter 29° 57′ N. Br., welche jetzt zu Mittelägypten gerechnet wird, auf der gleichnamigen Landenge, die Aegypten und Afrika mit Syrien und Asien verbindet und das Mittel- vom rothen Meere trennt, liegt an der Westseite des arab. Meerbusens und an der nördlichsten Bai desselben, in einer dürren, unfruchtbaren und wasserleeren Fläche. Alle Lebensmittel erhält sie viele Tagereisen weit aus Aegypten oder vom Sinai; selbst der einzige Brunnen bei der Stadt hat kaum genießbares Wasser. Das Meer ist hier etwa nur 3450 F. breit, noch von einigen Inseln unterbrochen und so seicht, daß man es bei der Ebbe leicht durchwaten kann. Einst eine wichtige Handelsstadt und die Niederlage indischer und europ. Waaren, zählt sie nun, immer mehr verödend, kaum 1000 Einw., Araber und Syrier. Der kleine Hafen versandet immer mehr. Doch hat sie einigen Handel nach Mekka und Mocha in Arabien und ein Schiffswerft, an dem einst alle Fahrzeuge auf dem rothen Meere erbaut wurden. Der Pascha von Aegypten hält hier eine kleine Besatzung zum Schutze des Handels. 1798 drang Bonaparte aus Aegypten über die Landenge von Suez nach Syrien vor; auch landete hier 1798 der engl. General Baird

von Indien her mit 10.000 Seapoys, um die Landung der Engländer in Aegypten gegen die Franzosen zu unterstützen.

Suffeten, s. Carthago.

Suffragan heißt jedes zu Sitz und Stimme (suffragium) berechtigtes Mitglied eines Collegiums von Geistlichen, sey es eine Synode von Bischöfen unter einem Erzbischof, oder von Pfarrern unter einem Bischof, oder ein Ordenscapitel unter einem Provincial, oder ein Convent unter einem Abt; vorzugsweise jedoch wird der einem Erzbischofe untergeordnete Bischof dessen Suffragan genannt.

Suffragium (lat.), die Stimme, Wahlstimme; ehedem bei den Römern ein Vorrecht jedes römischen Bürgers, bei Besetzung eines Amtes, bei Einführung eines Gesetzes u. s. w. seine Stimme durch Täfelchen zu geben, die ihnen beim Eingange zugestellt wurden, und zwar, wenn über ein Gesetz abzustimmen war, 2 Täfelchen, auf deren einem die Buchstaben U. R. (d. h. uti rogas — dem Antrage gemäß) und auf dem andern A. (Antiquo — ich bleibe beim Alten) befindlich waren.

Suggestivfragen sind verfängliche Kunstgriffe des Richters, um die Wahrheit aus dem Inquisiten zu locken, indem er ihm Fragen vorlegt, welche schon die Thatsachen, die der Inquisit eingestehen soll, voraussetzen. Sie sind der Würde der Rechtspflege zuwider, die, selbst zu einem guten Zwecke, nicht hinterlistig verfahren darf.

Suhl, eine ansehnliche regelmäßig gebaute Stadt im Kreise Schleusingen des Reg.-Bez. Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, am Thüringerwalde, in einer romantischen Gegend, von allen Seiten mit Waldung umgeben, an der Auer oder Lauter, mit 6320 Einw. in 1000 Häusern, einem schönen Marktplatz, einem Waisenhaus, 3 Hospitälern und Armenhäusern, Superintendentur, einer Bürgerschule, einem Justiz-, Post-, Rent- und Bergamt, Barchentweberei mit 533 Stühlen, einer berühmten Gewehrfabrik, vom 15.—17. Jahrh. die einzige in Deutschland, die Kriegs- und Jagdgewehre, Pistolen, Donnerbüchsen, Selbstschüsse, Terzerole, Windbüchsen, Degenklingen, Ladestöcke, Bayonnette, Carabinerhaken ꝛc. liefert, jährlich an 7000 Centner Stahl und Eisen verarbeitet, welches die in dem suhler Bezirk liegenden 6 Fabrikhämmer liefern. Das Nußbaumholz zu den Schäften bezieht man aus Baiern und das Weißkupfer zu den Garnituren aus dem Hildburghausenschen. Jedes Gewehr geht bis zur Vollendung 58 Mal durch die Hände und wird vor dem Verkauf von einer Deputation geprüft. Auch verfertigt man andere feine Stahl- und Eisenarbeiten. Ebenso sind hier verschiedene Mühlen, Eisen- und Blechhämmer ꝛc. Am Fuß des Dell-, Ring- und Domberges sind Eisensteingruben; in der Nähe Gruben von Schwerspath (der in Suhl fein gemahlen und an auswärtige Bleiweißfabriken verkauft wird) und Salzquellen. — Suhl gehörte vormals zur gefürsteten Grafschaft Henneberg im fränkischen Kreise des deutschen Reichs. Es verdankt wahrscheinlich seine Entstehung den Sorben, erhielt vom Grafen Wilhelm VII. von Henneberg 1517 einige städtische Vorrechte und 1527 völlige Stadtgerechtsame.

Suhm (Peter Friedrich v.), ein ausgezeichneter dänischer Philosoph, Dichter und Historiker, war ein Sohn des dän. Admirals U. F. Suhm und 1728 zu Kopenhagen geboren. Er studirte vorzüglich die Musterschriftsteller Griechenlands und Roms und auf der Hochschule seiner Vaterstadt die Rechte. 1784 wurde er Assessor am Hofgericht und 1749

Digitized by Google

Kammerjunker. Seiner Neigung zu den Wissenschaften folgend, ging er 1751, zum wirklichen Staatsrath erhoben, nach Drontheim in Norwegen, wo er bis 1705 lebte. Darauf nach Kopenhagen zurückkehrend, ward Suhm 1769 Conferenzrath, 1774 Kammerherr und 1787 königl. Historiograph. Sein großes Vermögen verwandte der edle Mann größtentheils auf Unterstützung gelehrter Personen und Anstalten. Bei der großen Feuerbrunst in Kopenhagen 1795 verlor Suhm zwei Werke, die er auf seine Kosten drucken ließ, nämlich den 8. Bd. seiner „Scriptorum rerum Danise medii aevi" und den 7. Thl. seiner „Dänischen Historie". Seine Büchersammlung von 100.000 Bd. überließ er 1796 für eine Leibrente von 3000 Thlr. der königl. Bibliothek. Suhm starb zu Kopenhagen 1798, wegen seines liebenswürdigen Charakters nicht minder als wegen seiner vielseitigen Gelehrsamkeit hoch betrauert. Die vorzüglichsten Geschichtswerke dieses classischen Historikers, die auch ins Deutsche übersetzt worden, sind außer den erwähnten: „Kritische Geschichte von Dänemark zur Zeit der Heiden"; „Geschichte der nord. Völkerwanderung"; „Ueber den Ursprung der Völker im Allgemeinen"; „Ueber den Ursprung der nord. Völker" u. a. Höchst schätzbar sind auch seine kleinern histor. Schilderungen über die Culturgeschichte. Als trefflicher Kritiker und Philosoph zeigte er sich in seinen moralischen und gemeinnützigen Abhandlungen. Als Dichter schuf er durch seine Bearbeitung der nordischen Mythen und Sagen der Vorzeit, mit derem Geiste er innigst vertraut war, eine eigene Art historisch-romantischer Erzählungen. In seinen Idyllen nahm er sich Geßner zum Muster, ohne dessen Anmuth, Naivetät und Leichtigkeit ganz zu erreichen. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Kopenh. 1788—99, 16 Bd., 8.

Suidas, ein verdienstvoller griech. Grammatiker, der nach Einigen im 11. Jahrh. blühte. Er schrieb ein Realwörterbuch, vorzüglich geogr. und histor. Inhalts, das, wiewohl nicht durchaus genau, von Wichtigkeit ist, da es Vieles enthält, was man anderwärts vergebens suchen würde. Die beste Ausg. ist von Küster (Cambridge 1705, 3 Bde., Fol.).

Sulioten. Im 17. Jahrh. wanderten griechische und arnautische Hirten nach den kassiopeischen Bergen und ließen sich dort nieder. An einem schwer zugänglichen Orte im Gebirge, nicht fern von der Stelle, wo der Acheron sich in die furchtbare Kluft stürzt, bauten sie die Veste Suli. Ihre Nachkommen, ein Volksstamm aus gemischtem Blute, nannten sich Sulioten. Sie sprachen theils arnautisch. Sie bevölkerten allmälig die Thäler in den kassiopeischen Gebirgen mit 72 Dörfern. Das Völkchen hat seinen Namen durch seinen 12jährigen Vertilgungskampf, den es mit Ali Pascha von Janina führte, berühmt gemacht. Mehre Anfälle schlugen sie siegreich ab, bis sie endlich nicht so sehr Ali's Uebermacht erlagen, als durch Verrath einiger Sulioten überwunden wurden. Lazaro und Kilcho, Botzari und Kulchoniko und mehre griechische Pfaffen ließen sich durch Ali's Gold bestechen und spielten ihm den Helden Suli's, Toto Tschavella, den Sohn der berühmten Amazone Mosko, in die Hände; Ein anderer Bösewicht, Syliogussi, läßt 200 Albaneser in die Stadt; während Ali's Sohn, Veli, von vorne stürmt, werden die Sulioten im Rücken angegriffen. Sie mußten Suli aufgeben und flüchteten sich in die Vesten Kukoduli und Kunki. Hunger und Verrath zwangen sie, sich 1823 zu ergeben, unter der Bedingung eines friedlichen Abzuges aus ihren

Digitized by Google

väterlichen Hütten. Ein Theil wollte nach Prevesa, ein anderer nach Parga ziehen; doch kaum hatten sie sich von ihren Vesten entfernt, als die treulosen Albaneser sie umringten. Der nach Prevesa ziehende Hause ward gänzlich vernichtet; der nach Parga bestimmte schlug sich muthig durch. Der Rest der tapfern Sulioten diente fremden Mächten, bis Ali, von den Albanesern verlassen und von den Türken in Janina berennt, sie zurückrief, und ihnen nie Veste Keiopha nebst seinem Enkel als Geißel übergab. Unter Markos Botzari (s. d.) bekämpften sie tapfer die Türken; als aber Ali Pascha fiel, wurden sie in ihren Gebirgen eingeschlossen und durch den Hunger auf das Aeußerste getrieben. In der höchsten Noth nahmen sie den Vorschlag des engl. Consuls zu Prevesa an; am 4. Sept. 1822 übergaben sie dem Türkenanführer Omer Briones die Veste Suli, und 3000 Sulioten wurden von den Engländern nach Cephalonia gebracht. Der Rest zerstreute sich in die Gebirge. So ging ein Völkchen unter, das seines Muthes wegen eines bessern Schicksals werth war. Die nach Cephalonia geflüchteten Sulioten brachten unter dem Markos Botzari, Sohn des Vorigen, ihren tapfern Arm den Griechen in Morea. (Vgl. Griech. Freiheitskampf.) — Vgl. des Perrhäbos (Militairchefs in Thessalien) neugriech. geschrieb. „Geschichte von Suli und Parga" (Veneb. 1815, 2. Aufl., 2 Bde.); ferner Fauriel „Volksgesänge der Neugriechen" (Paris 1824 fg.); W. v. Lüdemann „Der Suliotenkrieg, nebst den darauf bezügl. Volksgesängen" (Lpz. 1825); auch Eton's „Gemälde des osmanischen Reichs", und Pouqueville „Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands" (4 Bde.).

Sulkowski, ein altes polnisches Adelsgeschlecht. Der Graf Alex. Joseph ward 1754 in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben und erhielt das Recht, unmittelbare deutsche Reichslehen zu besitzen. Unter den Gliedern dieser Familie hat sich Joseph Sulkowski einen berühmten Namen als erster Adjutant des Generals Bonaparte und als Brigadegeneral in franz. Diensten gemacht. Seine Erziehung verdankte er seinem Verwandten, August Sulkowski, Woywoden von Posen. Im 18. Jahre machte er den Feldzug von 1792 gegen die Russen mit. Nach dem unglücklichen Ausgange dieses Kampfes, über den er einen speciellen Bericht lieferte, ging er nach Frankreich. Er hatte die Absicht, unter Tippo-Saib zu dienen, erhielt aber einen Auftrag nach Konstantinopel zum dortigen franz. Gesandten Descorches. Nach Frankreich zurückgekehrt sandte ihn das Directorium als Hauptmann zur italienischen Armee. Bei der freiwilligen Uebernahme des Commando der Truppen, welche bestimmt waren, das Fort Georg bei Mantua zu stürmen, entwickelte er so viel Muth und Umsicht, daß er die Augen Bonaparte's auf sich zog. Er ward sein Adjutant. Mit ihm ging er nach Aegypten, wo er in verschiedenen Treffen schwer verwundet wurde; kaum von der Verwundung genesen fand er bei dem Aufstande in Kairo seinen Tod. Bonaparte ehrte sein Gedächtniß, indem er eins der Forts zu Kairo nach ihm nannte. Sulkowski hat verschiedene Memoiren geschrieben, die noch nicht erschienen sind.

Sulla (Lucius Cornelius) oder Sylla, römischer Dictator, ist eine der imponirendsten Gestalten in der ganzen Geschichte. Aus dem vornehmen, aber durch Unfälle gesunkenen Cornelischen Hause stammend, und zu Rom (607 n. Erb. d. St.) geboren, genoß er eine gute Erziehung, liebte aber die sinnlichen Genüsse im höchsten Grade und fand

Digitized by Google

sein größtes Vergnügen in dem Umgang mit öffentlichen Dirnen. Eine derselben überließ ihm ihr ganzes Vermögen; auch erbte er von seiner Stiefmutter beträchtliche Reichthümer, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich um Staatsämter zu bewerben. Während des ersten Consulats des Marius erhielt Sulla die Questur, und diente mit Auszeichnung unter Jenem im Kriege gegen Jugurtha in Afrika, wo er durch seine Tapferkeit viel zur Besiegung des vereinten Heeres von Jugurtha und Bochus beitrug und durch geschickte Unterhandlung den König Bochus bewog, Jugurtha den Römern auszuliefern. Das laute Jauchzen und die Ehrenbezeigungen, womit Sulla vom Heere des Marius empfangen wurde, erregte zuerst in dem Herzen des Letztern Neid und Eifersucht, die später für Roms Wohlfahrt höchst traurige Folgen hatten. Hierauf folgte Sulla dem Marius in den cimbrischen Krieg, gewann hier, nachdem er vorher die Tolosater geschlagen und ihren König Capillus gefangen genommen hatte, die Marsen zum Bunde mit Rom, trat, um der Eifersucht des neidischen Marius auszuweichen, im folgenden Jahre unter das Heer des zweiten Consuls, Catulus, und ward, als er hier die Samniter zwei Mal geschlagen hatte, zum Prätor in Rom ernannt. Das Jahr seiner Prätur verlebte er zu Rom und erhielt darauf die Statthalterschaft über die Provinz Asien, wo er den von dem Volke mit Bewilligung der Römer gewählten König Briobarzanes auf den Thron von Kappadocien setzte, und den Gordius, unter dessen Leitung ein Sohn des großen Königs Mithridates Eupator dieß Land beherrschte, in Einer Schlacht völlig überwand. Darauf schloß er ein Bündniß mit Arsaces, König der Parther, und benahm sich dabei mit Würde. In dem nachherigen sogenannten Bundesgenossenkriege, wo er sowohl als Marius einzelne Heere befehligte, gelang es ihm endlich, den Ruhm des Letztern durch unermüdete Thätigkeit und rasche Tapferkeit fast gänzlich zu überflügeln. Namentlich erstürmte er das feste Lager der Samniter, eroberte ihre Festung Borianum, wo sich ihre Nationalversammlung befand und beendigte den Krieg glücklich. 88 v. Chr. ward ihm das Consulat, und bei Verloosung der Provinzen, Asien, nebst der Führung des Kriegs gegen den König Mithridates von Pontus, zu Theil. Darüber empfand Marius tödtlichen Verdruß; ihn gelüstete nach den pontischen Lorbern, und das Volk vernichtete den Senatsbeschluß und gab die Anführung an Marius. Als Sulla dieses vernahm, führte er sein Heer feindlich nach Rom. Bei seinem Einzuge dictirte er an der Spitze seiner Truppen ein Decret, wodurch der geflüchtete Marius mit seinen vornehmsten Anhängern als Feinde des Vaterlandes erklärt und Preise auf ihre Köpfe gesetzt wurden. Er vermehrte den Senat, schwächte durch verschiedene Gesetze die Macht des Volkes und der Tribunen, und stellte die Comitia centuriata wieder her. Hierauf ging er nach Griechenland über, vertrieb seinen Gegner Mithridat aus dessen Marken, folgte ihm in das Herz seiner Staaten nach Asien, war überall siegreich und bewilligte ihm endlich, wegen eingegangener, ungünstiger Nachrichten aus Italien, den erbetenen Frieden (vgl. Mithridates). In Rom hatten nämlich, während seiner dreijährigen Abwesenheit, seine Feinde wieder die Oberhand gewonnen, Marius war zurückgerufen worden, hatte das Blut der Anhänger des Sulla in Strömen vergossen, ihn selber aber ächten und seine Güter einziehen lassen, doch kurz darauf gestorben (s. Marius); aber die Häupter seiner Partei, Cinna und

Carbo, betrachteten sich fortwährend als Gebieter des Staats. Sulla übergab jetzt den Oberbefehl in Asien dem Murena und eilte nach Italien. Er landete zu Brundusium (jetzt Brindisi). Cinna wurde von seinen eigenen Soldaten im Aufstand erschlagen. Die übrigen Anführer zählten 225.000 Streiter. Gegen dieselben führte Sulla in ruhiger Zuversicht des Sieges sein kleines Heer, und vor Allem ersetzten Genie und Glück des Feldherrn die Zahl; denn nie hat ein Heerführer besser gewußt, das Zutrauen der Krieger zu fesseln. Er verband, wie Carbo sagte, die Schlauheit des Fuchses mit der Kraft des Löwen. Als er mit diesem treu ergebenen Heere hierauf gegen Rom zog, strömten ihm seine alten Anhänger entgegen. Bei Capua schlug er den Consul Norbanus; das Heer des andern Consuls, Scipio, ging zu ihm über. Der junge Cn. Pompejus mit einer Schar von Clienten verstärkten seine Macht. Carbo und der 26jährige Marius, die neuen Consuln, stritten in verschiedenen Schlachten unglücklich gegen Sulla, nachdem ihn, ganz am Schlusse des Kriegs, dicht an den Mauern Roms, ein samnitisches Heer (unter Telesinus) beinahe noch aufgerieben hätte. Nachdem alle seine Gegner entweder getödtet oder gefangen oder in ferne Länder (Norbanus nach Rhodus, Carbo nach Sicilien, verschiedene nach Afrika, der edle Sertorius nach Spanien) zersprengt worden, zog er in Rom ein. Bis jetzt hatte Sulla als Vertheidiger des Gesetzes und der Freiheit gegen die Tyrannei einer Faction geschienen. Als diese niedergeschlagen und kein Umschwung mehr zu besorgen war, so übte er selbst noch schrecklichere Tyrannei und enthüllte ganz die schaudervolle Grausamkeit seiner unmenschlichen Seele. Sein Einzug in Rom wurde nicht nur durch grausame Gewaltthat, sondern auch der heilige Stempel des Rechtes mißbraucht zur Besiegelung und Vervielfältigung der Frevel. Nicht nur wen Sulla haßte, oder wen einer von Sulla's Leuten haßte, auch wen man beneidete, nach wessen Vermögen einer lüstern war, mußte sterben. Tag für Tag wurden — eine scheußliche Erfindung Sulla's — Proscriptionstafeln bekanntgemacht, die langen Listen Derjenigen, deren Leben verwirkt, deren Güter verfallen waren. Wer einen Geächteten erschlug, wurde mit 2 Talenten belohnt; wer Mitleid bei einer Hinrichtung bezeugte, wurde getödtet. Sulla's Haus selbst war einem Richtplatz ähnlich, und was er sprach, waren Befehle des Todes. Aber einzelne Hinrichtungen währten ihm zu lange. 8000 Gefangene, denen er das Leben zugesichert, wurden im Circus geschlachtet. Das Geschrei der Mörder das Aechzen der Sterbenden drang in den Saal, wo eben der Senat berathschlagte. Die Senatoren erblaßten. „Es sind nur wenige Elende, denen auf mein Befehl ihr Recht widerfährt", sprach Sulla mit teuflischer Ruhe, und fuhr in den Verhandlungen fort. Auch durch ganz Italien erstreckten sich die Achtserklärungen, die Mordthaten, die Plünderungen. Alle Einwohner von Präneste wurden getödtet; jene von Spoleto, Cluentia, Interamna wurden verkauft; mehre Städte zerstört. Dem Blutmenschen gaben die Aristokraten, deren Sache er verfochten, den Namen: Vater und Erretter! Er selbst, der Urheber unsäglichen Elendes, nannte sich, da ihm jeder Frevel gelungen, Faustus und Felix, und da er bei aller Tyrannei das Ansehen haben wollte, die Verfassung zu ehren, so ließ er sich zum Dictator ernennen. Die Güter der Proscribirten wurden unter seine Legionen vertheilt; 20.000 Sklaven unter die Bürger und 100 Ritter in den Senat aufgenommen; mehre Colonien

Digitized by Google

der Veteranen gegründet, und so auch außer Rom die Tyrannenmacht befestigt. Endlich vertobte der Sturm. Sulla als Dictator erneuerte theils und schärfte seine frühern Gesetze zur Befestigung der Aristokratie und Hintanhaltung der Pöbelmacht, theils erließ er weitere und meist vortreffliche Anordnungen zur Erhaltung der republikanischen Verfassung, der ordentlichen Folge der Magistraturen, der Sicherheit und Ruhe in Rom und in den Provinzen, ertheilte dem Senat das Richteramt wieder und beschränkte das Bürgerrecht der Bundesgenossen. Nach 2jähriger Verwaltung der Dictatur legte Sulla seine Macht nieder, sorglos, als ob er keinen Menschen gekränkt und Nichts als Freunde hätte, und genoß die Freuden des Privatstandes, als ob er nicht wüßte, was Herrschen sey. — Sulla war bei allen Freveln, die sein Andenken schänden, ein großer Charakter, eine erstaunenswürdige, vielleicht isolirte Vereinbarung tyrannischen Herrschergeistes und wahren republikanischen Sinnes. Er starb, ohne die mindeste Anfeindung zu erfahren — der Eindruck seiner persönlichen Größe und das Ansehen seiner Freunde schützten ihn davor — ein Jahr nach Niederlegung der Dictatur, den zweiten Tag nach Vollendung des 22. Buchs seiner eigenen Geschichte, an einer schrecklichen Krankheit — der Läuseseuche — den Folgen seiner schändlichen Ausschweifungen, auf seinem Landgute bei Puteoli im 60. J. seines Lebens (78 v. Chr.). Sterbend befahl er, auf sein Grabmal zu schreiben: „daß niemals Jemand ihm in dem Guten, was er seinen Freunden, und in dem Bösen, was er seinen Feinden erwiesen, geglichen habe".

Sully (Maximilian von Bethune, Marquis von Rosny, Herzog von), Marschall von Frankreich und erster Minister Heinrich IV., war einer der vortrefflichsten und würdigsten Männer, die jemals das Ruder eines Staats führten. Geb. zu Rosny 1559 aus einer sehr alten und vornehmen Familie, ward er in der reformirten Religion erzogen, welcher er sein ganzes Leben treu blieb. Am Hofe der Königin von Navarra genoß er gleichen Unterricht mit Heinrich IV. und folgte ihm, um seine Studien fortzusetzen, 1572 nach Paris, als derselbe sich mit Margaretha von Valois vermählte. Nur mit Mühe entging er dem Tode in der Bartholomäusnacht. Während der bürgerlichen Kriege zeichnete er sich im Dienste des jungen Königs von Navarra durch glänzende Thaten aus und hatte großen Antheil an dem Siege bei Ivry (1580) wobei er verwundet wurde. Ebenso glücklich war er als Unterhändler und ging deßhalb 1583 im Namen seines Monarchen nach Paris, um die Absichten des franz. Hofes zu erforschen. 1586 schloß er für Heinrich einen Vertrag mit den Schweizern über ein von denselben zu stellendes Hülfsheer von 20.000 Mann, und 1599 unterhandelte er zu Florenz wegen der Vermählung seines Herrn mit Maria von Medicis. Als die Königin Elisabeth von England 1603 gestorben war, ging er als außerordentlicher Gesandter nach London und gewann den König Jakob I. für Heinrichs Ansichten. Der dankbare Monarch ehrte so vielfache Verdienste. Rosny wurde 1594 Staatssecretair, 1596 Mitglied des Finanzconseils, 1597 Oberaufseher der Finanzen, 1601 Großmeister der Artillerie, 1602 Gouverneur der Bastille, wobei er zugleich die oberste Leitung der Befestigungen erhielt. Rosny war einer der wenigen Minister, welche die Liebe des Volkes nicht minder als jene ihres Herrn verdienten. Zwar hatte er sehr strenge Begriffe von der Allgewalt des Fürsten und von der Würde des Adels; aber er sorgte doch für das

Volk mild und väterlich. Eine innige, wechselseitige Freundschaft verband den König und den Minister. Beim Antritt seiner Finanzverwaltung fand er eine Schuldenlast von 330 Mill. Livres (gegen 1000 Mill. nach dem heutigen Fuß). Die Steuern ertrugen jährlich nur 80 Mill.; obschon die Unterthanen wohl 150 zahlten. Vier Fünftheile gingen verloren durch schlechte Erhebungsweise und Veruntreuung. Nach 15jähriger Verwaltung waren alle Schulden getilgt, ein Schatz von 40 Mill. gesammelt, die Staatseinkünfte ansehnlich vermehrt und gleichwohl die Lasten des Volkes bedeutend vermindert worden. Ordnung, Sparsamkeit, Rechtlichkeit des Ministers bewirkten solches Wunder. Allernächst hatte der Minister der ackerbauenden Classe seine liebende Sorgfalt gewidmet, aber eben hierdurch der Gesammtheit wohlgethan. Er kannte die wahre, die selbständige und unversiegliche Quelle des Nationalreichthums. Auch hat er gegen die Monopolien, gegen die hohen Auflagen und gegen andere Hemmungen der Industrie sich kräftig erhoben. Indessen sorgte er auch, so viel die Umstände erlaubten, für Beförderungsmittel des Handels. Die Seine und Loire wurden durch einen Canal verbunden, und zu ähnlichen Werken von noch größerem Umfang, die in des Ministers und des Königs entferntern Planen lagen, mangelte Beiden bloß die Zeit. Nicht minder war er auf Verbesserung der Gerechtigkeitspflege bedacht; und den Künsten und Wissenschaften, die er durch sein Beispiel ermunterte, wandte er zwar nicht verschwenderisch, da Sparsamkeit noth that, doch liebend seine Gaben zu. Der König war indeß nicht immer mit ihm gleicher Meinung, erkannte aber doch seine Verdienste völlig an. Er ernannte ihn zum Gouverneur von Poitou und zum Oberaufseher aller Häfen und Landungsplätze von Frankreich. Aber dessenungeachtet ward er nie Schmeichler seines Herrn, sprach vielmehr ganz freimüthig gegen ihn, ja er zerriß sogar einmal die Ehepacten, die Heinrich mit einer seiner Maitressen bereits schriftlich hatte abfassen lassen. Bald aber machte Heinrichs Ermordung (1611) leider! der wohlthätigen Staatsverwaltung Sully's ein Ende, der sich nun auf seine Güter zurückzog. Zwar rief ihn der bedrängte Ludwig XIII. in der Folge wieder an den Hof, und er empfing 1634 den Marschallsstab von Frankreich; allein da die Höflinge des altmodischen Greises spöttelten, so sprach er zum Könige: „Sire, wenn Ihr Vater mir die Ehre erzeigte, mich um Rath zu fragen, so sprachen wir nicht eher von Geschäften, als bis er die Gecken und Narren ins Vorzimmer hatte gehen lassen" — und ging bald wieder auf seine Güter zurück, wo er, unstreitig der größte Staatsminister, den Frankreich jemals gehabt hat, zu Villibon 1641 starb. Den biedern Staatsmann lernt man aus seinen Memoiren (1636 zu Sully unter der Aufsicht des Vers. gedruckt, später Amsterdam 1723, 12 Bde., und 1745, 3 Quart- und 8 Duodezbände) über Heinrichs Regierung, die zugleich ein interessantes Gemälde der letztern erhalten, am trefflichsten kennen. Sie enthalten eine Menge von Thatsachen und geheimen Anekdoten, die man in a. Werken derselben Zeit vergebens suchen würde.

Sultan, ein arabisches Wort, so viel als ein Mächtiger. Im eigentlichen Verstande wird der türkische Kaiser Sultan (auch **Großsultan**) genannt, obgleich der Titel Padischah für höher gehalten wird. Auch die Fürsten von der Familie des krimischen Tatarkhans hießen Sultane. Der Pascha von Aegypten wird gleichfalls von den Einwoh-

nern dieses Landes, nicht aber am Hofe zu Konstantinopel, mit der Benennung Sultan beehrt. Im gemeinen Leben kann dieß Wort mit einem Fürworte einer jeden Person aus Höflichkeit beigelegt werden, z. B. Sultanum, mein Herr! Sowie die türkischen Sultane auch Großsultane heißen, so werden ihre Gemahlinnen von den Europäern gleichfalls Sultaninnen genannt. Die Türken nennen sie aber nur: die erste, die zweite oder dritte Frau ꝛc. Die erste ist diejenige, welche dem Kaiser den ersten Prinzen geboren hat. Die erste Frau wird auch von den Europäern Sultanin Favorite genannt. Sie behält vor den übrigen Damen des Serails den ersten Rang, wofern nicht ihr Sohn vor dem regierenden Sultan verstirbt, und diesem von einer andern Frau früher als von ihr ein Sohn wieder geboren wird. Der Titel Sultanin kommt eigentlich nur einer wirklichen, dafür erklärten Gemahlin oder Kaiserin zu; allein solche gibt es nicht mehr, indem zur Ersparung einer eignen Hofhaltung, welche eine wirkliche Sultanin haben müßte, die Vermählung unterbleibt. Zu Konstantinopel heißen nur die Töchter der Kaiser Sultaninnen, und behalten diesen Namen auch, wenn sie an Officiere und Bediente des Kaisers verheirathet werden. Die Töchter aus einer solchen Ehe heißen Kanüm Sultaninnen, d. i. Frauen vom Geblüt. Ist die Mutter des Kaisers bei seinem Regierungsantritt noch am Leben, so heißt sie Walide-Sultanin oder Sultanin Valide. Sie genießt eines vorzüglichen Ansehens. Ihr Sohn darf ohne ihre Zustimmung keine neue Gemahlin oder Beischläferin wählen, und auch auf die Staatsregierung hat sie einen wichtigen Einfluß. — Sultane oder Sultana heißt eine Art türkischer Kriegsschiffe von ungefähr 66 Kanonen, 800 Seesoldaten und 50 Matrosen. — Sultanin, eine Goldmünze, die zu Kairo geprägt wird und ungefähr 2 Thlr. oder 3 Conventionsgulden werth ist. Die zu Tunis geprägten Sultaninnen sind schwerer, von feinerm Golde und um ein Drittel mehr werth.

Sulzer (Johann Georg), ausgezeichnet als Philosoph und Aesthetiker, geb. 1720 zu Winterthur in der Schweiz, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Zürich, wo ihn Geßner in die alte classische Literatur, Breitinger und Bodmer aber in die schönen Künste einweihten. Dabei las er fleißig Wolf's Metaphysik und Theologie. 1739 betrat er in Zürich zum ersten Male die Kanzel. Im folg. Jahre ward er Hauslehrer bei einer vornehmen Familie der Stadt und nachher Predigergehülfe zu Maschwanden. Sein reger Sinn für die Reize der Natur fand hier die reichste Nahrung. 1743 kam er als Hauslehrer nach Magdeburg, wurde 1747 auf Sack's und Euler's Empfehlung Professor der Mathematik am joachimsthalschen Gymnasium in Berlin und 1750 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Mehre scharfsinnige philosophische Untersuchungen, besonders über Psychologie (in franz. Sprache geschrieben, welche auch ins Deutsche übersetzt wurden), waren die Früchte dieser ehrenvollen Auszeichnung. Als er nach 10jähriger Vermählung 1760 seine Gattin verlor, ging er auf einige Zeit in sein Vaterland, kehrte dann 1763 nach Berlin zurück und legte seine Professur am joachimsthalschen Gymnasium nieder, um mit seinen Töchtern wieder nach der Heimath zu reisen. Der König stellte ihn aber als Professor bei der Ritterakademie an. 1768 ward Sulzer zum Mitgliede der Commission ernannt, welche den Zustand der Akademie untersuchen und eine bessere Ordnung einführen sollte. Ein ähnliches Geschäft ward ihm hinsichtlich

des joachimsthalschen Gymnasiums übertragen. Später mußte er, in Verbindung mit Spalding und Sack, die Schule zu Klosterbergen und die Schulen und Gymnasien zu Stettin und Stargard organisiren. 1771 lud der Herzog von Kurland ihn nach Mietau ein, um ein Gymnasium daselbst einzurichten. Kränklichkeit halber mußte Sulzer die Reise ablehnen; doch entwarf er den Plan dazu und bemühte sich, geschickte Lehrer dafür zu schaffen. 1775 unternahm Sulzer, um seine Gesundheit herzustellen, eine Reise durch die Schweiz und Frankreich nach Italien, von welcher er eine anziehende Beschreibung herausgab. Während dieser Reise ward er von seinem Monarchen zum Director der philosoph. Classe der Akademie ernannt. Sein körperlicher Zustand schien sich gebessert zu haben; allein bald nach seiner Rückkehr verschlimmerte sich sein Uebel, das ihn am 25. Febr. 1779 dem Tode überlieferte. Sulzer's Geist umfaßte einen großen Theil des menschlichen Wissens; er war ein tiefsinniger Metaphysiker, speculativer Philosoph, fleißiger Naturforscher, Kenner der Alten, anmuthiger Lehrer der Tugend, Beförderer des guten Geschmacks und der Künste. Seine vorzüglichsten Schriften, die sich durch Anmuth, Präcision und gefällige Mannigfaltigkeiten auszeichnen, sind: „Allgemeine Theorie der schönen Künste", in 4 Thln., wodurch er den ersten Schritt zu einer allgemeinen Uebersicht der Künste und zur nähern Bestimmung ihrer einzelnen Theile gethan hat. Des verdienstvollen Hauptmanns v. Blankenburg literarische Zusätze zu diesem Werke haben dieses um so schätzbarer gemacht und zugleich den Weg zu den von Dyk und Schatz u. d. T.: „Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen ꝛc." herausgegebenen verdienstlichen Nachträgen gebahnt. Ferner: „Moralische Betrachtungen über die Werke der Natur"; „Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens"; „Vermischte philosoph. Schriften" u. m. a.

Sumach, ein Pflanzengeschlecht der 3. Ordnung der 5. Classe. Dieser Baum hat gefiederte Blätter und ist im wärmern Europa zu Hause. Seine Blätter benutzt man, ihrer zusammenziehenden Eigenschaft (Gärbestoffes) wegen, zum Gärben feiner Leder, sowie zum Braun- und Schwarzfärben; sie werden frisch in kleine Ballen zusammengeknettet und, nachdem sie trocken sind, als Sumach verkauft.

Sumarokoff (Alexander), berühmter russ. Dichter und Stifter des russ. Theaters, geb. zu Moskau 1718, genoß des Schutzes der Kaiserin Elisabeth, die ihn zum Brigadier machte, und Katharinens II., die ihm den Titel eines Staatsraths gab. Er starb 1777. Im 24. Jahre schrieb er ein Trauerspiel: „Koreß", worauf dann mehre andere folgten, wobei er sich vorzüglich Racine zum Muster nahm, dessen Dichtungen sie auch in Hinsicht der Harmonie, des feinen Geschmacks und der Reinheit des Styls, weniger in Hinsicht der Begeisterung, nahe kommen. Sumarokoff's Tragödien sind: „Sineus und Truwor", „Semire", „Jaropolk und Deinise", „Korew und Aristone" (ins Franz. übersetzt 1801; letztere auch ins Englische 1805), „Hamlet", „Ritschelas". Weniger Werth haben seine Lustspiele und Opern, obwohl sie viel Komisches enthalten. Besser sind seine Oden, Psalmen und Lobgedichte; aber größeren Ruf erlangten seine Satyren. In Prosa schrieb er eine „Chronik von Moskau", eine „Geschichte des Aufstandes der Strelitzen im J. 1697" und eine „Geschichte des Aufstandes von Stenko Sazin".

Sumatra, s. Indien.

Digitized by Google

Summarischer Proceß heißt der Proceß, bei dem der gewöhnliche Gang der Procedur abgekürzt wird, um die streitige Sache schneller zum Spruche zu bringen. Als nach dem Mittelalter bessere Ideen der Gerechtigkeitspflege erwachten und man die Erforschung der Wahrheit und das Urtheil über einen streitigen Punkt nicht mehr dem Zufalle, dem größern Muthe oder dem Betruge in den Kampf- und Gottesurtheilen anheim stellte; mußte man nothwendig einen gesetzlichen Gang für die Procedur festsetzen. Die Ordnung aber, wonach verfahren wurde, um die Wahrheit durch ordentliche, gerichtliche Beweismittel zu erforschen, wurde so weitläuftig und verwickelt gemacht; es mußten, ehe der eigentliche Proceß begann, so viele Präliminarpunkte, als: Competenz des Gerichts, Cautionspunkte, Schlüssigkeit der Klage ꝛc., durch gerichtlichen Spruch entschieden werden, daß der Proceß mehre Jahre hindurch nicht zum Spruche reif ward; der Schikane aber Thor und Thür geöffnet und eine Partei in den Stand gesetzt wurde, die Sache Jahrelang zu verziehen. Da viele Sachen im bürgerlichen Leben einen so langen Aufschub nicht vertragen und sehr oft den Werth derselben durch die Kosten des weitläuftigen Proceßganges aufgefressen wurde; so sah man sich genöthigt, das Verfahren abzukürzen und zu vereinfachen. Hieraus entstand der summarischer Proceß. Die Sachen, bei denen der summarische Proceß stattfinden sollte, wurden gesetzlich bestimmt. Hierher gehören a) Streitgegenstände von geringem Werthe, oder solche, die keine Zögerungen erleiden können, als über Hausmiethe, Gesindelohn, Alimente. Der Richter verhört die Parteien, das schriftliche Verfahren ist aufgehoben und den Parteien steht frei, sich selbsten, ohne Rechtsanwalt, zu vertheidigen. Vor Allem ist der summarische Proceß in der Handelswelt sehr zweckmäßig, weil aus der langen Zögerung des gewöhnlichen Proceßganges leicht Schaden entstehen kann. Aus diesem Grunde sind deutliche Schuldverschreibungen, die alle Punkte der Klage klar erweisen, in vielen Ländern der Gegenstand des summarischen Processes, sobald der Eingeklagte die Urkunde anerkennt. Der ganze Proceß besteht dann oft nur in einem Termine, worin dem Angeklagten die Urkunde zur eidlichen Recognition vorgelegt wird. Bei den Wechselprocessen ist das summarische Verfahren noch kürzer und führt in manchen Gesetzgebungen eine größere Strenge mit sich. Nach Anerkennung des Wechsels kann sofort zur Execution mit persönlicher Haft geschritten werden. Ferner ist der sogenannte **Mandats-Proceß** ebenfalls ein summarisches Verfahren. Erweiset der Kläger die Thatsache gleich unzweifelhaft und kann er darthun, daß er vom Beklagten Unrecht erleide, oder daß ihm aus einer längern Zögerung ein unersetzlicher Schaden erwachse; so ergeht an den Beklagten der richterliche Befehl, dem Kläger Genugthuung zu leisten. Diese Genugthuung ist doppelt; das Mandat ist entweder unbedingt (mandatum sine clausula), wenn der Richter die Ueberzeugung hat, daß der Beklagte durchaus keine Rechtfertigungsmittel besitze; oder bedingt (mandatum cum clausula), wenn der Richter glaubt, daß der Angeklagte Rechtfertigungsgründe vorzubringen habe. Im ersten Falle ergeht an den Beklagten die Aufforderung, sogleich dem Mandate zu genügen; im letzten wird ihm eine Frist anberaumt, in welcher er entweder Folge zu leisten oder seine Rechtsgründe vorzubringen habe. Ein andres summarisches Verfahren heißt Possessorium Summarium, der summarische Besitz. Es besteht darin, daß das Gericht die eine Partei entweder in den Besitz

des streitbargemachten Gegenstandes vorläufig und unbeschadet des später zu eruirenden Rechts setzt, oder sie vor Störungen in demselben schützt; doch ist dieß nur dann der Fall, wenn kein älterer, auf Rechtsgründe stützender, Proceß vertheidigt wird. Endlich gehört der Arrest-Proceß unter die summarischen Processe. Hat nämlich der Kläger eine rechtsliquide Forderung und zeigt er nach, daß Verdachtsgründe vorhanden sind, daß der Beklagte entweder durch Flucht oder durch Wegschaffung seines Vermögens ihm die Gegenstände seiner Befriedigung entziehen könne; so versichert das Gericht durch ein summarisches Urtheil entweder der Person oder der Güter des Schuldners.

Sumpfluft sind die schädlichen Dünste, welche sich aus Sümpfen und stehenden Wassern, worin Thier- und Pflanzenstoffe verfaulen, erheben. Sie verursachen bösartige Wechselfieber, Nervenfieber und andere Krankheiten. Die chemischen Bestandtheile des Sumpfgases sind nach den Stoffen, aus denen es sich entwickelt, verschieden; doch gewöhnlich besteht es aus Kohlenstoffgas. S. darüber u. A. John's „Handwörterbuch der Chemie" (Leipz. 1817). (S. Gasarten.)

Sund, eigentlich Oresund oder Oeresund, heißt die Meerenge, welche sich zwischen der dänischen Insel Seeland und der schwedischen Landschaft Schonen befindet, und gewöhnlich die Durchfahrt aus der Nordsee in die Ostsee ist; sie ist in der geringsten Breite bei Helsingör ungefähr eine halbe Meile breit, und wird von der dän. Festung Kronburg auf der Insel Seeland beherrscht. Seit den ältesten Zeiten hat der König von Dänemark sowohl über den Sund als über die beiden andern aus der Nordsee in die Ostsee führenden Straßen, den großen und kleinen Belt, die Oberherrschaft, und läßt von allen durchgehenden Handelsschiffen ohne Unterschied einen Zoll erheben, welcher an dem Zollhause zu Helsingör errichtet werden muß. Dieses Recht der Könige von Dänemark ist durch Verträge mit den übrigen Seemächten anerkannt worden. Im Frieden zu Brömsebro, 1645, wurde zwar den schwedischen Schiffen die Zollfreiheit im Sunde und in den beiden Belten zugestanden, aber im Frieden zu Friedensburg, 1720, mußte Schweden sie aufgeben. Als Dänemark 1781 der bewaffneten Neutralität beigetreten war, ließ es, in Folge einer den übrigen Mächten mitgetheilten Erklärung, keine Kriegsschiffe oder Caper der kriegführenden Mächte durch den Sund. Es ist durch Verträge festgesetzt worden, wie viel die durchgehenden Schiffe zu entrichten haben; Franzosen, Engländer, Holländer und Schweden zahlen 1 Proc. von dem Werthe ihrer Waaren, die übrigen Nationen und selbst die dän. Schiffe müssen 1¼ Proc. entrichten. Die holländ. Schiffer haben den Vorzug, daß sie bloß ihre Papiere vorzeigen dürfen; die Schiffer andrer Nationen müssen sich eine Durchsuchung gefallen lassen. Man berechnet diesen Zoll, der in die königl. Schatulle fließt, jährlich auf 900.000 Thlr. 1815 gingen 8815 Schiffe durch den Sund, darunter 2398 britische und 2270 schwed.; 1828: 13.262 Schiffe, darunter 4435 engl., 2240 preuß., 1322 schwed., 216 amerik.; 1829: 13.486 Schiffe, darunter 1172 norwegische und 1123 schwedische.

Sünde. Wenn eine Handlung eines sinnlich-vernünftigen Wesens den Gesetzen, welchen es unterworfen ist, widerstreitet, so heißt sie ungesetzmäßig oder gesetzwidrig überhaupt. Sind nun jene Gesetze sittliche Gebote oder Verbote, und widerstreiten ihnen die Handlungen aus Mangel an Achtung dagegen auf Seiten des Handelnden, so heißen die Hand-

lungen unsittlich. Solche Handlungen werden auch Sünden und, wenn die öftere Wiederholung derselben fehlerhafte, das Subject fortwährend beherrschende Gesinnung, mithin eine zur Fertigkeit gewordene sündhafte Handlungsweise ankündigt, Laster genannt. Das deutsche Wort Sünde hat wohl mit der Sühne einerlei Wurzel und bedeutet ursprünglich eine Handlung, die der Sühne bedarf, weil man sie als eine Beleidigung der Gottheit denkt. Das Wort Sünde ist daher religiösen Ursprungs und wird eben deßwegen vorzugsweise in der Theologie gebraucht. Aus dieser aber ist es in die Moral übergegangen und bedeutet hier jede unsittliche oder sittlich-böse Handlung, weil eine solche Verletzung des Vernunftgesetzes auch eine Uebertretung des göttlichen Gebotes und insofern (anthropopatisch von Gott zu reden) eine Beleidigung der Gottheit ist. Eine Sünde setzt daher allemal das Daseyn eines Pflichtgebotes voraus, welches verletzt worden, und eben darum kann auf dieselben Subjecte und Objecte, auf welche der Begriff der Pflicht nicht beziehlich, auch der Begriff der Sünde nicht bezogen werden. Also können die sinnlich-vernünftigen Wesen (dergleichen wohl alle endliche moralische Weltwesen) sündigen. Ihre Sündhaftigkeit aber, d. h. der allgemeine subjective Grund der Möglichkeit zu sündigen, besteht darin, daß sie nicht bloß das (active) Vermögen haben, sich durch das Gesetz der Vernunft selbstthätig zu bestimmen, sondern auch das (passive) Vermögen, sich durch sinnliche Antriebe gegen das Gesetz bestimmen zu lassen. Der letzte Grund dieser Passivität aber kann bloß in der Beschränktheit endlicher Naturen liegen, vermöge welcher ihre Thätigkeit keine bloße Spontaneität ist. Da indessen der ursprüngliche Charakter der Endlichkeit oder das eigentliche Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen und der Hervorgang jenes aus diesem für uns, eben wegen unsrer Befangenheit im Endlichen, ein unerforschliches Geheimniß ist, so läßt sich auch der Ursprung der Sünde oder des Bösen in der Welt weder rational noch historisch nachweisen, und der Versuch einer solchen Nachweisung muß allemal entweder auf transscendente Speculation oder auf mythische Phantasien führen. Von der bloßen Sündfähigkeit, die zur Naturnothwendigkeit eines endlichen moralischen Wesens gehört und daher an und für sich ebenso wenig sündlich oder strafbar als die Tugendfähigkeit verdienstlich ist, muß die Sündhaftigkeit unterschieden werden. Diese ist ein wirkliches Behaftet- oder Beflecktseyn von der Sünde, durch Freiheit entstanden und also auch der Zurechnung fähig. Denn wenn Jemand sich durch sinnliche Antriebe gegen das Gesetz bestimmen ließ, während er sich doch vermöge der Freiheit seines Willens durch das Gesetz der Vernunft selbstthätig bestimmen konnte, so muß auch dieses Sichbestimmenlassen, diese unterlassene, also für diesen Fall gleichsam aufgegebene Selbstthätigkeit in der moralischen Bestimmung seiner Handlungen, als ein freier Act angesehen werden, da Jedem, der gegen sich selbst aufrichtig seyn will, sein Gewissen in einem solchen Falle sagen muß, daß er anders handeln sollte und konnte, also die Schuld von der bösen That doch zuletzt in ihm selbst, nämlich in seinem Willen lag, welcher den sinnlichen Antrieben dießmal lieber folgen wollte als dem Gesetze. Die Stärke der sinnlichen Antriebe kann hier nicht zur Entschuldigung, viel weniger zur Rechtfertigung dienen, da der Wille als ein freies Vermögen immer in sich selbst stärker ist, mithin die Passivität über die Activität im Moralischen nie das Uebergewicht erhalten kann, wenn Jemand nur von seiner ganzen moralischen

Kraft Gebrauch machen will. Wenn die Sündhaftigkeit eines moralischen Subjectes als etwas Stetiges und Herrschendes, gleichsam als eine Quelle immer wiederkehrender sündlicher Handlungen erscheint, so heißt sie Lasterhaftigkeit. Unter dem Laster überhaupt versteht man also eine zur Fertigkeit gewordene sündhafte Handlungsweise, unter einem Laster insonderheit aber die bestimmte Art, wie sich diese Handlungsweise in Bezug auf gewisse Gegenstände äußert, z. B. als Laster der Völlerei, der Verschwendung, des Geizes u. dgl. Das Laster als Fertigkeit im Bösen ist also das gerade Gegentheil von der Tugend als Fertigkeit im Guten.

Sündflut. Als die von der rechten Bahn abgekommene Menschheit durch groben Sinnengenuß und Mißbrauch der Gewalt im unheilbares Verderbniß zu sinken drohte, so erzählt Moses, da beschloß Gott, sie durch eine allgemeine Ueberschwemmung zu vertilgen. Durch anhaltende Regengüsse und durch die berstenden Quellen des Oceans schwollen die Wasser bis über den Scheitel der Berge an und alles Lebendige ging in den Fluten zu Grunde, mit alleiniger Ausnahme Noah's, der mit seiner Familie und einzelnen Paaren von jeglicher Thiergattung auf einem Schiffe sich rettete, das er nach erhaltener göttlicher Weisung erbaut hatte. Ueber die hebräische Sage ist unsäglich viel und mit erstaunlichem Aufwand von Fleiß, Gelehrsamkeit und Scharfsinn geschrieben worden. Das Interessanteste davon läßt sich auf folgende Punkte zurückführen: Die historische Wahrheit einer großen Ueberschwemmung um jene Zeit, in welche Moses die Sündflut setzt, scheint durch übereintreffende Sagen mehrer anderer Völker, vorzüglich durch die von Berosus erhaltene, der hebräischen auffallend ähnliche babylonische Sage überzeugend erwiesen zu seyn. Man hat hieraus auch die Allgemeinheit der Ueberschwemmung behauptet; zu diesem Behufe die Ueberlieferungen fast aller alten Völker von dergleichen Naturrevolutionen zusammengestellt, und selbst in ähnlichen Sagen der Japanesen, Chinesen und mehrer nordamerikanischer Stämme die Bestätigung der Mosaischen Angabe gefunden. Aber ausgedehnter ist der Gesichtskreis des wissenschaftlichen Forschers. Es mag derselbe annehmen, daß einstens der Euphrat und Tigris etwa durch häufigen Regen oder den aufthauenden Schnee der armenischen Berge bis ans Weltmeer und von den syrischen Bergen bis zum persischen Hochland überschwemmten; ja daß um eben die Zeit auch der Indus und Ganges weit und breit aus ihren Ufern getreten seyen, — ohne jedoch ihre Wellen mit jenen des Tigris zu vermischen; aber ein Mehres wird er nach den vorhandenen Beweisen nicht glaublich finden; und was z. B. nach den griechischen Ueberschwemmungen des Ogyges und Deukalion (die übrigens bei diesem Volk so berühmt als bei den Hebräern die Sündflut waren) die bekanntere Chronologie augenscheinlich lehrt, daß sie nämlich nicht identisch mit der Sündflut seyen, das wird er bei den Wasserrevolutionen anderer Länder, selbst wenn sie ins graueste Dunkel der Vorzeit zurücktreten, wie die chinesische und Yoa u. s. w. aus allgemeinen physikalischen und historischen Gründen gleichfalls behaupten; er wird endlich die mannigfaltigen Spuren der Wassergewalt auf unserer Erde keineswegs der sogenannten Sündflut, sondern jenem vor Entstehung des Menschengeschlechtes über dem Erdkörper gelegenen Allocean zuschreiben, aus welchem durch die große Umstaltung, die Moses unter dem Bilde der sechs Schöpfungstage aufführt, sich allererst das bewohnbare Land erhoben.

Digitized by Google

Sundiſche Inſeln ſind die Inſeln, welche im indiſchen Ocean in der Meerenge Sunda zwiſchen Sumatra und Java liegen; ſüdlich von dieſen, die noch dazu gehören, weſtlich von der Landzunge Malakka umgeben, reichen ſie nördlich bis zu den Philippinen und öſtlich bis zu den Molukken. Zu den größern gehören Borneo, Celebes, Java und Sumatra (zuſammen 29.000 QM.) (ſ. d.); zu den kleinern Bali, Lombock, Flores, Timor u. a. Für die aus der Sundaſtraße nach Europa ſegelnden Schiffe iſt 1828 von dem Cap Roß in dem Hafen Port Albion auf den Korallen- oder Keelingsinſeln eine Niederlaſſung (12° 4′ ſüdl. Br. und 97° öſtl. L.) gegründet worden. Die Inſeln haben ein geſundes Klima und ſind reich an Cocospalmen beſetzt. Dieſe britiſche Niederlaſſung heißt Neu-Selma.

Sunna iſt in der Mythologie des alten Nordens die Sonne; Mani (der Gott des Mondes) war ihr Bruder. Die Götter, erzürnt über den ſtolzen Namen der Göttin, ſetzten ſie an den Himmel. Dargeſtellt wurde ſie halb nackt, ſtehend auf einem Piedeſtal, das Haupt mit Strahlen umgeben, und vor der Bruſt ein ſtrahlendes Rad. — Ein das Jahr hindurch gemäſteter Eber ward ihr am 1. Jan. geopfert; 8 Tage vorher ward er zum Landesfürſten gebracht; auf ihn legten die Erſten des Volkes die gefaltenen Hände und ſchworen dem Fürſten Treue.

Sunniten. Der Mohammedanismus ſpaltet ſich in 2 große Sekten, in die Sunniten und Schiiten; die Erſtern, vorzüglich die Osmanli, halten den Ali für keinen Nachfolger Mohammeds, räumen aber der Sunna, einer Sammlung von Ueberlieferungen, mit dem Koran gleiches Anſehen ein. In beiden Punkten ſind ihnen die Schiiten — die Perſer — entgegengeſetzt. Beide Sekten haſſen ſich noch jetzt mit dem elenden Fanatismus, womit ſich ehemals Katholik und Proteſtant haßte.

Suovetaurilia, ein bei den Römern nach geendigter Volkszählung gewöhnliches Sühnopfer, welches aus einem Schweine (sus), einem Schafe (ovis) und einem Rinde (taurus) beſtand, daher der Name. Alle dieſe Thiere waren männlichen Geſchlechts.

Supercargo nennt man auf Schiffen Denjenigen, welcher die Oberaufſicht über die Waaren hat und den Eigenthümern davon Rechnung thun muß. Der Capitain darf ohne deſſen Einwilligung nicht über die Waaren disponiren oder in einem Hafen ſich aufhalten. Handel und Proceſſe zwiſchen Beiden gehören vor das Admiralitätsgericht, zwiſchen dem Supercargo und ſeinen Committenten oder Principalen vor das Conſiliums- oder Handelsgericht.

Supernaturalismus, im Gegenſatz des Rationalismus, bezeichnet in ſeinem allgemeinſten Umfange die Anſicht, daß zur Religion und Gotteserkenntniß Gottes offenbarung nothwendig iſt, eine Anſicht, die zugleich die vernünftige und philoſophiſche iſt; denn wenn ein Gott wahrhaft gedacht wird, ſo kann er nur als ein ſich offenbarender gedacht werden; denn ohne Offenbarung wäre er unvollkommen, folglich nicht Gott zu nennen. Vorzugsweiſe wird von Supernaturalismus und Rationalismus in Beziehung auf die chriſtliche Religion geſprochen, und hier ſtellen ſich vornehmlich der ausſchließende Rationalismus und der Supernaturalismus ſtreitend entgegen. Jener behauptet nun, die chriſtliche Religion ſey wie jedes menſchliche Werk und nur als ſolches zu beurtheilen; Jeſus ſey ein erhabener Menſch und Lehrer geweſen, der die entſtellte Religion gereinigt, reinere Anſichten von Gott und

Digitized by Google

der Bestimmung der Menschen, als die vordem unter den Heiden und Juden herrschenden, vorgetragen, und eine reinere Moral gelehrt und geübt habe, welche dann durch Gottes Fügung sich weiter verbreitet habe. Was sich damit nicht vereinigen lasse, das sey als Einkleidung, Zusatz oder Entstellung anzusehen oder bei Seite zu setzen oder zu verwerfen. Jener Supernaturalismus betrachtet die christl. Religion dagegen als eine außerordentliche, aus dem Kreise der Natur und Menschengeschichte heraustretende Erscheinung, welche durch unbegreifliche Wahrheiten und Ereignisse eine von aller Menschenvernunft geschiedene Wahrheit mittheile; Jesus sey diejenige Person in der Gottheit, welche diese übernatürliche Wahrheit an die Menschen gebracht, die verdorbene und durch Adams Fall (s. Erbsünde) gesunkene Menschheit durch sein Blut erlöst habe, und wieder aufgestanden, mit Gott die Welt regiere. Dieser unbegreiflichen Wahrheit, wie sie in dem göttlichen Worte der heiligen Schrift ausgesprochen werde, müsse die Vernunft sich im unbedingten Glauben hingeben. — Bekanntermaßen haben sich in neuerer Zeit sehr bedeutende Streitigkeiten zwischen beiden Parteien unter den Evangelischen erhoben. Entschiedene Rationalisten sind Röhr, Wegscheider, Paulus, Gesenius, Schultheß, Baumgarten-Crusius und David Schulz; Supernaturalisten: Tholuck, Hengstenberg, Guerike, Hahn, Harms, Olshausen, Sartorius. Von beiden Seiten her aber finden in verschiedenen Nuancen Annäherungen statt. Von Seiten des Rationalismus nähern sich dem Supernaturalismus die supernaturalen Naturalisten, die eine übernatürliche Offenbarung zwar annehmen, aber als einziges Mittel, sie als solche zu erkennen und anzuerkennen, die Vernunft betrachten, mithin auch einen materialen Gebrauch der Vernunft in der religiösen Ueberzeugung zulassen, wie Bretschneider, von Ammon, Böhme, Hase, Köster; von der Seite des Supernaturalismus dagegen nähern sich dem Rationalismus die rationalen Supernaturalisten, welche die Anerkennung der übernatürlichen Offenbarung nicht von der Vernunft, sondern von historischer Autorität oder Wundern abhängig machen, aber zu ihrem Verständniß die Vernunft zulassen, also einen formalen Gebrauch derselben statuiren, und dahin gehören: Steudel, Schwarz, Schott, Zöllich. Zwischen diesen Parteien in der Mitte steht eine große Anzahl philosophirender Theologen, die sich auf eine Entscheidung in Ansehung des Streites zwischen Vernunft und Offenbarung gar nicht bestimmt einlassen, zwischen beiden Principien gar keinen wirklichen Gegensatz finden, sondern von einem angeblich höhern Standpunkt aus beide als Eins aufzufassen und durch eine künstliche Ausdeutung der orthodoxen Formeln in philosophische Lehren eine Vermittelung bewirken zu können meinen. Diese zerfallen wieder in 2 Hauptclassen. Die Einen gehen von der positiven Religion oder der kirchlichen Bestimmung derselben als einem historisch gegebenen Factum aus und suchen dieses vernünftig zu deuten; an der Spitze dieser steht Schleiermacher, dem sich mehr oder weniger eng Twesten, Nitzsch, Lücke, Sack u. A. anschließen, und mit denen auch de Wette's symbolische Deutung der Offenbarung nahe verwandt ist. Die Andern gehen umgekehrt von der Speculation aus und construiren sich von da aus selbst die geoffenbarte Religion a priori. Dahin gehören alle Diejenigen, welche die Schelling-Hegel'sche Philosophie auf die Theologie anwenden, wie Marheineke, Daub, Rust, Rosenkranz, Steffens, Blasche u. A.

Supremat heißt die Obergewalt des Papstes in der Kirche. Die

Digitized by Google

Protestanten erkennen diese durchaus nicht an, und selbst in den verschiedenen katholischen Reichen ist sie bald mehr bald weniger eingeschränkt.

Supremat-Eid, der Eid, welchen sonst Jeder, der in England bleiben wollte, schwören mußte, und welcher darauf hinging, die Lehre, daß der Papst Fürsten absetzen, sie umbringen lassen könne ꝛc. als gottlos, ketzerisch und verdammlich zu verabscheuen und zu verwerfen. Seit 1791 ist dieser Eid abgeschafft worden.

Surate (20° 11′ N. Br.), ostindische Stadt in der britischen Präsidentschaft Bombai und Hauptstadt der Provinz Guzurate, am Tappi, mit 12 Thoren, dem Pallast des Nawab, Citadelle, vielen Pagoden, Moscheen, kathol. und armenischen Kirchen, Bazars, einem großen Thierhospital, 10 christlichen Schulen, 80.000 H., 450.000 Einw., Fabriken in Baumwollen- und Seidenzeuchen, Gold- und Silberwaaren, Ebenholz u. dgl.; starker Land- und Seehandel, Schifffahrt.

Surinam (Suriname), nach dem gleichnamigen Flusse so genannt, eine wichtige niederländische Colonie in der südamerik. Landschaft Guiana, grenzt im N. an das atlantische Meer, im O. an den Maroniſtrom, der sie vom franz. Guiana trennt, im N. den Corrantynstrom, der sie von der britt. Colonie Berbice scheidet, im S. an unbegrenzte Wildnisse. Surinam wurde um das Jahr 1650 von den Briten angepflanzt, darauf 1667 von den Holländern im Krieg mit England erobert, das es ihnen im Frieden noch in demselben Jahr abtrat. Aus den Sümpfen und Moräſten von Surinam schufen die Holländer trockenes Land und zogen zum Anbau desselben neue, besonders deutsche Colonisten herbei. 1683 unterzog sich der Pflege dieser Colonie eine besondere Surinam-Gesellschaft, und nach der Zeit noch mehr Amsterdam, dem ⅓ des Landes gehörte; das eine Drittel, sonst der Gesellschaft, ist jetzt Eigenthum des Staats. Surinam blühte seitdem herrlich auf, wozu vorzüglich mitwirkte, daß jeder Colonist Eigenthümer seiner Pflanzung war und seine Nachkommen im Genuß seines Colonialfleißes blieben. Das Land enthält auf 1815 QM. 56.300 Negersklaven, 7000 Weiße (Holländer, Deutsche, Franzosen und 1200 Juden) und Farbige; dazu 1700 Caraiben und andere Indier. Ihre Hauptfeinde sind die in den innern Wäldern frei umherschwärmenden 6000 Buschneger, die eine Art von Freistaat bilden. Die Pflanzungen belaufen sich auf 400 (ohne die freien Plätze, die weniger als 20 Neger halten), liegen größtentheils an den Flüssen Corranton, Maroni, Surinam, Paramaribo ꝛc., und stehen durch Canäle miteinander in Verbindung. Das Klima ist heiß und wegen der häufigen Regen und daher entstehenden Ueberschwemmungen und Sümpfe für die Europäer ungesund; doch wird die Hitze durch die Seeluft ziemlich gemäßigt. Von Winter weiß man hier nichts, und Tag und Nacht sind sich immer gleich. Die Jahreszeiten bestehen in der kleinen und großen Regen- und trockenen Zeit. Die kleine Regenzeit beginnt im Nov., hat aber auch mitunter heitere, trockene Tage. Dann tritt Ende Jan. die kleine trockene Zeit ein, die oft auch mit starken Regengüssen unterbrochen wird; an Gewittern fehlt es in beiden Jahreszeiten nicht. Vom April bis Aug. ist die große Regenzeit, in der starke Regengüsse und Gewitter vorherrschend sind. Mit beider Abnahme tritt die große trockene Zeit ein und dauert bis Nov. Seit der zunehmenden Urbarmachung der Ländereien an der Seeküste soll die Regenmenge jährlich merklich abgenommen haben. Frei ist Surinam von verheerenden Ueberschwemmungen, Orkanen,

Digitized by Google

Erdbeben und eigentlichen Epidemien. Der fruchtbare Boden erzeugt alle Tropenproducte in hoher Güte; ferner Taback, Indigo, Gummi, Balsam u. s. w. Die Wälder liefern kostbare Holzarten, z. B. das Leiterholz, starke Cedern, Tamarinden-, Copal- und Copaivabäume, Vanillenrinde, mehre Arten Fieberrinden und viele Arzneipflanzen. Der Werth der Gesammtausfuhr betrug schon 1786 an 10 Mill. holländ. Gulden. 1824 sind 78 niederländische Schiffe ausgelaufen, die an 6 Mill. Pf. Kaffe, über 16 Mill. Pf. Zucker, 71.500 Pf. Kakao, 180.000 P. Baumwolle, 333.000 Gallons Rum ꝛc. ausgeführt haben. Von den Niederlanden kommen hieher viele Manufacturwaaren, Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel; von letztern kommt auch vieles aus Nordamerika. Auch mit Westindien wird einiger Verkehr und mit dem vorm. span. Amerika viel Schleichhandel getrieben. Die Regierung besteht aus einem Generalgouverneur mit einem hohen Rath in Paramaribo, der alle ökonomischen und Criminalsachen besorgt, und einigen Polizeicommissarien. Die Colonie wird in 11 Districte getheilt, deren jeder seine Regierungsvorstände hat. — Die einzige Stadt ist Paramaribo, welche 1821 abbrannte (der Schaden betrug 4 Mill. Thlr.), 2 Meilen von der Mündung des Surinamflusses entfernt, groß und regelmäßig in einer überaus schönen Gegend gebauet und durch die Forts Neuamsterdam und Zeelandia geschützt. Sonst gibt es nur noch zwei Dörfer und eine Herrnhuteranlage in diesem Districte; alle übrigen Pflanzungen liegen zerstreut. 1799 begab sich die ganze Colonie freiwillig in den Schutz der Briten, kam aber durch den Frieden von Amiens wieder an die batavische Republik. Die Briten nahmen sie in der Folge abermals ein und gaben sie erst 1815 zurück. — Vgl. Bar. v. Sack's „Beschreib. einer Reise nach Surinam" (Berl. 1821), und Ed. Beyer's „Beiträge zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Colonie Surinam" (Nürnb. 1823).

Surrey (Henry Howard, Graf von), bekannt u. d. N. der engl. Petrarch, geb. zu Kenninghall 1516. Erzogen am Hofe Heinrich VIII., ging er mit dessen natürlichem Sohne, dem Grafen von Richmond, nach Oxford. Nach beendigten Schulstudien reisten Beide nach Frankreich wo sie sich trennten und Surrey nach Italien ging. Poesie war hier seine Lieblingsbeschäftigung und Petrarca sein Muster. Er wählte ebenfalls die Sonettenform; doch vermochte er nicht, sie in der engl. Sprache rein darzustellen. Seine Laura hieß Ladi Geraldine, wahrscheinlich ein Wesen, das nie existirte; dennoch forderte er in Florenz bei einem Turniere jeden Ritter auf, zur Ehre seiner Dame eine Lanze zu brechen. Nach England zurückgekehrt, heirathete er die Tochter des Grafen Oxford. 1542 führte er ein Heer nach Schottland und zwei Jahre darauf als Obergeneral eins nach Frankreich. Heinrich VIII. ließ ihn 1547 verurtheilen und enthaupten; wahrscheinlich aus Furcht vor dessen Rache, weil der König seine Gemahlin, Katharina Howard, eine Verwandte Surrey's, hatte hinrichten lassen. Seine Gedichte wurden 1557 zuerst gedruckt und 1717 wieder aufgelegt. D. Nott hat sie jüngst mit Thomas Wyatt des Aeltern Gedichten sammt einem Commentar und Lebensnachrichten wieder herausgegeben.

Surrogat, ein Ersatzmittel für ein Bedürfniß, das nicht mehr auf die natürliche Weise durch das erste, eigentliche Mittel befriedigt werden kann. Insbesondere soll das Surrogat durch den Gebrauch ei-

Digitized by Google

nes einheimischen Erzeugnisses die Anwendung einer ausländischen Waare ersetzen, die man wider Willen entbehrt; z. B. Kaffee durch Cichorie, Indigo durch Waid, Zucker durch Ahorn, Mais, Weintrauben, Runkelrüben u. a. m. Die Geschichte der Surrogate ist ein Theil der Geschichte des franz. Continentalsystems. Seit dem Frieden sind die Trauben- und Runkelrüben-Zuckerfabriken größtentheils eingegangen.

Süß (Oppenheimer), ein Israelit, Banquier und Geh. Finanzrath des Herzogs Karl Alexander v. Würtemberg, wurde seiner Bedrückungen wegen allgemein gehaßt, daher nach dem Tode des Herzogs (14. Mai 1737) verhaftet und unter der Administration des Herzogs Karl Rudolf am 4. Febr. 1738 in seinem gallonirten Staatskleide gehangen. Wilh. Hauff (s. d.) hat Süß's Geschichte zu einer anziehenden Novelle benutzt.

Süßkind (Friedrich Gottlieb v.), D. der Theologie, königl. würtemb. Prälat, Director des königl. Studienraths, Commandeur des k. Civilverdienstordens und Ritter des Ordens der würtemb. Krone, geb. zu Neustadt a. d. Linde 1767, vormals Prof. der Theol. zu Tübingen, dann k. Oberhofprediger, Mitglied der k. Oberstudiendirection und Feldpropst zu Stuttgart, starb den 12. Nov. 1829 zu Stuttg., 62 Jahr alt. Die Geschichte seiner Bildung findet man in Gradmann's „Gelehrtes Schwaben" (1820). Schon in Tübingen erwarb er sich durch seine „Geschichte des Opferfestes vom Abendmahl, 1—6 Jahrhundert", sowie durch seine Fortsetzung des J. F. Flatt'schen „Magazin für christl. Dogmatik und Moral", einen literarischen Namen. Schelling's Identitätssystem griff er schon in jenem Magazin (Tüb. 1804—5), späterhin in seiner Schrift an: „Prüfung der Schelling'schen Lehre von Gott, Weltschöpfung, Freiheit, moralischem Guten und Bösen" (Tüb. 1812). — Groß sind insbesondere Süßkind's Verdienste um die Organisation der theolog. Seminarien des Landes.

Süßmeyer (Franz Xaver), ein lobenswerther Componist, genoß Salieri's Unterricht, ward 1795 beim k. k. Operntheater in Wien angestellt und starb 1803 im 37. J. seines Lebens als Hoftheater-Capellmeister. Er besaß ein gefälliges Wesen, wodurch er sich Mozart's Freundschaft erwarb. Berühmt ward er besonders durch die Vollendung des von Mozart unausgeführt gelassenen Requiems. Seine Arbeit daran veranlaßte Gottfr. Weber, an der Echtheit des Werks zu zweifeln. Unter seinen Opern sind „Moses", „Der Spiegel von Arkadien", „Soliman II." und „Der Türke in Neapel" die besten.

Süßmilch (Joh. Peter), ein verdienstvoller Schriftsteller, geb. zu Berlin 1707, studirte zu Halle und Jena anfangs die Rechte, dann aus Neigung Medicin und endlich Theologie. Er war einige Zeit Feld- und Landprediger, seit 1741 Propst und Consistorialrath in Berlin, wurde seiner Gelehrsamkeit wegen Mitglied der dasigen Akademie und starb 1767. Berühmt ist Süßmilch durch sein classisches Werk: „Die göttliche Ordnung in der Veränderung des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen" (Berl. 1740; 4. verb. Aufl. von C. J. Baumann, 3 Thl. ebend. 1775). Auch hat er über die Geschichte und Vergleichung der Sprachen geschrieben.

Suwaroff-Rimnitzkoi (Peter Alexei Wasiliowitsch, Graf v.), Fürst Italinski, Feldmarschall und Generalissimus im russ. Heere, geb.

Digitized by Google

1730 in dem Dorfe Snskoi in der Ukraine aus einer Militairfamilie, erhielt seine Erziehung in der Cadettenschule zu Petersburg und trat im 17. J. als Gemeiner in die Garde. Sein Muth im Feldzuge gegen Schweden in Finnland erhob ihn zum Lieutenant, in welcher Charge er sich in der Schlacht bei Zorndorf auszeichnete. Nicht weniger Bravour bewies er in der Schlacht bei Kunersdorf und bei dem Sturm auf Schweidnitz. Nach der Einnahme von Kolberg ward er Obristlieutenant und Platzmajor von Königsberg. 1763 ging er nach Petersburg, der Kaiserin Katharina von Grafen Panin empfohlen. Die Monarchin gab ihm ein eigenhändig geschriebenes Obristen-Patent. 1768 führte er einen Theil des russischen Heeres in Polen an, schlug die beiden Pulowski, stürmte Krakau und eroberte es. Seine Verdienste zu belohnen, ernannte ihn die Kaiserin zum General-Major und ertheilte ihm den Alexander-Newski-Orden. Als 1773 der Marschall Romanzoff die Augen Europa's durch seine Thaten gegen die Türken auf sich zog, eilte Suwaroff hin. In einem Treffen warf ihn sein Muth in die Reihen der Janitscharen, deren er mehre tödtete; mit ihren Köpfen füllte er einen Sack und schüttelte ihn zu den Füßen des General en Chef aus. An der Spitze eines Armeecorps ging er über die Donau und lagerte sich unter die Mauern von Silistria. Einige Tage darauf vereinigte er sich mit Kamenskoi und schlug gemeinschaftlich mit ihm den Reis-Effendi bei Kasladgi. Die ganze türkische Artillerie ward seine Beute. Nach dem Frieden mit der Pforte dämpfte er den Aufruhr des Kosackenanführers Pugatscheff, unterwarf 1783 die Tataren von Kuban und Budziak und zwang sie, seiner Monarchin den Eid der Treue zu leisten. Diese schenkte ihm dafür ihr Bildniß, den Wlademir-Orden und ernannte ihn zum General en Chef. 1787 vertheidigte er Kinburn mit vielem Glücke gegen die ottomanische Pforte. Der Pascha von Oczakow hatte 6000 Mann ans Land gesetzt, um den Platz zu überrumpeln. Durch einige Tirailleurs lockte sie Suwaroff von ihren Schiffen weg, umringte sie dann und hieb sie nieder. Bei der Belagerung von Oczakow trieb ihn sein Muth zu weit, und er wäre verloren gewesen, wenn ihn der Fürst Repnin nicht gerettet hätte. Am ersten August 1789 erfocht er in Verbindung mit dem Prinzen von Sachsen-Koburg einen vollständigen Sieg über den Seraskier Mehemed Pascha zu Fokzami. Im Sept. 1789 eilte er dem östreichischen General, Prinzen von Koburg, der von den Osmanen umringt war, zu Hülfe, und schlug gemeinschaftlich mit ihm am Flusse Rimnik das große türkische Heer. Kaiser Joseph erhob ihn deßhalb in den deutschen Reichs-Grafenstand und Katharina machte ihn ebenfalls zum russischen Grafen, zugleich ertheilte sie ihm den Namen: Rimnitzkoi. Das feste Ismail hatte sieben Monat den Russen widerstanden, der General Sodowisch hatte sich sogar zurückziehen müssen. Potemkin, der Obergeneral, befahl Suwaroff, die Stadt in drei Tagen zu nehmen. Dieser eilt hin, versammelt seine Krieger und spricht zu ihnen: „Soldaten, kein Pardon, die Lebensmittel sind selten". Zwei Stürme werden mit großem Verluste abgeschlagen, beim dritten ersteigen die Russen die Mauern. 24.000 Türken sanken unter ihren Schwertern; 10.000 wurden gefangen. Aus der Beute nahm sich Suwaroff nur 1 Pferd. Von den Osmanen erhielt er den Beinamen: Muley-Ismael. (Muley war ehemals ein blutdürstiger Herrscher in Marokko.) Nach dem Frieden von Jassy belagerte Suwaroff Praga (s. d.), eroberte es in einem furcht-

Digitized by Google

baren Sturme und ließ 13.000 über die Klinge springen. Katharina ernannte ihn zum Feldmarschall. 1799 befehligte er die Russen in Italien und war zugleich General-Feldmarschall und Oberfelderr der östreichischen Truppen. Er schlug die Franzosen bei Piacenza, bei Novi ꝛc, vertrieb sie fast aus Italien und empfing dafür den Titel eines Fürsten Italinski. Suwaroff war über die Alpen und den Gotthard nach der Schweiz gegangen, mußte sich aber zurückziehen, als Massena den Fürsten Korsakoff bei Zürich schlug. Eingeschlossen im Reußthal und führte sein Heer auf einem Gemsenjägerpfade über steile Berge nach Mutten, wo er sich mit Korsakoff vereinigte. Hierauf verlegte er seine Winterquartiere nach Böhmen, wo ihn der Kaiser Paul, der mit dem wiener Hofe zerfallen war, zurückrief. Er hatte seinem siegreichen Generale einen Triumphzug in Petersburg als ausgezeichnete Belohnung zugedacht; aber während den Zurüstungen zu demselben klagten mehre Generale ihn an, daß er die Befehle des Kaisers nicht befolgt hätte. Der Monarch hatte nämlich befohlen, der Generalissimus solle täglich einen der Generale zum General du Jour ernennen, um ihnen allen auf diese Weise Gelegenheit, sich auszuzeichnen, zu geben. Suwaroff hatte dieses Gebot nicht geachtet und den Fürsten Bagrathion zum beständigen General du Jour genommen. Er fiel deßhalb in die Ungnade des Kaisers und der Triumphzug fand nicht statt. Krank kam der alte Held nach Petersburg und stieg ohne Aufsehen bei seiner Nichte ab. Der Kummer über die Ungnade des Fürsten, und sehen zu müssen, daß seine Freunde ihn nicht besuchen durften, verschlimmerten sein Leiden. Er starb den 18. Mai 1800. Paul ließ ihn zwar feierlich beerdigen; doch die kolossale Statue, die ihm errichtet werden sollte, ließ erst Alexander 1801 im kaiserl. Garten zu Petersburg aufstellen. Mit vielem Geiste und einer großen Ideenoriginalität geboren, war er ebenso bizarr als unerschrocken. Er hielt es für des Generals Pflicht, stets an der Spitze des Angriffs zu seyn. Seine außerordentliche Einfachheit und soldatische Rohheit der Sitten erwarb ihm die Liebe der Soldaten. Vor allen Augen wechselte er oft seine Hemde. Seine Garderobe bestand aus seiner Regimentsuniform und einem groben Pelze. Er liebte oder affectirte eine lakonische Sprache; als er Poutoukai in Bulgarien erobert hatte, schrieb er an Katharina: „Ehre Gott, Lob Katharinen; die Stadt ist genommen und und ich bin darin". Ismails Erstürmung berichtete er ihr mit den Worten: „Madame! das stolze Ismail liegt zu ihren Füßen". Die Eroberung Pragas meldete er ihr mit „Hurrah! Praga!" — In gleichem Style beförderte ihn die Kaiserin: „Bravo, Feldmarschall!" Seine Heerbefehle und selbst Berichte an den Hof dictirte er gern in Knittelversen. Seine Lebensweise war äußerst mäßig und zeichnete sich nicht von der des geringsten Kriegers aus. Er hielt streng auf Disciplin und verbannte allen Luxus aus den Lagern; darum haßten ihn die Generale im Geheim, während die Soldaten ihn anbeteten. Er stand vor Tagesanbruch auf, ging zu jeglicher Jahreszeit nackt ins Freie und ließ sich einige Eimer eiskaltes Wasser über den Leib schütten. Er hatte nie ein Pferd, sondern bestieg die erste beste Kosackenrozinante. Er schlief gewöhnlich auf Heu und hatte nur einen Ordonanzsoldaten zum Bedienten. War er im Begriffe, zu viel zu essen oder zu trinken, oder sich zu sehr dem Zorne zu überlassen, so hatte sein Generaladjutant den Befehl, ihm zuzurufen: „Auf Befehl des Feldmarschalls Suwaroff stell'n

Sie das und das nicht thun". „Wenn er das befohlen hat", erwiederte er gewöhnlich, „so muß man gehorchen". Er sah es ungern, daß man ihn an sein hohes Alter erinnerte; man mußte selbst die Spiegel im Zimmer, wo er war, bedecken. Er war sehr bigott; mit Beten, Kreuzschlagen und Küssen eines Bildnisses des h. Nicolaus fing er jedes wichtige Geschäft an und gab nie das Zeichen zur Schlacht, ohne diese Ceremonien gemacht zu haben. Er war klein, mager und ging gebückt; seine von Jugend auf schwächliche Gesundheit härtete er durch Thätigkeit und eine mäßige Lebensart ab. Sein Auge war voll Feuer. Er sprach russisch, deutsch, französisch, türkisch und tatarisch; er redete wenig und fast immer in Apophthegmen. Sein Hauptgrundsatz der Taktik war: Vorwärts und schlage! Glaubhaft sind des Etatsraths Geo. v. Fuchs (Director von Suwaroff's Kriegskanzlei) „Anekdoten aus dem Leben des Grafen Suwaroff" (Leipz. 1829). Sein Sohn, der General Arkad. Alexandrowitsch Suwaroff, fand in dem Rimnik 1820 seinen Tod, als er durch den angeschwollenen Fluß fahren wollte.

Suzzo, eine Fanariotenfamilie, oder eine vornehme griech. Familie in Konstantinopel. 1819 erklärte der Sultan, daß nur aus ihren Gliedern und den der Familien Kallimachi und Morusi die Hospodare der Moldau und Walachei genommen werden sollten; diese konnten ebenfalls allein das Amt eines Divan- und Arsenal-Dolmetschers bekleiden. Im Verdachte, Theil an der griech. Insurrection genommen zu haben, wurden sie 1823 dieser Würde verlustig erklärt, verfolgt und größtentheils vertilgt. Unter den Suzzo's ist Alexander am bekanntesten, Hospodar der Walachei; er that dort viel für die Erziehung des Volkes, gab dem Collegium zu Bukaresch eine neue Einrichtung und gründete eine Schule des wechselseitigen Unterrichts. Spiridion Valetas, ein angesehener Grieche aus der Insel Kos, der Rousseau's Schrift: „Ueber die Verschiedenheit der Stände", musterhaft ins Griech. übersetzte, half ihm treu bei seinem schönen Unternehmen. Wenngleich er keinen offenen Antheil an dem Hetairisten-Aufstand nahm, so zog er doch den Argwohn der osmanischen Regierung auf sich, weil er den Versuchen Ypsilanti's, die Arnautenhäupter für seinen Zweck zu gewinnen, kein Hinderniß in den Weg legte. Die Rache des Sultans fürchtend, wollte er mit seinen Schätzen ins Ausland flüchten, als er den 1. Febr. 1821 starb. Sein Sohn, Nikolaus, wanderte aus. Ein andrer Suzzo, Michael, Schwiegersohn des nach Pisa geflüchteten Fürsten Karadja, trat mit den Hetairisten und Ypsilanti in Verbindung und ward ein Beförderer des Aufstandes zu Jassy. Nach Ypsilanti's Niederlage floh Suzzo nach Rußland, mußte aber das Reich verlassen, weil die Pforte auf seine Auslieferung bestand. Er wollte sich durch die östreichischen Staaten nach Livorno begeben, erhielt aber in Brünn von Wien den Befehl, sich in Görz niederzulassen. Der griech. Arzt, Markos Zallony, hat eine Geschichte der Fanarioten u. d. T.: „Essai sur les Fanariotes" (Marseille 1824), geschrieben, worin er die Schicksale der Familie Suzzo berichtet.

Swammerdam (Johann), ein berühmter Anatom, geb. 1637 zu Amsterdam, wo sein Vater Apotheker war. 1667 erhielt er zu Leyden den Doctorhut. Sein wissenschaftliches Streben wandte sich vorzugsweise auf das anatomische Studium des menschlichen Körpers und der Insekten, von deren Präparaten er sich ein reiches Cabinet anlegte. Man

verdankt ihm die Erfindung, die Adern mit einer durch die Wärme flüssig gemachten Masse, die wieder in der Kälte erstarrt, auszuspritzen; auch erfand er einen Thermometer, um den Grad der animalischen Wärme zu finden. Seine anhaltenden Arbeiten machten ihn so hypochondrisch, daß er ein warmer Anhänger der Schwärmerin Antonette Bourignon wurde, alle Forschungen als unwerth des menschlichen Geistes aufgab und ihr nach Holstein folgte. Noth und Kummer führten ihn wieder nach Amsterdam zurück. In seiner letzten Lebenszeit litt er an einer Art von Melancholie; in einem Anfalle derselben verbrannte er alle seine Schriften. Er starb 1680. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1) Abhandlung über das Athmen und die Lungen (Lat., Leyden 1678); 2) eine andre, „De fabrica uterimulieris" (1679); 3) eine allgemeine Geschichte der Insekten u. d. T.: „Biblia naturae etc." (Leyden 1727). In diesem ins Deutsche, Englische und Französ. übersetzte Werke zeigt sich Swammerdam als ein genauer, fleißiger und scharfsichtiger Beobachter. Die Figuren sind außerordentlich schön und Alles ist bis auf die Eingeweide der Bienen mit der größten Genauigkeit gezeichnet. Reaumur, der in demselben Gebiete fortschte, hat mit Swammerdam's Kupfern sein Werk geziert. An der Spitze der „Biblia naturae" findet sich sein Leben von Boerhaave beschrieben.

Swantewit, s. Arkona.

Sweaborg, das nördliche Gibraltar, im russ. Gouvernement Finnland in der Nähe von Helsingfors, liegt auf kleinen felsigen Scheeren, die eine zusammenhängende Festung und einen Kriegshafen ausmachen, deren Werke Bewunderung verdienen. Als nach dem Frieden zu Abo 1743 durch den Verlust der schwedisch-finnländischen Festungen die Grenze nach Rußland zu offen und unvertheidigt war, trug der König Adolf Friedrich 1749 dem Feldmarschall Grafen Ehrenswaerd auf, diesen durch die Natur unüberwindlich sich darstellenden Punkt zur Vertheidigung einzurichten. So entstand die Festung. Die Werke sind größtentheils in Granitfelsen gehauen, mit Erde bedeckt und casemattirt. Die Batterien erheben sich terrassenförmig über die Wasserfläche, eine über die andere, in allen Richtungen. Aus Felsen ist eine Schiffsdocke gehauen, die 12 Fregatten und Galeeren faßt. Die Magazine für die Artillerie und Schiffsvorräthe sind dicht am Rande des Wassers erbaut. Der große Hafen faßt 60 Linienschiffe und der kleine ebenso sichere 12 bis 15 Fregatten. Die Zahl der Einw. beträgt 3400, meist Handwerker und Kaufleute, die zu der Bürgerschaft von Helsingfors gehören. Wargöe, durch Brücken mit den 6 übrigen Inseln verbunden, macht die Hauptfestung aus, wo die Wohnungen der 2500 Mann starken Besatzung, eine Kirche und Garnisonschule, die Zeughäuser, Magazine, Werfte und alle zum Seewesen gehörigen Einrichtungen sich befinden. Ein Theil der russ. Scheerenflotte stationirt hier. Im Mittelpunkt dieser Insel sieht man auf einem freien Platze vor dem stattlichen Schlosse das schöne in Granit ausgehauene Grabmal Ehrenswaerd's.

Swedenborg (Emanuel v.), eigentlich Swedberg, ein berühmter Geisterseher, Sohn des Bischofs Jasper Swedberg v. Westgothland, war zu Stockholm 1689 geb. Er genoß eine Erziehung, die der Würde und Rechtlichkeit seines Vaters angemessen war. Nachdem seine ersten poetischen Versuche u. d. T.: „Carmina miscellania", zu Skara 1710 erschienen waren, ging er auf Reisen und widmete sich auf mehren

Hochschulen Englands, Hollands, Frankreichs und Deutschlands dem Studium der Weltweisheit, Mathematik, Naturwissenschaft und Gottesgelahrtheit. In sein Vaterland 1714 zurückkehrend, ließ er sich in Upsala nieder, und wurde von Karl XII. 1716 zum Assessor beim Bergwerkscollegium ernannt. Er machte sich bald durch mathematisch-mechanische Erfindungen einen Namen. Wegen der Erfindung einer Rollenmaschine, vermittelst welcher eine Schaluppe, zwei Galeeren und vier große Böte, die Karl XII. 1718 zum Transport des Belagerungsgeschützes nach Friedrichshall brauchte, dasselbe von Strömstadt bis Idefjal, 5 Stunden weit über Berg und Thal brachten, und durch seine Schriften über Algebra, Werth des Geldes, Planetenlauf, Ebbe und Flut ꝛc. wurde er 1719 von der Königin Ulrike mit dem Namen von Swedenborg geadelt. Um diese Zeit trieb er eifrig die Chemie und bereiste 1720—21 die Bergwerke Schwedens, Oestreichs und Sachsens. Seit 1730 war er ein Mitglied der königl. Societät in Schweden. 1733 vollendete er seine philosophischen und mineralogischen Werke, die 1734 in 3 Foliobänden mit 155 Kupfern erschienen. Die franz. Akademie der Wissenschaften hat daraus zu ihrer Geschichte der Künste Swedenborg's Werk vom Eisen als das Beste in dieser Materie übersetzt. In diesen philosophischen Werken entwirft Swedenborg ein tiefdurchdachtes Natursystem, mathematisch und mechanisch. Ein im Unendlichen gegebener Punkt, mit allen Kräften ausgerüstet, soll, durch eine innere Spiralbewegung der Kräfte, alle Bewegungen, alle Gestalten der Thätigkeit hervorbringen, die Swedenborg in Elemente ordnet. Elastizität, der Magnet, der Aether, die Luft, Dünste u. s. w. sind diese Elemente, die er sodann bis in das Reich der Organisation verfolget. 1738—40 machte er eine Reise durch Frankreich und Italien. 1740—1741 gab er seine „Oekonomie des Thierreichs" heraus, ein Werk voll Belesenheit und eigner Gedanken. In ihm ordnet er nach Reihen und Stufen die Naturreiche zu einer Harmonie, die er constabilitirt nennt, wo in jeder aus dem Einfachsten eine Wirkung sich durch die ganze Reihe verbreitet. Daß diese Ansichten der Natur, als Denkbilder des Verstandes, ihm zur Gewohnheit wurden, war natürlich. Reihen und Stufen der Dinge nach Uebereinstimmungen, aus dem Einfachsten geordnet, sah er allenthalben in der Schöpfung; eine constabilitirte Harmonie war sein Hauptgedanke. Diese genealogische Anschauung des innern Bandes, das alle Dinge in der sichtbaren Welt zusammenhält, führte seine grenzenlosen Forschungen auf dem Wege der Analogie und Allegorie in die unsichtbare. Den Beruf zum Verkehr mit dem Reiche der Geister erhielt er nach seiner Angabe durch eine Erscheinung 1743 zu London. Durch sie waren, wie er glaubte, auf einmal die Augen des innern Menschen geöffnet worden, um Himmel, Hölle und Geisterwelt zu sehen, aus der ihm nach und nach nicht nur verstorbene Bekannte, sondern auch die größten Männer der Vorwelt erschienen und sich mit ihm unterredeten. Er legte nun sein Amt beim Bergwerkscollegium 1747 nieder und schlug auch eine höhere, ihm angetragene Staatsbedienung aus. Der König ließ ihm den vollen Gehalt als Pension. Ohne andre Beschäftigung, als Geister sehen und sprechen oder niederschreiben, was ihm durch höhere Offenbarung eingegeben seyn sollte, hielt er sich nun abwechselnd in Schweden und England auf. Er sah sich als eine Verbindung zwischen der Geister- und Körperwelt, diesen Umgang sogar als ein Amt an, das ihm

Digitized by Google

der Herr aufgetragen, und zeigte dabei weder einen anmaßenden Stolz, noch eine Schwäche des Verstandes. Kein Prahlen machte er davon, wußte aber, wenn er darüber gefragt ward, auch die Spötter in Achtung zu erhalten. Fröhlichen, stillen Gemüths, erschien er Jedem, der ihn näher kannte, wirklich als Einer, „der mit Engeln umgeht", d. i. als Muster ungeheuchelter Frömmigkeit und Güte. Der Styl seiner Schriften ist schmucklos; oft sehr naiv erzählt er die Unterhaltung mit diesem und jenem Geist und deren Wirkung auf ihn; von einem Truge, den er Andern wissentlich machen wolle, ist, wenn man ihn hört, nie die Frage. Der Zustand, in dem er sich bei seinen Unterhaltungen mit den Geistern befand, hat er selbst treu geschildert. Er war von dreifacher Art: der gewöhnliche ruhige, indem er mit Geistern sprach, die vor ihm und neben ihm erschienen, oder in Theilen seiner selbst fühlbar wurden. Der zweite seltnere, eine Entzückung, in welchem alle Sinne bis aufs Gefühl außerordentlich lebhaft wirkten. Der dritte, da er vom Geist fortgerissen, in schneller Zeit unzählige Oerter und Gegenstände sah, der seltenste. Alle drei Zustände kennen wir nicht nur aus Träumen und Krankheiten, sondern auch gesund und wachend aus Zuständen, in denen unsre Phantasie lebhaft wirket. Swedenborg's Himmelsgeheimniß war, daß er diese Phantasien, bei ihm aus seinem innersten Seyn entsprungen, mit Ueberzeugung sah und glaubte; diese Ueberzeugung realisirte ihm die Erscheinungen im Innern und stellte sie gegenwärtig den Sinnen dar. Himmel und Hölle waren aus und in ihm; eine Laterna Magica seiner eignen Gedanken. Seine angeblichen Erscheinungen und die seltsamen Lehren, die seine Schriften enthielten, zogen ihm eine Anklage von Seiten der Geistlichkeit zu, welche ihm jedoch nicht schadete, da die vornehmsten Bischöfe seine Schriften billigten und der König Adolf Friedrich ihn schützte. Im ungestörten Genusse einer dauerhaften Gesundheit erreichte er das 84. Jahr und starb an den Folgen eines Schlagflusses zu London 1772. Bis an seinen Tod hat er selbst an die Wirklichkeit seiner Visionen und göttlichen Eingebungen fest geglaubt. Dieser Glaube war seinem, immer mehr von der Welt abgewendeten und moralisch isolirtem Gemüthe zu fixen Idee geworden. Seine Schilderungen vom Geisterreich tragen bis in die kleinsten Züge das Gepräge der Sitten und Verhältnisse seiner Zeit und der ihm als Naturforscher geläufigen Ansicht der Sinnenwelt; seine Geister führen die Sprache der Individualität, und die Familienähnlichkeit seiner Auslegungen der heil. Schrift mit den Deutungen und Allegorien frühcrer Mystiker sticht überall hervor. Was von seiner Prophezeiungen und Entdeckungen verborgener Dinge in der wirklichen Welt erzählt wird, z. B. die Anzeige, die er in Gothenburg von dem Brande zu Stockholm in derselben Stunde, als dieser entstand, gegeben haben soll, gründet sich nur auf Hörensagen und hat keinen historischen Werth. Viel merkwürdiger als dergleichen Wundergeschichten ist dem Psychologen das Problem seiner originellen Individualität, über die Herder in s. „Adrastea" unter dem Art. Swedenborg das treffendste Urtheil gefällt hat. (S. über ihn auch Ennemoser's „Gesch. d. Magnetismus", wo er von einer andern Seite betrachtet wird.) — Sein Andenken dauert noch fort; eine Religionssekte in England und in Amerika führet sogar seinen Namen. Sie entstand aus den Lesern seiner theologischen Schriften, welche seine Behauptung, daß durch die ihm mitgetheilten himmlischen Offenbarun-

Digitized by Google

gen die zweite Ankunft Christi auf Erden, das jüngste Gericht über die alte Kirche (die gegenwärtig herrschenden christlichen Religionsparteien), und die Stiftung der Kirche des neuen Jerusalems, wovon die Apokalypse und der Apostel Petrus bei der Verheißung eines neuen Himmelreichs und einer neuen Erde redet, wirklich erfolgt sey, gläubig annahmen. Die Lehre dieser Sekte gründet sich auf die Bibel und mehre von Swedenborg seit 1747 bis 1771 geschriebene Bücher, die als heilig geachtet und die Lehre aus dem Worte oder die geistliche Mutter genannt werden. — Das Wort selbst oder den geistlichen Vater nennen sie die Bibel, von der sie nur den Pentateuch, das Buch Josua, das Buch der Richter, die Bücher Samuel's und der Könige, die Psalmen, die Propheten, die Evangelien und die Apokalypse für kanonisch halten. Sie leugnen die kirchlichen Lehrsätze von der Dreieinigkeit, von der Genugthuung durch den Tod Jesu und dessen stellvertretendem Verdienste, von der Gnadenwahl und von der Auferstehung der Leiber. Gott ist ihnen allein Christus, der Herr, der in seiner Person den Schöpfer, Erlöser und Tröster vereinigt, und nach seiner ersten Menschwerdung, von der die Evangelien erzählen, zum zweiten Male 1748 erschienen ist, um seinem Diener Swedenborg den innern Sinn der h. Schrift aufzuschließen. Das jüngste Gericht verstehen sie nur geistig von dem 1756 erfolgten moralischen Untergange der alten Kirche. Nach dem Tode glauben sie unmittelbar in verklärte Leiber, die nach der herrschenden Liebe (Neigung) jedes Individuums gebildet werden, und in den Himmel oder in die Hölle zu kommen. Die Taufe begehen sie an Kindern und Erwachsenen als Aufnahmgebrauch, das heilige Abendmahl als Mittel der geistigen Vereinigung mit Christo. Die stimmfähigen Mitglieder sind in Classen abgetheilt, die Lebendigen haben $^1/_5$, die Ehepaare, welche noch nicht drei Kinder zeugten, $^1/_3$, und die mit drei oder mehr Kindern gesegneten Ehepaare, $^1/_2$ der Stimmen. Die Regierung der „Kirche des neuen Jerusalems" besteht aus drei Mächten: 1) der absoluten, welche durch das in drei Formaten auf dem im Versammlungssaale stehenden, niemals besetzten Präsidentenstuhle liegende göttliche Wort vertreten wird; 2) der reactiven, welche auch die ordnende oder erklärende heißt und in den Berathungen aller stimmfähigen Glieder jeder Gemeinde geübt wird, und 3) der activen oder entscheidenden, welche aus vier Vorstehern oder Kirchenräthen besteht, von denen einer über die Lehre von Christo, einer über die Wissenschaft der Correspondenzen (d. h. der gegenseitigen vollkommenen Durchdringung der sicht- und unsichtbaren Welt), einer über die Besserung des Wandels und einer über die h. Gebräuche zu wachen hat. Letzterer ist Bischof der Gemeinde, verwaltet mit den von ihm geweihten Priestern den Gottesdienst und übt unter Berathung mit der Gemeinde die Kirchenzucht aus. In jedem Versammlungssaale sind zwei Säle, einer zu Berathungen und zur Taufe, der andre zum Gottesdienste, wozu die Heiligung der Ehen, das h. Abendmahl, das Fußwaschen und eine aus Gebet, Gesang, Vorlesung der biblischen und Swedenborg'schen Bücher und Predigt zusammengesetzte Liturgie für die Feier der Sonn- und Festtage gehört. In Schweden, wo die Zahl aller Swedenborgianer sich auf 2000 beläuft, genießen sie nur stillschweigende, in England, wo sie seit 1783 zu London und mehren Hauptstädten Capellen haben, gleich andern Dissentern, öffentliche Duldung. In Frankreich, Deutschland und Polen gibt es nur wenige vereinzelte Anhänger,

Digitized by Google

in Ostindien, Nordamerika und Südafrika aber ganze Gemeinden dieser Sekte.

Swieten (Gerard van), kaiserl. Rath und erster Leibarzt in Wien, geb. 1700 zu Leyden. Unter Boerhaave's Schülern der beste, empfing er von seinem Lehrer wahrscheinlich die Lust am Studium der Chemie und Pharmacie. Als praktischer Arzt war er glücklich. Sein Lehramt mußte er niederlegen, entweder weil er sich mit den andern Professoren nicht vertrug, oder weil er Katholik war. 1745 folgte Swieten dem Rufe als erster Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia nach Wien. Durch seine Verdienste erwarb er sich die Huld der Fürstin in einem hohen Grade, die er auf eine höchst uneigennützige Weise bloß zum Besten der Gelehrsamkeit und der Aufklärung verwandte. Er ward in der Folge zum Vorsteher der kaiserl. Bibliothek, zum beständigen Präsidenten der medicinischen Facultät zu Wien, zum Director des ganzen Medicinalwesens in den östr. Staaten und zum Büchercensor ernannt. Er starb 1772. Seine Commentarien über die Aphorismen des Boerhaave haben ihm einen europäischen Ruhm erworben. Sie enthalten ein Schatz praktischer Kenntnisse und glücklicher Curarten; er bekennt sich darin zur Humoralpathologie; doch nicht einseitig, denn er sucht sie mit den mechanisch-dynamischen Grundsätzen zu verbinden. — Sein Sohn, wenn wir nicht irren, ist der ihm als Präses der kaiserl. Bibliothek nachfolgende **Gottfried van Swieten**, welcher als genauer Freund Haydn's und Mozart's berühmt ist und jenem zu seiner „Schöpfung" einen engl. Text umarbeitete, sowie den Text zu den „Jahreszeiten" verfaßte. Er hat aber auch große Verdienste um die Musik in Wien, indem er die Werke Händel's und Bach's zur Aufführung brachte und eine musikalische Gesellschaft von Mitgliedern des ersten Adels zu diesem Behufe stiftete. Er starb 1803 in Wien.

Swift (Jonathan), einer der berühmtesten englischen Schriftsteller, höchst merkwürdig wegen seines moralischen Charakters, von armen Eltern 1667 zu Dublin geboren, kam, nachdem er in der Schule zu Kelkenny den Elementarunterricht genossen, in seinem 15. Jahre nach Dublin auf das Dreieinigkeitscolleg, um Philosophie und Mathematik zu studiren. Für diese Wissenschaften hatte Swift, der sich am liebsten mit Geschichte und Poesie beschäftigte, keinen Sinn, und er wurde, weil er bei seiner Prüfung zum Bachelor of Arts an den nöthigen Kenntnissen fehlte, abgewiesen. Erst 7 Jahre später erhielt er diesen Grad, aber nur aus besonderer Nachsicht. Dieß soll Veranlassung gegeben haben, daß er hernach in seinen Schriften die Mathematiker höhnend behandelte. Nach dem Tode seines Oheims 1689 begab er sich zu seinem Verwandten Sir Will. Temple nach Surrey, wo er auch den König Wilhelm III. kennen lernte. Dieser bot ihm eine Hauptmannsstelle bei der Reiterei an; allein Swift lehnte sie ab, weil er sich dem geistlichen Stande widmen wollte. 1692 promovirte er in Oxford als Magister der schönen Künste. 1694 trennte er sich von Temple, weil dieser sein Versprechen, ihm eine Pfründe zu verschaffen, nicht erfüllte, und ging nach Dublin, wo er die geistliche Weihe und eine Pfründe erhielt. Auf die Einladung Temple's zur Rückkehr nach England und Zusicherung zu einer Versorgung, ging Swift wieder nach Surrey und lebte nun bis an den Tod jenes Staatsmanne in dessen Hause. Hierauf begleitete er den Grafen von Berkeley, Oberrichter Irlands, als Caplan und Privatsecretair nach Dublin. Hier ver-

Digitized by Google

abschiedet, mußte Swift statt der Dechanei zu Derry, die ihm versprochen worden war, zwei weniger ergiebige Pfründen annehmen. Durch so manche fehlgeschlagene Hoffnung ward sein Herz, welches keiner sanften Gefühle fähig war, immer mehr erbittert. 1710 ward er vom irländ. Primas in Angelegenheiten der Kirche nach London gesandt. Seit seiner Bekanntschaft mit Bolingbrocke und Harley nahm er Theil an den politischen Verhandlungen seiner Zeit. Das ziemlich grobe „Märchen von der Tonne", welches Swift, ungerecht gegen die Presbyterianer, zu Gunsten der hohen Kirche mit vielem Witz und Laune geschrieben hatte, wurde durch Mißdeutung Ursache, daß er keine Bischofswürde erhielt. 1713 wurde Swift Dechant von St.-Patrick bei Dublin, stieg aber nicht höher. 1724 erwarb er sich durch eine Schrift, wodurch er die von der Regierung beabsichtigte Einführung einer Scheidemünze verhinderte, und wodurch er sich selbst den größten Gefahren aussetzte, die Achtung der ganzen irländischen Nation. Swift bestimmte ein Drittel seiner Einkünfte den Armen und hatte fast immer geringe Personen, besonders Weiber um sich, die seinem Hochmuthe zu schmeicheln wußten. Endlich schwanden seine geistigen Kräfte mit seinen körperlichen dahin, und die allmälige Abnahme seines Verstandes ging in völligen Wahnsinn über. Er ward immer zorniger und böser, sowie seine Geisteskräfte sich verloren, und konnte bei den heftigen Schmerzen einer Geschwulst am Auge nur mit Gewalt verhindert werden, es auszureißen. Ein gänzliches, Monate langes Schweigen ging seinem Tode voraus, der 1744 in seinem 78. Lebensjahre erfolgte. Den größten Theil seines Vermögens hatte er in seinem Testamente zu einem Hospitale für Mondsüchtige und Blödsinnige bestimmt, „um", wie er sagte, „mit einem satyrischen Zuge darzuthun, daß kein Land dessen so sehr bedürfe". Seine Schriften (über welche man den Art. Englische Prosa vergl.) hat Hawkesworth (London 1755, 14 Bde., 4., und 25 Bde., 8.), dann mit seiner Biographie Th. Sheridan (1784, 17 Bde.) herausgegeben. Deutsch sind seine Schriften zum größten Theil (Hamb. 1756 in 8 Bdn.) erschienen.

Swinden (Jan Hendrik van), ein berühmter holländ. Gelehrter, 1746 im Haag geboren, studirte zu Leyden Mathematik und Naturwissenschafe mit glänzendem Erfolge, erhielt 1766 die philos. Doctorwürde und im folg. J. die Professur der Naturkunde, Logik und Metaphysik an der Hochschule zu Franeker. 1785 als Lehrer der Philosophie, Naturkunde, Mathematik und Astronomie an das Athenäum nach Amsterdam berufen, wurde er hier 1797 Präsident des Sanitätscollegiums. 1798 sandte ihn die batav. Republik nach Paris zum Nationalinstitut, um in Verein mit diesem und andern berühmten auswärtigen Gelehrten ein allgemeines System der Maße und Gewichte zu berathen. Swinden wirkte thätig zur Erreichung dieses Zweckes und stattete dem Institut über die Grundlage des neuen Systems Bericht ab, welcher öffentlich bekanntgemacht wurde. Im näml. J. ward Swinden Mitglied des Vollziehungsdirectoriums der batav. Republik. 1817 erhob ihn der König zum Staatsrath im außerordentlichen Dienste. Als Mitglied des Centralcomites von dem Wasserstaat machte er sich hochverdient. Die Navigationsschule und das Blindeninstitut erhielten durch seinen thätigen Eifer eine zweckmäßige Einrichtung. Er starb 1823. Seine durch umfassende Kenntnisse und tiefen Forschungsgeist ausgezeichneten mathematischen und naturwissenschaftlichen Werke sind zahlreich. Seine Schrift

Digitized by Google

über die Abweichung der Magnetnadel, die er 13 Jahre lang zu jeder Tagesstunde sorgfältig beobachtet hatte, ist ein Denkmal seltenen Fleißes, voll neuer und scharfsinniger Bemerkungen, und wurde von der pariser Akademie gekrönt. Die interessanten Memoiren, welche er verschiedenen Akademien zusendete, sind unzählig. Er schrieb in holländischer, lateinischer und französischer Sprache.

Sybaris, berühmte Stadt Großgriechenlands (Unteritaliens) zwischen den Flüssen Sybaris und Krathis am tarentinischen Meerbusen. Sie wurde etwa 720 v. Chr. von Achäern und Trözeniern angelegt und gelangte durch die außerordentliche Fruchtbarkeit ihres Bodens zu einem seltenen Wohlstande, wodurch aber die Einwohner so in Ueppigkeit und Wohlleben versanken, daß ihr Name zum schimpflichen Sprichwort wurde und man noch jetzt durch Sybarit einen Weichling oder Schwelger bezeichnet. In einem Kriege mit den Krotoniaten, worin die erstern 300.000, die letztern 100.000 Mann ins Feld stellten, wurde Sybaris (510 v. Chr.) besiegt und gänzlich zerstört, aber ums J. 452 von den Athenern und andern Griechen u. d. N. Thurii wieder aufgebaut; doch gelangte es nie wieder zu seiner vorigen Blüthe und wurde zuletzt eine römische Colonie u. d. N. Copiae. Als Gesetzgeber von Thurii ist Charondas berühmt.

Sydenham (Thomas), einer der berühmtesten englischen Aerzte, geb. 1624 zu Windford-Eagle in der Grafschaft Dorset aus einer adeligen Familie, bezog 1642 die Universität Oxford. Bald darauf brach der bürgerliche Krieg aus; als ein Anhänger der republikan. Partei, wollte er mit den übrigen Studenten nicht für die königl. Sache kämpfen, verließ daher Oxford und ging nach London, wo ihm der berühmte Arzt Core den Rath gab, sich der Medicin zu widmen. Zu Cambridge nahm er den Doctorhut. Von 1651—89, wo er starb, übte er seine Kunst in London mit dem größten Beifalle aus. Er war der erfahrendste Arzt seiner Zeit, der aufmerksamste und genaueste Beobachter der Natur. Er schien in der Praxis gerade den entgegengesetzten Grundsätzen der andern Aerzte zu folgen. Unter seinen Curarten zeichneten sich damals aus: die kühle Behandlung der Pockenkranken und die Vertreibung der Wechselfieber durch die China. Nicht weniger bekannt ist er durch sein Laudanum, ein Opium praeparat. Seine Schriften sind 1716 gesammelt u. d. T. „Opera medica" zu Genf herausgekommen. Ueber das Podagra schrieb er eine bekannte Abhandlung; er selbst litt an dieser Krankheit. Seine „Praxis medica" wird noch jetzt geschätzt. Für die meisten medicinischen Schriften seiner Zeit hatte er übrigens nicht viel Achtung: „Lesen Sie den Don Quixote; es ist ein sehr gutes Buch, ich lese ihn täglich", sagte er einst zu einem jungen Manne, der ihn um Rath fragte, welches medicinische Buch er lesen sollte. „Wenn Sydenham stirbt", sagte der Doctor Radcliffe, „wird er das Geheimniß seiner Kunst auf einem halben Blatte Papier lassen können".

Syenit oder Sienit ist eine aus Feldspath und Hornblende bestehende Felsart von körniger Textur und von rother und grauer Farbe, welche in Sachsen, Ungarn, an der Bergstraße, in Schottland ꝛc. vorkommt. Aus demselben sind viele Denkmale der alten Zeit gefertigt, und schon die Aegypter benutzten das Gestein zu Bildsäulen, Obelisken ꝛc.

Sykophanten (Chikanenmacher), in Athen Diejenigen, welche sich ein besonderes Geschäft daraus machten, die Handlungen und Reden

Anderer auszuspähen und zu verdrehen, daß sie dieselben anklagen und in Strafe bringen könnten. Bisweilen bedeutet das Wort Sykophant einen falschen Zeugen. Man leitet es her von gewissen Menschen, welche Denjenigen aufpaßten und sie anklagten, welche dem Verbote zuwider Feigen (Syka) aus der Stadt führten. In der Folge belegte man jeden falschen Ankläger, Betrüger oder nichtswürdigen Menschen, der in gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäften Andere zu hintergehen und ihnen zu schaden suchte, mit diesem Namen.

Sylbe, Sylbenmaß. Die Sylbe muß einmal nach ihrem prosodischen, dann nach ihrem metrischen Gehalt betrachtet werden; eine Unterscheidung, die bis auf Apel's wissenschaftl. Metrik nur zu sehr vernachlässigt wurde, und die Metrik zu recht widersinniger Sylbenstecherei und Zählerei, den Vers zu einem Aggregat von Sylben machte. Der prosodische Gehalt nämlich bestimmt nur die Länge und Kürze der Sylbe im Allgemeinen, außer ihrem Verhältniß zum Rhythmus und Metrum, worin sie sich vorfinden, und dieß kann man das allgemeine oder prosaische Sylbenmaß nennen. Wie lang oder kurz eine Sylbe sey, bestimmt erst das Metrum, oder der Takt, und so entsteht das rhythmische Sylbenmaß. Die alten Grammatiker hatten ein sehr geübtes, feines Ohr, und mochten die Verse wohl richtiger hören als manche neuere, gepriesene Metriker. Wie jedoch überall die Praxis der Theorie vorausgeht, so begegnete auch ihnen, daß sie dem Verstande über ihr Hören und Gehörtes nicht genau Rechenschaft geben konnten, und ihre Metrik auf berechenbare Sylbencombinationen bauten, wodurch sie denn eine mechanische, und zwar als solche sehr folgerechte, aber unzulängliche und mancher Nothbehelfe bedürftige Ansicht der Verse gewannen, wie dieß ihre Brachykatalektiker und Hyperkatalektiker, ihre widersinnig gemischten Metra und Mehres dieser Art beurkunden. Wie sich hiervon eine wahrhaft wissenschaftl. Metrik unterscheide, ist in mehren Artikeln hoffentlich klar geworden. Hinsichtlich des Sylbenmaßes hat sie außer der zweizeitigen Länge, welche bisher als Heraklessäule galt, aus der Natur der Sprache, des Rhythmus und Metrum, ja aus unverkennbaren Andeutungen aller Grammatiker, nach 3 Längenarten und zweierlei Kürzen nachgewiesen (s. Strophe). Um hiervon nur ein Moment hervorzuheben, so bildet die Schlußsylbe einer rhythmischen Reihe (s. Rhythmus und Strophe), wenn sie auf eine Versarsis fällt, die Kürze statt der Länge, und wenn sie zugleich Schlußsylbe einer metrischen Reihe ist, die Länge statt der Kürze. Verbindet das Metrum 2 rhythmische Reihen mit einander, oder erzeugt sich eine zweite rhythmische Reihe aus der ersten, wodurch gleichsam das Verhältniß von Arsis zu Thesis unter ihnen eintritt, so muß die Thesis der erstern gegen die zweite als Kraft auftreten. Dieß geschieht in der Musik durch ein sforzando auf dem schlechten Takttheil, oder auch durch Dissonanz, im Vers durch die statt der metrischen und als solche genau bestimmten Kürze prosodische, mithin bloß repräsentirende Länge. Prosodisch bestimmte Wörter heißen Wortfüße, die man wohl von den metrisch bestimmten, die Wortrhythmen genannt werden, zu unterscheiden hat.

Sylla, s. Sulla.

Syllogismus oder Schluß. Schließen heißt so denken, daß man Urtheile auf einander bezieht, um die Gültigkeit des Einen durch das Andere zu bestimmen, mithin die Wahrheit oder Falschheit der Urtheile

durch einander zu erkennen. Der Schluß ist also subjectiv die Gemüthshandlung des Bestimmens der Gültigkeit der Urtheile oder des Erkennens ihrer Wahrheit und Falschheit durch einander, und objectiv ein Inbegriff von Urtheilen, deren Eines das Andere in Ansehung seiner Gültigkeit bestimmt. Die logische Theorie von den Schlüssen heißt die Syllogistik und die Geschicklichkeit in der Ausübung dieser Theorie beim Denken die syllogistische Kunst. Das Schließen ist nichts anderes als ein secundaires Urtheilen vermittelst eines primitiven, mithin ein vermitteltes Urtheilen. Ein Schluß muß also mehre Urtheile enthalten. Das Schließen ist eine besondere Function des höheren Erkenntnißvermögens oder des Denkvermögens überhaupt, welches Verstand oder Vernunft in weiterer Bedeutung heißt. Eigentlich aber hängt es von der höchsten Potenz desselben, welche Vernunft in engerer Bedeutung heißt, ab. Wenn ein Urtheil in Ansehung seiner Gültigkeit durch ein anderes bestimmt wird, so ist dieses als Grund, jenes als Folge anzusehen. Das Schließen kann also auch als ein Folgern, d. h. als ein Ableiten eines Urtheils aus einem oder mehren andern betrachtet und daher jeder Schluß eine Folgerung genannt werden. Da die Folgerung als Bedingtes von dem Grunde als Bedingung abhängig ist, so muß dieser als das Erste (Prius) und jene als das Letzte (Posterius) gedacht werden. Daher heißt derjenige Theil des Schlusses, welcher den Grund enthält, das Vorausgeschickte (praemissum) oder, wiefern er aus mehren Urtheilen besteht, die Vordersätze oder die Prämissen (propositiones praemissae), derjenige Theil aber, welcher die Folge enthält, das Geschlossene, der Hinter, — oder Schlußsatz (conclusum, propositio conclusa s. conclusio sensu strictiori). Dieser Theil wird daher gewöhnlich durch das Also (Ergo) charakterisirt. Bei jedem Schlusse muß demnach unterschieden werden dessen Gehalt (materia) von seiner Gestalt (forma). Die Materie besteht in den Urtheilen selbst, welche in ihm verbunden sind, nebst den darin vorkommenden Begriffen; die Form in der Art und Weise, wie jene Urtheile mit einander verknüpft sind, um das Eine durch das oder die Anderen in Ansehung seiner Gültigkeit zu bestimmen. In jedem Schlusse kommt also ebenfalls ein Mannigfaltiges vor, welches durch die Vernunft zur Einheit des Bewußtseyns verknüpft wird, mithin These, Antithese und Synthese. Die wesentliche Form eines jeden Schlusses besteht in der Synthese gewisser Sätze, die im Verhältnisse des Grundes und der Folge zu einander stehen. Da nun jede Synthese eine These und Antithese voraussetzt, so muß in jedem einfachen, ordentlichen und vollständigen Schlusse das Vorausgeschickte (praemissum) aus 2 Sätzen bestehen, welche eben daher Vordersätze (praemissae scil. proposition.) heißen. Es muß nämlich zuerst ein allgemeiner Satz aufgestellt werden, aus welchem mit Sicherheit gefolgert werden könne. Dieser ist das Princip der Folgerung, mithin eine Regel, in welcher irgend Etwas enthalten ist, was als Bedingung gelten kann. Er heißt der Obersatz (propositio major). Sodann muß ein anderer Satz aufgestellt werden, welcher bestimmt, daß die Regel mit ihrer Bedingung auf Etwas wirklich bezogen werden könne. Er heißt der Untersatz (propositio minor) oder die Subsumtion. Hierauf muß endlich diese Beziehung selbst vorgenommen und dadurch der Schluß vollendet werden. Der Satz, in welchem dieß geschieht, heißt daher der Schlußsatz (conclusio sensu strictiori), auch in Beziehung auf die Vordersätze der Hintersatz. Alle Ver-

Digitized by Google

schiedenheit der Schlußarten (wieferne man dabei nicht auf die zufällige Form eines Schlusses sieht) kann nur auf der verschiedenen Art und Weise beruhen, wie man durch eine allgemeine Regel vermittelst der Subsumtion die Gültigkeit eines Urtheils bestimmt. Nun enthält die Regel eine Bedingung, von welcher eben die Gültigkeit des Schlußsatzes abhängig ist. Es wird also bei jedem Schlusse hauptsächlich darauf ankommen, wie sich jene Bedingung zur Aussage im Schlußsatze verhält. Dieses Verhältniß kann man daher die Relation des Schlusses selbst nennen. Da nun ferner dieses Verhältniß sich schon in der allgemeinen Regel, welche die Bedingung enthält, und in einem ordentlichen und vollständigen Schlusse als Obersatz ankündigen muß, so wird die Relation des Schlusses von der Relation des Obersatzes abhängen. Und da endlich alle Urtheile und Sätze ihrer Relation nach entweder kategorisch, oder hypothetisch, oder disjunctiv sind, so muß es auch kategorische, hypothetische und disjunctive Schlüsse geben, und es kann in Ansehung der wesentlichen Schlußform nicht mehr als diese drei Schlußarten geben. Aristoteles hat die erste Theorie der Schlüsse aufgestellt, an welche sich die Scholastiker hielten. In der neuern Zeit haben Lambert, Plouquet, Krug, Fries, sich um diese Lehre Verdienste erworben.

Sylvester II., Oberhaupt der katholischen Kirche, hieß zuvor Gerbert, ward von armen Eltern in der franz. Provinz Auvergne geboren und zu Aurillas in einem Benedictinerkloster erzogen. Von hier trieb ihn seine Wißbegierde zu den Arabern nach Spanien, wo damals die Wissenschaften blühten und Gerbert einige Jahre den Unterricht arabischer Mathematiker und Aerzte genoß. Durch ihn stieg das Ansehen der Dialektik und der Scharfsinn, mit der man die Lehren der Philosophie bearbeitete. Er durchreiste hierauf Italien, Deutschland und Frankreich, ward 968 mit Otto dem Großen in Italien bekannt, der ihm seiner großen Verdienste wegen die Abtei Bobbio im Lombardischen verlieh. Er hatte den größten Antheil an der Erziehung Otto III. Als er seine Prälatur niedergelegt hatte, zog er nach Rheims und lehrte, als Vorsteher der dasigen Schule, Mathematik, Philosophie und classische Literatur. Hugo Capet übertrug ihm die Erziehung seines Sohnes Robert. 992 wurde er Erzbischof zu Rheims, wenige Jahre später zu Ravenna. Endlich nach dem Ableben Gregor V. gelangte er durch die Vermittelung des Kaisers (999) zur päpstl. Würde. Er starb 1003 mit dem Ruhm eines der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts. Er erfand mehre hydraulische Maschinen, auch die Wasserorgel, zeichnete sich in der Cur der Augenkrankheiten vor seinen Zeitgenossen aus und wurde wegen seinen physikalischen und chemischen Kenntnisse für einen Schwarzkünstler gehalten. Wir haben von ihm 149 Briefe, eine Geometrie und andere mathematische Werke in geistvollem Latein geschrieben.

Sylvius (Aeneas), s. Piccolomini.

Symbol (symbolum), die Gestalt eines Dinges (Anschauung), sofern sie nur zu einem Mittel der Vorstellung durch Begriffe dient. Das Erkenntniß durch Symbole heißt ein symbolisches Erkenntniß (cognitio symbolica), oder auch ein figürliches Erkenntniß (cognitio speciosa) So ist die Streitart begraben ein Symbol vom Friede machen, und alle unsere Erkenntniß von Gott, als einem übersinnlichen Wesen, ist bloß symbolisch, weil Verstand, Wille u. s. w. nicht directe, sondern nur indirecte Darstellungen der Begriffe von göttlichen Eigenschaften sind, in-

dem sie uns nicht darstellen, wie Gott wirklich beschaffen ist, sondern wie wir uns ihn vermittelst einer Analogie mit dem Menschen denken müssen. Vom Intelligibeln gibt es nämlich für den Menschen keine Anschauung, sondern bloß symbolische Erkenntniß. Denn alle unsere Anschauung ist an ein Princip der Form gebunden, nach der allein Etwas unmittelbar, oder als Einzelnes (Individuum) vom Gemüthe angeschauet und in concerto erkannt werden kann. Das formale Princip unserer Anschauung aber (Raum und Zeit) ist die Bedingung, unter der Etwas Gegenstand unserer Sinne seyn kann, und ist folglich kein Mittel zur intelligibeln Anschauung. Ueberdem kommt die Materie aller unserer Erkenntniß bloß von den Sinnen, weil das Noumenon (Intelligibele) durch keine aus der Empfindung genommene Vorstellung gedacht werden kann. Ein intelligibeler Begriff ist, als ein solcher, leer von allen datis der menschlichen Anschauung. Eine Anschauung unsers Gemüths nämlich beruht immer auf einem Leiden und ist darum auch nur unter der Bedingung möglich, daß Etwas unsere Sinne rühre. Eine göttliche Anschauung hingegen, die, als Princip der Dinge, diese nicht voraussetzt, ist unabhängig von Eindrücken und der Urquell aller Anschauung, von der wir uns keinen Begriff machen können. — Charaktere sind noch nicht Symbole, z. B. die Charaktere der Algebra sind keine Symbole, ob sie wohl auch sinnliche Zeichen sind. Charaktere können nämlich auch bloß mittelbare (indirecte) Zeichen seyn, die an sich Nichts bedeuten, sondern nur durch Beigesellung auf Anschauungen und durch diese auf Begriffe führen; Symbole aber sind wirkliche Gestalten der Dinge, d. i. die Anschauungen selbst. Daher muß die symbolische Erkenntniß nicht der intuitiven, sondern der discursiven entgegengesetzt werden, in welcher letztern das Zeichen, z. B. das Wort, den Begriff nur als Wächter begleitet, damit uns der Begriff nicht wieder verloren geht, sondern wieder vorgestellt werden kann. Das Symbolische ist also nicht dem Intuitiven (durch sinnliche Anschauungen), sondern dem Intellectuellen (durch Begriffe) entgegengesetzt. Symbole sind bloß Mittel des Verstandes, aber nur indirect, durch eine Analogie mit gewissen Anschauungen zu erkennen. — Wer sich immer nur symbolisch ausdrücken kann, hat noch wenig Begriff des Verstandes, und die so oft bewunderten lebhaften Vorstellungen der Wilden (bisweilen auch der vermeinten Weisen in einem noch rohen Volk) in ihren Reden ist bloße Armuth an Begriffen und daher auch an Wörtern. Und in der That haben die alten Gesänge, vom Homer an bis zum Ossian, oder vom Orpheus an bis zu den Propheten, das Glänzende ihres Vortrags bloß dem Mangel an Begriffen und Wörtern zu verdanken. — Die wirklichen, den Sinnen vorliegenden Welterscheinungen (mit Swedenborg) für bloßes Symbol einer im Rückhalt verborgenen intelligibeln Welt ausgeben, ist eine Schwärmerei. Aber in der Darstellung der zur Moralität gehörigen Begriffe (Ideen genannt) das Symbolische vom Intellectuellen (Gottesdienst von Religion) zu unterscheiden, ist Aufklärung. Denn die Moralität macht das Wesen der Religion aus, gehört mithin zur reinen Vernunft, und muß also von der Hülle wohl unterschieden werden. Wollte man diese einige Zeit hindurch nützliche Hülle für die Sache selbst halten, so würde man das Ideal der reinen praktischen Vernunft, einen moralischen Gott, gegen ein Idol vertauschen und den Endzweck verfehlen. Daß alle Völker der Erde mit dieser Vertauschung angefangen haben, und daß man die heil. Schriften

Digitized by Google

buchstäblich auslegen müsse, wenn man wissen will, was die Verfasser derselben bei der Abfassung derselben selbst gedacht haben, ist nicht zu streiten. Denn es würde unredlich gehandelt seyn, ihre Worte zu verdrehen, wenn man sie in diesem Fall symbolisch auslegen, d. i. dem directen Sinne einer indirecten unterlegen wollte. Wenn es aber nicht bloß um die Wahrhaftigkeit eines Lehrers, sondern auch und zwar wesentlich um die Wahrheit der Lehre zu thun ist, so kann und soll man diese als bloße symbolische Vorstellungsart auslegen. Denn sonst würde der intellectuelle Sinn, der den Endzweck ausmacht, verloren gehen, und eingeführte Förmlichkeiten und Gebräuche würden die praktischen Ideen verdrängen. — Man muß das Symbol nicht mit dem Attribute (s. d.) verwechseln, wenngleich jedes Attribut ein Symbol ist, aber nicht umgekehrt. Ein Symbol besteht für sich allein und drückt ohne Hülfe eines Andern einen Sinn aus: während das Attribut nur Sinn in Verbindung mit einer Person hat, deren Charakter es deutlicher bestimmt und versinnlicht; z. B. die Aehrengarbe, welche die Göttin Ceres trägt, ist ein Attribut: denn für sich allein würde sie nichts mehr als Aehrengarbe seyn, während sie in Verbindung mit einer Göttin gedacht, diese als die Göttin des Landbaues bezeichnet. Ebenso wenig darf das Symbol mit einem Gleichnisse oder einer Metapher verwechselt werden. Eine Metapher ist von einem Gleichnisse nur in der Form, nicht im Wesen verschieden; im Gleichnisse werden die zwei verschiedenen Subjecte sowohl im Ausdrucke als im Gedanken, in einer Metapher werden sie nur im Gedanken nicht im Ausdrucke abgesondert erhalten. In der Metapher wie im Gleichnisse werden immer die beiden zu vergleichenden Vorstellungen im Gedanken getrennt erhalten; im Symbol hingegen sind sie in einem enthalten. Das Symbol hat Aehnlichkeit mit der Allegorie (s. d.). Die letztere entsteht, wenn man ein Subject wählt, in welchem Eigenschaften oder Umstände des Hauptsubjectes ähnlich sind, und wenn man das Erstere so beschränkt, daß es das Letztere vorstellt: das Subject, das man auf diese Weise vorstellt, wird entfernt gehalten; man überläßt dem Leser, es durch Nachdenken zu entdecken. Die Stelle im 80. Psalm, wo das Wort Gottes mit einem Weinberge verglichen wird, ist eine Allegorie. Die Hebräer können noch mit mehren verschiedenen Gegenständen allegorisch verglichen werden. Das Symbol hingegen soll aber gleichsam ein nothwendiger Ausdruck der Idee seyn. Die Religion war von jeher das natürliche Gebiet der Symbole, weil die göttlichen Ideen nur symbolisch dargestellt werden können. — Die Alten nannten auch die Zeichen, wodurch die Götter ihren Willen oder die Zukunft verkündeten, Symbole. Am häufigsten bediente man sich der Symbole in den Mysterien; da sollten sie die geheimen Lehren nicht bloß darstellen, sondern sie auch vor den Augen der Uneingeweihten verhüllen. Das Gemälde, was von Cebes erklärt wird, besteht ganz aus Symbolen. Die Eingeweihten in die Mysterien hatten besondere Erkennungs- und Merkzeichen, eigentliche Schibolets; sie hießen auch Symbole. Mit dem Namen Symbolon belegte man auch die feierliche Verpflichtung, das Gelübde, das man dem Gotte, einem Menschen, oder irgend einer Gemeinschaft gelobt; ferner bedeutete es ein Merkzeichen, woran sich Glieder einer Gesellschaft erkannten, oder ein Unterpfand, zur Bewahrheitung eines Vertrags oder einer übernommenen Verbindlichkeit.

Symbole (christliche). So gut, wie jede andere, hat auch die christ-

liche Religion ihre Symbole und sie hat diese eben, weil sie Religion ist; denn alle übersinnlichen Ideen können im Grunde nur symbolisch dargestellt werden. Selbst das Wort Symbol nahm die christliche Kirche schon schon frühe aus dem Heidenthume auf. Was die Symbole den Eingeweihten der Mysterien waren, das waren sie auch den Christen: bald Erkenntniß- und Vereinigungsmittel der Kirchenglieder unter sich, bald Unterscheidungsmerkmale des Christenthums von dem Juden- und Heidenthume und endlich Darstellung und auch Verhüllung ihrer Lehre für die Profanen. Einige Symbole nannten sie vorzugsweise Sacramente; doch nur das äußere Gewand ist bei diesen symbolisch, eine höhere Idee darstellend; es ist das sichtbare Zeichen eines unsichtbaren Heils: z. B. das Wasser bei der Taufe ist symbolisch und deutet auf Seelenreinigung; aber die Gnadenwirkungen, die der Christ in der Taufe empfängt, hängen nicht von diesem Symbole ab. Die christliche Kirche unterscheidet daher an jedem Sacramente sein symbolisches Aeußere und die gnadenwirkende Kraft. Der christliche Cultus und Ritus ist ganz Symbolik; denn er soll die Lehren des Christenthums zur sinnlichen Anschauung bringen; er soll sie verkörpern. Die eigentlichen Symbole müssen von den Vorbildern, welche man in der theologischen Sprache Typen nennt, und ihren symbolischen Attributen unterschieden werden. Im dem A. Test., so lehrt das Christenthum, deuten oft Personen, Handlungen, Begebenheiten und Gebräuche Christus und die von ihm gegebene Religion bildlich vor; jene waren entweder ursprünglich keine Symbole, oder sie verhüllten einen andern religiösen Sinn, und als Vorbilder wurden sie erst vom Christenthume erkannt. Symbolische Attribute dienen dem christlichen Künstler als unterscheidendes Merkzeichen bei den Darstellungen von Aposteln, Evangelisten, Heiligen ꝛc. Die beiden Schlüsseln des Petrus, das Schwert des Paulus, der Mensch des Matthäus, der Löwe des Marcus, der Ochse des Lucas und der Adler des Johannes sind symbolische Attribute; denn sie allein bestehend würden sie keinen anderweitigen Sinn ausdrücken, und nur in Gesellschaft mit jenen empfangen sie eine höhere Bedeutung, indem sie zugleich den Charakter jener Personen dem Zuschauer näher bezeichnen. Im Alterthume bedeuteten Symbole oft eine Wortformel, durch die sich die Glieder irgend einer religiösen Gemeinschaft erkannten und von andern unterschieden. Die Eingeweihten der Mysterien besaßen solche Wortsymbole; auch die christliche Kirche nahm solche Lehrformen auf. Sie enthalten alle die wichtigsten Punkte des Christlichen, in einer kurzen Formel ausgedrückt. Es sind die Glaubensbekenntnisse. Jeder, der ein Christ seyn will, muß sich zur Annahme eines dieser Symbole verpflichten; denn nur hierdurch wird er in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Ueber diese s. den folg. Art.

Symbolische Bücher. Die Glaubenssymbole oder die Confessionen, welche im vorigen Art. berührt wurden, nennt man auch Norma und Regula fidei, Regel und Norm des Glaubens. Sie enthalten die Hauptwahrheiten des Christenthums und sind die Richtschnur für die religiöse Erkenntniß aller Gläubigen und Lehrvorschrift für die Lehrer der Kirche. Obgleich die älteste Regula fidei der Kirche nicht aus den neutestamentarischen Schriften gezogen ist — sie war eher da, als die Schriften des N. Test. verfaßt worden; sie war zum Theil schon da, als die

Digitized by Google

Evangelisten noch nicht den Beruf erhielten, die Geschichte Jesu zu schreiben, denn seine Worte: „Gehet hin, und taufet alle Völker ꝛc." enthalten schon eine solche Glaubensformel — so ist es doch auf der andern Seite auch wahr, daß ein christliches Glaubensbekenntniß Nichts enthalten kann, was der Bibel widerspricht, denn beide, Bibel und Regula fidei, entsprangen aus derselben Quelle, aus der nichts Falsches hervorströmen kann: aus einer höhern göttlichen Erleuchtung der Apostel und der ersten Kirchenväter. Das erste Glaubenssymbol, das erste christliche Bekenntniß war die Taufformel. Später, als die christliche Kirche von Ketzerlehren beunruhigt wurde und sich in einem fortwährenden Kampfe mit ihren philosophischen Feinden, die natürlich vor Allem ihr einfaches, gehaltvolles Glaubensbekenntniß angriffen, befand, sahen sich christliche Lehrer genöthigt, die Regula fidei immer mehr zu erweitern und genauer zu bestimmen. Bei diesem Verfahren nahmen sie wiederum die Bibel nicht zur Richtschnur und Grundlage; selbst die Berufung der Ketzer auf dieselbe wollten sie nicht gelten lassen; sondern die Glaubensformeln wurden in einem allgemeinen Concilium entworfen und die Grundwahrheiten des Christenthums durch einmüthige Uebereinstimmung festgesetzt. Diese so entworfene Glaubensformel wurde selbst für das Criterium der biblischen Geschichte anerkannt; denn jede Bibelerklärung war unecht, wenn sie nicht im Sinne der Glaubensnorm geschah. Die Glaubensbekenntnisse wurden später der Gegenstand vielfacher theologischer Erörterungen, und es erschienen ausführliche Schriften, worin sie abhandelt wurden. Diese nannte man symbolische Bücher, wenn sich ihre Lehrer nicht von dem Geiste des christlichen echtgläubigen Glaubenskanon entfernen. Wahrhaft symbolische Bücher mit kirchlichem Ansehen und Gewicht sind die, welche von den Concilien herausgegeben wurden; die hingegen, welche Privatpersonen, die entweder die echte Kirchenlehre gegen Angriffe vertheidigen oder auch, dem Verdachte der Irrlehre unterliegend, die Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen mit den Lehrsätzen der Kirche öffentlich zeigen wollten, zu Verfassern hatten, erhielten erst nach Beistimmung und Bestätigung derselben durch eine allgemeine Synode den Namen und das Ansehen symbolischer Bücher. Es gibt 3 ältere Symbole, die von allen Hauptparteien der christlichen Kirche angenommen und ihren symbolischen Büchern einverleibt sind: 1) Das sogen. apostolische Symbolum, das zwar nicht von den Aposteln selbst niedergeschrieben, aber schon in der apostolischen Kirche zunächst als Taufbekenntniß vorhanden, in den ältesten Christengemeinden aufbewahrt ward. Die kathol., die griech., die evangel. Kirche schätzen dasselbe bis auf den heutigen Tag als den einfachsten und treuesten Ausdruck der Hauptwahrheiten des Christenthums. Die römisch-kathol. Kirche wich nur darin von der griechischen bei diesem Symbolum ab, daß sie in dem Bekenntniß des heiligen Geistes zu dem Satz: „daß er ausgehe vom Vater", später hinzusetzte: „und vom Sohne" (filioque), welchen Zusatz die griech. Kirche anzunehmen sich sträubte, die evangelische aber wirklich angenommen hat. 2) Das nicäisch-konstantinopolitanische (s. Nicäa) ist schon viel weitläufiger und mit mehren neuen Bestimmungen versehen als das apostolische, weil eben jene Synoden die Kirchenlehre gegen die schon weit verbreiteten Ketzereien feststellen und vertheidigen wollten. 3) Das Athanasische Symbolnm, Quicuuque (nach dem Anfangswort) genannt. Es trägt den Namen des Kirchenvaters Athanasius (s. d.) im 4.

Jahrh.; doch ist sehr zweifelhaft, ob derselbe es wirklich verfaßt habe. Es war anfänglich nur in latein. Sprache vorhanden, richtet sich besonders gegen den Arianismus und hieß schon im 5. Jahrh. das Athanasische. Außer diesen ältesten und allgemeinen Symbolen haben die kathol. und griech. Kirche noch eine Menge andrer angenommen, die aber weniger eigentliche Symbole sind, als nur symbolisches Ansehen erhalten haben. So die Schlüsse aller rechtgläubigen, zumal ökumenischen Concilien, die Schriften der ältesten katholischen Kirchenlehrer, der Kirchenväter, die Decrete und Decretalen der Päpste (sofern sie sich auf die Lehre beziehen). Die griechische Kirche erkennt diese letzten natürlich nicht an und unterscheidet sich von der römischen auch dadurch, daß sie die Schlüsse einiger Concilien annimmt, die jene verwirft. Die Schlüsse des Conciliums zu Trident (s. d.) stellten den Lehrbegriff der kathol. Kirche als unveränderlich fest, wurden aber nie, was die Disciplin u. a. derartige Verordnungen betrifft, von allen kathol. Ländern förmlich angenommen. Sie sind u. d. T. „Canones et decreta oecum. et gener. Concil. Trident." — oder als das eigentliche Symbolum, ein zusammenhängender Auszug aus sämmtlichen Schlüssen forma professionis fidei catholicae — auf Anordnung Pius's IV. 1564 — und nachher öfters gedruckt worden. Dazu kam noch der „Catechismus ex decreto Conc. Trid. ad Parochus" — auf Befehl Pius's V. 1567 gedruckt und als allgemeine Lehrnorm bekanntgemacht. — Unter den Bekenntnissen, welche die griech. Kirche als symbolische Bücher achtet, ist ihr besonders das eigenthümlich, welches Petrus Mogilas, der Metropolit von Kiew, zunächst für die russisch-griechische Kirche entwarf, und welches 1643 auf einer Synode zu Konstantinopel gebilligt, mehrmals bestätigt und zum Symbolum der Griech. Kirche (s. d.) erhoben ward. — Die evangel Kirche behielt anfangs allein und bis auf die neuesten Zeiten das sogen. apostolische, das nicäisch-konstantinopolitanische und das Athanasische Symbolum bei, und verwarf nur die spätern symbolischen Bücher der kathol. Kirche. Bald aber, als sie sich von der kathol. Kirche ganz und völlig abzusondern und den Grundsatz geltend zu machen suchte, daß die heil. Schrift die höchste und einzige Quelle der christlichen Lehre sey, mußte sie auch ihre Unterscheidungslehren bestimmter zusammenfassen. In dieser Absicht verfaßte Melanchthon das evangel. Bekenntniß, welches in deutscher und latein. Sprache am 25. Juni 1530, Namens der evangel. Fürsten, Theologen und Gemeinden dem Kaiser und versammelten Reichstage zu Augsburg übergeben, daher die augsburger Confession genannt und später als das erste symbolische Buch der evangel. Kirche angenommen ward. Gegen eine von den Katholischen verfaßte, dem Kaiser ebenfalls übergebene Widerlegungsschrift dieser Confession vertheidigte sie Melanchthon in der berühmten „Apologie", die ebenfalls den symbolischen Büchern einverleibt, doch nur als eine nöthige Erklärungsschrift der Confession selbst, mit dieser als Eins, nicht als ein besonderes Buch gezählt worden ist. Gleich nach dem Reichstage, nach 1530, erschien die Confession gedruckt; in spätern Drucken von 1531—40 hat Melanchthon Manches geändert, und besonders in der Ausg. von 1540 im Artikel vom Abendmahl, um einen Frieden mit den Reformirten möglich zu machen, eine bedeutende, von der evangelischen Gemeinde aber nie gebilligte Abänderung gemacht, worauf sich der Unterschied der geänderten und ungeänderten augsburger Confession gründet, welche letztere, als die echte und

von Allen gebilligte, allein symbolisches Ansehen in der Kirche hat. Luther verfaßte in deutscher Sprache die sogen. schmalkaldner Artikel, übersandte sie den sächsischen Räthen und Theologen zur Prüfung, und im Febr. 1537 wurden sie auf dem Convent der evangel. Fürsten und Theologen zu Schmalkalden feierlich angenommen und unterzeichnet. Als Luther die Versammlungen wegen seiner Krankheit schon verlassen hatte, ward von Melanchthon, auf Antrieb und unter Mitwirkung von andern Theologen, diesen Artikeln noch ein Anhang, betreffend des Papstes Gewalt, beigefügt. Der große und der kleine Katechismus Luther's, beide 1529 erschienen in deutscher Sprache, werden ebenfalls zu den symbolischen Büchern gezählt. Aber alle diese symbolischen Bücher konnten nicht verhüten, daß die evangel. Theologen sich in endlose Streitigkeiten verwickelten, die den Frieden der Gemeinden völlig zu vernichten und die verderblichsten Spaltungen herbeizuführen drohten. Darum dachten wohlgesinnte Fürsten und Theologen lange darauf, den Zwiespalt der Meinungen aufzuheben und eine rechte Einmüthigkeit wiederherzustellen. Dazu schien ein neues symbolisches Buch, welches, die ältern bestätigend, nur über die neuen Streitpunkte sich befriedigend erklären und so unter allen Parteien der evangel. Gemeinde vermitteln sollte, Vielen nothwendig. So entstand die Concordien-Formel (s. d.). 1580 ließ der Kurfürst August von Sachsen dieselbe durch den Druck bekanntmachen und als symbolisches Buch der sächsisch-evangel. Kirche unterzeichnen. Gleichzeitig mit der evangel. Gemeinde in Deutschland hatte eine ähnliche in der Schweiz, besonders unter Ulrich Zwingli's und einiger andern Männer Leitung sich gegründet (s. Reformirte Kirche). Diese aber gerieth bald mit den deutschen Evangelischen, besonders über die Abendmalslehre, in Streit, und sonderte sich endlich durch besondere Bekenntnisse, die ihre Unterscheidungslehren aussprachen, von jenen ab. Calvin machte diese Scheidung noch größer, am meisten durch seine strenge Lehre von der Vorherbestimmung (Prädestination), durch welche er zugleich zu vielem Zwiespalt innerhalb der reformirten Kirche selbst Veranlassung gab. Schon 1530 hatte Zwingli (s. d.) sein Glaubensbekenntniß, nachdem die augsburger Confession übergeben worden, ebenfalls zum Reichstag gesendet, und da zugleich 4 deutsche freie Städte (Strasburg, Memmingen, Konstanz und Lindau), die sich zur Schweizerlehre hinneigten, ebenfalls ihr besonderes Bekenntniß (confessio Tetrapolitana) dem Kaiser vorlegten, war der Zwiespalt der Evangelischen dadurch noch offenbarer geworden. Ein Theil der reformirten Gemeinden in Deutschland und der Schweiz hat nachmals die augsburger veränderte Confession, obwohl ohne völlige Uebereinstimmung mit ihren Lehren, angenommen und dadurch als augsburger Confessionsverwandte, besonders im westfälischen Frieden, gleichen Schutz, politische Sicherheit und insofern gleiche Rechte mit den Evangelisch-Lutherischen erlangt. Bald nach Zwingli's Tode, als immer neue Versuche gemacht wurden, die deutschen Evangelischen und die Schweizer mit einander zu vereinigen, unter letztern aber mannigfache Streitigkeiten sich erhoben, bearbeitete mehre angesehene Schweizertheologen, namentlich Bullinger, Leo Judä, Myconius, Grynäus und Großmann, ein neues Bekenntniß, welches 1536 u. d. T.: "Confessio helvetia" (s. Basileensis) erschien, aber den Streit nicht schlichten konnte, vielmehr neue Zwietracht erregte. Es wich davon auch ein neues, 1566 Namens der reformirten Theologen in der Schweiz, Polen, Ungarn

und Schottland, zu Zürich ausgegebenes Bekenntniß wieder bedeutend ab. Auch das von Calvin schon 1551 verfaßte und nur unter dem Namen: „Consensus Trigurinus“ 1554 bestätigte, besonders die Prädestinationslehre entwickelnde, und zu symbolischem Ansehen erhobene theologische Werk hatte den Frieden nicht vermitteln können. Jahre waren vergangen, viele neue Streitigkeiten entstanden, als 2 ehrenwerthe Schweizertheologen, Joh. Heinrich Heidegger in Zürich und Franz Turretin in Genf, ernstlich darauf dachten, wenigstens die nächsten Zwistigkeiten, welche Amyrauld, de la Place und Ludwig Cappel veranlaßt hatten, zu beseitigen und durch ein neues symbolisches Buch, für das sie ihre Obrigkeit zu gewinnen wußten, den Frieden der Gemeinde herzustellen. In dieser Absicht erschien 1675 die berühmte „Formula concensus helvetici“ in 26 Artikeln, welche zwar, um des Friedens willen, von den meisten Schweizertheologen angenommen und unterzeichnet ward, aber desto stärkern Widerspruch unter den auswärtigen Reformirten fand, und deßhalb die Gemeinden noch stärker entzweite und trennte. Als der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich III., von dem Lutherischen zum Schweizerbekenntniß übergetreten und dieses auch in seinem Lande herrschend zu machen bemüht war, sorgte er auch für eine Lehrformel, die mit symbolischem Ansehen allen Geistlichen seiner Landeskirche aufgedrungen ward. Es ist dieß der berühmte, von Zachar. Ursinus und Casp. Olerianus verfaßte pfälzer oder heidelberger Katechismus, der 1562 vollendet, 1563 öffentlich bekanntgemacht ward. Er gewann, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, den Beifall und die Billigung des größten Theils der reformirten Gemeinden, und ist eins der wichtigsten symbolischen Bücher. Außerdem hat bei den deutschen Reformirten das Glaubensbekenntniß Joh. Sigismunds von Brandenburg, das zuerst 1613 und 1614 und dann öfter, aber fast immer unverändert erschien, großes Ansehen erlangt. Die pfälzer reformirte Gemeinde hat jedoch sogar das „Corpus doctrinae Melanchthonis“ (oder Philippicum) als ihr symbolisches Buch anerkannt. In den Niederlanden hatte man anfänglich Luther's Lehre eifrig angenommen, nachmals aber der reformirten sich zugewendet, und diese in dem öffentlichen Bekenntnisse von 1561 feierlich ausgesprochen. Darauf geriethen die streng Calvinischgesinnten mit den Freierdenkenden, besonders den Arminianern, nachher Remonstranten genannt, in Streit, und da die Erstern von dem Statthalter Moritz von Oranien, meist aus politischen Gründen, begünstigt wurden, veranstaltete dieser 1618 die dortrechter Synode, auf der die Arminianer mit überwiegender Mehrheit verdammt wurden, und ein neues Bekenntniß abgefaßt ward, welches die streitigen 5 Hauptpunkte im Geiste der Calvinischen Lehre streng entschied und diese zur herrschenden machte. Die franz. Reformirten haben seit der ersten Zeit, da sie in Gemeinden zusammentraten, und unter den mannigfachen schweren Verfolgungen, mit denen sie kämpfen mußten, mehre besondere Glaubensbekenntnisse aufgestellt, deren aber keins ein entscheidendes symbolisches Ansehen erhielt. Vielmehr hielten sie sich zu den Genfern, mit denen sie in enger Verbindung standen, und nahmen dann auch die symbolischen Bücher derselben für sich an. Eigenthümlicher gestaltete sich das reformirte Bekenntniß in England. Schon 1551 erschienen die 42 Art. der engl. Kirche, sie wurden 1562 auf 39 Art. zurückgebracht und, etwas verändert, als das Symbolum der engl. Episcopalkirche feierlich aufgestellt. Es ist eine Mischung Luther'scher

und Zwingli'scher Lehre, in den Unterscheidungspunkten mehr der reformirten Kirche, doch nicht dem Calvinismus huldigend. Die schottländische Confession von 1560 hat etwas mehr Calvin's Meinungen, doch keineswegs in deren ganzer Strenge angenommen. Ein großer Theil der schottischen Reformirten hat später sich für die Lehre der Presbyterianer erklärt und halten streng über die Schlüsse der dortrechter Synode, haben aber 1646 auch ein eigenes Symbolum entworfen, welche das Gepräge jenes Streits, aus dem es hervorgegangen, nur zu offenbar an sich trägt. Die kleinern kirchlichen Parteien, die böhmischen und mährischen Brüder, sowie die ältern Waldenser und Wikleſiten, die Mennoniten, Methodisten und selbst die Quäker, die Remonstranten, endlich die Antitrinitarier, oder Unitarier und Socinianer haben ihre besondern öffentlichen Bekenntnißschriften. Die Unitarier haben dabei meist die Form des sogen. apostolischen Symbolums beibehalten, ihm aber einen ganz andern Sinn untergelegt, den sie mit vielen beigefügten, aber nach ihrer Weise gedeuteten Schriftstellen zu beweisen suchten.

Symbolische Theologie oder theologische Symbolik ist die wissenschaftlich behandelte Geschichte der symbolischen Bücher, entweder wie dieß oder jenes kirchliche Lehrgebäude zu begründen oder zu widerlegen sey. Um zu ihrem Zwecke zu kommen, muß sie vergleichend zu Werke gehen und die symbolischen Lehren der verschiedenen christlichen Kirchengemeinschaften zu einander in Parallele stellen. Sie muß die Entstehung und Fortbildung jeder symbolischen Lehre zeigen und die Gründe für und wider ihre Wahrheit und Echtheit angeben. Einem theologischen Lehrer, der sich zu einer Lehre und zu einem Glaubensbekenntnisse verpflichtet, und sich verbindet, dieß als Richtschnur in seinen Lehrvorträgen zu betrachten, ist die Kenntniß der historischen und philosophischen Entwickelung seines Lehrgebäudes nothwendig. Da er sich von diesem nicht bloß nicht entfernen darf, sondern auch seine Regula fidei beweisen und gegen die Angriffe anderer Confessionen aufrecht erhalten soll, so muß er auch die Geschichte der andern Glaubensbekenntnisse kennen und die philosophisch und kritisch zu würdigen wissen. Theologische Symbolik nennt man auch die historische Kenntniß der Formen des Cultus, der Geschichte und Zeichen, welche einer Kirche eigenthümlich ist. Als Kunst betrachtet, ist sie die Fähigkeit und Festigkeit, religiöse Ideen angemessen und würdig in symbolische Darstellungen zu kleiden. Der Priester hat demnach einen Beruf zur Kunst, in Symbalen zu sprechen.

Symmetrie, Ebenmaß, ist überhaupt das richtige Verhältniß der einzelnen Theile, woraus ein Ganzes besteht, zu sich und zum Ganzen. Symmetrie kann daher überall gesucht werden, wo mehre Theile ein Ganzes bilden und sich durch Maßen und Zahlen bestimmen lassen. Ungleiche und unähnliche Theile können nicht symmetrisch geordnet werden. Ein Ochsenkopf auf einer Menschenbüste zerstört die Symmetrie, sowie ein Glockenthurm auf einem Landhäuschen. Die Natur bildet, besonders in der Thierwelt, Alles mit Ebenmaß; die Kunst muß der Natur in dieser Hinsicht überall nachzuahmen suchen, wo keine höheren Zwecke es verbieten. Die Symmetrie herrscht vorzugsweise in der Baukunst, und ein Verstoß gegen sie beleidigt das Schönheitsgefühl dort doppelt, weil sich zugleich der Unmuth hinzugesellt, daß das Mißverhältniß für immer bleibend und nicht zu beseitigen ist. Das richtige Verhältniß ist nicht weniger angenehm als die Regelmäßigkeit und Einförmigkeit, und daher

Digitized by Google

an Gebäuden, die Anspruch auf Schönheit machen, nicht weniger wesentlich als diese. Viele Lehrer der Baukunst nehmen es für ausgemacht an, daß in allen Theilen eines Gebäudes gewisse bestimmte Verhältnisse sind, die das Auge ergötzen, wie in den Tönen gewisse bestimmte Verhältnisse, welche dem Ohre wohlthun; eine Abweichung in beiden von ihnen soll unangenehm seyn. Andre scheinen lieber die Verhältnisse in der Baukunst mit den Verhältnissen in den Zahlen zu vergleichen und glauben, daß die angenehmen Verhältnisse in beiden dieselben sind. Die Verhältnisse der Zahlen 16, 24, 36, zum Beispiel, sollen angenehm seyn, und so werden es auch die Verhältnisse eines Zimmers seyn, dessen Höhe 16, die Breite 24 und die Länge 36 Fuß hat. Weder die Verhältnisse in der Musik noch in den Zahlen können auf die Architektur angewendet werden, denn die ersten entspringen aus der Natur eines ganz verschiedenen Sinnes und die letztern sind Gedankenverhältnisse und beruhen darauf, daß dem Geiste überall eine gleichmäßig zu- und abnehmende Progression angenehm ist. Die Baukunst besitzt gewisse bestimmte Maßverhältnisse, die nicht willkürlich sind; sie sind im Gefühle des Angenehmen begründet und würden nur zum Nachtheile des Werks abgeändert werden können, z. B. die bestimmten Verhältnisse der verschiedenen Theile zu einander in verschiedenen Säulenordnungen.

Sympathetische Curen, Heilungen durch Sympathie, nennt man diejenigen versuchten oder wirklich ausgeführten Vertreibungen von Krankheiten, welche nicht durch die Heilwirkung von Arzneimitteln, sondern durch eine geheimnißvolle Kraft solcher Körper ausgeführt werden, die mit dem Kranken nicht nothwendig in eine unmittelbare Berührung kommen oder in einem unbekannten Causalverhältnisse stehen. Daß eine Krankheitsverhandlung dieser Art häufig auf Täuschung beruhen müsse, leuchtet ein; ebenso, daß sie bei Abergläubigen, Charakterlosen, durch körperliche oder geistige Leiden Geschwächten leichter Eingang finden werde als bei Unterrichteten, hellen Köpfen und unverdorbenen Naturen. Es wird dieß aber bei solchen Krankheiten am leichtesten möglich seyn, welche in der Psyche selbst, oder im Nervensystem wurzeln (z. B. Geisteskrankheiten, Epilepsien, Krampfkrankheiten), oder welche von psychischer Seite leicht erregbar sind, wie Rose, Wechselfieber, Leberkrankheiten u. a.

Sympathie (griech.), eigentlich das Mitleiden, Mitfühlen. Man bedient sich des Ausdrucks besonders in der Medicin und Psychologie. In erster Hinsicht bedeutet es eine Eigenschaft des Organismus, vermöge welcher die andern Organe an der vermehrten und verminderten Thätigkeit eines Organs im directen oder umgekehrten Verhältnisse Theil nehmen; z. B. bei einer Entzündung des Magens wird das Gefäßsystem in Mitleidenschaft gezogen und ein Fieber entsteht; ebenso das Gehirn, und der Kranke delirirt. Beim Eintritt der Mannbarkeit verändert sich die Stimme, und der ganze Organismus nimmt mehr oder weniger an dieser Explosion Theil: der Reiz des Lichtes auf die Augen erregt Niesen ꝛc. Die Verbindungsmittel zwischen den einzelnen Organen und die Leiter der sympathetischen Bewegungen sind vorzugsweise das Nerven- und Gefäßsystem. — In der Psychologie bedeutet Sympathie ein von einem andern angeregtes, ähnliches Gefühl; die mitgetheilte Empfindung muß Aehnlichkeit mit jener, die sie erregte, haben, um ein sympathetisches Gefühl zu seyn: z. B. der Zorn, der den Zuschauer beim Anblick einer barbarischen Handlung ergreift, ist kein sympathetisches Gefühl, weil der

Digitized by Google

Urheber es nicht theilt, oder besser, seine Gemüthsstimmung mit der des Zuschauers keine Aehnlichkeit hat; wohl aber ist die Empfindung sympathetisch, welche mir der Anblick eines Unglücklichen einflößt; denn mein Mitleiden versetzt auf einen Augenblick in eine ähnliche Lage mit ihm, und ich empfinde gewissermaßen mit ihm übereinstimmend. Die Fröhlichkeit einer muntern Gesellschaft erheitert auch den fremden Zuschauer. Große Gesinnungen, edle Thaten und tugendhafte Handlungen flößen dem Zuschauer eine ähnliche Gemüthsstimmung ein, als ihnen zum Grunde liegt. Die Natur gab dem Menschen einen unbezwinglichen Hang zur Gesellschaft; einsam ist er das hülfloseste aller Wesen, ohne Beistand, ohne Trost in seinen Leiden. Aber da wechselseitiger Beistand, der herrlichste Vorzug der Gesellschaft, zu seinem Wohlseyn nothwendig ist, so hat der Schöpfer diesen Beistand nicht von der Vernunft abhangen lassen, sondern den Trieb dazu, vermittelst der Empfindung der Sympathie, als einen Instinkt in seine Natur gelegt. Obgleich die sympathetischen Bewegungen oft etwas Unangenehmes mitsichführen, z. B. das Mitleiden mit dem Unglücklichen, und wir also, wenn gewisse Moralisten, die den Egoismus für die einzige Triebfeder der Menschennatur halten, Recht hätten, das Unangenehme fliehen müßten, so ist dieß gerade das Gegentheil. Anstatt den Anblick eines Unglücklichen zu fliehen, reißt uns die Sympathie zu ihm hin, und wir finden erst dann Beruhigung, wenn wir ihm nach Kräften geholfen haben. Sympathie ist das innigste Band der Gesellschaft und der schönste Zug in der menschlichen Natur.

Symphonie (griech.), wörtlich Zusammenklang, Harmonie, ist in unsrer heutige Musik ein vollstimmiges und ausgeführtes Instrumentaltonstück für ein ganzes Orchester, welches ursprünglich bestimmt ist, einem Oratorium, einer Oper, oder einer Kammer- und Concertmusik zur Einleitung zu dienen. Im poetischen Sinne vertritt die Symphonie stets die Stelle des Chors, und hat den Ausdruck der Empfindung einer ganzen Versammlung zum Zweck. Soll sie die Einleitung zu einer Oper oder Kirchenmusik seyn, so muß sie neben dem Ausdruck des Großen, Erwartung-Erregenden, auch noch besonders die Zuhörer in die Gemüthsstimmung des folgenden Stückes versetzen; ja sie muß eigentlich den ganzen Gang der Dichtung, in wortloser Tonsprache zusammengedrängt, jedem Ohr und jedem Herzen verständlich, auszusprechen wissen. Dann besteht sie aus einem einzigen, ununterbrochenen, Alles mit sich fortreißenden Satze, der bisweilen langsam feierlich anfängt und dann immer feuriger fortströmt. Dieß ist eigentliche Ouverture (s. d.), im höhern Sinne; so kann sie auch zu Drama's, die nicht Singstücke sind, geschrieben werden. Die Kammersymphonie, die ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht, ist der Triumph der Instrumentalmusik. Ihr Allegro muß große und kühne Gedanken, freie Behandlung des Satzes, scheinbar chaotische Verwirrung in Melodie und Harmonie, aus welcher ein höherer Geist und Wohllaut sich entfalten lassen, stark manquirte Rhythmen von verschiedener Art, kräftige Baßmelodien und Unisono, concertirende Mittelstimmen, freie Nachahmung, oft ein fugenartig behandeltes Thema und starke Schattirungen des Forte und Piano und des schwellenden Crescendo enthalten; ihr Adagio muß erschütternd in die tiefste Seele greifen und sie in Schwermuth versenken, oder mit zarten Seraphsliedern das stürmisch bewegte Gemüth zu höheren und reineren Empfindungen, zu dem Gefühle der Ruhe und des Friedens erheben; ihr

Digitized by Google

Scherzo muß kühn, bizarr und humoristisch den Ernst mit dem Scherz zu verknüpfen wissen; ihr Finale muß mit der genialsten Laune gedichtet seyn; dem Blitze gleich muß ein Gedanke den andern wecken und verfolgen, entflammen und vernichten; keine Ausweichung kann hier zu frappant, kein Einfall zu seltsam und wild seyn; in üppiger Fülle müssen die Instrumente ineinandergreifen, nach und nach immer rascher, im stolzen Triumph sich über die Grenze der Sprache und des Gesanges schwingen, um zuletzt in brennender Glut des Gefühls jubelnd zu verhallen. Und doch muß strenge Regel, ungeahnetes, geheimes Befolgen aller Gesetze der Harmonie das Ganze ordnen und zu einem Meisterwerke der Kunst erheben. Zur Dichtung einer solchen Symphonie gehört Pindarischer Odenflug, bei einer reinen, kühnen Phantasie, und freie Herrschaft über jedes Mittel der Kunst. Unter den ältern Symphoniencomponisten waren Benda, Bocherini, Dittersdorf, Hofmeister, Pleyl sehr beliebt, deren Werke jetzt zum Theil vergessen sind; die größten neuern Meister sind Haydn, Mozart, Beethoven. Haydn's Symphonien haben einen idyllischen, fröhlichen, oft humoristischen Charakter, Mozart ist mehr schwungvoll, lyrisch. Bei Beethoven, dem musikalischen Riesen, tritt der Instrumentenchor in ein dramatisches Verhältniß, um die Natur und menschliche Zustände in den mannigfaltigsten Weisen und Charakteren zu schildern. An Haydn und Mozart schließen sich an die Romberg, Spohr, Elberl, Ries, Neukomm, Feska u. s. w.

Symplegaden, zwei Felsen an der Ausfahrt des thracischen Bosporos, die, nach der Mythe, wenn ein Schiff durchfuhr, zusammenschlugen und es zertrümmerten. Als die Argonauten in den Bosporos schifften, machte Orpheus die Felsen durch sein Saitenspiel unbeweglich.

Symptome heißen in der Medicin die Krankheitserscheinungen. Jede Krankheit ist etwas Inneres und beruht auf einer anomalen Thätigkeit und Krankheitsäußerung eines oder mehrer Organe. Das innere Wesen einer Krankheit kann daher der Arzt nie sinnlich anschauen, sondern muß von seinen Wirkungen, von den Symptomen auf dasselbe schließen. Das Zusammenfassen aller oder doch der wesentlichen Erscheinungen geben ihm das Bild der Krankheit und die Anzeigen, wonach er seinen Curplan einrichten soll. Viele Erscheinungen kann der Arzt selbst beobachten; ein Menge anderer kann er nur aus dem Berichte des Kranken kennen lernen; die ersteren könnte man objective, die letzteren subjective Symptome nennen. Jede Krankheit hat ihre wesentlichen Symptome, ohne welche die Krankheit gar nicht existiren würde, und die ihr den unterscheidenden Charakter ertheilen; man nennt sie pathognomische und sie sind nothwendig zur Erkenntniß des Leidens. Andere Erscheinungen, welche nicht nothwendig aus der Natur der Krankheit entspringen, sondern durch anderwärtige Verhältnisse des Leidenden, als durch Temperament, Alter, Geschlecht, Lebensart ꝛc. erzeugt werden, heißen zufällige. Die Erscheinungen, welche unmittelbar an dem krankhaft ergriffenen Organe beobachtet werden, heißen idiopathische. Z. B. die Röthe, die Geschwulst, der Schmerz eines entzündeten Theiles. Die hingegen, welche an anderen Organen durch das idiopathische Leiden veranlaßt werden, nennt man sympathische Symptome; z. B. wenn bei einer Leberentzündung sich Husten gesellt; bei einer Hirnentzündung Erbrechen, Schluckſen ꝛc. Ferner theilt man die Symptome noch in die der Krankheit, der Ursache und des Symptoms. Erstere sind solche, die

von der Krankheit herrühren, sie mögen nun pathognomisch, idiopathisch oder consensuell seyn. Die anderen sind zufällig durch die Ursache der Krankheit hervorgebracht; z. B. die Ursache, welche ein Wechselfieber veranlaßte, kann auch zugleich einen Schnupfen hervorgebracht haben. Endlich die Symptome der Symptome nennt man solche Erscheinungen, die durch die ursprünglichen Symptome der Krankheit hervorgebracht werden; z. B. Kopfverletzungen verursachen oft Erbrechen; bringt dieses wieder andere Erscheinungen hervor, als Blutbrechen, Entzündung des Halses ꝛc., so werden diese Symptome des Symptoms genannt.

Synagoge (griech.) Versammlung. Gewöhnlich wird mit diesem Wort eine Judenschule bezeichnet. Hier versammeln sich die Juden, um ihre religiösen Handlungen zu begehen. Ursprünglich waren die Synagogen für den Unterricht bestimmt; als aber der Nationaltempel eingeäschert wurde, bestimmte man sie zum Gottesdienst. Die Synagoge steht unter einem Vorsteher oder Rabbiner und mehren Gemeindeältesten; zugleich sind bei ihnen noch ein Vorbeter, Aufwärter und Almosensammler. Das Amt eines Vorbeters wird, weil es Ansehn gibt und verdienstlich ist, gewöhnlich auf eine gewisse Zeit erkauft. Zu Zeiten Christo durfte Jeder freie Vorträge halten, jetzt nur der Rabbiner. Der Cultus bedarf einer bessern Einrichtung: sobald der Vorbeter sein Gebet abgeleiert hat, singen alle es nach, unter den mannigfaltigsten Körperdrehungen. Eine singende Judenschule ist daher voller Disharmonie und beleidigt das Ohr höchst unangenehm. Seit 1810 haben gebildete Israeliten, u. A. Jakobssohn, Dav. Friedländer, der Gottesverehrung in ihren Tempeln eine zweckmäßige Form zu geben versucht und sich dabei der Landessprache bedient.

Synchronismus kommt aus dem Griech. von Synchronos, gleichzeitig, her, und bedeutet in der Geschichte eine Zusammenstellung von Personen und Begebenheiten, welche in demselben Zeitraume lebten oder sich ereigneten. Die Weltgeschichte wird häufig nach der synchronistischen Methode behandelt. Auch hat man synchronistische Tabellen entworfen. (S. Geschichte.)

Syndesmologie, s. Band, Bänder (anatomische).

Syndicus wird der Bevollmächtigte einer Gemeinheit, z. B. einer Dorfgemeinde, Bürgerschaft oder andern Corporationen genannt. Seine Vollmacht wird gerichtlich oder vor Notar und Zeugen ausgestellt und hierüber ein sogenanntes Syndicatsinstrument ausgefertigt. Von diesem Bevollmächtigten der Gemeinden sind die Syndicen der geistlichen Stifter, Akademien und Stadträthe zu unterscheiden, welche zu den obrigkeitlichen Personen gehören und unter andern Dienstobliegenheiten die besondere Pflicht haben, die Rechte ihrer Collegien in allen Angelegenheiten derselben zu vertheidigen und zu vertreten.

Synedrium, s. Sanhedrin.

Synkopation, s. Rückung.

Synkratie, diejenige Staatsverfassung, nach welcher das Volk, zugleich mit dem Regenten, an der Ausübung der Staatsgewalt (s. d.), entweder selbst, in der Landesgemeinde, oder durch seine Stellvertreter (s. Volksvertreter) Theil nimmt. Sie kann sowohl mit der Monarchie als mit der Polyarchie oder Republik verbunden seyn. In der Synkratie eines monarchischen Staats findet oft mehr politische

Digitized by Google

Repräsentanten in einem Volksrathe (Parlament, Reichsversammlung) vertreten wird, als in einer Polyarchie, die zugleich eine Erb- oder Oligarchenaristokratie, und in einer Monarchie, die zugleich eine Feudalaristokratie ist.

Synkretismus (griech.), das Bestreben, mehre einander entgegen laufende Meinungen oder überhaupt verschieden Denkende mit einander zu vereinigen. (Ursprünglich rührt das Wort von den Kretensern her, unter welchen die verschiedenen Stämme, sobald ein Feind von Außen her sie bedrohte, sogleich, mit Vergessen aller Streitigkeiten, alle zusammentraten und dem Feinde gemeinschaftlich Widerstand leisteten.) Dann heißt auch Synkretismus eine gewisse sittliche Gleichgültigkeit oder die Behauptung, daß gewisse Handlungen des Menschen gut oder böse zugleich seyn können. Synkretisten heißen daher auch Diejenigen, die gewisse Parteien von entgegengesetzten Meinungen mit einander zu vereinigen suchen. Es gibt hauptsächlich einen philosophischen Synkretismus, der die verschiedenen Lehrsätze der Philosophen entweder unter sich (wie im 16. Jahrh. Joh. Franz Picus, Bessarion u. A., die zwischen den Platonikern und Aristotelikern vermitteln wollten; ebenso sprach man von einem Synkretismus bei den Akademikern und Peripatetikern, besonders aber von dem Synkretismus der alexandrinischen Philosophen) oder mit der heil. Schrift zu vereinigen, und einen theologischen, der die verschiedenen Religionsparteien und ihre Lehrsätze mit einander zu vereinigen sucht. So wollte der heidelberger Prof. der Theologie, Pareus, im Anfang des 17. Jahrh. die lutherischen und reformirten Confessionen vereinigen. Besonders nannte man Synkretisten die Schüler und Anhänger des Georg Calixtus (vgl. d.), Prof. der Theologie in Helmstädt, und die helmstädter Theologen überhaupt. Um nämlich die damaligen streitenden Parteien zu einer friedlichen Einigung zu vermögen, bemühte sich Calixtus darzuthun, daß gewisse religiöse Ideen, die bestritten wurden, nicht so wichtig seyen und mehre Seiten zur Aussöhnung darboten. Um auch die Aussöhnung mit den Katholiken möglich zu machen, nahm er neben der Bibel noch die Tradition als eine, wenngleich untergeordnete, Erkenntnißquelle der christlichen Religion an. Ferner sah er in dem apostolischen Symbolum, das von allen christlichen Religionen anerkannt wird, einen Vereinigungspunkt Aller. Gegen seine guten Absichten erhoben sich von verschiedenen Seiten die protestantischen Theologen und warfen ihm bald Kryptokatholicismus, bald Kryptocalvinismus, stets aber Synkretismus vor. Der Kampf dauerte eine geraume Zeit und ward von den Schülern des Calixtus fortgesetzt, bis er das Schicksal aller Religionsstreitigkeiten erlitt; er erlosch, ohne daß eine Verständigung von beiden Seiten zu Stande kam. In neuern Zeiten hat man auch die sogen. freiern Theologen, welche kühn und keck über die Kirchenlehre sich erhoben und ihrer eignen Wissenschaft ein höheres Ansehen beilegten, Synkretisten genannt. (Vgl. Walch's „Einleit. in die Religionsstreitigk. in der evangel.-Luther. Kirche", Thl. 1, 4, 5.)

Synodal- und Presbyterialwesen in den protestantischen Kirchen. Schon bei den Waldensern (s. d.), Wiklefiten und Hussiten finden sich Anordnungen, die denen der ältesten Kirche in Rücksicht der Kirchenältesten ähnlich waren. Durch die Reformation des 16. Freiheit (auf Seiten des Volks) statt, wenn dieses durch freigewählte

Digitized by Google

Jahrh. kam die Leitung der Angelegenheiten der Kirche in die Hand der protestantischen Fürsten, welche die verlassenen Stellen der ehemaligen Bischöfe und des Papstes einnahmen. So gestaltete sich gleich anfangs die protestantische Kirchenverfassung territorialistisch und monarchisch, nach welchem System die Kirche ihrem ganzen Verfassungswesen nach auf der Rechtsordnung des Staats wurzelt und schlechterdings keine gesellschaftliche Gewalt hat, als sofern der Staat ihr diese bewilligt. Die protestant. Fürsten übten fast in allen protestant. Staaten als Landesbischöfe, wenn auch hier und da unter Beirath der Reformatoren und Theologen, durch von ihnen eingesetzte Behörden, Consistorien, die ganze kirchliche Regierung aus. Nur in einigen Theilen der reformirten Kirche, wo die strengern calvinischen entschiedener republikanischen Grundsätze die Oberhand gewannen, oder wo die republikanische Staatsverfassung auch eine republikanische Kirchenverfassung begünstigte, oder wo die Reformation im Kampfe mit den Fürsten sich entwickelte, wo die Gemeinden also gezwungen waren, sich unabhängig zu organisiren, bildete sich eine Presbyterial- und Synodalverfassung aus, die sich zum Theil noch erhalten hat. In der schottischen und holländischen reformirten Kirche steht der Prediger mit weltlichen Aeltesten (schott. Kirchensection, holländ. Kirchenrath) der Gemeinde, dem Bezirk die Versammlung aller Prediger und der obersten Aeltesten aus den Gemeinden desselben (schott. Presbyterium, holländ. Classe) vor. Diese hat alle den luther. Consistorien zukommende Gewalt und in Holland jetzt noch kleinere Bezirkscollegien (Ringe) unter sich. Die aus Deputirten aller Presbyterien oder Classen zusammengesetzten Provinzialsynoden sind den Oberconsistorien ähnlich; in Holland steht seit 1825 über ihnen als höchste Kirchenbehörde die jährliche Synode der Provinzialdeputirten im Haag; in Schottland seit 2 Jahrh. als Oberappellations- und gesetzgebende Behörde der Kirche die jährliche Generalversammlung der Deputirten aller Presbyterien des Reichs zu Edinburg. Dieser, sowie der holländ. Generalsynode, wohnt ein königl. Commissarius bei. Die Presbyterianer außer Schottland, die verschiedenen protestantischen Dissenters in Großbritanien und Irland und die protestantischen Sekten in Nordamerika regieren sich ebenfalls durch Presbyterien und Synoden, welche, wie die seltenen Synoden der Brüdergemeinde, gesetzgebende Gewalt haben. Bei den Reformirten in Frankreich bilden die Prediger und Aeltesten von je 6000 Seelen ein Consistorium, 5 Consistorialbezirke den Bezirk einer Synode, welcher ein Prediger und ein Aeltester aus jeder Gemeinde beiwohnt. Die Synoden können sich nur mit Erlaubniß der Regierung und im Beisein des Präfecten versammeln und Nichts ohne deren Genehmigung beschließen. Ebenso haben die augsburgischen Confessionsverwandten in Frankreich ihre Consistorien, statt der Synoden Inspectionen und als Oberbehörde das Generalconsistorium in Strasburg. In der reformirten Schweiz üben die Regierungen durch gemischte Kirchenräthe bischöfl. Rechte aus. Die Geistlichkeit theilt sich in Capitel (Zürich, Bern, Glarus, Basel, St.-Gallen, Thurgau, Aargau), Collegien (Graubündten), Colloquien (Neuenburg und Genf, la vénérable compagnie) und Classen (Waadtland) ein, die sich jährlich mehre Male versammeln und den Kreissynoden gleichen, neben wissenschaftlichen und Pastoralverhandlungen auch über Kirchenangelegenheiten berathschlagen, aber nur Anträge machen dürfen und keine kirchlichen Behörden sind. Aehnliche Befugnisse haben

die jährlichen Synoden der ganzen Cantonsgeistlichkeit in Zürich, Glarus, Schaffhausen, Appenzell außer Rhoden, St.-Gallen, Graubündten und Aargau. Sitten- und Schulaufsicht, Armenwesen und Kirchengut verwaltet an jedem Orte ein Vorstand, der aus dem Prediger und Aeltesten besteht und der Regierung verantwortlich ist. In England und Schweden hat eine aristokratische Staatsverfassung das kirchlich-aristokratische Episcopalsystem begründet. In Deutschland bestand bisher die Presbyterialverfassung nur bei einzelnen franz. Colonistengemeinden und in der Grafschaft Mark, deren Geistlichkeit sich auf ihren Synoden selbst beaufsichtigte und ihre Vorstände wählte, sonst durchgängig bei den Evangelischen beider Confessionen die Consistorial- und Ephoralverfassung, welche keinen Act der Kirchengewalt den Synoden der Prediger überließ. Sachsen und Hessen hatten ihre Synoden, das letztere auch Presbyterien, die erst später durch die Schlaffheit des kirchlichen Geistes und das mächtiger werdende monarchische Princip allmälig zu Grunde gegangen sind. Eine feste gesetzlich bestimmte Verfassung ist indeß für die protestantische Kirche unserer Zeit dringendes Bedürfniß, zuvörderst um ihrer rechtlichen Sicherstellung willen gegen äußere feindselige Einwirkungen. Die äußerst dürftigen und schwankenden positiven Bestimmungen des protestant. Kirchenrechts fast gar nicht weiter gebildet worden; sie bedürfen aber gerade jetzt um so dringender einer vollständigen Entwickelung, da mit den bedeutenden Veränderungen in den staatsrechtlichen Verhältnissen auch die kirchenrechtlichen noch schwankender und zum Theil ganz zerstört worden sind. Die Klagen über den schmähligen Druck, der von Seiten der Staatsgewalt gegen die protestantische Kirche ausgeübt worden ist, über den Zustand der Unmündigkeit, in welchen sie versetzt worden ist, über die Anmaßungen, welche die Juristen und Politiker gegen die Kirche ausgeübt haben, sind nicht neu, und wenn auch bisweilen übertrieben, doch gewiß nicht ohne Grund. Ein der Sache der Religion und Kirche entfremdeter weltlicher Geist hat sich der kirchlichen Angelegenheiten bemächtigt, das Interesse für die Religion und Kirche ist einem Interesse der Industrie und Politik untergeordnet worden, und ein todtes Formelwesen ist an die Stelle eines lebendigen kirchlichen Gemeingeistes getreten. Die Mängel der Consistorialverfassung sind schon vielfach treffend in das Licht gesetzt worden, besonders von Schuderoff, und ist doch gewiß eine freie Presbyterial- und Synodalverfassung, als Organ der kirchlichen Gesetzgebung und als Gegengewicht gegen das einseitige Uebergewicht der weltlichen Macht ein dringendes Bedürfniß für die protestantische Kirche. Nächst den allgemeinen religiösen und politischen Bewegungen der neuern Zeit, besonders seit den deutschen Befreiungskriegen, hat wohl das Reformationsjubiläum 1817 den ersten Anstoß zu kirchlichen Reformen in den protestantisch-deutschen Staaten gegeben. Der erste bestimmtere Versuch zur Einführung von Presbyterial- und Synodalverfassungen in dem protestantischen Deutschland fand in Preußen statt. Schon 1816 waren daselbst durch eine königliche Verordnung Kreis- und Provinzial-Synoden aus den Predigern einer Diöces unter ihrem Superintendenten und aus den Superintendenten unter ihrem Generalsuperintendenten oder Propste gebildet, die jedoch anfangs nur schlaff in das Leben traten. Auch wurde 1817 eine Generalsynode verheißen und der Entwurf versprach

Digitized by Google

ihr einen ähnlichen Einfluß auf die Gesetzgebung der Kirche, wie den Landständen auf die des Staats. Allein, obgleich diese Verheißung 1822 wiederholt wurde, so ist sie doch nie in Erfüllung gegangen. Nur in den westfälischen Provinzen, und besonders der Grafschaft Mark, erhielt sich bis auf wenige Modificationen die alte freie Kirchenverfassung. Die Gemeinden wählten ihre Pfarrer selbst, mit Ausnahme einiger weniger Patronatstellen; die Geistlichen waren unter sich alle gleichen Ranges, und wählten selbst ihre Synodalvorsteher (Superintendenten) auf drei Jahre; an den in der Regel jährlich gehaltenen Synoden ward die ganze Gesetzgebung und Verwaltung der Kirche durch Stimmenmehrheit ausgeübt. Die Synode der Geistlichkeit des koburgischen, nun zur preuß. Rheinprovinz gehörenden Fürstenthums Lichtenberg beschloß vom 21.—26. Febr. 1825 zu Baumholder die Union und die Einführung der Presbyterialverfassung mit jährlichen Synoden. Seit dem 5. März 1835 sind die evangelischen Gemeinden beider Bekenntnisse der preuß. Provinz Westfalen und der Rheinprovinz durch eine gemeinschaftliche Kirchenordnung mit einander verbunden, und alle entgegengesetzten Bestimmungen aufgehoben. Jede Ortsgemeinde wird in ihren Gemeindeangelegenheiten durch ein Presbyterium vertreten, bestehend aus dem Pfarrer, oder den Pfarrern, aus Aeltesten, Kirchmeistern und Diaconen (Armenpfleger). Die Mitglieder des Presbyterii werden, mit Ausnahme der Prediger, auf 4 J., in kleinen Gemeinden von allen bei der Predigerwahl stimmfähigen Mitgliedern und in größern Gemeinden von dem Presbyterium und der größern Repräsentation der Gemeinde, unter Vorsitz des Pfarrers, auf 2 J. gewählt. Die Gemeindevertretung beschließt gemeinschaftlich mit dem Presbyterium über die von demselben zur Berathung vorgelegten Gegenstände, und das Presbyterium führt die gefaßten Beschlüsse aus. Die Kreissynode besteht aus den Pfarrern des Kreises und ebenso vielen Deputirtenältesten als Gemeinden zum Kreise gehören, unter dem Vorsitz eines auf 6 J. zu wählenden Directoriums (Superintendent, Assessor und Scriba). Sie berath die Anträge an die Provinzialsynode über alle kirchlichen Gegenstände, worüber die Beschlußnahme der Provinzialsynode zusteht; die Aufsicht über die Pfarrer, Ortspresbyterien ꝛc. Der Superintendent hat in allen kirchlichen Angelegenheiten über Erhaltung und Ausführung der Kirchenordnung und Synodalbeschlüsse zu wachen; führt die Aufsicht über die Presbyterien, leitet die Synode bei ihrer Versammlung ꝛc. Die Kreissynode versammelt sich in der Regel jährlich einmal, und ihre Beschlüsse werden von dem Superintendenten durch den Generalsuperintendenten an das Consistorium gesandt. Die in derselben Provinz zu einem kirchlichen Verbande vereinigten Kreisgemeinden bilden die Provinzialgemeinde, welche eine Provinzialsynode, bestehend aus dem Präses, Assessor und Scriba (Protocollführer), aus den Superintendenten der Provinz und aus gewählten geistlichen und weltlichen Deputirten der Kreissynoden, zur Besorgung der Angelegenheiten der Provinzialgemeinde hat und sich alle 3 J. versammelt. Sie wacht über die Erhaltung der Reinheit der evangelischen Lehre in Kirchen und Schulen und der in der Provinz geltenden Kirchenordnung; bring ihre Beschwerden über Verletzung derselben an die Staatsbehörde; berath die Anträge und Gutachten der Kreissynoden ihres Bereichs und faßt über die innern kirchlichen Angelegenheiten Beschlüsse, die aber erst

Digitized by Google

nach Bestätigung der Staatsbehörde in Kraft und Ausführung treten. Die protestantische Kirche Baierns ist zwar schon seit einer Reihe von Jahren im Besitze einer Synodal- und zum Theil auch Presbyterialverfassung, aber ein Zusammenfluß von mehren hemmenden und störenden Verhältnissen hat bis jetzt ihre gedeihliche Entwickelung immer noch zurückgehalten, sodaß sie noch wenige oder gar keine Früchte für die baierische protestantische Kirche bringen konnte. Die Angelegenheiten der Kirche überhaupt sind nämlich in Baiern einer besondern Stelle des Ministeriums des Innern, unter dem Namen des obersten Kirchen- und Schulrathes unterworfen, welcher aus drei Räthen besteht, von denen nur einer protestantischer Confession ist. Diesem ist das protestantische Oberconsistorium unmittelbar angeordnet. Die seit der Einführung der Synodalverfassung gehaltenen drei Generalsynoden (im J. 1823, 1827 und 1832) haben fast gar keine positiven Resultate für die Kirche hervorgebracht, weil sie nur im Widerstande gegen die Regierung und das Oberconsistorium ihre Kraft erschöpfen mußten. Zu erfreulichern Resultaten hat die seit 1818 eingeführte freie Kirchenverfassung in dem baierischen Rheinkreis geführt. Die kirchliche Verfassung hat hier dadurch einen festern Grund in dem Volk, daß jede Pfarrgemeinde ein freigewähltes Presbyterium hat. An diese reihen sich die Diöcesansynode, die aus Geistlichen und Weltlichen bestehen, und ebenso die General- und Provinzialsynode. Die Mitglieder der letztern werden jedoch nicht alle frei gewählt, denn außer einem weltlichen und einem geistlichen Mitgliede aus jeder Diöcesansynode, sind alle Decane von Amtswegen Mitglieder derselben, und außerdem haben die Mitglieder der Kreis- und Provinzialconsistorien Sitz und Stimme, und ein Abgeordneter des Oberconsistoriums dirigirt und ein königlicher Commissair wohnt den Sitzungen bei, eröffnet und schließt sie. Gleich die erste Generalsynode (zu Kaiserslautern 1818) brachte die schöne Frucht der Union zu Stande. Die folgende (1821) baute auf dem gelegten Grunde weiter fort, indem sie der unirten Kirche einen Katechismus und ein Gesangbuch gab. Die dritte Synode (1285) behauptete sich ehrenvoll im Kampfe gegen das Oberconsistorium und erst 1828 erfolgte die königliche Bestätigung dieser Beschlüsse. Auch in Nassau ist schon 1817 eine Synodal- und Presbyterialverfassung zugleich mit der Union eingeführt worden, allein über ihre Wirksamkeit ist nur wenig zur öffentlichen Kunde gekommen. Gleichzeitig mit der Union wurde daselbst (1821) eine ziemlich freisinnige Presbyterial- und Synodalverfassung eingeführt. Mit voller Anerkennung, sowohl der landeshohettlichen als der bischöflichen Obergewalt des Landesherrn über die Kirche, nimmt diese doch für ihre innern Angelegenheiten vollständige Autonomie in Anspruch. Zuerst finden die einzelnen Pfarrgemeinden in ihrem Kirchenälteſtenrathe (Kirchengemeinderath, Presbyterium), der aus dem Pfarrer und einer Anzahl freigewählter Gemeindeglieder besteht, das Organ zur eignen Verwaltung der sittlichen, religiösen und kirchlichen Verwaltung. Aus den Kirchengemeinderäthen werden durch Wahl die Diöcesansynoden gebildet, bestehen aus den sämmtlichen Pfarrern der Diöcese und aus weltlichen Mitgliedern der Kirchengemeinderäthe, welche immer die Hälfte der geistlichen Mitglieder betragen, und von den Kirchengemeinderäthen gewählt werden. Die gesammte Landeskirche endlich wird durch die Generalsynode

Digitized by Google

repräsentirt; sie besteht aus einer Anzahl frei von den Geistlichen gewählter Geistlichen, aus halb so vielen Weltlichen, die aus den Kirchenvorstehern und durch diese gewählt werden, aus zwei geistlichen und weltlichen Gliedern der evangelischen Ministerialkirchenbehörde, einem von dem Großherzog ernannten Gliede der theologischen Facultät zu Heidelberg, und einem landesherrlichen Commissair als Präsidenten der Synode. Die Synode vom Jahre 1834 hat mit großem Fleiße und großer Umsicht die so lange aufgehäuften Bedürfnisse der protestantischen Kirche zu befriedigen gesucht. Die Einführung eines Landeskatechismus, einer Perikopensammlung, einer Agende, eines Gesangbuches, eine Revision der bisher eingeführten biblischen Geschichten von Hebel, und mehre Verbesserungen in dem Cultus und der Kirchenverfassung sind die Früchte ihrer angestrengten Thätigkeit. Durch den Katechismus sollte die Lehreinheit der unirten Kirche dargestellt und in das Leben geführt werden, und für diesen Zweck wurde der schon seit 10 Jahren provisorisch eingeführte in einigen Punkten verbesserte definitiv eingeführt. Unter den die Kirchenverfassung betreffenden Beschlüssen der Synode verdienen folgende ausgezeichnet zu werden. Erstlich der Antrag auf eine der Kirchenverfassung anpassende Synodalordnung und in dieser namentlich auf eine besondere Bestimmung der Befugnisse und der Wirksamkeit des landesherrlichen Commissarius durch eine genaue Instruction. Wie sorgfältig die Synode für die Feststellung der kirchlichen Autonomie in ihrem staatsrechtlichen Verhältniß bemüht war, dieß beweist außer diesem Beschlusse auch der Antrag, daß die oberste Kirchenbehörde, als innere Kirchenregierung, von der Unterordnung unter andere Staatsverwaltungsbehörden enthoben und daß zur Berathung derselben nur Räthe der evangelischen Confession zugezogen werden möchten. Endlich beschloß die Synode auch die regelmäßige Wiederkehr der Generalsynode alle sieben Jahre, deren Zusammenberufung bisher dem Gutdünken der Regierung überlassen war. In Würtemberg besteht zwar eine Art von Synodal- und Presbyterialverfassung, die aber so äußerst unvollkommen ist, daß sie durchaus unfähig ist, als wirkliche Repräsentation der protestantischen Kirche oder als Organ ihrer Autonomie zu gelten. Die in Würtemberg jährlich zusammenkommenden Synoden bestehen nämlich aus dem Präsidenten des Consistoriums und den sechs Generalsuperintendenten oder Prälaten. Die Mitglieder des Consistoriums und der Synoden werden von dem Landesherrn auf Vorschlag des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, welches seit längerer Zeit mit dem Ministerium des Innern vereinigt ist, ernannt und haben die Befehle des letztern zu befolgen. Weder das Consistorium noch die Synode können also als eigentlich kirchliche Behörden angesehen werden, sondern mehr als Staatsbehörden, die Kirche befindet sich also dem Staate gegenüber ohne alle Vertretung. Außerdem bestehen seit 1824 in den einzelnen Gemeinden sogenannte Kirchenconvente (eine Art von Presbyterien), an denen aber, außer einigen freigewählten Gemeindegliedern und dem Ortsgeistlichen, auch die Ortsvorsteher von Amtswegen Theil nehmen, und die ebenfalls keine rein kirchlichen Behörden sind. Das Bedürfniß einer selbständigen Organisation der protestantischen Kirche ist daher in Würtemberg sehr dringend. Schon 1830 sprach es sich durch die Geistlichen von 15 Diöcesanvereinen (fast ein Drittel der ganzen würtemb. protestantischen Geistlichkeit) aus, welche in eignen Eingaben der Regierung die Bitte um

Digitized by Google

eine repräsentative Verfassungsurkunde berufen, welcher jeder Kirche in Betreff ihrer innern Angelegenheiten eine verfassungsmäßige Autonomie zusichert, aber bis jetzt sind alle diese Anträge auch ohne Erfolg geblieben. Noch vielentfernter von dem Ziele einer selbständigen Organisation steht aber die protestantische Kirche in Hessen-Darmstadt. Hier finden sich einige nur sehr schwache Spuren von einer kirchlichen Repräsentation in den Localkirchenvorständen, die in den einzelnenn Gemeinden bestehen, und nur nach einer höchst beschränkten freien Wahl zusammengesetzt werden, sodaß sie ganz in den Händen der Regierung und der weltlichen Localbehörden bleiben. Im Uebrigen ist die Kirche ganz nach dem Princip der Consistorialverfassung organisirt, und die kirchliche Gesetzgebung geht wie die politische von den Landtagen aus. Erst neuerlich (1832) ist diese Einrichtung durch ein großherzogliches Edict wieder bestätigt worden. In Hanover sprach sich das Verlangen nach selbständiger Organisation der protestantischen Kirche durch Presbyterial- und Synodalverfassungen nur durch mehre Druckschriften aus, welche die öffentliche Meinung für eine Umgestaltung der kirchlichen Verfassung in Hanover zu gewinnen suchten, die aber zum Theil den richtigen Gesichtspunkt verfehlten. Nur die Reformirten im Hanöverschen sind im Besitze einer Synodal- und Presbyterialverfassung, die Lutheraner stehen noch allein unter ihren Consistorien. Auch in Kurhessen scheint wenig Aussicht zu einer zeitgemäßen Umbildung der protestantischen Kirche zu seyn, dennoch hat man die Hoffnung einer bleibenden Kirchenverfassung noch nicht aufgegeben, und eine aus mehren angesehenen Geistlichen und Weltlichen, worunter auch die Professoren Bickell und Hupfels, zusammengesetzte besondere Commission für die kirchlichen Angelegenheiten hat, wie man vernimmt, ihr Gutachten für eine demnächst zu berufende Synode abgelegt. Man sieht nun der Entschließung der Regierung mit Verlangen entgegen. Am kräftigsten und lebendigsten und wohl auch mit der meisten Hoffnung auf einen künftigen glücklichen Erfolg der Bestrebungen ist der Kampf für die Presbyterial- und Synodalverfassung in Sachsen geführt worden. Ein Rescript des Ministeriums des Cultus (vom Anfang 1832) verhieß die Einführung von Presbyterien und Ephoralsynoden und forderte die Geistlichen des Landes zu Mittheilung ihrer Gutachten über den dafür mitgetheilten Entwurf auf. Aber ohne eine Generalsynode ist die ganze Repräsentation der Kirche ohne Einheit und Kraft, ist die Thätigkeit der Ephoralsynoden gelähmt. Noch ist die Sache nicht zu ihrer letzten Entscheidung gediehen. Bei der 1834 geschlossenen Landtagssitzung konnte die Sache der Kirchenverfassung noch keine Erledigung finden, und man sieht daher bei dem nächsten Landtage einer den gerechten Erwartungen der protestantischen Kirche Sachsens entsprechenden Entscheidung dieser wichtigen Angelegenheit entgegen. Die Diöcesansynoden im Braunschweigischen und Mecklenburgischen bezwecken, wie die freiwilligen Predigervereine im Weimarischen, Hildburghausischen, Hanöverschen, Holsteinischen, Schauenburgischen, Schlesischen, in Basel, im südlichen Frankreich und in Schweden bloß wissenschaftliche und praktische Fortbildung der Prediger. Denselben Zweck haben die jährlichen Synoden der dänischen Bischöfe und die seltenern Prästmöten der schwedischen Bischöfe mit ihrer Stiftsgeistlichkeit; diese verbinden damit Berathungen über das Kirchen-

Digitized by Google

wesen, jene Erläuterungen der königl. Befehle in Kirchensachen, beide Disciplin über die Geistlichen. Die anglicanische Kirche hat nur noch den leeren Schatten ihres sonst sehr wirksamen Synodalwesens in der einmaligen Sitzung der Convocation ihrer Bischöfe vor Anfang der Parlamentsversammlungen; für fortbildende Synoden thut sie nichts. In der kathol. Kirche halten nur die Capitel einiger schweizerischen Cantone Pastoralconferenzen, die alten Diöcesan- und Provinzialsynoden sind ganz abgekommen. Nationalsynoden hat 1811 der französische, 1822 der ungarische hohe Klerus, jener ohne Erfolg, dieser besonders zum Vollzug der disciplinarischen Kirchengesetze gehalten, wobei auch eine neue Ausg. der Caldini'schen Uebersetzung der Vulgata ins Ungarische beschlossen ward. Die griech. Kirche hält keine Synoden mehr.

Synode wird eine Versammlung in kirchlichen Angelegenheiten genannt, die entweder ein Bischof mit seinen Pfarrern (synodus dioecesalis), oder ein Erzbischof mit seinen Bischöfen (synod. provincialis), oder die gesammte Geistlichkeit eines Reichs unter Vorsitz eines päpstl. Legaten (synod. universalis seu nationalis) veranstaltet, um über Streitpunkte in der Kirchenlehre und Liturgie Verhandlungen zu pflegen und Beschlüsse zu fassen. Die heil. Synode zu Petersburg ist der oberste Kirchenrath der griech. Kirche im russ. Reiche, den Peter I. als eine stehende geistliche Behörde an die Stelle des Patriarchats setzte, und durch welche der russ. Kaiser seine Kirche regiert. Auch unter den Protestanten werden von den Superintendenten und Inspectoren mit ihren Pfarrern Synoden gehalten. Die dortrechter Synode, welche 1618 und 1619 die Remonstranten aus der reformirten Kirche schied, war ein Nationalconcilium, zu festerer Bestimmung streitiger Glaubenslehren. Das Recht, solche Synoden zu veranstalten, gehört in den protest. Ländern zu den Vorbehalten, die den Fürsten als Inhabern der bischöfl. Gewalt und ihren Ständen zukommen, wird aber sehr selten in Anwendung gebracht.

Synonymen (sinnverwandte Wörter), diejenigen Wörter einer Sprache, die in einem Grundbegriffe zusammentreffen, in ihren Nebenbedeutungen aber von einander abweichen. Solche Wörter verhalten sich zu einander wie Gattung und Art, oder wie mehre Arten einer Gattung unter einander selbst. Zu den erstern gehören z. B. Leid (jede unangenehme Empfindung überhaupt) und Reue (die unangenehme Empfindung über eigene Handlungen, die wir nicht billigen). Von der zweiten Art sind: Geberden und Mienen, die beide, als äußere Bewegungen des menschlichen Körpers, einem und demselben allgemeinen Begriffe zugehören. Je roher und unvollkommener eine Sprache ist, um so öfter verwirrt sie die Begriffe durch gleiche Bezeichnung des Verschiedenartigen; die philosophischere Unterscheidung sinnverwandter Begriffe bezeichnet die höhere Reife einer Sprache und des so sprechenden Volkes. — Die Synonymik, oder die Lehre von den sinnverwandten Wörtern, bildet daher einen wesentlichen Theil jeder besondern Sprachkunde, indem sie, dem Gebrauche mustergültiger Schriftsteller folgend und die Wortabstammung (Etymologie), wo es seyn kann, berücksichtigend, den gesammten Vorrath einer Sprache an sinnverwandten Wörtern aufzeichnet und durch philosophische Zergliederung der Begriffe jedem Worte seine Bedeutung und Stelle anweiset. Große Verdienste erwarben sich in dieser Hinsicht um die franz. Sprache: Vaugelas, Girard, Voltaire, d'Alembert,

Digitized by Google

Joucourt, Beauzee und Roubaud; um die englische: Hugo Blair, Dav. Booth und Crabb; um die dänische: Speron. Unter den Deutschen ward das Studium der Synonymik eingeleitet durch Gottsched, Stosch und Heinatz. Alle seine deutschen Vorgänger aber übertraf an philosophischem Geiste und an sorgfältiger Beachtung der Abstammung, sowie durch beständige Hinweisung auf die besten Schriftsteller: Joh. Aug. Eberhard in seinem „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik" und durch sein „Synonym. Handwörterbuch", fortgesetzt und ergänzt von Maaß, nach dessen Tode Gruber in Halle das Hauptwerk u. d. T. „Versuch einer allgem. deutschen Synonymik" (Halle 1826) neu herausgeg. hat; die neueste Aufl. des „Handbuchs" (Ebend. 1822) von Maaß. Die Dumesnil-Ernesti'sche lat. Synonymik gab D. Ramshorn in Altenburg (Leipz. 1828) neu heraus.

Syntax (Lehre von der Wortfügung), oder die wissenschaftlich geordnete Darstellung der Regeln für die Verbindung der einzelnen Wörter zu einer zusammenhängenden Rede, — ein Haupttheil der besondern Sprachlehre. Sobald die einzelnen Wörter zur Rede verbunden werden, treten sie eben dadurch in ein Verhältniß gegenseitiger Abhängigkeit, ähnlich dem Verhältnisse, in welchem die durch das Wort bezeichneten Begriffe zu einander stehen. Diese Begriffsabhängigkeit macht sich — mehr oder weniger in verschiedenen Sprachen — auch für den äußern Sinn erkennbar durch den Einfluß, den ein Wort auf das andere ausübt, indem es die Formen desselben bestimmt und verändert. Daher der Unterschied zwischen regierenden (formbestimmenden) und regierten (in Hinsicht ihrer Form bestimmbaren) Redetheilen. Es ist nun das erste Geschäft der Syntax, zu zeigen, wie, gemäß dem Geiste einer gegebenen Sprache der regierenden und regierten Redetheile derselben sich in der zusammenhängenden Rede einander zu- und unterordnen (Rection). Zu dem Ende verbreitet sie sich über das Geschlechtsverhältniß des Eigenschaftswortes zu seinem Hauptworte, über die durch die verschiedenen Beugfälle (wo es deren gibt) ausgedrückte Abhängigkeit des Hauptwortes von seinem Verhältnißworte, über die Veränderungen, welche das Zeitwort an andern Redetheilen hervorbringt oder auch an sich selbst erfährt u. s. w. — Jeder vollständig ausgesprochene Gedanke gibt einen Satz: das einfachste Verhältniß desselben ist das von Subject und Prädicat, vermittelt durch die Copula. Kommen noch andere Nebenbestimmungen hinzu, so entsteht der ausgebildete Satz; mehre Sätze verbunden bilden einen zusammengesetzten Satz. Die Verhältnisse, in welchen zwei oder mehre sprachlich verbundene Sätze stehen können, sind höchst mannigfaltig und werden am häufigsten durch Bindewörter bezeichnet. Auch darüber hat die Syntax Auskunft zu geben, und es bildet dieß einen zweiten Theil derselben, die Lehre von der Verbindung einzelner Redetheile zu Sätzen. Endlich beruht auch die Art, wie die Redetheile in einem Satze auf einander folgen, und wie die Sätze selbst wieder unter sich verknüpft werden, in verschiedenen Sprachen auf verschiedenen Grundsätzen; denn nicht in allen Sprachen gilt der Grundsatz des Fortschreitens vom Unbestimmteren zum Bestimmteren, den die deutsche Sprache mit seltenen Ausnahmen befolgt. Um so nöthiger ist es, durch, so weit als möglich, fest bestimmte Regeln jeder Verwirrung und Sprachmengerei vorzubeugen. Solche Regeln stellt der dritte Haupttheil der Syntax, die Lehre von der Wortfolge oder Topik, auf. Aus dem Gesagten ist einleuchtend,

wie die Wortfügung zum Theil auf gewissen allgemeinen Verhältnissen, namentlich auf dem ursprünglichen gegenseitigen Verhältnisse der Begriffe unter einander beruhe. Der Inbegriff aller daraus hervorgehenden allgemeinen syntaxischen Grundsätze heißt auch die höhere Syntax, während die niedere (mit bloß empirischer Grundlage) nichts als den Sprachgebrauch einer gegebenen einzelnen Sprache zum Führer hat.

Synthesis, die, d. i. eine Verbindung, ein Zusammenfassen zu einem Einzigen, zu einem Ganzen, steht der Analysis (s. d.), dem Zerlegen, dem Auflösen entgegen. Das Wort hat eine häufige Anwendung in der Kunstsprache der reinen Wissenschaften, d. h. in der Philosophie und Mathematik. Kant nennt die Thätigkeit des Verstandes, welche bei allem Erkennen vorkommt, die transscendentale Synthesis, was das Einzelne, woraus aller Stoff des Erkenntnisses besteht, in einem einzigen Begriff zusammengefaßt werden muß, wenn nicht ein bloßes Empfinden oder Schauen stattfinden, sondern ein Erkennen eintreten soll. In der Mathematik ist statt des Wortes Synthesis bei uns das Wort Construction mehr im Gebrauch, und es wird damit die Darstellung eines allgemeinen Satzes als eines einzelnen Gegenstandes bezeichnet. — Noch häufiger bedient man sich in der Schulsprache der Adjective synthetisch und analytisch; besonders in Verbindung mit dem Worte Vortrag oder Methode. Synthetisch heißt ein Vortrag, wenn man damit anfängt, den Gegenstand als ein Ganzes darzustellen, und dann erst seine einzelnen Theile nach und nach betrachtet. Analytisch heißt er, wenn man die Theile des Gegenstandes zuerst darstellt, und so den Gegenstand vor der Seele des Lernenden gleichsam zusammensetzt. Es kann dieß, begreiflich, nicht geschehen, wenn man den Gegenstand vorher nicht zerlegt hat; von diesem Umstande entsteht daher die angegebene Benennung des analytischen Vortrages. Der gute Vortrag weiß Synthesis und Analysis geschickt zu verbinden; einzeln genommen ist der synthetische Vortrag in der Regel zu schwer, der analytische aber zu langweilig. Daß die Mathematiker glauben, die Analysis (welche hier bloß die Kunst ist, Aufgaben zu lösen) sey eine besondere Quelle von Erkenntnissen oder Einsichten über die Eigenschaften der Größen, ist ein Irrthum, denn die auf dem sogenannten analytischen Wege erhaltenen Kenntnisse führen nicht zur Einsicht, nicht zur Evidenz, worauf doch gerade in der Mathematik das Meiste ankommt.

Syphax, König eines Theils von Numidien, ergriff die Partei der Römer im zweiten punischen Kriege, wurde aber von Massinissa geschlagen und gezwungen, nach Mauritanien zu flüchten, von wo er erst zurückkehrte, als Massinissa (s. d.) von einem Thronräuber des Throns beraubt worden war. Nachdem er sich ganz Numidiens bemächtigt hatte, schloß er ein Bündniß mit Carthago, heirathete Hasdrubal's Tochter, die schöne Sophonisbe (s. d.), die früher an Massinissa verlobt gewesen war, und brachte große Heere zusammen, die jedoch von den Römern geschlagen wurden. Scipio (s. d.) nahm ihn endlich gefangen, und nur der Tod rettete ihn von der Schmach, in Rom im Triumph aufgeführt zu werden.

Syrakus (Syracusae, jetzt Siragossa), einst die mächtigste Stadt in Sicilien, an der Ostseite desselben am ionischen Meere, eine Colonie der Korinther, um 735 v. Chr. unter dem Heraklíden Archias gegründet. Sie hatte einen äußern und einen innern Hafen, bestand aus meh-

ren, mit eignen starken Mauern umgebenen Theilen. Der äußerste derselben hieß Akradina und erstreckte sich am weitesten gegen Morgen; der große Marktplatz war auf allen vier Seiten mit Säulenhallen umgeben und in der Mitte desselben erhob sich das Prytaneum (Rathhaus), sowie ein prächtiger Tempel des olymp. Zeus; in der Nähe stand ein großer Pallast für den obersten Gerichtshof. Der zweite Theil, Tyche, umfaßte das Gymnasium, den Tempel der Tyche (des Glücks). Neapolis oder die neue Stadt prangte mit dem Amphitheater, den Tempeln der Ceres und Proserpina und dem festen Schloß Olympium, nach einem Tempel des olymp. Zeus so genannt. Die Insel Ortygia schützte den äußern Hafen und enthielt einen königl. Pallast, sowie die herrlichen Tempel der Schutzgöttin der Stadt, der Minerva und der Diana. Das Ganze soll einen Umfang von beinahe 12 Stunden gehabt haben, und Syrakus war eine der größten und zugleich prächtigsten Städte der alten Welt. Unter allen griech. Colonien war Syrakus ohne Vergleich die mächtigste, und an ihre Geschichte schließt sich die der ganzen Insel an. Die Grundlage ihrer Verfassung war aristokratisch; aber es erhoben sich oftmals Tyrannen, große Fürsten zum Theil, denen sie vorzüglich die Erhöhung ihrer Macht verdankte. Nachdem die Adelsherrschaft (die Geomoren oder Gamoren) durch das Volk gestürzt, riß Gelon (s. d.), Fürst von Gela, die höchste Macht an sich, bevölkerte und vergrößerte die Stadt und machte verschiedene Eroberungen. Unter ihm und seinem Nachfolger Hiero I. (s. d.), einem Beschützer der Wissenschaften, blühte Syrakus so mächtig auf, daß es nach wiederhergestellter Demokratie (466 v. Chr.) einen glänzenden Antheil am peloponn. Kriege nehmen und unter seinen Mauern die mächtigsten Flotten und Heere der Athenienser vernichten konnte. Neue innere Unruhen führten nach einander die beiden Tyrannen Dionys I. und II. (s. d.) auf den Thron. Der Letztere ward vom Timoleon vertrieben und Syrakus führte unter Timoleon's (s. d.) Anführung glückliche Kriege gegen die Carthager, welche die westlichen und nördlichen Theile der Insel besaßen. Timoleon gab nun dem Staate neue Gesetze und setzte eine höchste Magistratsperson u. d. T. Amphipolos (d. i. Diener oder Priester) des olympischen Zeus ein, welche Würde erst unter Augustus aufhörte. Die Zeiten der Freiheit währten indeß in diesem unruhigen Staate nicht lange; neue Tyrannen erhoben sich, unter denen Agathokles (s. d.) durch Tapferkeit und Talente hervorleuchtet und die Carthager in Afrika selbst demüthigte. Nach seinem Tode ergaben sich die Syrakuser dem epirischen Pyrrhus, dem Schwiegersohne des Agathokles, der seinen Sohn zum Könige einsetzte, und nachdem er viele Grausamkeiten verübt und die Liebe der Syrakuser verscherzt hatte, nach Italien zurückging. Unter den spätern Tyrannen verdient nur Hiero II. (s. d.) noch genannt zu werden, welcher in den schwierigen Zeiten des ersten und im Anfange des zweiten punischen Kriegs, 54 Jahr lang weise und glücklich im Bunde mit den Römern regierte. Bald nach ihm gerieth Syrakus, welches in dem zweiten punischen Kriege die Partei der Carthager ergriffen, nach einer dreijährigen Belagerung, welche durch die vom Archimedes (s. d.) erfundenen Maschinen und Vertheidigungsmittel außerordentlich erschwert ward, unter Marcellus (s. d.) in die Hände der Römer (212 v. Chr.). Zur Zeit ihrer Blüthe war Syrakus so mächtig, daß Dionys 10.000 M. Reiter, 100.000 M. Fußvolk und 400 Kriegsschiffe von den Staatseinkünften

im Solde behalten konnte. Künste und Wissenschaften blühten hier, und die Römer brachten zahllose Kunstwerke nach Italien. Der große Mechaniker Archimedes und der Idyllendichter Theokrit waren in Syrakus geboren. — Das jetzige Siragossa, die Hauptstadt einer Intendanz und der Sitz eines Erzbischofs, liegt auf der Insel Ortygia, ist von der Natur und Kunst befestigt und hat unfern des Hafens eine Citadelle. Die Zahl der Einw., die in alten Zeiten über 300.000 stieg, beträgt jetzt kaum 15.000 in 3250 Häusern. Die Metropolitankirche war vor 2500 Jahren ein Tempel der Minerva. Man findet noch sehenswerthe Reste des alten Syrakus, wohin ein Amphitheater, Tempel, Katakomben ꝛc. gehören. Auch entdeckte man bei Syrakus 1827 eine alte, durch Baukunst und Malerei merkwürdige Badestube. Das sogenannte Ohr des Dionys ist eine Felsengrotte in Gestalt eines Ohrs, worin ein starkes Echo ist. In der Nähe der Stadt wächst üppig und in großer Menge die Papyrusstaude (Parocca), aus welcher Papier fabricirt wird.

Syrien, ein zum osmanischen Reich gehöriges, 2300 QM. großes Land, an der Westseite Asiens (31—37° N. Br. und 32—37° O. L. von Paris), zwischen dem Euphrat und Mittelmeer, von den Gebirgspässen des Amanus und des Taurus Rücken bis zur großen Wüste und dem peträischen Arabien, wird in der Bibel Aram und von den Arabern Al-Scham, von den Persern und Türken Soristan genannt. Es umfaßt also außer dem eigentlichen Syrien auch Phönicien und Palästina (s. d.). An dieses Land knüpfen sich große Erinnerungen: hier ist das gelobte Land der Hebräer, die Wiege des Christianismus; hier haben abwechselnd und zu verschiedenen Zeiten Assyrier, Juden, Griechen, Parther, Römer u. s. w. gekämpft, und Ninus, Semiramis, Sesostris, Alexander, Pompejus, Marius, Antonius, Cäsar, Titus, Aurelian, Gottfried von Bouillon und alle die christlichen Helden, und in unsern Tagen Bonaparte, Ibrahim Pascha gestritten. Syrien hat mehre Gebirgsreihen und Sandwüsten. An den Amanus und Taurus, die von Cilicien aus durch Syrien streichen, und wovon die westliche Kette längs der Meeresküste waldigt und quellenreich, die innere aber nackt und trocken ist, schließen sich mannigfaltige Thäler und Flächen an, welche aus eben der Ursache die grellsten Contraste von Dürre und Fruchtbarkeit darbieten. Der im mittlern Syrien bis zu 9600 Fuß hoch steigende, einst cedernreiche Libanon (s. d.) mit meist schneebedecktem Scheitel und der südlichere Antilibanon mit ihren vielfältig gewundenen Thälern vermehren den Wechsel der Ansichten und der Erzeugnisse. Vorzüglich an Naturschönheiten und den Schöpfungen der Menschenhände (wir erinnern an Damask und Baalbeck) ist das große gegen N.O. sich öffnende Thal, das vertieft zwischen den beiden Libanons hinziehend, Cölesyrien genannt wurde. Dem Antilibanon schließt sich der schneebedeckte Hermon in Palästina an. Von ihm aus ziehen mehre Bergreihen südlich hinab zum todten Meere hin. Oestlich verflächt sich die Bergreihe gegen die große Wüste, westlich gegen das Mittelmeer. Hier erhebt sich der prächtige Carmel (s. d.); aus den Fluren von Israel der sanftere Tabor; beide sowie der Oelberg aus der bibl. Geschichte bekannt. Im Innern Syriens befeuchten manche Bäche einzelne Stellen und versiegen dann einsam im Sande. Gegen den Euphrat nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens zusehend ab. Hier und da wird er durch Canäle oder durch wohlthätige Quellen getränkt, häufiger liegt er trocken, bis endlich im S.

Digitized by Google

von Palmyra in der Wüste das organische Leben im Sande erstirbt. Die bemerkenswerthesten Flüsse sind: der Orontes (jetzt Aasi), der mit gewundenem Laufe nordwestlich ins Mittelmeer fließt und von Antiochia an schiffbar ist; der Jordan, fließt von S. nach N., bildet in seinem Laufe mehre Seen, besonders jenen von Tiberias (in der Bibel das Meer Kniareth, der See Genezareth), und verliert sich in dem todten Meere, um welches Natur und Ueberlieferung Schrecken gehäuft (s. Todtes Meer). Das Klima in den Gebirgen ist gemäßigt und gesund; an der Küste außerordentlich heiß und daher zum Theil gefährlich. Trotz des jetzigen beinahe ganz verödeten Zustandes ist das Land noch immer reich an mannigfaltigen Producten. Landplagen sind die häufigen, oft furchtbaren Erdbeben, Dürre, welche Hungersnoth zur Folge hat, und die Heuschrecken, die sich oft aus der Wüste in unabsehbaren Schwärmen über große Gegenden verbreiten, alles Grüne in wenigen Stunden vernichten und nicht selten durch ihre Verwesung pestartige Krankheiten hervorrufen. Außer den bei uns gewöhnlichen Getreidearten bringt Syrien noch Mais, Reis in sumpfigen Gegenden, den Sensan (ein Gewächs, das gutes Oel liefert) und die Dura (eine Art Gerste) hervor. Baumwolle und Wein gerathen überall vorzüglich; ebenso der Maulbeerbaum, welcher ein Hauptproduct Syriens, die Seide, bedingt. Auch der Taback wird allgemein gebaut, seltener das Zuckerrohr, welches aber hier trefflich gedeiht. Ebenso gibt es in Syrien Cypressen, Cedern, Mastixbäume u. a. Holzarten. Die Gebirge haben alle unsere Obstarten und die heißen Thäler und Küsten alle Südfrüchte, selbst Datteln in höchster Vollkommenheit. Aus dem Thierreich hat Syrien Büffel, Pferde, Schafe mit Fettschwänzen, Ziegen, Gazellen, Schweine; in den Gebirgen Löwen, Bären, Tiger, Gemsen ꝛc.; an den Küsten lebt die Purpurschnecke. Das einzige Metall, was aufgesucht wird und sich häufig vorfindet, ist Eisen. Nebstdem findet man Marmor und Kalk. Die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr 1.700.000; es sind Griechen, Araber, Türken, Juden, Franken, Armenier, Turkomanen, Kurden, Beduinen, Ruschowanen, Ausarier, Maroniten, Druſen und Motualis. Die allgemeine Sprache ist die arabische nach verschiedenen Mundarten; nur die Soldaten und die Mitglieder der Regierung sprechen türkisch; von der alten syrischen Sprache ist nirgends mehr eine Spur. Die Bewohner sind unter der zerstörenden Willkürherrschaft des Großsultans, sowie jetzt unter dem Vicekönig von Aegypten, der es jüngst vom Sultan zur Verwaltung erhalten hat, unglaublich gedrückt, mit Ausnahme der Druſen und Maroniten (s. d.), welche sich unter ihren Fürsten besser befinden. Syrien zerfällt in die Paschaliks zu Halep, Tripoli, Acre und Damask.

Syrinx, eine Najade des Flusses Ladon in Arkadien. Pan, der sie liebte, haschte sie einst; um ihre Tugend zu schützen, rief sie ihre Schwestern zu Hülfe und diese verwandelten sie in Schilfrohr. Aus dem vom Winde bewegten Rohre drangen süße klagende Töne; der Gott, um seinen Kummer zu lindern, schnitt eine Pfeife aus dem Rohre, die seitdem Syrinx hieß. Sie glich der Papagenoflöte und war aus 7, mit einander verbundenen Rohrstücke von verschiedener Länge zusammengesetzt. Später fügte man noch mehre Halme von Schilfrohr hinzu. Die Dichter schrieben dem Pan die Erfindung der Pfeife zu.

Syrische, auch chaldäische Christen, nennt man Christen, die ihren Gottesdienst in der alten syrischen Sprache halten und das N.

Test. in derselben Sprache besitzen. Sie sind Nestorianer und Monophysiten (s. d. und Sekten). Ihrer Lehre wegen, die von den Concilien als ketzerisch verdammt worden war, hatten sie im 5. Jahrh. vieles zu leiden; sie flüchteten daher nach Persien, wo ihnen die Regierung freie Religionsübung gewährte. Die in Persien befindlichen Christen vereinigten sich mit ihnen. Ihre religiösen Meinungen verbreiteten sich nach dem Osten Asiens, wo sich die Thomas-Christen (s. d.) zu ihnen gesellten. Selbst die Tataren traten zu ihrem Glaubensbekenntniß über, deren Oberhaupt u. d. N. des Priester Johannes bekannt ist. Im 14. Jahrh. lebten diese Nestorianer noch im östlichen Asien, sie verloren sich aber, als Timur diese Gegenden eroberte. Aus der großen Aehnlichkeit des Lamaismus mit dem Christenthum, die allerdings sehr auffallend ist, und aus einem Denkmale, daß man in China fand und die Jahreszahl 781 führt, folgert man, daß der Nestorianismus selbst bis nach China und Tibet gedrungen sey. Eine Meinung, die noch sehr der Bestätigung bedarf. Die syrische Kirche steht unter erblichen Patriarchen, deren angesehenster im 5. Jahrh. zu Babylon residirte; jetzt wohnt er in Mesopotamien zu Elkesch bei Mosul. Er heißt Katholikos und hat die Oberaufsicht über 5 Bisthümer. Er, sowie der nestorianische Patriarch zu Diarbekr in Syrien, haben die kirchliche Obergewalt des Papstes anerkannt; man nennt sie die unirten Nestorianer; ihre alten Glaubensbekenntnisse und ihre alten Religionsgebräuche haben sie beibehalten, doch durch die Annahme der Ehelosigkeit der Priester und der 7 Sakramente sich der kathol. Kirche genähert. Die nichtunirten Nestorianer, wozu der Patriarch von Giulamork in den Gebirgen von Akaria gehört, sind nicht von ihrem alten Symbolum und Cultus abgewichen. — Die syrische Sprache ist eine semitische und für das Studium des Hebräischen wichtig. Die Lehre derselben wurde zuerst von Michaelis dem Vater, dann von dem Sohne 1748, hierauf von dem Schweden Agrell wissenschaftlich, seitdem aber vorzüglich durch D. Andr. Theoph. Hoffmann in Jena („Grammatica Syriaca", Halle 1827, 4.) tiefer begründet und ausgebildet. Sie erhielt eine neue kurzgefaßte Sprachlehre in Uhlemann's „Elementarlehre der syrischen Sprache" (Berlin 1829). Aus der kirchlichen Literatur der Syrer wurden Abschnitte behandelt in Hahn's und Sieffert's „Chrestomathia syriaca siva Sancti Ephraemi carmina selecta" (Leipz. 1825); „Commentatio critica de Ephraemo Syro sacrae scripturae interprete", von Cäsar von Lengerke (Halle 1828), und von Wegnern, „Manichaeorum indulgentiae" (Leipz. 1827). Ein wichtiges historisches Werk aus der syrischen Literatur ist von Forshall zu London angekündigt: „The annals of Elias, metropolitan of Nesibis".

System heißt die Darstellung eines Ganzen, in welchem alles Einzelne vorkommt und auf der Stelle angetroffen wird, welche ihm gebührt. Vollständigkeit und Ordnung sind also die wesentlichen Eigenschaften bei einem Systeme. Das Wort wird sehr mannigfaltig gebraucht, sodaß man objective Systeme und subjective oder Schulsysteme unterscheiden muß. So heißt das ganze Universum oder die Welt, ein System, weil die Beobachtung und Erforschung desselben, je weiter sie fortgesetzt wird, desto mehr zu der Ueberzeugung führt, daß es ein bewunderungswürdiges großes und geordnetes Ganzes sey. Selbst einzelne Theile dieses Ganzen werden Systeme genannt, z. B. unser Planetensystem, d. h. die Sonne, um welche sich die Erde dreht, nebst allen Planeten

Digitized by Google

und Nebenplaneten, welche sich ebenfalls um dieselbe Sonne drehen. Dieß sind objective Systeme. — Subjective Systeme können auch Schulsysteme oder Gedankensysteme, auch Lehrgebäude genannt werden. Sie bestehen sowohl in der Art und Weise, wie denkende und forschende Männer sich die Wahrheiten in einem Zusammenhange vorstellen, und Alles, was wahrgenommen wird, erklären, als auch bloß in der Art und Weise, wie Männer von umfassender Kenntniß einzelner Gegenstände dieselben ordnen, um verständig und belehrend darüber sprechen zu können. Jenes sind recht eigentlich Gedankensysteme; denn was hier dargestellt und geordnet wird, sind allgemeine Vorstellungen und Sätze, so das Leibnitz'sche, Kant'sche Platon'sche System. Dieses aber sind geordnete Darstellungen oder Eintheilungen wirklicher Gegenstände, z. B. die Systeme der Naturforscher, das Buffon'sche, Linne'sche, Blumenbach'sche System. — Ob Menschen je die Principe oder Punkte der Eintheilung oder Classification finden werden, welche die Natur selbst gemacht und befolgt hat, ist eine Frage, die weder bejaßt noch verneint werden kann. So viel ist ausgemacht, daß sie bis jetzt noch nicht gefunden worden sind. Dieß ist aber kein Vorwurf gegen die vorhandenen, und gegen andere, noch mögliche Systeme; denn man muß Systeme bilden, damit man eine Uebersicht über die große Menge von Gegenständen und Wahrheiten habe, und klar und kurz über dieselben sprechen könne. Der Vorzug eines solchen Systemes ist, daß man jedes Einzelne leicht auf die Stelle setzen kann, wohin es der Idee nach, die dem Systeme zum Grunde liegt, gehört. Das Leichtfinden des Einzelnen in dem Systeme ist eben, daß die Sache nur umgekehrt vorgestellt. — In der Musik insbesondere heißt System die ganze Reihe der in der Tonkunst vorkommenden Töne (Tonsystem) und insbesondere die Anordnung und Zurückführung derselben auf ihre mathematischen Verhältnisse, ja auch die Bezeichnung dieser Anordnung durch die Linien — Liniensystem, Notensystem (s. Noten). In der alten Musik aber nannte man jedes zusammengesetzte Intervall System. — Schwerlich wird die deutsche Sprache je dieses griech. Wort entbehren oder ersetzen können. Indessen dient der Ausdruck: Schauplatz, in manchen Fällen hierzu. „Der Schauplatz der Künste und Handwerker" z. B. ist völlig Das, was man auch ein System der Kenntnisse, Vortheile, Werkzeuge u. s. w. nennen könnte, welche bei Künstlern und Handwerkern angetroffen werden.

Syzigien sind diejenigen Stellungen zweier Planeten, wenn sie mit der Erde fast in gerader Linie stehen, also ihre Conjunctionen und Oppositionen. Am gewöhnlichsten legt man diese Benennung den Erscheinungen des Vollmondes und Neumonds bei, und setzt sie der Quadratur, oder dem Geviertschein (s. Aspecte) entgegen, wenn sie 90 Grade auseinander stehen.

Szigeth, vár, eigentlich Nagyszigeth oder Grenzszigeth, zum Unterschied von zwei andern Orten gleiches Namens in Ungarn, ein Marktflecken auf einer von der Almas gebildeten morastigen Insel in der schümegher Gespannschaft, hat ein dem Grafen Festetics gehöriges Castell, zwei kathol. und eine griech. Kirche, ein Franciscanerkloster und 3000 Einw. theils Magyaren, theils Deutsche und Raizen, welche Handel treiben. Szigeth ist durch mehre Belagerungen in dem 16. und 17. Jahrh., sowie vorzüglich durch Zrini's (s. d.) heldenmüthige Vertheidigung höchst merkwürdig.

Digitized by Google

T

T, der zwanzigste Buchstabe des deutschen Abc, zu den stummen Mitlauten gehörend, unterscheidet sich durch die stärkere Aussprache von dem sanftern D.

Taback (Nicotiana), eine Pflanze, deren Vaterland Asien und Amerika ist. Die Mongolen scheinen ihn früher als die Europäer gekannt zu haben. 1496 gab der span. Mönch Romano Pano von Domingo die erste Nachricht vom Taback und den Tabackspfeifen; er nennt jenen Cohobu, die Pfeifen Tabaccos, wovon das Kraut seinen Namen bekam. 1520 fanden ihn die Spanier in Yukatan, und gaben wahrscheinlich der Stadt Tabasco den Namen vom vielen daselbst erbauten Taback. Jean Nicot, franzöſ. Gesandter in Portugal, sandte 1560 Tabackspflanzen nach Paris an die Königin, wovon das Kraut Nicotiana und Königinkraut genannt wurde. In Maryland und Virginien fand man gleich bei ihrer Entdeckung ebenfalls viel Taback. In England lernte man ihn 1585 kennen und verbot ihn anfangs. Später gab die Regierung Erlaubnißpatente; noch später ward er ein wichtiger Handel für die ostindische Compagnie, der jährlich über eine Million Pf. St. abwarf. In der Türkei ward er 1605 bekannt; in Holland 1615; 1616 fing die Tabackscultur in Virginien an; 1520 ward der Taback durch Karl V. span. Heere in Deutschland eingeführt. Engländer brachten ihn 1620 nach Zittau, Schweden 1631 nach Meißen, Juden brachten ihn nach Brandenburg 1676; nach der Pfalz kam er 1697. In der Schweiz wurden 1661 strenge Verbote gegen den Taback erlassen. Obgleich der Tabacksbau sich durch ganz Europa verbreitet hat, so liefert Amerika dennoch die besten Sorten, vorzüglich Maryland, einen goldgelben, hellblauen auch violetten, der binnen 4 Wochen reift; Havanna und Cuba liefern den feinsten, der als Cigarren oder zu 500 Pf. in Ochsenhäuten ankommt; Carolina und Virginien den Carolinentaback, der in großen Rollen nach Europa kommt; Brasilien gibt schon gesponnenen und gebeizten Taback, der in Seewasser, weißen Brasilienfrüchten, Zimmt und Syrup zubereitet ist. Portorico kommt von der gleichnamigen Insel schon gesponnen. Canaster wird im span. Amerika gebaut, in große Rollen versponnen und in Körben (Canasters) von Rohr, die 4—5 Rollen enthalten, versandt; daher der Name. Der Taback soll in Nordamerika am besten gedeihen, wo die Walderde (von verfaulten Baumstämmen) noch nicht ihre erste Productionskraft erschöpft hat. Der Indianer baut ihn am liebsten in und um verfaulte Baumstämme und hängt beim Dörren die Blätter mit ausgezogenen Wurzeln, nach dem Horizonte gerichtet, auf, damit der Saft während des Trocknens aus der Wurzel annoch in die Blätter steigen kann. Daher führen die jüngsten nordamerikanischen Colonien in der Regel den meisten und be-

Digitized by Google

sten Taback aus. Die, welche bereits lange bevölkert waren, finden mehr Vortheil im Weizenbau. — Von den europäischen Tabacksarten kennt man als vorzüglich den ungarischen, der am meisten bei Gyarmath und Palanca, St.-Gotthardt und Janoschhaza, Debre u. s. w. gezogen wird, und braun, schwarz und sehr fett ist; der beste wird in Neusatz gefertigt; den slawonischen, dieser gleicht dem türkischen, und wird am häufigsten in der ppscheganer Gespannschaft gewonnen; den Samen zu beiden Sorten hat man aus Albanien geholt, man führt jährlich für 2 Mill. Gulden dieses Tabacks aus; den podolischen Taback, er ist nicht so braun und fett, und überhaupt schlechter; den ukrainischen Blättertaback, der fast dem ungarischen gleichkommt; es gibt von ihm zwei Hauptsorten, den Titun- oder Rauchtaback, und den Bakun, der zu Schnupftaback benutzt wird; überdieß hat man noch den virginischen und amersforter aus virginischem und holländischem Samen, und den saratoffschen; den türkischen Taback, der kleine, grünliche, braungelbe, oder lichtgelbe Blätter und einen angenehmen Geruch hat, aber leicht berauscht; der beste ist der von Tjenidsche; den französischen, welcher in Flandern und Elsaß theils zu Carotten verarbeitet, theils gemahlen und zu Rapé gestoßen wird; den deutschen, dieser wird von vorzüglicher Güte zu Nürnberg, Hanau, Speier, der Pfalz, Pommern, Mecklenburg, und außerdem noch im Meiningischen, in Sachsen, in der Niederlausitz, in Schlesien u. s. w. gewonnen. Bei der Bereitung des Rauchtabacks kommt es vorzüglich auf die genaue Auswahl der feinen Blätter an, sodaß die von gleicher Beschaffenheit zusammengelegt werden. Darauf schneidet man Rippen und Stiele weg und beizt oder saucirt sie, wenn sie von Natur noch nicht Annehmlichkeit genug im Geschmack und Geruch haben, mit Aufgießen von Sassafras, Zimmt, Paradießkörner, Schwarzkümmelsamen, Himbeeren ꝛc., in welchen man sie bisweilen sogar gähren läßt. Die so zubereiteten Blätter werden auf der Tabacksschneidemaschine zerschnitten oder in Rollen und Cigarren (s. d.) gesponnen. Schnupftaback unterscheidet sich vom Rauchtaback durch seine Pulverform und stärker eindringende Beize. Er wird entweder aus Carotten rappirt, oder aus rohen Blättern in Stampfmühlen bereitet. Die Saucen zum Schnupftaback bestehen mehr oder weniger in einer Mischung, welche flüchtiges Laugensalz entwickelt und nebenbei die Nase scharf reizt, auch wohl angenehm nach Tonkabohnen ꝛc. riechet. Zu der ersten dient Salmiak und Pottasche, zu der zweiten Meersalz, Wein und Essig, Most, Citronen, Tamarinden, zu der letzten Tonkabohnen, Zimmt, Kalmus, Lorbeerblätter ꝛc. Vom Schnupftaback sind folgende Sorten die bekanntesten: Sevilla, Tonka, Grosguillaumes, Brasilien, Maccoba, St.-Omer, Marocco, Schotten, d'Holland, de Chevalier, de Robillard, Pariser, Marino, Naturel, Offenbacher, Fleur de Cusco, Dünkirchner, Ungarischer. Die Holländer und Hamburger sind die geschicktesten Tabackshändler und wissen den Taback am besten zuzurichten.

Tabelle (vom lat. Tabula, die Tafel), eigentlich ein Täfelchen, Bretchen; dann überhaupt eine Tafel, ein Verzeichniß zur schnellern Uebersicht mehrer einzelner zusammengestellter Notizen. In dem Geschäftsleben der Staatsbeamten sind Tabellen zunächst zur Rechenschaft gegen die Oberbehörde bestimmt, namentlich bei den Gerichtsbehörden, z. B. Criminal-, Civil-, Concurs-, Proceß-, Vormundschafts- u. a. Tabellen. Sie leiten nicht nur die Oberaufsicht der vorgesetzten Stellen, sondern

geben auch der Unterbehörde ein Mittel der Selbstcontrole an die Hand. In wissenschaftlicher Hinsicht ist das Tabellenwerk, wenn es nach fruchtbaren, die Vergleichung erleichternden Gesichtspunkten angelegt wird, ein Hauptmittel des Studiums und führt oft bei verständiger Betrachtung zu überraschenden Resultaten, vorzüglich in der Statistik; nur darf es nicht in bloßen Zahlen bestehen. In der Geschichte sind die synchronistischen Tabellen, nach großen Perioden des Schicksals der Völker und Staaten abgetheilt, den bloßen Zeittafeln oder reinchronologischen Tabellen vorzuziehen. Für das Studium der Genealogie (s. d.) sind Geschlechtstafeln unentbehrlich. Unter den historischen Atlassen ist der von Las Cases oder Lesage (n. A., Paris 1824—28, 37 Charten, gebunden 140 Fr.; deutsch u. verb. lithogr. Karlsruhe) mehr ein reichhaltiges Nevertorium, als zur klaren Uebersicht der wichtigsten Thatsachen bequem. Brauchbar ist Kruse's „Atlas zur Uebers. der Gesch. aller europ. Länder und Staaten" (4. Ausg., Halle 1828, 4 Liefer. gr. Fol.). (Vergl. Chronologie.)

Tabernakel, a. d. Lat., bedeutet ursprünglich ein Zelt und in der latein. Bibelübersetzung die Stiftshütte (s. d.) der Israeliten. — 2) Das Sacramenthäuschen oder das kleine altar- oder nischenförmig gebildete Behältniß auf dem Hochaltar in kathol. Kirchen, woselbst die consecrirte Hostie in der Monstranz (s. d.) aufbewahrt wird. — 3) Eine verzierte Blende oder Nische, um Heiligenbilder, Reliquien u. a. Heiligthümer hineinzustellen.

Tableaux, lebende (Tableaux vivans), nennt man die Gemäldedarstellungen durch lebende Personen, welche jetzt theils als künstlerische Uebungen, theils als sinnreiche und reizende Festspiele beliebt sind. Ihre ersten Spuren können wir in den pantomimischen Tänzen der Alten suchen; doch war dort mehr eine Reihenfolge von Stellungen, von denen nur einige, Minutenlang festgehalten, wahre Tableaux bildeten. In der neuern Zeit war unstreitig Lady Hamilton die eigentliche Erfinderin jener Darstellungen, die aber mehr Attitüden als Tableaux zu nennen waren, da sie nur zu zweien derselben noch ein junges Mädchen zu Hülfe nahm, sonst aber immer allein stehend, mehr einer Statue als einem Gemälde glich. Hierauf richteten die berühmten mimischen Darstellungen der Mad. Händel-Schütz sowohl, als des Herrn von Seckendorff (Patrik Peale) die Aufmerksamkeit immer mehr auf diese Kunstleistungen; auch wurden sie durch die Winke, welche Göthe in den „Wahrverwandtschaften" darüber gibt, befördert und seit 30 Jahren in Deutschland beliebt. Es gibt sehr verschiedene Arten von Tableaux, und es kommt hauptsächlich darauf an, ob Kunstliebe oder Eitelkeit, Schönheitssinn oder Kunst zu glänzen, sie anordneten, ob wir uns durch sie in die Werkstatt eines sinnigen Künstlers versetzt finden sollen, auf dessen Wink immer neue, ausdrucksvolle Gruppen sich ordnen, oder in die Prachtsäle einer reichen Galerie, wo wir vor wohlbekannten Bildern zu stehen wähnen, während lebendig klare Augen uns aus dem alterthümlichen Schmuck entgegenleuchten. Etwas wunderbar Anziehendes und Ueberraschendes haben alle solche Tableaux. Der tiefste Grund davon liegt wohl darin, daß gewöhnlich jedes durch lebenden Stoff gebildete Kunstwerk in das Gebiet der Zeit gehört und sich allmälig fortschreitend entfaltet, sodaß nur der Geist den Ueberblick dafür gewinnt, nicht die Sinne; so die Tonkunst, die Schauspielkunst, die Redekunst, die Tanzkunst u. s. w.

Digitized by Google

Der Raum scheint diese Luftgebilde der Zeit anzufeinden, und ihnen nur dann eine bleibende Stelle zu gönnen, wenn sie sich des Lebens entäußern, und das todte Zeichen, der Buchstabe, sie festhält. Freundlich nimmt dagegen das Gebiet des Raumes Alles auf, was die Kunst aus todtem Stoffe bildet und mit geistigem Leben beseelt; in nie welkender Jugend trotzt dieses dem zerstörenden Einflusse der Zeit, der es ohnehin nicht mehr angehört. In der Mitte zwischen beiden Gattungen von Kunstgebilden stehen solche lebende Tableaux. Viele tadeln dieß gerade daran wohl ungerechterweise zu hart; denn es ist eine ganz falsche Ansicht, wenn man die Ruhe einer solchen Darstellung einen erzwungenen Scheintod nennt, und sie wohl gar mit dem schauerlichen Scheinleben der Wachsfiguren vergleicht. Es ist hier kein Ersterben, sondern ein Beleben; die Wellen des bewegten Lebens sind wie durch Zauberkraft festgehalten in künstlerisch geordneter Schönheit, und wie die Sterne sich am reinsten in der ganz stillen Wasserfläche spiegeln, so leuchtet der innigste Ausdruck des Gemüthes durch seine magische Ruhe. Dieß ist wohl der schönste Mittelpunkt dieser Art von Kunstschöpfungen. Die Belebung einer zuvor starr gehaltenen Form durch den erwachenden Ausdruck des Auges und der Züge, und die Erstarrung der zuvor belebten Form in scheinbare Versteinerung, sind die beiden Pole solcher Darstellungen. Auch hat man versucht, Beides durch eine Folge von Momenten zu verbinden, in welche die dazu angewendeten Figuren auf ein gegebenes Zeichen übertreten. Wenn strenge Kunstrichter sie nicht als echte Kunstwerke anerkennen wollen, weil sie den Uebergang bilden aus den Schöpfungen der Zeit in die Schöpfungen des Raumes, so sollten sie bedenken, daß es in Allem, was Natur und Kunst bieten, solche verschmelzende Uebergänge gibt, und daß diese stets einen eigenen Zauber für die Gemüther haben. Die Zeit übt freilich ihr Recht schnell und streng aus, denn nur wenige Minuten kann ein solches Tableaux bestehen; aber wie schnell war es auch erschaffen, wie leicht ordnet es sich ein zweites und drittes Mal! Was es an den Idealen der Form entbehrt, das gewinnt es durch die kunstvoll geordnete Beleuchtung, die man dem wirklichen Gemälde selten so vollendet zu geben vermag, durch die plastische Rundung der Formen, durch die Wärme der innern Lebensglut. Von einer andern Seite tadelt Böttiger in der „Abendzeitung" (1819. St. 126) die Tableaux, insofern durch Zusammengruppirungen lebendiger Figuren, welche farbig drapirt sind, und doch zugleich den nackten Theil ihrer Carnation behalten, eine ganz unnatürliche Vermischung der Plastik und Malerei entstehe, welche durch künstliche Beleuchtung wohl zu gemalten Reliefs, nicht aber zu Gemälden erhoben werden könne. Darum, folgert er, erkenne die strenge Kunstkritik nur Tableaux in Monochromen oder einfarbigen Figuren, oder in röthlichgelben Figuren, denen in Thon oder terracotta ähnlich, wie man sie in einem Festspiele von Friedrich Kind auf der Bühne nach alten Vasengemälden versucht hat, keineswegs die vielfarbigen (oder Polychromen) an. Dieß dahingestellt, so ist gewiß, daß es für denkende Künstler nichts Erfreulicheres und Belehrenderes geben könnte, als öftere Vereinigung zu solchen Bilderdarstellungen, bei welchen jeder seine Ideen erst durch lebende Gestalten darzustellen suchte, ehe er sie mit Linien entwürfe. Denn nicht allein, daß dadurch immer neue Gedanken in dem Künstler angeregt werden würden, die Natur würde auch die Kunst schwesterlich warnen vor je-

der Verrenkung, Unwahrheit und Uebertreibung. Was man bei Ballets und überhaupt in Schauspielen gewöhnlich Tableaux nennt, ist hiermit gar nicht zu verwechseln, weil theils dabei leider selten Rücksicht auf eine recht künstlerische Beleuchtung und Anordnung genommen wird, theils aber auch die Stellungen der Tänzer für das Auge des bildenden Künstlers stets etwas Eckiges und Uebertriebenes haben. Eine glückliche Idee, wenn auch nicht gerade im Sinne der Kunst, ist es, daß man die Tableaux in der neuesten Zeit mit einer Räthselaufgabe verbunden, und sie dadurch anziehender zu machen gewußt hat. Man hat sie (z. B. in Weimar) als Sylbenräthsel, wo erst die einzelnen Sylben, dann das Ganze eigne Gruppirungen bilden, dargestellt.

Taboriten, s. Hussiten.

Tabulatur, Tablatur, war sonst die allgemeine Benennung der musikalischen Zeichen. Nach Erfindung der Noten bedienten sich viele deutsche Tonsetzer, vornehmlich zu vielstimmigen Stücken, der Buchstaben und Sylben, womit die Töne noch heute benannt werden, wo dann gewisse Zeichen die Octave, in welcher der Ton genommen werden mußte, und seine Geltung andeuteten. Die Art zu schreiben nannte man die deutsche, das Schreiben mit Noten die italienische Tabulatur. Gegenwärtig versteht man unter letzterm Worte jederzeit die deutsche. Jetzt ist die Kenntniß derselben nur in sofern nöthig, um einige ältere darin geschriebene vorzügliche Stücke in Noten übersetzen zu können; doch hat man daraus folgende Benennungen und Zeichen beibehalten, womit jeder Ton bestimmt und kurz angedeutet werden kann. Man theilt nämlich alle Töne des Systems in Octave ein, deren jede die 7 Töne von c bis b und alle dazwischen liegende in sich begreift. Auf einem Claviere von 4 Octaven wird die unterste die große Octave genannt, und statt der Noten werden die Töne derselben mit großen Buchstaben angedeutet, als CDE u. s. w. Die darauf folgende heißt die ungestrichene Octave und die Töne derselben werden durch kleine Buchstaben angedeutet, c d e ꝛc. Dann folgt die eingestrichene Octave c d e ꝛc. Dann die zweigestrichene c d e ꝛc. und mit dem höchsten C des Claviers fängt die dreigestrichene Octave an, c d e. Die Töne, die unter dem großen C liegen, werden Contratöne genannt, als Contra H, Contra B u. s. w. Die Meistersänger gaben obigen Namen der Ordnung oder dem Inbegriff der Regeln und Vorschriften, nach welchen sie ihre Gesänge verfertigen und absingen mußten; daher noch jetzt im gemeinen Leben nach der Tabulatur so viel heißt, als nach der Ordnung.

Tachygraphie, s. Brachygraphie.

Tacitus (Cajus Cornelius), der größte römische Geschichtschreiber, einer plebejischen Seitenlinie des berühmten Geschlechts der Cornelier um die Mitte des ersten christl. Jahrh. entsprossen. Sein früheres Leben ist sehr in Dunkel gehüllt. Unter Kaiser Vespasian ward er als Procurator in's belgische Gallien gesandt, und unter dessen Nachfolger Titus, der ihn hochschätzte, zum Quästor oder Aedil erhoben. Unter Domitian erhielt Tacitus (88 n. Chr.) die Prätorstelle und ward Mitglied des Collegiums der Fünfzehnmänner zur Versorgung der Opfer. Aber die Tyrannei dieses Ungeheuers verabscheuend, verließ er nach dem Tode seines ehrwürdigen Schwiegervaters, Jul. Agricola, die Stadt Rom, die er erst nach dem Regierungsantritt des trefflichen Nerva wie-

Digitized by Google

der betrat. Dieser, seine Verdienste anerkennend, erhob ihn 90 n. Chr. zum Consul. Trajan und Hadrian beehrten ihn gleichfalls mit ihrer Gunst. Mit dem jüngern Plinius stand er in der innigsten Freundschaft. Als Sachwalter führte er die wichtigsten Rechtshändel und war als Redner der berühmteste seiner Zeit. Seine Gemahlin gehörte zu den tugendhaftesten Frauen Roms und erfreute ihn durch mehre Kinder. Er starb wahrscheinlich unter Hadrians Regierung. — Wir besitzen von Tacitus folgende Geschichtswerke: 1) Annalen (Jahrbücher), die wichtigsten Begebenheiten von Augustus Tode bis Nero's Selbstmord, ein Zeitraum von 54 J., enthaltend. Die Bücher 6—10 (J. 37—47 umfassend) sind verloren gegangen; ebenso das Ende des Werks, das jetzt im 16. Buche mit dem J. 67 schließt. Die ersten 5 Bücher wurden erst vor 320 J. durch Angelo Arcomboldo, Schatzmeister des Papstes Leo X., im Kloster Korvei aufgefunden. 2) Historien, die Geschichten seiner Zeit, wovon der größte Theil nicht mehr vorhanden, indem wir nur 4 Bücher ganz und Bruchstücke vom 5. besitzen. Sie enthalten nur die Begebenheiten von 2 Jahren (69—71 n. Chr.) und umfassen die letzte Zeit von Galba's Regierung bis zur Thronbesteigung Vespasians. 3) Von dem Lande, den Sitten und Völkern Germaniens, eine historisch-statistische Schrift über Deutschland. 4) Biographie des Jul. Agricola. Der Dialog „Von der verderbten Beredtsamkeit", welcher seinen Namen führt, ist nicht von ihm. Ueber alle echte Werke dieses Historikers hat die Mit- und Nachwelt einstimmig entschieden und dieselben für Meisterwerke eines großen Geistes erklärt. Die nicht erkünstelte, sondern gleichsam unwillkürliche Kürze seiner Schreibart ging aus der Eigenthümlichkeit seines Geistes und seines Gemüths hervor. Ob er sich auch gleich vorgenommen, ohne Haß und Vorliebe zu schreiben, so dürfte doch nicht schwer zu erweisen seyn, daß sich ein heimlicher Groll gegen sein Zeitalter durch alle seine Schriften ziehe. Ja, Buddeus hat ihn sogar verwünscht, weil er den Glauben an eine absolute Vortrefflichkeit der Schlechtheit den Lesern unwiderstehlich aufdringen wolle. Wir lassen dahin gestellt seyn, ob Tacitus, wie Einige wollen, dem Trajan durch die Schilderung voriger Zeiten eine Verbeugung machen wollte: uns scheint diese Rücksicht seiner unwürdig. Aber gewiß ist, daß ihn in der Gewandtheit, den Antagonismus der Imperatoren gegen den Senat, in seinen Annalen darzustellen, Niemand übertroffen hat. Einen echtern Geist hauchten seine eigentlichen Geschichtsbücher. Sein gelungenstes Werk aber ist unstreitig die Schilderung unserer ältesten Ahnen, sein keckes Gemälde von Germanien. Wenn ers auch nicht ausgesprochen, so ist doch ganz unverkennbar, daß er in diesem Werkchen seiner immer mehr entartenden, durch Kunst über- und verbildeten Nation, einen Spiegel vorhalten wollte, in welchem sie den Abstand ihrer von einem ungebildeten, aber tapfern, treuherzigen, biedern Volke sähe, das, noch treu an der Natur hängend, nichts von dem Verderbnisse der Sitten durch Cultur wußte. Aber hiervon abgesehen, ist auch dieß Gemälde das einzig uns bekannte, in welchem mit wenigen kühnen Pinselstrichen die ganze Eigenthümlichkeit eines ganzen Volkes für Vergangenheit und Zukunft erschöpft worden ist, weil Tacitus mit seinem penetrirenden Verstande überall den rechten Mittelpunkt gefunden hatte. Bei keinem Schriftsteller ist der Ausleger nöthiger als bei Tacitus, daher die Ausgaben desselben mit erklärenden Anmerkungen von Jac. Gronov (Amst. 1685,

2 Bd. 8. oder Utrecht 1724, 4.), von Brotier (Paris 1771, 4 Bd., 4. oder 7 Th., 1776, 12.), von Ernesti (Lpz. 1801, 2 Th., 8. durch Oberlin) um so willkommener sind. Wir besitzen noch keine genügende Uebersetzung des Tacitus; die Bahrdtsche (Halle 1787, 2 Bd., 8.) ist zu flüchtig gearbeitet; die Woltmannsche (Berlin 1811, 5 Bd., 8.) zwar treuer und sorgfältiger, aber Tacitus erscheint in ihr steif und unbeholfen; am vorzüglichsten gelungen ist Fr. E. v. Strombeck's Verdeutschung (Braunschweig 1816, 3 Bde.), welche unserer Literatur zu wahrer Bereicherung gereicht, und die Uebers. der „Annalen" des Tacitus von Freih. v. Hacke (Frkf. 1825). Ricklefs hat sämmtl. Werke des Tacitus zu übersetzen angefangen (Oldenburg 1825).

Tadmor, s. Palmyra.

Tafelgeld, dasjenige, was einem großen Herrn zur Bestreitung der Tafel und in weiterer Bedeutung des ganzen Hofstaates angewiesen und bestimmt ist. Hierzu werden zum Theil die Einkünfte gewisser Güter verwendet, welche daher Tafelgüter oder, nach ihrer übrigen nähern Beschaffenheit, Tafellehen heißen.

Tafelrunde. Zu Ende des 5. Jahrh. herrschte in Britannien, so erzählt die Fabel, die Mythe, die romantische Poesie der spätern Jahrhunderte, ein christlicher König, Uther-Pendragon, der einen der mächtigsten, aber ebenso weisen und wohlthätigen Zauberer, Namens Merlin (s. d.), zum Freunde und Rathgeber hatte. Dieser rieth ihm, an einer runden Tafel zu frohen Gelagen alle seine Ritter zu versammeln, die sich durch Frömmigkeit, wie durch Tapferkeit und innige Freundschaft zwischen sich selbsten und Treue gegen den König auszeichneten. Sie sollte auf 50 solche Edle in ihrem Umfange berechnet seyn und vor der Hand nur von 49 besetzt werden, der Platz für den fünfzigsten mußte leer und Dem aufbewahrt bleiben, welcher erst, wie Merlin sagte, noch geboren werden sollte. Der Versuch, den ein dazu nicht berufener Ritter machte, in Merlin's Abwesenheit diesen Platz einzunehmen, und welcher damit endigte, daß der Anmaßende im Nu in die Tiefe hinabsank und nicht wieder zum Vorschein kam, dieser Versuch schreckte Jeden ab, diese leere Stelle einzunehmen, die dem Sohne des Königs Uther-Pendragons, dem berühmten König Arthur oder Artus, beschieden war. Er erzeugte denselben mit der Inguerne, der weisen, verständigen Gemahlin eines widerspenstigen Vasallen, in die er sterblich verliebt war und welche ihn als ihren Gemahl umarmte, weil ihm Merlin dessen Gestalt gegeben hatte, und die, als ihr Gemahl bei einem Ausfalle geblieben war, von ihm geehelicht wurde. Merlin hatte sich zur Belohnung dafür, daß er dem König die Gestalt des Gemahls der Inguerne gab, die Erfüllung der Bitte ausbedungen, welche er am nächsten Morgen nach der Umarmung thun würde, und diese bestand darin, daß er den Knaben verlangte, den Inguerne nach 9 Monaten gebar. Es war dieser Arthur. Es ließ ihn in Allem, was dem tapfersten Helden geziemte, unterrichten, und so füllte nun dieser als König sowohl, wie auch als der tapferste Ritter, die leere Stelle der runden Tafel aus, von welcher er die erste Zierde ward, die nun der Sammelplatz aller tapfern, edlen, frommen Ritter blieb, an welche zugelassen zu werden der höchste Preis aller Anstrengungen, Tugenden, Verdienste und gefährlichen Proben war, und welche den romantischen Dichtern Britanniens mannigfachen Stoff gab und die Quelle einer Menge abenteuerlicher Romane ward. Vergl.

Deutsche und Ritterpoesie. — Dem in nordfranz. Sprache verfaßten Roman von der runden Tafel liegt der im Art. Graal mitgetheilte Sagenstoff zum Grunde.

Taffia heißt auf den antillischen Inseln bei den Franzosen eben Das, was die Engländer Rum nennen, der Zuckerbranntwein, der aus der gegohrnen Melasse oder demjenigen Theile des Zuckersaftes, der nicht rinnt, gebrannt wird. Der gewöhnliche Taffia wird aus einem Gemisch von Melasse, Syrup und Zuckerwasser bereitet und ist im Geschmack und Geruch weniger angenehm als der Rum.

Tag. Hierunter versteht man einmal diejenige Zeit, wo die Sonne sich über unserm Horizonte befindet und die Theile desselben erleuchtet; 2) versteht man darunter aber auch den Zeitraum, der von einer Mitternacht zur andern verfließt. Man beginnt den Anfang des Tages mit dem Eintritt der Mitternacht zu zählen, welcher Gebrauch sich bei uns noch von den Römern herschreibt. Der Astronom aber fängt seinen Tag mit dem Durchgang der Sonne durch den Meridian des Orts, also Punkt 12 Uhr Mittags an, und zählt die Stunden nicht wie im gemeinen Leben von 1 bis 12, sondern von einem Mittag bis zum andern fort, von 1 bis 24, und was nach Rechnung des gemeinen Lebens den 1. Januar früh 4 Uhr vorgeht, das geht nach der astronomischen Zeit December 31, Stunde 16 vor. Die Juden fangen den Tag mit dem Untergange der Sonne an, und daher dauert auch ihr Sabbath von Freitags Abends bis zum Untergange der Sonne am Sonnabend. Einige Völker fangen den Tag mit dem Aufgange der Sonne an; in einigen italienischen Staaten soll es ebenfalls Gebrauch seyn, den Tag vom Untergange der Sonne an zu rechnen. Der astronomischen Tage gibt es mehre Arten, als Stern-Tag, wahrer und mittlerer Sonnentag, wovon der Art. Sonnen-Zeit nachzusehen ist. Bei den Bergleuten heißt Tag, außerhalb der Grube, oder auch der obere Theil eines Gebirges, daher zu Tage fördern und ähnliche Redensarten mehr.

Tag- und Nachtleben. Ueberall, in der organischen Natur, in der Pflanzen- wie in der Thierwelt, stoßen wir auf die abwechselnden Erscheinungen des schlafenden und wachenden Zustandes; da beide aber nur Phasen, Zustände des einen und desselben Lebens sind, die von Außen durch den Wechsel zwischen Tag und Nacht bedingt werden; so kann man sie auch das Tag- und Nachtleben der Organismen nennen. Das Sonnenlicht wirkt reizend auf die Thier- und Pflanzenorganisation und erhöht die Lebensthätigkeiten. In der jungen Morgensonne erheben die Pflanzen ihre Blätter wieder, die sie in der Nacht gesenkt hatten und öffnen ihre Kelche; mit dem ersten Strahle des Tages erwacht das Thier mit größerer Munterkeit und einem vermehrten Lebenstriebe, und auch der Mensch steht mit erquickten und ersetzten Kräften auf. Schlafen und Wachen sind sich aber nicht entgegengesetzt, sondern nur verschiedene Arten des Lebens. Wir nennen in der Thierwelt, oder vielmehr beim Menschen, weil dieser unsern Beobachtungen näher liegt, denjenigen Zustand Wachen, während dem die Functionen des Organismus und besonders jene Hirnthätigkeiten, wodurch die geistige Natur des Menschen sich äußert und an die das Bewußtseyn geknüpft ist, mit einer gewissen Lebhaftigkeit vor sich gehen. Schlaf aber wird der Zustand genannt, welcher mit dem Wachen periodisch abwechselt, in welchem das

Digitized by Google

geistige Leben, wenn auch keine Unterbrechung, doch eine Verminderung erleidet und das Bewußtseyn in dem Grade erlöscht, daß der Mensch, wenn der Schlaf ruhig und tief ist, weder von der Außenwelt, noch von sich selbst etwas weiß. Das Bedürfniß des Schlafes wird durch die Anstrengung des Willens, oder die ihnen entsprechenden Veränderungen des Gehirns herbeigeführt, und steht innerhalb gewisser Grenzen mit ihnen im Verhältnisse. Denn die nothwendigen Handlungen des Organismus gehen im Schlafe fort und können ihn also nicht erzeugen. Wiewohl unter die sogenannten zufälligen Actionen des Organismus nebst den Willensanstrengungen selbst die Sinneseindrücke gehören, insofern es auf uns ankömmt, ob wir sie wollen einwirken lassen, so liegt doch der Grund des Schlafes nicht in allen, denn um die Sinnesorgane und die willkürlichen Muskeln zur Ruhe zu bringen, dürfen wir sie nur außer Uebung lassen, und die übrigen Aeußerungen des Willens (der wachende Zustand) können fortgehen, und für die Sinne ist auch der Schlaf wegen der durch andere Naturanstalten periodenweis verminderten Anstrengung derselben nicht so nothwendig. Die Einflüsse, welche den Schlaf veranlassen, sind entweder erregungsvermehrend, und bewirken ihn im gelindern Grade durch Erzeugung eines gewissen Grades Sthenie, und wenn sie zu heftig wirken, durch Hervorbringung einer indirecten Asthenie in den Organen der Willkür, als: Wachen, Körper- und Geistesanstrengung jeder Art, geistige, gegohrene Getränke, eine mäßige Wärme, die heftig reizenden Gasarten, die sogen. betäubenden Arzneien und Gifte. Oder sie wirken reizentziehend und erregen eine directe Asthenie von gelindem Grade zu jenen Organen, als: Ruhe des Körpers und der Seele, Langeweile, Stille und Dunkelheit, leichte, vorzüglich schwankende, passive Bewegung des Körpers, sanftes, immer gleichförmiges Reiben desselben, sanfte und schwache Geräusche niederschlagende Leidenschaften von mäßigem Grade, Kälte, die mit der Anfüllung des Magens und der erfüllten Geschlechtslust eintretende zufriedene Behaglichkeit, bei der besonders sinnliche Menschen nichts mehr verlangen. Der Schlaf tritt ein mit einem Gefühle von Ermüdung des Geistes und des Körpers, die Gliedmaßen werden uns schwer, wir empfinden alle äußere Sinneseindrücke schwächer, selbst der Sinn des Gemeingefühls wird dunkler, oder ist nur mit dem einzigen Gefühle der allgemeinen Ermattung beschäftiget und mit der Sehnsucht nach Ruhe. Von Zeit zu Zeit stellt sich ein Gähnen ein, die Augenlider werden nur noch mühsam geöffnet, nachdem sie sich unwillkürlich geschlossen haben; die Augen selbst werden röther, wir empfinden in ihnen einen lästigen Druck, endlich schließen sich die Augenlider ganz, der Kopf nickt, der Mund öffnet sich, die obern Gliedmaßen sinken ohnmächtig herab, der ganze Körper wankt, bis er endlich mit Erschlaffung aller willkürlichen Muskeln zur Ruhe niedersinkt. Indessen versinken auch alle äußern Sinne in den Schlaf; am spätesten das Ohr. Alle den Erscheinungen des innern Sinnes entsprechenden Gehirnthätigkeiten erlöschen nicht während des Schlafes: sie währen im Anfange des Schlafes mit der größten und mit Zunahme desselben immer schwächer werdenden Lebhaftigkeit fort. Der Unterschied der Gehirnactionen im wachenden und schlafenden Zustande ist bloß der, daß in dem letztern sowohl der Wille als die Sinnesreize nur einen schwachen, im tiefen Schlafe beinahe ganz erlöschenden Einfluß darauf haben. Die verschiedenen in Thätigkeit versetzten Theile des Gehirns erregen einander

Digitized by Google

selbst wechselseitig, und dieses heißen wir träumen; eben darum, weil jene Einflüsse beschränkt sind, hat das Gesetz der Association oder der Verkettung organischer Actionen ein so freies Spiel. Die Träume erlöschen nie ganz, nur sind sie im tiefen Schlafe mit einem so schwachen Grade des Bewußtseyns verbunden, daß wir uns ihrer beim Erwachen nicht mehr erinnern können. Ein gänzliches Erlöschen aller Hirnthätigkeit wäre der Tod. Daß auch im tiefsten Schlafe die der Willensäußerung und den äußern Sinneseindrücken entsprechenden Gehirnactionen, wenn sie auch noch so sehr abnehmen, doch nicht ganz erlöschen, beweiset unter andern das Erwachen des Müllers, wenn seine Mühle stille steht, die Veränderungen der Lage des Körpers, das fortgehende Athemholen und das Alpdrücken, wenn die Respirationsmuskeln nachlassen: lauter Beweise, daß wir auch im tiefsten Schlafe noch träumen müssen. Bei lebhaftern Träumen wird auch die Aeußerung des Willens lebhafter, und es entstehen alle die verschiedenen Grade des Schlafwandelns (Somnambulismus). Da die Träume durch Actionen der verschiedenen Theile des Gehirns beinahe durchaus nach dem Associationsgesetze erregt werden, so ist es begreiflich, daß sie durch verschiedene den Tag über oder auch vor längerer Zeit gehabte besonders lebhafte Vorstellungen, sowie einige während des Schlafes vor andern stark einwirkende Sinneseindrücke, als von der Wärme des Zimmers, von dem angehäuften Koth, Urin, Samen u. s. w. bestimmt werden. Die Dauer des gesundheitsgemäßen Schlafes ist nach dem Alter, der Constitution, Gewohnheit und dem Grade der vorausgegangenen Ermüdung verschieden; auch ist längere oder kürzere Zeit zum Schlafen nöthig, je nachdem man mit mehr oder weniger Träumen im Schlafe beunruhigt wird. Sowie die Träume sogleich nach dem Einschlafen am lebhaftesten sind und allmälig ganz, wenigstens für das Rückerinnerungsvermögen des Schlafenden verschwinden, so werden sie wieder nach und nach verstärkt, wenn die Zeit des Erwachens herannahet. Die Folge des Schlafes ist immer einiges Sinken der organischen Thätigkeit und Erhöhen der Receptivität, vorzüglich in den Organen der Willensäußerung; daher ist der Schlaf am erquickendsten, wenn er die Wirkung einer bis zum Gefühl der Ermüdung gehenden Anstrengung derselben (bei Gesunden ein gelind asthenischer Zustand) war, und so wenig erquickend für sich allein (wenn nicht andere Reize zugleich auf andere Organe wirken), so oft er Folge irgend einer beträchtlichen Asthenie ist, oder während derselben eintritt. Sobald die Receptivität jener Organe wieder hinlänglich erhöht ist, so erfolgt das Erwachen. Die gewöhnlichen Reize, welche das Erwachen bewirken, sind das Tageslicht, das den Schlafenden umgebende Geräusch, der Reiz des angesammelten Urins und Kothes; aber auch ohne dieß die innern Thätigkeiten der Organe der Willkür selbst, welche wegen der nunmehr erfolgten Erhöhung ihrer Reizbarkeit an relativer Reizungskraft gewonnen haben. Beim Erwachen bemerkt man einen bald vorübergehenden Zustand der Verwirrung, weil die Traumwelt, in welcher der Erwachende sich kurz vorher befand, nicht recht zur wirklichen Welt passen will; allein bald hat sich der Erwachte durch seine wieder ganz geöffneten Augen und die übrigen Sinne orientirt. Er streckt und bewegt verschiedene Gliedmaßen, gähnt, hustet und leert verschiedene während des Schlafes angehäufte Stoffe aus.

Taganrog (Troizkaga, Krepostna, Taganroka), eine von Peter

d. Gr. 1699 gegründete, von St.-Petersburg über 350 Stunden entfernte russische Stadt, nächst Odessa der blühendste Handelsort Südrußlands, liegt im Gouvernement Jekaterinoslaw, 47° 12′ N. Br. unweit der Mündung des Don, am asowschen Meere, auf einer hohen felsigen Landspitze, von der man eine weite Aussicht auf die See hat, an der Landseite mit Gärten umgeben. Die Festungswerke sind jetzt eingegangen. Taganrog hat einen seichten Kriegs- und Handelshafen, in welchen nur mittelmäßige Schiffe einlaufen können, die sich zu Feodosia oder Kertsch erleichtern müssen; die Quarantaineanstalt, eine Börse, ein Handelsgericht, ein Gymnasium, Schiffswerfte, 180 steinerne Magazine, 1600 gutgebaute Häuser und über 15.000 Einw. Es ist der Hauptstapelplatz für den Don, Donetz und die Wolga, sowie die sibirischen Erzeugnisse. Der Handel ist hier sehr lebhaft und die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr jährlich um eine beträchtliche Summe. Er wird zufolge des Friedenschlusses von Adrianopel (Sept. 1829), welcher die freie Schifffahrt aus dem schwarzen ins Mittelmeer aussprach, noch blühender werden. Der Oberbefehlshaber von Taganrog steht, wie jene von Odessa und Feodosia, unmittelbar unter dem Kaiser, und verwaltet die Militair-, Hafen- und Stadtpolizei, die Bauten, Quarantaine, Zölle ꝛc. Der gesunden und milden Luft wegen begab sich die Kaiserin Elisabeth im Sept. 1825 nach Taganrog, um daselbst längere Zeit zur Herstellung ihrer Gesundheit sich aufzuhalten. Ihr Gemahl, der Kaiser Alexander, begleitete sie dahin. Er kam am 25. Sept. in der Stadt an, bereiste dann die Krim, kehrte krank zurück, bekam ein hitziges Gallenfieber und starb am 1. Dec. 1825 in den Armen seiner Gemahlin. 1830 ward in Taganrog theils auf Kosten der Bürger, theils auf Kosten der kaiserl. Familie Alexanders Bildsäule von Erz (nach einer Zeichnung von Martos, gegossen von Jakimoff) auf einem Piedestal von Marmor mit Granitstufen errichtet.

Tagebogen, ein mit dem Aequator parallel laufender Kreis der Himmelskugel, den man durch jeden Punkt oder jeden Stern ziehen kann. Ein solcher, durch einen Stern gezogener Kreis heißt dessen Tagkreis deßhalb, weil der Stern durch die tägliche Bewegung der Erde in der Dauer eines Tages einmal durch denselben geführt wird. Wird ein solcher Kreis von dem Horizonte oder der Gesichtslinie durchschnitten, so heißt derjenige Theil, welcher über dem Horizonte liegt, der Nachtbogen.

Tageslicht. Der Begriff des Tageslichtes ist schwankend. Man versteht darunter das Sonnenlicht, was durch unsere Atmosphäre verändert wird. Eigentlich kennen wir gar kein Sonnenlicht, sondern alles Licht, was von diesem Weltkörper ausströmt und zu uns kommt, wird durch das Medium unserer Erde zu einer andern Richtung gebrochen (s. Strahlenbrechung). Ob die Atmosphäre auch chemisch auf das Licht wirke, wissen wir nicht, doch dürfte dieß nicht so unwahrscheinlich seyn. Die Beschaffenheit der Atmosphäre hat auf eine besondere Art auf die Sichtbarkeit entfernter Gegenstände Einfluß. Hohe Berge sind bisweilen sehr weit sichtbar, während man sie ein ander Mal in weit geringern Entfernungen nicht entdeckt, ungeachtet der Himmel hell scheint und der Horizont nicht nebelig ist. So sieht man den Pic von Teneriffa, selbst in den Monaten Juli und August, wenn das Wetter warm und trocken ist, nicht auf große Entfernungen, während im Januar und Februar man ihn in großen Fernen sieht, wenn der Himmel leicht bedeckt ist, und mittelbar nach einem reichlichen Regen oder wenige Stun-

Digitized by Google

den vorher. Die Durchsichtigkeit der Luft scheint sich daher außerordentlich zu vermehren, wenn eine gewisse Menge Wasser gleichförmig in die Atmosphäre verbreitet ist. Eine andere modificirende Wirkung auf das Licht und auf die Sichtbarkeit dieser Körper haben diese Körper selbst, wodurch die positive und negative Art, einen Gegenstand zu sehen, entsteht. Auf die letztere Weise erblicken wir Gegenstände in großer Entfernung, weil sie das Licht, das von den entferntesten Grenzen der Atmosphäre zu uns herabstrahlt, auffangen, und wir ihr Daseyn nur an dem Unterschied der Intensität erkennen, welcher zwischen dem Licht der Luft, die sie umgibt, und demjenigen Lichte stattfindet, welches die zwischen dem Berge und dem Auge des Zuschauers liegenden Lufttheile zurückwerfen. Auf positive Weise sieht man einen Gegenstand, wenn er ein weißliches Licht zurückwirft und hell am Himmel hervortritt. Da die Sichtbarkeit eines Gegenstandes, der durch seine Dunkelheit hervortritt, von der Menge des Lichtes abhängt, welches von zwei Linien her ins Auge fällt, wovon die eine an dem Gegenstande aufhört, die andre aber sich bis an die Grenze des Luftmeeres verlängert, so ergibt sich, daß je mehr man sich von dem Gegenstande entfernt, desto geringer wird der Unterschied zwischen dem Lichte der umgebenen Atmosphäre und dem, welches von den Luftschichten herstrahlt, die vor dem Gegenstande liegen. Daher kommt es, daß weniger hohe Gipfel, wenn sie anfangen, über dem Horizont sichtbar zu werden, zuerst dunkler erscheinen als die Gipfel, die man aus großer Entfernung sieht. Ebenso hängt die Sichtbarkeit der Berge, die man nur auf eine negative Art sieht, nicht einzig von dem Zustande der äußern Luftschichten ab, auf welche unsere meteorologischen Beobachtungen beschränkt sind, sondern von der Durchsichtigkeit und physischen Beschaffenheit der höhern Theile; denn das Bild tritt um so deutlicher hervor, je stärker das Licht, welches von den Grenzen der Atmosphäre kommt, ursprünglich war, oder je weniger Verlust es bei seinem Durchgang erlitten hat.

Tagezeichen, die astrolog. Benennung der Sternbilder des Widders, der Zwillinge, des Löwen, der Wage, des Schützen und Wassermanns.

Tagfalter, s. Schmetterlinge.

Tagliakozzo (Schlacht bei), s. Hohenstaufen.

Tajassu, s. Bisamschwein.

Tajo (span., und portug. Tejo), der größte Fluß der pyrenäischen Halbinsel, dieselbe von Nordosten nach Südwesten durchströmend, entspringt im mittlern Spanien in Neucastilien auf dem Berge Orospeda in der Sierra de Albarazin aus 2 Quellen. Durch viele Bergwasser verstärkt, fließt er in die Provinz Cuenza, windet sich mühevoll durch viele felsige Höhen, tritt dann sanft strömend in die Provinz Toledo, Aranjuez und den Mauern Toledos vorbei, geht hierauf durch die Stadt Talavarra, bewässert die Landschaft Estremadura, wo zu Alcantara eine prächtige, 670 Fuß lange Römerbrücke über denselben führt. Nach einem 80 Meilen langen Laufe, wegen seiner Klippen und Untiefen noch nicht schiffbar, verläßt er Spanien und betritt dann Portugal. Hier trennt er auf eine kurze Strecke Beira und Alentejo, wird bei Abrantes (25 Meilen von seiner Mündung), in ein fruchtbares, schön bebautes Thal tretend, erst fahrbar, theilt sich bei Salvaterra, unterhalb Santarem (bis wohin die Ebbe und Flut reicht) in den neuen Tejo und Mar del Pedro, vereinigt sich wieder bei Villafranca, erhält nun eine Breite von 2 Mei-

Digitized by Google

len und stürzt, Lissabon durchfließend, unterhalb dieser Stadt nach einem Laufe von 112 Meilen (32 durch Portugal) in den atlant. Ocean. Der Tajo hat selten klares Wasser und tritt jährlich — besonders in Portugal — über seine Ufer aus. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind: der Tajunna, Alberche, Tietar, Alagon, Salor, Henares, Xaranna, Guadarrama, Manzanares, Zezere, Zatas, Guadiela u. a.

Takelasche, Takel, Alles was zur Bewegung und Regierung eines Schiffs bei der Ausrüstung desselben erforderlich ist, z. B. Masten, Anker (s. dd.), Tauwerk und Segel. Tauwerk heißt das gesammte, aus ungewöhnlich starken Seilen (Tauen) bestehende Befestigungszeug der Masten, Stangen und Anker; z. B. das Haupttau, das große Ankertau, das Kabeltau; 3 Zoll dicke, 120 Klaftern lange Seile, mit welchen die Schiffe durch die Anker festgehalten, oder auf den Flüssen hinangebracht, und womit die Boote und andere schwere Lasten in die Höhe gewunden werden. Das Tauwerk, welches den Masten nach beiden Seiten des Schiffs eine Befestigung gibt, ist durch dünne Querlinien (Webelinien) zu Strickleitern eingerichtet. Die Segel werden mittelst einer horizontal liegenden Rahe (Segelstange) an jedem Maste und an jeder Stange geführt. An einem dreimastigen Kriegsschiffe befinden sich folgende: das große Segel, große Mars- (Mastkorb) segel, große Bramsegel, Fock, Vormarssegel, Besaan, untere und obere Blinde, Unter- und Oberleesegel, großes Stagsegel. (S. Schiff.) Das ganze Gewicht des Tauwerks zur Takelasche eines Schiffs mag zwischen $^1/_{18}$—$^1/_{20}$ des ganzen Tonnengehalts seiner Lastigkeit betragen. Die gewöhnlichsten Benennungen der Seeschiffe beziehen sich auf ihre verschiedene Takelasche. Was die Regierung des Schiffs, mittelst der Segel und des Steuerruders, betrifft, und wie es möglich ist, daß Schiffe mit einerlei Winde nach entgegengesetzten Richtungen fahren können, ist theoretisch erklärt in Bouguer's „Traité du Navire" und „De la Manoeuvre des Vaissaux, ou traité de Mécanique et de Dynamique". (S. Schifffahrtskunde und Seewissenschaften.)

Takt bedeutet vorzüglich in der Musik 1) das Maß, nach welchem man eine Reihe von Klängen, als zeiterfüllende Größen, gleichförmig abtheilt; dann diese Abtheilung selbst, besonders wenn sie genau ist (wie wenn man sagt, ein Sänger oder Spieler habe keinen Takt); ferner 2) die Abschnitte, welche durch diese gleichmäßige Abtheilung auf einander folgender Klänge entstehen, und das gleichmäßige Verhältniß, in welches sie dadurch zu einander treten, die Noten eines Takts und oft auch die ganze Taktnote; endlich 3) eine gleichmäßige (nach einem bestimmten Maße einzutheilende) Bewegung überhaupt, wie sie auch beim Gehen und Tanzen vorkommt. Denn die Verschiedenheit der Klänge in Hinsicht ihrer Höhe und Tiefe (Töne) bestimmt den Takt so wenig, daß Takt auch ohne diese stattfinden kann; aber nicht ohne Verschiedenheit der Zeitdauer und des Accents (s. Rhythmus). Der Grund des Takts liegt darin, daß wir ohne denselben eine Reihe von Bewegungen und Tönen nicht als Ganzes auffassen würden. Um dieses zu können, müssen uns die aufeinander folgenden Klänge und Rückungen als Theile gleichförmig wiederkehrender Abschnitte erscheinen — denn in dieser gleichförmigen Wiederkehr erkennen wir eben die Einheit des Mannigfaltigen in der Zeitfolge (d. i. den Rhythmus), und es ist daher der Takt für Bewegungen und Töne dasselbe, was die Symmetrie und ihre Verhältnisse für

Digitized by Google

die räumliche Figur. Durch den Takt theilen wir den Rhythmus in Glieder, und wir nehmen beim Fortschreiten der Bewegungen und Klänge gleichförmige Zeittheile wahr, indem jene Abtheilungen nicht nur überhaupt gleiche Zeitdauer haben, sondern auch in Hinsicht ihrer Zeitglieder entsprechen. Im Gegentheil würde die Empfindung der gleichmäßigen Fortschreitung aufgehoben werden, wenn z. B. Dreivierteltakt und Vierviertelteltakt immer vermischt hinter einander vernommen würden, in welchem Falle zwar beide so vorgetragen werden könnten, daß einer ebenso viel Zeit als der andere erfüllte, aber beide sich in der Zahl der Rückungen oder Zeittheile widersprächen. Es ist also der Takt ein Gleichmaß aufeinanderfolgender Zeittheile, eine Zeitabtheilung in der fortschreitenden Bewegung, durch welche das Aufeinanderfolgende in gleich lang dauernde und gleich gemessene Glieder zerfällt. Dieses Gleichmaß wirkt auch angenehm auf das Gehör, wie das symmetrische Verhältniß der Körper auf das Auge, und hat nach Verschiedenheit seiner Glieder wiederum eine verschiedene Bedeutung. Denn der Takt ist verschieden nach der Gleichheit oder Ungleichheit seiner Glieder in Hinsicht der Zeit, die sie ausfüllen, sodaß man den gleichen Takt denjenigen nennt, welcher aus gleichen Gliedern besteht, dessen Theile also gleiche Zeiten ausfüllen (auch gerader Takt, weil seine Glieder eine gerade Zahl bilden), ungleichen oder ungeraden Takt denjenigen, welcher aus ungleichen Zeittheilen besteht. Der Unterschied der leichtern und schwerern, der schnellern und langsamern Bewegung wirkt zur Entstehung der untergeordneten Taktarten. Der gleiche Takt nun ist der Vierteltakt oder ganze Takt (bezeichnet C oder $^4/_4$), den man sonst in einen großen und kleinen eintheilte. Der Zweivierteltakt ($^2/_4$) unterscheidet sich von ihm nur durch die größere Schnelligkeit seiner Bewegung und ist, nach Apel's Ausdruck, derselbe, nur im verjüngten Maßstabe; noch schneller und leichter ist der nicht sehr gebräuchliche Zweiachteltakt ($^2/_8$); sowie dagegen der Zweizweitel- und Allabrevetakt (bezeichnet $^2/_2$ oder C) nur schwerer und länger vorgetragen wird als der Zweivierteltakt, und daher höchstens Achtel als die kürzesten Noten duldet. Die gerade Taktart kann nicht mehr als vier gleiche Zeittheile haben, weil mehre sich nicht würden zählend wahrnehmen lassen, mithin der Grund des Taktes, die abtheilende Verschiedenheit, durch dieselben sich verlieren würde; und alle mehr enthaltende Taktarten durch Unterabtheilungen in einfache aufgelöst werden. — Der ungleiche oder ungerade Takt, welcher mehr Mannigfaltigkeit verstattet als der gleiche, kommt zurück auf den Dreivierteltakt ($^3/_4$). Durch schnellere Bewegung der Zeittheile desselben entsteht der Dreiachteltakt, im schweren Vortrage der $^3/_2$ Takt. Durch Vermehrung der Dreizahl entsteht der schwere $^6/_2$, $^6/_4$ und der leichte $^6/_8$, $^9/_4$, $^9/_8$ und der $^{12}/_8$ Takt, als die übrigen ungleichen Taktarten. Letztere beiden sind schon seltner üblich. Ueber 12 ungleiche Zeiten hinaus würde ebenfalls keine vernehmliche Unterscheidung möglich, mithin der Takt nicht mehr faßlich oder gänzlich ermüdend seyn. Andere ungleiche Zahlen aber, z. B. 5 und 7, bilden keine bestehende Taktarten, da sie, nach Apel, keine reine, sondern aus geraden und ungeraden zusammengesetzte Zahlen sind. Daher hat man auch ehedem alle ungeraden Taktarten Trippeltakt genannt, indem nur die aus drei Zeiten entspringende ungerade Taktart dem Ohre natürlich ist. Ein Takt endlich, der aus einer Zeit bestünde, würde ebenfalls unmöglich seyn, da man eine Zeit stets in mehre zerlegen kann,

Digitized by Google

und der Takt sich auf eine Gleichartigkeit des Verschiedenen bezieht. Aus diesem Allen geht auch hervor, daß die Taktarten keine willkürliche Erfindungen sind, wie Rousseau anzunehmen schien. Uebrigens schreibt man den ungeraden Taktarten eine größere Lebhaftigkeit im Ausdrucke der Gemüthszustände als den geraden zu. Was die Takttheile betrifft, so haben sie einen verschiedenen innern Werth durch den Accent. Hiernach unterscheidet man gute und schlechte Takttheile (nota buona und nota cattiva, thesis und arsis, Niederschlag und Aufschlag genannt). Ein guter Takttheil ist derjenige, der den Accent hat. Ein solcher verlangt bei der Gesangscomposition auch eine lange Sylbe, die schlechte eine kurze. Gute Takttheile sind in den gleichen Taktarten der erste (thesis), dieser hat absolut das größte Gewicht, weil er den Anfang des Taktes entscheidet. Werden die halben Takte des Viervierteltakts in Viertel verwandelt, so erhält das erste und dritte Viertel den Accent, letzteres jedoch einen schwächern, weil sich hier die Viertel unter einander wie die Takttheile verhalten, welche die Viertel ausmachen. Einen noch schwächern Accent erhalten das dritte und sechste Achtel, wenn die Viertel in Achtel verwandelt werden. Bei den ungeraden Taktarten hat wiederum im Dreizweiteltakt das erste Zweitel das Gewicht, in dem Sechsvierteltakt das erste Viertel das größte, das zweite und fünfte Viertel ein verhältnißmäßig schwächeres Gewicht und so fort. In den Büchern von Kirnberger („Kunst des reinen Satzes", 2 Thle., 2 Abschn., 2. Abthl.), Koch („Versuch einer Anleitung zur Composition", 1 Thl., 2. Abth., 2. Abschn.) und Wolf („Unterricht in allen Theilen der zur Musik gehörigen Wissenschaften", 44 Cap.) u. A. findet man Mehres über diesen Gegenstand. Für den Erfinder des neuern Taktes wird Franco von Köln (s. d.) gehalten. Bei den Griechen wurde der Takt zum Gesange des Chors anfangs durch Holzschuhe, dann durch eiserne, bei den Römern durch das scamillum oder scabillum angegeben.

Taktmesser, musikalischer Chronometer oder Zeitmesser. Die Ausdrücke: Allegro, Andante, Presto, Adagio ꝛc., wodurch man in der Musik die Zeit bestimmt, sind zu wenig fest bezeichnend; daher kommt es wohl, daß ein Spieler eines Tonstückes das Tempo bei einem Adagio, Allegro ꝛc. bald schneller, bald langsamer nimmt, als der Componisteur es eigentlich wollte. Es war daher für die präcise Ausführung musikalischer Werke nicht unwichtig, eine Maschine zu erfinden, welche das Zeitmaß, worin der Tonsetzer seine Musik ausgeführt wissen will, unwandelbar anzeigt. Man hat häufige Versuche zu einer solchen Maschine gemacht; einige sind zwar nicht mißlungen, doch auch keine so geglückt, daß sie allen Anforderungen entspräche. Die besten Taktmesser gab der Cantor zu Burg, Stöckel, an. Die Maschine ist von der Größe einer mittlern Uhr, die auf einer Grundlage steht; an ihr hängt ein Pendel und eine Schnur mit einer Rolle, woran sich das Gewicht befindet. An der musikalischen Uhr ist ebenfalls ein Zifferblatt mit Zahlen, auf welches man nach dem von dem Tonsetzer angegebenen Zeitmaße den Zeiger stellt, und dann den Pendel in Bewegung setzt, dessen Bewegung das Zeitmaß angibt, worin der Componisteur seine Werke haben will. In Wien hat der Mechaniker Mälzl den Chronometer sehr verbessert. Gottfr. Weber in Mainz gründet die Anfertigung eines Taktmessers auf die Grundsätze der Pendelschwingung. Sein Chronometer besteht aus einem Faden, an welchem eine Bleikugel hängt. Die lang-

Digitized by Google

samern und schnellern Schwingungen des Pendels hängen von der Länge und Kürze des Fadens ab. Man habe daher nur die Länge des Fadens am Anfange eines Tonstückes zu bezeichnen; der Musiker, der einen gleich langen Pendel besitzt, läßt den seinigen schwingen, und erfährt so bestimmt die Zeit, welche der Compositeur zur Ausführung seines Stückes verlangt.

Taktik, die Lehre von der Stellung und Bewegung der Kriegsvölker; auch die Lehre von den Operationen, die den Feind zum Gegenstand haben, die mithin im Angesichte des Feindes und innerhalb der Kanonenschußweite geschehen, z. B. alle Bildungen und Entwickelungen der Colonnen, alle Auf- und Abmärsche u. s. w. Werden mehre solche mathematisch berechnete Formen der Truppenstellung zusammengesetzt und als Bewegungen ausgeführt, so entsteht ein Manoeuvre. Es ergibt sich hieraus, daß Etwas diese taktischen Bewegungen, dem Zwecke des Krieges überhaupt gemäß, leiten muß. Dieß lehrt die Strategie (s. d.) oder die Feldherrnwissenschaft. Märsche in die Flanke und in den Rücken, Ueberflügelungen, überraschende Stellungen durch Eilmärsche in nicht geahneter Richtung, genaues Berechnen der verschiedenen Operationen zum Zusammentreffen an einem Punkte u. s. w. sind strategetisch. Der bloß mechanische Kopf kann es leicht in der Taktik bis zur höchsten Vollkommenheit bringen. Strategie fordert dagegen einen ebenso schnell als weit umfassenden Blick und Kenntniß der höhern Mathematik. (Vgl. Kriegswissenschaft und Militairische Schriftsteller.) Die Seetaktik, oder die Kunst des Seekrieges, brachte zuerst Clerk, ein Engländer, selbst nicht Seemann, um 1780 in eine systemat. Form, und bereicherte sie durch die Ausführung des Grundsatzes der Durchbrechung der Linie. Seitdem ist das Hauptwerk zur Geschichte dieser Kunst des Rearadmirals Ch. Ekins's „Gesch. der brit. Seeschlachten in den letzten 60 J." (London 1824, 4.).

Talar, ein bis auf die Ferse reichendes, hinten schleppendes Kleid bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. fürstlicher Personen bei Krönungen u. dgl.

Talent (griech.), bei mehren alten Nationen eine Rechnungsmünze, oder eine Summe Geldes von bestimmtem Werthe. Nach dem heutigen Werth des Geldes berechnet, betrug, nach den am gemeinsten angenommenen Angaben, das äginetische 1250, das ägyptische 1000, das alexandrinische 1500, das attische gemeine 750, das große 1000, das syrakusische alte 309, das neue 150 Thaler u. s. w. Als Gewicht ward das Talent gewöhnlich zu 53 Pf. 27 Loth 2 Quentchen 56 Aß berechnet. — Im bildlichen und jetzt gewöhnlichen Sinne ist Talent eine einzelne vorzüglich starke Geisteskraft oder eine vorzügliche Fertigkeit in einer einzelnen Sache. Die Anlage muß allerdings von der Natur gegeben seyn, aber die Fertigkeit erwirbt man sich nur durch Uebung und Studium; es erreicht seine Vollkommenheit nur durch Regeln und Uebung. Beim Talent bezeichnet man die Beziehung der Anlagen auf Dasjenige, zu dessen Hervorbringung sie erfordert werden; es geht vorzüglich auf das Aeußere, Mechanische, weil nur darin Regeln und Studium helfen, es gibt nur die äußere Schönheit, führt nur aus. Jeder Künstler muß Talent zu seiner Kunst, muß mehre Talente haben, wenn er ein Kunstwerk liefern will; man legt ihm aber schon Talent bei, wenn er nur leistet, was die Besten und Meisten in seiner Kunst leisteten. Das Talent hat nur

Digitized by Google

einen einseitigen Strom aller Kräfte, es unterscheidet sich nur durch den Grad der Größe von der Menge, und kann daher leicht von ihr verstanden und gemessen werden. Im höchsten Feuer bringt das Talent oft jede einzelne Schönheit hervor, und wird daher zuweilen mit Genie verwechselt; aber das Ganze erreicht es nie. Talente können einander erstatten und vernichten. Jedes Werk des Talents geht mit der Zeit unter, weil immer höhere Talente auftreten und bessere Werke liefern; denn das Talent hat nichts Vortreffliches, als was nachgeahmt, also auch erreicht und übertroffen werden kann. Das Innere des Mannes von Talent ist nach Jean Pauls schönem und wahrem Bilde eine Aristokratie oder Monarchie. In allen diesen Rücksichten ist das gerade Gegentheil von Talent das Genie (s. d.). Zu den übrigen wichtigsten Talenten gehört in geistiger Beziehung das Talent der Beobachtung (welches die schnelle, leichte, und genaue Auffassung des Eigenthümlichen der Erscheinungen und deren Beziehung auf Gesetze betrifft), das Talent der Vorhersehung (welcher auf umfassender Erkenntniß der Erfahrung und des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge, in Verbindung mit einer ausgezeichneten Fertigkeit des Schließens beruht); ferner der Witz (s. d.), Scharfsinn und Tiefsinn. In praktischer Beziehung redet man außer dem Kunsttalente noch von einem praktischen Talent, welches jedoch mit diesem oft verbunden ist, und sich in einer gewandten Benutzung der zur Ausführung gewisser Zwecke günstigsten Umstände, sowie überhaupt in der Leichtigkeit, seine Pläne schnell ins Werk zu setzen, ankündigt.

Talisman (arabisch: ein Bild, Abzeichen) ist ein Bild, in Metall oder Stein gegossen oder gegraben, das zu einer besondern Stunde bei Erhöhung gewisser Sterne, bei der Zusammenkunft gewisser Planeten — also unter einer gewissen Constellation, daher sie auch den Namen Constellationsringe führen — mit Beobachtung abergläubischer Förmlichkeiten gefertigt worden, und dadurch die Kraft erlangt haben soll, bei Denen, welche es bei sich führen, außerordentliche Wirkungen, besonders gegen Krankheiten, hervorzubringen. Im weitern Sinne bedeutet Talisman ein Natur- oder Kunsterzeugniß, welches durch seine Nähe im Stande ist, die Einflüsse der Dämonen zu hemmen, und also den Schaden, den sie zufügen könnten, abzuwenden. Etwas ganz Aehnliches bezeichnet man durch Amulet (s. d.). Vielleicht unterscheidet sich der Talisman durch eine größere, weiter verbreitete Wirksamkeit von dem Amulet, und nach Göthe („Westöstl. Divan", 1, 2), daß die Zeichen oder Worte beim Talisman auf Edelsteine, beim Amulet auf Papier geschrieben sind. Da beide zur Vertreibung der größten irdischen Uebel, der Krankheiten nämlich, am häufigsten, vielleicht auch am frühesten gebraucht wurden, so greift ihre Geschichte in die der Medicin ein, und zwar von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten herab und fast bei allen Völkern, nur daß die Talismane selbst sehr verschiedener Natur waren; so bei den Aegyptern die Bildnisse der Götter und heiliger Thiere, wie des Ibis und des Skarabäus; bei den Griechen die ephesischen Worte, auf Täfelchen geschrieben und andre Telesmata; bei den Römern manche Idole, die man an Kettchen immer bei sich trug; bei den Arabern und Türken geschriebene Sprüche des Koran; später endlich und im Abendlande selbst Schaumünzen von bestimmten Metallen, unter besondern Constellationen geprägt und mit magischen Charakteren bezeichnet; im Mittelalter die Reliquien und Reliquienkästen, die geweihten Kerzen

Digitized by Google

und Weidenruthen, Rosenkränze u. dgl. mehr. Aber auch Steine, Kräuter, Theile von Thieren ꝛc. dienten und dienen noch jetzt als Amulete und Talismane gegen mancherlei Krankheiten, selbst gegen bevorstehende. Im Mittelalter machte die Astrologie und die Kenntniß der Talismane und Amulete einen Theil selbst der wissenschaftlichen Medicin aus; gegenwärtig hat sich zwar diese Kenntniß in den Bereich der Volksquacksalberei und in die Anwendung sympathetischer Mittel zurückgezogen, aber die Magnetiseurs vertrauen ihre Heilkraft dem von ihnen magnetisirten Wasser, Eisenstäben, Baqueten, selbst Uhren und Kleidungsstücken an, und schaffen auf diese Weise eine neue Art von Talismanen. Vgl. das seltene und fleißig gearbeitete Werkchen: „Geschichte der talismanischen Kunst" (Germanien 1792). Ueber die Amulete und Talismane der Moslemin s. Reinaud's „Monumens du cabinet de Mr. le Duc de Blacas" (Paris 1828). Die talismanischen Hemden der Moslemin, beschrieben v. Hammer im 45. Bde. der „Wiener Jahrb.", 1829.

Talk, eine Steingattung, die viel Talkerde enthält. Der gemeine Talk ist grünlich, hat Perlmutterglanz, ist blättrig, läßt sich in dünne Blätter mit dem Nadel absondern und fühlt sich fettig an. Der sogenannte russische Talk, welchen man statt des Glases zu Fensterscheiben benutzt, ist ein großblättriger Glimmer. — **Talkerde**, s. **Erden**.

Talkstein, ein dem **Speckstein** (s. d.) nah verwandtes, fettig und schlüpfrig anzufühlendes Fossil.

Tallard (Camille d'Hostun, Graf von), geb. 1652, stammte aus einer alten Familie Frankreichs, nahm frühe Kriegsdienste, zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten aus und begleitete Ludwig XIV. 1672 nach Holland. 1674 vertraute ihm Turenne das Commando über einen Theil der Truppen in den Gefechten von Mühlhausen und Türkheim. Ludwig XIV. verlieh ihm für seine Dienste 1693 den Grad eines Generallieutenants. Er schloß hierauf 1697 als Gesandter in England einen Theilungsvertrag im Fall des Todes von König Karl II. von Spanien. Nach dessen Tode, und nachdem der Krieg mit Oestreich ausgebrochen war, erhielt er den Oberbefehl 1702 über eine Armee am Rhein und im folgenden Jahre den Marschallsstab. Er nahm Alt-Breisach und Landau, nachdem er am 15. Sept. 1703 die Schlacht am Speierbach gewonnen hatte. 1704 wurde er jedoch von Eugen und Marlborough bei Hochstädt (vergl. **Blenheim**) geschlagen und als Gefangner nach England geschickt, wo er 7 Jahre lang blieb. Während seines Aufenthalts daselbst wirkte er zum Sturze Marlborough's, kam 1712 nach Paris zurück und wurde zum Herzog und Statthalter von Bourgogne ernannt. 1726 erhielt er die Stelle eines Staatssecretairs und starb im März 1728.

Tallien (Jean Lambert), Sohn eines Thürhüters bei dem Marquis de Bercy, der ihn sorgfältig erziehen ließ, war nach und nach Haushofmeister des Marquis de Bercy, Schreibers eines Procurators, Angestellter in dem Bureau des Handels und der Finanzen, Commis in dem Bureau Alexanders v. Lameth, der in der constituirenden Nationalversammlung Rapporteur im Militairausschuß war, und endlich Factor in der Redaction des Moniteurs. Aus Liebe zur Freiheit gab er eine Zeitschrift: „Der Bürgerfreund", heraus, die aber kein Glück machte. Am 10. Aug. 1792 wurde er Generalsecretair der Commune, und von diesem Augenblick an erregte er Aufsehen. Die Gräuelthaten des Septembers waren zum Theil sein Werk, und er wagte sie sogar vor den

Digitized by Google

Schranken des gesetzgebenden Körpers zu rechtfertigen. Als Deputirter des Seine- und Oisedepartements stimmte er für Ludwig XVI. Tod. Er wurde häufig zu Sendungen gebraucht und war einer der wüthendsten Verfechter republikanischer Meinungen. Bordeaux erfuhr vorzüglich die Ausbrüche seines revolutionnairen Geistes. Indeß schloß er sich der ebenso schönen als mild gesinnten Frau von Fontenay (jetzigen Gräfin von Caraman) an, welche ihn bewog, sich seines Einflusses zu bedienen, um von der unglücklichen Stadt Bordeaux das grausame Schicksal abzuwenden, das derselben, wie Lyon und Nantes, wo die Fusilladen und Nojaden an der Tagesordnung waren, bevorstand. Bald aber bemerkte der berüchtigte Wohlfahrtsausschuß, daß Tallien nicht mehr im Zenith der Revolutionsgrundsätze stehe: er rief ihn zur Verantwortung nach Paris zurück, und von diesem Augenblick begann sein Haß gegen Robespierre. Des Letztern Plane gemäß sollten alle Anhänger Danton's, Tallien an der Spitze, mit einem Schlage vernichtet werden. Doch das Geheimniß ward verrathen, und die Gefahr, in der Tallien sich und seine Geliebte sah, deren Tod schon beschlossen war, führte zum Theil durch denselben den 9. Therm. (27. Juli 1794), wo die Schreckensregierung zusammenstürzte, herbei. Nach und nach zum Präsidenten, Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und zum obersten Leiter der wiederhergestellten Jakobiner gewählt, beherrschte Tallien ganz Frankreich, welche Macht er bis zum 13. Vendemiaire behauptete. Während dieser Zeit heirathete er Frau von Fontenay, die sich jedoch später von ihm trennte. Als Mitglied der 500, verleugnete er alle Mäßigung, forderte strenge Maßregeln gegen die Verwandten der Ausgewanderten, klagte die Royalisten und Agenten Englands an und beschuldigte sie als Urheber aller der Gefahren, womit die Republik und ihre Vertheidiger umgeben wären. Seine Reden wirkten jedoch nicht, und er ward genöthigt, 1798 aus dem Rathe der 500 zu treten. Er schiffte sich hierauf als Gelehrter mit nach Aegypten ein, wurde Verwalter des Droit d'enrégistrement und der Nationaldomainen zu Kairo, gab die „Decade egyptienne" heraus, ward aber in der Folge von Menou nach Frankreich zurückgeschickt. Zum Glück für ihn, weil Menou eine Anklage nach Frankreich vorausgeschickt hatte, wurde das Schiff, worauf er sich befand, von Engländern genommen. In London ward Tallien von der Oppositionspartei glänzend empfangen. Einige Zeit nachher erhielt er seine Freilassung, kehrte nach Frankreich zurück und wurde 1806 Consul zu Alicante, welche Stelle er mehre Jahre bekleidete und sich dann in die Stille des Privatlebens zurückzog. Weil er die Zusatzverfassungsurkunde Napoleons 1815 unterzeichnet hatte, ward er 1816 verbannt; doch erhielt er kurz darauf die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Tallien lebte nun, alles Vermögens entblößt, fast allein von den Unterstützungen eines edlen Mitgliedes des k. Hauses, bittere Reue äußernd über seine früheren Vergehungen und Verbrechen, besonders über seine Abstimmung zur Verurtheilung Ludwig XVI., und starb nach langjährigen Körperleiden im Nov. 1820 zu Paris, 53 J. alt. Bei den einträglichen Stellen, die er bekleidete, hat sich Tallien nie bereichert, und Frankreich verdankt ihm ganz besonders seine endliche Befreiung aus den Tigerkrallen des scheußlichen Robespierre.

Talma (François Joseph), der größte tragische Schauspieler der Franzosen, Mitglied des Theatre-Français, war zu Paris 1763 von be-

Digitized by Google

güterten Eltern geboren, die ihm eine sorgfältige Erziehung gaben. Anfangs zum Studium der Heilkunde bestimmt, verlebte er mehre Jahre seiner Kindheit in England. Erst in seinem 15. J. kam er nach Paris zurück, wo der Besuch des Theatre-Français, die dramatischen Meisterstücke und die berühmten Künstler, welche es verherrlichten, ihm Geschmack für die Schauspielkunst beibrachten. Nachdem seine Studien beendigt waren, ging er auf einige Monate wieder nach London. Mehre dort befindliche junge Franzosen luden ihn ein, sich mit ihnen zur Aufführung kleiner Theaterstücke zu vereinigen. Talma erntete ungeachtet seiner Jugend einen solchen Beifall, daß mehre vornehme Männer ihn zu bewegen suchten, sich der englischen Bühne zu widmen. Aber besondere Umstände führten ihn nach Paris zurück, wo er in der eben errichteten königl. Declamationsschule in der Rolle des Orest aus „Iphigenie in Tauris" auftrat. Das ausnehmende Feuer und die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er sie vortrug, setzten alle Zuhörer in Verwunderung, und er erhielt von der Regierung den Befehl zum Debut auf dem Theatre-Français. Seine erste Erscheinung daselbst war am 27. Nov. 1787 als Seide in Voltaire's „Mahomet". Er fand Beifall, und von diesem Tage an begann seine künstlerische Bildung. Sein Streben ging dahin, mit den berühmtesten Gelehrten, Malern, Bildhauern und Alterthumskennern in Verbindung zu kommen; er studirte die Geschichte hauptsächlich, um sich mit den Sitten und Gebräuchen der Völker und den Charakteren merkwürdiger Personen bekanntzumachen; forschte in den Antiken nach Stellungen und Bewegungen, dem Schnitt der Gewänder und wandte auf das Studium des Faltenwurfs die größte Aufmerksamkeit. So gelang es ihm, das Costume, welches auf dem Theatre-Français bis dahin fast ganz vernachlässigt worden war, umzugestalten. Beim Ausbruch der Revolution wurde Chenier's Tragödie „Karl IX. oder die Bartholomäusnacht" aufgeführt. Talma stellte den Charakter Karl IX. mit einer hinreißend lebendigen Wahrheit dar, sodaß er seitdem zu den ersten tragischen Schauspielern der franz. Bühne gezählt wurde. Ein mittler, etwas schmächtiger Wuchs, regelmäßige, zu den antiken Formen sich hinneigende Gesichtszüge, eine große Beweglichkeit in denselben, eine lebhafte, aber schwermüthige Einbildungskraft, eine ausnehmende Reizbarkeit der Nerven, verschafften ihm bei der Ausübung seiner Kunst jene Leichtigkeit, sich zu exaltiren, durch welche allein der Schauspieler in den Stand gesetzt werden kann, den Charakter seiner Rollen zu durchdringen und sich anzueignen. Indeß seit er von einem heftigen Nervenfieber genesen, sah er sich gezwungen, den Ausbruch seiner Gefühle zu mäßigen, statt sie künstlich hervorzubringen. Selten spielte er eine rührende Rolle, ohne wirkliche Thränen zu vergießen. Auch der Geist seiner Zeit — die Revolution mit ihren großen Charakteren — hatte mächtig auf seine Kunst gewirkt. Seine Verbindungen mit mehren Koryphäen derselben setzten ihn in den Stand, ihre Leidenschaften und mit ihnen die Tiefen des menschlichen Herzens zu studiren. So benutzte er diese Ereignisse, die allerdings Einzelnen verderblich, aber höchst lehrreich für den Philosophen, Gelehrten und Künstler waren. Die tragischen Helden edel und einfach darzustellen, war sein Bestreben, ohne darum in den Ton der gewöhnlichen Conversationssprache zu verfallen. Talma spielte nie komische Rollen, und so war sein Streben ein rein tragisches, das sich auch in seinem Wesen mit voller unverkennbarer Würde aussprach. In seinem

Digitized by Google

Umgang war Talma anspruchlos, bescheiden, ja schlichtbürgerlich. Während der Revolution trennte er sich mit vier andern seiner Collegen von dem Theatre-Français und gründete ein neues Theater in Palais Royal, das aber nach einigen Jahren unter dem Directorium wieder mit jenem vereinigt wurde. Talma war mit Napoleon als Offizier, General, Consul und Kaiser befreundet. Auf allen Stufen seiner Standeserhöhung ward er von demselben mit besonderm Wohlwollen beehrt und häufig zur Audienz gelassen. Die sinnreichen Bemerkungen dieses außerordentlichen Mannes über die Menschen im Allgemeinen und über einzelne merkwürdige Personen der Geschichte, welche auf die franz. Bühne gebracht worden, sind Talma von entschiedenem Nutzen gewesen; ja Napoleon hat selbst ihm zuweilen zum Vorbild gedient. 1808 folgte Talma seinem hohen Gönner auf den Congreß nach Erfurt und empfing hier von dem russ. Kaiser und dem Herzog von Weimar ausgezeichnete Beweise seiner Gewogenheit. 1813 folgte er Napoleon nach Dresden, wo man seinen Talenten nach Verdienst huldigte. Er genoß eines ungetheilten Ansehens in Paris, Frankreich und ganz Europa. Talma war mit der berühmten Schauspielerin Caroline Vanhope vermählt. Er starb zu Paris am 19. Oct. 1826 und wurde nach seinem Willen ohne den Beistand der katholischen Kirche begraben. Seine beide Kinder hatte er in der protestantischen Religion erziehen lassen, weil er nicht einer Kirche angehören wollte, deren Vorsteher so oft den Bann über seinen Stand ausgesprochen haben. Talma's Hauptrollen waren: Seide, Arsaces, Orestes, Ninyas, Vendôme, Hamlet, Manlius, Augustus, Joab, Nikomedes, Agamemnon, Marius, Capello, Regulus, der junge Marigny, der Großmeister der Templer, Sylla (oder vielmehr Napoleon v. Jouy), Karl IX. Er gab die Memoiren des Lekain heraus; vortrefflich sind seine „Reflexions sur l'art théâtral" (Paris 1825). Vgl. Moreau's „Mém. hist. et litter. sur F. J. Talma" (2. Aufl., Paris 1826).

Talmud, eine Sammlung von Satzungen und Aussprüchen der alten jüdischen Lehrer, die aus weitläuftigen Erörterungen über Gesetze und Lehrmeinungen entstanden sind, und die die ganze jüdische Casuistik und die Polemik betreffen, sowie sie auf den hohen Schulen der Juden in Palästina zu Tiberias und a. a. O. und am Euphrat und Sora und a. a. O. getrieben wurden. (Vgl. Hebräische Literatur.) Der Talmud ist ein Haupthinderniß der Verbesserung des bürgerlichen Zustandes der Israeliten in den christlichen Staaten. Denn in ihm ist die Verfolgung und Uebervortheilung der Fremden, sowie die Erklärung jeder Arbeit als Strafe gesetzlich erhalten. Auch ist das mühsame Studium des Talmud, Thurim und Madraschim in mehr als 70 Folianten, welchem die Zöglinge der israelitischen Schulen zu Fürth, Prag und a. a. O. 16 bis 20 Jahre lang (ohne dabei Welt-, Menschen- und Geschäftskenntniß zu erlangen) obliegen müssen, ehe sie auf die Stelle eines Rabbiners Anspruch machen können, nicht geeignet, um diesen Männern Sinn und Geist für eine zeitgemäße Umbildung jener Gesetze zu geben, ohne welche das Judenthum sich nie mit den Institutionen christlicher Völker vertragen wird. Vielleicht gelingt es den Bemühungen mehrer gelehrten und vernünftig denkenden Israeliten in Berlin und a. a. O., in deren Schriften ein wahrhaft aufgeklärter religiöser Geist weht, die Talmudslehren auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Vgl. damit Sal. Jak. Cohen's „Histor. krit. Darstellung des jüdischen Gottesdienstes" (Leipz.

1819), welche das Wesentliche und das Unwesentliche, das Mosaische und das Rabbinische, das alte und das neue Judenthum gründlich auseinandersetzt.

Talos (Mythol.), ein eherner Mann, den Zeus der Europa oder dem Minos zur Wache für Kreta geschenkt hatte. Er war ganz von Erz und konnte daher ins Feuer springen und sich glühend machen. Des Tages ging er drei Mal um die Insel Kreta und verhinderte alles Anlanden. Sobald er Fremde bemerkte, sprang er ins Feuer, machte sich glühend und drückte dann die Ankömmlinge an seine eherne Brust, an welcher sie unfehlbar ihren Geist aushauchten. So hatte er auch — nach Simonides — mit den Bewohnern der Insel Sardinien verfahren, als er dieses Land verließ und die Bewohner zwang, ihm zu folgen, die dann, wie sie starben, das Gesicht verzerrten und damit zu dem Sprüchworte: ein sardisches Lachen, Gelegenheit gaben. Ein gleiches Schicksal sollten die Argonauten erleben. Allein das Mißgeschöpf hatte all' sein Blut nur in einer einzigen Ader, die vom Halse bis zur Ferse herabging, oben aber mit einem Nagel, wie mit einem Vorstecker, verwahrt war. Dieß wußte Medea (s. d.), sie zog also diesen Nagel heraus und ließ den Talos verbluten. Diese Mythe entstand, nach Heyne, als die Phöniker eine eherne Statue als ein Merkzeichen an der Küste von Kreta errichteten, von der dann das Volk sich Vieles erzählte. — 2) Talos, Schwestersohn des Dädalos, war ein Lehrling seines Onkels, erfand die Säge, die Töpferscheibe, das Drechseleisen u. a. Werkzeuge. Aus Eifersucht hierüber warf ihn sein Lehrmeister vom Schlosse in Athen herab, als ob er unversehends heruntergefallen wäre. Zu der Erfindung der Säge soll ihm die Kinnlade einer Schlange die Gelegenheit gegeben haben. S. auch Ovid's „Metam." (VIII, 250).

Tambroni (Joseph), Mitglied der Akademie der Alterthümer und von St.-Luca zu Rom, der Akademie der schönen Künste zu Wien und Correspondent des franz. Instituts, geb. zu Bologna 1774, erhielt daselbst seine wissenschaftliche Bildung und begab sich hierauf nach Mailand, um Theil an den Ereignissen zu nehmen, welche der Einbruch eines franz. Heeres vorbereitete. Als die vereinigten Russen und Oestreicher unter Suwaroff 1799 auch in Italien vordrangen, flüchtete er nach Chambery. Nach der marengoer Schlacht (1800) begleitete er den Grafen Marescalche nach Paris und erhielt im Büreau der auswärtigen Angelegenheiten eine Stelle. Später wurde er Consul zu Livorno und von dort nach Rom versetzt, wo er sich einzig dem Studium der Archäologie widmete und 1824 starb. Tambroni behauptet unter den neuesten Alterthumsforschern Italiens einen ausgezeichneten Rang. Er hinterließ mehre Schriften, welche seinen Ruf hinreichend begründen. — 2) (Clotilde), älteste Schwester des Vorigen, geb. zu Bologna 1758, zeigte früh Hinneigung zu ernsten Studien. In dem Zimmer, wo ihr Bruder Unterricht im Griechischen empfing, mit weiblicher Handarbeit beschäftigt, horchte sie auf jedes Wort, und bald war sie im Stande, Fragen des Lehrers, die ihren Bruder in Verlegenheit setzten, zu beantworten. Der Senat von Bologna berief sie 1794 als Prof. der griech. Sprache an die Universität. Clotilde verlor jedoch ihren Lehrstuhl, als sie 1798 sich weigerte, den Haß des Königthums zu beschwören, wie es die Verfassung der cisalpinischen Republik gebot. Bonaparte jedoch ließ den Talenten der Signora Tambroni Gerechtigkeit widerfahren, ohne sich um ihre po-

Digitized by Google

litischen Meinungen zu bekümmern; ihr Name ward in das Album der Universität Bologna wieder eingetragen. Außer dem Griechischen verstand sie noch Lateinisch, Französisch, Englisch und Spanisch. Mit vielen ital. und auswärtigen Gelehrten stand sie im Briefwechsel und war Mitglied der Arkadier in Rom, der clementinischen und hetrurischen Akademie zu Cortona. D'Anse de Villoison sagte von ihr: „In Europa gab es nur drei Männer, die schreiben konnten wie sie, und fähig waren sie zu verstehen". Dessenungeachtet hatte Clotilde von ihren Kenntnissen nur eine geringe Meinung, und von ihren zahlreichen Schriften sind wenig gedruckt worden. Clotilde starb den 4. Juni 1817.

Tambour, Trommelschläger, beim Kriegswesen, Derjenige, welcher die Trommel schlägt. Die verschiedenen abgemessenen Schläge auf der Trommel dienen zu gewissen Zeichen für die Infanterie z. B. zum Versammeln, zum Marsch, zum Angriff ꝛc. Auch im bürgerlichen Verhältnisse wird der Trommelschlag angewendet, wie das Feuerlärmschlagen und das sogenannte Austrommeln. — 2) In der Kriegsbaukunst eine walzenförmige gemauerte kleine Befestigung oder eine Art Pallisadirung an den Winkeln und Kehlen und bei den Wasserwegen des bedeckten Weges, wo die Pallisaden bis 4 Fuß tief in die Erde gesetzt, mit eisernen Klammern befestigt und oben und unten mit Schießlöchern versehen werden.

Tamburin, Handpauke, eines der ältesten musikalischen Instrumente, wird in der Bibel überall, wo von der hebr. Musik die Rede ist, genannt; ebenso bei den Bacchanalien und den Dithyrambensängern der Griechen. In den Zeiten des Mittelalters finden wir unter den vielen Instrumenten der Troubadours und Menetriers dieß Instrument auch erwähnt. Außerdem wird auch in Provence und Languedoc eine kleine, um den Leib geschnallte Pauke, welche mit einem Klöppel geschlagen wird und zur Begleitung einer Pfeife dient, Tamburin genannt. Unser jetziges Tamburin ist ein besonders bei der Janitscharenmusik gebräuchliches Instrument, welches aus einem Reifen besteht, der auf einer Seite mit einer Pergamenthaut überzogen, auf der andern mit Cymbeln oder Schellen versehen ist. Man nennt das größere so gebaute Instrument eigentlich Tambour de basque, weil es in Biscaya zu allen Volksliedern und Tänzen gespielt wird. Man fährt bald mit dem Daumen der einen Hand auf dem Felle im Kreise herum, bald schlägt man auf dasselbe, um den Rhythmus genauer zu bezeichnen, und dreht mit der andern Hand den Reif unter allen Wendungen herum. Gewöhnlich ist an einer mit Elfenbein ausgelegten Stelle der Reif durchbohrt, um den Daumen der linken Hand durchzustecken; auf diesem ruht dann beim Spiel der Tamburin und dreht sich um ihn herum, während die rechte Hand ihm abwechselnd Läufer, Triller, gezogene Baßtöne und vielfältige Schellenklänge abzulocken weiß. Dieß ganze Spiel bekommt durch die mannigfaltigsten Biegungen und Wendungen der Arme und des Körpers noch unendlichen Reiz und malerische Grazie, sodaß man selbst der Muse der Tanzkunst gewöhnlich ein Tamburin in die Hand gibt. — Von der Aehnlichkeit der Gestalt des Tamburins bekommt diesen Namen auch ein eiserner, vermittelst einer Kugel in einem Gestell beweglicher Reif, worin zu Stickereien bestimmtes Zeuch ausgespannt wird. Vornehmlich gebraucht man denselben zu einer besondern Art von Stickerei, wo mit einer eignen, mit einen feinen Widerhäkchen versehenen, in einem hölzernen Hefte befindlichen Tamburinnadel eine Art von Kettennaht hervorgebracht

Digitized by Google

wird, weßhalb diese Stickerei denselben Namen erhält. Ferner bezeichnet man mit diesem Worte einen theatralischen Tanz von munterm Charakter, dessen Melodie in einen lebhaften Zweivierteltakt eingekleidet ist.

Tamerlan, eigentlich Timur (auch Timur-Beg oder Timur-Leng, d. i. der lahme Timur, weil er hinkte), einer der größten Eroberer des Orients, aus dem edlen Stamme der Berlas, und durch weibliche Abstammung mit **Dschingis-Khan** (s. d.) verwandt, war 1335 im Gebiete von Ketsch, südlich von Samarkand, geboren. Er war ein mongolischer Emir und hatte in seinem 25. J. schon einen solchen Namen als Krieger, daß er sich zum Befreier seines Vaterlandes von den Kalmücken mit einem großen Anhange aufwerfen konnte. Als Krieger brachte er es dahin, daß Kabul-Schah zum Großkahn Dschagatai's erwählt wurde, der ihm die Würde eines Obermeisters ertheilte. In seinem 24. Jahre bemächtigte er sich der ganzen Regierungsgewalt und setzte sich die Krone auf. Die übrigen Emire leisteten ihm zwar ohne Weigerung die Huldigung und legten ihm den Titel Saheb Kerem (Herr der Welt) bei; dennoch ließ der schlaue Krieger sich nach wie vor nur Nowian betiteln und neben sich den Großkhan aus dem Hause Dschingis stehen, und wenn der bisherige abgegangen war, einen neuen wählen. Samarkand machte er zu seiner Residenz und ließ sie wie Bagdad und Kairo ausschmücken. Darauf ließ er Derwische predigen, daß er von Gott bestimmt sey, den mongolischen Thron aus seinen Trümmern wieder aufzubauen. Er eroberte nun in 35 Feldzügen nach und nach Persien, das ganze Mittelasien, drang bis Moskau vor und im Norden bis an den Irtisch. Hierauf zog er gegen Hindostan, ging über den Indus und zog als Sieger in die Hauptstadt Delhi ein. Auch bis über den Ganges trug er seine furchtbaren Waffen. Seine Siege waren überall mit Blut und Verwüstungen bezeichnet. Zurückgekehrt nach Samarkand, suchten die Fürsten Kleinasiens, welche der mächtige osmanische Sultan **Bajazeth** I. (s. d.) unterjocht hatte, Hülfe und Beistand bei Tamerlan, der sogleich bereit war zu ihrer Befreiung. Dreiundsechszig Jahre alt, die er alle seit seinem 12. Jahre fortwährend in der größten physischen Anstrengung hingebracht hatte, und noch kraftvoll wie ein Jüngling, sammelte er zu Ispahan die Truppen von Persien zu dem Kampf mit dem osmanischen Sultan und brach dann gegen ihn auf. Vor Damaskus schlug er 1401 die große ägyptische Armee und ließ, als eifriger Anhänger der Sekte Ali's, Damaskus zerstören, sowie er aus demselben heiligen Eifer nach seiner Rückkehr noch Aleppo anzünden und auf den Trümmern von Bagdad (das er 1402 noch einmal eroberte) eine Pyramide von 90.000 Schädeln errichten ließ, welcher Anblick ihm besonders Vergnügen gewährte. 1402 kam es in der Ebene von Ancyre, dem heutigen Angora in Natolien, zu einer entscheidenden, für das osmanische Reich sehr nachtheiligen Schlacht. Bajazeth's Heer ward gänzlich geschlagen und er selbst, auf der Flucht gefangen, fiel dem Sieger in die Hände. Der Sage, daß Bajazeth in einen Käfig gesperrt worden, mangelt es an historischen Beweisen. Timur verwüstete nun mit seiner gewohnten Grausamkeit die osmanischen Staaten, und der Untergang des schon geschwächten griech. Kaiserthums wurde dadurch, jedoch nur auf kurze Zeit aufgehalten; denn Timur, der auf einen Zug nach China dachte, starb, während der Vorkehrungen dazu, 1405 im 69. Jahre seines Alters. Nach seinem Tode ward sein Reich durch innere Unruhen erschüttert und zerfiel in mehre

Theile. Einer seiner Nachkommen, Babur (Baber), eroberte (1498) Hindostan und ward der Stifter der Großmoguls. Timur war unstreitig ein außerordentlicher Mann. Er schätzte die Wissenschaften und hatte selbst gelehrte Kenntnisse, wie dieß auch seine Institutionen beweisen. Aber seine Eroberungssucht und seine Grausamkeit kannten keine Grenzen.

Tancred, einer der tapfersten Streiter und talentvollsten Führer des ersten Kreuzzuges, dessen Heldenthaten auch in vielen Gesängen gefeiert wurden, war 1078 geboren. Sein Vater war der Marggraf Odo oder Ottobonus, über dessen Sitz aber, da er in der Blüthe seines Lebens starb, wir nichts Zuverlässiges wissen. Seine Mutter Emma, die Schwester des berühmten Normannenherzogs Robert Guiscard in Apulien und Calabrien, ließ ihn in allen christlichen und Rittertugenden erziehen. Noch zweifelte er, ob der geistliche oder der weltliche Stand sein eigenster Beruf sey, ob er in dem einen oder dem andern die höchste Entwickelung seiner Natur erwarten dürfte: da forderte der 1095 zu Stande gekommene erste Kreuzzug Rittertugenden zu geistlichen Zwecken, und vereint hatte er jetzt gefunden, was früher auf immer getrennt zu seyn schien. Tancred nahm nebst seinem Neffen Boemond (Roberts Sohne), der sein Busenfreund und Waffenbruder war, das Kreuz; er überließ, ungewiß der Rückkehr, sein Erbtheil dem jüngern Bruder und gab unvermögenden Rittern, die ihn zum heiligen Kampfe begleiten wollten, reichliche Unterstützung. 1096 schifften beide Helden nach Epirus hinüber und zogen nun durch dasselbe nach Macedonien. Tancred führte die Vorhut, oder die Nachhut, jenachdem es dort oder hier Gefahr gab, und rettete das Heer mehr als einmal bei den immerwährenden Nachstellungen der mißtrauischen Griechen vom Untergange. Daß, um von den Griechen nicht mehr beunruhigt zu werden, Boemond dem byzant. Kaiser Alexius den Lehnseid geschworen, empörte den Tancred so sehr, daß er sich auf einige Zeit ganz von seinem Freunde trennte. In der Ebene von Chalcedon stießen Tancreds Scharen zu denen des Gottfried von Bouillon. Hier lernten sich Beide kennen und schätzen, und konnten den Bund schließen, den uns Tasso in seinem „Befreiten Jerusalem" so schön als wahr besungen hat. Tancred übertraf die jüngern seiner Kampfgenossen an Kühnheit der Waffenführung, die ältern Männer an besonnenem Ernste. Ein fleißiger Hörer des göttlichen Wortes, vergalt er Böses nicht mit Bösem und war mehr bemüht, den Feind in offener Fehde als durch listige Rathschläge zu besiegen. Niemals rühmte er seine eignen Verdienste; aber indem er Wachen dem Schlafe, Arbeit der Muße, Anstrengung der Erholung vorzog, hatte er sich den Weg zum echten Ruhme gebahnt, welchen er bei der Mitwelt und nach unparteiischer Geschichtschreibung — er forderte Radulf dazu auf — auch bei der Nachwelt zu erlangen wünschte. Bei der Belagerung von Nicäa (im Frühling 1097) trug er durch seine Tapferkeit zum glücklichen Erfolge des Kampfes bei. Während der Schlacht von Dorylaum, wo das Kreuzheer von 200.000 Seldschucken umringt war, bahnte er ihm durch die Feinde einen Weg und rettete es so von einer Niederlage; sein jüngerer Bruder Wilhelm starb den Heldentod an seiner Seite und er selbst ward nur durch Boemonds Unerschrockenheit der höchsten Gefahr entrissen. Der Weg von Nicäa nach Jerusalem über das Taurusgebirge betrug wohl 200 Meilen durch verödete, unbekannte Länder. Da zogen Gottfrieds Bruder Balduin und Tancred voran zur Erkundigung des

Digitized by Google

Weges. Zu Heraklea trennten sich Beide; Tancred wandte sich südlich zum Meere hin und kam glücklich aus der kalten Hochebene durch die Engpässe Kilikiens in die schöne Gegend der Stadt Tarsos und nahm die letztere durch Vertrag ein. Balduin langte nach vielen Umwegen erschöpft und in großer Angst vor Tarsos an und war treulos genug, die Stadt für seinen Bruder dem Namen nach, der Sache nach für sich in Besitz zu nehmen. Tancreds Macht reichte weder hin, seine Eroberungen mit Gewalt gegen Balduin zu behaupten, noch wollte er dem Gelübde zuwider mit Christen kämpfen; deßhalb zog er gegen Manistra, welche reiche Stadt er stürmend nahm. Auch diese wollte ihm Balduin abtrotzen. Darüber höchst aufgebracht, griffen Tancreds Leute zu den Waffen, um gegen Balduin zu kämpfen; doch am andern Morgen bereuten beide Theile das Geschehene und versöhnten sich wieder. Tancred kam unter vielen Gefechten mit den Ungläubigen in den syrischen Ebenen und vor dem festen Antiochien an, welches vom ganzen Kreuzheer 7 Monate lang belagert wurde, während welcher Zeit sich unser Held fast täglich als Retter und Helfer zeigte. Gleich nach der Einnahme wurde die zurückgelassene christliche Besatzung selbst von einem Perserheere unter Korboga umringt. Hier hielt Tancred wieder den Muth aufrecht und beredete Alles zu einem Ausfalle, wobei er Wunder der Tapferkeit verrichtete und nach einem heißen Kampfe dem Feinde eine große Niederlage beibrachte. Nun zog Tancred mit seiner Schar gegen Antaradus, welches er durch eine Kriegslist ohne Verlust besetzte. Hierauf nahm er an der Belagerung von Arka am Meere Theil, entzweite sich aber mit dem Grafen von Toulouse, der ihn wie einen Söldner behandeln wollte, und eilte dem nahenden Heere des Herzogs Gottfried von Bouillon entgegen, mit dem er sich vereinigte. Nach Ostern 1099 brach das Kreuzheer gegen Jerusalem auf. Nachdem Tancred Bethlehem eingenommen und an der Geburtsstätte des Erlösers sein Gebet verrichtet, drängte es ihn, der Erste zu seyn, der die heiligen Mauern sehe, und als er sie mit frommen und kriegerischen Empfindungen angestaunt, eilte er gleich mit seinen Kampfgenossen ein vorspringendes Gebäude wegzunehmen, das in Jerusalem noch jetzt der Tancredsthurm heißt. Ehe der Hauptsturm auf die Stadt begann, versöhnte sich Tancred mit dem Grafen von Toulouse wieder. Bei der Eroberung Jerusalems (19. Juli 1099), wo das Kreuzheer wie eine rohe Canibalenhorde sich zeigte, benahm sich Tancred allein als Mensch, indem er Tausende der Feinde mit eigner Lebensgefahr rettete; indeß aller seiner Bemühungen ungeachtet wurden Diejenigen, welche sich auf das Dach des Tempels geflüchtet hatten, noch am andern Tage niedergemetzelt. Er war der Erste beim Angriff der Hauptmoschee gewesen, wo er beträchtliche Schätze erbeutete, welche er edelmüthig mit Gottfried von Bouillon theilte, die reichsten Almosen spendete und Vieles den christlichen Kirchen schenkte. Währenddem rückte der Sultan von Aegypten mit einem zahlreichen Heere in der Richtung nach Jerusalem vor und machte die Lage der Kreuzfahrer sehr bedenklich. Aber der tapfere Tancred schlug seinen Vortrab und bei Askalon ward am 12. August die Hauptschlacht geliefert, wo er, neue Lorbern sich erkämpfend, das ganze Lager eroberte. Nun durchzog er Galiläa, eroberte Tiberias am See Genezareth, welches zur Hauptstadt des Fürstenthums Galiläa erhoben wurde, das der edle Held als Lehn erhielt. Er durchreiste nun die Ge-

gend um Damask, dessen Emir er sowie mehre Andere zu Bündnissen der Zinsbarkeit zwang. Nach langer unwandelbarer Anhänglichkeit war Tancred mit dem König Gottfried in Mißhelligkeit gerathen, weil dieser ihn nicht mit dem noch uneroberten Kaypha belehnen wollte. Er bemächtigte sich vermittelst eines heftigen Angriffs des Ortes. Indessen traf bei ihm die Nachricht von Gottfrieds Tode ein; er eilte nach Jerusalem, um die Erhebung seines Freundes Boemond auf den Thron zu unterstützen, ward aber nicht in die Stadt gelassen. Bald darauf erhielt er die Kunde, daß Boemond, Fürst von Antiochien, in die Hände der Ungläubigen gerathen sey, deßhalb zog er gegen Joppe, welches er belagerte. Balduin, Gottfrieds Bruder, ward König. Das Mißverhältniß zwischen ihm und Tancred wurde doppelt bedenklicher, als Letzterer von Waldemar Karpenel angeklagt wurde, daß er ihm Kaypha, mit welchem ihn König Gottfried belehnt habe, widerrechtlich vorenthalte. Auf dreimalige Ladung erschien der Fürst nicht, weil er keineswegs Balduin als seinen Lehnsherrn anerkannte. Als aber Tancred durch eine Gesandtschaft die Einladung erhielt, die unstreitige Herrschaft von Antiochien zu übernehmen, ging er einen Vertrag ein, nach welchem er bis zu seiner Rückkehr Tiberias und Kaypha zu räumen versprach. Balduin ging diese Verbindungen ein: so scheute er den tüchtigen Gegner, dessen Entthronung nicht allein jeder Edle, sondern das ganze Volk beklagte. Während Boemonds Gefangenschaft eroberte er mehre kilikische Städte und auch Laodicäa, und nahm den ihm feindlich gesinnten Grafen Raimund v. Toulouse gefangen. Nach der Niederlage durch die Seldschuken bei Harran, wo Balduin von Edessa und Graf Joscelin gefangen wurden, vertheidigte Tancred mit Erfolg Edessa gegen die Ungläubigen. Indessen bewirkte er die Loskaufung Boemonds und gab ihm das Fürstenthum Antiochien wieder zurück. Nach einiger Zeit aber, als derselbe zufolge eines gethanen Gelübdes nach Rom reiste und dann mit neuen Scharen nach dem heiligen Lande wieder zurückzukehren gedachte, übernahm Tancred abermals das gefährliche Schirmvogtamt über Antiochien. König Philipp I. von Frankreich sandte dem in zweien Erdtheilen gefeierten Helden seine zweite Tochter Cäcilie (1108) nach Antiochien zur Gemahlin. Während Boemonds Entfernung sah sich Tancred von Feinden umringt, ohne Geld, ohne Mannschaft; für Beides sorgte er bald, und sein eignes Beispiel im Frieden, wie zur muthigen Vertheidigung im Kampfe erhielten das Fürstenthum. Boemond st. zu Salerno. Tancred führte nun die Verwaltnng im Namen seines unmündigen Sohnes. Bald darauf zog der Sultan Mauduhd von Mosul mit einem großen Heere heran, jede Hauptschlacht vermeidend; doch Tancred, vereint mit den nun wieder mit ihm versöhnten fränk. Fürsten, zwang ihn zur Schlacht, nach welcher der stolze Sultan mit den Trümmern seines Heers über den Euphrat sich zurückzog. Es war des Helden letzte That. Der Tod besiegte ihn (1112) im 35. Jahre seines Lebens. In zweien Welttheilen, bei den Bekennern des Kreuzes wie des Islam, flossen ihm Thränen der Trauer, und seine Zeitgenossen wie die Nachkommen ehrten in ihm die erste Blüthe, das Muster und die Zierde des Ritterthums.

Tanfana, eine Gottheit der alten Deutschen. Man glaubte sonst, daß der Tempel derselben in dem Stifte Münster in Westfalen gewesen sey. Herr von Hohenhausen zu Herford hat in der Ankündigung einer Schrift über die Heerzüge der Römer in Westfalen gezeigt, daß der Ort,

wo diese Gottheit verehrt worden, in Bocholzhausen sey, einem Städtchen an der Bever, im Bisthume Paderborn, der noch jetzt den Namen Tanfanne führt, daß es aber kein Tempel, sondern, nach alter deutscher Sitte, ein Hain gewesen.

Tang, die merkwürdigsten Seepflanzen. Von Humboldt (in seinen „Ansichten der Natur") und Andere haben gezeigt, wie sehr die mehrsten Pflanzen an gewisse Standörter gebunden sind. Die mehrsten Vegetabilien leben zwar auf der Erde im Trocknen; doch finden sich einige auch unter der Erde, andere stets im süßen Wasser, noch andere im Meere und salzigen Seen. Diese letztern werden Seepflanzen genannt, obgleich man zuweilen auch noch solche ihnen beizählt, die am Seestrande wachsen. Sie haben insgesammt das Eigene, daß, wenn sie zu Asche gebrannt werden, diese nicht, wie Asche der Pflanzen des festen Landes, gemeine Pottasche liefern, sondern eine andere Art solches Alkali, welches man Mineralalkali, auch Natrum genannt hat. In Kopenhagen hat Ehrenholdt 1818 die Erfindung gemacht, aus Seetang ein Papier zu verfertigen, das an Weiße und Festigkeit jedes andere aus Lumpen bereitete übertrifft, auch wohlfeiler ist.

Tangente, Berührungslinie, jede gerade Linie, welche mit einer krummen (wenigstens mit jeder solchen krummen, die von einer geraden bloß in 2 Punkten geschnitten werden kann) nur Einen Punkt gemein hat und ganz auf einer Seite derselben liegt (geometrische Tangente); im trigonometr. Sinne derjenige Theil der Berührenden beim Kreise, welcher auf dem Endpunkte eines der den zugehörigen Bogen einschließenden Radien senkrecht steht (folglich den Kreis in diesem Punkte berührt) und vom verlängerten andern Radius (der Secante) geschnitten wird. Die trigonometr. Tangenten, deren man sich außer dem Sinus, Cosinus u. s. w. zur Auflösung der Dreiecke bedient (s. Trigonometrie), sind ihrem relativen Werthe nach (d. h. mit Beziehung auf einen Halbmesser von einer gewissen Größe) für jeden Kreisbogen berechnet, und solche ihre Werthe, oder meistens deren Logarithmen, in den trigonom. Tafeln neben den Sinus und Cosinus derselben Bogen angesetzt. Wie diese Berechnung der trigonometr. Tangenten durch Beziehung auf Sinus, Cosinus und Radius geschehe, läßt sich, bei Verzeichnung dieser Linien und des zugehörigen Kreisbogens, durch bloße Vergleichung der entstehenden beiden ähnlichen Dreiecke sogleich übersehen. Zur Bestimmung der geometr. Tangente, mittelst der Subtangente, ertheilt die Differenzialrechnung u. d. N. der directen Methode der Tangenten eine sehr einfache Anleitung. (S. Infinitesimalrechnung.) Dieser directen Methode der Tangenten setzt die höhere Analysis eine umgekehrte Methode der Tangenten entgegen. (S. wegen letzterer Inversa methodus tangentium.) — Beim Clavier- oder Flügelbau heißen Tangenten die kleinen messingenen oder hölzernen Stäbchen, welche hinten auf den Tasten stehen, und wenn diese durch den Druck der Finger in Bewegung gesetzt werden, hinten an die Saiten schlagen.

Tangentialkraft. Um einen anschaulichen Begriff davon zu erlangen, wie die Planeten, in Folge der Anziehung, welche die in dem einen Brennpunkte ihrer elliptischen Bahnen ruhende Sonne auf sie ausübt, sonst aber frei im Weltenraume schwebend, ihre Bahnen beschreiben können, denke man sich, sie hätten anfänglich in einem beliebigen Punkte derselben vom Finger der Allmacht einen Stoß erhalten, um sich in der

diesem Punkte entsprechenden Richtung geradlinig fortzubewegen. Damit vereinigte sich die Anziehung der Sonne (Centripetalkraft; s. Centralkräfte), und der Planet müßte also die Diagonale des Parallelogramms beschreiben, dessen Seiten jede dieser beiden Bewegungen, einzeln genommen, für eine gewisse Zeit darstellen. Im folgenden Zeitabschnitte würde der Planet, auch ohne alle weitere Einwirkung einer Kraft, und bloß seiner Trägheit gehorchend, den angefangenen Weg in der Richtung dieser Diagonale fortsetzen; die Centripetalkraft wirkt aber wiederum auf diese erlangte Geschwindigkeit, um den Planeten aufs Neue von der letzterhaltenen Richtung abzulenken. Auf diese Art entspringt, wie schon die Fortsetzung einer nach obigen Angaben entworfenen Zeichnung augenscheinlich lehrt, Bewegung um den Mittelpunkt der Kräfte (Centralbewegung), und zwar bloß in Folge der Centripetalkraft, wenn man nämlich von jenem ursprünglichen Stoße, als der angeblichen Ursache der sogen. Centrifugalkraft (s. Centralkräfte), abstrahirt. Dem Planeten wohnt in jedem Punkte seiner Bahn eine gewisse Schwunggeschwindigkeit (Folge seiner zeitherigen Bewegung, also ganz eigentlich Wirkung der Trägheit) oder Bestreben bei, die letzterhaltene diagonale Richtung fortzusetzen und sich somit zugleich vom Mittelpunkte der Kräfte zu entfernen. Diesem Bestreben widersetzt sich die nach letzterm Punkte gerichtete Anziehungs- (Centripetal-) Kraft. Die Centripetalkraft läßt sich wieder in 2 andre Kräfte zerlegen, deren erstere (Normalkraft) auf der Bahn senkrecht ist und also bloß dazu verwendet wird, den Planeten in derselben zurückzuhalten, zu verhindern, daß die krummlinige Bewegung nicht in ein Entfliehen nach geradliniger Richtung ausarte, die letztere aber in die Richtung der Bahn selbst fällt, folglich darin nichts ändert, sondern nur auf die Geschwindigkeit wirkt: und diese letztere Kraft nun ist die hier betrachtete Tangentialkraft, so genannt, weil das Element der Curve mit der Tangente zusammenfällt. Die Betrachtung der Lehre von den Centralkräften ist deßhalb von so ganz außerordentlicher Wichtigkeit, weil die durch Theorie nicht unterstützte Einbildungskraft der Aufgabe fast erliegt, sich einen frei schwebenden Körper zu denken, der sich um einen, Anziehung auf ihn ausübenden Punkt dreht, ohne gleichwohl je mit ihm zusammenzustürzen. Allein diese Schwierigkeit wird wegfallen, wenn man es sich, nach dem Vorgetragenen, nur recht versinnlicht, daß selbst die Verbindung der Centripetalkraft mit der dem Planeten schon beiwohnenden Geschwindigkeit, weit entfernt das Schwungbestreben desselben zu vermindern, sogar oft auf Vergrößerung desselben wirkt, und daß die Natur dieser Verbindung also, bei richtigem Verhältnisse der Centripetalkraft zum ursprünglichen Anstoß, das Zusammenfallen mit dem Sonnenkörper ganz unmöglich macht. — Bei dem Vortrage dieser Lehre wird gewöhnlich des aus den angeführten Gründen entspringenden Bestrebens des Planeten, sich vom Mittelpunkte der Kräfte zu entfernen, u. d. N. der Centrifugalkraft gedacht; allein darf man Dasjenige mit dem Namen einer Kraft belegen, was offenbar nur Wirkung der Trägheit ist? Von dem ursprünglichen Anstoß ist dabei so wenig mehr die Rede, als bei der Theorie des Pendels von dem ersten Stoße, der ihn in Bewegung setzt, wonächst er, andre Einflüsse bei Seite gedacht, in bloßer Folge der Einwirkung der Schwere, seine Schwingungen in alle Ewigkeit fortsetzen würde: ein Gleichniß, welches uns bei Behandlung dieser schwierigen Materie immer sehr passend vorgekommen

ſik. Vgl. die der Theorie der Bewegung der Himmelskörper gewidmeten Werke, besonders Bohnenberger's „Astronomie" (Tübing. 1811).

Tantalus (Mythol.), berühmter König in Phrygien zu Sipylos, des Zeus und der Pluto Sohn, hatte große Reichthümer und saß deßhalb an der Tafel der Götter. Er machte sich aber großer Verbrechen schuldig. Unter andern hatte er selbst die Verwegenheit, den Göttern seinen Sohn Pelops (s. d.) gekocht vorzusetzen. Tantalos ward nun zur Hölle verstoßen, wo seine Strafe diese war: daß er bis an den Hals im Wasser stehen und dennoch immerwährenden Durst leiden mußte, indem das Wasser von seinem Munde sich zurückzog. Ebenso schwammen vor seinem Mund allerhand Früchte und er erreichte doch nie eine derselben. Nach Andern hing auch ein großes Felsenstück über seinem Haupte und drohete auf ihn herabzufallen. Lukrez, Virgil und Val. Flaccus schildern diese Strafe noch umständlicher; eine ganze Tafel schwimmt vor ihm, allein eine Furie hält ihn ab, Etwas davon anzurühren. Zur Ursache dieser Strafe gibt Pindar an, daß er den Nektar entwendete. Nach Diodor plauderte er die Heimlichkeiten der Götter aus. Des Tantalos Gemahlin war Euryanassa; seine Kinder Broteas, Pelops und Niobe. Daß die Geschichte seiner Nachkommen oft auf dem Schauplatz erschien, hat diesen Mythos so mannigfaltig werden lassen. — Zuweilen gibt man diesen Namen einem reichen Geizhalse, welcher sich selbst jeden Genuß versagt.

Tanzkunst. Man unterscheidet den höhern theatralischen Tanz und den gesellschaftlichen. Der erstere ist die Kunst, Gefühle und Leidenschaften, durch abgemessene, kunstvolle Schritte, geregelte Bewegungen des Körpers und anmuthige, sprechende Geberden, unter Begleitung von Instrumentalmusik oder Gesang, rhythmisch darzustellen (s. Ballet). Der gesellschaftliche Tanz ist nur eine angenehme körperliche Bewegung, welche durch die Sitte geregelt und durch den Takt und die Melodie der begleitenden Musik angepaßt werden muß; dieß ist eine Uebung, jenes eine Kunstleistung. Der Tanz ist eine den Menschen ganz eigene, natürliche Handlung, dieß sehen wir an den Wilden und den Kindern; die Kunst verschönert und regelt sie nur. Im Tanz unterrichten heißt: die regsame Thätigkeit des Körpers sich auf eine, durch die Gesetze der Anmuth und Grazie bestimmte Weise entfalten lehren. Der Tanz ist eine sehr gesunde Bewegung. Die harmonische Thätigkeit und rasche Gewandtheit der Glieder wirkt fröhlich erheiternd auf das Gemüth. Die begleitende Musik hat heilsamen Einfluß auf Körper und Seele. Durch die Organe des Gehörs dringt sie zum Gehirn, dem Mittelpunkte des Lebens und des Gefühls, von wo aus ihre Schwingungen, sich allen Nerven mittheilend, die elastische Kraft des Körpers in eine rhythmische Bewegung bringen, was einen wohlthätigen Einfluß auf die gesammte innere Lebenswirksamkeit hat. Manches kränkelnde Nervensystem ist durch diesen Einfluß geheilt worden. Viele Menschen müssen ihn aber gänzlich meiden oder dürfen nur mit großer Vorsicht tanzen, z. B. Schwangere, Säugende, Schwindsüchtige und Personen, welche an organischen Krankheiten, Blutspucken u. s. w. leiden. Gar zu langes und angestrengtes Tanzen, vorzüglich bei fehlerhafter Lebensweise, kann Blutungen, Entzündungen, Schlagflüsse u. s. w. veranlassen, oder auch durch Erschöpfung nachtheilig werden. Oft wird der Tanz durch Nebenumstände schädlich, z. B. durch Entziehung des Schlafs, durch Anfüllung des Ma-

gens, durch die schlechte Luft des Zimmers, in welchem zu viele Menschen angehäuft sind u. s. f. Der Tanz ist gewöhnlich ein Zeichen und eine Wirkung der Freude, doch gibt es Völker in Südamerika, welche tanzen, um Kummer und Schmerz auszudrücken; daher die Kriegs- und Opfertänze bei vielen ältern und neuern Völkern. — Wenn man von den Tänzen der Griechen und Römern hört und berichtet wird, man habe den Achilles, den Alexander ꝛc. die Liebesgeschichte des Mars und der Venus, die Freiheit ꝛc. getanzt, so ist dieses von der fortschreitenden, pantomimischen Darstellung eines Charakters oder einer Fabel, weniger von dem eigentlichen Tanze zu verstehen, da überhaupt das Wort tanzen, saltare (s. Pantomime), bei den Alten in sehr weiter Bedeutung genommen, auch das Geberdenspiel dazu gerechnet ward, und bei den Griechen die Kunst der Geberden und Bewegungen überhaupt bezeichnete, mithin die Action in sich begriff. Ueberhaupt war die Tanzkunst bei den Griechen früherhin von Poesie und Schauspielkunst gar nicht getrennt. Der Tanz wurde sogar bei allen religiösen Festen, verbunden mit Hymnengesang, angewendet, und die Griechen, bei welchen diese Kunst Orchestik hieß, erreichten auch in ihr einen hohen Grad der Vollkommenheit, sofern diese vorzüglich in der zarten Bedeutsamkeit der Geberden und Bewegungen besteht, die, wie der Gang der Schauspielers, durch Takt geregelt waren. Von den Römern pflanzte sich der Tanz auf die Volksbühnen der Italiener fort. Schon im 16. Jahrh. schrieben mehre Italiener (z. B. Rinaldo Corso und Fabric. Caroso) über den Tanz. Sie, und vorzüglich die Franzosen (geborne Tanzmeister, wie sie Kant nennt), haben die neuere Tanzkunst ausgebildet und auf den höchsten Gipfel ihrer heutigen Vollkommenheit gebracht, sodaß das Ballet der pariser großen Oper lange Zeit das Höchste der Tanzkunst war und zum Theil noch ist. Unter Ludwig XIV. wurde durch Beauchamp der erste Grund zu dem künstlichen theatral. Tanz der Franzosen gelegt. Noch mehr aber verdankt die Tanzkunst dem als Theoretiker und Praktiker berühmten Noverre (s. d.), welcher sowohl d'Arbeau's als Rameau's Schriften über die Tanzkunst weit hinter sich zurückließ. Auch heutzutage bilden die französischen und italienischen Tänzer zwei verschiedene Schulen, von welchen jedoch die erstre das Uebergewicht hat. Die Namen Gardel, Vestris ꝛc. zeigen das Höchste der neuern Tanzkunst an. — Das Eigenthümliche der Tanzmusik beruht auf dem Vorherrschen des Rhythmus, welcher die tänzerischen Bewegungen hebt und unterstützt. Bei wilden Völkern ist diese musikalische Begleitung (denn hier ist die Musik dienend und untergeordnet) sehr einfach. Einige bedienen sich, wie wir wissen, nur der eintönigen Trommel oder Cymbel. Bei den kunstsinnigen Griechen tanzte man zum Gesang. Heutzutage aber ist die Tanzmusik reine Instrumentalmusik, und es fehlt unsern gewöhnlichen Tanzstücken das Charakteristische in dem Grade, als der Tanz bloß zum unwillkürlichen Ausdrucke der Empfindung durch Bewegung der Füße herabgesunken ist. Nur die Melodie der Nationaltänze weniger gebildeter Völker zeichnen sich noch durch einen Charakter aus, welcher schwer nachzuahmen ist. Wer fühlt und bemerkt nicht die phantasievolle Glut in dem Bolero und Fandango der Spanier, die leichte, hüpfende Fröhlichkeit und Sorglosigkeit in der Perigourdine und Boulangere, und die zierliche, piquante, geistvolle Gewandtheit in dem Contretanz der Franzosen, das festgesetzte Ordnungsmäßige, und doch zugleich humoristisch Launige in den Contre-

Digitized by Google

tänzen der Engländer und Schotten, und das wetteifernde, übermüthige Spiel der Kraft und Geschicklichkeit in ihrer Matelotte oder Hornpipe; das Gemüthliche des gemäßigten Walzers, dieses sphärischen Tanzes der Deutschen, das Seelenvolle und Sprechende der eigentlichen Allemande oder des strasburgischen Tanzes; die berauschende südliche Lust und wirbelnde Leidenschaftlichkeit der Tarantella und des Monserrino der Italiener; die gesellige Anmuth und Würde des polnischen Tanzes, die ausdrucksvolle Geschmeidigkeit und Grazie der Cosaque u. s. w.? Um den geselligen Tanz wahrhaft unterhaltend und schön zu machen, sollte weit mehr Rücksicht auf Sinn, Ausdruck und liebliche Bewegung des Körpers und der Arme genommen werden, was besonders jetzt in Deutschland nicht geschieht. Die Benennung Contretanz, die man gewöhnlich den englischen und französischen Tänzen gibt, kann entweder von dem engl. Countrydance herkommen und einen ländlichen Volkstanz bedeuten, oder von dem französischen: Contredanse, weil zwei Reihen Tänzer einander gegenüber stehen, indem sie die Wendungen des Tanzes beginnen. Die höhere theatralische Tanzmusik (Balletmusik) setzt voraus, daß der Componist alle Arten des Rhythmus hervorzubringen und durch diesen vorzüglich Charakter und Empfindung zu bezeichnen geschickt sey. In dieser Gattung haben sich Benda, Weigl, Winter, Hummel, Gyrowetz, Reichardt, Righini, Clementi, Pleyel, Kauer, Müller, Wranitzky, Spontini, Boyeldieu u. A. ausgezeichnet. Ueber die Geschichte des Tanzes im Allgemeinen haben die Franzosen Bourdelot und Cahusac; über den Tanz der Griechen und Römer Rambach und Bergsträßer; über die Tänze der Juden Zeltner und Renz; über die christl. Tänze Brömel; über die Tänze wilder Völker Lafiteau ꝛc. geschrieben. Theoretische Anweisungen zur Tanzkunst haben, außer Noverre, Martinet, Kattfuß, Mädel und Seidel geliefert. Die neuesten Tänze: le Chalife, la Foltâtre, le Petit-Mâitre, la Coquette, la Galopade etc., findet man in dem „Code de la danse“ (sowohl dem gesellschaftlichen, als den theatralischen) von Blasis, erstem Tänzer des Coventgarden zu London (Paris 1829). — Die gymnastische Vorschule der Tanzkunst für Mädchen hat H. Klias „Kallisthenie, oder Uebungen zur Schönheit und Kraft“ genannt und herausgegeben (Bern 1829). — Unter Seiltanz versteht man die rhythmische Bewegung der Equilibristen, die auf einem gespannten Seile 5—6 Fuß über dem Boden, oder auf einem schlaffen Drahtseile, nach dem Takte der Musik gehen, springen, tanzen und künstliche Stellungen annehmen. Diese Kunstfertigkeiten zeigen die große Biegsamkeit und Elasticität der Muskelkraft. Alles hängt dabei von der Sicherheit des Gleichgewichts ab, und von unaufhörlicher, alle Furcht überwindenden Uebung. Die Sohlen der Tänzer werden mit Kreide bestrichen, weil sie sonst zu glatt wären, und eine große Balancirstange hilft ihnen, sich im Gleichgewicht zu erhalten. Suetonius, Seneca, Plinius erzählen von Elephanten, welche auf dem Seile gehen lernten.

Tanzzeichnungskunst, s. Choregraphie.

Tapeten (lat. tapes, tapetum, Teppich), wollene Stoffe, welche zur Bekleidung der Zimmerwände, der Fußböden oder zur Bedeckung der Tische dienen und mit Streifen, Würfeln, Blumen und Figuren aller Art durchwirkt oder durchnäht sind. Sie gehörten zu den frühesten Prachtstücken des orient. Luxus. Schon Babylon war berühmt wegen seiner Teppiche mit den brennendsten Farben (s. Babylonische

Zeuche). Im Innern seines Harems wandelte der weichliche Orientale nur auf Teppichen; Bette und Sitze waren damit umhüllt; selbst das Grab des Cyrus zu Pasargadä war mit Purpurteppichen umlegt. In dem Zeitalter Alexanders scheinen sie nach Griechenland gekommen zu seyn. Nun wurde Pergamus in Kleinasien der Mittelpunkt ihrer Fabricirung. Man gab ihnen dort eine bisher unerhörte Ausdehnung und statt der indischen Wunderthiere und Greifen wob man jene Kolossen ein, die bei den spätern Römern eine beliebte Verzierung der Aulaea gewesen zu seyn scheinen. Prächtiger als die **aulaea peripetasmata** möchten die alexandrinischen Arbeiten gewesen seyn. Rom, seit es Asien unterworfen hatte, suchte in der Verschwendung dieser Stoffe es seinem Vorbilde gleich zu thun. Purpurteppiche spannte man zeltartig über die Lacunaria der Speisezimmer aus und ruhte auf Tischbetten, die purpurfarbene Teppichbehänge umzogen. — Die gewebten Tapeten oder Teppiche sind entweder einfache seidene Zeuche, ohne Figuren; oder künstlich gewirkte seidene, wollene und leinene, wo Figuren und Scenen von Menschen, Thieren ꝛc. mit lebendigen Farben dargestellt sind. Letztere werden nach Mustern, die von geschickten Malern verfertigt sind, auf einem eigenen Weberstuhl sehr künstlich und mühsam gemacht. Auf einem solchen Stuhle arbeiten 4—6, ja wohl noch mehr Weber zugleich. Sie haben neben sich so vielerlei bunte Wollenfäden liegen, als Farben einzuweben sind. Sie folgen beim Weben dem vorliegenden Gemälde bei jedem Zug, und ahmen so durch die Stellung der verschiedenen Farben die Figuren mit ihrem Licht und Schatten nach. Es gibt drei Gattungen von dergleichen Tapeten: hochschäftige (**Hautelisse**; s. d.), tiefschäftige (**Basselisse**) und türkische. Beim Weben der erstern wird die Kette senkrecht auf dem Stuhle angebracht; die türkischen werden auf Hautelisse-Stühlen gewebt und haben einen sammtartigen Grund, den sie wie andre geschnittene Zeuche bekommen. Auf welchem Wege diese Kunst, so große Teppiche in Farben und mit Gestalten zu durchweben, nach den Niederlanden gekommen, ist, so viel uns bekannt, noch nicht ermittelt. Arras (daher die Tapeten bei den Italienern Arrazzi hießen) und Brüssel blühten durch diesen Gewerbzweig schon im 15. Jahrh. In ersterer Stadt ließ Papst Leo X. ums Jahr 1815 die berühmten Rafael'schen Tapeten (22) — so genannt, weil die Figuren nach Rafael's Zeichnungen gefertigt wurden — wirken, und machte mit einigen derselben Geschenke an die Höfe von Wien und Dresden, wo sie noch sind. Rafael's Geist ist überall sichtbar, obgleich einzelne Theile, durch die Schuld der Werkmeister in Arras, mißlungen sind. Die, welche in Rom geblieben waren, wurden während der Revolution nach Paris gebracht, sind aber jetzt wieder in Rom. Die schönsten Hautelisse-Tapeten werden in der Fabrik der **Gobelins** (s. d.) gemacht, welche Colbert 1667 anlegte. Zu Rom, Petersburg, Berlin und München gibt es auch schöne Arbeiten in dieser Art. Aehnliche Arbeiten sind die türk. oder pers. Teppiche aus der Fabrik der Savonnerie — weil ehemals ein Seifensieder sein Gewerbe an diesem Orte trieb — zu Chaillot bei Paris. Die Quadratelle kommt jetzt auf 500 Francs zu stehen. Die Portraits, welche diese Fabrik geliefert hat, sind vorzüglich schön. In Wien ist auch eine Tapetenfabrik à la Savonnerie eröffnet. In England werden viele Teppiche in und um Nottingham verfertigt. Die sogenannten **Iristapeten** sind eine Erfindung der wiener Fabrikanten Spörling

Digitized by Google

und Rahn seit 1817, noch mehr ausgebildet 1822 fg. Mittels des Iris-drucks werden 3—4 verschiedene Farbenstreifen nach der Länge der Rollen auf einmal aufgetragen und verschmolzen, und ganze Desseins von verschiedenen Farben auf einmal mit einer einzigen Form aufgedruckt. Die Erfinder haben ihr Verfahren der franz. Tapetenfabrik zu Nixheim im Elsaß und einigen Cattundruckereien mitgetheilt. — Zu den ledernen Tapeten nimmt man lohgares Kalb- oder Ziegenleder, zu schlechtern auch Schafleder, worauf man, vermittelst hölzerner Formen und einer Presse, erhabene Figuren hervorbringt, welche mit Oelfarbe ausgemalt und vergoldet oder versilbert werden. Die Papiertapeten werden fast wie Cattun gedruckt. Außer den gewöhnlichen mit Farben gedruckten, hat man auch gestäubte Tapeten, welche mit sehr feiner und verschiedentlich gefärbter Flockwolle, wozu man besonders die Scheerwolle der Tuchbereiter von den feinsten Tüchern benutzt, bestreut werden, wodurch die Figuren ein sammtartiges Ansehen bekommen.

Tapferkeit ist die große moralische Tugend, sich durch Vorstellung von der gefahrvollen Stärke eines Gegners nicht in seiner Pflicht irre machen zu lassen, ihm zu widerstehen. Die Merkmale, die den Begriff bestimmen, sind also: 1) ein freihandelnder Gegner, 2) Gefahr von seiner freien Handlung, 3) Pflichtgefühl, ihm zu widerstehen, 4) Muth, ihm zu widerstehen aus Pflichtgefühl, 5) Klugheit, diejenige Wege zu entdecken, auf denen der Widerstand am leichtesten ist. Der Tapfere muß also die Gefahr kennen. Der Kühne kennt sie nicht immer. Er muß Muth, d. i. Vertrauen auf seine Kräfte, haben, ihr mit Erfolg zu widerstehen. Der Widerstand muß nicht das Werk einer vorübergehenden Leidenschaft, die auch wohl einen Augenblick beherzt machen kann, sondern der Herzhaftigkeit, gewohnten, geübten Furchtlosigkeit, seyn. Der Widerstand des Tapfern ist moralisch nothwendig, überlegt und geprüft, dadurch unterscheidet er sich von der Tollkühnheit.

Tappe (August Wilhelm), kaiserl. russ. Rath, D. der Theologie und Prof. an der königl. sächs. Forstakademie zu Tharant, Ritter des kaiserl. russ. St.-Annenordens 3. Classe und Inhaber der Adelsmedaille am Wlademirbande, ward 1778 zu Eimbeck im Hanöverschen geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Hildesheim besucht, widmete er sich in Erfurt und Göttingen den theolog. Wissenschaften. 1802 folgte er einem Rufe nach Rußland, wo er auf der Universität zu Dorpat zuerst Vorlesungen über den Horaz hielt. 1804 ward er Lehrer der Philologie und Religion am Gouvernementsgymnasium zu Wiborg in Finnland und 1809 auch functionirender Director. Fast 30 J. alt begann er das Studium der russ. Sprache. 1810 wurde er nach St.-Petersburg an die Spitze des großen deutschen Hauptinstituts zu St.-Petri für den Lehrstuhl der Moral, Geschichte und Anthropologie berufen. Hier schrieb er seine Lehrbücher der russ. Sprache und Geschichte, insbesondere seine „Theoretisch-praktische russische Sprachlehre (6. Aufl., 1826). Mit dieser Sprachlehre verband er ein russisches „Elementarlesebuch" für Deutsche, aus russ. Schriftstellern ausgewählt (8. Aufl., 1828). Ein zweiter Theil enthält ein reicher Auszug aus Karamsin's „Russ. Geschichte", französisch und später deutsch. 1819 kehrte Tappe nach Deutschland zurück, bei seinem Abschiede noch mit Rang und Orden beehrt. Seit dieser Zeit lebte er als Prof. der Moral, Naturgeschichte und deutschen Sprache bei der k. Forstakademie in Tharant bei Dresden. Hier gab er (Dres-

den 1824) des (am 18. Jan. 1830 verſt.) Fürſten Putiatin „Worte aus dem Buche der Bücher, oder über Welt und Menſchenleben" heraus. Die Fortſetzung ſ. „Geſchichte Rußlands nach Karamſin" (1. Thl. bis zum Jahr 1362, Dresden 1828, mit Erläuterungen und Zuſätzen) unterbrach ſein Tod (3. April 1830 zu Tharant), nachdem er wegen Geiſtesabweſenheit eine Zeit lang auf der Heilanſtalt des Sonnenſteins geweſen war. Der zweite größtentheils von dem Verewigten ſelbſt noch bearbeitete Theil iſt einem jungen, dem Gegenſtand gewachſenen Gelehrten zur Vollendung übertragen worden. Mehre andre Schriften Tappe's übergehen wir. Sein Leben bezeichnet übrigens eine biedere Redlichkeit, ein oft überfließendes Gefühl für das Gute und Schöne und eine unwandelbare Treue in Bewahrung des Heiligſten, was der Menſch hat.

Taprobana, bei den Alten der Name der Inſel Ceylon (ſ. d.).

Tara oder Thara (aus d. Spaniſchen), die Abzugsrechnung über das Gewicht der Fäſſer und der Embalage von den Waaren ſelbſt; entgegengeſetzt dem Brutto (ſ. d.), um das Nettogewicht zu erſehen. Tariren: das Gewicht der Fäſſer, Säcke, Ballen, Kiſten ꝛc. von dem Waarengewichte abrechnen, geſchieht theils in gewiſſen Pfunden, für das Stück, Faß ꝛc. der Waaren, theils auf gewiſſen Pfunden Procent nach der in den Handelsſtädten eingeführten Beſtimmung. Einige Waaren, als Pflaumen ꝛc. genießen noch eine Sopratara, Supertara.

Tarantel, eine große giftige Spinne mit 8 Füßen, welche beſonders in Italien einheimiſch und in der Gegend der Stadt Taranto am häufigſten und giftigſten iſt, von welchem ſie den Namen Tarantolo bekommen hat. Ihr Biß oder Stich iſt ſehr ſchmerzhaft und hat, wegen des damit in den Körper eingedrungenen Giftes, wenn nicht ſogleich Gegenmittel angewendet werden, einen periodiſchen Wahnſinn zur Folge, welcher ſich auf verſchiedene Art äußert. Häufig werden die Kranken von einer beſondern Tanzluſt befallen, von der Urſache Tarantismus genannt, und die Befriedigung derſelben hat wohlthätige Folgen für ſie, weil vermittelſt der dadurch bewirkten ſtarken Ausdünſtung das Gift ausgeworfen wird. Man hielt ſonſt dafür, von den Folgen des Tarantelſtiches zu heilen, ſey eine eigene Methode erforderlich; durch richtigere Erfahrungen iſt aber dieſe Fabel widerlegt und vielmehr erwieſen worden, daß bei verſchiedenen Individuen auch verſchiedene Muſik nöthig iſt, je nachdem, ihrer eigenthümlichen Stimmung und Neigung nach, eine oder die andere mehr auf ſie wirkt. Zunächſt entſtand wahrſcheinlich jene Meinung aus einer Namensverwechſelung. Man hat nämlich in Italien eine Art von Tanz, welcher, weil er gleich den Taranteln, beſonders im Tarentiniſchen einheimiſch iſt, Tarantella heißt. Gewöhnlich wird er von 3 Mädchen ausgeführt, wovon das eine den Tamburin ſpielt, die beiden andern, mit Caſtagnetten verſehen, tanzen.

Tardieu (Jean Baptiſte Pierre), geb. 1746 zu Paris, ausgezeichnet als geographiſcher Kupferſtecher, war einer der Erſten, welche dieſe Kunſtgattung zu einem hohen Grade geſchmackreicher Vollendung erhoben. Für die Kaiſerin Maria Thereſia ſtach er in 53 Blättern die Charte der Niederlande. Unter Aufſicht Ludwig XVI. fertigte er eine Charte von den königl. Wildbahnen. Von ihm iſt die Charte zu Sonnini's „Reiſe durch Griechenland und die Türkei". Auch ſtach er die vom Miniſter Thümmel veranſtaltete topographiſche Charte von Sachſen-Altenburg in 25 Bl. Er ſtarb 1816. Sein Oheim und Großoheim

Digitized by Google

waren ebenfalls berühmte Chalkographen, sowie auch sein noch lebender Bruder Alexander durch eine bedeutende Anzahl von Kupferstichen seine Meisterschaft in dieser Kunst bewährt hat.

Tarent, auch Taras, eine der wichtigsten Städte Großgriechenlands, an dem Meerbusen gleichen Namens in Unteritalien, ward etwa 700 v. Chr. von ausgewanderten Spartanern gegründet, welche aber hier in der Folge sehr von der Strenge ihrer Sitten abwichen und durch Reichthum und Macht zur Weichlichkeit verführt wurden. Zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, unter der demokratischen Verfassung, hatte sie eine beträchtliche Flotte und ein Heer von vielen Tausenden. Das Innere der Stadt zeichnete sich durch schöne und prachtvolle Gebäude und Kunstwerke aus. Pythagoras's Philosophie fand dort, ungeachtet des üppigen Lebens, viele Verehrer. Einer der berühmtesten Tarentiner ist der scharfsinnige Mathematiker Archytas (s. d.), Platon's Schüler. — Lange Zeit blieben die Tarentiner von den Römern unberührt; als sie aber den Pyrrhus (s. d.) in seinem abenteuerlichen Zuge aufgenommen und unterstützt, später auch noch einige Bundesgenossen der Römer angegriffen hatten, mußten auch sie 272 v. Chr. sich diesen unterwerfen. Nur einige unförmliche Trümmer sind von ihr noch sichtbar. Das heutige Taranto gehört zur neapolitanischen Provinz Terra d'Otranto, zählt 18.400 Einw., ist der Sitz eines Erzbischofs, hat einen seichten Seehafen und ansehnlichen Handel. Von ihr heißt der franz. Marschall Macdonald Herzog von Tarent.

Tarif, ein ausführliches, gewöhnlich alphabetisch geordnetes Verzeichniß der Handlungsgüter und Waaren, sowie der davon zu entrichtenden Abgaben bei der Ein-, Aus- und Durchfuhr durch ein Land.

Tarokspiel, vielleicht das anziehendste, aber auch das schwierigste und verwickeltste aller Kartenspiele. Die Tarokkarten sind bereits bei den alten Aegyptern gebräuchlich gewesen; dieß zeigt auch die ganze Zusammensetzung des Spiels, die auf der den Aegyptern heiligen Zahl 7 beruht. Jede Farbe begreift 2 Mal 7 Blätter, der Haupttrümpfe sind 4 Mal 7 und das Ganze des Spiels ist 11 Mal 7 nebst dem Stüs (von excuse abstammend). Aber das Tarokspiel mit seiner doppelten Art von Figuren und Bildern ist, allem Ansehen nach, nicht in einer, sondern in verschiedenen Zeitaltern und von verschiedenen Völkern zusammengesetzt worden, und die Erfindung der Bilder fällt ohne Zweifel in eine uns viel nähere Zeit. Die italienischen alten und neuen Schriftsteller erklären es für das älteste Spiel in Italien; und die noch in einigen Gegenden Deutschlands gebliebenen Kartenspiele dieser Art bestätigen dieß Alter, und beweisen zugleich, daß dieß Spiel, als das älteste in Europa, sich noch über die Grenze von Italien ausgebreitet hatte, und gespielt ward, ehe die besondern Nationalspiele entstanden waren. Es wird unter 2, 3, auch 4 Personen gespielt. Alle Blätter, die nicht zu den Trümpfen und Bildern gehören, werden Cadons, leere Blätter genannt. Es gibt feinste münchner Tarok-Karten, auf dem Schnitt vergoldete mit Bildern, die mit Gold und Silber ausgefüllt sind, mit Holzschnitten, Darstellungen aus Schauspielen u. a.

Tarpeja war die Tochter des Spurius Tarpejus, eines Römers, dem in dem Kriege des Romulus mit den Sabinern die Behauptung einer Burg auf der südlichen Spitze des capitolinischen Berges anvertraut war. Sie ließ sich vom Tatius, dem Heerführer der Sabiner, be-

stechen, ihm ein geheimes Thor in diese Burg zu eröffnen, und einer Sage nach erhielt jene Seite des Berges den Namen Tarpejus mons. Bekanntlich wurden bei den Römern Verbrecher von dem Tarpejischen Felsen (sextum tarpejum, rupes tarpeja) herabgestürzt. Oft bedrohten die Volkstribunen Personen vom ersten Range mit dieser Strafe, die auch zu Horazens Zeiten noch nicht abgeschafft war. Tiberius ließ sie sogar noch an dem Sextus Marius vollziehen.

Tarquinii, eine alte mächtige Stadt der Etrusker, ward späterhin eine angesehene römische Colonie- und Municipalstadt. 1827 eröffnete man in der Nachbarschaft der jetzt päpstl. Stadt Corneto (Sitz eines Bischofs) die Hypogäen oder Grabgewölbe Tarquinii's. Baron v. Stackelberg und Prof. Thürmer (in Dresden) zeichneten die darin erhaltenen farbigen Wandgemälde ab (47 Steindrucktafeln mit 225 Figuren sollen bei Cotta u. d. T. „Aelteste Denkmäler der Malerei, oder Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii" erscheinen). Von den Thermen dieser Stadt war 1829 der 3. Theil ausgegraben, sowie Mosaik-Bruchstücke, geflügelte Kinder, Nereiden, große Vasen mit Gemälden u. dgl. m. Auch fand man 3 etruskische Tempel mit Zellen, und wichtige Inschriften aus dem 2. Jahrh. des röm. Kaiserthums. 1830 eröffnete man ein altes, großes Denkmal, das man für eine etruskische Pyramide hält.

Tarquinius (Lucius) der Aeltere (Priscus), fünfter König zu Rom, Sohn eines korinthischen Kaufmanns, der sich nach Traquinii begeben und daselbst Lacumo geworden war, folgte auf Ancus Martius und regierte über Rom von 138—175 d. St. oder von 615—578 v. Chr. Er vermehrte die Zahl der Senatoren und Ritter. Siege über die Lateiner, Sabiner und Etrusker erweiterten seine Macht und gaben ihm hinlängliche Mittel zur Verschönerung Roms und zu prächtigen Triumphzügen. Er gründete das Capitol und die Tempel des Jupiter, der Juno und der Minerva. Nach einer Regierung von 39 Jahren wurde er von den Söhnen des Ancus Martius im 80. Lebensjahre ermordet, als er damit umging, seinem Schwiegersohn Servius Tullius (s. d.) die Herrschaft über Rom zu verschaffen, der auch durch List von Tarquins Gemahlin, Tanaquil, die Königswürde erlangte.—2) Lucius Tarquinius Superbus, des Vorigen Sohn oder Enkel, siebenter König Roms, bahnte sich durch die Ermordung seines Schwiegervaters Servius Tullius den Weg zur Oberherrschaft über Rom und regierte daselbst von 220 bis 244. Tyrannische Behandlung, blutige Kriege und die Ausschweifungen seiner Söhne, vorzüglich aber die Schändung der Lucretia durch Sextus Tarquinius, gaben Veranlassung zu seiner Vertreibung (s. Brutus). Die königliche Regierung wurde abgeschafft und die Monarchie in eine Republik umgewandelt. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, Rom zu unterjochen (s. Porsenna), wobei er seine Söhne verlor, starb er 90 Jahr alt in Cumä.

Tauros, die alte, große und berühmte Hauptstadt Kilikiens am Kydnos (jetzt Karassu) in einer sehr schönen und fruchtbaren Gegend, war eine Zeitlang die Residenz eigner Könige, welche vom pers. Hofe abhängig waren. Als später die Seleukiden hier herrschten, ward die Stadt mit vielen Griechen bevölkert, auch eine Lehranstalt für Philosophie und Philologie errichtet, welche bald berühmt wurde und zur Zeit der röm. Kaiserherrschaft im höchsten Flore stand. Tarsos, die Vater-

stadt des Apostels Paulus, jetzt eine Stadt von 30.000 meist türkischen Einw. in der osmanischen Provinz Adana, ist noch ziemlich blühend durch Handel, hat aber nur wenige Ueberreste ihrer ehemaligen Herrlichkeit.

Tartaglia, eine Maske des neapolitanischen Volkslustspiels.

Tartane, ein kleines, leichtes Fahrzeug, das, vorzüglich im mittelländischen Meere, theils zur Fischerei, theils zum Küstenhandel gebraucht wird, nur einen großen Mast und einen Fockmast hat, und, wie alle kleinere Schiffe in diesem Meere, dreieckige Segel führt, welche die Italiener vela latina nennen.

Tartaren, s. Tataren, Tatarei.

Tartaros (Mythol.) zeigt nach den ältesten Vorstellungen das ganze Todtenreich als einen düstern, finster Theil der Unterwelt. Er war unter die Erdscheibe so weit hinab, als sich der Himmel über ihr wölbt, in ewiges Dunkel gehüllt, — der Gegensatz von Elysium (s. d.) — mit eisernen Mauern und Thoren umgeben, von dem feurigen Strome Phlegethon und dem aufstrudelnden Acheron begrenzt. Nach Hesiods Theogonie ist über ihm die Grundfeste der Erde und des Meeres. Ein fallender Ambos würde in 10 Tagen und Nächten erst von der Erde auf ihn hinabkommen. Am vollständigsten liefert diese Dichtung Virgil („Aen." VI.), der auch die Strafen der Verdammten: Tityos, Sisyphos, Ixion, Tantalos, der Danaiden ꝛc. (s. d.), umständlich schildert.

Tartini (Giuseppe), einer der geschicktesten Violinisten seiner Zeit, geb. auf dem Landgute in Pisano Istrien 1692, studirte zu Padua die Rechtswissenschaften, legte sich aber später, da er wegen eines Liebeshandels in das Minoritenkloster nach Assisi geflohen war, daselbst auf die Musik. 1721 wurde er als Violinspieler bei der Capelle des h. Antonius zu Padua angestellt. Der Ruf seiner Kunstfertigkeit verbreitete sich bald durch ganz Italien und auch in Deutschland, als er hier bei der Krönung Kaiser Karl VI. zum König v. Böhmen in Prag sich als Meister auf seinem Instrumente hatte hören lassen. Nach Padua zurückgekehrt, errichtete er eine berühmte Musikschule, und er war als der gefeierte Lehrer Aller zu betrachten, die die Musik gründlich in jener Zeit erlernen wollten. Er starb 1770. Tartini brachte, wie Schubart sagt, Bogenleitung und Applicatur in ein System; doch bemerkt derselbe auch, daß der majestätisch-träge Zug die Geschmeidigkeit des Bogens hemme, und daher das Spiel dieser Schule sich vorzüglich zum Kirchenstyl eigne. Er war Meister in der Tonsetzkunst wie im Spiel, und von seinen praktischen und theoretischen Kenntnissen zeugen seine vielen Werke, deren einige ins Deutsche übersetzt sind. Von seinen Musikstücken sind die berühmtesten: die sogenannte Teufelssonate, mit ihren auffallenden Gängen, Dissonanzen und Passagen, die, wie er selbst geglaubt zu haben scheint, ihm unmittelbar vom Teufel eingegeben worden sey, und einige Sonaten, die 1734 und 1754 herauskamen.

Tartsche, wahrscheinlich ein slawisches Wort, denn es ist noch in der polnischen und russischen Sprache ein runder, in der Mitte erhabner Schild, der sonst besonders bei den Türken sehr gewöhnlich war.

Tartuffe, s. Molière.

Taschenbücher- und Almanachsliteratur. Man nennt eigentlich solche Bücher, welche in einem Formate gedruckt sind, dergestaltet, daß sie bequem in der Tasche herumzutragen sind, Taschenbücher. Es kann daher, das Wort Taschenbuch in diesem Sinne genommen, von

keiner Literatur derselben die Rede seyn; wohl aber, wenn man unter Taschenbücher vorzugsweise jene Schriften versteht, die, in einem niedlichen eleganten Aeußern, ihrem Inhalte nach hauptsächlich oder auch einzig der unterhaltenden Lectüre bestimmt sind. Der Ursprung unsrer jetzigen Taschenbücher für die elegante Welt verliert sich in die Anhänge, welche man den Kalendern für das Volk, dergleichen, z. B. der „hinkende Bote" seit länger als 160 Jahren gewesen, jährlich zu geben pflegte. Es entstand die Idee, den gebildetern Ständen bei der Gelegenheit, wo sich auch diese mit einem Kalender für das nächste Jahr zu versehen pflegten, eine Sammlung kleiner unterrichtender und unterhaltender Aufsätze in die Hände zu liefern. Man begnügte sich dabei zuerst mit einer bloß zierlichen Form. Nach und nach steigerte sich das Bedürfniß durch den Wetteifer der mit diesem Zweige der Literatur sich beschäftigenden Industrie. Man fügte Kupfer hinzu, anfangs wenige und von geringem Kunstwerth. Chlodowicki und sein ausgezeichnetes Talent für die Charakteristik der kleinen Zeichnungen begünstigte und entwickelte diese Liebhaberei bald außerordentlich. Dieselbe Steigerung, welche in den Ansprüchen auf das Aeußere stattgefunden, ist auch bei der Zusammenstellung des Inhalts eingetreten, und wir sind dahin gekommen, daß sich fast die ganze poetische Literatur der Deutschen in diese Ephemeren geflüchtet hat und nur in dieser Form noch Sammlungen gedeihen. Auch sind die Ansprüche der Autoren, welche Beiträge dazu liefern, in gleichem Grade gestiegen; man verlangt und bezahlt in Goldstücken, wo sonst einige Silberthaler zureichten. So werden diese Unternehmungen jetzt in der Regel nicht bloß von den Verlegern, sondern auch von den Dichtern und Herausgebern aus Industrie betrieben, und da das Publicum dieß bemerken muß, so darf man annehmen, daß ihre glänzendste Zeit vorüber und ihr Herabsinken nahe ist. Eines der ersten Taschenbücher dieser Art, die in Deutschland mit Beifall gelesen wurden, war das lauenburger. Es erschien zuerst 1770 und wurde bis 1798 fortgesetzt, fristete sich darauf noch 2 Jahre unter andern Titeln und erlosch dann. Die gothaischen Hofkalender, welche auch die Genealogie der europäischen und deutschen Fürstenhäuser lieferten und außerdem mancherlei Brauchbares mittheilten, erschienen zuerst 1764 und von 1766 an auch französisch. Sie sind ohne bedeutende Unterbrechung bis jetzt fortgesetzt worden. Von den vorzüglichsten Taschenkalendern nennen wir noch: den göttinger 1776—1813, berühmt durch Lichtenberg's Beiträge und sein Commentar zu den darin verkleinert mitgetheilten Hogarth'schen Kupferstichen. Das leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer, herausgegeben von Claudius in Leipzig, erwarb sich ein großes Publicum, hörte 1813 auf, ward aber vom Hofrath Rochlitz 1817 wieder begonnen und bis 1820 fortgesetzt. Das ebenfalls in Leipzig erscheinende Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, das vor allen andern ein großes Glück in der deutschen Lesewelt gemacht hat, erschien zuerst 1791. Jetzt besitzen wir ein doppeltes Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, von welchen das eine durch Kind bei Hartmann, und das andere bei Gleditsch durch den Prof. Wendt in Leipzig zusammengestellt wird. Das Cotta'sche Taschenbuch für Damen ward 1793 begonnen, hörte aber 1822 auf. Cotta unternahm 1802 ein ähnliches Taschenbuch in franz. Sprache u. d. T.: „Almanach des Dames", und ließ dasselbe in Paris zusammenstellen und drucken, wie auch dort die Kupfer dazu

stechen. Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft wurde 1800 von dem Buchhändler Wilmans, damals in Bremen, unternommen, und wird bis jetzt mit Erfolg fortgesetzt. Der jetzige Herausgeber ist Stephan Schütze. Die Minerva, ein ebenfalls sehr beliebtes Taschenbuch, das 1809 zuerst herauskam, hat sich durch die Idee, zu den Kupfern Darstellungen aus den Werken Schiller's u. s. w. zu wählen, welche von Böttiger mit einem Commentar begleitet wurden, sehr beliebt gemacht. 1815 erschien, unter Leitung Fouqué's und des Buchhändlers Schrag in Nürnberg, das Frauentaschenbuch, das wegen seines meistens wohlgewählten Inhalts und seiner zierlichen Kupfer freundliche Aufnahme fand. Die bei Ernst Fleischer erscheinende Orphea hat den Plan, zu den Kupfern Darstellungen aus den bekanntesten deutschen Opern zu wählen, und für 1824 mit 8 Scenen aus dem „Freischütz" begonnen. Zu den beliebten Ephemeren dieser Art sind ferner noch Cornelia, von Schreiber, Penelope, von Theodor Hell und Vergißmeinnicht, von Clauren-Heun zu zählen, welches letztere an den Rosen seit 1827 und an Vielliebchen von A. Tromlitz seit 1828, Pendants erhalten hat. Die Aglaja zeichnet sich durch sehr sauber in punktirter Manier ausgeführte Nachbildungen berühmter Gemälde von John aus, und der von der Kalenderdeputation in Berlin herausgegebene Taschenkalender empfiehlt sich durch Beiträge von Tieck und historische Aufsätze. Nicht minder machen wir auf die Alpenrosen, ein in Bern erscheinendes Taschenbuch, aufmerksam, das von Wyß, Kuhn, Hegner u. a. schweizerischen Gelehrten und Dichtern oft mit trefflichen Beiträgen ausgestattet ist. Vorzüglich ist auch das von Brockhaus in Leipzig herausgegebene Taschenbuch Urania seit 1810, worin 1820 Schulze's (s. d.) „Bezauberte Rose" enthalten war. Ueberhaupt sind in Deutschland von 1801—35 gegen 360 Taschenbücher vermischten Inhalts erschienen (also ohne die reingeschichtlichen, theatral., pädagogischen ꝛc.).

Die vorzüglichsten deutschen Musenalmanache sind die von Bürger und Voß. Der franz. „Almanach des Muses" brachte beide Freunde auf den Gedanken, eine ähnliche Sammlung für Deutschland zu veranstalten, und ihr Bemühen wurde in jener durch den bekannten göttinger Freundesverein für die deutsche Poesie so bedeutungsreichen Zeit mit großem Erfolg gekrönt. Von 1770—76 gaben beide Dichter die Sammlung u. d. T.: „Göttingischer Musenalmanach" (auch Blumenlese), gemeinschaftlich heraus. Von 1777—94 besorgte Bürger denselben allein. Von 1795—1803, wo er aufhörte, war Karl v. Reinhard der Herausgeber. Voß begann 1779 eine besondere Sammlung im Verein mit Göckingk, welche bis 1798 fortdauerte und sich von jener durch den Titel: „Hamburgische poetische Blumenlese", auszeichnete. Auch Schiller begann 1796 eine solche Sammlung, und durch die Aufnahme der „Xenien" erhielt dieser erste Jahrgang einen so außerordentlich starken Absatz, daß er mehre Mal neu angelegt werden mußte. Es erschienen nachher noch die Jahrgänge 1797—1800. Zu den anziehendsten Sammlungen dieser Art wurde auch der wiener Musenalmanach gerechnet, der 1781—88 und 1790—96 von Blumauer und Ratschky herausgegeben und dann einige Jahre von Leon fortgesetzt wurde. Seitdem haben nur einige Provinzialproducte dieser Art, z. B. der nordische Musenalmanach, der berliner, mit 1826 begonnen und beschlossen, und der schlesische, von Brand (5.

Digitized by Google

Jahrg. 1830) ihr Publicum gefunden. Prof. Wendt in Göttingen gab einen „Musenalmanach f. d. J. 1830" zu Leipzig bei Weidmann heraus. — Wir führen weiter noch verschiedene deutsche Taschenbücher auf, die sich besondern Zwecken gewidmet hatten oder noch widmen. Unter diesen verdient vor allen das, von Mohn herausgegebene „Niederrheinische Taschenbuch" (Düsseldorf, bei Schreiner) genannt zu werden, welches in 6 Jahrgängen von 1799, 1800, 1, 2, 3 und 5 eine Reihe der schönsten Bilder der damaligen düsseldorfer Gallerie in vortrefflichen Stichen, von Heß mittheilte, die diesem Taschenbuche für Sammler einen dauernden Werth zusichern. Auch Wallraf (s. d.) lieferte 1799—1801 ein „Taschenbuch für Kunst", mit Kpfn. nach Gemälden des pariser Museum. 1816 gab E. von Groote in Köln bei Dümont-Schauberg ein „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst" mit Kpfrn. heraus. — Der unermüdliche und unerschöpfliche Kotzebue begann 1803 ein dramatisches Taschenbuch u. d. T.: „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande", welches bis zu seinem Tode dauerte. 1819 erschien die Sammlung noch aus Kotzebue's Nachlaß gefüllt; seit 1821 besorgt der Verleger die Zusammenstellung. Auch Müllner hatte einige Jahre lang einen dramatischen Almanach für Privatbühnen herausgegeben, und es erschienen dergleichen mehre: von Castelli, Kurländer, Töpfer, Holtei u. s. w. Oefters sind auch ausgezeichnete Werke unserer Dichter zuerst in der Gestalt der Taschenbücher geliefert worden. So brachte Vieweg in Braunschweig 1798 Göthe's „Hermann und Dorothea" zuerst als Taschenbuch; Unger in Berlin 1802 Schiller's „Jungfrau von Orleans"; ebenso auch Cotta späterhin Göthe's „Natürliche Tochter", letztere jedoch mit geringerem Glücke. — Endlich nennen wir Justi's (histor.-artist.-antiquarisches) Taschenbuch: Die Vorzeit, seit 1820, 15 Jahrgänge; den Literarischen Almanach, von Sim. Ratzeberger (Pseudonym), seit 1827; das Taschenbuch ohne Titel (Leipzig, bei Brockhaus) und das „Historische Taschenbuch herausgegeben von Fr. v. Raumer (Leipzig 1829 fg.).

Tasso (Bernardo), einer der vorzüglichsten epischen und lyrischen Dichters Italiens, dessen Ruhm jedoch von seinem Sohne Torquato verdunkelt worden, stammte aus dem alten Geschlechte der Torregiani, die ehemals Herren von Bergamo, Mailand u. a. lombardischen Städten vor der Herrschaft der Viscontis gewesen waren, sich zwischen Como und Bergamo niederließen und vom dasigen Gebirge Tasso den Namen sich gaben. Bernardo war 1493 zu Bergamo geboren, erhielt von seinen Eltern und nach deren frühem Tode vom seinem Onkel, Luigi Tasso, Bischof von Racanati, eine treffliche Erziehung und machte schnelle Fortschritte im Griechischen und Lateinischen. Mit gleichem Erfolg trieb er bald die italienische Poesie. Die Gedichte, worin er seine Geliebte, Ginevra Malatesta, verherrlichte, vorzüglich aber das herrliche Sonett, worin er seinen Schmerz über das frühe Hinscheiden derselben aussprach, machten ihn in ganz Italien ehrenvoll bekannt. 1530 ging er, um seine Kenntnisse zu erweitern, auf die damals hochberühmte Universität Padua, wo er sich vorzüglich mit dem Studium der politischen Wissenschaften beschäftigte. Anfangs war er Secretair beim päpstl. General, Grafen Rangona, wohnte der Schlacht bei Padua bei und ward darauf zu geheimen Unterhandlungen vom Papst Clemens VII. nach Frankreich gesendet. Nach dem Ende des Krieges trat Bernardo auf kurze Zeit in

Digitized by Google

die Dienſte der Prinzeſſin Renata, Herzogin von Ferrara, ging dann nach Padua und von da nach Venedig, wo er eine Sammlung ſeiner Poeſien herausgab, die ſeinen Ruhm als Dichter begründete. 1531 wurde er Secretair des Fürſten Sanſeverino zu Salerno, in deſſen Dienſte er dem berühmten Zuge Karl V. nach Tunis beiwohnte. Hierauf ging Bernardo in Geſchäften ſeines Fürſten nach Spanien, und vermählte ſich nach ſeiner Rückkehr zu Salerno 1539 mit der ſchönen, reichen, durch Geiſt und Tugend ausgezeichneten Porzia de' Roſſi. Er verlebte nun mehre Jahre in dem anmuthigen Sorrento höchſt glücklich und begann ſein Gedicht „Amadis". Als aber ſein Fürſt in des Kaiſers Ungnade gefallen war, mußte der von Charakter ſo liebenswürdige als achtungswerthe Dichter von einem Orte zum andern wandern, um ſein Auskommen zu finden, und verlor unterdeſſen ſeine Gattin durch den Tod. Endlich ward er Staatsſecretair beim Herzog Wilhelm Gonzaga von Mantua und Statthalter von Oſtiglia, wo er 1569 in den Armen ſeines Sohnes Torquato ſtarb. Sein berühmteſtes Gedicht iſt das romantiſche Epos „Amadis", „L'Amedigi" (Venedig 1560, Bergamo 1755) in 106 Geſängen nach ſpan. Originalen, welches nur von Arioſto's „Orlando" übertroffen wird. Künſtlich ſind drei Hauptfabeln in einander geſchlungen, die mannigfaltigſten Epiſoden wechſeln mit einander und ſtete Ueberraſchungen unterhalten das Intereſſe. Die Sprache und der Vers ſind claſſiſch correct. Die weitere Ausführung einer Epiſodie im „Amadis" iſt „Il Fioridante" (Bologna 1557), jedoch unvollendet. In ſeinen Oden ſuchte er die Alten nachzuahmen; es fehlte ihm aber dazu die Kraft, dem Schwung und der energiſchen Erhabenheit der alten Lyriker zu folgen. Seine übrigen Poeſien gehören zu den lieblichſten, welche Italien beſitzt. Wichtiger ſind ſeine proſaiſchen Schriften (worunter eine in der Akademie zu Venedig gehaltene Rede über die Poeſie), beſonders ſeine Briefe mit hiſtoriſchen Anmerkungen von Jagemann, Leipzig 1803, die wegen den politiſchen Begebenheiten des 16. Jahrh. ſehr brauchbar ſind. Ausgabe ſämmtlicher Werke, Padua 1733, 3 Bde, 8.

Taſſo (Torquato), Sohn des Vorigen, war den 11. März 1544 zu Sorrento geboren. Sein Vater, theils im Kriege, theils in der Verbannung lebend, mußte die Erziehung ſeines Sohnes allein ſeiner Gattin Porzia anvertrauen. Der Knabe machte ſeine Schulſtudien bei den Jeſuiten zu Neapel bis 1554, wo ihn ſein Vater zu ſich nach Rom kommen ließ. Die Trennung von der Mutter muß ihm ſehr ſchmerzlich gefallen ſeyn, denn es iſt noch ein Gedicht übrig, worin er ſeinen Abſchied beweint. Sein Vater und ein tüchtiger Lehrer unterrichteten ihn gründlich im Griechiſchen und Lateiniſchen. Nach dem Tode ſeiner Mutter, der 1556 plötzlich erfolgte, verſuchten die Verwandten derſelben alle Mittel, Taſſo von der Erbſchaft ſeiner Mutter auszuſchließen; er mußte auf dieſe Weiſe ſchon frühe mit dem Unglücke kämpfen. Sein Studium ſetzte er noch 6 Monate zu Bergamo und dann 2 Jahre hindurch in Urbino und in Peſaro fort. In Venedig war beſonders die italieniſche Literatur und ihre Meiſterſtücke der Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung. 1560 bezog er die Univerſität Padua, und, um dem Wunſche ſeines Vaters zu begegnen, legte er ſich mit großem Fleiße auf das bürgerliche Recht; aber Torquato's Genius, den ein unwiderſtehlicher Hang zur Poeſie zog, vermochte ſich nicht mit der Wiſſenſchaft der Rechte zu befreunden. Im Geheim folgte er daher ſeinem Naturberufe und die Frucht

ſeines verſtohlenen Umganges mit den Muſen war 1561 das ſchöne Gedicht „Rinaldo", was bald ſich durch ganz Italien einen Namen erwarb. 1562 ging er nach Bologna, von dem Vicelegaten Dominico Ceſi dahin berufen; verließ es aber 2 Jahre darauf wieder, weil man ihn fälſchlich der Verfaſſung eines ſatyriſchen Gedichts angeklagt hatte, und kehrte nach Padua zurück, von Scipio Gonzaga, dem Stifter der dortigen Akademie, eingeladen. Während der Zeit war in Venedig ſein „Rinaldo" herausgekommen, den er dem Cardinal Eſte, dem Bruder Alfons II., widmete; der Cardinal zog ihn nach Ferrara. 1565 kam er dort an. Er wurde mit Liebe empfangen, und freigebig verſorgte man ihn mit Allem, um ihm jegliches Hinderniß aus dem Wege zu räumen, das auf die Vollendung ſeines großen Gedichtes „Das befreite Jeruſalem", zu dem er ſchon vor 2 Jahren den Plan entworfen hatte, ungünſtig einfließen konnte. Die beiden Prinzeſſinnen Lucretia und Leonore von Eſte, Schweſtern des Alfons, ſchenkten ihm bald ihre Huld. Die Letztere führte ihn auch bei ihrem Bruder Alfons ein, der, den Werth des Mannes erkennend und noch mehr wünſchend, ſich ſelbſten in deſſen großem Gedicht verewigt zu ſehen, ihn auf das freundlichſte aufnahm. Obgleich ſich Torquato jegliche Mühe gab, die Hofleute für ſich zu gewinnen, gelang es ihm dennoch nicht; der neuangekommene Günſtling erregte ihren Neid. Er ſuchte das Wohlwollen des Benedetto Manzuoli, des begünſtigten Secretairs des Cardinals. Ueberdieß genoß er der Freundſchaft einiger Gelehrten, als des Giovambattiſta Pigna und Antonio Monte Catino. Mit dem Erſtern gerieth er in ein geſpanntes Verhältniß, was durch Taſſo's Gönnerin, die Prinzeſſin Leonore, beſeitigt wurde. Pigna liebte eine Dame, Lucretia Bendidio, deren Namen Taſſo auch in ſeinen Gedichten, wenngleich vielleicht mit größerm Geräuſche als mit wahrer Neigung feierte, und ward auf dieſe Weiſe der Nebenbuhler des Pigna. 1569 ſtarb Taſſo's Vater, der Gouverneur in Oſtiglia am Po und im Dienſte des Herzogs von Mantua war. Den Sohn, der zum Vater während deſſen Krankheit geeilt war, ſchmerzte dieſen Verluſt ſo tief, daß eine gefährliche Krankheit hiervon die Folge war. 1570 reiſte Taſſo mit dem Cardinal Ludwig nach Frankreich, wo er von dem Könige Karl IX. und von vielen gelehrten Männern ausgezeichnete Ehrenbezeugungen empfing; vorzüglich ſchloß Peter Ronſard ſich ihm an. Doch der Neid der Höflinge verkümmerten Taſſo'n ſein Glück, ſodaß er ſich endlich genöthigt ſah, ſeinen Abſchied zu nehmen und nach Italien zurückzukehren. 1572 kam er in Rom an, von wo aus er ſich viele Mühe gab, um in die Dienſte des Herzogs Alfons zu treten. Dieß gelang ihm und im folgenden Jahre ging er nach Ferrara zurück. Hier ſchrieb er in einer glücklichen Muße 1573 ſeinen „Aminta", ein Paſtoraldrama, das mit einem ungemeinen Beifall zu Ferrara aufgeführt wurde. 1574 folgte Taſſo der Einladung der Fürſtin Lucretia von Eſte, welche den Fürſt Urbino, della Rovere, geheirathet hatte, und kam nach Peſaro. Auf dem Caſtel Duranto genoß Taſſo die wohlthätigſte Ruhe und vielleicht die ſchönſte Zeit ſeines Lebens. Mit Gedanken und Geſchenken überhäuft, kehrte er einige Monate darauf nach Ferrara zurück, wo er mit dem angeſtrengteſten Fleiße an der Vollendung ſeines Gedichtes arbeitete. Er befand ſich aber hier nicht mehr wohl; der Neid ſuchte ihn überall zu verleumden und in der Gunſt des Herzogs zu ſtürzen. Er beſchloß daher nach Rom zurückzukehren und theilte dieſen Plan dem

Digitized by Google

Scipio von Gonzaga mit, dem er zugleich sein „Befreites Jerusalem" zur Prüfung vorlegte. Ihre Ansichten waren verschieden; dieß beunruhigte Tasso, dem Gonzaga's Urtheil viel galt. Hierdurch und durch eine schon merklich gewordene Schwermuth, die ihm eine Menge eingebildeter Gefahren und Verfolgungen schaffte, quälte er sich unausgesetzt. Er beschloß nun nach Rom zu gehen, obgleich der Herzog es ungern sah; dort angekommen ward er von Gonzaga dem Cardinal Ferdinando von Medici, der später Großherzog von Toscana ward, vorgestellt; dieser, welcher hohe Achtung vor Tasso hatte, schlug ihm vor, als Edelmann in seine Dienste zu treten; Tasso glaubte aber zu viele Verbindlichkeiten gegen das Haus Este zu haben, als daß er schon jetzt in einen andern Dienst treten dürfte. Er kam daher 1576 nach Ferrara zurück, von der Huld des Fürsten empfangen. Die Höflinge, noch mehr durch die Hoffnung und den Neid angeregt, bedienten sich jegliches Mittels, ihn zu verleumden; an ihrer Spitze stand erst Pigna, den Tasso in seinem „Jerusalem" u. d. N. Aletes schildert; als dieser starb, nahm Monte Catino dessen Stelle ein. Nach Pigna's Tod bat Tasso den Herzog, ihm das Amt eines Historiographen, was Pigna bekleidet hatte, zu ertheilen. Alfons gewährte es ihm, und Tasso sah sich auf diese Weise noch mit festern Banden an einen Hof gebunden, den zu verlassen er schon mehrmals beschlossen gehabt hatte und sicher noch oft beschließen würde. Seine trübe Stimmung ward immer dunkler; einige unangenehme Begebenheiten vermehrten sie noch. Tasso hatte gehört, daß Maddalo, der sich ihm stets als Freund gezeigt hatte, ihn öffentlich verleumdet habe; er stellte ihn in einem Vorzimmer des Hofes zu Rede; Maddalo leugnete nicht allein, sondern behandelte den Dichter so verächtlich, daß dieser sich nicht enthalten konnte, ihm eine Ohrfeige zu geben. Maddalo suchte Rache auf eine hinterlistige Weise; er und seine Brüder griffen den Dichter auf der Straße von hinten an, und Tasso hatte kaum so viel Zeit, dem Stoße auszuweichen und seinen Degen zu ziehen. Seine Gegner fügten zu ihrem niedrigen Angriffe noch die Feigheit und entflohen. Eine Reise nach Modena zu einem Freunde, dem Grafen Tassone, vermochte die Heiterkeit seines Gemüths nicht dauernd wieder herzustellen; nach Ferrara zurückgekehrt, verfiel er in eine noch traurigere Melancholie und ward stets von düstern und Furcht erregenden Einbildungen gefoltert. Seine Verfolger, meinte er, hätten ihn nicht allein der Treulosigkeit gegen den Herzog, sondern auch der Mißachtung der Inquisition angeklagt, und man trachte ihn durch den Dolch oder durch Gift aus dem Wege zu räumen. Die Fürsten von Ferrara wandten Alles an, ihn zu beruhigen; doch nichts half. In einem Anfalle seiner Melancholie verfolgte er sogar in den herzogl. Zimmern einen Diener, der ihm verdächtig war, mit dem Messer. Der Herzog ließ ihn hierauf in einem Gemache des Hofes bewachen und ärztlich behandeln. Anfangs schien Tasso's bewegtes Gemüth sich beruhigen zu wollen; auf sein Begehren ward er in das Franciscanerkloster zu Ferrara gebracht. Von hieraus entfloh er im Geheim und begab sich, unter einem falschen Namen, als Hirt verkleidet nach Sorrento zu seiner Schwester Cornelia, Witwe von Marzio Serfale. Ihre liebevolle Pflege stellte ihn so weit wieder her, daß er einzusehen schien, seine rasche Flucht aus Ferrara sey die Folge selbstgeschaffener Schreckbilder gewesen, denn er bat den Herzog und die Prinzessinnen um die Erlaubniß, zurückkommen zu dürfen. Da er keine Ant-

Digitized by Google

wort empfing, reiste er nach Rom und wirkte endlich durch des Herzogs römischen Minister Gualengo die Einwilligung zur Rückkehr aus. Er ward so wohlwollend als früher aufgenommen; doch bald wurde er wieder eine Beute seiner Melancholie und seines Argwohns; er floh von neuem und bereiste die größeren Städte Italiens, wo er überall von den Fürsten höchst ehrenvoll empfangen ward; dennoch konnte er Ferrara nicht vergessen und nach langem Bitten gewährte ihm der Herzog, bei Gelegenheit seiner Heirath mit Margaretha Gonzaga, die Gunst der Rückkehr. Im Febr. 1579 kam er wieder zu Ferrara an. Das alte Wohlwollen der Fürsten gegen ihn war aber verschwunden; man behandelte ihn kalt und verächtlich. Dadurch ward von neuem seine melancholische Stimmung angefacht und seine Reizbarkeit so sehr erregt, daß er öffentlich seinem Mißmuth gegen den Herzog und seine Familie Luft machte und vielleicht hierin weiter ging als die Klugheit rieth. Der Herzog erklärte ihn für wahnsinnig und ließ ihn in das St.-Annenspital einsperren. Zwei Jahre hindurch ward er hier auf das Strengste bewacht. Man kann sich leicht denken, welch eine Wirkung eine solche Behandlung auf den trübgestimmten und reizbaren Geist Tasso's haben mußte. Während ganz Italien von seinem Lobe ertönte, schmachtete der arme Dichter, krank, verlassen, oft des Nothdürftigen entbehrend, in einem Gefängnisse und mußte sich wie einen Verrückten behandeln lassen. Daß er es nicht war, bewiesen die Werke, die er am Orte seines Verhaftes schrieb. Zur Vertheidigung Arioste's verfertigte er einen Dialog; später mußte er zu seinem eignen Schutze die Feder ergreifen. Endlich ward er nach einer 7jährigen Einkerkerung durch die Verwendungen des Fürsten Vincencio Gonzaga und des Antonio Constantino wieder in Freiheit gesetzt. Die letzten 9 Jahre seines Lebens brachte er fast auf beständigen Reisen zu, von Ferrara nach Mantua, von dort nach Rom, nach Neapel, wiederum nach Rom und endlich nach Florenz, wo er mit höchster Achtung von dem Großherzog aufgenommen ward. Die letzten Jahre verlebte er theils in Rom, theils in Neapel, immer melancholisch und argwöhnisch, und oft so arm, daß er in dem Spitale seiner Provinz zu Rom sich zu erholen und seine Gönner um kleine Unterstützungen zu bitten gezwungen war. Den letzten Aufenthalt hatte er bei dem Cardinal Cinzio Aldobrandini, dem Neffen Clemens VIII., der ihm 900 Scudi jährliches Gehalt gab. Der Papst hatte dem unglücklichen Dichter die Ehre einer öffentlichen Krönung auf dem Capitole zugedacht; aber auch diese gönnte ihm sein Mißgeschick nicht; er starb vor dem Tage des Festes, wozu schon Alles bereitet war, am 25. April 1595 im Kloster St.-Onofrio. Er ward prachtvoll von seinem Gönner, dem Cardinal Cinzio, bestattet, und 8 Jahre darauf ließ er auf sein Grabmal in der kleinen Kirche des Klosters St.-Onofrio eine Statue setzen, die noch vorhanden ist. — Friedrich Schlegel urtheilt über Tasso folgendenmaßen: „Etwas jünger als Camoens ist Tasso, der uns schon durch seine Sprache und zum Theil auch durch seinen Inhalt näher steht, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernste der geschichtlichen Wahrheit verbinden. Für seine Zeit noch mehr als für die unsre; denn noch dauerte der alte Kampf zwischen der Christenheit und den Mächten Mohammed's fort. Nicht bloß eine poetische, sondern auch eine patriotische Begeisterung für die Sache der Christenheit beseelte den ebenso ruhmbegierigen als frommfühlenden Dich-

Digitized by Google

ter. Doch hat er die Größe seines Gegenstandes durchaus nicht erreicht den Reichthum desselben so wenig erschöpft, daß er ihn, so zu sagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beschränkte die virgilische Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem sogenannten epischen Maschinenwerk. Tasso gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die sich nur selbst und ihr schönstes Gefühl darstellen, als eine Welt in ihrem Geiste klar aufzufassen und sich selbst darin zu verlieren und zu vergessen im Stande sind. Die schönsten Stellen in seinem Gedichte sind solche, die auch einzeln als Episoden in jedem andern Werke schön seyn würden und nicht wesentlich zum Gegenstande gehören. Die Reize der Armida, Chlorindens Schönheit und Erminiens Liebe, diese und ähnliche Stellen sind es, die uns an den Tasso fesseln. In seinen lyrischen Gedichten ist eine Glut der Leidenschaft und Begeisterung der unglücklichsten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferspiel „Aminta", das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erst an die Quelle jener schönen Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunstreichen Petrarca sonderbar absticht. Tasso ist ganz ein Gefühlsdichter und wie Ariost ganz malerisch; so ist über Tasso's Sprache und Verse ein Zauber von musikalischer Schönheit ausgegossen, der wohl am meisten mit beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er selbst beim Volk mehr als Ariost ist. Die einzelnen Stellen und Episoden des Gedichts sind oft gesungen worden, und da die Italiener sonst eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, so haben sie ihr episches Gedicht für der lebendigen Gesang sich auf solche Weise in einzelne Romanzen aufgelöst, die wohllautendsten, edelsten, dichterisch schönsten und schmuckvollsten, die wohl irgend ein andres Volk besitzt. Die Art, ihren Dichter zu nehmen und stellenweise vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beste; denn an dem innern Zusammenhange des ganzen Werks, als eines solchen, möchte nicht sehr viel verloren seyn. Wie wenig Tasso sich selbst mit seinem Begriffe von epischer Kunst befriedigen konnte, zeigen seine mannigfachen Abänderungen und mißlungenen Versuche. Zuerst versuchte er es mit einem Rittergedicht; das „Befreite Jerusalem", dem er seinen schönsten Ruhm verdankt, wollte er, da seine glücklichste Zeit schon vorüber war, ganz umarbeiten; die schönsten, reizendsten und liebevollsten Stellen brachte er seiner jetzigen sittlichen Strenge oder Aengstlichkeit zum Opfer; dafür sollte eine durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Ersatz gewähren. Noch versuchte er ein christlich episches Gedicht von der Schöpfung. Wie schwer es auch dem glücklichsten Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche Mosis zu ebenso viel ausführlichen Gesängen zu entfalten, darf nicht erst auseinander gesetzt werden. In diesem Gedichte entsagte Tasso sogar dem Gebrauche des Reims, dessen Zauber doch seine Gesänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den selten ein Dichter so ganz in der Gewalt hatte wie er. So streng war er eigentlich gegen sich selbst; man sollte also bei so vielen Schönheiten wegen einiger Gedankenspiele (Concetti) nicht so streng über ihn richten. Viele von diesen spielenden Gedanken beim Tasso sind nicht bloß sinnreiche, sondern auch bildlich schön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe sind sie am ersten erlaubt. Betrachten wir den Tasso ganz als einen musikalischen Gefühlsdichter, so ist es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewissen

Digitized by Google

Sinne einförmig, und daß er so durchgehends sentimental ist. Von der Poesie, die in ihrem innern Wesen lyrisch ist, scheint diese Einförmigkeit nun einmal unzertrennlich zu seyn; ja wir finden eher eine Schönheit darin, daß selbst über die Darstellung sinnlicher Reize beim Tasso dieser sanfte elegische Hauch verbreitet ist. Aber ein epischer Dichter muß allerdings reicher seyn, er muß eine Welt von Gegenständen, den Geist der Gegenwart und der Vergangenheit, seine Nation und die Natur umfassen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, sondern jede Saite des Gefühls zu berühren und anzuregen verstehen. Eine Uebersicht der verschiedenen Originalausgaben der Werke des Tasso findet man in „Tasso's Leben und Charakteristik nach Ginguéné, dargestellt von F. A. Ebert" (Leipzig 1819). Die besten deutschen Uebersetzungen seines „Befreiten Jerusalems" sind von Gries und Streckfuß. Auch hat Serassi mehr als 250 Briefe des Tasso gesammelt herausgegeben. Der Arzt Giacomazzi hat in seinem „Dialoghi sopra gli amori, la prigionia ed il genio di Torquato Tasso etc." (Brescia 1827) die Meinung aufgestellt, nicht Leonore, sondern Lucretia, die nachherige Gemahlin des Herzogs von Urbino, sey der Gegenstand der platonischen Liebe des unglücklichen Dichters gewesen. (Vgl. auch Italienische Poesie.)

Tassoni (Alessandro), ein berühmter Dichter, der Vater des komischen Epos unter den Italienern, geb. 1565 zu Modena, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Bologna und Ferrara. 1597 ward er Secretair des Cardinals Ascanio Colonna zu Rom, und begleitete ihn 1600 nach Spanien. 1602 und 1603 ward er in kirchlichen Geschäften vom Cardinal nach Italien gesandt. Nach dessen Tode (1608) lebte Tassoni einige Jahre ohne Anstellung, bis er 1613 in die Dienste des Herzogs v. Savoyen, Karl Emanuel, und des Cardinals, seines Sohnes, trat. Hier stand er abwechselnd in Gunst und Ungunst und erfuhr manchen Schicksalswechsel. Daran mochte wohl sein Haß gegen Spanien viel Antheil haben, mit welchem Staate der Herzog bald im Kriege, bald im Frieden stand. Nicht ohne Grund schrieb man dem Tassoni einige philippische Reden und eine Leichenrede auf die span. Monarchie zu, die er aber stets ableugnete. 1623 zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten, sowie mit der Blumenzucht. 1626 nahm ihn der Cardinal Ludovisi unter vortheilhaften Bedingungen in seinen Dienst; nach dessen Tode (1632) zog ihn der Großherzog Franz v. Toscana an seinen Hof nach Florenz und erhob ihn zum Staatsrath. Er starb 1635 zu Florenz. Tassoni's Schriften sind: „La Secchia rapita" („Der Eimerraub"), eine komische Epopöe in 12 Gesängen, welche zuerst 1622 erschien und von Fr. Schmitt (Hamb. 1781) ins Deutsche übersetzt wurde. Der Gegenstand dieses Gedichts ist der Krieg der Modeneser und Bologneser in der Mitte des 13. Jahrh. In diesem Kriege wurde einst der Eimer eines Brunnens von einigen Modenesern, die in Bologna eingedrungen waren, aus dieser Stadt weggeführt und als eine merkwürdige Trophäe nach Modena gebracht, wo er noch heutiges Tages als ein Kleinod aufbewahrt wird. Dieß Ereigniß und die vergeblichen Anstrengungen der Bologneser, den Eimer wieder zu erlangen, ist das Thema des Gedichts, welches indeß eigentlich eine Satyre auf die Kriege ist, welche im Mittelalter eine italienische Stadt mit der andern zu führen pflegte; aber voll feiner Anspielungen auf Vorfälle und Personen im Zeitalter des

Digitized by Google

Dichters. Da ohne Commentar diese seinen Anspielungen verloren sind und jetzt nur für kahle Scherze gelten können, so verdankt der Dichter die Fortdauer des Ruhms seiner Epopöe ihrer classischen Gestalt, der Klarheit der Gedanken und Bilder, der Präcision des Ausdrucks, der Leichtigkeit und Eleganz der Sprache. Seine übrigen Werke sind: „Diece libri di pensiere diversi" (Vened. 1627), eine Sammlung kritischer Bemerkungen, die mit sinnreichen Paradoxen gewürzt, durch heitern Scherz und gefällige Anmuth, den Wissenschaften den Krieg anzukündigen schienen, machte gewaltiges Aufsehen und zog ihm viele Gegner zu. Noch mehr war dieß der Fall mit: „Considerationi sopra il Petrarca" (6 lib.), worin er sich bemüht, den damals in der höchsten Verehrung stehenden Dichter Petrarca auf eine übertriebene Art herabzuwürdigen. Die übrigen Schriften Tassoni's sind unbedeutend. In den von Bartol. Gamba (Venedig 1827) herausgegeb. „Lettre di Aless. Tassoni" sind die kühnsten Briefe desselben nicht enthalten.

Taste, Tastatur (so viel als Claviatur), s. Clavis.

Tasten, Tastsinn, s. Sinne und Gefühl.

Tasteninstrument. Hierzu gehören sowohl einige Saiteninstrumente, wie Pianoforte, Clavier ꝛc., als auch Blasinstrumente oder Pfeifeninstrumente, wie die Orgel; ja auch einige Instrumente, bei welchen der Ton durch Reibung von Holz, Glas ꝛc. hervorgebracht wird.

Tatarei, das Land der Tataren, ward ehemals in die europäische oder kleine und in die asiatische oder große eingetheilt. I. Die kleine Tatarei umfaßte die Krim, wo die Nogaier, Bessarabien, wo die Blutschiaken wohnten, und Otschakow, einem Landstrich zwischen dem Dniester und Dnepr. Seit 1784, wo diese Länder einen Bestandtheil des russ. Kaiserreichs bilden, hat die Benennung: europäische Tatarei, aufgehört. Diese Länder zerfallen jetzt in die Statthalterschaften Taurien und Cherson (vgl. d.) und Jekatrinoslow, und zählen auf 4500 QM. 1.160.000 Einw., außer den Tataren auch Russen, Griechen, Juden, Deutsche ꝛc. Die vorzüglichsten Städte sind Taganrog, Cherson, Otschakow, Odessa, Kaffa, Nikolajew u. a. — II. Die asiatische oder große Tatarei, von den Eingebornen Turkestan und von den Europäern oft auch Dschagatai genannt, von dem zweiten Sohne des Dschingis-Khan (st. 1227), der seinem Vater in der Regierung über dieses Land folgte, liegt 67°—99° L. 34°—47° N. Br., grenzt gegen N. an das Gebiet der neuern Civilisation, welche von Rußland her nach Mittelasien sich auszubreiten strebt, gegen O. an chinesische, gegen S. an chinesische, indische und persische Gebiete, gegen W. an persische und russische Gebiete und das kaspische Meer, und wird dem Flächenraume nach auf 63.000 QM. geschätzt. Sie ist welthistorisch merkwürdig als die Wiege der Völker und die Heimath der Skythen, aus welcher vor mehren Jahrtausenden die ersten Eroberer und zahllose Schwärme kriegerischer Nomaden hervorgingen, die sich in die Ebenen Süd- und Westasiens und nach Europa hin in die Stromniederungen am schwarzen Meere verbreiteten. Der östliche Theil des Landes ist am gebirgigsten; hier ist der Mustag (Imaus oder Schneeberg), mit dem das innere Gebirge Karatschull zusammenhängt. Im S. und W. sind die gaurischen Gebirge, der Hindukosch im O., im SO. die dunkeln Gebirge und im N. die alaktausche Kette. Der westliche Theil hat abwechselnde Hügel und Thäler, und besteht größtentheils aus Steppenland. Die beträcht-

Digitized by Google

lichsten Seen sind das kaspische Meer (s. d.) mit mehren Busen und Inseln; der Aralsee (460 QM.) mit vielen Inseln, aber flachen, schilfreichen Ufern und daher ohne Schifffahrt; verschiedene kleinere Salz- und Steppenseen. Die Hauptflüsse sind: der Sihon, einst Jaxartes, an Größe der Elbe gleichend, mündet sich in den Aralsee; der stärkere Amu Darja oder Gihon, einst Orus, entspringend wie der vorige aus einem Gletscher des Imaus, ergoß sich bis um die Mitte der vorigen Jahrh. in zwei Armen in den kasp. und Aralsee; jene Mündung ist wahrscheinlich durch Flugsand verstopft, der überhaupt die sich allmälig fortsetzende Wasserabnahme aller in den kaspischen See und den Aral fließenden Ströme veranlaßt; der Steppenfluß Saraſu macht zum Theil die Grenze mit Rußland. Das Klima ist im Ganzen gesund und schön; reizend in den Alpenländern des Süd- und Ostrandes, in den Ebenen glühend heiß und trocken im Sommer; aber die Winter sind doch so strenge, daß die großen Flüsse oft zufrieren. Regen fällt nur im Frühjahre und Herbst, daher auch der Anbau der künstlichen Bewässerung nicht entbehren kann. Als Producte des Landes kennen wir sehr schöne Pferde, Kameele, Rindvieh, Esel, Schafe mit Fettschwänzen, aber auch Panther, Schakale, Hyänen, Wölfe, Bären, Füchse. Unsere Getreidearten gedeihen hier trefflich, außerdem Reis, Baumwolle, Flachs, vieles und schönes Obst, worunter die edelsten Südfrüchte, Safran, Taback, Wein, aber wenig Holz; ferner kommen aus diesem Lande durch den Handel viele Edelsteine, vorzüglich schöne Rubine, Türkisse, Lapis Lazuli u. s. w. Die Bergrücken enthalten Eisen, Kupfer, Blei, Quecksilber ꝛc., die Salzsteppen und Seen liefern Salz und die Flüsse führen Goldsand bei sich. Die Tatarei, im Mittelpunkte Assens gelegen, scheint von der Natur zum Handelsvermittler vieler Nationen bestimmt und war es auch im Mittelalter; indeß ist der Handel jetzt sehr gesunken. Doch sind die aus den Zeiten der Griechen und Römer bekannten Handelswege, welche hier den cultivirten Süden mit dem barbarischen Norden verknüpften, dieselben geblieben. Die mehr als 5 Mill. Einw. sind alle Tataren in vielen Stämmen und Mohammedaner von der sunnitischen Sekte, mit Ausnahme einiger Bewohner der südöstl. Gebirgsgrenze, welche Kaffern (Heiden) genannt werden. — Die Haupttheile der Tatarei sind A. Chowaresmien im Westen, welches wieder zerfällt a) in das östliche Truchmenen- oder Turkmanenland. Dasselbe liegt auf der Ostseite des kasp. Meeres, zwischen diesem und dem Aralsee, ist eine meist unfruchtbare Steppe, nach dem kasp. Meere hin sumpfig, mit einzelnen productiven Strecken und Bergreihen, ist ohne Städte, Flecken und Dörfer und von nomadischen Turkmanen moham. Religion besetzt. Diese sind sehr roh, arm, unwissend, freiheitliebend und streitbar, haben weder Fürsten noch Adel und stehen unter der Regierung ihrer Stammältesten, welche nur die Oberrichter sind. Sie sprechen türkisch und können gegen 40.000 Mann ins Feld stellen. Längs dem Flusse Gürgen sieht man überall Ruinen von Städten und Festungen. In der Gegend des kasp. See's — wo sich am Ostufer die Lagen der Inseln und Küsten in Folge der dort häufigen Erdbeben und des Flugsandes seit die Russen 1784 eine Charte von jenen Küsten aufgenommen, sehr verändert haben soll — wohnen die mangischlakischen Turkmanen, 60.000 Seelen stark. Hier ist der treffliche Hafen Mangischlak am Busen Kutsch des kasp. Meeres, welcher von russ. Handelsschiffen besucht wird, und vor demselben liegen

Digitized by Google

die kulalischen Inseln, wohin die Russen auf den Robbenfang gehen. Die astrabatischen Turkmanen jenseits des Tedzen, wohnen, 160.000 Köpfe stark, in der Gegend des Balkanbusens, vor welchem die 4 M. lange und 5 M. breite Naphthainsel liegt. In den übrigen Theilen Truchmenens sind Sarten, Kirgisen, Usbeken (ein gefürchtetes Raubvolk, das nur im Winter in festen Häusern lebt und im Sommer nomadisirt) u. a. tatarische Stämme, zum Theil in Flecken und Dörfern, jedoch meistens nomadisch. Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung; der Ackerbau ist sehr beschränkt. Einzelne Hausväter verfertigen Feuergewehre, Säbel, Lanzen und unterhalten Handelsgeschäfte nach Persien, China und der Bucharei. Die turkmanischen Tataren erkennen die Herrschaft des Khans der Usbeken nur so lange an als sie müssen. — b) Chiwa (s. d.). — Der zweite Haupttheil dieser bis jetzt der Civilisation noch unzugänglichen Tatarei ist B. Turkhestan im engern Sinne, d. i. Türkenland oder Taschkent, die Heimath der Osmanen und Uiguren, liegt am rechten Ufer des Sir Darja (Jaxartes), ist theils Gebirgsland, theils Wüste und von Turkmanen oder Türken (die Stammältern der Osmanen, ein wohlgebildetes, schönes, stolzes und tapferes Volk, das aber jetzt von den Usbeken sehr beschränkt ist), Bucharen, Kirgisen und Usbeken bewohnt, in einigen Gebieten mit Ackerbau, Viehzucht, Fabrikarbeiten und Handel, umfaßt a) das eigentliche Turkhestan, von einem kirgisischen Prinzen beherrscht, der sowie die Einw. sich zur mohammedanischen Religion bekennt und von seinen 300.000 Unterthanen 30.000 Mann ins Feld stellt. Die Hauptstadt Taras oder Turkhestan, liegt am Taras, einem Nebenflusse des Sir, hat kaum 300 Lehmhütten, ist aber eine heilige Stadt der Mohammedaner, weil in einer Moschee die Grabstätte des Chodscha Achmets (eines Nachkommen Mohammeds) sich befindet. Beide werden sehr verehrt. Am Einfluß des Uschirschik in den Sir liegt die wichtige Handelsstadt Thaskund, 10.000 Lehmhütten, 150 Moscheen, Basar mit Waarenlagern, verschiedene Manufacturen, Kanonengießerei, Münzstätte ꝛc. und 40.000 Einw. enthaltend. Seit 1808 ist Turkhestan vom Schah Heyder v. Buchara erobert worden. — b) Das Khanat Kokan, das alte Lerghana, ein bisher wenig bekanntes Land, an Turkhestan, Bucharei und Mongolei grenzend, ist in Hinsicht auf Religion, Gesetze, Sitten, Gebräuche dem von Buchara gleich. Das von einem Kahn, 1814 Emir Walliami, aus dem Stamme Dschingiskhan's, beherrschte Volk stand lange unter der drückenden Herrschaft der Bucharen, die bis jetzt einen ansehnlichen Handel mit Rußland trieben. Mit der Zeit warf Kokan das bucharische Joch ab, unterwarf sich einen großen Theil der Bucharei und schnitt dadurch die alte Handelsverbindung dieses Landes mit den Russen ab. Diese Kokantataren sprechen das reinste Türkisch. Britische Reisende schildern das Reich vortheilhaft. Die Rechtspflege ist streng, aber barbarisch. Die Städte Kokan (Residenz) und Koschend, beide am Sir, sind wichtige Fabrik- und Handelsörter. Ein dritter Haupttheil der freien Tatarei, und zwar der größte, ist C. Usbekistan, das alte Mawarelnaher, der Hauptsitz der Usbeken, umfaßt den südlichen Theil von Turkhestan, und wird in die große und kleine Bucharei getheilt. a) Erstere, die freie oder Westbucharei, liegt am Amu und Soghd und am Gebirge Mustag, ist an 27.000 QM. groß und hat über 3 Mill. Einw. Die Kälte steigt nie über 10 Grad. Die Pferde sind wegen der Schönheit und Ausdauer

Digitized by Google

berühmt. Die Bucharen sind die gebildetsten der tatarischen Stämme, wohnen meistentheils in Städten, haben Landwirthschaft und Manufacturen und treiben großen Handel nach China, Indien, Persien und Rußland. Auch wohnen hier nomadisirend Usbeken, Turkmanen, Juden, Indier, ꝛc. mit völlig freier Ausübung ihres Kultus. Die gewöhnliche Sprache ist die Jaghataisprache, das ursprünglich Turkmanische. Alle Staaten stehen jetzt unter einem Schah aus Dschingiskhan's Geschlecht, 1825 Emir Haidar, jetzt 59 Jahr alt, dessen Gewalt durch Grundgesetze und den Koran beschränkt ist und der sogar gesetzlich entthront werden kann. Unter seiner Hoheit haben die einzelnen Provinzen ihre Khane, die Nomaden ihre Stammältesten. Die Einkünfte des Khans sind beträchtlich; das Heer ist 300.000 Mann stark. Die Hauptstadt ist Buchara, etwa 200 deutsche Meilen südöstlich von Orenburg 39° 25′ N. Br. am kleinen Flusse Soghd, mit einem Schloß des Khans, der aber im Sommer bei Samarkand (s. d.) nomadisirt, 4 Stunden im Umfang, ist von einer Lehmmauer umgeben, hat meistens Häuser von ungebrannten Ziegeln, viele Canäle, 400 Moscheen, 30 Schulen, Bildungsinstitut für mohammed. Geistliche, 10 große Karavanserais, weitläuftige Bazars und an 200.000 Einw. — Ein vierter Haupttheil der freien Tatarei ist das Land der Kirgisen, Kirgiskaisaken, das ebenfalls im Bereich der russ. Handels- und Culturpolitik liegt. Die Kirgisen, ein zahlreiches, tapferes Nomaden- und Steppenvolk an Rußlands Südostgrenze, ist wild wie die Natur, die dasselbe umgibt und rauh wie das Klima; theilt sich in drei Horden, die große, mittlere und kleine, wovon die beiden letzten seit 1751 die russ. Schutzherrschaft anerkennen. (S. Kirgisen.) Der Wohlstand der kleinen Horde ist durch die räuberischen Einfälle des Khans von Chiwa seit 1816 sehr gesunken. Vielleicht gelingt es später der russ. Politik, durch die Unterwerfung dieser Steppenvölker, mittels der Nationen Chiwa und Buchara, dem ostindischen Handel unmittelbar die Hand zu bieten und einen Hauptzweig des großen Welthandels mit Nordosteuropa zu verknüpfen. — Schließlich erwähnen wir noch der kleinen (Ost-) Bucharei, richtiger Turfan, welche seit 1759 unter chinesischer Herrschaft steht. Sie wird im O. und N. von der Mongolei, im S. von Tibet und im W. von Usbekistan begrenzt, hat über 20.000 QM. Flächenraum und ungefähr 1½ Mill. Einw. Das Land enthält die nächst dem Himalaja höchsten Gebirge Asiens und den westl. Theil der Wüste Schamo, hier aus reinem Flugsand bestehend. Kein Fluß überschreitet die Grenzen. Die vorzüglichsten sind der Yarkand und der Hotanni-Solun. So kalt die Winter, so glühend heiß sind die Sommer. Die gewässerten Gegenden haben Ueberfluß an Getreide, Obst, Wein, Baumwolle, Seide ꝛc. Beträchtliche Viehzucht: Pferde, Kameele, Ochsen, Esel, Maulthiere findet man hier wild in ganzen Heerden. Die Einw. sind meistentheils mohammed. Bucharen, die starken Karavanenhandel nach allen Richtungen hin treiben. Auch findet man Mongolen, Chinesen, Mandschu ꝛc. Das Land hat seine eignen China zinsbaren Khane und zerfällt in drei Theile: a) Turfan mit 7 Khanaten, wo die berühmten Städte: Yarkand mit 80.000 Einw. und Mittelpunkt zwischen Nordasien, der großen Bucharei, Indien und China; Kaschgar, 1½ St. im Umfange, wichtig für den Handel, enthält 20.000 Bew. und war einst der Sitz eines Dschingiskhanidenreichs; Turfan in der Nähe eines Vulkans, Station für die

Digitized by Google

Karavanen von China nach Yarkand. b) Hami, eine Oase zwischen den Wüsten Gobi und Schasin, unter einem Khan, mit der Handelsstadt Hami, wo eine chinesische Besatzung ist. c) Die ganz unbekannte Wüste Schasin.

Tataren, ein großer, in Europa und Asien in viele Nationen verzweigter Volksstamm, dessen eigentlicher Name Turk oder Turkomanen war. Einst herrschend und als Eroberer gewaltige weitumfassende Veränderungen selbst trotz der Römerrepublik in der politischen Welt hervorbringend — man erinnere sich an Mahmoud, Dschingis-Khan, Timur und Nadir Shah, deren Heerzüge Ströme Bluts bezeichneten — dabei in vielen Trümmern von Städten, Tempeln, Grabmälern ꝛc. interessante Zeugnisse von nicht geringen Graden der Bildung gebend, gehorchen sie jetzt größentheils fremden Regenten. Nur in den südwestlichen Steppen Asiens haben die große kirgisische Horde, die Bucharen, die Chiwaer, die Karakalpaken, die berühmten Mandschu, China's Eroberer, u. m. a. ansehnliche Reiche (vergl. d. vorig. Art.). Im russ. Reich machen sie, in 24 Völkerschaften getheilt, bei einer Zahl von beinahe 3 Mill. Seelen, eins der Hauptvölker aus. Sie haben, nachdem sie ihre ursprünglichen Wohnsitze am kasp. Meere verlassen, in Verbindung mit den Mongolen einst Jahrh. den größten Theil von Rußland beherrscht. Sie sind in diesem Staate an den nördlichen Ufern des schwarzen und kasp. Meeres bis tief in Asien hin verbreitet. Die echten Tataren sind von schlankem schönem Wuchse, angenehmer Gesichtsbildung und zeichnen sich durch Reinlichkeit, Fleiß, Gastfreundschaft und Nüchternheit höchst vortheilhaft vor den Russen aus. Die Kleidung der meisten Tataren besteht in einem weiten offenen Oberkleide mit langen zugespitzten Aermeln, hierunter einen leichten Schlafrock von Seide oder Leinen, oder baumwollen Zeuch, mit einem Gürtel um die Hüften festgebunden; fast alle tragen hierunter Hemden, dabei lange weite Hosen, lederne Strümpfe und Halbstiefel. Eine mit Pelzwerk verbrämte Kalosche bedeckt den Kopf, welchen sie scheeren; vom Barte bleibt nur ein Knebel- und kleiner Spitzbart. Die Tracht des andern Geschlechts ist der der Männer im Ganzen ähnlich. Vermögende Tatarinnen tragen ein seidenes Oberkleid mit Borden besetzt, auf der Brust gestickt, welches sie um die Hüften falten; den Hals zieren Perlenschnüre, den Busen eine Modeste mit Korallen oder Münzen. Die Haare flechten sie in zwei Zöpfe. Den Kopf bedeckt eine Haube oder eine Binde mit Perlen und Korallen. Andere Stämme — wie die Nogaier, als Nomaden in den Steppen am Fuße des Kaukasus, am Kuban und Don lebend; die Kumücken am Terek und Westufer des kasp. Meeres; die Baschkiren und Kirgisen (s. d.), die Jakuten und Teleuten, Götzendiener und fast ohne Cultur — welche sich mehr mit den Mongolen vermischt haben, sind kaum noch für Tataren zu erkennen, und haben auch die meisten sittlichen Vorzüge ihres Volkes verloren. Zu den reinen Tataren gehören noch: die kasanschen (100.000) Tataren, Reste eines mächtigen, in jenen Gegenden, welche noch viel Spuren ihrer ehemaligen Größe zeigen, einst unter Dschingis-Khan's Nachfolgern herrschenden Stammes; die astrakanschen Tataren und mehre in Sibirien zerstreute Stämme; vorzüglich aber die taurischen Tataren, welche noch bis 1784 ihre eignen Fürsten hatten. Alle diese beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht, Handwerken, gehören zu den besten Unterthanen des Reichs und wohnen in Städten und Dörfern unter ihren

Mursen (Edlen) und Bajas (Fürsten). Etwa der fünfte Theil dieser Tataren sind Bekenner des Christenthums; die übrigen aber Anhänger des Islam. Die Bucharen — über 20.000 männliche Köpfe — im südlichen Sibirien, deren Colonien theils durch Handelskaravanen, theils durch Flüchtlinge entstanden sind, haben alle Vorzüge des echten Tataren und leben zerstreut in Städten und Dörfern; der Hauptstamm ihres Volkes lebt noch unabhängig am Aralsee.

Tatian, s. Enkratiten, Gnosis und Sekten.

Tatowiren, d. i. bepunkten, eine Sitte der Indier, um sich dadurch eine höhere Würde beizulegen und sich schöner zu machen. Der geringe Indier tatowirt nur ein oder ein Paar Glieder seines Körpers, z. B. den Oberarm und das Bein, der Vornehme den ganzen Leib. Dazu gibt es besondere Künstler, die zuerst nach besondern Zeichnungen Punkte und Einschnitte in die Hand machen und sie dann mit unauslöschbaren Farben ausfüllen, darauf diese Punkte und Einschnitte vernarben.

Taubmann (Friedr.), ein verdienstvoller Philolog, dabei ein feiler Lustigmacher und oft fader Witzling, durch welche letztern Eigenschaften er in die Sage des Volkes überging. Geboren zu Wonsees bei Baireuth 1565, gebildet in den Schulen zu Kulmbach und Heilsbrunn und auf der Universität Wittenberg, vornehmlich in alten Sprachen, wurde er hier Professor der Dichtkunst und der schönen Wissenschaften und erhielt am sächs. Hofe das Amt eines Hofpoeten. Er hat indeß wenig dichterisches Verdienst, doch zeigen einzelne Stellen seiner Poesien, daß er bei minderer Fruchtbarkeit Besseres hätte leisten können. Aber als Philolog ragt er unter seinen Zeitgenossen hervor. Nicht nur bestritt er mit Ernst und Spott die verkehrten Ansichten, welche damals herrschend waren, sondern er zeigte auch in seiner „Dissertation de lingua latina“ (Wittenb. 1618, 4.) die einzig wahren Grundsätze eines gründlichen Sprachstudiums, und durch seine Vorlesungen, sowie durch seine Ausgaben des Plautus (Wittenb. 1621, 4.) und Virgilius (Wittenb. 1618. 4.), dabei mittheilend die Aufklärungen der trefflichsten ausländischen Philologen. Seine Bemühungen fanden aber wenig Anerkennung, so allgemein war die Verwirrung. Er starb 1613. Seine lustigen Einfälle kamen u. d. T: „Taubmanniana“ (Leipz. 1703; 1717, 8.) heraus. Taubmann's Leben und Verdienste hat F. A. Ebert (Eisenb. 1814, 8.) trefflich geschildert.

Taubstumme. Die leichte Nachahmung des articulirten Tones, oder die bequeme Erlernung der Rede wird außer der naturmäßigen Bildung der Sprachwerkzeuge durch ein gesundes Ohr bedingt. Wer taub geboren ist oder in der frühesten Jugend das Gehör verlor, wird auch nie die Fähigkeit der Rede erhalten, wenn sie ihm nicht auf einem andern Wege als vermittelst des Gehörs gelehrt wird. Einer der verwickeltsten und zartesten Organe des menschlichen Körpers ist das Gehör, und seine Wirksamkeit beruht auf Bedingungen, die sehr leicht mangeln; es können daher leicht Krankheiten eintreten, welche seine Thätigkeit verhindern. Diese Krankheiten sind entweder angeboren oder später erworbene. Die erstern werden bald durch eine mangelhafte Formation des Gehörsinnes, es sey in seinen nervösen oder knöchernen Theilen oder durch ein ursprüngliches Hinderniß, als Wasseranhäufung, hervorgebracht. Die erworbenen gehen bald aus einer Nervenlähmung, bald aus einer Entzündung hervor, wodurch die Gehörknöchelchen verwachsen, oder Ei-

ter, Wasser ꝛc. sich bildet, oder das Trommelfell verdickt wird. Angeborene Krankheiten des Gehörorgans sind gewöhnlich durch die Kunst nicht zu heben, und später entstandene nur in dem Falle, wenn die Hindernisse aus dem Wege geschafft werden können, z. B. durch Anbohrung des Zitzenfortsatzes, wenn sich Eiter oder Wasser im innern Ohre angesammelt hat, durch Durchbohrung des Trommelfelles, wenn dieses verdickt ist. Selmer liegt der Mangel der Sprache in den Sprachwerkzeugen als in den des Gehörsinnes, es sey denn, daß eine Lähmung in spätern Jahren die Zunge unbrauchbar machte. Der Taubgeborene hat gewöhnlich vollkommen gebildete Sprachwerkzeuge; da er aber nie auf die Erfahrung kommen kann, daß seine Redeorgane fähig sind, Schälle zu bilden, weil er sich nicht selbsten hören kann, noch im Stande ist, die Töne Andrer nachzuahmen, so vermag er sich weder eine eigene Tonsprache zu erschaffen, noch eine fremde zu erlernen. Doch deßwegen ermangelt der Taubstumme nicht immer aller Sprache; durch Uebung ersetzt er sich auf die Dauer die Sprache des Gehörs durch die Sprache des Gesichts; d. h. er lernt allmälig die Geberden, Mienen, den Ausdruck des Gesichts deuten, indem er theils die folgenden Erscheinungen und Handlungen der andern Personen, insofern sie beständig sind, im Gedächtnisse aufbewahrt, und später von jenen auf diese schließt; theils jene Geberden auf Gemüthsstimmungen, die er schon selbst erfahren und in denen er sich beobachtet hat, bezieht. Auf diese Weise kommt ein Stummgeborner mit der Zeit zu den Vorstellungen von Freude, Schmerz, Zorn, Haß, Liebe, und lernt sie ausdrücken. Liegt die Stummheit nicht in Fehlern der Sprachorgane, so kann man den Taubgebornen dahin bringen, Töne hervorzustoßen, indem man ihn nöthigt, die Bewegungen der Sprachwerkzeuge, welche zur Gestaltung eines Lautes erforderlich sind, nachzuahmen und zugleich den Athem stark hervorzustoßen. Durch Vorzeigen des Gegenstandes, auf den der Laut sich bezieht, lernt er auch diesen kennen und jene Bewegungen der Sprachwerkzeuge, deren Ton er selbst nicht hören kann, mit ihm in Verbindung setzen. Durch lange Uebung vermögen sie auf diese Weise dahin zu kommen, daß sie dem Sprechenden die Worte von den Lippen sehen, sie verstehen und durch ihre Schälle sich verständlich machen. Ehe die neuere Methode, die Tonsprache Taubstummen verständlich zu machen, entdeckt wurde, bediente man sich eines Stabes, den der Taube und der Sprechende zwischen den Vorderzähnen hielten. Jetzt stieß der Lehrer so stark als möglich die Töne hervor, wodurch eine Erschütterung im Stabe entstand, die sich bis zur Empfindung des Tauben fortpflanzte. Ohne allen Erfolg ist zwar dieß Mittel nicht; doch hatte es selten einen etwas bedeutenden Erfolg. Durch Erlernung von Schriftzügen kann dem Taubgebornen nur die Kenntniß sichtbarer Gegenstände beigebracht werden; ebenso hat die Geberdensprache ihre Schwierigkeiten, die noch dadurch vermehrt werden, daß eine solche Sprache schwerlich je zu einer allgemeinen erhoben werden kann. Die beste Methode, die Taubstummen zu erziehen, ist die neuere, die so weit ausgebildet ist, daß diese Unglücklichen sich nicht allein unter sich verstehen und mit den Hörenden sprechen, sondern selbst Lehrer der Taubstummen werden können. (S. den folg. Art.) Genauen Zählungen zufolge kommen die Taubstummen in Gebirgsländern, wo enge Thäler von hohen Bergen eingeschlossen sind, z. B. in der Schweiz und in Savoyen, sehr häufig vor. Im Canton Bern namentlich findet sich schon auf 195

Einwohner ein Taubstummer, oder deren 5128 auf eine Million. Im Allgemeinen aber hat sich bis jetzt ergeben, daß man wenigstens 650 auf eine Million oder auf 1539 Menschen einen Taubstummen rechnen kann. Nimmt man nun dieses Verhältniß als allgemein gültigen Maßstab an, so würden in Europa, welches von ungefähr 214 Mill. Menschen bewohnt ist, 145.131 Taubstumme, und auf der ganzen Erde, deren Bewohnerzahl man auf 850 Mill. schätzt, 568.413 vorhanden seyn. Nach genau angestellten Zählungen übertrifft die Zahl der männlichen Taubstummen beständig die der weiblichen.

Taubstummen-Unterricht. Allen bisherigen Erfahrungen gemäß scheint die Taubheit die häufigste und beinahe die einzige Ursache der Stummheit zu seyn. Könnte man ein sicheres Mittel ausfindig machen, den Stummen das Gehör zu verschaffen und sie für die articulirten Töne empfänglich zu machen, so würden sie durch die Nachahmung redender Menschen und öftere Wiederholung der articulirten Töne zur Sprache gelangen. Allein wir haben wenige Beispiele aufzuweisen, daß die Taubgebornen, oder solche, welche das Gehör in der ersten Kindheit verloren, durch medicinische Mittel oder andere zufällige Ursachen den Gebrauch des Organs in dem Grade wieder erlangt hätten, daß sie der Sprache und des Unterrichts mittelst articulirter Töne wären fähig gemacht worden. Schon früh dachten viele tiefsinnige Männer nach, wie man diesem Uebel abhelfen, den Taubstummen zu irgend einer Kenntniß verhelfen und sie dadurch zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft, für welche sie sonst verloren wären, machen könnte. Die Kunst, die Taubstummen zu unterrichten, ist keineswegs neu. 1620 schrieb Paul Bonnet, Constable bei dem Könige von Spanien, eine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand. Er lehrte die Taubstummen die Tonsprache, gründete darauf die Schriftsprache und erklärte durch Geberden und Abbildungen die Bedeutungen der Wörter. Der Abbé de l'Epée und Heinicke (s. d.) haben aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Lehrmethode von ihm entlehnt; Dieser die Tonsprache, worauf er sowie Bonnet die Schriftsprache gründet; Jener die Geberden und das Handalphabet, wodurch er den Taubstummen die Bedeutung der Schrift erklärte und ihnen die Anleitung gab, ihre Vorstellungen und Gefühle unmittelbar mit den Schriftzügen zu verbinden, sodaß sie bei dem Anblick derselben die dadurch bezeichneten Sachen denken lernen. Auf diese Art wollte er durch die Schrift den Mangel der Tonsprache ersetzen. Allein die Geberdenzeichen sind ohne untergelegte Tonsprache weder zur schriftlichen Begriffentwickelung hinlänglich, noch für das gesellschaftliche Leben vortheilhaft; denn die Begriffe, welche der Taubstumme durch einen solchen einseitigen Unterricht erlangt, sind schwankend und von keiner Dauer. Sie verschwinden bald wieder, weil er außer den Geberden Nichts hat, woran er sie heften könnte und wodurch er in den Stand gesetzt würde, sie ordentlich an einander zu reihen und zu verbinden. Ebenso wenig kann er seine Gedanken durch die Schriftzeichen festhalten und sie vor der Vergeßlichkeit verwahren. Denn die Schrift gründet sich auf articulirte Töne, ist nur auf dem Papier denkbar, und eine Reihe gedruckter oder geschriebener Wörter kann, ohne untergelegte Articulation, in der Abwesenheit nicht gedacht werden. Auch kann den Hörenden die Schriftsprache des Taubstummen wenig nutzen, weil er zur Erklärung derselben noch der Geberdenzeichen bedarf, die nur er und seine Lehrer

Digitized by Google

verstehen. Hieraus erhellt die Nothwendigkeit, den Unterricht der Taubstummen in der Schriftsprache auf die Tonsprache zu gründen und die Geberdenzeichen nur als ein untergeordnetes Mittel zur Begriffentwickelung und Anerkennung der Bedeutung der Wörter zu gebrauchen. Diese Verfahrungsart zeichnet die Natur der Taubstummen selbst vor. Jede heftige Empfindung der Freude und des Schmerzes, ja sogar Vorstellungen drücken sie nicht bloß durch Geberden, sondern mit unarticulirten Tönen aus. Da nun der Gehörsinn ihnen fehlt, so können diese unarticulirten Laute nicht anders als durch ein vermittelst der Tonschwingungen in den Sprachorganen erzeugtes Gefühl hervorgebracht werden. Bei dem tönenden Ausdrucke einer Empfindung oder einer Vorstellung entsteht in ihren Sprachwerkzeugen eine Erschütterung, die sich zitternd dem Gehirne mittheilt, obgleich das äußere Ohr zum Hören unbrauchbar ist. Dieses durch die Tonschwingungen erzeugte Gefühl in den Sprachorganen der Taubstummen muß bei dem Unterrichte der Tonsprache zum Grunde gelegt werden. Und wenn ein Lehrer für Taubstumme die Tonsprache gründlich kennt, die zur Hervorbringung eines jeden Lautes erforderlichen Organe, ihre Lage und Bewegung dem taubstummen Zöglinge fühlbar zu machen weiß und ihm die Articulationsformen zur Anschauung und Nachahmung darstellen kann: so ist es leicht, diese Tonschwingungen in den Sprachorganen und das dadurch erzeugte Gefühl an die Stelle des Gehörs zu setzen und den Taubstummen anzuweisen, wie er die Articulationsformen nach seinen Empfindungen in den Sprachorganen mit seinen Begriffen und Vorstellungshandlungen verknüpfen soll. Durch die articulirte Sprache werden die Taubstummen entstummt; ihre Begriffe entwickeln sich immer mehr und mehr; sie fangen an, in Tönen zu denken, und so entsteht durch Uebung im Sprechen und Lesen nach und nach eine regelmäßige articulirte Denkart, die sie zeitlebens behalten. Sie bringen es endlich dahin, daß sie andern Menschen sogar ihre Gedanken und Empfindungen mündlich mittheilen können. — Taubstummenbildungsanstalten wurden zuerst in Spanien am Ende des 16. Jahrh. errichtet, im 18. aber zu Bordeaux, Paris und Leipzig zuerst methodisch organisirt. Sehr weit bringen es taubstumme Kinder im Zeichnen, Schönschreiben, Kupfer- und Steinstechen. Zöglinge der Anstalten zu Wien, unter dem Geistlichen Stork und May, zu Freising in Baiern unter Ernstdorfer, sind als Kanzellisten oder Schreiber in Wien und München angestellt. Ferner sind berühmt das prager Taubst.-Inst. unter Guba und Niemstscheck (zu dessen Zöglingen der taubstumme Kupferstecher Jos. Eyselt in London und Dav. Scholl, Zeichner zu Prag, gehören); das leipzigen, welches 1828 seine 50jährige Stiftungsfeier beging; das pariser, jetzt wohl das umfassendste von aller (s. Sicard); das berliner, um welches sich Eschke, Graßhoff und der taubstumme Habermaß verdient gemacht haben; das zu Kiel unter Pfingsten u. m. a. Seit 1807 besteht eins zu Kopenhagen unter Castberg. Ferner gibt es Taubst.-Inst. zu Linz in Oestreich, Hamburg, Gmünd, Karlsruhe, Camberg im Nassauischen, errichtet von dem taubstummen Lehrer Hugo, Barmen, Köln (unter Grunewald), Münster, Waitzen in Ungarn u. s. w. Das erste in den Verein. Staaten von Nordamerika ward zu Hartford 1817 eröffnet; das neueste 1829 zu Neuorleans. Für die am Schlusse des vor. Art. angegebene Zahl der Taubstummen auf der

Digitized by Google

gesammten Erde 568.413 bestehen gegenwärtig etwa 130 Taubstummenanstalten, worin ungefähr 3800 Gehörlose unterrichtet werden, und da von diesen gegen 760 jährlich aufgenommen werden, so folgt, daß leider nur 4 von 100 darin gebildet werden. Günstiger gestaltet sich dieses Verhältniß in Europa, wo für 145.131 Taubstumme 122 Institute mit 3320 Zöglingen sich befinden, in welche jährlich ungefähr 660 aufgenommen werden, sodaß wenigstens der achte Taubstumme Unterricht erhält. Dänemark ist der einzige größere Staate, worin nicht nur die Taubstummenanstalten zur Bildung aller vorhandenen Gehörlosen hinreichen, sondern auch in der That jeder Bildungsfähige Unterricht erhält. Uebrigens hat ungefähr Portugal bei 1950 Taubst. eine Taubstummenanstalt mit 20 Zöglingen; Spanien bei 7150 eine mit 30 Zögl.; Frankreich bei 208.000 28 mit 750 Zögl.; Italien bei 13.000 5 mit 150 Zögl.; die Schweiz bei 4000 5 mit 70 Zögl.; Ungarn bei 3139 eine mit 40 Zögl.; die Niederlande bei 3900 5 mit 220 Zögl.; Dänemark bei 1260 2 mit 180 Zögl.; Schweden und Norwegen bei 2740 eine mit 40 Zögl.; das europ. Rußland bei 28.677 2 mit 120 Zögl.; Polen bei 2405 eine mit 50 Zögl.; die brit. Inseln bei 13.650 11 mit 480 Zögl.; Verein. Staaten v. Nordamerika bei 6000 8 mit 400 Zögl.; Deutschland bei 31.657 52 mit 920 Zögl.; das Königreich Sachsen bei 1168 3 mit 70 Zögl.; Preußen bei 8450 16 mit 270 Zögl.; Oestreich bei 11.900 5 mit 180 Zögl.; Baiern bei 2817 8 mit 70 Zögl.; Würtemberg bei 1250 4 mit 60 Zögl.; Baden bei 1870 3 mit 40 Zögl.; Hanover bei 975 eine mit 10 Zögl. und Braunschweig bei 132 Taubst. eine Taubstummenanstalt mit 28 Zöglingen. Da nun aber, wie oben angegeben wurde, bei der Menge von Taubstummen die erwähnten Anstalten zur Bildung aller bei weitem nicht ausreichen, so werden in mehren Taubstummenanstalten, z. B. in Preußen, Oestreich, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden, Holland ꝛc. außer dem Unterrichte gehörloser Kinder, auch Seminaristen u. a. in der Methode der Taubstummenunterweisung unterrichtet, wodurch dieselben fähig werden sollen, in ihrem künftigen Wirkungskreise als Schullehrer die sich vorfindenden Taubstummen zu unterrichten und sie wenigstens zum nachmaligen Besuche solcher Anstalten vorzubereiten. Ueber die Unterrichtsmethoden, die Taubstummenanstalten und die Taubstummen selbst findet man nähere Nachweisung in Schmalz's „Geschichte und Statistik der Taubstummenanstalten und des Taubstummenunterrichts, nebst vorausgeschickten ärztlichen Bemerkungen über die Taubstummheit" (Dresden 1830).

Taucher sind bekanntermaßen Leute, die eine Zeit lang unter Wasser bleiben und da mehre Verrichtungen vornehmen, besonders aber Perlen (s. d.) und versunkenes Gut aus der Tiefe des Meeres wieder herausholen. — Die Taucherglocke ist ein schweres, glockenförmiges Gefäß von Kupfer oder Messing, das sich durch eigene Schwere ins Wasser niedersenkt. Unten befindet sich eine Tafel, worauf der Taucher steht, oder auch Querhölzer am Rande des Gefäßes, auf welchen er sitzt: der Taucher steht bis an den Gürtel, oder höher im Wasser, und sein Kopf und Hals befinden sich über dem Wasser in dem mit Luft angefüllten Raume der Glocke. — Man hat die Erfindung, die zuerst 1538 von zwei Griechen zu Toledo gemacht wurde, nach und nach immer mehr vervollkommnet und im Jahr 1810 machte ein Deutscher, Schmidt, zu Paris einen Versuch durch eine menschliche Gestalt von Kupfer mit

Digitized by Google

Glasaugen ꝛc. (S. „Morgenblatt" von 1819, Nr. 134, und von 1823, Mon. Sept. und Octbr.) D. Halley, Triewald (Baumeister des Königs von Schweden) und der Maschinenbaumeister Rennie haben diese Maschine zur Vollendung gebracht. (S. Busch's „Handbuch der Erfind." (Eisenach 1822); auch Beckmann's 1. Bd. d. „Beitr. zur Erfind." (Lpz. 1782). Den Taucherapparat mit Windbüchsenflaschen, worin zusammengepreßte Luft enthalten ist, hat Prof. Schultes 1792 erfunden, Beaudouin aber 1827 in der Seine glücklich versucht.

Tauenzien von Wittenberg (Friedrich Bogislav Emanuel, Graf von), k. preuß. General der Infanterie, Großkreuz des eisernen Kreuzes und Inhaber einer Menge andrer Orden, ward 1760 zu Potsdam geb. Sein Vater hat sich im 7jährigen Kriege durch die tapfere Vertheidigung Breslaus bekannt gemacht. Sein Sohn wurde schon von früher Jugend an dem Kriegerstande gewidmet. 1806 befehligte er als Generalmajor ein aus Preußen und Sachsen bestehendes Beobachtungscorps in Baireuth. Obgleich bei Schleiz den 9. Oct. ein unglückliches Gefecht bestehend, hielt er doch den Kampf mit der großen feindlichen Uebermacht lange aus und vollbrachte glücklich den Rückzug, der mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Bei Jena zeigte er als Führer der Vorhut des Hohenlohe'schen Heeres bei Lützerodt ꝛc. den Franzosen einen gleich hartnäckigen Widerstand; das böse Schicksal des Tages riß auch ihn mit in die Flucht, bis er mit den Trümmern des großen Heeres dem Glücke Napoleons bei Prenzlow unterlag. Zum Befehlshaber der brandenburgischen Brigade ernannt, that er alles Mögliche nach dem tilsiter Frieden, um das Heer zu organisiren und zu einem neuen Kampfe mit dem gewaltigen Frankreich vorzubereiten. 1813 war er Gouverneur von Pommern und leitete die Belagerung von Stettin. Nach dem Waffenstillstande befehligte er ein fast aus Landwehr bestehendes Corps und bildete die Reserve der Nordarmee. In der Schlacht bei Großbeeren stand er auf dem linken Flügel des Heeres und ward von dem Bertrand'schen Corps mit weit überlegener Kraft bei Blankenfelde angegriffen. Er vertheidigte sich heldenmüthig und behauptete seine Stellung. Hierdurch trug er viel zu den entscheidenden Resultaten des Tages bei. In der Schlacht bei Dennewitz hielt er mit einer seiner Brigaden bei Zahne das über Wittenberg vordringende Ney'sche Heer auf und schlug sich am folgenden Tage bei Jütterbogk mit dem überlegenen Feinde so lange standhaft herum, bis das Bülow'sche Corps dem franz. Heere in die linke Flanke kam, wodurch der Sieg entschieden wurde. Nach der Schlacht von Dennewitz deckte Tauenzien den linken Flügel der Nordarmee, die nach der Elbe zog, und ging bei Roszlaw über den Fluß. Nachdem das Blücher'sche und Bernadotte'sche Heer, eine Schlacht mit Napoleon vermeidend, wieder über die Saale ging, blieb Tauenzien zur Deckung der Brücke bei Roszlaw und zur Beschützung Berlins bei Dessau zurück. Da zwei franz. Corps sich hier gegen ihn bewegten, zog er sich bis nach Baumgartenbrück bei Potsdam zurück, nachdem er vorher das Blockadecorps von Wittenberg an sich gezogen hatte. Zur Deckung der Hauptstadt blieb er hier einige Tage, währenddem die franz. Corps nach Leipzig zurückberufen wurden, um Theil an der Völkerschlacht zu nehmen. Als die Heere der Verbündeten dem Rheine zuzogen, empfing er den Befehl, die Belagerung von Torgau und Wittenberg und die Einschließung Magdeburgs zu leiten. Torgau ergab sich am 16. Dec.

Digitized by Google

und die Besatzung ward kriegsgefangen. Wittenberg ward am 13. Jan. 1814 mit Sturm von dem General Dobschütz erobert. Hierauf blockirte der Graf Magdeburg enger, wo er am 24. Mai 1814 einzog. Die Magdeburger bewahren noch seine Feldherrnbinde auf, die er selbst um die Spieße zweier Landsturmmänner gewunden hatte. Zum Lohne seiner Thaten erhob ihn der König in den Grafenstand, fügte seinem Familiennamen den von Wittenberg bei und ernannte ihn zum Großkreuz des eisernen Kreuzes. 1815 commandirte der Graf die 6. Heerabtheilung, die als Reserve an der Elbe stand, als die Schlacht von Belle-Alliance geschlagen wurde. Mit ihr zog er nach Frankreich und lagerte sich in der Bretagne als Occupationscorps. Der König beschenkte ihn nach beendigtem Feldzuge mit einem bedeutenden Gute an der Oder bei Züllichau. Aus Frankreich zurückgekehrt, ward er zum Gouverneur von Berlin ernannt und starb in diesem Posten am 20. Februar 1824.

Taufe. Das Wort, obgleich es die gleiche Bedeutung mit Tauche, von eintauchen hat, bezeichnet doch vorzugsweise einen religiösen Begriff, der dem Christenthume angehört. Man könnte Taufe, wenn man sie nicht nach dem Sinne dieser oder jener Confession erklärt, sondern einen allgemeinen Sinn derselben sucht, so definiren: Es ist die Förmlichkeit der Aufnahme eines neueintretenden Gliedes der christlichen Kirche in die Gemeinschaft des Glaubens, als Symbol der Fortpflanzung des Sittlichguten auf die Nachkommenschaft. Wir finden die Taufe, d. h. das Eintauchen in Wasser, schon in der vorchristl. Zeit als eine religiöse Ceremonie im Gebrauch; sie stellte die Seelenreinigkeit im Symbol dar. So wurden die zum Christenthum übergetretenen Heiden getauft. Johannes taufte zwar auch geborne Juden; doch war die Taufe nicht bei ihm das Zeichen der Aufnahme in eine besondere Kirchengemeinde; sondern sie sollte bloß den Menschen andeuten, daß sie sich durch Reue und Buße der verlorenen Seelenreinheit wieder theilhaftig machen müßten. Im Christenthume hingegen ist die Taufe eine nothwendige Bedingung, um in die christliche Kirchengemeinschaft zu treten; denn ohne getauft zu seyn, ist man kein Christ. Jesus wollte, daß sie das Symbol seiner Kirche sey, und verordnete, daß die Taufhandlung jedem Einzelnen die Verpflichtung auferlegen sollte, seinen Lehren zu folgen. „Machet", sprach er zu seinen Jüngern, „alle Völker zu meinen Jüngern und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe". Anfangs tauchte man wirklich den Täufling in das Wasser eines Flusses unter und nur im Nothfalle, wenn etwa der Täufling krank war, wurde das Untertauchen durch das Besprengen mit Wasser ersetzt. Da aber dieß Verfahren in den nördlichen Ländern seine Beschwerden hat und der Kälte wegen den Kindern selbst gefährlich werden konnte, so ging die katholische Kirche hiervon ab und führte das Besprengen des Kopfes mit Wasser ein, was auch die Protestanten beibehielten; während die Griechen und die schismatischen Christen im Morgenlande noch die uralte Sitte bewahren. Die Taufe ist nach der Lehre der meisten christlichen Confessionen nicht ein bloßes Symbol, sondern ein Symbol, mit dem besondere Gnaden verbunden sind. Sie gehört also zu den Gnadenmitteln. Daß die Taufe von der Erbsünde reinige, den Kindern sowie den Erwachsenen die Vergebung der Sünden verschaffe und sie also von der

Digitized by Google

ewigen Verdammniß erlöse, ist eine alte Lehre, die schon in der Urzeit des Christenthums für die rechtgläubige gehalten wurde. Die Liturgie bei der Taufe enthielt daher dieses Bekenniniß, und die Kirche behauptete gegen die Pelagianer, daß die Taufe die Strafe der Erbsünde (s. d.) wegnehme. Die Pelagianer lehrten dagegen, daß durch dieses Gnadenmittel die Strafe ihrer zukünftigen Sünden vernichtet werde. Nicht weniger orthodox ist die Lehre, daß ohne Taufe Keiner selig werden kann; eine Folge derselben waren die Nothtaufen und die Befugniß eines jeden Christen, in einem dringenden Falle dem Täufling die Taufe zu ertheilen, die gültig ist, wenn der Taufende die Ceremonie des Besprengens mit Wasser beobachtet und die obigen Worte ausspricht. Die Taufe soll, außer ihrer Wirkung als Gnadenmittel, noch versinnlichen: 1) die Einweihung zur Kirchengemeinschaft. Das Benetzen mit Wasser, soll bezeichnen, daß die Mitglieder derselben sich vom Sittlichbösen reinigen und sich dem Sittlichguten weihen, überhaupt das Gesetz Gottes befolgen sollen. 2) Die Fortpflanzung der Kirchengemeinschaft auf die Nachkommenschaft. Durch die Taufhandlung wird den Mitgliedern die Pflicht versinnlicht, das Sittlichgute auch in dem folgenden Geschlechte zu erwecken und zu befördern. 3) Die Fortpflanzung der neugebornen Kinder ist auch ein zweckmäßiges Symbol der Pflicht der Eltern und Zeugen, die Kinder im christlichen Glauben zu erziehen. Ob man schon in den beiden ersten Jahrhunderten die Kinder getauft habe, ist nicht bekannt; im 3. geschah es noch selten; aber im 5. schon allgemein. Die Tauffeierlichkeit zweckt demnach auf etwas Heiliges ab, Menschen machen sich anheischig, andre Menschen zu Bürgern in einem göttlichen Staate zu bilden. So ist also die Taufe eine vielbedeutende Feierlichkeit, die in der christlichen Kirche von den Aposteln bis auf unsere Zeiten ist ausgeübt worden; sodaß also nur Diejenigen auf Abschaffung derselben dringen könnten, die ihre Kinder nicht zu Bürgern des christlichen Tugendstaats wollen aufnehmen und erziehen, sondern lieber im Stande der ethischen Wildheit wollen leben lassen. — Nach der Taufe wird in der kathol. Kirche dem Getauften, zum Zeichen seiner geistl. Jugend, Milch und Honig gereicht, und seine geistige Ausstattung mit den Gaben des Christenthums durch mehre symbolische Handlungen, z. B. die Salbung, die Mittheilung des Salzes der Weisheit, angedeutet. Die Protestanten beschließen die Taufhandlung, welche bei allen christl. Confessionen zur Beilegung der Vornamen benutzt wird, bloß mit einer einfachen Einsetzung. (S. Bluttaufe.)

Taufe (Meertaufe), eine alte Matrosensitte, wornach Diejenigen, welche zum ersten Male den Aequator durchschneiden, über und über mit Wasser begossen werden, wenn sie nicht im Stande sind, durch ein Geschenk an die Matrosen sich von der unangenehmen Benetzung loszukaufen. Da der Spaß manchmal üble Folgen hatte, so sucht man ihn so viel als möglich zu hintertreiben; die franz. Regierung hat ihn sogar verboten, er findet aber immer noch statt.

Taufgesinnte nennen sich diejenigen Christen, welche die Taufe der Kinder verwerfen, nur Erwachsene derselben würdig achten und jeden auch schon getauften Christen, der zu ihrer Partei übertritt, wiedertaufen, daher sie bei ihrem Aufkommen im 16. Jahrh. und noch bis in die neuern Zeiten von ihren Gegnern Wiedertäufer oder Anabaptisten genannt wurden. Die in der ältesten christlichen Kirche aller-

Digitized by Google

dings nicht üblich gewesene Kindertaufe (s. Taufe) war schon im Mittelalter von mehren separatistischen Parteien, z. B. von den Petrobusianern, Katharern, Piccarden u. a. m., für unstatthaft erklärt, aber in der katholischen Kirche aus wichtigen Gründen beibehalten worden. Als nun der Fortgang der Reformation jeder neuen Meinung freien Lauf zu öffnen schien, wurden 1521 zu Zwickau in Sachsen zuerst einige Feinde der Kindertaufe laut, mischten sich zum Theil im Bauernkriege unter die Rebellen und schieden ihr gesetzloses schwärmerisches Treiben völlig von der Sache des Protestantismus (s. Münzer). Das Reich Jesu oder die wahre Kirche — so lehrten sie — muß aus lauter reinen und heiligen Menschen bestehen, welche den Glauben und die guten Werke mit einander verbinden und die Gebote Jesu strenge und buchstäblich beobachten. In ihr wurden keine Kinder getauft, weil diese weder Gutes noch Böses thun, sich zu Nichts bekennen und verflichten können und die Kindertaufe bloß eine schändliche Erfindung des Papstthums ist. In ihr gibt es keine Obrigkeiten und obrigkeitliche Aemter, weil es in ihr keine Lasterhafte gibt, um welcher willen allein diese bürgerlichen Anstalten vorhanden sind und weil in ihr vollkommene Freiheit und Gleichheit der Güter herrscht. In ihr wird kein Eid geschworen, weil Jesus ihn verboten hat, weil Jeder redlich und wahrhaftig ist, weil nur die Obrigkeit Eide zu fordern pflegt. Alle ihre Mitglieder verabscheuen den Krieg und Soldatenstand, weil das Evangelium Frieden und Sanftmuth und selbst Erduldung des Unrechts gebietet. In ihr gibt es natürlich auch keine Todesstrafen: denn Jesus hat sie nicht geboten, er hat bloß die brüderliche Bestrafung und keine andere verordnet. Sowie sie eine Gesellschaft ist, ähnlich der, welche zwischen Jesus und seinen Aposteln stattfand, so wird auch in ihr das Fußwaschen nach dem Beispiele Jesu zur Uebung der Demuth beobachtet. In ihr braucht man keine besondere Lehrer und Kirchendiener, weil der Geist über alle ihre Mitglieder ausgegossen ist. Der besonders unter dem gemeinen Volke am Rhein, in Westfalen, Holstein, der Schweiz und den Niederlanden seit 1524 merkbaren Vermehrung ihres Anhanges setzten die Obrigkeiten bald scharfe Maßregeln entgegen. In Deutschland ergingen seit 1525 kaiserliche und Reichstagsverordnungen gegen die Wiedertäufer, an Vielen wurde die angedrohte Todesstrafe vollzogen, was auch in der Schweiz und den Niederlanden geschah; nur der Landgraf von Hessen begnügte sich, sie einsperren und unterrichten zu lassen. Dennoch sammelten sich immer neue durch die Reisen ihrer Propheten und Lehrer zusammenhängende Haufen dieser Leute. Damals hatte die Stadt Münster durch einen Schüler Luther's, Namens Rottmann, zuerst Kenntniß von der evangelischen Lehre erhalten. Dieser Mann hatte so viel Talent zum Volksredner, daß die Bürger auf seinen Antrieb in Kurzem alle katholische Priester wegjagten, alle bisher üblichen Kirchengebräuche abschafften und den Gottesdienst ganz auf lutherischen Fuß einrichteten. Diese Revolution ging nicht ohne Gewaltthätigkeit ab; das Domcapitel und die übrige katholische Geistlichkeit verließ die Stadt, und als man beiden nachher die Rückkehr wieder bewilligte, wurden sie doch auf eine einzige Kirche eingeschränkt, indeß die lutherische Partei deren sechs behielt. Diese Unruhen waren noch nicht ganz gedämpft, als schon wieder neue und weit größere sich erhoben. Noch waren die Gemüther in Gährung, also der Ansteckung höchst empfänglich, welche ein Paar so eben eingewanderte

Digitized by Google

Wiedertäufer aus Holland mit ihnen versuchen wollten. Der eine war Johann Bockhold, ein 26jähriger Schneider von Leyden, und der andere Johann Matthias, ein Bäcker von Harlem. Als sie zuerst (1533) mit ihren Weissagungen vom nahen Gottesreiche das Volk in der Stille zu verführen anfingen, legte ihnen der Magistrat das Handwerk und wies sie zur Stadt hinaus. Aber sie kamen zu einem andern Thore wieder herein, machten ihren Anhängern weis, Gott habe es ihnen befohlen, in Münster ihre Sendung zu vollenden, vermehrten durch allerlei schwärmerische Reden ihre Partei zum Erstaunen und brachten sogar den Prediger Rottmann auf ihre Seite; ein Beweis, daß dieser Mann nicht würdig gewesen war, der Schüler eines Luther und Melanchthon zu seyn. Nach einigen neuen Kämpfen mit dem Magistrate, behielten sie zuletzt die Oberhand in der Stadt. Sie liefen durch die Straßen und schrien laut: „Thut Buße und lasset euch von neuem taufen, sonst wird der Zorn Gottes über euch kommen!" Der Pöbel, durch so viel andere Reden, Gerüchte und Prophezeihungen schon außer sich gesetzt, ward hingerissen von dieser Schwärmerei und ließ wirklich sich umtaufen; ja Viele, die es nicht aus wahrem Glauben thaten, gingen doch aus Furcht mit hin, um nicht für ihre Neutralität gemißhandelt zu werden. Die Häupter der Sekte sandten darauf Missionare in die benachbarten Oerter und luden alles Volk ein, zu ihnen zu kommen und Alles zu verlassen, da ihnen Alles zehnfach wieder ersetzt werden solle. Wen hätte so ein Versprechen nicht gelockt, zu einer Zeit, wo der niedere Stand in einem fast sklavischen Druck lebte? Im Anfange des J. 1534 war die Stadt Münster so angefüllt mit schwärmerischem Gesindel, daß der Magistrat selbst ihm Platz machte und mit wenigen Vernünftigen aus der Stadt zog. Hierauf wählten sie einen neuen Magistrat aus ihrer Mitte. Matthias gebot im Namen Gottes, ein Jeder solle sein Gold und Silber ausliefern und in ein bestimmtes Haus niederlegen, auch kein Buch, als die Bibel, behalten, alle andere verbrennen. Beides geschah. Ein Bürger, der darüber spottete, ward ergriffen, vom Matthias selbst zu Boden geworfen und mit einer Pike durchstoßen, dann, als er sich wieder aufrichtete, mit einer Flinte geschossen. Als er auch davon noch nicht starb, sagte Mathias, es sey ihm offenbaret, daß dieses Menschen Zeit noch nicht gekommen, sondern daß er von Gott begnadigt worden sey. Wiewohl indessen der Unglückliche nach einigen Tagen wirklich den Geist aufgab, so benahm dieser Fall dem Propheten noch nichts von seinem Credite. Noch schlimmer lief eine andere Prophezeihung für ihn ab. Der Bischof von Münster hatte sich mit einem Trupp Soldaten genähert und umlagerte die Stadt. Da rief nun Matthias aus, er habe einen göttlichen Befehl, diese Feinde zu tödten. Er war aber nicht sobald mit seiner Pike herausgekommen, als der nächste Soldat ihn niederhieb. Da trat nun der Schneider Johann von Leyden auf und lehrte Volk, es sey ihm lange geoffenbaret gewesen, daß sein College dieß Märtyrerthum bestehen würde, und jetzt sey ihm von Gott befohlen, dessen Witwe (ein sehr schönes Weib) zu ehelichen, die Regierung zu übernehmen und 12 Richter, dergleichen einst in Israel gewesen, zu ernennen. Das geschah. Zugleich ward ein Gesetz gegeben, daß Jeder die christliche Freiheit haben solle, so viel Weiber zu nehmen als er wolle, wie denn Joh. Bockhold selbst es nach und nach bis auf 14 brachte. Am 25. Juni berief ein Goldschmied, auch ein Prophet, das Volk auf den Markt und gab vor,

Digitized by Google

es sey der Befehl des himmlischen Vaters, daß Johann von Leyden den ganzen Erdkreis beherrschen und den Stuhl Davids wieder aufrichten solle. Durch ihn sollten alle Gottlosen ausgerottet, alle Könige und Fürsten erwürgt und das Reich allein den Frommen in die Hände gegeben werden. Mit affectirter Demuth und Scheinheiligkeit fiel hierauf Johann Bockhold auf die Knie, dankte Gott und versicherte das Volk, er habe diese Offenbarung längst gehabt, aber nur bis jetzt nicht gewagt, sie auszusprechen. Er setzte darauf die 12 israelitischen Richter wieder ab, übernahm das Richteramt selbst nebst einigen Ministern, stolzirte in königl. Schmuck und mit reichem Geschmeide behängt einher, begleitet von einem großen und prächtigen Gefolge, unter welchem sich auch zwei Jünglinge zu Pferde befanden, die ihm Krone, Bibel und Schwert nachtrugen. Nachdem nun solchergestalt die Stadt Münster zur Hauptstadt des neuen Gottesreiches eingeweiht war, sandte der König derselben 28 Apostel aus, um die übrigen Städte der Erde auf dieselbe Art zu organisiren und seinem Scepter zu unterwerfen. Wohin aber diese Betrogenen kamen, wurden sie festgehalten und meistens als Aufruhrstifter getödtet; alle aber starben mit dem feierlichsten Bekenntniß, daß Johann von Leyden der einzige wahre König sey, und daß alle andere Könige getödtet werden müßten. Bei einer so tollen Verfassung konnte die losgelassene Brutalität nur so lange ihre Rechnung finden, als Lebensmittel genug vorhanden waren, das müßige Gesindel zu ernähren. Als diese aber durch die immer engere Einschließung der Stadt mit jedem Tage seltener wurden, ward dem armen Könige doch zuletzt um seine Krone bange. Er hatte Erscheinungen über Erscheinungen, gab Verheißungen über Verheißungen, aber keine derselben konnte den Glauben in dem Maße stärken, worin der Hunger ihn schwächte. Um in einer so kritischen Lage sein Ansehen zu behaupten, nahm er seine Zuflucht zum Terrorismus. Ein Zweifel kostete das Leben. Selbst da eine seiner Gemahlinnen sich verlauten ließ, sie könne nicht glauben, daß Gott so viele Leute wolle Hungers sterben lassen, indeß der König im Ueberflusse lebe, hielt er ein förmliches Gericht über sie, enthauptete sie selbst auf öffentlichem Markte und tanzte singend mit dem ganzen Volke um ihren Leichnam. Endlich, da schon Viele verhungert waren, erbarmten sich 2 Bürger der Stadt, schlichen sie hinaus ins Lager des Bischofs und zeigten ihm eine Stelle, wo die Mauer leicht erstiegen werden konnte. So drangen die Feinde in der Nacht hinein und schlugen sich den ganzen folgenden Tag (29. Juni 1535) in den Straßen und auf dem Markte mit den Einwohnern herum, bis der größte Theil der letztern und unter ihnen auch der Prediger Rottmann niedergehauen war. Die übrigen baten um Gnade. Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Minister Krechting hatten nicht den Muth, sich in die Schwerter der Feinde zu stürzen; sie wurden lebendig gefangen, allen Beschimpfungen der Soldaten bloßgestellt, dann in mehren deutschen Städten zur Schau herumgeführt und zuletzt in Münster (23. Jan. 1536) grausam hingerichtet. Man zwickte sie eine Stunde lang mit glühenden Zangen und stieß ihnen zuletzt ein Schwert durch das Herz. Ihre Körper wurden in eiserne Käfige gethan, und diese an den höchsten Thurm in der Stadt aufgehängt. — Indeß fuhren mehre von der münsterischen Rotte unabhängige Lehrer der Wiedertaufe und des schwärmerischen Glaubens an die Stiftung eines neuen Reichs reiner Christen fort, ihre Visionen und Offenbarungen in den

Digitized by Google

oben genannten Gegenden zu verbreiten. Sie verwarfen zwar die Vielweiberei, Gütergemeinschaft und Grausamkeit gegen Andersgesinnte, welche in Münster ausgeübt worden war, pflanzten aber die übrigen Lehren der ältern Wiedertäufer und eigene irrige Meinungen von der Menschwerdung Christi, zu denen der damalige Sacramentsstreit Anlaß geben konnte, auf ihre Anhänger fort. Die merkwürdigsten dieser anabaptistischen Propheten waren Melchior Hoffmann und David Joris. Jener, ein Kürschner aus Schwaben, der sich als Lehrer seiner Partei erst 1527 in Kiel, dann 1529 in Emden, endlich in Strasburg herumtrieb, wo er auch 1540 im Gefängnisse starb, bildete besonders durch seine chiliastischen Verheißungen einer ihm und seinen Jüngern bevorstehenden Erhebung eine eigne Sekte, deren zerstreute Glieder sich u. d. N. der Hoffmannianer lange in Deutschland erhielten, bis ihre Reste endlich den Taufgesinnten zufielen. Daß Hoffmann noch vor seinem Tode widerrufen habe, gestanden sie nie ein. Tiefer und phantasiereicher zeigte sich David Joris oder Georg, ein Glasmaler aus Delft, geb. 1501 und 1534 wiedergetauft, in seinen vielen theosophischen Schriften, die bei aller Verworrenheit der Begriffe doch durch Schwung und Innigkeit blenden konnten, und neben schlichten Erzählungen, deren Joris sich rühmte, durch einen geheimnißvollen Vortrag christlicher Lehren noch größere Wunder ahnen lassen, als sie aussprechen. Durch solche Mittel sammelte er, bei dem Bemühen, die streitenden Parteien der Wiedertäufer zu vereinigen, sich selbst einen Anhang von Stillen im Lande, die, wie die Gichtelianer, Böhme's Schriften, seine Werke, besonders sein 1542 zu Deventer erschienenes Wunderbuch studirten und ihn als eine Art neuen Messias verehrten. Schwankend in seinen Meinungen, irrte er lange umher, bis er endlich, um Verfolgungen zu entgehen, 1544 u. d. N. Johann von Brügge in Basel Bürger ward, und 1556, nach einem ehrbaren Leben in der Gemeinschaft der Reformirten daselbst starb. Erst 1559 kam seine geheim gebliebene Ketzerei an den Tag; ruchlose Lehren und Handlungen wurden ihm meist ohne Grund Schuld gegeben, worauf der baseler Rath ihn verurtheilen und seinen Leichnam verbrennen ließ. Ein Freund dieses Joris war Nicolai, der Stifter der Familisten, die jedoch nicht unter die Wiedertäufer gehören (s. Liebesfamilie). Da nach den münsterschen Unruhen unter den Lutherischen der Grundsatz geltend wurde, keinen Ketzer, der nicht Empörungen stiftete, am Leben zu strafen, konnten solche Sonderlinge ihr Wesen im Stillen treiben, wenn sie sich nur ruhig verhielten. Doch bis über die Mitte des 16. Jahrh. standen unter den Wiedertäufern noch Propheten auf, die häufige Störungen der bürgerlichen Ordnung verursachten, und daher die nicht geringe Zahl der Märtyrer dieser Sekte vermehren mußten, wie denn auch unter den Ketzern, die Alba in den spanischen Niederlanden hinrichten ließ, nicht wenige Wiedertäufer waren. Der Duldung würdig wurden sie erst, nachdem ihr bisheriges verworrenes Treiben der Ordnung, Ruhe und bürgerlichen Sitte gewichen war, welche die Einrichtungen Menno's (s. d.) unter ihnen begründet hatten. Dieser besonnene Mann verband sie um die Mitte des 16. Jahrh. zu geregelten Gemeinden, welche u. d. N. Mennoniten, Mennonisten oder Taufgesinnte, wie sie sich selbst jetzt noch nennen, im nördl. Deutschland und in Holland mit pünktlicher Nachahmung aller Eigenheiten der ältesten apostolischen Kirche ein für sich bestehendes Kirchenthum stifteten. Er suchte den Geist wilder Schwär-

Digitized by Google

merei und rasenden Aufruhrs aus ihrer Mitte verbannen und damit die Quellen der Unsittlichkeit und der Verbrechen, welcher sich ein Theil derselben schuldig gemacht hatte, zu verstopfen. Er verwarf also den Grundsatz, daß das Reich Jesu durch himmlische Wunder und Eingebungen und durch die Gewalt und Aufruhr der Menschen herbeigeführt werden müsse. Er verwarf die Vielweiberei, die Gemeinschaft der Güter und ermahnte zum Gehorsam gegen die Obrigkeit. Er behielt aber die Lehren von der Unzulässigkeit der Kindertaufe, der Eidschwüre, der Kriege, von der Kirche als eine Versammlung der Heiligen, in welcher die strengste Kirchenzucht beobachtet werden müsse, von der Nothwendigkeit des Fußwaschens bei. Es gelang diesem würdigen Manne nicht, alle Parteien zu vereinigen, noch während seines Lebens entstanden sogar neue. Ungefähr seit der Mitte des 17. Jahrh. konnte man jedoch nur 2 Hauptparteien, welche sich übrigens in mehre untergeordnete theilten, unterscheiden. Ihre Verschiedenheiten und Streitigkeiten untereinander betrafen, was in der Kirchengeschichte selten ist, meist die Moral, und dieser Umstand beweist die moralische Tendenz ihrer Lehre und Anstalt überhaupt. Die eine Hauptpartei dachte und lebte sehr strenge und trug den Namen der Feinen. Sie bestand aus Friesen in und um Emden, flämischen Flüchtlingen (Flamingern und Deutschen). Sie übten die schärfsten Kirchenrechte aus und wollten, daß Excommunicirte nicht einmal Gemeinschaft und Umgang mit ihren Blutsfreunden und Verwandten mehr haben sollten; sie führten zum Theil eine fast mönchische Lebensart. Die andere Hauptpartei bestand aus den sogenannten Groben (sie hießen auch Waterländer, weil ihre ersten Gemeinden im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Francker wohnten), welche gelinder dachten und lebten, und es namentlich mit der Kirchenzucht, dem Kirchenbanne und seinen Folgen nicht so genau nahmen. Von dieser Partei haben wir ein Glaubensbekenntniß, welches unter den vielen wiedertäuferischen Confessionen das einfachste, deutlichste und gemäßigste ist, und welches wenigstens für eine sehr große Anzahl von Gemeinden der gelindern Wiedertäufer galt. Es ist von Ries und Gerardi 1580 abgefaßt und fast ganz aus biblischen Stellen zusammengesetzt. In diesem Glaubensbekenntnisse wird gelehrt, daß nur Gläubige und Wiedergeborne die Kirche ausmachen, ohngeachtet viele Heuchler äußerlich zu derselben gehören, daß Jesus selbst das Kirchenamt angeordnet habe, daß durch die Excommunication ausgeführt werde, was Gott schon vorher über unwürdige Mitglieder der Kirche beschlossen habe, daß man den Umgang der Excommunicirten vermeiden müsse, daß aber Eheleute sich deßwegen nicht trennen oder die ehelichen Pflichten versagen dürfen. In Ansehung der politischen Obrigkeit findet man die Erklärung, sie sey eine nothwendige, weise Anordnung Gottes, es sey Pflicht, sie zu ehren und ihr in Allem zu gehorchen, was nicht mit Gottes Wort streite, für sie zu beten und ihr Steuer und Zoll zu entrichten, übrigens habe sie Jesus in seinem geistlichen Reiche, der Kirche, nicht eingeführt, seine Jünger und Anhänger nicht zu einer königlichen und fürstlichen oder andern Macht berufen, noch weniger den Mitgliedern seiner Kirche ein Gesetz, welches einem solchen Amte oder Herrschaft angemessen wäre, gegeben, vielmehr seyen sie von ihm berufen, ihm, der wehrlos und von aller weltlichen Herrschaft entfernt war, nachzufolgen: deßwegen, und weil mit weltlichen Aemtern viel Unchristliches, wie z. B. Kriegführen, verbunden sey,

Digitized by Google

enthalten sich die Mennoniten solcher Aemter, ohne jedoch eine billige und gemäßigte weltliche Macht zu verachten und zu verdammen. Noch wird gelehrt, daß Jesus den Eidschwur verboten habe, daß die Ehe nur wegen Ehebruch getrennt, und daß Ehen mit Niemand außer der Kirche Gottes eingegangen werden dürfen. — Die in Holstein, Preußen, Danzig, der Pfalz am Rhein, Jülich, Elsaß und der Schweiz angesiedelten, wie auch bis zum 30jährigen Kriege in Mähren stark verbreiteten Taufgesinnten gehören zu den Feinen. Sie haben sich durch das sogenannte „Concept von Köln" (ein dort angenommenes Glaubensbekenntniß) 1591 wieder mit den Friesen vereinigt. Mit den Friesen und Deutschen verbanden sich endlich auch die strengsten Taufgesinnten (Flamminger) auf einer Synode ihrer beiderseitigen Lehrer zu Harlem, 1649, indem sie fünf Glaubensbekenntnisse: 1) die Friedensschrift der Flamminger zu Amsterdam von 1630, „Oly Takken" (Oelzweige) betitelt, 2) Jan Centson's „Bekenntniß der vereinigten Friesen und Hochdeutschen von 1630", 3) Jan Cornelissen's „Confession der 1632 zu Dortrecht versammelt gewesenen Flamminger", 4) „das Concept von Köln" und 5) Jakob Sutermann's „Bekenntniß an die Generalstaaten" von 1626 mit Vorbehalt der Glaubensregel des göttlichen Wortes, als symbolische Bücher ihrer Partei anerkannten. Während den Friedensunterhandlungen der Flamminger mit den Friesen trat unter jenen ein friesischer Landmann, Uke Wallis, mit der Meinung auf, daß Judas und die Hohenpriester, weil sie durch die Hinrichtung Jesu Gottes Absicht erfüllt hätten, selig geworden wären, und sammelte seit 1637 eine besondere Partei, welche zwar diese Meinung aufgab, aber doch durch Widerwillen gegen jede Vereinigung und Rückkehr zur äußersten Strenge der alten Flamminger von den übrigen Taufgesinnten geschieden blieb. Die Ukewallisten oder Gröninger, weil ihre Sekte in der Gegend von Gröningen entstand, nahmen Unzufriedene aus den vereinigten Parteien auf und nannten sich daher vorzugsweise die alten Flamminger oder die alten Friesen, wurden aber von ihren Gegnern auch Dompelers, d. h. Untertaucher, genannt, weil einige ihrer Gemeinden das dreimalige Untertauchen des ganzen Körpers bei der Taufe anwendeten, dagegen die übrigen Taufgesinnten das Besprengen des Kopfs für hinlänglich halten. Außer Friesland haben sie sich, wiewohl nicht zahlreich, nach Lithauen und Danzig verbreitet; auch stimmen die Taufgesinnten in Gallizien (Reste der ehemaligen mährischen), welche wegen ihrer Kleidertracht in Knöpfler (die die Kleider zuknöpfen) und Heftler (welche statt der Knöpfe Heftel von Draht gebrauchen und Bärte tragen) getheilt sind und etwa 24 Familien einfacher Landleute ausmachen, in der Beibehaltung der ältern Lehre und strengen Handhabung des Bannes bei merkwürdiger Sittenreinheit mit den Ukewallisten überein. Zu der Partei der alten Flamminger, oder feinsten und nicht vereinigten Taufgesinnten gehören noch die Danziger und die Schweizer. Jene bestehen aus einigen kleinen Gemeinden im danziger Gebiete, in Ostpreußen und in den Niederlanden, welche letztere von danziger und preußischen Familien abstammen, und nennen sich auch Clarchen, Clarici (die Feinen), wie man aus ihrer 1678 bekannt gemachten lateinischen Confession sieht. Die Schweizer sind Reste der Auswanderer, die während der im 16. und 17. Jahrhundert fortgesetzten Verfolgungen der Taufgesinnten in der Schweiz nach den Niederlanden kamen, und machen jetzt nur zwei kleine Gemeinden aus. Diese

Digitized by Google

verschiedenen, nicht vereinigten Zweige der sogenannten Feinen oder alten Flamminger haben ein festes Beharren bei den alten Grundsätzen und Gewohnheiten der ganzen Sekte mit einander gemein. Sie verwerfen den Ausdruck Person in der Dreieinigkeitslehre, erklären, nach Menno, die Unsündlichkeit der Menschennatur Christi daraus, daß er in dem Leibe Mariens aus Nichts von Gott erschaffen, obwohl von dem Blute der Mutter genährt worden sey ꝛc., halten nur die Taufe ihrer Partei für gültig. In neuern Zeiten haben sie freilich von ihrer Strenge allmälig viel nachgelassen, und besonders die Wiedertaufe der Ueberläufer aufgegeben, dagegen Christen, welche bloß in ihrer Kindheit getauft werden, noch bei allen Parteien der Taufgesinnten nur durch Wiedertaufe aufgenommen werden können. Die 1649 vereinigten Flamminger, Friesen und Deutschen, welche anfangs auch zu den Feinen gehören wollten, neigten sich nach und nach zu den Gelinden und Groben, zu denen sie jetzt ebenso, wie die durch Zusammentritt einzelner Gemeinden verbrüderten Friesen und Waterländer — Waterländer, Flamminger und Friesen, — Flamminger und Waterländer gerechnet werden. Doch verschwanden mit der Zeit auch diese Benennungen, da sie keine Verschiedenheit der Lehren und Grundsätze mehr bezeichneten. Desto wichtiger wurde die in der großen Gemeinde der vereinigten Waterländer, Flamminger, Friesen und Deutschen 1664 durch die Neigung eines Theiles derselben zu den Grundsätzen der Remonstranten entstandene Trennung. Galenus Abrahamssohn von Haen, ein gelehrter Arzt und Lehrer der Taufgesinnten, von sanftem Charakter und ausgezeichneten Gaben, wurde der Anführer dieser neuen Partei, die man nach ihm Galenisten nannte. Er behauptete, daß weniger die Lehre, als ein frommes Leben über den Werth des Christen entscheide und daher keinem Redlichen und Schriftgläubigen die Kirchengemeinschaft zu verweigern sey, und verrieth dabei socinianische Ansichten von Christo und dem h. Geiste. Samuel Apostool, ebenfalls Arzt und Lehrer der Gemeinde, erklärte sich mit dem altgläubigen Theile derselben gegen solche Neuerungen und für das Festhalten der alten Bekenntnisse und Gewohnheiten. — Es gibt jetzt, außer den oben beschriebenen, nicht vereinigten Zweigen der alten Flamminger oder eigentlichen Feinen, zwei Hauptparteien der Taufgesinnten, die Apostoolen, welche sich, wegen ihrer Anhänglichkeit an die nach Menno's Lehre aufgesetzten, ältern Confessionen, Menonniten im engern Sinne nennen, und die Galenisten, die man Remonstrantisch-Gesinnte, auch Arminian-Baptisten, nach Arminius, dem Stifter der Remonstranten, nennt. Die Mennoniten behaupten, weil sie auch zu den Gelinden gehören, zwar nicht mehr Menno's Lehre von der Schöpfung Christi in dem Leibe Mariens, taufen auch keinen Ueberläufer wieder, belegen bloß grobe Vergehungen mit dem Banne und lassen ihm Warnungen vorangehen, verlangen auch keine gänzliche Meidung der Gemeinschaft mit den Excommunicirten, halten aber noch sorgfältig auf das Verbot des Eides, der Kriegsdienste und der Theilnahme an obrigkeitlichen Aemtern. Das von einem ihrer Lehrer, Cornelius Riß, abgefaßte und 1776 zu Hamburg deutsch erschienene Glaubensbekenntniß der wahren Mennoniten stimmt fast ganz mit dem reformirten Lehrbegriffe überein. Jetzt sind sie bei der Erschlaffung er Kirchenzucht unter den Feinen in Holland und Deutschland von diesen wenig verschieden. Am weitesten vom Glauben und von der Kirchenzucht der alten Taufgesinnten sind die Remonstranten abgewichen.

Digitized by Google

Sie verwerfen alle symbolischen Bücher, gestatten die größte Lesefreiheit, daher es unter ihnen viele Socinianer gibt, dulden Andersgesinnte und nehmen Christen von allen Confessionen auf, jedoch nur in wenigen Gemeinden ohne Wiedertaufe; die Feinen und Mennoniten betrachten sie als Brüder. Den Bann üben sie fast nur durch Ausschließung vom Abendmahle und noch seltener aus als letztere, gestatten Kriegsdienste und Verwaltung obrigkeitlicher Aemter, selbst den Aussageeid, und verbieten nur den Versprechungseid. Sie achten die Gelehrsamkeit hoch und haben zu Amsterdam ein Seminarium zur Bildung ihrer Prediger errichtet, an dem auch Jünglinge von der mennonitischen Partei Theil nehmen. In Holland erlangten die Taufgesinnten schon unter Wilhelm I. Duldung und 1626 vollkommene Religionsfreiheit. In diesem Lande sind jetzt 131 Gemeinden mit 183 Lehrern von allen Parteien der Taufgesinnten, unter denen die meisten zu den Remonstrantischen, etwa ein Drittheil zu den Mennoniten und nur einzelne, nicht zahlreiche Gemeinden zu den Feinen gehören. Die Taufgesinnten in Deutschland, wo sie besonders in den Rheinländern häufig sind, in Ostpreußen, der Schweiz, Elsaß und Lothringen, halten sich zu den eigentlichen Mennoniten. Im Gottesdienst aller dieser Parteien findet man wenig Abweichung von den Formen des protestantischen Gottesdienstes, doch stehen sie den Reformirten auch hierin näher als den Lutherischen. Die Feinen haben Aelteste oder Bischöfe, die die Sacramente verwalten, Lehrer, welche predigen, und Diakonen oder Almosenpfleger, und wählen alle diese Beamte durch Stimmenmehrheit der Gemeinden; die Mennoniten haben Lehrer und Diakonen, von denen erstere die eigentlichen Pastoren, die andern nur Vermahner oder Prediger sind, beide aber von dem Kirchenrathe (Presbyterium) gewählt werden. Ebenso halten es die Remonstrantischen. Im Allgemeinen verdienen die Taufgesinnten das ihnen sonst beigelegte Lob des Fleißes, der Wirthlichkeit, Stille und Sittenreinheit noch jetzt, nur haben sich viele unter ihnen so sehr an die Weltsitte gewöhnt, daß das Gepräge der Eigenheit ihrer Sekte sich immer mehr verwischt und dieselbe überhaupt in Verfall und Abnahme zu seyn scheint. Außer aller kirchlichen Verbindung mit den hier beschriebenen Nachkommen der alten Wiedertäufer bildete sich die Sekte der **Baptisten** in England. Wiedertäufer, die sich vom festen Lande nach England geflüchtet hatten, wurden unter Heinrich VIII. und seinen Nachfolgern mit Feuer und Schwert verfolgt, auch Elisabeth verbannte alle Taufgesinnte. Erst im Anfange des 17. Jahrh. gründeten die Baptisten in Großbritannien ihre Gemeinden, welche meist aus Ueberläufern von den Presbyterianern bestanden, daher sie auch schon um 1630 in Particular- oder Antinomian-Baptisten, die ganz bei der Lehre Calvin's auch im Artikel von der Prädestination blieben, und in General- auch Universal- oder Arminianbaptisten zerfielen, die den calvinischen Lehrbegriff in diesem Punkte verließen, und, bei einer den Remonstranten eignen Gleichgültigkeit gegen Unterscheidungslehren, auch socinianischen Meinungen den Zugang zu ihren Gemeinden öffneten. Noch eine dritte Sekte stiftete in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. ein gewisser Franz Bampfield unter den Baptisten, indem er die Feier des Sonnabends oder Sabbaths einführte, daher seine Anhänger Sabbatharier hießen; diese dauern aber nur noch in Nordamerika fort. Alle Baptisten haben gleich anfangs von den Eigenheiten der Taufgesinnten nur die Verwerfung der Kindertaufe und

Digitized by Google

den Gebrauch, die Erwachsenen zu taufen, angenommen. Sie thun dieß durch dreimalige gänzliche Untertauchung, weßhalb sie von den Holländern unter die Dompelers gerechnet werden. Den Eid, die Kriegsdienste und die Verwaltung obrigkeitlicher Aemter erlauben sie; in ihrem Geiste und Gottesdienste stimmen sie mit den übrigen Dissenters in Großbritannien überein, mit denen sie 1689 Religionsfreiheit erhielten. Seitdem besolden sie eigne Lehrer, welche selten Laien sind und in der Regel in den Lehranstalten der Presbyterianer ihre Bildung erhalten. Im Anfange des 19. Jahrh. hatten sie in England 247 Gemeinden ihrer drei Parteien, unter denen die Particular-Baptisten, ungeachtet ihrer strengern Kirchenzucht, nach und nach die zahlreichsten wurden, eigne Seminarien für ihre Prediger anlegten und in der Mitte des 18. Jahrh. den Kirchengesang bei ihrem Gottesdienste einführten. In Nordamerika, wohin im 17. Jahrh. viele Mennoniten gekommen waren und noch jetzt bestehende Gemeinden gestiftet hatten, sind auch die Baptisten weit verbreitet. Im Staate Kentucky haben sie 16 Gemeinden mit 30 Predigern und in den übrigen Freistaaten wenigstens einige, im Ganzen 956 Kirchen der Particular-Baptisten, 20 der Universal-Baptisten und 12 der Saabatharier. Ihre Thätigkeit in der Bekehrung der Heiden und in der Bedienung von Christen, die keine Gemeinde bilden, durch reisende Prediger, verschafft ihnen immer größern Anhang. Die Baptisten in England stifteten 1792 eine Missionsgesellschaft, welche jetzt 21 Missionsplätze in Ostindien und auf den Inseln mit 42 Missionaren unterhält. Die gelehrten Sprachforscher D. Carey und D. Marshmann, welche mit Unterstützung der großbritannischen Bibelgesellschaft die Uebersetzung der Bibel in 7 lebende orientalische Sprachen besorgen und in ihrer Druckerei zu Serampore gegenwärtig ans Licht stellen, sind baptistische Missionsprediger. — Unter die Abkömmlinge der alten Wiedertäufer rechnet man endlich noch die Dunkers, welche in den nordamerik. Freistaaten Pennsylvanien und Maryland einige Brüderschaften haben. Sie stammen von deutschen Flüchtlingen ab, welche im 17 Jahrh. nach Nordamerika kamen. In Rücksicht der Taufe der Erwachsenen sind sie Dompelers (s. Dumpler) und stimmen mit den Baptisten überein, weichen aber darin von ihnen ab, daß sie, wie die alten Wiedertäufer, es für unerlaubt halten, Processe zu führen, Waffen zu tragen, zu fechten, zu schwören und Zinsen zu nehmen. Ihre Lehrsätze scheinen nicht bestimmt zu seyn. Der Hauptpunkt ihres Glaubens ist die Meinung, daß die künftige Seligkeit nur durch Büßungen, Entsagung und Selbstpeinigungen erworben werden könne. In ihren Versammlungen, welche die Geschlechter täglich abgesondert und nur ein Mal wöchentlich am Sabbath zusammen halten, darf Jeder laut beten und sprechen. Die besten Sprecher halten Vorträge. Ihr Gesang ist nach dem Zeugnisse des Reisenden Liancourt harmonisch und wohllautend, ihre Liturgie höchst einfach, ihr Wandel rein, ihr Gewerbfleiß bewundernswerth. Das Abendmahl halten sie des Nachts und verbinden damit ein Liebesmahl, wobei sie einander die Füße waschen, den Bruderkuß und Handschlag geben. Wer sich verheirathet, gehört nicht mehr zu den vollkommenen Brüdern und Schwestern, die gar keinen Umgang mit einander haben, sondern zu den Verwandten der Gemeinde, welche in benachbarten Orten wohnen und ihre Kinder den Vollkommenen zur Erziehung überlassen, aber fortfahren, an den wöchentlichen Versammlungen der Gemeinde Theil zu

Digitized by Google

nehmen. Aus dem ansehnlichen Vermögen der Gemeinde, das durch den Ertrag der Arbeiten wächst, erhalten die Verwandten wie die Vollkommenen ihren Unterhalt. So sind denn aus den Nachkommen der alten Wiedertäufer, die durch ihre Empörung gegen jede gesetzliche Ordnung, durch vorgebliche Offenbarungen und chiliastische Schwärmereien die Welt umstürzen wollten, friedliche Christen geworden, die wegen ihrer bürgerlichen Tugenden von jeder weisen Regierung gern geduldet werden, und statt des prophetischen Dünkels ihrer Vorfahren nur durch Sittenreinheit streben, eine Gemeinde Gottes zu seyn. — S. die „Geschichte der Wiedertäufer in Münster", von dem königl. Regier.-Secr. Jochmus (Münster 1825). Am 29. Juni 1835 wurde in Münster die 300jährige Säcularfeier der Vertreibung der Wiedertäufer durch ein Fest im Dom, sowie durch eine prachtvolle Beleuchtung des Lambertusthurms, besonders der dort hängenden 3 eisernen Käfige, begangen.

Tauler (Johann), der größte deutsche Prosaiker seiner Zeit und einer der berühmtesten Mystiker, entweder zu Köln oder zu Strasburg gegen das Ende des 13. Jahrh. geboren, ward Dominicanermönch und erlangte als Redner und Gewissensrath eine seltene Celebrität. Köln und Strasburg waren die Schauplätze seines Eifers. Er starb in letzterer Stadt im Kloster seines Ordens 1361. Durchdrungen von echter Frömmigkeit, wie sie aus der Tiefe des in Selbstbetrachtung erstarkenden Gemüths frei und allmächtig waltend über Leben und Streben erwächst, versuchte Tauler das Volk zu ertüchtigen zum sittlichen Selbstnachdenken über Gottesfurcht, damit es entfesselt vom Zwange gedankenloser Gewohnheit, Gesinnung und Wandel ordne und bestimme. Er lehrte die Menschen in sich gehen, durch geistige Anschauung das Geheimniß der höhern Bestimmung ahnen, im Innern selbst finden, was äußerlich nie oder höchst dürftig gegeben werden kann. Dieses große Ziele erstrebte Tauler in seinen Predigten und geistlichen Erbauungsschriften. Daß er den rechten Weg zum Herzen des Volkes gefunden hat, bezeugen die Erscheinungen im deutschen Volksleben der folgenden Jahrhunderte, beurkundet die Achtung, welche die edelsten Männer, die seine Geistesverwandten waren, und die Frommen auch unserer Zeit ihm zollen. Seine Predigten, welche er lateinisch entwarf und in elsäßischer Mundart vortrug, und seine Erbauungsschriften: „Von der Nachfolge des armen Lebens Christi", „Von der göttlichen Liebe", „Von der christlichen Tugend", „Vom Leiden des Erlösers" u. s. w. (sie wurden wieder in der Sprache unserer Zeit neu aufgelegt), enthalten einen reichen Schatz herzlich-frommer, die geheimste Sehnsucht und das edelste Bedürfniß des Gemüths aussprechender Betrachtungen, Winke und Andeutungen. Seine Darstellung ist abgebrochen, gedrängt, sinnvoll; das namenlose tiefe Gefühl ringet mit dem Ausdruck. Er gewann der Muttersprache zuerst den Kunstausdruck für Vorstellungen der sittlichen Vernunft und Empfindung ab und stattete sie mit Bereicherungen aus, welche der Eifer unserer Tage für Reinheit und Fülle der deutschen Sprache nicht unbeachtet lassen sollte. Seine Werke haben schon in ältern Editionen (Lpz 1498; Augsb. 1508; Basel 1521) manche Veränderungen erfahren, indem die Predigten nachgeschrieben und provinziellen Mundarten angepaßt wurden; noch mehr sind sie in spätern, der Sprache nach verjüngten: Hamburg 1621; von Spener (der jedoch an vielen Stellen dräuend auf den „papistischen Sauerteich" hinweiset), Nürnberg 1688 ꝛc., umgestaltet wor-

den. Sie bleiben für immer herrliche Denkmäler deutſcher Gottesfurcht. Sie haben Bürgſchaft geſtellt, daß das Kleinod wahren Chriſtenthums im Schoße unſeres Volkes bewahrt und gepflegt, daß in unwandelbarer Ehrfurcht und Liebe für das Heilige ein Grundzug deutſcher Volkseigenthümlichkeit erkannt werden ſoll. S. „Tauler's Leben" von Johann Arndt (1689).

Taunus (der) oder die homburger Höhe, ein anſehnliches Waldgebirge im Herzogthum Naſſau, welches mit ſeinen 3 Zweigen an den Rhein, den Main und die Lahn reicht. Jenſeits Homburg vor der Höhe beginnt es, bildet dort die höchſten Kuppen, den Feldberg, 2600 Fuß, und den Altkönig, 2400 Fuß., zieht gegen Wiesbaden herab, nachdem es bei Hochheim unterbrochen worden, am Schlangenbad vorüber und endigt bei Ehrenbreitſtein. Das herrſchende Geſtein iſt Thonſchiefer, der ſtellenweiſe Erze führt. Schon die Römer gruben hier nach Silber, und allenthalben zeigen ſich noch die Spuren der alten Welteroberer, wie die Reſte des Pfahlgrabens; auch findet man noch Grabmäler, Sarkophage, Vaſen ꝛc. aus jener Zeit. So hiſtoriſch intereſſant dieſes Gebirge iſt, ebenſo muß man ſeinen Reichthum an Naturmerkwürdigkeiten bewundern; gegen 20 Bäder und Geſundbrunnen — Ems, Schlangenbad, Wiesbaden, Schwalbach, Fachingen, Selters ꝛc. — haben hier ihre Quelle. Aus herrlichen landſchaftlichen Umgebungen erheben ſich die Ruinen vieler Ritterburgen.

Taurien (tauriſcher Cherſones), europäiſche Statthalterſchaft des ruſſ. Kaiſerreichs, jetzt nach der Hauptſtadt auch Simferopol genannt, umfaßt die Halbinſeln Krim und Taman (Tmutarakan), nebſt den Ländern und Steppen der nogaiſchen und budſchiakiſchen Tataren, und hat auf 1646 QM. 302.000 Einw. Dieſe Länder wurden in den ältern Zeiten von den Scythen (auch Amazonen) bewohnt; auch waren ſie ſchon frühe den Griechen bekannt, wie der Mythos der Iphigenia beweiſt. Um 600 v. Chr. legten die Mileſier in Taurien blühende Pflanzſtädte an, bis Mithridates, König von Pontus, ſich dieſer Gegenden bemächtigte, worauf ſie nach dem Untergange ſeines Reichs von den Römern unterjocht wurden. In den Jahrh. der Völkerwanderung löſten ſich Alanen, Gothen, Hunnen, Chazaren, Petſcheneger u. A. in der Beherrſchung der Krim ab, die am Ende des 12. Jahrh. den Genueſern gehorchte, bis endlich die verbundenen Mongolen und Tataren im 13. Jahrh. ſich hier niederließen. Seitdem ward die Krim von tatariſchen Khans beherrſcht, welche in der Folge die Oberherrſchaft des türkiſchen Sultans anerkennen mußten. 1771 ward die Krim von den Ruſſen unter Dolgorucki erobert, im Frieden von Kutſchuk-Kainardſchi 1774 für unabhängig erklärt und kam unter die Hoheit eines von der Nation ſelbſt gewählten Khans. Auch lebten eine Zeit lang die ſaporogiſchen Koſacken, und zwar ohne Weiber, in dieſem Lande, wo ehemals die Amazonen in ihrer Republik keine Männer geduldet haben ſollen. Berühmt iſt ihr Hetmann Chmelinsky. Noch berühmter wurde der Sultan Selim Gheray, einer der beſten Regenten. Der von den Ruſſiſchgeſinnten zum Khan beförderte Schahin Gheray mußte endlich, von der türkiſchen Gegenpartei gedrängt, aus dem Lande weichen und ging nach Petersburg. Jetzt nahm Rußland von der Krim völlig Beſitz und bildete nun aus ihr und den dazu gehörigen Landſchaften das tauriſche Gouvernement. Dem kaiſerl. Titel ward der Zuſatz: Czar des tauriſchen Cherſones, beigefügt. Po-

Digitized by Google

kenkin, der zu der Unterwerfung der tatar. Einw., nicht ohne Gewaltsamkeit, mitgewirkt hatte, erhielt von seiner Monarchin den Beinamen der Taurier. Der Khan ward von Rußland pensionnirt, begab sich in der Folge nach der Türkei, wo er aber auf Befehl des Großherrn auf der Insel Rhodus (1787) hingerichtet wurde. (S. v. Dohm's „Denkwürdigkeiten", II, 54 fg.) — Das asowsche und schwarze Meer umgeben die Halbinsel auf beiden Seiten; ein Meerbusen, welchen das erstere bildet, wird das faule Meer oder auch Siwasch (russ. Guilojemore) genannt. Bei dürrer Jahreszeit trocknet er, unter Verbreitung eines unangenehmen Geruchs von dem stehenden Wasser, ganz aus; dann kann man ihn zu Pferde passiren; zu andern Zeiten kann er beschifft werden. Taurien ist ein herrliches Land, mit einem gesunden und milden Klima, kurzem aber strengen Winter. Der nördliche Theil der Halbinsel ist eine wasserlose und baumleere Steppe, am Gebirge kalkig und unfruchtbar, mehr abwärts thonig und fruchtbarer, gegen das Meer zu salzig. Hin und wieder quillt Bergöl hervor, und kleine Hügel wachsen aus dem salzigen Thonschlamme empor, die an manchen Stellen Schlammstrudel auswerfen. Am südlichen Rande der Halbinsel zieht sich das taurische Gebirge von Osten nach Westen, dessen höchster Gipfel, der Tschadyrdagh, 4722 Fuß hoch ist. Dieses Gebirge wird von vielen Seitenthälern nach dem Meere und der Halbinsel zu durchschnitten, ist gut bewässert, meist mit schönen Waldungen bedeckt und überhaupt der angebauteste Theil des Landes. Viele Gegenden sind paradiesisch, wo üppige Wiesen, Wälder, reiche Kornfelder, schöne Weinberge und die reizendsten Gartenanlagen mit einander wechseln. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Getreide in Ueberfluß, hauptsächlich Weizen und Gerste, dann Buchweizen, Hirse, Mais, Hanf, Flachs, Melonen, Gurken, herrliche Weine (die besten bei Sudak und Koos, jährlich hier über 30.000 Eimer; ersterer ist dem Champagner ähnlich), reichliches und schmackhaftes Obst (Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Pflaumen, Birnen, Aepfel), alle Arten von Südfrüchten (besonders Mandeln, Feigen, Granaten, Melonen, Arbusen), Taback, Honig, Wachs, Seide; vieles Rindvieh, schöne Pferde, Schafe (die sehr bekannten und beliebten krausen, grauen Lämmerfellchen, die den Namen der krimschen führen, liefernd), angorische und astrachanische Ziegen ꝛc. Von Mineralien findet man viel Salz, Salpeter, Kalk, Marmor, Steinkohlen, die feinsten Thonarten, Eisen ꝛc. Die Einw. sind größtentheils Tataren, ein gutes, friedliches Volk, welches in reinlichen und niedlichen Häusern wohnt, Ackerbau, Viehzucht, Handel und Gewerbe treibt und sich zum Islam bekennt. Ferner: Russen, Griechen, Armenier, Juden, Colonisten verschiedener Nationen Europas, vorzüglich Deutsche aus Schwaben, indem die russ. Regierung viele Ausländer in das Land zieht, und denen, die sich hier niederlassen, 30 Freijahre bewilligt. Der ansehnliche Handel ist in den Händen der Tataren, Griechen, Armenier und Juden. Mit der taurischen Statthalterschaft, die in 6 Kreise zerfällt, steht auch die Provinz der Kosacken des schwarzen Meeres in Verwaltungsverhältnissen. Die jetzige Hauptstadt, Simferopol, 313 Meilen von St.-Petersburg, am Salgir, mit 4 Moscheen und 2400 Einw., eine ehemalige Residenz der Khane. Bei dieser Stadt hat v. Blaremberg 1827 wichtige Alterthümer entdeckt: Spuren einer Akropolis, wahrscheinlich Pallacium (nach Strabo), Inschrif-

Digitized by Google

net, schöne Basreliefs aus den frühesten Zeiten der Scythen- und Griechenherrschaft. Wichtiger ist Bakschisarai mit 7000 Tataren, wo der alte Pallast der Khane fortwährend in seiner asiat. Form von der russ. Regierung erhalten wird. Sewastopol, eine neue Stadt mit dem besten Hafen am schwarzen Meere, der aber bloß für die Kriegsflotte bestimmt ist, hat 2300 Einw., eine Admiralität, Seezeughaus, Magazine, Quarantaine ꝛc. Eupatoria, ein Freihafen am schwarzen Meere, hat 3050 tatar. Einw. Ueber Kertsch (wo man 1829 mehre für die Geschichte des alten bosporischen Reichs wichtige Inschriften, Büsten ꝛc. entdeckte) und Feodosia oder Kaffa s. d. Wichtig sind die Festungen Kinburn an der Mündung des Dnepr, und Perikop, auf der Landenge, welche die Krim mit dem Festlande verbindet. Mehre Schriften über Taurien und die Krim nennt Wichmann's „Darstellung der russ. Monarchie" (1. Thl., 1813); ferner des holländ. Admirals Kinsbergen Charte von der Krim in 4 Bl.; Murawiew-Apostol's „Reise durch Taurien im J. 1820" (a. d. Russ. übersetzt von Oertel, Berlin 1825), und Castelnau's „Versuch über die alte und neue Geschichte Neurußlands" (franz., mit Charten und Planen, Paris 1820).

Tauris oder Tebris (38° 9′ N. Br.), Hauptst. der Prov. Aderbidschan in Westpersien, als Handelsort im ganzen Orient berühmt, liegt in einer gut angebauten, aber holzleeren Ebene an den Flüssen Atschi und Spintscha, von Citadelle, Mauern von Backsteinen, die durch viele Thürme gedeckt werden, und Gräben beschützt, mit einem Zeughaus, 250 Dschamien und Moscheen, 300 Karavanserais, Pallast, sehr schönem öffentlichen Platz und Bazar, herrlichen Gärten, vielen Bädern, 20.000 Häusern und wohl 150 000 — zu Chardin's Zeiten (1665) 550.000 — Einw. Russen, Türken, Perser, Indier treiben hier Handel. Die Kaufläden sind mit den reichsten Waaren angefüllt; auch gibt es viele Künstler und Handwerker, die vorzüglichsten und zahlreichsten darunter sind die Seidenweber. Man verfertigt hier das Chagrin, womit fast ganz Persien versorgt wird, und wovon Jedermann, bloß die Bauern ausgenommen, die Schuhe und Stiefeln trägt. Man sieht viele Ruinen ehemaliger prächtiger Gebäude; denn Tauris hat einige Mal durch Erdbeben und durch Belagerungen, bald von den Türken, bald von den Persern, gelitten. Bis 1828 war sie die Residenz des nun verstorbenen Prinzen Abbas Mirza, des Kronerben von Iran, wurde aber nebst der Provinz Eriwan im Oct. 1827 von den Russen besetzt, worauf in der Nähe von Tauris der Friede zu Stande kam, und nachdem die Perser ihn gebrochen, den 22. Febr. 1828 in Turkmantschai bestätigt wurde. In Tauris hat die Pest im Sommer 1835 gräuliche Verheerungen angerichtet, sodaß aller Handel ganz stockte.

Taurus (jetzt Dschebel Kuran oder Dschebel Kuria), ein großes Gebirge in dem östl. Theile der asiat. Türkei, läuft als Kette aus dem westpersischen Plateau nach Westen, die kurdischen Gebirge in seinem Umfange bergend, vom Tigris und Euphrat, von letzterm bei Sumisat (Samosata), durchbrochen. Er hält sich von da an, wo er mit dem nordsyrischen Englande zusammenhängt, immer an der Südküste des Mittelmeers, auf welcher er schroff emporsteigt, bis er am Golf von Satalia (im Südwesten Kleinasiens) sich dem Meere zusenkt, während er noch westlicher in den Golf von Kos (Budrun) noch ein Glied absendet. Er verflacht sich gegen Norden, steigt aber in der Mitte noch einmal, nicht

Digitized by Google

in einer zusammenhängenden Kette, sondern in gewaltigen Berggruppen an, die Mitte Kleinasiens belastend, auch nicht an Armenien angeschlossen, hohe Thäler und Plateauflächen bildend, von Flüssen durchbrochen, mehr gegen Nordwesten gewendet unter mehren Namen. Im Osten nannten dieß die Alten Anti-Taurus, eigentlich nicht eine zweite Kette, sondern nur die mittlere Erhebung des Plateaus. Wo Kleinasien (Kilikien) an Syrien sich schließt, da wirft sich zwischen beide der mit dem Taurus verbundene Amanus, nur durch Engpässe zu übersteigen. In nördlicher Richtung streicht der Taurus zum armenischen Gebirge hinüber, in welchem der schneevolle Ararat hervorragt. Ueberhaupt hängt der Taurus mit dem großen mittelasiatischen Gebirgssystem zusammen. Ueber 12.000 Fuß scheinen im Taurus und in der Mitte einige Gipfel mit Schnee bedeckt sich zu erheben. Man findet auf dem Taurus Eichen-, Tannen-, Fichten-, Cedern-, Buchen-, Myrthenwaldungen.

Täuschung ist alles Dasjenige, was absichtlich oder zufällig Veranlassung gibt, daß wir uns in Ansehung unseres Urtheils über die Beschaffenheit eines Sinneneindrucks irren. Die Täuschung ist nicht immer unangenehm. Wir lassen uns oft gern täuschen, sowie wir uns bei manchem Traume ganz wohl befinden, wenn er die Einbildungskraft angenehm beschäftigt. Die gute Wirkung aller schönen Künste beruhet auf einer Täuschung, die sie bewirken. Je größer diese Täuschung eines Kunstwerks ist; und wenn es sogar die Thiere täuscht, wie Rösel's gemalte Heuschrecke: um desto mehr wird es gepriesen. Gefährlich für die Urtheilskraft, wenn sie nicht geübt genug ist, sind die Täuschungen des Witzes, die oft verleiten, subjective Associationen für objective Verknüpfungen zu halten. Daher hat Voltaire mit seiner erbärmlichen Logik, deren Mangel sein unerschöpflicher Witz ersetzte, gleichwohl so manchen Kopf verrückt. (Vgl. Schein.)

Tausendjähriges Reich, s. Chiliasmus.

Tausend und eine Nacht. Name einer Sammlung morgenländischer Märchen und Erzählungen. Der Orient ist die alte Heimath märchenhafter Sagen und Geschichten. Die immer thätige Phantasie des Morgenländers, seine Lust an Abenteuern, sein Glaube an Geister aller Art und Hang, durch heitere Erzählungen zu unterhalten und unterhalten zu lassen, wie derselbe, nach den Zeugnissen der Reisenden, noch jetzt in den Caffeehäusern des Morgenlandes und auf den Lagerplätzen der Caravanen sich kundthut, erzeugte, zunächst wohl in Indien und Persien, jene Menge von Fabeln und Märchen, die später, gegen Mohammed's ausdrückliches Verbot, in Arabien eine zweite Heimath fanden, aus der sie, vielfach vermehrt und zum Theil auf das mannigfaltigste umgebildet, erst einzeln, dann in ganzen Sammlungen nach Europa übergingen. Vielen derselben, die bereits in den Zeiten der Kreuzzüge oder noch früher den Weg dahin gefunden hatten, waren in altfranz. Fabliaurdichtern wie in deutschen Märchen- und Sagenerzählern mehr oder minder frei, Bearbeiter zu Theil geworden; aber erst zu Anfange des vorigen Jahrh. (1704) ward die unter der obigen Benennung lange zuvor im Orient verbreitete Sammlung durch Ant. Galland's, eines ausgezeichneten franz. Orientalisten, Uebersetzung den europäischen Literatoren und bald auch dem größern Publicum bekannt. Sie ward bei ihrer Erscheinung mit allgemeinem Beifall aufgenommen und ging, übersetzt und bearbeitet, als vielgelesenes Volksbuch durch Europa. Galland hatte aus der unvoll-

ständigen Handschrift, die ihm zu Gebote stand (jetzt in der königl. Bibliothek zu Paris), nur einen Theil des Ganzen zu geben vermocht. Dieß veranlaßte weitere Nachforschungen, und so erschien 1788 zu Paris die „Neue Tausend und eine Nacht" von Chavis und Cazotte nach einer Handschrift, die der Erstere, ein geborener Araber, in der königl. pariser Bibliothek niedergelegt hatte. Der Verdacht der Unechtheit, den die Herausgeber durch allzu willkürliche Behandlung des Grundtextes sich zugezogen hatten, erwies sich in der Folge späterer Untersuchungen als ungegründet; dennoch mußte mit Dank dahingenommen werden, als ein Nachfolger Galland's auf dem arabischen Lehrstuhle, Caussin de Perceval (1806), diesen Theil der Sammlung aus der Urschrift berichtigte und dem vielfach verbesserten Abdruck der Galland'schen Uebertragung den Schluß des Ganzen hinzufügte. Noch immer aber blieben ansehliche Lücken, die weder durch Jonathan Scott's vermehrte englische Uebersetzung (1811), noch durch Gauttier's, unter Mitwirkung von Langlès, 1822 erschienene neueste Ausgabe von Galland's „Mille et une nuit" vollständig gehoben worden. Deutschen Gelehrten blieb es vorbehalten, durch Benutzung bis dahin unbekannter Handschriften die endliche Vervollständigung der reichen Sammlung zu bewerkstelligen. Zuerst trat Herr von Hammer mit einem Schatze neuer in Aegypten von Rosetti aufgefundener Märchen hervor, die, nachdem die franz. Uebertragung durch ein räthselhaftes Geschick verloren gegangen war, 1823—24 in einer deutschen von Zinserling besorgten Uebersetzung erschienen. Größer war die Ausbeute, die eine tunesische Handschrift, im Besitze des Prof. Habicht zu Breslau, ergab, mit deren Hülfe das Fehlende ergänzt und, unter Zuziehung zweier andern Gelehrten, eine an Reichhaltigkeit jede frühere Bearbeitung weit überbietende Verdeutschung zu Stande gebracht werden konnte. („Tausend und eine Nacht", vollständ. übers. von Max. Habicht, v. d. Hagen und K. Schall, 15 Bändchen, Breslau 1825, 2. verm. Aufl. 1827; die arabische Urschrift von D. Habicht herausg. mit Glossar., Bd. 1, Breslau 1825.) (Eine dänische Uebersetzung des arabischen in Calcutta 1814 gedruckten Textes der „Tausend und einen Nacht" hat der Orientalist Rasmussen, Prof. zu Kopenhagen, 1. Bd., Kopenh. 1824, herausgegeben. Englisch haben wir diese phantasiereiche Erzählung in der schönen Ausgabe der „Arabian nights etc.", 1. Bd., London 1827; Leipzig, bei E. Fleischer.) — Neben diesen Bemühungen, eins der merkwürdigsten Denkmäler orientalischer Sitte und Lebensweise nach seinem Umfange wiederherzustellen, wurden auch die Untersuchungen über den Ursprung desselben mit glücklichem Erfolge fortgesetzt. Daß Caussin's Behauptung, der dasselbe zu einem Erzeugnisse des 16. Jahrh. macht, auf unhaltbaren Gründen beruhe, daß überhaupt an eine gleichzeitige Entstehung des Ganzen nicht zu denken sey, war leicht zu erweisen. Nach v. Hammer ist der Hauptstamm dieser Märchen auf indischem Boden gewachsen, später nach Persien verpflanzt und unter dem Khalifen Manßur, also gegen 30 Jahre vor Harun al Raschid, dem Zeitgenossen Karls d. Gr., durch Uebersetzung arabisches Eigenthum geworden. Daß auf diesen Stamm in der Folge ein- und ausheimische Zweige gepfropft wurden, welche bald wieder in neue Sprossen ausschlugen, könnte Den nur wundern, der es nicht wüßte, daß die das Ganze wie mit einem Rahmen umschlingende geschichtliche Einfassung jede verwandte Zuthat und Erweiterung zuließ, wie denn in der That bei vielen dieser Märchen ihr

Digitized by Google

späterer Ursprung und die nicht-arabische Heimath leicht nachzuweisen ist. (Nach Jon. Scott stimmen nicht 2 Handschriften aus verschiedenen Gegenden ganz überein, sondern jede ist mit den Volkserzählungen ihrer Heimath versetzt.) Nach Silv. de Sacy's Vorlesung in der Akademie 1829 stammen diese Märchen nicht aus Indien, sondern sind arabischen Ursprungs und später als der Islam. Das Ereigniß, das nach der ursprünglichen Anlage der Sammlung den Hintergrund bildet, und an das alle Erzählungen ohne weitere künstliche Verbindung, außer dem innern Zusammenhange einzelner, sich anknüpfen, ist folgendes: „Der Sultan Schachriar, entrüstet über die Untreue seiner Gemahlin, gibt das Gesetz, jede seiner künftigen Gattinnen am ersten Morgen nach der Vermählung zu tödten. Einer derselben endlich, Scheherasaden, der großherzigen Tochter des Vesiers, gelingt es, dem blutigen Jammer ein Ziel zu setzen, indem sie durch den Zauber ihrer Märchen den Sultan bestimmt, die Hinrichtung der schönen Erzählerin von einem Tage zum andern zu verschieben. So verfließen tausend und eine Nacht, also 2 Jahre und 9 Monate, in deren Verlaufe Scheherasade Mutter von 3 Kindern geworden ist. Vertrauensvoll führt sie jetzt die Kleinen dem Gemahl vor, der durch ihr Flehen erweicht, Gattin und Kinder in seine Arme schließt, Scheherasaden das Leben schenkt und nichts von ihr begehrt, als daß sie auch ferner von Zeit zu Zeit ihm einige der Geschichten erzähle, die ihn so oft an ihrer Seite ergötzt haben". Nur ein Theil dieser historischen Grundlage war dem ersten franz. Uebersetzer bekannt; der Schluß blieb verborgen, bis Herr v. Hammer denselben, wie er hier gegeben ist, entdeckte und zu öffentlicher Kunde brachte. — Die Freude Schachriar's ist von Tausenden seiner Stamm- und Glaubensgenossen nachempfunden worden, und wird es noch jetzt in einem großen Theile der asiatischen Welt, in Aegypten und längs der afrikanischen Küste des Mittelmeeres. Ebenso wird aber auch die Theilnahme, die jene Erzählungen seit ihrer ersten Bekanntwerdung in dem christlichen Europa gefunden, ihnen so lange bleiben, als der Mensch mit kindlicher Lust den Erscheinungen einer reichen Wunderwelt und den beweglichen Gestalten einer arglos spielenden Einbildungskraft sich zuwendet. Denn das ist es, was die meisten dieser kunstlosen Erzählungen bieten, die, die ohne allen andern Anspruch als den auf leichte Unterhaltung, immer zunächst erfreuen wollen, aber allerdings auch daneben, ohne es zu wollen, einen Schatz mannigfaltiger Lehre und Lebensweisheit uns entgegenbringen. Was sie aber für den europäischen Leser zwiefach interessant macht, ist, daß sie lebendiger, als Reiseberichte es vermögen, die Eigenthümlichkeiten des Orients uns vergegenwärtigen. Des Arabers ritterliche Tapferkeit, sein Hang zu Abenteuern, seine Gewandtheit, seine Liebe, und seine Rache, die List seiner Frauen, die Heuchelei seiner Geistlichen, wie die Bestechlichkeit seiner Richter, ziehen, wie in einem großen dramatischen Gemälde, an uns vorüber; goldstrahlende Palläste, reizende Frauen, anmuthige Gärten und köstliche Mahle nehmen unsere Sinne gefangen und fesseln uns an einen Boden, auf dem wir uns leicht und gern mit den Wundern einer fremden Geisterwelt befreunden. — Das Gefallen an ihnen veranlaßte früh schon Nachbildungen und Umdichtungen. Unter den erstern ist vorzüglich „Tausend und ein Tag", eine persische Nachahmung der „1001 Nacht", zu erwähnen, die, minder kunstlos als die letztere und mit mehr Absichtlichkeit, darauf ausgeht, eine gegen die Männer

Digitized by Google

eingenommene Königstochter durch zahllose Beispiele wandelloser Männertreue eines Bessern zu belehren. Von den ältern franz. und deutschen Umdichtungen ist schon oben die Rede gewesen; unter den neuern erinnern wir an Oehlenschläger's „Aladdin", dessen Grundlage in einem Märchen unserer Sammlung zu suchen ist. S. den historisch-kritischen Aufsatz über „1001 Nacht", im „Hermes", XXX, 2 fg.

Tautochronisch oder isochronisch (griech. gleichzeitig) nennt man Wirkungen, welche in gleichen Zeiten erfolgen, z. B. die Schwingungen des Pendels, die, wenigstens im theoretischen Bezuge, sämmtlich von gleicher Dauer sind.

Tautochronische Linie. Die Cykloide (s. d.) hat die merkwürdige Eigenschaft, daß ein fallender Körper ihren tiefsten Punkt immer in gleich langer Zeit erreicht, er mag nun bis dahin einen größern oder kleinern Bogen der Curve zu durchlaufen haben, die in dem nämlichen Verhältnisse wachsende Geschwindigkeit gleicht jene Verschiedenheit aus. Die Curve heißt deßhalb tautochronisch.

Tautologie oder Tavtologie, in der Sprachdarstellung ein Fehler gegen die Kürze des Ausdrucks, welcher darin besteht, daß man einen und denselben Begriff ohne Noth auf mehr als eine Weise bezeichnet, also mit mehren Worten Eines und Dasselbe sagt. Darauf weiset auch der Name hin, den jedoch die Alten, anders als wir, für die fehlerhafte Wiederholung desselben Wortes gebrauchten. Tautologieen in unserm Sinne dagegen wären die Ausdrücke: aber allein; Niemand nicht; Schiffsflotte u. s. w. Die Quelle der Tautologie ist Gedankenlosigkeit und Armuth der Gedanken, Mangel an Sachkenntniß und Gewandtheit in der Sprache. Unter die fehlerhaften tautologischen Ausdrücke dürfte es aber nicht zu rechnen seyn, wenn diese Zusammenstellung den Wohlklang des Periodenbaues befördert, und gewissermaßen dadurch nothwendig wird. (Vgl. Pleonasmus.)

Tavernier (Jean Baptiste), berühmt als Reisender, geb. 1605 zu Paris von protestantischen Eltern, fühlte in dem Landchartenladen seines Vaters, durch die Ansicht dieser Gegenstände begeistert, frühe eine große Neigung zum Reisen. Nachdem er bei einem Juwelier dessen Kunst sich in einem seltenen Grade der Vollkommenheit zu eigen gemacht hatte, durchwanderte er seit 1627 fast alle Länder Europas und über 40 J. lang die Türkei, Ostindien und Persien in allen Richtungen. Mit einer ansehnlichen Baarschaft zurückkehrend, kaufte er sich die Baronie Aubonne am Genfersee, die er aber 1687, wegen des übeln Betragens seines Neffen, an den Marquis Duquesne käuflich überließ. Er unternahm nun eine siebente Reise, auf welcher er 1689 zu Moskau starb. Tavernier war ein hellsehender Mann und hat in den von ihm besuchten Ländern eine große Menge merkwürdiger Beobachtungen gemacht. Sie wurden von dem Genfer Chappuzeau schriftlich geordnet und erschienen 1679 in 2 Bdn, 6 Reisen enthaltend; 1687 der 3. Bd., von Lachapelle, Secretair des Präsidenten Lamoignon, geschrieben, der eine Nachricht von Japan und Tunkin, und die Geschichte des Betragens der Holländer in Ostindien enthält. Ungeachtet der Beschuldigungen, welche man gegen Tavernier's Wahrheitsliebe vorgebracht hat, und der Ausschreibereien, deren man die Verfasser seiner Reisen anklagt, findet man in letztern doch viele und wichtige Nachrichten, weßhalb sie noch jetzt schätzbar sind.

Taylor (John), geb. um 1703, widmete sich dem Studium der

Digitized by Google

Philologie, Jurisprudenz und Theologie auf der Hochschule zu Cambridge und bekleidete in der Folge mehre Stellen als Geistlicher und Rechtsgelehrter. Seinen antiquarischen Studien verdankt er allein seinen Nachruhm, welcher sich vorzüglich auf seine Ausgabe der attischen Redner und seine archäologischen Abhandlungen begründet. Sein Lysias erschien zuerst Lond. 1739, 4., und sein Demosthenes zu Cambridge 1748—57, 2 Bde., 4. (unvollständig), dem sich die Ausg. einiger einzelnen Reden anschließen. Verdienstlich sind auch seine „Untersuchungen über die Rechte und Gerichte der Griechen und Römer", und seine chronologischen Abhandlungen, sowie die Ausg. des „Marmor Sanwicense". Er st. 1766.

Taration, s. Abschätzung.

Technik würde dem Worte nach eigentlich Kunstlehre heißen, aber man versteht darunter bei den schönen Künsten, welche ein doppeltes Element haben, das niedere, materielle und das geistige, die Lehre von den materiellen Bedingungen einer Kunst und wie sie kunstgerecht (regelmäßig) zu handhaben sind. Daher setzt man das Technische dem Aesthetischen einer Kunst entgegen. Ebenso ist ein technischer Ausdruck (terminus technicus) ein Ausdruck, welcher in einer Wissenschaft oder Kunst einheimisch und ihr eigenthümlich ist.

Technologie oder Gewerbskunde, Gewerbskunst, ein Zweig der Cameralwissenschaft, der Naturerzeugnisse für die Bedürfnisse der Gesellschaft künstlich verarbeiten lehrt (s. Handwerker, Fabrik, Gewerbe). Man theilt die Technologie ein 1) in die niedere und höhere; 2) in die allgemeine und besondere. Die niedere Technologie begreift die Grundsätze der allgemeinen Oekonomie in sich, inwiefern auf dasselbe die verschiedenen Kunstgewerbe nach ihrer Entstehung, Benutzung, Unterhaltung und Verbesserung beruhen; die höhere Technologie stellt die Kenntniß des Kunstgewerbes in seinem Zusammenhang mit dem Staatsleben dar. Letztere zerfällt in Staatstechnologie, technische Rechtskunde und Gewerbspolizei. Die allgemeine Technologie stellt die Regeln für jede Art des Kunstgewerbes, die besondere die für bestimmte Arten desselben auf. Daher theilt man die Gewerbe nach den wirkenden Kräften ein in chemische und mechanische Gewerbe; oder nach der Abstammung der dazu erforderlichen rohen Materialien; oder nach den vorwaltenden, dabei vorkommenden Arbeiten und den aus den rohen Stoffen hervorgegangenen Producten. Die höhere Technologie ist vornehmlich in den Schriften von Hermbstädt, Trommsdorff, Poppe, und die letztere in dem „Neuen Schauplatz der Künste und Handwerker (28 Bde., Ilmenau bis 1827, m. Abbild.) behandelt worden. Ein Hauptwerk ist in theoret. Hinsicht: „Geometrie und Mechanik der schönen Künste und Handwerker und der schönen Künste". Normalcurs zum Gebrauche der Handwerksleute und Künstler, vom Bar. Ch. Dupin (aus dem Französ., 3 Bde. mit Kpfrn., Strasb. Handbücher sind das franz. Dictionnaire der Technologie (16 Thl. bis Por, Paris 1829, m. Kpf.) und Prechtl's „Technolog. Encyclopädie" (alphabet.), 1. Thl., bis Baumwollenzeuch (Tübingen 1830). Statistisch wichtig sind: „Darstell. des Fabrik- u. Gewerbwesens in seinem gegenwärtigen Zustande, vorzüglich in technischer, mercantilischer und statistischer Beziehung, und mit Berücksichtigung des Fabrik- und Gewerbewesens im östreich. Kaiserstaate", herausgegeben von Stephan Edlem v. Keeß (2. Aufl., Wien 1824, 3 Thle., und die Fortsetzung des Werks von St. v. Keeß und Blumenbach (2. Bd., Wien 1830); die

Digitized by Google

„Abhandlungen der königl. preuß. technischen Deput. für Gewerbe" (Berlin seit 1826, m. Kpfrn., Fol.), und Dingler's „Polytechn. Journal".

Tectur, die Decke, Bedeckung, der äußere Umschlag, z. B. eines Pakets Acten oder andrer Papiere, oder eines auf Oblate gedrückten Siegels u. s. w. Auf den militairischen Charten und Grundrissen ist Tectur ein auf dem Risse befestigtes Blatt, welches einen Theil des Plans oder der Bezeichnung deckt, und z. B. die veränderten Stellungen einer Schlachtordnung oder verdeckte Theile einer Festung anschaulicht macht.

Te Deum laudamus etc., in der deutschen Uebersetz.: Herr Gott, dich loben wir ꝛc., ist der Anfang des sogen. Ambrosianischen Lobgesangs (s. Ambrosius), welchen man bei feierlichen Gelegenheiten (z. B. Siegesfesten), sowie an hohen Festtagen in den kathol. und oft auch in den evangel. Kirchen zu singen pflegt. Seine Choralmelodie gehört zu den ältesten Tonstücken, die wir haben. Unter den neuern ausgeführten Compositionen dieses Hymnus sind die von Hasse, Naumann, Haydn, Danzi und Schicht berühmt.

Tegernsee, Dorf, Schloß und königl. Herrschaft (3 QM., mit 3200 Einw. in 10 Dörf., 26 Weilern und 112 Einzelhöfen), 7 Meilen von München, im Isarkreise Baierns, am Tegernsee, der 2471 bair. Tagewerke im Spiegel hält, bis 300 Fuß tief ist und den Mangfall entläßt. Hier lag die in neuerer Zeit aufgehobene, ehemals gefürstete Benedictinerabtei Tegernsee. Die Geschichte dieser alten Abtei hat Max. Freih. v. Freiberg (München 1822) beschrieben. Unter des Königs Maximilian I. Regierung wurde in dem schönen Schlosse zu Tegernsee mehrmals die Anwesenheit hoher Gäste gefeiert. Der Tegernsee liegt von hohen Bergen umschlossen, die, am Fuße von Wiesen und Feldern umgrünt, weiter hinauf von Laub- und Nadelholz bewachsen, nach oben zu in schroffe, steile Spitzen ausgehen. Diese Umgebung wurde zu einer Bergbeleuchtung benutzt, welche wohl das großartigste Schauspiel war, wodurch der König den Namen seiner fürstl. Gäste feiern konnte. Auf den steilen Abhängen des Wallbergs und des Setzbergs wurden die kolossalen Linien der Buchstaben mit Holzstößen bezeichnet. Man brauchte ½ Stunde Zeit, um der Länge eines einzigen Strichs nachzusteigen. Bei der Ungleichheit des Bodens erforderte diese Bezeichnung, deren Standpunkt Kaltenbrunn ¾ Stunden von Tegernsee war, eine geometrische Berechnung; dadurch wußte man sogar die engl. Buchstaben mit ihren geschwungenen Linien und Licht- und Schattenstrichen hinzuschreiben. Zugleich ward das Wäldchen am untern Abhange mit Lampen erleuchtet, und auf allen Gipfeln der Berge rings um den See, sowie am Seeufer selbst, flammten Feuer auf; dabei Kanonendonner, Musik und Feuerwerk. — Schloß und Herrschaft hat der verst. König seiner Gemahlin geschenkt. Die Zimmer der Königin daselbst enthalten eine Sammlung guter Landschaften, Genre-, Thier- und Blumengemälde, meist von lebenden Künstlern. — In der Nähe von Tegernsee bricht feiner Marmor, der in Säge- und Schleifmühlen verarbeitet wird. Eine Stunde von Tegernsee liegt das vom verst. König mit großen Kosten sehr gut eingerichtete Bad von Kreuth, dessen Quelle schwefel- und eisenhaltig ist. Die Armen wurden hier auf Kosten des Königs gepflegt. In der Gegend sammelt man Bergnaphtha, hier St.-Quirinöl genannt.

Teheran, 35° 51′ N. Br., Hauptstadt der iranschen Provinz Irak

Digitized by Google

Abschem (das alte Medien) in Westpersien, Residenz des Schah v. Iran, von Bergen umschlossen, in feuchter Ebene, in einer weiten Mauer, mit prachtvollem Pallast und Park (Gulistan), 7 schönen Moscheen, 4 Medresses, 150 Karavanserais, ebenso vielen Bädern, vielen öffentlichen Gebäuden, 12.000 schönen Häusern, die enge Straßen bilden, 50.000 Ew., im Sommer nur 10.000, weil die meisten in die Gebirge fliehen vor der ungesunden, heißen Luft. Man unterhält Fabriken in Seide, Baumwolle, Metall, wollenen Filzteppichen u. m. a. Teherans Umgegend ist fruchtbar, aber baumlos und ermüdend. Tacht Katschar, das herrliche Lustschloß des Schah (dessen kühner, von dem 1834 verst. Herrscher Feth Ali veranstalteter Bau den im Alterthum berühmten hängenden Gärten der Semiramis vergleichbar ist), mit der schönsten Aussicht auf den Albors, Demawend, die Ruinen Reis (wo Harun al Raschid geboren ward und die Seldschukiden thronten), innen den strahlenden Pfauenthron und die Juwelenpracht des Schah; Nigaristan, das Schloß des Erbprinzen, u. a. Schlösser, Dörfer ꝛc. umgeben sie. Im Sommer 1835 raffte die Cholera in Teheran 8—10.000 Menschen weg.

Telamon, s. Argonauten.

Telegraph, Fernschreiber, dasjenige Instrument, welches dazu dient, durch bestimmte Zeichen Nachrichten von einem Orte zum andern entfernten, in möglichster Eile zu bringen; die Kunst, vermittelst jener Zeichen sich den Bewohnern entfernter Orte verständlich zu machen, wird Telegraphik genannt. Die Einführung und Verbesserung der Telegraphen verdankt man dem franz. Ingenieur Chappe (vgl. d.) im letzten Decennium des 18. Jahrh. Entweder auf Hügeln und Bergen oder sonst auf erhöhten Orten (wie z. B. in Köln auf dem Thurme der evangel. Garnisonkirche) müssen die Telegraphen angelegt seyn. Sie bestehen aus einem kleinen Gebäude, eine Art von Observatorium, sind platt gedeckt und enthalten ein Zimmer. Die 4 Seiten desselben sind mit Glas ausgesetzt und werden äußerlich von einer Gallerie umschlossen. Jenes Getäfel von Glas, wie diese Gallerie, sind dazu eingerichtet, damit man sich allenthalben umsehen kann. Aus der Mitte des Zimmers steigt eine 12 Fuß lange eiserne Stange empor, an deren Spitze ein eiserner, 9 Fuß langer, 9—10 Fuß breiter Flügel befestigt ist, der sich um eine Achse herumdreht. Durch einen leichten Mechanismus kann man vom darunter befindlichen Zimmer dem Hauptflügel sowohl als den 2 kleinern Armen an seinen Enden jede beliebige Richtung ertheilen. Die großen und kleinen Buchstaben, Verbindungszeichen und Ziffern erfordern im Ganzen nur 70 Zeichen; diese stellt die Maschine nach Vorschrift des Textes allmälig in einer mäßigen Bewegung dar. Die Weite, bis zu welcher der Telegraph benachrichtigen kann, ist mit derjenigen gleich, aus welcher er, vermittelst eines großen Fernrohrs scharf und deutlich mit allen Richtungen seiner Flügel zu erkennen ist. Sobald der Wärter des nächsten Telegraphen das Zeichen des ersten erblickt, wiederholt er dasselbe, woraus nicht allein der erste Schreiber beurtheilen kann, daß ihn der andere verstanden hat, sondern wodurch auch zugleich ein Dritter benachrichtigt wird. Des Nachts berichten die Telegraphen bei Fackelschein. Die brennenden Fackeln sind an den End- und Nebenflügeln befindlich. Auf diese Weise allein ist es möglich geworden, die Nachrichten außerordentlich schnell zu verbreiten. 27 Telegraphen verpflanzten Nachrichten von Paris nach Calais in 8 Minuten, 22 Tel. von Lille nach

Paris in 2 Min., 46 Tel. von Strasburg nach Paris in 6½ Min., 50 Tel. von Lyon nach Paris in 8 Min., und 80 Tel. von Brest nach Paris in 10 Min. Der von Sir Home Popham 1815. erfundene Telegraph ist von sehr einfacher Bauart, und dessen ungeachtet lassen sich einige hundert Zeichen mehr damit machen als mit den bisher bekannten. Der 1818 auf dem Admiralitätshause in London errichtete Telegraph ist von der neuen Art, die man Semaphore (Zeichenträger) nennt. Seine Zeichen sind kenntlicher als Flaggen, Kugeln und Schieber; sie bestehen in Buchstaben oder in Zahlen mit 48 Veränderungen, von denen immer nur ein Zeichen auf einmal von dem einen oder der beiden Arme des Telegraphen dargestellt wird. Die 1833—34 von Berlin bis Koblenz errichteten Telegraphen nähern sich ihrer Einrichtung nach den englischen Küstentelegraphen; ein senkrechter Mast schießt 3 Seitenarme hervor. Da jeder der letztern 9, und mit Einschluß der Null (wenn der Arm verschwindet oder senkrecht herunterhängt), 10 Zeichen macht, so lassen sich, wenn der obere Arm die Einer, der mittlere die Zehner und der untere die Hunderte bedeutet, 999 Zeichen oder Zahlen ausdrücken, deren weitere Zahlen-, Buchstaben- oder Wortbedeutung dann anderweitig verzeichnet ist. Ein einfaches Zeichen wird sich in 10 Minuten und ein Bericht von einer mäßigen Sache in einer Viertelstunde durch die ganze Reihe der Telegraphen bis Koblenz hindurch schicken lassen. Vor den franz. Telegraphen haben die preuß. noch den Vorzug, daß sie in kleinern Zwischenräumen aufgestellt sind, also bei trübem Wetter nicht so leicht den Dienst versagen.

Telemachos, einziger Sohn des **Odysseus**, Königs v. Ithaka, und der **Penelope** (s.d.), war noch an seiner Mutter Brust, als sein Vater nach Troja in den Krieg zog. In seiner Kindheit fiel er einst ins Meer, ward aber von Delphinen gerettet; daher Odysseus ein Delphin auf seinem Schilde und in seinem Siegelringe trug. Homer (s. d. „Odyssee") läßt ihn gegen die Zeit der Rückkehr seines Vaters als erwachsener Jüngling auftreten, dem Minerva in der Gestalt des Mentor gute Rathschläge ertheilt. Er folgte ihnen pünktlich, berief die Freier seiner Mutter zu einer Versammlung, und befahl ihnen, sich aus dem Hause zu entfernen. Bald darauf rief er die Ithakenser zusammen, ihnen seine Noth vorstellend und bittend um Hülfe und ein Schiff, seinen Vater aufzusuchen; aber vergebens. Doch Minerva in Gestalt Mentors erschien ihm, und mit ihr reiste Telemach heimlich ab. In Pylos glücklich ankommend, erkundigte er sich beim Nestor, der ihn aber an den Menelaos wies. In Sparta wurde Telemach von Letzterm erkannt und erfuhr, daß sein Vater bei der Kalypso sey. Nachdem unterdessen Odysseus auf Ithaka angekommen war, verließ Telemach auf Minervens Befehl den Menelaos, um schleunig nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Die Göttin gab ihm die Rathschläge, den auf ihn lauernden Freiern zu entgehen. Odysseus entdeckte sich ihm vor seiner Residenzstadt und Beide berathen sich nun, wie sie sich die Freier vom Halse schaffen wollten. Telemach ließ den als Bettler verkleideten Odysseus nach der Stadt führen und ging selbst dahin. Am andern Morgen erschien er bewaffnet in der Volksversammlung, legte bei der Tafel dem Fremden seinen Theil vor und untersagte den Freiern, ihn zu spotten. Aber umsonst; der Kampf mit ihnen begann, und Telemach und Odysseus siegten. Gegen die anrückenden Ithakenser fochte er an seines Vaters Seite. Ueber seine

Digitized by Google

letzten Schicksale gab es mancherlei Sagen. Nach Diktis ward er von seinem Vater aus Ithaka vertrieben; nach Andern heirathete er die Circe, die ihm den Latinus und die Rome gebar, welche des Aeneas Gattin wurde. Auch das hetruskische Clusium soll er erbaut haben. — Ueber den moralischen Roman „Telemach" s. Fénélon.

Telemann (Georg Philipp), einer der berühmtesten und fruchtbarsten Componisten seiner Zeit, war geboren 1681. Er hatte schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Hildesheim sich viel mit Musik beschäftigt und Psalmen componirt. 1702 wurde er Organist und Musikdirector an der Neukirche daselbst und errichtete ein Collegium musicum, aus lauter Studirenden bestehend, zur Aufführung großer Musiken. Später wurde er Capellmeister in Baireuth, ging aber dann nach Eisenach, Sorau, Frankfurt a. M. und starb als Musikdirector in Hamburg 1767. Unter seinen Compositionen waren seine Opern, in welchen er sich Lully zum Muster nahm, auch in Frankreich beliebt, und zeichneten sich durch treffliche Chöre, sorgfältige Declamation, reiche, für seine Zeit oft überladene Instrumentation aus. Er war auch ein großer Liebhaber der musikalischen Malerei. Selbst Seb. Bach würdigte ihn in dieser Hinsicht, nach Lessing's Mittheilung, sehr, ohne seine Uebertreibungen in diesem Punkte zu rechtfertigen. So wollte Telemann z. B. die Falschheit der Gesinnungen durch falsche Quinten oder Dissonanzen ausdrücken. Telemann's Opern trugen sehr viel zu dem damaligen Flor der deutschen Opernbühne in Hamburg bei. Auch als Kirchencomponist war er ausgezeichnet. Er schrieb Cantaten und Oratorien, und seine Motetten werden noch jetzt von großen Singchören vorgetragen.

Teleologie (a. d. Griech.), Zwecklehre, beschäftigt sich, sowie sie jetzt ist, 1) mit den Naturzwecken, physische Teleologie. Er sucht das Princip zur Bearbeitung der gesammten Natur, als eines Systems der Zwecke, und frägt daher: ist jedes Werk der Natur Zweck an sich, oder kann nur ihr äußeres Verhältniß gegen ein anderes hypothetisch für zweckmäßig gehalten worden? 2) mit den moralischen Vernunftzwecken, als eines Endzwecks der Natur selbst, moralische Teleologie. Sie beruht a priori auf Principien der Vernunft, und ist nur möglich durch einen bestimmten Begriff einer obersten Weltursach nach moralischen Gesetzen. Die Teleologie ist das Werk der reflectirenden, nicht der bestimmenden Urtheilskraft. Die Regel nämlich, unter welche sie subsummiren soll, ist ihr nicht gegeben; sondern sie sucht sie, um die verschiedenen Erscheinungen, Formen und Gestalten der Natur darunter zu verbinden, wenn der blinde Mechanismus zu einer solchen Regel untauglich ist. Ein Princip der Urtheilskraft, das einen Zweck voraussetzt, und einen solchen Zweck zur Regel nimmt, heißt ein teleologisches Princip. Man kann es nicht nur auf die Naturforschung, sondern auch auf die Geschichtforschung, d. i. auf die Zweckmäßigkeit der Verkettung menschlicher Schicksale anwenden; nur muß bei dieser Beurtheilung alles Kleinliche und Selbstsüchtige vermieden werden. (Vgl. Bornemann, „Lehre von den Zwecken der Teleologie", Berlin 1827.)

Teleskop, s. Fernrohr und Spiegelteleskop.

Tell (Wilhelm), ein Landmann aus der Schweiz, zu Bürglen bei Altorf, von dessen Geburt und sonstigen Lebensumständen die Geschichte nichts weiter weiß, als seine Theilnahme an der Befreiung der Schweiz vom östreich. Joche. Helvetien, ehemals ein Theil des Königreichs Bur-

gund, war mit demselben an das deutsche Reich gekommen und noch zu Rudolfs von Habsburg und seines Sohnes Albrecht I. Zeiten unter der unmittelbaren Herrschaft desselben. Albrecht I. (s. d.) wollte aus den helvetischen Landen ein Fürstenthum zur Versorgung eines seiner Kinder machen. Sein Antrag, aus dem unmittelbaren Schutze des Reiches in den Schutz des Hauses Oestreich zu treten, wurde, besonders von den drei Orten, Schwyz, Uri und Unterwalden, verworfen. Als er ihnen demnächst statt der bisherigen Reichsvögte, östreich. Landvögte gab, war seine Absicht, sie durch harte Behandlung zur Unterwürfigkeit zu bewegen. Allein die Tyrannei der Landvögte Geßler (s. d.) zu Uri und Schwyz, und Bilger, oder Peregrin Landenberg, zu Unterwalden, erzeugte nur Abscheu und Erbitterung. Werner Stauffacher aus der Schwyz, Walther aus Uri, Tell's Schwiegervater, und Arnold Melchthal aus Unterwalden beschlossen persönliche Beleidigungen und Schmach ihres Vaterlandes zu rächen und errichteten mit mehren ihrer Freunde im Ausgange 1307 einen Bund, um sich am künftigen Neujahrstage der östreich. Gewalt zu entziehen. Mittlerweile hatte Geßler zu Altorf einen Hut auf eine Stange stellen lassen, mit dem Befehle, solchen, als ob er persönlich gegenwärtig wäre, zu begrüßen. Tell unterließ dieß, ward nun ergriffen, und da es dem Landvogte nach einer Probe von Tell's bekannter Waidmannsgeschicklichkeit gelüstete, verurtheilte er ihn, seinem jüngsten Sohne in einer Weite von 120 Schritten einen Apfel vom Kopfe zu schießen. Er führte es glücklich aus. Geßler aber bemerkte, daß er noch einen Pfeil im Gürtel habe, drang in ihn, die Ursache davon zu sagen, und erhielt den Bescheid, der Pfeil sey für den Landvogt bestimmt gewesen, wenn der Schuß auf das Kind nicht geglückt hätte. Geßler zog ihn jetzt ein und führte ihn über den Waldsee zum Gefängnißorte. Auf der Fahrt entstand ein heftiger Sturm, der den Landvogt nöthigte, Hülfe bei Tell's Steuermannsfähigkeit zu suchen. Tell steuerte das Schiff an einen Felsenriff, sprang auf denselben und stieß das Schiff wieder in die Wogen. Darauf erschoß er den Landvogt in dem Hohlwege nach Küßnacht. Am 1. Jan. 1308 wurden die Landvögte vertrieben und ihre Burgen geschleift. Tell soll noch bei Morgarten gestritten und sein Leben bei einer Wasserflut im Schächerflusse eingebüßt haben. — So erzählt die Sage von Tell; ob sie wirklich wahr ist, ist zweifelhaft, obgleich v. Müller sie für echt hält. Eine Menge Denkmäler, als Gemälde, Capellen und Bezeichnung der Oerter, scheinen sie zu bewähren. Daß die Hauptsache, Tell habe den Landvogt getödtet, wahr sey, unterliegt keinem Zweifel; denn der Canton Uri baute nahe an dem Felsenriffe, auf den Tell sich rettete bei der Fahrt über das Wasser, die Tell's-capelle 30 Jahre nach Tell's Tode, worin jährlich eine Lobrede auf ihn gehalten wurde. Unausgemacht bleibt aber immer sein Schuß, mit dem er einen Apfel von dem Haupte seines Kindes herunter holte. S. die Schrift: „Vertheidigung des W. Tell" (von J. A. F. v. Balthasar und von G. E. v. Haller, 1772, n. Aufl. 1824). Sie widerlegt des Pfarrers Uriel Freudenberger von Ligerz Schrift: „W. Tell, ein dänisches Märchen" (1760). Ebenso beweist die Echtheit der Geschichte W. Tell's J. Hisely's „Diss. de Gul. Tellio" (Grön. 1824).

Teller (Wilhelm Abraham), ein berühmter evangelischer Theolog, geb. 1734 in Leipzig, wo sein Vater, Romanus Teller, Professor der Theologie und Pastor an der Thomaskirche war. Gebildet an der Hoch-

Digitized by Google

schule seiner Vaterstadt, ward er 1755 Katechet an der Petrikirche und Baccalaureus der Theologie. 1762 ging er als Generalsuperintendent, Professor der Theologie und Hauptpastor nach Helmstädt; nach 5 Jahren aber, als er hier der Heterodoxie beschuldigt ward, als Oberconsistorialrath, Propst zu Köln an der Spree und als Pastor Primarius an der Petrikirche nach Berlin. 1786 ward er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Als 1788 das Religionsedict erschien, welches die Denkfreiheit in Sachen des Glaubens antiprotestantisch beschränkte, mußte Teller seiner Freisinnigkeit wegen viele Kränkungen erfahren. Er starb 1804. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Lehrbuch des christlichen Glaubens" (Helmst. 1764), worin er aus der h. Schrift beweisen wollte, daß manche wesentliche Grundlehren des luther. Lehrbegriffs in ihr keinen Grund haben; das Werk wurde deßhalb verketzert und heftig bestritten. Uebrigens enthält es eine sonderbare Vermischung von wahrer und falscher Exegese, von Licht und Schatten, von Ernst und Frivolität und ermangelt des guten Geschmacks und echt philosophischen Geistes. In seinem „Wörterbuch des N. Test." (Berlin 1772; 6. verb. Aufl. 1805) sind viele dogmatische Stellen mehr travestirt als ausgelegt. „Anleitung zur Religion überhaupt und zum Allgemeinen des Christenthums" (Berlin 4792). „Predigten von der häuslichen Frömmigkeit" (1772), und „Predigten und Reden bei besondern Veranlassungen" (1787, 2 Th.), durch überzeugende lichtvolle Belehrung ausgezeichnet. „Magazin für Prediger" (10. Bd., 1792—1801), reich an gründlichen Bemerkungen und Untersuchungen, sowie an vortrefflichen homiletischen und liturgischen Ausarbeitungen. Mehre kräftige und geistvolle Erbauungsbücher. Seine Verdienste um die richtige Würdigung der herrlichen dichterischen Stücke des A. Test. sind anerkannt. Seine Vertrautheit mit dem Geiste unsrer Sprache beurkunden die Schriften über Luther's Lieder und Bibelübersetzung. Auch besorgte Teller eine Ausgabe von Sallust und Turretin.

Tellurismus, s. Magnetismus, thierischer, und D. Kieser's „System des Tellurismus oder thier. Magnetismus. Ein Handb. für Naturforscher und Aerzte" (2 Bde., Leipz. 1822). — Die Anwendung des thierischen Magnetismus auf die Pflanzenwelt, den Acker- und Gartenbau, hat J. G. Petri in einer eignen Schrift (ohne Druckort und Jahr) in einer leicht verständlichen Sprache gezeigt. Man könnte nach ihm den thierischen Magnetismus vielleicht richtiger den organischen Magnetismus nennen, da auch im Thiere die höhere animalische Sphäre nur mittelbar durch Einwirkung auf die vegetabilische bewirkt wird.

Tellurium oder Sylvanium, durch den Gubernialrath Müller von Reichenstein zuerst als ein besonderes Metall entdeckt und von Klaproth 1798 vollkommen bestätigt; von zinnweißer ins Bleigraue fallender Farbe, ist stark glänzend, blätterig brechend, sehr spröde und leicht flüssig. So findet es sich gediegen, als sogenanntes Weißerz, und zwar meistens in hornsteinähnlichen Quarz eingesprengt, bei Fatzebai in Siebenbürgen. Ferner: in Schrifterz (ehemals graphisches oder Schriftgold), zinnweiß abfärbend und krystallisirt; es hält 60 Procent Tellurium, 30 — Gold und 10 — Silber; bei Offenbanja in Siebenbürgen, in Quarz und Granstein. Endlich: im Blättererz (dem sogen. nagyaner Golderz), welches weniger Tellurium, mehr Blei, etwas Gold, auch Silber und Kupfer hält, findet sich bei Nagyag in Siebenbürgen. Es hat unter allen bekannten Metallen die geringste eigenthümliche Schwere, nämlich 6, 115.

Digitized by Google

In der Astronomie eine Maschine zur Veranschaulichung der in der Theorie der Bewegung der Erde um die Sonne vorzutragenden Lehren. Es bezieht sich namentlich auf den beständigen Parallelismus der Erdaxe und die daraus entspringenden Folgen für Abwechselung der Jahreszeiten, Tageslängen ꝛc. Dergl. Maschine verfertigt in besonderer Vollkommenheit der Prof. der Astronomie am Carolinum zu Braunschweig, D. Gelpke, und gibt darüber Rechenschaft in seinem Werke: „Betrachtungen über die Wunderwerke des Weltalls" (3. Aufl., Han. 1825, m. Kupf. und einer Vorrede). Auch die zu Gotha von Gräf verfertigten Tellurien sind zu empfehlen.

Tellus, der lat. Name der Gäa (s. d.).

Temeswar, einst die Hauptstadt des gleichnamigen Banats — welches die Türken im passarowitzer Frieden 1718 an Oestreich ganz abtraten — nun, seitdem jenes Land mit Ungarn vereinigt ist, die Hauptstadt der temeswarer Gespannschaft in dem Kreise jenseits der Theiß in Oberungarn. Sie ist eine der stärksten Festungen des östr. Staates, liegt in einer sumpfigen und daher ungesunden Gegend an der Bega und am Begacanal, ist schön und regelmäßig gebaut mit sehr erweiterten und verbesserten Werken, und hat an der Südseite ein von der Bega umflossenes festes Schloß. Die merkwürdigsten öffentlichen Gebäude sind die kathol. Kathedrale, die griech. Kirche, das Comitathaus, die kathol. Pfarrkirche, das Kloster der barmherzigen Brüder mit einem Spital, das raizische Stadthaus, die schöne Synagoge, die große Caserne, das Militairhospital, die Ingenieurcaserne u. a. Temeswar ist eine königl. Freistadt, der Sitz des kaiserl. Generalcommandos für die Banatgrenze, einer Cameraladministration, eines griech. Bischofs und Protopopen und hat ein kathol. Gymnasium. Die Einw., 11.500 in 1400 Häusern, sind größtentheils Deutsche und Serbier, welche Fabriken in Eisen, Tuch und Seide unterhalten und lebhaften Handel treiben, wie denn die Zahl der Großhandlungen auf 67 steigt.

Tempe, ein Wort, welches im Griech. die Mehrzahl bezeichnet, daher auch die Beiwörter in dieser Form erschienen; ist der Name mehrer reizenden Thäler in Thessalien, vorzüglich aber desjenigen, welches von den sich einander nähernden Gebirgen Olympos und Ossa gebildet wird und wodurch die einzige Heerstraße von Thessalien nach Macedonien ging. Es begann bei der Stadt Gennos und wurde vom Flusse Peneos durchschnitten. Die Berge an den Seiten waren mit Pappeln, Platanen und Aeschen von bewundernswürdiger Schönheit besetzt. Aus ihrem Fuße entspringen Quellen von dem reinsten Wasser und aus den Zwischenräumen, welche ihre Gipfel trennen, weht eine erquickende Luft herab, deren Kühle man mit Wollust einathmet. Der Fluß bietet fast überall einen ruhigen Canal und umfaßt an einigen Stellen kleine Inseln von dem schönsten Grün. Natürliche Grotten in den Wänden der Berge und Rasenstücke zu beiden Seiten des Flusses laden zum Genusse der Ruhe und des Vergnügens ein. Die Felsen sind mit Epheu bekleidet; um die Stämme der Bäume winden sich lieblich-grünende Pflanzen empor. Im Frühling ist das ganze Thal mit den schönsten und mannigfaltigsten Blumen überzogen und eine große Menge Vögel entzücken den Wanderer durch die anmuthigsten Melodien. Neuere Reisende wollen indeß diese von den Alten so gepriesene Schönheit Tempes nicht anerkennen. Noch

Digitized by Google

jetzt bezeichnet man mit dieser Benennung ein schönes, von einem Flusse durchströmtes Thal.

Tempel, wahrscheinlich von dem latein. templare, contemplari, betrachten. Der offene Raum zwischen den innern Tempelzellen und den äußern Säulenhallen, sowie der offne Dom der mehrsten alten Tempel, schienen hauptsächtlich für die Auguren, zur Betrachtung des Vogelfluges, bestimmt zu seyn. Von allen Gebäuden der Alten haben sich keine so gut und in so großer Anzahl erhalten als diese den Göttern geheiligten Gebäude, die Tempel. Unter den Griechen bauete Deukalion die ersten Tempel; in Italien, die Etrusker; unter den Römern, Janus und Faunus. Doch weit früher gab es herrliche Tempel in Aegypten, Phönizien und Indien. (Vgl. Indische Baukunst, Deudera, Ammon und Schiwah.) Zwischen dem Euphrat und dem Tigris kommen wir zu den berühmten Ruinen des Sonnentempels bei der prachtvollen Palmenstadt Tadmor oder Palmyra (s. d. u. Baalbeck). Die ägyptischen Tempel waren zugleich Staatsgebäude und Regierungspaläste, deren Mauern ganz mit heiliger, allegorischer Bilderschrift oder Hieroglyphen bedeckt waren. — Was die griech. und die denselben ähnlichen römischen Tempel betrifft, so bemerken wir im Allgemeinen, daß die Tempel ganz verschieden sind von unsern Kirchen; diese wurden in Italien nach der Form des Kreuzes gebildet und absichtlich den heidnischen Tempeln unähnlich gebaut. Die alten Tempel enthielten nur eine kleine, der Gottheit geheiligte Capelle (das Adyton); alles Uebrige bestand in Säulen, Gallerien und heiligen Hainen, wo die Opferältere stets im Freien waren; nur die Priester und bisweilen ausgezeichnete Männer betraten die Capelle. Diese Tempel hatten bei den Griechen eine länglich 4eckige, bisweilen auch eine runde Gestalt. Mit dem Reichthum der Völker wuchsen auch ihre Tempel an Größe und Pracht. — Schließlich folgt hier eine kurze Beschreibung des berühmten Salomonischen Tempels, den Salomon auf dem Berge Moria in Jerusalem mit Hülfe phönizischer Meister baute, ein steinernes, rechteckiges Gebäude von 60 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe, an drei Seiten mit Corridors oder Seitenzimmern umschlossen, welche in 3 Stockwerken übereinander aufstiegen und zur Bewährung von Schätzen und Geräthschaften des Tempels dienten, an der vordern offnen Seite mit einer 10 Ell. breiten Vorhalle geziert, welche von 2 ehernen Säulen, Jachin und Boas (Festigkeit und Stärke), getragen ward. Das Innere theilte sich in den Hinterraum von 20 Ellen Länge, welcher das Allerheiligste hieß, die Bundeslade enthielt und durch einen Vorhang von dem 40 Ellen langen Vorderraum oder dem Heiligen geschieden war, worin die goldnen Leuchter, der Schaubrottisch und der Räucheraltar standen. Beide Räume waren an den Wänden, das Allerheiligste auch am Boden und an der Decke kunstreich mit Holzwerk getäfelt. Dieses durfte nur von dem Hohepriester, das Heilige nur von zum Tempeldienst bestimmten Priestern betreten werden. Das Tempelhaus umgab ein innerer Vorhof mit dem Brandopferaltar, Reinigungsbecken und andern Geräthschaften, weil hier die Priester schlachten, opfern und beten mußten; Säulengänge zwischen ehernen Thoren schieden diesen Priesterhof von dem äußern für das Volk, den wieder eine Mauer umschloß. (Vgl. Hirt's „Tempel Salomonis", Berlin 1809, und Joh. Fr. v. Meyer's „Bibeldeutungen", Frankf. a. M. 1812.) An der Stelle

Digitized by Google

dieses durch die Assyrer zerstörten ersten Tempels bauten die aus der babylonischen Gefangenschaft zurückgekehrten jüdischen Stämme unter Serubabel einen zweiten von derselben Form, doch mit geringerer Pracht. Herodes d. Gr. baute ihn nach einem größern Maßstabe um und umgab ihn mit 4 terrassenförmigen aufsteigenden Vorhöfen. Der untere derselben, 500 Ellen in Gevierte, war auf 3 Seiten von doppelten, auf der 4. südlichen von dreifachen Säulengängen umringt und hieß der Heidenvorhof, weil darin Menschen von allen Nationen beten durften. Diesen schied eine sehr hohe Mauer von dem 135 Ellen ins Gevierte fassenden, höher stehenden Vorhof der Weiber, wo die jüdischen Frauen sich zur Andacht versammelten. Von da stieg man auf 15 Stufen zu dem wieder mit Säulengängen eingeschlossenen großen Vorhof des Tempelhauses selbst, von dessen Länge vorn 11 Ellen, mit einer Breite von 155 Ellen, als Vorhof der jüdischen Männer, durch ein Gitter von dem innersten Priesterhof abgesondert waren. In dessen Mitte stand das Tempelhaus von weißem Marmor mit reicher Vergoldung, 100 Ellen lang und hoch, 60 Ellen breit, mit einer 100 Ellen breiten Vorhalle und 3 Stockwerken Seitenzimmer, wie bei dem ersten Tempel. Diesem waren die Geräthschaften und Maße des Innern gleich, nur die Höhe verdoppelt und das Allerheiligste leer. Gemächer zu Vorräthen und Versammlungen füllten das obere Stockwerk über der Decke des innern Tempels aus. Der Ruhm dieses prachtvollen und nach seiner Zerstörung durch die Römer nicht wieder aufgebauten Tempels, seine religiöse Bedeutung für Juden und Christen und die symbolische Sprache seines kunstreichen Baues hat ihn der Erinnerung bis jetzt vor andern Gebäuden des Alterthums merkwürdig erhalten. Den Juden ist er ein Gegenstand der Trauer und der Sehnsucht, den Architekten in seiner ersten Gestalt ein Schlüssel zur Geschichte der altorientalischen Baukunst, den Freimaurern das hauptsächlichste Symbol ihres Rituals. Mit Beziehung auf den Salomonischen Tempel nennt dieser Orden seine Logensäle Tempel, und seine moralischen Zwecken gewidmete Arbeit ein Bemühen, ihn wieder aufzurichten. Jetzt werden im eigentl. Sinne des Worts nur die Gebäude, wo Heiden ihren Gottesdienst halten, Tempel genannt; die Sprache der Poesie gibt aber auch christlichen Kirchen diesen Namen.

Tempel, der (le Temple), ist ein in der neuesten Geschichte, besonders durch die Gefangenschaft Ludwig XVI. und seiner Familie, bekannt gewordenes großes Gebäude in Paris, von dem eine Straße und eine Vorstadt den Namen erhalten haben. Es ward 1222 von dem Schatzmeister des Tempelherrnordens, Hubert, erbaut und diente zur Wohnung für die Ritter. Als der Orden 1312 aufgehoben worden war, wurde, sowie ihr übriges Eigenthum, auch dieser Pallast eingezogen und den Malteserrittern übergeben. Nach der Zerstörung der Bastille diente dieses Gebäude als Staatsgefängniß. Sieben gothische Thürme, von einer hohen Mauer umschlossen, bilden dasselbe; der Plan der vorigen Regierung, es zur Verschönerung der Stadt abzutragen, ist nicht ausgeführt worden. Dagegen hat die Prinzessin Louise von Bourbon-Condé 1816 im Tempelgebäude ein Kloster der Benedictinernonnen von der ununterbrochenen Anbetung gestiftet; der Saal, in welchem Ludwig XVI. Familie gefangen saß, ist jetzt ein Betsaal.

Tempelärzte, s. Asklepiaden.

Tempelherren oder Templer, die Mitglieder eines berühmten

Digitized by Google

Ritterordens, der, wie der Johanniterorden, durch die Kreuzzüge entstand. Er bildete sich durch Hugo von Payens, Gottfried von Saint-Omer und sieben andern Edlen ums J. 1119, nach Pagi. Die drei großen Mönchsgelübde (Keuschheit, Gehorsam und Armuth) dünkten ihnen nicht Alles zu erschöpfen, was ein christlicher Ritter in jenen Zeiten der Unsicherheit und Gefahr zu unternehmen verpflichtet und zu vollbringen im Stande sey; deßhalb fügten sie das vierte Gelübde hinzu: Vertheidigung der Pilger und Krieg gegen die Ungläubigen. Ein solcher Beschluß mußte dem König Balduin I. von Jerusalem, dem Patriarchen, ja allen Christen Palästina's höchst willkommen seyn, und so erhielten die armen Ritter theils augenblickliche Beisteuern, theils Anweisungen auf wiederkehrende Einnahmen, endlich vom König einen Theil seines Pallastes und einen freien Platz an der Stätte des ehemaligen jüdischen Tempels: hiervon entstand der Name Templer (Templarii). Neun Jahre nach ihrer Entstehung hatten die Ritter nicht allein manches Gut, sondern auch einen so großen Ruf erworben, daß sie König Balduin dem Papst Honorius II. empfahl und der h. Bernard von Clairvaux ihr lauter Vertheidiger und Lobredner ward. Ohne Schwierigkeit erhielten sie daher auf der Kirchenversammlung von Troyes 1128 die Bestätigung ihres Ordens und eine geistliche Kleidung, welcher Papst Eugen III. später einen weißen, mit einem einfachen rothen Kreuze bezeichneten Mantel hinzufügte. Die den Benedictinern verwandte Ordensregel der Templer, zu deren Entwerfung des h. Bernard sehr wahrscheinlich viel beitrug, litt allmälig mehre Veränderungen und wuchs zu einem sehr umständlichen und wichtigen Gesetzbuche an. An der Spitze der Ritterschaft des Tempels stand der Großmeister, dem das Generalcapitel zur Seite stand. Die Templer waren ihm zwar Gehorsam schuldig, aber die Mehrheit der Stimmen im Rathe entschied auch gegen ihn. Er durfte ohne dessen Zuziehung keine hohe Ordensbeamten ernennen, keine Grundstücke veräußern, nicht über Krieg und Frieden beschließen, nicht große Summen anleihen oder ähnliche wichtige Dinge vornehmen. Dennoch blieb ihm sehr großer Einfluß. Er hatte den äußern Rang eines Fürsten, besetzte die niederen Würden und Ordenspfründen, entband in manchen Fällen von den Gesetzen, übte, sofern nicht die Bischofsweihe dazu erforderlich schien, eine sehr große Gerichtsbarkeit über die zum Orden gehörigen Geistlichen, war Bevollmächtigter des Papstes in Beziehung auf die Templer, hatte die Aufsicht über den Schatz ꝛc. Der Großmeister wurde von 12 dazu erkorenen Wahlcomthuren und einen Caplan an der Spitze durch die Mehrheit der Stimmen gewählt. — Außer den Rittern, die von ebenbürtigem Adel seyn mußten, gehörten zum Orden die Geistlichen und Capläne sowie die dienenden Brüder. Jene wurden in dem Maße unentbehrlicher, als sich die Templer von der Gerichtsbarkeit des jerus. Patriarchen und der geistlichen Obern befreiten; doch war ihre Zahl wohl nie so groß, daß sie allein alle geistlichen Geschäfte des Ordens übernehmen konnten. Der Papst hatte ihr Recht, von Sünden loszusprechen, sehr weit ausgedehnt und es nur für wenige große Verbrechen sich selbst vorbehalten. Der enge Rock u. e. a. Abzeichen unterschieden die Capläne in Hinsicht der Kleidung von den Rittern. Die Abtheilung der dienenden Brüder, aus Personen des Ritterstandes bestehend, zerfiel in zwei Unterabtheilungen, die geehrteren

Digitized by Google

Waffenbrüder und die Handwerksbrüder. Jene bildeten eigne Scharen im Kriege, erhielten selbst Priorate und hatten dann Sitz und Stimme in der allgemeinen Ordensversammlung; ja 4 der Wähler des Großmeisters mußten aus ihrer Mitte genommen seyn. Die Handwerksbrüder trieben die Gewerbe und häuslichen Geschäfte des Ordens. Schwarze oder braune Mäntel unterschieden die dienenden Brüder äußerlich von den Rittern. — Die hohen Würden im Orden waren, mit Ausnahme der Visitatoren, wohl lebenswierig. Der Seneschall genoß großer Vorrechte und vertrat in der Abwesenheit des Meisters seine Stelle; der Marschall stand an der Spitze des Kriegswesens; der Comthur des Königreichs Jerusalem war Schatzmeister, vertheilte die Wohnungen und hatte die Aufsicht über die Güter und Meiereien; der Drapier verwahrte die Kleider und alle dahin gehörigen Vorräthe; die Hauscomthure führten mehr die innere Verwaltung, die Kriegscomthure dagegen Abtheilungen des Heeres; der Turconidier war Befehlshaber der leichten Reiterei u. s. w. Alle Besitzungen des Ordens wurden nach Landschaften mit besonderen Vorstehern — Großprioren, Comthuren — abgetheilt: als solche finden wir erwähnt: Jerusalem, Antiochien, Tripolis, Cypern, Portugal, Castilien und Leon, Aragonien, Frankreich und Auvergne, Normandie, Aquitanien oder Poitou, Provence, England, Deutschland (auch in Ungarn waren beträchtliche Besitzungen des Ordens), Ober- und Mittelitalien, Apulien und Sicilien. Ueber einzelne Tempelhöfe waren Prioren gesetzt. Die Freiheiten exemter Geistlichen mit der Macht seiner tapfern zu Land und Wasser stets gerüsteten Ritterschaft vereinigend, konnte der Orden seine Besitzungen nicht nur besser als andre Körperschaften die ihrigen benutzen, sondern durch Eroberungen auf eigne Hand und durch fromme Vermächtnisse, die ihm die Pietät des Zeitalters zum Lohn seiner Kriegsthaten zuwandte, von Jahr zu Jahr vermehren. 1244 besaß er 9000 wohlfundirte Balleien, Comthureien, Priorate und Tempelhöfe, deren Lehnsabhängigkeit von den Fürsten, in welchen Landen sie lagen, durch seine Selbständigkeit als Körperschaft ihre Bedeutung mehr oder weniger verlor. Seine Glieder gehörten ihm mit Leib und Leben an und schieden durch ihre Aufnahme von allen übrigen Verhältnissen mit der Welt; Keiner hatte ein Privateigenthum, der Orden nährte und kleidete alle. Leicht erklärt sich daher aus dem auf diesen Zustand gegründeten Gefühle seiner innern Stärke und Größe der Uebermuth, den Bischöfe und Fürsten ihm vorwarfen, und die Ueppigkeit, die sich im Gefolge seines Reichthums einschlich. Allerdings beschwerten sich auch die Kreuzfahrer, daß er ihre Sache in einigen Fällen aus Privatinteresse nicht ernstlich unterstützt habe; und es ist erwiesen, daß die Tempelherren bei dem allmäligen Verfall des christlichen Königreichs Jerusalem ihre orientalischen Besitzungen durch Verträge mit den vordringenden Sarazenen zu sichern gesucht. Gleichwohl mußten sie 1291 mit den letzten Vertheidigern dieses Königreichs ganz aus dem h. Lande weichen und ihren Hauptsitz, der sonst in Jerusalem gewesen war, auf der Insel Cypern nehmen. Jakob Bernhard von Molay aus Burgund, der letzte Nachfolger des ersten Meisters Hugo, bemühte sich ohne Erfolg, den ausgearteten Geist des Ordens zu verbessern. Der zeitliche Besitz lag den meisten Rittern mehr am Herzen, als das heilige Grab. Ihre Sitten waren so ungebunden, daß ihre Völlerei zum Sprichworte diente. Durch das Streben einiger Glieder nach Einfluß auf das bür-

Digitized by Google

gerliche Wesen in Frankreich durch den Geist des Geheimnisses und der Verschwiegenheit, der sein Receptionsritual und seine innere Verwaltung umhüllte, und seine Glieder zusammenhielt, und am meisten durch seinen Reichthum, war der Orden den Fürsten verdächtig geworden. Man redete von ehrgeizigen Planen auf den Umsturz aller Throne und die Herstellung einer europäischen Adelsrepublik, von freien Meinungen zum Nachtheil des katholischen Glaubens, die er in seinem Schoße hege. Niemanden waren sie so lästig und verhaßt, als dem stolzen rach- und habsüchtigen Philipp d. Schönen v. Frankreich. Sie waren über einige Pfandschaften mit ihm zerfallen; auch sollte der Orden dem Papste Bonifaz VIII. in seinen Händeln mit dem König Geld übersandt und Hülfe zugesagt, und einen Aufstand des Volkes zu Paris 1304 begünstigt haben. Philipp drang beim Papst Clemens V., der ihm seine Erhebung zum Kirchenoberhaupt verdankte, auf Untersuchung. Letzterer forderte nun den Großmeister Molay zu sich, unter dem Vorwande, über einen Kreuzzug und die Vereinigung des Ordens mit den Johannitern mit ihm zu berathschlagen. Molay stellte sich mit 16 Ordensgebietigern im J. 1306 nach Frankreich. Der Papst hielt ihm die bösen Gerüchte und Beschuldigungen gegen seinen Orden vor; der Großmeister erbot sich zur strengsten Untersuchung. Aber am 13. Oct. 1307 wurden alle Tempelherren vermöge geheimer Befehle des Königs in ganz Frankreich, auch der Großmeister selbst, von den königlichen Beamten aufgehoben, in Fesseln gelegt und ihre gesammten Güter in Beschlag genommen. Die Wohnung des Großmeisters, der Tempel zu Paris (durch die Gefangenschaft Ludwigs XVI. von neuem merkwürdig geworden), nahm Philipp sogleich zu seiner Residenz ein. Der Papst hatte gewünscht, die Güter des Ordens zum Dienste des h. Landes beisammen zu halten, die Untersuchung allein zu führen und die Ritter, wenn auch nicht den Orden, zu retten. Allein in Frankreich leitete der König die Untersuchung durch geistliche und weltliche Richter, die ganz von seinem Winke abhingen. Die Ritter wurden nicht nur in den Gefängnissen äußerst hart behandelt, sondern auch, wenn ihre Aussagen den Beamten des Königs nicht anstanden, aufs Schrecklichste gefoltert, sodaß viele unter den Martern starben und auch manche die ihnen aufgebürdeten Verbrechen und Abscheulichkeiten gestanden, weil sie die Folter nicht aushalten konnten. Die Gräuel und Ketzereien, deren sich die Ordensglieder sollen schuldig gemacht haben, waren: daß sie Christum verleugnen und das Kreuz verhöhnen mußten; daß sie Teufelsdienst und Zauberei getrieben, ein Idol, Namens Baffometus, angebetet, die Sacramente verachteten; daß sie die Beichte den Geistlichen entzogen und sich von ihren weltlichen Obern absolviren ließen; daß sie sich unnatürlichen Lastern ergeben u. s. w. Diese Beschuldigungen waren aber, nach der bisher unter den Geschichtsforschern allgemein angenommenen Meinung, theils bloß arglistige Verdrehungen der Wahrheit, theils ganz erlogen, widersinnig und abgeschmackt. — Unterdessen hatte auch der Papst eine Commission ernannt, welche Untersuchungen nicht über einzelne Personen, sondern über den ganzen Orden anstellen sollte, um über dessen Schicksal auf dem nach Vienne angesagten Concilium zu entscheiden. Sie fing ihr Geschäft zu Paris damit an, daß sie Jedermann zur Vertheidigung des Ordens aufforderte. Sodann wurden die Ritter haufenweise aus vielen Gefängnissen vorgeführt und im Allgemeinen vernommen; die meisten wollten

den Orden vertheidigen. Währenddem ließ der Erzbischof von Sens, des Königs Beichtvater, 1310, auf Veranlassung Philipps 54 Ritter, die jedes Verbrechen von sich gewiesen, lebendig verbrennen. Auf gleiche Weise verfuhr man in andern Sprengeln Frankreichs mit diesen Schlachtopfern der Willkür und Habsucht. Die übrigen Fürsten in Europa ermahnte der Papst zur gerichtlichen Verfolgung der Templer. Karl von Sicilien und Provence ahmte Philipps Beispiel nach und theilte die Beute mit dem Papste. In England, Spanien, Portugal, Italien und Deutschland wurden die Templer zwar verhaftet, aber fast durchaus für unschuldig erklärt. Dieß geschah auf den Synoden zu Salamanca und zu Mainz 1310 zur vollkommenen Rechtfertigung des Ordens. Viele im Volk und Adel erkannten seine gerechte Sache an. Endlich wurden auf dem Concilium zu Vienne in der Dauphine am 16. Oct. 1311 die Acten verlesen. Alle anwesenden Bischöfe, 4 franz. ausgenommen, waren der Meinung, daß man nun den ganzen Orden hören müsse, ehe man ihn aufheben könne. Allein sein Untergang war schon beschlossen und von dem schwachen Papste dem Könige Philipp zugesagt. Durch eine Bulle vom 2. März 1312 hob Clemens V. — wie im vorigen Jahrh. der vierzehnte Clemens den Jesuitenorden — zwar nicht auf dem Wege Rechtens, aber aus päpstlicher Machtvollkommenheit förmlich auf. Die Glieder des Ordens sollten, wenn sie die angeschuldigten Frevel bekannten, gelind bestraft und absolvirt, die beharrlich Leugnenden aber verurtheilt werden. Unter den Letztern befand sich der Großmeister Molay und der Großprior von der Normandie, Guido, welche den 18. März 1314 auf einer Seineinsel lebendig verbrannt wurden. Die Güter des Ordens waren auf dem Concilio zu Vienne den Johannitern zuerkannt, seine Schätze an Geld und Kleinodien aber zu einem neuen Kreuzzuge bestimmt worden. In Frankreich fiel aber das Meiste der Krone zu und beträchtliche Summen behielt der Papst sich vor; in Spanien und Portugal wurden durch diese Güter neue Ritterorden fundirt; anderwärts erhielten die Johanniter das reiche Erbtheil ihrer gestürzten Nebenbuhler. Am längsten — bis 1320 — behaupteten sich die Templer in Deutschland, wo man sie gerecht und mild behandelte. Die ihrer Gelübde entbundenen Templer traten meist in den Johanniterorden. — Es ist erwiesen, daß die Ritter nur deswegen fielen, weil ein treuloser und habsüchtiger König sich nicht scheute, alle Mittel aufzubieten, welche Gewissenlosigkeit und Tyrannei ihm darboten, um seinen unersättlichen Geiz und seine blutdürstige Rachsucht zu befriedigen. Allerdings mögen einzelne Glieder des Ordens Handlungen begangen haben, die nach den Grundsätzen der Kirche sehr strafbar waren. Aber aus Allem, was man nun weiß, ergibt sich deutlich, daß es höchstens nur Leichtsinn einiger Mitglieder gewesen sey, und daß es ohne Einverständniß Philipps und des Papstes nie zur Aufhebung des Ordens gekommen seyn würde. Aus den von Moldenhawer 1792 herausgeg. Originalacten des Processes gegen die Templer in Frankreich erkennt man die Schändlichkeit und Gewaltsamkeit des Verfahrens der französ. Gerichte in dieser Sache. Schon Chr. Thomasius erklärte in einer lat. Schrift dieses Verfahren für ungerecht und gesetzwidrig, was späterhin Nicolai zu widerlegen suchte. Die Schriften von Anton, über die Geschichte, und von Münter, über die Statuten des Ordens, haben seine Unschuld bewiesen. Werner's dramatisches Gedicht: „Die Söhne des Thales" (Berl. 1803—4),

Digitized by Google

haben ihm von Neuem die Theilnahme der gebildeten Welt zugewandt; nur ist der Geist der Templer darin nach mystisch-philosophischen Zwecken gemodelt, für welche die Geschichte keine Beweise gibt. Ebenso wenig bestätigt sich die Hypothese von einem historischen Zusammenhange der Templer mit den Freimaurern durch die Behauptung, Molay habe sich einen Nachfolger in Joh. Marc. Larmenio gegeben, und der Versuch eines Abenteurers, von Hund, den Templerorden im Schoße der Freimaurerei wiederherzustellen, wurd mit Recht auf dem wilhelmsbader Convente 1782 gänzlich niedergeschlagen. 1818 hatte Hr. v. Hammer in den „Fundgruben des Orients" (6 B., 1. H., Wien), in dem Aufsatze „Mysterium Baphometi (nach ihm: Feuertaufe der Weisheit) revelatum", die Anklage der Apostasie, des Götzendienstes und der unnatürlichen Ausschweifungen der Templer als Gnostiker und Ophiten erneuert; allein Raynouard („Journal des savans", März 1819) hat das Grundlose dieser Anklage gezeigt und bewiesen, daß unter Baphomet (s. d.) der Mohammed zu verstehen sey. (Vgl. auch Raynouard's „Monum. histor. relatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple", Paris 1813). Silvestre de Sacy hat ebenfalls (im „Magaz. encyclop.", 1810, 6. Thl.) dargethan, daß Baphomet nichts Andres bedeute als Mohammed. (Vgl. den „Hermes", IV., Leipz. 1819.) Eine interessante Ansicht über die Aufhebung dieses Ordens findet man in der Beurtheilung v. Graf's „Geschichte der Tempelherren in Böhmen" (Prag 1825), in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nro. 158, Jahrg. 1827). Nach Wilh. Ferd. Wilcke's „Geschichte des Tempelherrnordens a. d. Quellen" (Leipz. 1826 fg., 2 Thle.) war die Templerei in einen mohammedanischen Gnosticismus ausgeartet, was seinen Fall herbeiführte. Wilcke behauptet die Schuld und Strafbarkeit des Ordens. — In Paris entstand die Gesellschaft der neuen Tempelherren.

Tempelhoff (Georg Friedrich v.), Generalinspector aller militairischen Erziehungsanstalten in den preuß. Staaten, geb. 1737 zu Trampe in der Mittelmark, studirte zu Frankfurt a. d. O. und Halle mit seltenem Erfolge die mathematischen Wissenschaften. Beim Ausbruch des 7jährigen Krieges trat er ins Regiment des General Werthersheim und machte 1757 den Feldzug in Böhmen mit, wurde aber im Sept. d. J. Artillerist. Er stieg bis zum Lieutenant und nahm thätigen Antheil an den wichtigsten Schlachten und Belagerungen bis zum Frieden 1763, dabei stets mit der Vervollkommnung seiner theoretischen und praktischen Kenntnisse beschäftigt. Seine Studien zu Berlin eifrig fortsetzend, erlangte er bald eine tiefe und umfassende Kenntniß auch der höhern mathematischen Wissenschaften, vorzüglich der Geometrie. Nach dem baierischen Erbfolgekriege wurde ihm von Friedrich II. der Unterricht der fähigsten Infanterie- und Cavalerieoffiziere der berlinschen und märkischen Inspection übertragen. 1782 ernannte ihn derselbe zum Major und Befehlshaber eines neuerrichteten Artilleriecorps und ertheilte ihm 1784 den Adel. Friedrich Wilhelm II. übertrug dem verdienstvollen Manne gleich nach seinem Regierungsantritt das Amt eines Lehrers seiner beiden ältesten Prinzen in den mathematischen und militärischen Wissenschaften, machte ihn 1790 zum Obersten und 1791 zum Director einer Artillerieakademie, wozu Tempelhoff den Plan entworfen hatte. Auch ward Tempelhoff ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich erhob ihn der König zum Befehlshaber der ganzen Artillerie

und 1795 zum Chef des 3. Artillerieregiments. 1802 ward er General-Lieutenant und 1805 Ritter des schwarzen Adlerordens. Wegen Altersschwäche versetzte ihn Friedrich Wilhelm III. noch in demselben Jahre in den Ruhestand. Er starb zu Berlin 1807. Seine vorzüglichsten Schriften, die mit vielem Beifalle aufgenommen wurden, sind: „Anfangsgründe der Analysis endlicher Größen" (Berlin 1769); „Anfangsgründe der Analysis des Unendlichen; Anleitung zur Algebra"; „Bombardier prussienne" (1781), worin er das Bombenwerfen und das Werfen der Granaten aus Haubitzen auf bessere Grundsätze brachte; „Geschichte des 7jährigen Krieges in Deutschland" (6 Bd. 1782—1801, wovon die beiden ersten eine berichtigte Uebersetzung von Lloyd's Geschichte jenes Krieges sind), sein Hauptwerk, verräth tiefe Sachkenntniß und Unparteilichkeit und entwickelt umständlich und anschaulich alle Begebenheiten. Tempelhoff hatte die größtentheils von Friedrich II. selbst erfundenen taktischen Bewegungen des preuß. Heeres zu einem Elementarwerke der Taktik gesammelt, dessen Herausgabe ihm aber vom König untersagt wurde.

Tempera heißt in der Malersprache eigentlich jede Flüssigkeit, mit welcher der Maler die trockenen Farben vermischt, um sie mittelst des Pinsels auftragen zu können, und entspricht sonach dem deutschen Worte Mischmittel; dann versteht man aber im engern Sinne darunter jene in Italien von der Mitte des 13. bis gegen Ende des 15. Jahrh. so häufig angewandte Art der Malerei, bei welcher die Farben mit verdünntem Eigelb und Leim, der aus gekochten Pergamentschnitzeln gemacht wurde, vermischt war (peinture en detrempe). Der Glanz, den einige ältere a tempera gemalte Bilder zeigen, rührte wahrscheinlich von einem Wachse her, das, in einem ätherischen Oel aufgelöst, als eine Art Firniß angewandt ward, und dessen Gebrauch an das Verfahren der alten Enkaustik erinnert. Um die Mitte des 14. Jahrh. verschwindet dieser Glanz an den alten Bildern immer mehr, denn die glanzlose, trockene Temperamalerei hatte überhand genommen, die zur Zeit des Cennino Cennini als gleichbedeutend mit der Malerei auf Holz und Leinwand galt. Sie erhielt sich in Italien bis gegen 1470, wo die von J. v. Eyck wesentlich verbesserte Oelmalerei allgemeinere Anwendung fand, die seit 1500 für Staffeleibilder die beinah ausschließlich übliche wurde. — Die Farben bei dieser Art Malerei waren sowohl künstliche als natürliche Mineralfarben.

Temperament. Man bemerkt in der Ausübung der dem Menschen eigenen Verrichtungen fast bei jedem Individuum einen Unterschied, der auf die Lebhaftigkeit, Stärke und Dauer Bezug hat. Diesen Unterschied haben die Alten schon wahrgenommen und ihm den Namen Temperament beigelegt. Nach ihrer Art zu philosophiren und besonders nach der des Empedokles haben sie das Temperament von den vermeinten vier Haupteigenschaften der Körper, das ist von den humidum, siccum, calidum et frigidum hergeleitet, und es daher in vier Gattungen eingetheilt. Die Astrologen glaubten, die Gestirne hätten auf die Entstehung der Temperamente Einfluß. Später hat man angefangen, sie von den Bestandtheilen des Blutes abzuleiten, und so entstand das sanguinische vom Ueberflusse des rothen Theils des Blutes; das choleriſche von der gelben Farbe des Blutwassers, die sie von der Galle herleiten; das phlegmatische vom Ueberflusse des Blutwassers; und das melancholische

Digitized by Google

von dem schwarzrothen Theil des Blutes, welchen sie die atrabilis nannten. Diese Benennung und Eintheilung der Temperamente hat sich zwar bis jetzt noch erhalten, doch haben schon Stahl, Hoffmann und Haller angemerkt, daß der Unterschied der Temperamente nicht nur von der Mischung des Blutes, sondern von den festen Theilen und ihren Kräften abhängt. Diesem zufolge leitet Haller das melancholische Temperament von der größern Reizbarkeit und Schwäche der Fasern ab, das phlegmatische von geringerer Reizbarkeit mit Schwäche nebst dem Ueberflusse des Wassers; das choleriſche von der flüchtigen akalinischen Schärfe des Blutes mit einer größern Reizbarkeit und Stärke der Fasern; das sanguinische vom Ueberflusse des rothen Bestandtheils des Blutes mit einer stärkern Reizbarkeit und mäßigen Stärke der Fasern; da sich aber das letzte Temperament mit einer höchsten Leibesstärke und mindern Reizbarkeit verbunden antreffen läßt, so nennt er ein solches Temperament bäotisches oder Bauerntemperament. Haller merkt ferner an, daß es über diese fünf verschiedene nebstbei auch solche gäbe, welche aus mehren zusammengesetzt schienen. Man muß Wrisberg und Metzger beipflichten, daß sich alle Temperamente auf zwei zurückbringen lassen: auf das reizbare und auf das träge. Zwischen beiden gibt es unendlich viele Schattirungen und Grade, welche sowohl von der Mischung der flüssigen, als von der Mischung, Cohäsion, Organisation, Reizbarkeit u. s. w. der festen Theile obhängen. Alle diese den Unterschied des Temperaments bestimmende Ursachen können angeboren, oder durch Alter, Geschlecht, Nahrung, Klima, Lebensart, Gewohnheit, Gesetze, Beispiel und selbst durch Krankheiten entstanden seyn, daher die Eintheilung in ein angeerbtes und angewöhntes Temperament ebenfalls gelten kann. — Man theilt die Temperamente psychologisch, 1) der Receptivität nach, a) in das sanguinische, welches alle Vorstellungen schnell und leicht empfängt und stark, aber nicht dauernd davon afficirt wird. Dieses liegt bei dem Leichtsinn zu Grunde. Den Ursprung desselben schreibt man zartern, feinergespannten Nerven und Muskeln, einem flüchtigern Nervengeiste und dünnerm Blute zu; b) in das melancholische, welches langsamer und schwerer afficirt wird, dann aber auch die Eindrücke lange behält und fortdauernd verstärkt. Das Temperament der argwöhnischen und rachsüchtigen Menschen. Feste, starke, gespannte Nerven und Muskeln mit vieler Reizbarkeit und einem dicken sich langsam bewegenden Blute, ist sein körperlicher Grund. Das Aeußere eines Melancholischen ist trocken und hager und gelbliche Farbe und Haut, tief liegende, finstere Augen ꝛc. 2) Der Spontaneität nach a) in das choleriſche. Die Begehrungskräfte sind stark und thätig und ergreifen Alles mit Leidenschaft, was ihnen Nahrung verschafft. Der Choleriſche geräth leicht in Zorn; fängt was er betreibt, mit Heftigkeit an, und ruhet nicht, bis er es vollendet hat. Die körperliche Complexion des Choleriſchen besteht in zarten, aber festen, sehr gespannten und reizbaren Nerven, einem sehr beweglichen und warmen Blute, starken, aber nicht fetten Körper, großen und feurigen Augen; die Farbe bräunlich: b) in das phlegmatische, welches bei schwachen und ruhigen Begehrungskräften sich Zeit nimmt, Alles reiflich überlegt, was es anfängt, aber auch nicht gern mit Schwierigkeiten zu thun hat. Seria in crastinum. Zarte, weiche, wenig reizbare Muskeln und Nerven, dünnes, wässeriges und kaltes Blut, schwammigter Körper, mattes Auge ꝛc. bezeichnen an-

herrlich den Phlegmatischen. 3) Aus beiden gemischt sind: a) das sanguinisch-phlegmatische. Ein glückliches Temperament, in welchem Receptivität und Spontaneität in dem richtigsten Verhältnisse stehen. Ernsthafte anhaltende Thätigkeit mit einem gewissen Grade von Leichtsinn verbunden, der Schwierigkeiten nicht sehr achtet und in allen Dingen vorzüglich die angenehme Seite betrachtet, zeichnen dieses Temperament aus; es bildet tüchtige Geschäftsmänner; b) das sanguinisch-phlegmatische ist ganz dem Wohlleben und Sinnengenusse ergeben; nur muß es nicht mit Anstrengung verbunden seyn. Der Sanguinisch-Phlegmatische schläft lange, kann nicht eher arbeiten, bevor er nicht ein gutes Frühstück zu sich genommen hat; muß erst seine Pfeife in Frieden ausrauchen; überläßt seine Kinder dem Informator und seine Amtgeschäfte seiner Frau; verlangt alle Abend ein solides Schüsselchen und einen Hausfreund, der seinen Wein lobt und Anekdoten erzählt; untaugliche Menschen, die es gemeiniglich auch mit dem Gewissen nicht sehr genau nehmen; c) das melancholisch-cholerische, großer Ideen, blendender Handlungen, aber auch der sonderbarsten Verirrungen, Schwärmereien und der abscheulichsten Verbrechen fähig; d) das melancholisch-phlegmatische ist mehr zu traurigen als fröhlichen Ideen aufgelegt, hat Gang zur Empfindelei, lebt gern in einer Romanenwelt und ist daher mit der gegenwärtigen nie einverstanden. Vgl. über die Temperamente Kant's „Anthropologie"; Schulze's „Anthropologie" (3. Ausg.), u. v. a.

Temperatur ist der jedesmalige Zustand in Ansehung der fühlbaren Wärme (zuweilen auch mit Beziehung auf den eingeschlossenen Raum) unserer Atmosphäre. Dieser Zustand wird durch einen Wärmegrad ausgedrückt, der sich auf eine gewisse Gradleiter eines Thermometers bezieht, welcher der Luft ausgesetzt ist. Wenn ein gesunder, starker und ruhiger Mensch die atmosphärische Luft weder kalt noch warm findet, so sagen wir, sie habe eine gemäßigte Temperatur (etwa 54° Fahrenheit, oder 10° Réaumur); die Sommerwärme in der gemäßigten Zone hat 64—100° Fahrenheit oder 14—31° Réaumur; die Winterkälte dagegen hält sich gewöhnlich zwischen +20 und —4° Fahrenheit (d. i. — 5 bis — 16° Réaumur), obgleich man auch in unsern Breiten Beispiele viel strengerer Kälte hat, wobei das Thermometer bis —21° Fahrenheit (= —24° Réaumur) gefallen ist. Vgl. Thermometer und Biot's „Lehrbuch der Experimentalphysik" (Lpz. 1824). — In der Tonkunst versteht man unter Temperatur eine gewisse Einrichtung der Tonleiter, nach welcher man bestimmten Tönen derselben etwas von ihrer Reinheit benimmt, damit sie alle in gehöriger Harmonie bleiben. (S. Ton.)

Tempesta, s. Molyn.

Temple (William), einer der berühmtesten und verdienstvollsten Staatsmänner seiner Zeit, ausgezeichnet durch seinen ehrlichen, geraden diplomatischen Charakter, war zu London 1628 geboren. Nachdem er sich auf der Hochschule Cambridges wissenschaftlich gebildet, durchreiste er 1648—54 Frankreich, die Niederlande und das deutsche Reich, lebte nach seiner Heimkehr bei seinen Eltern in Irland dem philos. und histor. Studium. Während Cromwell's Herrschaft hatte er sich stets geweigert, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Als Karl II. den Thron bestiegen, ward Temple zum Mitglied der irländ. Convention erwählt und zeigte sich, der Kopfsteuerbill widersprechend, als einen Vertheidiger der Volks-

Digitized by Google

freiheit. 1661 trat er ins irländ. Parlament, als dessen Commissair er an den Monarchen gesandt wurde. Mächtige Gönner bewirkten in London seine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen. Beim Ausbruch des niederländ. Krieges 1665 ward er an den Bischof Galen von Münster, welcher mit England verbündet war, gesandt und nach seiner Rückkehr zur Belohnung seines staatsklugen Betragens zum Baronnet erhoben und als Resident an den brüsseler Hof bestimmt, wohin er sich auch bald begab. 1667 brachte Temple die sogen. Tripleallianz zwischen England, Holland und Schweden zu Stande, welche die Fortschritte der franz. Waffen in den spanischen Niederlanden hemmte. Hierauf wohnte er als englischer Bevollmächtigter den Friedensverhandlungen zu Aachen bei, die am 2. Mai 1668 vorzüglich durch seine Bemühung Frankreichs und Spaniens Versöhnung herbeiführten. (S. Aachener Friedensschlüsse.) Karl II. ernannte nun den ruhmbekrönten Diplomaten zu seinem Gesandten bei den Generalstaaten im Haag, auf welchem wichtigen Posten er sich allgemeine Achtung und Liebe erwarb. Als England sich aber, den Grundsätzen der Tripleallianz entsagend, 1669 mit Frankreich verbündet, ward Temple, weil er keinen Bruch mit der Republik veranlassen wollte, abberufen und kalt aufgenommen. Der edle Mann zog nun ins stille Privatleben auf sein Gut Scheen bei Richmond, und beschäftigte sich hier theils mit schriftstellerischen Arbeiten, theils mit der Landwirthschaft. Der Krieg, den England indeß mit den Generalstaaten führte, hatte den Unwillen der Nation so erregt, daß der König sich genöthigt sah, ihn zu enden. Zu diesem Geschäfte ward Temple berufen, und nachdem der Separatfriede 1673 mit Holland abgeschlossen, ging er im folg. J. als außerordentlicher Gesandter nach dem Haag, um mit den Generalstaaten den allgemeinen Frieden zu vermitteln. 1676 begab er sich zu den Friedensverhandlungen nach Nimwegen, welche erst 1678 geschlossen wurden. Nach seiner Rückkehr nach London ward ihm die Würde eines Staatssecretairs angetragen, die er aber ausschlug. Wegen des allgemeinen Mißvergnügens und der Erbitterung der Parteien gegeneinander, rieth er dem König die Anordnung eines Staatsraths, welcher auch zu Stande kam, und durch seinen Einfluß aufs Parlament das Vertrauen für einige Zeit herstellte. Aber bald wurden alle Gemüther durch die Aussicht, daß ein Katholik Thronfolger sey, in Bewegung gesetzt. Man sprach im Parlament eifrig von Ausschließung oder Beschränkung des Herzogs von York, falls er König würde. Temple, der Repräsentant von Cambridge, widersetzte sich beiden Vorschlägen, weil sie der Verfassung entgegen wären. Er war auch der Ueberbringer einer königl. Antwort auf die Adresse des Unterhauses, worin Karl nie die Ausschließung seines Bruders zu bewilligen erklärte. Als der König 1681 das Parlament auflöste, sprach Temple gegen diese Maßregel. Er begab sich nun auf sein Gut Scheen, später nach Moorpark, und lebte einsam, unbekümmert um die Begebenheiten der politischen Welt. Den Ruf Wilhelm III. zum Staatssecretair, lehnte er ab, ward aber deßungeachtet vom König oft besucht, der ihn in wichtigen Dingen um Rath fragte. Er starb 1698. Temple hatte wenig Achtung für äußere religiöse Formen, indeß athmet sein Schreiben an die Gräfin v. Essex Beredtsamkeit und Frömmigkeit. In seinen Schriften zeigt sich der tiefblickende Staatsmann, gebildet im Geiste der großen Alten; er zeichnete die politischen Denkwürdigkeiten seiner Zeit auf und

erörterte Staatsverhältnisse in Memoiren, Miscellaneen und Briefen hell, kräftig und lehrreich. Vorzüglich wichtig sind seine inhaltreichen Bemerkungen über die vereinigten niederländ. Staaten. Sämmtliche Werke, London 1750, 2 Bde., Fol. S. „Sir Will. Temple's Biographie" von H. Luden (Göttingen 1808).

Tempo, s. Zeitmaß.

Tenaros (Tenare), jetzt Cap Matapan, das Vorgebirge der mittelsten peloponnesischen Südwestspitze, dem lakonischen Gebiete angehörend, war wegen einer tiefen Höhle berühmt, die man für den Eingang der Wohnung des Pluto hielt. Orpheus und Hercules stiegen durch sie in die Unterwelt. Die Priester riefen am Eingang dieser Höhle durch geheimnißvolle Gebräuche die Seelen aus dem Schattenreich hervor, oder schickten die Gespenster in ihre ruhige Wohnung zurück. Daher heißt das Reich der Todten, die Unterwelt selbst Tenare. Auf dem Gipfel des Berges prangte ein dem Neptun heiliger Tempel, der ein Asyl für Unglückliche war. Hier brach der einst sehr geschätzte grüne tenarische Marmor; auch fand man daselbst die Purpurschnecke, welche den lacedäm. Purpur, den besten in Europa, lieferte. Die Stadt Tenaros, auch sonst Kanopolis genannt, hatte einen geräumigen Hafen. An ihrer Stelle steht jetzt das Dorf Kaihwares.

Tenedos, eine der sporadischen Inseln im ägäischen Meere, an der trojanischen Küste und zu Asien gehörend, ist klein und gebirgig, aber fruchtbar. Sie hatte einen Tempel des Apollo Smintheos, und führt noch jetzt den alten Namen, welcher auch bei Homer schon vorkommt. Im trojanischen Kriege verbargen die Griechen ihre Flotte hinter dieser Insel, wodurch die Trojaner in dem Glauben bestärkt wurden, daß jene die Belagerung ihrer Stadt aufgegeben hätten und wieder nach Hause gesegelt wären. (S. „Odyssee" 3, 59. und „Aeneis" 2, 24.) — Sie heißt bei den Türken Bogdscha, und ist nur dadurch wichtig, daß sie den Eingang zu den Dardanellen beherrscht; doch haben die Türken wenig gethan, um sie in Vertheidigungszustand zu setzen. Tenedos zählt an 7000 Bewohner und producirt vorzüglich geschätzte Weine.

Teneriffa, die Nivaria des Plinius, die größte Insel des canarischen Archipel im atlantischen Meere, zu Westafrika gehörend, enthält 41 QM. Sie besteht einzig aus vulkanischen Gebirgen, wird von einer langen Bergkette durchschnitten, die sich gegen W. und N. bis an das Meer senkt; gegen S. sind die Gebirge fast wie abgebrochen. Die östl. Küste ist nur eine steile, schwarze, von Bergströmen tief zerschnittene Felsenmasse ohne alle Vegetation. Ueber alle Bergspitzen ragt der Pic de Teyde, in der Gestalt eines Zuckerhuts, hervor, 11.856 Fuß (nach Borda, 11.502 F. nach v. Humboldt), ein ehemaliger Vulkan, aus dessen Krater zwar Rauch und Schwefel dampft, aber seit 1704 kein vulkanischer Ausbruch erfolgt ist; jedoch beweisen mehre Seitenausbrüche, wovon der letzte 1798, obgleich mit großer Langsamkeit stattfand, die Thätigkeit des Feuers. Der Brite Bennet hat 1814 den Gipfel dieses Pics, an dem 1000 Fuß ohne Vegetation sind, bestiegen. Das Klima der Insel ist sehr gesund und angenehm, die Gipfel der Berge sind einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, und man kann zu gleicher Zeit fast jedes Klima haben, von der Hitze Afrikas bis zur Kälte der hohen Alpen, je nachdem man sich in den Ebenen oder in den Berggegenden aufhält. Bei Orotowa prangt der Boden in der üppigsten Ve-

Digitized by Google

getation. Wieſen fehlen. Die wichtigſten Erzeugniſſe ſind, außer den ſchönen Wäldern, vortreffliche Weine (20.000 Pipen, wovon 12.000 ausgeführt), allerlei Arten Südfrüchte, Obſt, viele Canarienvögel ꝛc. Wir bemerken noch, daß Teneriffa jährlich 500 Quintales Orſeille (ein Regale) ausführt. Die Zahl der Einw. iſt über 118.000, ein Miſchvolk aus Guanchen (dem jetzt ausgeſtorbenen Urſtamm, deſſen Mumien noch in Felshöhlen liegen), Mauren, Spaniern und Normannen, ſchlank und groß, dunkelfarbig, von ſchwarzem Haar und Auge. Teneriffa (auch Chinech genannt) hat an der Oſtſeite die Städte: Santa-Cruz (28° 27′ 58″ N. Br.), feſte und ſchön gebaute Hafenſtadt, Sitz des ſpaniſchen Guvernadors, der oberſten Behörden der Canarien und der fremden Conſuln, hat 8000 Einw., Handelsgericht, ökonomiſche Geſellſchaft mit anſehnlicher Bibliothek, 2 Buchdruckereien, wichtiger Ankerplatz für Oſt- und Weſtindienfahrer, Mittelpunkt des Handels der Canarien mit Europa und Amerika. Laguna in einer ſchön angebauten Thalebene (1588 Fuß über der Meeresfläche in herrlichem Klima), Sitz des oberſten Gerichtshofs und eines Biſchofs, hat 9000 Einw. und iſt übrigens eine häßliche Stadt. Orotowa (Aurotopala) am Fuß des berühmten Pic, 980 F. über dem Meere, hat mit dem guten Hafen Puerto de la Paz 11.000 Einw., einige Seidenfabriken, und iſt ein beträchtlicher Handelsplatz. Eine Stunde davon iſt ein berühmter botaniſcher Garten, worin Pflanzen aus allen Ländern der Erde gedeihen. Die Inſel hat noch mehre Städte: Tacoronte, Realejo de Abaro (Zuckerſiederei, jährl. 25—30.000 Pfd. liefernd) und Guimar. S. Leop. v. Buch's nicht in den Buchhandel gekommenes Prachtwerk: „Phyſikal. Beſchreib. der canar. Inſeln" (Berlin 1825, 4.) und Ledru's „Reiſe nach Teneriffa" (franz., Paris 1810).

Teniers, auch Tenniers (David), Vater und Sohn, 2 berühmte Maler der flamändiſchen Schule. Erſterer, der Aeltere genannt, ward 1582 zu Antwerpen geboren, lernte bei dem großen Rubens und arbeitete unter Adam Elzheimer. Er hielt ſich 10 J. in Rom auf und malte vorzüglich niederländiſche Freudenfeſte, Hochzeiten, Trink- und Tabacksgeſellſchaften, Werkſtätten der Chymiſten ꝛc. Er ſtarb 1649. — Sein Sohn, Teniers der Jüngere, geb. 1610 zu Antwerpen, Schüler ſeines Vaters und Adr. Brouwer's, übertraf aber ſeinen Vater an Geſchmack und Kunſtfertigkeit, und Rubens, den er ſich zum Vorbilde gewählt hatte, ſogar im Helldunkel. Teniers lebte in ſehr glücklichen und angenehmen Verhältniſſen, meiſtens zu Antwerpen und Brüſſel, hochgeachtet vom Erzherzog Leopold Wilhelm und der Königin Chriſtine von Schweden. Er ſtarb zu Brüſſel 1690. Wenige Maler haben die Natur mit ſo ungemeiner Treue nachgeahmt; keiner hat ihn in der Zartheit des Pinſels und der Schönheit des Colorits übertroffen. Seine beſten Gemälde ſtellen luſtige Scenen, Trinker, chemiſche Laboratorien, Hochzeiten und Tanzfeſte ꝛc. dar. Die Bäume und der Horizont zeichnen ſich daran vorzüglich aus. Aber auch Schlachten, Heereszüge, Thiere, Seeſtücke gelangen ihm nicht minder vollkommen. Er ätzte auch mehre Blätter in Kupfer. Tenier's Werke, obgleich zahlreich, ſtehen doch in hohem Preiſe.

Tenneſſee (Tenneſſi), Freiſtaat im Bunde der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwiſchen Kentucky, Virginien, Nordkarolina, Georgien, Alabama, Miſſiſſippi, Arkanſas und Miſſuri, 1884 Q.M. groß, mit einer Bevölkerung von 444.000 Seelen. Das Land iſt nach O. zu durch das Cumberlandsgebirge bergig, nach W. zu aber flach und frucht

Digitized by Google

bar. Durch jenes Gebirge wird der Staat in Ost-Tennessee oder Holston und in West-Tennessee oder Cumberland getheilt. Die größten Flüsse sind: der Mississippi, Tennessee (entspringt auf den Apalachen, nimmt den Cumberland auf und ergießt sich in den Ohio) und der Cumberlandfluß. Die Landeserzeugnisse sind: Getreide, Mais, Taback, Hanf, Baumwolle, Obst, Holz, Eisen, Kupfer, Salpeter u. a. Die Gesetzgebung besorgt der Senat und das Haus der Abgeordneten, die vollziehende Gewalt ein auf 2 J. gewählter Gouverneur. Der Staat ist in 2 Districte oder in Ost-Tennessee mit 21 und in West-Tennessee mit 31 Countys getheilt. Seine Hauptstädte sind Knorville und Nashville.

Tenor (ital. tenore) ist eine der 4 Hauptgattungen der menschlichen **Stimme** (s. d.). Es ist die zartere unter den beiden Stimmen, welche dem reifen Alter zukommen, oder die hohe männliche Stimme, und hat gewöhnlich den Umfang von d in der kleinen Octave bis f oder g in der eingestrichenen. Zum Solotenor ist eine größere Tiefe und Höhe erforderlich (von c in der kleinen Octave bis a und b in der Discantoctave), und nur selten ist in dieser Höhe Bruststimme, sondern größtentheils Falset. Die angenehmen Eigenschaften dieser Stimme machen sie geschickt zum Ausdruck der zartern und feinern Empfindungen des männlichen Charakters oder der zarten Männlichkeit. Im gewöhnlichen vierstimmigen Gesang bildet sie die zweite **Mittelstimme** (s. d.), indem sie tiefer liegt als der Alt, aber ihr Umfang noch über die Melodie des Basses fortschreiten muß; in dem vierstimmigen Gesange aber, der von männlichen Stimmen gebildet wird, führt sie als erste Stimme die Hauptmelodie, und als zweite die höhere Mittelstimme. Der **Schlüssel** (s. d.) dieser Stimme ist der C-Schlüssel. Uebrigens ist in Deutschland der Tenor seltener als der Baß, weßhalb er auch in seiner Vollkommenheit vorzüglich geschätzt und gesucht wird. Die Franzosen nennen ihn taille und setzen ihn sehr hoch. Die vorzüglichsten Tenoristen unserer Zeit sind Babnigg in Dresden, Bader in Berlin, Benelli aus Forli in der Romagna (st. 1830), Cantu in Dresden (st. 1822), Chollet in Paris, Cornet in Braunschweig, Haitzinger in Karlsruhe, Holtmiller in Berlin, Mantius aus dem Mecklenburgischen, Nourrit in Paris, Rauscher in Hanover, Rubini, der größte jetzt lebende Tenorist der Italiener, Stümer in Berlin, Vetter in Stuttgart, der Holländer Brugt, Wild in Wien u. s. w.

Tenute (von dem Ital. tenute, franz. tenue), s. **Fermate**. Steht aber in einem Tonstücke am Anfange oder an einzelnen Stellen tenuto oder ten., so bezeichnet dieß den gehaltenen Vortrag der Töne überhaupt, oder daß man einzelne Töne in gleicher Stärke nach dem vollen Werthe der Noten aushalten soll.

Tenzel (Wilh. Ernst), Geschichtschreiber, geb. zu Greussen in Thüringen 1659, erhielt seine wissenschaftliche Bildung an der Hochschule zu Wittenberg, kam 1685 als Lehrer an das Gymnasium nach Gotha, wurde daselbst einige Jahre später Aufseher des Münzcabinets und der Kunstkammer, 1702 als Rath und Historiograph nach Dresden berufen, aber schon im folgenden Jahre wieder entlassen. Er lebte nun seine übrige Lebenszeit in gelehrter Muße und starb 1707 in großer Dürftigkeit. Unter seinen vielen Schriften ist sein Werk über die sächs. Münzen (lat. geschrieben, 1705. 4 Bde., 4.) am berühmtesten. Tenzel war der erste deutsche Journalist; seine „Monatlichen Unterredungen" (Leipz. 1689—

Digitized by Google

99, 10 Bde.) und deren Fortsetzung „Curieuse Bibliothek" (Leipz. 1704—9, 3 Bde.), in welchen er die neuen Bücher mit großer Freimüthigkeit recensirte, wurden mit vielem Beifall gelesen.

Teplitz oder Töplitz, Stadt und berühmtes Bad im böhmischen Kreise Leitmeritz, der Sitz des fürstl. Clary'schen Amtes, liegt in einem reizenden Thale zwischen dem Erz- und Mittelgebirge. Sie verdankt ihr Daseyn den warmen Quellen, die Ritter Kolostug, der Sage nach, 762 hier entdeckte und nun in ihrer Nähe eine Burg erbauen ließ, welche er Tepla Ulicze (warme Straße) nannte. Teplitz ist ziemlich gut gebaut, hat aber einige sehr enge Straßen; die Einw. (2600 in 340 Häusern) stehen im Rufe der Reinlichkeit, Dienstfertigkeit und Billigkeit und ernähren sich nicht bloß von den durch die Badegäste herbeigeführten Geschäften, sondern treiben auch Ackerbau und verfertigen Tuch, Leinwand, wollene Bademäntel ꝛc. Der Besitzer der Herrschaft Teplitz, Fürst von Clary, hat ein weitläufiges, im italien. Style erbautes Schloß, woran sich die Schloß- und Dechantkirche von altdeutscher Bauart, mit einem schönen Thurme, anschließt. Ein großes, mit einem Saale zur Aufnahme der Fremden versehenes Bewirthungsgebäude liegt neben dem Schlosse; ebenso das gut eingerichtete Schauspielhaus. Für die Evangelischen ward jüngst eine Kirche erbaut; auch hat die israelitische Gemeine einen schönen Tempel. Zu dem Vergnügen der Badegäste trägt am meisten bei der herrliche Park, welcher seines Gleichen wenige in Deutschland hat. Die heilbringenden 7 Quellen, welche in der Stadt und außerhalb derselben entspringen, ziehen jährlich eine große Menge Fremden hierher. Die bedeutendsten Badehäuser (das große Männerbad, die 2 Weiberbäder in der Stadt und das Weiberbad in der Vorstadt) sind schon im 16. Jahrh. errichtet; das warme, mittlere und kühle Bad im fürstlichen Herrenhause (mit einem Garten, wo die schöngefaßte Gnadenquell, eine auflösende Trinkquelle, eine zum Augenbade und eine zum Baden enthält) kamen später hinzu; ebenso die 23 Stadtbäder, welche unter einem gemeinschaftlichen Gewölbe liegen. — Das teplitzer Wasser, hell, farbenlos, ohne sonderlichen Geruch, hat sanft auflösende abweichende Kraft, öffnet die Leitungswege der im Körper kreisenden und sich vertheilenden Säfte und hebt daher Krankheiten, welche durch örtliche Anhäufung unverarbeiteter Säfte entstehen, oder in Verhärtung der Drüsen, Verstopfung der Leitungsröhren, besonders des Unterleibs und in Erschlaffung der abstoßenden Gefäße ihren Sitz haben, daher kommen Gichtbrüchige, von Lähmungen Verkrüppelte, an Skropfeln, Schwindel, Hypochondrie und Nervenschwäche Leidende und mit allerlei Hautkrankheiten Behaftete nach Teplitz. Die heißeste Quelle hat 30,5 °R. (S. Berzelius's „Unters. der Mineralwasser von Teplitz ꝛc.", übers. von Rose, Leipz. 1823.) — Im nahen Dorfe Schönau — welches viele stattliche Häuser zur Aufnahme von Fremden, auch Hospitäler für Arme und krankes Militair besitzt — sind verschiedene warme Quellen (das Stein-, Schlangen-, Schwefelbad und die Soolbäder, deren Wasser eine Hitze von 30—34 Grad hat). Auf dem Kirchhofe zu Schönau ist Seume's von Elise Frau von der Recke errichteter Grabstein, sowie das Grabmal des russ. Generals Mellesino, das des Fürsten von Anhalt-Pleß u. a. Gräber der bei Kulm gefallenen Krieger. In den herrlichen Umgebungen Teplitz's werden besonders Dorna, seit 1826 Wilhelmshöhe, Marienschein, Bilin, Dux, mehre Burgruinen ꝛc. von den Curgästen besucht. S. F. A. Reuß's

„Taschenb. für die Badegäste in Teplitz" (Teplitz 1823) und Eichler's „Beschreib. v. Teplitz" (1823), wovon die erstere Schrift die vorzüglichere ist.

Teppiche, s. Tapeten.

Terentius, oder mit seinem vollständigen Namen: Publius Terentius Afer, berühmter Lustspieldichter der altrömischen Literatur, war von Geburt ein Afrikaner und blühte im 2. Jahrh. v. Chr. Er kam als Sklave nach Rom, ward aber vom Senator Terentius Lucanus, der seine Talente zu schätzen wußte, freigelassen. Durch seine Komödien erwarb er sich Vermögen und Freunde; unter Letztern waren der jüngere Scipio, C. Lälius Sapiens, P. Publius, C. Sulp. Gallus u. a. berühmte Römer. 161 v. Chr. ging Terentius nach Griechenland, um von dort Menander's Lustspiele zu holen und sie auf römischen Boden zu verpflanzen, erlitt aber auf der Rückkehr Schiffbruch, wobei er umkam. Wir haben von ihm noch 6 Lustspiele: 1) „Das Mädchen von Andros" (Andria), 177 v. Chr. zu Rom aufgeführt. 2) „Eunuchus" (der Verschnittene), 161 in Rom dargestellt. 3) „Heautontimorumenos" (der sich selbst Strafende oder Quälende), kam 163 v. Chr. auf die Bühne. 4) „Adelphi" (die ungleichen Brüder), das letzte Stück, welches Terentius schrieb, wurde ein Jahr vor seinem Tode in Rom aufgeführt. 5) „Pformio" (der Schmarotzer). 6) „Hecyra" (die Stiefmutter) ward 165 aufgeführt. In Regelmäßigkeit und echter dramatischer Kunst, sowie in der Eleganz und Harmonie der Sprache steht Terenz weit über Plautus (s. d.). Wie seine griech. Muster, Menander und Apollodor, ging er mit großer Sorgfalt in Auslegung und Ausführung seiner Plane, in Schürzung und Lösung seiner Knoten zu Werke; mit philosophischem Geiste faßte er jeden Charakter auf und stellte ihn dann mit dem feinsten Geschmacke dar; er blieb bei aller Nachahmung der Griechen doch noch selbständig und an eigenen Erfindungen reich. Er wog jeden Ausdruck ab und ward durch diese kalte Uebung rein und classisch in der Sprache, vortrefflich im Dialog, ein Muster der dramatischer Kunst, und anziehend für jeden Mann von Bildung: aber auch weniger überraschend, ärmer an starken komischen Zügen und befriedigend für den großen Haufen des Volkes von Rom, welcher mehrmals das Theater mitten in seinen gelungensten Stücken verließ, um zu der Bude eines Seiltänzers zu laufen. Die besten Ausg. sind von Lindenbrog (Paris 1602; Frankf. 1623, 4.) und Westerhof (Haag 1726, 2 Bde., 4.); auch die Ausg. von Bentley (Cambridge und London 1726; Amsterd. 1727. 4.; Leipz. 1791) ist besonders in metr. Hinsicht wichtig, aber auch durch zu kühne Conjecturen entstellt. Andre Ausg. sind von Zeune (Leipz. 1787, 2 Bde.), von Lenz (Jena 1785), von Schmieder (Halle 1794), von Bothe (Berlin 1806), von Bruns (Halle 1811), von Perlet (Leipz. 1820). An einer guten Uebersetzung dieses Lustspieldichters fehlt es noch. Durch Göthe's Maskenspiele ermuntert, gab Friedrich Hildebrand von Einsiedel zuerst die Bearbeitung der „Brüder" des Terenz auf der weimarischen Bühne, wo sie in den von Heinrich Meyer entworfenen alterthümlichen Costums nur mit charakteristischen Halbmasken, welche die Stirn und Nase bedecken, durch Wolff's Willfährigkeit zuerst aufgeführt, von diesem aber auf die berliner Bühne gepflanzt, mehre Jahre hindurch sich einer großen Gunst der Liebhaber zu erfreuen hatte. Göschen druckte dieses Stück (1802) mit der colorirten Abbildung der Personen, und dieß wurde ein neuer Antrieb für Einsiedel, die sämmtlichen Lustspiele des Terentius auf

gleiche Weise bühnengerecht bearbeitet ins Publicum zu bringen und damit eine Bibliothek der komischen Dichter Roms in freier metrischen Uebersetzung zu beginnen. Die Lustspiele des Terenz sind in 2 Bänden bei Göschen 1806 erschienen. Niemand wird hier eine regelrechte, treue Uebersetzung erwarten; aber es ist eine echtkomische Travestirung, mit Weglassung alles Dessen, was nur dem Kenner verständlich seyn würde. Uebrigens entspricht den Forderungen, die man mit Recht an eine Uebertragung macht, auch weder die Reid'sche (2 Theil, Leipz. 1784 u. 1787), noch die Schmieder'sche (Halle 1793, 2 Bde.), noch die Kindervater'sche (Leipz. 1800, 2 Thle.), noch die Schlüter'sche (Münster 1815). Gelungener ist die von Köpke (Posen u. Leipz. 1805; unvollendet). Die neueste ist von Volper (1828).

Termen, s. Hermen.

Terminismus wird gewöhnlich als gleichbedeutend mit Determinismus (s. d.) genommen. Doch versteht man nach dem Wahnglauben einiger Theologen aus dem 17. Jahrh. darunter, die behaupteten, daß vom Himmel jedem Sünder eine gewisse Zeit zur Besserung gesetzt sey, nach deren Verlauf sie der Seligkeit verlustig seyen. Die Gnadenfrist ist lächerlich und ohne irgend einen praktischen Nutzen; denn Niemand kann die Frist wissen, und Jeder darf daher hoffen, daß seine Besserung stets zur rechten Zeit komme. Diese Theologen hießen Terministen, und sie sind nicht zu verwechseln mit den Terminanten, d. i. Mönchen aus dem sogen. Bettelorden der Franciscaner, Capuciner u. s. w., die in einem Bezirk (Termin genannt) von Haus zu Haus gingen und Lebensmittel oder Geld zur Unterhaltung ihrer Klöster sammelten, welches man Terminiren nannte.

Terminologie ist die Lehre von den Terminis oder Kunstausdrücken oder der Inbegriff derselben, die Kunstsprache. Die Kunstsprache in dieser Bedeutung, oder die eigenthümlichen Ausdrücke für specielle Gegenstände einer Kunst oder einer Wissenschaft oder eines Gewerbes, geht von den Leuten vom Fache aus, und gewöhnlich richtet sie sich in jedem Gebiete nach den Benennungen derjenigen Namen, welche in demselben Lehrerin der andern geworden ist. (S. Kunstwort.)

Terminus, bei den Römern der Gott der Grenzen. Numa, der bei seiner damals noch rohen Nation den Grenzen der Felder, wie überhaupt dem Eigenthume Sicherheit verschaffen wollte, erhob die Grenzsteine zu einer Gottheit, deren Verrückung an dem Thäter und seinem Viehe mit dem Leben bestraft wurde. Als nachher Tarquinius den prächtigen capitolinischen Tempel erbauete und manche geheiligte Plätze dazu nahm, erlaubte man nicht, daß Terminus verrückt werden dürfte. Sein [redacted] die Terminalien, wo der Grenzstein mit einem Kranze von [redacted] Grenznachbaren angeputzt wurde, ward auf den 21. Febr. gefeiert. — In juristischer Bedeutung heißt Terminus oder Termin ein Zeitpunkt, an welchem, oder ein Zeitraum, innerhalb dessen Etwas geschehen muß (terminus a quo und ad quem). Daher terminus decretorius ein Termin, von dessen Beobachtung gewisse Rechte und Verbindlichkeiten abhängen, sodaß Derjenige, welcher in diesem Termin Rechte und Verbindlichkeiten besaß, auch in der Folge im Besitz derselben bleiben muß, er mag sie übrigens erlangt haben, wie er will. — Perem-

Digitized by Google

torisch heißt der Termin, nach dessen Ablauf Etwas nicht mehr zugelassen wird, entscheidender Termin. — In logischer Bedeutung ist Terminus jeder Begriff, und terminus medius der Mittelbegriff in einem mittelbaren Schlusse.

Termiten oder weiße Ameisen, ein höchst wunderbares Geschlecht von Insekten, zu der fünften Ordnung mit häutigen Flügeln gehörend und in 5 Gattungen bekannt. Am berühmtesten sind die in Neuholland, Ober- und Niederguinea und Ostindien einheimischen verwüstenden Termiten. Sie zerfallen in Männchen, von der Größe einer Wespe; Weibchen, etwas größer, und Geschlechtslose, nicht größer als ein kleines Reiskorn. Ihr Instinkt stellt sie mit Thieren der größten Gattung in gleichen Rang. Sie bauen aus Erde und Genist Wohnungen in hoher konischer Gestalt (10—12 F. Höhe und am Fuße 7—8 F. Umfang) mit Thürmchen und Wachtthürmen, von solcher Festigkeit, daß sie Menschen tragen können. Sie liegen in einigen Gegenden so nahe an einander, daß sie mehre 100 Fuß ins Gevierte bedecken, und man von weitem Negerhütten zu sehen glaubt. Das Innere ist ungemein künstlich eingerichtet. Die dicken Wände enthalten eine Menge röhrenförmiger Gänge, in denen in der Mitte König und Königin, um sie herum die Geschlechtslosen wohnen; dann folgen die Brutzellen. Das Weibchen legt binnen 24 Stunden an 80.000 Eier und ist nach der Befruchtung ungewöhnlich dick. Vermuthlich werden nur die Königin, und das einzig vom König befruchtet. Ob sich die Männchen und Weibchen auch begatten, oder ob sie bloß da sind, um beim Abgang den König und die Königin ersetzen, ist bis jetzt noch nicht bestimmt. Aus den Eiern entwickeln sich Maden, die nach einiger Zeit in den Nymphenstand übergehen. Die Geschlechtslosen, als die Arbeiter, sind in steter, rastloser Thätigkeit. Hier bringen sie Baumaterialien herbei, dort reißen sie Zellen ein und errichten neue, hier werden die Jungen, dort der König und die Königin besorgt. Stört man sie, so kommen sie rasch einige tausend hervor, welche sich sogleich zur Wehr setzen, ihren Feind angreifen und sich verzweiflend wehren; alsobald wird der Schaden wieder ausgebessert und dabei Wache gehalten. Wenn die Termiten Flügel erhalten haben, so fliegen sie in ungeheurer Menge aus, fallen aber bald wieder nieder und verlieren ihre Flügel, sie verkriechen sich dann in Spalten. Dieselben sind dann wahre Feinde aller Cultur, indem sie die Häuser unterminiren, Tragbalken und alles Holzwerk zerstören, sich Wege durch die Fußboden bahnen und Kleider, Möbel, Bücher, Waaren und Alles, was nicht von Stein oder Metall ist, zerfressen. In Ostindien ließen sie kostbaren Madeirawein auf den Boden fließen, indem sie die Fässer aufzehrten, worin er lag. Sie haben einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Kühdünger und nahen sich keinem Ding, das damit beschmiert ist; man wascht daher in vielen Gegenden In[illegible] alle Wochen Fußboden und Wände der Häuser mit einer Auflös[illegible]ser Substanz in Wasser.

Terni, Stadt im Kirchenstaate (Delegation Spoleto), im fruchtbaren Nerathale, der Geburtsort des Tacitus und der Kaiser Tacitus und Florian, ist berühmt durch Denkmäler aus der Römer Zeit, wo diese Colonie der Lateiner (in Umbrien) Interamna (sie liegt zwischen 2 Armen der Nera) hieß. Vier Miglien östlich von Neri ist der 200 Fuß hohe Fall der Velino (in die Nera), bekannt u. d. N. Caduta della Marmoza. Noch sieht man das Werk des berühmten M. Curius Dentatus, der hier

Digitized by Google

(270 v. Chr.) einen Marmorfelsen durchschneiden ließ, um die Sümpfe auszutrocknen und dem Velino einen freien Abfluß zu geben. Clemens VIII. ließ 1596 unter Fontana's Leitung den alten Canal des Curius wieder eröffnen und erweitern. In dem Garten des bischöfl. Pallastes sieht man noch die Trümmer eines Amphitheaters und in der Kirche S.-Salvator die Reste eines Sonnentempels. Die Stadt hat gegen 7000 Einw. und ein Jesuitencollegium, auch viel Oel- und Weinbau. Bei Terni wurden die Neapolitaner von den Franzosen am 27. Nov. 1798 geschlagen.

Terpander, ein berühmter griech. Dichter und Tonkünstler, aus Methymna oder Antissa auf Lesbos, nach Andern aus Arna oder Kuma in Böotien, lebte um 636 v. Chr. Er verfertigte für verschiedene Instrumente Gesänge, brachte neue Rhythmen in die Dichtkunst und vervollkommnete der Gesang der Homerischen Gesänge. Als Lacedämon durch innere Unruhen zerrüttet wurde, befragte man das Orakel, wie sie gestillt werden könnten, und es rieth, den lesbischen Sänger kommen zu lassen. Er kam, ließ seine von der Cither begleiteten Lieder ertönen, und Ruhe und Frieden kehrten zurück. Die Melodieen Terpander's wurden in der Folge die lesbischen genannt und dienten lange ganzen Völkern zum Muster. Um die Verbesserung der Musik hatte er sehr große Verdienste. Er soll die vorher drei- oder vierfaitige Lyra zur siebenfaitigen gemacht haben, weßhalb ihn die Ephoren Spartas mit einer Geldstrafe belegten. Aber unter allen dem Terpander zugeschriebenen Erfindungen ist seine Einführung der musikalischen Schrift oder der Tonzeichen die wichtigste. Er erhielt in den pythischen Spielen vier Mal den Preis in der Musik, und schrieb Promömien, eine Art von Oden in heroischen Versen, die zur Lyra gesungen und zum Lobe der Götter bestimmt waren.

Terpenthin (terebinthina, franz. térébenthine), ein dickes oder auch flüssiges Harz, das hauptsächlich von den Terpenthinbäumen, die in Persien, China, Indien, dem nördlichen Afrika und nach Einigen auch auf mehren griech. Inseln wild wachsen, gewonnen, und womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Der sciotische Terpenthin, von der Insel Scios, ist der beste, wird aber größtentheils in der Türkei verbraucht. Nächst diesem schätzt man besonders den canadischen, cyprischen, venetianischen und französischen. Der canadische, u. d. N. des weißen canadischen Balsams bekannt, ist Dasselbe, was die Engländer uneigentlich Balsam von Gilead nennen. Der cyprische Terpenthin ist von zweierlei Gattung, von welchen die beste diejenige ist, welche durch Einschnitte in den Terpenthinbaum gewonnen wird. Die schlechtere Sorte ist von den Bäumen bis auf die Erde heruntergelaufen und daher mit unreinen Theilen vermischt. Man bringt beide Sorten in irdenen Gefäßen, die 20 Pfund im Gewichte halten, in Handel. 4 solcher Gefäße werden in eine Kiste gepackt und so verschickt. Das Meiste geht nach [redacted]g, Marseille und England. Den sogen. venetianischen Terpenthin ([redacted]hn die Venetianer zuerst in Handel brachten) erhält man von den Lerchenbäumen, wenn man diese einige Fuß hoch angebohrt hat. Er kommt aus verschiedenen Gegenden Italiens, dem Archipelagus, aus Tirol, dem Schwarzwalde, Thüringen, aus Frankreich und Amerika. Der französische Terpenthin ist weißlich und dick von Farbe, wird in Dauphiné, Forez und Morantin gewonnen, und eine Sorte davon, welche ganz klar ausfällt und freiwillig aus den Bäumen rinnt, wird von Holland aus für peruanischen Balsam verkauft. Auch aus Tannen, Kiefern

Digitized by Google

und Fichten gewinnt man auf dem Schwarzwalde, im Elsaß und in Savoyen Terpenthin, der besonders zu Siegellack verbraucht wird. Der Tannenterpenthin ist hitzig, scharf, reinigend und zur Heilung frischer Wunden sehr dienlich. Er macht den Hauptbestandtheil der meisten Pflaster aus und hat auch andern medicinischen Nutzen. Des wesentlichen Oels vom Terpenthin bedienen sich die Maler zum Flüssigmachen ihrer Farben, die Lackirer und auch die Pferde- und Hufschmiede als Arzneimittel bei Pferden, besonders zum Heilen der Räude. Das beim Destilliren des Terpenthinöls zurückbleibende, verdickte Harz wird u. d. N. Kolophonium oder Geigenharz verhandelt. In der Medicin wird der Terpenthin sowohl als auch das röthliche und weiße Oel, welches man Terpenthingeist, Terpenthinessenz oder ätherisches Oel nennt, innerlich und äußerlich vielfach angewandt.

Terpodion, Labegesang, Wonneklang, ein von Buschmann zu Friedrichsrode bei Gotha erfundenes musikal. Instrument, in Form eines Claviers, nur mit tieferm Kasten, worin eine Walze durch Tritte von außen bewegt und ein Ton, gleich dem der Harmonica, hervorgebracht wird. Dieß Terpodion, von 5½ Octave Umfang, besteht weder aus Saiten noch Pfeifen, sondern aus bloßen Holzstäben, die durch Reibung vermittelst eines Cylinders in Vibration gesetzt werden; es verbindet die Weichheit der Harmonica mit den charakteristischen Tönen der Clarinette, Flöte, des Fagotts, Horns ꝛc. Wer es in einiger Entfernung hört, hält es für ein kleines Orchester von Blasinstrumenten.

Terpsichore, die Tanzliebende, eine von den Musen (s. d.), war die Erfinderin und Vorsteherin der Tanzkunst und der lyrischen Dichtkunst. Mit dem Mars zeugte sie den Biston und mit dem Strymon den Rhesus und mit dem Achelous die Sirenen, auch macht man sie zur Mutter des Hymenäus. Abgebildet erscheint sie gewöhnlich in einer lillafarbenen Tunica, die nur den linken Arm bedeckt und den rechten bloß läßt. Das Oberkleid ist türkisblau, das Haupt mit einer Binde und einem Lorberkranze umwunden; sie spielt eine siebensaitige Lyra oder den Tamburin.

Terra cotta, s. Torentik.

Terra firma, Festland, 1) alle auf dem festen Lande Italiens liegende Gebiete, welche die Oberherrschaft Venedigs anerkannten, als: das Herzogthum Venedig, die venetian. Lombardei, die tarviser Mark, das Herzogthum Friaul und Istrien, welche jetzt unter Oestreichs Zepter stehen (s. Venedig). — 2) Terra firma, spanisch Tierra firma, auch Neucastilien, eine große Landschaft Südamerikas (45.000 QM.), von dem caraibischen Meere, Mexico, Guiana, Brasilien, Peru und dem stillen Ocean umschlossen, war sonst eingetheilt in die Gouvernements Neu-Andalusien, Venezuela, Rio de la Hacha, St.-Martha, Cartagena, T[illegible] firma im engern Sinne (die Landenge bis nach Panama hin, [illegible] dem darischen Meerbusen am Nord- und der Bai von Panama a[illegible] meer), Popayan und Neugranada — unter dem Vicekönig zu Neugranada. Jetzt sind diese Länder von Spaniens Hoheit befreit. (S. Mittelamerika und Südamerika.)

Terrain ist ein Kunstwort der Kriegssprache, die mit demselben die natürliche Beschaffenheit der Landstrecke bezeichnet, wo eine kriegerische Wirksamkeit oder Uebung stattfindet. Der Ausdruck umfaßt demnach alle Gegenstände der Erdoberfläche, welche auf Stellung, Bewe-

Digitized by Google

gung und Gefecht der Truppen Einfluß haben können. Man nennt große, kahle Feld-, Wiesen-, Sand- und Sumpfflächen: ebenes, und wenn sie durch Gräben, Hecken, Gebüsche, Tiefwege, Engpässe, Gewässer, Gebäude u. dergl. unterbrochen sind: durchschnittenes Terrain. Man unterscheidet offenes Terrain, wo Nichts die Uebersicht und Bewegung hemmt, und schwieriges, verwickeltes (gebirgiges, hügeliges, waldiges, sumpfiges) Terrain, wo eine Menge Gegenstände vorhanden sind, welche die Umsicht und Wirksamkeit beschränken. Hiernach ergibt sich der Begriff von Terrainkunde oder Terrainkenntniß von selbst. Sie zerfällt in die allgemeine und in die besondere. Die erstere beruht auf der natürlichen oder allgemeinen Erdbeschreibung und besteht in der Bekanntschaft mit der Natur und Eigenthümlichkeit solcher Erdgegenstände, welche Bezug auf den Krieg haben, und mit der natürlichen Beschaffenheit der Gegenden und Länder überhaupt. Es ist im Grunde Das, was Einige Militairgeographie nennen. (Mehres hierüber s. im Art. Geographie [Militair-].) Man pflegt dabei häufig Betrachtungen über die Gesetze und Formen vorausgehen zu lassen, welchen die Natur bei ihren Bildungen zu folgen scheint. Die allgemeine Terrainkenntniß läßt sich vorläufig erlernen, nicht so die besondere. Diese fordert die genaueste Bekanntschaft mit dem jedesmaligen Kriegsschauplatze, der jedesmaligen Kampfbühne, in Beziehung auf gewisse Zwecke, und kann nur durch eigene Ansicht, Untersuchung und Uebung des Blicks erworben werden. Da das Terrain in steten Wechselverhältnissen zur kriegerischen Wirksamkeit steht, so ist die Fertigkeit, ein Terrain schnell und richtig zu erkennen und zu würdigen, ein eigentliches Feldherrntalent und nothwendiges Erforderniß für jeden Anführer, dessen Versäumung fast allemal die empfindlichsten Folgen hat. Charten, Plane und Reliefs erleichtern die Terrainkenntniß, reichen aber allein nicht zu, um so weniger, wenn man sich auf ihre Richtigkeit nicht ganz verlassen kann. — Terrainlehre begreift nicht allein die Terrainkunde, sondern auch die Kunst, wie ein Terrain überhaupt und in einzelnen Fällen für kriegerische Absichten zu benutzen, ist mithin einen Haupttheil der ganzen Kriegskunst. Es liegt am Tage, wie beschränkt hier die Theorie und wie zu glücklichen Combinationen Genie und Uebung des Auges immer die Hauptsache seyn wird. S. Wirker v. Wackerfeld's „Allg. Terrainlehre" (Wien 1820 fg.).

Terra sigillata (Siegelerde), s. Bolus.

Terrasse, in der Malerei das große Stück Erdreich, woraus bei einer Landschaft der Vordergrund besteht. — 2) Eine Anlage von Erde oder Rasen, welche sich allmälig erhebt und oft noch künstlich mit Steinen, Blumen u. dergl. gefaßt ist. Einen Boden auf solche Art zurichten, heißt ihn terrassiren.

Terray (Joseph Marie), berüchtigter franz. Finanzminister unter Ludwig XV., geb. 1715 zu Boen in Forez, Sohn eines Generalpächters, widmete sich dem Priesterstande und ward Beisitzer auf der geistlichen Bank des pariser Parlaments. Er wußte sich bei Hofe einzuschmeicheln und erhielt 1770 die Stelle eines Finanzministers. Da der Staat sich durch die immer ausschweifendere Verschwendung des Hofes in großen Geldverlegenheiten befand, wußte Terray immer neue Steuern hervorzupressen und zog, als ein Mann ohne alle menschliche Regung, die Gnadengehalte Hülfsbedürftiger ein, wodurch nicht allein eine große Menge Menschen brotlos wurden, sondern auch die Klagen über ihn sich

Digitized by Google

vermehrten. Nach einem seiner Edicte stellten ihm die Deputirten der Geistlichkeit die offenbaren Ungerechtigkeiten desselben vor. „Aber wer sagt ihnen denn", erwiederte er, „daß das Edict gerecht seyn soll? Wozu wäre ich denn da?" — Er dachte nur auf Bereicherung; die Zufriedenheit und die Ehre der Nation kümmerten ihn nicht. Sein einziges Verdienst bestand darin, daß er die Staatskassen in einige Ordnung brachte. Ludwig XVI. entfernte ihn kurz nach seiner Thronbesteigung (1775). Mit dem Fluche der Nation belastet, starb er 1778 an den Folgen seiner höchst ausschweifenden Lebensweise.

Terreneuve, s. **Neufundland**.

Territion, s. **Tortur**.

Territorialpolitik und Territorialausgleichungen. Erstere nennt man das Streben der Fürsten, ihr Gebiet zu vergrößern; Territorialausgleichungen, die Versuche, eine Art vor Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Staaten durch Abtretung, Umtausch ꝛc. von Gebietstheilen festzustellen. Seit dem westfälischen Frieden, wo das Band zwischen Reich und Ständen größtentheils gelöst wurde, war Deutschland ein ergiebiges Feld für dergleichen politische Operationen. Dadurch, daß Oestreich im Süden, Preußen im Norden sich vergrößerten, England durch den Besitz Hanovers stärker wie sonst auf die deutschen Angelegenheiten einwirkte und Frankreich nach dem westfälischen Frieden stets seinen Einfluß vermehrte, war es natürlich, daß auch die kleineren Fürsten Deutschlands, nachdem die Reichsverbindung fast aufgelöst war, das Ganze aus den Augen verloren, und ihre Schwäche fühlend, immer dahin strebten, ihr Gebiet zu erweitern. Nach dem Frieden von Campo Formio und auf dem rastadter Congresse, wo der Reichsverband gänzlich vernichtet wurde, schien bei den Fürsten Deutschlands, welche Frankreichs Ansprüchen nicht gänzlich aufgeopfert wurden, der Wunsch, ihr Gebiet zu erweitern, auf das äußerste gestiegen zu seyn. Sie trieben fast einen öffentlichen Handel mit der franz. Regierung und besonders mit dem Minister Talleyrand, woran aber auch Theil genommen zu haben, Bonaparte's Gattin beschuldigt ward, um die Gebietstheile anderer Fürstenthümer an sich zu kaufen. 1805 ward durch die Mediatisirung mehrer Fürsten und Errichtung des Rheinbundes ein ähnlicher Seelenhandel herbeigeführt. Auf dem wiener Congresse und nach dem pariser Vertrage von 1815 erfolgten ähnliche Tausche, Mediatisirungen, Theilungen ꝛc., um die Länderansprüche der Betheiligten durch Ausgleichungen zu beseitigen. Wie wenig die Territorialpolitik oft dabei auf die Rechte eines Dritten, Rücksicht nahm, lieferte der Streit zwischen Baiern und Baden, welcher durch die öffentliche Meinung zu Gunsten Badens entschieden wurde, einen Beweis, indem Oestreich und Baiern einseitig über den Grundbesitz Badens in einem Vertrage zu Ried den 8. Oct. 1813 verfügt hatten. Am 6. Juni 1814 schloß Baiern mit Oestreich zu Paris einen neuen Vertrag ab, wonach Baiern an Oestreich Tirol und Vorarlberg sofort abtrat, Salzburg aber und das Inn- und Hausrückviertel noch abtreten sollte und dafür Würzburg und Aschaffenburg erhielt; Oestreich versprach abermals, sich zu verwenden, daß nicht nur Mainz, sondern auch möglichst ausgedehnte Besitzungen auf dem linken Rheinufer, sowie die alte Rheinpfalz, an Baiern abgetreten, und daß Würtemberg, Baden, Darmstadt und Nassau bewogen werden sollten, die wegen Herstellung unmittelbarer Verbindungen erforderlichen

Digitized by Google

Gebietstheile abzutreten. In diesem Sinne schlossen die Gesandten von Oestreich, Rußland, Preußen und Baiern ohne Mitwirkung und Einwilligung Badens — welches sich vielmehr dagegen verwahrte — und der übrigen deutschen Fürsten, welche Länder abtreten sollten, einen Vertrag zu Wien den 25. April 1815, nach welchem Baden den Main- und Tauberkreis, sowie die rechte Rheinpfalz, an Baiern, und andere Landestheile an Würtemberg abgeben, dafür aber am linken Rheinufer entschädigt werden sollte. Dieser Vertrag ward von den hohen Mächten nicht vollzogen. Gleichwohl enthielt das (ebenfalls ohne Badens Mitwirkung abgefaßte) wiener Protokoll vom 3. Nov. 1815 ähnliche geheime Verpflichtungen für Baden, und den obigen für Oestreich bestimmten Ausgleichungsgegenständen kam noch das Breisgau hinzu. Im pariser Protokoll vom 3. Nov. 1815 wurden die übrigen Abtretungen Baierns an Oestreich nochmals bestimmt, und sodann ein gegenseitiger Cessions- und Grenzvertrag den 14. April 1816 zu München zwischen Oestreich und Baiern abgeschlossen, der die Territorialverhältnisse beider Staaten ordnete. Die Entschädigung wegen des nicht geleisteten Zusammenhanges der Länder sollte nach diesem Vertrage in Frankfurt ausgemacht werden; und in geheimen Artikeln verbürgte Oestreich für sich und seine Verbündeten dem König von Baiern und dessen Erben den Heimfall der Rheinpfalz mit 167.000 Einw., wenn die gerade und männliche Linie des Großherzogs von Baden aussterben sollte; der 2., 3. und 4. geh. Art. bestimmten als Entschädigung für die nicht erfüllte Bedingung des geographischen Zusammenhangs eine von Oestreich jährlich an Baiern zu zahlende Summe von 100.000 Gldn. so lange, bis der badische Main- und Tauberkreis (95.000 Ew.) nach dem Aussterben der geraden und männlichen Linie des regierenden Großherzogs wirklich an Baiern fiele, was Oestreich in Frankfurt durchzusetzen versprach. Dagegen bewies Baden, daß alle diese Verfügungen von Oestreich und Baiern über die Länder eines Dritten, ohne Zustimmung dieses Dritten, nur einseitig und für denselben nicht verpflichtet seyen, daher Baiern wegen seiner Entschädigung sich einzig an den versprechenden und dazu verpflichteten Theil, also an Oestreich, zu halten habe. Der Großherzog erklärte hierauf d. 4. Oct. 1817 sein ganzes Gebiet, das alte und das neue, wie es dermalen bestand, für ein für alle künftige Zeiten untheilbares und unveräußerliches Ganzes, und zur Nachfolger in dasselbe die von seinem Großvater in einer Ehe zur linken Hand erzeugten und zu Markgrafen von Baden erhobenen Grafen von Hochberg für berechtigt. Unterdessen ward die Ausgleichung der verschiedenen Länderansprüche an eine in Frankfurt niedergesetzte Territorialcommission verwiesen, zu der die 4 Hauptmächte ihre Gesandten ernannten. Baden beschloß nun, auf diplomatisch-militairische Weise jeder (bei dem nahen Todesfalle des kranken Großherzogs, der keine männl. Nachkommenschaft hatte, wahrscheinlichen) vorläufigen militairischen Besetzung seiner von Baiern in Anspruch genommen Provinzen zuvorzukommen, und bot seine Linientruppen und die Landwehr auf, zusammen 30.000 M., welche die Grenzen besetzten. Bald darauf starb (8. Dec. 1818) der Großherzog, sein Oheim Ludwig folgte ihm, und d. 10. Juli 1819 ward zu Frankfurt im Namen der 4 großen Mächte ein Vertrag mit Baden geschlossen, nach welchem Baden die seit 1814 von Oestreich sequestrirte Herrschaft Hohen-Geroldseck ($2^1/_2$ QM., mit 4500 Einw) in der Ortenau, welche dem Fürsten v. d. Leyen

als badischem Standesherrn (ehemals als Souverain) gehört, erhielt, dagegen einen verhältnißmäßigen Theil des Amtes Werthheim an Oestreich abtrat; alle fremde Ansprüche auf die Pfalz und den Breisgau sollten abgethan, das Großherzogthum demnach überhaupt in seiner Integrität garantirt und die Succession der Grafen v. Hochberg von den großen Mächten anerkannt seyn. Jene Abtretung von Hohen-Geroldseck an Baden erfolgte d. 4. Oct.; dafür trat Baden den 27. Oct. das Amt Steinfeld (5800 Ew.) an Oestreich, dieses aber dasselbe an Baiern ab. Baiern erhielt überdieß eine Militairstraße, um mit seinen überrheinischen Provinzen in Verbindung zu bleiben, und von Oestreich eine ewige Rente von jährl. 100.000 Fldn. Nach des Königs Max. von Baiern Tode aber wurden von Baiern Schritte gethan, die sich auf alte Forderungen bezogen. Es verlangte nämlich für den von Baden an Frankreich 1801 abgetretenen Theil der Grafschaft Sponheim (jetzt größtentheils preuß.), auf welche Baiern kraft alter Verträge das Miteigenthum und Privatrecht der Erbfolge hatte, durch Landbesitz entschädigt zu werden, weil jenes Erbrecht 1803 auf die an Baden gekommene Länderentschädigung übertragen worden sey. Es erschienen hierüber mehre Streitschriften. Nach dem Tode des Großherzogs Ludwig (30. März 1830), dem der in einer Ehe zur linken Hand erzeugte Markgraf v. Baden (ehem. Reichsgraf v. Hochberg) Leopold, folgte, erneuerte Baiern seine Ansprüche. Aber die badische Volkskammer von 1831 erklärte sich unbedingt und einstimmig gegen jede Abtretung, gestützt auf das constitutionnelle Recht, wonach kein Volk als Sache der Gegenstand einer Vererbung seyn könne, deren Fall überdieß vor dem Aussterben des Fürstenstammes noch nicht eintrete, gestützt auf die in den Verfassungen beider Länder ausgesprochene Integrität, auf die Unberührtheit Badens von den Ansprüchen, welche Baiern nach dem rieder Vertrag an Oestreich hatte, und endlich auf die gegebene Garantie in neuern Staatsverträgen, welche die frühern Bedingungen aufhoben.

Territorialsystem der Kirche, s. Kirche.

Terrorismus, Schreckenssystem, hieß das im Lauf der franz. Revolution von Marat und Robespierre (vrgl. d.) in Ausübung gebrachte tyrannische System, wodurch jeder einzelne Staatsbürger in der beständigen Furcht erhalten wurde, unter dem Vorwande zum Besten des Staats, in jedem Augenblicke Vermögen, Freiheit und Leben zu verlieren. Die Ausüber dieses empörenden Systems, das bis 1794 den 27. Juli, wo Robespierre gestürzt und hingerichtet wurde, wüthete, und an dessen Stelle erst von da an das System des Moderatismus eintrat, hießen **Terroristen**. (Vrgl. Revolutionstribunal und Wohlfahrtsausschuß.)

Tertiarier, s. Orden (geistliche).

Tertie. 1) Der 60. Theil einer Secunde. 2) Auch ein musikalisches Intervall oder der dritte Ton von einem angenommenen Grundton aufwärts gerechnet. Sie ist groß, wenn sie aus 2 großen Tonstufen besteht, z. B. c-e; klein, wenn sie aus einer großen und einer kleinen Tonstufe besteht, z. B. c-es; übermäßig, wenn sie 2 große und eine kleine Stufe enthält, z. B. c-eis; vermindert, wenn sie 2 kleine Tonstufen umfaßt, z. B. c-eses. Vorzugsweise nennt man die Terz den dritten Ton in der diatonischen Tonleiter; sie ist consonirend.

Tertullianus (Quintus Septimius Florens), einer der größten

Digitized by Google

und scharfsinnigsten christlichen Gelehrten seiner Zeit, geb. zu Carthago ums J. 160, Sohn eines Hauptmanns, ward im Heidenthum erzogen. Anfangs widmete er sich der Jurisprudenz, erwarb aber auch mannigfaltige und große Kenntnisse in der Philosophie und in den schönen Wissenschaften, sowohl griechischen als lateinischen. Wann und auf welche Veranlassung er Christ geworden, ist unbekannt. So weiß man auch nicht, ob er vor oder nach der Taufe geheirathet habe. Seine Tugenden, verbunden mit seiner Gelehrsamkeit, erhoben ihn zum Aeltesten an der Kirche zu Carthago. Als solcher ward er einer der wichtigsten Vertheidiger des Christenthums. Ums J. 198, als die Verfolgung unter dem Kaiser Severus in Afrika wüthete, schrieb er die mit Recht zu allen Zeiten bewunderte Schutzschrift für die Christen (deutsch herausgeg. v. Kleuker), an die Vorsteher des römischen Reichs gerichtet. Ums J. 205 trennte er sich von der kathol. Kirche; nach Hieronymus hat ihn der Neid und verächtliche Begegnung der Geistlichkeit in Rom zum Abfalle bewogen. Stolberg meint: sein nicht zu verkennender phantastischer Geistesschwung ließ sich anreizen durch die Träume der falschen Prophetinnen des Montanus, dessen strenge Sittenlehre in ihm entsprechende Gesinnung fand. Vor seinem Tode trennte er sich von Montan's Anhängern und ward Stifter einer eignen Sekte — der Tertullianisten — die ihre Versammlungen zu Carthago hielt und nach beinahe 2 Jahrh. vom h. Augustin in den Schoß der kathol. Kirche zurückgeführt wurde. Tertullian starb in hohem Alter ums J. 220, ob wieder ausgesöhnt mit der Kirche, ist ungewiß. Seine Schriften, polemischen, apologetischen und disciplinarischen Inhalts, sind für die Kirchengeschichte von großer Wichtigkeit. Am vorzüglichsten ist seine Apologie, die mit vielem Geiste, Ernst und Stärke der Beredtsamkeit, welche aus allen seinen Schriften hervorleuchtet, geschrieben ist. Sein Styl ist etwas hart und dunkel. Ausgaben besitzen wir von B. Rhenanus (1521), N. Rigaltius (Paris 1675) und J. Sal. Semler (Halle 1770, 6 Bde.). Ein anderer Tertullianus litt im J. 360 den Märtyrertod.

Terzett (italien. terzetto), ein Singstück mit 3 Hauptstimmen und Begleitung; zuweilen wird auch so auch ein dreistimmiger Vocalsatz ohne Begleitung genannt. In beiden Fällen tritt der dreistimmige Satz (s. d.) nur mehr oder weniger hervor. Das Terzett kann übrigens für 3 gleiche oder für verschiedene Stimmen geschrieben seyn. Das vollkommenste Verhältniß ist, wenn es für Sopran, Tenor und Baß gesetzt worden, weil diese Stimmen in gleichen Verhältnissen von einander abstehen. Instrumentalstücke für 3 Stimmen nennt man gewöhnlicher Trios.

Teschen, Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, in östreich. Schlesien, liegt am Fuße der Karpathen in einer reizenden Gegend am Flusse Elsa, hat viele schöne und große Häuser, ein schönes Rathhaus, 5400 Einw., ein evangel. Gymnasium, schönes Nonnenkloster, Hospitäler, ein altes fürstliches Schloß, bedeutenden Tuchhandel, eine berühmte Gewehrfabrik, starker Waarendurchgang. — Das Fürstenthum (44 QM.) gehörte dem sächs. Prinzen Albert, Vatersbruder des jetzigen Königs Anton von Sachsen. Er erhielt dasselbe als Mitgabe seiner Gemahlin, der Erzherzogin Marie Christine, Tochter Franz I., die er 1766 heirathete — und nannte sich Herzog von Sachsen-Teschen. Nach seinem 1822 im 84. Lebensjahre erfolgten Tode kamen seine Kunstsammlungen und das Fürstenthum Teschen an den Erzherzog Karl, Oheim des jetzigen Kaisers Ferdinand.

Digitized by Google

Teschner Friede, geschlossen am 13. Mai 1779. Am 30. Dec. 1777 starb Maximilian Joseph, Kurfürst von Baiern, ohne Erben seiner Linie zu hinterlassen. Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, war sein nächster Agnat, weil 1329, wo sich der Wittelsbach'sche Stamm in Ludwig von Baiern und Rudolf von der Pfalz geschieden hatte, beide Häuser zu Pavia den Vertrag geschlossen hatten, daß ihre Besitzungen untheilbar seyn und nach dem Aussterben eines Zweigs ganz an den andern fallen sollten, was später mehrmals von dem Kaiser anerkannt und bestätigt worden war. Oestreich machte indessen auf fast die Hälfte der Erbschaft, u. d. T. von böhmischen, östreichischen und Reichslehn, Anspruch und hoffte dieß, da es mit Frankreich im Bündniß, **Friedrich** II. (s. d.), König von Preußen, alt, Rußland aber mit den Türken beschäftigt war, durchzusetzen. Wirklich besetzte Oestreich die in Anspruch genommenen Districte, und am 3. Jan. 1778 schloß es mit dem neuen Kurfürsten, Karl Theodor, der ohne legale Kinder war und für dessen natürlichen Sohn der Kaiser glänzend zu sorgen versprach, einen Vertrag, indem Karl Theodor sämmtliche Ansprüche Oestreichs anerkannte. Friedrich II. wollte indeß diese Vergrößerung Oestreichs nicht dulden; er bewog Rußland, sich den Ansprüchen des Kaisers zu widersetzen, und dem Herzog von Zweibrücken, Karl Theodors Erben, eine Protestation gegen diese Abtretungsurkunde einzureichen, zog Sachsen, das 47 Mill. Fl. als Allodialerbschaft forderte, in sein Interesse, und da kein Theil nachgeben wollte, brach endlich Oestreich die Unterhandlungen ab, und die Preußen rückten den 5. Juli 1778 über Nachod in Böhmen ein. **Joseph** II. (s. d.), der in diesem Kriege Lorbern brechen wollte, stand in einer durch die Natur schon festen, durch Schanzen und Ueberschwemmungen fast unnehmbar gemachten Stellung mit 100.000 Mann bei Königgrätz, Feldmarschall Laudon mit 50.000 an der sächsischen Grenze. Ersterem rückte Friedrich entgegen, ohne jedoch einen Angriff zu wagen, Letztern drängte Prinz Heinrich mit einem preußisch-sächsischen Heere bis hinter die Isar bei Münchengrätz zurück, wo sich Laudon mit der Hauptarmee in Verbindung setzte und eine feste Stellung nahm, aus der er sich selbst durch die Detachirung des Generals Platen in seinem Rücken nicht locken ließ. Beide Parteien unternahmen keinen wichtigen Schritt, vielmehr zogen sich die Preußen im September nach Schlesien und Sachsen zurück. Der Grund hiervon war, daß Friedrich, wie Maria Theresia, sehnlich den Frieden wünschten. Letztere knüpfte zu Jaromirz Unterhandlungen an, obschon sich diese durch das Entgegenwirken Josephs II., der durchaus Krieg wollte und, um Friedrich II. zu Fortsetzung der Feindseligkeiten zu bewegen, am 28. Febr. noch Neustadt mit 10.000 Mann angreifen ließ, sowie des Fürsten Kaunitz, der mindestens möglichst gute Bedingungen zu erlangen wünschte, nochmals zerschlugen, so ruhete die Kaiserin nicht eher, als bis den 7. März 1779 ein Waffenstillstand, am 13. Mai dess. Jahres der Friede von Teschen zu Stande kam. Oestreich entsagte in demselben der baierischen Erbschaft mit Ausnahme des Innviertels und Braunaus, die es erhielt; Preußen bekam die Versicherung, daß Oestreich seine Erbfolge in Anspach und Baireuth nicht hindern wolle, und Sachsen erhielt für seine Allodialerbschaft 6 Mill. Thlr. und die Hoheit über die Schönburgischen Herrschaften, die früher der Krone Böhmen zugestanden hatte. Mecklenburg endlich, wegen seines Anspruchs auf die Grafschaft Leuchtenberg, das jus de non appellando; Rußland aber garantirte den Frieden.

Digitized by Google

Tessin (Tessino, Ticino) oder die welsche Schweiz, 53½ QM. großer Canton Helvetiens, eine zwischen Italien und den Cantonen Wallis, Uri und Graubündten am südlichen Abhange der großen Alpenkette gelegene schöne Landschaft, aus einigen 20 Thälern bestehend, wird in 8 Bezirks eingetheilt und enthält gegen 95.000 Einw., welche die lombardische Mundart reden, sich zum Katholicismus bekennen und in geistlicher Hinsicht zum Sprengel des Erzbischofs von Mailand und des Bischofs von Como gehören. Kein Theil der Schweiz kann sich an Fruchtbarkeit und Milde des Klimas mit diesem messen; aber die Einwohner leben wegen ihrer Unwissenheit und Trägheit größtentheils kümmerlich. Das Land ist reich an schönen Wäldern (die Kastanien machen die Hauptnahrung der Tessiner aus) und an allen Getreide- und Obstarten. Der südliche Abhang der Alpen ist sehr steil und furchtbaren Gewitterregen ausgesetzt. Die Gewässer richten daher oft große Verwüstungen an. Dieß Land, von den Eidgenossen im 15.—16. Jahrh. erobert, wurde bis 1798 von den 12 alten Cantonen gemeinschaftlich regiert; seitdem bildet es einen eignen Canton. Die Verfassung ist aristo-demokratisch. Die gesetzgebende Gewalt besitzt ein aus 76 Deputirten gebildeter großer Rath, und die vollziehende übt ein aus 11 Gliedern des großen Raths bestehender Staatsrath aus. Zwei vom großen Rathe aus dem Staatsrathe gewählten Landammans führen jährlich abwechselnd in beiden Räthen den Vorsitz. Die Gerechtigkeit verwalten die Bezirks- und Friedensgerichte, von denen die Appellation an das Obergericht geht. Die Einkünfte betragen 430.000 schw. Fr., das Bundescontingent 1804 Mann, und zahlt 18.040 Fr. an den Bund. Die Hauptstadt ist Bellenz, eine hübsche Stadt am Zusammenfluß des Tessin und der Muesa und an der Handelsstraße über den Gotthard, mit 1400 Einw., 3 festen Schlössern, Gymnasium, beträchtlichem Speditionshandel. — Lugano, Stadt von 4000 Einw., am herrlichen luganer See unbeschreiblich reizend sich ausbreitend, mit verschiedenen Fabriken, ansehnlichem Handel und beträchtlichem Fischfang, besonders Forellen. — Locarno, am Einfluß des Tessin in den Lago maggiore, 1000 Ew., literar. Verein. Beim Dorf Ariolo am St.-Gotthard ist ein trefflicher Gesundbrunnen; und beim Dorfe Monbio brach nach einer Erschütterung am 25. Febr. 1819 ein neuer Vulkan aus, der Flammen und Steinstücke auswarf.

Tessin (Karl Gustav, Graf von), einer der edelsten schwed. Männer, geb. 1694, stammte von einer berühmten Familie, ward 1724 Gesandter zu Wien, 1733 zu Paris und an andern Höfen, weßhalb er 1738 die Würde eines Reichstagsmarschalls erhielt. Auf die Erhebung des Hauses Gottorp auf den schwed. Thron hatte er großen Einfluß und setzte sich Dänemark kräftig entgegen, welches seinem Kronprinzen gern dieses Königreich verschafft hätte. Auch brachte er die Vermählung des jungen Thronfolgers mit der preuß. Prinzessin Ulrike glücklich zu Stande, und derselbe ernannte ihn zum Erzieher des Kronprinzen, nachmaligen Königs Gustav III. Kurz zuvor war er Präsident der Reichskanzlei geworden. Er legte indeß seine Stelle 1754 nieder, zog sich in die Stille des Privatlebens zurück und starb auf seinem Landgute Arclero 1770. Er war ein ganz vorzüglicher Redner. Man hat von ihm: „Briefe an einen jungen Prinzen von einem alten Manne", a. d. Schwed. übersetzt (2 Thl., Leipzig 1758).

Digitized by Google

Testacte, oder der Wortbedeutung nach Probierſteinacte. Als Karl II. 1660 wieder auf den Thron Englands kam, ſuchte er die Katholiken, zu deren Glauben er ſich im Geheim bekannte, von dem religiöſen und politiſchen Drucke zu befreien. So ſchön und menſchlich ſeine Abſicht, ſo unklug war ſie aber auch für die damalige Zeit. Das Parlament widerſetzte ſich ſeinen Planen; es führte einen Eid ein, nach welchem alle königliche Civil- und Militairbeamte (Officers) in England, Wales, Berwick, Jerſey und Guernſey und in der Marine binnen 6 Monaten nach ihrer Anſtellung den Eid und die Erklärung gegen die Transſubſtantiation ablegen, und das Abendmahl nach dem Ritus der engliſchen Kirche empfangen ſollten, bei Strafe der Unfähigkeit zum Dienſt und einer Geldbuße von 500 Pfund. Die Parlamentsacte nannte man Testacte, weil ſie geeignet war, die geheimen Katholiken zu erkennen. Vergebens ſuchte Jakob II. die Teſtacte wieder aufzuheben; ſein Beſtreben, den Katholiken Religionsfreiheit zu verſchaffen, koſtete ihm den Thron. Die Teſtacte blieb in England bis 1828 in Kraft, und die Katholiken (deren es in England ſelbſt über 120.000 gibt) waren durch ſie von mehren öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen. 1817 hob eine Parlamentsacte den Teſt- und den Supremateid für die bei der Land- und Seemacht anzuſtellenden kathol. Offiziere auf, und im Mai 1828, unter der Miniſterialverwaltung des Herzogs von Wellington, wurde dieſe Acte durch einen vom Könige genehmigten Parlamentsbeſchluß ganz aufgehoben.

Teſtament, Altes und Neues. Die Gewohnheit, die hebräiſchen und chriſtlichen Religionsurkunden die Bücher des Alten und Neuen Teſtaments zu nennen, iſt hauptſächlich durch den Sprachgebrauch einer alten lat. Ueberſetzung dieſer Urkunden (der ſogen. versio vulgata) veranlaßt worden. Das lat. Wort. testamentum ſollte einem griechiſchen, ſowohl in der alexandriniſchen Ueberſetzung der hebr. Religionsurkunden als in den chriſtl. Religionsſchriften öfters vorkommenden Ausdrucke, der eigentlich ein Bündniß, einen Vertrag, dann auch ein Verſprechen bedeutet (ſ. z. B. die alexandriniſche Ueberſetzung zum 1. Buch Moſis 21, 27, Pſalm 74, 20), entſprechen. Durch eine beſondere wohlthätige und weiſe erziehende Anſtalt Gottes wurden ſchon im patriarchaliſchen Zeitalter die Offenbarungen und göttlichen Belehrungen, welche die Hebräer empfingen, an die erhabene Idee eines Bundes geknüpft, welchen Gott mit den frommen Patriarchen, dann auch mit dem ganzen Volke errichtete. Vgl. das 1. Buch Moſis 15, 4, 13 fg., wo Gott die dem Abraham gegebene Verheißung der Geburt des Iſaak und des Beſitzes von Paläſtina durch einen feierlichen Vertrag beſtätigt. Mit dieſen frühern Verheißungen, welche die Patriarchen ſowohl für ſich als für ihre Nachkommenſchaft von Gott empfangen hatten, ſtand die Geſetzgebung auf Sinai und die darauf beruhende moſaiſche Religionslehre und Religionsverfaſſung in genauem Zuſammenhange. Auch dieſe wird daher, dem göttlichen Willen gemäß, ausdrücklich als ein Bündniß zwiſchen Gott und der hebr. Nation dargeſtellt; ein Bündniß, welches die Hebräer heilig verpflichtete, den Jehovah als den einen wahren Gott allein anzubeten, und ſeine Gebote treu zu erfüllen, indem ihnen von Gott zugleich die Verheißung zu Theil ward, daß er ſie, wenn ſie ihm treu und gehorſam bleiben würden, als ſein auserwähltes Volk lieben und begnadigen wolle. Vgl. das 2. Buch Moſis, Cap. 24, Jeremias 31, 22. Bei der genauen Verbindung zwiſchen der moſaiſchen Religionsanſtalt

Digitized by Google

und der höhern, vollkommenern christlichen Offenbarung, welcher die mosaische, dem Plane der göttlichen Weltregierung gemäß, zur Grundlage und Vorbereitung dienen sollte, kann es uns nicht befremden, daß auch Jesus und die Apostel die neue Religionsanstalt ein neues und vollkommneres Bündniß nannten, durch die Vermittelung Jesu Christi zwischen Gott und dem gesammten menschlichen Geschlechte (ohne Unterschied der Nation) errichtet. Die große und heilige Idee eines solchen Bundes steht in der genauesten Beziehung auf den ganzen eigenthümlichen Geist und Charakter, den das Christenthum als eine positive, geoffenbarte Religionslehre behauptet. Indem Gott durch Christum allen Menschen, die sich zu einem festen, lebendigen, durch die Liebe thätigen Glauben an Jesum entschließen, die Sündenvergebung und ewige Seligkeit verkündigt, werden die Menschen durch Christum zur Erfüllung jener Bedingungen heilig verpflichtet. In diesem Sinne ist in den christlichen Religionsschriften an mehren Orten von einem alten und neuen, einem ersten und zweiten Bunde die Rede. Vgl. das Evangl. Matth. 26, 28, Marci 14, 24, Hebr. 8, 8. 9. 15, Galater 4, 24. Auch die Urkunden der ältern mosaischen Religion selbst werden der alte Bund genannt, 2. Korinther 3, 14. Es erklärt sich daher aus dem biblischen Sprachgebrauch hinreichend, warum schon die älteste christliche Kirche, nachdem die christlichen Religionsurkunden abgefaßt worden waren, diese Schriften die Bücher des neuen Bundes zu nennen pflegte. Diesen griech. Ausdruck, der ein Bündniß oder ein Versprechen bedeutet, gibt die lateinische u. d. N. Vulgata bekannte Uebersetzung der Bibel an mehren Stellen durch testamentum, z. B. im 1. Buch Mosis 9, 9. 12; 13, 15. So entstand schon frühzeitig der kirchliche Ausdruck: Bücher des alten und neuen Testaments, gleichbedeutend mit der Benennung: Bücher des alten und neuen Bundes (vgl. z. B. die Schriften des alten lat. Kirchenlehrers Tertullian gegen den Marcion, B. 4, Cap. 1, und gegen den Praxeas, C. 15, C. 20), und man darf, wenn man diese Formel ganz richtig im biblischen und kirchlichen Sinne erklären will, nicht an ein Testament in unserer gerichtlichen Bedeutung denken, sondern einzig an den Begriff eines Bündnisses und einer Verheißung.

Testamente (ultima voluntas, letzter Wille). Es ist dem natürlichen Rechtssinne zuwider, wenigstens fremd, daß ein Mensch noch über sein Leben hinaus Etwas verfügen oder bestimmen soll, wie es mit dem Seinigen alsdann, wenn er selbst keinen Antheil mehr daran nehmen kann, gehalten werden soll. Daher finden wir, daß die Völker in ihrer Jugendzeit mit einiger Scheu an die Testamente gehen, sie nicht nur in Beziehung auf das Recht, über seinen Nachlaß zu verfügen, einschränken, sondern auch mit Förmlichkeiten erschweren, welche darauf hindeuten, daß eine solche Verfügung nur mit Bewilligung der Volksgemeinde und unter ihrer Autorität gültig getroffen werden kann. So wurde in Rom dieß Recht in den XII Tafeln erweitert und jedem Hausvater eingeräumt (Pater familias uti legassit super pecunia tutelave rei suae, ita jus esto); aber die älteste Form der Testamente war, seinen Willen entweder in der berufenen Volksversammlung (calatis comitiis) oder in der Zusammenkunft der zum Krieg Ausziehenden (in procinctu) zu erklären. So räumte man das Recht der Verfügung unter den Germanen nur dem freien und noch körperlich kräftigen Manne ein (welcher ungehabt und ungestabt erscheinen konnte), und nur in der Gemeinde-

Digitized by Google

versammlung konnte es ausgeübt werden. Es sind auch stets Beschränkungen dieses Rechts, außer denen, welche sich aus der Unfähigkeit überhaupt, einen gültigen Willensact vorzunehmen, hervorthun, stehen geblieben; so waren in Rom die Fremden unfähig zu testiren (was sich auch bis zur Revolution in Frankreich vermöge des droit d'aubaine erhielt), so waren in Deutschland die Unfreien davon ausgeschlossen, und man gestattete auch den Freien keine Verfügung über Stammgüter. Diese Beschränkungen sind in der neuern Zeit immer mehr verschwunden; nur zum Vortheil der Kinder und Nachkommen und der Eltern, Großeltern u. s. w. bestehen sie so, daß nicht das Ganze ihnen entzogen werden kann. Wer mündig, d. i. 14 Jahr alt, seines Verstandes mächtig, kein gerichtlich erklärter Verschwender, und seinen Willen bestimmt zu erklären im Stande ist, kann der Regel nach Testamente machen. Es versteht sich von selbst, daß über solche Vermögensstücke, woran der Besitzer kein volles Eigenthum hat, z. B. Lehen, Fideicommißgüter, keine Verfügung gilt. — In dem römischen Rechte gehörte die Lehre von den Testamenten, den Erbeinsetzungen, den Vermächtnissen oder Legaten zu dem Kreise derer, welche man Fundamentalinstitutionen der ganzen Rechtsverfassung nennen könnte. Sie hing mit den ältesten Grundlagen des Volkslebens auf das genaueste zusammen: mit ihrer Religion durch die sacra privata, mit dem alten Rechte der Geschlechter, mit den Ansichten vom strengen Bürgergute (dominium ex jure Quiritum) und von dem bloßen Besitzthum (quod in bonis est), mit dem Sklavenwesen und dem öffentlichen Rechte. Daher greift diese Lehre auch in das ganze System so tief ein und wird von so manchen Eigenthümlichkeiten beherrscht, z. B. daß ein Testament stets den ganzen Nachlaß umfassen muß (nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest), was auch in den neuern Legislationen aufgehoben worden ist (preuß. „Allgem. Landr.", I, XII, 256; östreich. „Bürg. Gesetzb.", I, 556, und das königl. sächs. Gesetz über die Allodial-Erbfolge vom 31. Jan. 1829). Im Uebrigen aber ist, aller dieser Eigenthümlichkeiten und Schwierigkeiten ungeachtet, das römische Recht doch gemeines Recht im neuern Europa geworden und hat selbst nach England seinen Weg gefunden (indem dort die Testamentssachen den geistlichen Gerichten gehörten), wo es mit einigen Abweichungen, z. B. über die Form der Testamente, noch gilt. Auch in Deutschland ist das römische Recht, wo es nicht durch Ortsstatuten und Landesgesetze abgeändert ist, noch als gemeines Recht, und zwar mit allen seinen eigenthümlichen Bestimmungen. Nur sind in Deutschland durch eine Constitution Kaiser Friedrichs II. alle Fremde testaments- und successionsfähig. (S. Aubaine, droit d'.) Die wichtigsten Züge dieser so weit umfassenden Lehre sind folgende: Die Form der römischen Testamente trägt noch die Zeichen ihres vorerwähnten Ursprungs. Es liegt dabei die feierliche und öffentliche Uebertragung des gesammten Vermögens zum Grunde, wodurch ein Anderer als Erbe in alle übertragbare Rechte und Pflichten des Testators eintreten soll. Dieß mußte vor 7 ausdrücklich erbetenen Zeugen (Männern, zeugschaftsfähigen römischen Bürgern) in einer ununterbrochenen Handlung geschehen. Fünf waren eigentliche Zeugen, der 6., libripens, führte ursprünglich eine Wage, zum Zuwiegen an den Erben, der als Käufer angesehen wurde, den 7., antestatus, hält Hugo für einen Vormann (Aufrufer) der Zeugen. Vor ihnen erklärt der Testator seinen Willen entweder bloß mündlich (testam.

Digitized by Google

nuncupativum) oder indem er ihnen eine selbst geschriebene oder von ihm doch unterschriebene Schrift vorzeigt und für sein Testament erklärt, welche dann auch von allen Zeugen unterschrieben und besiegelt werden muß (testam. scriptum). Bei dem Testament eines Blinden muß ein achter Zeuge, und ebenso bei Einem, der nicht schreiben kann, doch nur bei dem schriftlichen Testamente, zugezogen werden. Dieß gehört zu den äußern Förmlichkeiten, deren Mangel ein Testament ungesetzlich (injustum) macht, sodaß es alle seine Wirkungen verliert. Zu den innern Förmlichkeiten hingegen gehört überhaupt die Einsetzung eines Erben, und insbesondere, wenn der Testator Kinder oder Enkel, und in Ermangelung derselben Ascendenten hat, die ausdrückliche rechtmäßige Enterbung oder Einsetzung derselben. Die gänzliche Uebergehung oder gesetzwidrige Enterbung eines solchen Notherben macht das Testament nichtig (testam. nullum), sowie die spätere Geburt eines Notherben einer Zurücknahme des Testaments gleichsteht (testam. raptum). Ein Testament, worin ein Pflichttheilsberechtigter übergangen wird (außer Kindern und Eltern gehören auch Geschwister hierher), ist ein unbilliges (inofficiosum), und es kann gegen dasselbe der Pflichttheil gefordert werden. Auch indem der Testator das Recht des Testirens verliert, wird dasselbe kraftlos (irritum), sowie wenn der eingesetzte Erbe aus irgend einer Ursache wegfällt, und keiner an seine Stelle tritt (testam. destitutum). Von den äußern Förmlichkeiten waren schon früher manche in besondern Fällen nachgelassen (testamenta privilegiata), vor allen die Testamente der Soldaten, welche fast ganz davon, sowie selbst in Ansehung der innern, entbunden waren; Testamente auf dem Lande, die nur 5 Zeugen erfordern; Testamente zur Zeit einer ansteckenden, gefährlichen Krankheit, wobei es auf eine Unterbrechung der Handlung nicht ankommt; Testamente eines Reisenden. Auch wenn Eltern ihr Vermögen nur ihren Kindern vermachen, bedürfen sie keiner andern Solennität, als daß sie die Verordnung eigenhändig schreiben, besonders auch die Namen der Kinder und das Datum ausdrücken. Dieß waren Privattestamente. Zur Zeit der Kaiser, in deren Person sich alle Autorität des Staats vereinte, bedurfte ein Testament keiner andern äußern Form, als daß es persönlich dem Fürsten übergeben wurde, und ebenso galt als öffentliches Testament das, welches persönlich dem Gerichtsbeamten übergeben und in die öffentlichen Bücher eingetragen wurde. — An diesen Formen hat die neuere Gesetzgebung Vieles geändert, obgleich sie in den meisten deutschen Ländern noch immer beobachtet werden müssen. Erstlich zogen die geistlichen Gerichte im Mittelalter die Testamente fast allenthalben an sich, wie denn noch jetzt in England die Testamentssachen ausschließlich an die bischöfl. Gerichte gehören, indem man behauptete, daß das Testament überhaupt den Zustand nach dem Tode betreffe, also in den Bereich der Kirche gehöre, und daß auch ein Jeder zum Heil seiner Seele irgend ein Vermächtniß zu frommen Zwecken zu machen schuldig sey. Sodann suchte man die Förmlichkeiten der Testamente zu erleichtern, indem man es für hinreichend erklärte, wenn sie vor dem Pfarrer und 2 Zeugen aufgenommen würden, und Vermächtnisse zum Vortheil der Kirche wurden von allen Feierlichkeiten befreit. Zwar gilt jene Testamentserrichtung vor dem Pfarrer in Deutschland nicht mehr als gemeines Recht, allein sie ist in vielen Orten besonders beibehalten worden. Auch sind die römischen Vorschriften über die gerichtlichen Testamente nach den deutschen

Digitized by Google

Verhältnissen modificirt worden. In Sachsen gilt ein Testament als gerichtliches, welches entweder an Gerichtsstelle vor dem Richter (Justizbeamten oder Gerichtshalter) und dem Actuar, oder außerhalb der Gerichtsstelle vor dem Richter, dem Actuar und einem Gerichtsbeisitzer (Schöppen) errichtet oder übergeben ist. Die Anwesenheit des Richters kann durch einen zweiten Schöppen ersetzt werden. In andern Ländern kann ein gerichtliches Testament vor dem Stadtschreiber und einem Rathsherrn errichtet werden. In Preußen kennt man nur gerichtliche, indem der Testator entweder an Gerichtsstelle erscheint und da sein Testament schriftlich (wenn er will, auch versiegelt) übergibt oder zu Protokoll erklärt oder zu dem Ende eine Deputation des Gerichts in seine Wohnung erbittet. In Oestreich gelten sowohl gerichtliche als außergerichtliche Testamente. Bei den erstern müssen wenigstens 2 vereidete Gerichtspersonen zugegen seyn, und wenn der Testator seinen letzten Willen schriftlich übergibt, muß die Schrift von ihm eigenhändig unterzeichnet seyn, Außerdem ist ein letzter Wille gültig, wenn er entweder a) von dem Erblasser ganz eigenhändig geschrieben und mit seinem Namen unterschrieben, oder b) zwar von einer andern Hand geschrieben, aber unterschrieben und vor 3 Zeugen anerkannt, oder c) vor 3 Zeugen vorgelesen, oder d) nur mündlich erklärt wird. Diese letzten Formen werden dereinst, wenn im Laufe der Zeiten die Betrügereien häufiger werden, wahrscheinlich geändert werden müssen, da es auf diese Weise gar zu leicht ist, Testamente unterzuschieben. Daher gelten in Frankreich nur 2 Formen des Testaments, die schriftliche, wenn der Testator seine Disposition ganz eigenhändig schreibt, unterschreibt und das Datum beisetzt (testament holographe), und die öffentliche, wenn er es vor 2 Notarien und 2 Zeugen, oder vor einem Notar und 4 Zeugen mündlich erklärt und unterschreibt; kann er nicht schreiben, so muß dieß bemerkt werden. Er kann auch dem Notar einen schriftlichen versiegelten Aufsatz übergeben (testam. mystique), dann müssen aber 6 Zeugen zu dieser Erklärung zugezogen werden. In England gelten zwar auch mündliche Testamente, doch nur über bewegliches Vermögen, vor 4 Zeugen; sie sind aber in verschiedener Beziehung so beschränkt, müssen z. B. binnen den ersten 6 Tagen nach der Errichtung niedergeschrieben werden, sodaß sie selten vorkommen. Schriftliche Testamente müssen vom Testator geschrieben und mit seinem Namen (wenn auch etwa nur im Eingange) bezeichnet seyn. Betreffen sie Grundeigenthum, so müssen auch hier 3 Zeugen beigezogen werden. — Bei dieser großen Verschiedenheit der Formen in den verschiedenen Ländern kann es von großer Wichtigkeit werden, nach welchen Gesetzen die Gültigkeit eines Testaments zu beurtheilen ist. In der Regel wird man dabei auf die Gesetze der Heimath sehen müssen, sodaß der Preuße und der Franzose auch im Auslande nur auf die in ihrem Lande vorgeschriebene Weise ein Testament errichten können, und das z. B. im Preußischen errichtete Testament eines Oestreichers auch dann gültig ist, wenn es nur mit den in den östreich. Gesetzen vorgeschriebenen Formen versehen ist. Aber in Ansehung der Form der gerichtlichen Verhandlung (öffentlichen Beglaubigung) müssen die Gesetze des Orts entscheiden; z. B. ein Franzose kann im Auslande statt der Notarien sich an die Gerichte wenden, und wenn der Preuße in Frankreich testiren will, würde er sich der Notarienbedienen müssen, indem dieß dort die einzigen Gerichtspersonen für die sogen. freiwillige Gerichts-

Digitized by Google

barkeit sind. — Das Testament ist nach röm. Rechte stets widerruflich, und es kann sich Niemand dieses Rechts der Abänderung auf eine gültige Weise begeben. Die Römer kannten auch keine Erbverträge, d. h. verbindliche Versprechen, Jemandem das Seinige als Erben zu hinterlassen. Dieß ist in Deutschland anders geworden, indem hier ein unwiderrufliches Erbrecht durch Vertrag erworben werden kann und häufig gegenseitig, z. B. durch Ehepacten, erworben wird. Wo dieses nicht vorhanden ist, kann der Testator immer sein Testament abändern, indem er das gerichtlich niedergelegte Testament zurücknimmt, daß außergerichtliche durchstreicht, zerreißt oder ein andres errichtet. Auch hier sind aber die Gesetzgebungen sehr verschieden. Nach gemeinem Recht wird die bloße Abforderung des Testaments aus der gerichtlichen Verwahrung nicht als eine Aufhebung des Testaments angesehen, wenn nicht die Absicht, es zu entkräften, klar ist, z. B. die Siegel abgerissen werden. So auch in Sachsen. In Preußen hingegen verliert ein aus der gerichtlichen Verwahrung zurückgefordertes Testament seine ganze Wirksamkeit. Ein neues Testament geht dem ältern vor; aber wenn sich mehre Testamente finden, ohne daß ausgemacht werden kann, welches das neuere sey, so gelten beide, und wenn das neuere vom Anfang ungültig war, so bleibt das ältere bei Kräften. Durch bloße mündliche Erklärungen läßt sich kein förmlich errichtetes Testament widerrufen; das römische Recht enthält jedoch die besondere Bestimmung, daß, wenn ein Testament 10 Jahr alt ist (wo es nach dem ältern Rechte von selbst ungültig wurde), es durch eine Erklärung vor 3 Zeugen zurückgenommen werden kann. Die neuern Legislationen fordern zu einer solchen bloß mündlichen Zurücknahme, womit keine factische Vernichtung, wie Zerreißen, Durchstreichen u. s. w., verknüpft ist, die nämlichen Formalitäten wie bei Errichtung eines neues Testaments; in Frankreich sowohl durch eine eigenhändige schriftliche Erklärung als durch eine mündliche vor einem Notar und 2 Zeugen. — Von dem Testament, welches eine Erbeinsetzung enthält, ist das Codicill, welches nur Vermächtnisse (Legate) enthalten kann, unterschieden; daher ist es gewöhnlich, den Testamenten die Clausel anzuhängen, daß sie, wenn sie aus irgend einem Umstande nicht als Testamente wirken könnten, sie doch als Codicille angesehen werden sollten, clausula codicillaris. Diese kann nach gemeinem Recht in manchen Fällen von Nutzen seyn, besonders wenn die Erbeinsetzung fehlt oder nicht zu Recht besteht. Uebrigens ist es sehr streitig, welche Formalitäten das Codicill haben muß, daher am sichersten, nichts, was zur äußern Form des Testaments gehört, dabei zu verabsäumen. — Die Geschichte hat die Testamente berühmter Männer als urkundliche Denkmäler ihres Lebens aufbewahrt. Man findet 160 derselben, von Plato bis auf Cambacérès herab in G. Peignot's „Choix de testam. anciens et modernes" (Paris 1829, 2 Bde.).

Tetanus, Todtenkrampf, Steifsucht, Starrkrampf, die heftigste und schrecklichste Art des Krampfes, wo alle unter dem Haupte befindlichen Theile so steif werden, daß sie weder vor- noch rückwärts gebogen werden können. In engerer Bedeutung versteht man denjenigen Krampf darunter, welcher hauptsächlich in den untersten Muskeln des Kinnbackens seinen Sitz hat, wo dieser so heftig gegen den obern gezogen wird, daß man den Mund fast mit keiner Gewalt öffnen kann. Diesen nennt man auch Trismus, eine andere Art, wo Mund und Gesicht nach einer Seite hingezogen werden, den Hundskrampf, Spasmus cynicus.

Digitized by Google

Tethys (nicht zu verwechseln mit Thetis), des Uranus und der Gäa Tochter, die Gemahlin des Okeanos, und von ihm die Mutter von 3000 Töchtern, der Okeaniden. Sie war Amme der Juno; denn Thetys heißt ursprünglich Amme, Ernährerin, und Juno war die feuchte Atmosphäre.

Tetrachord, ein aus vier Saiten und Tönen bestehendes Instrument. Tetraoedios, der Name eines Tonstücks der alten Griechen, welches wahrscheinlich aus vier Strophen bestanden hat, die aus ebenso viel verschiedenen Tonarten gesungen worden sind.

Teufel, böse Geister, s. Dämonen, Asmodi, Besessene und Hexe.

Teufelsadvocat, s. Canonisation.

Teufelsbrücke, s. Uri.

Teufelsmauer, s. Pfahlgraben.

Teukros (Teucer), der älteste König von Troas, der mit seiner Tochter Batea dem Dardanos sein Reich hinterließ. Er wird vom Apollodor des Skamander und der Nymphe Idäa Sohn genannt. Homer gedenkt seiner nicht; desto öfterer die lateinischen Mythiker. Die ganze Sage entstand vielleicht von dem Elegiker Kallinos. — 2) Der Sohn des Telamon und der Hesione aus Salamis, nach Homer von einer Sklavin geboren, des Ajax Stiefbruder, ein ausnehmender Bogenschütze. Er erschoß den Aratoon und bei der Bestürmung der Verschanzungen, wo ihn Ajax, als Bogenschützen, mit seinem Schilde deckte, viele Trojaner. Indem er den Hektor erlegen wollte, traf er mit dem ersten Pfeile den Gorgythion, mit dem zweiten den Archeptolemos. Entrüstet hierüber, warf ihn Hektor mit einem Steine nieder. Er verwundete aber bald wieder den Glaukos und tödtete den Imbrios, Prothoon, Periphetes und Klitos. Bei einem zweiten Versuche, nach dem Hektor zu schießen, sprang ihm die Sehne. Als er aus Troja zurückkam, ließ ihn sein Vater nicht landen, entweder weil er den Tod des Ajax nicht gerochen hatte, oder dessen Gemahlin Terkmessa und ihren Sohn Eurysakes nicht zurückbrachte. Apollo verhieß ihm ein zweites Salamis. Er ging also zu dem Könige Belos in Sikyon, der ihm erlaubte, sich in Cypern anzubauen. Eine von vielen Tragikern und vielleicht auch andern Dichtern besungene Mythe. Justin läßt ihn nach einem zweiten Versuche, die Insel Salamis zu erobern, sogar Carthagena in Spanien anlegen.

Teutoburger Wald, eine Bergkette in Westfalen, beginnt auf dem linken Ufer der Diemel in der Gegend von Stadtbergen, durchstreicht das Paderbornsche, tritt bei Horn in die Lippe-Detmoldschen Lande und endigt bei Osnabrück. Er ist berühmt als der Schauplatz der großen Schlacht zwischen den Germanen unter Hermann und den Römern unter Varrus, welche Letztern hier gänzlich aufgerieben wurden. Ueber die Schlacht selbst s. Hermann und Varrus. Hier nur Einiges über die Gegend, wo sie stattfand, da der eigentliche Ort des Schlachtfeldes schwer zu bestimmen ist. Die Quellen der Lippe und Ems zeugen nebst dem teutoburger Walde, nach den Angaben des Vellejus, Tacitus und Dio Cassius, daß das Paderbornsche der Kampfplatz war. Wahrscheinlich geschah der Angriff auf die Römer im dichten Waldgebirge unweit Altenbeken. An den drei folgenden Tagen zog sich der Kampf weit umher; vielleicht über Veldrom (Römerfeld), über Himmig-

Digitized by Google

hausen, wo noch der Varsberg an diese Schlacht erinnert über Wintrup und Vinsebek (Winnesbecke) bis in die Fluren von Hoon und Detmold, wo der Sieg beendigt wurde. Die benachbarten Orte sind voll der Erinnerungen der denkwürdigen Begebenheit; es gibt hier viele Schanzen und Gräben, auch zwei Reihen Grabhügel, in welchen Asche, Knochen, Urnen und röm. Waffen gefunden werden; ebenso haben sich mehre Sagen von jener Schlacht bei den Bewohnern der Gegend bis jetzt erhalten, welche Hr. von Hammerstein topographisch erklärt hat (Hanover 1816). Am genauesten ist die Darstellung dieser Ereignisse und die Specialcharte über die Gegend der Schlacht in des hanöv. Ingenieur-Major W. Müller „Vermuthungen über die Gegend, wo Hermann den Varus schlug." (Hanover 1824, 4.)

Teutonen, ein germanisches Volk von kriegerischem Charakter, welches in Verein mit den Kimbern, Ambronen und Tugurinern 113 v. Chr. in Italien eindrang und die Römer mehre Male besiegte, endlich durch Marius bei Aix in der Provence eine große Niederlage erlitt. — Eine einzelne Völkerschaft dieses Namens gab es wohl nie; denn alle Germanen nahmen den Teut (Tuisko) als ihren gemeinschaftlichen Stammvater an, und Teutonen war daher so wenig, als Semnonen, der Name eines einzelnen Volkes, sondern die allgemeine Benennung des Stammvolkes, von dessen Sitzen aus sich einzelne Zweige in die umliegenden Gegenden verbreiteten.

Texel (Tessel), kleine fruchtbare Insel der Nordsee, mit 5 Dörfern der nördlichsten Spitze Nordholland's wozu sie gehört, gegenüber, und durch die Meerenge Marsdiep, durch welche alle Schiffe aus der Nord- in die Süderssee gelangen, davon getrennt, zählt an 5000 Bew., welche auf den besonders guten Weiden über 30.000 feinwollige Schafe haben und die berühmten texeler Käse verfertigen; auch starken Tabacksbau und Austernfischerei treiben. An der Ostseite ist die berühmte, durch feste Werke geschützte und gegen Winde sichere Rhede, der Texel, wo sich die niederländischen Ostindienfahrer versammeln. Hier sind viele Seeschlachten vorgefallen; in einer derselben 1653 gegen die Engländer blieb der berühmte Admiral Tromp. — Beiläufig erwähnen wir noch des Helders, einer dem Texel gegenüber, in der Nähe des nordholländische Dorfe gleiches Namens befindliche Rhede, wo sich die niederländischen Flotten zu versammeln und aufzuhalten pflegen. Auch ist hier ein neuer 1787 vollendeter Hafen, Niewediep, in welchem Schiffe von 600 Last hart an den Kaien liegen und bei den stärksten Stürmen fast keine Bewegung empfinden; er ist durch zwei Forts gedeckt, und unter den Dünen auf dem Helder sind schöne Kassematten für 10.000 Mann. Der Leuchtthurm im Fort Kyduin ist 144 Fuß hoch und hat eine Laterne von 12 Fuß im Durchmesser. Seit 1821 führt von hier durch Nordholland nach Amsterdam ein Canal von 28 Fuß Tiefe, auf dem die größten Ost- und Westindienfahrer, ohne beim Texel zu lichten, nach Amsterdam gelangen können.

Tetzel (Johann), Dominicaner und Inquisitor, geb. zu Leipzig, erhielt von den deutschen Rittern den Auftrag, die Indulgenzen, welche sie zum Kriege mit den Moskovitern erhalten hatten, durch seine Predigten bekannt zu machen. Einige Zeit darauf übertrug ihm der Erzbischof von Mainz dasselbe Geschäft in Hinsicht der Indulgenzen, welche der Papst Leo X. 1517 erlassen hatte. Er nahm deßhalb die Religiösen sei-

Digitized by Google

nes Ordens zu Hülfe. Man wirft ihnen vor, sie hätten in ihren Kanzelpredigten die Gnadenkräfte der Indulgenzen übertrieben und dem Volke den schädlichen Aberglauben aufgeschwatzt, daß man sicher seyn könnte, in den Himmel zu kommen, sobald man das Geld für sie bezahlt habe. Wahrscheinlich ist, daß man bei der Anpreisung der Indulgenzen in Uebertreibungen fiel; aber gewiß ist es auch auf der andern Seite, daß die Gegner in ihren Vorwürfen das Maß der Wahrheit und Billigkeit überschritten. Luther rügte scharf und heftig die Mißbräuche und griff nicht allein diese, sondern auch die Glaubensartikel, auf denen die Indulgenzen beruhen, an. Ein Kampf entspann sich zwischen ihm und Tetzel, der mit aller Leidenschaft getrieben wurde. Der Nuntius beim Herzoge von Sachsen, Karl v. Miltitz, suchte ihn beizulegen und machte deßhalb dem Tetzel den Vorwurf: er sey zum Theil die Ursache der Verwirrung in Deutschland. Hierüber grämte sich Tetzel so, daß er 1519 zu Leipzig aus Kummer starb. Er war übrigens ein kenntnißreicher und ehrwürdiger Mann, der nur über die Schranken der Mäßigung herausging, sobald er glaubte, die Wahrheit der Religion und das Beste seines Ordens vertheidigen zu müssen.

Thaarup (Thomas), einer der vorzüglichsten lyrischen und dramatischen Dichter Dänemarks, geb. zu Kopenhagen 1749, ward 1781 Lehrer bei der Seecadettenakademie, 1794 Mitglied der Theaterdirection, privatisirte seit 1800 zu Smidstrup bei Hirschholm, erhielt 1809 den Danebrogsorden und starb 1821 in seiner Vaterstadt, 71 Jahre alt. Seine Singspiele sind allerliebste Dichtungen, voll zarten Gefühls und einer Einfalt; deren lyrische Schönheit durch die herzanschmiegende Musik des damaligen Capellmeisters Schulz noch mehr gehoben werden. Die ausgezeichnetsten sind: „Höstgildet" („Das Erntefest") 1790, und „Peters Bryllup" („Peters Hochzeit") 1793, beide ins Deutsche übersetzt in der „N. Bibl. d. sch. Wissensch." 55, 1. Seine Cantaten und Romanzen, in Musik gesetzt von Schulz, gehören zu den besten, welche die Dänen besitzen. Als Lyriker rang er mit Baggesen um die Palme: berühmt ist die majestätische Hymne, in der Schloßkirche 1792 aufgeführt, verdeutscht von J. H. Voß. Auch im leichten gesellschaftlichen Leben lieferte er Musterhaftes, und sein vortreffliches „Lied von der Vaterlandsliebe" das sich in allen dänischen Liedersammlungen befindet, ward in den „Isländ. Literatur-Gesellschafts-Schriften" 3 Thle. sogar ins Isländische übersetzt.

Thaer (Albrecht), D. medic. und königl. preuß. geh. Oberregierungsrath, Gründer der Landwirthschaftsschule zu Mögelin, ist geb. den 14. Mai 1752 und erzogen zu Celle, wo sein Vater Arzt war. Größtentheils von Hauslehrern unterrichtet, ging er 1771 nach Göttingen, wo er Heilkunde studirte und 1774 Doctor wurde. Darauf erwarb er sich in Celle den Ruf eines ausgezeichnet scharfsinnigen und glücklichen Arztes, sodaß er zum Hofmedicus und später zum Leibmedicus des Königs ernannt wurde. Gesundheitsumstände und der Schmerz an den Krankenbette seiner Freunde waren Ursache, daß er sich der Heilkunst entzog und zu dem Ackerbau überging. Das erste Werk, wodurch er seinen Ruf als Landwirth begründete, war die „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft" (3. Ausg., Hanov. 1816). Dann stiftete er nach 1790 die landwirthschaftliche Anstalt zu Celle und gab die „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft" heraus. 1804 ward er in die preuß. Staaten berufen und stiftete auf seinem Mögelin die dasige Lehranstalt

Digitized by Google

für Landwirthe. Seine Verdienste, die er in diesem Wirkungskreise erworben hat, wurden bei Gelegenheit seines Doctorjubelfestes allgemein anerkannt. Schon 1823 bei Gelegenheit der Zusammenkunft der Schafzüchter zu Leipzig erhielt er Beweise von der Achtung seiner Schüler. Darauf ward am 16. Mai 1824 sein Doctoraljubelfest in dem Brunnenorte Freienwalde gefeiert. Am 14. Mai feierten seine Schüler den 73. Geburtstag des verdienten Mannes zu Mögelin. Am 16. ward seine Büste, vom Prof. Wichmann in carrarischem Marmor ausgeführt, als ein Geschenk seiner Freunde aufgestellt, dabei das von den Schülern ihm als Geschenk bestimmte Tafelservice von berliner Porzellan, mit Gemälden, die sich auf Thaer's Leben bezogen. Andre Geschenke und Feierlichkeiten bezeichnen das Gefühl der Achtung und Dankbarkeit seiner Schüler und Freunde, wozu noch ein Schreiben des Königs und mehre Schreiben der höchsten Staatsbehörden kamen. Der König von Baiern hatte ihm den Orden der baierischen Krone, der König von Großbritannien den Guelfenorden, und der König von Würtemberg den Orden der würtemberg. Krone übersandt. Auch die Bauern aus dem Oderbruche dankten ihm für alles Gute, welches durch ihn dem Bauernstande, dessen Freiwerdung und der Landwirthschaft überhaupt widerfahren ist. Er starb am 26. Oct. 1828 zu Mögelin.

Thais, eine berüchtigte Hetaire Griechenlands, die zuerst ihr Wesen in Athen trieb und dann Alexandern auf seinen Feldzügen begleitete. Auf ihren Rath ließ dieser Persepolis anzünden und beschimpfte so seinen Ruhm. Nach dem Tode des macedonischen Eroberers wußte sie Ptolemäus, König von Aegypten, so einzunehmen, daß er sie heirathete. — Es gab noch eine andre Hetaire gleiches Namens in Aegypten, die durch die Ermahnungen des h. Paphanutius, eines Anachoreten der Thebaide, bewogen wurde, ihren sittenlosen Wandel aufzugeben.

Thaler, s. Joachimsthaler.

Thales, berühmter griech. Philosoph, geb. zu Milet 640 v. Chr., sammelte sich auf Reisen nach Kreta, Phönizien und Aegypten mannigfaltige Kenntnisse in der Geometrie und andern Wissenschaften. Nach seiner Rückkehr wurde er zu den 7 Weisen gerechnet, und seine Aussprüche hoch geachtet. Den Joniern soll er den Vorschlag gethan haben, sich unter sich gegen Persien zu verbinden, und Teos zum Mittelpunkt des Bundesstaates zu machen. Auch hielt er die Einwohner von Milet vom Bündniß mit Krösus gegen Cyrus ab. Nach der gewöhnlichen Meinung starb Thales in der 58. Olympiade, ungefähr 548 v. Chr., als Zuschauer der olympischen Spiele vor Hitze, Durst und Alterthumsschwäche. Seine philosophischen Lehren theilte er mündlich mit. Das Wasser oder die Flüssigkeit hielt er für das Princip aller Dinge. Die Erde kam ihm daher als ein verdichtetes, die Luft als ein verdünntes Wasser vor, und das Feuer wie eine verdünnte Luft. Durch Verdichtung und Verdünnung des Wassers erklärt er alle Naturerscheinungen. Er legte jedoch demselben ein Princip der Thätigkeit bei, welches er das Göttliche oder die Weltseele nannte. Auch füllte er die Welt mit Aeonen oder Seelen an und legte sogar leblosen Dingen eine Seele bei. Jedoch sind bei dem an Nachrichten die Philosopheme des Thales sehr unsicher, sowie seine physikalischen und astronomischen Kenntnisse. Man glaubt gemeiniglich, daß er das Jahr zuerst in 365 Tage getheilt habe, sowie er auch eine Sonnenfinsterniß vorhersagte.

Digitized by Google

Thalia (Thaleia), eine der neun Musen, die Vorsteherin des Lustspiels (Komödie) und der scherzhaften Gedichte, welche besonders bei Gastmählern gesungen wurden; die aber auch für die Vorsteherin des Landbaus und der Anpflanzung gehalten wurde. Auf einem herkulanischen Gemälde trägt sie eine lachende oder verzerrte Maske und einen Jokusstab, dieß ist ein Stab mit einem kleinen Knopfe, auf welchem eine Kappe mit langen Ohren und herabhangenden Schellen sich befindet. Mit dem Apollo zeugte sie die Korybanten. — Thalia heißt auch eine von den Grazien und eine der Nereiden.

Thamyris oder Thamyras, ein alter Barde aus der berühmten thrakischen Sängerschule des Linos, des Philathmon und der Argiope Sohn. Er war ein Thraker und wurde aus Oechalia vom König Eurytos nach Dorium gesandt. Er vermaß sich, vor den Musen den Wettgesang zu gewinnen. Deßwegen machten ihn diese blind und ließen die Gabe des Gesangs und der Cither vergessen. (S. Homer's „Iliade" II, 594.) Nach Apollodor geschah der Wettstreit wirklich, Thamyris aber hatte die Umarmung aller Musen zum Preise gesetzt. Er soll zuerst die Gewohnheit, Lieblingsknaben zu haben, eingeführt haben. Sophokles schrieb ein Tragödie dieses Namens.

Tharant, ehemals Granaten genannt, ein Städtchen im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen mit 150 H. und 800 Einw., hat seit mehren Jahren ein königl. Forstinstitut unter der Leitung des Forstraths Cotto und das 1792 anlegte Bad, welches sein Wasser aus zwei mineralischen Brunnen, dem Sidonien- und Heinrichsquell, empfängt. Die gesunde Gebirgsluft, die für Haut- und Unterleibskrankheiten nicht unbedeutenden Kräfte des Bades selbst, sowie die angenehmen Umgebungen, durch die Kunst geschmackvoll verschönert, ziehen häufige Besuche von den Einheimischen und Fremden herbei und haben dem sonst unbedeutenden Ort einen gewissen Ruf verschafft. An der Seite der Stadt liegen auf einem freistehenden Felsen die Ruinen des Schlosses Tharant. Zedena oder Sidonia, Tochter des böhmischen Königs Podiebrad und Gemahlin Alberts, des Stammvaters der albertinischen Linie, wählte das einsame Tharant zum Wohnsitze. Sie starb 1519.

Thatbestand, ist der Inbegriff der Thatsachen, welche in der juridischen Gewißheit eines Verbrechens gehören. Man nennt sie auch den Thatbestand, Corpus dilecti. Zum Thatbestande gehören alle Umstände, welche dem Verbrechen vorhergingen, es begleiteten und als Folgen daraus flossen. Hat das Verbrechen sinnliche Spuren hinterlassen, so müssen sie durch die Instructionsrichter genau erforscht und ebenso genau aufgenommen werden. Im Falle hingegen, daß keine sinnlichen Spuren des Verbrechens vorhanden sind, kann der Thatbestand nur durch Zeugenaussagen, durch das Selbstbekenntniß des Thäters und durch andere juridische Anzeigen und vernünftige Muthmaßungen eruirt werden. Wo durchaus kein Corpus dilecti vorhanden ist, findet auch keine Untersuchung statt. Die Befugniß, gegen einen Menschen als einen angeblichen Verbrecher zu instriren, gewährt das Gerücht und die Denunciation. Das Gerücht muß in dem Falle eine durchgängig verbreitete Meinung im Publicum seyn, durch zwei unverdächtige Zeugen verbürgt werden, zugleich muß der Charakter oder die Verhältnisse der durch Gerücht Bezeichneten Etwas darbieten, welches für die Wahrheit desselben spricht. Die Denunciation oder Anzeige muß von einem unverwerflichen Zeugen herrühren, der dem

Digitized by Google

Verdachte nicht unterliegt, daß ihn Vortheil oder Rache zur Anzeige bewog, die überdieß auch durch andre Wahrscheinlichkeiten unterstützt werden muß. — Die Strafe, welche das Gesetz in Bezug auf eine widerrechtliche Handlung bestimmt hat, darf nicht eher Jemanden zuerkannt werden, als bis die That, worauf sie erfolgen soll, nach allen vorhergehenden, begleitenden und nachfolgenden Umständen genau untersucht, und vollständig bewiesen, daß der Angeklagte auch wirklich der Urheber ist. Zum vollständigen Beweise gehört, wenn der Verbrecher nicht auf der That selbst ergriffen worden, nicht bloß das Zusammentreffen mehrer unzweifelhaften Anzeigen, welche mit hoher Wahrscheinlichkeit auf den Urheber der That hindeuten, sondern auch das eigne Geständniß desselben. Denn jene Anzeigen begründen nur einen starken Verdacht, ihr Zusammentreffen könnte aber auch von einem unglücklichen Zufalle abhängen, sodaß die Person, auf die sie hindeuten, dennoch unschuldig wäre. Das Geständniß allein reicht jedoch auch nicht hin, weil es möglich wäre, daß Jemand sich, selbst aus Schwärmerei oder Wahnsinn eines Verbrechens anklagte, ohne es begangen zu haben. Das Geständniß darf aber, wo ein starker Verdacht vorhanden ist, nicht durch gewaltsame Mittel erpreßt werden, weil es möglich wäre, daß Jemand aus Schwäche dem Schmerz unterliegend, sich selbst unschuldig anklagte. Ueberdieß würde die zugefügte Gewalt eine Art von Strafe seyn, die man vor dem Beweise der Schuld vollzieht, also auch den Schuldlosen treffen und ihn unglücklich machen könnte. Ein Angeklagter, auf dem starker Verdacht ruht, und sich nicht zu rechtfertigen vermag; dennoch nicht eingesteht, soll den Händen der Polizei übergeben werden, um ihn für die menschliche Gesellschaft unschädlich zu machen, so lange bis seine Unschuld erwiesen ist. Zum Erweise derselben ist dem Angeklagten überhaupt der Gebrauch jedes rechtlichen Mittels, mithin auch eines rechtsverständigen Beistandes als Vertheidiger zu gestatten. Ueberhaupt ist der Grundsatz von der Criminaljustiz zu befolgen, daß es besser und ein kleineres Uebel sey, wenn der Schuldige wegen mangelnder Ueberführung losgesprochen, als wenn der Unschuldige wegen bloßen Verdachts verdammt werde. Der zu Bestrafende muß also zugleich des ihm angeschuldigten Verbrechens überführt und geständig seyn.

Thatsache heißt im juristischen Sinne Alles, was geschehen, oder was nach gesetzlicher Vorschrift als geschehen zu betrachten ist. Wer eine Thatsache vor Gericht behauptet, muß sie beweisen, sobald sie nicht notorisch, oder nicht in der Rubrik von Thatsachen gehört, die das Gesetz als geschehen ansieht, selbst in dem Falle, daß sie wirklich nicht stattfinden. Z. B. die Zahlung einer Schuld sey wirklich geschehen, wenn die Quittung 30 Tage alt ist, obgleich es erwiesen werden könnte, daß der Schuldner sich die Quittung erschlich. Ferner wird oft eine Thatsache nach rechtlicher Vorschrift so lange für wahr gehalten, bis das Gegentheil erwiesen ist.

Thau. Der Unterschied zwischen der Temperatur des Tages und der Nacht verändert den Wassergehalt der Luft; aber statt daß das Wassergas sich in der Gestalt eines Dampfes in der Luft niederschlagen sollte, setzt es sich auf den Erdboden ab (dieser Niederschlag ist der Thau) und die Luft behält ihre Durchsichtigkeit. Das Niederschlagen des Thaues ist eine Wirkung der durch Ausstrahlung von Wärmestoff entstehenden Abkühlung. Der Thau fällt sehr oft bei klaren Abenden in größter Menge,

seltener aber und nur in geringer Menge bei wolkigem Himmel, weil in diesem Falle die Wärmestrahlen des Erdbodens durch die Wärmestrahlen der über ihnen befindlichen Wolkenschichten ersetzt werden. Wenn die Tageluft so wenig Wasser enthält, daß die Expansionskraft des Wassers bei der Temperatur der Nachtluft dadurch nicht übersteigen wird, so fällt kein Thau. Daß ein großer Theil des Thaues von den Ausdünstungen der Pflanzen herrühre, ist wenig glaublich; denn man hat Thau auf Pflanzen unter Glasglocken gefunden, die man über Nacht im Freien gelassen hatte. Dieser Thau entsteht auf dieselbe Weise, wie in freier Luft und kann ebenso stark fallen, weil die wärmere Luft unter der Glasglocke mehr Feuchtigkeit enthält. Bei uns bemerken wir den Thau auf nur zu Lande; unter den Wendekreisen fällt er sowohl auf dem Lande, als auf der See. In warmen Ländern, in Italien, Afrika u. s. w., wo der Wärmestand durch anhaltenden heitern Himmel gesteigert ist und der Dunstkreis daher eine größere Menge Wasser luftförmig enthält, fällt der Thau einem Regen gleich, den er während des trocknen Sommers ersetzt. S. Hube „Ueber die Ausdünstung und ihre Wirkungen in der Atmosphäre" (Leipz. 1790). Neuerlich hat Wells schöne Beobachtungen über den Thau angestellt, denen zufolge das Maß, in welchem Körper bethauet werden, von ihrer Erkältung durch Wärmeausstrahlung, und also von den mehr oder weniger günstigen Umständen abhängt, in welchen sie sich dazu befinden. Vgl. Schweigger's „Journal für Physik ꝛc.", Bd. 21.

Thaumesser, s. Drosometer.

Thauwetter nennt man jene Beschaffenheit unserer Atmosphäre, vermittelst welcher Schnee und Eis aufthauen, d. h. wieder flüssig werden. Die gewöhnlichen Ursachen sind die vermehrte Kraft der Sonne und wärmere Winde; doch sind diese nicht immer vorhanden und dann wird die Entdeckung der Ursache schwerer. Obgleich das Thauen durch eine erhöhte Temperatur der Luft meistens verursacht wird, so begleitet dasselbe doch sehr häufig eine empfindliche Kälte; dieß rührt daher, daß von dem aufthauenden Eise und Schnee eine bedeutende Masse Wärmestoff verschluckt wird; indem jeder Uebergang eines starren Körpers in den Zustand der Flüssigkeit nur durch die Aufnahme des Wärmestoffes in sich geschehen kann. Die Empfindung der Kälte beim Thauwetter wird aber auch oft durch die Nässe veranlaßt und ist täuschend, während der Thermometer einen erhöhten Wärmegrad zeigt. Vom Aufthauungsproceß überhaupt handelt v. Mairan's „Dissertation de la glace" (2. Aufl., Paris 1749; deutsch, Leipz. 1752).

Theater (griech.). Unter Theater versteht man bald das ganze Schauspielhaus, bald allein die Bühne. Im ersten Sinne nahmen es die Alten. Die Theater der Griechen waren oben ganz offen; ihre Schauspiele wurden immer am hellen Tage und unter freiem Himmel aufgeführt. Die Theater waren, im Vergleich mit der Kleinheit der unsrigen, nach einem kolossalen Maßstabe entworfen, theils um das gesammte Volk nebst den zu den Festen herbeiströmenden Fremden fassen zu können; theils paßte sich dieß auch zu der Majestät der dort aufzuführenden Schauspiele, denen nur in einer ehrerbietigen Ferne zugesehen werden durfte. Die Sitze der Zuschauer bestanden in Stufen, welche sich um den Halbcirkel der Orchestra (was wir Parterre nennen) rückwärts hinauf erhoben, sodaß fast alle gleich bequem sehen können. Durch künstliche Verstärkung des Dargestellten für Gesicht und Gehör, welche in

den Masken und darin angebrachten Verstärkungsmitteln der Stimme und in der Erhöhung der Figuren vermittelst des Kothurns bestanden, wurde der durch die Ferne verursachte Abgang ersetzt. Vitruvius erwähnt auch im Gebäude vertheilte Schallgefäße worüber die Ausleger uneinig gewesen sind. Ueberhaupt darf man annehmen, daß die Theater der Alten nach vortrefflichen akustischen Grundsätzen gebaut waren. Die unterste Stufe des Amphitheaters war noch beträchtlich über die Orchestra erhoben, und in gleicher Höhe lag ihm die Bühne gegenüber. Der vertiefte Halbkreis der Orchestra blieb von Zuschauern leer und hatte eine andere Bestimmung. Die Bühne bestand aus einem Streif, der sich von einem Ende des Baues bis zum andern erstreckte und gegen diese Breite nur wenig Tiefe hatte. Dieser hieß das Logeum, auf Lateinisch pulpitum, und dessen Mitte war die gewöhnliche Stelle für die redenden Personen. Hinter dieser Mitte ging die Scene hineinwärts, in viereckiger Form, jedoch mit weniger Tiefe als Breite. Der davon umfaßte Raum hieß das Proscenium. Der übrige Theil des Logeum, rechts und links von der Scene, hatte, sowie vorn den zur Orchestra hinuntergehenden Rand, so hinter sich eine nicht scenisch, sondern architektonisch verzierte oder auch ganz einfache Mauer, welche bis zu gleicher Höhe mit den obersten Stufen für die Zuschauer reichte. Die Decoration war so eingerichtet, daß der nahe liegende Hauptgegenstand der Hintergrund einnahm und die Aussichten in die Ferne zu beiden Seiten angebracht waren, da man es bei uns gerade umgekehrt zu machen pflegt. Die Seitendecorationen waren aus Dreieckigen zusammengesetzt, welche sich auf einer unten befestigten Are drehten, und auf diese Art Verwandlungen der Scenen bewerkstelligen konnten. Bei der hintern Decoration war vermuthlich Manches körperlich ausgeführt, was bei uns nur gemalt wird. Stellte sie ein Pallast oder ein Tempel vor, so befand sich auf dem Proscenium noch ein Altar, der bei der Aufführung der Stücke zu mancherlei Gebrauch diente. Die Decoration war in den meisten Fällen architektonisch, oft aber auch wahre Landschaftsmalerei, wie im „Prometheus", wo sie den Kaukasus, oder im „Philoktet", wo sie die wüste Insel Lemnos und den Felsen mit seiner Höhle vorstellend. An der Hinterwand der Scene war ein großer Haupteingang und 2 Nebengänge befindlich. Es gab aber noch 2 andere Eingänge: der eine war an einem Ende des Logeum, von woher die Bewohner der Stadt kamen; der andere unten an der Orchestra, dieß war die Seite für Solche, die aus der Ferne kommen sollten; sie stiegen eine Treppe hinauf, welche das Logeum gegen die Orchestra zu hatte und die allerlei nach Beschaffenheit der Umstände bedeuten konnte. Der Eintritt mit Bezug auf die Seitendecorationen erklärte also schon, von woher die Schauspieler als kommend gedacht werden mußten. Unter den Sitzen der Zuschauer war irgendwo eine Stiege angebracht, welche die charonische hieß, und wodurch, den Zuschauern unbemerkt, die Schatten Abgeschiedener in die Orchestra heraufkamen, die sich dann durch den Aufgang auf die Bühne begaben. Der vordere Rand des Logeum mußte zuweilen das Ufer des Meeres vorstellen. Das Maschinenwerk, um Götter in der Luft herabschweben zu lassen, oder Menschen von der Erde zu entrücken, war oben hinter den Mauern zu beiden Seiten der Scene angebracht und also den Augen der Zuschauer entzogen. Auch Versenkungen gab es auf der Bühne, Veranstaltungen um Donner und Blitz zum scheinbaren Einsturz oder Brande eines Hauses

Digitized by Google

und mehr dergleichen. Dem Hintergrund der Scene konnte ein oberes Stockwerk zur Erhöhung aufgesetzt werden, wenn man einen Thurm mit weiter Aussicht oder sonst etwas der Art vorstellen wollte. Hinter dem großen Mitteleingang konnte das Encykloma angeschoben werden, eine Maschine, welche nach innen einen Halbkreis bildend und oben bedeckt, den Zuschauern die darin enthaltenen Gegenstände als im Hause befindlich zeigte. Ein Vorhang der Scene, der aber, wie man aus einer Beschreibung Ovid's deutlich sieht, nicht herabgelassen, sondern von unten heraufgezogen wurde, wird sowohl von griechischen als römischen Schriftstellern erwähnt; die lateinische Benennung (aulaeum) ist sogar aus dem Griechischen entlehnt. Es versteht sich, daß nur das verhältnißmäßig kleine Proscenium und nicht das Logeum durch den Vorhang gedeckt wurde; wegen dessen großer Breite wäre dieß beinah unthunlich und zugleich überflüssig gewesen. Der Chor hatte seine Eingänge unten an der Orchestra, wo auch sein gewöhnlicher Aufenthalt war und in welcher er hin und her gehend während der Chorgesänge seinen feierlichen Tanz aufführte. Vorn in der Orchestra, der Mitte der Scene gegenüber, stand eine altarähnliche Erhöhung mit Stufen, ebenso hoch wie die Bühne, Thymele genannt. Diese war der Sammelplatz des Chores, wenn er nicht sang, sondern theilnehmend der Handlung zuschaute. Der Chorführer stellte sich alsdann auf die Fläche des Thymele, um zu sehen, was auf der Bühne vorging und mit den dort befindlichen Personen zu reden. Die Thymele lag eben am Centrum des ganzen Baues; alle Vermessungen gingen von da aus und der Halbkreis des Amphitheaters ward aus diesem Punkte beschrieben. Es war also sehr bedeutsam, daß der Chor, welcher ja der idealische Stellvertrete der Zuschauer war, gerade da seinen Platz hatte, wo alle Radien von deren Sitzen zusammenliefen. Die ersten steinernen Theater wurden in den griech. Colonien in Etrurien und Unteritalien gebaut, und zu Adria, einer Colonie der Etrusker, findet man noch jetzt die Ueberbleibsel eines Theaters, welches das älteste uns bekannte ist. Auch in Sicilien gab es früher als in Griechenland steinerne Theater. Noch in der 70. Olympiade (500 v. Chr.) war das Schauspielhaus zu Athen von Holz; als es aber bei der Aufführung eines Stücks von Pratinus wegen der großen Menschenmenge einstürzte, welches das erste in Griechenland war, das Theater des Bacchus hieß hieß und nachher zum Muster aller übrigen diente. S. Genelli, „Das Theater zu Athen, nach Architektonik, Scenerie ꝛc." (Berlin 1818). Marcus Aemilius Lepidus (st. 13 v. Chr.) baute zuerst ein Schauspielhaus mit Sitzen für die Zuschauer. Das Theater des Marcus Aemilius Scaurus; eines Zeitgenossen des Cicero und Cäsar, war überaus prächtig und groß, daß es 80.000 Menschen fassen konnte. Die Bühne war mit 360 dreifach über einander befindlichen Säulen verziert. Die untere Reihe, 38 Fuß hoch, war von Marmor und mit 3000 Statuen geziert; die zweite Reihe war Glas, die dritte von vergoldetem Holze. Das Theater des Curio war beweglich und wurde aus 2 Theatern in ein Amphitheater verwandelt. Pompejus ließ in Rom das erste steinerne Theater aufführen, auf dessen Trümmern jetzt der Pallast Ursini steht. Es ward nach einem Risse des Theaters von Mitylene gebaut und erst unter Caligula vollendet. Es faßte an 40.000 Menschen. Nach Errichtung des pompejischen wurden nicht bloß in Rom sondern auch in andern Städten des römischen Gebiets steinerne und stehenbleibende Theater

erbaut. Auch wurde von dieser Zeit an die Bühne mit Marmor bekleidet und mit marmornen Säulen eingefaßt; ja auf Nero's Befehl ward sie mit Gold überzogen, und weil auch der ganze Umfang des Theaters und Alles, was auf der Bühne gebraucht ward, vergoldet oder mit Gold geschmückt war, so wurde der Tag, an dem dieß geschah, der goldene genannt. Pompejus ließ zuerst die Wege und Treppen zu den Sitzstufen mit Wasser anfeuchten. Nachher gebrauchte man dazu eine Mischung von Wein und Wasser, worin man den besten ciliciſchen Safran aufweichte, um einen angenehmen Geruch hervorzubringen. Diesen Krokuswein leitete man in Röhren, die in den Mauern des Theaters versteckt lagen, und brachte ihn von da durch ein Druckwerk bis zu den obersten Sitzen. Hier erhielten die Röhren ganz kleine Oeffnung, durch welche der Wein wie ein feiner Regen herabspritzte und dadurch im ganzen Theater Kühlung verbreitete. Auch wurde bisweilen Balsam unter den Wein gemischt, und oft wurden die zur Verzierung des Theaters angebrachten Statuen zum Verspritzen des Krokusweins gebraucht, indem sie hohl waren, und man den Wein durch Röhren hinleitete. Man baute die Schauspielhäuser, so viel möglich, immer an dem Abhange eines Hügels oder Berges, um hier auf eine bequeme Art die Sitze für die Zuschauer stufenweise über einander anlegen zu können. War der Platz eben, so mußte für die Sitze ein hoher Unterbau angelegt werden; bei den Griechen war dieß seltener als bei den Römern der Fall. Außer den schon genannten waren die vorzüglichsten Theater der Alten die zu Segestus, Syrakus und Agyrium auf Sicilien. Die schönen Schauspielhäuser zu Korinth und Sparta (wovon noch Trümmer übrig sind), und zu Epidaurus und Megalopolis auf der Insel Aegina sollen die prachtvollsten Theater Griechenlands gewesen seyn. Von dem zu Epidaurus sieht man noch wichtige Ruinen. Von den vielen Theatern in den ital. Städten bemerken wir nur die in neuern Zeiten wiederentdeckten zu Herculanum und Pompeji, sowie auch die zu Iguvium in Umbrien, zu Antium und Pola. In Rom waren, außer dem Theater Pompejus, das Theater des Cornelius Balbus und das des Marcellus (welches 22.000 Menschen faßte) die vorzüglichsten. — Sowohl die innere als äußere Einrichtung unserer jetzigen Theater unterscheidet sich sehr wesentlich von den griechischen und römischen. Erst später erhielten wir Deutsche eigentliche Schauspielhäuser, nachdem die frühern theatralischen Darstellungen entweder in andern öffentlichen und Privatgebäuden oder auch unter freiem Himmel gegeben wurden. Die schönsten in Deutschland befindlichen Schauspielhäuser sind das zu München, das neue zu Berlin, das Theater an der Wien in Wien, ferner die in Karlsruhe und Darmstadt. In Frankreich sind ausgezeichnet das Théâtre français und das zu Bordeaux; in Italien sind die größten das in Neapel (San-Carlo), in Mailand (die sogen. Scala), das zu Turin u. s. w. Jetzt hat Deutschland eine Menge von Schauspielhäusern und in festem Gehalt stehende Schauspielergesellschaften (welches man heutzutage in dem Begriff Theater umfaßt. — Unter Theater versteht man auch häufig im uneigentlichen Sinne: 1) den Inbegriff der für theatralische Darstellung bestimmten Dichterwerke eines Volks, z. B. Theater der Briten, der Deutschen u. s. w.; 2) den Inbegriff der theatralischen Werke einzelner Schriftsteller, z. B. Schiller's, Florian's, Voltaire's Theater; 3) nennt man auch Oerter, wo andre Gegenstände zu sehen sind, und große Anstalten Theater, z. B

anatomisches Theater, Theatrum Sheldonianum (eine berühmte Druckanstalt in den Universitätsgebäuden zu Oxford, vom Erzbischof Sheldon gestiftet), Kriegstheater u. s. f. (Man vgl. Deutsches, Englisches, Italienisches, Pariser ꝛc. Theater, Schauspielkunst u. s. w.

Theatercoup, s. Coup.

Theatiner, regulirte Chorherren, 1524 vom h. Cajetan von Thiene und dem nachmaligen Papste Paul IV., noch als Bischof zu Chieti, sonst Theate benannt, gestiftet. Sie verpflichteten sich neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden zum Predigen gegen die Ketzer, zur Seelsorge, zur Pflege der Kranken, zur Begleitung der Missethäter und zu einem Vertrauen auf die Vorsehung, wobei sie weder ein Eigenthum besitzen noch Almosen sammeln, sondern die Gaben der Wohlthätigen erwarten wollten. Ihre Kirchen und Altäre sind zum Theil prächtig. Im Ganzen hat dieser Orden nie recht gedeihen wollen. Nur in Italien, hauptsächlich in Neapel, ist er zahlreich und vielgeltend, und meist werden aus seiner Mitte die Bischöfe genommen. Auch in Spanien und Polen hat er sich einigermaßen verbreitet. (S. Orden, geistliche.)

Theatralische Darstellung, s. Schauspielkunst.

Theaterdichter nennt man einen dramatischen Dichter, dessen Werke zur Darstellung auf der Bühne geeignet sind. In einer andern Bedeutung ist der Theaterdichter an einer Bühne angestellt, um die Gelegenheitsgedichte zu verfertigen, selbst Stücke zu liefern oder auch nur die schon vorhandenen der Bühne anzupassen. Das Amt eines Theaterdichters ist in der neuern Zeit aus dem Gebrauch gekommen, indem jetzt fast in jedem Städtchen ein arbeitender Jünger Apollo's sitzt, der gern Kopf und Finger zu Gelegenheitsgedichten hergibt.

Theben (Diospolis magna), die Hauptstadt Oberägyptens (Thebais), die älteste Stadt des alten Aegypten und Residenz der Könige des theaischen Reichs, welches, älter als das memphitische in Mittelägypten (s. Memphis) lange neben diesem blühte und zuletzt mit diesem vereinigt wurde. Die Blüthezeit der Stadt fällt zwischen 1822 und 1300 v. Chr., in die Perioden der Hyksos, des Auszugs der Israeliten, des Sesostris und Danaus, also die Zeit des höchsten Glanzes von Aegypten. Sie lag (25° 41′ N. Br.) an beiden Ufern des Nil, hatte einen Umfang von 7 Stunden, ward wegen ihrer 100 Thore auch Hekatompylos genannt und besaß außerordentliche Reichthümer. Alten griech. Schriftstellern zufolge war Osiris oder Busiris ihr Erbauer; und Heeren vermuthet, daß sie die erste Niederlassung der aus Meroë eingewanderten Priesterkaste gewesen sey. Theben enthielt eine Menge prächtiger Gebäude kolossalischer Größe, von denen sich bis auf unsere Zeiten merkwürdige Ueberbleibsel erhalten haben. Ein dasiger Tempel hatte beinahe ¼ Stunde im Umfange, 45 Ellen Höhe und 24 Fuß dicke Mauern; inwendig ausgeschmückt mit kostbaren Steinen, mit goldenen, silbernen und elfenbeinernen Geräthen. Noch jetzt führen 8 große Zugänge zu den Ruinen dieses, auf 134 Säulen ruhenden Tempels. Die Thore sind außerordentlich hoch und breit, pyramidenförmig aus rothem, fein polirtem Granit erbaut und überall felderweise mit hieroglyphischen Figuren und an den Seiten mit kolossalen Bildsäulen und Basreliefs geziert. In den Vorhöfen des Tempels erheben sich majestätisch mehre 60—70 Fuß hohe Obelisken, und in den Nebengebäuden sieht man präch-

Digitized by Google

tige Säulenstellungen und Hallen. Von Innen und Außen ist das Ganze mit Hieroglypden bedeckt. Außer andern Ruinen dieser Stadt sind auch die Königsgräber in einem stillen, von Felsenmassen fast geschlossenen Thale merkwürdig. Denon besuchte 1799 8 dieser Grabstätten; ebenso in den neuesten Zeiten Belzoni, Champollion d. J. u. A. mehre. Sobald man in diese Todtenkammern eintritt, sieht man in einer 12 Fuß hohen Gallerie alle Wände voll stuckirter Bilderschrift; in einigen finden sich selbst die Farben noch — nach Jahrtausenden! — ganz frisch. Am Ende der Gallerie stehen prächtige Sarkophage mit Decken, alles voll hieroglyphischer Figuren. Die Meubeln, z. B. Tabourets, Lehnstühle, waren aus indischem Holze, mit Vergoldung und Schnitzwerk gearbeitet. Der Italiener Belzoni war 1819 so glücklich, mehre Königsgräber, namentlich jenes so prächtig erhaltene, das für das Grab des Psammuthis (409 v. Chr.) gehalten wird, zu öffnen. Die Zeichnungen, welche er davon gegeben, gehören zu dem Genauesten, was über dieß Wunderland bekannt ist. Seiner Ausdauer und Geschicklichkeit gelang es, die Büste des Memnon, die ihm von Salt genauer bezeichnet worden war und durch ihre Erhaltung so merkwürdig ist, aus Theben wegzubringen und nach Alexandrien zu schaffen, von wo aus sie ins brit. Museum abgegangen ist. Ebenso einen alabasternen Sarkophag, den man jetzt für den Sarg eines Königs (in deren Gräbern er gefunden wurde) zu halten übereinkommt, nebst mehren Statuen, wovon er 2 seiner Vaterstadt Padua verehrt hat. 1828 wollte Champollion d. J. in dem Felsenthale Biban-el-Moluk in den Gräbern der Könige, die er untersuchte, 16 davon mit Skulpturen und Hieroglyphen entziffert und darunter das älteste, das des Amenophis Memnon, entdeckt haben, was jedoch Klaproth u. A. bezweifelten. Theben blühte noch fort, als es schon keine Königsresidenz mehr war, wurde aber von Kambyses geplündert. Doch erholte es sich wieder, ward unter den Ptolemäern nochmals eine der reichsten und blühendsten Städte, endlich aber durch Ptolemäus Philometor, gegen den es sich empört hatte, 82 v. Chr. erobert und fast zu Grunde gerichtet. Den Todesstoß erhielt sie durch den Römer Gallus 28 v. Chr. Gegenwärtig wohnt unter diesen erstaunungswürdigen Trümmern ein arabischer Volksstamm von 300 Seelen, welche hauptsächlich mit Alterthümern handeln. In der thebaischen Wüste hat Caillaud vor mehren Jahren die alten Smaragdgruben am Berge Zabarah entdeckt, und fand sie ganz in dem Zustande, in welchem die Ingenieurs sie vor 2 Jahrtausenden verlassen haben, mit allem Geräthe, woraus sich das Verfahren der Alten beim Bergbau einigermaßen erkennen läßt. — 2) Theben, die berühmte Hauptstadt der griech. Landschaft Böotien, an dem Bache Ismenus; sie wird als die Vaterstadt des Bacchus und des Herakles genannt, und Pindar, Epaminondas und Pelopidas, Korinna und wahrscheinlich Hesiod waren hier geboren. Den Grund davon legte Kadmus, der Anführer einer Phöniciercolonie, 1500 v. Chr., durch Erbauung der Burg Kadmea. Um diese her legte Amphion nachmals die Stadt an, umgab sie mit Mauern und baute 7 Thore, die er nach seinen 7 mit der Niobe erzeugten Töchtern benannte. Der Umfang der Stadt soll 70 Stadien betragen haben, und zur Zeit ihrer höchsten Blüthe war sie sehr volkreich. Auf der Anhöhe, wo die Burg lag, entsprang eine Quelle, welche durch unterirdische Röhren in die Stadt geleitet wurde. Die Gegend umher wurde durch 2 Flüsse, Wiesen und Gärten verschö-

nert. Gegen Osten lag die berühmte Quelle Oedipodia, worin sich Oedipus von seinem Vatermorde reinigte. Theben hatte eine Menge prächtiger Tempel, öffentlicher Gebäude und Bildsäulen von Göttern, Heroen und um das Vaterland verdienter Männer. Die Einw. waren wie die zu Athen in drei Classen getheilt: in Bürger, Ansässige und Sklaven. Die Regierungsform der Thebaner war anfangs monarchisch, und drei Regentenhäuser folgten einander auf den Thron, nämlich 1) die Kadmeer, die Nachkömmlinge des Kadmus, bis auf Antesion; zwischen ihnen drei Sparter, Amphion und Zethus, während der Minderjährigkeit des Lajus, und Kreon zwischen Lajus und Oedipus; 3) die Böotier, nämlich die letzten Könige. Die Söhne des Oedipus, Eteokles und Polynikes, verglichen sich 1230 v. Chr., ein Jahr ums andere in Theben zu regieren, allein Eteokles hielt diesen Vertrag nicht, und Polynikes flüchtete zum Adrastus, König von Argos, der, mit mehren peloponnesischen Fürsten verbunden, gegen Theben zog. Es wurde belagert, vertheidigte sich hartnäckig und endlich sollte ein Zweikampf der beiden Brüder entscheiden, der aber mit ihrem beiderseitigen Tode endigte. Nun folgte der Sohn des Eteokles, Laodamas, für den sein Großoheim Kreon als Vormund regierte. Die den Krieg noch fortsetzenden Argiver wurden nun sämmtlich niedergehauen, den Adrast ausgenommen, auf dessen Bitte Theseus gegen Kreon zog, ihn tödtete und die Thebaner zwang, das Begräbniß der erschlagenen Argiver zu gestatten, welches sie vorher verweigert hatten. Die Söhne oder Enkel (Epigonen) der verstorbenen Fürsten rächten zehn Jahre nachher den Tod ihrer verstorbenen Eltern. Angeführt vom Thersander und Alkmäon, eroberten und zerstörten sie Theben (um 1215 v. Chr.) und tödteten oder verjagten den Laodamas. — Als endlich der letzte König der Thebaner, Xanthus, in einem Zweikampfe gegen den athenischen König Melanthus blieb, wurde um 1126 zu Theben eine demokratische Regierungsverfassung eingeführt. Die verschiedenen Städte Böotiens, ebenso viele Freistaaten, waren durch einen Bund vereinigt und hingen mehr oder weniger von Theben ab. Die Staatsangelegenheiten der Union wurden zuerst von vier Reichscollegien in den vier Distrikten, in welche Böotien getheilt war, und welche zusammen eilf Böotarchen wählten, erörtert und dann auf einem allgemeinen Reichstag zu Theben ins Reine gebracht. Theben hatte als demokratischer Staat seinen eigenen Senat; das Kommando im Kriege und die Justizpflege wurde von den Böotarchen und Polemarchen besorgt. Gleich Athen und Sparta strebte von nun an auch Theben nach der Oberherrschaft in Griechenland. Allein die Trägheit und die treulosen Verbindungen der Thebaner mit den Persern hinderte ihr Emporkommen. Ihre böotischen Städte fielen ab, und eine Verbindung, die sie mit Sparta eingingen, um ihr altes Ansehen in Böotien wieder zu erlangen, blieb fruchtlos. Athen nahm sich der Böotier an, und Theben verlor seine Herrschaft über Böotien, welches sich jetzt den Athenienſern unterwarf. Im peloponnesischen Kriege leisteten die Thebaner den Spartanern wichtige Dienste und waren in ihren vielen nachfolgenden Kriegen gegen Athen und Sparta nicht minder glücklich. Endlich aber bemächtigte sich Phöbidas der Festung Kadmea, und nun erlangte die aristokratische Partei die Oberhand. Bedrückungen und Ungerechtigkeiten jeder Art fanden statt, bis Pelopidas und Epaminondas eine Verschwörung zu Stande brachten und die Tyrannen mordeten (378 v. Chr.). Sie wurden dafür

Digitized by Google

von dem Volke unter lautem Jubel zu Böotarchen ernannt. Zwar rückte der Spartaner Kleombrotus in Böotien ein, um die Thebaner zu bestrafen, und Athen, obgleich es zur Revolution behülflich gewesen war, trennte sich aus Furcht vor den Thebanern; aber der kluge Pelopidas, um die Athener gegen Sparta aufzubringen, beredete den von Kleombrotus zurückgelassenen Feldherrn Sphodrias, den atheniſchen Hafen Piräeus zu überfallen. Er that es, ward zurückgeſchlagen, und Athen erklärte nun den Krieg gegen Sparta. Die Athener und Thebaner, jetzt wieder vereint, ſiegten in den meiſten Gefechten. Doch ſchloſſen die Erſtern am Ende unter perſiſcher Vermittlung Frieden. Theben aber ſetzte den Krieg fort, um Böotien zu behalten, und erfocht nun die berühmten Siege unter Pelopidas und Epaminondas, wodurch es plötzlich über alle Staaten Griechenlands erhoben wurde. Faſt alle peloponneſiſche Völker ſtanden gegen Sparta auf und verbanden ſich mit den Thebanern. Die Perſer und Athener hielten es nun mit Sparta, konnten aber wenig ausrichten. Der Krieg dauerte indeß ununterbrochen glücklich für Theben bis zur letzten Schlacht bei Mantinea (363 v. Chr.) und dem Tode des Epaminondas fort. Unter Artaxerxes's Vermittelung kam nun ein allgemeiner Friede zu Stande, worin jeder Theil ſeine Beſitzungen erhielt. Allein Theben — wenngleich noch einige Zeit furchtbar — fing wieder an zu ſinken. Nun entſtand der heilige Krieg, durch die Phokäer veranlaßt, welche einige dem delphiſchen Apollotempel zugehörige Ländereien ſich angemaßt hatten. Das Amphyktionengericht ſprach gegen Phokis; dieſes aber weigerte ſich, zu gehorchen, und nun kam es zum Kriege, den die Phokäer durch Erſtürmung und Plünderung des delphiſchen Tempels und durch Herabreißung der an ſeinen Säulen angehefteten Urtheilsſprüche begannen. Die Thebaner nahmen Partei gegen Phokis, gegen das auch Philipp von Macedonien heranzog. Als dieſer aber, ſtatt die Schuldigen anzugreifen, ſich der Stadt Elatea bemächtigte, geriethen die Thebaner und Athener darob in die höchſte Beſtürzung, und angefeuert von der Beredtſamkeit des Demoſthenes bewaffneten ſich beide Völker in größter Eile, und es kam 338 v. Chr. bei Charonea zu einer entſcheidenden Schlacht, in welcher Philipps Talente und die macedoniſche Phalanx den Heldenmuth der Thebaner und Athener beſiegte. Theben mußte macedoniſche Beſatzung einnehmen und die Verbannten zurückberufen. Nach Philipps Tode empörten ſich die Thebaner gegen Alexander, den ſie gleichfalls für todt hielten, riefen die Geflüchteten zurück und vernichteten die Macedonier in der Burg Kadmea. Auf die Nachricht hiervon eilte Alexander unerwartet ſchnell herbei und belagerte Theben, welches die Auslieferung der am Aufruhr Schuldigen verweigerte. Die Stadt ward trotz der hartnäckigſten Gegenwehr erobert und gänzlich zerſtört (335 v. Chr.) bis auf das Haus, wo einſt Pindar gewohnt hatte. Ueber 30.000 Bürger wurden entweder durchs Schwert hingerichtet oder als Sklaven verkauft. Thebens Zerſtörung war bloß die Wirkung des Starrſinns und des Zufalls; denn Alexander wollte die Stadt ſchonen. Ums J. 315 ſtellte Kaſſander Theben wieder her; doch blieb es von jetzt an unbedeutend. Im Kriege der Römer gegen König Mithridates von Pontus trat es aus Dankbarkeit gegen Athen auf die Seite des Letztern, ward aber dafür von den Römern hart gezüchtigt. Von der Zeit an verſchwanden die Thebaner immer mehr aus der Reihe der Nationen und zu Pauſanias's Zeiten war nur noch die Burg Kadmea u.

Digitized by Google

d. N. Theben bewohnt. Die jetzige Stadt Theben, von den Griechen Thiba genannt, nimmt die Höhe ein, auf welcher die Akropolis des Kadmus stand; sie ist mit starken Mauern und hohen Wällen befestigt und hat, mit den kleinen schlechten Vorstädten am Fuße des Berges, 6000 Einwohner.

Thee, chinesischer, besteht aus den Blättern des Theestrauches Thea Bohea und T. viridis. Dieser Strauch ist in Japan, China und Tunkin (30—45° N. B.) zu Hause, wird auch daselbst sehr häufig gebaut, erreicht die Höhe eines Menschen und hat glatte eirunde Blätter. Diese sind es, welche wir als Thee gebrauchen. Frisch haben sie betäubende Eigenschaften, die man ihnen durch das Trocknen auf Eisenblechen über das Feuer nimmt; man rollt sie währenddem zwischen den Händen und gibt ihnen dadurch das gewöhnliche krause Ansehen. So getrocknet, soll der Thee ein Jahr aufbewahrt werden, ehe er in den Handel kommt. Die verschiedenen Sorten reduciren sich auf zwei, auf grünen und auf schwarzen Thee, Theebou, wovon letzterer herber als erster schmeckt und rosenartig riecht, während jener einen Veilchengeruch besitzt; nach ihrem geringern Alter und sonstigen Güte werden beide wieder in mehre Abtheilungen gebracht. Die erste Theelese wird zu Ende Februar oder im Anfange des März gehalten. Diese Blätter sind kaum einige Tage alt und sehr zart. Man pflückt sie einzeln und sehr vorsichtig. Aus ihnen wird der Kaiserthee verfertigt, den der Hof und die Vornehmsten für sich behalten. Die zweite Lese wird zu Ende des März oder im Anfange des April gehalten, wenn ein Theil der Blätter die volle Größe schon erreicht hat. Doch werden auch die übrigen mit abgepflückt, dann aber nach ihrer Größe verschieden sortirt. Die zartesten werden besonders zubereitet und oft für Kaiserthee verkauft. Die dritte Sammlung geschieht zu Ende des Mai's oder im Junius; die Blätter sind dann völlig ausgewachsen und stark. Der aus ihnen bereitete Thee ist der gemeinste und gewöhnlichste. Ihn trinkt das Volk; denn in China ist das bloße Wasser zum Trinken ungesund. — Der erste europäische Schriftsteller, der den Thee beschrieben hat, ohne ihn zu nennen, ist der Italiener Giovanni Botero 1590. Die holländ. ostindische Comp. führte 1610 den Thee in Europa ein. Aus Holland kam er nach England, wo man ihn schon um 1660 trank. Seit 1715 wurde der Gebrauch desselben in England allgemeiner. Die Thee-Einfuhr in England und Irland stieg seit 1717, wo sie 700.000 Pf. betrug und vorzüglich seit 1766, wo sie 6 Mill. Pf. betrug, binnen 30 J. bis auf 20 Mill. Pf. 1826 betrug der Werth des Thees, welchen die ostind. Comp. aus China hatte kommen lassen, 298.404.01 Pf. S. In England unterscheidet man 3 Sorten grünen Thee: den Kaiserthee, den Hyson- (nach dem Kaufmann, der ihn zuerst einführte, so genannt) und Singlothee, nach dem Orte, wo er gebaut wird; und fünf Boheas: Souchong-, Cambo-, Congo-, Pekor- und ordinairen Boheatbee. Eine besondere Art grünen Thees, in der Form von kleinen Kügelchen, heißt Gun-Powder-Tea. Man schätzte den Thee am höchsten, den wir zu Lande erhalten, oder den Carawanenthee; geringer den zur See hergebrachten. Da der in andern Ländern von gleichem Klima gezogene Thee den angenehmen Geruch des chinesischen nicht besitzt, so glaubt man, daß dieser ihn erst durch die Blumen des wohlriechenden Oelbaumes, Olea fragrans, erhält. Da der gute Thee in China eine Bergpflanze unter Corsica's Himmelsstriche

Digitized by Google

ist, und die Berge der chinesischen Theecultur niedriger sind, als die in Corsica, so würden die Pyrenäen denselben Thee liefern können; auch wächst bereits am südlichen Abhange der Cevennen eine Sorte chinesischen Thees. Man hat daher in Frankreich (seit 1817) mit Hülfe eines Russen Versuche mit dem Anbau der Theepflanze gemacht, und 1819 verkaufte man den auf franz. Boden gewonnenen Thee u. d. N. Xenopoma Thea Sinensis. 1816 ließ König Johann VI. die Theepflanze nach Brasilien bringen, und Chinesen, die mit ihrer Behandlung vertraut waren, nach Rio-Janeiro kommen. Dieser Anbau ist auf der Domaine Sta.-Cruz und im Sta.-Paulo so gelungen, daß man brasilischen Thee auszuführen hofft.

Theer ist ein Gemenge von brandigem Oel und Harze, und wird durch die Ausbratung oder trockne Destillation der Vegetabilien, vorzüglich der Nadelhölzer erhalten. Am besten erhält man ihn aus den Tannen, Fichten und Krummholze, und zwar aus ihren Wurzelstöcken oder Kienstöcken. Die alten Macedonier brateten (schwehlten) den Theer in Gruben, was die Schweden noch jetzt thun. Besser und nutzbarer wird die Schwehlerei in Oefen unternommen. Ein solcher Theerofen hat einen steinernen Boden mit einer Rinne, ist übrigens walzenförmig und oben gewölbt, oder er hat statt des Bodens einen Post und unter diesem einen durchlöcherten Kessel mit einer Rinne. Das Gewölbe hat einige Luftlöcher, der ganze Ofen ist mit einem steinernen Mantel umgeben. Uebrigens sind noch vorhanden: das Kohlenloch zum Füllen des Ofens, das Setzloch in der Wölbung zum Nachfüllen, Schürlöcher und Zuglöcher im Mantel. Der Ofen wird voll zerhacktes Holz gefüllt, die Kohlen- und Setzlöcher verschlossen und um den Ofen innerhalb des Mantel Feuer angelegt. Ist der Ofen erhitzt, so entwickelt sich zuerst aus dem Holze Wasser mit Essigsäure und brandigem Oele (Theergalle, Schweiß, Sauerwasser oder Meilerwasser), später erfolgt dicker, brauner Theer, auf welchem reinerer, gelber schwimmt, endlich erscheint schwarzer Theer, welcher die Beendigung der Operation anzeigt. Die Schwehlerei in Oefen ohne Mantel, welche schon den Römern bekannt waren (Plinius), ist mit Verschwendung von Feuermaterial verbunden, diejenige aber in Gruben, mit Verlust von Theer. Dachert oder Daggut, Birkenöl ist Theer aus Birkenrinde, was zur Juftengerberei angewendet wird. Theergalle, sowohl als Theer selbst werden während der Verkohlung des Holzes erst aus den Bestandtheilen des Holzes, die nicht vollkommen verbrennen können, zusammengesetzt, indem sie etwas Sauerstoff annehmen. Gelber Theer hingegen ist klar ausgeschmolzenes Harz des Holzes. Man benutzt den Theer zum Schmieren der Wagen und Einlassen der Schiffe. Die Theergalle dient als Essigsäure. Aus der zurückbleibenden Kohle (Pechgriebe) wird Ruß gebrannt.

Theilbarkeit, die Eigenschaft der Körper, sich in Theile zerlegen zu lassen. Es gibt eine mechanische, chemische und ideelle Theilbarkeit. Die letztere nimmt an, daß sich die Materie in Gedanken bis ins Unendliche theilen lasse. Ihr entgegengesetzt ist die atomistische, welche Urkörperchen behauptet, die nicht mehr getheilt werden können und doch noch Körper seyn sollen. Die physische Theilung hat ihre Grenzen, wenngleich die chemische uns allerdings in Erstaunen setzt: so färbt ein Gran Kupfersalmiack 400 Fuß Cubikzoll Regenwasser und wird nach Muschenbroek's Berechnung in 400 Millionen erkennbare Theile zerlegt.

Ein Gran Moschus verbreitet Jahre lang seinen Geruch, ohne bedeutend im Gewicht abzunehmen. Andre Beispiele s. Geruch. In Biot's „Lehrbuch der Physik" (3. A., deutsch mit reichen Zusätzen durch Fechner, Leipz. 1825) wird dieser Gegenstand besonders gut abgehandelt.

Theile der Körper sind entweder mechanische oder chemische; jene nennt man Theilganze, diese Bestandtheile: z. B. Glaubersalz besteht aus Natrum und Schwefelsäure; diese heißen dessen chemische Bestandtheile. Verkleinert man bloß ein Salzstück, so gibt dieß seine mechanische Theile, in deren jedem die chemischen Bestandttheile noch vorhanden sind. Die mechanische Verbindung ähnlicher Ganztheile zu einem Ganzen heißt Anhäufung, die chemische Vermischung; die mechanische Verbindung unähnlicher Theile Vermengung.

Theilungsinstrument, ein astronomisches Werkzeug, womit man alle mathematischen Bogen und Zirkelinstrumente, welche einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben, von der größten Gattung bis zur kleinsten in ihre gehörigen Grade, Minuten und Secunden, wie alle beliebige reguläre und irreguläre Zahlen von einem Grad bis ins Tausend in die richtigsten Vertheilung bringen kann. Das vervollkommnete Theilungsinstrument ist die berühmte Erfindung Ramsden's (s. d.), durch welche er die Theilstriche auf dem Gradbogen so fein wie ein Haar machte. (S. Messungen.) Die Maschine wird auch von den Uhrmachern gebraucht.

Theismus, s. Deismus.

Thema, der Hauptsatz oder Hauptgedanke, welcher die Grundlage zu einem mündlichen, schriftlichen oder musikalischen Vortrage gibt. — Thematisch gearbeitetes Tonstück ist ein solches, wenn die Ausführung desselben hauptsächlich in den mannigfaltigen Wendungen und Zergliederungen des Hauptsatzes, ohne Beimischung vieler Nebengedanken, besteht.

Themis (Mythologie) war ursprünglich die Rechtsprechende und Entscheidende in den Orakeln, wo man Entscheidung und Rath jeder Art, vorzüglich aber ärztlichen und richterlichen suchte; also die erste Gottheit, die vor Apollo als Beschützerin des Orakels zu Delphi galt. Der Sänger der „Kosmogonie" wies ihr unter den vor Zeus gebornen Göttern, unter den Titaniden, eine Stelle in der Göttererzeugung an, und bereitete durch ihre Geburt, als Mutter der Horen und Moiren, den künftig bestimmten Lauf in Natur und Leben vor. Im Olymp führt sie die Aufsicht über die Ordnung bei Tische und sitzt dem Jupiter zur Seite. Als Prophetin warnte sie den Jupiter und Neptun vor einer Vermählung mit der Thetis. Sie erhielt das Orakel von der Gäa. Aus Delphi lassen Verschiedene den Bacchusdienst und seine Mysterien entspringen, die sich nach der 78sten orph. Hymne von der Themis herschreiben. Nach Winckelmann und Gellius wurde sie als Jungfrau mit einem scharfsichtigen, ernsten Blicke (freilich schon mehr als Nemesis) gebildet. Später verwechselte man Themis mit ihrer Tochter Dyke, und diese wieder mit der Nemesis.

Themistokles, einer der berühmtesten griech. Feldherren und dem Geiste nach der größte und kühnste Staatsmann, den Griechenland je hervorgebracht hat, war zu Athen 514 vor Chr. geboren. Schon als Knabe war er stolz, feurig, klug, nie müßig oder dem Spielen, wie andere Kinder, ergeben; bei dem Unterricht in der Musik und Sittenlehre

Digitized by Google

bewies er sich gleichgültig; sobald aber von Staatssachen, Kriegskunst, Beredtsamkeit die Rede war, verschlang er die Worte des Lehrers. Eine glühende Begierde nach Thaten in sich fühlend, raubten die Trophäen des Miltiades, des Siegers von Marathon, ihm die Nachtsruhe. Als er zuerst in den Gerichtshöfen und als Volksredner öffentlich auftrat, erregte sein feuriger Geist, seine Beredtsamkeit und seine edle Gestalt schon Aufsehen und große Erwartungen. Er imponirte zugleich durch äußern Glanz, gab öffentliche Schauspiele und trachtete im Umgange nach dem Lobe eines höflichen, dienstfertigen und gerechten Mannes. Die Athenienser waren in zwei Parteien getheilt, in die aristokratische und demokratische. Themistokles schwang sich zum Führer der letztern empor, während Aristides (s. d.) an der Spitze der erstern stand. Obgleich er sein Vaterland aufrichtig liebte, so war doch diese Liebe der Sorge für seine eigne Größe untergeordnet. Die Intriguen seiner Partei brachten während der pers. Waffenruhe die Verbannung des Aristides zuwegen. Nun galt Themistokles Alles bei dem Volke. Sein Streben ging dahin, Athen zur Herrschaft über Griechenland zu erheben. Deßhalb bewog er seine Mitbürger zur angestrengtesten Vermehrung der Seemacht, worauf er seine vorzüglichste Hoffnung baute. Die bei Marathon erlittene Schmach zu rächen, hatte Xerxes ungeheure Zurüstungen gemacht, und forderte nun die Griechen auf, sich ihm zu unterwerfen. Themistokles, glühend für den Ruhm und ausschließlich über den Planen zur Rettung des Vaterlandes brütend, ordnete rastlos die Hülfsmittel des Krieges. Zu Athen und Korinth und überall, wo er seine Gegenwart für nützlich hielt, ermunterte, strafte, begeisterte er durch seine kraftvolle Rede, und suchte die Griechen unter Beseitigung ihrer innern Streitigkeiten gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen, der, nach Durchdringung des Engpasses Thermopylä (s. Leonidas) ganz Hellas überschwemmte. Die Bürger Athens, auf Themistokles's Rath, den das delphische Orakel gut hieß, verließen ihre Häuser und Tempel, schickten die Wehrlosen nach befreundeten Sicherheitsplätzen und suchten auf den Schiffen ihr Heil. Auch bewirkte er die Zurückberufung aller verwiesenen Bürger, unter ihnen auch Aristides, welcher nun seinen vormaligen Nebenbuhler unterstützte. Der Oberbefehl der verbündeten Flotte, deren größter Theil aus athen. Schiffen bestand, ward dem Spartaner Eurybiades übertragen; jedoch war Themistokles durch die Ueberlegenheit seines Geistes im Kriegsrath der Erste. Sein Werk war der große Sieg, den die Griechen in der Meerenge von Salamis (23. Sept. 480 v. Chr.) gegen die furchtbarste Uebermacht und zum schmählichsten Ruin der Perser erfochten; denn nur er vermochte die Häupter der Flotte, daß sie nicht eilig — zur Deckung des Peloponnes — die vortheilhafte Stellung verließen; nur er war es, der durch wohlerdachte List den Perserkönig zu voreiligen Angriff bewog. In der Schlacht selbst glänzte sein Talent und seine Tapferkeit vor Allen hervor, und man pries ihn als den Sieger bei Salamis und den Retter des Vaterlands in ganz Griechenland. Bei den olymp. Spielen vergaß man über seiner Gegenwart die Kämpfer; sein Name floß von allen Lippen. Hier war sein Stolz gesättigt und innig gerührt gestand er seinen Freunden, daß dieser Tag der schönste seines Lebens sey. Als Athen wieder erbaut war, schlug Themistokles vor, daß jeder Bürger Antheil an der Regierung haben,

Digitized by Google

und die Archonten ohne Unterschied aus dem ganzen Volke erwählt werden sollten. Dieß ward genehmigt; allein sein Vorschlag, Athen so zu befestigen, daß es durch einen plötzlichen Ueberfall nicht könne genommen werden, welcher die Zustimmung der Athenienser erhielt, machte die Eifersucht der Lacedämonier rege. Sie wollten sich der Ausführung unter dem Vorwande widersetzen, daß die Perser, wenn sie noch einmal Athen, und zwar als einen befestigten Platz einnehmen, von dort aus alle griechische Staaten würden überwältigen können. Themistokles ging als Gesandter nach Sparta, um über diesen Gegenstand zu unterhandeln. Durch mancherlei Verzögerungen und trügerische Vorspiegelungen zog er die Sache so lange hin, daß die thätigen Athenienser bereits ihre Wälle aufgeführt hatten, ehe noch die Spartaner es erfuhren. Hierauf brach Themistokles die ganze Unterhandlung ab und behauptete, Alles sey recht, wodurch man seinem Vaterlande nützen könne. Er bewirkte auch, daß der Piräus, der vorzüglichste Hafen der Stadt, erbaut, und durch große Wälle mit derselben verbunden wurde. List und Ränkesucht, die nur zu häufig in entehrenden und boshaften Handlungen sich äußerten, waren Grundzüge in dem Charakter des Themistokles. Während er Andros belagerte, bedrohte er alle benachbarte Inseln mit einem Einfall und erpreßte dadurch große Summen, angeblich zur Fortsetzung des noch nicht beendigten Perserkrieges, die er aber zu seinem Besten verwendete. Ein andermal meldete er, als er mit der Flotte zu Pegasa in Magnesien lag, den Athenern: daß er einen Vorschlag zu thun habe, durch dessen Ausführung der Republik ein außerordentlicher Dienst geschehen würde; daß er aber diesen Plan nicht öffentlich entdecken könne. Man sandte deßhalb den Aristides zu ihm. Dieser tugendhafte Mann berichtete aber dem Volke: daß der Vorschlag des Themistokles zwar außerordentlich vortheihaft, aber höchst ungerecht sey, worauf man beschloß, ihn nicht anzunehmen. Themistokles Plan war, alle Schiffe der Flotte, mit Ausschluß der athenienſischen, zu verbrennen, um den Athenienſern die Alleinherrschaft zur See zu verschaffen. Während Themistokles sich um seine Landsleute die größten Verdienste erwarb, zog er sich den Haß der Spartaner nicht allein durch den Betrug, den er ihnen gespielt hatte, sondern auch durch die Vereitelung eines Plans zu, wodurch sie sich das größte Ansehen in Griechenland zu erwerben trachteten, indem sie Theben, Argos u. a. Städte vom griech. Bunde ausschließen wollten. Er widersetzte sich mit Glück; allein die Lacedämonier verbanden sich mit seinen Feinden in Athen, um seinen Ruf zu untergraben. Sein Betragen selbst war nicht geeignet, die Eifersucht seiner Neider zu besänftigen, und er wurde von den Athenienſern durch das sogen. Scherbengericht (s. d.) verbannt (471 v. Chr.). Während seines Exils auf Argos theilte ihm Pausanias, der Spartaner, einen Entwurf gegen die Freiheit Griechenlands mit. Themistokles schlug indessen jede Theilnahme ab, ohne jedoch den Pausanias anzugeben. Die Lacedämonier verklagten ihn deßhalb bei den Athenienſern, und diese befahlen, ihn zur Verantwortung zu ziehen. Ein solches Verhör fürchtend, begab sich Themistokles nach der Insel Korkyra, deren Einwohner ihm wegen wichtiger Dienste verpflichtet waren. Auch dort nicht sicher, ging er nach Epirus, und von da zu dem Könige der Molosser, Admetus. Aber auch hier verfolgte ihn die Rache der Spartaner. Sie drohten dem Könige mit einem griechischen Kriege, wenn er den angeblichen Verbrecher länger beschützen

Digitized by Google

würde. Admet sandte ihn nach einem Hafen am ägäischen Meere, von wo er nach mehren Abenteuern Asien glücklich erreichte und endlich an den persischen Hof kam. Es war von dem Könige Artaxerres Longimanus ein Preis von 200 Talenten auf den Kopf des Themistokles gesetzt. Er verschaffte sich Zutritt zum Artaxerres, gab sich selbst an und erhielt die 200 Talente und das Versprechen noch größerer Belohnungen, wenn er nützliche Auskunft über Griechenland geben würde. Zum Unterhalt wies ihm der großmüthige Perserkönig die Einkünfte dreier Städte an. Er erlernte in kurzer Zeit die persische Sprache und erschien nun gleich einem Eingebornen an des Königs Hofe. Themistokles hätte glücklich seyn mögen, wenn er seines Ursprungs vergessen und in Wohlstand und Ruhe Ersatz für befleckten Ruhm und gekränktes Selbstgefühl hätte finden können. Wenn es aber wahr ist — denn die letzte Lebenszeit dieses Mannes ist in Dunkel gehüllt — daß, als später Artaxerres in ihn gedrungen, die Anführung eines Heeres gegen Griechenland zu übernehmen, er sich selbst den Tod gegeben (nach Plutarch zu Magnesia 449 v. Chr., im 65. J. seines Alters), weil seine patriotische Seele sich gegen den Gedanken eines solchen Krieges empörte, so mögen wir gestehen, daß er seine Rolle auf eine des Siegers von Salamis würdige Weise endigte. (Mehres s. Aristides.) Man hat von ihm 21 Briefe, in einem angenehmen leichten Style, die er während seiner Verbannung geschrieben haben soll, doch ist ihre Echtheit ungewiß. Ausgaben: von Schöttgen, Lpz. 1710; mit einigen grammatischen Zusätzen und Anmerkungen v. J. C. Bremer, Lemgo 1776. 8.

Themse (engl. Thames), Englands größter Strom, entspringt in den Gebirgen von Südengland, heißt zuerst die Thame und nimmt den Namen Themse erst nach ihrer Vereinigung mit der Isis bei Dorchester in Orfordshire an. Sie fließt in mehren Krümmungen südöstlich, dann östlich, nimmt verschiedene kleine Flüsse auf, wird bei Lechlade schiffbar und ist bei London schon ein mächtiger Strom, welcher, mittelst der bis Kingston oberhalb jener Stadt sich erstreckenden Meeresfluth, die größten Kauffahrteischiffe trägt (s. London). Ostwärts, 12 Meilen unterhalb London, zu einem Meerbusen erweitert, mündet sich die Themse nach einem Laufe von 30 deutschen Meilen in die Nordsee. Bei ihrem Ausflusse unweit der Stadt Sheerneß auf der kleinen Insel Shepey ist der gewöhnliche Versammlungsort der Ost- und Westindienfahrer. Oberhalb London liegen an beiden Ufern des Stromes verschiedene Städte; besonders aber sind die Ufer von Richmond an bis London mit Dörfern, schönen Landhäusern und Gärten häufig angebaut. Unterhalb London liegen die Städte Greenwich mit einem großen und schönen Seehospital; Deptford mit großen Schiffswerften für die k. Kriegsflotte und einem trefflichen Seehospital; Woolwich mit Schiffswerften für 2000 Arbeiter und einer der größten Niederlagen für Kriegs- und Schiffsmunitionen; Gravesand mit weitläuftigen Gärten, wo die Schiffe gewöhnlich noch frische Lebensmittel und gebrannte Wasser einnehmen. Auf beiden Seiten des Flusses liegen 2 Forts. Die Einfahrt in der Themse ist nicht besonders vertheidigt; daher es dem berühmten holl. Seehelden de Ruyter gelang, am 8. Juni 1667 bis Chatam mit seiner Flotte zu segeln und dort viele Kriegs- u. a. Schiffe zu verbrennen. (Vgl. Tunnel.)

Theodicee, von dem Griech. Theodikä, Gottes-Vertheidigung, d. h. die philosophische Vertheidigung und Rechtfertigung Gottes gegen die

Digitized by Google

Anklage, welche man aus dem Zweckwidrigen in der Welt gegen sie erhebt. Alle Theodicee soll Auslegung der Natur seyn, so fern Gott durch dieselbe die Auslegung seines Willens kund thut. Nun ist jede Auslegung des declarirten Willens eines Gesetzgebers entweder doctrinal oder authentisch. Die erste ist diejenige, welche jenen Willen aus den Ausdrücken, deren sich dieser bedient hat, in Verbindung mit den sonst bekannten Absichten des Gesetzgebers heraus vernünftelt. Die zweite macht der Gesetzgeber. Authentische Theodicee ist hiernach die bloße Abfertigung aller Einwürfe wider die göttliche Weisheit, wenn sie ein göttlicher Machtspruch, oder wenn sie ein Ausspruch derselben Vernunft ist, wodurch wir uns den Begriff von Gott als einem moralischen Wesen nothwendig und vor aller Erfahrung machen. Eine solche authentische Auslegung, die aus die unmittelbaren Erklärung und Stimme Gottes angesehen werden kann, durch die er den Buchstaben seiner Schöpfung einen Sinn gibt, findet man im Buche Hiob. Leibnitz will in seiner Theodicee den Satz ausführen, daß Gott unter allen möglichen Welten, die er hätte schaffen können, die beste gewählt habe, und diese sey die unsrige. Dieses System heißt der Optimismus (s. d.). Uz stellte die philosophischen Ideen der Leibnitz'schen Theodicee in einem schönen dichterischen Gewande dar. Voltaire sucht in seinem „Candide" den Optimismus widerlegend lächerlich zu machen. Eine andere „Theodicee" kam 1809 zu Bamberg von G. J. Wagner heraus.

Theodolith. Dieses Instrument, welches jetzt in besonderer Vollkommenheit aus dem optischen Institute des H. v. Reichenbach zu Benedictbeurn (s. d. A.) hervorgeht, dient dazu, die Winkel sowohl zwischen himmlischen als irdischen Objecten, mit allenfallsiger Entbehrlichmachung des Multiplicationsprincips (vgl. Wiederholungskreis), gleichwohl sehr genau zu messen. Es besteht aus 2 concentrischen horizontalen Kreisen, deren innerer an den Endpunkten eines seiner Durchmesser 2 senkrechte Säulen trägt, an deren obersten Enden ein kleines Mittagerohr mit seiner horinzontalen Are aufruht. Man befestigt den Vernier (s. d.) des innern Kreises an einem willkürlichen Theilstriche des äußern, und bewegt beide Kreise sammt dem Fernrohre, bis das betreffende Object in dessen Felde erscheint. Dann schließt man den äußern Kreis an sein Gestell und rotirt den gelösten innern, bis das auf die gehörige Höhe gestellte Fernrohr dasjenige zweite Object trifft, dessen Winkelabstand vom erstern man messen will. Hierauf schließt man den innern Kreis an den äußern und bringt durch die Mikrometerschraube des innern den Faden genau auf das Object. Der Bogen, welchen der Vernier des innern Kreises an dem äußern durchlaufen hat, mißt sodann den Winkel, welchen die Objecte am gemeinschaftlichen Mittelpunkte beider Kreise mit einander machen. In der letzten Zeit hat diese Construction noch mancherlei Abänderungen erlitten, worüber man s. Breithaupt's „Beschreibung eines neu eingerichteten Compensations-Theodolithen" (Düsseld. 1824, 4., m. K.).

Theodor, König von Corsica, s. Neuhof.

Theodorich der Große, König der Ostgothen, wurde 455 n. Chr. nahe bei Wien geboren. Sein Vater, Theodomir, beherrschte mit zwei Brüdern zugleich die Ostgothen in den pannonischen Ländern. Acht Jahre zählte der Knabe, da wurde er nach Konstantinopel gesandt als Geißel des Friedens zwischen den Gothen und dem Kaiser Leo. Hier empfing

Digitized by Google

Theodorich diejenige Erweiterung der Begriffe und Politur der Sitten, wodurch sein natürliches Talent, seine angeborene Kraft den Lehrern selbst später um so furchtbarer wurde. Reich an Erfahrung, an Kenntniß der Menschen und der Geschäfte — wenn auch ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung — und mit der Kunst der Waffen sowie mit deren Kraft vertraut, kehrte der 18jährige Jüngling zum Vater zurück, der damals Alleinherrscher der ganzen Nation war. Durch glänzende Kriegsthaten gegen die Sarmaten deren Fürsten einen er tödtete, machte er schnell seinen Namen berühmt. Nach dem Tode seines Vaters (475) bestieg er unter dem Zujauchzen seines Volkes den Thron. Als Bundesgenosse des griech. Kaisers Zeno, unterstützte Theodorich diesen, hem in einem Aufstande das Zepter entrissen worden war, so nachdrücklich, daß er wieder seine Würde erhielt und in derselben bbhaupten konnte. In der Folge gerieth der Gothenbeherrscher jedoch in Krieg mit Zeno, welcher durch große Länderabtretungen, sowie durch die Ernennung Theodorichs zum Consul und Patricius einen unsichern Frieden erkaufen mußte. Nun wandte Theodorich seinen Blick nach Italien, wo der Herulerfürst Odoaker den letzten weström. Kaiser Augustulus entthront und sich zum König von Italien erhoben hatte. Theodorich erbat sich und erhielt vom Kaiser Zeno den Auftrag, gegen den Thronräuber zu ziehen und im Namen des Reichs das befreite Italien zu beherrschen. Seine ganze Nation folgte ihm muthig und vertrauend, trotzend dem Hunger und der Mühe des langen Weges, und erreichte endlich, dir julischen Alpen übersteigend, die Ufer des Lisonzo bei Aquileja (689). Odoaker stellte sich ihm hier an der Spitze eines mächtigen Heeres entgegen; allein Theodoeich griff ihn an, schlug und nöthigte ihn, sich bis in die Ebenen von Verona zurückzuziehen. Nach einer zweiten noch entscheidendern Schlacht mußte Odoaker seine Zuflucht zu den Wällen von Ravenna nehmen, und die wichtigen Städte Mailand und Pavia fielen in die Gewalt des Siegers. In einer dritten Schlacht wurde Odoaker ganz überwunden, und es blieb ihm nichts übrig, als sich in das feste Ravenna einzuschließen. Nach einer fast 3jährigen Belagerung öffnete er dessen Thore, an Hülfe verzweifelnd und durch das Versprechen der Freundschaft und einer gemeinschaftlichen Regierung getäuscht (493). Theodorich, unter den Freuden der Tafel ließ den unglücklichen Nebenbuhler tödten und war nun Herr über ganz Italien. Ravenna bestimmte er zu seiner gewöhnlichen Residenz. Alle im Bunde mit Odoaker gestandene Völker unterwarfen sich dem Sieger oder schlossen Frieden mit ihm. Seine Herrschaft erstreckte sich bald auch über Sicilien, die südlichen Donauländer von Rhätien bis Untermösien, über Dalmatien und einen Theil der gall. Küste. Im Namen seines unmündigen Enkels Alarich verwaltete er auch später das westgoth. Spanien. Sein Herrscherwort tönte von der untern Donau bis zum atlant. Ocean. Leicht hätte er von solcher Höhe zu noch größerer Macht sich aufschwingen mögen. Aber er legte in der vollen Kraft des Alters das siegreiche Schwert zur Seite und widmete sein Leben einer friedlichen, bürgerfreundlichen Verwaltung. Er nahm den Titel König an, erwies dem griech. Kaiser zwar eine gewisse Ehrerbietung, blieb aber ganz unabhängig von ihm. Er vertheilte das Drittheil der Ländereien Italiens, welches Odoaker seinen Ausländern gegeben hatte, unter die Ostgothen, verfuhr aber dabei mit Klugheit und Schonung der Eingebornen; denn nur auf erhaltene schriftliche Anweisung

Digitized by Google

durften die Ostgothen die ihnen bestimmten Ländereien in Besitz nehmen. Theodorich befolgte fast sklavisch die Einrichtungen des gesunkenen Kaiserreichs und ließ, was eine bleibende Trennung des besiegten von dem herrschenden Volk, dennoch eine nothwendige und unheilbare Schwäche bewirkte, die Römer nach röm., die Gothen nach goth. Gesetzen und Sitten leben. Die ersten sollten, wehrlos die einträglichen Friedenskünste treiben, die zweiten, wie ein stehendes Heer, die Beschützer, wohl auch Zuchtmeister der Eingebornen seyn. Indessen litten die Italiener, welche allein zu den bürgerlichen Aemtern gelangten, von keinem Eroberer im Ganzen weniger, als von Theodorich. Seine Gesetzgebung war die beste in jenem Zeitalter. Der röm. Senat behielt seine Würde. Die Veränderungen, die er machte, waren Verbesserungen. Er hob die Selbstrache auf und sorgte für gute Polizei; unter ihm herrschte in ganz Italien die größte Sicherheit des Eigenthums. Er war den Tugenden und Talenten hold und ein emsiger Beförderer des Ackerbaus, des Handels und der Wissenschaften und Künste. Er bekannte sich zwar mit seinen Gothen zum Arianismus, war aber, ein fast isolirtes Beispiel in seiner Zeit, tolerant gegen fremde Glaubensgenossen und ein Beschützer der Gewissensfreiheit. Als Theodorich (500) nach Rom kam, wo er mit Freuden empfangen wurde, verbot er sehr ernstlich die Zerstörung und Beschädigung aller Kunstwerke und bestimmte gewisse Einkünfte zur ihrer Erhaltung. — Sein Heer war so zahlreich und schlagfertig, daß es die Bulgaren in Pannonien besiegte, die Franken und Burgunder in Achtung gegen sich erhielt. Doch aus Mangel einer starken Flotte, mußte er es oft geschehen lassen, daß die byzant. Raubschiffe an den italien. Küsten plünderten. Rühmlicher als aller Waffenglanz war für Theodorich die freiwillige Huldigung, die seinen Tugenden, seiner anerkannten Mäßigung und Gerechtigkeit, von den fernsten Völkern und Königen gebracht ward. Der König der Heruler suchte um die Ehre der Adoption an; die Stämme der Ostsee legten den Bernstein als einen Zoll der Liebe zu Theodorichs Füßen; ein schwed. Fürst erhielt die erbetene Freistätte an seinem Hofe. Viele Kriege wurden durch seine Vermittelung geschlichtet; die Majestät der weltherrschenden Roma schien in seiner Person erneuert. Die Könige der Franken, Burgunder, Vandalen, Thüringer und Westgothen waren durch häusliche Verbindungen an ihn geknüpft, und bis auf Chlodwig ward er von allen als der gemeinschaftliche Vater, Schiedsrichter und Beschützer verehrt. Theodorich, so tolerant er aus Liebe und Einsicht war, gab zuletzt doch — freilich gereizt durch den unbesonnenen Eifer der Katholiken — den Aufhetzungen der Arianer nach, wurde mit zunehmendem Alter unfreundlich, streng gegen die Bekenner des nicäischen Symbolums, und nur sein Tod wendete die beschlossene Verfolgung ab. Von der ersten Ungerechtigkeit führt ein jäher Absturz die Gewalthaber zur Tyrannei. Mit dem reinen Bewußtseyn floh die Liebe, das Vertrauen aus Theodorichs Brust. Die Gerechten fing er an zu scheuen, zu hassen, seitdem er unwerth ihres Beifalls geworden. Von Unmuth, Bitterkeit, wohl auch von künstlich aufgenährtem Argwohn, sank der einst edle ruhmgekrönte König zum Mörder herab. Die Hinrichtung des Boethius (vgl. d.) und dessen ehrwürdigen Freundes Symmachus (524) schänden Theodorichs sonst glorreiche Regierung; doch mag die Gewissensangst darüber, die seine Tage abkürzte, für das natürlich gute Gefühl des Königs zeugen und die Strenge unsres Urtheils mildern. Theodo-

rich starb 526. Zu Ravenna sieht man noch sein Grabmal. Die nun entstehende innere Zwietracht, zumal im Königshaus, ward die Hauptursache des baldigen Untergangs seines Reichs. Thronfolger war sein Enkel Athalarich.

Theodosius (Flavius) I., der Große, geb. 345 zu Cauca im nördlichen Spanien, Sohn des Comes Theodosius, welcher in Britannien und Afrika mit Ruhm gestritten, aber zum Lohn seiner Thaten auf Anstiften treuloser Minister, welche des Kaisers Gratian unerfahrene Jugend täuschen, zu Carthago enthauptet wurde (376). Der Sohn, welcher früh als Herzog von Mösien durch Besiegung der Sarmaten hervorglänzte, theilte des Vaters Ungnade und wurde nach seiner Heimath in die Dunkelheit des Privatlebens gesandt. Aber in der Stunde der Noth, als Gratian die Schreckensbotschaft von seines Oheims Valens Tode in der Schlacht bei Hadrianopel gegen die Gothen vernommen, als er die Unmöglichkeit erkannt hatte, hier den siegenden Gothen, dort den Deutschen, die in Gallien einbrachen, allein zu widerstehen, da ernannte er, eingedenk der Talente des Theodosius und dessen Tugend vertrauend, diesen edlen Verbannten zum Mitkaiser und Augustus und übertrug ihm mit dem Orient die Führung des goth. Kriegs (379). Theodosius entsprach der Erwartung, und mit der Einsicht eines großen Feldherrn besiegte er die über die Donau ins röm. Reich eingedrungenen Hunnen, Alanen, Sarmaten und Gothen, ohne eine verderbliche Schlacht zu wagen, beförderte die Uneinigkeit unter ihnen, trieb einen Theil durch den andern auf und gab dem Ueberrest nach einem 4jährigen Kampfe einen billigen Frieden (382). Die Ostgothen unterlagen ebenfalls seinem siegreichen Schwerte (386). Sie erhielten Wohnsitze im röm. Gebiete, als Unterthanen des Kaisers, aber doch nach eigener Sitte lebend. Auch machte Theodosius durch tapfere Feldherren seinen Namen in Asien furchtbar, sodaß die pers. Großkönige selbst seine Freundschaft suchten. Indessen hatte Gratian (383) durch Maximus sein Leben verloren, der von den Legionen in Britannien zum Kaiser war ausgerufen worden, und den Theodosius, aus edler Scheu, das erschöpfte Reich den Gräueln eines Bürgerkrieges auszusetzen, als Herr der transalp. Länder anerkannte; doch sollten Italien, Afrika und Westillyrien Valentinian II. bleiben. Als Maximus jedoch (387) den Letztern aus seinem Erbe vertrieb, stand Theodosius nicht länger an, die Waffen zu ergreifen, und das Glück unterstützte seine gerechte Sache. Maximus wurde von ihm in Pannonien entscheidend geschlagen, in Aquileja von den Verfolgern ereilt und hingerichtet (388). Der Sieger übergab Valentinian II. das ganze abendländische Kaiserthum, beruhigte durch eine allgemeine Amnestie das Reich und hielt (389) seinen Triumph in Rom. Was er hier für seinen Mitkaiser gethan, sollte noch ihm selbst zu statten kommen. Arbogast, ein Franke und Befehlshaber der gall. Heere in Roms Diensten, ermordete (397) den jungen Valentinian II., und setzte — da die Römer eines Barbaren Herrschaft würden verschmäht haben — seinen Geheimschreiber Eugenius auf den Thron, um in dessen Namen zu regieren. Pflicht, Ehre und Politik riefen Theodosius von neuem zum Kampfe. Nach 2jährigen Rüstungen erschien er mit einem ansehnlichen Heere an Italiens Grenze, wo ihn Arbogast mit den Völkern des Abendlandes am Fuße der julischen Alpen erwartete. Schon hatte Theodosius ein Treffen verloren, schon drohte ihn der Feind zu umzingeln, als der gelegene

Digitized by Google

Abfall eines Theils von Arbogast's Truppen die Lage änderte. In der Schlacht, welche nun folgte, schien der Himmel selbst durch Sturm und Ungewitter für den frommen Theodosius zu streiten, indem die feindliche Pfeile gegen ihre Schützen zurückgetrieben (nach Claudian). Nach der Niederlage und Zerstäubung ihres Heeres starben Eugenius und Arbogast, jener verzagt unter den Streichen der erzürnten Sieger, dieser männlich durch seine eigne Faust (394). Theodosius war nun Alleinherrscher des ganzen Römerreichs. Er verband mit echten Herrschergaben viele Privattugenden, war mäßig, sittsam, obschon der Regungen der Liebe gar wohl empfänglich, ein Freund der häuslichen Freuden, dankbar, gerecht, leutselig, durch das Glück unverderbt und so viel seine Erziehung und Verhältnisse erlaubten, selbst den Wissenschaften vertraut. Seine innere Verwaltung war kraftvoll und weise. In Ansehung seiner Räthe und Beamten traf er meist eine glückliche Wahl. Er gab treffliche Gesetze für das bürgerliche Leben, besonders gegen amtlichen Druck von Seiten der Stadtdiener und gegen die verkehrte Anwendung ihres Ansehens zur Errichtung ihrer persönlichen Absichten. Auch lag ihm die Belebung des Municipalwesens der Städte sehr am Herzen. Ueberhaupt zeichnete sich seine Regierung aus durch weise Sparsamkeit und durch edelmüthigen Gebrauch der öffentlichen Mittel. Seine Gesetze über das Civil- sowohl als über das Kirchenwesen finden sich in dem Codex des jüngern Theodosius. Noch zu Thessalonich, seiner ersten Residenz, hatte er sich 380 taufen lassen. Er zeigte seitdem einen großen Eifer für die reine Lehre des Christenthums, eine erbauliche Andacht und kindliche Ergebenheit gegen die Vorsteher der Kirche. In einem Gesetze vom 28. Febr. 380 erklärte er seinen Willen, daß alle von ihm beherrschten Völker Bekenner des nicäischen Symbolums seyn sollen; nur die Genossen dieser Lehre dürfen sich Katholiken nennen; die Andern müßen als Wahnsinnige betrachten werden und die Schmach ihrer Ketzerei tragen; Theodosius erklärt: daß sie, in Erwartung göttlicher Strafe, bürgerliche Strafen, die ihnen werden auferlegt werden, sollen zu erwarten haben. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Theodosius sich auf Verbot des öffentlichen Gottesdienstes der Ketzer beschränkt hätte, ohne mit gewaltsamer Hand ins Gewissen der Irrenden eingreifen zu wollen, wozu kein Sterblicher Recht hat. Auch erklärte Theodosius die Arianer für unfähig, Testamente zu machen und gerichtliche Zeugnisse abzulegen. Einige Jahre später ergriff er noch härtere Mittel gegen die Ketzer, vorzüglich gegen die Manichäer. Er befahl, daß Untersuchungen gegen alle diese sollten angestellt und dazu eigne Erforscher (Inquisitoren) geordnet werden; auch sollte kein Vorwurf die Angeber — dieß verhaßte Gerücht — treffen. Es schmerzt, zu sehen, daß die grauenvolle Maßregel der Inquisition einen sonst so großen und guten Fürsten zum Urheber habe. Daß Theodosius — nach Sozomenus's Versicherung — sehr selten mit Strenge gegen die Ketzer verfuhr, gereichet ihm zur Entschuldigung, aber rechtfertiget ihn nicht. Auf seinen Betrieb ward 381 ein ökumenisches Concilium zu Konstantinopel, wo er seit 380 seinen Sitz genommen hatte, gehalten. Er bestätigte den Rang und die Diöcesanverhältnisse der Patriarchen und Erzbischöfe nach ihren Beschlüssen und erließ neue Gesetze gegen die Antitrinitarier. Auch beschleunigte Theodosius durch strenge Gesetze den Untergang der abgelebten heidnischen Religion in seinem Reiche; 392 ward der Götzendienst förmlich verboten. Die Tempel wur-

Digitized by Google

den durch Scharen von Fanatikern zerstört. Gegen die Juden war Theodosius am gelindesten. Ein Hauptfehler seines Temperaments war ein Jähzorn, welcher bisweilen den Sieg über die sonst milde und verzeihende Gemüthsart des Kaisers enthielt. Das harte Urtheil gegen die rebellische Stadt Antiochien kam aus flüchtiger Aufwallung; die nachfolgende edle Verzeihung aus seinem Herzen. Aufrichtig war seine Reue und äußerst merkwürdig seine Buße wegen des Blutbades von Thessalonich. Er starb in Mailand 395. Gemäß seiner Verfügung über die Thronfolge erhielt sein ältester Sohn Arkadius das oströmische und der jüngere, Honorius, das weströmische Reich, beide Erbtheile sollten Ein Reich ausmachen und die Brüder fest zusammenhalten; aber die Eifersucht vereitelte dieß und unter Beider Regierung sank die alte Römergröße. Diese Theilung des Reichs, welche von Einigen getadelt worden ist, war indeß unvermeidlich und nothwendig. Die Vereinigung des Morgenlandes mit dem Abendlande unter Einem Haupte war nicht vermögend, die durch Sprache, Denkart und Sitte getrennten Welttheile zu einem gegründeten Ganzen zu machen; dazu kam, daß der Orient wie das Abendland von furchtbaren Feinden zu bedrohet war, als daß gegenseitige Hülfsleistung nicht immer mehr gefährdet hätte seyn müssen.

Theognis, aus Megara, lebte zwischen 560 und 470 v. Chr., in einer Zeit wo seine Vaterstadt, von einem innern Zwiespalt zerrissen, in die Hände der Volkspartei fiel, die ihn mit den andern Optimaten vertrieb. Während seiner Verbannung, die er theils in Sparta, theils in Sicilin, theils in Theben hinbrachte, oder gleich nach seiner Heimkehr, schrieb er die Sittensprüche und Lebensregeln in elegischen Versen, deren aristokratischer Ton aus seinen Lebensverhältnissen gedeutet werden muß. Sie gehören zu den schätzbaren Ueberbleibseln der gnomischen Poesie der Griechen und sind neuerdings in der Ausgabe von Welcker (1826) auf eine neue höchst geistreiche Weise zusammengestellt und erklärt worden. Die beste Uebersetzung derselben hat Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (1826) geliefert.

Theogonie heißt die Lehre von dem Ursprunge und der Abstammung der Götter. Ihre Quellen waren alten Mythen. Der älteste uns bekannte lieferte Hesiod für die griech. Götterreligion.

Theokratie, Gottesherrschaft, nennt man jene Staatsform, wo Gott als das Oberhaupt des Staats gedacht wird. In solchen Staaten sind die Priester die Verkündiger des göttlichen Willens, und ihre Macht ruht auf dem Glauben des Volkes, daß sie mit der Gottheit unmittelbar in Verbindung stehen. Obgleich in einem theokratischen Staate die geistliche und weltliche Macht in einer Person gedacht wird, in der Gottheit nämlich, so scheiden sich, da hier das Oberhaupt rein idealisch ist, dennoch gewöhnlich beide Mächte in der Wirklichkeit, wie bei den Israeliten Moses (s. d. und Hebräer) und Aaron als Stellvertreter des idealischen Oberhauptes, factisch eine getrennte Gewalt haben, welche Trennung auch unter ihren beiderseitigen Nachfolgern immer stärker hervortrat, besonders in den Zeiten der Könige. Eine solche Staatsform wird aber von der steigenden Geistesbildung untergraben und in unserm Jahrh. würde keine civilisirter Staat bei dieser Verfassung bestehen.

Theokrit, der vortrefflichste Idyllendichter der Alten, blühte 280 v. Chr. und war zu Syrakus in Sicilien geboren. Er lebte theils in Aegypten unter den Königen Ptolemäus Lagi und Philadelphus, die ihn

Digitized by Google

hochschätzten, theils zu Syrakus unter Hiero II., der ihn wegen einer beleidigenden Aeußerung mit dem Tode bestraft haben soll. Ueber seine Gedichte s. Griechische Literatur, Abschnitt Poesie. Die besten Ausgaben sind von Reiske (Wien und Leipzig 1765—66, 2 Bde., 4.), Warton (Oxford 1770, 2 Bde., 4.), Valkenaer (Leyden 1779, 81 oder 1810); ferner von Harles, Stroth, Heintorf, Schäfer und Hermann. Von den Uebersetzungen ist die Vossische 1808 am gelungensten.

Theologie, die Wissenschaft von Gott und den göttlichen Dingen, Religionswissenschaft; oder der wissenschaftlich geordnete Inbegriff derjenigen Grundsätze und Lehren, welche sich auf die Erkenntniß und Verehrung der Gottheit beziehen; oder die Entwickelung der Erkenntniß Dessen, was in der Religion auf Begriffe zurückgeführt werden kann, vermittelst mannigfaltiger, dieser Entwickelung gemäßen, philologischen, historischen und philosophischen Gelehrsamkeit. Diejenigen, welche die Möglichkeit einer solchen Wissenschaft aus dem Grunde bezweifeln, weil die Religion kein Gegenstand des Wissens sey, bedenken nicht, daß der lebendige Glaube an Gott ohne ein Wissen von ihm gar nicht gedacht werden könne. Die Theologie hat daher den Zweck, den Menschen zur Religion zu führen, und die Forderung an den christlichen Theologen geht zunächst darauf, daß er die Andern selbst übertreffe an Frömmigkeit und innerer Fülle des religiösen Lebens; dann aber und besonders auf das höhere, klarere Bewußtseyn des religiösen Lebens, wodurch er im Stande ist, Erzeugungen des religiösen Geistes zu verstehen und zu beurtheilen. — Wie die Religion selbst, in Hinsicht auf ihren Ursprung, auf eine doppelte Weise vorgestellt werden kann, entweder als hervorgegangen aus der ursprünglichen Anlage der Vernunft (natürliche Religion), oder als von außen auf übernatürlichem Wege zu den Menschen gelangt (geoffenbarte Religion), so unterscheidet man auch eine natürliche Theologie, welche die Erkenntnißgründe von dem Daseyn eines höchsten Wesens, als eines Ideals der Vernunft, und von seinen Eigenschaften philosophisch erörtert, und eine positive Theologie, welche es zunächst mit der zusammenhängenden Darstellung der Lehrsätze eine geoffenbarten Religion zu thun hat. Die Lehrsätze sind entweder theoretisch oder praktisch, d. h. beziehe sich entweder zunächst auf den Glauben oder zunächst auf das Thun. Beide Arten von Lehrsätzen müssen für die Wissenschaft getrennt werden, und von beiden hat die positive Theologie eine wissenschaftliche Darstellungen zu geben. Sofern sie Lehrsätze der erstern Art, Glaubenswahrheiten oder Dogmen, erörtert und in der Dogmatik (s. d.) wissenschaftlich darstellt, heißt sie theoretische oder dogmatische, sofern sie sittliche Vorschriften der Offenbarung zum Gegenstande hat, praktische oder Moraltheologie. Ist es der dogmatischen Theologie zunächst um die Widerlegung Andersdenkender zu thun, so wird sie Polemik genannt, Symbolik (s. d. bes.) aber, wenn sie die Glaubenswahrheiten mit steter Beziehung auf die Bekenntnißbücher einer gewissen Religionspartei angeführt. — Da die positive Religion zu ihrem vollendeten Ausbaue auch noch andere, vorzüglich sprachlicher und geschichtlicher Kenntnisse nicht entbehren kann, so werden auch diese in ihren Kreis gezogen und Alles unter dem Namen der theologischen Wissenschaften zusammengefaßt, wozu nun außer den bereits angeführten Zweigen auch die Geschichte der Religion und der Kirche (Kirchengeschichte, Dogmengeschichte, Patristik, Sekten- und Ketzergeschichte, biblische Alterthumskunde)

und die wissenschaftliche Entwickelung der Grundsätze zur Erklärung der heil. Urkunden (Hermeneutik mit ihren Zweigen, der Kritik und Exegese) zu rechnen sind. Hierzu kommt noch, mit näherer Beziehung auf den eigentlichen Kirchendienst, die Pastoraltheologie, oder die Anweisung für das Geschäft eines öffentlichen Religionslehrers und Kirchendieners. — Den ältesten Zeiten des Christenthums war die Idee einer Theologie, wie überhaupt das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Religion noch fremd. Erst seit dem 3. Jahrh. unserer Zeitrechnung begann man einzelne Lehren der Kirche mit Zuziehung der Kritik und Sprachkunde zu behandeln, meist um sie gegen die Anfechtungen der Gegner sicher zu stellen. Wenn hiermit der Weg der Begründung der christlichen Theologie, als Wissenschaft, gebahnt wurde, so scheint doch die Idee einer solchen Wissenschaft vor dem 6. Jahrh. kaum vorhanden gewesen zu seyn, und auch Das, was von dem genannten Zeitpunkte an bis zum 11. Jahrh. für ihre Verwirklichung geschah, bestand mehr in unvollkommenen Versuchen, wie die Werke des Isidorus von Sevilla und des Johannes von Damaskus beweisen. Erst seit der Zeit, wo die aristotelische Philosophie in die Schulen der Theologen den Eingang fand, sehen wir Das, was bis dahin meist nur bruchstückweise behandelt worden, sich allmälig zu vollständigern Lehrgebäuden ordnen und abrunden. Indessen tragen auch Peter Abelard's und Peter des Lombarden Werke noch viel zu sehr das Gepräge einseitiger Behandlung an sich, als daß sie für mehr, als für Annäherungen an ein immer noch fernes Ziel gelten könnten. S. die einzelnen Art., wie **Dogmatik**, **Exegese**, **Kirchengeschichte**, u. s. w.

Theomantie nannte man bei den Griechen diejenige Wahrsagung, wo ein Gott selbst den Menschen zukünftige Dinge eingab. Von den Orakelsprüchen war sie dadurch unterschieden, daß diese öffentliche, gewöhnlich an Ort und Zeit gebundene, Anstalten zur Vorhersagung der Zukunft waren, die Theomantie aber bloß eine Privatsache war und zu allen Zeiten und an jedem Orte, wo der Theomant war, geschehen konnte. In den ältesten Zeiten besonders gab es viele Theomanten in Griechenland. Wenn sie, nach ihrem Vorgeben, von der Gottheit begeistern waren, so geberdeten sie sich gewöhnlich wie Wahnsinnige und geriethen in schreckliche Verzuckungen; Andere nahmen eine besondere Ruhe und Stille an. Sie bereiteten sich gewöhnlich zu ihren Wahrsagungen vor, wuschen sich, setzten Lorberkränze auf, gebrauchten Räucherungen und Speisen, die man für wirksam zur Wahrsagerei hielt, z. B. Lorberblätter, Herzen und Lebern von manchen Vögeln und Thieren. Man unterschied die Theomanten in drei Classen: 1) solche die man von Dämonen besessen glaubte, die aus ihnen sprachen. Die meisten von diesen waren wohl Bauchredner. 2) Die Enthusiasten waren solche, welche einen gewissen Enthusiasmus vorgaben, in welchen sie die Gottheit versetzt habe. Dazu gehören die Sibyllen, Orpheus, Amphion. 3) Ekstatiker, d. h. solche, welche in eine Entzückung, Ekstase, fielen. Sie lagen, gleich einem Todten oder Schlafenden, ohne Empfindungen und Bewegungen da, und wenn sie wieder zu sich kamen, erzählten sie die seltsamsten Dinge von Dem, was sie in jenem Zustande gesehen und gehört haben wollten. Man erklärte sich dieß durch die Hypothese, daß die Seele den Körper verlassen, durch die Welt umher wandern und sogar in den Aufenthalt der Götter und der Verstorbenen kommen könne.

Uebrigens gab es nicht bloß bei den Griechen, sondern bei allen ungebildeten Völkern solche Wahnsinnige und Betrüger.

Theophane, des Thraziers Bysaltis schöne Tochter, die Neptun auf die Insel Krumissa entführte. Als sie hier ihre Freier aufsuchten, verwandelte Neptun alle Einwohner der Insel in Vieh, die Theophane in ein Schaf und sich in einen Widder. Da die Freier hierauf verschiedenes von dem Vieh schlachteten, verwandelte sie Neptun in Wölfe. Mit der verwandelten Theophane aber zeugte er den Widder Chrysomallos, der den Phrixus nach Kolchis führte, und dessen goldnes Fell die Argonautenfahrt veranlaßte.

Theophanie (griech.), Göttererscheinung, ein uralter Glaube aller Völker, die sich nicht über die Sinnlichkeit bei der Vorstellung der Gottheit erheben konnten, sondern sich dieselbe, zwar weit über die Menschen erhaben, übrigens aber doch ganz menschlich und daher auch erscheinbar dachten. Bei den Griechen die Erscheinung des Gottes, ein Fest zu Delphi, das man an dem Tage feierte, wo Apollo sich den Delphiern offenbart hatte.

Theophilanthropen, oder Theanthropophilen, d. i. Freunde Gottes und der Menschen, eine religiöse Sekte, die in der Revolution entstand. Als die Stürme der Revolution Alles zerschmettert, was den Völkern der vorigen Jahrhunderte ehrwürdig war, wurde auch die Religion, oder vielmehr das Gebäude, worin sie bis jetzt gewohnt hatte, in den brausenden Abgrund geschleudert. Bald aber erwachte das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung in den Herzen der Menschen wieder. Da aber der Deismus sich mit den äußerlichen Formen der katholischen Kirche nicht vertrug, so gerieth man auf den Gedanken, eine neue Sekte unter dem Namen Theophilanthropen zu stiften. 1796 vereinigten sich zu Paris Chemin, Mareau, Jones, Hauy, der Bruder des Physiker's und Mandar, und hielten religiöse Versammlungen, worin Reden, Gebete, moralische Vorlesungen gehalten und gesungen ward. Die Versammlung wurden zahlreich besucht und selbst neue errichtet. Das Directorium, welches es gerne sah, daß, wenn auch auf eine dürftige Weise, das religiöse Gefühl wieder im Volke erweckt werde, gab den Theophilanthropen zehn Pfarrkirchen in Paris, in denen sie erst an den Dekaden, dann Sonntags nach dem Gottesdienste der Katholiken ihre deistischen Religionsübungen hielten. Die Tempel wurden mit religiösen und moralischen Inschriften verziert, auf einem antiken Altare stand ein Korb mit Blumen zum Opfer für das höchste Wesen, überall hingen Fahnen mit allegorischen Sinnbildern. Einen besondern priesterlichen Stand wollten sie nicht, doch stellten sie Vorsteher, Redner, Leser und Aufseher an, die während dem Gottesdienste einen weißen Talar über einer blauen Unterkleidung mit einem bunten Gürtel trugen; sonst genossen sie weder ein besonders Ansehen, noch Einkünfte. Die Kosten zur Erhaltung des Instituts wurden durch kleine Beiträge der Mitglieder bestritten; auch schoß das Directorium einige Summen zu. Ihr Glaubensbekenntniß begriff bloß die metaphysischen Sätze von Gott und der Unsterblichkeit der Seele. Ihr Deismus war im Wesentlichen aus dem Evangelium geschöpft und ihre Lehren bestanden meist in praktischer Moral, auf die sich auch die Schriften der Theophilanthropen, von denen Chemin die meisten herausgab, bezogen. Die Taufe wurde durch Ermahnungen an die Eltern und Pathen und die Confirmation durch eine

Digitized by Google

feierliche Aufnahme mit Gelübden ersetzt. Sonst feierten sie noch eine Menge Feste, als: das Natur-, Vaterlands-, Bürger-, Gatten- ꝛc. Fest. Der Theophilanthropismus dehnte sich bald weiter aus und setzte sich auch in den Provinzen unter dem Schutze und selbst mit Hülfe der Behörden fest. Schon glaubten seine Gründer, ihn zur Nationalreligion erheben zu können; sie sahen nicht ein, daß ein reiner Deismus, eine Religion, die nur auf Philosophie beruht, jeglicher historischen Grundlage entbehrt und nicht den Glanz und die Würde einer höhern Offenbarung an sich trägt, nie zu einer Volksreligion werden kann. Ehe Napoleon 1802 mit dem Papste das Concordat ab- und die Kirchen der Theophilanthropisten verschloß, und hierdurch der Sekte Grund und Boden nahm, hatte sie schon ihre meisten Anhänger verloren. Der Reiz der Neuheit war entwichen und die religiöse Modethorheit veraltet. Die Versammlungen wurden wenig besucht, die Beiträge blieben aus; endlich kam der mit größerer Stärke wieder erwachende Katholicismus und vertrieb den eingedrungenen Theophilanthropismus, der im Grunde dem Volke stets ein Fremdling geblieben war, aus dem öffentlichen Leben völlig.

Theophrastus, einer der berühmtesten griech. Philosophen, geb. 371 vor Chr. zu Eresium auf der Insel Lesbos, bildete sich in Athen unter Plato, später unter Aristoteles, der auch seinen eigentlichen Namen Tyrtamus in Theophrastus (göttlicher Redner) wegen seiner Beredtsamkeit, veränderte. Als sich Aristoteles 323 vor Chr. von Athen entfernte, vertraute er seinem Lieblingsschüler Theophrastus seine Schriften an und übertrug ihm die Aufsicht über seine Schulen. In diesem Amte erlangte er solchen Ruf, daß er 2000 Schüler soll gehabt haben. Sein Unterricht wurde auf kurze Zeit unterbrochen durch das Gesetz gegen den öffentlichen Unterricht der Philosophen, welches Sophokles Rhetor auswirkte, das aber im nächsten Jahre wieder zurückgenommen wurde. Er genoß allgemeine Achtung und Bewunderung wegen seines liebenswürdigen Charakters und wegen seiner Beredtsamkeit und Talente. Sein Ruhm verbreitete sich auch ins Ausland und er ward von Ptolemäus Lagus nach Aegypten und von Kassander nach Macedonien eingeladen. Er starb in hohem Alter 284 v. Chr. Das ganze athenienssische Volk wohnte seiner Leichenfeier bei. Theophrastus hat eine große Anzahl (nach Diog. Laertius 200) dialektischer, metaphysischer, moralischer und physikalischer Schriften verfaßt, von denen nur wenige unsre Zeit erreicht haben. Seine Meinungen unterscheiden sich in mehrer Hinsicht von denen des Aristoteles. Er schränkte sich mit Vorbeigehung des speculativen Theils bloß auf die leichtern und gemeinnützigern Theile der peripatetischen Philosophie, die Naturgeschichte, Moral und Psychologie ein, und blieb auch bei ihrer Behandlung, ohne in tiefsinnige Speculationen einzugehen, bloß bei der Erfahrung stehen. In diesem Geiste sind wenigstens die von ihm noch vorhandenen moralischen Charaktere (Ausgaben von J. F. Fischer, Koburg 1773, mit einem vortrefflichen Commentar von Is. Casaubon; von Schneider, Jena 1799. cur. Ast. Leipz. 1816; deutsch mit Anmerkungen von Hottinger und Jacobs in Wielands „Attischem Museum" Bd. 1. St. 2, und auch einzeln, München 1821) abgefaßt; einfache, in Einfalt, Kürze und Popularität abgefaßte, nicht im Ideal ausgezeichnete, sondern von wirklichen Originalen abgezogene Sittengemälde, mit dazwischen gestellten Zügen andrer Menschen, wodurch

Digitized by Google

ſie aufhörten, eine ganz kenntliche perſönliche Satyre zu ſeyn; an deren Spitze immer (gleichſam wie Definition, die nach ihren Beſtandtheilen zergliedert wird) eine allgemeine Zeichnung des Charakters ſteht, welche darauf durch die nähere Entwickelung ihrer einzelnen Züge erklärt, erläutert und verſinnlichet, und durch die Einſchaltung ſeiner pſychologiſchen Bemerkungen gehoben wird. Unter den Nachahmern dieſes Werkes iſt la Bruyère (ſ. d.) der vorzüglichſte. Außerdem beſitzen wir noch von ihm eine Naturgeſchichte der Pflanzen (Ausg. von Bodäus, Amſterd. 1644, Fol. griech. und lat., deutſch von K. Sprengel, Altona 1821, 2 Thle.), mit beſtändiger Rückſicht auf den ökonomiſchen Gebrauch bearbeitet, und mehrere in die Naturgeſchichte einſchlagende Werke. Die beſten Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Schriften ſind von D. Heinſius (Leyden 1613, 2 Bd. Fol.) und von Schneider (Lpz. 1818—21, 5 Bd. 8.); von A. H. Baumgärtner griech. und deutſch, Nürnb. 1778; deutſch von C. Schneider, Freiburg 1807. 8.

Theophraſtus Paracelſus, ſ. Paracelſus.

Theorbe (Tiorba), iſt ein der Laute zum Theil ähnliches, jetzt außer Gebrauch gekommenes Inſtrument (ſ. Laute), wenigſtens was den Körper und den — wiewohl längern — Hals betrifft, daher es auch von den Italienern bisweilen Achiliuto genannt wird. Sie hat 14—16 Chorſaiten, wovon die 8 großen im Baſſe 2 Mal ſo lang und dick ſind als die bei der Laute. Man gebrauchte ſie mehr zur Begleitung, da hingegen auf der Laute auch Melodie geſpielt wird, ſowie denn auch das Syſtem der Theorbe 5 Linien mit ordentlichen Noten, hingegen das der Laute 6 und Buchſtaben hat; auf der Theorbe iſt keine ſogenannte Geſangſaite (Chanterelle — Quinte) nöthig, wie bei der Laute, da jene ein Terz tiefer, von der erſten Saite an gerechnet, anfängt. Noch gibt es theorbirte Lauten, wo nämlich der ſonſt zurück gebogene Lautenhals gerade ausgeht, ſodaß ſich die Baßſaiten beſſer darauf ſchicken.

Theorem oder Lehrſatz, ein theoretiſcher, eines Beweiſes fähiger und bedürftiger Satz. Ein Satz iſt ein Urtheil, in welchem das Verhältniß verſchiedener Vorſtellungen zur Einheit des Bewußtſeyns als aſſertoriſch gedacht wird. Zu einem Lehrſatze gehört: der Satz ſelbſt oder die Theſis; er beſteht wieder aus 2 Momenten: aus dem Angenommenen oder der Hypotheſis, und der Ausſage; 2) der Beweis, welcher in der Mathematik Demonſtration heißt, und wieder aus 2 Momenten beſteht: aus dem, was zum Beweiſe verhilft, welches in der Mathematik die Conſtructionen, in der Philoſophie Begriffe ſind, und der Folgerung daraus. Einige Lehrſätze nennt Kant dialektiſche oder vernünftelnde. Dieſe unterſcheiden ſich von andern theils durch ihren Urſprung, theils durch eine ganz auffallende eigenthümliche Beſchaffenheit. Sie entſpringen nämlich, wenn wir unſere Vernunft nicht bloß auf Gegenſtände der Erfahrung verwenden, zum Gebrauch der Verſtandesgrundſätze, ſondern dieſe Verſtandesgrundſätze über die Grenzen der Erfahrung hinaus auszudehnen wagen. Die ganz auffallende eigenthümliche Beſchaffenheit dieſer Lehrſätze iſt, daß ſie in der Erfahrung weder Beſtätigung finden, noch Widerlegung fürchten dürfen, und daß jeder nicht allein an ſich ſelbſt ohne Widerſpruch iſt, ſondern ſogar in der Natur der Vernunft Bedingungen ſeiner Nothwendigkeit antrifft, nur daß unglücklicher Weiſe der Gegenſatz eines ſolchen Lehrſatzes mit ebenſo gültigen und nothwendigen Gründen bewieſen werden kann als der Lehrſatz ſelbſt.

Digitized by Google

Theorie (griech., das Beschauen, Betrachten). Die Thätigkeit oder das Handeln des Menschen unterscheidet sich von der Thätigkeit des Thieres dadurch, daß der Mensch sich den Grund und die Absicht seiner Thätigkeit entweder angibt, oder wenigstens angeben kann; das Thier aber nicht. Bei dem Handeln des Menschen ist also Begriff, d. h. deutliche, entwickelte Vorstellung. Diese Vorstellung gibt ihm die Regel, nach welcher er handelte. Irgend ein Inbegriff solcher Regeln heißt die Theorie (seines Handelns). Nie ist daher ein Mensch ohne Theorie, sey diese auch noch so gering an Umfang, noch so undeutlich, unsicher, oder auch gar falsch; denn ohne Theorie ist nur das Thier. Dieß ist zu bedenken, wenn man einen eingeschränkteren Sinn des Wortes Theorie richtig verstehen, und über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit der Theorien urtheilen will. Theorie heißt nämlich auch ein festgesetzter, ausgewählter, auf eine bestimmte Art erhaltener, geordneter Inbegriff von Regeln, nach welchen verfahren wird. Hier kann Unvollkommenheit von mancherlei Art vorkommen, und dieses hat alsdann nachtheiligen Einfluß auf das Handeln, oder auf die Praxis (Ausübung). Anstatt sich nun, wenn so etwas wahrgenommen wird, gegen Theorie überhaupt sich zu erklären, sollte man bloß fordern und selbst daran arbeiten, daß die Theorie besser werde. Denn verlangen, daß man keine Theorie habe, heißt verlangen, daß man ohne Verstand handle. Das Mittel aber, die Theorien zu vervollkommnen, ist Nachforschen und Reflectiren. — Ist ein Verfahren der vorhandenen Theorie gemäß, das Resultat aber dessenungeachtet nicht erwünscht, so ist entweder die Theorie fehlerhaft, oder sie ist nicht mit gehöriger Ueberlegung angewendet worden. Zur Anwendung gehört nämlich Urtheilskraft, ein Vermögen, welches ein ursprüngliches Talent ist, und, zwar geübt und geschärft, aber nicht gelehrt werden kann, folglich mit Kenntniß als Kenntniß gar nicht zusammenhängt. Sehr viel Kenntnisse wirken sogar nachtheilig auf die Ausübung, denn theils machen sie zu ängstlich, theils erschweren sie die Wahl der Mittel, theils stumpfen sie die Urtheilskraft ab, oder vielmehr, sie schaden ihrer Entwickelung und Tiefe. — Theorie wird häufig mit bloßen Kenntnissen verwechselt; allein sie besteht nicht bloß in Kenntnissen, sondern nur in solchen Kenntnissen, welche zur Anwendung gehören. So nennt man oft einen Juristen, einen Arzt, einen starken Theoretiker, wenn er etwa in der Geschichte seines Faches oder über andere ähnliche Dinge viel Kenntnisse besitzt. Allein diese Kenntnisse, so schätzbar sie auch in andern Beziehungen sind, gehören nicht zur Theorie. Ein starker Theoretiker in der Jurisprudenz ist Derjenige, der die Systeme und Gewohnheiten der Gerichtsstellen, und in der Medicin Derjenige, der den Körper im gesunden Zustande wohl kennt, und ebenso die Anzeigen des kranken Zustandes und die Wirkung der Arzneimittel.

Theosophie ist der Wortbedeutung nach die Wissenschaft von Gott und göttlichen Dingen; gewöhnlich wird aber durch den Ausdruck Theosophen eine Gattung religiöser Schwärmer bezeichnet, die Gott nicht bloß durch Vernunft, sondern durch eine höhere Anschauung erkennen wollen. Das Feld übersinnlicher Vorstellungen ist über unsere Erkenntnißkräfte; wir können die Gegenstände derselben zur Erweiterung unserer Erfahrungserkenntniß und zum praktischen Inbegriffe wohl denken, aber wir können sie nicht zur Erweiterung unserer Erkenntniß im Uebersinnlichen erkennen, weil uns außer diesen unseren eigenen Vorstellungen Nichts

Digitized by Google

zur Erkenntniß der Gegenstände derselben gegeben ist. Was wir also hier erkennen, ist bloß unserer eigener Gedanke, aber kein Gegenstand außer demselben. So ist die Vorstellung von Gott ein bloßer Gedanke, der aus unserer Vernunft entspringt; allein wenn ich mir diesen Vernunftgedanken vorstelle, so kann ich zwar wissen, was ich denke, aber keinen Gegenstand, mit dem ich meine Gedanken vergleiche und den ich durch diesen neuen Gedanken erkennen kann. Setze ich nun die Vorstellung von Gott in das Feld der Vernunftideen, wohin sie auch gehört, bilde mir aber dabei ein, daß ich durch sie einen übersinnlichen Gegenstand wirklich erkenne, so mache ich mir überschwängliche Begriffe von Gott, solche Begriffe nämlich, die den Schein einer übersinnlichen Erkenntniß haben, durch die aber Nichts erkannt, sondern, wenn man sie zu begreifen glaubt, die Vernunft verwirrt wird. Alle Begriffe von Gott sind zwar zur Ausübung des moralischen Gesetzes zu gebrauchen, übrigens aber nicht dazu, uns eine Erkenntniß Gottes zu verschaffen, welche für unsern Verstand unmöglich ist. Wer aber dennoch durch sie Gott begreifen will, dem geht es, wie Jakob Böhme, der vorgab, die ewige göttliche Natur tief und gründlich erforscht zu haben. Eine solche überschwängliche Vorstellungsart des höchsten Wesens nennt man Theosophie.

Theramenes war ein Athener und Schüler des Sokrates, erwarb sich durch den Friedensschluß mit Sparta am Ende des peloponnesischen Krieges einen berühmten aber auch verdächtigen Namen in den Annalen Griechenlands. Die demokratische Verfassung wurde in Athen aufgehoben und durch eine oligarchische ersetzt, die u. d. N. der 30 Tyrannen bekannt ist. Theramenes war einer derselben; doch dachte er menschlich und vernünftig genug, das Verfahren seiner Collegen zu mißbilligen und ihnen Milde und Mäßigkeit zu empfehlen. Hierdurch ward er ihnen verhaßt; er ward öffentlich angeklagt und zum Tode verdammt. Gleichmüthig und ruhig trank er den Giftbecher und büßte durch seinen Tod den Ehrgeiz, durch Hülfe der Spartaner sich zu Einem der Tyrannen seiner ehemals freien Vaterstadt gemacht zu haben.

Therapie oder Therapeutik (vom griech., Kranke pflegen, abwarten) ist derjenige Theil der ärztlichen Wissenschaft, welcher das Heilverfahren in Krankheiten lehrt, und theilt sich in einen allgemeinen und einen besondern Theil. Der besondere lehrt das Heilverfahren gegen bestimmte Krankheitsformen, der allgemeine gibt die obersten Regeln an, nach welchen das ärztliche Geschäft auszuführen ist. Wenn man bedenkt, daß das Amt des Arztes bei jedem einzelnen Krankheitsfalle ein vierfaches ist, nämlich die Erforschung und Erkenntniß des vorhandenen Krankheitszustandes, die Würdigung der Heilkraft der Natur, das Aufsuchen von Bestimmungsgründen für das zu wählende Heilverfahren, und endlich die Entwerfung des Heilplanes selbst, so ergeben sich hieraus einfach und naturgemäß die 4 Hauptabschnitte der allgemeinen Therapie. Der erste handelt von der Art und Weise, wie man zur Erkenntniß des Krankheitszustandes, zur Diagnose, gelangen kann, und gibt die Regeln für das anzustellende Krankenexamen und für die daraus nach pathologischen Grundsätzen zu ziehenden Schlüsse auf den gegenwärtigen Stand und den zu erwartenden Verlauf der Krankheit. Der zweite Abschnitt handelt von der Heilkraft der Natur, und lehrt, unter welchen Umständen und wie weit man in Krankheiten auf dieselben vertrauen könne, und in welchen Fällen man dieselbe zu leiten, zu beschränken oder nach-

Digitized by Google

zuahmen habe. Der dritte Abschnitt handelt von der Auffindung der Bestimmungsgründe für ein zu wählendes Heilverfahren, oder von den Anzeigen und Gegenanzeigen, wie man diese Gründe in den ärztlichen Schulen nennt. Der vierte Abschnitt stellt gewisse allgemeine Verfahrungsarten auf, welche auf verschiedenem Wege gewisse allgemeine Heilzwecke verfolgen, und deßhalb Fundamentalmethoden des Heilgeschäftes genannt werden, so z. B. die zusammenziehende, erweichende, stärkende, entzündungswidrige, reizende, beruhigende, nährende, ausleerende, auflösende, ableitende, umändernde Heilmethode, und gibt zugleich die Mittel an, welche zur Erreichung dieser Zwecke anzuwenden sind. Auf diese Art leitet die allgemeine Therapie wissenschaftlich in die besondere, welche einzelne Krankheitsformen behandeln lehrt, ein, ebensowie diese besondere Therapie einführen soll in das eigentliche Geschäft des Arztes, in die Behandlung des individuellen Falles; diese aber kann, wie jede Kunst, nur durch Ausübung, nur am Krankenbett selbst erlernt werden; die Anleitung dazu selbst gibt die Klinik.

Theresia (Maria), eine der berühmtesten Frauen, deren Häupter Kronen geschmückt haben; Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oestreich und gekrönte deutsche Kaiserin, die Tochter Kaiser Karl VI., war zu Wien 1717 geb. Von ihrem Vater (1718) durch die pragmatische Sanction (s. d.) zur Thronfolgerin bestimmt und 1736 mit dem Herzoge Franz von Lothringen vermählt, welcher 1737 Großherzog von Toscana wurde, bestieg sie nach Karls Tode 21. Oct. 1740 den Thron von Ungarn, Böhmen und Oestreich und erklärte ihren Gemahl zum Mitregenten. Der Staat befand sich in einer mißlichen Lage; die Finanzen waren in der äußersten Zerrüttung und der Schatz leer; das Heer zählte — außer den wenigen Garnisonen in Italien und den Niederlanden — kaum 30.000 Mann und hatte nicht einen talentvollen Feldherrn; in mehren Provinzen wurde sogar ein Mißvergnügen gegen die Regierung bemerkt, und — was das Gefährlichste dieser Umstände bis zum höchsten Punkte steigerte — im Cabinete fehlte es an brauchbaren Ministern. Bei diesen schwierigen Verhältnissen verlor die 23jährige Königin den Muth nicht, sondern setzte ihre Hoffnung auf die von allen europ. Mächten geleistete Gewähr für den ungetheilten Besitz ihrer Staaten. Da erhob der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, Gemahl Amaliens, der jüngern Tochter Kaiser Josephs I., wegen eines Testaments des Kaisers Ferdinand I., durch welches auf den Erlöschungsfall aller männlichen Erben die Nachfolge auch den Töchtern, und namentlich der ältesten vorbehalten ward, von wegen seiner Gemahlin und weil Oestreich einst von Baiern abgerissen worden sey, Ansprüche an die östreich. Monarchie, hoffend auf Frankreichs Hülfe. Indeß gaben Preußen, Polen und Sachsen, die Generalstaaten und England der Königin die bündigsten Versicherungen zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction; nur Frankreich zögerte damit. Jetzt erstand Marien Theresien aber unerwartet ein neuer Feind in dem jungen König Friedrich II. von Preußen, der die alten Rechte seines Hauses auf 4 schlesische Fürstenthümer hervorsuchte, obwohl seine Vorfahren ausdrücklich darauf Verzicht geleistet; er bot der Königin enges Bündniß und 2 Mill. Gulden, sowie die Verwendung seines ganzen Ansehens und seines Heeres zur röm. Königswahl ihres Gemahls, gegen Schlesien an, und rückte zu-

Digitized by Google

gleich mit einem ansehnlichen Heere in Schlesien ein (Dec. 1740). Maria Theresia, über diesen Schritt des Königs ebenso erstaunt als entrüstet, räumte von den Forderungen Friedrichs nicht das Mindeste ein, und ließ in Mähren schleunig eine Truppenmacht unter Neipperg's Oberbefehl sammeln. Friedrich machte unterdessen schnelle Fortschritte in Schlesien, das er nach dem entscheidenden Siege bei Molwitz über Neipperg (10. April 1741) ganz beherrschte. Nun unterhandelte im Namen Frankreichs der Marschall von Belle-Isle mit dem König von Preußen zu Molwitz über die Auflösung der östreich. Monarchie. Denn auch Philipp V., König von Spanien, machte, als Repräsentant der erloschenen span.-östreich. Linie, von welcher er in mütterlicher Seite durch Anna, die Gemahlin Philipps II., abstammte, Ansprüche auf die Thronfolge in Oestreich; König Karl Emmanuel von Sardinien strebte wegen Abstammung von einer Tochter Philipps II. nach dem Besitze von Mailand; August III., sich von der geleisteten Garantie der pragmatischen Sanction lossagend, gründete, als Gemahl von Josephs I. ältester Tochter, seine Ansprüche auf den Familienvertrag Leopolds I., nach welchem Josephs Töchter das Vorzugsrecht bei der Erbfolge haben sollten. Frankreich hatte schon einen Theilungsplan entworfen; indessen wollte Friedrich, um Frankreich nicht zu mächtig in Deutschland werden zu lassen, nicht darauf eingehen, sondern wandte sich an Georg II. von England, um durch diesen die Königin von Ungarn zur Abtretung von Schlesien zu bewegen; aber sie gab den Vorschlägen des britischen Cabinets kein Gehör, weil sie sich nicht berechtigt hielt, auch nur den kleinsten Theil ihrer Reiche abzutreten. Der franz. Marschall Belle-Isle schloß hierauf (18. Mai 1741) mit dem Kurfürsten von Baiern ein Bündniß, dem Köln, Preußen, Spanien, Neapel, der König von Polen beitraten; auch Sardinien rüstete sich und die Gesinnungen des Divans waren zweifelhaft. Karl Albrecht drang indeß in Verbindung mit einem franz. Hülfsheer unter Belle-Isle in Oestreich ein, besetzte Linz und ließ sich als Erzherzog huldigen. Baiern und Franzosen rückten bis St.-Pölten vor und standen im Angesichte Wiens. Das franz. Hauptheer wandte sich nach Böhmen. Ein anderes franz. Heer rückte unter dem Marschall Maillebois in Westfalen ein; in Schrecken gesetzt, erklärten die Generalstaaten sich für neutral und König Georg II. machte (27. Sept.) als Kurfürst von Hanover sich verbindlich, Theresien in seiner Eigenschaft eines deutschen Fürsten keinen Beistand zu leisten. In Schlesien war Friedrich Herr der Hauptstadt und stand im Begriff, sich mit dem franz.-baier. Heere zu vereinigen. In Italien rückte der König von Neapel gegen die Lombardei vor. Theresia fühlte die Größe der Gefahr; sie wandte mit einer rührenden Vorstellung sich an den König von Frankreich; mit allen ihren Bitten und Anträgen stolz abgewiesen, fand sie ihre Rettung in ihrem männlichen Muthe, der mit den wachsenden Gefahren stieg. Sie floh nach Ungarn und berief einen Reichstag nach Presburg. In Trauer, aber ungarisch gekleidet, die Krone des h. Stephan auf dem Haupte und mit dem Königsschwerte umgürtet, ihren kaum 6 Monat alten Sohn Joseph auf den Armen, sprach die Königin ernst, aber mit Vertrauen, besorgt, aber nicht ohne Hoffnung, in königl. Würde, aber auch mit den Reizen weiblicher Schönheit in lateinischer Sprache ein mächtiges Wort auf die Stände von ihrem Rechte auf das väterliche Erbe, von der Treulosigkeit ihrer Feinde, von ihrer hülflosen Lage.

Digitized by Google

Die ganze Versammlung ward von einem heiligen Enthusiasmus ergriffen, die Säbel klirrten, aus jedem Munde ertönten die Worte: „Lasset uns für unsern König Maria Theresia sterben!“ Bis dahin hatte sie eine ruhige, majestätische Haltung behauptet, jetzt zerfloß sie in Thränen und dadurch wuchs die Begeisterung (11. Sept. 1741). Die Magnaten und alle Stände beschlossen Insurrection; aus allen Gegenden des Reiches strömten die Streiter in zahlloser Menge herbei. Die Ungarn, Kumaner, Wallachen, Panduren und Tolpatschen erhoben sich als unerbittliche Rächer der Schmach ihrer Königin, und die feindlichen Heere begannen an die Völkerzüge der alten Hunnavaren und Normannen zu glauben, so sehr verbreiteten Jene durch ihre Art zu fechten und ihre Wildheit Schrecken umher. Auch in dem biedern König der Briten, Georg II., fand Theresia einen Freund, indem er beschloß, durch Parlamentarsubsidien die Erbschaft der Königin zu sichern. Die Holländer trugen zu eben dieser Absicht reichliche Subsidien bei. Theresiens hoher Muth, die Treue der Ungarn, die Eitelkeit und Unwissenheit des baier. Kurfürsten und die verkehrten Plane der Verbündeten entschieden die Erhaltung und Untheilbarkeit der Verlassenschaft Karl VI. Oestreich seinem Schicksal überlassend, wandte sich der Kurfürst nach Böhmen, um, mit den Franzosen und Sachsen vereinigt, mit der Krone dieses Landes sein Haupt zu schmücken. Prag wurde erstiegen (20. Nov.) und am 19. Dec. Karl feierlich als König gekrönt; noch einen Monat später ward Karl (24. Jan. 1742) durch Frankreichs Unterstützung als Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt und am 12. Febr. zu Frankfurt gekrönt. Indeß standen zwei Heere, durch die Subsidien der Seemächte mit den nöthigen Bedürfnissen versehen, unter Khevenhüller und Bärnklau zur Vertheidigung Theresiens bereit. Hanoveraner, Hessen und Briten rückten in die Niederlande; eine zweite Hauptabtheilung schickte sich an, in dem Herzen Deutschlands mit den Franzosen und Baiern zu kämpfen. Binnen 3 Wochen war Oestreich durch Khevenhüller von dem Feinde gereinigt (31. Dec. 1741), Bärnklau und die zahlreichen ungarischen Völker rückten in Baiern ein und waren bald Meister des Landes. Der König von Preußen schloß unter brit. Vermittelung den 9. Oct. 1741 mit dem von Theresia hierzu bevollmächtigten engl. Gesandten eine geheime Convention ab, wonach Niederschlesien an Preußen abgetreten werden sollte. Aber durch die Fortschritte der Oestreicher beunruhigt, kündigte er die Waffenruhe auf, nahm Iglau und belagerte Brünn; dem Prinzen von Lothringen gelang es indessen, letzteres zu entsetzen, Olmütz wiederzunehmen und die Preußen nach Böhmen zurückzudrängen; aber in der hartnäckigen Schlacht bei Chotusitz (17. Mai 1742) siegten die Waffen Friedrichs, worauf die Friedenspräliminarien (11. Juni) zu Breslau abgeschlossen wurden, denen 7 Wochen darauf (28. Juli) zu Berlin der Definitivfriede unter Gewährleistung Englands folgte. Die Königin trat Niederschlesien und den größten Theil von Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz an Preußen ab; Teschen, Troppau und Jägerndorf blieben Oestreich. Ohne Entschädigung ward Sachsen in den Frieden mit eingeschlossen. Die östreich. Heere erhoben sich nun mit desto größerer Kraft und überall siegreich gegen die verbündeten Mächte auf allen Kriegsschauplätzen. Prinz Karl v. Lothringen drängte die Franzosen unter Broglio und Belle-Isle bis Braunau zurück und schloß Prag ein. Mailleboi, der franz. Feldherr, sollte sie mit seinem Heere aus dieser bedrängten

Digitized by Google

Lage befreien. Allein Prinz Karl nöthigte ihn, sich nach Baiern zurückzuziehen. Nun schlich sich Broglio mit einem Theile der Truppen glücklich aus der Festung, und Belle-Isle schlug sich mit seinem von Hunger und Mühseligkeiten halb entseelten Heere nach Eger durch (17. Dec. 1742). Hier hielt er sich bis in den Sept. folgenden Jahrs, wo die Franzosen zur Uebergabe dieses ihres letzten Platzes in Böhmen genöthigt wurden. Maria Theresia ward am 12. Mai 1742 zur Königin gekrönt. Ebenso glücklich waren die östreich. Waffen in Baiern. Hier hatte (im Oct. 1742) der Feldmarschall des neuen Kaisers, Seckendorf, den größten Theil des Landes wieder erobert, und Karl VII. war wieder in seine Residenz zurückgekehrt. Aber nun drang Prinz Karl nach Baiern ein und siegte über das Heer des Kaisers bei Simpach (9. Mai 1743). Die Hauptarmee unter Seckendorf und Broglio zog nach Schwaben, und die Convention zu Nieder-Schönfeld (27. Juni) räumte ganz Baiern den Oestreichern. Eine förmliche östreich. Regierung ward nun in München eingesetzt und Maria Theresia empfing die Huldigung von den Unterthanen ihres Vetters, der ihr das natürliche Erbe zu entreißen gesucht hatte. In Italien verglich sich der König von Sardinien, beleidigt von Spanien, mit Theresia, welche ihm vorläufig einige Theile von Mailand abtrat, und nachdem ihm England Subsidien versprochen hatte, schloß er zur Vertheidigung der östreich. Erblande in der Lombardei ein Schutz- und Trutzbündniß, seine Truppen mit dem östreich. Heere vereinigend. Der Herzog von Modena, ein Anhänger Frankreichs, ward aus seinen Staaten verjagt, die Lombardei von den Spaniern gereinigt und Neapel durch eine brit. Flotte zur Neutralität genöthigt. Indeß drangen die Spanier aufs neue über Frankreich nach Italien vor, las Minas setzte sich (28. Dec. 1742) in Savoyen fest, und in dem folg. Jahre ward mit abwechselndem Glücke gekämpft. Um das Uebergewicht wieder auf Oestreichs Seite zu lenken, wurde durch den Tractat zu Worms (Sept. 1743) Sardinien zu vermehrter Thätigkeit aufgefordert. Letzteres stellte für britische Subsidien und einige mailändische Landschaften jenseits des Po sowie das an Genua veräußerte Finale, 45.000 M. zum Dienste der Königin. — In den Niederlanden hatte aus Briten, Hanoveranern, Hessen und Oestreichern ein sogenanntes pragmatisches Heer sich zusammengezogen; es rückte bis Mainz vor und zwang Kurpfalz zur Neutralität; aus Achtung für den zu Frankfurt lebenden Kaiser ward die Stadt für neutral erklärt. Der Sieg König Georgs II. über die Franzosen bei Dettingen (27. Juni 1743) zwang die Letztern zum Rückzuge über den Rhein; allein der Versuch des Prinzen Karl von Lothringen, in Frankreich selbst einzudringen, mißlang. — Entrüstet über den Vertrag Sardiniens mit der Königin, erklärte Frankreich (welches sowie England bisher als bloße Hülfsmächte gekämpft hatte) an Sardinien, England und Oestreich den Krieg (15. März und 17. April 1744). Der König von Neapel trat jetzt von der ihm abgedrungenen Neutralität zurück und drang in den Kirchenstaat ein. Nun erbot sich das Cabinet von Versailles, durch friedliche Unterhandlungen den zerstörenden Krieg zu enden; aber Theresia, überall siegreich, war gar nicht gesonnen, von der pragmatischen Sanction auch im geringsten abzuweichen. Auch Karl VII., seines kläglichen Zustandes müde, wünschte mit Oestreich und dessen Verbündeten sich zu vergleichen, ward aber vom franz. Minister Hauvigni davon zurückgehalten. Letzterer schloß

Digitized by Google

nun mit dem Kaiser, mit Preußen, Pfalz und Hessen die Union zu Frankfurt (22. Mai 1744), wodurch der Krieg neue Nahrung erhielt. In eigner Person rückte Ludwig XV. von Frankreich, entrüstet über die Theilnahme Hollands am deutschen Kriege, mit 100.000 Mann in die Niederlande ein, eroberte die wichtigsten Festungen des Landes. Indeß drang der Prinz Karl von Lothringen in das Elsässische, überwältigte die franz. Linien bei Germesheim, und seine leichte Reiterei verbreitete Schrecken bis an die Thore von Luneville, das der König Stanislaus verlassen mußte. Ludwig eilte mit einem beträchtlichen Heere dem Prinzen entgegen, fiel aber zu Metz in eine tödtliche Krankheit und übergab den Oberbefehl dem Marschall von Sachsen. Währenddem brach Friedrich II. (10. Aug.) mit 80.000 Mann in Böhmen ein, eroberte Prag und den ganzen Theil auf der Ostseite der Moldau. Die bair. und hess. Truppen drangen zugleich in Baiern vor und setzten den Kaiser wieder in den Besitz seiner Hauptstadt. Der Schrecken verbreitete sich bis nach Wien, aber Maria Theresia blieb unerschüttert. Sie begeisterte auf dem Reichstage zu Presburg ihre Ungarn und diese flogen, von Sachsen und Oestreichern unterstützt, zur Rettung Böhmens herbei. Auch Karl von Lothringen eilte aus dem Elsaß und Lothringen nach Böhmens Grenzen, und die Preußen mußten das Königreich wieder räumen. Dagegen eroberten die Franzosen nicht bloß Freiburg, Oestreichs Vormauer gegen Westen, sondern drangen auch in den Niederlanden vor. Selbst in Italien mußte sich der östr. Feldherr, Fürst von Lobkowitz, nachdem er anfangs die Spanier zurückgedrängt und den König von Neapel, Don Carlos, bei Velletri beinahe gefangen genommen hätte, wegen Mangels an Truppen nach der Lombardei zurückziehen. Doch der Tod Karls VII. (20. Januar 1745) öffnete dem Ehrgeize der Maria Theresia ein neues Feld. Frankreich bemühte sich zwar auf's neue, dem Hause Oestreich die Kaiserkrone zu entreißen, aber die Sache Oestreichs siegte trotz der franz. Ränke am russ. Hofe; auch unterstützte England die Königin Maria Theresia auf's neue mit Truppen und Geld. Da nun der Zweck der frankfurter Union wegfiel, so suchte Friedrich II. Großbritanniens Vermittelung, um sich mit Oestreich auszusöhnen. Unterdessen schloß Maria Theresia (22. April 1745) den Vertrag zu Fuessen mit dem neuen Kurfürsten von Baiern, wodurch dieser die pragm. Sanction anerkannte und sich verpflichtete, die fremden Hülfsvölker aus seinen Staaten zu entfernen, und dem Herzoge von Lothringen, Theresiens Gemahl, seine Stimme zur Erlangung der Kaiserkrone zu geben. Ueberdieß hatte die Königin von Ungarn ein Quadrupel-Allianz mit dem Könige von Polen, mit Holland und England (8. Jan. 1745) zu Warschau zu Stande gebracht, sowie den Vertrag von Leipzig (18. Mai), in welchem geheime Uebereinkünfte zwischen Oestreich und Sachsen hinsichtlich der Theilung der preuß. Staaten enthalten waren. Während dieser Verhandlungen machten die Franzosen Fortschritte. Nach dem Siege des Marschalls von Sachsen über die Verbündeten bei Fontenoy (11. Mai 1745) fielen die wichtigsten Plätze der östr. Niederlande in franz. Hände. In Italien, wo Genua sich mit Spanien verband, nahmen die Franzosen und Spanier den größten Theil des mail. Gebietes ein, und der König v. Sardinien mußte sich nach seiner Hauptstadt zurückziehen. Auch in Deutschland rettete sich Friedrich aus seiner kritischen Lage durch den Sieg über die Oestreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745). Bald

Digitized by Google

nachher schloß das brit. Cabinet zu Hanover einen geheimen Vertrag mit Friedrich, worin diesem Schlesien in Gewäßheit des breslauer Friedens garantirt wurde. Allein die Königin von Ungarn und der Kurfürst von Sachsen zeigten sich nicht geneigt, zu unterhandeln. Indeß ward Karl von Lothringen bei Sorr von Friedrich II. geschlagen, und Maria Theresia hatte bloß den Trost, daß ihr Gemahl Franz Stephan (13. Sept.) zum Kaiser gewählt und den 4. Okt. u. d. N. Franz I. gekrönt wurde. Bei dieser Feierlichkeit rief Maria Theresia zuerst vom Balkon herab: Es lebe Kaiser Franz I.! Ungeachtet ihre Finanzen ganz erschöpft waren, und man sogar schon das Silberzeug aus den Kirchen hatte nach der Münze schicken müssen, wollte dennoch die nunmehrige Kaiserin-Königin in keinen Frieden willigen. Preußens Vorschläge wurden sämmtlich verworfen; man wollte sich rächen, und Maria faßte den kühnen Plan, einen östr.-sächs. Heerhaufen auf Berlin marschiren zu lassen. Ueberdieß erwartete sie von Rußland kräftige Hülfe. Allein Friedrich kam Allem zuvor. Er schlug die Sachsen bei Hennersdorf (23. Nov.), worauf Karl von Lothringen aus der Lausitz nach Böhmen zurückwich, und durch die Niederlage der Sachsen bei Kesselsdorf (15. Dez.), ward das ganze Kurfürstenthum Sachsen von Preußen erobert. Die Kaiserin-Königin, vom eignen Unglück nicht gebeugt, aber gerührt durch das Schicksal ihrer Bundesgenossen, schloß jetzt unter brit. Vermittelung (25. Dez. 1745) den dresdner Frieden, in welchem Friedrich Schlesien behielt und Theresien als Königin von Böhmen und ihren Gemahl als Kaiser anerkannte. Dieser Friede war für Oestreich um so dringender, da England wegen der Landung des Prätendenten in Schottland seine Hülfstruppen aus den Niederlanden zurückziehen mußte, wodurch die Franzosen daselbst die Oberhand gewannen. Am 4. Mai 1746 hielt Ludwig XV. seinen Einzug in Brüssel, und alle östr. Niederlande, mit Ausschluß Luxemburgs, waren in Feindes Hand. Der Verlust der Schlacht bei Rocou (11. Okt.) vermehrte Oestreichs Unglück auf dieser Seite. Dagegen siegten die Heere der Kaiserin in Italien unter dem Fürsten von Lichtenstein zu San Lorenzo über die Spanier und Franzosen, und als nach Philipps V. Tode sein Nachfolger Ferdinand VI. seine Truppen aus Italien zurückzog, erhielten die Oestreicher vollkommnes Uebergewicht daselbst und schlossen namentlich auch Genua ein. Die Engländer blockirten dasselbe zur See, und die Stadt ergab sich fast ohne alle Bedingungen an die Oestreicher. Allein durch die Erpressungen derselben erbittert, vertrieben die Einwohner den kaiserlichen General Botta, welcher 8000 Mann, die ganze Artillerie, und alles Gepäck verlor, aus Genua und dessen Gebiet (5—9 December). Indeß wünschten sowohl England als Frankreich und Spanien, den Frieden. Allein die Kaiserin-Königin hatte mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß (22. Mai 1746) geschlossen, dem auch Holland und England beigetreten waren. Die Franzosen vertrieben jedoch die Oestreicher aus der von diesen verheerten Provence und befreiten Genua (1747), welches von denselben aufs neue belagert ward. In den östreichischen Niederlanden machten sie noch größere Fortschritte; allein das Vorrücken der Russen in Deutschland und der Sieg des Admirals Hawke über ein französisches Geschwader, wodurch die Seemacht Frankreichs zerstört wurde, beschleunigten den Frieden. Am 30. April 1748 wurden die Präliminarien zwischen England, Holland und Frankreich unterzeichnet; hierauf folgte

Digitized by Google

(18. November) der Friede von Aachen, dem auch Spanien, Oestreich und Sardinien beitraten. Maria Theresia ward als Erbin der väterlichen Monarchie anerkannt, und behielt Alles bis auf den größten Theil Schlesiens und der Grafschaft Glatz, Parma, Piacenza und Guastalla (welche Herzogthümer der span. Infant Don Philipp erhielt) und einige an Sardinien abgetretene Bezirke von Mailand. Theresia widmete sich nun ganz der innern Verwaltung ihrer Staaten und entwickelte dabei eine Weisheit, die ihr den Segen ihrer Völker und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt erworben hat. Sie erhob die östr. Staaten zu einer bisher unbekannten und ihrer Lage angemessenen Stufe von Macht, entwickelte die in ihnen schlummernde Kraft und bereitete künftige Verbesserungen mit Weisheit vor. Sie führte eine bis dahin in Oestreich nicht gekannten Ordnung in den Finanzen ein und erhöhte die Staatseinkünfte, welche zu Karl VI. Zeit nur 30 Mill. betragen hatten, durch kluge Einrichtungen auf 36 Mill. Gl., obgleich Parma und Schlesien, welches letztere allein 6 Mill. eintrug, verloren waren. Die Einrichtung des Heeres, welches sie auf 150.000 M. brachte, verbesserte sie, war bemüht, ihm gute Feldherren vorzusetzen, ließ öftere Uebungslager halten, stiftete Kriegsschulen für den jungen Adel, Invalidenhäuser, und brachte das Kriegswesen durch Daun, Lascy, Lichtenstein u. A. auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit. In der Rechtspflege schaffte sie viele verjährte Mißbräuche ab, trennte die Justiz von der Polizei, führte zweckmäßigere Formen in beiden Zweigen ein und unterwarf sie einer strengen Aufsicht. In ihren Staatsrath rief sie tüchtige, talentvolle Männer und schenkte ihnen das nöthige Zutrauen, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen. Besonders wußte ihr Scharfblick die Brauchbarkeit des Grafen Kaunitz (vgl. d.) zu entdecken, dem sie bald die Stelle des ersten Ministers anvertraute. Kurz nach dem Frieden wünschte die Kaiserin den Barrieretractat und die Handelsbedrückungen ihrer niederländischen Unterthanen aufzuheben. Die Seemächte, England und Holland, drangen auf das Fortbestehen des Tractats und beschwerten sich über den neuen Zolltarif. Es wurden darüber Schriften gewechselt, deren bitterer Ton das Band zu zerreißen drohte, welches bis dahin Oestreich mit Großbritannien und den Niederlanden vereinigt hatte. Oberflächliche Beurtheiler haben der Kaiserin hierbei Undankbarkeit vorgeworfen, vergessend, daß ihr die Pflicht oblag, die Sprengung der Fesseln zu versuchen, die auf eine so unnatürliche Weise den Wohlstand ihrer brabantischen und flandrischen Unterthanen niederhielten. Jene Zwiste ließen Oestreich auf eine Allianz und Familienverbindung mit Frankreich denken, und Maria Theresia, trotz ihrer strengen Grundsätze, willigte, auf Kaunitzens Anrathen, ein, an die Marquise von Pombadour sehr verbindlich zu schreiben. Die Maitresse, durch diesen Schritt der größten Monarchin Europas bezaubert, wandte ihren ganzen Einfluß an, die von der Letztern gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen; doch scheiterten ihre Bemühungen dieß Mal noch durch die Gegenvorstellungen, welche Friedrich II. Freunde und Oestreichs Feinde dem Cabinet von Versailles machten. Jetzt (1755) erhob sich zwischen England und Frankreich ein Streit über ihre Besitzungen in Amerika, und Großbritannien forderte von Oestreich Hülfe. Diese wurde verweigert und hierdurch ein Grund mehr zur Entzweiung der beiden, bis heran befreundeten Mächte gelegt. Friedrich II. benutzte diesen Zeit-

Digitized by Google

punkt und schloß mit Georg II. (16. Jan. 1756) einen Vertrag, worin sie sich gegenseitig versprachen, den Einmarsch fremder Truppen in Deutschland zu hindern. Unterdessen hatte die Pompadour (1756) eine Veränderung im franz. Ministerium bewirkt, und dieß machte eine Annäherung zwischen den Höfen von Wien und Versailles möglich. Maria Theresia schloß nun (1. Mai) jenes Bündniß mit Frankreich, gegen Friedrich den Gr., welches den siebenjährigen Krieg veranlaßte. (S. Siebenjähriger Krieg und Friedrich II.) Nach dem Frieden nahm die römische Königswahl, die auf den Erzherzog Joseph gelenkt werden sollte, zuerst die Thätigkeit der Kaiserin-Königin in Anspruch. Sie kam am 27. März 1764 zu Stande, und Theresia sah ihre Familie im Besitze der deutschen Kaiserwürde befestigt. Im folg. J. starb ihr Gemahl, Kaiser Franz I. (s. d.), über dessen Verlust sie bis an ihren Tod trauerte. Theresia regierte nach dem Tode ihres Gemahls, wie zu den Lebzeiten desselben, allein, und übergab ihrem Sohne, dem Kaiser Joseph II., obzwar ihn zum Mitregenten der Erblande erklärend, nur die Leitung der militairischen Angelegenheiten und das Großmeisterthum aller Orden. Der zweite Sohn der Kaiserin, Peter Leopold, erbte von seinem Vater Toscana als eine Secundogenitur. Maria Theresia hatte viele Jahre hindurch ihre Sorgfalt ausschließlich auf den Krieg und die Kriegsrüstungen wenden müssen, jetzt konnte sie sich dem Wohl ihrer Völker widmen und sie that dieß mit dem besten Erfolg. Sie beförderte Wissenschaften und Künste durch Gründung mehrer Akademien und Preisvertheilungen, stiftete viele Erziehungsanstalten und Schulen. Ein vorzügliches Augenmerk Theresiens war Belebung des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handelsverkehrs, der Manufacturen und Fabricate. Sie war wachsam auf die Ausübung der Majestätsrechte in Kirchensachen; sie verbot strenge die Kundmachung irgend einer päpstlichen Bulle ohne ihre Genehmigung, erließ ein Patent wegen Verminderung der Feiertage, stellte viele kirchliche Mißbräuche ab; verbot die Gegenwart des Geistlichen bei Testamentsverrichtungen, hob das Zufluchtsrecht der Kirchen und Klöster und die Inquisition zu Mailand auf; unterdrückte den Jesuitenorden und verbot die Ablegung der Ordensgelübde vor dem 24. Jahre. Die Hoheit der alten ungarischen Könige über Bischöfe und Kirche übte sie strenger als mancher ihrer Vorfahren aus; auch erneuerte sie mit Zustimmung des Papstes Clemens XIII. 1758 den alten Titel eines Apostolischen Königs. Sie stiftete 8 neue Bisthümer in Ungarn, auch einige Klöster, schränkte aber überhaupt den Stand der Ordenspersonen ein. Die Folter ward in allen ihren Staaten abgeschafft und die Leibeigenschaft wesentlich vermindert. Scheinbar nur durch Kaunitz überredet, schloß Maria Theresia (5. Aug. 1772) zu Petersburg mit Rußland und Preußen den Vertrag, Polen zu theilen. Durch diese Theilung erhielt sie Galizien und Lodomerien (1230 QM. mit 2½ Mill. Einw.). Damit sie von weitern Forderungen abstand, mußte ihr die Pforte den 25. Febr. 1777) die Bukowina abtreten. Jetzt befand sich Oestreich in einer glücklichen Lage. Es hatte 260.000 M. Truppen und die Einnahmen überstiegen die Ausgaben. Darum suchte der staatskluge Choiseul durch die Vermählung des Dauphins mit Theresiens Tochter (1770), der nachmals so unglücklichen Königin Marie Antoinette, eine festere Verbindung zwischen Frankreich und Oestreich zu bewirken. Um diese Zeit veranlaßte der Tod des Kurfürsten von Baiern (30. Dec.

Digitized by Google

1777) den baierischen Erbfolgekrieg. (S. Teschener Friede.) Oestreich erhielt in demselben das Innviertel; aber sein Einfluß auf Deutschland nahm merklich ab. Nach diesem Frieden suchte der wiener Hof sowohl England als Rußland fester an sich zu ziehen, um dem Erzherzog Maximilian die Kurwürde von Köln und das Bisthum Münster zu verschaffen, welches auch trotz Friedrichs II. Widerstrebungen endlich gelang. So hatte Maria Theresia ihre drei jüngern Söhne zu der Regierung bedeutender Staaten verholfen: Leopold zum Großherzogthum Toscana; Ferdinand (durch die Vermählung mit der Erbtochter des Herzogs von Modena) zur Erbfolge von diesem Herzogthum, und Maximilian zur Kur- und Bischofswürde von Köln und Münster. Von ihren 6 Töchtern waren die beiden jüngern mit Königen (nämlich von Frankreich und Neapel) vermählt. Das Haus Oestreich, welches 1740 seiner gänzlichen Vernichtung entgegen sahe, stand jetzt durch die innern Verhältnisse seiner Staaten sowohl, als durch seine äußern Familien- und andern Verbindungen, auf dem höchsten Gipfel der Macht. Maria Theresia starb nach einer 40jährigen Regierung am 29. Nov. 1780 in ihrem 64. Jahre, den Segen ihrer Völker ins Grab nehmend. Sie war eine liebevolle Gattin, eine zärtliche Mutter, eine gütevolle Gebieterin und im Ganzen eine Herrscherin. Sie war wahrhaft fromm und unbegrenzt wohlthätig. Sie wußte eine weise Sparsamkeit mit fürstlicher Großmuth, die gutmüthigste Herablassung mit Ehrfurcht gebietender Herrscherwürde, Seelengröße mit Geistesdemuth und alle stille Tugenden des Weibes mit den glänzenden Eigenschaften einer Selbstherrscherin zu verbinden. Selbst ihre Schwächen waren mehrentheils nur Uebertreibungen ihrer Tugenden. Daß sie Kundschaftern und Angebern ihr Ohr lieh, geschah nicht sowohl aus Neugierde und Mißtrauen, als weil sie glaubte, auf den Wandel ihrer Umgebungen Acht zu haben. Ihre Strenge gegen zu freie Sitten hatte den Grund in ihrer eignen Sittenreinheit. Theresia war größer als die meisten Frauen, aber ihre Gestalt hatte eine vollkommene Proportion. Ihr Angesicht war ein schönes Oval, belebt durch milde und doch feurige Augen, geziert durch die herrlichste Farbe, durch die gebogene Nase der Habsburger und durch einen lieblichen Mund. Als sie älter ward, verlor ihre Gestalt das schöne Ebenmaß, und die Pocken entstellten sie in ihrem 49. J. Unverkennbar schimmerte das rein sanguinische Temperament hervor. Ueberaus reizbar und schnell aufgebracht, war sie aber auch leicht wieder besänftigt. Von 16 Kindern, die sie dem Kaiser gebar, überlebten sie 10. Der 4 Söhne und der beiden jüngern Töchter haben wir bereits erwähnt. Von den 4 ältern war die erste Aebtissin zu Prag und Klagenfurt; die zweite, Maria Christina (der Mutter Liebling), war vermählt an den Herzog Albert von Sachsen Teschen, ein Sohn Augusts III., Königs von Polen; die dritte war Aebtissin zu Innspruck und die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma.

Theriak, eine Zusammensetzung verschiedener giftwiderstehender Arzneien, die gepülvert und nachher mit Honig zu einer Latwerge gemacht werden. Andromachus, ein berühmter Arzt unter Kaiser Nero's Regierung, soll hiervon der Erfinder gewesen seyn. Ehemals brauchte man es häufiger als jetzt gegen böse Dünste, Gift, Pest ꝛc. Es ist wegen der vielen sich widersprechenden Beimischung mehr schädlich als nützlich. Der venetianische Theriak war vorzüglich gerühmt. Theriaca, Gegengift, besonders gegen Thiergifte.

Digitized by Google

Thermen hießen bei den Römern große öffentliche Gebäude, die zu allerlei Leibes- und Geistesübungen ungefähr wie die Palästra oder das Gymnasium der Griechen, vorzüglich aber auch zu Bädern bestimmt waren. Man fand darin Säle für Weltweise und Redner, Gemächer zu Bücherſammlungen, freie Plätze zu Spielen ꝛc. Unter den römiſchen Kaiſern, welche ſich durch Erbauung ſolcher Prachtanlagen auszeichneten, ſind vorzüglich zu merken: Nero, Titus, Caracalla und Dioeletian. Sie ſind Denkmäler der Architektur, auf welche die alten römiſchen Künſtler ſtolz ſeyn durften. Noch jetzt werden Thermen warme Bäder, beſonders die natürlichen, wie Aachen, Karlsbad ꝛc. genannt.

Thermolampe heißt eine Vorrichtung, welche nach des franz. Ingenieurs Lebon ſinnreicher Angabe die aus Kohlenſtoff- und Waſſerſtoffgas beſtehende, brennbare, während des Verkohlens von organiſchen Körpern ſich erzeugende Luft zum Leuchtmittel anwendet. Die Hauptſache beſteht in Folgendem: Ein feuerfeſtes, luftdichtes Gefäß wird mit Holz oder Steinkohlen gefüllt, durch eine angefügte Röhre genau verſchloſſen, und die Röhre in einem mit Waſſer nicht ganz angefüllten, luftdicht verſchloſſenen Kaſten mit ihrer Mündung unter das Waſſer geführt. Unten am Kaſten iſt ein Hahn, oben gehen aus dem vom Waſſer leeren Raume andre Röhren aus, beſtimmt, die entwickelte brennbare Luft dahin zu leiten, wo ſie zum Leuchten benutzt werden ſoll. Jetzt macht man Feuer um das mit Holz gefüllte Gefäß (oder bringt es in einem Stubenofen an), verkohlt das Holz und treibt alles Flüchtige (Luft, Eſſig und Theer) durch die Röhre in das Waſſer. Dieſes reinigt die Luft, welche in ihm aufſteigt und weiter durch die Leitungsröhren zu dem Orte ihrer Beſtimmung geht; es nimmt den Theer und die Säure an ſich, welche durch den Hahn am Boden des Troges ausgeleert werden können. — Den Enden der Leitungsröhren kann die Geſtalt der Kronleuchter, Wandleuchter, Laternen gegeben werden, der ausſtrömende Dampf brennt, wenn er mit einem Lichte entzündet iſt, ſo lange fort, als der Verkohlungsproceß dauert. — Dieſe fruchtbare Erfindung iſt in der neueſten Zeit ſehr ausgebildet worden. Schon 1803 bewies der Engländer Winſor die Ausführbarkeit einer ſolchen Gasbeleuchtung für Häuſer und Straßen, und 1808 beleuchtete ein gewiſſer Murdoch ſeine Fabrik zu Mancheſter wirklich mit Gaslicht. 1810 erhielt eine Compagnie mit einem Capital von 200.000 Pf. Sterl. das Privilegium der Gasſtraßenbeleuchtung in London, und gegenwärtig iſt und wird dieſe Beleuchtung, zum Theil unter Mitwirkung jener Compagnie, in den meiſten Hauptſtädten Europas, in den Theatern, größern Caffeehäuſern u. ſ. w. allgemein eingeführt. Eine gute praktiſche Belehrung dazu ertheilt u. A. Prechtl's „Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung der Apparate zur Beleuchtung mit Steinkohlengas" (Wien 1817) und die Schrift von Poppe: „Das Beleuchtungsweſen auf der höchſten Stufe der jetzigen Vollkommenheit".

Thermometer, Wärmemeſſer, iſt ein von Cornelius Drebbel von Alkmaar in Nordholland, einem denkenden Landmanne, erfundenes Inſtrument, welches die größere oder geringere Quantität des freien Wärmeſtoffs (nicht die abſolute Quantität) in einer gegebenen Atmoſphäre (z. B. in einem erwärmten Zimmer) zu verſchiedenen Zeiten anzeigt. Das Inſtrument beſteht aus einer engen, gläſernen, mit tropfbaren, elaſtiſchen Flüſſigkeiten, Luft, Weingeiſt und Queckſilber, gefüllten Röhre, welcher Flüſſigkeiten Volum durch die Zunahme oder Abnahme des freien Wär-

Digitized by Google

mestoffs verändert wird. Die Wärme dehnt sie aus, alsdann steigt die Flüssigkeit in der Röhre. Die Kälte zieht sie zusammen, dann fällt sie. Ein Hauptumstand bei der Verfertigung der Thermometer ist die Bestimmung zweier fester und unveränderlicher Punkte, z. B. des Gefrierpunktes und des Siedepunkts, die immer wieder gefunden werden können, und welche bei allen Thermometern gleich seyn müssen, wenn sie harmoniren sollen. Man richtet sich jetzt, um den Grad der Wärme zu bestimmen, mehrentheils entweder nach der Fahrenheit'schen oder Reaumur'schen Verbesserung dieser Instrumente. Jener Fahrenheit, ein Künstler in Danzig, bezeichnete den Fundamentalabstand, d. i. den Frier- und den Siedepunkt mit 0 und theilte den Zwischenraum in 212 gleiche Grade ein. Unter und über den 00 wurden ebenso viele Grade aufgetragen. Fahrenheit bestimmte den Frierpunkt nach einer künstlichen Kälte, die bei einem Gemisch von Salmiak und Schnee entsteht, und füllte sein Thermometer mit Quecksilber. Der Herr von Reaumur füllte das seinige mit verdünntem Weingeiste, nahm die Temperatur des schmelzenden Eises zum natürlichen Frostpunkte, den er mit 0 bezeichnete, und ging bis Nr. 80 hinauf zum Siedepunkte des Wassers, weil er gefunden hatte, daß sein mit Wasser verdünnter Weingeist beim Sieden sich um 0,050 seines Volums, das er bei 0 hatte, ausdehne. Unter 0 wurden die nämlichen Grade an der Scale, als über 0 aufgetragen. Der Punkt 0 bei Reaumur ist 32° Fahrenheit. Dieses wird hinlänglich seyn, theils um sich selbst beim Ankaufe eines Thermometers darnach zu richten, theils um die Bestimmungen der Wärmemessungen nach Fahrenheit oder Reaumur, wo sie in Reisebeschreibungen vorkommen, vergleichen zu können. — Außerdem hat man noch Metallthermometer, z. B. in Uhrform, wo ein Zeiger die Ausdehnung oder Zusammenziehung weist, die ein Metallfeder durch Wärme oder Kälte erleidet. S. Luz's „Vollst. Anweisung, Thermometer zu fertigen" (Nürnb. 1781); Nachtrag dazu (Nürnb. und Leipz. 1784). Zur Vergleichung der verschiedenen Thermometerscalen ertheilten vollständige Anweisung Hindenburg's „Formulae comparandis gradibus thermometricis idonae" (Leipz. 1781, 4.).

Thermopylä, wörtlich der Paß oder die Pforte der warmen Quellen oder Bäder, da in der Nähe warme Quellen sind. Dieser Engpaß, der einzige, der aus Thessalien durch das Gebirge Oeta nach Hellas führte, ist berühmt durch den heldenmüthigen Tod des Leonidas (s. d.) und durch das Amphiktyonengericht (s. d.).

Théroigne-de-Méricourt, die sogen. Amazone der Revolution, war in der Nähe von Luxemburg geboren. Mit glänzender Schönheit ein ausgezeichnetes Rednertalent verbindend, hörte man sie in dieser Zeit bei jeder Gelegenheit die Sprache der beliebtesten Volksredner führen und ihren Zuhörern den Enthusiasmus mittheilen, der sie entflammte. 1790 begleitete sie in das Lüttichsche die geheimen Agenten, welche hier das Volk aufwiegeln sollten; bald aber ward sie von den Oestreichern aufgefangen und nach Wien abgeführt. Des Kaisers Leopold Unterhaltung mit ihr hatte aber ihre Freilassung zur Folge. 1792 nach Paris zurückgekehrt, zeigte sie sich als den Paladin der constitution. Grundsätze. Bald nachher erschien sie, bald mit der Pike in der Hand, bald mit bloßem Säbel und mit Pistolen im Gürtel, auf den öffentlichen Plätzen und in den Clubbs an der Spitze einer Schar von Amazonen, um Glut- und Muthreden zu halten. Sie war es, die am 10. Aug. 1792 Suleau,

Digitized by Google

den Redacteur einer Zeitschrift, und 5 Andere, die, der Theilnahme an einer falschen Patrouille der Nationalgarde beschuldigt, in Verhaft genommen waren, im Namen des Volkes ermorden ließ. Nach einiger Zeit ging diese Ueberspannung in Geisteszerrüttung über und endigte mit völligem Wahnsinn (1796). Théroigne ward in das Irrenhaus der Vorstadt St.-Marceau und später nach der Salpetiere gebracht; hier blieb sie bis zu ihrem Ende (1817) in einem dumpfen Hinbrüten, das mit den heftigsten Anfällen von Raserei wechselte.

Thersites, des Agrius Sohn, war der häßlichste unter den Griechen vor Troja, schieläugig, lahm, bucklig und kahlköpfig, und dabei der frechste, albernste und boshafteste Schwätzer und Lustigmacher, der zur unbedingten Rückkehr von Troja rieth und den Agamemnon verleumdete. Deßwegen schlug ihm Ulysses seinen Königsstab vor den Kopf. Achill soll ihn umgebracht haben, als er ihm nach dem Gefechte mit der Penthesilea böse Dinge schuld gab. Noch jetzt nennt man zuweilen so einen ungestalteten Menschen.

Theseus, berühmter König Athens aus dem Heroenaltar Griechenlands, Sohn der Aegeus (s. d.) und der Aethra, Tochter des Königs Pittheus zu Trözene, ward vom Letztern erzogen. Frühe gab er Beweise seiner Herzhaftigkeit. Im 16. J. seines Lebens ging er nach Athen. Auf dem Wege dorthin traf er viele Räuber an, die er sämmtlich niedermachte; als der Periphetes, den Sinis, den Prokrustes, den Skiron (s. d.), sowie den Kerkyon; erlegte auch den berühmten kromionischen Eber. In Athen anlangend, fand er dort Alles in der äußersten Verwirrung. Medea, den Aegeus und die Söhne der Pallas Athene beherrschend, übergab sogar dem Erstern einen Giftbecher, den Fremdling zu tödten. Zum Glück aber erkannte, gerade in dem Augenblicke der Ausführung, Aegeus das Schwert seines Sohnes für dasjenige, welches er selbst in Trözene zurückgelassen hatte. Medea ward nun vertrieben; ebenso die Pallantiden, welche ihren Oheim Aegeus entthronen wollten, und Theseus ergriff nun mit kraftvoller Hand das Staatsruder. Er befreiete zuerst Attika von dem marathonischen Stiere und ging hierauf nach Kreta, um den schändlichen Tribut aufzuheben, den Minos (s. d.) den Athenern auferlegt hatte. Durch Ariadne (vgl. d.) tödtete er das Ungeheuer Minotauros (s. d.) und entführte seine Befreierin, glücklich auf Naxos landend, wo er aber, gezwungen von Bacchus oder seinen Gefährten, sie verlassen mußte. Sein Entkommen aus Kreta vorzüglich dem Neptun verdankend, führte er ihm zu Ehren die isthmischen Spiele ein. Nach dem Tode seines Vaters bestieg Theseus den Thron von Attika, um den er sich hoch verdient machte. Er vereinigte die durch die ganze Landschaft zerstreuten Bewohner der Hauptstadt Athen und führte hier sowohl den Dienst der Athene, als die Panathenäen ein. Auch leistete er dem Adrastos Beistand gegen den Krion, begleitete den Hercules gegen die Amazonen, wovon eine, die Hyppolita (Antiope), ihm den Hippolytos und Demophon gebar. In frühen Jahren schloß er seine so berühmte Freundschaft mit dem Lapithenkönig Pirithoos (s. d.), welchen er auf dessen Hochzeit herzhaften Beistand gegen die Centauren leistete. Aus Gefälligkeit dafür entführte Pirithoos mit ihm die Helena. Theseus begleitete seinen Freund nun in die Unterwelt, um dem Pluto die Proserpina (s. d.) zu entführen. Dieß mißlang und zog Beiden ewiges Sitzen zu, davon Hercules den Theseus nach Einigen befreite.

Digitized by Google

Bei seiner Rückkehr von verschiedenen Abenteuern, worunter man sogar die kalydonische Jagd und den Argonautenzug setzt, fand er Athen gegen sich aufgebracht und einen gewissen Menesthius in dem Besitze des Thrones. Er flüchtete nun aus Attika und begab sich zu dem Könige von Skyros, Lykomedes, um daselbst von seinen väterlichen Ländereien Besitz zu nehmen. Lykomedes aber, der entweder den Zorn der Athener, oder Tapferkeit des Theseus fürchtete, oder sonst von ihm beleidigt war, brachte den Helden um. Er führte ihn, erzählt man, um ihm seine Ländereien zu zeigen, auf einen Berg und stürzte ihn von da herab. Die Athener bekümmerten sich, der gewöhnlichen Sage nach, lange nicht um seinen Leichnam; bis endlich Cimon auf Befehl des Orakels ihn von Skyros abholte. Ein Adler zeigte hier sein Grab. In Athen erhielt er einen prächtigen Tempel. In seine Blüthe fällt auch die Heirath, die er mit Phädra (s. d.) einging und die unter Phädra erzählte Liebesgeschichte zwischen Phädren und dem Hippolytus, sowie des Letztern Tod. Von der Phädra ward Theseus Vater des Demophon und Akamas. Mit des Sinis Tochter, Perigune, erzeugte er den Menalippus, sowie ihm von der Ariadne Oenopion und Staphylus als Söhne, von der Helene aber die Iphigenia als Tochter zugeschrieben wurden. Die ganze Geschichte des Theseus ist mit Nachahmungen aus der Mythe des Hercules gewaltig interpolirt worden.

Thesis, ein Satz, besonders ein solcher in der Mathematik, welcher noch erst bewiesen werden soll. In der Logik bezieht man den Ausdruck Thesis bald auf die Verhältnisse von Antithesis (das Entgegengesetzte) und Synthesis (Vereinigung, Verknüpfung) und bezeichnet damit das Setzen eines Begriffs, bald auf die Hypothesis, d. i. die Voraussetzung, unter welcher ein Satz gilt, oder die nähere Beschränkung, die im Vordersatz des hypothesischen Urtheils ausgesprochen wird in welcher Beziehung dann Thesis der Nachsatz eines solchen Urtheils heißt. Abgesehen von diesen Beziehungen sagt man: in thesi, d. i. im Allgemeinen, in der Regel, wo noch keine Bedingung noch Einschränkung bekannt ist. Ferner wird auch Thesis ein zum Behuf des gelehrten Streits (Disputation) aufgestellter Satz genannt. So disputiren z. B. die Juristen über Theses, die sie dann theses juris controversi nennen. Zu einem solchen Behufe sind nämlich diejenigen Sätze am zweckmäßigsten, welche nicht von unzweifelhafter Wahrheit sind, sondern verschiedene Ansichten darbieten und sich daher in irgend einer Hinsicht leicht angreifen lassen (daher Streitsätze). In der Musik endlich heißt Thesis der Niederschlag, oder der Theil, mit welchem der volle Takt anfängt, dagegen Arsis den Auftakt bezeichnet. In der verwandten Metrik findet ein entgegengesetzter Sprachgebrauch statt. (S. Rhythmus.)

Thesmophorien, eins der sinnvollsten Feste der Griechen in Athen zu Ehren der Ceres (Demeter, die Idee der ägyptischen Isis) als Gesetzgeberin (Thesmophorus, die Satzungen Bringende). (Vergl. Ceres.) Die Thesmophorien waren das jährliche Fest der Göttin zu Athen, an welches Erechtheus (oder wer sonst die Bewohner Attika's durch Ackerbau zu entwildern suchte) die Weihe seiner Satzungen knüpfte. Es war ein schöner Gedanke des Stifters, nur von Frauen die Feier dieses Festes begehen zu lassen; denn es zweckte auf Frieden und Häuslichkeit ab, die in der Idee des Alterthums weiblicher Natur sind. Vermählte, untadelhafte Frauen trugen in weißen Gewanden, im feierlichen Um-

Digitized by Google

gange Gesetztafeln auf dem Kopfe; wahrscheinlich die Gesetze des Triptolemos: du sollst die Götter durch Früchte des Feldes erfreuen; du sollst die Thiere nicht verletzen; du sollst deine Aeltern ehren.

Thespis, ein Zeitgenosse Solons, geboren in dem kleinen attischen Flecken Ikaria, blühte um 545 v. Chr. und ist, nach der gewöhnlichen Meinung, der Erfinder des Trauerspiels. Er war nämlich der Erste, welcher durch seine bloß ernsthaften dramatischen Darstellungen Aufsehen erregte, da man bisher Trauriges und Lustiges vermischt aufgeführt hatte. Auf einem breiten Wagen zogen Thespis mit einigen Gefährten durch die Straßen von Athen und die attischen Flecken; sie hielten still, wenn das Volk sie sehen wollte, und führten auf dem Wagen stehend, mit bemaltem Gesichte und als Helden gekleidet, Scenen aus der mythischen Heroenwelt, aus Ulysses und Herkules Leben auf. (Der Karren des Thespis bezeichnet daher die Kindheit der Bühne.) So roh war dieser erste Anfang der Schauspielkunst, daß der alte Solon einmal den Thespis fragte, ob er sich nicht schäme, den Leuten solche Unwahrheiten vorzumachen. Thespis fügte zuerst den Chören das Episodion bei, d. h. ein Zwischenspiel oder Zwischengesang. Sein Schüler Phrinichus vervollkommnete diese neue Gattung von Schauspiel, indem er auch weibliche Rollen auf die Bühne brachte und die Episode mehr den Leidenschaften anpaßte.

Thessalien, der nördliche Theil des eigentlichen alten Griechenlands, nördlich von Macedonien, westlich von Epirus, südlich von Aetolien, Doris und Lokris, und östlich vom ägäischen Meere begrenzt, ein schönes fruchtbares Land, in welchem reiche Ebenen mit reizenden Thälern und Gebirgszügen abwechseln. Viehzucht und besonders Pferdezucht gedieh hier vortrefflich; daher auch wohl die Thessalier zuerst den zu Homers Zeiten noch unbekannten Gebrauch des Reitens eingeführt, worauf auch die Sage von den Centauren deutet. Die wichtigsten Gebirge sind der Olympus, der Wohnsitz der Götter, der Ossa, der Pindus und der Oeta; die beträchtlichsten Flüsse sind der Peneus mit dem Apidanus und dem Enipeus, welcher das schöne Thal Tempe durchströmt. Thessalien ist gewissermaßen als die Wiege Griechenlands zu betrachten. Die ältesten Bewohner waren die Hämonen (daher auch das Land Hämonia hieß). Dann wanderten Pelasger und Hellenen ein; die Letztern unter Deukalion 1600 v. Chr. Am Olympus und Ossa wohnten die Centauren und Lapithen, berüchtigte Bergvölker. Hier lebten mehre der berühmtesten Heroen der ältern Geschichte: Jason, der Führer des Argonautenzuges, Admet, der Freund des Herkules, Pirithous der Gefährte des Herkules, und die Helden des trojan. Krieges: Philoktet, Patroklos und Achilles. Aber so berühmt Thessalien in der ältern Sage und Geschichte, so unbedeutend ist es für die spätere Geschichte. Nach und nach bildeten sich hier mehre kleine Staaten: Jolkos, wo Aeson herrschte; Phthia, wo Peleus über die Myrmidonen gebot, und Pherä, welches sich später zu einem mächtigen Reiche erhob. Mehre Städte wurden lange Zeit von Tyrannen (Fürsten) beherrscht. Endlich eroberte Philipp von Macedonien das ganze Land, welches nach dem Untergange der macedonischen Monarchie unter das Joch der Römer gerieth, die es zu einer Provinz ihres kolossalen Reichs machten. Im Anfange der christlichen Zeitrechnung war Thessalien als ein Hauptsitz abergläubiger Zauberkünste berühmt. — Die alten Geographen theilten Thessalien in vier

Digitized by Google

Theile: Thessaliotis, Phthiotis, Pelasgiotis und Hestiäotis; statt der beiden letztern werden auch Magnesia und Perrhäbia genannt. Die berühmtesten Städte Thessaliens waren Larissa, Trachis oder Heraklea, Pharsalus. Jetzt ist Thessalien u. d. N. Janiah ein Theil des europäisch-osmanischen Reichs mit 300.000 Einw., worunter 5/7 Juden. Die Hauptstadt ist Jenischeher, einst Larissa (s. d.), eine der betriebsamsten türkischen Städte mit 25—30.000 Einw.

Thessalonich, s. Salonichi.

Thetis, eine der Nereiden, nach Andern des Chiron, ja sogar Aktors Tochter. Juno hatte sie — nach Homer — auferzogen und dann an den Peleus verheirathet, dem sie als einem Sterblichen ungern sich vermählte. Bei ihrer Hochzeitfeier waren alle Götter zugegen. Ihr Sohn von Peleus war Achilles (s. d.). Sie nahm an seinem Schicksale den zärtlichsten Antheil. Da ihm die Briseis geraubt worden war, stieg sie am Gestade vor ihm auf, tröstete ihn und eilte dann zum Jupiter, den sie an eine alte Gefälligkeit erinnerte, wie sie ihn nämlich davon benachrichtiget habe, da ihn Juno, Neptun und Apollo oder nach Andern Minerva fesseln wollten. Jupiter erhörte sie auch. Sie beweinte dann mit ihren Schwestern den Patroklus und bestellte ihrem Sohne neue Waffen beim Vulkan, den sie, da er vom Himmel geworfen worden war, neun Jahre beherbergt hatte. So beherbergte sie auch den vom Lykurg verfolgten Bacchus und erhielt von ihm die goldene Urne, darin ihres Sohnes und des Patroklus Asche beigesetzt wurde. Sie konnte sich in alle Gestalten, in Feuer, Wasser und wilde Thiere verwandeln.

Theuerdank heißt ein Gedicht, dessen eigentlicher Verfasser ein gewisser Melchior Pfinzing zu Nürnberg gewesen seyn soll, worin die Thaten und Begebenheiten Maximilian I. beschrieben werden, und welches zuerst 1517 mit vielen Figuren, in Folio, gedruckt erschien. Der Name Theurdank erhält jener Kaiser deßhalb in diesem Gedichte, weil er von Jugend auf seine ganzen Gedanken nur auf theuerliche (d. h. gefährliche, abenteuerliche) Dinge gerichtet hatte. Den Schlüssel zu den in diesem Gedicht versteckt aufgeführten Namen findet man in Seb. Franke's „Chronik".

Theurgie (a. d. Griech.) war eine geheime magische Wissenschaft, mittelst deren Lehren man sich mit Göttern und Dämonen in nähere Berührung zu bringen und von ihnen wunderthätige Wirkungen zu erhalten vermochte. Sie bestanden in Fasten, Beten, Reinigungen und andern Ceremonien. Dieser Aberglaube herrschte besonders im Morgenlande bei den Persern und Chaldäern und auch bei den Aegyptern; doch waren auch die Griechen und Römer nicht frei davon. Zoroaster und Hermes Trismegistus sollen die Schöpfer dieser Lehre gewesen seyn. S. Magie und Geheime Wissenschaften.

Theurung. Hierunter versteht man gewöhnlich, wenn man das Wort ohne ein Beschaffenheitswort gebraucht, als Wein-, Holztheurung, einen Mangel von den allgemeinsten und nothwendigsten Lebensbedürfnissen, als Korn und Kartoffel, wo zugleich der Marktpreis dieser Artikel so gestiegen ist, daß ihn der Taglöhner durch seine Arbeit kaum oder nicht mehr erzwingen kann. Es gibt eine künstliche und natürliche Theurung. Zu der erstern gehört der Kornwucher, welcher das Korn in einem Lande aufkauft und es so lange in seinen Magazinen hält, bis der

Digitized by Google

hohe Marktpreis eingetreten ist. Die künstliche Theurung soll auch ein Kunstgriff der pariser Revolutions-Männer gewesen seyn, um das Volk gegen den König in Gährung zu setzen; doch dürfte eine solche künstliche Theurung den Unternehmern nur eine kurze Zeit gelingen; denn die Regierung vermag sie leicht zu steuern, und das aus der Ferne herbeigeschaffte Korn wird den Preis bald wieder herunterdrücken. Eine natürliche Theurung fand vor mehren Jahren in dem größern Theile von Europa statt. Väterliche Regierung haben stets nach Kräften gesorgt, diese zu verhindern. Bei der Aussicht einer schlechten Ernte begünstigen sie den Kornhandel und geben ihm jeglich mögliche Freiheit. In diesem Falle haben sie nicht nöthig, selbst Korn aufzukaufen und Magazine anzulegen, Privatpersonen werden, durch den Gewinn gelockt, hinlängliches Korn einführen, und die vermehrte Einfuhr wird auch den Marktpreis nicht zu einer für die von ihrer Händearbeit lebende Klasse des Volkes unerschwingliche Höhe steigen lassen. Ein falsches Mittel war das Maximum des Kornpreises, was Robespierre mit seiner ganzen schrecklichen Gewalt aufrecht erhielt. Ist wirklicher Mangel im Lande, so ist das Ausland der einzige Weg, ihm abzuhelfen; wirft nun das Maximum für den Verkäufer keinen Gewinn ab, so wird er auch kein auswärtiges Korn zum inländischen Markte bringen. Durch eine solche Maßregel können auch die inländischen Kornbesitzer bewogen werden, entweder ihr Korn nicht in den Handel zu bringen oder es im Geheim an die zwingende Noth zu höhern Preisen zu verkaufen. Um dieß zu verhindern, sieht sich der Staat in die Nothwendigkeit versetzt, durch ein hartes Verfahren die Besitzer zu nöthigen, ihr überflüssiges Korn zu verkaufen und gleich strenge Gesetze gegen den Verkauf desselben zu einem Preise, der das Maximum übersteigt, zu geben. Ueberdieß verlangt die jährliche Feststellung eines Maximums die genaue Kenntniß der Grunderndte, der Capitalgewinnste und der jedesmaligen Arbeitslöhne, und diese können jährlich wechseln. Das beste Mittel gegen eine Theurung liegt in der Beförderung der Urerzeugung, in der Freiheit des Kornhandels und in Vorkehrungen, welche dahin abzielen, daß der Preis des Korns mit dem andrer Landeserzeugnisse ein Gleichgewicht halte und Gewinn hoffen lasse. Fällt er hingegen so tief, daß der Bebauer keinen Vortheil oder selbst Verlust bei der Kornerzeugung hat, so wird er die Getreidefelder in Taback-, Leinen-, Rübsamen-Felder ꝛc. verwandeln. Druck des Ackerbaues und Unsicherheit des Eigenthums, wie in den Reichen des Morgenlandes, wo die habsüchtige Willkür der Despotie herrscht, ist eine der ergiebigsten Quellen der Theurung.

Thielmann (Freiherr v.), ein talentvoller Heerführer unsers Jahrh., Sprößling einer bürgerlichen Familie zu Münster, war 1765 geb. Sein Vater bekleidete in Kursachsen ein angesehenes Amt. Wissenschaftlich gebildet, trat er, zum Jüngling gereift, aus Neigung in den Militairstand. 1791 kam er als Lieutenant zum dem neuerrichteten sächs. Husarenregimente und zeichnete sich im ersten franz. Revolutionskriege am Rhein bei mehren Gelegenheiten durch Muth und Geistesgegenwart aus. 1794 ward er deßhalb zum Rittmeister befördert und mit dem sächsischen Heinrichsorden geschmückt. Nach hergestelltem Frieden kehrte das Regiment in seine Garnisonen im thüringer Kreise zurück. Hier lebte Thielemann im Umgang trefflicher Männer; und derselbe Eifer und Enthusiasmus, der ihn im Felde charakterisirte, wurde nunmehr auf die Wis-

Digitized by Google

senschaften gewendet. Im Kriege von 1806 war er Major, wohnte darauf der Belagerung von Danzig und der Schlacht von Friedland rühmlich bei und wurde hierauf Oberster und Adjutant des Königs von Sachsen, sowie 1809 Generalmajor. Mit 2000 Mann und weniger Cavalerie und Artillerie wehrte er den Oestreichern (1809) lange Zeit den Eingang in Sachsen und zog sich endlich, von der Uebermacht gedrängt, ohne Verlust bis an die Saale zurück. Im französisch-russischen Kriege nahm er bei der Hauptarmee an allen glänzenden Ereignissen des Feldzuges ausgezeichneten Antheil und entging glücklich den Gefahren an der Berezina. Sein Monarch erhob ihn hierauf in den Freiherrnstand und übertrug ihm die Vertheidigung Torgaus. Als aber der für Deutschlands Befreiung von der Napoleonischen Herrschaft begeisterte Thielmann erfuhr, welche Partei der König nach der lützener Schlacht ergriffen, legte er seine Dienste nieder, verließ Torgau und trat zu den Alliirten über. Er kämpfte nun an der Spitze eines Freicorps in Sachsen und wirkte thätig zur Vorbereitung der leipziger Schlacht. Der Kaiser von Rußland verlieh ihm, seine Verdienste ehrend, das Commandeurkreuz des hohen Ordens vom h. Georg. Aus russischem Dienste trat von Thielmann in die des Königs von Preußen. Am Tage von Waterloo befehligte er eine preuß. Heerabtheilung bei Wavre (s. d.) gegen das franz. Corps unter Grouchy, behauptete seine Stellung und wirkte hierdurch zu dem glücklichen Erfolge der Hauptbegebenheit wesentlich mit. Er wurde hierauf Generallieutenant, Militairgouverneur der westfälischen Provinzen, später Commandeur des 8. Armeecorps und 1824 General der Cavalerie. Er starb an einem Schlagflusse zu Koblenz am 10. Oct. 1824. Die Einseitigkeit der biogr. Skizze Thielmann's, vom Rittmeister v. Hüttel (Berlin 1828), sowie die der Erläuterung und Berichtigung dieser Skizze von Hrn. de L'Or (Leipz. 1829), hat Major Herm. Oberreit in seinen „Beiträgen zur Biogr. des Generals Freih. v. Thielmann" (Dresd. 1829) gezeigt. Die ausführlichste und ebenso parteilose als gründliche Darstellung des öffentlichen Lebens des Generals von Thielmann findet man in des Hauptmanns Gr. von Holzendorff „Beiträge zu der Biographie des Generals Freih. von Thielmann und zur Gesch. der jüngst vergangenen Zeit, mit Actenst." (Lpz. 1830).

Thieme (Karl Traugott), ein verdienter Schulmann und jedem Erzieher sehr zu empfehlender Schriftsteller, war 1745 zu Kanzig bei Oschatz, wo sein Vater Prediger war, geboren, studirte zu Meißen und Leipzig, wo er auch Magister und 1772 Katechet oder Nachmittagsprediger an der Peterskirche wurde. Von 1776—84 wirkte er als Rector an dem Lyceum zu Lübben in der Niederlausitz, das unter seiner und seines Nachfolgers Suttinger Leitung eine blühende Lehranstalt war. Von der Stiftsschule zu Merseburg, wohin er als Rector berufen ward, kam er 1790 in gleichen Amtsverhältnissen nach Löbau. Um in den letzten Tagen seines Lebens seinem Arzte näher zu seyn, begab er sich nach Görlitz, wo er 1802 starb. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand", ein schätzbares Elementar-Unterrichtsbuch (8. Aufl. 1817); „Ueber die Hindernisse des Selbstdenkens" (1788), ausgezeichnet durch klare Darstellung und philosophischen Scharfsinn; „Ueber den sittlichen Ton in öffentlichen Schulen (1789); Erdmann", eine Bildungsgeschichte (3 Bd. 1801); „Grundlinien zu

Digitized by Google

einer Geschichte aller positiven Religionen"; „Gutman oder der sächsische Kinderfreund" (9. Aufl. 1824) u. m. a. Aus allen Schriften dieses Gelehrten erkennt man den Selbstdenker, welcher auch auf den Styl ungemeine Sorgfalt anwendete. Thieme lieferte auch zur „Allg. (hallischen) Lit.-Zeit." im Fache der Pädagogik viele Beiträge.

Thiemo (Thyemo), der heilige, geb. von gräflichen Eltern im 11. Jahrh., und in der damals blühenden Klosterschule zu Niederalteich in den freien und mechanischen Künsten gebildet, ward Abt zu St.-Peter in Salzburg und 1088 Erzbischof daselbst. Widrige Schicksale zwangen ihn, den von ihm ruhmvoll behaupteten erzbischöfl. Stuhl 1101 zu verlassen und zu Admont, in der Nähe von Radstadt, Schutz zu suchen. Er starb in Palästina den Märtertod und ward kanonisirt. Thiemo war ein trefflicher Bildhauer und soll die Kunst, Statuen aus Stein zu gießen, verstanden haben. Als seine Werke bezeichnet man ein Muttergottesbild zu St.-Peter in Salzburg, ein anderes in Radstadt, eine Statue zu Großgmain bei Reichenhall, eine Statue der h. Jungfrau zu Altenmarkt bei Radstadt u. s. w.

Thier. — Thierreich. — Thierisches Leben. — Die im Begriffe statt findende Trennung des Organismus in Organisation und Leben, oder Bildung und Bewegung, tritt auch an der ganzen Reihe der organischen Wesen hervor, indem dieselbe in zwei untergeordnete, einander entgegengesetzte Reihen, der Pflanzen nämlich und der Thiere, auseinander geht; so zwar, daß beide nur in dem Punkte, von wo sie ausgehen, ineinander fließen, oder bloß durch solche Geschöpfe den Uebergang ineinander bilden, die als sogenannte Kryptoorganismen das erste Erwachen des organischen Gegensatzes darstellen, und theils an die Thier-, theils an die Pflanzenreihe sich anschließen. Das Vorwalten des plastischen oder bildenden Lebens gibt den Charakter der Pflanzenreihe, das Vorwalten des bewegenden Lebens jenen der Thierreihe. Die Bewegungen der Pflanze sind durchgehends bildend, oder auf Darstellung des Materiellen in einer bestimmten Form und Mischung beschränkt, sie sind daher bloß auf ihre Organisation gerichtet, gleichsam ganz nach innen gewendet, ohne durch Ortsveränderung den Sinnen auffallend zu werden. Das Gebildete ist ein mehr Beharrliches, Ruhendes, weniger dem Wechsel unterworfen, und schließt sich daher näher an das Reich des Unorganischen an, als die Gebilde des thierischen Lebens; in gleichem Maße aber, wie das Materielle offenbar über die dynamische Thätigkeit überwiegt, zeigt sich die Organisation viel weniger durch Einheit bestimmt. Die Pflanze trägt einen viel einfachern Gegensatz in sich als das Thier, und bloß in jenem Momente ihres Lebens, wo die Bildungsthätigkeit zur Fortpflanzung gesteigert wird, entwickelt sich auch eine größere Mannigfaltigkeit der Gegensätze, und die elektrische Erregbarkeit in den wesentlichen Organen der Blüthe erreicht eine höhere Stufe, die an thierische Reizbarkeit angrenzt. Bei weitem höher als jede noch so vollkommen organisirte Pflanze steht jedes, auch das unvollkommenste Thier, denn in diesem ist das bildende Leben nur gleichsam der Grund und Boden, in und auf welchem ein höheres, das bewegende Leben sich entwickelt, sodaß hier zum Mittel wird, was dort als Zweck sich äußert. Das Leben, das in der Pflanze ganz nach innen gewendet ist und gleichsam in der Bildung rein aufgeht, tritt im Thiere durch Bewegung nach außen hervor, die Lebenskraft erschöpft sich nicht in dem Gebildeten,

Digitized by Google

sondern wirkt mit einem freien Ueberschusse aus ihm heraus, das zweifache Verhältniß des Organismus zur Außenwelt und der Außenwelt zu ihm, ist demnach zu einer höhern Wechselwirkung entwickelt und zu den lediglich bildenden Organen, wie sie die Pflanze besitzt, treten neue hinzu, die dem bewegenden Leben dienen. Damit nämlich ein solches in freier, nach außen gerichteter Thätigkeit möglich sey, wird eine stärkere Erregung von außen her erfordert, diese Erregung selbst aber ist durch die Entfaltung der Erregbarkeit in einen höhern Gegensatz gegeben. Der eine Factor dieses Gegensatzes, oder die eine Grundkraft des thierischen Lebens, — insofern sie für sich allein gedacht werden kann — ist thätig in der Richtung von außen nach innen, setzt eine höhere Einheit in den Organismus, bringt die mannigfaltigen Einwirkungen seiner Außenwelt in ihm zur innern Darstellung, verknüpft und trennt also zu gleicher Zeit Aeußeres und Inneres durch die Empfindung; steigert dadurch die Besonderheit des organischen Wesens zur freiern Selbstbestimmung und Selbstliebe und bringt ein allseitiges Mitgefühl zwischen allen Organen, als Einem Ganzen angehörig, hervor. Diese Kraft heißt, nach den eigentlich gebildeten Organen, in welchen sie thätig ist, Nervenkraft. Der andere Factor dieses Gegensatzes, oder die andere Grundkraft des thierischen Lebens ist thätig in der Richtung von innen nach außen, sie verwirklicht in der Sinnenwelt das innere, in der Empfindung erwachte Leben, oder die Willkür durch mannigfaltige Bewegungen, in welchen der Organismus auch seine räumlichen Verhältnisse zu den Umgebungen verändert, und heißt nach den organischen Gebilden, in und durch welche sie wirkt, Muskelkraft. Jede dieser beiden Grundkräfte, die sich zueinander und zur thierischen Lebenskraft, wie der negative und positive, oder contractive oder expansive Pol zur Elektricität selbst verhalten und in der Wirklichkeit unzertrennlich sind, enthält eine Empfänglichkeit und ein selbständiges Wirkungsvermögen, und wie die Lebenskraft eine Erregbarkeit ist, so ist auch die Nervenkraft zugleich Empfindlichkeit (Sensibilität) und die Muskelkraft zugleich Reizbarkeit (Irritabilität). Unter der vorwaltenden Herrschaft dieser höhern dynamischen Verhältnisse sind auch die Mischungsverhältnisse animalischer Theile viel mannigfaltiger als jene der Vegetabilien, und es tritt der Stickstoff in ausgezeichneter Menge hervor, der im Pflanzenreiche nur an einzelnen Organismen vorkommt, und vorzüglich in jenen, die die Mittelglieder zwischen dem Pflanzen- und Thierreiche zu bilden scheinen (Schwämme); daher überwiegen überhaupt die brennbaren Stoffe, vorzüglich Phosphor, ferner der Kalk, und wo die elektrisch-chemischen Thätigkeiten in der Pflanze vorzüglich nur im Conflicte und Zellgewebe beruhen, da werden sie im Thiere noch außerdem durch den Gegensatz von Nerv und Muskel zu einer ungleich lebhaftern Wechselwirkung erhoben. Das höhere thierische oder das rein bewegliche Leben bedarf einer eigenen Kette von Organen, welche die Beziehung des Aeußern zum Innern und die Thätigkeit des Innern auf das Aeußere vermitteln, es bedarf also auch eines bildenden Lebens, als durch welches die Bewegungsorgane entwickelt und zu jener Gestaltung und Energie erhoben werden, welche der Idee des thierischen Lebens in irgend einer bestimmten Darstellung entspricht. Die Entstehung, Ausbildung und Erhaltung des Thieres ist demnach in einer Lebensthätigkeit gegründet, die, indem sie rein bildend ist, aber durch diese Bildung etwas Höheres bezweckt, zwischen dem bloßen Pflanzenleben und jenem

Digitized by Google

Höhern die Mitte hält, und deßhalb thierisches Bildungsleben (thierische Reproduction) genannt wird. Ihr wesentlicher Charakter, wodurch sie über die Vegetation sich erhebt, ist der, daß sie nicht wie diese von reiner Nothwendigkeit beherrscht wird, sondern daß das höhere thierische Leben unaufhörlich auf sie einwirkt, sodaß das Thier, an keinen Ort durchaus gefesselt, die ihm gedeihlichen Einflüsse zu suchen, die nachtheiligen zu fliehen, und statt dem Zufalle unterworfen zu seyn, seine Bildung selbständig zu beherrschen vermag. Deßhalb läßt sich auch die thierische Reproduction nicht als etwas für sich Bestehendes, wie die Vegetation der Pflanzen betrachten, sondern ist unaufhörlich mit dem höhern thierischen Leben verschlungen, sodaß beide bildende Bewegung und bewegende Bildung, nur in und durch einander, in wechselseitiger Durchdringung bestehen. Die Grundkräfte des thierischen Lebens, Sensibilität und Irritabilität, vermitteln und leiten also ebenso wenig das thierische Bildungsgeschäft, als sie das höhere Bewegungsleben begründen, und der innere Grund der Reproduction als bildende oder reproductive Kraft für sich gedacht, ist nichts anders, als die Einheit der Sensibilität und Irritabilität, oder die Lebenskraft in ihrer vorherrschenden Richtung auf bildende Thätigkeit. Gleichwie aber alles Bilden und Gestalten, nach dem Vorbilde der unorganischen Krystallisation, eines gewissen Gleichgewichtes der Grundkräfte bedarf, wovon die tropfbar flüssige sowie die feste Cohäsionsform abhängt, so wird auch die thierische Bildung von einem gewissen Gleichgewichte der thierischen Grundkräfte bedingt, und dieß gleichmäßige Ineinanderwirken des Sensiblen und Irritablen, wo weder das Eine noch das Andere beträchtlich vorwaltet, ist es, was die Reproduction darstellt. Demnach ist in den Organen, die ihr dienen, Nerv und Muskel minder individualisirt als in den Organen des bewegenden Lebens, und zwischen jenem Nerv und Muskel stellt sich noch ein drittes thierisches Grundgebilde: der Zellstoff. Der Zellstoff gehört rein dem reproductiven Leben an, und macht, in weiche, weißliche Blättchen gestaltet, die allgemeinste Grundform des thierischen Körpers aus. Ihm kommt, für sich allein betrachtet, keine andere Kraft zu, als contractive Elasticität oder Contractilität, in welcher die Dehnbarkeit die passive, das Zusammenziehungsvermögen aber die active Seite darstellt. Chemisch betrachtet, zeichnet er sich aus durch das Vorherrschen der (wenigstens als Product daraus zu ziehenden) Gallerte, und in ihr des Kohlenstoffs, sowie durch die Verbindung mit Gerbestoff zu einer zähen, vom Wasser nicht auflöslichen Masse. Dem Zellstoffe gegenüber stehen die Muskelfaser und das Nervenmark, als Träger der Muskel- und Nervenkraft. In der dynamischen Verbindung aller Theile zu einem Ganzen und in Beziehung aller äußern und innern Verhältnisse zu einem Einheitspunkte, wodurch der Organismus zu einem sich Fühlenden und Bestimmenden erhoben wird, besteht die Thätigkeit der Nervenkraft, die daher als das höchste Agens alle Form, Mischung und Bewegung beherrscht und in Eintracht setzt. Als Empfindlichkeit nimmt sie Eindrücke auf, als Wirksamkeit bestimmt sie die Muskelkraft auf mannigfaltigen, den Eindrücken entsprechenden Bewegungen. Aber diese Thätigkeit ist eine so innere und so äußerst schnelle Bewegung, daß sie weder durch chemische noch mechanische Erscheinungen den Sinnen erkennbar wird, und ihr Wirkungskreis geht über ihr Organ hinaus. Ihre Grundform, das Nervenmark, ist, mechanisch betrachtet, von breiiger Substanz

Digitized by Google

und aus kleinen weißen Kügelchen zusammengesetzt, chemisch betrachtet, ist in ihm als nächster Bestandtheil der Eiweißstoff und in diesem der Wasserstoff vorwaltend, und sein vorzüglichstes Auflösungsmittel sind Alkalien. Indem die Nervenkraft sich vorherrschend als Empfindlichkeit verhält, äußert sich die Reizbarkeit vorzüglich als Bewegungsvermögen. In ihr zeigt sich daher schon eine sinnlich erkennbare mechanische Thätigkeit, wodurch sie an tiefere Contractilität des Zellstoffes sich anschließt, mit der sie sich im reproductiven Leben auch wirklich vereinbart; allein das Dynamische ist dennoch bei weitem das Ueberwiegende, sodaß die Muskelbewegung Wirkungen hervorbringt, deren Stärke weder aus den mechanischen, noch aus den chemischen Veränderungen, die dabei stattfinden, erklärt werden kann. Diese Bewegungen sind theils innerliche im räumlichen Verhältniß der Organe zu sich selbst und zu einander, theils äußerliche, die die räumlichen Verhältnisse des Ganzen zu den äußern Umgebungen betreffen, die erstern gehören dem bildenden, die letztern dem rein bewegenden Leben, oder zunächst der Willkür an; beide aber sind hervorgebracht durch Nerventhätigkeit, welche, indem sie in der Richtung von außen nach innen bestimmt ist, ihrerseits wieder alle Bewegung von innen nach außen bestimmt. Die Thätigkeit dieser bewegenden Kraft äußert sich an ihrem Träger, der Muskelfaser, durch deutliche und regelmäßige Abwechselung von Zusammenziehung und Ausdehnung, als stete Wechsel von Intension und Remission; und ist dadurch über die Thätigkeit bloß contractiver Organe sehr hoch gesteigert. Die Muskelfaser selbst ist, mechanisch betrachtet, ganz der Länge nach gestaltet, contractil, und demnach in ihren Endpunkten polarisch; chemisch betrachtet, ist ihr als vorzüglichster Bestandtheil der Faserstoff eigen und in diesem der Stickstoff vorwaltend; er ist in Säuren auflöslicher als in Alkalien. In der wechselseitigen Verbindung und Durchdringung dieser drei Grundformen ist die Organisation des Thieres gegeben. Das Leben des Thieres beginnt mit der Zeugung. Die Bedingnisse der Zeugung sind, beim Thier wie der Pflanze, das Vorhandenseyn eines im mütterlichen Körper gebildeten Keimes und die erregende Belebung desselben durch Befruchtung. Aber während der befruchtete Keim im Fruchtknoten der Pflanze bleibt und dort sich zum Samenkorn ausbildet, bleibt er beim Thiere nicht im thierischen Fruchtknoten oder im Eierstocke, sondern reißt sich los, behält dabei entweder seine Hülle, wird aus dem mütterlichen Körper ausgeschieden und durch Wärme zur Reife gebracht (ausgebrütet), oder er gelangt als Flüssigkeit in die Höhlung eines eigenthümlichen Fruchtbehälters, wo er durch Wechselwirkung und mit diesem Organe Hüllen erhält und sich als Embryo in dem daraus gebildeten Ei so lange in genauer Verbindung mit dem Mutterkörper befindet, bis er zu hinlänglicher Selbständigkeit ausgebildet und fähig, sein Leben nunmehr für sich fortzuführen, geboren wird. Der zur Selbständigkeit gelangte Organismus entwickelt sich nun allmälig zu jener räumlichen Größe und zu jener Vollendung der Organisation, wie sie der besondern Form entspricht; nach welcher die Natur als Leben in ihm hervortritt. Während in der Ernährung selbst, durch den steten Wechsel der Stoffe, wodurch sie bedingt wird, der thierische Körper in kurzen Zeitfristen alle seine Stoffe mit neuen vertauscht, indeß organische Form und Mischung sich gleich bleiben, ist durch die Auf- und Abnahme, oder das Vor- und Rückschreiten des Lebens nach Gesetzen der Zeitlichkeit oder

Digitized by Google

des Alters, eine an größere Zeitfristen gebundene Umänderung des Körpers gegeben, die nicht bloß den Wechsel der Materie, sondern die Form und Mischung selbst betrifft. Der Organismus, im Räumlichen und Zeitlichen bestehend, und daher auf bestimmte Grenzen im Raum und in der Zeit beschränkt, entsteht, wächst, bildet sich aus und verfällt wieder allmälig, ist daher in keinem Augenblicke mehr Das, was er einen Augenblick früher gewesen, und bewahrt demungeachtet, so lange er besteht, im Ganzen eine gewisse Gleichförmigkeit, die seinen Charakter ausmacht. Und so läßt sich auch, nach Treviranus, die Reihe von Veränderungen, welche jedes materielle System durchläuft, unter dem Bilde einer Spirallinie darstellen, worin sich ein bewegter Körper jedem beliegen Punkte immer wieder nähert, um sich immer weiter von demselben zu entfernen. Von der Belebung des Keimes an bis zur Entwickelung im reifen Embryo und von da an bis zur vollendeten Ausbildung des Organismus im Wachsthum ist also die bildende Lebensthätigkeit vorwaltend, mit geendigtem Wachsthum jedoch, da ihre energische Aeußerung nicht mehr auf die Ausbildung des Einzelwesens verwendet wird, erhebt sie sich, als sogenannter Bildungstrieb über dasselbe und wird auf die Erhaltung der Gattung gerichtet. Das reproductive Leben des Thieres selbst aber bleibt von nun an auf bloßem Wechsel der Stoffe in der Ernährung beschränkt und äußert sich nur untern besondern Umständen und in einzelnen Partieen als eigentlicher Wiedererſatz oder Regeneration, indem es in seinem steten Streben nach Gleichförmigkeit verloren gegangene Theile wieder hergestellt. Die Regeneration steht aber mit der Organisationsstufe des Thieres im umgekehrten Verhältniß. Je höher die Mannigfaltigkeit der Organe, und je inniger zugleich ihre dynamische Vereinigung durch das Nervensystem und seine Centralpunkte, desto eingreifender ist die Verletzung eines Theiles in dem Bestand des Ganzen, sodaß die Regeneration gerade bei den untersten Thierorganismen auf der höchsten Stufe steht und bei den höhern immer mehr abnimmt. Je mehr daher auch irgend ein Theil auf ein bloß pflanzenartiges Leben beschränkt ist, desto eher und lebhafter geht auch seine Regeneration von statten, wie dieß im Zellgewebe, in den Haaren, Hörnern, der Epidermis u. s. f. der Fall ist, in welchen letztern ein periodischer Verlust und Wiedererſatz häufig mit dem Gange des thierischen Lebens verflochten ist. Nachdem das Leben auf der erreichten möglichsten Stufe eine Zeitlang im scheinbaren Stillstande verweilt hat, wird sein Rückgang allmälig immer sichtlicher, die Menge der Feuchtigkeit nimmt ab, der elektrisch-chemische Lebensproceß wird allmälig langsamer, die Wärmeerzeugung geringer, ebenso die Weichheit und Contractilität der Theile, und mit ihr auch die Reizbarkeit, in das Innere der Organe werden immer mehr erdige Theile abgesetzt, sodaß der Körper überhaupt mehr Trockenheit und Starrheit gewinnt, und dieß in eben dem Maße, als die Bildungsthätigkeit in ihm abnimmt; so treten demnach die Verhältnisse, welche Bildung und Erhaltung der Gleichförmigkeit bedingen, immer mehr zurück, bis endlich Lebensfähigkeit und Lebenskraft erlischt, im Tode. Die Stoffe, sonst zur Einheit verbunden, trennen und binden sich nun, in der Fäulniß, nach allgemeinen Wahlanziehungsgesetzen, und nur die auf bloßes Pflanzenleben beschränkt gebliebenen Theile vermögen sich längere Zeit in der, durch das Leben ihnen gegebenen Form zu erhalten. Mehres s. Zoologie.

Digitized by Google

Thierarzneikunde. Die Thierheilkunde (Zooiatrik) an und für sich betrachtet und gewissermaßen als Gegenstand der Menschenheilkunde, ist die geordnete Darstellung aller jener Grundsätze und Erfahrungsregeln, die sich theils mittel-, theils unmittelbar auf die Gesunderhaltung der Thiere und die Heilung ihrer Krankheiten beziehen. Ihr eigentlicher Zweck ist also nicht, Organismen gesund zu erhalten oder zu heilen um ihrer selbst willen — ein Zweck, der wohl nur allein in Hindostan als Religionspflicht besteht — sondern insofern ihre Gesundheit, ihr körperliches Gedeihen und die volle Entwickelung ihrer Kräfte, dem Vortheile des Menschen dient, und solchergestalt allerdings als ein bloß schätzbares oder berechenbares Gut betrachtet werden kann. Es sind demnach die Gewächs- und Thierheilkunde wesentliche und von dieser untrennbare Zweige der Landwirthschaftslehre. Auf solche Weise ist folglich der allgemeine Begriff der Zooiatrik näher und bestimmter auf landwirthschaftliche Thierkunde einzuschränken, d. i., die Lehre von der Gesunderhaltung und Heilung der zunächst in unserer Haus- und Landwirthschaft zum vollkommenen und sich geschlossenen Betriebe derselben, nothwendigen Thiere. In eben demselben Sinne heißt sie auch Veterinairkunde, Veterinairwissenschaft, nach der lateinischen Uebersetzung des Columella: ars veterinaria, oder medicina veterinaria. Bei den Griechen erhielt die Thierkunde um so früher eine wissenschaftliche Form, in je höherm Ansehen bei ihnen manche Hausthiere und besonders die Pferde standen, wovon Homer, Hesiod, Herodot, Pindar u. A. so häufige Beweise geben. So ist auch von Xenophon eine eigene Abhandlung über die Reitkunst übrig, worin er einige noch ältere Schriftsteller aus diesem Fache, z. B. Simon von Athen anführt, der vorzüglichste scheint Melampus von Argos zu seyn. Selbst dem Vater der Menschenheilkunde wird ein veterinairisches Buch zugeschrieben, das sich in mehren Ausgaben findet. Soviel ist gewiß, daß Hippokrates und vorzüglich Demokritos (s. d.) sich mit der Zergliederung der Thiere beschäftigten, und von selber, wie später der Römer Galenus, Anwendungen auf den Menschen machten, sodaß die Anatomie des Menschen, mythischer Vorurtheile wegen nicht betrieben, während einer langen Reihe von Jahrhunderten durch die Anatomie der Thiere sehr uneigentlich ersetzt wurde. Außerdem gab das häufige Schlachten der Thiere zu feierlichen Opfern und zum Wahrsagen aus den Eingeweiden Gelegenheit zu mancher zootomischen Kenntniß, und daß diese Gebräuche nicht selten zum Uebergange seuchenartiger Krankheiten von den Opferthieren auf die Priester Anlaß gaben, wird von manchem Geschichtschreiber des Alterthums erzählt. Eine große Zahl von Beobachtungen über die Hausthiere, ihren Bau, Lebensart und Krankheiten, findet sich bei Aristoteles. Die thierärztlichen Kenntnisse der Römer, größtenheils von den Griechen entlehnt, finden sich in ihren bekannten landwirthschaftlichen Schriftstellern: Cato, Verro, Columella, Palladius, Vegetius Renatus, Gargilius Martialis. Valerius Maximus, der zur Zeit des Tiberius lebte, erwähnt insbesondere eines Pferdearztes (equarius medicus), Namens Herophilus. So handelt auch der spätere griech. Schriftsteller Absyrtus bloß von der Pferdearzneikunst (Hippiatrike), ein Beweis, daß auch damals, wie es bis jetzt meistens der Fall ist, die Heilkunde des Pferdes, als des edelsten Hausthieres, vorzugsweise und oft ausschließlich behandelt wurde. Selbst das berühmte Buch des schon gedachten Vegetus Renatus, angeblich aus dem 3. Jahrh., das

Digitized by Google

in der Folge lange sich in einem solchen Ansehen bei den Thierärzten erhielt, wie bei den Menschenärzten die Werke Galen's, führt den Titel: „Mulomedicina", obschon es nicht bloß von Maulthieren und Pferden, sondern auch von Rindern handelt. Viele Gründe machen es wahrscheinlich, daß diese Compilation aus viel späterer Zeit stamme und dem Vegetius unterschoben sey. Was noch von andern veterinairischen Schriftstellern der Vorzeit aufbehalten ist, findet sich in einer eigenen Sammlung von Auszügen, die man der Veranstaltung des griech. Kaisers Konstantinus Porphyrogenetus zuschreibt. Diese Sammlung enthält Schriften und Bruchstücke von Absyrtus, Hierokles, Pelagonius, von einem Hippokrates Mulomedikus u. A. m. Mit der Wiederaufnahme der Wissenschaften und Künste schien im 16. Jahrh. auch für die Thierheilkunde eine bessere Epoche zu beginnen. Schon 1528 wurden die 4 Bücher des Vegetius durch den Druck bekanntgemacht, und die Konstantinische Sammlung wurde, in Folge eines Auftrags König Franz I. von Ruellius auszugsweise ins Lateinische übersetzt. Der große Naturforscher Geßner sammelte, was Aristoteles, Plinius, Varro, Columella, Aelianus, Oppianus und Vegetius von den Hausthieren anführen, und bereicherte es mit vielen neuen Bemerkungen. Bei allen dem blieb die Thierheilkunde noch immer in einem sehr rohen Zustande und ihre Ausübung war Scharfrichtern und Abdeckern anheim gestellt. Auch ward wohl die Heilung kranker Rinder und Schafe als ein Geschäft der Hirten angesehen, sowie hingegen die Heilung der Pferdekrankheiten größtentheils von Hufschmieden besorgt wurde. Es konnte also nicht fehlen, daß die damalige Thierheilkunde in nichts anderm, als in einer bunten Sammlung unsinniger Recepte, seltsamer Operationen und wunderlicher Vorurtheile bestand, von welchem sich nur gar zu viele, wie z. B. das sogen. Feifelschneiden, das Gaumenstechen u. dgl. bis auf die neuesten Zeiten erhalten haben. Seitdem man anfing, die Anatomie des menschlichen Körpers sorgfältig zu betreiben, ward die Zootomie mehr vernachlässigt, und es konnte also auch von dieser Seite die Thierheilkunde zu keiner wissenschaftlichen Form gelangen. Um so größer ist das Verdienst des Senators von Bologna, Carlo Ruyni, der zu Ende des 16. Jahrh. ein Werk über die Zergliederung des Pferdes (Hippotomie) herausgab. Nach ihm zeichnete sich im folg. Jahrh. als der vorzüglichste Schriftsteller: Solleysel aus, dessen Werk lange Zeit hindurch in seiner Art das vorzüglichste blieb. Alles, was bisher für die Veterinairkunde gethan ward, blieb größtentheils auf Hippiatrik beschränkt, bis zu Anfang des 18. Jahrh. ein großes und über die meisten Länder Europas verbreitete Uebel die Aufmerksamkeit der Regierungen und der gelehrtesten Aerzte seiner Zeit zog, und so zu gründlichen Untersuchungen über die Krankheiten der Rinder und anderer Hausthiere die wichtigste Veranlassung gab. Es ist dieß die furchtbare Rinderpest (Löserdürre, Viehseuche), die, vom Orient aus nach Europa verschleppt, in allen Richtungen die Länder durchzog und sie oft größtentheils ihres Viehstandes beraubte. Unter den Menschenärzten, die darüber die ersten Beobachtungen anstellten, sind vorzüglich merkwürdig Ramazzini und Lanzisi in Italien und Schreck in Deutschland. Von dieser Zeit an gewann die Thierheilkunde durch eine bedeutende Zahl von Aerzten und Naturforschern, die ihre Bearbeitung im Ganzen oder theilweise unternahmen, und unter welche mitunter Männer wie Ramazzini, Sauvages, Camper, von Haller, Metzger

Digitized by Google

u. A. m. gehören, immer mehr an Gestalt und Form; wechselte aber auch um so öfter mit Ansichten und Systemen, je mehr sich die Thierärzte von den jedesmaligen medicinischen Theorien ihrer Zeit beherrschen ließen. — Cothenius in Berlin war der Erste, welche die Nothwendigkeit der Errichtung der Thierarzneischulen in Vorschlag und zur Oeffentlichkeit brachte. 1747 trat der franz. Stallmeister Bourgelat auf und schrieb ein Werk: „Le nouveau Newcastle“, welches keine Uebersetzung des größern engl. Werkes gl. N. ist, aber Grundsätze der Reiterei mit richtigerer Berücksichtigung des Pferdekörpers, als bisher geschehen war, enthält. Eben dieser Bourgelat errichtete 1762, nachdem er zuvor (1750) seine „Elémens d'hippiatrique“ geschrieben hatte, eine Thierarzneischule (Ecole vétérinaire) zu Lyon und 1765, unter der vorzüglichen Begünstigung des thätigen Ministers der Finanzen, Bertin, eine zu Elford, 2 Lieues von Paris. Bourgelat wurde nicht nur Director dieser Anstalt, sondern er lehrte und beschrieb auch fast alle Gegenstände der Thierheilkunde wissenschaftlich und mit vielem Erfolge. Er besaß außerordentliche Talente und erhob die Thierheilkunde zu einer besondern, geachteten Wissenschaft. Zu seiner Zeit lebte Lafosse, der Vater, der zuerst die Errichtung einer Thierarzneischule, bei oder in Paris, vorschlug, und Lafosse, der Sohn. Beide, besonders Letzterer, waren indessen bessere und ausgezeichnetere Thierärzte als Bourgelat, und ihre Schriften sind sehr berühmt. Jetzt wurden die übrigen Regierungen Europas auf solche Anstalten aufmerksam, und die ersten Schulen dieser Art in Deutschland zu Dresden, späterhin zu Wien und in andern Ländern eingerichtet. Zu ihren künftigen Lehrern und Leitern wurden junge Aerzte, Chirurgen und Apotheker nach Frankreich geschickt, um sich unter Bourgelat, Vitet, Bredin und Chabert auszubilden, was leider nur höchst selten glückte, da sie dort entweder das Studium der Menschenheilkunde dem der Thierheilkunde vorzogen, oder diese aus andern Gründen vernachlässigten, und so erhielten die meisten Thierarzneischulen Lehrer, welche das Zutrauen des Publicums zur Thierarzneischule nicht erwerben konnten, weil sie nicht nur schlechte Thierärzte, wozu ihnen mehrentheils nur wenig Gelegenheit geboten ward und jetzt noch nicht geboten wird, sondern auch schlechte Roßärzte waren. Daher auch der geringe Nutzen, den die Thierarzneischulen überhaupt geleistet haben, weil in ihnen am wenigsten Thierärzte für das Land, sondern nur Roßärzte und Curschmiede für Gestüte, große Städte oder Cavalerie gebildet werden konnten; und dennoch gibt es der ausgezeichneten Roßärzte nur selten, weil theoretisirende und die Thierheilkunde nach der Menschenheilkunde modelnde Aerzte praktisch und zugleich kenntnißvolle Roßärzte und Thierärzte zu bilden nicht vermochten. Dieß wird man dann erst einsehen und erreichen, wenn man talentvolle junge Leute, die sich der Thierheilkunde mit besonderm Erfolge widmeten, zu Lehrern ausbilden läßt. — Da nur höchst selten ein krankes Rindvieh oder einige kranke Schafe oder Schweine in die Thierarzneischulen zur ärztlichen Behandlung gebracht werden, so kann auch über die Krankheiten dieser Thiergattungen hier nicht praktisch, und also nur mangelhaft gelehrt werden; der praktische Unterricht, für die Mehrheit der Zöglinge der wesentlichste, beschränkt sich daselbst also auf die Behandlung der Krankheiten der Pferde, theils auch der Hunde. — Wir besitzen gute Werke über die Roßarzneikunde, und einige Zweige derselben sind trefflich bearbeitet; dagegen ist das Ganze der Rind- und Schafviehkrankheiten

Digitized by Google

eigentlich nur auf gute Bearbeitung der Seuchen dieser Thiergattungen beschränkt, worin es die Deutschen am weitesten gebracht haben; auch ist nicht zu leugnen, daß hierzu einige Menschenärzte, deren Standpunkt dieß mit sich brachte, am mehrsten beitrugen. So finden sich auch gute Schriften über Schweinezucht, Schweine- und Hundekrankheiten. Für die Pferdezucht ist seit Marx Fugger Manches geschehen, doch sind ihre Grundsätze noch nicht erschöpft; über Rindviehzucht findet noch kein Ganzes statt; die Schafzucht wurde in den neuern Zeiten von den Franzosen, Deutschen und Engländern mit gleichem Eifer betrieben und beschrieben; Letztere glänzen besonders in der Zucht unserer Hausthiere. Die deutschen Züchtungsanstalten (z. B. Gestüte) scheinen fast alle nach falschen oder fehlerhaften Grundsätzen geleitet zu werden, denn man gelangt daselbst nicht zur Selbständigkeit, Selbstzucht und Reinheit, Reinzucht, der darin gezüchteten Thiere. — Eine Uebersicht verdienstvoller bereits verstorb. Schriftsteller (außer den genannten) zu geben, deren Schriften aber immer einen reellen Werth behalten, ist hier nicht am unrechten Orte. Adami, Seuchen; Abildgaard, Seuchen und Thierheilkunde; Blaine, Thierheilkunde; Brugnone, Pferdezucht; Erxleben, Flandrin, Frenzel, Gibson, Havemann, Kersting, Thierheilkunde; Gilbert, Schafkrankheiten; Gohier, Thierheilkunde, Seuchen, Chirurgie; Pessina, Zootomie und Seuchen; Rohlwes, Thierheilkunde — sein Vieharzneibuch; Sander, gerichtliche Thierheilkunde; Tolnay, Thierheilkunde; Veith, sehr gute Compilation der Thierheilkunde (Zooiatrik) überhaupt; E. Viborg, Thierheilkunde, Seuchen, Zucht, Chirurgie; Waldinger, Thierheilkunde, Seuchen, Zucht; Will, Seuchen; Wolstein, Chirurgie, Seuchen, Thierheilkunde, Zucht. Unter den neuesten Schriftstellern über Thierheilkunde zeichnen sich aus: C. W. Ammon, Thierheilkunde; G. G. Ammon, Gestütswissenschaft; v. Ampach, gerichtliche Veterinairkunde; Bojanus, Seuchen; Busch, Thierheilkunde; Br. Clark und Coleman, Hufbeschlagskunde; Dieterichs, Seuchen, Chirurgie; Dupuy, Rotzseuche; Fechner, Thierheilkunde; Gasparin, Schafkrankheiten; Girard (der Vater), Zootomie; Gurlt, Zootomie; Huzard (der Vater), Pferdezucht und Thierheilkunde; Justinus, Züchtungsgrundsätze; Kausch, Seuchen; Langenbacher, Hufbeschlagskunde; Naumann, Pferdewissenschaft; Niemann, Veterinairpolizei und Schafkrankheiten; Petri, Schafzucht; Ratzeburg, Zoopharmakologie; Ryff, Thierheilkunde, Schafzucht; Schwab, Zootomie, Pferdezucht; Tessier, Schafkrankheiten, Zucht; Tennecker, Toggia, Tscheulin, Thierheilkunde und Seuchen; Walz, Seuchen und besonders Schafräude; White, Thierarzneikunde.

Thierdienst, Verehrung der Thiere, beruht darauf, daß dem Menschen in der thierischen Natur etwas Uebermenschliches, Wunderbares, eine ihn berührende wohlthätige oder verderbende Kraft der Natur erscheint. Dieß finden wir bestätigt durch den Thierdienst der Aegypter, welcher ganz local und der Culturstufe dieses Volkes angemessen war. Viele Thierarten durften nicht getödtet werden, und einzelne wurden als Stellvertreter der Götter in Tempeln verehrt und einbalsamirt. Bei höherer Bildung wurden die Thiere als Symbole des Göttlichen und der Gottheiten angesehen; daher auch die Götter mit Thierköpfen, z. B. Anubis mit dem Hundekopfe. Endlich verbanden die Priester der Aegypter auch wohl astronomische Vorstellungen mit diesen Symbolen. Der Thierdienst aber herrscht, so lange der Mensch vornehmlich von der Na-

Digitized by Google

tur und deren Kräften sich noch abhängig fühlt und in den wunderbaren Wirkungen des Instinkts das Gesetz der Naturnothwendigkeit walten sieht.

Thierische Materie. Die materiellen Bestandtheile oder Stoffe, aus welchen der thierische Körper besteht, zeigen hinsichtlich der Form und Beschaffenheit der Consistenz bedeutende Unterschiede. Der Grad der Consistenz der festen Theile geht von der Härte der Knochen bis zur Weichheit des Nervenmarks über; die flüssigen Theile sind der Consistenz nach schleimig, wässerig oder selbst dunstartig. Die Stoffe, welche sowohl den festen als flüssigen Theilen zur Grundlage dienen, werden Grundstoffe genannt. Es sind der Stickstoff, der Kohlenstoff, der Wasserstoff und der Sauerstoff; die drei ersten nennt man auch Brennstoffe und den Sauerstoff Zündstoff. Nebstdem finden wir noch im thierischen Körper, als unzerlegte Stoffe von den Metallen, das Eisen; von den Erdarten die Kalk- und Kieselerde. Diese, sowie das Wasser, die Luft, das fixe Laugensalz (Soda), das flüchtige Laugensalz, der Schwefel, der Phosphor und von den Säuren die Salz-, Phosphor-, Kohlen-, die Flußspath- und Blausäure werden zu den entfernteren Bestandtheilen des thierischen Körpers gerechnet. Die nächsten Bestandtheile sind die Gallerte, dem der Kohlenstoff, der Eiweißstoff, dem der Wasserstoff, und der Faserstoff, dem der Stickstoff zur Grundlage dient. Aus den 4 Grundstoffen werden im thierischen Körper durch Zersetzung und ununterbrochene Bildung, sowohl die entfernteren als die näheren Bestandtheile erzeugt. Im Thiere, welches bloß vegetabilische Nahrung genießt, bilden sich Gallerte, Faserstoff und Eiweißstoff, welche Stoffe in den Pflanzen nicht vorkommen. Die Erzeugung der Kalkerde bei den Hühnern, des Eisens im Blute, des Mineralaugensalzes bei den Pflanzenfressern, des Phosphors im Harne und den Knochen, des flüchtigen Laugensalzes und Fettes, in welchen der Wasserstoff, der Salz- und Phosphorsäure, in welchen der Sauerstoff vorherrscht, beweisen, daß innerhalb des Organismus die entfernteren und näheren Bestandtheile oft neu gebildet werden. — Die Grundlage der thierischen Säfte ist natürlich, wie in der äußern Natur, das Wasser selbst, und den wässerigen Flüssigkeiten, die von den serösen Häuten abgesondert werden, schließt sich der Speichel, der pankreatischen Saft, die Thränen, die wässerige und gläserne Feuchtigkeit an. Die Aussonderungsflüssigkeiten, Haut- und Lungendunst, Schweiß, Urin und Galle, bilden eine neue Reihe unter sich, die sich jener anschließt. Endlich bilden die ernährenden Flüssigkeiten eine besondere Reihe und machen für sich wieder ein Theilganzes aus, dem sich die Milch anreihen läßt.

Thierische Lebensverrichtungen sind diejenigen, von welchen das innere Thierleben abhängt und ohne die es daher nicht bestehen kann; dafür hat man von jeher den Kreislauf des Blutes und das Athmen anerkannt. An dieser Bestimmung und Eintheilung der Lebensverrichtungen ist dennoch viel zu berichtigen: erstens ist nicht nur das Athmen und der Kreislauf zum Leben unumgänglich nothwendig, sondern auch die Verrichtung der Nerven oder die Nervenkraft, ohne die weder die Bewegung des Herzens, noch die Bewegung der zum Athmen nöthigen Muskeln bestehen kann. In dieser Rücksicht müßte man unter diesen drei zum Leben höchst nöthigen Verrichtungen den Vorzug der Nervenkraft geben, wenn auf der andern Seite nicht wieder die Nerven-

Digitized by Google

kraft von den andern so abhängig wäre, daß sie auch ohne sie nicht bestehen kann. Zweitens ist zum Leben eine höchst nöthige Bedingung der Wechsel der Materie, weil unser Körper aus einem verderblichen Stoffe zusammengesetzt ist, in welchem nothwendigerweise zu seiner Subsistenz das Verdorbene beständig ausgeschafft und mit frischem Stoffe ersetzt werden muß. Da dieses zu bewirken der Zweck der natürlichen Verrichtungen ist, so sieht man, wie sehr auch das Leben von diesen Verrichtungen abhängt.

Thierische Wärme. Indem das aus dem Körper gelassene Blut sich zum Gerinnen anschickt, läßt es seine Wärme und damit auch den Dunst, das Blutgas genannt, fahren. Die Blutwärme ist nach dem Fahrenheit'schen Thermometer im natürlichen Zustande des Menschen von 94, 95, 96, 97 Graden, kann aber nach Umständen vermindert und vermehrt werden; in der Fieberhitze steigt sie auf 98, 99, 100, 108 und darüber. Bei fleischfressenden Thieren, worunter Katzen, Hunde und Meerkälber sind, steigt die Blutwärme auf 103 Grade; bei Vögeln und insbesondere bei der Bruthenne von 103 bis 107 und 108; das Blut der Fische ist um 1 bis 7 Grad wärmer als das Wasser, worin sie leben; das Blut der Frösche übersteigt das Wasser um 7 Grade. Die Raupen sind um 2 Grade wärmer als die Luft. Die Blutwärme wird im Blute erzeugt, von da aus dem ganzen Körper mitgetheilt und heißt die thierische Wärme. Aus dem Körper verbreitet sie sich in die Atmosphäre in dem Maße, als sie in dem Blute entsteht. Dieses erhaltet die thierische Wärme bei dem gehörigen Grade, welcher bei jeder Temperatur der Atmosphäre ebenderselbe bleibt, selbst dann, wenn die Temperatur der Luft die thierische Wärme übersteigt, woraus es wahrscheinlich wird, daß der menschliche Körper alsdann auch das Vermögen habe, das von ihm erzeugte Uebermaß der Wärme wieder zu binden. Das Phänomen der thierischen Wärme hängt, sowie alle Phänomene des thierischen Lebens, von mehren verwickelten Ursachen ab, und es war daher die Meinung der Physiologen über dieses Phänomen verschieden und meistens unbefriedigend. Mayow und die neue Chemie haben das meiste Licht über diesen Gegenstand verbreitet, wodurch bewiesen wurde, daß das Sauerstoffgas aus der Luft durch die Lunge ins Blut komme, sich sowohl in der Lunge als in dem ganzen System der Blutgefäße mit dem Kohlen- und Wasserstoffe verbinde und dadurch den Wärmestoff freimache, daß daher das Athmen mit der thierischen Wärme in einer genauen Verbindung stehe.

Thierischer Magnetismus, s. Magnetismus.

Thierkreis, s. Sternbilder, Zodiacus und Astronomie.

Thierpflanzen (Zoophyten) gehören zur Classe der Würmer. In ihnen ist die ganze Organisation in mancher Hinsicht noch pflanzenartig und sehr einfach, sie besitzen aber schon willkürliche Bewegung in einfachen Oscillationen und Kreisdrehungen und verrathen Sensibilität, ohne daß diese Kraft noch eigenen Organen inwohnt; die Regeneration ist ihnen im hohen Grade eigen, und häufig geschieht die Fortpflanzung noch durch Knospen, die aus dem Mutterkörper hervorkommen. Hierher gehören die Infusionsthierchen, die Polypen, die Korallenthiere (s. d.); letztere sind noch an einen Standpunkt festgehalten und nur mit einzelnen strahlenförmig gebildeten Bewegungsorganen versehen; erstere aber, die Infusorien, Räderkugelthiere u. dgl. sind die er-

Digitized by Google

sten und einfachsten Gestaltungen organischer Wesen aus unorganischer Materie, und zwar aus dem Wasser entwickelt, so oft dieß in einer bestimmten Temperatur und Lichte mit Luft und Erde, oder einer glühenden Substanz in Wechselwirkung geräth; sie sind thierischer Natur und gehen manchmal zur vegetabilischen über, wie in der bekannten Priestley'schen grünen Materie. Sie entstehen unter unsern Augen, auf eine aus den sogenannten präformirten Keimen nicht erklärbare Weise, als Thiergattungen, die immerdar, lange nach der ersten allgemeinen Schöpfung gleichsam nacherschaffen werden. Insbesondere erwähnen wir von den Zoophyten: Die Seefedern, merkwürdige Seegeschöpfe, an welchen man, wie an einer Vogelfeder, 2 Haupttheile, den Kiel nämlich und die Fahne, unterscheidet. Die Blumenpolypen leben an einem gemeinschaftlichen Stamme als Aeste, da eine solche Colonie dem bloßen Auge wie ein Kügelchen Schimmel vorkömmt, das aber bei der mindesten Erschütterung für einen Augenblick ganz zusammenfährt und zu verschwinden scheint. Die Anastatien sind überaus zarte und kleine Thierchen und pflanzen sich auf die einfachste Weise durch Theilung fort. Die mehresten Afterpolypen leben gesellig, sodaß oft Tausende derselben beisammen sind und dann fast das Ansehen von Schimmel haben. Blumenbach hat lebende Wassermolche längs dem Rücken mit unzähligen dieser Thiere dicht überzogen gesehen. Das Räderthier, ein überaus sonderbares mikroskopisches Thierchen, findet sich in stehenden Wassern und mancherlei Infusionen, schwimmt überaus behende, verändert dabei fast alle Augenblicke seine Gestalt, soll Jahre lang im Trocknen für todt liegen können und doch nachher in jedem Tropfen Wasser wieder aufleben ꝛc. Der dunkle Körper in seinem Vorderleibe, den so viele Naturforscher seiner willkürlichen Bewegung ungeachtet fürs Herz gehalten haben, ist, wie man sich genau überzeugt zu haben glaubt, ein zum Speisecanal gehöriges Organ und kein Herz. Die Althierchen (s. d.). Das Kugelthier, ein kleines Kügelchen, von gelber, grüner oder anderer Farbe, das sich ohne alle sichtbare Bewegungswerkzeuge doch im Wasser fortwälzt und umher dreht. Man kann die Nachkommenschaft schon im Leibe der Erwachsenen bis ins 4. Glied erkennen. Die Samenthierchen, wovon die im männlichen Samen des menschlichen Geschlechts befindliche Gattung stark vergrößert abgebildet ist. Hollmann hat berechnet, daß die Milch eines 2pfündigen Karpfen über 253.000 Millionen Samenthierchen halten kann.

Thierstücke sind malerische Darstellungen des Thiercharakters an verschiedenen Classen der Thiere, und zwar solche, in welchen das Thier nicht als untergeordneter Gegenstand, sondern als Hauptgegenstand vorkommt, z. B. weidende Heerden. Der Thiercharakter kann in Ruhe und Bewegung dargestellt werden, ja er kann in beiden Fällen selbst wiederum der Allegorie dienen, wenn menschliche Handlungen, wie in der Aesopischen Fabel, dadurch versinnlicht werden. Bei der Thiermalerei überhaupt sind nicht nur Bildung, sondern auch charakteristische Stellung, Bewegung und die in dem Thiere vorherrschenden Triebe, Begierden und Neigungen wichtig. Diese besonders an wilden Thieren beobachten zu können, hat der Maler selten Gelegenheit, daher muß auch in diesem Gebiete die Einbildungskraft unterstützend wirken. Die größten Thierstücke sind meist die Darstellungen von Thierkämpfen und Jagden, welche aber, wenn sie wahres Wohlgefallen erregen sollen, nicht das gemarterte Thier,

Digitized by Google

sondern nur das Thier in seinen natürlichen Kraftäußerungen darstellen müssen. In solchen Stücken waren Rubens und Martin de Vos, noch mehr aber Franz Sneyders ausgezeichnet. In Darstellung des Thiercharakters im ruhigen Zustande sind die Roos, Weenink u. A. berühmt.

Thieß (Johann Otto), berühmter evangelischer Theolog, geb. 1762 zu Hamburg, erhielt seine erste literarische Bildung an dem dasigen Johanneum, bezog dann die Hochschule zu Helmstädt, wo er sich den theologischen Wissenschaften widmete. 1783 wurde er Nachmittagsprediger an der Paulskirche auf dem hamburger Berge, 1785 akademischer Lehrer zu Kiel, wo er mit großem Beifall theologische und philosophische Vorlesungen hielt. 1790 beehrte ihn die gießner Universität mit der theologischen Doctorwürde. Thieß verlebte seine letzten Jahre im Ruhestande zu Bordesholm bei Kiel, wo er 1810 starb. Seine zahlreichen Werke beziehen sich auf mehre Zweige der theolog. Disciplinen. Er übersetzte das N. Test. mit Anmerkungen und einem kritischen Commentar über dasselbe, schrieb ein „Handbuch über die Sonn- und Festtagsevangelien", ein „Handbuch der neuesten theolog. Literatur" (1791—92); eine „Einleitung in die neuere Religions- und Kirchengeschichte"; ein „Andachtsbuch für aufgeklärte Christen"; ein „Communionbuch"; „Christliche Lieder und Gesänge", „Homilien und Predigten" u. s. w. Ferner eine „Gelehrtengeschichte von Hamburg" und eine „Gelehrtengesch. der Universität zu Kiel"; „Luther's Lehren, Räthe und Warnungen für unsere Zeiten"; eine „Allgemeine Predigerzeitung" (1795—98); „Gesch. meines Lebens" (2 Thle., Hamburg 1801—2) u. m. a.

Thisbe, eine schöne Babylonierin und die Geliebte des Piramus. Sie unterhielten ihr Liebesverständniß wider den Willen ihrer Eltern durch eine Spalte ihrer benachbarten Häuser. Endlich beschlossen sie, in einer gewissen Nacht am Grabe des Ninus sich zu sprechen. Thisbe kam zuerst an den Platz, es stand eine Löwin an demselben und sie floh. Die Löwin erhaschte nun ihren Schleier und besudelte ihn mit Blut. Piramus, der später ankam, sah dieses; glaubte, seine Geliebte sey ermordet, und fiel in sein Schwert. So traf ihn bald darauf Thisbe, zog das Schwert aus dem Leichname und ermordete sich gleichfalls. Von der Zeit an trug der Maulbeerbaum, unter dem dieses vorgefallen war, rothe Beeren. — Verschieden von dieser ist die Nymphe Thisbe, von welcher die Stadt Thisbe in Böotien den Namen hatte.

Thomas von Aquino, berühmter Kirchenlehrer und einer der scharfsinnigsten und tiefdenkendsten Theologen und Philosophen des Mittelalters, wurde 1225 auf dem Schlosse Rocca-Sicca im Königreich Neapel geboren. Sein Vater war Landulf, Graf von Aquino ꝛc. und Anverwandter der Könige von Sicilien, Aragon und Frankreich, und seine Mutter, Theodora, aus dem gräfl. Geschlechte Theato. Thomas war mit den seltensten Eigenschaften des Geistes wie des Herzens ausgestattet. Seine erste Bildung erhielt er im Kloster Cassino, wohin der hoffnungsvolle Knabe schon im 6. J. seines Alters gebracht wurde und sich durch Frömmigkeit, Liebe zur Ordnung besonders auszeichnete. 1235 kehrte er ins väterliche Haus zurück und beschäftigte sich hier mit seinen Studien und Ausübung guter Werke. Zu seiner fernern Bildung ward er auf die Hochschule nach Neapel gesandt, wo er in der Redekunst den Peter Martin und in der Aristotelischen Philosophie den Peter von Hibernien, beide ihrer Kenntnisse wegen hochberühmt, zu Lehrern hatte, unter deren

Digitized by Google

Anleitung er die glänzendsten Fortschritte machte. Von sehnlichem Verlangen nach der Einsamkeit belebt, faßte er den Entschluß, in den damals jugendlich aufblühenden Dominicanerorden zu treten, und legte auch wirklich 1243 in Neapel das Ordenskleid an. Es geschah wider den Willen seiner Eltern, die ihrem talentvollen Sohne in der Welt eine hohe Würde zugedacht hatten. Sie wandten Versuche und Drohungen an, ihn wieder aus dem Kloster zu bringen; deßhalb sandten ihn seine Obern auf sein Begehren nach Rom und von hier nach Paris; er ward aber von seinen Brüdern aufgehoben und auf das väterliche Schloß Rocca in strenge Verwahrung gebracht. Nachdem Thomas zwei Jahre in seinem Gefängnisse unter den härtesten Prüfungen verlebt, ergriff er die Gelegenheit, mit Hülfe der Dominicaner zu entfliehen, und begab sich nach Neapel, wo er feierlich die Gelübde ablegte. Papst Innocenz IV. berief ihn nach Rom und söhnte ihn mit seiner Familie wieder aus. Der Ordensgeneral nahm nun Thomas mit sich nach Paris und schickte ihn später nach Köln, wo Albert d. Große mit ausgebreitetem Ruhme die Theologie lehrte, um da seine Studien zu vollenden. Thomas machte außerordentliche Fortschritte, hielt aber seine hohen Kenntnisse verborgen und beobachtete das strengste Stillschweigen, welches seine Mitschüler für Stumpfsinn ansahen und ihn spottweise nur den stummen Ochsen nannten; der tiefer sehende Albert aber sagte von ihm, dieser Ochse werde einst durch seine Gelehrsamkeit so stark brüllen, daß man ihn in der ganzen Welt hören werde. Hierauf studirte Thomas noch 3 Jahre zu Paris und ward 1248 öffentlicher Lehrer an der Schule zu Köln, wo er sich durch seine Vorlesungen bald den Ruf eines tiefgelehrten Mannes erwarb. Um diese Zeit empfing er auch die Priesterweihe. Ueberzeugt von der bewunderungswürdigen Kraft seiner Beredtsamkeit, ertheilten ihm seine Obern den Auftrag, die Kanzel zu besteigen, und überall (in Rom, Paris, Köln u. a. Städten) wurde das Volk durch seine salbungsvollen Vorträge im Guten gestärkt. 1252 mußte sich Thomas nach Paris begeben, um dort die Theologie zu lehren, welche er vor einer unzähligen Menge Zuhörer mit großem Beifalle vortrug. Zur Annahme der Doctorwürde 1257 konnte er nur durch seine Obern bewogen werden. Alle Lehrer der Hochschule wandten sich in Streitigkeiten und zweifelhaften Fällen immer an ihn, und selbst der heil. Ludwig von Frankreich verlangte in wichtigen Angelegenheiten seinen Rath. Papst Urban IV., seine Verdienste kennend, berief ihn 1261 nach Rom, wo er Theologie und Philosophie lehrte und von seinem Orden zum Definitator der röm. Provinz ernannt wurde. Auch in Bologna und Pisa hielt er philosoph. und theolog. Vorlesungen. Aus Sehnsucht nach der Einsamkeit legte er aber sein Lehramt nieder und zog sich in seine stille Zelle nach Neapel zurück. Der Papst hatte ihn seiner hohen Verdienste und des großen Ansehens wegen, welches er in der Kirche genoß, öfters zu den höchsten geistlichen Würden erheben wollen, die er aber standhaft ausgeschlagen. Während der Zurückgezogenheit berief ihn Gregor X. zur Kirchenversammlung nach Lyon, wo die Spaltung der Griechen gehoben werden sollte. Thomas, obgleich schwach und kränklich, trat die Reise an, mußte aber schon zu Fossa-Nuova auf der neapolit. Grenze seine Reise einstellen und verschied hier am 7. März 1274 im 48. J. seines Lebens. Seine irdischen Reste wurden in der Dominicanerkirche zu Toulouse beigesetzt. Durch die einstimmigen Zeugnisse von der Hei-

Digitized by Google

ligkeit seines Wandels bewogen, setzte ihn Papst Johann XX. 1323 unter die Zahl der Heiligen, und später verordnete Pius V., daß sein Fest wie jenes der übrigen Kirchenlehrer gefeiert werde. Der h. Thomas hat über 100 Schriften hinterlassen, die ihm ihrer himmlischen Salbung wegen allgemein den Namen des englischen Lehrers erwarben. Seine Werke umfassen die ganze Theologie; er erklärte auch beinahe das ganze neue Testament und viele Bücher des alten. Seine Lehren und Beweisgründe für die Wahrheit der katholischen Religion waren allezeit aus den reinsten Quellen der heil. Schrift, aus der mündlichen Ueberlieferung und aus den Werken des großen Kirchenlehrers Augustin genommen. Der heil. Thomas behandelte nicht nur die Sittenlehre in einer ihm eigenthümlichen Anordnung und einem Umfange, wodurch er sich den Ehrennamen des Vaters der Moral erwarb, sondern auch die Theologie mit einer wissenschaftlichen Bestimmung, Deutlichkeit und Vollständigkeit, die seinen theologischen Hauptwerken (dem Commentar über Peters der Lombarden 4 Bücher „Sententiarum", und der „Summa theologiae", denen sich seine „Quaestiones disputandae et quotlibetales" und seine „Opuscula theologica" durch Aehnlichkeit des Inhalts anschließen) den Vorzug vor den Lehrbüchern früherer scholastischer Dogmatiker gibt. In seinen philosoph. Schriften, unter denen seine „Summa fidei catholicae contra gentiles", eine Vertheidigung des Katholicismus gegen die Heiden, die geistreichste ist, zeigt er sich als einen Kopf von eigner Kraft, der über die abstractesten Wahrheiten neues Licht zu verbreiten weiß. Ein Generalcapitel der Dominicaner zu Paris beschloß nach seinem Tode, daß die Glieder des Ordens zur Vertheidigung der Lehrsätze des heil. Thomas verpflichtet seyn sollten. Unter den Franciscanern trat im Anfang des 14. Jahrh. Duns Scotus (s. Duns) als Gegner derselben auf und gründete die philosophisch-theologische Schule der Scotisten, denen seitdem die Thomisten, meist Dominicaner, als Anhänger des heil. Thomas gegenüberstehen. Letztere neigen sich in der Philosophie zum Nominalismus (s. d.), bestreiten die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der h. Jungfrau Maria (welche auch nicht zur kathol. Glaubenslehre gehört), die die Scotisten behaupten, und haben auch strengere Ansichten über die Lehre von der Gnade als diese. Die Scotisten sind in der Philosophie entschiedene Realisten. Pius V. hat 1570 die genaueste Sammlung der Schriften des heil. Thomas in 18 Bdn. Fol. zu Rom herausgeben lassen.

Thomas Becket, bekannt u. d. N. Thomas von Canterbury, geb. zu London 1112, studirte zu Orford, Paris und Bologna, und ward hierauf von König Heinrich II. von England zum Großkanzler und Lehrer seines Sohnes ernannt. 1162 bewirkte der König seine Erwählung zum Erzbischof von Canterbury, mit welcher Würde der Titel und die Rechte eines Primas von England verbunden waren. Hatte sich Becket auf seinem vorigen Posten durch großen Aufwand und Wohlleben ausgezeichnet, so zeigte er jetzt als britischer Oberpriester den Ernst und die Strenge des frömmsten Mannes und trat zugleich als eifriger Vertheidiger der kirchlichen Vorrechte auf. Er kam über die Grenzen der Kirchengewalt in offene Fehde mit seinem Könige, den er durch schnellen Rücktritt von den 1164 schon beschwornen, die Hierarchie beschränkenden Constitutionen von Clarendon aufs Höchste erbitterte. Ueber große, während seines Kanzleramts eingezogene Summen zur Rechenschaft gefordert,

Digitized by Google

appellirte er an den Papst, ward aber deßhalb des Hochverraths schuldig erklärt, ohne sich beugen zu lassen. Sein Leben rettete er im Nov. 1164 durch eilige Flucht nach Frankreich, wo Ludwig VII. und Papst Alexander III. ihn schützten, während Heinrich seine Güter einzog und mit dem Papste zu brechen drohte. Versöhnungsversuche, selbst des Papstes, scheiterten an des 1166 zum Legaten über England ernannten Becket Unbiegsamkeit, der dem Grimme Heinrichs Bannstrahlen und Bedrohung mit dem Interdict entgegensetzte, bis eine gefährliche Krankheit den König bewog, ihn 1170 friedlich nach England zurückkehren zu lassen. Hier hatte er Volk und niedern Klerus für sich, aber an vielen Grafen und Bischöfen, die er nicht ohne Genugthuung vom Banne lossprechen wollte, entschlossene Feinde. Eine Aeußerung des Unmuths Heinrichs über seine Beharrlichkeit, schien 4 Edelleuten einen Wink, und sie ermordeten Becket den 29. Dec. 1170 am Altare seiner Kathedrale. Päpstlicher Bann traf die Mörder und ihre Mitschuldigen, Heinrich II. mußte sich endlich reinigen, 200 Reiter in Palästina unterhalten, auf alle seine Reformen zur Mäßigung der Kirchengewalt Verzicht leisten und, nachdem Becket 1174 kanonisirt worden, an seinem Grabe zu Canterbury büßen. Dieß Grab ward ein stark besuchter Wallfahrtsort. Die kathol. Kirche feiert den Todestag dieses Märtyrers. Die Geschichte und die Sammlung seiner eignen Briefe (in „Christ. Lupi opp.“, Venedig 1720, 10. Bd. Fol.) stellt ihn als einen großen Charakter voll Geist und Kraft dar. Heinrich VIII. ließ 1538 seine Gebeine verbrennen und 26 große Wagen voll Gold und Silber von seinem Grabe in den königl. Schatz bringen.

Thomas v. Kempis, eigentlich Thomas Hammerken (Malleolus), von seinem Geburtsort Kempen im Erzstift Köln, gewöhnlich Thomas a Kempis genannt, wurde daselbst von armen Eltern 1388 geboren. Nach andern Angaben war Kempen bei Oberyssel sein Geburtsort. Schon in seinem 12. J. widmete er sich dem geistlichen Stande und erhielt seine Erziehung in der berühmten Schule zu Deventer. In seinem 19. J. begab er sich auf den Rath seines Lehrers Florentinus (Prior eines Klosters regulirter Kanoniker) in die Congregation der Augustiner-Chorherren auf dem Berge Agnes bei Zwoll, in die er auch nach ausgestandener sechsjähriger Prüfungszeit aufgenommen wurde. Seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit machte ihn bald berühmt, und er zog hier an dem jungen Grafen Moritz v. Spiegelberg, Rud. v. Lange, Rud. Agricola, Ant. Liber, L. Dringenberg und Al. Hegius die ersten Verkündiger der classischen Literatur in Deutschland. Thomas stieg in seinem Kloster bis zur Würde eines Subpriors und Procurators und starb in dem hohen Alter von 91 J. 1471. Als ein Mann von echtapostolischem Sinne und reinchristlichem Wandel, der an die ehrwürdigen Altväter der frühesten christlichen Zeiten erinnerte, übte er auch jenes echte Christenthum, das sein Mund und seine Schriften verkündigten. Letztere, sämmtlich in lat. Sprache, bestehen in salbungsvollen Predigten, eindringenden Anreden und Ermahnungen, ascetischen Abhandlungen, ferner in Liedern, Gebeten und einigen Biographien. Seine „Selbstgespräche der Seele“, sein „Rosengarten“ und seine Predigten gehören zu den besten mystischen Schriften in der kathol. Kirche. Unter allen aber ragen die (nach lange geführten Streitigkeiten und oft wiederholten Untersuchungen ihm als Verfasser zugeschriebenen) 4 Bücher von der Nachfolge Christi hervor —

Digitized by Google

eins der vortrefflichsten Werke, die je verfaßt worden sind — nach Fontenelle's Ausdruck das schönste Buch, das je aus einer Menschenhand kam, und von den größten Männern als solches anerkannt. Es ist unter allen christlichen Religionsparteien mit Achtung aufgenommen, mit Andacht gelesen, mit Wärme lobgepriesen und in Schulen eingeführt worden. Es ist wenig Zusammenhang und Ordnung in dem Buche, aber eine gediegene, mit Kraft und Ueberzeugung ausgesprochene moralische Sentenz schlägt die andere. Ein sanfter, ruhiger, wehmüthiger Geist verbreitet sich über das Ganze und zieht den Leser an. Es kommt wenig Mystik vor, auch nicht viel Ausdrückliches von der Nachahmung Jesu; allein ein kundiger und aufmerksamer Leser wird doch die Hauptideen der Mystik durchschimmern sehen, und Alles, was Kempis vorschreibt, ist, wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt wird, doch seiner Meinung nach als Nachfolge Jesu zu betrachten. Die Schrift ist zugleich belehrend, vorschreibend, moralisch und Andachtsschrift. Die Sprache hat eine ganz besondere sanfte Kraft, Angemessenheit und Einfalt, einen gewissen anziehenden Zauber. Des Billons Ausg., lat. 1780, ist die genaueste; N. Aufl. 1809. Es wurde in fast alle Sprachen übersetzt und fast 2000 Mal aufgelegt. Treffliche deutsche Uebersetzungen besitzen wir von J. M. Sailer, Silbert, Köthe u. A.

Thomas (Antoine Leonhard), Mitglied der franz. Akademie, geb. zu Clermont in Auvergne 1732, studirte seit 1742 im Collegium Duplessis zu Paris, wo er in den Wissenschaften so ausgezeichnete Fortschritte machte, daß er alle Jahre den Preis erhielt. Obgleich zum Rechtsgelehrten bestimmt, folgte er doch seiner Lieblingsneigung zur schönen Literatur und ward 1755 Professor der Beredtsamkeit am College de Beauvais. 1776 wurde Thomas Secretair des Herzogs von Praslin, Ministers des Auswärtigen, und einige Zeit darauf Secretair beim Herzog von Orleans. Zuletzt lebte er als privatisirender Gelehrter von einem Jahrgehalte, das ihm die Regierung auszahlte. Er starb im Schlosse Oulins bei Lyon 1785, den Ruf eines edlen und grossmüthigen Mannes und geistreichen Schriftstellers hinterlassend. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1) Lobreden auf Descartes, den Dauphin, Marc Aurel, den Marschall von Sachsen, den Kanzler d'Aguesseau, Sully u. A., die von der pariser Akademie gekrönt wurden; sie zeichnen sich aus durch kraftvolle Beredtsamkeit, durch Fülle und Kühnheit der Gedanken und durch hohen Eifer für Tugend, Wissenschaft und Menschheit, sind aber zu pomphaft. 2) „Essai sur les éloges" (2 Bde., 1773, deutsch von R. W. Zobel, Frankf. 1775), anziehende Untersuchungen über alte und neue Redner enthaltend. 3) „Essai sur le caractère, les mœurs et l'esprit des femmes" (1772 u. 1803, deutsch Breslau 1772), ein lehrreiches Werk, in dem aber der echte Ton des Pragmatismus verfehlt ist und die Sprache zu stark nach Vergeistigung hascht. 4) Commentar über Racine's Lehrgedicht: „Die Religion", in dem er Voltaire'n widersprach. Seine philosoph. Oden sollten rein didaktisch seyn. Es fehlt ihnen auch der Ton der Erhebung nicht, welcher dem Dichter natürlich war: aber sein Geschmack war nicht rein; er jagt nach centnerschweren Worten und Figuren in der Diction; er häuft abstracte Ausdrücke und wiederholt sie mit Affectation und fällt dadurch in Kälte, Trockenheit und einen allzu dogmatischen Ton. Unter seinen übrigen Poesien verdienen hervorgehoben zu werden: „Epître au peuple 1761"; „Ode sur

Digitized by Google

le temps"; „Poëme de Jumonville"; „La Pétréade"; „Amphion", ein Ballet in 3 Acten. Seine sämmtlichen Werke erschienen 1802 zu Paris.

Thomaschristen, so genannt aus der Sage von des Apostels Thomas Predigt und Märtyrertod zu Maliapur in Indien, sind Nestorianer, die im 5. Jahrh. nach Indien kamen, als sie in Westasien vertrieben wurden; meist aus Syrien gekommen, heißen sie Sorianer (vgl. Syrische Christen). Die orthodoxen Portugiesen zu Goa wollten sie mit Gewalt zum Papste bekehren. Es gelang aber nur durch Feuer und Schwert sie auf 32 Gemeinden zu vermindern. Ihr Bischöfe und Diakone dürfen heirathen. Ihr Gottesdienst ist einfach, ohne Bilderdienst. Sie feiern noch die Agapen oder Liebesmahle, statten die Bräute vom Kirchenvermögen aus und versorgen ihre Armen. Ihre Vorstellungen vom Abendmahl nähern sich den protestantischen, nur brauchen sie dabei Brote mit Salz und Oel. Bei der Taufe salben sie den Leib der Kinder mit Oel. In der Zahl der Sakramente sind sie nicht rechtgläubig katholisch. Das Ritual ist noch immer syrisch. Die meisten aber leben in kläglicher Unwissenheit. Jetzt sind etwa noch 50.000 Nestorianer, ebenso viele sind römisch-katholisch geworden, und neuerdings arbeiten unter ihnen mit Erfolg die evangelischen Missionare. Sie haben unter britischen Schutz eine eigene Gemeindeverfassung. Abgeordnete der Gemeinden regieren diese und der Bischof muß sie zu Rath ziehen. Die Pfarrer und Aeltesten bilden auch das Gericht, die höchste Strafe ist der Bann, der auch bürgerlich unfähig macht, sonst Geldstrafen, verschiedene Kirchenbußen u. s. w. Die größte Anzahl sind Nhairs, eine Adelsclasse, die viel auf ihre Rechte hält. Der Bischof wohnt zu Candenad in Cochin. (S. La Croce „Indian. Christenstaat", Leipzig 1739, 8., Assemanni, „Bibl. orient. III, 2.", a. m. O. v. Bohlen 1, 381 ff. u. A. m.)

Thomasius (Christian), ein berühmter deutscher Philosoph und Beförderer der Aufklärung, geb. zu Leipzig 1655, war ein Sohn des verdienstvollen Lehrers und Rectors an der dasigen Thomasschule, Jakob Thomasius. Christian begann früh die akademische Laufbahn unter der Leitung seines Vaters; wurde im 16. J. Baccalaureus und 1672 Magister der Philosophie. Hierauf widmete er sich mit Erfolg dem Studium der Rechtswissenschaft auf der Hochschule zu Frankfurt a. d. O., wo er 1679 die Doctorwürde erhielt. Nach einer gelehrten Reise durch die Niederlande in seine Vaterstadt zurückkehrend, las er hier über Philosophie und Jurisprudenz, zog sich aber durch seine Freimüthigkeit und sein Bestreben, den gelehrten Vortrag zu verbessern (er schrieb zum großen Erstaunen seiner Collegen 1688 ein deutsches Programm), so viele Feinde zu, daß er die Kurstaaten verlassen mußte, da schon vom dresdner Oberconsistorium der Befehl erging, dem Thomasius alle mündliche Vorträge sowie das Schreiben zu untersagen und sich seiner Person zu versichern. Der Verfolgte flüchtete nach Berlin und erwirkte sich hier die Erlaubniß, an der Ritterakademie zu Halle seine Vorlesungen fortsetzen zu dürfen. Thomasius gab durch den großen Beifall, der ihm gezollt wurde, die erste Veranlassung zur Errichtung einer Hochschule in Halle (1694). Er wurde auf derselben zweiter, in der Folge erster Rechtslehrer, und hatte während dieser Zeit viele und bittere Streitigkeiten, die er mit Muth und Glück und vortheilhaft für die literarische und philosophische Bildung zu bekämpfen wußte. Den Ruf als Ordinarius der leipziger Juristenfacultät ausschlagend, wurde er 1710 königl. preuß.

Digitized by Google

Geh.-Rath, Director der Hochschule und Dekan der Juristenfacultät zu Halle. Er setzte seine wissenschaftlichen Bemühungen mit großem Ruhme bis an seinen Tod (1728) fort. — Thomasius war einer der eifrigsten und glücklichsten Beförderer einer allgemeinen philosophischen Aufklärung seiner Zeit; er verachtete spitzfindige Grübeleien, suchte die Wissenschaften gemeinverständlich vorzutragen, war der Erste, welcher in deutscher Sprache Vorlesungen auf den Hochschulen hielt, und versuchte die Aristotelische Scholastik aus den Hörsälen zu verdrängen. Um die Rechtswissenschaft machte er sich verdient durch die Abschaffung der Hexenprocesse und der Tortur, sowie er auch auf den Gebrauch des Naturrechts in den Gerichtshöfen drang. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: „Freimüthige Gedanken und Monatsgespräche" (1688—90.); „Geschichte der Weisheit und Thorheit" (1693); „Vernünftige und christliche, aber nicht scheinheilige Gedanken über allerhand vermischte philosophische und juristische Gegenstände" (1723—25). Luden hat sein Leben beschrieben (Berlin 1805).

Thomisten, s. Thomas von Aquino und Scholastiker.

Thomson (James), gefeierter britischer Dichter, geb. 1700 zu Ednam in der schottischen Grafschaft Roxburgh, der Sohn eines presbyterianischen Geistlichen, zeigte schon auf der Schule zu Jedburgh Anlagen zu Poesie. Der Bestimmung des Vaters zufolge mußte er sich zu Edinburg den theologischen Wissenschaften widmen, diente aber, wegen seiner Blödigkeit, den Andern zum Gespötte, als er auf einmal, von Hamilton zum Redner bei einer Stiftungsfeierlichkeit gewählt, durch eine der herrlichsten Reden „Ueber die Macht Gottes" Alles in Erstaunen setzte und nun, die Theologie verlassend, 1725 nach London ging, wo er seinen Dichterruf bald durch sein Gedicht: „Der Winter", begründete. Dadurch erwarb er sich mehre Freunde, zu denen Pope und der Lordkanzler Talbot gehörten. Bald bearbeitete er auch die übrigen Jahreszeiten. Nachdem er Talbot's ältesten Sohn auf Reisen begleitet hatte, erhielt er die beinahe geschäftslose Stelle eines Secretairs der Patente, welche er jedoch nach dem Tode seines Gönners wieder verlor. Um ihn dafür zu entschädigen, verlieh ihm indeß der Prinz v. Wales einen Jahrgehalt von 100 Pf. St. Von 1730 fing er auch an, dramatischer Dichter zu werden; er schrieb „Sophonisbe", „Agamemnon" u. m., doch blieb „Tancred und Sigismunda" (1745) sein vorzüglichstes Stück. 1746 ward er Oberaufseher über die antillischen Inseln, wohin er jedoch einen Stellvertreter schickte. Er starb 1748 noch zu früh für seine Freunde sowohl als für Kunst und Wissenschaft. Beseelt von tiefem Kraftgefühl für fromme Sittlichkeit, Freiheit und Vaterland, schilderte Thomson in harmonischer, mit eigenthümlicher Freiheit beherrschter Sprache die Schönheiten der Natur, malerisch treu nach den Jahreszeiten („The seasons", beste Ausg. bei Aikin, Lond. 1778; deutsch von L. Schubart, Harries, Neuendorf und Soltau), unter welchen er den Winter am gelungensten in geistvolle, die ganze Mannigfaltigkeit seiner Gebilde umfassende Betrachtung zog. Von seinen übrigen Werken sind die wichtigsten die lyrischen (seine „Hymnen" hat Kosegarten im 6. Bd. der „Lyrischen Dichtungen" sehr glücklich ins Deutsche übertragen); „Rule Britannia", die geschichtlich-didaktische Verherrlichung der Freiheit, der Schlußgesang der „Maske des Alfred", ist Volksgesang geblieben. (Da er indessen letzteres Stück gemeinschaftlich mit Mallet herausgegeben, so weiß man nicht,

Digitized by Google

wer von Beiden ihn gedichtet hat.) „The castle of indolence" ist eine in Spenser's Geist und Sprache ausgeführte Allegorie. In s. Trauerspielen (von denen wir eine prosaische Uebersetzung mit Lessing's Vorrede, und eine poetische in reimlosen Jamben von J. H. Schlegel haben) erstrebte er den Vorzug antiker Regelmäßigkeit; sprachliche Schönheit und rhetorische Feierlichkeit gewannen ihnen einen Beifall, welcher bei ihrem Mangel an innerem tragischen Leben von keiner langen Dauer seyn konnte. Die schönste und vollständigste Ausg. seiner Werke erschien zu London 1778 in 2 Bdn., 4.

Thon, s. Erden.

Thonbildnerei, s. Toreutik

Thonschiefer, s. Schiefer.

Thor, ein Gott der alten Deutschen, der Sohn Odin's, welchem man seinen Sitz in der Luft anwies und ihn über das Wetter, oder Donner und Blitz, Wind und Regen, setzte. Er wurde zuweilen nackend mit 7 Sternen in der linken Hand, zuweilen auch in einem langen Rocke mit Krone und Zepter und 12 Sterne um sich abgebildet. Von ihm hat der Donnerstag (s. d.) seinen Namen. (Vgl. Nordische Mythologie.)

Thora, s. Tora.

Thorium und Thorerde. Berzelius hat in einem, von Esmark vor nicht gar langer Zeit bei Brevig in Norwegen entdeckten neuen Mineral, dem Thorit, eine neue Erde entdeckt, die er mit dem Namen der schon früher sogenannten, später widerlegten, Thorerde belegt hat, da sie viele von deren Eigenschaften besitzt; auch hat er das Metall, welches die Basis dieser Erde ausmacht, und den Namen Thorium erhalten hat, nebst den hauptsächlichsten Salzverbindungen derselben dargestellt. Das Thorium ist eisengrau, metallisch glänzend, wird weder von warmem noch kaltem Wasser oxydirt, verbrennt aber bei gelinder Erhitzung mit ganz ungewöhnlichem Glanze zu Thorerde. Es verbindet sich mit Sauerstoff, Schwefel, Phosphor u. s. w. Die Thorerde, welche als das Oxyd des Thoriums zu betrachten ist, zeigt in ihrem Verhalten am meisten Aehnlichkeit mit der basisch phosphorsauern Yttererde. Sie bildet Salze gleich andern Erden. Das Nähere über das Thorium und die Thorerde s. in Poggendorf's „Annalen", Bd. XVI.

Thorkelin (Grim Johnson), geb. auf Island 1752, berühmt als Forscher in der altskandinavischen Literatur, machte zum Behufe des Alterthumsstudiums 1786 eine Reise nach England, Irland und Schottland, und wurde 1788 Doctor der Rechtswissenschaft auf der Hochschule zu St.-Andrews. Später ward er geh. Archivar des Königs von Dänemark, Conferenzrath und Ritter des Danebrogs, und starb zu Kopenhagen im Anfange März 1829. Den Ruhm eines gründlichen Alterthumsforschers hat er sich durch s. „Jus ecclesiasticorum veterum et novum", s. „Kongaerfda ok Ricis Stiorn, Successio regia et regni administratio", beide isländisch und deutsch (1777), s. „Analecta" und s. „Statuta provincialia" (1778) erworben. Seine 1779 erschienene Bearbeitung des „Vafthrudnis mal", eines der ältesten eddischen Lieder, bekundet ihn auch als gründlicher Forscher und Commentator von Geschmack und ist ein classisches Muster für alle folgende Commentare der eddischen Lieder in der Arna-Magnäanischen Ausgabe. Andere ausgezeichnete Schriften von ihm sind seine Bearbeitung des merkwürdigen Gesetzbuchs: „Magnus La-

Digitized by Google

gabaeters Gulathinga Laug"; Glossar zur „Orkeeyinga-Saga"; „Diplomatarium Arna-Magnaeanum" (2 Thle., 1786); die Herausgabe des angelsächsischen Gedichts: „De Danorum rebus gestis sec. III et IV, ex bibliotheca Cottoniana" (1815).

Thoracius 1) (Skule Thordsen), ausgezeichneter nordischer Philolog, Alterthumsforscher und Literator, geb. 1741 auf Island, starb als gewesener Rector der lat. Schule zu Kopenhagen, mit dem Charakter und Range eines Justizraths, 1815. Seine wichtigsten Schriften sind: „Antiquitatum borealium observationes miscellaneae, Spec. I—IV" (Kopenh. 1778—99), wovon das 4., „Borealium veterum matrimonia cum Romanorum institutis collata", auch besonders erschien (Kopenh. 1785), ein musterhaftes Werk; Commentare über die „Hakonar-Quida", den „Grotta-Savagr", „Havstlavng", die „Thorsdrapa" u. s. w., wofür ihm jeder kritischer Forscher der alten poetischen und mythischen Denkmale für immer dankbar seyn wird. Außerdem war er Mitherausgeber der „Heimskringla" und schrieb die Vorrede zum 1. Thl. der sämundischen „Edda", sowie einige kleine Aufsätze über Thor, über ein paar Runensteine u. s. w. — 2) Birger (dän. Börge) T., Sohn des Vorigen, geb. 1775, D. und Prof. der Theologie zu Kopenhagen, k. Etatsrath und Ritter des Danebrogs, machte 1827 sg. eine Reise durch Deutschland und Italien und starb zu Kopenhagen den 8. October 1825. Seine „Libri Sibyllistarum", s. „Populaire Aufsätze, das griech., röm. und nordische Alterthum betreffend", und seine dän. Uebers. der alten Saga von dem Normann Thorgils, sind auch in Deutschland rühmlich bekannt. Hohes Verdienst um die altnordische Literatur aber hat er sich hauptsächlich dadurch erworben, daß durch seine Liberalität die Herausgabe der sämundischen „Edda" nach 30 J. endlich möglich geworden ist, und daß man ihm auch die in gleichem Gehalte bearbeitete Fortsetzung der „Heimskringla", d. h. die Herausg. des 4. und 5. Theils (1813 und 1818; der 3. erschien schon 1783), ebenfalls nach einem Verlauf von 30 und mehren J., zu verdanken hat.

Thorn, eine bedeutende preuß. Handelsstadt und starke Festung im marienwerderschen Regierungsbezirk (Westpreußen), wurde zwischen 1230 und 1231 durch den Landmeister des deutschen Ordens, Hermann Balke, erbaut und erlangte schon nach 100 J. Macht und Ansehen. Sie liegt an dem rechten Ufer der Weichsel, über welche eine 2500 F. lange hölzerne Brücke führt, ist halbmondförmig gebaut, besteht aus der durch Mauern und Graben getrennten Alt- und Neustadt, hat 3 kathol. und 2 evangel. Kirchen, ein evangel. und ein kathol. Gymnasium, mit welchem letztern eine Bibliothek und eine Buchdruckerei verbunden sind, 3 Klöster (in der Dominicanerkirche das Denkmal der schwed. Prinzessin Anna), Waisenhaus und Hospital, 1070 Häuser und mit dem Militair 10.500 Einw., denen bedeutende Tuch- und Leinwandmanufacturen, Weißgerbereien, Seifsiedereien, Stärke- und Puderfabriken, berühmte Pfefferkuchenbäckereien und sehr ansehnlicher Handel mit dem zuletzt erwähnten Artikel, Getreide und Holz vielfachen und ergiebigen Unterhalt bieten. In administrativer Hinsicht ist die Stadt der Sitz der Behörde des Kreises Thorn (20 QM. mit 36.000 Einw.), eines Hauptzollamts, eines Superintendenten, Land- und Stadtgerichts ꝛc. Unter den mancherlei Schicksalen, welche die Stadt trafen, erwähnen wir nur des bekannten tragischen Vorfalls von 1724. Geringe Streitigkeiten, welche sich bei

Digitized by Google

Gelegenheit einer Procession der Katholiken am 16. Juli zwischen den dasigen Jesuitenschülern und den Schülern des evangel. Gymnasiums entspannen, verursachten größere Unruhen unter den Bürgern, wobei der fanatische lutherische Pöbel allerlei Ausschweifungen sich erlaubte, welche von der polnischen Regierung mit großer Härte bestraft wurden. Der Präsident der Stadt, Joh. Gottfr. Rösner, nebst 11 Bürgern wurden am 7. Dec. 1724 enthauptet, und ihre Güter eingezogen. Später kam Thorn an die preuß. Krone und erfreut sich jetzt des Wohlstandes, welchen sie, wie die ganze Monarchie, der Regierung des jetzigen Herrschers verdankt. In der Geschichte der Wissenschaften ist sie als Geburtsort des Astronomen Kopernicus (s. d.) bekannt, dem in der Johanniskirche ein Denkmal errichtet worden ist.

Thorwaldsen (Albert), seit 1826 Präsident der römischen Akademie der schönen Künste St.-Lucas, einer der berühmtesten Bildhauer unserer Zeit, geb. um 1772 in Kopenhagen, lebt seit 30 Jahren in Rom. Vgl. Dänische Kunst.

Thot, Thouth, Taaut oder Theuth, eine uralte, räthselhafte Gottheit der Aegypter; zugleich eine Hieroglyphe, womit sie den Anfang des astronomischen Jahrs bezeichneten. Nach ihnen war er der Urheber des astronomischen Jahres, und der Ordner der Gestirne und ihres Laufes. Ihm schrieb man auch wohl die Erfindung der Schrift und der ägyptischen Wissenschaft überhaupt zu; daher seine Aehnlichkeit mit dem griech. Hermes und römischen Merkur, mit dem ihn Cicero („De nat. deorum" III, 22) zusammenstellt. Man bildete ihn als Greis mit Mantel und Heroldstab, an seiner Seite eine Ibis, auf der Hand das Bild des Kneph; oder auch als bärtiger Mann, mit Blumen und Diadem das Haupt geschmückt.

Thou (Jacques Auguste de), lat. Thuanus, Sohn des Parlamentspräsidenten Nicolaus de Thou, geb. zu Paris 1553. Seine Schulbildung empfing er auf dem College de Bourgogne und später in Orleans, wo er die Rechtswissenschaft studirte. Als Schüler des berühmten Cujacius zu Valence, schloß er mit Joh. Scaliger eine Freundschaft, die sie unter allen Verhältnissen des Lebens festhielten. Nach Paris zurückgekehrt, sah er das fanatische Morden der Bartholomäusnacht, welches ihm einen gerechten Haß gegen alle Religionsparteiungen und gegen jegliche Bigotterie einflößte. Anfangs entschied er sich für den geistlichen Stand und hatte schon von seinem Oheime, der Bischof zu Chartres war, ein Kanonicat an dessen Domkirche empfangen; als aber sein Bruder starb, gab er den Stand auf und verheirathete sich. 1586, nach dem Aufruhr und der Verrammelung der Straßen, ging er nach Chartres zu Heinrich III., der ihn mit Aufträgen nach der Normandie und Picardie sandte und hierauf nach Deutschland. Von dort ging er nach Venedig, wo er den Tod dieses Fürsten vernahm; er schloß sich gleich dem König Heinrich IV. an, der ebenfalls zu vielen politischen Sendungen sich Thou's Kenntnisse und Gewandtheit bediente. Nach dem Tode des Jakob Amyot erhob der König ihn zum Oberaufseher der königl. Bibliothek. 1594 folgte er seinem Oheim als Parlamentspräsident, nahm 1598 Theil an der Abfassung des Edicts von Nantes, und ward (1600) kathol. Commissarius bei der berühmten Unterredung zu Fontainebleau zwischen du Perron und Plessis Mornay. Unter der Regentschaft der Königin Maria v. Medicis bekleidete er das Amt eines Finanzdirectors. Er wohnte

Digitized by Google

auch als Deputirter den Verhandlungen zu Loudun (1646) bei, und die Regierung vertraute ihm noch sonst manches schwierige Staatsgeschäft. Mit dem Cardinal du Perron bildete er eine Commission zur bessern Organisation der Universität von Paris und zur Erziehung des königl. Collegiums, das seiner Sorgfalt und seinem Eifer Vieles verdankte. Er starb zu Paris 1617. De Thou besaß gründliche Kenntnisse der griech. und röm. Classiker. Aus ihrem Studium, verbunden mit seinen Reisen, schöpfte er jene Kenntnisse der Menschen, Sitten und Gebräuche, der Geschichte und Geographie, welche er in seine Schriften niedergelegt hat. Wir besitzen von ihm eine „Historia sui temporis" (beste Ausg. London 1733, 7 Bde., Fol., d. J. 1545—1607 umfassend), worin er gleich kenntnißreich über die Politik, über den Krieg und die Wissenschaften spricht. Die Interessen aller Völker sind darin mit vielem Scharfsinne entwickelt. Er malt nicht wie Tacitus oder Sallust; sein Styl ist aber einer allgemeinen Geschichte sehr angemessen. Seine Betrachtungen sind, ohne Feinheit, doch edel, und verrathen eine geübte Urtheilskraft. Er schweift oft von seinem Gegenstande weit ab, doch läßt die Schönheit seiner Schreibart diesen Fehler übersehen. Den Vorwurf kann man ihm machen, daß er die franz. Namen oft undeutlich latinisirt; man sah sich daher genöthigt, seinem Werke ein Wörterbuch u. d. T. „Clavis historiae Thouanae" beizudrucken. Die Freiheit, womit er Päpste, Klerus und das Haus Guise behandelt, und eine gewisse Vorliebe für die Hugenotten, die manchmal durchblickt, brachten ihn in Verdacht, daß er wenig orthodox gesinnt sey. Und nicht mit Unrecht hat man ihn einen Protestanten en gros und einen Katholiken en détail genannt. Auch den Jesuitenorden beurtheilt er mit Befangenheit. Sein Werk wurde daher auch zwei Mal zu Rom verboten. Den geschichtlichen Facten, besonders wenn sie die Niederlande betreffen, ist nicht immer völliger Glaube beizumessen; er schöpfte oft aus wenig sichern Quellen, wie z. B. aus van Metteren oder Memoiren, welche ihm Anhänger der beiden religiösen Parteien übersandten, und man darf sich nicht wundern, daß diese, welche ihre Denkschriften noch fast während des wilden Kampfes verfertigten, nicht immer treu in den Berichten und nicht immer nüchtern und vorurtheilsfrei genug in ihren Ansichten gewesen sind. Außerdem hat de Thou noch seine Lebensgeschichte geschrieben: „J. A. Thuani in Senat. Paris. Praes. de vita sua commentariorum libr. VI", Orleans 1620, Fol., deutsch in Seybold's „Selbstbiographien berühmter Männer", 1. Bd., Winterth. 1796). Sie ist in demselben männlichen und kraftvollen Geiste abgefaßt, wie das obige Werk. Von de Thou besitzen wir auch latein. Gedichte, ausgezeichnet durch Talent und Eleganz. S. „Discours sur la vie et les oeuvres de Jacq. Aug. de Thou", von Ph. Charles (Par. 1826). — Sein unglücklicher ältester Sohn, François Auguste de T., geb. 1607, hatte die Talente und Tugenden seines Vaters geerbt. Nach einer sorgfältigen Erziehung ward er Oberaufseher der königl. Bibliothek. Seine Sanftmuth und seine Gelehrsamkeit erwarb ihm die Liebe der Gelehrten. Das Geheimniß einer Verschwörung gegen den Cardinal Richelieu, was ihm Heinrich von Effiat, Marquis von Cinq-Mars, anvertraute, und er der Regierung nicht aufdeckte, war die Ursache seines Todes. Er ward in seinem 35. J. zu Lyon enthauptet. Man bewunderte in ihm einen Mann, der seinen Freund nicht hatte verrathen wollen. Man macht dem Cardinal Richelieu den Vorwurf: er habe sich durch

Digitized by Google

den Tod des Sohnes an dessen Vater rächen wollen, der über einen Verwandten des Cardinals in seiner Geschichte von der Verschwörung zu Amboise, ein hartes, oder gerechtes Urtheil gefällt hat. Eine solche Triebfeder ist selbst einem Richelieu nicht zuzutrauen; überdieß geschah Thou's Verurtheilung nach den Gesetzen aller Staaten, wenngleich ihn die Milde der Herrscher in vielen würde begnadigt haben. Doch eine Begnadigung war von Richelieu, der höchst eifersüchtig über seine Macht wachte und jede Verletzung hart strafte, nicht zu erwarten.

Thouin (André), einer der verdienstvollsten Botaniſten Frankreichs, Sohn des Obergärtners im Jardin des plantes zu Paris, geb. 1747, verdankte die Ausbildung seiner Talente den berühmten Buffon und Jussieu, und ward durch deren Empfehlung, obgleich erst 17 J. alt, nach seines Vaters Tode mit dessen Stelle bekleidet. Der junge Thouin rechtfertigte auch das Zutrauen seiner Lehrer; er ließ den Garten durch eine Mauer einschließen, legte eine große Samenschule an, pflanzte Obstbäume und gründete einen ökonomischen Garten. 1771 wurde er Mitglied der königl. Societät des Ackerbaues und 1776 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Unzählbar sind die nützlichen Gewächse, womit er ganz Europa bereicherte. Auch versendete er eine große Menge an Pfropfreisern, welche in Frankreichs Wäldern die Bäume fremder Welttheile (z. B. den Sophora aus Japan, den schwarzen Nußbaum, die amerik. Robinia, die Datura, den Papiermaulbeerbaum ꝛc.) einheimisch machten. Durch Thouin's Veranstaltung ward der Brotbaum aus Afrika nach Guyana (franz. Südamerika) verpflanzt. 1793 erhielt er die Professur der Pflanzencultur am Museum der Naturgeschichte und ward 1795 nach Holland, Flandern und Italien gesandt, um die nach Paris bestimmten Kunstdenkmäler auszuwählen. Dabei machte er sich mit dem Zustande der Agricultur die Länder bekannt, sammelte schätzbare Notizen, brachte eine reiche Auswahl neuer Pflanzen nach Frankreich zurück, und machte von den auf dieser Reise eingesammelten Kenntnissen glückliche Anwendung. Thouin's Verdienste fanden selbst am Kaiserthrone Anerkennung; denn Napoleon verlieh ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Nach und nach wurde er zum Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Europas ernannt. Er starb 1824, auch seines moralischen Charakters wegen allgemein verehrt. Die den Gartenbau betreffenden Art. in der „Encycl. method." sind sämmtlich von ihm. Außer einer trefflichen Monographie der Pfropfreiser und einer Anweisung zur Anlage von Baumschulen hat er noch eine große Anzahl von Abhandlungen über die Zweige der Agricultur herausgegeben.

Thran, welcher vornehmlich zur Bereitung des Leders und zum Brennen benutzt wird, erhält man aus dem Fett der Wallfische (s. d.), Seehunde, Wallrosse, Häringe ꝛc. Das Fett oder der Thran wird in großen Pfannen, worin man zuvor eine halbe Tonne Wasser gießt, damit der Speck nicht anbrenne, ausgekocht. Wenn der Thran etwa 2 oder 3 Stunden völlig zergangen ist, schöpft man ihn mit großen kupfernen Löffeln aus der Pfanne in 4eckige Tröge, welche oben mit einem Gitter versehen sind, worauf die ausgekochten Rinken liegen bleiben. Aus diesen Trögen wird der Thran zum Abkühlen in einen andern gelassen, welcher mit $^2/_3$ Wasser angefüllt ist, und dann aus diesem in einen dritten geleitet, worin das Dicke (Prutt) auf den Grund sinkt. Nun wird er zum Verkauf in Tonnen gefüllt.

Digitized by Google

Thränen und Thränenorgane. Die Thränen sind eine fadenschleimige Flüssigkeit, die nicht viel schwerer als Wasser ist und aus einigen Salzen, als: kohlen-, kochsalz- und phosphorsaurem Soda und phosphorsaurer Kalkerde besteht. Die Organe, welche die Thränen bereiten, werden in 3 Classen getheilt; in die, welche sie bereiten, zuführen und abführen. Zu den erstern gehören die Thränendrüsen, in jedem Auge eine, die sich in die obere und untere theilt; die eine liegt an dem obern äußern Winkel der Augenhöhle, die andere auf dem Knorpel des obern Augenlides, zum Theil von der erstern bedeckt. Ihre vielen Ausführungsgänge vereinigen sich an der hintern Seite des obern Augenlides zu 6—7 Stämmen, von denen jeder eine kaum sichtbare Oeffnung hat. Unaufhörlich fließen die Thränen heraus, verbreiten sich über das Auge und halten es feucht. Um die Feuchtigkeit wieder aus den Augen wegzuführen, dienen die Thränenpunkte, welche breit und rund mit einem wulstigen Rande umgeben, im innern Augenwinkel liegen. Hier münden sich die Thränenröhrchen, die sich in den Thränensack ergießen: dieser ist ein runder, nach oben geschlossener Sack, welcher in der Thränengrube der Augen liegt und von der äußern Haut bedeckt wird. Der Behälter endigt sich in den Thränencanal, der, in dem knöchernen Thränencanal sich befindend, in einer gekrümmten Richtung zur Nase steigt und dort sich unter der untern Nasenmuschel öffnet. Die Thränen kommen auf diesem Wege in die Nase, das Riechorgan schlüpfrig zu erhalten. Eine der gewöhnlichsten Krankheiten dieser Organe ist, daß der Thränencanal durch den Schnupfen verstopft wird; hiernach fließen die Thränen theils unaufhaltsam über die Wangen, theils treten sie in den Thränensack, welchen sie, wenn die Krankheit andauert, ausdehnen und zugleich in ihrer Beschaffenheit verändert werden. Durch die Ausdehnung wird der Reiz zu einer Entzündung gesetzt, die in Eiterung übergehen kann, wodurch dann die sogen. Thränenfistel gebildet wird, welche die Operation eines neuen künstlichen Canals nothwendig macht, damit die Thränen in die Nase gelangen können.

Thrasybulos, berühmter Feldherr der Athenienser, leistete seinem Vaterlande große Dienste während des peloponnesischen Krieges, wo er mehrmals die Spartaner besiegte. Aber Athen unterlag endlich ganz den Letztern, welche es nun von 30 Männern, mit Recht die 30 Tyrannen genannt, regieren ließen (404 v. Chr.). Während dieser Schreckensherrschaft verließ Thrasybulos das unglückliche Athen, blieb aber kein unthätiger Zeuge des Unwesens. Ohne fremde Hülfe, durch die Entschlossenheit weniger Bürger, vollbrachte er die Wiederbefreiung seines Vaterlandes. An der Spitze einer kleinen bewaffneten Schar mit andern Verbannten in Attika eindringend, schlug er die Söldlinge der Tyrannen, erlegte den Kritias (den Robespierre unter den Dreißigen) und bemächtigte sich des wichtigen Hafens Piräeus. Dadurch ermuthigt, standen endlich die Bürger Athens nach achtmonatlicher Sklaverei auf und verjagten die Unterdrücker. Als aber die Zehnmänner, die an ihre Stelle kamen, nicht besser verfuhren, und Sparta sich mit bewaffneter Macht der Dreißig annahm, so brachte doch Thrasybulos durch Muth und Klugheit und begünstigt durch des spartanischen Königs Pausanias Mäßigung die Abschaffung aller Tyrannei zuwege und die Herstellung der alten demokratischen (Solon'schen) Verfassung (403 v. Chr.). Für seine geleisteten Dienste nahm Thrasybulos keine weitere Belohnung

an, als einen doppelten Oelzweig, den ihm die Liebe des Volks um seine Schläfe wand. Obgleich er aber in der Folge mehre Städte am Hellespont den Athenienſern wieder unterwarf, vermochte er doch nicht, Athen die erſte Stelle im griechiſchen Staatenbunde zu verſchaffen. Als er mit einer Flotte nach Rhodos geſandt, unterwegs aber einen Tribut auf der Inſel Aspendos eintreiben wollte, empörten ſich die von den Soldaten hart bedrückten Einw. und ermordeten den Thraſybulos in ſeinem Zelte. Glühende Liebe für Freiheit, große, uneigennützige Geſinnung, verbunden mit der edelſten Selbſtaufopferung, waren ſeine hervorragenden Charakterzüge.

Thrazien (Thrake). In den älteſten Zeiten verſtanden die Griechen unter Thrake alles nördlich von Theſſalien gelegene Land. Bei näherer Bekanntſchaft, und als Macedonien anfing, mächtig zu werden, ward dieſer Name auf das Land beſchränkt, zwiſchen dem Neſtos und dem ſchwarzen Meere im Weſten und Oſten, zwiſchen dem ägäiſchen Meere und dem Hämusgebirge im Süden und Norden. Zwei Hauptgebirgsreihen begrenzen und durchziehen das Land; der nördlich liegende Hämus und der ſüdöſtlicher ſtreichende Rhodope. Der Hauptfluß Thraziens iſt der Hebros, jetzt Maritza. Das Land war urſprünglich, ehe es angebaut wurde, zum Theil rauh; aber wie die Bevölkerung ſtieg, mangelte es ihm nicht an fruchtbaren Getreidefeldern und üppigen Wieſen; es beſaß reiche Metallgruben, auch Gold und Silber, und die thraziſchen Roſſe und Reiter waren berühmt, wie die theſſaliſchen. — Thrazien iſt wahrſcheinlich das von Aſien zuerſt bevölkerte Land von Europa geweſen, und die Spuren früherer Bildung erkennen wir noch in den Sagen von dem thraz. Geſetzgeber Zamolris und der Sänger Orpheus, Linus und Thamyris; auch haben die Griechen manche ihrer religiöſen Vorſtellungen und Gebräuche von den Thraziern bekommen. Später verſank es wieder in Barbarei und wurde von mehren ungebildeten, aber kriegeriſchen Völkern bewohnt (daher verſetzte man dorthin den Boreas, und hielt es für ein dem Mars oder Ares geweihtes Land), wovon die Geten, die Odryſen, die Kikonen, die Triballer die bekannteſten ſind; dazu kamen noch Teukrer und Myſer aus Kleinaſien. Später fingen die Griechen an, Pflanzſtädte an den Küſten anzulegen, beſonders auf jener den Hellespont berührenden Halbinſel (thraz. Cherſones), wo die Familie des Miltiades aus Athen ein kleines Reich beſaß. Eine Zeitlang überſchwemmten die Perſer dieſe Gegenden; als aber ihre Macht außerhalb Aſien von den Griechen gebrochen worden, erhoben ſich die Odryſen zum herrſchenden Volke. Dieſe unterlagen den Macedoniern unter Philipp und Alexander und theilten das unruhige Schickſal der Provinzen des großen macedoniſchen Reichs unter den Nachfolgern Alexanders. Die Küſte blieb in der Regel von dem in der Nähe mächtigſten Reiche abhängig; im Innern erhoben ſich unabhängige eingeborne Könige, welche noch unter röm. Herrſchaft eine Zeitlang geduldet wurden, bis Claudius das ganze Land zu einer röm. Provinz machte. Die merkwürdigſten Städte waren: Abdera, Byzanz (ſ. d.), Seſtos am Hellespont, durch die Liebe des Leander und der Hero berühmt; und im Innern des Landes: Philippopolis ꝛc. Thrazien bildet jetzt einen Theil des türkiſchen Reichs u. d. N. Rum-Ili oder Romanien.

Threnodie, Klagelied, wurde gewöhnlich durch eigens hierzu gemiethete Weiber geſungen; ſie begleiteten den Todten entweder zum Grabe

oder zum Scheiterhaufen. Sie drückten nur einen heftigen Schmerz aus. Noch jetzt schreien die morgenländischen Weiber bei einem Sterbefalle schrecklich im Hause. Auch ist diese Sitte bei den Wilden häufig, von denen wir einige rührende Klagelieder über Todten besitzen.

Thucydides, Griechenlands größter Historiker, geb. zu Athen 470 v. Chr., war durch seinen Vater Oloros mit Miltiades verwandt und stammte durch seine Mutter Hegesipyle von den Königen Thraziens ab. Seine Bildung erhielt er von dem Philosophen Anaragoras und dem Redner Antiphon. Als 16jähriger Jüngling hörte er den Herodot seine Geschichte der Versammlung zu Olympia vorlesen und ward davon so begeistert, daß er in Thränen ausbrach und sich hinfort mit Eifer dem historischen Studium widmete. Während des peloponnes. Krieges bekleidete er das Amt eines Strategen und führte die Aufsicht über die Goldbergwerke der Insel Thasos, indeß er sich selbst auf seinen Gütern an den thrazischen Grenzen aufhielt. Die Flamme des Krieges wälzte sich auch in jene Gegenden. Es glückte dem Thucydides, eine Zeitlang den spart. Feldherrn Brasidas in Schranken zu halten. Als aber dieser die Stadt Amphipolis durch Ueberraschung wegnahm, wurde Thucydides, weil er der bedrängten Stadt nicht so schleunig zu Hülfe kam, als die Athenienser es gewünscht hatten, mit der Verweisung bestraft. Er begab sich nun nach Skaptesula in Thrazien, dem Geburtsort seiner Gemahlin, und schrieb hier die Geschichte des peloponnes. Krieges. Er ward zwar nach 20jähriger Verbannung nach Athen zurückberufen, verließ es aber nach einiger Zeit und ging wieder nach Thrazien, wo er in hohem Alter (im 70. oder 86. Jahre) starb. Nach Pausanias ward er zu Athen ermordet, wo ihm ein Cenotaph errichtet wurde. Das treffliche Werk, welches seinen Namen unsterblich gemacht hat, führt den Titel: „Erzählung von dem Kriege der Peloponnesier und Athenäer". Es besteht aus 8 Büchern, von welchen jedoch nur 7 vollendet sind, und umfaßt 21 Jahre jenes merkwürdigen 27jährigen Krieges, welcher, durch die Eifersucht von Athen und Sparta entzündet, die schönsten Blüthen Griechenlands abstreifte. Da Thucydides die Geschichte als Staatsmann ansah, mithin eine politische Richtung annahm, so mußte er alle Sagen und Fabeln verbannen, so konnte er zu Dichtern nur in Ermangelung anderer Beweisthümer seine Zuflucht nehmen. Daher ihm auch Dionys von Halikarnaß kritische Wahrheitsliebe als eigenthümlichen Charakter zuschreibt; daher auch Hume sagt: die erste Seite im Thucydides sey der Anfang der wahren Geschichte. — Mittelpunkt seines ganzen Werkes ist der Streit um die Leitung der griechischen Eidgenossenschaft, in der That aber das Streben nach Oberherrschaft. Hieraus und aus seiner politischen Tendenz ging die ganze Anordnung seiner Bücher, die Beschaffenheit seiner Episoden, — welche hier nur Abschweifungen, zum Verständniß nöthig sind, — hieraus die Einführung förmlicher Reden, hieraus seine urkundliche Schreibart, hieraus sein gedrungener, kurzer Styl hervor, den Cicero mit einem allzu alten Weine vergleicht, dessen feurige Kraft der Zunge unerträglich sey. — Thucydides wollte ein Besitzthum für die Nachwelt, ein Archiv der Staatsweisheit liefern, daher er seine Erzählung auf kritische Nachrichten baute; daher er die öffentlichen Reden einwob, weil diese bei den attischen Volksversammlungen das einzige Organ waren, wodurch die Willensmeinung des freien Volkes geleitet ward, weil in den alten Freistaaten,

Digitized by Google

namentlich in den griechischen, die Redekunst die höchste Bedingung zur öffentlichen Wirksamkeit war. Unter den Ausg. ist die von Duker (Amsterdam 1731, Fol.) die reichhaltigste. Nächst dieser ist die zweibrückische (1788, 1789, in 6. Bdn.) vorzüglich auch wegen der lat. Uebersetzung sehr brauchbar. Außerdem empfehlen sich die Abdrücke von Bredekamp (Bremen 1791, 1792) in 2 Thln., und von Beck (Leipz. 1804, 2 Bde.) durch die Wohlfeilheit des Preises. Im deutschen Gewande ist Thucydides erschienen durch Heilmann (Lemgo und Leipzig 1760, 3. A., 1823, 2 Bde.), durch Max. Jacobi (Hamburg 1804 und 1808, 2 Bde.), und Osiander (Stuttg. 1827). Die Uebersetzung Jacobi's ist zwar besser und lesbarer als die erstere; aber Thucydides in seiner großartigen Eigenthümlichkeit ist nicht zu erkennen. Ehe jedoch eine genügende Uebersetzung erscheinen kann, mußte der Text des Thucydides genauer durchgesehen werden. Dieß hat Poppo in s. Ausg. des Thucydides (2 Bde., Leipz. 1823 fg. mit dem Commentar) gethan.

Thugut (Franz, Freiherr von), verdienstvoller östr. Staatsmann, war der Sohn eines Schiffermeisters zu Linz an der Donau und 1739 geboren. Von der Natur mit trefflichen Talenten ausgestattet, trat er 1752 in die von dem berühmten Jesuiten Pater Franz neu gegründete oriental. Akademie. 1754 kam er als Sprachknabe nach Konstantinopel, wo er 1757 Dolmetscher wurde. Da er während des siebenjährigen Krieges manche wichtige Unterhandlung geführt hatte, wurde er 1769 Geschäftsträger am türk. Hofe, 1770 Resident, im folg. J. wirklicher Internuntius und k. k. Hofrath. 1772 war er östr. Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen Rußlands mit der Pforte, welche aber zu keinem Resultate führten. Die Kaiserin Maria Theresia erhob ihn 1774 in den Freiherrnstand. Im folg. J. verschaffte er seiner Monarchin durch kluge Unterhandlungen die Bukowina. Die Kaiserin verlieh ihm dafür das Commandeurkreuz des St.-Stephansorden. Beim Ausbruch des baier. Erbfolgekrieges (1778) sandte ihn die Kaiserin ohne Joseph II. Vorwissen an Friedrich II. von Preußen, um wo möglich noch den Frieden zu erhalten; da dieß aber vergebens war, so übertrug sie ihm die Conferenzen in Braunau, die den teschener Frieden vorbereiteten. Er ging hierauf 1780 als östr. Gesandter nach Warschau, 1787 nach Neapel und 1788 beim Ausbruch des Türkenkrieges, als bevollmächtigter Hofcommissair der Moldau und Walachei, zum Heere des Prinzen von Sachsen-Koburg und Suwaroff's. Nachdem er hierauf 1790 die Friedenspräliminarien von Reichenbach in Schlesien abgeschlossen, leitete er auch anfangs die Friedensverhandlungen zu Sziſtowa mit der Pforte, die jedoch der Graf Franz Esterhazy beendigte. Beim Ausbruch der franz. Revolution wurde er mit wichtigen Aufträgen nach Paris gesandt und leitete die Unterhandlungen der Königin mit verschiedenen Parteihäuptern, namentlich mit dem Grafen von Mirabeau. 1792 erhielt er das Großkreuz des St.-Stephansorden und ging als Armeeminister zu dem Heere des Prinzen von Sachsen-Koburg, das die verlornen Niederlande wieder erobern sollte. Doch schon im April 1793 wurde er Generaldirector der Staatskanzlei und im folgenden Jahre, nach Kaunitzens Tode, wirklicher Minister der auswärtigen Geschäfte. Wenn Thugut mit seinem scharfen Blick, eisernen Willen, seiner undurchdringlichen Verschwiegenheit den Charakter der franz. Revolution mit Abscheu und glühendem Haß aufgefaßt hatte: so durchschaute er auch mit eben denselben

Digitized by Google

Gesinnungen den Universalerben der Revolution, Bonaparte, welcher 1797 siegend ins Herzogthum von Steiermark drang. Als nun der Friede von Campo Formio (Oct. 1797) zu Stande kam, trat Thugut aus dem Ministerium und übernahm dafür die Leitung der Angelegenheiten in den neu erworbenen italien. und Küstenprovinzen. Als aber Rußland sich mit Oestreich verband, um mit Nachdruck den Krieg gegen Frankreich zu führen, übernahm Thugut von neuem die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, bis der Friede von Luneville (1801) seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Vom Dec. 1801 an verlebte er hierauf, von seinem Monarchen mit Gütern in Ungarn beschenkt, in philos. Ruhe, theils in Presburg, theils in Wien, den großen Rückerinnerungen der Vergangenheit, den Wissenschaften, vorzüglich aber der morgenländischen Literatur. Thugut starb zu Wien 1818 im 83. Jahre seines Alters.

Thuiskon. So nannten, nach Tacitus, die Germanen in ihren Liedern den Gründer oder Stammvater ihres Volkes und seinen Sohn Mann. Thuisco ist wahrscheinlich das Adjectiv von Theut oder Teut, daher theutisch, deutsch. Theut bedeutet etwas Ursprüngliches, Selbständiges, z. B. Erde, Volk, Vater und Herr. So in dem Worte Teutonen, das Volk des Theut; daher auch lingua Theutisca, Theodisca, Teutonica. Theutisch, d. i. Deutsch, heißt noch jetzt in einem großen Theile von Westfalen Düdsk, ausgespr. düsk. Hierin erkennt man den Thuisco des Tacitus. Der Name deutsch kommt zuerst in einer Urkunde vom J. 813 vor, und der erste König, welcher der König der Deutschen (Rex Teutonicorum) genannt wird, ist Otto der Große. (Vgl. Deutsche Sprache.) — Nach der nordischen Mythologie ist Thuiskon Tuiskon (Taut, Tot, Theot u. s. w.) ein Gott, dem die Gallier und die Deutschen ihr Daseyn zuschrieben. Tuisko hat mit der Erde (Artha oder Hertha) die Menschen gezeugt; daher sie sich seine Kinder, Teuts Söhne, Teutonen nannten. Doch wurden eigentlich nur die Bewohner der skandinavischen Inseln, zwischen den äußersten Küsten des südlichen Skandinaviens und dem cimbrischen Chersones gelegen, so genannt. In Rücksicht dieser Herleitung schreiben auch viele die Teutschen (Teutischen). — Die alten Deutschen verehrten den Thuiskon als einen Mann mit einem grauen Barte, in die rauhe Haut eines wilden Thieres gehüllt, einen Scepter in der Rechten haltend, die Linke mit ausgespreizten Fingern vor sich hinstreckend. Nach Julius Cäsar sollen sie ihm sogar Menschenopfer gebracht haben. Die Benennung Dienstag (Diens-, Thüstag) hat man ebenfalls von ihm ableiten wollen.

Thule, fabelhaftes Land der Alten, nach deren Begriffen äußerstes Grenzland gegen Norden, etwa Island u. s. w., oder eine der schottischen Inseln. Auch heißt so eine der Sandwichsinseln Australiens.

Thümmel (Moritz August von), einer der originellsten und geschätztesten Schriftsteller deutscher Nation, geboren 1738 auf dem Rittergute Schönefeld in der Nähe von Leipzig, erhielt seinen ersten Jugendunterricht in der Schule zu Kloster Roßleben (1754—56), bezog dann die Universität zu Leipzig, wo Gellert sein vorzüglichster Lehrer und sein Freund war. Auch mit Weiße, Rabener und v. Kleist trat er in innige Verhältnisse. 1761 wurde er herzoglicher koburgischer Kammerjunker, dann Geh. Hofrath und 1769 zum Geh. Rath und Minister ernannt. Diesen Posten verwaltete er mit wohlthätiger Wirksamkeit. 1774—77 durchreiste er in Gesellschaft seines jüngern Bruders und der

Digitized by Google

Gattin desselben (einer geborenen von Wangenheim) Frankreich in allen Richtungen und einen Theil von Italien. 1779, nach dem Tode seines Bruders, vermählte er sich mit dessen Witwe. 1783 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte nun bloß seiner Muse in glücklicher Ehe, deren Früchte 2 Söhne und eine Tochter waren, bald zu Gotha, bald auf dem Familiengute seiner Gattin zu Sonneborn. 1799 entriß ihm der Tod die treue Gefährtin seines Lebens. Unter allen Glückswechseln bewahrte er als echter Weiser die Heiterkeit und den Frieden seines Gemüths. Er entschlief zu Koburg 1817. Sein dichterisches Talent ward auf eine seltene Weise durch einen hellen Verstand, seine Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, echten Witz, Leichtigkeit der Darstellung, Vertrautheit mit den Classikern aller Nationen unterstützt. Er begann mit einer komischen Epopöe in Prosa, „Wilhelmine" (1764) auf das glücklichste und erhielt außerordentlichen Beifall. Sie ward in mehre Sprachen übersetzt und auch zu Nachahmungen benutzt. 1771 erschien die poetische Erzählung: „Die Inoculation der Liebe". Sein humoristischer Roman, die „Reise nach den mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791—1805, 10 Bde.) steht in unsrer vaterländischen Literatur noch unerreicht da. Einzelne lyrische Gedichte lieferte er in Almanache und periodische Schriften. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu Leipzig 1821. Sein Leben hat Gruner beschrieben (Leipzig 1819).

Thümmel (Hans Wilhelm, Freiherr v.), herzogl. sächs. goth. Geh. Rath, Kammerpräsident und Obersteuer-Director in Altenberg, Bruder des Vorigen, zu Schönefeld bei Leipzig 1744 geboren, erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, bezog dann die Hochschule zu Leipzig. 1760 ward er Page am gothaischen Hofe. Durch eignen Fleiß erwarb er sich viele Kenntnisse, und erhielt 1765 durch Vermittelung der Herzogin die Stelle eines Kammerjunkers. 1770 begleitete er den Lord Villiers (nachmaligen Herzog von Grandison), den er 1768—69 im ronneburger Bade kennen gelernt hatte, auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr 1772 ward v. Thümmel Kammerassessor und zeigte in diesem Amte lobenswerthen Fleiß und Eifer. 1774 reiste er mit dem Prinzen August nach Italien, machte in Rom, wo er sich besonders mit der Baukunst beschäftigte, Rafael Mengs's und in Neapel des Malers Morghan Bekanntschaft. In Gotha wieder angekommen, nahm v. Thümmel seine Stelle als Kammerrath wieder ein, bis ihn der Herzog 1783 zum Präsidenten der Kammer zu Altenburg ernannte. Hier erwarb er sich große Verdienste durch eine Reform der Kammer und glückliche Ausgleichung ihrer Processe; durch sein Sorgen für den Kunststraßenbau, die Anlegung der Kammerleihbank, Errichtung von Armen-, Werk- und Krankenhäusern, Verschönerung der Stadt Altenburg u. s. w. Nach dem Tode des Herzogs Ernst II. (1804) nahm er von dessen Nachfolger die früher ausgeschlagene Stelle eines Ministers und wirkl. Geh.-Rathes an. Wichtig sind die diplomatischen Leistungen des Herrn v. Thümmel 1792 und 1795 in Militairangelegenheiten, 1803 in einem Auftrage an den dänischen Hof und nach seiner Rückkehr in den koburg-saalfeldischen Unterhandlungen bis 1805. 1807 ward er als Gesandter in Napoleons Hauptquartier geschickt und an den kaiserlichen Hof nach Paris, wo er sich der genauen Bekanntschaft eines Talleyrand, Champagny, Maret, Denon, Laharpe u. s. w. erfreute. Talley-

Digitized by Google

rand's Gunst erwarb er sich besonders durch eine Genealogie von dessen Familie, „Lettres à Clio" betitelt. Als 73jähriger Greis legte er erst seine Stelle nieder (1817) und lebte nun ganz mit seiner glücklichen Familie in wissenschaftlicher Erholung. Die letzten Früchte seiner Muße waren: „Statistische, geographische und topographische Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg" (1818); „Aphorismen eines Siebenundsiebenzigjährigen"; beide Schriften auf eigene Kosten und für seine Freunde herausgegeben. Im 80. Jahre riß ihn ein schlagähnlicher Zufall aus den Armen seiner Familie (den 1. März 1824).

Thun (Franz Joseph, Graf von), ein bekannter Schwärmer neuerer Zeit, aus Wien geb., spielte eine Zeit lang die Rolle eines wunderthätigen Arztes, welcher Kranke, die an Gichtschmerzen und Lähmungen der Glieder litten, durch bloßes Berühren mit der Hand heilen wollte. Dadurch, daß er seit 1781 einige Jahre mit Lavater in mystischen Verbindungen stand, war er schon als Schwärmer verdächtig, noch mehr aber ward er es, als er 1793 Wien verließ, um auch in andern Städten Deutschlands durch die wunderthätige Kraft seiner rechten Hand Kranken beizustehen. Zuerst besuchte er Karlsbad, nachher 1794 Leipzig in der Ostermesse. Angeblich kam er nur deßwegen an den letztern Ort, um von der dasigen medicinischen Facultät die Kräfte seiner Hand untersuchen zu lassen; ohne aber deren Urtheil abzuwarten, bewies er durch eine Menge Curen, daß er eigentlich dessen gar nicht bedürfe, sondern daß seine heilende Kraft außer allem Zweifel sey. Eine Menge Patienten füllten sein Haus und gingen fast alle gesund davon. Seine Methode bestand darin, daß er die Hand auf den leidenden Theil legte und so lange liegen ließ, bis der Kranke ein Brennen oder einen Kitzel empfand, worauf er mit dem einen Finger zu streichen anfing und den Schmerz nach einem äußern Theil am Körper des Kranken abzuleiten suchte. Anfänglich versicherten Alle, daß sie keine Spur mehr von ihrem Uebel empfänden; aber nach einigen Tagen änderte sich die Scene. Bei Manchen stellte sich der Schmerz wieder ein; bei Manchen wollte die Cur gar nicht anschlagen; Einige aber hatten einen so starken Glauben, daß sie sich geheilt fühlten, nachdem sie mit verbundenen Augen in das Zimmer geführt worden waren, und nicht Graf Thun, sondern eine andre Person die Hand auf sie gelegt hatte. Diese letzte Probe war dem Rufe des Grafen selbst sehr ungünstig; er verließ Leipzig bald darauf und beklagte sich über kalte Aufnahme und Undank, der ihm daselbst zu Theil geworden wäre. Aus seinem übrigen Benehmen konnte man schließen, daß er ein Mann von eingeschränkten Kenntnissen und mehr selbst Betrogener als Betrüger war. Er war mildthätig und verschaffte den Kranken dadurch wahre Erquickung; übrigens vermied er zusammenhängende wissenschaftliche Gespräche, erklärte selbst, daß er von der Arzneikunde Nichts verstehe, ließ sich aber keineswegs von der Zufälligkeit seiner Curmethode überzeugen, auf die ihn, seinem Vorgeben nach, ein Ungefähr geführt hatte.

Thunberg (Karl Peter), einer der gefeiertesten Botaniker Europas, geb. 1742 zu Jönköping in Schweden, erhielt seine wissenschaftliche Bildung an dem Gymnasium zu Weriö und bezog 1761 die Hochschule zu Upsala. Seiner entschiedenen Neigung für das Studium der Naturkunde folgend, ward er bald einer der ausgezeichnetsten Schüler Linné's. Mit der medic. Doctorwürde beehrt, unternahm Thunberg zur Erweite-

Digitized by Google

rung seiner Kenntnisse 1770 eine Reise nach Frankreich. Zwei Jahre später ward der talentvolle Mann durch die Vermittelung seines Freundes, des Prof. Burmann zu Amsterdam, als Arzt im Dienst der holl.-ostind. Gesellschaft angestellt. In dieser Eigenschaft begab sich Thunberg nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo er bis 1773 verweilte und mehre Reisen ins Innere des Hottentotten- und Kaffernlandes anstellte. Hierauf reiste er nach Batavia und begleitete von dort aus als Gesandtschaftsarzt die Ambassade der ostind. Gesellschaft an den Kaiser von Japan. Er war in diesem, den Fremden so schwer zugänglichen Reiche eifrig auf die Vervollkommnung seiner Lieblingswissenschaft bedacht; doch das Mißtrauen der Japaneser setzte seinen botan. Ausflügen viele Hindernisse entgegen. Indeß wußte Thunberg einen großen Theil derselben dadurch zu beseitigen, daß er sich das Vertrauen der Dolmetscher erwarb, sie als geschickter Arzt oft heilte und übrigens kein Geschenk sparte, keinen Aufwand scheute. Und dieser war in der That nicht gering; denn er mußte nicht bloß die ihn begleitenden Dolmetscher, sondern auch die beigegebenen Führer bezahlen. Mit vielen seltenen Pflanzen bereichert, ging er 1777 nach Ceylon und trat von da die Reise ins Vaterland an. In Upsala ward er nun außerordentlicher Professor der Pflanzenkunde und 1784 nach dem Tode des jüngern Linné ordentlicher Hochlehrer. Dir mitgebrachte reiche Naturaliensammlung verehrte er der Universität. Unterdeß war sein Ruf so gestiegen, daß die königl. Akademie der Wissenschaften ihn zu ihrem Präses berief. Gustav III. bewilligte auf seine Bitte der Universität den alten Königsgarten zu einem botan. Garten und ließ darauf das prächtige Gebäude für die Orangerie und die Museen aufführen, worin jetzt das kostbare Museum Thunbergianum aufbewahrt wird, das der edle Geber stets vermehrte und bereicherte. 1815 schmückte ihn Karl XIII. mit dem Commandeurkreuz des Wasaordens. Im Nov. 1822 feierte Thunberg in Upsala sein 50jähriges Jubiläum als akademischer Lehrer, und starb im August 1828 auf seinem Landgute in der Nähe jener Stadt. Er war Mitglied von mehr als 60 gelehrten Gesellschaften. Thunberg's wichtigste Schriften sind: 1) seine „Reisebeschreibung", in 4 Thl., deutsch von Grosskurd, auch in andere europ. Sprachen übersetzt; 2) „Flora Japonica", auf 300 neue Pflanzenarten enthaltend; 3) „Flora Capensis"; 4) „Icones plantarum Japonicarum"; 5) „Beschreibung der schwed. Mammalien"; 6) „Museum natural. acad. Upsalensis"; 7) „Dissert. acad.", von welchen Dr. Persoon 3 Bde. von neuem zu Göttingen 1799—1807 herausgegeben; 8) „Kaempferus illustratus", ein höchst schätzbares Werk, nebst Anmerk. über die japan. Sprache und Münzen. Außerdem eine bedeutende Anzahl von Abhandlungen, meistens in den Denkschriften der Akademien zu Stockholm und Petersburg, sowie auch in denen der wissenschaftlichen Societät zu Upsala.

Thunfischerei, s. Fischerei.

Thurgau, Canton der schweizerischen Eidgenossenschaft, liegt zwischen dem Bodensee, dem Rhein und den Cantonen St.-Gallen und Zürich, zählt auf $16^2/_3$ QM. 89.850 Einw., wovon $^4/_5$ den evangelisch-reformirten und $^1/_5$ den katholischen Glauben bekennen. Das ganze Land, von der Thur, Murg und Sitter, sowie den Seen Bühel, Hüttweiler und Haerweiler bewässert, ist eben und hügelig; Alpen finden sich

Digitized by Google

hier nicht, dagegen aber die schönsten Obstwälder der deutschen Schweiz. Thurgau ist der fruchtbarste der nördlichen Cantone: Obst, Wein, Getreide, Flachs, Hanf sind die Haupterzeugnisse; auch gibt es Steinkohlenwerke, und die hier verfertigte Leinwand ist die beste in der Schweiz. Auch gibt es hier Flachs- und Baumwollenspinnereien. Cattun- und Seidenwebereien, Handel mit Getreide, Obst, Cider, Wein, Käsen, Häuten, Vieh, Mousselinen, Cattunen, Leinwand, Baumwollengarn, Dieß Land, ehemals zu den östreich. Besitzungen gehörig, dann aber von den Eidgenossen erobert, gehörte seit 1460 den 8 alten Orten, welche es durch Landvögte regieren ließen, bis es 1798 zu einem eigenen Canton erhoben. Die freisinnige Verfassung von 1803 (s. Schweizerische Eidgenossenschaft) ward auch in Thurgau 1814 abgeschafft und dafür eine neue eingeführt, wornach ein großer Rath von 100 Mitgliedern, welcher die gesetzgebende Gewalt besaß, und ein kleiner von 9 Personen des großen Raths (6 Reformirte und 3 Katholiken), der die oberste Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde war, bestand. Zwei Landammanne, ein reformirter und ein katholischer, präsidirten abwechselnd dem großen und den kleinen Rath. Diese Constitution stellte nebstdem die Wahl zweier Drittheile des großen Rathes unter den Einfluß des kleinen Rathes und machte dadurch die gesetzgebende Behörde von der vollziehenden abhängig. Diese dem Anscheine nach unbedeutende Veränderung des Wahlwesens trug bald ihre verderblichen Früchte. Der große Rath wurde von Jahr zu Jahr stummer, der kleine Rath willkürlicher, der Schleier, in welche diese Verwaltung sich hüllte, dichter, der Nepotismus offener; die Volkserziehung lag danieder, die directen Abgaben nahmen ab, die indirecten nahmen zu, und mit Vorliebe wurden die Ueberreste des Feudalwesens gepflegt und verstärkt. Nach der Juliusrevolution in Frankreich traten auch in Thurgau Männer, wie Pfarrer Bornhauser, Keller, Eder u. A., auf, welche dem Volke das Verderbliche der alten Verfassung vorstellten, sodaß es laut eine Reform derselben verlangte, welche die Regierung endlich auch bewilligen mußte. Anerkennung der Volkssouverainetät, Rechtsgleichheit der Bürger, directe Wahlen des Volkes für den großen Rath, kurze Amtsdauer der Behörden, Trennung der Gewalten, Petitionsrecht, Oeffentlichkeit, Preßfreiheit, Religionsduldung für alle christliche Confessionen, Streben für bessere Volkserziehung — das sind die Hauptgrundlagen, auf welchen diese Verfassung ruht. Wenn sie dieses mehr und minder mit andern neuen schweizerischen Verfassungen gemein hat, so ist die scharfe Trennung der vollziehenden Behörde von der gesetzgebenden und ein gewisses Streben nach inniger Vereinigung in der Schweiz ein Zug, der ihr eigenthümlich angehört. Dasselbe gilt auch von dem Ausschuß, den der große Rath in bedenklichen Zeiten zu ernennen hat. Die Verfassung wurde den 14. April 1831 angenommen und erhielt förmlich die Genehmigung des Volkes. Zum Bundesheer stellt der Canton 1520 (n. A. 1670) M. und gibt als Geldbeitrag 22.800 (n. A. 25.054) schw. Franken. Das Land ist in 8 Bezirke getheilt und hat die gut gebaute Hauptstadt Frauenfeld auf einer Anhöhe an der Murg, hat nur 3 parallellaufende Straßen, ein Schloß, 670 Häuser und 2800 Einwohner, welche Lein-, Seiden- und Baumwollweberei unterhalten, auch einigen Handel treiben. Nächst dieser ist Arbon, am Bodensee, durch Fabriken und bedeutenden Leinwandhandel blühend.

Digitized by Google

Thüringen, das Land zwischen dem Harz, der Saale, dem Thüringerwald an der Werra, ehemals zum obersächs. Kreise des deutschen Reichs gehörend, war in der frühesten Zeiten von den Katten bewohnt, die mit den im Meißenschen ansässigen Hermunduren in beständigem Kampfe lebten. Im 5. Jahrh. n. Chr. ließen sich die Theruinger, ein Zweig der Westgothen, im Lande nieder. Sie gründeten ein mächtiges Reich, welches von der Donau, dem Rheine, Böhmen und Sachsen umschlossen wurde, Meerwig ums J. 426 zum ersten König hatte. König Basinus führte schwere Kriege mit den Franken, unter Chlodwig I., erlag aber der feindlichen Uebermacht und mußte dem Sieger Tribut entrichten. Nach seinem Tode (459) theilten seine Söhne das Land und stellten ihre Unabhängigkeit wieder her. Hermannfried, der mit der Amalberge, König Dietrichs Tochter, vermählt war, ward von ihr ermuntert, s. Brüder Berthar und Balderich zu verdrängen. Der fränk. König Dietrich stand ihm bei; es kam aber über die Theilung der Beute zwischen ihnen zu einem Kriege: Dietrich besiegte durch Hülfe der Sachsen die Thüringer an der Unstrut (520), Hermannfried ward gefangen und hinterlistig in Zülpich ermordet. Unter fränk. Oberherrschaft hatte Thüringen seine Herzoge. Rudolf I. machte sich (640) unabhängig; aber unter seinem letzten Nachkommen kam das Land wieder an die Franken. Thüringen war eine Vormauer Deutschlands gegen die jenseits der Elbe wohnenden Slawen, und hier ward daher eine Markgrafschaft errichtet, obgleich das Land eine große Anzahl von Gauen unter besondern Grafen zerfiel. Der erste Markgraf war Günther (bl. 970). 1130 erhob Kaiser Lothar den Grafen Ludwig zum ersten Landgrafen von Thüringen, Landgraf Hermann (s. d.) (1216) war ein außerordentlicher Freund der deutschen Poesie. Nach Heinrich Raspens Tode (1247) entstand über die Erbfolge zwischen Heinrich v. Brabant und Heinrich dem Erlauchten v. Meißen einen blutigen Krieg. 1264 ward endlich ein Vertrag abgeschlossen, worin der Erste Hessen und der Letztere Thüringen erhielt. Heinrich der Erlauchte trat das Land s. Sohne Albrecht d. Unartigen ab (s. Friedrich mit der gebissenen Wange). Nach Friedrichs d. Einfältigen unbeerbtem Tode (1445) fiel Thüringen an den Kurfürsten Friedrich d. Sanftmüthigen v. Sachsen und seinen Bruder Herzog Wilhelm. (Vgl. Sachsen, Geschichte v.) Die gewöhnliche Residenz der Landgrafen war die Wartburg (s. d.). Auch hat Galletti eine „Geschichte Thüringens" geliefert (Gotha 1781—85, 6 Thle.). Die alten thüringischen Volkssagen findet man in K. Herzog's „Geschichte des thüringischen Volkes", bis zum Tode Joh. Friedrichs des Großmüthigen (Hamb. 1827). Vgl. D. Wachter's „Thüringische und obersächsische Geschichte bis zum Anfalle Thüringens an die Markgrafen von Meißen 1247" (Leipz. 1826, 2 Thle.). Auch A. Bened. Wilhelm's „Gesch. des Klosters Memleben ꝛc." [1. Abth.] b. 1015.] (Naumb. 1827, 4.) ist ein wichtiger Beitrag der Geschichte Thüringens. Thüringens jetzige Landesherren sind der König von Preußen (den größten Theil besitzend), der Großherzog von Weimar, der Herzog von Koburg, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt. — Thüringen ist ein in den meisten Gegenden sehr fruchtbares Land, größtentheils von angebauten Hügeln durchzogen, die sich gegen den Harz und das Eichsfeld sowie nach dem Thüringerwalde (s. d. folg. Art.) hin zu ansehnlichen Bergen erheben. Die Saale und Werra berühren die Grenze des Landes, welches von der Unstrut, Ilm, Gera,

Wipper ꝛc. durchflossen wird. Die vorzüglichsten Producte sind: Getreide aller Art, viele Obstsorten, Handelspflanzen (z. B. Waid), Wein ꝛc.; Eisen, Kupfer, Braunstein, Silber, Porzellanerde, Stein- und Braunkohlen; Salzquellen und Mineralwasser (zu Tennstadt, Laucha, Kösen, Bibra, Langensalza u. a.). Es gibt viele Fabriken und Manufacturen aller Art. Die bedeutendsten Städten Thüringens sind: Erfurt (die Hauptstadt), Eisenach, Gotha, Langensalza, Mühlhausen, Nordhausen, Sondershausen, Frankenhausen, Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Jena, Weimar, Rudolstadt, Saalfeld, Arnstadt u. m. a., von denen die meisten in besondern Art. beschrieben sind. — Thüringerthor wird ein Engpaß am südlichen Ufer der Unstrut bei dem vormaligen Kloster Marienthal genannt.

Thüringerwald, 50° 58″ — 51° 10″ N.Br., ein deutsches Gebirge, 15 Meilen lang und bis 4 M. breit, fängt im weimarschen Fürstenthum Eisenach an, zieht sich mit einem schmalen Kamme, ohne Spitzen und Zacken, durch das Gothaische (wo er in der Nähe des Schneekopfs zu einer breiten Fläche von 1½ M. Durchmesser wird), die Grafschaft Henneberg und einen Theil des Fürstenthums Koburg in südöstlicher Richtung, und erstreckt sich gegen O. bis ins Altenburgische und Reußische, gegen S. bis in den baierischen Obermainkreis (wo es jedoch den Namen Frankenwald erhält), hängt hier mit dem Fichtelgebirge zusammen. Die höchsten Rücken des Hauptgebirges des Thüringerwaldes sowie die höchsten Felsengipfel bestehen aus Granit, Thonschiefer und vorzüglich Porphyr. Das ganze Gebirge ist bis auf die äußersten Höhen mit Wald bedeckt, welcher größtentheils aus Nadelholz, Tannen und Fichten besteht; Laubholz findet man an der nordwestlichen Gegend des Inselberges. Von dem Rücken des Thüringerwaldes fallen die Hauptthäler nach zwei Richtungen, nordöstlich und südwestlich ab. Von dem größten Theile seines nordöstlichen Abhanges fallen alle Gewässer der Elbe, von den westlichen und ⅔ des südlichen der Weser und von dem kleinsten im S. dem Main zu. Einige aus dem Gebirge kommende Flüsse führen Goldsand bei sich; bei Ilmenau wurde vormals auch auf Silber gebaut; Eisen findet man in großer Menge, auch Steinkohlen, Braunstein, Mühlsteine, Braunkohlen ꝛc. Die stark bewohnten Thäler sind mit großem Fleiße angebaut. Die höchsten Spitzen des Gebirges, fast alle im Gothaischen, sind: der Beerberg 1785, der Schneekopf, durch eine tiefere finstere Bergschlucht mit jenem zusammenhangend, 2970; Inselsberg, der ausgezeichnetste Punkt des Gebirges, auf seiner obern Fläche ganz frei von Wald, der südliche Theil eine steile nackte Felswand, erblickt man fast in ganz Thüringen, ja vom Brocken, 2832; der heil. Kreuzberg, 2996, Bloßberg bei Eisfeld 2792, Dolmar, am äußersten Ende eines südwestlichen Gebirgsarme sich erhebend, dessen große runde Basaltkuppe auf der ganzen fränkischen Seite gesehen wird, 2403; der Mittelberg 2485 Fuß hoch. Von den Ortschaften liegen Oberhof 2256, Gehlberg 1890, Zella St.-Blasii 1266, Georgenthal 1008, Ruhla 966, Gotha 756 und Eisenach 546 Fuß über dem Meere. Merkwürdig ist im Thüringerwalde der in keinem Gebirge sich wiederfindende Rennweg oder Rennsteig, der bei Eisenach anfängt und allen Wendungen des Gebirgsrücken folgt, 25—30 M. lang bis zur Saale fortläuft, ohne einen Wohnort zu berühren, und vom hessischen Antheile bis zum reußischen Gebiete mit hohen Grenzsteinen besetzt ist. Theile dieses Gebirges besitzen Preußen, Baiern, Weimar, Kurhessen,

Digitized by Google

die Herzoge des sächs. Hauses, Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt. — Denen, die das Thüringerwaldgebirge bereisen wollen, empfehlen wir von Hoff's und Jakob's „Thüringerwald" (Gotha 1817, in 2 Bdn., mit Landcharten und Karten).

Thurn und Taxis (de la Tour oder della Torre), fürstl. und gräfl. Haus Deutschlands, stammte aus Mailand und soll, der Sage nach, auf folgende Weise seinen Namen erhalten haben. Der heil. Ambrosius, Erzbischof zu Mailand, ertheilte dem Stammvater wegen tapferer Vertheidigung des ihm anvertrauten neuen Thors gegen Aufrührer den Namen della Torre und zugleich an die Oberherrschaft über Valsassina am Comersee. Ein Abkömmling desselben war Tacius, dessen Nachkommen eine Zeitlang die Oberherrschaft über Mailand, Bergamo, Novara u. s. w. behaupteten, und von diesem seinen Ahnherrn nahm in der Folge (1313) Lamurald de la Toure den Beinamen Taxis, woraus später Taris wurde, an. Der Urenkel dieses Lamurald, Roger I., Graf von Thurn, Taris, Valsassina, wandte sich nun nach Deutschland, wurde 1450 vom Kaiser Ferdinand III. zum Ritter geschlagen, erfand hier das Postwesen und führte dasselbe in Tirol ein. Der Sohn desselben, Franz, legte 1516 eine Post von Brüssel nach Wien an, und ward deßhalb vom Kaiser Maximilian zum Generalpostmeister der Niederlande und nachher auch der östreich. Erblande ernannt. Von Franzens Nachkommen erhielt das Postwesen noch manche Vervollkommnung. So legte Leonhard von Taris 1543 eine reitende Post aus den Niederlanden durch Schwaben und Tirol nach Italien an. Derselbe wurde vom Kaiser Rudolf II. in den Freiherrnstand und zum Generaloberpostmeister im deutschen Reiche ernannt. Lamurald von Taris, Leonhards Sohn, wurde 1615 Reichsgraf und erhielt vom Kaiser Mathias für sich und seine Nachkommen die Belehnung mit dem Generalpostamte, welches Kaiser Ferdinand II. 1621 auch auf die weiblichen Nachkommen ausdehnte. Eugenius Alexander, Reichsgraf von Thurn und Taris, wurde 1631 vom König Karl II. von Spanien in den spanischen und den 4. Oct. 1695 vom Kaiser Leopold I. in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Endlich wurde der Fürst Alexander Ferdinand 1747 förmlich vom Kaiser damit belehnt und und 1754 auf dem Reichstage, des Widerspruchs der meisten altfürstl. Häuser ungeachtet, in das reichsfürstl. Collegium eingeführt. Obwohl im Sturme der neuesten Zeiten ein großer Theil der Einkünfte vom Postwesen, sowie die Souverainetät verloren ging, so hat sich dasselbe doch, vorzüglich nach 1814, nicht allein in der alten Würde als Reichspostmeister in mehren Ländern des deutschen Bundes, sondern auch in seiner fürstl. Würde zu behaupten gewußt. (Vgl. Postwesen.) 1819 hat der Fürst Karl Alexander die staatsrechtlichen Verhältnisse seines Hauses im Königreiche Wittemberg durch eine Uebereinkunft mit dem König so festgesetzt, daß die Vorrechte seines Standes nicht störend auf die allgemeine Einrichtungen des Staates einwirken, indem er gleich jedem minder begünstigten Staatsbürger zu den öffentlichen Lasten beiträgt. In allen die Mitglieder des fürstl. Hauses betreffenden Real- und Personalklagen haben sie einen privilegirten Gerichtsstand. Der Fürst genießt für sich und seine Familie Befreiung von aller Militairpflichtigkeit. Er darf eine Ehrenwache aus Eingebornen in den Schlössern seines Wohnsitzes halten und ist berechtigt, sich von seinen Beamten einen Diensteid leisten zu lassen. Im nämlichen Jahre ward er noch zur Würde eines königl.

Digitized by Google

würtemb. Landpostmeisters erhoben. 1829 auch im Herzogth. Sachsen-Meiningen und Sachsen-Hildburghausen. Als Entschädigung für das an Preußen gelangte Postregal in den neupreuß. Provinzen des rechten Rheinufers gab ihm der König von Preußen 1819 drei Domainenämter in Posenschen, welche, zu einem Fürstenthum Krotoszyn erhoben, der Fürst unter königl. Landeshoheit besitzt. Die fürstl. Familie von Thurn und Taxis besitzt unter baierschen, würtemb. und hohenzoll. Souverainetät in Schwaben die gefürstete Grafschaft Friedburg-Scheer und die Herrschaften Denningen, Grunzheim, Heudorf, Göffingen, Bussen, Tischingen und Eglingen (9 QM. mit 90.000 Einwohner und 80.000 Fl. Eink.). Zur Entschädigung für den Verlust der Reichsposten auf dem linken Rheinufer erhielt der Fürst 1802, Stadt und Stift Buchau (mit einer besondern Stimme im Reichsfürstenrathe), die Abteien Marchthal und Neresheim, die Herrschaft Ostrach nebst Schmerberg u. m. Dörfern. (9 QM. 23.006 Einw. mit 220.000 Gl. Eink.). Der Fürst v. Thurn und Taxis, Karl Alexander (geb. den 22. Febr. 1770, verm. 1789 mit Thereſe, Prinzeſſin v. Mecklenburg-Strelitz, Fürst zu Buchau und Krotoszyn, gefürsteter Graf zu Friedburg-Scheer, Graf zu Valsassina, auch zu Marchthal und Neresheim, Herr der freien Herrschaft Eglingen, Herr zu Ostrach und Schemerberg, Herr der freien Herrschaften Denningen, Tischingen, Balmerkhofen, auch zum Bussen, residirte zu Marchthal in Schwaben, auch zu Regensburg und Truggenhofen, k. k. wirkl. Geh. Rath, Kronoberpostmeister im Königreich Baiern ꝛc., starb den 15. Juli 1827. S. Aug. Krämer's „Rückblick auf das Leben Karl Alexanders" (Regensb. 1828). Ihm folgte sein Sohn Maximilian, geb. 1803. Er residirt zu Marchthal in Schwaben. Außer dieser fürstl. Linie des Hauses Thurn und Taxis gibt es noch vier gräfl. Hauptlinien, welche sich wieder in mehre Nebenäste theilen.

Thurn und Valsassina (Joseph Benedict, Graf v.), auf Wartegg, im Canton St.-Gallen, dem Stammgute dieser alten, angesehenen Familie, welche die gräfl. Würde schon 1530 erhielt, geb. 1744, ward als Page an dem Hofe des kunstliebenden Kurfürsten Clemens Wenceslaus zu Trier erzogen und zeichnete sich durch wissenschaftliche Bildung aus. Er wurde, 18 J. alt, 1762 Domcapitular zu Regensburg, 1779 daselbst Dechant, später fürstbischöfl. Regierungspräsident und Statthalter, dann fürstbischöfl. regensburgischer und freisingischer Comitialgesandter, 1795 Dompropst zu Breslau und 1802 Dompropst zu Regensburg. Als Geschäftsmann erwarb er sich einen bedeutenden Ruf. Der Papst Clemens XIV. und der Cardinal Albani schenkten ihm ihre Achtung, wie er in Rom die Beibehaltung mehrer Bisthümer dem Kurfürsten von Trier erwirkte. Auch Graf v. Görz in seinen „Memoiren über die Verhandlungen bei Gelegenheit der bairischen Erbfolge" rühmt sein diplomatisches Talent. Indeß entzog sich Graf Thurn den Staatshändeln und bildete auf Reisen nach Italien, Wien, Dresden, Berlin, Paris und in den Niederlanden seinen weltbürgerlichen Sinn aus. So lange Regensburg den Fürsten Primas zum Regenten hatte, blieb Graf Thurn Präsident der Regierung. Dann zog er sich von öffentlichen Geschäften ganz zurück, überließ aber fortwährend Vermögen und Einkommen im größten Theile den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten. Als 1809 ein Sechstheil der Stadt Regensburg zerstört wurde, wodurch über 3000 wohlhabende Bürger verarmten, gelang es ihm, der als Abgeordneter des

Digitized by Google

Fürsten Primas nach Wien eilte, von dem Kaiser Napoleon 1 Mill. Fr. der Stadt zuzuwenden. Anspruchlos verbarg Graf Thurn seine Persönlichkeit und wirkte im Stillen Gutes. Von Allen verehrt und seinen Mitbürgern unvergeßlich, starb der edle Mann, dessen schönes Greisenalter einem heitern Abend glich, den 6. Jan. 1825, 81 J. alt.

Thuscien, s. Toscana.

Thusnelda, s. Hermann.

Thyestes, so viel als Mänaden.

Thyestes, ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Weil er seines Bruders Atreus (s. d.) Gemahlin, Aerope, verführt, setzte dieser ihm seine eignen Söhne zur Speise vor. Er flüchtete nun mit seiner Tochter Pelopia nach Sikyon, und zeugte mit ihr, ohne sich zu erkennen zu geben, einen Sohn (Aegisth), weil ein Orakel ihm verheißen hatte, daß sein Sohn und Enkel ihn rächen würde. Als derselbe erwachsen war, mordete er auf des Vaters Geheiß seinen Oheim, und Thyestes bestieg den erledigten Thron, von welchem er jedoch durch seines Brudersöhne, Agamemnon und Menelaus, wieder vertrieben ward. Er starb in der Verbannung auf der Insel Cythera. Des Sophokles und Euripedes Trauerspiele von ihm sind verloren gegangen, der „Thyestes" des Seneca ist aber noch vorhanden. Von ihm stammt der Ausdruck thyestisch, welcher verwünscht, verflucht bedeutet.

Thyrsus, ein mit Epheu oder Winterlaub umwundener Stab, den Bacchus (s. d.), wie auch Diejenigen, welche sein Fest feierten, trugen.

Tiara ist ursprünglich (und bei Herodot) die Haube oder Mütze des pers. Königs. Die Tiara des Papstes ist eine Mütze, mit 3 übereinander stehenden goldenen Kronen umgeben. Diese Kronen sind ganz mit Edelsteinen besetzt und mit einer Kugel geziert, über welcher ein Kreuz steht, und auf beiden Seiten desselben ist ein Gehänge von Edelsteinen. Anfangs trugen die Päpste nur eine gewöhnliche Bischofsmütze (s. Infel). Nach dem Alterthumsforscher Cicognara soll Alexander III. im 12. Jahrh. zuerst die Mitra, zum Zeichen seiner weltlichen Landeshoheit, mit einer Krone umgeben haben. Bonifaz VIII. († 1303) soll die zweite und Urban V. († 1370) endlich die dritte hinzugethan haben.

Tiber (ital. Tevere, bei den Römern Tiberis), ein durch die röm. Dichter berühmter, aber unbedeutender Fluß Mittelitaliens, welcher auf dem Apennin im östlichen Toscana entspringt, südwärts mit sehr vielen, Krümmungen durch den Kirchenstaat, anfangs durch ein enges, felsiges dann aber durch ein breites, bergiges Thal strömend, nimmt den Chiascio, Poglio, Teverone, Nera (mit dem Velino) u. a. kleine Flüsse auf, wird bei Perugia für kleine Fahrzeuge schiffbar, fließt durch Rom, wo er eine Breite von 500 F. hat, und nach einem Laufe von 35 Meilen bei Ostia ins toscanische Meere. Das Wasser dieses Flusses ist immer schlammicht, und die Fische darin sind ungesund und von schlechtem Geschmack. Man hat immer geglaubt, daß die Tiber viele Denkmale des Alterthums enthalte, und diese Meinung auf ihre ehemals häufigern Ueberschwemmung begründet. Aber der Erfolg aller, auch der neuesten Nachgrabungen im Bette des Flusses haben Fea's Ansicht hinlänglich gerechtfertigt, daß man bei solcher Untersuchung nicht viel erwarten dürfe. Indessen ist doch manche alterthümliche Seltenheit aus dem Schlamme zu Tage gefördert worden.

Tiberius Claudius Drusus Nero, der Stiefsohn und Nach-

Digitized by Google

folger des Augustus in der römischen Kaiserwürde, stammte aus dem berühmten patricischen Geschlechte der Claudier, ein Sohn des Tiberius Claudius Nero und der Livia Drusilla. Nach Einigen war Tiber zu Fundi, richtiger aber in Rom im J. d. St. 711 geboren. Er mußte in seiner Jugend viel Beschwerlichkeiten und Gefahren, besonders während der Flucht seines Vaters, erdulden. Bei dem Heere diente er zuerst im cantabrischen Kriege als Tribunus, ward dann Quästor, Oberfeldherr des Heers, das den Tigranes wieder auf den armenischen Thron setzen sollte, und nach seiner Rückkehr Prätor, in welcher Würde er den Augustus nach Gallien begleitete, von wo aus ihn dieser gegen die Rhätier und Vindelicier schickte, welche er besiegte und gänzlich der röm. Herrschaft unterwarf. Im Jahr Roms 740 ward er zum ersten Mal Consul und vermählte sich mit der Agrippina, des M. Vipsanius Agrippa Tochter. Nach des Letztern Tode nahm ihn August zum Reichsgehülfen an. Vorher nöthigte er ihn, sich von der Agrippina zu scheiden und seine Tochter Julia zu heirathen. Hierauf mußte er gegen die Pannonier ziehen, welche sich empört hatten, besiegte sie glücklich, konnte aber keine Erlaubniß zum Triumphe erhalten. Bald darauf schickte ihn Augustus gegen die Dacier, die er mit leichter Mühe bezwang, und 746 gegen die Deutschen, um die von seinem Bruder Drusus so glücklich angefangene Besiegung derselben zu vollenden. Nach seiner Rückkehr wurde er mit einem Triumphe beehrt, und 747 zum zweiten Male Consul, worauf er wieder nach Deutschland ging, ohne aber etwas Merkwürdiges zu verrichten. Jetzt bat er sich Erlaubniß aus, einige Zeit in Rhodus sich aufzuhalten dürfen, um sich hier, wie er vorgab, den Wissenschaften zu widmen. Eigentlich that er es, theils um nicht Augenzeuge von dem schändlichen Betragen seiner Gemahlin Julia zu seyn, theils um seinen Verdruß über die den jungen Enkeln des Augustus (L. und C. Cäsar) zugestandenen Ehrenbezeigungen zu verbergen. In dieser Einsamkeit legte Tiber den ersten Grund zur nähern Ausbildung seines scheußlichen Charakters. Erst 755 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr, doch unter der vom C. Cäsar gemachten Bedingung, daß er kein öffentliches Amt verwalten sollte. Er bezog also die Gärten des Mäcenas und lebte als Privatmann. Nachdem auch bald darauf L. und C. Cäsar gestorben waren, so wurde Tiber vom Augustus adoptirt, doch zugleich auch Agrippa Posthumus, des Kaisers Enkel. 759 entstand eine fürchterliche Empörung in Dalmatien und Pannonien, welche Tiber erst mit Hülfe des Germanicus dämpfte. Nach der Niederlage des Varus in Deutschland wurden Beide auch dahin abgeschickt, um die römische Herrschaft wieder herzustellen, welches aber nur zum Theil gelang, und nach der Rückkehr Tibers bekam er gleiche Gewalt mit dem Augustus, dem er nach drei Jahren (767) auf den Thron folgte. Jetzt zeigte er sich in seiner wahren Gestalt, obgleich sein eigentlicher Charakter schon von Kindheit auf in ihm lag. Ohne Freund in seiner Jugend, lernte er auch nie die Gefühle der Freundschaft kennen und blieb kalt und voll Mißtrauen. In der Einsamkeit hing er seinen Lastern nach, öffentlich zeigte er sich nur unter der Maske. Er füllte seine Seele immer mehr mit Menschenhaß und verschob jede Rache bis auf gelegene Zeit. Der erste, welchen er opferte, war Agrippa Posthumus, den er so lange gefürchtet hatte. Mit schlauer Verstellung übernahm er die Regierung nur mit Widerwillen, aber als man ihm sie völlig übertragen hatte, war seine eigene Mutter

Digitized by Google

die erste, die die Folgen seines Menschenhasses fühlte; er verweigerte es gänzlich, die vom Senat vorgeschlagenen Ehrenbezeigungen ihr zuzuerkennen. Auch seine Gemahlin Julia behandelte er sehr niedrig und ließ sie in Dürftigkeit sterben. Bald machte er auch im Staate wichtige Veränderungen, indem er die Comitien ganz abschaffte und die Obrigkeitswahlen dem Senate übertrug. Nicht so ruhig als das Volk betrug sich die Armee. Sie verlangte Verkürzungen der Dienstjahre und Erhöhung des Soldes, und es entstanden daraus gefährliche Empörungen, die nur mit Mühe gedämpft wurden. Die Siege des Germanicus in Deutschland erhielten den Kaiser bei so guter Laune, daß er seine Heuchelei mit Leichtigkeit fortsetzte. Er war der gerechteste, gütigste und herablassendste Fürst, gab mehre gute Gesetze, half, wo er konnte und hemmte die Bedrückungen der Provinzen. Aber ein Schmähgedicht auf ihn bewog ihn, die Gesetze über Majestätsverbrechen zu schärfen. Bald darauf erregten die Thaten des Germanicus seine Eifersucht so sehr, daß er ihn aus Deutschland abrief. Binnen der Zeit beschäftigte er sich mit verschiedenen Hochverrathsanklagen, unter denen besonders das Schicksal des L. Scribonius Libo Drusus merkwürdig ist. 770 kam Germanicus zurück, triumphirte und wurde vom Kaiser mit allen möglichen Ehrenbezeigungen empfangen, während er schon an seinen Untergang dachte. Der König von Kappadocien, Archelaus, hatte vergessen, ihm in Rhodus seine Aufwartung zu machen. Jetzt ließ er ihn nach Rom locken, anklagen und zum Selbstmorde nöthigen. Germanicus wurde darauf nach dem Morgenlande geschickt, um Irrungen in Parthien beizulegen, und hier ließ er ihn denn durch den Cn. Piso mit Gift heimlich hinrichten. Dennoch vermochte er nicht den Piso zu retten, als der Unwille der Römer ihn zum Opfer für den geliebten Prinzen verlangte; doch hatte er die Vorsicht gebraucht, ihm alle Papiere, die ihn selbst hätten compromittiren können, ablocken zu lassen. Der Helfershelfer seiner Verbrechen war Sejanus (s. d.), der ihn ganz beherrschte und den ganzen Staat regierte. Die Majestätsverbrechen nahmen immer mehr überhand. Mit der Tyrannei des Kaisers wuchs die sklavische Niederträchtigkeit des Senats in gleichem Maße. Sejan, der sich bei Allen einzuschmeicheln gewußt hatte, streckte jetzt heimlich seine Hand nach der Krone aus. Durch seine Cabalen und selbst durch Giftmischen schaffte er des Kaisers Sohn und fast die ganze Familie des Germanicus aus dem Wege, und um dieß Mordspiel desto sicherer treiben zu können, hatte er den Kaiser beredet, Rom zu verlassen und sich, wie er wünschte, der Einsamkeit ganz zu widmen. Dieß geschah im J. 779. Nun überließ Tiber dem Sejan Alles, hielt sich bald in Nola, bald in Capua auf und blieb endlich auf der Insel Caprea, wo Niemand hinkommen durfte und er den schändlichsten Wollüsten sich ganz ungestört überlassen konnte. Als er aber hier erfuhr, daß Sejan mehr geehrt und gefürchtet wurde, als er selbst, so beschloß er seinen Untergang, der auch endlich 784 erfolgte. Dieß änderte aber Nichts in der Tyrannei des Kaisers, wie man gehofft hatte. Er blieb in Caprea und ward grausamer und wollüstiger als jemals, und noch obendrein in einem fürchterlichen Grade geizig. Sein Menschenhaß, seine Mordlust stieg bis zum Ungeheuren. Täglich forderte er Todesopfer und ergötzte sich an den Qualen der Sterbenden. Er selbst wurde dabei von den schrecklichsten Seelenmartern verzehrt. Im J. 786 starben Agrippina und ihr Sohn Drusus

des schrecklichsten Hungertodes, und Tiber gab den unmenschlichen Befehl, Alle, die wegen Sejans Verrätherei gefangen gesetzt waren, ohne Verhör hinzurichten. Rom ward daher seiner edelsten-Familien beraubt. Während der Zeit trat Tiber verschiedene Male seinen Rückweg nach Rom an, kam aber niemals hinein. Auf einer solchen Reise überfiel ihn endlich eine Krankheit, er blieb auf einem Landgute bei Misenum liegen, ward immer schwächer und wurde endlich vom Cajus Caligula, der bei ihm war und der sich während einer Ohnmacht des Kaisers schon hatte Glück wünschen lassen, zwischen Betten erstickt (790 n. R. Erb.), im 23. J. seiner Regierung und im 78. seines Lebens. Die Freude über seinen Tod war sehr groß, und er wurde ohne viele Feierlichkeiten verbrannt und in Augusts Mausoleum beigesetzt. Unter seiner Regierung geschah auch im 19. Jahre die Kreuzigung Christi.

Tibet (vielleicht von Teiba, das im Ghurkalischen hochgethürmte Gebirge bezeichnet), bei den Eingebornen Puekaschim (nördl. Schneeland), das höchste Gebirgsland Asiens, zwischen 100—120 L. u. 26—30° N. Br., im Osten an China, südlich an Ostindien, gegen Westen an Birma, Butan, Hindostan und Turkestan und nordwärts an die Bucharei und Mongolei grenzend, ist über 20.000 QM. groß und wird von ungefähr 12 Mill. Einwohnern bevölkert. Auf der einen Seite erhebt sich die Kette des Himalaya (s. d.) mit seinen höchsten Gipfeln; diesem parallel auf der andern Seite der Mustag und Kentaisse; selbst das Innere des Landes ist durchaus mit hohen, kahlen, meist von ewigem Eise starrenden Bergen bedeckt. Daher ist auch hier der Ursprung der größten Flüsse Asiens, des Sind, des Bramaputrem, des Irawaddi, des Jeniseikiang, und unzählige Bäche stürzen in den herrlichsten Wasserfällen aus den gewaltigen Gletschern, womit das Hochgebirge bedeckt ist. Außer den Hauptthälern, welche jene großen Ströme bilden, ist Tibet mit unzähligen tiefen und engen Querthälern und Wasserbetten in hundertfachen Windungen durchzogen, welche alle Verbindung unmöglich machen würden, hätte man nicht überall durch Kunst sie bewirkt. Die schmalen Wege laufen oft an schauderhaften Abgründen hin. Hängebrücken aus Baumzweigen und Balken verbinden oft die getrennten Felsen. Die Thäler sind reich an erhabenen Naturscenen. Auch findet man im Norden mehre Tagreisen lange Sandwüsten, auch einen Theil der Wüste Kobi. Der Boden ist meist sandig, steinig und wenig fruchtbar. Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, werden an vielen Orten nie reif, sondern nur als Futterkraut erbaut, um, wenn das Vieh keine Weide mehr findet, benutzt zu werden. Von Zeit zu Zeit tritt regelmäßig Regen ein und dann sprießt ein kleines Gras hervor, dessen Wachsthum aber mit dem Ende des Regens aufhört, da die Trockenheit der Luft so weit geht, daß es dann ganz weiß wird und zu Staub mit den Fingern zerrieben werden kann. Indessen nährt es doch große Heerden und ist so kräftig, daß die beste Weide ihm darin nachstehen muß. Bei Annährung des Winters wässert der Tibetaner die tiefern Wiesen mit großen Eisstücken, um die magere Erdrinde nicht von den dürrenden Winden weggeführt zu sehen. Temperatur und Jahreszeit ist in Tibet dem Grade und dem Eintritt nach ungemein regelmäßig. Der Frühling vom März bis Mai führt große Veränderungen im Dunstkreise und Gewitter herbei. Vom October bis März ist der Himmel durchaus heiter und in drei Monaten dieser Jahreszeit herrscht vorzüglich im nördlichern Theil strenge

Digitized by Google

Kälte. Die Einwohner eilen dann in die tiefen Thäler oder in die Höhlen der Felsen. Von Phari bis Nanie (10 Meilen) ist dann das ganze Land wenig mehr als eine Wüste, und die Kälte so groß, daß das eingeschlachtete Fleisch bis März vollkommen frisch bleibt. Da der Ackerbau nur an wenigen Stellen möglich ist, so macht die Viehwirthschaft die Hauptbeschäftigung der Tibetaner, und Fleisch, Milch, Butter und Käse sind die Hauptnahrungsmittel der Weltlichen; Wohlhabendere genießen viel Thee. Zu den Hausthieren gehört der Büffel mit einem schön behaarten Pferdeschweif; diese Schweife, in Indien Tschauries genannt, werden als Fliegenwedel und zum Putz sehr geschätzt. Das Thier ist sehr wild, brüllt selten und in einem kaum vernehmlichen Grade, lebt aber in den kältesten Thälern. Es macht den Reichthum der mit ihnen herumziehenden Tataren. Die Schafe mit den breiten Fettschwänzen weiden in großen Heerden, und für sie hegt man besondere Sorgfalt. Sie sind kleiner, haben weiche Wolle und das schmackhafteste Fleisch. Häufig braucht man sie als Lastthiere. Man sieht oft ganze Heerden mit Salz und Korn. Jedes trägt 12—20 Pfund. Selbst ihre Wolle transportiren sie so auf den nächsten Markt. Ihre Felle gewähren treffliche Winterpelze und die der Lämmer einen kostbaren Handelsartikel. Noch wichtiger ist die Ziege, welche das Haar zu den berühmten Kaschmirschawls liefert (s. Ziege u. Schawls). Unter den wilden Thieren, worunter auch viele Pelzthiere, ist das Moschusthier (s. Bisam) wichtig, welches nur für Rechnung der Regierung gejagt werden darf und eine bedeutende Einnahme gibt. Die Berge enthalten viele Metalle. Sowohl aus den reichen Goldgruben, die bergmännisch bearbeitet werden, als aus dem Sand der Flüsse wird viel Gold gewonnen, aber nicht gemünzt, sondern nach dem Gewichte zum Handel gebraucht. Es fehlt auch nicht an Silber, Quecksilber, Eisen (es wird aus Mangel an Brennmaterialien wenig zu Tage gefördert), Schwefel, Salpeter, weißem Kupfer, Steinsalz, Alaun, Blei in reichhaltigen Minen, Bleiglanz, Magnet ꝛc. Ein Hauptproduct des Landes ist aber der Tinkal, ein natürliches Salz, welches sich an seichten Stellen vieler Landseen ausscheidet und woraus der Borax bereitet wird. Die Einwohner bilden eine starke, mannhafte muthige Menschenrasse, nicht so dunkel gefärbt, als ihre Nachbarn, die Indier, und von mongolischer Abstammung. Mit diesem Hauptvolk sind mehr oder weniger verwandt die Nomaden oder Bergvölker: Bhutias, Ladaker, Kobi, Kafern, Uniyas ꝛc. Man unterscheidet in der Sprache zwei Schriftgattung, U-chin (Utschen), die heil. Schrift, die mit der Sanskritsprache Aehnlichkeit hat, und Umin, die gewöhnliche Volksschrift. Doch spricht man auch chinesisch und verschiedene tatarische Dialekte. Die Landesreligion ist die lamaische (schigemunische oder buddhistische) (vergl. d. A. Lama). Verschieden von der Religion der Hindus, sollen sich die Grundzüge dieser doch überall wiederfinden; die Orte, welche die Hindus für heilig halten, Allahabad, Benares, Darschodin, Gaya, Saugor, Dschaggernat, gelten auch den Tibetanern als solche und werden von Pilgrimmen besucht. Inzwischen waltet doch eine Menge besonderer Gebräuche vor. In großen Kapellen sammelt sich das Volk und stimmt beim Schalle lärmender Instrumente von ungeheurer Größe, wie man sie in China und Indien findet — Trompeten, Trommeln, Becken, Pfeifen, Muschelhörner — Gesänge im Chor an. Sitten und Lebensart sind in Tibet noch auf einer niedern Stufe. Die

Digitized by Google

Häuser des Landmanns sind bloß zusammengehäufte Steinmassen, mit einigen Zwischenräumen für Licht und Luft. Zu den dem Lande eigenthümlichen Krankheiten gehört der in vielen Gebirgsländern herrschende Kropf. Vielmännerei ist in Tibet ganz gewöhnlich, sodaß eine Frau, wenn sie einen Bruder heirathet, auch die Frau seiner übrigen Brüder wird. Die wissenschaftliche Bildung ist sehr verschieden; man hat Schreibekunst und einige Druckereien nicht mit beweglichen Buchstaben, sondern eine Art Stereotypen auf lauter schmalen Streifen; die Buchstaben gehen, wie in Europa, von der linken zu rechten Hand. Es gibt hier zwölf sogenannte hohe und mehre Klosterschulen, auf denen Philosophie, Astronomie, Medicin und Theologie gelehrt wird, und nicht nur von Tibetanern, sondern auch von Chinesen, Kalmücken, Tataren ꝛc. häufig besucht werden; der Cursus dauert 12. Jahr; auch wird eine akademische Würde ertheilt. Turner bemerkte, als er 1783 hier war, daß die Trabanten des Jupiters und der Ring des Saturnus den Gelehrten nicht unbekannt waren, und die Aerzte wußten das Quecksilber in der syphilitischen Krankheit anzuwenden. Auch gibt es öffentliche Schulen der Zauberei, wo Besprechungen, Todtenbeschwörungen, Wahrsagereien ꝛc. gelehrt werden. Künstler und Manufacturisten fehlen nicht ganz; man verfertigt grobe Tücher, Papier aus Baumbast, Götzen, Gewehr und Pulver. Der innere Handel ist wegen der schlechten und oft sehr gefährlichen Wege an steilen Abgründen und reißenden Strömen unbedeutend; aber Karawanen gehen nach China, Bucharei, Neapel (wo besonders die Engländer durch die Indier große Geschäfte machten, bis die Chinesen, aufgebracht über die von den Engländern dem Raja von Nepal gegen den Lama von Tibet gegebene Unterstützung, Phari auf der Grenze von Butan besetzten, und allen Verkehr mit Bengalen untersagten) und Selenginsk bei Kjachta. Die Haupttheile des Landes stehen unter dem Dalai Lama im N. und dem Bogdo Lama in S., seit 1720 unter der Oberhoheit China's. Das weltliche Regiment verwaltet unter ihnen gewöhnlich ein Reichsverweser des Raja mit dem Collegium der 4 Schubbes. Zuweilen sind die neugebornen Dalai- und Tschulama Kinder, und in diesem Fall tritt eine vormundschaftliche Regierung unter chinesischer Landeshoheit ein. Die Gesetze sind menschlicher als in China und die Abgaben gering. In Lassa ist ein chinesischer Vicekönig und chinesische Garnison, welche auch in einigen Orten des Tschulama sich befindet. Im nördlichen Theile des Landes unter 30° N. Br. liegt die Hauptstadt Lassa, der Sitz des Dalai Lama, seiner vornehmsten Reichsbeamten und der chinesischen Mandarinen. Sie hat eine hohe Schule, kathol. Capucinerhospitium, chinesische Druckerei mit stehenden Buchstaben und ein berühmter Tempel; viele Kaufleute und Handwerker, Karawanenhandel nach Peking ꝛc. Zwei Meilen davon ist das Bergschloß und Kloster Putala (d. i. heil. Berg), gewöhnlich der Sommeraufenthalt des Dalai Lama. Das Schloß ist 4 Stockwerk hoch, nach europäischer Art gut gebaut und enthält 10.000 Zimmer, viele Höfe, hohe Hallen, Terrassen und bedeckte Gänge. Das Kloster Tissu Lumbu unweit der Painomtschen Residenz des Bogdo Lama, mit einer Vorstadt von 400 Häusern, wo das Mausoleum merkwürdig, welches der Kaiser von China dem letzten gestorbenen Bogdo hat errichten lassen, welches nach dem Zeugniß der Engländer, die es gesehen, keinen schlechten Begriff von der Baukunst und der Kunstfertigkeit der Tibetaner gibt. Eine chinesische

Digitized by Google

Beschreibung von Tibet nach seinem jetzigen Zustande hat der russische Archimandrit Hyazinth ins Russische und D. Schmidt aus dem Russ. ins Deutsche übersetzt (St.-Petersb. 1828).

Tibullus (Aulus Albius), ein classischer Dichter aus dem goldenen Zeitalter der römischen Literatur, aus dem Ritterstande 43. v. Chr. zu Rom entsprossen, begleitete den M. Val. Messala Corvinus auf seinem Feldzuge in Italien, zog sich aber darauf, weil seine schwache Gesundheit die Beschwerden des Kriegs nicht zu ertragen vermochte, in die Stille des Landlebens zurück und starb in der Blüthe seiner Jahre 17 v. Chr. Noch haben wir von ihm eine Sammlung Elegien in 4 Büchern (von denen jedoch das 4. mehre Stücke zweifelhaften Ursprungs enthält), die zu den vorzüglichsten Gedichten in diesem Zweige der Poesie gehören. Seine Empfindungen, seine Zärtlichkeit und Schwärmereien, seine geistige, oft überzärtliche Liebe trägt er wie sein Eigenthum in einer ihm völlig eigenthümlichen, der natürlichsten, schönsten und edelsten Sprache der Weisheit vor, untermischt mit Zeichnungen der stillen ländlichen Ruhe, wie es von einem Dichter zu erwarten ist, den die Natur nicht mit der Kraft des Genies ausgerüstet hatte, wie sie zu einem hohen Schwung, zu Arbeiten ins Große, zur Verkettung begeisternder Gefühle erfordert wird; daher sich auch selbst jede starke Aufwallung des Herzens sogleich wieder in Hingebung und stille Geduld niedersenkt. Die besten Ausgaben des Tibull sind von Brouckhusius (Amsterd. 2 Bde., 4.), Heyne (neueste Ausg., besorgt von Wunderlich, Leipz. 1816) und Huschke (Leipz. 1819). Eichstädt, Golbery und Spohn haben sich um die Kritik des Tibull verdient gemacht (vgl. Passow's Beurtheilung ihrer Diss. in der „Allgemeinen Lit.-Zeitung", 1825, Nr. 131 fg.). Die beste deutsche Uebersetzung ist von H. J. Voß (Heidelb. 1810), der auch den Text kritisch berichtigt und das 3. Buch einem gewissen Lygdamus beilegt, was Eichstädt ebenfalls kritisch dargethan hat. Daneben ist die von Strombeck'sche Uebersetzung (Göttingen 1825) zu nennen.

Tickel (Thomas), englischer Dichter, geb. 1686 zu Bridekirk in Cumberland, studirte zu Oxford, wo er 1707 die Magisterwürde erhielt, ward späterhin in London Mitarbeiter an dem „Zuschauer" und „Aufseher" des Addison, und als Letzterer Staatssecretair wurde, Undersecretair. Er starb zu Bath 1750, nachdem er die einträgliche Stelle eines Secretairs bei den Lordrichtern von Irland 25 Jahre lang bekleidet hatte. Er hinterließ eine Uebersetzung des ersten Buchs der „Iliade" und des 4. Gesangs von Lucan's „Pharsalia". Unter seinen Balladen ist „Colin and Lucy" eins der geistreichsten Gedichte dieser Gattung. (Deutsch in Ursinus's „Balladen und Liedern", S. 113.) Auch seine lyrischen Poesien und seine Satyren zeichnen sich aus. Von Addison's Werken besorgte er eine Ausgabe, mit dem Leben dieses Schriftstellers und einer schönen Elegie auf dessen Tod begleitet. — Richard T., der den 4. Nov. 1793 starb, war ebenfalls ein im komischen und satyrischen Fache bekannter Dichter.

Tiefe, in der Geometrie die Ausdehnung eines körperl. Raumes von seiner obern Fläche (nicht Oberfläche) abwärts gerechnet, im Gegensatz der Höhe oder der Entfernung von der Unterfläche (Basis) nach der Spitze oder obern Fläche. — In der Astronomie nennt man Höhe oder Tiefe eines Gestirns den zwischen dem Mittelpunkte desselben und dem Horizonte enthaltenen Bogen des Verticals.

Digitized by Google

Tiefsinn. Hierunter versteht man 1) die fortdauernde und unwillkürliche Schwermuth (s. Melancholie); 2) in einem andern Sinn aber setzt die Psychologie den Tiefsinn dem Witz und dem Scharfsinn entgegen. Sie versteht darunter eine Beschaffenheit des philos. Geistes, oder den in die Tiefe der Gegenstände (der Natur und des Geistes) eindringenden Sinn, welcher auf die ursprüngliche Einheit und das Wesen der Dinge gerichtet ist.

Tielke (Joh. Gottlieb), ein geschätzter militairischer Schriftsteller, geb. 1731 auf dem nun zerstörten Schlosse Tautenburg in Thüringen, wo sein Vater Justizamtmann war; trat 1751 aus Neigung als Gemeiner in das damalige sächsische Infanterieregiment Prinz Clemens, wurde 1753 Artillerist in der Hauscompagnie zu Dresden und erwarb sich durch Fleiß und sittliches Betragen die Erlaubniß, die Lehrstunden des Ingenieurcorps zu besuchen. Auch die Freundschaft Heyne's trug zu seiner Bildung Vieles bei. 1756 bei Pirna in preuß. Kriegsgefangenschaft gerathen, entfloh er, als Milchmädchen verkleidet, nach Dresden und von da nach Warschau, wo er durch seine Arbeiten dem König bekannt wurde und die Stelle eines Feuerwerkers erhielt. Als Feldingenieur dem sächsischen Prinzen Karl zugegeben, war er mit bei der Belagerung von Küstrin, der Schlacht bei Zorndorf und später beim Belagerungscorps vor Kolberg. 1759 ging er zum östreich. Heere als Feuerwerker. Er ward so geschätzt, daß ihn der Feldmarschall Daun ehrenvoll auszeichnete. Nach der Eroberung Dresdens durch die Kaiserlichen schickte ihn der Graf Zamoyski, dem er zugegeben worden, als Curier an den Prinzen Xavier, worauf er Stückjunker wurde. 1760 wohnte er im Gefolge der Prinzen Albrecht und Clemens von Sachsen allen Kriegsbegebenheiten in dem östreich. Heere rühmlich bei. Nach dem hubertsburger Frieden zum Premierlieutenant und 1769 zum Stabscapitain ernannt, bot ihm Friedrich der Einzige umsonst seine Dienste an. Im baierischen Erbfolgekriege 1778 befehligte er eine Batterie und erhielt zugleich eine Artilleriecompagnie. Die Herzoge von Braunschweig und von Weimar, sowie der Kaiser Joseph II. gaben ihm Beweise persönlicher Achtung. Er starb 1787. Tielke hinterließ folgende Schriften: „Eigenschaften und Pflichten eines Soldaten, zue Prüfung Derer, die in diesen Stand treten wollen u. s. w." (Dresden 1779); „Unterricht für die Offiziere, die sich zu Feldingenieurs bilden, oder doch den Feldzügen mit Nutzen beiwohnen wollen, durch Beispiele aus dem letzten Kriege erläutert und mit den nöthigen Planen versehen, von J. G. Tielke u. s. w." (Dresden u. Leipz. 1769; 5. Aufl. 1795; englisch von Hegwill, in 2 Bde.); „Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Kriegs von 1756—63", mit Planen und Charten, von J. G. Tielke (Freiburg 1775—86); „Gebete und Psalmen für Kriegsleute" (Dresden 1779).

Tierney (Georg), der letzte unter den ausgezeichneten Rednern (Sheridan, Fox, Burke, Erskine, Windham, Grattan, Romilly) der Opposition in den vergangenen 50 Jahren seit 1780, wo Sheridan als Redner zuerst auftrat. Tierney, der Sohn eines Kaufmanns, geb. den 20. Mai 1761 in Gibraltar, erhielt seine erste Bildung in Eton und studirte zu Cambridge. Durch den Tod von 3 Brüdern gelangte er zum Besitz eines so bedeutenden Vermögens, daß er sich ganz der Politik widmen konnte. Er gab die juristische Laufbahn auf und verband mit der Staatswissenschaft Finanzkunde. Doch kostete es ihm Mühe, im Parla-

Digitized by Google

ment eine Stelle zu finden, weil der reiche Banquier Thellusson sein Mitbewerber war; endlich trat er 1786 als Abgeordneter des Fleckens Southwark ein. Sogleich begab er sich auf die Seite der Opposition und begann mit einer kräftigen Rede über mehre Gegenstände der Parlamentsberathung. Schon 1796 brachte er mit vieler Heftigkeit die Parlamentsverbesserung zur Sprache, und zeigte, welche Bestechungen bei den Wahlen stattfinden. Als Pitt im folg. Frühjahre die Bank ermächtigt wissen wollte, Noten von 20 Schilling in Umlauf zu setzen, und sie ihre Zahlungen einstellte, drang Tierney mit Fox lebhaft darauf, daß die Bank ihren Zustand offen darlege. Immer einer der eifrigsten Sprecher der Oppositionspartei, vergaß er doch nicht, daß das wahrhaft Nützliche nie Gegenstand des Streites seyn dürfe, und unterstützte 1798 eine die Sicherheit des Staates bezweckende Bill ebenso lebhaft, als er einige Zeit darauf eine andre bekämpfte, welche die Herausgabe aller Tageblätter von anonymen und unbekannten Männern untersagt wissen wollte. Er war Pitt's stärkster Gegner, und einige Bitterkeiten, die Letzterer in der Parlamentssitzung äußerte, hatte 1799 zwischen Beiden ein Duell zur Folge, das jedoch unblutig ablief. Tierney bekämpfte fast jede damals gegen Frankreich veranstaltete Expedition und beschuldigte die Regierung geradezu, sie beabsichtige nur die Wiederherstellung des bourbonischen Hauses, die er für gefährlich hielt. Als Addington 1801 Kanzler wurde, ward Tierney, als dessen Freund, zum Schatzmeister der Marine, einem der ansehnlichsten und einträglichsten Posten, ernannt. Da aber 1805 Pitt wieder das Ruder bekam, trat er sogleich in die alte Laufbahn zurück. Bei den Veränderungen im Ministerium durch den Tod von Pitt und von Fox, wo er unter Lord Grenville's kurzer Verwaltung Mitglied des Ministeriums und Staatssecretair für Irland war, verlor er mehre Stellen, und selbst Southwarks Einwohner ernannten einen andern Stellvertreter im Hause der Gemeinen. Indessen trat er als Abgeordneter eines andern Fleckens auf und war nun ebenso heftiger Gegner von Castlereagh, wie früher von Pitt. Keine Maßregel desselben, namentlich der Angriff von Kopenhagen, die Expedition nach Walcheren, die Verhältnisse der Prinzessin von Wales, das Verfahren gegen Nordamerika, der starke, nach dem Kriege 1815 fortdauernde Militairetat, entging seinen bittersten Angriffen. 1817 genas er von einer gefährlichen Krankheit; seitdem trat er seltener als Redner auf, gleichwohl verfehlte er nie, bei jeder wichtigen Gelegenheit seine Stimme abzugeben. Nach Ponsonby's Tode war er das Haupt der Opposition. Inzwischen hatte sein schwankendes Benehmen in der Zeit, wo er die Opposition verließ, ihm doch den allgewaltigen frühern Credit entzogen. Es gab eine Zeit, wo man die Kinder häufig, ihn zu ehren, mit seinem Namen taufen ließ. Dennoch genoß er fortwährend die Achtung, welche einem ausgezeichneten Kopfe, einem trefflichen Redner, einem gründlichen Kenner der innern und äußern Verhältnisse seines Vaterlandes gebührt. Er starb am 25. Jan. 1830. Tierney hat von 1791—97 Mehres geschrieben, namentlich über die Lage der ostindischen Compagnie; auch eine Sammlung seiner Reden ist wünschenswerth.

Tiers état hieß vor der Revolution bei den Nationalversammlungen in Frankreich der dritte Stand oder die Abgeordneten der Bürger und Städte. Er bildete sich aus Dem, was nach Abzug der Geistlichkeit und des Adels (welche beide mit Verachtung auf ihn herabsahen)

übrig blieb, also aus etwas mehr als $^{29}/_{30}$ des Volks, aus der eigentlichen Nation. Er umfaßte die verschiedensten Classen der bürgerlichen Gesellschaft vom ärmsten Landbewohner und den niedrigsten Handarbeitern der Städte, bis zum Millionair des Handelsstandes und zum ausgezeichnetsten Gelehrten. Mit ihm waren, was die Stellung in der Gesellschaft betraf, auch alle Die vereinigt, welche, obwohl an den Vorrechten des Adels gesetzlich theilnehmend, doch von demselben als eingedrungene Neulinge verächtlich zurückgewiesen wurden. Daraus mußte denn eine doppelte Beschwerde der Nation entstehen. Auf die untern Stände fiel die ganze Last der öffentlichen Abgaben mit einer so unbeschreiblichen Härte, vermehrt durch Uebermuth und tyrannische Bedrückung der Grundherren und ihrer Beamten, durch alle erdenkliche Mißbräuche schlechter und willkürlicher Justizverwaltung, sowie von Seiten des Staats durch ein ebenso verkehrtes und willkürliches Abgabe- und Verwaltungssystem, sodaß gänzliche Verarmung und allgemeines tiefes Elend davon die nothwendige Folge war. Daraus erzeugten sich denn die Bitterkeit und Wuth, mit welcher sowohl das Landvolk als der Pöbel der Städte seine bisherigen Obern überfiel, als das Signal zum Widerstande in der Revolution einmal gegeben war. Die höhern Classen des Bürgerstandes hingegen waren durch Bildung und Reichthum dem größten Theile des alten Adels überlegen, und dennoch suchte dieser sich in einer Aristokratie zu behaupten, deren Grundlage gänzlich verschwunden war. Angesehene Stellen im Militair und am Hofe waren dem 3. Stande ein für allemal in den letzten Zeiten der Monarchie versagt. Diese Vorurtheile dauerten bis auf die neuesten Zeiten. Sieyes's Schrift „Qu'es ce que le tiers état?" welche 1789 erschien und worin die Rechte des Bürgerstandes zuerst gründlich untersucht wurden, ist von einer gar nicht zu berechnenden Wirkung gewesen. Bei der letzten Nationalversammlung verlangte und erhielt der Tiers état eine doppelte Repräsentation, und das Zusammentreten desselben mit den beiden höhern Ständen bewirkte zunächst die Revolution. Adel und Geistlichkeit haben seitdem ihre ehemaligen Vergehungen gegen diese Classe hart büßen müssen, und der Bürgerstand hat sich vielleicht zu empfindlich an ihnen gerächt.

Tiflis (41° 30½′ N.Br., 62° 41′ 15″ L.), ehemalige Hauptstadt von **Georgien** (s. d.) in Asien, am Flusse Kur, und Residenz des Fürsten Heraklius, jetzt die Hauptst. der russ. Statthalterschaft Grusien, hat 4000 H. und vor der Cholera 30.000 Einw., von denen die Hälfte armenische, die übrigen georgische und grusinische, d. h. altgriechische Christen, Katholiken, und ungefähr 100 Familien von der mohammedan. Religion sind. Die Stadt besteht aus 3 Haupttheilen, dem eigentlichen Tiflis und Kala auf der Westseite, und der Vorstadt Ißni auf der Ostseite des Flusses, über welchen eine einzige Brücke führt. Auf einem Berge bei der Stadt liegt die Festung Heraklea. Die Häuser sind schlecht gebaut, und die Straßen in der Altstadt so enge, daß in den breitesten nur ein Wagen bequem fahren kann; in den kleinen Nebenstraßen ist kaum Platz für einen Reiter. Die Neustadt hat schöne Straßen, Plätze und stattliche Gebäude. Es sind hier 15 griechische, 20 armenische und 2 kathol. Kirchen, eine Missionsanstalt, botan. Garten, Gymnasium, Seminar, Bibliothek, der Sitz des Generalgouverneurs, des georgischen und armenischen Erzbischofs, sowie des protestantischen Oberpfarrers, der die Colonien geistlich beaufsichtigt; ferner hat Tiflis 2 Basars mit 704

Digitized by Google

Buden, in denen vorzüglich armenische, tatarische und georgische Kaufleute handeln; auch ist hier ein Hauptzollamt; man unterhält Wollen-, Baumwollen- und Halbseidenwebereien und eine Salzsiederei. Die Einfuhr ist $^1/_3$ größer als die Ausfuhr (jene 2.487.075 Franken, diese 1.74 .028 Fr. 1824). Seide, Wolle, Baumwolle, roh und verarbeitet, Farbwaaren, Zucker, Felle, Filze, Früchte, Gewürze, Räucherwerk, Perlen, Seife, Stahl, Kupfergeschirr, Salz u. a. m. bilden die erstere, Seide, Baumwollenzeuche, Papier, Tücher, Filz, Gaze, Eisen, Felle, Leder, Geräthe aus Holz, Ziegen- und Schafwolle, Thee, Zinn, Alaun, Vieh die letztere. Die berühmten warmen Bäder sind verfallen, doch findet man in mehren noch Boden und Bekleidung von Marmor. Das Wasser ist wenig schwefelhaltig, aber beim Gebrauche sehr heilsam. Sie haben der Stadt den Namen gegeben, die eigentlich Tbilißi, d. i. Warmstadt, heißt. (Vgl. Kaukasus.)

Tigranes, ein berühmter König von Großarmenien, war ein Sohn des Königs Artarias, welcher ihn nach einem unglücklichen Kriege mit den Parthern (95 v. Chr.) diesen als Geißel geben mußte. Nach dem Tode seines Vaters erhielt er gegen Abtretung eines großen Theiles seines Reichs die Freiheit wieder. Er vergrößerte sein Reich durch Eroberungen (Kappadocien, Cilicien, Mesopotamien und Mygdonien ꝛc.) und nahm den stolzen Titel: König der Könige an. Desto unglücklicher war er gegen den röm. Feldherrn Lucullus, als er zu Gunsten seines Schwiegervaters Mithridates (s. dd.) die Waffen ergriff. Nachdem er Armenien, Kappadocien u. a. Provinzen verloren hatte, empörte sich auch sein Sohn Tigranes, der darauf, von ihm geschlagen, zu den Parthern entfloh, die mit einem großen Heere in sein Reich einfielen. Zu gleicher Zeit wurde Mithridat von den Römern besiegt, zu denen auch endlich Tigranes's Sohn überging. Jetzt ergab sich Tigranes, der Großmuth des Pompejus vertrauend, diesem freiwillig, und erhielt nun einen Theil von Armenien und Mesopotamien zurück. Er starb als Freund und Bundesgenosse der Römer im 85. Lebensjahre (31 v. Chr.).

Tigris, einer der Hauptflüsse Asiens, entspringt in den nördlichen höchsten Gebirgen Armeniens, in geringer Entfernung vom Euphrat; er umfließt nördlich den Ararat, durchbricht die südlichen Abhänge Armeniens, bildet dann die östliche Grenze von Mesopotamien, empfängt vom Westrande Persiens den großen und kleinen Zab, die Diale, den Gyndes ꝛc.; nähert sich nun in südöstlicher Richtung dem Euphrat, mit dem er sich zuletzt, Bagdad — wo er über 600 F. breit ist und eine Schiffbrücke auf 34 Fahrzeugen über ihn führt — vorbeiströmend, bei Kornegh vereinigt und unweit Bassora in den persischen Meerbusen mündet. Von den Gebirgen bis Bagdad wird der Tigris nur mit Flößen, welche auf aufgeblasenen Schläuchen ruhen, stromabwärts beschifft. Er führt noch jetzt den alten medischen Namen, der einen Pfeil bezeichnen und die Schnelligkeit seines Laufes andeuten soll. Die Ebene, welche der Tigris durchfließt, ist jetzt größtentheils eine Oede; aber zahlreiche Trümmer und Moscheen zeigen noch deutlich, wie blühend die Ufer des Stromes zur Zeit der Kalifen gewesen.

Tilgungsfonds, vgl. Amortisiren. Das in England durch Pitt erschaffene und von Grenville vertheidigte System des Tilgungsfonds wurde 1828 von demselben Lord Grenville in einer Flugschrift

Digitized by Google

so bündig als irrig dargestellt, daß man die Abschaffung desselben erwarten kann. Nur die Abtragung der Schuld durch einen Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe bringt Vortheil, indem sie zugleich die Zinszahlung tilgt und dadurch die Bürden des Volks vermindert.

Tillotson (John), Erzbischof von Canterbury, geb. 1630 zu Sowerby in Yorkshire, studirte auf der Universität zu Cambridge, bekleidete hierauf mehre Predigerstellen, unter andern an der Lorenzkirche in London. Als Kanzelredner sowie durch seinen rechtlichen, bescheidenen Charakter machte er sich allgemein beliebt. 1691 erhob ihn König Wilhelm III. auf den erzbischöfl. Stuhl zu Canterbury, zugleich zum Geheimrath und Mitgliede des Ministeriums, welche letztere Ehre seitdem keinem Geistlichen wieder zu Theil geworden ist. Er war eifrig bemüht sowohl in Hinsicht des Lehrbegriffs als der kirchlichen Ordnung Ruhe und Einigkeit zu erhalten, was ihm auch zum Theil gelang. Er starb in Dürftigkeit 1694, aber mit dem Ruhme eines der vorzüglichsten Kanzelredner Britanniens, der zur Verbesserung der geistlichen Beredtsamkeit in diesem Lande kräftig mitgewirkt hat. Vor ihm waren die meisten Predigten der englischen Geistlichen mit scholastischer Gelehrsamkeit überladen, polemisch, platt, schwerfällig, pedantisch und mit falschen Schönheiten ausgeschmückt. Zwar findet man auch in manchen Predigten Tillotson's viel Kälte und Trockenheit und große Weitläufigkeit, theologische Speculationen, dagegen aber doch einen classischen Styl, eine hohe Würde, einen heiligen Ernst, einen erschütternden Nachdruck, eine Alles aufhellende Deutlichkeit und Richtigkeit, eine weise Rücksicht auf den Geist der Zeit, der zum Unglauben und Naturalismus neigte, ein beständiges Bemühen, die Harmonie der Vernunft und Offenbarung ins Licht zu setzen, und Beides, die Religion und die Sittenlehre, zum Gegenstande heiliger Reden zu machen. Seine „Sermons" erschienen zu London 1704, 14 Thle., 1757, 13 Thle., ins Deutsche übersetzt von Mosheim. Seine meist moralischen und dogmatischen Schriften kamen oft heraus, auch London 1728, Fol., 9 Bde. Tillotson's Schriften gegen die Katholiken, deutsch von J. G. Lessing, zeigen, daß er deren Lehrbegriff nur einseitig kannte.

Tilly (Joh. Tzerklas, Graf v.), einer der größten Heerführer des 17. Jahrh., geb. 1559 auf der Herrschaft Tilly im Hochstift Lüttich, erhielt seine wissenschaftliche Bildung bei den Jesuiten, in deren Gesellschaft er auch als Noviz aufgenommen wurde. Indeß bewog ihn seine Neigung zum Militairstande, das Collegium zu verlassen und in spanische Kriegsdienste zu treten, wo er sich unter Alba, Requesens, Don Juan und Aler. Farnese in den Niederlanden, der besten Kriegsschule der damaligen Zeit, zum Feldherrn bildete. Nachdem er von unten auf gedient, nahm er kaiserl. Kriegsdienste und focht mit solcher Auszeichnung in Ungarn, daß ihn 1601 Kaiser Rudolf II. zum Obersten ernannte und er nach und nach bis zum Range eines kaiserl. Artilleriegenerals emporstieg. Kurz vor dem Ausbruch der böhmischen Unruhen trat er in baiersche Dienste und ward vom Herzog Maximilian zu seinem Generalfeldmarschall und später zum Oberbefehlshaber des ligistischen Heeres im 30jährigen Kriege ernannt. Tilly füllte die Zeughäuser mit allen Arten von Geschütz und kleinen Waffen, befestigte die baierschen Grenzplätze trefflich und richtete die Truppen so meisterlich ab, daß sie damals für die besten in Europa galten. Geschwindigkeit und Nachdruck bezeichneten

Digitized by Google

seine Strategie. Sein Feldherrntalent glänzte in der Schlacht von Prag (8. Nov. 1620), bei der Verfolgnng und Trennung Mansfelds und des Markgrafen von Baden, den er bei Wimpfen am Neckar besiegte. Hierauf vertrieb er 1622 den Herzog Christian von Braunschweig aus der Pfalz, schlug ihn (2. Juli) bei Höchst am Main sowie in dem 3tägigen Gefechte (4.—6. Aug.) bei Stadtloo im Münsterschen und wurde noch in demselben Jahre vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben. 1625 befehligte er gegen Christian IV. von Dänemark, den er am 27. Juli bei Lutter am Barenberge völlig besiegte; allein denselben aus Deutschland und selbst aus seinen Staaten auf dem festen Lande zu vertreiben, wurde ihm von Wallenstein, der ihn seines Ruhmes wegen beneidigte, entrissen, indem dieser ihn bewog, nach der niederländ. Grenze zu ziehen. Als darauf 1630 Wallenstein den Oberbefehl über das kaiserl. Heer niederlegen mußte, erhielt Tilly denselben. Seine bedeutendste Unternehmung in dieser Zeit war die Eroberung Magdeburgs (10. Mai 1631). Mehre Geschichtschreiber gefallen sich in langen Schilderungen der magdeb. Zerstörung, indem sie Tilly als einen Barbaren darstellen, der diese Gräuelscenen angeordnet und mit Wohlgefallen betrachtet habe. Unwürdige Erdichtung legte sogar dem ehrwürdigen Greise (auf eine vorgebliche Anfrage einiger Hauptleute: ob dem Plündern nicht Einhalt gethan werden sollte?) jene gräßliche Worte in den Mund: „Raubet und mordet noch eine Stunde, dann will ich mich besinnen!“ ... Magdeburg traf ein hartes Schicksal. Aber jener Krieg, in den die Soldaten theils durch Religionshaß, theils durch Raubsucht zum Kampfe angeführt wurden, mußte seiner Natur nach grausam seyn. Und wie geht es denn heutzutage noch, in unserm aufgeklärten Jahrhundert, einer Stadt, die mit Sturm genommen wird, deren Bürger sich in den Häusern vertheidigen, die Gasse für Gasse, erobert werden muß? Man erinnere sich des unglücklichen Saragossas! — Von Gustav Adolf den 7. Sept. bei Leipzig gänzlich geschlagen, entkam er — der bisher Unbesiegte in 36 Schlachten — drei Mal verwundet, nur mit Mühe nach Halle. Bald darauf sammelte er ein neues Heer, trieb die Schweden aus Bamberg und verschanzte sich bei Rain am Lech, um dem Feinde das Eindringen in Baiern zu verwehren. Dennoch erzwang Gustav Adolf den Uebergang über den Strom, wobei ein heftiges Gefecht entstand, in welchem Tilly (15. April), der im Auskunden des Feindes sich zu weit vorgewagt hatte, durch eine Stückkugel der Schenkel zerschmettert wurde. Man brachte ihn nach Ingolstadt, wo er noch im Tode die Seinigen zur Gegenwehr aufmunterte. Er starb 15 Tage nach seiner Verwundung, am 20. April 1632 im 73. J. seines Lebens. Den Blick auf das Crucifix gekehrt, waren seine letzten Worte: „Auf dich, o Herr! hab' ich vertraut; darum werde ich in Ewigkeit nicht zu Schanden werden!“ und „Regensburg, Regensburg!“ Die Erhaltung dieser Stadt lag ihm ganz vorzüglich am Herzen, und war von ihm wenige Tage vorher schriftlich dem Kurfürsten auf das allerdringendste empfohlen worden. Tilly war von mittler Statur, stark gebaut, aber mager und hatte eine abschreckende Gesichtsbildung. Ueberaus mäßig und enthaltsam, haßte er Aufwand und äußere Ehrenbezeugungen. Er nahm nie baares Geld vom Kaiser an, sondern nur Landgüter, und als er in den Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleisecretair 500 Thlr., damit er das Patent nicht ausfertigte. Der Stadt Hamburg gab er 1000 Rosenobel, die sie ihm aus

Digitized by Google

Dankbarkeit zustellen wollte, wieder zurück. Er war ein eifriger Katholik und Vertheidiger seiner Religion; täglich wohnte er der Messefeier bei. Sein weniges Vermögen, das er hinterließ, ward seinem letzten Willen gemäß, größtentheils unter die Offiziere seines Heeres vertheilt.

Tilsit, Kreisstadt im Reg.-Bez. Gumbinnen (Preußen) in einer fruchtbaren Landschaft, liegt am Einflusse der Tilse in den Memel, mit einem Schloß, 2 luther., einer reform. und kathol. Kirche, einer Begräbcapelle, einem königl. Gymnasium, ein Witwenstift, ein Hospital für 90 Personen, 30 andern öffentlichen Gebäuden, 832 Häusern, 12.850 Einwohnern. Hier ist der Sitz des landräthlichen, eines Hauptsteuer- und eines Postamtes, ferner der Sitz eines Superintendenten, einer Forstinspection und eines Stadtgerichts erster Classe. Die Gründung der Stadt fällt in das J. 1552, die des Gymnasiums aber in das J. 1586; mit dem letzteren ist ein Pauperhaus für 10 Knaben verbunden, das sein Entstehen dem Bürgermeister Georg Falk verdankt, der es 1698 stiftete. Das tilsiter Schloß soll schon 1289 erbaut worden seyn. Geschichtlich verdient diese Stadt wegen des, hier am 9. Juli 1807 abgeschlossenen Friedens einer besonderen Erwähnung.

Tilsiter Friede. Die Schlacht bei Friedland (14. Juni 1807), auf ausdrücklichen Befehl Alexanders vom General Benningsen geliefert, endigte er mit einer gänzlichen Niederlage, und mit ihm war Preußens letzte Hoffnung gescheitert, auch der nordöstl. Winkel des unglücklichen Landes dem siegenden Feinde eingeräumt. Das russ. Heer war zu sehr geschwächt, um noch eine Schlacht mit Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf dem eignen Grund und Boden zu liefern. Schon standen die Franzosen am Niemen und rüsteten sich zum Uebergang, als Alexander 18. Juni dem Großherzoge von Berg einen Waffenstillstand vorschlug. Napoleon nahm ihn an. Auch sein Heer war durch die Schlachten von Eylau und Friedland, durch die Gefechte im Mai und Juni, durch die Belagerung von Danzig sehr geschwächt, und je weiter er vorrückte, desto mehr verlor er an innerer Kraft. Dazu kam, daß er auf Oestreich ein wachsames Auge werfen mußte, welches bei einer Niederlage von seiner Seite wohl gern zu den Waffen gegriffen hätte, und ein Feldzug nach Rußland ihm damals minder leicht erscheinen mochte als 5 Jahre später, besonders da noch einige Festungen in Schlesien standen, Kolberg nicht erobert war, Schill und Bücher täglich drohendere Bewegungen in Pommern machten. Da nun auch das russ. Cabinet über Englands Unthätigkeit klagte und keine Hülfsgelder erhielt, so kam eine Annäherung zwischen dem franz. und russ. Monarchen um so schneller zu Stande, als Beide persönlich auf dem Niemen unter dem Zujauchzen beider an den Ufern aufmarschirten Heere auf einem dazu vorgerichteten Floße (25. Juni) zusammenkamen. Die Stadt Tilsit ward von Napoleon für neutral erklärt, und das Hauptquartier der kriegführenden Monarchen, namentlich auch des preuß. Königs, vom 28. an dahin verlegt, um die Friedensunterhandlungen zu beschleunigen. Die Königin von Preußen begab sich, von Napoleon eingeladen, ebenfalls nach Tilsit. Den 7. und 9. Juli ward der Friede mit Rußland und Preußen von Talleyrand, Kurakin und Labanoff Rostoffski, Kalckreuth und Goltz zu Stande gebracht. Der russische Kaiser erkannte die rhein. Conföderation und die Könige von Holland und Neapel an, trat an erstern die Herrschaft Jever, in einem geheimen Artikel an Frankreich die Republik der 7 Inseln ab, und

Digitized by Google

empfing zur Entschädigung preußisches Besitzthum, namentlich das Land zwischen der bisherigen russischen Gränze vom Bug bis zur Mündung der Lossasna, in einer Linie, welche von dieser Mündung ausgeht, und längs dem Thalwege jenes Flusses, dem Thalwege der Narew bis Suradz, der Lisa bis zu ihrer Quelle bei dem Dorfe Niem u. s. f. bis zur gegenwärtigen russischen Gränze fortläuft. Das Herzogthum Warschau und Königreich Westfalen wurden im Voraus anerkannt, die Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte sollten eingestellt werden und die Russen die Moldau und Walachei verlassen, ohne daß die Türken diese Provinzen vor der Genehmigung des künftigen definitiven Friedens zwischen Rußland und der Pforte, wozu der Kaiser sich als Vermittler erbot, besetzen dürfen. Der französische Kaiser stellte als Beweis der Freundschaft die Herzoge von Koburg, Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin wieder her, doch so, daß die Länder der beiden letztern bis zur Auswechslung eines Friedensvertrags zwischen England und Frankreich von den Franzosen besetzt blieben. Die Stadt Danzig, mit einem Gebiete von 2 Meilen im Umkreise, erhielt unter dem Schutze von Preußen und Sachsen ihre alte Unabhängigkeit zurück. Der Hafen dieser Stadt und die preußischen Häfen wurden für England verschlossen. Zur Gemeinschaft zwischen dem Königreiche Sachsen und dem Herzogthum Warschau mußte sich Preußen eine Militairstraße durch seine Staaten gefallen lassen, an Rußland das oben angegebene Gebiet abtreten, den Rheinbund, die Könige von Neapel, Holland, Westfalen ꝛc. anerkennen. Dieser Friede war mit den schwersten Opfern verbunden. Preußen verblieben durch ihn nur noch 2798 QM. mit 5.570.000 Einw. und 22 Mill. Einkünften; dagegen gingen verloren: Südpreußen, Neuostpreußen, Gebiet von Westpreußen und Danzig, der kotbusser Kreis, Altmark, von Magdeburg und Mansfeld, Halberstadt, Hohenstein, Quedlinburg, Mühlhausen, Nordhausen, Untergleichen, Blankenhain, Erfurt und Eichsfeld, Hildesheim, Goslar, Minden, Ravensberg, Paderborn, Mark, Essen, Werden, Lippstadt, Münster mit Kappenberg, Lingen, Tecklenburg, Ostfriesland, Baireuth, die hanöverischen Lande, zusammen 3322 QM. mit 5.278.300 Einw. In einem geheimen Artikel versprach Rußland, sich gegen England für die Behauptung der Unabhängigkeit der neutralen Flagge mit Frankreich zu verbinden, und die Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon zu demselben System zu bewegen. Die geheimen Artikel des tilsiter Friedens (oder die geheimen Verabredungen bei demselben) wurden in England, nach Canning's Eintritt ins Ministerium (1822), in einer Schrift von Lewis Goldsmith bekanntgemacht. Nach denselben sollte Rußland die europäische Türkei in Besitz nehmen; ein Prinz aus Napoleons Dynastie die Kronen Spaniens und Portugals erhalten; die weltliche Macht des Papstes aufhören; Frankreich die afrikanischen Staaten in Besitz nehmen; Malta und Aegypten an Frankreich zurückkommen; Frankreich bei der Eroberung Gibraltars von Rußland unterstützt werden; das Mittelmeer bloß den Schiffen Rußlands, Frankreichs, Spaniens und Italiens offen stehen, und Dänemark in Norddeutschland durch die Hansestädte entschädigt werden, wenn es seine Flotte gegen England hergäbe! u. s. w.

Timäus, berühmter Weltweise aus der Schule des Pythagoras, geb. zu Lokri in Großgriechenland (Unteritalien), war Lehrer des Plato, der einen seiner Dialogen nach ihm benannt hat. Timäus beschäftigte

sich vorzüglich mit der Forschung der Natur; allein die Echtheit der unter seinem Namen vorhandenen Schrift wird von Meiners (der sie für einen Auszug aus Plato's Timäus hält) und andern Gelehrten bezweifelt, dagegen von Tiedemann und Bardili in Schutz genommen.

Timbukto, s. Tombukto.

Timokratie, diejenige Regierungsform, wo die Bürger bei den öffentlichen Landesversammlungen erscheinen und folglich an der Regierung Theilnehmen dürfen. Inzwischen sind hierzu nicht alle Bürger berechtigt, sondern nur Diejenigen, welche ein durch die Verfassung bestimmtes Eigenthum besitzen.

Timoleon, einer der größten und edelsten Männer des Alterthums, aus einer vornehmen Familie Korinths entsprossen, blühte im 4. Jahrh. v. Chr. Von früher Jugend an zeichnete er sich durch Verstand, einen festen Charakter, durch die reinste Vaterlandsliebe und den glühendsten Tyrannenhaß aus. Oft focht er für sein Vaterland mit der glänzendsten Tapferkeit. — Sein Bruder Timophanes, ein herrschsüchtiger und kühner Mann, wollte sich durch Hülfe des Pöbels zur Alleinherrschaft aufschwingen, und fing bereits an, die Korinther zu tyranniſiren. Vergebens waren die Vorstellungen Timoleon's, und er beschloß endlich, seinem Vaterlande den Bruder zum Opfer bringen. Er ging mit einigen Bewaffneten zu ihm, und da auch jetzt Timophanes trotzig allen Bitten widerstand, tödteten ihn jene, während Timoleon abseits in seinen Mantel gehüllt in Thränen zerfloß. Seine Mutter verbannte ihn von ihrem Antlitz. Die Korinther äußerten sehr verschiedene Gesinnungen; Einige wollten den Timoleon als Brudermörder bestrafen; Andere als Tyrannentödter belohnt wissen. Timoleon selbst machte sich heftige Vorwürfe über das Geschehene und bestrafte sich durch eine freiwillige Verbannung aus der Vaterstadt. Zwanzig Jahre nachher, als die Syrakuser Korinth um Hülfe gegen den Tyrannen Dionysius den Jüngern baten, ward er zurückberufen und an die Spitze des nach Sicilien bestimmten Heeres gestellt. Timoleon siegte bei Adranum über den Hiketas und zog nun vor Syrakus, welches Dionos übergab, der sich nun nach Korinth einschiffte. Auch zwang er die Carthager, ihrer Herrschaft über Sicilien zu entsagen, und vertrieb alle Tyrannen von der Insel (um 340 v. Chr.) Nachdem er so die Freiheit wieder hergestellt, die Entflohenen und Vertriebenen wieder zurückgerufen und statt der von dem Zwingherrn angelegten festen Burgen öffentliche Gebäude hatte errichten lassen, gab er auch den Syrakusern eine bessere Verfassung. Er legte hierauf die ihm anvertraute Gewalt nieder und zog sich ins stille Privatleben zurück. So viel Uneigennützigkeit verschaffte ihm indeß die Liebe und Achtung der Syrakuser in einem solchen Grade, daß sie keine Sache von Wichtigkeit ohne seinen Rath beschlossen, und ihn Vater des Vaterlandes nannten. Gegen das Ende seines Lebens verlor er das Gesicht, und nun war es rührend zu sehen, wie die dankbaren Syrakuser zu dem alten blinden Manne wie zu einem Heiligen wallfahrten, wie sie den Fremden mit Stolz das Haus zeigten, in welchem der Wohlthäter des Landes wohnte, und wie endlich nach seinem sanften Verscheiden eine zahllose Menge aus allen Städten Siciliens mit Thränen seine Bahre begleitete, welche über den Schutt der zerstörten Tyrannenburg getragen wurde. Ueber seiner Asche ward auf dem Markte ein herrliches Denkmal aufgeführt, und sein Andenken ward noch lange nachher durch jährliche Spiele gefeiert.

Timon, ein berühmter griech. Weltweise, geb. zu Athen, lebte 420 v. Chr. zur Zeit des peloponnes. Krieges, wo das Sittenverderbniß erst anfing und noch mit den alten einfachen Sitten kämpfte. Timon, der mit vielem Witze, einer strengen Rechtschaffenheit große Einsichten in die Philosophie verband, ward theils durch den schwarzen Undank einiger Mitbürger, theils durch die schnellen Fortschritte des Sittenverderbens auf das äußerste erbittert und zeigte in allen seinen Reden und Handlungen eine finstere Gemüthsart. Gleich dem Sokrates und dem Diogenes stritt er für die Tugend, aber mit dem Schwerte des beißendsten Spottes und der übelsten Laune, und schadete gerade dadurch der guten Sache. Der Titel eines Menschenfeindes, den er durch sein Betragen sich zuzog, brachte ihn um allen Einfluß. Aristophanes sagt von ihm: er sey mit einer Dornhecke umgeben, durch welche Niemand bis zu ihm gelangen kann; Jedermann verabscheue ihn und halte ihn für einen Sprößling der Furien. In einer andern Stelle aber sagt er: Dieser Sohn der Furien stößt unaufhörlich Verwünschungen gegen Bösewichter aus. Daraus erhellt zwar, gegen was für Menschen Timon's heftige Ausfälle gerichtet waren; nur daß er alle Menschen für Bösewichter hielt. Lucian's witziger Dialog: „Timon", handelt von ihm. — Timon aus Phlius gebürtig, der berühmteste Schüler des Pyrrho, folglich ein eifriger Anhänger der skeptischen Philosophie, lebte zur Zeit des Königs Antigonus von Macedonien und des Ptolemäus Philadelphus um 270 v. Chr. Er war Arzt; auch schreibt man ihm 30 Lustspiele und 60 Trauerspiele zu. Indeß hat sich von seinen zahlreichen Arbeiten Nichts erhalten: ein Verlust, der besonders in Hinsicht seiner Sillen zu bedauern ist, die man bloß aus dem Diogenes Laertius, Lucian u. A. kennt. Sie bestanden aus 3 Büchern, von denen das erste erzählend, die andern dialogisch waren, und enthielten Spöttereien gegen die dogmatischen Systeme der Philosophie. Sie waren die Xenien des griech. Alterthums. Die noch aus den Sillen und Schriften des Timon vorhandenen Bruchstücke findet man in Langenheinrich's Dissertationen „De Timone Sillographo" (Leipz. 1720—21), gesammelt. Die Alten rühmen seinen Fleiß, seine philosophischen Kenntnisse und die philosophische Gleichgültigkeit, mit welcher er auf Alles herabsah, was die Menge in Bewunderung, Unruhe, Betrübniß und Schrecken setzt.

Timur, s. Tamerlan.

Tinctur, eigentlich eine scharfe Nässe, wodurch man aus einem Körper die Kraft nebst der Farbe auszieht und dadurch färbt; in der Medicin ein flüssiger, ganz dünner Extract (zum Unterschied von Elixir, Essenz ꝛc.), dessen Basis Wasser, Wein oder Spiritus ist. Meistens werden sie aus den Erdgewächsen, besonders aus den Blumen gezogen. — Ueberdieß heißt in der Wappenkunst Tinctur das, womit das Feld eines Wappens oder die Figuren in demselben ausgestrichen werden. — Die Tinctur der Philosophen, tinctura solis, s. Goldtinctur.

Tindal (Matthews), englischer Rechtsgelehrter, geb. 1655 zu Bear Ferrers in Devonshire, wo sein Vater Prediger war. Zu Oxford studirte er Jurisprudenz und ward in dieser Wissenschaft 1685 zum Doctor erhoben. Um sich die Gunst Jakob II. zu erwerben, legte er das Bekenntniß des Katholicismus ab und griff, als ein großer Feind der anglicanischen Geistlichkeit, ihre Rechte und Freiheiten in mehren Schriften an. Er leistete dabei dem Hofe überaus wichtige Dienste und erhielt

deßhalb vom König eine große Pension. Als nach der Entfernung Jakob II. Wilhelm III. die Regierung antrat, kehrte Tindal wieder zur protestantischen Religion zurück und der König ließ ihm seine Pension. Er genoß sowohl dessen als auch seiner Nachfolger Georg I. und II. besondere Gnade. Seinen Deismus legte er erst spät an Tag. In seinem in engl. Sprache geschriebenen Werke: „Das Christenthum so alt als die Welt, oder das Evangelium eine neue Bekanntmachung der natürlichen Religion" (Lond. 1730, nachher in vielen Aufl.; deutsch nebst Forster's Widerlegung v. J. E. Schmidt, dem wertheimischen Bibelübersetzer, Frankf. u. Leipz. 1741, eigentlich Hamb.) behauptete Tindal, daß die natürliche Religion vollkommen und unabänderlich, daß sie den Menschen über Alles belehre, was zu seiner Bestimmung gehöre, daß die Vernunft die Richterin über jede Offenbarung sey; daß eine Offenbarung, welche weniger oder mehr enthalte, als die Vernunft- und Naturreligion, eben deßwegen unrichtig und den Menschen unangemessen sey; daß es nicht zwei von einander unabhängige, sondern nur Eine Regel für den Glauben und das Leben der Menschen geben könne, und diese sey die Natur- und Vernunftreligion; daß diese eine allgemeine Angelegenheit der Menschen sey und solche Merkmale ihrer Wahrheit an sich trug, daß sie von allen Menschen verstanden und beurtheilt werden können; daß sie nebst der Vernunft- und Naturmoral durch keine Offenbarung klarer gemacht werden können. Von dem Christenthum als einer neuen Bekanntmachung der uralten Naturreligion sprach er mit Ehrerbietung, sofern es aber mehr seyn wolle oder für mehr ausgegeben werde, griff er es an. Er unterschied zwischen Christenthum und Bibel, und so sehr er jenes achtete, so gering schätzte er diese. Man kann Tindal für den scharfsinnigsten der englischen Deisten halten; deßhalb ist er bei den Deisten seiner Nation noch in solchem Ansehen, daß man sein Werk als ihre Bibel betrachten kann. Der 2. Theil, der 1750 u. d. T. einer Fortsetzung zu jenem Werke erschien, ist nicht aus Tindal's Feder geflossen. Tindal starb zu Oxford, als Senior des Allerseelencollegiums, 1733.

Tino, einst Tenos, eine von den Cykladen im griech. Archipel auf einem Flächenraume von 4 QM. 20.000 Bewohner enthaltend, producirt vorzüglich Seide, Früchte und Getreide. Neptun hatte bei der Hauptstadt Tenos in einem heiligen Haine einen Tempel, welcher eins der ältesten Asyle der Griechen war. Seit 1825 blühte hier eine hellenische Schule, wo auch die griech. Trauerspiele, z. B. „Marc Botsaris" und Megakles", aufgeführt wurden.

Tinte heißt in der Malerei künstliche, oder zusammengesetzte Farbe, die die natürliche Farbe eines Gegenstandes nachahmt. Daher die Ausdrücke: schöne — wahre — unnachahmliche Tinten; — Tinten des Rubens, Rembrands ꝛc., — entlehnte Tinten. — 2) S. Dinte.

Tintoretto, eigentlich Giacomo Robusti; denn den Namen Tintoretto erhielt er daher, weil sein Vater ein Tuchfärber war. Geb. zu Venedig 1512, gest. 1594. Dieser geistreiche und feurige Künstler gehört unstreitig unter die kleine Anzahl der Häupter der venetianischen Schule. Er wurde sehr jung zum Tizian in die Schule gegeben, der ihn aber aus Kunstneid sehr bald wieder entließ, um keinen künftigen Verdunkler seines Ruhms in seinem eignen Busen zu nähren. Tintoretto beschloß also nach einigem Nachdenken selbst, eine Vereinigung der Manier des Michelangelo mit der des Tizian zu bilden. Das Feuer seines Geistes

riß ihn mit der größten Schnelligkeit beim Arbeiten fort, welcher Charakter sich denn nicht wohl mit der strengsten Correctheit vertrug. Durch seine unermüdlichen Uebungen nach erhabenen Figuren, die er aber freilich immer mit einer ungestümen Schnelligkeit vornahm, gelang es ihm nicht bloß, seinen Compositionen ungemeine Anmuth zu geben, sondern er war auch der erste unter den Venetianern, der nicht bloß auf Schönheit des Colorits achtete, sondern ihr durch die Kraft des Helldunkels das Gleichgewicht zu halten suchte. Er sann immer auf neue Effecte der Lichter und Schatten, und wußte mit vieler Einsicht diejenigen auszuwählen, die wegen ihrer Neuheit am meisten Geräusch machten und Ueberraschung hervorbrachten. Aber der ungestüme Enthusiasmus, dessen er niemals Herr werden konnte oder wollte, riß seinen Geist häufig über die Grenzen des Wahren und Wahrscheinlichen hinaus. Das jüngste Gericht (in seiner Vaterstadt) hat er mit einer ausschweifenden Erfindung gemalt, und in der Anbetung des goldnen Kalbes hat er die ganze Fülle seiner Erfindungen ausgeschüttet. Beide Gemälde haben eine Höhe von 50 Fuß; und eins seiner schönsten Werke ist ein Gemälde von der Kreuzigung. Venedig und das übrige Italien, auch Frankreich, England, und in Deutschland die Gallerien von Dresden, Wien und München, besitzen ungemein schöne Werke von diesem Künstler. In der dresdner Gallerie ist ein Gemälde von ihm, wo Apollo auf einer Wolke sitzt und den Brummbaß spielt. Auch seine Schwester Maria war Malerin; sein Sohn Domenico kam ihm nicht gleich.

Tippo Saheb (Tippo Saib), einer von den großen und kühnen Köpfen, welche die Natur nur selten hervorbringt; Sohn des berühmten Eroberers Ayder Ali (s. d.), war 1751 geboren. Er zeigte in dem Kriege, den sein Vater vereint mit den Franzosen gegen die Briten führte, militairisches Talent und unerschrockenen Muth; er vernichtete 1780 die unter Baille's Befehl stehende Abtheilung des Heeres von Madras und schlug hierauf ein starkes Detachement der ostindischen Compagnie an den Ufern des Kolerun gänzlich in die Flucht. Als sein Vater 1782 starb und er den Sultansthron in Mysore bestieg, setzte er, glühenden Haß gegen die Briten in seinem Busen nährend, den Krieg gegen sie mit Glück fort. Er zwang den General Mathers mit seiner Division zur Uebergabe und verdrängte die Briten aus mehren vortheilhaften Stellungen. Doch als der Friede zwischen Frankreich und England (1783) ihm die Hülfe der Franzosen entzog, und er sich von den Maratten bedroht fand, so schloß er zu Mangalore (11. März 1784) einen Friedensvertrag mit der brit. Compagnie-Regierung unter vortheilhaften Bedingungen ab. Sein Staat hatte eine Größe von 6400 QM. und eine Einnahme von 20 Mill. Thlr. Die Einw., obgleich ein Hindu-Stamm, waren mit der mohammed. Regierung zufrieden. Aber Tippo, von fanatischem Eifer beseelt, die Bekenner des Hinducultus zur Annahme des Korans zu zwingen, ließ Braminen halb todt prügeln, wenn sie nicht ihren Glauben verleugnen wollten, oder mit Gewalt beschneiden; den Christen in Kanara und Mysore ließ er die Kirchen einäschern und behandelte sie mit solcher Härte, daß über 70 000 auswanderten. Kurz nach dem Frieden (1785) hatte er eine Gesandtschaft nach Frankreich abgeschickt, und suchte nun nach einer Gelegenheit, den Krieg erneuern zu können. Der Anfang der franz. Revolution gab ihm bald Hoffnung zu einer Unterstützung, und so griff er den Rajah von Travancore, einen

Bundesgenossen der Briten, unter einem nichtigen Vorwande an. Letztere erklärten ihm deßhalb 1790 den Krieg und hatten noch zu Verbündeten den Subah von Dekan und die Maratten. Sie rückten mit 2 Heeren unter Lord Cornwallis's und Abercrombie's Oberbefehlen in Mysore ein, nahmen mehre feste Plätze und erstürmten Bangalor im März 1791. Am 13. März erstürmte Cornwallis des Sultans Lager bei der Hauptstadt Seringapatnam, in deren Nähe Tippo besiegt wurde. 1792 bewirkten Cornwallis und Abercrombie ihre Vereinigung unter den Mauern von Tippo's Hauptstadt, vertrieben ihn in einem heftigen Angriffe aus seinem Lager und schlossen Seringapatnam ein. Da er sich endlich in einer hülflosen Lage befand, so war er genöthigt, um Frieden nachzusuchen (24. Febr. 1792), durch welchen er die Hälfte seiner Länder und 22 Mill. Thlr. verlor. Tippo, diesen Verlust nicht verschmerzend, suchte daher die indischen Mächte, namentlich den König von Kandahar, Zeman Shah, die Maratten und den Nizam gegen England aufzuwiegeln. Auch schloß er mit einem franz. Capercapitain, Ripaud, einen geheimen Bund mit Frankreich gegen England ab und schickte einen Gesandten nach Isle de France, um die Ueberschiffung des franz. Hülfsheers zu betreiben. Deutlich lag es in den geheimen Absichten Tippo's, sich zuerst der Franzosen als Werkzeug zur Vernichtung der Engländer zu bedienen, dann zweitens eine hinlängliche Kriegsmacht von Inländern auf die Beine zu bringen, um die siegreichen Europäer zu überwältigen, und drittens, ein solches Uebergewicht über die Uebrigen zu erlangen, daß er sich am Ende der Universal-Herrschaft in Indien selbst bemächtigen könne. Die Absicht der Franzosen war, sich nach der Besiegung der Engländer selbst zu Herren aufzuwerfen, und die Maratten bezielten, sich beide, Mohammedaner und Europäer, einander aufreiben zu lassen, und sich durch ein vorsichtiges Benehmen der Beute zu versichern. Tippo suchte seine Plane vor den Briten möglichst geheim zu halten, und daher dem britischen Generalgouverneur, Lord Morington, mit der studirtesten Heuchelei zu schmeicheln und die freundschaftlichsten Gesinnungen zu äußern. Indeß hatten die Briten doch seine Plane durchschaut. Da er nun auf ihre Anfragen nur ausweichende oder gar keine Antwort gab und den 7. Febr. 1799 seinen General Du Bac über Tranquebar an das franz. Directorium abreisen ließ, auch die verlangte Einstellung der Rüstungen und die Wegschaffung der Franzosen aus seinen Staaten verweigerte: so beschlossen sie dem Angriffe ihres unversöhnlichen Feindes zuvorzukommen und erklärten den 22. Febr. nebst ihren Verbündeten, den Maratten und dem Nizam, dem Sultan den Krieg, in einem Augenblick, wo er sich hinter die tiefste Verstellung verborgen zu haben glaubte. Beide Bundesgenossen brauchten jedoch wegen innerer Unruhen ihre Truppen selbst; daher die Briten den Kampf allein bestanden. Zwei Heere, das östliche von Bombay unter Stuart und das westliche unter Harris, rückten in Tippo's Länder ein, schlugen den Sultan in zwei Treffen, den 4. und 6. März, worauf er sich in seine Festung Seringapatnam flüchtete. Vor diesem Platze vereinigten sich den 14. April die beiden brit. Heere; am 22. fing die Belagerung an und am 4. Mai ward Seringapatnam mit Sturm erobert, in welchem Kampfe Tippo mit heroischer Tapferkeit seinem Tod entgegen ging, indem er bis aufs Letzte für seinen Ruhm und seine Unabhängigkeit focht. Die Familie (13 Söhne und viele Töchter) und Angehörigen Sultans Tippo

wurde aus Mysore weg nach der Veste Vellore in Karnatik gebracht und ihnen eine jährliche Pension von den Briten angewiesen. Die alte hindusche Fürstenfamilie, deren Macht von Ayder Ali usurpirt worden war, ward in gemächlicher Abhängigkeit von brit. Großmuth in den Besitz von beinahe des ganzen Gebiets (1190 QM.) wieder eingesetzt. Die Maratten erhielten 228, der Subah von Dekan 480 QM.; der Rest 764 QM., behielten die Briten, wovon 324 QM. nebst der Hauptstadt Seringapatnam mit Bombay und 440 mit Madras vereinigt wurden. — Tippo Saheb war an seinem Unglücke selbst Schuld. Er hatte seine alten Minister und Offiziere verstoßen und war mit Schmeichlern umgeben; vorzüglich traute er seinen franz. Rathgebern. Diese leidenschaftliche Verblendung abgerechnet, zeichneten ihn tief durchdachte Plane, kühne Unternehmungen, kluge Ausführung, Mäßigung im Glücke aus. Er umfaßte mit einem Blicke die verschiedensten Gegenstände der Staatsverwaltung und des Krieges und bewies bei den erstern ebenso viel Politik, als bei den letztern List und Verschlagenheit. Krieg und Schlachten waren die Lieblingsgegenstände seines Nachdenkens. Tippo's Thron war mit Goldplatten überlegt; darüber war ein Thronhimmel von demselben Metall, von 8 Pfeilern getragen. Dieser Thronhimmel, über welchem ein, ganz aus köstlichen Edelsteinen zusammengesetzter Paradiesvogel angebracht war, hatte Franzen von dicken Perlenschnüren. Zu den Füßen seines Thrones lag ein künstlich gearbeiteter Tiger, eben im Begriffe, einen weißen Menschen zu zerreißen. Diese Figur enthielt einen sehr künstlich gearbeiteten Mechanismus, der die Stimme einen schreienden Menschen nachahmte, in welche sich das Gebrüll eines Tigers mischte. Er befindet sich jetzt nebst seiner schätzbaren Bibliothek in London.

Tiraboschi (Girolamo), einer der größten Literatoren Italiens, ausgestattet mit den trefflichsten Gaben des Geistes und Herzens, war 1731 aus einer adeligen Familie geboren. Er studirte mit Auszeichnung seit 1742 bei den Jesuiten zu Monza, in deren Orden er 1750 als Novize aufgenommen wurde. Nach Verlauf seiner zweijährigen Probezeit in dem Colleg zu Genua erhielt er die Bestimmung, 5 Jahre in Mailand, dann in Novara Unterricht in den Vorbereitungsclassen der Collegien zu ertheilen. Späterhin ward er Lehrer der schönen Redekunst zu Mailand auf der Universität Brera. Durch mehre gediehene philolog. Abhandlungen und Reden, sowie die Geschichte des Humiliaten-Ordens machte er sich ehrenvoll als Schriftsteller bekannt. Der Herzog Franz III. von Modena berief ihn als Oberbibliothekar in seine Residenz. Hier verfaßte Tiraboschi in einem Zeitraume von 10 Jahren sein berühmtes Werk der italien. Literatur-Geschichte („Storia della letteratura italiana" in 14 Bde. 4.), welches von den Anfängern wissenschaftlicher Bildung in Italien bis 1700 reicht, an umfassender Gelehrsamkeit, an Genauigkeit, an Vollständigkeit und zugleich an Sorgfalt des Styls in keiner Literatur seines Gleichen hat. Außerdem schrieb Tiraboschi noch mehre andere Werke über verschiedene Zweige des Wissens. Er war rastlos thätig bis an seinen 1794 erfolgten Tod auf seiner Villa bei Modena.

Tirade, in der Redekunst diejenige Ausschmückung, wenn sich der Redner in einem Strome von Gedanken über etwas verbreitet. Da es zuweilen ohne Noth und Nutzen geschieht, nimmt man dieses Wort auch in einer üblen Bedeutung, wo es leeres Geschwätz, unnütze Ausdehnung anzeigt. — In der Tonkunst bedeutet es eine Verzierung, wo die Stimme

schnell und mächtig hinauf- und hinabsteigt. Auch ist dieser Ausdruck in der Tanzkunst üblich.

Tirailleurs (franz.), deutsch Scharfschützen, Schützen, diejenigen Infanteristen, welche besonders im Zielschießen geübt, nicht in geschlossenen Gliedern fechten, sondern vor den Linien zerstreut werden, die sie dadurch decken. Die franz. Tirailleurs mögen im Anfange theilsweis wohl auch besonders geübte Schützen gewesen seyn, und da sie auch vorzugsweise zum zerstreuten Gefechte verwendet wurden, so haben sich diese beiden Begriffe in einander verschmolzen, obwohl die Sache selbst in der neuern Kriegsführung wesentlich verschieden geworden ist. Das Tirailleursystem ward schon von Karls V. General, dem Marchese Pescara, versucht, zuerst aber im nordamerikanischen Kriege ausgebildet, wo es sich bei ungeübten Kriegern in dem durchschnittenen Boden als vortheilhaft bewährte. Den Amerikanern kam dabei zu Statten, daß alle Einwohner ohne Ausnahme die Jagd trieben und daher Gewehr und Munition hatten. Was die republikanischen Heere der Franzosen durch das Tirailliren, welches Pichegru 1793 in die Kriegskunst einführte, und das auf den Charakter der Nation sehr glücklich berechnet war, gegen die damalige Taktik der deutschen Heere ausgerichtet haben, ist bekannt. Seitdem ward diese Truppe bei allen europäischen Heeren organisirt, z. B. die Schützencompagnien. Die Kroaten und Panduren bei den Oestreichern und die Kosacken bei den Russen leisten ähnliche Dienste im leichten oder kleinen Kriege. Da ein gut gezieltes Feuer das ist, was von den Tirailleurs zunächst gefordert wird, so bilden sie immer das erste Treffen einer Schlachtordnung, und bleiben beim Avanciren der Infanterie 100—200 Schritte vor derselben in ununterbrochenem Feuern begriffen. Coupirtes, waldiges Terrain ist der Haupttummelplatz der Tirailleurs, denn sie allein sind im Stande, es mit Erfolg zu durchstreifen und vom Feinde zu reinigen, damit die in geschlossener Ordnung marschirenden Truppen es hernach passiren können, ohne beunruhigt zu werden. Zwei und zwei Mann gehören immer zusammen, und keiner derselben soll in der Regel eher feuern als bis der andere geladen hat; doch muß durch zu ängstliches Befolgen dieser Regel die Gelegenheit, einen Schuß vortheilhaft anzubringen, nie versäumt werden. Zwei solche zusammenhörende Tirailleurs heißen eine Debandaderotte, und die Entfernung einer derselben von der andern ist in offenem Terrain, welches durchaus keine Deckungsmittel darbietet, 6 bis 8 Schritte, und in diesem Falle steht der Mann des zweiten Gliedes 2 Schritte rechts seitswärts von dem Manne des ersten Gliedes. Ist das Terrain durchschnitten und also der zerstreuten Fechtart vorzüglich günstig, so darf man sich durchaus ebenso wenig an regelmäßige Distanzen als an genaue Richtung der Linie bilden, sondern es muß jedem Tirailleur erlaubt seyn, das Terrain, auf welchem er sich schlägt, so viel als möglich zu benutzen. Jeder Graben, jeder Hügel, jeder Flurstein, und wenn es 10—20 Schritte vorwärts, rückwärts oder seitwärts wäre, ist immer ein Gegenstand, welchem der Tirailleur seine Aufmerksamkeit nicht entziehen muß. Es steht ihm ferner frei, sich zu legen, zu setzen, zu knieen, kurz, alle Stellungen anzunehmen, die ihm für den Ort, wo er sich eben befindet und für den Augenblick zweckmäßig scheinen; jedoch muß er sich wohl hüten, sich, indem er vorwärts, rückwärts oder seitwärts geht, außer Verbindung mit dem Manne zu setzen, der ihn deckt. Ein Hauptgrund-

Digitized by Google

satz beim Tirailliren ist, daß immer nur 1/3, höchstens 2/3 einer Truppe schwärmen, die andern Theile derselben aber in geschlossener Ordnung und in zweckmäßiger Entfernung hinterwärts, als Soutiens der zerstreuten Feuerlinie folgen. Die Commandos werden bei den Tirailleurs durch Flügelhornsignale gegeben. Der Zweck des Tirailleurs ist verschieden. Man tiraillirt, um ein Gefecht anzuknüpfen; man deckt sich bei einer Retirade den Rücken durch Tirailleurlinien; man schickt eine solche unter dem Commando eines erfahrenen Offiziers nach der Seite des Feindes ab, um bei dieser Gelegenheit theils dessen Stellung zu erfahren, theils auch manchmal, um dessen Arbeiten oder Vorkehrungen in Augenschein nehmen zu lassen. Man schickt ferner, wenn eine Colonne in der Nähe des Feindes in Marsch begriffen ist, auf ihren beiden Flanken Tirailleurs hinaus, um den Marsch der Colonne zu sichern; der vorzüglichste Zweck des Tirailleurs ist indeß, daß wir durch das Feuer einer verhältnißmäßig ausgedehnten Linie zerstreut fechtender Leute dem Feinde unsere eigenen Bewegungen zu maskiren suchen. Vorzüglich ist die leichte Infanterie zum zerstreuten Gefecht bestimmt und geübt. Die zweckmäßigste Art ihrer Bewegungen ist wohl unstreitig die bei den Jäger- und Schützenbataillonen der preuß. Armee eingeführte.

Tiresias (griech. Teireſias), der berühmte thebanische Auger, des Everes und der Nymphe Chariklo Sohn, vom Geschlechte des Sparten Udaios. Als Augur prophezeite er des Hercules Größe, da dieser in der Wiege die beiden Schlangen erdrückte. Er war Mann und Weib nach einander, nach Hesiodos auf folgende Art: Als er einst ein Paar Schlangen sich begatten sah, hieb er mit dem Stabe zwischen sie und auf der Stelle ward er in ein Weib verwandelt. Da er dieß aber bei einer zweiten Erblickung wiederholte, ward er wieder zum Manne. Eben dieser Verwandlung wegen forderten ihn Here und Zeus bei einem Streite, den sie hatten, auf, zu entscheiden, ob das männliche oder weibliche Geschlecht beim Beischlaf mehr Vergnügen empfinde. Er sagte: von zehn Theilen der Wollust genießt das Weib neune. Dafür machte ihn Juno blind. Anders hat die Ursache seiner Blindheit Pherekides erzählt. Er sah die Minerva nackend im Bade; dafür ließ ihn diese blind werden, gab ihm doch die Augurwissenschaft. In dem Kriege der sieben Helden gegen Theben gebot er, daß ein Nachkomme der Sparten sich aufopfern müsse, wenn die Stadt erhalten werden solle. Da aber die Epigonen am Glissas siegten, befahl er die Stadt zu verlassen. Auf der Flucht trank er aus dem Brunnen Tilphusa und starb daselbst, ohnweit Heliartos. Nach seinem Tode hatte ihm Persephone verliehen, daß er nicht, wie die andern Schatten, gedankenlos herumschwärmte. Daher holte Ulysses bei ihm guten Rath. Er hatte zu Orchomenos ein berühmtes Orakel. Manto, die berühmte Wahrsagerin, war seine Tochter.

Tirol, eine zu den deutschen Bundesstaaten des Kaiserthums Oestreich gehörige gefürstete Grafschaft und eins der merkwürdigsten Länder Deutschlands, grenzt — mit Einschluß von Vorarlberg (s. d.), den dazu geschlagenen salzb. Enclaven in Tirol, dem Ziller- und Brixenthal und Windisch Matrey — nördlich an Baiern, östl. an Oestreich, Illyrien und Italien, südl. an Italien und westl. an die Schweiz, Lichtenstein und den Bodensee. Es enthält einen Flächenraum von 520 QM., auf welchem 720.000 Menschen in 22 Städten, 36 Marktflecken und 3150 Dörfern wohnen. Das Land war anfangs im Besitz von kelti-

Digitized by Google

schen und gallischen Völkern, von denen die Rhätier am bekanntesten sind. Unter dem Römerkaiser Augustus mußten sie nach vielen Kämpfen dessen Hoheit anerkennen. Die Römer erwarben sich um die erste Cultur des Landes viele Verdienste. Tirol gehörte während ihrer Herrschaft zu Rhätien, Vindelicien und Noricum. In den Zeiten der großen Völkerwanderung ward es nacheinander von den Markomannen, Alemannen, Gothen und Attila's Hunnen verheert. Nach der Auflösung des Weströmerstaates gerieth es unter gothische Herrschaft. Hierauf kam Südtirol in die Gewalt der Longobarden und der nördliche Theil ward eine Beute der Bojen (Baiern). Unter Karl den Großen kam es an das große Frankenreich, wurde in Gaue getheilt und von Grafen verwaltet. Als mit dem Aussterben der Karolinger sich in Baiern wieder Herzoge des Staatsruders bemächtigten, wurde von diesen auch der größte Theil Tirols in Besitz genommen und die Grafen als Vasallen unterworfen. Die Letztern wußten sich aber während der Unordnung im fränk. Reiche unabhängig zu machen. Das Volk war indessen theils durch seine Armuth, theils durch die Unzugänglichkeit seiner Bergthäler vor Unterdrükkung seiner Dynasten gesichert und behauptete fortwährend seine altgermanischen Freiheiten, namentlich die Theilnahme an der Landstandschaft glücklich, wodurch es einen Geist der Unabhängigkeit, eine Tapferkeit und ein Selbstgefühl in sich bewahrte, die das kleine Völklein zum Muster für die größten Nationen erhebt. Die Städte waren anfangs bloße Flecken und sind erst in spätern Zeiten mit städtischen Freiheiten versehen worden. Innspruck nebst verschiedenen Districten gehörte den mächtigen Grafen von Andechs. Dem aus diesem Hause entsprossenen Berthold IV. gab Kaiser Friedrich I. nach der Achtserklärung des baierischen Herzogs Heinrich des Löwen Tirol zu Lehn und schmückte ihn mit der herzogl. Würde. Berthold nahm von seiner Residenz den Titel: Herzog von Meran an. Nach dem Aussterben dieser Dynastie (1248) fiel was sie in Tirol besaß, das Innthal, an den Grafen Meinhard III. v. Görz. Des Letztern Sohn, Meinhard IV., ward von Kaiser Rudolf 1286 zum Fürsten erhoben. Nach dem Tod seines Sohnes Heinrich 1335 fiel Tirol an seine einzige Tochter Margaretha Maultasch, die es ihren Vettern, den Herzogen v. Oestreich, gegen eine Pension verschrieb. Zwar machten Baierns Herzoge Ansprüche; allein 1369 wurden sie mit 116.000 Gl. abgefunden. Tirol blieb seitdem bei dem Hause Oestreich, dessen Fürsten den Einw. große Freiheiten gestatteten, und dafür ihre unverbrüchliche Treue stets genossen. Am herrlichsten hat sich der Muth und die Treue der Tiroler 1809 gezeigt. Oestreich hatte, durch den unglücklichen Feldzug 1805 gezwungen, Tirol an Baiern abgetreten; als aber 1809 der Feldzug begann, erhoben sich die Tiroler und Hofer, Schneider, Speckbacher (vgl. d.) u. A., trieben die Baiern und Franzosen aus dem Lande, mußten aber nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram sich wieder unterwerfen. Das Land ward nun zwischen Baiern, Italien und Illyrien getheilt und unnatürlich zerrissen, bis die Jahre 1813 und 14 es seinen alten Herrschern wieder gaben. — Tirol ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach eine Fortsetzung der Schweiz und diesem Lande, in Rücksicht seiner Berge, (welche hier Ferner genannt werden und mit ewigem Eise und Schnee bedeckt sind), ganz ähnlich. Das Hauptgebirge, die tiroler Alpen, welche sich an die rhätischen anschließen, zieht in Gestalt eines Bogens durch das Land. Sie bestehen theils aus

Digitized by Google

Granit, theils aus Urkalk. An das Centralgebirge schließen sich nördlich die norischen Alpen, südöstlich die karnischen Alpen und westlich der Arlberg und die allgauer Alpen. Die Gletscher laufen vom Ursprunge der Etsch quer durch das Land, beinahe in einem ununterbrochenen Zusammenhange. Alle Vegetation, alles Leben hört hier auf, und man erblickt Nichts, als blendenden Schnee und ewiges Eis. An der Grenze erhebt sich der höchste Berg Deutschlands, und einer der höchsten Europas, der 14.466 F. hohe Ortels, der 1804 von Jos. Püchler zum ersten Mal erstiegen wurde. Ein ansehnlicher Theil des tiroler Gebirges ist der 6360 F. hohe Brenner, über welchen die Hauptstraße von Innspruck nach Italien führt. Die Gebirgsnatur ist in Tirol ebenso wild und ebenso reizend, wie in der Schweiz; denn man findet hier zwischen den hohen Gebirgen die schrecklichsten Abgründe mit donnernden Wasserfällen, Eisfelder und verwüstende Schnee-, Stein- und Sandlavinen (hier Lähnen) wie in der Schweiz, nur fehlen die großen Seen mit ihren herrlichen Aussichten. — Die Verzweigungen der Hauptgebirge, weit niedriger und fruchtbar, verbreiten sich nach allen Richtungen südlich und nördlich, und zwischen ihnen liegen die bewohnten schönen Thäler, wovon die wichtigsten, nördl. das große Innthal und das Zillerthal; südl. das große Etschthal und das der Eisach. In allem zählt man 29 bewohnte Thäler. Hauptflüsse sind: der Inn, die Etsch mit der Eisach, dann der Lech, die Isar, der Mincio (hier Sarka), die Brenta, die Drau. Der Rhein mit dem Bodensee und der Gardasee berühren nur die Grenzen. Das Klima ist natürlich nach der Lage sehr verschieden. In den obern oder nördlichen Thälern ist die Luft stets sehr rauh und kalt. Im Pusterthale hält der Winter streng und lange an. Dagegen aber ist in den südlichen, vornehmlich in den trientischen Alpenthälern im Sommer die Hitze oft so heftig, daß die Einwohner genöthigt sind, während dieser Monate ihre Häuser zu verlassen, und im Gebirge kühle und frische Wohnungen zu suchen. Unter den Winden ist der Sirocco, hier Fön genannt, seiner Wirkungen wegen merkwürdig. Er ermattet den Körper, treibt das Blut nach dem Kopfe und erzeugt öfteres und heftiges Erbrechen. Dieser Wind pflegt gegen das Ende des Sommers, und vorzüglich im Herbste, oft mit ungemeiner Schnelligkeit den Schnee im Gebirge aufzulösen, daher gemeiniglich in dieser Zeit die Wildbäche anschwellen und verheerende Ueberschwemmungen verursachen. Der Hauptsitz des Getreidebaues ist im Vingstgau, im Pusterthal und im sterzziger Districte, und man baut außer dem gewöhnlichen Getreide auch Buchweizen und Mais; indessen reicht der jährliche Fruchtertrag zum Bedürfniß des Landes bei weitem nicht hin. Der Hauptreichthum des Landes besteht in der Viehzucht, indem die Natur die besten Futterkräuter hervorbringt. Auch der Flachs-, Taback- und Hanfbau wird stark betrieben. Ein Haupterzeugniß ist der Wein, welcher hauptsächlich im Etschthale und in den welschen Confinen gewonnen wird, und wovon jährlich 30.000 Eimer ausgeführt werden; nur hält er sich nicht lange und muß bald vertrunken werden. Auch die Obstbaumzucht gibt dem Tiroler einen beträchtlichen Gewinn, vorzüglich Aepfel. In den südlichen Gegenden gibt es Citronen, treffliche Paradiesäpfel, Granatäpfel, Feigen, Pignolen, Quitten, Pomeranzen, Mandeln und Kastanien im Ueberfluß, mit welchen ein ansehnlicher Handel ins Ausland geführt wird. Auch fehlt es dem Land nicht an Waldungen. Außer der bedeutenden Rindviehzucht,

Digitized by Google

welche nach schweizer Art getrieben wird, der Schaf-, Ziegen-, und Pferdezucht, beschäftigt die Seidenzucht viele tausend Menschen. An Wildpret und an wildem Geflügel gibt es Gemsen, Murmelthiere ꝛc.; wenig Steinböcke. Mit Mineralien aller Art ist das Land gesegnet, und man findet etwas Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Quecksilber, Salz, Alaun, Salpeter, Galmei, der vorzüglich geschätzt wird, Vitriol, Marmor, Alabaster, Steinkohlen, Oker, Farben, mineralische Bäder und Gesundbrunnen. Die Bevölkerung ist nur gering, geringer selbst als in der Schweiz, und beträgt im Durchschnitt nicht viel über 1300 Menschen auf die QM.; auch diese kann das Land nicht allein ernähren, und jährlich wandern an 30.000 Tiroler aus, um im Auslande durch mancherlei Handarbeit, Gewerbe und Handel etwas zu verdienen, womit sie gewöhnlich gegen den Winter in die Heimath zurückkehren. Die Tiroler sind bei weitem dem größten Theile nach deutscher Abkunft, nur die südlichen Confinen (Grenzgegenden) Italiens haben Bewohner von italienischem Blute. Sie bekennen sich zur katholischen Religion. Die Hauptzüge des tiroler Charakters sind Redlichkeit und Treue, hohe Vaterlandsliebe und Sinn für Freiheit, Tapferkeit und unermüdlicher Fleiß. Der Anbau des im Ganzen undankbaren Bodens ist bewunderungswürdig, jede Handbreit tragbaren Bodens, oft an den unzugänglichen Felsen, wird benutzt. Im ganzen Lande herrscht neben den Hauptbeschäftigungen des Ackerbaues, der Viehzucht, des Bergbaues, mancherlei Betriebsamkeit. Der Tiroler verarbeitet seinen Flachs und seine grobe Wolle zum eignen Bedarf, verfertigt Decken und jene überall bekannten, oft recht schön geschnitzten Holzwaaren. Die Zucht der Kanarienvögel und der damit getriebene Handel sind einzig in ihrer Art, vorzüglich in Imbst, wo er jährlich einen Gewinn von 37.000 Gl. abwirft. Unter den Fabrikanstalten stehen die Seidenfabriken oben an, oder sie sind vielmehr die einzig vorzüglich wichtigen dieses Landes. Die zweite wichtigere Fabrication ist die Metallwaarenerzeugung; dann folgt an Wichtigkeit und Ausdehnung die Lederbereitung, dann die Leinweberei, vorzüglich im Pusterthale, im Vingstgau, im Etschthale ꝛc. Auch gibt es Mousselin-, Battist-, Cattun-, Tuch-, Darmsaiten- und Tabacksfabriken. Ferner verdient die Verfertigung von allerlei Geschmeidewaaren Stubay, der künstlichen Blumen, die Baumwollenspinnerei in Schwatz und Vorarlberg, das Spitzenklöppeln an mehren Orten Erwähnung. In Riva werden jährlich 30—40.000 Maultrommeln verfertigt und in ferne Gegenden versandt. Außerdem, da Tirol viel mildere und bequemere Alpenpässe hat als die Schweiz, auch vortreffliche Landstraßen, so sind Handel und Fuhrwesen hier sehr bedeutend, und die Tiroler ziehen mit ihren Decken, Holzwaaren, mit Bildern und Kupferstichen (mit beiden letztern Artikeln vorzüglich von La Pieve aus, von welchem Orte sich die Bilderhändler in die meisten Städte Europas ausgebreitet haben) u. s. w. durch die halbe Welt. Ihre Tracht ist eigenthümlich: graue oder grüne Schuhe oder Schnürstiefeln, schwarze lederne Hosen, ein bis an den Hals zugeknüpfte Weste und darüber die bunten Senkelbänder, ein Wams, hinten zu wie ein Mantel, ein breitgeränderter Hut, meist mit grünem Bande geschmückt, machen die gewöhnliche Kleidung aus. Als treffliche Schützen, besonders als Gemsenjäger sind sie berühmt, und bedienen sich dazu häufig einer besondern, nach ihnen benannten Art Windbüchsen. — Tirol hat 1816 die Bestätigung seiner alten Rechte und Freiheiten durch eine neue

Digitized by Google

Verfassung erhalten, wonach die Landstände aus 4 Classen, nämlich dem Prälaten-, dem Ritter-, dem Bürger- und dem Bauernstande, bestehen. Weder die Militairpflichtigkeit, noch das Mauthsystem ist hier eingeführt. Vorarlberg, obgleich in der Verwaltung mit Tirol verbunden, hat seine besondern Freiheiten, Landstände und Landtage. Die Einkünfte schätzt man auf $2^1/_2$ Mill. Gulden. Das Land wird in 7 Kreise eingetheilt und in Innspruck ist der Sitz des Guberniums. Die bedeutendsten Städte sind: Innspruck, Hall, Botzen, Brixen, Trient (s. d.); dann Roveredo mit 12.000 Einw. an der Etsch, und wichtigen Seidenmanufacturen und ausgebreitem Handel. Die einzige Festung des Landes ist Kufstein, welche den Inn und die Hauptstraße im Innthale beherrscht.

Tischbein, eine berühmte Künstlerfamilie, die von J. H. Tischbein abstammt, der 1682 zu Marburg geboren war und 1764 als Klosterbäcker zu Heyna in Hessen starb, 7 Söhne und 2 Töchter hinterlassend, von denen sich folgende als Künstler zum Theil einen ausgebreiteten Ruhm erworben haben. I. Johann Konrad, geb. 1712, starb 1778 als Kirchenältester und Schreiner zu Heyna, hinterließ 3 Söhne: a) Joh. Heinrich, geb. 1742, lernte bei seinem Oheim Joh. Heinrich zu Kassel und zeichnete besonders Thiere und Landschaften. Er starb 1808 als Gallerieinspector zu Kassel, als Schriftsteller bekannt durch seine: „Kurzgefaßte Abhandlung über die Aetzkunst" (Kassel 1790). Geschätzt sind seine 84 geätzten Blätter (Kassel 1790, kl. Fol.). b) Johann Heinrich Wilhelm, geb. 1751, einer der größten Historienmaler unserer Zeit, lernte ebenfalls bei seinem Oheim Johann Heinrich in Kassel, zeigte sein Talent als Copist durch Abbildung mehrer Kunstwerke während 3 Jahren in Hamburg, durchreiste hierauf die Niederlande und malte nach seiner Rückkunft zu Kassel viele Landschaften und Bildnisse, die seinen Ruf verbreiteten. 1777 ging er nach Berlin, um für den Prinzen Ferdinand von Preußen ein Familienstück zu verfertigen. Er vollführte dieß mit großem Beifall, portraitirte darauf die Königin, verschiedene Prinzen und Prinzessinnen und viele Privatpersonen. Nach Kassel zurückkehrend, reiste er, um sich in der Geschichtsmalerei zu vervollkommnen, von dem Landgrafen unterstützt, durch die Schweiz nach Rom. Hier, in der Nähe die größten Kunstwerke alter und neuerer Zeit, bildete sich sein Talent selbstschaffend weiter. Er copirte in Oel mehre Gemälde nach Rafael, Dominichino und da Vinci; lieferte in seinem Hercules am Scheidewege eine treffliche Originalcomposition, malte auch unter andern eine schöne italienische Landschaft ꝛc., die er seinem erlauchten Gönner nach Kassel sandte. Tischbein's Ruhm als Historienmaler ward durch seinen Konradin von Schwaben, nach dem bereits angehörten Todesurtheile mit Friedrich von Oestreich auf dem Bret spielend, begründet. Es ist 8 Fuß breit und 5 hoch und befindet sich jetzt im Schlosse Friedenstein zu Gotha. Von ihm ging — sagt Göthe — wofern wir nicht sehr irren, zu allererst größere Werthschätzung der ältern, vor Rafael's Zeit blühenden Maler aus. Dem Natürlichen, dem Einfachen hold, betrachtete er mit Vergnügen die wenigen in Rom vorhandenen Malereien des Perugino, Bellini, Mantegna u. A. und pries ihre Verdienste. 1787 ging er nach Neapel, wo er bei der Königin und dem Hofe in großer Achtung stand, und 1790 Director der Malerakademie wurde. Des Krieges wegen sah er sich genöthigt, 1799 in sein Vaterland zurückzukehren, und

Digitized by Google

kam nam einer mühseligen Reise in Kassel an. Seitdem lebte er eine Zeitlang (1800) zu Hanover und Göttingen, und von da an fast immer zu Hamburg und Eutin. Hier arbeitete er mehre schöne Gemälde und Zeichnungen aus. Berühmt sind ein Ajax, die Kassandra von der Pallas wegreißend, in 3 Figuren von übermenschlicher Größe, für die herzogl. oldenb. Gallerie zu Eutin, und das Altarblatt für die St.-Ansgarikirche in Bremen; Jesus, die Kinder segnend, eines seiner gelungensten Werke. Er starb zu Eutin im Juni 1829, auch als Mensch seines anspruchlosen Charakters allgemein bekannt. Zu seinen vorzüglichsten artistischen Werken gehören: 1) „Têtes de différens animaux, dessinées d'après nature pour donner une idée plus exacte de leurs caractères" (Neapel 1796, 2 Thle., Fol.), eine Sammlung seiner Thierstudien, in 24 geätzten Blättern mit bewunderungswürdiger Kunst die Gemüthsart jedes Thieres darstellend. 2) Eine Reihe witziger Bambocciaden, darstellend die Erziehung, die Schicksale und das Ende eines Esels. 3) „Collection of engravings from antique etc., published by W. Tischbein" (Neapel 1790—1809, 4 Bde., Fol.) enthaltend, 240 Umrisse wirklicher Vasenabbildungen von Tischbein, deutsch: „Umrisse griech. Gemälde, auf antiken 1789—90 in Campanien und Sicilien ausgegrabenen Gefäßen" (Weimar 1. Bd., 1. Heft, 1797 mit 9 Kupfertafeln); mehr erschien nicht. Zu diesem Werke, das dadurch noch wichtiger geworden, weil die Hamilton'sche Vasensammlung in einem Schiffbruch verloren ging, gab er den ersten Gedanken an, und von ihm sind auch die scharfsinnigsten Erläuterungen. 4), „Homer, nach Antiken gezeichnet von Tischbein, erläutert von Ch. G. Heyne" (Göttingen 1801—4, 6 Hefte, Royalfol.). Tischbein's Betrachtung der Homer'schen Poesie bewog ihn, die Kunstwerke des Alterthums, denen irgend eine Homer'sche Dichtung eingewebt oder die sonst Beziehung darauf haben, getreu abzuzeichnen; er brachte mit einem seltener Eifer, unermüdlicher Geduld und Thätigkeit und einem beträchtlichen Geldaufwande diesen großen und schwierigen Plan zu Stande, und so besitzen wir in diesem Kupferwerke eine überaus reiche und kostbare Folge antiker Zeichnungen zu Homer's „Ilias" und „Odyssee". Leider ist die Herausgabe unterbrochen worden. 5) Phantasien fürs stumme Buch und einige Ueberbleibsel der Sibyllinischen Bücher von der Grotte von Kumä gesammelt, eine Sammlung von 17 Gemälden u. a. m. — c) Der dritte Sohn Joh. Konrad Tischbein's, Heinr. Jakob, geb. 1760 verdankte seine Kunstbildung seinem ältesten Bruder, ging 1779 an die Akademie nach Dresden, 1780 nach Hamburg, 1792 nach Frankfurt, wo er 1804 starb. Seine Gemälde wurden geschätzt. — II. Joh. Valentin, geb. 1715, starb 1767 als Hofmaler zu Hildburghausen, 2 Söhne hinterlassend. a) Ludwig Philipp, lernte bei seinem Vater, ging hierauf nach Rom, wo er 5 Jahre verweilte und sein Talent ausbildete. Er besuchte dann Paris und folgte seinem Rufe als Hofarchitekt und Theatermaler nach Petersburg. Er starb 1801. — b) Joh. Friedrich August, geb. zu Mastricht 1750, ward von einem Vater und seinem Oheim Joh. Heinrich in die Kunst eingeweiht, durchreiste 7 Jahre lang Frankreich und Italien, malte in Neapel die Königin, welche ihm auftrug, dieses Bildniß ihrer Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, zu überbringen, wurde nach seiner Rückkehr beim Fürsten von Waldeck Hofmaler mit Rathscharakter, hielt sich hierauf einige Zeit in Holland, seit 1795 in Dessau auf, wurde 1800 Director und Professor der Kunstschule in Leipzig, und starb 1812

Digitized by Google

zu Heidelberg vorzüglich als Portraitmaler ausgezeichnet. — III. Johann, geb. 1717, starb als Mechanicus der Hochschule zu Marburg 1757, vorzüglich geschickt in kunstreichen Arbeiten in Holz, Elfenbein und Messing. Er hinterließ 2 Söhne, Christian, Architekt und Maler zu Breslau, und Georg, Mechaniker und Kupferstecher in Bremen. — IV. Joh. Anton, geb. 1720, lernte in Frankfurt a. M. das Tapetenmalen; reiste nach Paris und Rom, legte in Hamburg eine Zeichnenschule an, und starb 1784, außer vielen geschätzten Kunstwerken einen „Unterricht zur gründlichen Erlernung der Malerei" hinterlassend (Hamburg 1771, 8.). — V. Johann Heinrich, geb. 1722, zeigte frühe außerordentliche Talente zu den bildenden Künsten, lernte in Kassel bei dem Tapetenmaler Zimmermann und Hofmaler von Freese, ging 1743 nach Paris, wo er sich bis 1748 des Unterrichts von J. A. Vanloo erfreute. Hierauf begab er sich nach Venedig, fand in dem Maler J. B. Piazetta einen Lehrer und Freund, dem er Vieles verdankte. In Rom verweilte er 2 Jahre. 1753 ward er landgräfl. Cabinetsmaler in Kassel, später Professor der dasigen Kunstakademie und Mitglied des Instituts zu Bologna. Er lebte seiner Kunst in rastloser Thätigkeit bis 1789, wo er in Kassel starb. Er ist der größte und berühmteste aus dieser Familie und der Stifter einer neuen Kunstschule. Vorzüglich zeichnete er sich in der historisch-mythologischer Malerei aus, weniger im Bildniß. Seine 4 Bilder aus den Begebenheiten des Rinaldo und der Armide, nach Tasso, auf dem Schlosse Weißenstein befindlich, sein zürnender Achill und die auf Agamemnon's Befehl weggebrachte Briseis, seine Elektra, den vermeinten Tod ihres Bruders an dessen Urne beweinend, seine sterbende Alkeste ꝛc. haben ihm einen unsterblichen Ruhm erworben. Auch hat er eine Menge vorzüglicher Gesellschaftsstücke und Bildnisse erlauchter und berühmter Personen gemalt. Sein Aeneas, aus den Wolken vor Dido's Thron tretend, und Sophonisbe, im Begriff den Giftbecher zu leeren, lebensgroß, kamen ins kaiserl. Cabinet nach Petersburg. Seine Scenen aus Klopstock's „Hermannsschlacht" sind ebenfalls vortrefflich. Tischbein's Compositionen zeigen durch ihre Rundung und Einheit, daß sie Schöpfungen einer ordnenden Einbildungskraft waren. Seine Zeichnung ist im Ganzen richtig und bedeutungsvoll. Das Nackte seiner Figuren verräth Studium der Antike; die Gewänder sind in einem großen Geschmack entworfen und lassen die Bewegungen der Glieder ungezwungen durchscheinen. — VI. Johann Jakob, geb. 1725, gest. 1791 zu Lübeck, war ein ausgezeichneter Landschafts- und Thiermaler. — VII. Anton Wilhelm, geb. 1730, von seinem Bruder Joh. Valentin gebildet, hielt sich einige Zeit an den Höfen und in den Städten am Rhein und Main auf, ward dann Hofmaler zu Hanau, wo er 1804 starb. Er malte Portraits, auch Historien- und Miniaturstücke.

Tisyphone, eine der Furien, die den Mord rächt, s. Eumeniden.

Tissot (Simon André), einer der verdienstvollsten Aerzte des 18. Jahrh., geb. 1728 zu Grency im Pays de Vaud (franz. Schweiz), erhielt seine erste Bildung zu Genf, studirte hierauf zu Montpellier Arzneikunde und ward Doctor in dieser Wissenschaft. Nach der Rückkunft in sein Vaterland ließ er sich in Lausanne nieder, wo er in der glücklichen Ausübung seiner Kunst sich bald berühmt machte. Durch seine „Erinnerung an das Volk über seine Gesundheit" (1761) zeigte er auch schriftstellerisches Talent im vortheilhaftesten Lichte. Das Buch ward

aus dem Französischen in fast alle gebildete Sprachen übersetzt und verbreitete den Ruhm seines Verfassers durch ganz Europa. Eine Menge von Fremden aus allen Nationen kamen nach Lausanne, um sich über ihren Körperzustand bei ihm Raths zu erholen. Viele vortheilhafte Anträge wurden ihm von allen Seiten gemacht; Tissot lehnte sie ab. Endlich 1781 übernahm er das Professorat der Medicin an der Hochschule zu Pavia, welche Stelle er bis 1783 ruhmvoll bekleidete. Nach Lausanne zurückkehrend, lebte er der Praxis seiner Kunst und verfaßte viele nützliche Schriften, die bald in den meisten europaischen Staaten gelesen wurden. Er starb 1797. Von seinen Werken nennen wir als die wichtigsten: „Onanisme, ou dissertations sur les maladies produites par la masturbation"; „Traité de l'épilepsie"; „Traité des nerfs et de leurs maladies" (1778, 4 Vol., 12.) u. s. f. Gesammelt erschienen seine Schriften zu Lausanne 1783—94 in 15 Duodezbänden, und ins Deutsche von J. C. G. Ackermann (Leipz. 1784, 7 Bde., 8.), im Auszuge aber von Ch. F. Held (Gera 1785, 3 Bde., 8.), übersetzt.

Titanen, nach Hesiod und Apollodor, Kinder des Uranos und der Gäa oder Titäa (Erde), nach andern Mythographen Söhne des Titan und Enkel des Uranos. Gewöhnlich nimmt man 6 Titanen an: Okeanos, Köos, Krios, Hyperion, Japetos, Kronos, und ebenso viele Töchter: Tites, Rhea, Themis, Thia, Mnemosyne und Phöbe — Titaniden. Gäa, unzufrieden mit ihrem Gemahl, der die Kinder der ersten und zweiten Zeugung, die **Cyklopen** und **Centimanen** (s. d.), in den Tartaros verstoßen hatte, wiegelte die Titanen gegen den **Uranos** (s. d.) auf; Kronos entmannte ihn, die Titanen aber bemächtigten sich mit ihm der Regierung. Aber auch Kronos schloß die Cyklopen und Centimanen wieder in den Tartaros ein. Daher reizte Gäa den Zeus und die Kinder des Kronos gegen ihn. Kronos ward entthront; und als die Titanen sich der neuen Oberherrschaft nicht unterwerfen wollten, entstand der berühmte Götterkrieg, wo die Kroniden oder die Kinder des Kronos männlichen und weiblichen Geschlechts vom Olymp herab gegen die Uraniden oder gegen die Titanen auf dem Othrys in Thessalien fochten, welche endlich nach 10 Jahren durch Hülfe der Centimanen (die Zeus auf den Orakelspruch der Erde entfesselte) den Kroniden den Sieg überlassen mußten und in den Tartaros gestürzt wurden. — Spätere Mythenschreiber, diese Mythe mit phönizischer Kosmogonie vermischend, nennen 18 Titanen, die bald Kinder des Uranos, bald eines Kureten gewesen seyn, und alle dem menschlichen Geschlechte nöthige Dinge erfunden haben sollten. Oft heißen auch die Götter Titanen: Apollo, Hercules, Diana, Prometheos, selbst Gäa. Auch Helios, der Sonnenball, ist ein Titan. Der Pseudo-Orpheus in der 36. Hymne nennt die Titanen die Urväter der Vorwelt, den Ursprung der Menschen, Seethieren und Vögel, und setzt zu ihrer Zahl den Phorkos, zu den Titaniden die Dione hinzu. Die Grundideen sämmtlicher hesiodischer Titanenpaare sind, nach Wagner folgende: Flüssiges und Festes, Zeit und Erde, Sonne und Mond, Feuer und Lichtglanz, Ursprung des Menschengeschlechts, Kraft und Weltharmonie. An sie schließen sich Cyklopen, Phänomene des Gewitters.

Titanium, ein von Klaproth 1795 entdecktes Metall, ist dunkel, kupferroth, schön polirbar, spröde und sehr strengflüssig. Es zieht den Sauerstoff begierig an und wird aus den Auflösungen in Salpeter-,

Digitized by Google

Salz- und Schwefelsäure durch Laugensalz weiß, durch Galläpfelaufguß aber kermesbraun niedergeschlagen. Mit Salpeter verpufft es. Seine Erze sind: der Titansand in Cornwall; Titanspath im Passauischen und in Norwegen; Titanschörl in Ungarn und auf dem St.-Gotthard. Das Titanium heißt auch Menak, wovon das in der Mineralogie vorkommende Menakgeschlecht den Namen hat.

Titel (lat. Titulus) bedeutet am häufigsten 1) im gewöhnlichen Umgange ein gewisses Wort, einen Namen, wodurch in der bürgerlichen Gesellschaft eine Person in Rücksicht ihres Ranges, Amtes, ihrer Würde ꝛc., vor der andern unterschieden werden soll. Man unterscheidet: Standestitel (z. B. bei Fürsten, Adeligen ꝛc. zum Unterschiede von Bürgerlichen); Ehrentitel (als Durchlaucht, Excellenz ꝛc.) und Amtstitel (Bischof, Professor, Rath ꝛc.), diese aber wieder in wirkliche (von der eigentlichen Bedienung) oder in **Titularen**, die die bloße Benennung ohne das Amt haben (z. B. wirkl. Räthe, Titularräthe ꝛc.). 2) Die Aufschrift, Rubrik eines Buches, Bildes oder andern Werkes, das man dadurch von andern unterscheiden will. 3) Ein gesetzlicher Grund, aus welchem Jemand ein Recht oder der Besitz einer Sache zusteht; im kanonischen Rechte die Einkünfte oder Güter, welche zum Unterhalte der Geistlichen dienen (ursprünglich gewisse den Geistlichen angewiesene Sitze, wo sie ihr Amt ausübten) und in den mittlern Zeiten eine Würde, ein geistliches Amt, das Jemand bekleidete. Endlich 4) die Aufschrift der einzelnen Capitel in dem Corpus juris, namentlich in den Institutionen, Pandekten und dem Coder. — Vgl. **Ceremoniel** und **Brief**.

Titian, eigentlich **Tiziano Vercelli**, einer der berühmtesten Maler Italiens, zu Capo del Cadore in Friaul 1477 geboren, zeigte schon frühe glänzende Talente zu den zeichnenden Künsten, und ward deßhalb nach Venedig gesandt, wo er unter Bellini's Leitung bewundernswürdige Fortschritte machte, und sich den Styl seines Lehrers so aneignete, daß man Beider Gemälde kaum unterscheiden konnte. Eine seiner ersten Arbeiten, die ihm einen ausgebreiteten Ruhm verschafften, waren einige Frescogemälde am Waarenlager der Deutschen. Als Titian später die Werke Giorgione's, die sich durch mehr Wärme und Wahrheit und treffliches Colorit auszeichneten, gesehen hatte, nahm er sich diese zum Muster, und überragte bald den Giorgione, der jetzt aus Künstlerneid alle Verbindung mit ihm aufhob. Auch in andern Kunstfächern war Titian groß; vorzüglich übte er die Poesie mit so glücklichem Erfolge, daß er in seiner Jugend für einen der besten Dichter seiner Zeit gehalten wurde. Sein beständiger Wohnort war Venedig. Doch malte er in Ferrara den Herzog, dessen Gattin und Ariost, seinen Freund, ferner einen Christuskopf, der u. d. N. della Moneta bekannt ist, weil dem Heilande der Zinsgroschen von einem Pharisäer gezeigt wird (dieß Bild gehört zu den vorzüglichsten Kostbarkeiten der Gallerie zu Dresden), in Rom 1545 den Papst Paul III. in Lebensgröße (letztere Bildniß gelang ihm so außerordentlich, daß es bei der Ausstellung von mehren Personen, ja sogar von einem Schleppträger des Papstes, der täglich um ihn war, demüthige Bezeugungen der Ehrfurcht erhielt, weil sie es für lebendig ansahen), 1530 den Kaiser Karl V. in Bologna. Letzterer überhäufte ihn mit Ehren und Geschenken und sah ihn gern arbeiten. Als einst dem Künstler der Pinsel aus der Hand fiel, hob ihn Karl auf und reichte ihn mit den Worten: „Ein Titian ist es werth, daß ein

Kaiser ihn bediene". — Sein Ruhm erscholl indeß durch ganz Europa, und viele Fürsten und Großen fühlten sich geehrt dadurch, von Titian gemalt zu werden. Auf einer Kunstreise nach Spanien und Deutschland, verweilte er in letzterm 5 Jahre lang. Hierauf ließ er sich wieder in Venedig nieder, wo er lebensfroh und glücklich auf einem glänzenden Fuße lebte. Selbst in seinem hohen Alter blieben sich seine Geistes- und Körperkräfte gleich. Rastlos thätig für die Kunst, starb er 1576. Ausgezeichnet ist Titian als Geschichts-, Bildniß- und Landschaftsmaler, geschickt in Zeichnung und Anatomie, aber noch gründlicher in der Führung des Pinsels und im Schmelz des Colorits zur Täuschung wahr, und er war es, der den großen Landschaftsmalern, die nach ihm kamen, erst die Bahn öffnete. Seine Gemälde haben den Schein weniger Ausführung, sind aber von trefflicher Wirkung. Selbst das Helldunkel ist fortgesetztes Colorit, und besteht in Abwechselung der Tinten, nicht in den Uebergängen zum dunkeln Schatten. Ueberhaupt, wie vortrefflich Titian in allem Uebrigen seyn mochte, so bleibt das Colorit derjenige Theil der Kunst, in welchem er eigentlich unübertrefflich ist. Auch die Bekleidung ist leicht, oft vortrefflich, verliert aber bisweilen durch die kleinlichen Unterbrechungen. Kinder und Genien in seinen Darstellungen sind Meisterwerke. Seine zahlreichen Gemälde sind in Kirchen, Palästen und Bildergallerien über ganz Europa verbreitet. Einige seiner berühmtesten Gemälde sind das Altarblatt des St.-Pietro Martire in Venedig, sein Abendmahl in Escorial, sein Ecce Homo in Mailand, seine Venusbilder, sein Bachanal und seine spielenden Kinder in Madrid, sein Christo della Moneta ꝛc. Es gibt mehr als 600 Kupferstiche und Holzschnitte nach Titian's Gemälden. Ueber die Kunstwerke dieses großen Meisters hat Andr. Majer eine geschätzte Schrift (Venez. 1818) herausgegeben. Auch in England ist 1828 eine Schrift über Titian erschienen.

Tittmann (Joh. Aug. Herm.), geb. 1773 zu Langensalza, wo sein Vater, D. Karl Christian (st. 1820 als Superintendent zu Dresden) damals Diaconus war. Bei seinen glücklichen Anlagen machte er in den Studien glückliche Fortschritte. 1788 bezog er die Universität Wittenberg, um sich den theologischen Wissenschaften zu widmen, ging 1792 nach Leipzig, wo er sich im folg. J. habilitirte. 1795 ward er Baccalaureus der Theologie und Frühprediger an der Universitätskirche, 1796 außerordentl. Prof. in der philosoph. und 1800 in der theolog. Facultät. 1805 ward er Doctor und 4. ordentl. Prof. der Theologie, rückte sodann 1809 in die 3., 1815 in die 2. und 1818 in die erste Professur der Theologie ein. In dem Domstifte Meißen erlangte er endlich die Custosprälatur. Er starb am 31. Dec. 1831. Tittmann war einer der ausgezeichnetsten unter den evangel. Theologen der neuesten Zeit, sowohl in Hinsicht seiner philosoph. Auffassungsgabe und klarer Darstellungsweise, als auch in Betracht des reichen Schatzes seines vielseitigen Wissens. Auch als Geschäftsmann verdient er besondere Auszeichnung. Mit ungemeiner Leichtigkeit unterzog er sich den fremdartigsten Geschäften und führte sie zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Insbesondere zeichnete er sich auch 1830 auf dem Landtage als Abgeordneter der Universität in der ersten Curie aus. Bei feierlichen Veranlassungen, wie im engern Kreise, war er einer der gewandtesten Sprecher, namentlich in classischem Latein. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Grundriß der Elementarlogik, nebst

Digitized by Google

einer Einleitung in die Philosophie" (Leipz. 1795); die „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften" (Leipz. 1798); „Theokles, ein Gespräch über den Glauben an Gott" (Leipz. 1799); die „Ideen zu einer Apologie des Glaubens" (Leipz. 1799); „Theon oder über unsere Hoffnungen nach dem Tode" (Leipz. 1801); das „Lehrbuch der Homiletik" (Breslau 1804); die unvollendete aber treffliche „Pragmatische Geschichte der Theologie und Religion in der protestantischen Kirche während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts" (Bd. 1., Breslau 1805); die Ausgabe des „Zenoras" (Leipz. 1808); die „Institutio symbolica ad sententiam ecclesiae evangelicae" (Leipz. 1811); die ungleich beurtheilte Schrift: „Ueber Supranaturalismus, Rationalismus und Atheismus" (Leipzig 1816); die Ausgabe der „Libri symbolici" (Leipz. 1817, 2. Aufl., 1827); die Schrift „Ueber Vereinigung der evangelischen Kirchen" (Leipz. 1818); die Ausgabe des „Griechischen Neuen Testaments" (Leipz. 1824, 12.); die vergleichende Darstellung: „Die evangelische Kirche im J. 1530 und 1830" (Leipz. 1830) und das Schriftchen: „Ueber die Fixirung der Stolgebühren und des Schulgeldes" (Leipz. 1831). Seine bis auf wenige Bogen schon gedruckte „Polemik" darf man gewiß hoffen, binnen Kurzem im Buchhandel zu erhalten. Eine Menge interessanter Gegenstände behandelte er in seinen zahlreichen Programmen und andern Gelegenheitsschriften, die zum Theil in classischem Latein geschrieben sind. Ein Theil derselben wurde nach seinem Tode u. d. T.: „Opuscula varii argumenti, maximam partem dogmatici, apologetici et historici", bevorwortet von Hahn herausgegeben (Leipz. 1833), und die „De Synonymis in Novo Testamento" von Becher (Leipz. 1832). Vgl. „Rede am Grabe Tittmann's nebst einer biographischen Skizze Tittmann's von Wilhelm Theodor Moritz Becher" (Leipzig 1832).

Titurel, eine alte, nicht auf Geschichte gebaute, vom Auslande zu uns gebrachte Ritterdichtung in 7zeiligen Stanzen, die ein deutscher Dichter, Wolfram v. Eschenbach (s. d.), höher ausgebildet hat. Sie stellt die Blüthe des vollendeten Ritterthums dar; nach v. Hammer eine Allegorie der Gesellschaft und Lehre der Templer.

Titus Vespasianus, einer der besten Fürsten, die auf dem Throne der Cäsaren gesessen haben. Er war der älteste Sohn des Kaisers Vespasian und 40 n. Chr. geboren. Die Natur hatte ihn mit Wohlgestalt und Leibeskraft, mit edlern Anlagen des Geistes und des Herzens begünstigt. Er genoß eine sorgfältige Erziehung am Hofe des Kaisers Claudius, als Gespiele des Britannicus, die sich beide zärtlich liebten. Er zeichnete sich aus in Leibesübungen, war der Wissenschaft kundig, sprach Griechisch wie Latein und dichtete in beiden Sprachen, sang und spielte mit Anmuth. Unter seinem Vater zog er wider die Deutschen und wider die Briten, ward Legionstribun, und zeigte schon damals den so fähigen als kühnen Krieger. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich zu Rom mit gerichtlichen Gegenständen und führte mehre Streitsachen mit großer Geschicklichkeit. Noch sehr jung heirathete er die Tochter eines römischen Ritters, welche er frühe verlor, und hierauf vermählte er sich mit einer edlen Römerin, der er, obgleich sie ihm eine Tochter geboren hatte, einen Scheidebrief gab. Seine Sitten waren bis zu seiner Thronbesteigung sehr verderbt. Mit Auszeichnung verwaltete er das Amt eines Questors und wurde darauf Befehlshaber einer Legion, in welchem Posten er seinen Vater bei dem Kriege in Judäa begleitete. Als Letzterer

vom Heere zum Imperator ausgerufen ward, überließ er seinem Sohne Titus die Führung des Krieges und erklärte ihn (70 n. Chr.) zum Mitgenossen des Consulats. Titus zeigte sich als einen großen Feldherrn, besonders in der Belagerung von Jerusalem, welche Stadt, nachdem sich in ihr alle nur erdenkliche Schreckniſſe angehäuft und der Tod in tausend Gestalten das Volk gefressen, von den Römern stürmend durch Flammen und über Berge von Leichen eingenommen wurde. Man muß dem Titus die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß er den Juden mehrmals Raum zur Besinnung gab; aber sowohl während der Belagerung als auch nachher in seiner Behandlung der gefangenen Juden verfuhr er mit römischer Grausamkeit. Der herrliche Tempel, den Titus zu retten suchte, ward ein Raub der Flammen. Nach der Zerstörung Jerusalems eilte er gegen Zeugma am Euphrat, wo parthische Gesandte ihm im Namen ihres Königs eine Siegeskrone überreichten. Den Juden in Antiochien, welche zu verstoßen Titus von dem Senate und Volke dringend begehrt wurde, bestätigte er ihre Rechte und Freiheiten. Von Antiochien reiste Titus nach Alexandrien und dann nach Memphis, wo ihm die Einweihung des Apis aufgetragen ward. Auf die Nachricht, daß sein längeres Wegbleiben den Verdacht erregt habe, daß er sich zum Kaiser des Orients erheben wolle, beschleunigte er seine Reise nach Rom, wo er einen glänzenden Triumpheinzug hielt. Vespasian nahm ihn jetzt zu seinem Mitregenten an und Beide blieben in vollkommenster Eintracht untereinander. Nach Sueton war dieser Zeitraum von Titus Leben keineswegs ruhmvoll für ihn. Eine Schar elender Lüstlinge und Schauspieler umringten ihn; wenn ihm Leute verdächtig waren, so ließ er sie ungehört verurtheilen; in der Verwaltung der Gerechtigkeit ließ er sich leicht durch Geschenke bestimmen und verkaufte heimlich die wichtigsten Staatsämter. Während des jüd. Krieges ward er mit Leidenschaft entzündet für die schöne und geistvolle, aber unsittliche Berenice (s. d.), Schwester des Königs Agrippa von Judäa. Sie folgte ihm nach Rom, wo sie im Pallaste des Titus wie seine Gattin mit ihm lebte; aber seine Leidenschaft war dem Stolze der Römer anstößig und er entließ sie. Nach Vespasian's Tode (79 n. Chr.) folgte ihm Titus im ganzen Umfange seiner Gewalt. Viele sahen seiner Regierung mit bangen Erwartungen entgegen; ja Einige glaubten, in ihm einen zweiten Nero fürchten zu müssen; aber vom Tage seiner Thronbesteigung an zeigte er sich als einen tugendhaften Mann und als einen Fürsten, der es verdiente, „das Ergötzen des menschlichen Geschlechtes" genannt zu werden. Seine Regierung war gerecht und milde. Er übte nur Strenge gegen die Angeber (delatores), die sich unter den vorigen Kaisern oft durch falsche Angaben sehr bereichert hatten. Zum Pontifex Maximus ernannt, sagte er, daß er diese Würde übernehme, um seine Hände desto reiner zu bewahren, und hielt Wort. Er befleckte sie weder mit Blut, noch mit fremder Habe. Zwei Patrizier wurden vor ihm angeklagt, daß sie nach der Herrschaft strebten; er ließ sich so weit herab, daß er sie ermahnte, davon abzulassen, die Herrschaft werde vom Schicksal verliehen, wofern sie etwas anders von ihm wünschten, möchten sie nur begehren. Ja, er sandte einen Eilboten an die entfernte Mutter des Einen, sie wissen zu lassen, daß ihrem Sohne kein Leid widerfahren, lud Beide zur Mahlzeit, führte sie mit sich ins Amphitheater und nahm zwischen ihnen seinen Sitz. Er hob die Gesetze auf, welche das durch Reden und Schrif-

ten gegen die Person und Würde des Kaisers begangene Majestätsverbrechen bestraften, und welche unter den vorigen Regierungen eine Quelle des Unglücks und Verderbens für viele der angesehensten Familien gewesen waren, und sagte bei dieser Gelegenheit: „Wenn ich unverdienter Weise verunglimpft werde, so kann mich dieß nicht beleidigen. Ist aber der Tadel gerecht, so würde es große Tyrannei seyn, Menschen für die Aeußerungen der Wahrheit zu strafen. Was die Beleidigungen meiner Vorfahren betrifft, so mögen diese, wenn sie Götter geworden sind, sich selbst rächen". Eine große Feuersbrunst in Rom, eine Pest und ein vulkanischer Erguß des Vesuv, welcher Pompeji, Herculanum und Stabiä in Campanien verschüttete, gaben ihm traurige Anlässe, durch überfließende, dennoch von Weisheit geleitete Milde das Schicksal vieler Unglücklichen zu erleichtern. Einst sagte er beim Abendessen als ihm einfiel, daß er den Tag Keinem eine Wohlthat erzeigt hatte, das merkwürdige, mit Recht gefeierte Wort: „Freunde, ich hab einen Tag verloren!" Niemanden erzeigte er so große, noch so unverdiente und schlecht erkannte Güte, als seinem Bruder Domitian (vgl. d.). Er hatte ihn durch Fürbitte beim Vater vertreten, und als er den Thron bestieg, ernannte er ihn zum Nachfolger, ja sah ihn auf gewisse Weise als seinen Genossen in der Herrschaft an. Obschon dieser ihm nachzustellen nicht unterließ, auch fast öffentlich das Heer zum Aufruhr reizte, erzeigte Titus ihm immer gleiche Güte, soll ihn auch manchmal mit Thränen gebeten haben, ihm doch endlich seine Liebe durch Gegenliebe zu erwiedern! Titus vollendete das von seinem Vater angefangene ungeheure Amphitheater, dessen große Trümmer noch jetzt in Rom (Colosseum) bewundert werden. Auf einer Reise nach der Landschaft der Sabiner ward er von einem tödtlichen Fieber ergriffen. Seinen frühen Tod beklagend, blickte er gen Himmel und sagte: „Ich habe mir aus meinem Leben Nichts vorzuwerfen als eine einzige Handlung". Welche es war, äußerte er nicht. Er starb 81 n. Chr. auf eben dem Landgute, wo sein Vater gestorben war, im 41. Jahre seines Alters, und nach einer Regierung von einem Jahr und 9 Monaten, keine männliche Nachkommen hinterlassend. Roms Bürger klagten um ihn wie bei einer häuslichen Trauer; und der Senat, vom Gefühle wahrer Dankbarkeit durchdrungen, ehrte sein Andenken mit den ehrenvollsten und gerechten Lobeserhebungen.

Tityos, Jupiters und der Elara Sohn, ein ungeheurer Riese. Von der Juno gereizt, wollte er der Latona zu Panopeos Gewalt anthun, ward aber von Jupiter mit dem Blitze zum Tartaros niedergeschlagen (nach Andern ward er von der Latona Kinder, Diana und Apollo, erschossen). Zur Strafe lag Tityos in der Unterwelt auf der Erde ausgestreckt; zwei Geier saßen ihm zu beiden Seiten, seine Eingeweide zerfleischend, ohne daß er es ihnen wehren konnte. Servius zu Virgil's „Aen." VI, 595, bemerkt: die Begierde (nach den alten Physikern und Aerzten sich in der Leber befindend) wird nie gestillt durch einmalige Befriedigung, sondern sie erneuert sich immer mit größerer Heftigkeit; daher sagt Horatius: incontinentis aut Tityi iecur.

Tivoli, am Teverone (sonst Anio), welcher hier einen 60 Fuß hohen Wasserfall bildet; der Hauptort eines Districts in der Campagna di Roma, im Kirchenstaate, mit 5000 Einw. Merkwürdig in Tivoli durch classische Erinnerungen und seine schöne Natur (nach Ag. Capello

soll das hiesige Klima das gesundeste in der Gegend von Rom seyn). Einst stand hier die alte Latinerstadt Tibur, wovon noch einige Reste sichtbar sind. In der Nähe von Tivoli ist die Solfatara, Fago di Bagni, ein Schwefelsumpf.

Tizino, s. Titian.

Toaldo (Giuseppe), ein berühmter Mathematiker, Astronom und Meteorolog, geb. 1719 auf einem Dorfe in den Thälern von Vicenza, ging nachdem ihm verschiedene Priester die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse mitgetheilt hatten, ins Seminar nach Padua, um sich der Theologie zu widmen. Sein Lieblingsstudium war aber Mathematik. Nachdem er die theologische Doctorwürde erhalten, wurde er Lehrer am Seminar und erhielt die Erzpriesterschaft von Montegalda. Diese Pfründe vertauschte er aber 1762 mit der Professur der Stern- und Witterungskunde an der Hochschule zu Padua. Er bewirkte hier die Erbauung einer Sternwarte; auch wurden auf seine Veranlassung an vielen Orten des damaligen venetianischen Staats Blitzableiter errichtet und landwirthliche Vereine gestiftet. Sein „Abriß der ebenen und sphärischen Trigonometrie" (1769) wurde in vielen Schulen Italiens als Lehrbuch eingeführt. Sein „Versuch über Meteorologie" (1770) trug viel zur Verbreitung seines Ruhmes bei und ward in mehre Sprachen übersetzt. Seit 1778 gab er ein astronomisch-meteorologisches Journal ununterbrochen bis zu seinem Tode heraus. Am berühmtesten ward er durch seine Beantwortung der von der akademischen Societät zu Montpellier aufgestellten Preisfragen: „Welchen Einfluß hat die Witterung auf das Wachsthum der Pflanzen, und welche praktische Folgerungen lassen sich in dieser Rücksicht aus den bisher gemachten Wetterbeobachtungen ziehen?". Seine Schrift hierüber ward mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommen, fand fast in allen Ländern Uebersetzer (deutsch: „Toaldo's Witterungskunde für den Feldbau, v. J. G. Steudel", 1777. 3. Aufl., Berl. 1786), und erweckte die Aufmerksamkeit auf ein vorher ziemlich vernachlässigtes Studium. Toaldo's Talente waren nun eifrig der Verbreitung meteorologischer Kenntnisse und der Vervollkommnung der dazu gehörigen Werkzeuge gewidmet; zugleich beförderte er das Studium der Sternkunde durch eigne Schriften und Uebersetzungen von Lalande's „Astronomie" u. s. w. 1788 machte er eine gelehrte Reise durch einen großen Theil Italiens. Unermüdet thätig im Forschen der Natur, und unbekümmert um die politischen Umwälzungen in seinem Vaterlande, erreichte er ein Alter von 78 Jahren und starb 1797. Toaldo vereinigte mit seinen gelehrten viel umfassenden Kenntnissen alle Tugenden des bürgerlichen Lebens.

Toast, seinem Wortursprunge nach bedeutet es rösten, bähen; doch belegen die Engländer damit alle Arten Gesundheiten, die einer Gesellschaft ausgebracht werden. Oft haben sie die Schönheit einer Dame zum Gegenstande, wobei die Sitte herrscht, daß die Andern dem Ausbringer der Gesundheit Alles nachmachen mußten. Dieses veranlaßte die lächerlich traurige Geschichte, wo ein Toastausbringer sich einen kranken schmerzhaften Zahn zu Ehren einer Dame ausziehen ließ, und die Gäste nöthigte, dasselbe zu thun. Wichtiger sind in England und Nordamerika die politischen Toaste, in denen häufig die politischen Meinungen einer Versammlung sich kundgeben.

Tobler (Johann), geb. 1732 zu St.-Margaretha im Rheinthal, wo sein Vater, der nachherige Pastor primarius an der Heil. Geistkirche in

Digitized by Google

Zürich, Georg Christoph, Pfarrer war. Er studirte zu Zürich und wurde 1750 in das Ministerium aufgenommen. 1753 ward er Katechet der Gemeinde Unterstraß bei Zürich; von 1754 an verwaltete er das Pfarramt Ermatingen, Cantons Thurgau, 14 Jahre lang; von 1768—77 war er Diakon an der Fraumünsterkirche zu Zürich und starb als Archidiakon an der Großmünsterkirche daselbst 1808. Er war ein achtbarer Erbauungsschriftsteller von dessen Erbauungsschriften eine Sammlung in 3 Bdn., erschien. Auch die „Sammlung für theologische Schriften", spricht für eine mit dem bessern Geiste seines Zeitalters fortschreitende theologische Gelehrsamkeit. Seine „Kanzelvorträge", s. „Predigten für die Familienandacht", s. „Auferstehungslehre des Apostels Paulus, 1. Kor. 15, in 10 Predigten", sowie s. „Gelegenheitspredigten" empfahlen sich durch eine edle und herzliche Sprache. In s. „Anmerkungen zur Ehre der Bibel", und in s. „Widerlegung der wolfenbüttelschen Fragmente", legt sich ebenfalls seine große Hochachtung für biblisches Christenthum zu Tage. Seine Uebersetzung von Thomson's „Jahreszeiten", wird von spätern übertroffen. Sonst trat er noch als Dichter in der „Helvetischen Monatsschrift" auf und gab „Oden", heraus. Von „Parabois, gelegentlichen meist praktischen Wünschen und Urtheilen beim Bücherlesen" erschienen 3 Hefte 1784—86, und von s. „Gutartigen Hierarchie, Armenbesorgung ꝛc.", 1800 eine 2. Aufl. Ueber seinen Charakter und seine wissenschaftlichen Verdienste s. m. „Allgemeine Zritung", 1803, Nr. 42. Eine interessante Biographie Tobler's hat Stolz (in den „Theologischen Annalen", 1808, S. 233 fg.) verfaßt.

Tobolsk, russ. Gouvernement Sibiriens in Nordasien, auf 16.813 QM. 570.000 Einw. (außer Russen, Turalinzen, Tataren, Bucharen, Samojeden, Wogulen, Syrianen, Ostiaken ꝛc.) enthaltend, wird von den Flüssen Ob, Tobol, Irtisch, Ischim, Tura ꝛc. durchströmt. Die südlichen und südwestlichen Landstriche, welche im Sommer ein warmes und angenehmes Klima haben, sind sehr fruchtbar an Getreide und Flachs und auf den grasreichen Triften weiden zahlreiche Herden von Rindvieh, Pferden und Schafen; an einigen Orten zieht man sogar Kameele. Die Waldungen sind stark von Wildpret bevölkert und die Flüsse wimmeln von allerlei Arten Fische. Im mittlern Bereiche, wo die Luft gemäßigt, der Winter jedoch schneereich ist, bleibt indeß der Fleiß des Landmanns nicht ganz unbelohnt. Die ganze größere Nordhälfte, einer heftigen furchtbaren Kälte unterworfen, wo selbst im kurzen Sommer der Boden nur einen halben Fuß tief aufthauet, ist jeder Cultur ganz unfähig. Dichte morastige Waldungen und gegen das unwirthbare Eismeer hin kahle Sümpfe mit dürren Moosrasen, bilden die Oberfläche. Der Reichthum dieser eisigen Wildnisse besteht in kostbaren Pelzthieren, in Wild und Fischen und in Rennthierherden der in der absterbenden Natur wandernden Ostiaken und Samojeden. Das Gouvernement zerfällt in 7 Kreise und hat die befestigte Hauptstadt Tobolsk (58° 12′ N. Br.), 445 M. von St.-Petersburg, ward 1587 von den Russen angelegt und liegt am Einflusse des Tobol in den Irtisch, der gewöhnlich 6 Monate des Jahrs mit Eis bedeckt ist. Sie besteht aus der Ober- und Unterstadt, jene auf dem Ostufer des Irtisch auf einem Hügel liegend; die letztere von größerm Umfange ist den Ueberschwemmungen des Irtisch sehr ausgesetzt. Tobolsk hat 2300 meistens hölzerne Häuser, 174 hölzerne und 190 steinere Buden, über 17.000 Einw., meistens Russen, Tataren,

Digitized by Google

Verwiesene (3000), Beamte, Deutsche ꝛc., unter welchen viel Luxus herrscht. Es sind hier 23 Kirchen, 2 Moscheen, eine evangelisch-deutsche Kirche, 2 Klöster, ein Schauspielhaus ꝛc., der Sitz eines griech. Erzbischofs (Metropolit von ganz Sibirien) mit einem theol. Seminar, eine Schule für Tataren, eine allgemeine Volksschule, Schullehrerinstitut u. s. w.; beträchtliche Justenfabriken, Buchhandlungen, chirurg. Instrumentenwerkstätte für die Armeen, Flotten und Lazarethe, die Hauptniederlage alles an die Krone statt des Tributs abzugebenden Pelzwerks und starker Handel mit China, dem russ. Nordarchipel, den Bucharen, Kalmücken u. a. tatar. Nationen. Jenseits der Stadt beginnt bald die ischymsche Steppe noch mit schönen Wäldern. Auf einem Hügel in der Nähe fanden schon vulkanische Ausbrüche statt. Tobolsk ist mit Dörfern umgeben. Nahe liegen die Ruinen der alten Stadt Sibir.

Tobsucht, s. Tollheit.

Toccator, Toccati, Toccato, heißt ein Clavier- oder Orgelstück, in welchem die Hände mehrfach abwechseln. Die Musik bewegt sich meist in freien Phantasien. Toccatina nannte man das Tonstück, wenn es einen kleinern Umfang besaß. Toccato ist die 4. Stimme der Trompetenchöre, welche die Grundstimme bei Ermangelung einer Pauke macht.

Tod, die Beendigung des Lebens, oder der dem Leben entgegengesetzte Zustand. Organische, d. i. lebende Körper werden, von dem Augenblicke des Todes an, unorganischen, d. i. chemischen Gesetzen völlig unterworfen, sodaß diese die Oberhand bekommen, während sie früher nur den organischen untergeordnet waren. Man muß den vollständigen Tod wohl vom Scheintode (s. Asphyxie) unterscheiden und dabei (was bei der Ungewißheit des Lebendigbegrabens von Wichtigkeit ist) auf Folgendes Rücksicht nehmen: Bei einer Leiche hört der Puls auf, ist das Athmen nicht mehr zu bemerken, verschwindet die natürliche Wärme, es tritt Steifigkeit und Unbiegsamkeit aller Glieder ein; der Mund klafft; die Augäpfel haben ihre Elasticität verloren, sie behalten jeden Eindruck, den man ihnen mit dem Finger gab, auch die Hornhaut wird trübe und sinkt ein; der Bauch fühlt sich teigig an; es läuft Schaum, auch Blut aus dem Munde; der Körper bekommt, vorzüglich am Unterleibe, blaue Flecke, die in grüne übergehen; es tritt eine völlige Unempfindlichkeit gegen alle heftige Reize ein, als da sind: Brennen mit glühendem Eisen und Stechen und Kratzen an den empfindlichsten Stellen unter den Nägeln. Endlich zeigt sich eintretende Fäulniß durch ihren Geruch. Doch kann ein oder das andere Zeichen, einzeln genommen, noch nicht über den wirklichen Tod entscheiden, sobald nicht mehre zugleich und vorzüglich die letzten vorhanden sind. Die Fäulniß steht unter dem Einflusse der Aussenwelt; besonders sind Luft, Wärme und Wasser nöthig, wenn die beschriebenen Veränderungen erfolgen sollen; wo diese Bedingungen fehlen, da verwandelt sich der Körper in Adipocire, eine fettige, dem Wallrath ähnliche Wachsmasse, und dieß geschieht in viel längerer Zeit, als die gewöhnliche Fäulniß braucht; wo die Feuchtigkeit fehlt, da trocknet zuvörderst der Körper mumienartig ein; so werden die Leichname in den heißen und trocknen Steppen, besonders wenn der Sirocco den Tod herbeigeführt hatte, gefunden. Merkwürdig, obwohl noch nicht gehörig erklärt, sind einige Begräbnißplätze, z. B. der Bleikeller in Bremen, dadurch, daß in ihnen die Fäulniß entweder sehr langsam oder gar nicht

Digitized by Google

von statten geht. Auch ist es bekannt, daß einige Substanzen, z. B. der Gerbestoff u. a., der Fäulniß entgegenwirken, und es gründet sich darauf theils die Erhaltung mancher thierischen Stoffe und die Zubereitung derselben, des Leders z. B., theils auch die Aufbewahrung menschlicher Leichname durch Einbalsamiren. — Der Uebergang vom Leben zum Tode richtet sich nach der Ursache des Todes. Gewöhnlich wird durch die Krankheit eins der zum Leben unumgänglich nothwendigen Organe so zerstört oder gelähmt, daß es seiner Function nicht mehr vorstehen kann, dann erfolgt der Tod, und darauf gründet sich auch die Todesart, z. B. auf Lungenlähmung folgt der Stickfluß, auf Gehirnentzündung der Schlagfluß u. s. w. (Vgl. Todeskampf.)

Tod (mythologisch). In die Classe der Genien gehören Hypnos, Thanatos und Oneiros, die man alle drei für Söhne der Nacht hielt und zu den Untergottheiten der Unterwelt rechnete. Dem Hypnos, oder dem Schlafe, gab man Cimmerien, der daselbst herrschenden nächtlichen Dunkelheit wegen, zum Aufenthalt, und die Mohnpflanze, ihrer einschläfernden Kraft wegen, zum gewöhnlichsten Attribut. Auch hält er in den Abbildungen gemeiniglich eine umgekehrte, verlöschende Fackel in der Hand. Dieß Letztere war auch die Vorstellung des Thanatos oder des Todes, den man auf Grabmälern sehr oft seinem Bruder, dem Schlafe gegenüber stellte, und gleichfalls als einen Genius, nicht, nach der Art der Neuern, als ein Gerippe, bildete. Die widerliche und gewaltsame Veranlassung des Todes und das Sterben selbst bezeichnete man mit dem griech. Worte Ker, und nahm in dieser Hinsicht auch mehre Keren, als tödtend und das Blut aussaugend, an. Einen ähnlichen Unterschied machten die Römer unter Mors und Lethum. Oneiros, den man auch in der Folge Morpheus nannte, war der Gott der Träume, deren es mehre gab, unter denen Phobetor und Phantasus besonders genannt werden. Siehe die classischen Abhandlungen von Lessing „Sämmtl. Schriften", 10. Bd. und Herder u. d. T.: „Wie die Alten den Tod gebildet?" Ferner über die Genien des Todes auf Kunstwerken in Welker's Zeitschrift, 1. Bd., 3. Heft. Die Hebräer haben ebenfalls einen furchtbaren Todesengel, Samael mit Namen, der auch der Fürst der Welt genannt wird, und mit dem Teufel zusammenfällt; die frühsterbenden Frommen aber entführt er mit einem sanften Kuß; Henoch wird lebendig gen Himmel geholt. — Unsere heiligen Bücher schildern den Tod der Guten als eine Rückkehr in die Heimath, Eingehen zur himmlischen Seligkeit. Gleichwohl hat man ihn in der neuen Kunst, besonders seit dem 14 Jahrh., häufig als scheußliches Todtengerippe mit der Sense, womit er die Sterblichen gleich Gräsern wegmäht, abgebildet; dagegen die Darstellung eines Gerippes wie auf dem Monument zu Cumä — das noch überdies mit Haut bekleidet ist — eine Ausnahme in spätern Zeiten des class. Alterthums gewesen seyn mag. Die geschmackvollere Kunst ist davon zurückgekommen, und schließt sich hierin mehr an jene Darstellung der Alten an, nennt ihn Freund Hain, oder bedient sich der Allegorie vom Schmetterlinge.

Tod (bürgerlicher). Bürgerlich todt sind alle Menschen, welche die Rechte, welche dem Bürger durch die Staatsgesetze, unter denen er lebt, gewährt sind, nicht ausüben dürfen. Ein Sklave ist bürgerlich todt, weil es ihm nicht gestattet ist, irgend eine Handlung, welche dem Bürger oder dem Unterthan als solchem zusteht, zu begehen. Bürgerlich

todt sind ebenfalls die Unmündigen und Wahnsinnigen. Man könnte dieß den natürlichen bürgerlichen Tod nennen, weil die Natur den Unmündigen und Irren nicht erlaubt, ihre Rechte als Staatsbürger auszuüben; im Gegensatze zu dem juridischen bürgerlichen Tod, wo einem Menschen durch Rechtsspruch entweder alle, oder ein Theil seiner bürgerlichen Rechte genommen wird. Die meisten Gesetzgebungen verstatten selbst dem zum Tode Verurtheilten noch durch Testament (s. d.) über sein Vermögen zu verfügen, insofern er nicht durch rechtskräftig erkannte Confiscation daran gehindert ist. Dagegen hat sich in Frankreich das Institut des bürgerlichen Todes erhalten („Code civ.", a. 22; „Code pén.", a. 18) und trifft Jeden, welcher zum Tode, zur lebenslänglichen Strafarbeit (travaux forcés, Galeeren) oder zur Deportation verurtheilt wird, auch wenn er flüchtig und wegen Nichterscheinens verurtheilt ist. S. Schmid's „Einleitung in das franz. bürgerliche Recht".

Todeskampf (Agonie) heißt der Zustand, welcher unmittelbar dem Tode vorhergeht, kurz das Sterben, welches in einem Kampfe der verlöschenden Lebenskraft und der Krankheit besteht. Der Todeskampf kündigt sich bald als ein Ermatten und Erlahmen aller Körper- und Seelenverrichtungen, bald als ein gewaltiger Sturm an, dessen sehr unregelmäßige Thätigkeit bald in den Tod übergeht. Das Bewußtseyn ist entweder schon eher verschwunden, als der Todeskampf eintritt, oder es endigt sich erst mit dem Tode. Während demselben hat der Kranke ein eigenes Gesicht, das man das Hippokratische nennt. Es sieht schon leichenähnlich aus, die Augen liegen hohl, die Nase wird spitz und weiß, die Haut der Stirn angespannt, ein kalter, klebriger Schweiß bedeckt den Kranken, die Extremitäten sind kalt, die Excremente entleeren sich von selbst, der Athem wird röchelnd, Dilirien treten ein; der Kranke pflückt mit den Fingern die Betten und Tücher. Manchmal verbreitet der Sterbende schon einen Leichengeruch. Der Todeskampf ist von verschiedener Länge; oft füllt er kaum einige Minuten aus, ein anderes Mal dehnt er sich auf Tage aus. Ein Mensch, der schon mit dem Tode ringt, ist nicht mehr zu retten; Theilnahme der Seinigen und der Trost der Religion können allein dem Hinscheidenden die furchtbaren letzten Augenblicke erleichtern.

Todesstrafe. Das Strafrecht im Staate ist so wenig als irgend ein anderes Recht ein unbeschränktes und unbedingtes. Vielmehr hängt es in seiner Ausübung von dem allgemeinen Grundsatze als einschränkender Bedingung ab, daß Beschaffenheit und Größe der Strafe der Beschaffenheit und Größe der zu strafenden Rechtsverletzung möglichst angemessen sey. Da hierüber schon in dem Art. Strafe ꝛc. das Nöthige gesagt worden, so ist hier nur noch die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Lebens- oder Todesstrafe zu beantworten — eine Frage, die besonders seit des Marchese Beccaria Schrift: „Dei delliti e delle pene" vielfältig besprochen worden. Die Praxis hat dieselbe in allen Staaten bejahend entschieden, wenn auch hin und wieder einzelne Rezenten aus angeblicher Menschlichkeit die Todesstrafe in eine andere scheinbare mildere, in der That aber noch eine härtere Strafe, nämlich in lebenslängliche Qual, verwandelten. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß die Praxis oft darin zu weit gegangen, daß sie die Todesstrafe auch auf solche Verbrechen setzte, denen eine solche Strafe nichts weniger als angemessen ist, z. B. auf bloße Verletzungen des Eigenthums, der ehelichen Treue u. dgl.

Digitized by Google

In solchen Fällen ist die Todesstrafe ungerecht. Daß sie es aber überhaupt in allen Fällen sey, können wir nicht zugeben. Vielmehr halten wir die Todesstrafe in allen den Fällen für rechtmäßig, wo das Verbrechen in einem vorsetzlichen Angriffe auf das Leben eines einzelnen Bürgers oder gar des Staates selbst besteht, weil hier die Todesstrafe die einzige dem Verbrechen völlig angemessene Strafe ist, und weil selbst im Naturstande das Recht zu zwingen, als ein Sicherungs- oder Vertheidigungsrecht der Einzelnen gedacht, im Fall eines solchen Angriffs bis zur Vernichtung des Angreifers gehen darf. Die Einwendungen, die man dagegen gemacht hat, sind alle von keiner Bedeutung, wenn man sie genauer betrachtet. Wenn man z. B. gesagt hat, die Todesstrafe bessere nicht und schrecke nicht ab und müsse darum abgeschafft werden, so ließe sich dasselbe von allen Strafen sagen. Folgt aber daraus, daß man gar nicht strafen dürfe? Ist die äußere Darstellung der Heiligkeit des Rechtsgesetzes der erste und nächste Zweck der Strafe, so kommt gar nichts darauf an, ob die Strafe in allen oder nur in einigen Fällen auch bessere oder abschrecke. Daß aber die Todesstrafe nie eine solche Wirkung gehabt habe oder haben könne, wird wohl Niemand behaupten wollen. — Ein anderer Einwand, daß der Gemordete von der Hinrichtung seines Mörders gar keinen Vortheile habe und folglich diese Hinrichtung ungerecht sey, beruhet auf der ganz falschen Voraussetzung, daß die Strafe erst durch den materialen Nutzen gerecht werde, den sie dem Beleidigten gewähre. Hierauf kommt aber wieder nichts an, weil die Strafe zuerst und und zunächst nur die Heiligkeit des Rechtsgesetzes äußerlich darstellen soll. Und ist denn, wenn ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft gemordet worden, nicht in diesem Gliede die ganze Gesellschaft mit beleidigt? Und ist Der, der ein Mal das Leben Anderer so wenig achtet, daß er es seinem Triebe unbedenklich opfert, nicht ein für die ganze Gesellschaft höchst gefährlicher Mensch? Wenn aber das Leben des Staates selbst unmittelbar angegriffen wird (wie z. B. von dem Hochverräther geschieht), so findet dann jener Einwurf überhaupt nicht statt. — Aber sagt man weiter, der Staat kann ja sich und seine Bürger auf andere Art selbst gegen den gefährlichsten Verbrecher sichern, wozu ihn also am Leben strafen? Fragt man nun, wie? — so ist die Antwort entweder: Durch Landesverweisung, oder: Durch lebenslängliche Einsperrung. Durch jene aber wird man nicht nur ungerecht gegen die Nachbarstaaten, denen man wider ihren Willen einen höchst gefährlichen Menschen zuweist, sondern man sichert sich auch gar nicht, weil ja die heimliche Rückkehr des Verwiesenen nicht verhindert werden kann. Durch Einsperrung sichert man sich ebenso wenig, da tausend Fälle beweisen, daß der festeste Kerker oder die stärksten Fesseln und die schärfeste Bewachung nicht das Entfliehen unmöglich machen. Und je strenger die Einsperrung ist, desto qualvoller und zerstörender für die Gesundheit ist sie. Die ganze Menschlichkeit besteht also darin, daß man dem schnellen Tode, dem eine kurze Angst vorausgeht, ein allmäliges von tausend schmerzhaften Gefühlen begleitetes Absterben unterschiebt. Und was für ein Recht hat ein Verbrecher, der so gefährlich ist, daß man ihm die Freiheit auf die ganze Lebenszeit glaubt entziehen zu müssen, vom Staate zu fordern, daß er ihn auf eigene Kosten unterhalte oder doch auf eigene Gefahr bewache? — Noch unstatthafter ist der Einwurf, daß sich Niemand anheischig machen könne, den Tod als Strafe zu leiden. Denn von einer Anhei-

Digitized by Google

schigmachung zum Bestrafwerden ist hier überall nicht die Rede. Auch die geringste Strafe leidet man nicht gern oder freiwillig, sondern man unterwirft sich ihr nur mit Ergebung, weil man einmal unter der Strafgewalt des Staates steht und das Gewissen selbst die Strafwürdigkeit des Verbrechens anerkennt. — Frankreich hat nur die beiden einfachen Arten der Todesstrafe, das Erschießen bei dem Militair und das Enthaupten durch das Fallbeil, die Guillotine (s. d.), in seine neue Gesetzgebung aufgenommen. England hat nur das Hängen, und das Abschneiden des Kopfes für Hochverräther. In Deutschland ist jetzt nur noch das Rädern, Verbrennen, Hängen und Enthaupten. In Oestreich ist nur die Todesstrafe durch den Strang gesetzlich. Die Todesstrafe pflegt bald nach dem Erkenntniß der Bestätigung und Bekanntmachung desselben vollzogen zu werden; in Ländern, wo keine Rechtsmittel statt finden (wie in England), zuweilen am nächsten Tage. In Frankreich findet auch keine Appellation, sondern nur eine Nichtigkeitsbeschwerde (Cassationsgesuch) statt; in Deutschland wird nicht nur landesherrliche Bestätigung für nothwendig gehalten, sondern man gestattet auch dem Verurtheilten eine nochmalige Vertheidigung, oder die Berufung an ein höheres Gericht. Eine Hinrichtung kann nur an Menschen vollzogen werden, die ihres Verstandes mächtig sind, an Schwangern muß sie aufgeschoben werden bis nach der Entbindung. Vor der Hinrichtung wird die Strenge des Gefängnisses gegen den Verurtheilten gemildert; man gestattet den Seinigen den Zutritt, gibt ihm bessere Nahrungsmittel und gewährt ihm die Tröstungen und Belehrungen der Religion. An manchen Orten ist es gewöhnlich, daß die Begleitung des Delinquenten unter Vorausritt singender Schüler geschieht, daß Geistliche neben dem Delinquenten gehen, dieser eigene Kleidung (meist weiß mit schwarzen Bändern eingefaßt) trägt, ein langer Zug von Gerichtspersonen u. s. w. ihm folgt, aufgebotene Bauerschaften den Zug umgeben, oder Militair in Paradeanzug ihn schützt. Alles dieß gibt dem Zug etwas Pomphaftes und Feierliches, das, statt abzuschrecken, rohen Seelen es im Gegentheil wohl wünschenswerth macht, ebenfalls der Gegenstand einer allgemeinen Aufmerksamkeit einer großen Volksmenge zu werden, und es ist daher nicht selten, daß (wie noch vor mehren Jahren bei Kaltofens, des Mörders Geh. Kügelchens, Hinrichtung in Dresden geschah) eben durch diesen Aufzug in Andern die Idee eines zu begehenden Mordes erregt worden ist. Zweckmäßig ist daher, den Delinquenten ohne Pomp in seinen gewöhnlichen Kleidern auf einem Leiterwagen, bloß von einem Priester und einem deckenden Cavalleriedetachement begleitet, rasch zum Richtplatz schaffen zu lassen, und so das Feierliche ganz zu vermeiden. Den Leichnam überläßt man in der Regel entweder den Anatomen oder den Verwandten, nur selten bleibt er am Galgen oder auf dem Rade.

Todi (Maria Francesca), eine der berühmtesten Sängerinnen ihrer Zeit, geb. zu Lissabon um 1748. In London und Paris mit großem Beifall aufgenommen, kam sie auch (1780) nach Potsdam, darauf 1783 nach Petersburg, erhielt einen neuen Ruf nach Berlin, wo sie als Andromeda, Medea ꝛc. großen Beifall und große Gunstbezeigungen erntete, aber nun auf 6000 Thlr. Gehalt bestehend, ihren Abschied erbielt. Sie ging nach mehren Reisen durch Italien, Holland, England, in ihr Vaterland, nach Lissabon zurück, wo sie, obgleich man sie schon 1793 todt

Digitized by Google

gesagt hatte, noch im J. 1821, jedoch für die Kunst todt, sich aufhielt. Sie st. 1825. Ihre Stimme, die sich jedoch mehr zum Alt neigte, schön, klar, hinreißend, ihr Gesang rein und kunstmäßig und im Adagio ganz bezaubernd, machte sie eine Zeitlang zur Rivalin von der berühmten Mara.

Todsünden, nach 1. Joh. 5, 16, 17, Sünden, die den geistigen Tod, d. h. den Verlust des Gnadenstandes, nach sich ziehen, unterscheidet die Theologie von minder schweren, oder zu erlassenden Sünden, welche die Folge nicht haben. Die ersten Kirchenväter ließen noch unbestimmt, welche Handlungen den Namen der Tod- oder Hauptsünden verdienen; erst Augustinus bestimmte als solche: Gottesverachtung, Unkeuschheit und Menschenmord. Dennoch stellte nach Cassianus und Gregor d. Große, Petrus Lombardus („Magist. Sentent.“, II. 41, 6) folgendes Verzeichniß fest: Superbia, Hochmuth, Avaritia, Geiz, Luxuria, Wollust, Ira, Zorn, Gula, Völlerei, Invidia, Neid, Acedia, Trägheit des Herzens — behaltbar durch das aus den Anfangsbuchstaben gebildete Wort S. a. l. i. g. i. a. Dieß sind die 7 Todsünden, welche seit dem 12. Jahrh. in der scholastischen und noch jetzt in der kathol. Dogmatik, besonders in den kathol. Katechismen fürs Volk, aufgeführt werden, obgleich schon der Zeitgenosse des Petrus Lombardus, Richard von St.-Victor („De differentia peccati mortalis et venialis“, Rouen 1650. S. 176) richtiger die Größe der Unsittlichkeit des Sündigenden, der Verletzung des Nächsten und der Verachtung Gottes zum Kennzeichen der Todsünde gemacht hatte, und andre Scholastiker auch die sogenannten schreienden Sünden: Todtschlag, Sodomiterei, Unterdrückung der Unschuld, und gewaltsame Vorenthaltung des verdienten Lohnes, ja überhaupt, was Paulus, Gal. 5, 19—21, nennt, unter die Todsünden rechneten. Doch haben viele, besonders neuere kathol. Theologen die Unzulänglichkeit jenes Verzeichnisses anerkannt und entweder den einzelnen Rubriken desselben künstlich unterzuordnen gesucht, was darin nicht enthalten und auch Todsünde ist, z. B. Ketzerei und Unglaube unter Superbia, Indifferentismus in Sachen der Religion unter Acedia, oder eigenthümliche, dem jetzigen Standpunkte der Theologie angemessenere Verzeichnisse aufgestellt. Den Unterschied zwischen Tod- und zu erlassenden Sünden nehmen auch die Protestanten (nur die Reformirten, welche in der Prädestinationslehre Particularisten sind, nicht) an, sie finden ihn jedoch bloß in den Graden der sittlichen Zurechnungsfähigkeit und Strafwürdigkeit des sündigenden Subjects, sodaß jede wissentliche und vorsätzliche Pflichtverletzung der Gnade Gottes verlustig macht, unwissentliche und unvorsätzliche Fehltritte diese Folge nicht haben, kanonische Büßungen für dieselben aber auf keine Weise zulässig sind; dagegen die römisch-katholische und die griech. Kirche, welche die Nothwendigkeit kanonischer Abbüßung der verzeihlichen Sünden behaupten, den Unterschied zwischen denselben und den Todsünden in dem Wesen der sündlichen Handlungen selbst und ihrem Verhältnisse zum Gesetze suchen, um sie auf ähnliche Weise zum Gegenstande ihres auf diesen juridischen Gesichtspunkt gebaueten kirchlichen Pönitenzverfahrens machen zu können, und vor dem Forum der priesterlichen Gerichtsbarkeit zu behalten, wie die peinliche Rechtspflege Verbrechen.

Todte Hand (nach dem Latein des Mittelalters manus mortua)

Digitized by Google

heißen im deutschen Privat- und Staatsrechte jene geistlichen und andere Körperschaften, welche ihre liegenden Güter nicht veräußern dürfen. Die Güter der Klöster und Kirchen lagen sozusagen in einer todten Hand, weil sie entweder gar nicht oder nur höchst schwer wieder in den Verkehr und den Handel gebracht werden konnten. Es ist daher die Veräußerung liegender Güter an die todte Hand oder zur todten Hand, als dem gemeinen Wesen nachtheilig, in vielen Ländern eingeschränkt worden und wird nicht ohne besondere Erlaubniß des Staats gestattet. — Im Lehnrecht ist todte Hand auch ein Leibeigener, der über seine Güter nicht testiren konnte; sondern der Leibherr hatte das Recht, einen Theil der Nachlassenschaft, Mortuarium, für sich einzufordern. Das Gegentheil von der manus mortua war die manus propria, ein Ausdruck, der im Mittelalter so viel bedeutete, daß man kein Leibeigener sey und die Befugniß besitze, nach Gefallen über sein Eigenthum zu verfügen. (Vgl. Leibeigenschaft.)

Todtenaustragung (Todtenfest, Todtenaustreiben) soll ein altes slawisches Fest gewesen seyn, welches, dem Andenken der Verstorbenen geweiht, im Anfang des Frühlings gefeiert wurde. In den alten Sitzen der Slawen, als Böhmen, Lausitz, Polen, Schlesien, wird noch jetzt am Sonntage Lätare, der auch Todtensonntag heißt, ein solches Fest, doch gewöhnlich nur noch von Kindern und Jünglingen, begangen. Man trägt einen Strohmann in Procession durch das Dorf und wirft ihn hierauf außerhalb dem Dorfe entweder ins Wasser oder verbrennt ihn. Die hierbei gesungenen Lieder haben das Verschwinden des Winters und das Herannahen des Frühlings zum Gegenstande; hieraus läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß der Strohmann eigentlich den Winter vorstellen soll, welchen der Frühling aus dem Dorfe und den Fluren vertreibe. Daß dieser Gebrauch erst nach Einführung des Christenthums entstanden, und daß das zur Schau herumgetragene Symbol des Todes die Abschaffung des Götzendienstes bedeute, wird dadurch widerlegt, daß diese Ceremonie überall an dem nämlichen Tage gefeiert wird, es aber nicht wahrscheinlich ist, daß der Götzendienst auch überall an dem nämlichen Tage abgeschafft worden seyn möchte. (S. Anton's „Versuch über der ältern Slawen Ursprung", Leipzig 1783 und 89, 2 Thle.)

Todtenbestattung. Alle Arten derselben beziehen sich entweder auf das Erhalten oder das Zerstören des Körpers. Jenes geschieht durch das Mumisiren (s. Mumien), Einbalsamiren oder Austrocknen; dieses durch Begraben oder Verbrennen. Das Zerfleischen durch Raubthiere oder Raubvögel kommt auch vor; so wurden diese Thiere die lebendigen Gräber des Sophisten Gorgias. Alle Naturreligionen, alle Stern- und Feueranbeter hielten es für Verunreinigung ihres göttlichen Feuerprincips, Leichname vom Feuer verzehren zu lassen. Sie hielten das Begraben allein für naturgemäß. Dieselbe patriarchalische Ursitte behielten die Juden und die aus dem Judenthum ausgegangenen Christen streng bei. Auch der älteste skandinavische Odin lehrte das Begraben. Erst der 3. Odin führte das Verbrennen ein. Bei den ursprünglichen Völkern Europas scheint erst das Begraben allgemein gewesen zu seyn, sowie die Abstämmlinge der kaukasischen Völkerschaften alle zum Sternendienste gehörten; später kam allgemein mit dem Cultus des pelasgischen und hellenischen Kreises das Verbrennen auf; endlich siegte wieder das Begraben. Die slawischen Völker, als grobe Fetischdiener, verbrannten ihre Todten von

Digitized by Google

frühesten Zeiten an; aber die germanischen erst in späterer Zeit, gewiß zu Tacitus's Zeiten, und die Beschaffenheit der 1827 fg. bei Sinsheim unfern Heidelberg eröffneten 14 Todtenhügel der alten Deutschen (81 Gräber) stimmt mit seiner Beschreibung überein. Seit der Herrschaft der monotheistischen Religionen, des Christenthums und des Islam, ist das Todtenverbrennen nur noch am Ganges und in Indostan übrig geblieben. — Den Gebrauch, die Todten an gemeinschaftlichen Orten zu begraben, findet man schon bei den ältesten Nationen. Die Römer hatten ihn in den frühesten Zeiten; späterhin, da die Republik am blühendsten war, wurden die Todten verbrannt und nur die Asche, in Töpfen (Urnen, s. d.) gesammelt, begraben. Die alten Deutschen begruben ihre Verstorbenen in den von ihren Priestern geheiligten Hainen. Mit Einführung der christlichen Religion wurden gemeinschaftliche geweihte Oerter (Kirchhof, Gottesacker, Friedhof) dazu bestimmt, und nun ward es für Schande gehalten, nicht in die geweihte Erde zu kommen; daher die Verweigerung des Begräbnisses dahin zu den Strafen des Kirchenbannes gehörte. Schon die Römer hatten den Gebrauch, ihre Begräbnisse wenigstens mit einem Steine zu versehen, auf welchem der Name des Verstorbenen und der Wunsch: „Er ruhe wohl" (Sit tibi terra levis, d. i. die Erde sey ihm leicht) bezeichnet war. Dieß erhielt sich auch bei den Christen und pflanzte sich zu den Deutschen fort. Die Begräbnisse in den Kirchen rühren von einem, den Menschen aller Zeiten und Nationen gemeinschaftlichen Hange her, seine Angehörigen noch im Tode zu ehren. Kaiser Konstantin (st. 337) war der Erste, von dem man weiß, daß er sein Grab in einer Kirche und zwar in der Apostelkirche zu Konstantinopel bestellte, wozu er, als der Erbauer derselben, wahrscheinlich ein vorzügliches Recht zu haben glaubte. Jetzt hat man beinahe allenthalben das Begraben in Kirchen, als der Gesundheit höchst nachtheilig, abgeschafft oder doch beschränkt, und die Kirchhöfe größtentheils außerhalb der Ringmauern der Städte verlegt. (Vgl. auch Beerdigung.) S. Meiner's „Krit. Gesch. der Religion" (2. B.).

Todtengericht der Aegypter. Was bei den Römern der Orcus, bei den Griechen der Hades war, nannten die frühern Aegypter den Amendes, das Todtenreich des Osiris. Dieser war auch Todtenrichter. Papyrusrollen stellen das Todtengericht in der Unterwelt bildlich dar, welches symbolisch gewöhnlich durch die große Wage dargestellt wird. Nicht allgemein üblich, sondern nur auf die Hauptst. des Reichs, Memphis, beschränkt, scheint das irdische Todtengericht gewesen zu seyn, das auch mit den Leichen vorgenommen wurde, ehe sie in die heilige Todtenstadt (Nekropolis) kamen, wie man die prächtigen Begräbnißkammern in der westlichen Sandsteingebirgskette nannte, nach welcher die Mumien auf dem wachsenden Nil geschafft wurden, wenn sie zuvor, wenigstens ein Jahr lang, bei den Ihrigen gewesen waren. Dieses Gericht bestand aus 40 Personen. Der Leichnam ward auf einem öffentlichen Platze ausgestellt; der Name des Verstorbenen wurde vorgelesen und Jeder von der versammelten Volksmenge durch die Todtenrichter aufgefordert, seine Klagen gegen den Verstorbenen laut vorzubringen und zu beweisen. Bewies nun Jemand, daß der Erblaßte ein Bösewicht gewesen sey, so fällten die Richter das Urtheil, daß er der Ehre des Begräbnisses unwürdig sey. Fand sich aber kein Kläger vor, so legten die Anverwandten die Trauer ab und hielten dem Verstorbenen eine Lobrede, in welcher sie

seine Tugenden lobten und die Götter der Unterwelt baten, ihn in die Gesellschaft der Frommen aufzunehmen. Dann erfolgte die feierliche Beerdigung. Vorzüglich feierlich war dieses Todtengericht bei einem verstorbenen Könige. Wurde gefunden, daß die Klagen ungerecht waren, so standen harte Strafen darauf. — Ueber das in der kathol. Kirche übliche Todtengericht s. Kanonisation. — In England gibt es eine andre Art des Todtengerichts, welche der so häufige Selbstmord nothwendig macht. Es ist nämlich ein eigner königl. Beamter, Coroner (s. d.), angestellt, die Veranlassung eines jeden gewaltsamen Todes, er möge durch Selbstmord oder durch fremde Hand verursacht worden seyn, zu untersuchen. Zu diesem Behuf muß der Coroner jedesmal eine Jury von 12 Personen (Geschworne) versammeln, die dann über den vorliegenden Fall entscheiden.

Todtentanz. Gewöhnlich versteht man hierunter ein allegorisches Gemälde, welches den Tod in verschiedenen Gestalten und Handlungen darstellt oder ihn auch zum Reihenführer eines Tanzes macht. Obgleich die Todtentänze ursprünglich eine deutsche Idee zu seyn scheinen, so sind doch auch in andern Ländern, besonders in England und Frankreich, wo man sie Dances Macabres (wie geglaubt wird, nach einem wenig bekannten deutschen Dichter Eremius Macaber) nennt, ähnliche Gemälde vorhanden gewesen. So wenig Reizendes auch diese Darstellungen ansich haben, wurden sie doch häufig gefunden. Den ältesten vom J. 1312, welcher sich im sogen. Klingenthal zu Kleinbasel befindet, hat Hegner in s. „Hans Holbein d. J." beschrieben. G. Peignot (s. sein Werk über diesen Gegenstand, Dijon u. Paris 1826) gedenkt eines Todtentanzes zu Dijon vom J. 1436. Er sucht den Ursprung der Todtentänze in Frankreich und erklärt die tanzenden Stellungen der Gerippe daher, daß nach der Erzählung der alten Chroniken die von dem Pestübel Befallenen plötzlich aus den Häusern liefen und durch krankhafte Bewegungen und Zuckungen ihre Kräfte aufregten. Andre leiten die Entstehung dieser Darstellung von den Maskeraden ab. Man findet dergleichen oft auch auf den kathol. Begräbnißplätzen. Ein solcher befand sich auf den Wänden des Kirchhofes der unschuldigen Kinder zu Paris, um die Mitte des 15. Jahrh. gemalt, von welchem der an den Klostermauern des Capitels zu St.-Paul in London eine Copie war. Einer der bekanntesten Todtentänze, der bis auf unsere Zeiten eine besondere Erwähnung verdient, ist derjenige, welcher vor noch nicht vielen Jahren auf dem Predigerkirchhofe in der Vorstadt St.-Johann zu Basel an einer Mauer befindlich war. Er ist zur Zeit des Kaisers Sigismund und des Papstes Eugenius IV. in Fresco gemalt, als ein Concilium zu Basel gehalten wurde (1431—48) und die Pest eine Menge Menschen und darunter Viele, die zum Concilio gehörten, hinwegraffte, um dadurch an die Sterblichkeit zu erinnern, die, vom Papst an, keinen Stand verschont hatte. Die Pest brach daselbst 1439 aus, und da selbst mehre Rathsherren ein Opfer der Seuche wurden, so ließ der Magistrat den Todtentanz von einem ganz unbekannten Künstler (und nicht, wie man irrthümlich behauptet hat, von dem berühmten, fast 60 J. später geborenen Hans Holbein) malen (gegen 60 lebensgroße Personen), und zwar so, daß der Tod den Papst, den Kaiser, die Kaiserin, den König, überhaupt alle Stände bis zum Bettler herab zum Tanze aufforderte, welches durch erbauliche Reime angedeutet wurde. Als das Bild durch die Zeit etwas gelitten hatte, ließ es der Rath zu

Digitized by Google

Basel 1489 durch Hans Bock erneuern (er scheint späterhin mit Oelfarben übermalt worden zu seyn), und Hans Hugo Klauber (1520, n. A. 1568 legte die letzte Hand daran, sein eigenes Portrait, sowie das seiner Frau und eins seiner Söhne hinzufügend. Er ist von Joas Dennecker (Augsb. 1544) und von Matth. Merian d. Aeltern (1621) in 44 Bl. in Kupfer gestochen worden (s. die neueste Ausg. von Merian's Werken 1726). Auf der öffentlichen Bibliothek zu Basel ist eine Copie dieses Gemäldes in Wasserfarben vorhanden. Holbein hat vielleicht von diesem Gemälde die erste Idee zu seinem Todtentanze genommen, von welchem die Originalzeichnungen in das Cabinet der Kaisern von Rußland, Katharina II., gekommen sind. Einige wollen behaupten, daß Holbein selbst die Zeichnungen in Holz geschnitten habe. Dieser Holbein'sche Todtentanz ist auch gestochen in 33 Bl. in Chr. de Mechel's „Werken Hans Holbein's" (franz., 1. Thl., Basel 1780) und in Steindruck vom Maler Schlotthauer (München 1829 fg., 53 Bl. in 10 Lief., die 11. gibt den Text). Auch in a. Städten der Schweiz wurden im 15. Jahrh. ähnliche Abbildungen gemacht. (S. Müller's „Geschichte der Schweizer", 4. Bd.) Ein andrer, dem baseler ähnlicher Todtentanz ist auch gegenwärtig in der St.-Marienkirche zu Lübeck, 1463 vollendet, und die Figuren sind in Lebensgröße. Den Anfang machen 2 Skelette, von welchem eins die Flöte bläst; dann folgt, immer von einem Skelett begleitet, ein Kaiser, ein König ꝛc., die alle nach des Todes Pfeife tanzen. Zu Dresden ist an der Mauer des neustädter Kirchhofs noch jetzt ebenfalls ein ähnlicher Todtentanz zu sehen. Er besteht aus 27 halberhabenen, aus Sandstein gearbeiteten Figuren, welche Personen beiderlei Geschlechts aus allen Ständen vorstellen. In dem Waisenhause zu Erfurt befindet sich eine Gallerie mit 56 Bildern, der Todtentanz genannt. Unter jedem Gemälde sind deutsche Verse in Form eines Gesprächs. Auf dem Kirchhofe des ehemaligen Dominicanerklosters in Landshut ist an der Mauer ein Todtentanz in Fresco gemalt. Der Tod kämpft mit allen Ständen. Unten stehen alte Reime. Ausführliche Nachrichten über diesen Gegenstand s. in Fiorillo's „Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den Niederlanden" (4. Bd., S. 119—174). Selten ist: „Les images de la mort, auxquelles sont adjoustées 12 figures" (1. A. 1530, 4., auch ins Spanische, Englische und in andre Sprachen übersetzt; 2. Aufl., Lyon, Jean Frellon, 1547, kl. 8.). — Todtentanz könnte man auch jene wilden Tänze nennen, womit amerikanische Völkerschaften ihre in der Schlacht gefallenen Angehörigen zu ehren pflegen.

Todtes Meer, ein großer Landsee in der asiatisch-türkischen Provinz Syrien, welcher aus der heil. Geschichte (1. Mos. 19, 24) schon bekannt ist, indem hier das schöne Thal Siddim mit den Städten Sodoma, Gomorra, Adama, Zeboim, Bela, „wegen ihrer Laster" durch einen Feuerregen vernichtet wurden und hierauf dieser See entstand, welcher von den Anwohnern Bahar-Loth (Loths-Meer) genannt wird. Ohne der Religion zu nahe zu treten, kann man wohl zugeben, daß die Katastrophe dieser Städte auch aus natürlichen Ursachen geschehen konnte. Sodoma stand auf einer harzigten Erdlage, in seiner Nähe waren Schachten von Pechgruben; in diesen Schlund fuhr ein zündender Blitzstrahl, und das unterirdische Feuer verschlang die Städte. Das todte Meer (außer dem Jordan noch 8 Waldbäche aufnehmend, und ohne sichtbaren Abfluß, weil das ihm zufließende Wasser durch starke Ausdünstungen ver-

loren geht) ist von N. nach S. 11 deutsche Meilen lang, in der Mitte 3 Meilen breit und hat, nach Seetzen, 6 Tagereisen im Umfange. Es liegt, bogenförmig gekrümmt, zwischen zwei Gebirgsketten eingeschlossen, die südwärts Harz, heiße Quellen und phosphoreszirendes Gestein enthalten. Die Ufer des Sees bestehen aus einem mit Salz vermischten Sande, unter welchem in einer Tiefe von $^1/_2$ Fuß eine zähe, stinkende, pechähnliche Materie sich befindet. Nur Kalikräuter wachsen in diesem Boden. An seinem südlichen Ende theilt es sich gleichsam in 2 Meere, und man kann es dort im Sommer durchwaten; der Boden wird höher und bildet einen andern länglich runden See, welcher von Salzebenen und Salzbergen umgeben ist. Das Wasser ist überall sehr klar und hell; die Salzsäure davon ist schärfer als die des Meerwassers und erzeugt, wenn man es in den Mund nimmt, auf den Lippen die nämliche Wirkung, wie stark aufgelösten Alaun. Alles, was in die Nähe des Sees kommt, wird mit Salz überzogen, selbst die Kleider der Reisenden werden in weniger als 3 Stunden ganz mit diesem Mineral geschwängert. Die verpesteten Ausdünstungen dieses Wassers sind weiter nichts, als ein starker Seegeruch, oder sie sind ein Dampf, der so oft das Erdpech in die Höhe steigt, der Entbindung desselben entweder vorangeht oder nachfolgt, und endlich ungesunde Nebel. Die starke Anschwängerung des Wassers mit bittern Salzen macht, daß es fähig ist, schwerere Lasten zu tragen als das Meer; und auch des Schwimmens ganz unkundige Menschen würden von demselben getragen werden. Ein starker Seewind setzt zwar das Wasser in Bewegung, aber die mit Salz beschwerte Welle wird durch ihr Gewicht gleich niedergedrückt und schlägt beinahe gar nicht an das Ufer. Die specifische Schwere des Wassers ist, nach Maltebrun, 1,211, wenn man jene des süßen Wassers 1,000 annimmt. In 100 Theilen Wasser waren aufgelöst: 3,920 salzsaurer Kalk, 10,245 Bittererde, 10,360 Natrum, 0,054 schwefelsaurer Kalk. Auch in der Nähe des Sees finden sich mächtige Salzlager, durch welche die benachbarten Gegenden und selbst Jerusalem mit Salz versorgt werden. Erdpech (Judenpech) und Schwefel finden sich am Ufer des Sees, und das erstere steigt zu gewissen Zeiten aus dem See selbst durch die unterirdische Hitze geschmelzt herauf und wird von dem Wasser durch dessen Kälte wieder verdichtet, in Stücken, groß für Kameelladungen, vorzüglich in der kalten und stürmischen Jahreszeit ans Ufer geworfen. Dieses Pech ist schwarz, leicht entzündlich und von einem widrig starken Geruch. Es wird von den Arabern gesammelt, verkauft und zum Auspechen der Schiffe und Boote verbraucht, auch zu Wachstüchern verwendet und sogar in Palästina unter Arzneien gemischt. Auch wirkliche Steine findet man am Ufer, welche aber brennbar sind und von den Arabern in der That zur Feuerung gebraucht werden. Durch das Brennen verlieren sie zwar an Gewicht, aber nicht an Größe, und nehmen eine gute Politur an. Dieser sogen. sodomitische oder Mosestein ist im Orient überall seit den ältesten Zeiten zu Amuleten verarbeitet worden; aus ihm besteht ein großer Theil der Amulete, die man in den Katakomben zu Sakkarah gefunden hat, und noch gegenwärtig liefert er das meiste Material zu den Rosenkränzen, die in Jerusalem in großer Menge gedrechselt werden. Allgemein angenommen ist die Meinung, daß das todte Meer kein lebendiges Geschöpf erzeuge; Chateaubriand, als er eine Nacht an demselben zubrachte, hörte ein Geräusch auf dem See; seine

Digitized by Google

Begleiter sagten ihm, daß dieses Legionen kleiner Fische seyen, die aus dem Wasser ans Ufer kämen; nach Pococke hat ebenfalls ein Missionar im todten Meere Fische gesehen; Hasselquist fand Schaalthiere an den Ufern und Seetzen nur einige eßbare Schnecken. Die Sage von den Sodomsäpfeln, die außen frisch und schön, innen voll Staubes seyen, bezeugt das Grauen der Einheimischen vor der unheimlich schauerlichen Gegend.

Todtschlag. In Ansehung des leiblichen Lebens und der Gesundheit Anderer legt uns die wahre Tugendlehre nicht bloß die Pflicht auf, uns jeder vorsätzlichen Tödtung anderer Menschen, sie geschehe direct oder indirect, und jeder absichtlichen Verletzung ihrer Körpers in Bezug auf die Integrität seiner Theile und deren natürliche Verrichtungen zu enthalten, sondern auch die Pflicht für die Erhaltung Anderer durch Rettung derselben aus unmittelbaren oder mittelbaren Lebensgefahren zu sorgen. Die vorsätzliche Tödtung eines Menschen geschieht direct, wenn man es selbst oder unmittelbar thut, indirect, wenn man es entweder durch Andere (gedungene Mörder, Banditen) thut, oder wenn man Jemanden absichtlich in augenscheinliche Lebensgefahr versetzt (wie David den Urias). Da dieß schon rechtlich unerlaubt ist, so ist es um so mehr auch sittlich verboten. Da aber die Tödtung eines Menschen auch nothwendige Folge der Selbstvertheidigung einzelner Personen (wenn Jemand mörderisch angefallen wird) oder ganzer Staaten (im Kriege gegen den Feind oder im Frieden gegen Verbrecher, welche Todesstrafe verdient haben) seyn kann: so muß die Vernunft in diesen Fällen die Tödtung für zulässig erklären, weil sie die Selbstvertheidigung zur Pflicht macht. Wenn indessen der sich selbst Vertheidigende im Stande wäre, sein Leben zu schützen, ohne das des Gegners zu vernichten (z. B. durch bloße Entwaffnung des Gegners), so würde diese Mäßigung in der erlaubten Selbstvertheidigung (moderamen inculpatae tutelae) allerdings Pflicht seyn, wenn nicht andere Gründe (z. B. die Besorgniß, daß der Gegner seinen mörderischen Angriff auf uns oder Andere wiederholte, wenn ihm das Leben geschenkt werde) uns bestimmten, vom strengen Rechte Gebrauch zu machen. Darum ist auch im Kriege, wo der ganze Staat als moralische Person sich selbst vertheidigt, und der einzelne Krieger theils als Glied des Staatskörpers, theils als Beauftragter des Staats im Kampfe auf Tod und Leben mit andern Menschen begriffen ist, der sich ergebende Feind als Gefangener nicht zu tödten, außer wenn er nach erhaltenem Pardon und ohne vorhergegangene Auswechselung die Waffen ergreift. In Ansehung der Todesstrafen aber, durch welche sich der Staat gegen einzelne Verbrecher vertheidigt, ist es lediglich Sache des Staats, zu beurtheilen, ob und wann dieselben gesetzlich zu verfügen. Der Richter, der sie nach dem Gesetze zuerkennt, und der Vollstrecker des Todesurtheils (der Nach- oder Scharfrichter) haben keine Schuld, wenn das Gesetz Verbrechen mit dem Tode bestraft, denen die Strafe nicht angemessen. Alles dieß gilt auch von den absichtlichen Verletzungen eines fremden menschlichen Körpers, wodurch die Integrität seiner Theile und Functionen aufgehoben wird. Wenn sie nicht entweder zur Selbstvertheidigung des Verletzenden (wie im Kriege) oder zur Erhaltung des verletzten Körpers im Ganzen (wie bei chirurgischen Operationen) geschehen, so sind sie widerrechtlich und darum auch unsittlich.

Toga (von tegere, bedecken), die allgemeinste und eigenthümliche Kleidung der Römer, und zwar in der spätern Zeit fast ausschließlich

Digitized by Google

des männlichen Geschlechtes, eine Nationaltracht, von der sie selbst togati und gens togata (das Volk in der Toga) genannt wurden. Es war ein Oberkleid oder eine Art von Mantel, der vom Halse bis unten auf die Füße ging, von unten bis auf die Brust zugereiht, von der Brust bis zum Halse offen und ohne Aermel. Die Toga wurde daher nicht eigentlich angezogen, sondern nur übergeworfen; gewöhnlich war sie aus Wolle und von weißer Farbe; nur bei Leichenbegängnissen war sie schwarz. Gerichtlich Angeklagte trugen eine schmutzige, abgetragene, graue, oder überhaupt unscheinbare Toga. Man trug sie im Hause enger und beim Ausgehen gemeiniglich weiter und völliger, jene hieß toga restricta, diese fusa. Uebrigens durften nur röm. Bürger die Toga tragen, und erst im 17. Jahre wurde dem Jüngling von dem Prätor die toga virilis feierlich angelegt. Obrigkeitliche Personen, Priester, freigeborne Kinder und Obrigkeiten in den Provinzen trugen sie mit einem Purpurstreifen verbrämt (toga praetexta). Die Triumphatoren trugen eine mit Gold und Purpur verzierte Toga (toga picta, auch palmata). Unter den Kaisern kam die Toga in Abnahme. In den bildenden Künsten gilt die Toga als Symbol des Friedens, weil sie bei einem Feldzuge mit dem Sagum oder Kriegskleide verwechselt wurde. Unter den Aeltern haben Ald. Manutius über die Toga, neuerlich von Seckendorf über die Grundform der Toga geschrieben.

Toggenburg oder Tockenburg, ehemalige Grafschaft in der Schweiz, an die Besitzungen des Stifts St.-Gallen, den Thurgau, die Cantons Zürich und Appenzell grenzend, 10 Stunden lang und 2—3 St. breit, mit einer Bevölkerung von 950 Seelen. Nach dem Aussterben der reichen und mächtigen Grafen von Toggenburg (1436) kam das Land an die Freiherren von Raron, welche aber schon 1469 die Souverainetät an den Prälat von St.-Gallen verkauften. Zwei Mal (1712 und 1734) gab die Grafschaft, oder gaben vielmehr die Bedrückungen, welche die Aebte gegen die Bewohner des Landes ausübten, zu blutigen Fehden zwischen den verbündeten Cantons Veranlassung. Die Grafschaft bildet jetzt den 4. und 5. Bezirk des Cantons St.-Gallen.

Toise (Klafter), ein franz. Längenmaß von 6 pariser Fuß oder 3 Ellen, an dessen Stelle das Metre trat.

Tokai, ein Marktflecken in der sempliner Gespannschaft in Oberungarn, 48° N. Br. am Einfluß des Bodrog in die Theis, hat 3000 Einw. verschiedenen Religionsbekenntnisses und war sonst ein wichtiger militairischer Punkt. Tokai ist berühmt durch die edelste Sorte des Ungarweines. Fürst Rakotzy hatte hier seinen reichsten Keller; daher haben die besten tokaier Weine den Namen. Der eigentliche tokaier Berg heißt seit 1741 Thereſienberg und erzeugt vortreffliche Weine. Die meisten tokaier Weine erzeugen die Berge von Mada, Tarczal, Zombor ꝛc., welche zu der 4 Meilen sich fortziehenden Bergkette Hegyallya, dem letzten südlichen Abhang der Karpaten, gehören. Den besten gibt der Szarwaschbezirk, der mit Säulen umgeben ist, welche der doppelte Adler ziert. Hier werden die trockenen Beeren auf das sorgfältigste von den andern Beeren gesondert und sodann aus jenen eine dreifache Gattung bessern Weins bereitet. Die vorzüglichste Gattung heißt Essenz, sie ist der ölichte Traubensaft, welcher aus den Beeren von selbst, mittelst des Drucks ihres eignen Schwere, durch durchlöcherte Gefäße abtropft. Fließt nichts mehr ab, so werden diese Trockenbeeren mit gemeinem Tokaierwein über-

Digitized by Google

gossen und ausgetreten, woraus der Ausbruch (vgl. d.) entsteht. Ein zweiter Aufguß von ordinairem Tokaiermost, wobei die Ueberreste der Trockenbeeren mit den Händen ausgepreßt werden, gibt den Maßlasch. Man schätzt das jährliche Erzeugniß des ganzen tokaier Weingebirges auf 240.000 Eimer. Nach Szirmay de Szirma hat Bela IV. hier 1241 die ersten Reben aus Italien und Morea angepflanzt. S. Mohl's und Laßgallner's treffliches Werk: „Das tokaier Weingebirge ꝛc. in histor., topogr., ökonom. und mercantil. Hinsicht" (Pesth 1828).

Tököly (Emmerich, Graf von). Dieser mit großen kriegerischen Talenten begabte ungarische Magnat, geb. 1656, war ein Sohn von Stephan Tököly, der, ein eifriger Anhänger der lutherischen Lehre, bei den Unruhen in Ungarn 1670 den größten Theil seiner Güter verloren hatte. Als unversöhnlicher Feind des Hauses Oestreich, trat der junge Tököly, der schon unter dem Fürsten von Siebenbürgen sich ausgezeichnet hatte, 1678 nach dem Tode des Grafen Wesseleny an die Spitze der Mißvergnügten in Ungarn und brachte Ordnung und Einigkeit in ihre Unternehmungen. Von der Pforte und Frankreich unterstützt, brachte er in kurzem ganz Oberungarn in seine Gewalt, und immer größer ward der Zulauf zu seinen Heere. Ein Corps desselben drang in Mähren ein und eroberte Brünn; ein anderes brandschatzte Oestreich und kam der Hauptstadt nahe. In den erbeuteten Bergstädten wurden die Münzen mit Tököly's Bildniß geprägt. Seine Drohung, in die Bergstädte türkische Besatzung zu legen, veranlaßten Friedensversuche und einen Stillstand, den der Kaiser bestätigte (1678). Doch da der Friede von Nimwegen dem Kaiser freie Hand gab, gedachte er ernstlich an die Unterdrückung des Aufruhrs. Der Krieg wüthete fort; Tököly beunruhigte mit drei abgesonderte Heeren die kaiserl. Erbländer und ungarischen Besitzungen. Obwohl nun der Kaiser auf dem Reichstage zu Oedenburg (1681) Amnestie, Bestätigung der Privilegien und den Protestanten Religionsübung zugesagt hatte, legte Tököly die Waffen doch nicht nieder, sondern begab sich unter den Schutz Mohammeds IV. Er vermählte sich mit der reizenden Fürstin Rakoczy, ward von dem Pascha zu Ofen mit dem Zeichen der fürstl. Würde beehrt (1682), versprach dem Sultan einen Zins von 200.000 Thlrn. und erneuerte den Krieg. Er eroberte die Berg- und viele andere Städte und drang bis Schlesien vor. Trotzig verwarf er die von dem kaiserl. Hofe ihm dargebrachten vortheilhaften Bedingungen. Gleichzeitig rückte der Großvezier Kara Mustafa mit einem ungeheueren Heere die Donau herauf. Bei Essegg erniedrigte sich Tököly vor dem ersten Sklaven des Sultans, und ward dafür mit königl. Ehrenbezeugungen empfangen (1683). Die Türken rückten in Oestreich ein und belagerten Wien, wurden aber bald gänzlich geschlagen (s. Starhemberg). Der Großvezier maß Tököly die Schuld der Niederlage bei, der darauf selbst nach Adrianopel zum Sultan eilte, seine Unschuld erwies und Veranlassung gab, daß Kara Mustafa strangulirt wurde. Die Ohnmacht der Türken hatten indeß dem stolzen Grafen und seinen Anhängern den Muth genommen; er spann durch den König von Polen Unterhandlungen mit dem Kaiser an, zugleich gegen den Sultan seine Treue mit den heiligsten Schwüren betheuerud. Der Kaiser kündigte 1684 allgemeine Amnestie und Religionsfreiheit an, doch Tököly, den Verheißungen nicht trauend, setzte seinen Widerstand fort. Anfangs hatte er einige Vortheile, aber bald richtete der General Schulz in zwei Schlachten seine

Macht zu Grunde. Seine Gemahlin verlor die Festung Partak und sah in Munkacs sich eingeschlossen, der Graf selbst, von allem Geldvorrath entblößt und den Seinigen verlassen, warf sich dem Serasker von Bosnien in die Arme, und ward von ihm gefangen nach Adrianopel gesandt (1635). Erst nach dem Sturze des Großveziers gab man ihm die Freiheit wieder. Er versuchte nun von neuem das Waffenglück, allein mit ebenso wenigem Erfolg. Nach dem Reichstage zu Presburg 1687 ward er sammt seinen hartnäckigen Anhängern von der Verzeihung ausgeschlossen. Alle Kunstgriffe der hinreißenden Beredtsamkeit gebrauchte Tököly nun, einen neuen Aufstand zu erregen; aber nicht ein Mal konnte er seine in Munkacs eingeschlossene Gemahlin befreien; sie mußte zuletzt sich (1688) ergeben, und kaum entkam er, von dem General Heister überrascht, mit dem Leben. Zwar tröstete ihn der Sultan durch Bestätigung seiner fürstl. Würde, aber doch ward Tököly nun von ihm als verdächtig betrachtet. Indessen gelangte er bei der Pforte wieder in hohe Gunst, und ward 1690 zum Fürsten von Siebenbürgen erhoben. Tököly eilte mit einem Türkenheere sich in den Besitz des Landes zu setzen, und schlug den General Hensler mit großem Verluste. Schnell eilte der Prinz Ludwig von Baden herbei und trieb den Grafen aus Siebenbürgen nach der Wallachei. Nach der Schlacht bei Szalankemen (1691), wo das türkische Heer und mit ihm Tököly nach Belgrad floh, ward Letzterer von den Einwohnern beinahe als Verräther zerrissen. Währenddem erregte er aufs neue einen Aufruhr in Ungarn, welcher aber ohne Mühe unterdrückt ward und Tököly'n zur Flucht nach Konstantinopel nöthigte (1696). Im Frieden zu Karlowitz 1699 ward ihm die Rückkehr auf ewig versagt, und er lebte nun zu Nicomedia in Kleinasien von einer Pension mit dem ausschließlichen Privilegium des Weinhandels, bis er 1705 starb.

Toledo, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (412 QM., 375.900 Einw.) im span. Königreich Neucastilien, liegt in einer kahlen Gegend am schroffen Abhange eines Felsens in einem engen Thale, wo die Sommerhitze fast unerträglich ist, am Tajo, der sie von drei Seiten umströmt, und über den eine sehr hohe Brücke führt. Eine Folge ihrer Lage sind die steilen, engen und krummen Gassen und der gänzliche Mangel an Trinkwasser, welches aus dem Flusse durch Esel den Felsen hinauf getragen wird. Trotz dem allem war Toledo nacheinander von den Römern, Arabern, Gothen und Spaniern belebt und verschönert, im Mittelalter die größte Stadt in Spanien mit 200.000 Einw., der Sitz maurischer Könige, und viele alte herrliche Gebäude bezeugen noch jetzt ihren ehemaligen Glanz. Gegenwärtig hat Toledo 26 Kirchen, viele Klöster und Hospitäler und nur 25.000 Bewohner, welche wegen ihrer Reinlichkeit berühmt sind. Die Metropolitankirche, Jahrh. lang eine maurische Moschee, dann dem christlichen Gottesdienst wiedergegeben und mannigfaltig verändert und mit Gemälden deutscher Künstler geschmückt, ist eines der schönsten Denkmäler alter Baukunst. Die Fensterscheiben enthalten Gemälde von dem glänzendsten Colorit, die Fassaden sind durch vollendete Bildhauerwerke geschmackvoll verziert; im Innern sind die Grabmäler alter span. Könige und hoher Kirchenfürsten sowie die Gemälde und die wichtige Bibliothek, worin 700 seltene Handschriften sehenswürdig. Das alte maurische Schloß Alcazar, in neuern Zeiten wieder in baulichen Stand gesetzt und eine Seidenmanufactur nebst einem Hospitale enthaltend, ward 1811 von den Franzosen gänzlich zerstört.

Digitized by Google

Das Johannesspital ist mit seiner Kirche durch Schönheit und kluge Bauart, sowie einen geschmackvollen Styl ausgezeichnet. Im Irrenhause herrscht eine musterhafte Ordnung und Reinlichkeit. Es gibt hier ein Collegium für die geistlichen Wissenschaften und andere gelehrte Institute. Außer einigen Seidenfabriken befindet sich in Toledo noch eine königl. Degenklingen- und eine chirurg. Instrumentenfabrik. Die 1499 gestiftete Universität ist seit 1808 aufgehoben. Der Erzbischof ist Primas des span. Klerus und hat sehr bedeutende Einkünfte. In der Umgegend sieht man noch Reliquien altrömischer Architektur.

Toleranz und Intoleranz. Die Glaubens- oder Gewissensfreiheit ist ein unveräußerliches Recht des Menschen, in dem ihn Niemand beschränken oder gar zwingen darf. Aus diesem Grunde kann die religiöse Denkart kein Gegenstand eines Vertrags seyn. Die, welche unter sich eine Kirche als eine äußere Religionsgesellschaft stiften wollen, können daher nur die Form der äußern Ankündigung und Darstellung ihrer religiösen Denkart durch eine freie Uebereinkunft bestimmen wollen mit dem Vorbehalte, daß, wenn die Denkart sich änderte und mit der äußern Form in Widerspruch käme, es Jedem frei stehen solle, diese Form aufzugeben. Unter dieser Bedingung können daher sowohl gewisse Dogmen, welche in der Kirche öffentlich bekannt und gelehrt, als auch gewisse Gebräuche, welche in derselben öffentlich ausgeübt, und an welchen als Zeichen der religiösen Einheit die Glieder einer Kirche sich gegenseitig erkennen sollen, festgesetzt werden. Eine Kirche, welche nach diesem Geiste verfährt, ist tolerant; intolerant hingegen die, welche zum Beitritte zwingt, oder den Austritt mit Gewalt verhindert, oder andern religiösen Gemeinden gleiche Rechte, als sie genießt, nicht einräumen will. Wenn einzelne Kirchenglieder sich den in der Kirche einmal angenommenen Religionssatzungen und Gebräuchen nicht conformiren oder der einmal eingeführten hierarchischen Form nicht subordiniren wollen, so hat die Kirche zwar das Recht, jene von ihrer Gemeinschaft auszuschließen (jus excommunicandi), aber keineswegs das Recht, sie außerdem noch mit anderweitigen Strafen zu belegen oder gar zu verdammen (jus puniendi et damnandi). So wenig die Kirche ein Recht haben kann, Auswärtige zum Beitritte zu zwingen — nach dem Grundsatze: Coge intrare — so wenig kann sie auch ein Recht haben, irgend ein bisheriges Mitglied von der Apostasie mit Gewalt abzuhalten. Denn es beruht ja auf der subjectiven Ueberzeugung und Gesinnungen, ob und wie Jemand die unsichtbare Kirche durch eine sichtbare schematisiren, d. h. ob er überhaupt einer sichtbaren Kirche angehören, und, wenn dergleichen mehre vorhanden sind, welcher von ihnen er angehören wolle. Aller Zwang in dieser Hinsicht widerstreitet den ursprünglichen Rechten vernünftiger Wesen und vernichtet selbst den Zweck der kirchlichen Gesellschaft, wenn dieser nicht geradezu, wie es wohl hin und wieder der Fall ist, in der Beherrschung der Geister und in der Benutzung dieser geistigen Herrschaft zum eigenen, bloß sinnlichen und irdischen Vortheile der Herrschenden gesetzt werden soll. Gleichwohl kann es auch der Kirche nicht angesonnen werden, daß sie Diejenigen, welche bisher zu ihr gehörten, aber sich fernerhin auf keine Weise ihr conformiren und subordiniren wollen, immerfort als ihre Glieder anerkenne. Also hat sie in diesem Falle ganz unstreitig das Recht der Excommunication. Aber diese Excommunication ist weiter nichts, als förmliche Aufhebung einer Verbindung, die factisch schon auf-

gehoben ist, Ausschließung aus dieser kirchlichen Gesellschaft, nicht aber aus der bürgerlichen oder dem Staatsgebiete; denn darüber hat die Kirche Nichts zu verfügen. Wenn nun mit der Theilnahme an einer bestimmten kirchlichen Gemeinschaft gewisse äußere Vortheile (z. B. die Verwaltung von kirchlichen Aemtern, der Genuß gewisser Einkünfte, Pfründen und Würden) verknüpft ist: so wird die Kirche auch natürlich das Recht haben, diese Vortheile Denen zu entziehen, die sich ihren Anordnungen nicht gemäß bezeigen wollen. Auch hat die Kirche unstreitig das Recht, wenn der von ihr Excommunicirte aufgenommen seyn will, die Bedingungen der Wiederaufnahme (z. B. gewisse Büßungen) festzusetzen. Aber weiter kann auch ihre Befugniß auf keinen Fall gehen. Sie hat daher keine eigentliche Strafgewalt. Diese gebührt nur dem Staate. Wenn daher die Kirche sich auf eine strafwürdige Weise beleidigt fühlt (z. B. durch Beschimpfung oder Mißhandlung ihrer Vorsteher, Entweihung ihrer Versammlungsörter oder Verletzung ihres Eigenthums, besonders Kirchenraub): so muß sie beim Staate klagbar werden und dieser ist dann verpflichtet, die gesetzliche Strafe zu erkennen und zu vollziehen. Am allerwenigsten hat die Kirche ein Recht über Leben und Tod ihrer Glieder. Daher der richtige Grundsatz: Ecclesia non sitit sanguinem. Sie mag also immerhin den Auswärtigen (extraneus) oder Abtrünnigen (apostata) für einen Ungläubigen (incredulus) oder Ketzer (haereticus) erklären, wenn sie es nicht ihrer Würde und Bestimmung gemäß findet, sich aller kränkender Ausdrücke gegen Andersdenkende zu enthalten. Aber sie darf keine Inquisition, kein Ketzergericht, kein Autodafé gegen dieselben anstellen, weil dieß lauter unbefugte Anmaßungen sind. Hat der Staat der Kirche vergönnt, ein geistliches Gericht als eine öffentliche Behörde niederzusetzen, welche über kirchliche Angelegenheiten nicht bloß disciplinarisch, sondern auch judiciarisch zu erkennen hat: so erkennt diese Behörde dann im Namen des Staats, welcher daher auch das Recht hat, dem geistlichen Gerichte weltliche Beisitzer zuzuordnen, damit alles Gerichtliche daselbst in bester Form Rechtens verhandelt werde. Maßt sich endlich gar die Kirche an, Jemanden wegen seiner vom Lehrtypus der Kirche abweichenden Vorstellungsarten zu verdammen, d. h. mit ewigen Strafen zu belegen, so macht sie sich nur lächerlich, weil sie geradezu ins Ritteramt Gottes fällt. Der Staat kann ihr dieß freilich nicht wehren, wenn sie einmal den ungereimten Grundsatz hat: Extra ecclesiam (scil. hanc) nulla salus. Aber es braucht sich auch Niemand darum zu grämen, weil es doch nur vana sine viribus ira ist. (Vgl. Häresie.) Auch in politischen Spaltungen ist die Toleranz allgemeine Pflicht, sobald die politische Meinung nicht in gesetzwidrige Handlungen übergeht, wohin selbst laute Aeußerungen gehören können, inwiefern sie zum Ungehorsam verführen wollen und können. Ohne jene Toleranz aber kann es keine öffentliche Meinung geben.

Tollheit (Tobsucht, Raserei, Wuth, mania), die Form von Geisteszerrüttung oder Seelenstörung, welche sich durch Toben, Tollkühnheit und durch die Neigung zu zerstören und Andre anzufallen, äußert. Sie kommt gewöhnlich in einzelnen Anfällen vor, die bisweilen gewisse Perioden halten, und zwischen denen der Kranke entweder an einer andern Form von Seelenstörung leidet, oder auch ganz gesund zu seyn scheint. Die Anfälle kündigen sich meist durch ein Gefühl von Zusammenschnüren in Brust und Herz, durch Brennen in den Eingeweiden, Gefräßigkeit

Digitized by Google

oder Ekel vor Speisen, Gesprächigkeit, Röthe und wilden Blick der Augen, Unruhe und Herumlaufen an. Im Anfalle, der gewöhnlich plötzlich eintritt und schnell seine Höhe erreicht, spricht der Kranke fürchterliche Dinge, schreit und heult, tobt wild herum, bricht in Gezänk und Verwünschungen aus, zerreißt mit ungewöhnlicher Kraft seine Bande und zerstört, was ihm aufstößt. Auch Bekannte, Verwandte und Freunde werden von ihm angefallen, gemißhandelt, oft sogar getödtet. Oft wendet sich die Wuth gegen den eignen Körper; der Kranke verwundet sich, rennt mit dem Kopfe gegen die Wand ꝛc. Auf der Höhe des Anfalls wird das Gesicht bloß, gelblich, die Augen von Blut unterlaufen, die Zunge trocken, Schaum tritt vor den Mund, der Puls wird groß und fieberhaft, der Schlaf von schrecklichen Träumen (von Feuer und Brand, Schlachten und Zank) unterbrochen. Der Lauf der Vorstellung hält gewöhnlich den ganzen Tag hindurch an und ändert sich erst den folgenden. Die Dauer der Anfälle ist verschieden, bald eine oder einige Stunden, bald mehre Tage; sie endigen sich gewöhnlich mit Abspannung, oft mit einem langen und tiefen Schlafe. Die Veranlassungen, welche diese Krankheit herbeiführen, sind allzu mannigfaltig, die Curmethoden allzu ungewiß, als daß hierüber Etwas gesagt werden könnte. Daß aber Diejenigen, welche Anfällen von Tollheit ausgesetzt sind, sorgfältig bewacht, und auch in Zwischenzeiten in Aufsicht gehalten werden müssen, versteht sich von selbst. Während der Anfälle sind Zwangsmittel nothwendig, um Unglück zu verhüten.

Tomback, ein durch Kunst bereitetes Metall von röthlichgelber, dem Golde ähnlicher Farbe. Das beste, welches aus Siam kommt, soll aus Gold und dem feinsten chinesischen Kupfer gemacht werden; in Europa, wo es seit dem 17. Jahrh. unter Ludwig XIV. bekannt wurde, verfertigt man es aus Kupfer, Messing und etwas Zink oder englischen Zinn, und nimmt am liebsten solches Kupfer dazu, welches öfters im Feuer gewesen, oder als Dachbedeckung von der Sonne lange durchglüht worden ist.

Tombukto oder **Timbukto**, eines der ansehnlichsten Länder Nigritiens im Inner Afrika's, auf beiden Seiten des Nigerstromes, welches größtentheils noch nicht von Europäern betreten ward, sodaß Alles, was wir von diesem gewiß höchst mannigfaltigen, zum Theil außerordentlich stark bevölkerten und gesegneten Lande wissen, sich auf die Aussagen von Sklaven und mauritischen Kaufleuten beschränkt, welche in diese Gegenden gedrungen sind. Erst im J. 1827 gelang es planmäßig dem brit. Major Gordon Laing, nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren, die Hauptstadt des Landes, Tombukto, zu erreichen. Doch kaum hier angekommen, ward von dem mächtigen Stamme Fulah seine Auslieferung gefordert, weil er ein engl. Spion sey. Damals herrschten 24 Häuptlinge in Tombukto. Einer derselben, Namens Othman, hatte den Major beherbergt, aber durch die Drohungen der gerüsteten Fulahs, die 30.000 Mann stark vor der Stadt sich lagerten, geschreckt, ließ er ihn des Nachts heimlich unter Begleitung einiger seiner Leute aus der Stadt bringen. Allein einer von diesen lieferte den Major den Fulahs aus, welche ihn auf dem Wege nach Bambarra mordeten. Seine Tagebücher, die bis Casala reichen, sind in London angekommen, seine spätern über Tombukto aber sollen von einem Türken aus Habsucht entwendet worden seyn. Ein andrer Brite, Capitain **Clapperton**, eben

Digitized by Google

falls durch Untersuchungsreisen bekannt, wollte auch Tombukto besuchen, als er zu Soccatu, den 13. April 1827, an der Ruhr, 38 J. alt, starb. Sein Bedienter, Richard Lander, hat seine Papiere gerettet und ist über Haussa zurückgekommen. Diese Papiere erschienen zu London 1829. Die vom Major Denham dem Scheik von Bornu als Geschenk überbrachte Kriegsmunition, u. A. Congreve'sche Raketen, hatten die Fellatahs und den Sultan Bello gegen alle Engländer mißtrauisch gemacht. Von dem Oberhaupte der Fulahs ist indessen die Aristokratie in Tombukto abgeschafft und jener Othman zum Alleinherrscher erhoben worden. Etwas später, als Laing, kam ein Franzose, Namens Caillé, von Marokko aus die Wüste durchreisend, in Tombukto an, und hielt sich einige Zeit hier auf. Glücklich gelang ihm die Rückkehr nach Tanger, von wo er sich im Herbste 1828 über Toulon nach Paris begab. Seine zerstreuten Bemerkungen übergab er dem bekannten Geographen Jomard, welcher sie in Ordnung brachte und mit eignen beträchtlichen Anmerkungen u. d. T.: „Journal d'un voyage à Tembouctou et à Jenné dans l'Afrique centrale etc." (Paris 1830), in 3 Bänden mit einer Reisekarte herausgab. Der Boden ist besonders an dem zur Regenzeit weit und breit austretenden Niger sehr fruchtbar und wird mit Karsten bearbeitet. Das Klima ist, vermöge der Lage zwischen den Wendekreisen sehr heiß, wird aber durch die beständige Gleichheit der Tage und Nächte, durch Regen und periodische Winde etwas gemäßigt. Man producirt Sennesblätter, Baumwolle, Reiß, Guineakorn, Gerste, Datteln, Kartoffeln, Gummi, Kaffe, Indigo, Feigen, Kokosnüsse ꝛc. Von zahmen Thieren sind hier Kameele, Rindvieh, Mauleseln, Pferde, Ziegen (deren Fleisch die vorzüglichste Fleischspeise ist), Schafe ꝛc. Von wilden Thieren findet man Elephanten, Löwen, Tiger, Hyänen, Schakals, Gazellen, Affen, Krokodille, Antilopen, Wölfe, Füchse, Stachelschweine, giftige Schlangen ꝛc., auch viele Bienen, Strauße, Adler ꝛc. Die Einwohner sind zum Theil Neger, zum Theil aber auch keine echte Neger; ferner Mauren, durch rohen Fanatismus für den Islam sich auszeichnend, und Juden. Sie leben meist in festen Wohnsitzen (in kleinen mit Rohr eingezäunten Städten), ihre Wohnungen sind kleine, runde, von Rohr erbaute, mit Koth überdüngte Hütten. Die Neger sind fast alle Fetischanbeter. Sie haben einige Industrie. Das Reich Tombukto, ehemals die Wüste, Haussa und den Hochsudan zum Theil beherrschend, war nachher zinspflichtig an Marokko, an Haussa, an Bambarra, den Tuariks unterworfen, jetzt noch mit ihnen im Streit, aber ein unabhängiger Negerstaat. — Merkwürdig ist die Hauptstadt Tombukto (17° 50′ N. Br.) in einer Ebene, welche an 3 Seiten von Hügeln umgeben ist, 2 Stunden vom linken Ufer des Niger, am Tombuktofluſſe, der in die Bucht von Benin mündet. Sie hat einen beträchtlichen Umfang, ist von einer starken Mauer eingeschlossen, in welcher sich 4 Thore befinden, welche nur des Tages offen sind. Von den 60 bis 80.000 Bewohnern sind die meisten Neger, deren sanfter, friedliebender Charakter und Gastfreiheit gerühmt wird. Das Haus des Staatsoberhaupts (Scheger) ist groß und hoch. Es gibt noch eine Menge andrer von Stein erbauter Häuser, die auf der einen Seite Kaufläden haben. Aber die meisten Wohnungen sind aus großem dickem Rohr erbaut, rund und oben in eine Spitze ausgehend. In einem besondern von der übrigen Stadt durch eine Mauer getrennten Viertel wohnen Mauren; hier müssen sich auch alle Fremden, die nach Tombukto

Digitized by Google

kommen, aufhalten. Die Garde des Scheger besteht aus 200 Mann mit Maulthieren beritten und mit guten Flinten bewaffnet, und aus 100 M. zu Fuß mit Flinten und langen Messern versehen. Tombukto enthält große Karawanserais für die Reisenden, einige Baumwollfabriken u. s. w. Im Osten der Stadt ist ein großer Wald, worin viele Elephanten, deren Fleisch der Einw. gewöhnlichste Nahrung ist. Tombukto ist das große Ziel vieler Karawanen; sie kommen vom Lande der Ashantee's, also von S. etwa in 77 Tagen; von den Senegalländern in 21 Tagen; von Tafilet im Marokkanischen in 3 Monaten und einigen Tagen; von Tripolis oder vom N. in 80, von Fezzan in 90 Tagen, wobei aber immer viele Rasttage mitgerechnet sind. Auch von O. und S. O. kommen zahlreiche Karawanen hieher, namentlich von Wassanah (s. d.) und Haussa. Eingehen; Salz, Taback, Opium, Pulver, Blei, Flinten, deutsche und irländische Leinwand, feine Tücher, Seidenwaaren, Messer, Schwerter, Gewürz, Räucherwerk, Korallen ꝛc. Ausgehen: Goldstaub, Elfenbein, Sklaven (sind sehr wohlfeil, und werden von Haussa und Wangara eingehandelt), Gummi, Straussedern, sehr kunstreich verfertigte Turbane u. s. w. Der große Hafen Kabra am Niger — der hier in der Regenzeit reißend und tief und in der trocknen Jahreszeit so seicht ist, daß ein Kameel ohne zu Schwimmen, hindurch geht — ist die Handelsniederlage Tombukto's.

Ton im Gemälde, s. Farbengebung.

Ton. Sehr oft wird dieses Wort, womit man am gewöhnlichsten ein gewisses Verhältniß der Höhe oder Tiefe der einzelnen Theile des Materials der Musik bezeichnet, in einem weitern Sinne, nämlich anstatt Klang überhaupt, gebraucht. Es geschieht dieses, wenn von einer Beschaffenheit des Klanges die Rede ist, die keinen Bezug auf Höhe und Tiefe hat; so sagt man z. B. ein Instrument habe einen starken, sanften oder rauhen Ton u. s. w. Weil von dem Klange überhaupt und von der Entstehungsart desselben sowohl, als von dessen Eigenschaften schon in den Artikeln Schall und Echo gehandelt worden ist, so bleibt hier nur noch übrig, das Wort Ton in seinem engern Sinne, oder nach seiner eigentlichen Kunstbedeutung zu betrachten. Man versteht unter Ton die relative Bestimmtheit der Höhe oder Tiefe des Klanges, und man bedient sich dieses Wortes zur Bezeichnung eines jeden besondern Klanges, der in der Musik gebräuchlich und dessen Verhältniß der Höhe und Tiefe bestimmt ist. In unserm modernen Tonsysteme sind nur 12 wesentliche von einander verschiedene Töne enthalten, nämlich diejenigen, die in dem Raume einer Octave vorhanden sind; alle übrigen in der Musik gebräuchlichen Töne sind weiter nichts, als höhere oder tiefere Wiederholungen dieser in dem Raume einer Octave enthaltenen 12 verschiedenen Töne, denn die Töne einer höhern Octave stehen unter sich wieder in eben denselben Verhältnissen, die den Tönen der tiefern Octave eigen sind. Daher kömmt es, daß, wenn man von einem Tone spricht, entweder die Rede bloß davon ist, in welcher Beziehung er unter den 12 Tönen der Octave stehe, und in diesem Falle ist es genug, den Ton vermittelst seines Zeichens zu nennen, z. B. der Ton d oder es; oder man will zugleich das Verhältniß der Höhe bezeichnen, in welchem dieser Ton ausgeübt werden soll, und in diesem Falle hat man die verschiedenen tiefern oder höhern Wiederholungen der 12 Töne einer Octave, oder die verschiedenen Octaven, mit dem Namen groß, klein, eingestriche-

Digitized by Google

nen u. s. w. bezeichnet, die man dem Zeichen des Tones beifügt. Wenn man daher dem Grundtone des Tonsystems einen bestimmten Grad der Tiefe gibt, so kann man alsdenn durch diese Beiwörter den bestimmten Grad der Höhe und Tiefe aller in der Musik gebräuchlichen Töne auf das genaueste bezeichnen; daher sagt man z. B. oft das eingestrichene d, das kleine e oder das große A u. s. w. Man bedient sich des Wortes Ton 2) zur Bezeichnung eines Intervalls, dessen beide Ende nur um eine diatonische Stufe von einander abstehen. Weil aber unsere diatonischen Stufen groß und klein sind, so bezeichnet man das Interval einer großen diatonischen Stufe mit dem Namen ganzer Ton, und nennt hingegen den Zwischenraum der kleinern Stufe einen halben Ton. Die Stufen c d, d e, f g, g a, und a h machen demnach ganze Töne, die Stufen e f und h c hingegen nur halbe Töne aus. Sowohl der ganze Ton als auch der halbe, erscheinen beide in der natürlichen Erzeugung der Töne in zweierlei Größen; man hat daher einen großen ganzen Ton in dem Verhältnisse 9: 8, und einen kleinen ganzen Ton in dem Verhältnisse 10 : 9. Der große halbe Ton oder die kleine diatonische Stufe entspringt in dem Verhältnisse 16 : 15, der kleine halbe Ton aber, oder die chromatische Klangstufe (z. B. f fis oder g h) in dem Verhältnisse 25: 24. Mit dem Worte Ton bezeichnet man auch noch insbesondere denjenigen Ton, der bei der Modulation eines Tonstückes zum Grunde gelegt wird und von welchem alle übrigen Töne ihre besondern Beziehungen erhalten, das heißt, denjenigen Ton, der allen Tönen, die unter einander melodisch und harmonisch verbunden werden sollen, den eigenthümlichen Grad ihrer Größe bestimmt und den man auch Grundton der Tonart nennet. Wenn man demnach sagt, das Tonstück sey aus diesem oder jenem Tone gesetzt, oder die Modulation desselben gehe in diesen oder jenen Ton über, so heißt dieses nicht anders, als dieser Ton sey zum Grundtone der harten oder weichen Tonart angenommen worden, um die harte oder weiche Tonart auf seiner ihm besonders eigenthümlichen Tonleiter auszuüben. Weil nun die Modulation eines Tonstückes, aus dem Tone, in welchem es anfängt oder schließt, auch in andere Töne geleitet wird, so nennet man den Ton, in dessen Tonleiter es anfängt oder schließt, den Hauptton desselben. (Siehe hierüber Tonart.) Heutzutage bedient man sich in der Musik einer weit größern Menge von Tönen, als in der Vorzeit; man braucht nämlich (ungeachtet unser modernes Tonsystem gewöhnlich nur in vier Octaven, und zwar vom großen bis dreigestrichenen c dargestellet wird) einen Umfang der Töne von wenigstens sechs vollen Octaven, wenn man nämlich die Contraoctave, deren Töne der Contraviolon und Contrafagott enthalten und die volle dreigestrichene Octave, die sogar von den Concertspielern auf der Violinie, und von den kleinern Gattungen der Flöte noch überschritten wird, mit rechnet. Die Alten hingegen begnügten sich ohngefähr 14 Jahrh. hindurch, nämlich von den Zeiten des Aristoxen, der drei und ein halbes Jahrh. vor Christo lebte, bis zum Guido aus Arezzo, der im 11. Jahrh. das alte griech. Tonsystem mit sechs Tönen bereicherte, mit 16 verschiedenen Tönen, die den Umfang vom großen bis zum eingestrichenen a ausmachten. Unter aller diesen Tönen hatte keine Tonstufe eine gedoppelte Saite, ausgenommen die Stufe b, die sowohl unser b, als auch unser h hatte. Die Töne fis, cis, es, as u. s. w. sind erst nach der Einführung unserer beiden modernen

Digitized by Google

Tonarten nach und nach gebräuchlich worden, sodaß anjetzt bei uns jede Tonstufe gedoppelte Saiten hat und die Octave 12 halbe Töne enthält.

Tonart. Diejenige Stufenfolge der Töne, die theils unsern Gesangorganen die bequemste, theils aber auch unserm Ohre die angenehmste ist, und die man die diatonische Tonfolge nennet, hat das Eigenthümliche, daß ihre Stufen nicht alle von gleicher Größe sind, sondern daß die Folge einiger größern Stufen immer durch eine kleinere unterbrochen wird, und zwar dergestalt, daß sich in dem Raume einer Octave jederzeit fünf große und zwei kleine Stufen befinden. Man ist gewohnt, diese größern Stufen ganze Töne, die kleinern aber halbe Töne zu nennen. Die bestimmte Lage, welche die beiden halben Töne zwischen den übrigen fünf ganzen Tönen bei einer solchen diatonischen Tonreihe haben, bei welcher einer dieser Töne als der erste, oder als Grundton der übrigen angenommen wird, macht den Unterschied der Tonarten aus. Ehe wir aber die anjetzt gebräuchlichen Tonarten näher betrachten muß, zuvor das Nothwendigste von den alten Tonarten erinnert werden. Unter den Tonarten der Alten verstehet man diejenigen, die schon von den alten Griechen gebraucht wurden, und die hernach von den Griechen auf die Römer, und von diesen auf uns gekommen, und bis gegen das Ende des 17. Jahrh. allgemein ausgeübt worden sind. Die mehresten unserer Choralmelodien sind eigentlich in den alten Tonarten gesetzt; aber viele derselben sind nach und nach in verschiedenen Stellen nach unsern modernen Tonarten modificirt worden, sodaß anjetzt nur noch wenige vorhanden sind, die dem Gebrauche der alten Tonarten völlig entsprechen. Weil in der stufenweisen Folge der natürlichen Töne, nämlich in der Tonreihe c d e f g a h c sich die bestimmte Lage der halben Töne jederzeit abändert, sobald ein ander dieser Töne als der erste, oder als Grundton der übrigen angenommen wird, so würden die Alten eigentlich sieben verschiedene Haupttonarten gehabt haben. Allein weil der Ton h, wenn er als Grundton angenommen werden sollte, in dem Tone f keine reine Quinte fand, so wurde die Tonart, die er als Grundton gemacht haben würde, als unbrauchbar angesehen, und man bedient sich daher nur der übrigen sechs Töne zu Grundtönen der Tonarten, die man zum Unterschiede mit den Namen derjenigen griech. Provinzen bezeichnete, in welchem sie am gewöhnlichsten ausgeübt worden seyn sollen. So wurde z. B. diejenige Tonreihe, in welchen die beiden halben Töne zwischen der zweiten und dritten und zwischen der sechsten und siebenten Stufe liegen, und deren Tonfolge unser Tonreihe d e f g a h c d entspricht, die dorische Tonart genannt. Weil sich aber die Griechen bei ihrem Gesange keines so großen Umfanges der Töne bedienten, wie man heutzutage gewohnt ist, sondern mit ihrer Melodie bloß in dem Umfange einer Octave blieben, so wurden ihre Tonarten auf zweierlei Art gebraucht; entweder so, daß sich der Gesang zwischen den Grenzen der Tonica und ihrer Octave aufhielt, oder so, daß er zwischen der Dominante und ihrer Octave enthalten war. Diese Einrichtung war vielleicht deßwegen nöthig, damit Jedermann nach dem Umfange seiner Stimme in jeder Tonart singen konnte. Nachdem Jahrh. zuvor diese alten griech. Tonarten auf die Römer gekommen waren, wählte der mailändische Erzbischof Ambrosius in der zweiten Hälfte des vierten Jahrh. die vier ersten der angezeigten authentischen Tonarten zur Einrichtung des Choralgesanges

Digitized by Google

in der christlichen Kirche; deßwegen wird auch in alten Schriften der Choralgesang zuweilen der Ambrosianische Gesang genannt. Heutzutage aber verstehet man darunter gemeinlich das „Te Deum laudamus". Zu Ende des sechsten Jahrh. aber wurde auf Veranlassung des Papstes Gregorius Magnus der Choralgesang nicht allein verbessert, sondern es wurden auch zugleich die vier ersten der oben genannten plagalischen Tonarten eingeführt. Daher pflegt man den Choralgesang noch oft den Gregorianischen Gesang zu nennen, und eben daher werden die vorhin angezeigten vier ersten authentrischen und plagalischen Tonarten die acht Kirchentöne genannt. Von diesen alten Tonarten hat man nur die ionische und äolische in unsere moderne Musik übergetragen. Die Ursachen, warum die übrigen vernachlässigt worden sind, mögen wohl theils in der Verbesserung des Tonsystems, theils und hauptsächlich aber auch in der höhern Cultur der Harmonie zu suchen seyn. Unter allen alten Tonarten sind die ionischen und äolischen ohne Zweifel diejenigen, bei welchen vermittelst der Harmonie die Stufen der Tonleiter sowohl unter sich, als auch auf ihren gemeinschaftlichen Grundton die genaueste Beziehung bekommen. Wenn mit einem Gesange aus der ionischen Tonart oder aus unserer harten Tonleiter c d e f g a h c Harmonie vereinigt werden soll, so verursacht die dieser Tonart eigenthümliche Lage der halben Töne, die zwischen die dritte und vierte und zwischen die siebente und achte Stufe fallen, daß nicht allein die tiefere Stufe des ersten halben Tones, nämlich der Ton e, eine große Terz gegen den Grundton selbst, sondern auch die tiefere Stufe des zweiten halben Tons, oder der Ton h, eine große Terz gegen die Dominante der Tonart, das ist, gegen den Ton g macht. Dadurch fällt sowohl auf den Grundton der Tonart, als auch auf seine Dominante ein harter Dreiklang, wodurch das Gefühl der großen Terzen in dieser Tonart herrschend wird. Jedoch würde dieser Umstand allein die genaueste Beziehung aller Töne der Tonart unter einander noch nicht bewirkt haben, wenn nicht auch zugleich die vierte Stufe f in dem Tone a ebenfalls eine große Terz gefunden hätte. Da aber dieses geschieht, so sind nun alle Grundaccorde der Tonart Dreiklänge von einerlei Gattung, nämlich harte Dreiklänge, und alle Töne der Tonart sind in diesen drei harten Dreiklängen enthalten und haben nun die möglichst genaueste Beziehung aufeinander. Eine ähnliche Bewandtniß hat es auch mit der äolischen Tonart, oder mit unser weichen Tonleiter a b c d e f g a. In dieser liegen die beiden halben Töne zwischen der zweiten und dritten und zwischen der fünften und sechsten Stufe. Durch diese Lage der halben Töne macht das höhere Ende des ersten halben Tons, nämlich der Ton c, gegen den Grundton a, das höhere Ende des zweiten halben Tons aber, nämlich f, gegen die vierte Stufe d eine kleine Terz. Die Dominante e aber (deren Terz in dieser Tonart gleichsam in Rücksicht auf die Lage der halben Töne zufällig zu seyn scheint) findet ihre kleine Terz in dem Tone g. Es fallen daher auch in dieser Tonart die weichen Dreiklänge, durch welche das Gefühl der kleinen Terzen herrschend wird, ebenfalls sowie in der harten, auf den Grundton, und auf dessen vierte und fünfte Stufe, und alle Töne dieser wichtigen Tonart sind in diesen weichen Dreiklängen enthalten. Bei keiner der übrigen alten Tonarten konnte dieser genaue Zusammenhang erhalten werden. Da nun noch überdieß in der harten Tonart die große Terz, in der weichen aber die kleine

Digitized by Google

den Unterscheidungscharakter derselben ausmacht und keine dritte Gattung der consonirenden Terz vorhanden ist, durch welche eine dritte Haupttonart ihren Unterscheidungscharakter hier erhalten können; so mochten dieses wohl die vorzüglichsten Ursachen gewesen seyn, warum die übrigen vier alten authentischen Tonarten nicht mit in die moderne Musik verflochten worden sind. So wenig man nun leugnen kann, daß unsere beiden modernen Tonarten weit vollkommener sind als die alten, ebenso wenig kann geleugnet werden, daß die gänzliche Vernachlässigung der letzten, besonders im Kirchenstyle, wegen der hohen Simplicität, die vielen Tonführungen derselben eigen ist und die der Kirchenmusik so sehr entspricht, für die Kunst sehr nachtheilig ist. Unsere beiden modernen Tonarten sind also Abkömmlinge der alten ionischen und äolischen Tonarten. Ihr Unterschied, bloß in melodischer Rücksicht betrachtet, besteht ebenfalls, sowie bei den alten Tonarten, in der Verschiedenheit der Lage der beiden halben Töne, die so beschaffen ist, daß die Tonica der harten Tonart aber zu einer kleinen Terz fortschreitet. Weit mehr Bestimmtheit in Rücksicht auf Das, was man hart oder weich nennt, d. h., in Rücksicht auf die Oberherrschaft der großen oder kleinen Terz, bekommen unsere Tonarten erst durch den Gebrauch der Harmonie, indem in der harten Tonart die harten Dreiklänge, in der weichen die weichen Dreiklänge die herrschenden Grundaccorde werden. Wieviel die Harmonie zur Bestimmtheit unser beiden Tonarten beitrage, kann man besonders daraus sehen, daß oft ein und eben derselbe melodische Satz vermittelst der Verschiedenheit der harmonischen Begleitung sowohl in der harten, als auch in der weichen Tonart gebraucht werden kann. Bei der weichen Tonart ist zu bemerken, daß ihr in ihren ursprünglichen Tönen das sogenannte Subsemitonium modi oder der unterhalbe Ton der Tonart mangelt, ohne welche in unserer modernen Musik keine Tonart brauchbar ist. Es muß daher die ursprüngliche kleine siebente Stufe der weichen Tonart in gewissen Fällen um einen kleinen halben Ton erhöht werden, damit die Tonart ihren unterhalben Ton bekomme. Weil aber im letzten Falle die der weichen Tonart eigene kleine sechste Stufe, wenn sie dem unterhalben Tone vorhergeht oder nachfolgt, einen Fortschritt von einer übermäßigen Secunde macht, welcher der Natur der diatonischen Tonfolge nicht angemessen ist, so wird diese kleine sechste Stufe ebenfalls um einen kleinen halben Ton erhöht, damit die Eigenschaft der diatonischen Fortschreitung beibehalten werde. Ob nun gleich unsere 24 Tonarten weiter nichts sind, als Versetzungen der beiden Haupttonarten auf andere Grundtöne, so verursacht dennoch theils die schwebende Temperatur der Töne theils auch das Eigenthümliche verschiedener Instrumente, daß jede dieser 24 Tonarten eine ganz eigene Schattirung bekömmt, wodurch sie sich von den übrigen gar merklich auszeichnet; daher haben einige dieser Tonarten mehr Fülle und Einschneidendes, andere mehr Sanftheit u. dgl. Eigenschaften. Eben daher ist es aber auch nicht gleichgültig, ob der Tonsetzer zum Ausdrucke einer bestimmten Empfindung die harte oder weiche Tonart auf diesem oder jenem Grundtone ausübt. Weil jede Tonart ihre eigenen Tonleiter hat, die sich wegen der Temperatur der Töne in Ansehung der Verhältnisse ihrer Stufen bald mehr, bald weniger, von allen andern Tonarten unterscheidet, so kann es nicht fehlen, daß dadurch auch jede dieser Tonarten ihren eigenthümlichen Charakter bekomme, der gegen die andern Tonarten mehr

Digitized by Google

oder weniger absticht. Den Charakter dieser Tonarten kann man ohne Schwierigkeit übersehen lernen, wenn man sowohl die harten als weichen Tonarten nach den Graden ordnet, in welchen die Verhältnisse ihrer Intervallen (nach Maßgabe der Temperatur) von den ursprünglichen Intervallenverhältnissen abweichen; nämlich unter den Durtonarten sind C. G. D. F. am reinsten; A. E. H. Fis. härter und B. Es. As. Des. am härtesten, unter den Molltonarten sind A. F. H. D. am reinsten; Fis. Gis. As. Des. weicher, und C. G. F. B. am weichsten. Alles, was zu der historischen Kenntniß der alten Tonarten gehört, findet man in Forkel's „Allgem. Geschichte der Musik". Diejenigen aber, welche die Behandlung derselben im Satze näher kennen lernen wollen, finden dazu Gelegenheit in dem „Gradus ad Parnassum" von Fux; in Prinzen's „Satyrischem Componisten"; in Murschhauser's „Hohen Schule der Composition" und in Vogler's „Choralsysteme".

Tonführung, s. Modulation.

Tonica. Dieses Wort bezeichnet in der Musik den Grundton der diatonischen Tonleiter, welche in jedem Satze eines Stücks der Hauptton ist, worin der Gesang und die Harmonie fortgehen, und den Satz schließen; er ist von dem eigentlichen Haupttone darin unterschieden, daß die Tonica mit jeder Ausweichung ihren Platz verändert, jener hingegen durch das ganze Stück derselbe bleibt. In der Arzneikunde sind tonische Mittel, stärkende Arzneien.

Tonkunst, s. Musik.

Tonleiter, die stufenweise Folge der Töne von einer Tonica (d. i. dem Grund- oder Haupttone, in welchem der Gesang und die Harmonie fortgehen und den Satz schließen) bis zu ihrer Octave. Bei dem diatonischen Klanggeschlecht unterscheidet sich die Tonleiter der harten Tonart von der Tonleiter der weichen durch die Verschiedenheit der Lage der beiden halben Töne. In der harten Tonleiter liegen diese halben Töne zwischen der 3. und 4. und zwischen der 7. und 8. Stufe, vom Grundtone an gerechnet, und diese Leiter steigt durch eben dieselben Töne abwärts wie aufwärts. In der weichen Tonleiter hingegen, in welcher zwar der erste und halbe Ton jederzeit zwischen der 2. und 3. Stufe liegt, ist der 2. halbe Ton beweglich, denn man nimmt aufwärts die große 6. und 7. Stufe, und abwärts die ursprüngliche kleine.

Tonmesser oder Sonometer, s. Schall.

Tonne, ein großes Faß; ein Gefäß von bestimmtem Maße, meistens für flüssige Dinge, das aber in verschiedenen Ländern sehr verschieden ist. In Sachsen ist eine Tonne Bier der 4. Theil eines Fasses, und enthält 90 Kannen. Auch der Landwein wird bisweilen nach Tonnen zu 100—108 Kannen berechnet. Oel, Butter, Schmalz, Heringe werden auch nach Tonnen berechnet. In einem Theile Niederdeutschlands und in Dänemark ist Tonne ein Getreidemaß. In Dänemark sind die Abgaben von den Ländereien nach Tonnen Hartkorn (wie in Sachsen nach den Hufen) festgesetzt; man versteht da unter einer Tonne Hartkorn so viel Land, als mit 3 Tonnen Korn, Gerste und Hafer besäet werden kann, und das gewöhnlich 112.000 Quadratfuß enthält, aber nach Beschaffenheit des Bodens auch verschieden ist. — Eine Tonne Goldes sind 100.000 Thlr. oder Gulden, je nachdem in einer oder der andern Münzsorte gerechnet wird. — In der Schifffahrt bedeutet Tonne 1) das Maß des körperlichen Raumes eines Schiffes, nämlich einen Raum

Digitized by Google

von 42 Quadratfuß; 2) das Maß der Last oder Schwere, welche ein Schiff tragen kann. In dieser Bedeutung ist eine Tonne so viel als eine Last von 2000 Pfund. Wenn daher von einem Schiffe gesagt wird, daß es 200 Tonnen führe oder 200 Tonnen groß sey, so heißt dieß so viel als: es kann eine Ladung von 4000 Ctrn. à 100 Pf., oder 400.000 Pfund tragen. 2 Tonnen oder 4000 Pf. machen eine Schiffslast. — Noch heißt Tonne (Schiffstonne, Baake, Boye) ein starkes, mit eisernen Reifen beschlagenes Gefäß, wie eine Tonne, nur mit dem Unterschiede, daß es an einem Ende spitziger ist als an dem andern, welches mit Ketten an einen Ankern oder schweren Stein gehangen und in das Meer oder in die Mündungen großer Ströme, wo Untiefen oder Felsen sind, gesenkt wird, um durch die oben auf dem Wasser treibende oder schwimmende Tonne das Fahrwasser zu bezeichnen und die Schiffer zu warnen. Diese Tonnen haben, nach Beschaffenheit der Umstände und Jahreszeiten, verschiedene Farbe, und es gibt schwarze, weiße und rothe Tonnen.

Tonnengewölbe nennt man in der Baukunst eins der stärksten und dabei einfachsten Gewölbe, das, einen halben Cirkel bildend, auf 2 mit einander gleich laufenden Wänden anschließt. Sehr oft findet man in gothischen Kirchen und Gängen dergleichen Gewölbe angebracht.

Tonnies (Paul David Wilhelm), ein durch gemeinnützige Thätigkeit und als Schriftsteller in der Handlungswissenschaft ausgezeichneter Mann, geb. 1760 zu Hamburg, der Sohn des 1805 verstorb. und wegen seines thätigen Patriotismus sehr geschätzten Oberalten Joh. Friedr. Tonnies. — Tonnies widmete sich der Handlung, dem Assecuranzsache und den Wissenschaften seines Berufs. Um seine Vaterstadt und den Handelsstand überhaupt machte er sich vielfach verdient, besonders 1813 und 14 zu London und Bordeaux. In letzterer Stadt gelang es ihm, die von Lord Dalhouse, dem Anführer der engl. Truppen, weggenommenen hamburger Schiffe zurückzuerhalten. Seit 1823 erwarb er sich auch literar. Ruf durch folg. Schriften: „Ueber Avarie-Grosse mit Nachträgen und Belegen"; durch seine „Chronik des hamburger See-Assecuranzgeschäfts von 1823, nebst Ansichten über die geschichtlichen Wahrnehmungen des Hrn. G. L. Wilh. Grasmeyer" (er gab diese Chronik auch von 1824, begleitet von mehren Aufsätzen, heraus); und durch seine „Mercantilisch-geschichtliche Darstellung der Barbareskenstaaten und ihrer Verhältnisse zu den europäischen und vereinigten nordamerikanischen Staaten, mit besonderer Hinsicht auf die freie Hansestadt Hamburg, nebst Chronik des hamburg. Seeassecuranzgeschäfts für 1825". Er starb 1827.

Tonsetzer, s. Componisten.

Tonsetzkunst hat die Bildung eines Tonstücks zum Gegenstande. Ihre Theorie entwickelt die Lehre von der Verbindung einzelner Töne zu einem sinn- und empfindungsvollen Ganzen. Sie begreift 1) die Grammatik der Tonkunst, welche die Gesetze der Harmonik und Melodik umfaßt, durch deren Beobachtung ein Tonstück frei von technischen Fehlern wird, 2) die musikalische Rhetorik, oder die Lehre von der bündigen Ausführung eines Tonstücks (vom künstlicheren Satz, vom doppelten Contrapunkt, Fuge, Kanon u. s. w.), 3) die Aesthetik der Tonkunst und 4) die Lehre von der Benutzung der materiellen Kunstmittel, von Instrumentation, Vocal- und Instrumentalaffect ꝛc. — Hauptwerk: Gottfr. Weber's „Vers. einer Theorie der Tonsetzkunst", 1. und 2. Bd. (enthal-

Digitized by Google

ten die Harmonik) (Mainz 1817 fg.). (S. Composition, Melodie, Harmonie, Contrapunkt, Fuge u. a. m.

Tonsur. Seit den ältesten Zeiten gehörte ein kahlgeschorenes Vorderhaupt unter die Ehrenzeichen des Priesterstandes, doch nicht der ersten christl. Lehrer, die, um sich von heidnischen Priestern zu unterscheiden, die Haare nur nach Männerart kurz geschneten trugen. Büßende ließen sich den Kopf kahl scheeren, und nach ihrem Beispiele thaten dieß auch die Mönche bis in das 6. Jahrh. Um diese Zeit ging mit mehren andern Eigenheiten des Mönchslebens auch die Gewohnheit, sich eine Platte scheeren zu lassen, auf die christliche Geistlichkeit über. Man unterschied ein kahlgeschorenes Vorderhaupt, unter dem Namen der Tonsur des Apostels Paulus, von der kreisförmigen Platte auf dem Scheitel, die man Tonsur des Apostels Petrus nannte. Jene war in der griech. Kirche, bei den Briten und Irländern üblich, diese in der römischen und den von ihr abhängigen Kirchen. Auf einer Synode zu Toledo 633 wurde letztere den Geistlichen gesetzlich vorgeschrieben, um die priesterliche Krone (corona clericalis) genannt. Die röm. Tonsur blieb seitdem in der abendländischen Kirche Priestern und Mönchen gemein, und ward ein Mittel zur Unterscheidung der höhern Würden des geistlichen Standes von den niedern. Diese tragen sie kleiner — die ersten Anfänger nur im Umfange eines halben Kopfstücks, die Priester im Umfange einer Hostie — die Bischöfe am größten, sodaß bei dem Papste fast das ganze Vorderhaupt kahl ist, und nur ein schmaler Kreis von Haaren über der Stirn stehen bleibt. Das Abscheeren geht der Weihe voran und wird wöchentlich oder doch vor jedem hohen Feste wiederholt, um den Nachwuchs der Haare auszurotten. Die Geistlichkeit der griech. Kirche blieb bei ihrer alten Sitte.

Tonsystem umfaßt den ganzen Inhalt der in der Musik brauchbaren, durch Höhe und Tiefe verschiedenen Klänge, in abgemessener Ordnung bezeichnet. Diese abgemessene Ordnung und mithin das Tonsystem selbst ist erst eine Erfindung der Zeiten, wo über die Töne genauere Untersuchungen angestellt und ihre Verhältnisse an musikalischen Instrumenten festgestellt wurden; denn der Naturmensch folgt nur seiner Empfindung, wenn er Töne hervorbringt, ohne von einer bestimmten Abmessung zu wissen; was auch daraus erhellt, daß die Lieder der Wilden in unser heutiges diatonisches Tonsystem so wenig passen wollen. Da nun das Instrument nicht wie die menschliche Stimme alle verschiedenen Töne ohne besondere Vorrichtung angibt, so mußten Diejenigen, welche durch Instrumente eine bestimmte Melodie hervorbringen wollten, gewisse Töne denselben gleichsam auf bestimmte Weise zutheilen und in regelmäßiger Folge fortsetzen; Saiten mußten zu Hervorbringung gewisser Töne auf bestimmte Weise gestimmt, ihnen eine bestimmte Länge gegeben und Löcher auf Blasinstrumenten in abgemessenen Zwischenräumen ausgehöhlt werden. Zuerst wird man die einfachsten, von Natur am leichtesten in die Ohren fallenden Tonverhältnisse auf diese Weise fixirt haben. So sagt die Fabel, Hermes habe die Lyra mit 4 Saiten bespannt und sie in das Verhältniß der Quarte, Quinte und Octave gestimmt; und wahrscheinlich waren diese Töne zur einfachsten Begleitung der Stimme hinreichend. Nach und nach fügte man die noch fehlenden Töne der Octave ein. In diesem ersten System nun, welches 4 Saiten oder Töne begriff, lagen 2 Quarten, welche die beiden äußersten Töne bildeten, z. B.

Digitized by Google

a d e a. Daher nannte man dieß System oder die Abtheilung der Töne nach Quarten, Tetrachord. Die Vermehrung der Töne scheint ebenfalls durch Quarten fortgeschritten zu seyn, sodaß man z. B. der Saite d ihre noch fehlende Quarte g gab, und unterwärts dem Tone e die Quarte b, indem man immerfort nach Quarten stimmte. Nun hatte g seine reine Quarte noch nicht; um aber nicht über die Octave hinauszugehen, nahm man dieselbe in der Octave von g unterwärts; diese bekam die Quarte f, und so hatte man die ganze Octave, die in den Tönen A B C D E F G a bestand. Da man aber die Quarten auf verschiedene Arten in kleine Intervallen theilte, so entstanden daraus die Ton- oder Klanggeschlechter, nämlich 1) das enharmonische, bei welchem die Quarte so getheilt war, daß die zwei ersten Intervallen kleiner als unsere halben Töne waren (s. Enharmonisch). 2) Das chromatische, in welchem die Quarte so eingetheilt wurde, daß die zweite Saite gegen die erste und die dritte gegen die zweite Intervalle bildeten, die etwas kleiner waren als ein halber Ton, die vierte gegen die dritte aber ein Intervall, das ungefähr mit unserer kleinen Terz übereinkommt (s. Chromatisch). 3) Das diatonische, in welchem nur ganze und halbe Stufen vorkommen. Das neuere diatonische System ist diejenige Tonabtheilung, nach welcher die Octave in 7 Töne eingetheilt wird, welche aus 5 ganzen und 2 halben Stufen (Tönen — daher auch ein Ton oft so viel als das Intervall eines ganzen Tons heißt) besteht, und man in denselben nie in kleinern als halben Tönen, auch nie durch zwei halbe Töne hinter einander fortschreitet. (Vgl. Tonart.)

Tontine, s. Leibrenten.

Tonzeichen, s. Noten.

Topas, Picnith, wird unter die Edelsteine gerechnet. Gewöhnlich findet er sich von gelber Farbe; doch kommen auch röthliche, grünliche, bläuliche vor. Im Längenbruch ist er muschelich, im Querbruche blättrig. Die mehrsten sind in 4—6—8seitigen gestreiften Säulen krystallisirt und kommen von Mukla in Kleinasien, aus Sibirien vom Ural, aus Brasilien, auch vom Schneckenstein bei Auerbach im sächsischen Voigtlande. Ihre Bestandtheile sind Thonerde, Kieselerde und Flußsäure, bei einem eigenthümlichen Gewicht von 3,515.

Töpferkunst. Die uralte Kunst, aus Thon, der mit Wasser eingeknetet ist, Geräthschaften zu formen und sie im Feuer hart zu brennen, ist wahrscheinlich von den Aegyptern zu den Israeliten gekommen. Von den Griechen ward sie in Samos, Athen und Korinth frühzeitig ausgeübt. Die Römer und Etrurier sollen sie durch Demaratus, den Vater des Tarquinius Priscus, kennen gelernt haben. Bei den Campanern und Etruskern erlangte sie bald eine bewundernswürdige Vollkommenheit, wie man an den sogenannten etruriſchen Vasen sieht. Gegenwärtig unterscheidet man in dieser Kunst, nach der geringern oder größern Feinheit der gefertigten Waaren, 4 Zweige derselben: 1) die gemeine Töpferkunst oder das Töpferhandwerk liefert Töpfe, Kacheln, Schüsseln ꝛc. aus gemeinem eisenhaltigen Thone, der beim Brennen immer noch porös bleibt und sich nicht weiß brennt, daher glasurt werden muß (s. Glasur). 2) Die Fayance-Bereitung. (S. Fayence.) 3) Von der Fayence unterscheidet sich das Steingut durch seine mehr steinartig und dicht gebrannte Masse, die noch überdieß ohne Blei außen glasurt ist; der Thon dazu ist sehr fett und sintert im Feuer fest zusam-

Digitized by Google

men. Zu der farbigen Steingutwaare gehören die Flaschen, worin Selters-, Fachinger-, Eger-Wasser verführt wird; auch liefern die Bunzlauer Töpfer, die Waldenburger, die von Hohenleipe, die Lüneburger farbiges Steingut. Uebrigens ist die Bereitung des Steinguts ganz der bei der Fayence üblichen gleich. Seine Glasur erhält es durch Kochsalz, was man entweder in den Brennofen wirft, oder unter den Thon knetet, oder im aufgelösten Zustande auf die Waare streicht. Weißes englisches Steingut, White stone ware, flint ware, Queens ware, wird aus völlig eisenfreiem, letten Thone, dem man Kiesel zusetzt, bereitet und dann mit Küchensalz oder auch Bleiglasur glasurt. Zu Staffordshire ward es durch einen Töpfer zufällig 1690 erfunden; seitdem ist der nördliche Theil von Staffordshire über 9 Meilen weit mit Städten und Dörfern angefüllt, die so viele Steingutfabriken enthalten, daß sie insgesammt the potterie heißen und so dicht zusammenliegen, daß sie für Eine Stadt gelten können. Diese Steingutfabriken verbrauchen jährlich 100 000 Centn. Kiesel, den sie von der Küste Hull holen. Eine andere Art Steingut ward von Josiah Wedgwood zu Etruria in Staffordshire erfunden und nach ihm Wedgwood genannt. Man kennt es von allen Farben und nennt das strohfarbene Bamboo; das blaugraue Basaltes; das weiße Biscuit oder Jasper, das Porphyrähnliche heißt Terra cotta, das weiße, sanft anzufühlende White China. Die mehrsten Arten sind so hart, daß sie am Stahle Funken geben und daß keine Säure sie im mindesten angreift. Probiersteine, Mörser, Schalen, Statuen, Trichter, Cameen, Büsten, Medaillen, Trinkgeschirre werden daraus verfertigt. 4) Porzellan (s. d.). Als ein Zweig der Töpferkunst ist die Pfeifenbrennerei anzusehen. Dieselbe stammt wahrscheinlich aus Asien, obgleich ein spanischer Mönch, Roman Pano, das erste Modell zu irdenen Pfeifen aus Domingo 1496 lieferte; 1585 sahen die Engländer zuerst Pfeifen in Virginien; 1621 ließ Jakob I. eine Pfeifenfabrik anlegen. Die Holländer bereiteten zwar später aber besser diese Waare zu Tergouw oder Gouda. Man wendet dazu einen Thon an, der sich vollkommen weiß und feuerhart brennt. Eine andere Art Töpferwaaren sind die Schmelzgefäße, wie Schmelztiegel, Probiertuten, Röstscherben, Münztiegel. Hessische Tiegel bestehen aus Thon mit vorwaltender Kieselerde und werden zu Almerode aus geschlämmtem calcinirten Sande mit $^1/_4$ Thon geschlagen, getrocknet und 18 Stunden gebrannt. Zu Passau bereitet man Tiegel aus gleichen Theilen Graphit und Thon. Bei Bilin brennt man dergleichen aus $^7/_8$ Thon und $^1/_8$ Sand. Die Passauer dienen zu Metallschmelzungen, die hessischen zur Schmelzung salziger, die Biliner bei schwefeligen Gemischen. — Endlich gehören hierher noch Ziegel- oder Backsteine. Dazu dient der Lehm, eine Thonart, die viel Eisenoxyd enthält, und sich deßhalb im Feuer roth brennt. Kalkmieren darf er nicht enthalten, diese zersprengen den Ziegel im Brennen; aber ein geringer, gleichförmiger Gehalt an Kalk trägt viel zur Festigkeit des Ziegels bei.

Topik, griech. Ort- oder Stellenkunst. Die Lehrer der Redekunst in Griechenland und Rom schränkten ihren Unterricht nicht bloß auf eigentliche Redekunst ein, sondern sie theilten auch die Realkenntnisse aus den Wissenschaften und aus der wirklichen Welt mit, die ihren Schülern einst nöthig seyn konnten, wenn sie als öffentliche Redner auftreten mußten. Es entstand hier also ein encyklopädischer Unterricht von ziem-

Digitized by Google

lich großem Umfange und starker Mannigfaltigkeit. Es war nun zu wünschen, daß der Redner bei vorkommenden Gelegenheiten wußte, wo, d. h. in welcher Abtheilung dieses Realunterrichtes, er die Kenntnisse zu suchen habe, deren er gerade bedurfte; hierzu führte ihn die Topik. Er mußte z. B. in der Philosophie suchen, wenn er eine Schutzrede zu halten hatte; denn hier war die Aufgabe, wie die Richter, oder die Zuhörer überhaupt, zu rühren, wie ihre Theilnahme zu erregen und zu fesseln sey; dieß lehrte die Menschenkunde. — Hieraus entstand ein allgemeiner Gebrauch des Wortes Topik; nämlich überhaupt eine Nachweisung, wo, d. h. in welcher der vielen Wissenschaften, oder, die Sache richtig verstanden, in welcher Abtheilung des menschlichen Bewußtseyns, oder der Erfahrung, der letzte Grund, oder die eigentliche Quelle für Das, worüber gesprochen wird, zu finden sey. Es wäre zu wünschen, daß man das Wort Topik und die Sache, d. h. das Bestreben, sich selbst völlig klar darüber zu werden, auf was man sich als Letztes stütze, wenn man irgend Etwas behauptet, wieder einführte; denn es ist das richtige Mittel, guten Gebrauch von Dem machen zu können, was man weiß. Vgl. Aristoteles's „Rhetorik", 1. Buch, vorzüglich Cap. 2, 3 (in den Büchern, welche Topik überschrieben sind, behandelt er die Anwendung der Schlüsse zur Erfindung und Bestimmung der Wahrscheinlichkeit); den Verf. der rhetorischen Bücher „Ad Herennium" (1., 2., 3. Buch); Cicero „De inventione" (1. Buch, Cap. 6—15, Cap. 24—52, und 2. Buch); ebendess. „Topica" und „Partitiones oratoriae" (Cap. 1, 2, 3, 9—15); ferner die Bücher „De oratore" (2. B., Cap. 30 fg.); Quinctilian's Werk: „Institutiones oratoriae" (5. B.). Obgleich sich die Topik der Alten immer zunächst auf die griech. und röm. Staatsberedtsamkeit, insbesondere die gerichtliche bezog, so finden wir doch in ihren Anweisungen auch manchen für unsere Redner, selbst für den geistlichen, brauchbaren Wink. Schätzbare Beiträge zu einer für unsere Rhetorik geeigneten, besonders homiletischen Topik haben verschiedene neuere Schriftsteller geliefert. Außer den in Schott's „Kurzem Entwurf einer Theorie der Beredtsamkeit" (2. Ausg., Leipz. 1815) angeführten, müssen noch die neuern Schriften von Kästner: „Topik, oder Erfindungswissenschaft" (Leipzig 1816); Reinbeck, „Handbuch der Sprachwissenschaft" (2. Bd., 1. Abth., Essen und Duisburg 1816); Kaiser, „Entwurf eines Systems der geistl. Rhetorik" (Erlangen 1816) genannt werden. Abgesehen von der Redekunst erlangte der Ausdruck Topik dann die Bedeutung einer Nachweisung der Gebiete der menschlichen Erkenntniß, in welcher man gewisse Gegenstände der Untersuchung zu suchen habe. Eine solche Nachweisung gründet sich auf eine allgemeine Anordnung und Verzeichnung der menschlichen Grundbegriffe; eine solche versuchte auch Raim. Lullus (starb 1314) in seinem „Ars magna". (Seine sämmtl. Werke erschienen zu Mainz 1721—42 in 10 Bdn., Fol.). — 2) Im theologisch-dogmatischen Sinne ist Topik insbesondere eine Theorie der Grundsätze, welche der Theolog bei der Wahl und Behandlung der bibl. Beweisstellen zu beobachten hat. Denn, um die reine bibl. Glaubens- und Sittenlehre aufzustellen, in welche nichts Fremdartiges hineingetragen wird, muß der Theolog nothwendig bei jeder einzelnen Lehre, die für eine biblische erklärt wird, vor allen Dingen über die Frage mit sich einig werden: ob es auch in der That Stellen der heil. Schrift gebe, in welchen diese Lehre ausdrücklich vorgetragen wird, oder aus welchen sie leicht und

natürlich durch eine Schlußfolge abgeleitet werden kann und muß. Da es nun hier nicht sowohl auf die Menge der Stellen ankommt, die man für eine Lehre anführt, als auf die Richtigkeit ihres Textes, ihre Deutlichkeit, ihren Zusammenhang mit der Lehre, welche als eine biblische dargethan werden soll, ihre beweisende Kraft, so bedarf der Theolog auch bestimmter Grundsätze, nach welchen er entscheidet, ob eine Stelle für einen solchen Zweck angewendet werden könne oder nicht, und einer zweckmäßigen Methode in der Darlegung der Art und Weise, wie aus der angeführten Stelle (wo dieß nicht selbst einleuchtet) der zu beweisende Lehrsatz folgt. Man nennt diese Topik auch Topologie.

Topisch stammt von dem griech. Worte Topos, Ort, her und bedeutet örtlich. Topische Mittel sind in der Arzneikunde solche, die unmittelbar auf den leidenden Theil angewandt werden und deren Wirkung sich auch hauptsächlich darauf beschränkt. Sie sind den allgemeinen Mitteln, welche ihre Wirkung über den ganzen Organismus verbreiten, entgegengesetzt.

Töplitz, s. Teplitz.

Topographie oder Ortslehre, ist der Name für die Beschreibung eines Ortes, z. B. einer Stadt, eines Dorfes, oder auch wohl eines kleinen Stück Landes, welche so ausführlich ist, daß sie in einer ganzen Geographie, sey diese auch noch so groß an Umfang, nicht Platz haben kann; also ein vollständig ausgearbeiteter aber kleiner Theil des großen Ganzen, Geographie genannt. — Da die bloße Kenntniß der Lage und Ortsverhältnisse oder Raumverhältnisse der merkwürdigsten Gegenstände des Erdbodens, als ein besonderer Theil der Geographie angesehen werden kann und zu den Elementen dieser Wissenschaft gehört, so könnte auch diese Kenntniß wohl Topographie, etwa: Topographie des Erdbodens, genannt werden, ungeachtet er eigentliche Beschreibung der vorkommenden Gegenstände ausschließt. Musterhaft ist Lewis's "Topographical dictionnary of England" (Lond. 1830). — Deutschland ist reich an topographischen Specialcharten, welche bei den gegenwärtigen Fortschritten der geodätischen und topographischen Kunst die berühmte Cassinische Charte von Frankreich weit hinter sich lassen. Dahin gehören die Specialcharten vom Erzherzogthum Oestreich, von Salzburg und Tirol, durch den k. k. östr. Gen.-Quartiermeisterstab; der topograph. Atlas von Baiern; die neue Specialcharte des Königreichs Würtemberg; die vom Hauptm. Michaelis vollendete Bohnenberger-Amman'sche topogr. Darstellung des südwestl. Deutschlands, die topogr. Aufnahme der preuß. Provinz durch v. Schrötter, v. Tertor, Leccq, v. Grollmann und v. Müffling; die topograph. Charte von Sachsen durch das k. sächs. Ingenieurcorps u. a. m. — Topographische Bureaux sind Anstalten, welche Alles sammeln und aufbewahren, was auf die Kenntniß der Oberflächen des Bodens, ja oft selbst auf andere Eigenthümlichkeiten und Erzeugnisse der Länder Bezug hat. Im weitern Sinne gehören sie der Erdbeschreibung an, im engern der Flächen- und Ortsdarstellung (Topographie), daher denn auch die Benennungen: Plankammer, Militairplankammer, Cameralvermessungsanstalt und dergleichen die Stelle eines topographischen Bureau, welches ursprünglich auf franz. Boden aus dem dépôt général de la guerre entstand, vertreten. Diese Anstalten sind vorzüglich seit Napoleons Zeit militairischen Ursprungs, weil die Berechnungen der Strategie auf ihren Nachweisungen beruhen; weßhalb

Digitized by Google

auch in der Regel ein topographisches Bureau eine Unterabtheilung der Geschäfte des Generalstabs ist. Es bezweckt nicht allein das Studium der Karten, der Plane und Risse, sondern auch die Fertigung derselben; daher denn nach den größern odergeringern Kräften eines Staats und nach Maßgabe seiner Bedürfnisse dasselbe theils zum Unterrichte, theils zur Entfernung neuer oder zur Berichtigung alter Aufnahmen dient und unter der besondern Aufsicht eines Directors (Directeur du bureau topographique), Plandirector u. s. w. steht, der für den Unterricht der Zöglinge sowie für die Beschäftigung der Künstler zu sorgen hat, welchen das Zeichnen, Copiren, Kupferstechen, Lithographiren u. s. w. der Karten übertragen wird. Eine Anzahl Ingenieurs, Offiziere des Generalstabs oder andere Individuen, finden hier Beschäftigung. Gleich den Buchstaben hat man auch in der Topographie besondere Zeichen, welche die Gegenstände auf der Oberfläche des Bodens, z. B. Gebäude, Straßen, Wälder, Gewässer u. s. w. in der Vertikal- oder Vogelansicht darstellen, und welche in allen Anstalten sich ähnlich und größtentheils übereinstimmend sind. Dasselbe findet auch bei Bezeichnung der schiefen Flächen, d. h. der Anhänge und Berge statt, wofür man jedoch erst in der neuern Zeit die einfache Strichlage, von 5 zu 5° Böschung bis 45°, nach dem System des verstorbenen königl. sächsischen Plankammerdirectors, Major Lehmann (s. d.), angenommen hat. Die topographischen Bureaux haben in der neuern Zeit durch die Lithographie sich eine bedeutende Erleichterung zu verschaffen gewußt, indem früher nur der Grabstichel — kaum die Nadel — die nöthigen zarten Striche auszuführen vermochte. Die in Kupfer ausgeführten Arbeiten bleiben jedoch immer noch die vorzüglichsten und der Steindruck kann diese Zartheit nicht vollkommen gewähren. Alle großen Staaten besitzen topographische Bureaux, doch haben die auf dem europäischen Continente und namentlich die von Paris, Wien, München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, ja selbst Petersburg, wohl unstreitig die größten Fortschritte zur Beförderung dieser für Kriegführung, Handel und Länderkunde so wichtigen Wissenschaft gemacht.

Tora (Thora), Hathorah (hebr.), das Gesetz. Man versteht darunter die 5 Bücher Mosis, weil in diesen das eigentliche Gesetz der Juden enthalten ist. In den Synagogen ist die Tora die pergamentene Rolle, auf welche die 5 Bücher Mosis geschrieben sind, und woraus am Sabbath gebetet oder gesungen werden. Dieß geschriebene Gesetz ist von der Kabbala oder den mündlichen Ueberlieferungen unterschieden, die Gott dem Moses auf Sinai mitgetheilt haben soll, und die in der Folge im Talmud gesammelt worden sind.

Toreutik, bei den Alten: Bildnerei in Metall, und zwar durch theilweise Verfertigung, theilweisen Guß, Arbeit mit dem Meisel, Löthung ꝛc. Sie umfaßte auch die Bildnerei in Elfenbein. Die Toreutä der Griechen hießen bei Plinius caelatores. Plastik war, nach Plinius, Bildnerei in Thon; Staturia war die Kunst, bronzerne Statuen zu gießen; Sculptura, Bildnerei in Marmor. Die Plastik in Thon, oder die Thonbildnerei, die Plinius die Mutter der Bildhauerei nennt, war schon den Aegyptern bekannt; doch hat sich wenig von ihrer Arbeit erhalten; desto mehr von etruriſchen Terra-cotta's. Es sind die signa Tuscanica per terra dispersa, deren Plinius gedenkt. Sie bestanden aus Statuen, Reliefs, selbst aus Quadrigen, aus Geschirren aller Art, Schalen, Vasen, Sarkophagen bemalten Reliefs u. s. w. Von den Etruriern wanderte die Kunst der

Digitized by Google

Thonbildnerei zu den Römern, wo dergleichen Kunstsachen zur Verzierung der Gebäude, des Frontons, der Friese, zur Verschönerung der Privatwohnungen, der Gräber und anderer Gegenständen dienten.

Torf nennt man die innig durcheinander verwebten und zusammengepreßten, eigens modificirten Pflanzentheilen bestehen, erdig-compacten oder filzartigen Substanzen, welche mit mehr oder weniger lebhafter Flamme brennen, darauf längere Zeit glühen, und also auch verkohlt werden können. Man unterscheidet 1) Moraſttorf; er ist locker filzartig, zähe und brennt leicht und ohne schwefeligsaure Dämpfe, jedoch mit dickem Rauche. Er findet sich in großer Menge unmittelbar unter der Dammerde oder dem Rasen, auch auf dem Grunde von Moräſten. 2) Landtorf oder Kiestorf ist dicht und enthält häufig Kies und Muscheln, weßhalb er sich nicht selten selbst entzündet und zur Vitriolbereitung tauglich ist. Er findet sich in Lagern von Sand, Thon und Kreide, und ist eine weit ältere Bildung als Nr. 1. 3) Meertorf findet sich an den Küsten, zumal an der Nordsee, und ist ganz auf Tangen gebildet. — Der Torf erfüllt oft weite Strecken in den Ebenen und weiten Flächenbassins der Niederungen, auch auf den Plattformen der Gebirge: seine Bildung ist ganz neu und geht noch ununterbrochen fort. Man gewinnt ihn durch Stechen in parallelepipedischen Stücken, und läßt ihn dann in freien Haufen oder unter Schuppen wohl austrocknen, wobei er sehr stark, und zwar um so mehr schwindet, je besser er ist. Auch die lockere schlammige Masse vom Grunde der Moräste wird ausgefischt und in Formen gepreßt. Man unterscheidet daher Stich- und Streich- oder Preßtorf. Der Torf ist ein nützliches Brennmaterial, und z. B. für Holland von derselben Wichtigkeit als die Steinkohlen für England. Bei allen Sied- und Verdampfungsarbeiten, in Kalk- und Ziegelöfen ist er statt des Holzes zu gebrauchen. — Das Torfstechen geschieht nach gewissen Regeln. Zuerst macht man Auszugsgräben für das Wasser, welches am besten bei trockener Witterung geschieht. Dann ebnet man den Boden durch Abstechen der obersten ungleichen Schicht, die ohnehin, wegen Einwirkung der atmosphärischen Luft, den schlechtesten Torf enthält, dem die nöthige Menge verbrennlicher Theile fehlt. Die darauf folgende nun geebnete Schicht sticht man in Parallelepipeden aus und setzt sie zum Trocknen auf eine Anhöhe. So fährt man fort, eine Schicht nach der andern abzustechen, bis sich keine Reste von unverwesten Pflanzen mehr zeigen. Bei dieser Arbeit muß man dahin sehen, daß theils das Wasser nicht zu stark abfließe, und die Torfwiese also ganz trocken gelegt werde, theils aber, daß die stehenbleibende Schicht nicht zu hoch unter Wasser liege, weil das gewöhnliche Wasser den Torf auszehrt und verdirbt; sondern die Torfschichten müssen, ehe sie gestochen werden, von ihrem eignen, vorher angeführten braunen und fettigen Wasser durchzogen seyn, da dieß die Brennbarkeit des Torfes erhält. Man muß ferner den Torf auch nicht zu tief stechen, weil man sonst auf unfruchtbare Erde kommt. Gewöhnlich aber steht Sand, oft wahrer Flugsand unter dem Torfe. Sticht man zu tief, so hat man außer dem Nachtheil, einen unbrauchbaren Torf zu bekommen, noch den, daß kein neuer Torf nachwächst, da es dann an den nöthigen Wurzeln solcher Pflanzen fehlt, die durch Vermehrung Torf liefern. Man muß auch immer dahin sehen, daß sich der Torf wiedererzeuge, welches ungefähr in 5—10 Jahren geschieht, und auf diese Art kann unter günsti-

Digitized by Google

gen Umständen eine Torfwiese, wenn sie richtig behandelt wird, eine unerschöpfliche Quelle von Feuerungsstoff werden. Daß man aber eine Wiese, die bisher keinen Torf gegeben, zu einem Torfmoor machen könne, scheint uns nicht glaublich, weil die eigenthümlichen Pflanzen sowie das eigenthümliche Wasser dieser Wiesen schwer durch Kunst erzeugt werden können.

Torgau, eine an dem Elbstrome, über welchen eine halb steinerne und halb hölzerne Brücke in die Brückenschanze führt, gelegene stark befestigte Kreisstadt, im merseburger Regierungsbezirke der preuß. Provinz Sachsen, war bis 1815 königl. sächsisch. Dieser Waffenplatz erhält durch 2 bedeutende äußere Bollwerke, das Mahlerfort und das Zinnaerfort noch eine besondere Befestigung und Stärke; außerdem finden wir hier noch das feste Schloß Hartenfels. Torgau hat 3 Kirchen (in der Hauptkirche ist unter mehren Monumenten das Grabmal von Luther's Gattin, Katharina von Bora, die hier 1552 starb), ein Lyceum (höhere Bürgerschule), Bürgerschule, Waisenhaus, Hospital, 368 Häuser und 5610 Einw., denen Tuch- und Wollenzeuchfabrication, Gerberei, Brauerei, Schiffsbau, ansehnlicher Handel mit Getreide, Holz und Kalk, und hierbei erwähnen wir der bedeutenden Jahr- und Wochenmärkte, und endlich einiger Weinbau zu Erwerbs- und Nahrungszweigen dienen. Die Stadt ist der Sitz eines Kreis-, Rent-, Justiz-, Forst- und Postamts. Hier verfertigte Luther und seine Freunde 1539 die Torgauer Artikel, die Grundlage der augsburgischen Confession, auch ward hier das Torgauische Buch, das gegen den Kryptocalvinismus gerichtet war, von mehr denn 8000 Geistlichen unterschrieben und publicirt. Bei Torgau, eigentlich beim Dorfe Siptitz siegte 3. Nov. 1760 Friedrich d. Gr. in einer mörderischen Schlacht, vorzüglich durch Ziethen's und Mollendorf's Tapferkeit über das vereinigte östreichische und Reichsheer unter Daun und Lascy. In den Kriegsjahren 1813 und 1814 litt die Stadt sowohl durch die Belagerung als auch durch mancherlei bösartige Krankheiten außerordentlich viel.

Tories und Whigs, 2 politische und religiöse Parteien in England. Jakob I. strebte während der ganzen Zeit, in welcher er auf dem englischen Throne saß, dahin, die Prärogative der Krone zu erweitern und die constitutionnellen Rechte der Gemeinen einzuschränken. Die Höflinge, welche in der größern Macht ihres Herrn größern Vortheile für sich sahen, unterstützten ihn in seinem Beginnen; der größere Theil der Nation hingegen wollte die durch die Constitution ihr garantirten Rechte behaupten. Es standen sich demnach 2 Parteien gegenüber, deren Kampf sich unter Karl I., einem finstern, herrschsüchtigen Charakter, steigerte. Zuletzt brach er in offene Fehde aus. Die Königlichgesinnten empfingen den irischen Namen Tories, der Räuber bezeichnet. Das Parlament beschuldigte den König, daß er im Geheim die irländischen Empörer und Räuber unterstütze. Auf der andern Seite warfen die Anhänger des Königs ihren Feinden vor, daß sie mit der puritanischen Partei in Schottland in Verbindung stehe. Den Puritanern kamen während des Bürgerkriegs von 1648 in Schottland die Bauern aus Westen zu Hülfe, welche ihres Rufes wegen, dessen sie sich zur Ermunterung ihrer Pferde beim Fahren und Reiten bedienten, Whigamores, von Whigam, genannt wurden. Hieraus soll der Name Whigs entstanden seyn; Andre leiten ihn von dem Worte Whigh, Molken, die ein Lieblingsgetränk jener Bauern

Digitized by Google

waren, her. Am bekanntesten wurden die Parteiennamen unter Karl II. Nachdem dieser 1674 mit Holland Frieden zu schließen genöthigt worden war, so bewirkten seine Verbindung mit Frankreich, seine Entwürfe zur unumschränkten Regierung, seine Liebe zu den Katholiken und der Uebertritt seines Bruders, des Herzogs von York und vermuthlichen Thronerben, zur katholischen Religion, beständig eine gefährliche Gährung. Der geistvolle, aber höchst unmoralische Graf v. Shaftesbury (s. d.), Kanzler und vornehmste Triebfeder der schlechtgenommenen Maßregeln, hatte sich zur Partei der Mißvergnügten, der Whigs, geschlagen, sobald er sahe, daß der König anfing nachzudenken und von dem System der Cabale (s. d.) ein wenig abzuweichen. Diese Treulosigkeit hatte sehr traurige Folgen, weil der Treulose mit vielen Talenten viele Staatsklugheit und Bosheit des Herzens verband. Außer den wahren oder erdichteten Verschwörungen beunruhigten damals den Staat nicht nur die Tories und Whigs, sondern auch die Petitioners und Abhorrers. Die Petitioners schickten, wo nur die Landpartei die Oberhand hatte, Bittschriften (daher Petitioners) mit einer demüthigen Frechheit an den König ab, worin sie ihre Beschwerden vortrugen. Die Abhorrers aber bezeigten, wo die Kirchen- und Hofpartei das Meiste galt, in ihren Adressen die tiefste Ehrerbietung gegen den König und den äußersten Abscheu (daher die Benennung Abhorrers) gegen Diejenigen, welche die öffentliche Ruhe zu stören suchten. Im Grunde nur Tories und Whigs unter andern Namen. Diese verlangten, daß nächstens ein Parlament solle zusammen berufen werden; Jene hingegen bezeigten eine tiefe Ehrerbietung gegen den Willen des Königs. Die Whigs drangen durch und bewirkten die Zusammenberufung eines neuen Parlaments, das seine Unternehmungen sogleich mit Gewaltthätigkeiten wider die Tories anfing, ohne selbst auf die Habeascorpusacte zu achten. Bei einem falschen Eifer für die Freiheit dachte man nur auf Unterdrückungen (1680). Als nach Karl II. Tode Jakob II. öffentlich in die Messe ging, Zölle und Steuern ohne Bewilligung des Parlaments erhob, katholische Priester in seinen Rath aufnahm, die Lehrstellen an den Universitäten mit Katholiken besetzte: erhoben sich die Whigs mit neuer für ihn gefährlicher Kraft; sie stürzten ihn vom Throne und erkannten den Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, Wilhelm v. Oranien, als König von England. Von 1688—1710 waren die Whigs im Parlamente im Rathe die herrschende Partei: unter der Regierung der Königin Anna stand Marlborough (s. d.) an ihrer Spitze. Ein Streit der Königin mit der Herzogin von Marlborough und die Ueberzeugung, daß die Grundsätze der Tories der königl. Macht günstiger seyen, veranlaßten Anna, der Whigpartei das Uebergewicht zu nehmen. Sie entließ die Whigs und zog ihre Gegner in den Rath, und das Tories-Ministerium verschaffte ihrer Partei auch im Parlamente die Majorität. Als Anna starb erhoben die Whigs wieder ihn Haupt und bahnten sich durch die Successionsacte, die sie im Parlamente durchsetzten und durch die das Haus Hanover auf den engl. Thron gehoben wurde, den Weg zur Regierung. Zur Zeit Georgs II., da die engl. Nation nichts mehr von den Stuarts zu fürchten hatte, verlor sich allmälig der Name, wenngleich die Gesinnungen der beiden Parteien nur eine geringe Umwandlung erlitten. Die ehemaligen Tories-Anhänger der Stuarts schlossen sich dem Hofe und dem Ministerium an und bildeten so die ministerielle Partei, während die Whigs ihnen als Opposition

Digitized by Google

entgegen traten und die Volkssache vertheidigten. Während den Stürmen der franz. Revolution spalteten sich die Whigs oder Volkspartei in 2 Abtheilungen; die eine, an deren Spitze Fox stand, sah die Veränderungen in Frankreich mit einem günstigen Auge an und wollte keinen Krieg; die andere, welche den berühmten Burke zum Anführer hatte, verabscheute die Umwälzung, unterstützte das Ministerium, sie mit den Waffen zu bekämpfen. Ungeachtet der mehrmals versuchten Neutralisirung der Parteien gibt es noch immer strenge Tories oder Verfechter der Vorrechte der bischöfl. Kirche und der Krone; gemäßigte Whigs oder Freunde der bestehenden Volksvertretung, und strenge Whigs, oder Verfechter der Parlamentsreform, die jährliche Parlamentswahl, allgemeines Stimmrecht u. s. w. vorschlagen. Man nennt letztere auch Reformers, wie z. B. Francis Burdett ist. Folglich unterscheiden sich die Tories und Whigs noch jetzt durch ihre Grundsätze in Absicht auf Kirche und Staat. Die Tories behaupten die Nothwendigkeit des bischöfl. Kirchenregiments; die Whigs hingegen die Gleichheit aller und jeder Kirchendiener, und die Verwaltung der Kirchensachen durch Consistorien. Die Heftigkeit der Eiferer unter den Erstern geht so weit, daß sie ihre engl. Kirche für die alleinseligmachende halten, von andern Protestanten sehr lieblos denken und reden, und den Katholiken vor ihnen den Vorzug geben; wogegen die Whigs einen übertriebenen Abscheu gegen Alles, was päpstlich ist, haben und die andern Protestanten als Glaubensgenossen erkennen. In Ansehung des Staats legen die strengen Tories dem Könige eine von Gott ursprünglich herrührende Gewalt und ein unwidersprechliches Erbrecht bei, und verlangen von den Unterthanen unbegrenzten Gehorsam. Hingegen finden die Whigs die königl. Gewalt nur in der Bewilligung des Volks gegründet und halten es für erlaubt, ihren König, wenn er solche mißbraucht, abzusetzen, und auch, wenn es die Umstände erfordern, seine Familie von der Thronfolge auszuschließen. So weit die Heftigen unter beiden Parteien sich von einander entfernen, so sehr nähern sich Diejenigen, welche gemäßigt denken; denn es gibt beträchtliche Stufen in ihren Gesinnungen, jedoch nur wenige, die heutiges Tages in ihren Grundsätzen bis auf das Aeußerste gehen. Die Reformers waren nicht damit zufrieden, daß das Wahlrecht der wüsten Burgflecken und der ungebührliche Einfluß der Grundherren aufgehoben, den großen bisher nicht repräsentirten Städten aber einiger Antheil an der Parlamentsrepräsentation eingeräumt wurde, wie in der Reformacte geschehen ist, sondern noch dreierlei verlangten: alljährliche Erneuerung des Parlaments, allgemeines Wahlrecht aller Classen, auch der gar nicht ansässigen, und Abstimmung durch Kugeln, oder geheimes Stimmenmehr. Jetzt wird der englische Radicalismus dabei kaum stehen bleiben, sondern in der Repräsentation verlangt er bereits Entfernung der hohen Geistlichkeit aus dem Oberhause und Beschränkung der Pairswürde in Fällen, wo sie wegen anderer hohen Staatswürden oder persönlicher Verdienste ertheilt wird, auf die Lebenszeit der neuen Pairs; ja, es ist schon davon die Rede, ob das Oberhaus überhaupt, wenn es sich beharrlich dem Interesse der Nation widersetze, nicht für entbehrlich zu erklären sey, wie das schon während der Republik geschehen war. In der Kirchenverfassung geht der Radicalismus bereits bis zu der Forderung, die hohen Kirchenämter der Erzbischöfe und Bischöfe abzuschaften, und eine Einfachheit einzuführen, wie sie in Schottland und Deutsch-

Digitized by Google

land zum wahren Heil der Kirche, wenn auch nicht zum irdischen Glanz und Ueberfluß der höhern Geistlichkeit, stattfindet, die Zehnten aufzuheben, die leerstehenden Kirchen einzuziehen und den geistlichen Stand ernster Aufsicht und die angehenden Prediger strengen Prüfungen zu unterwerfen, wobei sich der Radicalismus unstreitig in vielen Punkten noch gerade in der richtigen Mitte befindet, also noch nicht eigentlicher Radicalismus ist. In der Staatswirthschaft will der englische Radicale vornehmlich völlige Freiheit der Getreideeinfuhr, sofortige Verminderung vieler Staatsausgaben, besonders der Sinecuren und der Vermögenssteuer; der gemäßigte Reformer will bloß Herabsetzung der Einfuhrzölle, allmälige Ersparnisse und Minderung der Auflagen, welche die arbeitenden Classen am härtesten treffen.

Torlonia, Herzog von Bracciano, Stifter des allbekannten Bankierhauses Torlonia zu Rom, wurde 1754 zu Siena geb. Nach einer in Italien vielverbreiteten Versicherung war der nachmalige Herzog Torlonia in seiner Jugend Lohnbedienter, dabei ein sehr guter Wirth. Durch Sparsamkeit habe er, sagt man, ein kleines Capital zusammengebracht, das Cardinal Braschi von ihm erborgte, als er in das Conclave ging, aus dem er 1775 als Papst Pius VI. wieder herauskam. Dankbar für diesen sehr erwünschten Vorschuß, habe der Papst ihm seine Geldgeschäfte übertragen und so sey das Bankgeschäft und das Vermögen begründet worden, das an den Reichthum von Torlonia's Landsmann Agostino Chigi erinnerte, dem der Herzog auch darin glich, daß er für Kunstwerke große Summen zu verwenden nicht scheute. Wie Chigi, übernahm Torlonia, den Pius VI. schon zum Marchese di Roma Vecchia erhob, die Pachtung der Alaunwerke von Tolfa und war überhaupt mit allen größern Finanzunternehmern dieser und der nächstfolgenden Regierung aufs innigste verflochten. Auch in dem Königreiche beider Sicilien hatte er auf eine Reihe von Jahren einen ansehnlichen Theil der öffentl. Abgaben von der Regierung gepachtet. Pius VII, dessen Staatsbankhalter er blieb, erhob ihn zum Herzog von Bracciano, sowie denn auch der König von Spanien ihn zu seinem Kammerherrn ernannte, Polen ihm das Großkreuz des Stanislausorden, Frankreich den Orden der Ehrenlegion, Parma das Großkreuz des Konstantinischen Hausorden verlieh. Seine beiden Paläste zu Rom, einst Bolognetti und Verospi, prangten mit ursprünglichen Kunstwerken, die er zu vermehren eifrig bedacht war. Wandgemälde von Camuccini, Mosaikfußböden, die er dorthin hatte versetzen lassen, Canova's Marmorgruppe, Herkules und Lycas, schmückten seine prächtigen Säle. Er veranstaltete die mißglückte Ausfischung der Tiber. Seine wöchentlich geöffneten Gesellschaftszimmer waren der Sammelplatz aller Fremden, welche die ewige Stadt vereinigte. Der König von Neapel und sein in Rom lebender Bruder der König von Spanien (Karl IV.) verschmähten 1818 die Feste nicht, die er in seinem Palaste Bolognetti ihnen anbot. Herzog Torlonia starb nach kurzer Krankheit am 25. Febr. 1829, aber noch besteht sein Handelshaus in ungemindertem Ansehn.

Tornea, eine kleine, 1620 auf Befehl der schwed. Reg. gebaute Stadt im russ. Großfürstenthum Finnland, liegt 41° 52′ L. 65° 50′ N. Br. auf einer Insel des Flusses Tornea, an der nördlichsten Bucht des bothnischen Meerbusens. Sie ist die nördlichste von Schweden bewohnte Stadt Europens, hat zwei lutherische Kirchen und 7—800 Einw. Das

Digitized by Google

Klima ist minder rauh, als zu erwarten wäre. Im Junius geht die Sonne nicht unter. Tornea ist die Hauptniederlage für die nördlichen Gegenden, daher mit Holz, Fischen, Rennthieren, Pelleterien, Taback, geistigen Getränken ꝛc. hier ein bedeutender Umsatz gemacht wird. Als der Ort angelegt ward, konnte man noch mit großen Schiffen bis an die Stadt kommen; jetzt hat das Meer so abgenommen, daß die Fahrzeuge weit von Tornea anlegen müssen. Tornea ist berühmt wegen der Gradmessung, welche von hier aus nach Norden zu durch den franzöf. Akademiker Maupertuis und einer seiner Collegen im Verein mit dem schwed. Astronomen Celsius 1736 ausgeführt wurde, und wodurch die schon längst vermuthete Abplattung der Erde an den Polen sich bestätigte. Tornea ward zwei Mal von den Russen erobert, 1715 und 1809, und im letztern Jahre im Frieden zu Friedrichshamm ihnen nebst Ostfinnland überlassen, wodurch es Grenzstadt geworden ist, indem jetzt der Thalweg der Torneaelf Schweden von Rußland scheidet.

Torquemada, s. Inquisition.

Torres Vedras (Flecken und Linien von). Torres Vedras, ehemals eine Festung, ist jetzt ein offenes Dorf, 6 Meilen von Lissabon an der von Coimbra nach der Hauptstadt führenden Landstraße gelegen. Von hier erstreckt sich eine Bergreihe bis an den Tejo, die, schon von Natur viele haltbare Punkte besitzend, durch Kunst völlig befestigt werden kann. Wellington schlug hier 1810 sein Lager auf, bepflanzte die Anhöhen mit fünfthalbhundert Kanonen und erwartete in dieser Stellung den mit 70.000 Mann heranbringenden Massena. In der Hälfte des Juni und Juli 1810 begannen die Franzosen die Belagerung der die Stellung der englisch-portugiesischen Armee deckenden Festungen Ciudad Rodrigo und Almeida. Nach tapferem Widerstande übergab Herasti das erstere (10. Juli), durch das Auffliegen des Pulvermagazins und durch Meuterei fiel Almeida (den 17. Aug.). Massena war noch einmal so stark als Wellington, der dazu nur auf seine Briten mit Sicherheit rechnen konnte. An der Sierra Buzaco geschlagen (27. Sept.) lernte Massena gar bald Achtung vor dem Gegner. Um die Hälfte Octobers war Wellington in die berühmte Stellung bei Torres Vedras zurückgegangen, vom Tejo, vom Meere, von einer dreifachen Reihe feuersprühender Verschanzungen gedeckt. Bis auf 9 Stunden von Lissabon sah sich nun Massena vorgedrungen, zum gänzlichen und ungestörten Besitze Portugals, nur noch der unbezweifelten, täglich und stündlich erwarteten Einschiffung der Engländer gewärtig, aber ringsum das Land verheert und verlassen, ein Heer im Rücken und auf den Flügeln von Streifparteien beunruhigt, von dem, über zahllose Grausamkeiten verzweifelten Volke bedroht, ohne eine Escorte von 4 bis 6000 Mann, keiner Zufuhr von Kriegs- oder Lebensbedürfnissen sicher, von den Ueberschwemmungen des Mondego, von der alle Straßen zu Grunde richtenden Regenzeit in jeder Bewegung gehindert, von Hunger und Seuchen arg heimgesucht. Schon in der zweiten Novemberhälfte zog der franz. Oberfeldherr nach Santarem zurück. Am 11. März fiel Badajoz an Soult, aber fast zu gleicher Zeit trat Massena seinen weitern Rückzug von Santarem an und wurde Victor in den Umgebungen von Cadix, trotz der verrätherischen Unthätigkeit La Penas, durch Graham geschlagen. Mit Anfangs April 1811 war Massena schon wieder über die portugiesische

Digitized by Google

Grenze, hinter die Agueda gedrückt und Almeida durch einen portugiesisch-britischen Heerhaufen berennt, Olivenza wieder genommen. Am 5. und 6. Mai geschah die blutige Schlacht bei Fuentes d'Onor, über deren Resultate man den bes. Art vergleiche.

Torricelli (Johann Evangelist), geb. zu Faenza 1606, zeigte schon frühe viel Talent für Mathematik. Er ward zu seiner fernern Bildung nach Rom gesandt; der Abt von Mont-Cassino, Benedict Castelli, war sein Lehrer, der ihn mit Galilei bekannt machte. Eine Abhandlung über die Bewegung, welche Torricelli schrieb, gefiel dem berühmten Mathematiker so sehr, daß er ihn zu sich nach Florenz rief. Als Galilei 1641 starb, erhielt Torricelli einen Lehrstuhl zu Florenz, wo Physik und Geometrie die Gegenstände seines Fleißes waren. Er vervollkommnete die Fernröhren, machte zuerst die Mikroskope aus kleinen vor der Lampe bearbeiteten Glaskügelchen; er machte die Versuche mit dem Quecksilber und führte hierdurch auf die richtige Theorie der Barometer. Er starb 1647 zu Florenz. Außer seiner Abhandlung über die Bewegung besitzen wir noch von ihm in italienischer Sprache akademische Vorlesungen (1715) und Opera geometrica, Florenz 1644. Höchst wahrscheinlich verdankt man ihm die Entdeckung der Schwere der Luft, die man sich vergebens bemüht hat, dem Descartes zuzuschreiben und noch vergeblicher dem Pascal und Rey. Torricelli schrieb rein und elegant seine Muttersprache; nicht weniger achtbar war er in seinem Privatleben.

Torricellische Leere nennt man den luftleeren Raum im Barometer, weil Torricelli der Erfinder desselben ist. Vor Torricelli wußte man zwar schon, daß das Wasser in der Saugpumpe nicht höher als 32 Fuß hinaufsteige, aber noch Keiner hatte den Grund dieser physikalischen Erscheinung entdeckt. Torricelli suchte und fand ihn in dem Drucke der Luft. Um hierüber genauere Versuche anzustellen, wählte er statt des Wassers Quecksilber. Hiermit füllte er eine lange, oben zugeschmolzene gläserne Röhre auf die Weise, wie man bei der Verfertigung von Barometern verfährt, und erhielt so die nach seinem Namen bekannte Leere. Der Barometer heißt auch Torricellische Röhre.

Torrijos (Joseph Maria), geboren am 2. März 1791 zu Madrid, dem spanischen Zweige der Familie Borgia (Borjas) abstammend, ward unter der Regierung Karl IV. in dem königl. Schlosse als Page erzogen und als er, kaum 16 Jahre alt, in Kriegsdienste trat, ward er nach damaliger Sitte sogleich zum Hauptmann befördert. Zwei Jahre später erhielt er den Rang eines Majors, focht tapfer gegen Napoleons Heer und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch Muth und Geschicklichkeit in der Ausführung schwieriger Aufträge aus. Er war erst 19 J. alt, als er, obgleich nur Oberstlieutenant, zum Befehlshaber der Vorhut des catalonischen Heeres ernannt wurde. Er erhielt 1812 ein Regiment, das anfänglich zur Besatzung von Badajoz gehörte, später aber der engl. Heerabtheilung unter dem General Hill beigegeben ward. In der Schlacht bei Vittoria befehligte Torrijos die 2. Infanteriebrigade, und von Wellington der span. Regierung besonders empfohlen, ward er bald nachher zum Brigadegeneral befördert. Neuen Ruhm erwarb er sich bei den Gefechten in den Pyrenäen im Jahre 1813 bis zur Schlacht bei Toulouse. Nach seiner Rückkehr ernannte Ferdinand VII. ihn zum 2. Befehlshaber des gegen Colombia unter Morillo ausgerüsteten Heeres; aber stets seinen freisinnigen Grundsätzen treu, wollte Torrijos lieber eine

Digitized by Google

ehrenvolle Entlassung suchen, als gegen die Amerikaner kämpfen, deren Sache er für gerecht hielt. Seine Plane zur Befreiung seines Vaterlandes wurden verrathen, und als er 1817 mit seinem Regiment in Murcia stand, ward er mit mehren seiner Offiziere verhaftet, und war einige Zeit Gefangener in dem Schlosse zu Alicante, bis er später in das Gefängniß der Inquisition zu Murcia kam. Ueber 2 Jahre mußte er im Kerker schmachten, bis das Volk, durch Riego und Quiroga für die Freiheit wieder entflammt, die Riegel sprengte. Er vollzog seit 1820 mehre wichtige Aufträge, befehligte die Heerabtheilung, welche zur Unterdrückung des Aufstandes in Catalonien entsendet ward, er erhielt endlich den Oberbefehl über die Streitkräfte in Biscaya. Als die franz. Heeresmacht 1823 über die Pyrenäen ging, scheiterten seine Entwürfe gegen den feindlichen Angriff an der Unwissenheit und Schwäche und zum Theil auch wohl an der Verrätherei im Hauptsitze der Regierung. Tapfer vertheidigte er Cartagena und Alicante gegen die Franzosen und unterlag als der letzte Vertheidiger der Sache, der er seinen Arm geweiht hatte. Er übergab Cartagena, nachdem der Herzog v. Angoulême bereits lange Cadiz bezwungen und die constitutionnelle Regierung zu bestehen aufgehört hatte, und erhielt ehrenvolle Bedingungen, die indeß von der span. Regierung nicht gehalten wurden. Torrijos wollte sich der siegenden Eigenmacht nicht unterwerfen, und lieber seine Stelle und die Früchte einer glänzenden Laufbahn aufopfern. Er ging 1823 nach Frankreich, als er aber von der franz. Regierung Unbill aller Art erfuhr, begab er sich 1824 nach England, wo er eine ehrenvolle Aufnahme fand. Während er sich dort mit literarischen Arbeiten beschäftigte, zu welchen auch span. Uebersetzungen von Gourgaud's Denkwürdigkeiten und Montholon's Mittheilungen gehörten, verlor er sein Vaterland aus den Augen, und suchte in die Ereignisse einzugreifen, welche einer Umwandlung des Zustandes der Dinge in Spanien günstig zu seyn schienen. Torrijos war jedoch in seinen politischen Bestrebungen zu unvorsichtig und hatte zu wenig Mißtrauen, als daß er nicht als Opfer hätte fallen müssen. Er verließ bereits vor der Juliusrevolution England und begab sich nach Gibraltar, wo seit längerer Zeit mehre geächtete Constitutionnelle thätig gewesen waren, die span. Regierung zu beunruhigen. Von hier machte er bereits im Jan. 1831 einen Versuch, mit mehren Verbannten auf dem span. Gebiete zu landen, ward aber zurückgeworfen und ging wieder nach Gibraltar. Ebenso erfolglos war ein späterer Versuch im Febr., die Linien von St.-Roch zu durchbrechen. Auch mag er dem Anschlag gegen Cadiz und die Insel Leon nicht fremd gewesen seyn, der durch das Einverständniß eines Theils der Besatzung begünstigt ward und gefährlich genug für die span. Regierung hätte werden können, wenn nicht die Behörden in Andalusien Kraft und Wachsamkeit entwickelt hätten. Es scheint, daß sie durch Kundschafter in Gibraltar die Schritte der Geächteten genau beobachten ließen und gut bedient wurden. Die glückliche Vereitelung der Unternehmung Mina's in den Pyrenäen hatte überdieß der span. Regierung neue Kraft gegeben. Was Torrijos und seine ihm treu gebliebenen Gefährten endlich bewog Gibraltar zu verlassen, ist noch nicht völlig aufgeklärt. Nach einigen Angaben wurden sie von den engl. Behörden in Gibraltar verfolgt und zu dem Entschlusse gebracht, eine andere Zuflucht zu suchen, wiewohl dagegen bestimmt behauptet wird, der Gouverneur habe sie nicht strenge behandelt und ih-

Digitized by Google

nen erklärt, daß sie die Pässe und den Schutz der engl. Regierung zu jeder Reise, nur nicht auf das span. Gebiet erhalten sollten. Selbst in dem amtlichen Berichte des span. Generals Manzo ward ausdrücklich gesagt, die Geächteten hätten anfänglich die Absicht gehabt, sich nach Algier zu begeben. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sie durch die List einiger span. Unterbeamten sich verleiten ließen, in Spanien zu landen, da man ihnen vorgespiegelt hatte, die Besatzung von Malaga werde sich mit ihnen an einem bestimmten Orte der Küste vereinigen. Torrijos und sein Schicksalsgefährte Manoel sollen sogar kurz vor ihrem Tode versichert haben, der span. Minister Sambrano selbst habe sie durch einen Brief verleitet. Torrijos ging in die Schlinge. Er verließ in der Nacht vom 30. Nov. zum 1. Dec. 1831 mit 55 Gefährten Gibraltar in 2 Fahrzeugen ohne Vorwissen des Gouverneurs, der erst am folgenden Morgen von dem span. Consul ihre Flucht erfuhr. Die span. Wachtschiffe an den Küsten verfolgten und zwangen sie, bei Fuengirola, nicht weit von dem verabredeten Orte zu landen und ihre Barken zurückzulassen. Die Behörden hatten nach allen Richtungen Kriegsvölker entsendet, um den Geächteten den Rückzug nach Gibraltar unmöglich zu machen, und eine Brigantine lief aus, damit Torrijos nicht wieder das Meer gewinnen könne. Der General Gonzalez Moreno brach alsbald von Malaga auf, die Gelandeten aufzusuchen, die viel zu schwach und wie es scheint kaum hinlänglich bewaffnet waren, als daß man ihnen den Versuch, sich in Spanien festzusetzen, hätte zutrauen können. Am 1. Dec. kam die Nachricht, die Geächteten hätten in dem Meierhof Ingels Zuflucht gesucht. Am Abend verlangte Torrijos sicheres Geleite, um sich mit Moreno zu besprechen. Er wollte sich mit seinen Gefährten ergeben, wenn ihnen ihr Leben gesichert würde. Der General gestattete nur 6 Stunden Bedenkzeit zu unbedingter Ergebung; nach Ablauf dieser Zeit sollte der Angriff der drei Mal überlegenen Kriegsvölker gegen den Meierhof erfolgen. Torrijos ergab sich und wurde mit seinen Gefährten nach Malaga geführt. Es ward ein Eilbote mit dieser Nachricht nach Madrid gesandt, woher alsbald der Befehl an den General Moreno kam, die Gefangenen erschießen zu lassen, und ihnen nur Zeit zu christlichen Tröstungen zu gewähren. Das grausame Gebot wurde vollzogen, und nur der Engländer Boyd, der sich unter den Gefangenen befand, erhielt insofern eine Auszeichnung, als man seinen Leichnam an den brit. Consul zur Beerdigung ablieferte. Als die Nachricht von Torrijos's Gefangennehmung in Paris ankam, eilte Lafayette zu dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und verlangte die dringende Verwendung der franz. Regierung, welche zu diesem Zwecke sogleich einen Eilboten nach Madrid sandte. Torrijos's Gattin, die seit ihres Gemahls Abreise aus England in Paris lebte, eilte gleichfalls nach Madrid, erhielt aber schon in Bordeaux die Botschaft von seinem Tode. In London ward im Febr. 1832 eine Unterzeichnung zu ihrer Unterstützung eröffnet, welche besonders durch den Admiral Codrington thätig befördert wurde. Torrijos war in seinem Privatleben höchst achtungswerth, wie in seinen Sitten, edel in seinen Gesinnungen und liebenswürdig im Umgange. Seine Gattin, Luise Saenz de Viniegra, die Tochter eines achtbaren Hauses in Andalusien, eben so ausgezeichnet durch eine unter den span. Frauen seltene Bildung als durch heldenmüthigen Sinn, war stets die treue Gefährtin seines bewegten Lebens.

Digitized by Google

Torso (ital.), eigentlich der Gröbs, das Kernhaus von einem Apfel, einer Birne u. dgl., dann der Rumpf oder Rest einer Statue, welcher Kopf, Arme und Füße fehlen. Der Torso des Hercules im Belvedere des Vaticans zu Rom ist das berühmte Bruchstück einer Statue des Hercules, das von Kennern für eins der größten Meisterwerke des Alterthums gehalten wird. Der Künstler hat ein hohes Ideal eines über die Natur erhabenen Körpers und eine Natur männlich vollkommener Jahre in diesem Hercules gebildet. Er hat mit gestütztem und aufwärts gerichtetem Haupte gesessen. Eine griech. Inschrift nennt den Künstler Apollonius als Verfertiger dieses Meisterwerks, das gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Rom gefunden wurde.

Torstenson (Leonhard), ein kühner und zugleich einsichtsvoller schwedischer Feldherr des 30jährigen Krieges, Zögling Gustav Adolfs und der glücklichste Nachfolger dieses Helden, war 1603 geboren. Er kämpfte seit 1630 im schwedischen Heere, anfangs als Capitain der Leibcompagnie, später als Führer einzelner Heerabtheilungen mit Ruhm und Glück in Deutschland. 1639 nach Schweden zurückkehrend, wurde er zum Reichsrath erhoben, nach Banners Tode (1641) aber an dessen Stelle als Oberbefehlshaber von der schwed. Reg. wieder nach Deutschland gesandt. Er fand hier die schwed. Angelegenheiten in einer schlimmen Lage, fast alle Bundesgenossen waren zurückgetreten; aber die Verstärkung an Truppen und das Geld, das Torstenson mitbrachte, setzten ihn in Stand, bald angriffsweise zu verfahren. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geschmiedet, besiegte er seine Gegner durch Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während sein Körper die schrecklichsten aller Fesseln trug. Unter ihm veränderte sich der Schauplatz des Krieges, den Torstenson in die Erbstaaten des Kaisers versetzte. Seine erste Waffenthat war die Besiegung der Kaiserlichen bei Schweidnitz (31. Mai 1642); hierauf eroberte er blitzschnell das ganze diesseits der Oder gelegene Schlesien, drang mit unaufhaltsamer Gewalt bis in das Innerste von Mähren, bemeisterte sich der Stadt Olmütz und machte selbst die Kaiserstadt beben, mußte sich aber, von den Kaiserlichen gedrängt, nach Sachsen zurückziehen. Durch Wrangel verstärkt, wagte Torstenson aufs neue, dem überlegenen Feinde sich entgegen zu stellen, überschwemmte die Lausitz, nahm Zittau, ging bei Torgau über die Elbe und bedrohte Leipzig. Das kaiserl. Heer unter Erzherzog Leopold eilte zum Entsatze herbei, wurde aber auf dem breiten Felde, wo 1631 Gustav Adolf Tilly besiegt hatte, am 2. Nov. 1642, nach einem hartnäckigen Kampfe geschlagen, und fast ganz Sachsen kam wieder in die Gewalt der Sieger. Um sein geschwächtes Heer durch die Besatzungen in Schlesien und Pommern zu verstärken, zog Torstenson sich bis Frankfurt a/O. zurück. Plötzlich stand er wieder an Böhmens Grenze, bedrohte Prag, entsetzte das hart geängstigte Olmütz, beherrschte von hieraus ganz Mähren, und ließ seine Schaaren bis an die Brücken von Wien streifen. Rachbegierde und Nationalhaß entflammten einen Krieg Schwedens mit König Christian von Dänemark. Torstenson eilte im Dec. 1643 mit seinem Heere aus den östr. Erblanden nach dem Norden Deutschlands — ein Marsch, welcher gegen 100 M. betrug und in einer rauhen Jahreszeit ausgeführt, immer bewundert zu werden verdient. Ehe man eine Feindseligkeit ahnete, stand Torstenson schon in Holstein, überschwemmte das Herzogthum und bemächtigte sich

Digitized by Google

aller festen Plätze desselben bis auf Rendsburg und Glückstadt; nur die stürmische Jahreszeit hinderte ihn, den Krieg nach Fünen und Seeland zu wälzen. Der kaiserl. Feldherr Gallas rückte indeß mit einem ansehnlichen Heere nach Holstein, hoffend, die Schweden in Jütland einzuschließen; aber Torstenson jagte die Kaiserlichen bis an die Elbe vor sich her, schnitt seinen Gegner von Sachsen und Böhmen ab, sodaß Gallas nur durch große Umwege die traurigen Reste seines Heeres nach Böhmen rettete. Torstensons kühner Zug hatte viel zu dem 1645 zu Brömsebro mit Dänemark geschlossenen, für Schweden sehr vortheilhaften Frieden beigetragen. Der siegreiche Feldherr brach indeß in Böhmen ein, und suchte aufs neue den Krieg in die kaiserl. Erbstaaten zu verpflanzen. Nach dem entscheidenden Sieg bei Jankewitz über die östreich-baiersche Macht unter Hatzfeld, brach er in Mähren und Oestreich ein, und eroberte selbst die Schanze an der Wolfsbrücke im Angesichte Wiens. Der siebenb. Fürst Rakoczy eilte sich mit ihm zu vereinigen, schloß aber, da eine Uebereinkunft mit dem stolzen Schweden nicht zu Stande kam, Separatfrieden. Durch die langwierige Belagerung Brünns hatte sich Torstensons Hauptmacht erschöpft; er ward genöthigt, abzuziehen (1645). Kurz darauf kehrte Torstenson in die Stille des Privatstandes zurück, um gegen die Qualen seiner Krankheit Linderung zu suchen, und erhielt Wrangeln zum Nachfolger. Die Königin Christine erhob ihn in den Grafenstand und ernannte ihn zum Statthalter verschiedener Provinzen. Er starb 1651 im 48. Jahre seines Lebens. Torstenson war Strateg im eigentlichen Verstande. Vorzüglich wußte er die Artillerie gut zu gebrauchen und dadurch viel zur Entscheidung des Sieges zu bewirken. Auch hinterließ er den Ruhm eines Kenners und Beförderers der Wissenschaften und Künste.

Tortur (quaestio, peinliche Frage, scharfe Frage, question), Zufügung heftiger körperlicher Schmerzen, um die Wahrheit zu erfahren. Beschreibt man sie als das Mittel, ein Geständniß zu erzwingen, so erscheint sie als baarer Unsinn, und es ist nicht zu leugnen, daß sie sehr oft, ja in den meisten Fällen auch nichts Besseres gewesen ist. Allein es müssen hier die Fälle unterschieden werden, wo wirklich ein Zwang zu einem Geständnisse vernünftigerweise gedacht werden kann, wenn schon gewiß ist, daß Etwas zu gestehen ist (z. B. wenn der Dieb nicht angeben will, wo er das gestohlene Gut versteckt hat, wenn Mitschuldige verleugnet werden), und der Fall, daß darüber, der Befragte habe Etwas zu gestehen, noch keine Gewißheit vorhanden ist. Für den ersten Fall können körperliche Schmerzen wie andre Uebel als Zwangsmittel wohl gebraucht werden, aber für den letzten Fall sind sie nur als Mittel anzusehen, den Befragten in einen Zustand zu versetzen, in welchem alle andre Empfindungen, selbst die Liebe zum Leben, die Furcht vor der Strafe, Freundschaft und Haß, Meinungen und Zwecke aller Art von dem unleidlichen Gefühle des gegenwärtigen Leidens übertäubt, und die Seele mit Gleichgültigkeit gegen alles Andre außer dem augenblicklichen Schmerz erfüllt wird. Wenigstens psychologisch ist dieß gewiß nicht unrichtig; man griff zur Folter, nicht um Geständnisse zu erpressen, sondern um den Aussagen das Gepräge zu geben, daß sie in einer Stimmung abgelegt seyen, wo man kein Interesse und keine Fähigkeit zum Lügen mehr hatte. Daher fing man mit der Folter an, und selbst das Erbieten, Alles zu gestehen, konnte nicht immer davon befreien. So wurden, wenn der Hausherr ermordet gefunden wurde, sämmtliche Sklaven auf die Fol-

ter gebracht, um die Spuren des Thäters zu entdecken. Die Barbarei aber wendete von jeher dieß abscheuliche Mittel an, um den Verdächtigen auf dem kürzesten Wege in einen Schuldigen verwandeln, und die Lust an Strafen, wohl auch Feindschaft und Rachsucht befriedigen zu können. Der Glaube des Mittelalters an die stets eingreifende Hand Gottes zum Schutz der Unschuld und Entdeckung der Schuld, welcher den Gottesurtheilen und gerichtlichen Zweikämpfen ihr Daseyn gab, trug nicht wenig zur weitern Verbreitung der Folter bei; man hoffte, daß Gott den Unschuldigen stärken werde, Schmerzen auszuhalten, welchen der Schuldbewußte unterliegen müsse. Die Kirche, welche ohnehin das Untersuchungsverfahren in eine neue systematische Form brachte, ging hier mit dem Beispiele voran, und als die alten abergläubischen Mittel nicht mehr ausreichten, die Verbrecher zu fassen, als Feuer- und Wasserprobe ihre Kraft verloren hatten, ward die Tortur allgemein in Europa. Selbst England rühmt sich mit Unrecht, die eigentliche Folter (Rack) nie gekannt zu haben; es hatte nicht allein, wenn der Angeschuldigte gar nicht antworten wollte (standing mute), bis 1772 seine fürchterliche pein oder richtiger prisone forte et dure, eine gräßliche Vereinigung von Erdrücken, Hunger und Durst, sondern selbst die eigentliche Tortur war den Zeiten Heinrichs VIII. und seiner Kinder nicht fremd. Nachher wurde sie allerdings als dem gemeinen Rechte Englands entgegen erkannt, und in Schottland unter der Königin Anna förmlich abgeschafft. Frankreich hatte seine question préparatoire, um den Verbrecher zum Geständnisse zu bringen, welche wegen der Untersuchung angewandt wurde, und den Angeschuldigten auch, wenn er sie aushielt, nicht gegen Verurtheilung schützte, und die question préalable, welche der zum Tode Verurtheilte noch vor der Hinrichtung ausstehen mußte, um ihm zu Entdeckung der Mitschuldigen oder andrer noch unbekannter Umstände Gelegenheit zu geben. So mußte 1574 sogar der Graf v. Montgommery (s. d.) die Tortur vor seiner Hinrichtung aushalten, obgleich er nur durch einen unglücklichen Zufall beim Turniere den Tod Heinrichs II. veranlaßt hatte. Ludwig XVI. schaffte durch das Edict vom 24. Aug. 1780 die question préparatoire, nicht aber die question préalable ab, die erst in der Revolution aufgehoben wurde. In Deutschland wußte sich die Ungeschicklichkeit der Blutrichter (der rechtsunkundigen Vögte, Hauptleute, Bürgermeister) trotz ihrer öffentlichen Rechtspflege nicht besser und kürzer aus der Sache zu ziehen, als daß man jede Untersuchung mit der Tortur anfing und mit der Hinrichtung endigte, und es war ein unsterbliches Verdienst der Criminalgesetzgebung von 1532 (der so oft verlästerten „Carolina“, daß sie die beiden großen criminalistischen Wahrheiten gesetzlich anerkannte: 1) ohne Geständniß oder directen und vollen Beweis soll Niemand gestraft; und 2) ohne dringende und hinreichende Verdachtsgründe (Indicien) soll Keiner gefoltert werden. Ob aber die Verdachtsgründe rechtlich hinreichend sind, soll nicht, wie bisher, ein roher und unwissender Vogt, Amtmann, Hauptmann, der wohl ein ansehnlicher Ritter, aber dennoch ein unfähiger Richter seyn mochte, mit seinen gleich unwissenden Schöffen beurtheilen, sondern darüber rechtsverständige Männer, Universitätsgelehrte, befragt werden. Auch die so beschränkte Tortur kann vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht bestehen; wenn man aber in jenen Zeiten nur die Wahl hatte, entweder auf der einen Seite der fürchterlichen Wildheit und Rohheit ganz freien Lauf zu lassen, wo noch Adelige sich nicht scheuten, das Räuberhandwerk in großen Rotten öffent-

Digitized by Google

lich zu treiben, oder auf der andern Seite willkürliche Verurtheilungen auf bloßen Verdacht gutzuheißen: so wird jene Gesetzgebung als ein ungemein herrlicher Fortschritt zum Bessern anerkannt werden müssen. So erhielt sich denn die Tortur auch in den deutschen Gerichten bis zu Ende des vorigen Jahrh. und zum Theil noch länger, weil man in manchen Ländern wunderlicherweise glaubte, sie könne, obgleich sie nicht mehr angewendet werden solle, doch noch als ein gesetzliches Schreckbild von Nutzen seyn. Die Arten der Folter oder die Peinigungsmittel aufzuzählen, welche in den verschiedenen Gerichten in Gebrauch waren, möchte ein wenig erfreuliches und sehr weitläufiges Geschäft seyn; kaum hat in irgend einer andern Angelegenheit der menschliche Witz sich so thätig und fruchtbar gezeigt als in der Erfindung unausstehlicher Schmerzen, bei welchen man auf die Gesundheit der Gequälten weniger Rücksicht nahm als darauf, daß nur nicht gar zu Viele unter den Qualen selbst den Geist aufgäben. Man hatte mehre Grade der Martern. Der erste bestand in Deutschland in Peitschenhieben bei ausgespanntem Körper (bambergische Tortur), Zusammenquetschen der Daumen in eingekerbten oder mit stumpfen Spitzen versehenen Schraubstöcken, der zweite im heftigen Zusammenschnüren der Arme mit härenen Schnüren, in Zusammenschrauben der Beine mit ähnlichen, nur größern Instrumenten als bei den Daumen (span. Stiefeln); ein kreuzweises Zusammenpressen der Daumen und großen Zehen geschah durch das sogen. mecklenburgische Instrument; der dritte Grad bestand im Ausrecken des Körpers mit rückwärts aufgereckten Armen auf einer Bank oder Leiter, oder durch eine eigne Schwere des Körpers, wobei wohl Gewichte an die Füße gehängt wurden. Recht anschaulich werden diese Grade der Folter, welche noch durch Brennen in der Seite, auf den Armen, an den Nägeln erhöht wurde, in der Criminalordnung der Kaiserin Maria Theresia v. 1769 in 45 Kpfrn. gemacht. Es gab aber noch eine Menge andrer Peinigungsmittel unter allerlei Namen: der pommerschen Mütze, ein höchst gefährliches Zusammenpressen des Kopfes; des gespickten Hasen, einer Rolle mit stumpfen Spitzen, über welche der auf der Leiter ausgespannte Körper auf- und abgezogen wurde ꝛc. Wer könnte ein Interesse daran finden, diese traurigen Erfindungen genauer kennen zu lernen! Frankreich hatte 2 Grade, die question ordinaire und extraordinaire, und jedes Parlament beinahe seine besondern Marterarten. Im pariser Sprengel bestand sie im Einfüllen einer großen Menge Wassers, während der Körper an Händen und Füßen schwebend ausgespannt war. Diese mußte auch die berüchtigte Giftmischerin, die äußerst zart gebaute Marquise v. Brinvilliers, vor ihrer Hinrichtung ausstehen, wiewohl die Sevigné sagt, daß ihr die Folter erlassen worden sey. Die bloße Bedrohung mit der Tortur hieß Territion; sie durfte auch nur in Gemäßheit eines förmlichen Erkenntnisses geschehen, und war Verbalterrition, wenn sie mit bloßen Worten geschah, indem sie dem Verdächtigen angekündigt, er in die Marterkammer geführt und zum Scheine dem Scharfrichter übergeben wurde, der ihm die Instrumente vorzeigte und die Schmerzen, welche er ihm sogleich machen werde, auf das fürchterlichste beschrieb, aber nicht angreifen durfte; bei der Realterrition hingegen wurde der Verdächtige entkleidet, ihm auch die Werkzeuge wirklich angelegt, doch kein Schmerz damit zugefügt. Gewöhnlich wird die Folter des Morgens sehr früh in einem entlegenen Gemache vorgenommen und eine Stunde lang fortgesetzt. Bekannte der

Digitized by Google

Inquisit, so wurde innegehalten, leugnete er wieder, von Neuem damit fortgefahren. Das abgelegte Geständniß mußte am andern oder dritten Tage ungezwungen wiederholt werden. Christian Thomasius, Hommel, Beccaria und Voltaire waren die Wortführer der bessern Einsichten, welche die Abschaffung herbeiführten, allein durch diese Abschaffung ist eine große Lücke in der Gesetzgebung entstanden, welche durch das System der sogen. außerordentlichen Strafen (deren Hauptverfechter E. F. Klein war) nur unvollkommen ausgefüllt ist. Denn die Gerechtigkeit einer gelindern Strafe bei nicht ganz vollständigem Beweise wird immer zweifelhaft bleiben; die Tortur aber abzuschaffen, ohne zugleich zu verordnen, daß das Geständniß nicht unbedingt nothwendig ist, und ohne gesetzlich zu bestimmen, daß auch dringende und vielfach zusammentreffende Indicien zur Verurtheilung hinreichen sollen, heißt für die gefährlichsten Verbrecher eine vollkommene Straflosigkeit aussprechen. Darum muß aber nicht die Tortur beibehalten, sondern es muß die entstehende Lücke auf eine verständige gerechte Weise ausgefüllt werden.

Toscana, das Großherzogthum, — nach Griechenland das merkwürdigste Land in der europäischen Culturgeschichte, dessen politisches Schicksal höchst lehrreich ist —, das Vaterland des Dante, Boccaccio, Petrarca, Macchiavelli, Galilei, Giotto, Cimabue, Leonardo da Vinci, Michel Angelo u. A. m., liegt in Mittel-Italien, und ist das alte Etruria (Tuscia, Tyrrhenia), welches der Macra von Ligurien und der Tiberis von Latium und Umbria schied. Es hatte diesen Namen von den Etruscis, einem alten, wahrscheinlich aus der Mischung mehrer Völkerschaften, auch uralter griechischer Colonien, denen die Etrusker ihre Schrift, nicht aber ihre Kunst verdankten, entstandenen Volke, das durch Handel und Schifffahrt reich und prachtliebend geworden war, als Rom noch in Barbarei versunken lag. In diesem Lande blühten 12 Städte — Pisä, Pistoria (Pistoja), Florentia, Fäsulä, Volaterrä (Volterra), Bolsini (Bolsena), Clusium (Chiusi), Arretium (Arezzo, Geburtsort des Petrarca), Cortona, Perusia (Perugia), Falerii und das reiche Veji, — deren jede ihr Oberhaupt (Lucumo) hatte, und die durch oft wechselnde Bündnisse politisch vereinigt waren. (S. Etrurien.) Seit 474 nach Roms Erbauung bis 476 nach Chr. stand dieses Land unter der Herrschaft der Römer; dann ward es nacheinander von Ostgothen, Griechen und Longobarden beherrscht; hierauf wurde es eine Provinz des fränkischen Reiches, unter Grafen oder Statthaltern, die Kaiser Ludwig der Fromme zu Markgrafen erhob. Sie hießen auch Herzoge, machten ihre Besitzungen erblich und waren seit 932 Vasallen des deutschen Reichs. Der letzte Markgraf, Welf IV., Herzog von Baiern, verkaufte Toscana 1160 an Kaiser Friedrich I. Die Kaiser hatten damals über einzelne Theile des Landes Vicegrafen, Castellane (Castaldioni) als Reichsrichter gesetzt und sie mit Schlössern und den dazu gehörenden Bezirken belehnt; mehren Städten aber, die einen jährlichen Tribut zahlten, die eigene Verwaltung zugestanden, welche sie nach den Zeitumständen bald mehr, bald weniger unabhängig vom Kaiser und Reiche ausübten. So entstanden die freien Städte: Pisa, Florenz, Siena, Lucca u. a, welche in Kurzem (im 12. und 13. Jahrh.) durch Handel und durch Ueberwältigung der angrenzenden kleinen Herrschaften so mächtig wurden, daß sie in dem Kampfe der Guelfen und Gibellinen, der Toscana fast 300 Jahre hindurch zerrüttete, eine bedeutende Rolle spielten. Einige Städte verban-

Digitized by Google

den sich gegen das deutsche Reich; Pisa blieb dem Reiche treu und wurde das Haupt der kaiserlichen Partei. Aber Kriege (mit Genua) und innerer Zwiespalt schwächten Pisa; nun erhob sich Florenz. Die Bürger dieser Republik theilten sich in 21 Zünfte, von welchen das Stadtregiment abhing, daher sich auch, wer vom Adel war, zu irgend einer Zunft halten mußte. Nach vielfachem Kampfe der ehrgeizigen Familien unter sich, wurde endlich der Adel 1343 von aller Theilnehmung am Stadtregimente ausgeschlossen. Aber bald entwickelte der gegenseitige Haß der Guelfen, die es mit den vornehmern Zünften, und der Gibellinen, die es mit den übrigen hielten, zwischen den Reichen und Armen einen heftigen Parteikampf. Jene wollten die Staatsgewalt allein besitzen; diese ihren Antheil an derselben durch wilden Trotz behaupten. Da traten die Medici durch Geburt, Großhandel und Vermögen der ersten Bürgerclasse angehörig, als Beschützer des armen Volks auf und erwarben sich die Herrschaft von Florenz von 1434—1737. (Vgl. Lorenzo v. Medici.) In dieser Zeit waren Pisa (s. d.) seit 1509 und Siena seit 1557 von Florenz unterworfen worden. Cosmus von Medici erhielt vom Papst den großherzoglichen Titel, und der Kaiser erhob 1576 das Land zu einem Großherzogthum. Das Haus Medici starb mit Johann Gaston 1737 aus, und Europa (die Seemächte, Frankreich und Oestreich) gab dem Lande, das ein deutsches Reichslehn war, im wiener Frieden (1735) eine neue Regenten-Familie in der Person des Herzogs Franz v. Lothringen, Gemahls der Erzherzogin Maria Theresia. Als Kaiser Franz I. (st. 1765) setzte er fest, daß Toscana nie mit Oestreich unter Einem Regenten vereinigt werden sollte. Sein Sohn Leopold regierte musterhaft, versuchte manche Reformen im Kirchenwesen und stellte durch eine gute Staatsökonomie den Wohlstand des verschuldeten Landes wieder her. Als er Kaiser wurde (1790) folgte ihm in Toscana sein zweiter Sohn Ferdinand (geb. 1769), welcher sein glückliches Land im Geiste seines Vaters regierte. Als ein Freund des Friedens und der Künste, beobachtete er eine strenge Neutralität in dem Kriege gegen Frankreich und war der erste Souverain, der die franz. Republik (den 16. Jan. 1792) anerkannte und mit ihr in diplomatische Verbindung trat. Diese Politik mißfiel den Höfen von St.-Petersburg und von London, und die engl. Regierung verlangte im Sept. 1793, der Großherzog solle den Gesandten der Republik fortschicken und alle Handelsverbindungen mit Frankreich aufheben. Da dieß nicht geschah, so drohte der britische Gesandte, Lord Hervey, am 8. Oct., mit einem Bombardement Livornos und einer Landung der Flotte, mit welcher Admiral Hood vor jenem Hafen sich zeigte, wenn der Großherzog nicht binnen 12 Stunden seiner Neutralität entsagte. So mußte Toscana zu der Coalition treten; indeß vermied Ferdinand jede gehässige Maßregel und gestattete z. B. nicht, daß man in seinem Staate falsche Assignaten verfertigte. Als in der Folge die franz. Heere Piemont besetzten, war Ferdinand der erste Souverain, welcher sich von der Coalition trennte. Er sandte den Grafen Carletti nach Paris, der daselbst den Frieden am 9. Febr. 1795 beschloß. Allein die Engländer verletzten die von Frankreich anerkannte Neutralität Toscanas, weßhalb Bonaparte im Juni 1796 Livorno besetzen und das englische Eigenthum wegnehmen ließ. Dagegen bemächtigte sich eine englische Flotte den 10. Juli des Hafens Porto-Ferrajo auf Elba. Das franz. Directorium wollte hierauf Toscana mit Cisalpinien vereinigen;

Digitized by Google

doch gelang es dem Großherzog, durch den im Febr. 1797 von Manfredini mit dem General Bonaparte abgeschlossenen Tractat die Neutralität seines Landes wieder herzustellen, worauf die Engländer Porto-Ferrajo und die Franzosen Livorno räumten. Ferdinand zahlte an die franz. Regierung eine Summe Geldes und sandte einige Meisterwerke aus der florentiner Gallerie, unter andern die mediceische Venus, in das pariser Museum. Indeß nöthigten ihn revolutionnaire Umtriebe, welche die Ruhe im Innern bedrohten, mehre Personen verhaften zu lassen und die fremden Aufwiegler zu verbannen. Auch hier verfuhr er mit der größten Mäßigung; doch bald darauf nöthigte ihn die politische Lage Italiens, sich dem wiener Hofe zu nähern, wohin er den Ritter Manfredini sandte. Das franz. Directorium verlangte nun von ihm, im Anfange des J. 1798, die bestimmte Erklärung, ob er mit oder gegen Frankreich sich verbinden wolle? Als hierauf im Dec. die Truppen des Königs von Neapel Livorno besetzten, so gelang es dem Herzog nur durch große Geldsummen, sie zum Abzuge zu bewegen, worauf auch die franz. Truppen unter Serrurier Toscana wieder räumten. Gleichwohl erklärte Frankreich, da Oestreich den Frieden von Campo Formio aufhob, nicht bloß an Oestreich, sondern zugleich auch aus bloß scheinbaren Vorwänden an Toscana im März 1794 den Krieg, und ließ das Großherzogthum von neuem besetzen. Darauf theilten der Friede von Luneville (1801) und geheime Verträge Frankreichs mit Spanien es dem Erbherzoge von Parma, Ludwig, als Königreich Etrurien zu. Ferdinand erhielt dafür 1803 Salzburg nebst Zubehör als Kurthum, 1806 aber hingegen Würzburg als Großherzogthum. Nach Ludwigs Tode (1803) übernahm seine Witwe, Maria Luise, König Karls IV. von Spanien Tochter, die Regierung als Vormünderin ihres Sohnes, Karl Ludwig, legte sie aber am 10. Dec. 1807 in Folge eines kurzvorher zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrags, nieder. Nun war Etrurien eine franz. Provinz geworden. Wahrscheinlich ist es, daß es, durch eine ungeheure Staatsschuld niedergedrückt, bei nur 12.650.000 Fr. jährlicher Einkünfte, seine Selbständigkeit ohnehin nicht mehr hätte behaupten können. Die Einverleibung geschah erst durch ein Senatus-Consult vom 30. Mai 1808; die Staaten Toscana wurden unter dem Titel der Departements vom Arno, vom mittelländischen Meere und von Ombrone für einen ergänzenden Theil des franz. Reichs erklärt, und vorläufig mit unter die Aufsicht des Generalgouverneurs jenseits der Alpen, des Fürsten Borghese, Napoleons Schwager, der Prinzessin Elisa, die nun Großherzogin von Toscana genannt wurde, übergeben. Dieser Umstand dauerte bis 1814, wo es vom König Murat von Neapel in Folge eines mit dem franz. Generalcommissair Fouche zu Lucca am 14. Febr. abgeschlossenen Räumungsvertrags in militairischen Besitz genommen und nach dem am 10. April von Murats und Ferdinands Commissarien unterzeichneten Vertrage den 1. Mai 1814 seinem legitimen Großherzoge wieder übergeben wurde. Der Congreß zu Wien fügte zu Toscana noch hinzu den Stato degli Presidj, den Theil von Elba, welchen bisher der König von Neapel besessen hatte, die Landes- und Lehnshoheit des Fürstenthums Piombino, und einige Enclaven. Auch wurden nach der zweiten Einnahme von Paris die dorthin entführten Meisterwerke von Antiken und Gemälden der florentiner Gallerie zurückgegeben. Noch einmal mußte der Großherzog seine Residenz verlassen, als Joachim Murat 1815

Digitized by Google

Italien unabhängig machen wollte und gegen Oestreich zu Felde zog. Ferdinand begab sich damals nach Pisa und Livorno, kehrte aber, nachdem der östreich. General Graf Nugent die Neapolitaner am 10. April bei Pistoja geschlagen hatte, schon den 20. April 1815 nach Florenz zurück, wo ihn die Liebe eines durch ihn beglückten Volks mit Jubel empfing. Nach dem pariser Tractate vom Juni 1817 wird künftig, nach der Erzherzogin Maria Louise von Parma Tode, auch Lucca an Toscana fallen, der Erzherzog Großherzog aber alsdann dem Herzoge von Reichstadt seine böhmischen Herrschaften überlassen. Er starb am 18. Juni 1824. Ihm folgte sein Sohn Leopold II. (geb. 1797). Er setzte die seit 1818 begonnenen Verbesserungen des Volksschulwesens fort, um von dem gebildetsten Volke Italiens die Schmach hinwegzunehmen, daß drei Viertheile der Bewohner des Landes nicht lesen und schreiben konnten. Ein rühmlicher Beweis seiner Liebe für die vaterländische Literatur war die 1826 auf seine Kosten veranstaltete Prachtausgabe der ersten vollständigen Sammlung der Gedichte des großen Lorenzo di Medici, und seine freigebige Unterstützung setzte den Professor Rosellini und andere toscanische Gelehrte in Stand, 1828 eine wissenschaftliche Reise nach Aegypten zu unternehmen, die durch einen reichen Ertrag von Zeichnungen und Alterthümern belohnt wurde. Diese Begünstigung des geistigen Strebens mußte auch auf den literarischen Verkehr wohlthätig zurückwirken, der nirgend in Italien so frei als in Toscana ist, und die Gründung literarischer Anstalten befördern, durch welche Florenz sich auszeichnet. Der Großherzog schützte nicht nur den seit frühern Zeiten in Livorno, Pisa und Florenz bestehenden protestantischen Gottesdienst, sondern gestattete sogar dem bei der protestantischen Gemeinde in Florenz angestellten Prediger, Colomb aus der französischen Schweiz, auch italienische Predigten zu halten, die selbst von den Italienern besucht wurden. Obgleich die Thätigkeit geheimer Verbindungen auch bis nach Toscana reichte, wurde doch während der für die Nachbarländer so verhängnißvollen Jahre 1830 und 1831 die Ruhe dort nicht gestört, wiewohl der Großherzog es bei den Bewegungen in der Romagna für nöthig hielt, die alte Stadtgarde in Florenz gleich wiederherzustellen. — Das Großherzogthum ist mit Ausnahme einiger getrennten Theile von Modena, Lucca, dem Kirchenstaate und dem Mittelmeer umgeben, welches hier das tyrrhenische oder tuscische heißt, liegt 27° 17′ — 29° 49′ O. L. und 42° 5′ — 44° 33′ N. Br. Toscana ist ein mit allen Reizen der Natur ausgestattetes Land, von einem milden Klima. Die Winter sind so wenig kalt, daß nur in sehr wenigen Häusern Kamine angetroffen werden. Der nördliche und östliche Theil des Landes, von dem reizenden Arnothale gebildet, genießt einer üppigen Fruchtbarkeit und eines trefflichen Anbaues; selbst die Apenninen, nördlich und östlich dieß Thal begrenzend, sind noch angebaut und haben in ihrem höchsten Theile schöne Waldungen von Kastanien, Fichten und Lerchenbäumen. An der Mündung des Arno breitet sich das Thal in einer zwar fruchtbaren, aber wegen der Moräste ungesunden Ebene bis Pisa aus. Der bei weitem größte Theil des Landes aber südlich und westlich vom Arno-Thale ist eine von mehren kleinern Gebirgsrücken durchzogene, meist wellenförmige Hochebene. Dieß sind die berüchtigten Maremmen, in der Gegend von Siena am Meere, die wegen ungesunder Ausdünstungen aus einem an Schwefel und Alaun überreichen Boden im Sommer nur mit Gefahr

Digitized by Google

der Gesundheit bewohnt werden können. Diese Ungesundheit ist besonders seit dem 15. Jahrh. bemerkt worden und fängt schon an diesseits Volterra nach dem Arno vorzudringen, ungeachtet Volterra 3600 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt. Die Bevölkerung einer solchen ungesund gewordenen Gegend muß auswandern, oder sie wird durch Fieber aufgerieben. Wenn, bei geringerm Anbau die Vegetation weniger als vorhin die Stickluft verzehrt, so wird das Uebel noch ärger. Dagegen ist im Winter die Maremme eine üppige Weide für das Vieh, das im Sommer auf den Apenninen weidet, und auch der Mensch fühlt in dieser Jahreszeit keine Beschwerde, sich dort in Häusern oder in freier Luft aufzuhalten. Man hat Versuche gemacht, durch Baumpflanzungen die Luft in diesen verpesteten Gegenden zu verbessern; wirklich wird das Uebel dadurch sehr natürlich etwas vermindert, aber keineswegs gänzlich gehoben. Es ist, wenn kein Verbesserungsmittel der ungesunden Luft erdacht wird, oder kein neuer feuerspeiender Berg die Reinigung der Atmosphäre durch Eruptionen übernimmt, höchst wahrscheinlich, daß Mittelitalien jenseits der Apenninen nach einigen Jahrhunderten eine bloß zur Viehweide im Winter brauchbare Steppe und im Sommer ganz unbewohnbar werden wird. Seit 1828 wird jedoch an der Austrocknung dieser Sümpfe gearbeitet, um die alte Verbindung des Sees Castiglione mit dem Meere wiederherzustellen. Der einzige bedeutende Fluß ist der von Florenz an schiffbare Arno, welcher viele aus den Apenninen kommende Bäche aufnimmt, die ehemals durch Ueberschwemmungen verheerend, jetzt durch gemauerte hohe Ufer zu unschädlichen Canälen gemacht worden sind. Von Pisa aus ist er durch einen schiffbaren Canal mit Livorno verbunden. Er nimmt einen nördlich fließenden Arm der Chiana auf. Der Ombrone durchfließt die verpesteten Maremmen; unweit seines Ausflusses verbindet ihn ein schiffbarer Canal mit dem See von Castiglione. An Seen enthält Toscana den Lago di Castiglione di Piscaja und den See von Orbitello, beide sind als geschlossene Meerbusen zu betrachten, stehen mit dem Meere in Verbindung und sind ganz außerordentlich reich an Aalen, die aus dem Meere kommen und hier gefangen werden. Die nördlich gelegenen Seen von Fucecchio und von Bientina sind mehr Sümpfe als Seen; ebenso einige kleinere Seen, welche die Chiana durchfließt. Mineralquellen sind vorzüglich um Pisa und Siena, kalte und warme, auch Sauerbrunnen. Unter ihnen ist das sogenannte Bad des Königs Porsenna. Im Mineralreiche finden sich Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber, Zinnober, Schwefel, Vitriol, Alaun, Kalk, Gyps, Jaspis, Lasurstein, Chalcedon, Karneol, Bergkrystall, Steinsalz und nicht unbedeutende Steinkohlenlager. Die Gebirge bestehen aus Granit, Kalk, Gyps, Sandstein, Tuffstein ꝛc. In ihnen finden sich bisweilen Höhlen und Stellen, welche mephitische und Schwefeldämpfe ausstoßen. Das Pflanzenreich enthält alle Arten vortrefflichen Getreides, Weinstöcke (zu den besten Weinen gehören die griech. vom Agrio di Chianti, der Eliatico, der Malvasia, die Muscatweine von Montepulciano, der süße Canajuolo, der liebliche Pisciancio ꝛc.) und Oelbäume, deren Producte stark ausgeführt werden, die meisten Obstarten, Mandeln, Kastanien, die Brotfrucht der Gebirgsleute, Maulbeerbäume, Feigen, Apfelsinen, Pomeranzen, Citronen, Krapp, Saffran, Flachs, Melonen ꝛc. An Holz hat das Land hinlänglichen Vorrath. Der Wiesenwachs ist vorzüglich gut in den Berggegenden. Der Berg Montenero bei Livorno ist besonders berühmt we-

Digitized by Google

gen des Schatzes von seltenen Pflanzen, den er enthält. Es gibt hier gute Pferde, treffliches Rindvieh, Büffel, die schönsten Esel in Europa, gute Schafe, Schweine, aber wenig Wildpret; an Geflügel Ortolane, Schnepfen, Lerchen, Rephühner u. s. w., und viele Arten Wasservögel. Als Seltenheit wird bei Pisa seit den Kreuzzügen eine kleine Heerde von Kameelen unterhalten. — Die Zahl der Einw. beträgt 1.304.000 Seelen in 36 Städten, 135 Marktflecken und 2570 Kirchspielen. Sie sind bis auf 15.000 Juden und 1000 Individuen anderer Nationen Italiener, deren Dialekt für den reinsten in Italien gehalten wird. Die Toskaner sind schön gebaute Menschen von sehr angenehmer Gesichtsbildung, zu Künsten und Wissenschaften am meisten geneigt unter allen Italienern, nicht ohne Anlage zur Poesie; dabei gutherzig, artig und wohlgesittet, fröhlich und doch arbeitsam. Die Landesreligion ist der Katholicismus unter 3 Erz- und 15 Bischöfen. Von den ehemals zahlreichen Klöstern bestehen nur noch diejenigen, die sich der Krankenpflege und dem Unterricht widmen. Für den höhern Unterricht bestehen die Universitäten zu Florenz, Pisa und Siena mit wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Die Vorbereitungsschulen sind meistens in den Händen der Geistlichkeit. Die Regierung verwendete beträchtliche Summen zur Errichtung von Lankasterschulen; aber wenige Kinder besuchten sie. Akademien und Kunstvereine befinden sich in jeder Stadt (s. d. Art. Florenz, Pisa und Siena). In der Hinsicht des Kunstfleißes ist dieß Land das erste in Italien. Die Seidenfabriken, die Strohflechten, die eine große Zahl der Bäuerinnen in dem Arnothale beschäftigt, sind ebenfalls sehr wichtig. Auch findet man Fabriken in Leinwand, Tuch, Porzellan, Metall, ferner Glas-, Vitriol- und Alaunhütten; 80 Papiermühlen ꝛc. Der Handel mit eigenen Produkten, sowie der Speditions- und Transitohandel mit den am mittelländischen Meere liegenden Ländern und mit der Levante ist äußerst wichtig. Livorno ist der Hauptplatz für den Seehandel. Die Regierung ist unumschränkt-monarchisch und erblich. Die höhern Behörden sind der Staatsrath und das Staatsministerium, und für die verschiednen Zweige der Verwaltung bestehen eigne Kammern. Man ist mit einer Reform der Gesetzbücher beschäftigt. Die Einkünfte betragen $5^1/_2$ Mill. Gl. Die Staatsschuld ist sehr beträchtlich. Ritterorden bestehen folgende 1) der von Cosimo I. 1554 gest. St.-Stephansorden; 2) der vom Großherzog Ferdinand III. 1807 zu Würzburg gest. St.-Josephsorden, und 3) der von demselben 1814 gest. Orden des weißen Kreuzes. Das Heer besteht jetzt ohne Landwehr aus 3000 Mann und wird durch Conscription ergänzt. Das Land wird in die Provinzen Florenz, Pisa und Siena eingetheilt. Die Hauptstadt und Residenz des Großherzogs ist Florenz.

Totaleindruck, Gesammteindruck, nennt man die Wirkung, welche ein Gegenstand auf unsere Sinne als ein Ganzes ausübt. Ein Totaleindruck wird nur durch einen Gegenstand hervorgebracht, der aus mehren Theilen besteht und ein Mannigfaltiges in sich hält; z. B. der Totaleindruck einer Rose wird durch die verschiedenen einzelnen Empfindungen, welche die Rose durch ihren Bau, ihre Farbe und ihren Geruch erregt, zusammengesetzt. Jedes schönes Kunstwerk muß einen solchen Totaleindruck hervorbringen, den man auch seinen ästhetischen Charakter nennen könnte. Ein Totaleindruck ist nur dann möglich, wenn die Menge der Theile nicht unüberschaulich sind; ein durch die Vielheit

Digitized by Google

seiner Theile überladenes Werk wird nie einen Gesammteindruck hervorbringen. Da der Totaleindruck aus mehren einzelnen Empfindungen besteht, die sich zuletzt zu einem Ganzen vereinen; so muß der Künstler vermeiden, daß ein Theil des Gegenstandes zu den andern in einem disharmonischen Verhältnisse stehe, oder eine einzelne Empfindung so verschiedenartig ist, daß sie die Harmonie Aller, worauf der Gesammteindruck beruht, zerreißt. Z. B. die Statue eines Antinous mit der Nase eines Satyrs würde keinen ästhetischen Gesammteindruck mehr hervorbringen.

Totalität, Allgemeinheit, eine der drei Kategorien der Quantität, ist nichts anders, als die Vielheit als Einheit betrachtet. Ein jedes Ding in der Welt ist ein Ganzes, d. h. enthält eine Vielheit, die in dem Begriff des Dinges als eine Einheit betrachtet wird. Diese Einheit kann dann weder zu der Vielheit eines andern Dinges gehören und mit derselben wieder ein Ganzes ausmachen. Bei dem mathematischen Ganzen, wobei von aller Qualität abstrahirt wird, ist dieses am deutlichsten. So hat z. B. ein Fuß Totalität, oder er ist ein Ganzes, das aus einer Vielheit (10 Zoll nach dem Decimalmaß) besteht, welche in dem Fuß als eine Einheit (Fuß genannt) betrachtet wird. Dieser Fuß macht nun wieder mit den übrigen in der Vielheit (den übrigen 9 Füßen) der Ruthe ein Ganzes aus, indem sie die Einheit oder das Maß ist. Diese Quantität kömmt also jedem Dinge als einer Größe zu, und es kann in der Natur Nichts geben, was nicht für sich ein Ganzes wäre, ob es wohl in Beziehung auf etwas Anderes ein Theil seyn mag. Jede Einheit ist ein Ganzes, d. i. die Einheit irgend einer Vielheit; jede Vielheit ist ein Ganzes, d. i. sie muß als Einheit gedacht werden. Aber auch jede Realität ist ein Ganzes, denn sie ist zugleich eine intensive Größe, und auch diese ist eine Vielheit (von Graden), die als eine Einheit, d. i. ein Ganzes gedacht werden muß.

Totila, ein edler und tapferer Fürst, ward von seiner Nation, den Ostgothen, als diese sich von den Byzantinern fast aus allen ihren Besitzungen in Italien verdrängt sahen, auf dem Schilde zum König ausgerufen (544 n. Chr.) Er versuchte von Pavia aus die Wiedereroberung Italiens, dessen zwischen unaufhörlichem Wechsel schwankenden Bewohner durch Totila's strenge Enthaltsamkeit und Gerechtigkeitsliebe den Gothen geneigt wurden. Ehrfurchtsvoll hörten sie aus des Edlen Munde Grundsätze wie diese: daß Sittenlosigkeit und Untergang unzertrennlich, und der Sieg immer nur Furcht der Aufrichtigkeit, der Eintracht und des Ordnungsgeistes sey. Mit dem kleinen Reste seiner Landsleute eroberte dieser Held in kurzer Zeit die obern Städte wieder, zog dann mit Umgehung der größeren, Ravenna, Florenz und Rom, nach Unteritalien, und vertrieb dort allenthalben die Kaiserlichen, selbst aus Neapel. Innerhalb zweier Jahren war ganz Italien bis auf jene drei Hauptstädte in des Siegers Gewalt. 546 warf er sich auf Rom und belagerte es. Der kaiserliche Feldherr Belisar, zum Entsatz zu schwach, nahm nun feste Stellung an der Mündung der Tiber. Die Stadt ward durch Hunger aufs äußerste gebracht; endlich verriethen einige isaurische Schildwachen den Gothen eine schwache Stelle, wo in der Nacht den 17. Dec. 546 das ganze Heer überstieg und in die Stadt drang. Die Besatzung ergriff die Flucht, und Totila ging ruhig in die Peterskirche, sein Dankgebet zu verrichten, indeß seine Gothen die Stadt

Digitized by Google

plünderten. Erzürnt, daß Justinian seine Friedensvorschläge an Belisar verworfen hatte, fing Totila an, die Stadt zu zerstören. Den dritten Theil der Wälle hatte er schon abtragen lassen, und wollte so eben die prachtvollsten und ehrwürdigsten Gebäude in Asche verwandeln, als er vom Belisarius eine Vorstellung gegen dieses barbarische Verfahren erhielt. Hierdurch zu Ueberlegung gebracht, verließ er die Stadt, und führte die Senatoren mit sich fort. Jetzt nahm Belisarius mit seinen wenigen Truppen die Stadt ein, stellte die Wälle wieder her, und rief die zerstreuten Einwohner zurück. Auf die Kunde hievon kam auch Totila wieder, um die Stadt von neuem zu erobern. Aber seine Angriffe waren vergebens und er mußte sich nach großem Verluste zurückziehen. Darauf schlug er ein kaiserl. Herr in Apulien und eroberte 549 nochmals Rom, das er auch dießmal mit edler Schonung behandelte, die entflohenen Bürger wieder zurückrief und ihnen zur Erholung die lange ausgesetzte Rennspiele wieder erneuerte, in denen er selbst geübt war. Er war jetzt auch im Besitz einer Flotte, durch die er Rom mit Korn versorgte, Rhegium, Tarent, Sicilien, Sardinien und Corsica zum Gehorsam zurückbrachte und brandschatzte, ja sogar über das ionische Meer setzte und die griech. Küsten heimsuchte. Dabei trug er dem Kaiser unaufhörlich Frieden an und gelobte willig mit seinen Gothen in dessen Dienste zu treten, wenn ihm nur ein Theil Italiens gelassen würde. Aber Justinian wollte nichts davon hören. Einige Jahre ward der Krieg aus Mangel an Kräften träge geführt, aber 552 gewann er neues Leben, als Narses mit einem auserlesenen Heere nach Italien kam. Er wünschte den langen Streit durch eine Schlacht zu entscheiden und rückte dem Totila, der mit 6000 Gothen von Rom herauf kam, ins Toscanische entgegen. Bei Tagina geschah die fürchterliche Schlacht, im Juli 552. Totila focht wie ein Leonidas gegen die weit überlegene Anzahl und starb an seinen Wunden in Capraja. Narses schickte dessen reichbesetzten Hut und den blutigen Waffenrock als Siegeszeichen nach Konstantinopel. Mit Totila sank auch der Ruhm der Gothen, die unter seinem Nachfolger Teras (st. 553) gänzlich besiegt wurden.

Tott (Baron von), von ungarischer Abkunft, dessen Vater dem Fürsten Ragotzki von Siebenbürgen gedient hatte, besuchte 1755 im Gefolge des franz. Gesandten Vergennes Konstantinopel, erlernte daselbst die türk. Sprache, und kehrte 1763 nach Frankreich zurück. Die franz. Regierung sandte ihn hierauf 1767 als Residenten zu dem Czar der krimischen Tataren, den er auch beim Ausbruche des Krieges mit Rußland auf seinem Zuge nach Neu-Servien begleitete. Nach dessen Tode begab sich Tott wieder nach Konstantinopel, wurde von der Pforte zur Verbesserung der Artillerie und der Stückgießerei, und zur Befestigung und Vertheidigung der Dardanellen gebraucht, als die türk. Flotte bei Tschesme verbrannt worden war. Nach erfolgtem Frieden 1774 ging er nach Frankreich zurück, und besuchte darauf im Auftrage der Regierung die Levante, zog sich nach 23jährigem Aufenthalte in die Einsamkeit zurück und starb zu Tatzmannsdorf in Ungarn 1793. Wir verdanken Tott sehr anziehende Nachrichten über die Türkei, Tatarei, den Archipelagus, Aegypten, Syrien u. s. w.

Toulon, eine schöne und wichtige Seestadt in der ehemaligen Provence, jetzt der Hauptort eines Arrondissements im franz. Vardepartement, merkwürdig wegen seines durch Festungswerke unangreifbaren,

Digitized by Google

vortrefflichen Kriegshafen, liegt an einer der herrlichsten Buchten des Mittelmeeres. Sie besteht aus dem alten und neuen Quartiere, hat heitere, meist gerade, oft auch geräumige Straßen, welche durch 80 Fontainen benetzt und des Nachts durch Laternen erleuchtet werden, einen schönen Cours, einen mit Alleen gezierten Paradeplatz, von geschmackvollen Häusern umgeben, eine im gothischen Style erbaute ehemalige Kathedrale mit einem hohen Thurme, ein schönes Rathhaus, dessen Façade mit zwei kolossalen Karyatiden von Puget's Meisel prangt ꝛc. und zählt jetzt über 31.000 Einw. in 2450 Häusern. Toulon ist der Sitz eines Unterpräfecten, eines bürgerlichen und Handlungstribunals; hat ein Lyceum, eine Akademie des Seewesens mit einem seltenen Modellzimmer, einen botanischen Garten, ein großes Militair- und Matrosen-Hospital und mehre Wohlthätigkeitsanstalten. Die Fabriken sind in Wollenzeuchen, Hüten, Seife ꝛc. von keiner Wichtigkeit. In neuerer Zeit sind einige Bierbrauereien hier angelegt worden. Die große Segeltuchfabrik und Taudreherei arbeiten bloß für die königl. Marine. Wichtiger sind die Fischerei und der Handel mit Kapern, Weinen, Thunfischen, Korallen ꝛc. besonders nach der Levante und Amerika. Toulon ist von Wällen nach Vaubans Manier umgeben, hat Gräben und Bastionen, und auf den umliegenden Bergen sind Forts und Redouten zu seiner Beschützung. Es ist hier eine kleine und große Rhede; der Eingang der großen in die kleine wird auf der einen Seite durch das Fort Eguilette und auf der andern durch den großen Thurm vertheidigt. Der Handelshafen, ein Viereck und von einem breiten schönen Kai und zwei Dämmen begrenzt, hängt durch einen Canal mit dem Kriegshafen zusammen; dieser steht durch eine besondere Oeffnung nach dem Meere, in Verbindung mit dem großen Vorhafen, der von Natur fast rund und mit Hügeln umgeben, fast 3 Stunden im Umfange hat; durch einen engen Canal, der nur ein Schiff auf einmal durchläßt, und auf beiden Seiten Batterien hat, kommt man in den eigentlichen Hafen, in dessen Hintergründe die Stadt liegt. An dem Hafen findet man das große Seearsenal, große Magazine, die Schiffswerfte und die Werkstätte der Handwerker, die für die Flotte arbeiten. Ein jedes Kriegsschiff hat hier ein besonderes Magazin; die Kanonen und Segel sind aber an gewissen Orten beisammen. Das allgemeine Magazin mit seiner bewunderungswürdigen Ordnung und seinen großen Vorräthen, die geräumigen Werkstätten der zum Schiffbau gehörigen Handwerker und das 320 Toisen lange massive Gebäude zur Verfertigung der Taue und Schiffseile haben wenige ihres Gleichen und verdanken ihr Daseyn Ludwig XIV. Merkwürdig ist auch das große Bassin Groguard. Hier werden die Galeerensklaven aufbewahrt, oft einige tausend Verbrecher. Bei der Arbeit sind zwei und zwei zusammengefesselt. Ihr Aufenthalt ist entweder ein altes Kriegsschiff oder ein dazu bestimmtes Gebäude (Bagne). Alle umliegenden Forts nebst den Batterien, die von allen Seiten die Rhede beschießen können, und den steilen Bergen, die sie schützen, machen Toulon von der Seeseite unüberwindlich; die Rhede ist ebenso gegen alle Winde und Stürme als gegen den Feind in Sicherheit; sie ist eine der sichersten des Mittelmeeres. 1707 ward dieser Platz von den Verbündeten unter dem Herzoge von Savoyen und dem kaiserl. General, Prinzen Eugen v. Savoyen, zu Lande, und von der engl. und holländ. Flotte zu Wasser bombardirt, sodaß die Stadt

Digitized by Google

meist zerstört wurde, und mehre Schiffe im Hafen verbrannten. Die Belagerung mußte jedoch aufgehoben werden. Nachher sind die zerstörten Werke ausgebessert, und noch viele Forts auf den Anhöhen angelegt worden. 1744 fiel zwischen dieser Stadt und den hierischen Inseln eine Seeschlacht zwischen der engl. und der franz.-spanischen Flotte vor. 1793 übergaben die gegen die revolutionnaire Regierung aufgebrachten Einw. und Soldaten in Toulon die Stadt durch freiwillige Uebereinkunft der engl. und spanischen Flotte. Beide wurden zwar bald darauf durch eine Belagerung verdrängt; aber sie zerstörten vor ihrem Abzuge einen großen Theil der Arsenäle, verbrannten 20 Kriegsschiffe und Fregatten, und führten die übrigen 3 Kriegsschiffe und 6 Fregatten mit hinweg. Hierdurch, und noch mehr durch die darauf erfolgte harte Züchtigung von Seiten der revolutionnairen Regierung verlor Toulon beträchtlich an Bevölkerung und Wohlstand. Die Arsenäle sind jetzt wiederhergestellt, und 1810 ward eine Marineschule von 300 Zöglingen errichtet. Der Bagno von Toulon (Verwahrungsort von 4500 Galeerensträflingen) erhielt 1817 eine menschlicher zweckmäßige Einrichtung. Von Toulon segelte eine franz. Flotte nebst einem Landungsheere unter dem General Bonaparte den 18. Mai 1798 nach Aegypten, und unter dem General Bourmont am 25. Mai fg. 1830 nach Algier. — Die Gegend um Toulon bildet ein herrliches Amphitheater, und prangt in den niedern Plätzen mit Gruppen von Feigen-, Oel-, Pomeranzen- und Citronenbäumen, Reben- und Capernsträuchen.

Toulouse, eine der ältesten und bedeutendsten Städte Frankreichs, einst die Hauptstadt des Westgothenreichs, dann der Sitz der Grafen von Toulouse, hierauf die Hauptstadt Oberlanguedocs mit einem Parlamente und jetzt des Depart. Obergaronne, liegt in einer weiten, reizenden und fruchtbaren Ebene an der hier schiffbaren Garonne, wo der berühmte Südcanal zur Verbindung des Mittelmeeres mit dem atlant. Ocean beginnt. Ueber den Fluß führt eine schöne, 870 F. lange und 72 F. breite Brücke, mit einem herrlichen Triumphbogen geschmückt, nach der Vorstadt St.-Cyprien. Das Innere der Stadt verkündet wenig von ihrem alten Glanze; sie hat 8 Thore, mehre ansehnliche Gebäude, meistens enge und krumme Straßen und 52.500 Einw. in 7400 Häusern. Die Hauptmerkwürdigkeiten sind: das Rathhaus (Capitol) mit einer prächtigen Fassade, der erzbischöfl. Pallast, die unvollendete Metropolitankirche St.-Stephan, ein herrliches Denkmal der neuern Baukunst, die große Saturninskirche mit einer Krypta; die Dominicanerkirche mit dem Grabe des h. Thomas von Aquino (die herrliche Franciscanerkirche mit einer sehenswerthen Todtengruft ist zerstört worden), das große Schauspielhaus ꝛc. Toulouse ist der Sitz eines Präfecten, der Oberdepartementsbehörde, des Gerichtshofes, eines Erzbischofs, eines Militaircommandos, Handelstribunals, einer königl. Münze ꝛc. In ältern Zeiten war hier eine treffliche Hochschule, seit 1215 berühmte Schulen der Rechte und der Arzneikunde. Jetzt blühen eine Universität mit 5 Facultäten, der kathol. und reform. Theologie, des Rechts, der Wissenschaften und Literatur, mehre wissenschaftl. und Kunstakademien (s. Jeux floreaux), Bibliotheken, Sternwarte, botan. Garten, Gemäldesammlungen u. s. w. Toulouse hat Fabriken in Metall, Seide, Wolle, Leinwand, Leder, Fayance, Glas, Pulver; ansehnlichen Handel mit diesen Manufacturwaaren, sowie mit Getreide, Mehl, Bauholz, span. Wolle ꝛc., er könnte aber

Digitized by Google

bei der vortheilhaften Lage der Stadt beträchtlicher seyn. Es gibt hier auch eine Handelsversicherungsanstalt und eine Börse; ferner eine Kanonengießerei und eine merkwürdige Kornmühle. — Toulouse war blühend unter den röm. Kaisern; es sind aber kaum noch Spuren ihrer Tempel, ihres Capitols, ihrer Amphitheater, Aquäducte ꝛc. übrig geblieben. Am 10. April 1814 schlug hier Wellington an der Spitze seiner Briten, Spanier und Portugiesen die Franzosen unter Soult (da beide Heere von dem bereits zu Paris geschlossenen Waffenstillstand noch keine Nachricht erhalten), worauf den folgenden Tag die Sieger in die Stadt einzogen.

Tournefort (Joseph Pitton de), einer der verdienstvollsten Männer um die Wissenschaft der Botanik, war 1656 zu Aix in der Provence geboren. Schon als Knabe zeigte er eine große Freude am Kräutersammeln und kannte alle Pflanzen in der Umgegend. Seine erste Bildung verdankte er den Jesuiten seiner Vaterstadt. Hierauf studirte er, zum geistlichen Stande bestimmt, zu Montpellier Theologie, auch Anatomie, Arznei- und Pflanzenkunde. Nach dem Tode seines Vaters (1676) seiner eignen Neigung überlassen, widmete er sich einzig dem Studium seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik. Zur Erweiterung seiner Kenntnisse in derselben durchreiste er botanisirend die franz. Provinzen, Savoyen, die Pyrenäen, Spanien, Portugal, England und die Niederlande, und vermehrte ansehnlich die botanischen Schätze des königl. Gartens zu Paris, in welchem er 1683 als Professor angestellt wurde. 1692 ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede; er hat ihre Denkwürdigkeiten mit mehren gehaltvollen Abhandlungen über theoretische und praktische Pflanzenkunde bereichert. 1700 ward er zu einer wichtigen Reise nach Griechenland, Kleinasien und Nordafrika auf königliche Kosten ausgesendet, um diese Länder in botanischer Hinsicht zu untersuchen. Er kehrte nach 2 Jahren mit einer großen und reichen Ernte seltener Pflanzen zurück. Sein Ruhm hatte sich unterdessen durch ganz Europa ausgebreitet, und seine Vorlesungen wurden am zahlreichsten besucht. Er starb an den Folgen einer Brustquetschung, die ihm ein schnell vorüberfahrender Wagen verursacht hatte, am 28. Dec. 1708. — Tournefort war glücklich in Benutzung seiner reichen Erfahrungen, und führte in der Botanik ein neues System ein, wobei er als Unterscheidungszeichen die Blumenkrone annahm, das lange seine eifrigen Anhänger hatte und sich bis auf Linné erhielt (vgl. **Botanik**). Eine Menge Pflanzen verdanken ihm ihre Benennungen. Der philosophische Geist, der in seinen Schriften herrscht, macht diese um so schätzbarer. Die vorzüglichsten sind: „Élémens de botanique“ (Paris 1694, 3 Thl. 8. mit vielen Kpf.), vermehrt u. d. T.: „Institutiones rei herbariae“ (1700, 3 Thl. 4.), neue Ausg. von Ant. Jussieu (1719, 3 Thl. 4. mit 489 Kupf.); „Hist. des plantes qui naissent aux environs de Paris“ (1698, 12.), neu bearbeitet von Bernh. Jussieu (1725, 2 Thl. 12.); „Relation d'un voyage du Levant, etc.“ (Paris 1712, 2 Thl. 4. mit Kupf., deutsch Nürnberg 1776, 3 Bd. 8. mit Kupf.) u. m. a.

Tournierungen oder **Umgehungen** nennt man in der Kriegssprache alle Unternehmungen auf die Flanken und den Rücken des Feindes als dessen schwächste Theile, wodurch dieser entweder von seinen Rück-

Digitized by Google

zugs- und Subsistenzlinien abgedrängt, oder doch wenigstens auf einige Zeit damit bedroht und so in seinen Bewegungen gestört wird. Gewöhnlich ist eine Umgehung mit Angriffen auf die Front des Feindes verbunden, die entweder Scheinangriffe (fausses attaques) oder wirkliche sind, wodurch die Aufmerksamkeit desselben von seiner schwachen Seite abgezogen oder wenigstens getheilt wird. Man kann die Umgehungen in strategische und taktische eintheilen; erstere werden schon bei Anfang eines Feldzugs eingeleitet, da man seine Märsche so einrichtet, daß der Feind von mehren Corps von weitem umfaßt, entweder ohne Schlacht zum Rückzuge genöthigt wird, oder diese unter den nachtheiligsten Verhältnissen annehmen muß; letztere sind solche, die erst kurz vor der Schlacht oder in derselben durch Entsendung einzelner Corps in den Rücken des Feindes bewirkt werden. Beide Arten der Umgehungen haben oft nicht bloß den Sieg, sondern selbst die Vernichtung des Feindes zum Zweck und lassen sich in der Ausführung nicht so scharf trennen als in der Theorie. Oft aber genügen strategische Umgehungen oder die bloße Drohung damit, einen schüchtern Feind zur Räumung ganzer Provinzen zu veranlassen und ihn aus der Offensive in die Defensive zurückzuwerfen, sowie taktische ihn nicht selten unangreifbare Stellungen aufzugeben veranlassen. Napoleon war ein großer Meister in strategischen Umgehungen, wie es fast alle seine Feldzüge beweisen, namentlich die von 1805, 1806 und 1809. Als er 1812 den Niemen passirt hatte, leitete er den Plan ein, die Armee des Fürsten Bagration zu umgehen, abzuschneiden und zu vernichten. Der erste Theil dieses Plans gelang vollkommen, der letztere scheiterte aber an der Geschicklichkeit des russischen Anführers und dem Mangel an Einheit unter den franz. Generalen. Bei Friedrich dem Großen findet man fast nur taktische Umgehungen; er führte sie entweder durch seine schiefe Schlachtordnung (s. Schlacht), also in zusammenhängender Linie, oder durch Detachirungen kurz vor der Schlacht aus. Umgehungen sind aber oft schädlich, da sie zu Entsendungen von Truppen verführen, die man am Tage der Schlacht sehr vermißt. Friedrich und Napoleon eifern daher in ihren hinterlassenen Schriften sehr gegen diesen Fehler. Zuweilen werden aber die umgehenden Corps, wenn sie zu weit von der Hauptmacht entfernt sind, um von dieser unterstützt werden zu können, selbst umgangen, abgeschnitten und aufgerieben, wie z. B. die der Generale Fink und Vandamme bei Maxen und Kulm. Wenn auch in fast allen neuern Schlachten das Umgehen des Feindes den wichtigsten Act ausmacht, so findet man doch schon in den ältesten Kriegen Spuren davon. Vorzüglich benutzten barbarische Völker ihre große Ueberlegenheit an Reiterei zu Umgehungen; ihre ungeordneten Angriffe scheiterten aber gewöhnlich an der festen Haltung der Phalangen und Legionen der Griechen und Römer.

Toussaint l'Ouverture, ein berühmter Feldherr und Gesetzgeber der Negerrepublik auf der Insel St.-Domingo (Haiti), daselbst 1745 als Sklave auf einer Pflanzung des Grafen Noe unweit Cap Français geboren. Anfangs verrichtete er ebenfalls die niedrigsten Dienste der Schwarzen; er hütete nämlich die Heerden des Oberaufsehers Baron de Libertas und gab bereits in dieser schlechten Lage Beweise seines Kopfes und seines Herzens. Seine unbeschränkte Wißbegierde ließ ihn seine Nebenzeit so glücklich benutzen, daß er zur Bewunderung seiner Mitsklaven

Digitized by Google

und ſeines eignen Herrn im Leſen, Schreiben und Rechnen beträchtliche Fortſchritte machte. Dieſes bewog v. Libertas ihn als Hausneger zu ſich zu nehmen und ihm den Poſten eines Kutſchers zu ertheilen. Nachdem er ſich in ſeinem 25. Jahre verheirathet hatte, benutzte er den freiern Zuſtand, den er von der Güte ſeines Herrn empfangen hatte, zur Vervollkommnung ſeines Wiſſens. Beſonders ſtudirte er den Stoiker Epiktet in franz. Ueberſetzung, Raynal's Schriften, jene des brit. General Lloyds, des Marſchalls von Sachſen, J. Cäſars u. A., welche über die Kriegskunſt handeln. Bei der erſten Negerempörung (1791 im Aug.) brachte er ſeinen Herrn unter großen Schwierigkeiten heimlich nach Baltimore in Nordamerika und trat dann ins Heer ſeiner Stammgenoſſen, wo er ſich ſchnell durch ſeine Talente zum Diviſionsgeneral emporſchwang (1793). Auf dieſer Stelle entwickelte er ebenſo viel Genie als kriegeriſche Kenntniſſe und der zur Staatsverwaltung erforderlichen Fähigkeiten. Die Grauſamkeiten wider die Weißen wurden ihm mit Unrecht zur Laſt gelegt. Er ſuchte, ſo viel an ihm war, jede Art von Barbarei in dieſem unmenſchlichen Kriege zu verhindern und übte nur dann Rache, wenn die Nothwendigkeit ſie gebot. 1796 befreite Touſſaint bei einem Volksaufſtande in der Capſtadt den franz. zum Gefangenen gemachten General Laveaux und ſetzte ihn als Gouverneur wieder ein; zur Belohnung dafür ward er zum franz. Diviſionsgeneral und Gouvernements-Lieutenant auf St.-Domingo ernannt. Die beſſere Ordnung, die er allenthalben einführte, erwarb ihm viele Anhänger. 1797 machte er bedeutende Fortſchritte gegen die Engländer, und ward nun zum franz. Obergeneral aller Truppen auf der Inſel erhoben. Als aber ſpäter der Diviſionsgeneral Hedouville dem General Rigaut befahl, Touſſaint's Befehle nicht anzuerkennen, brach 1799 zwiſchen Touſſaint und Rigaut, dem Oberhaupte der Mulatten, ein heftiger Bürgerkrieg aus, der ſich mit Touſſaint's Herrſchaft über die ganze Colonie endigte. Er ſtellte nun die Ordnung allenthalben wieder her, kündigte eine Amneſtie an und entwaffnete die rebelliſchen Schwarzen. Seine Abſicht war, durch die Rettung von Frankreichs wichtigſter Colonie ſich die Achtung der franz. Regierung zu erwerben. Allein der Oberconſul Bonaparte verkannte den edlen, rechtlichen Mann und ſchickte 1801 eine Flotte unter dem General Leclerc nach St.-Domingo ab. Touſſaint verweigerte ihm bei ſeiner Ankunft in die Capſtadt zu kommen, die nun von den Franzoſen nach einem heftigen Angriffe erobert wurde. Die beiden Negerbefehlshaber, Touſſaint und Chriſtoph, zogen ſich ins Innere der Inſel zurück, der franz. Uebermacht ausweichend, wurden aber von ihr ereilt und aufs Haupt geſchlagen. Sie ſahen ſich nun genöthigt, dem General Leclerc ihre Unterwerfung zu erklären, worauf dieſer ihnen beſtimmte Aufenthaltsorte anwies. Deſſalines und Chriſtoph ſuchten jetzt, voll Haß und Neid, Touſſaint'n ganz aufzuopfern. Ein Brief, worin Touſſaint insgeheim einen Aufſtand vorbereitet haben ſollte, ward dem franz. General in die Hände geſpielt, worauf dieſer den nichts beſorgenden Touſſaint u. A. verhaften und nach Frankreich einſchiffen ließ (Aug. 1802). Er ward nach der Feſtung Jour bei Beſançon gebracht, wo man ihn 1803 in ſeinem Zimmer todt fand. Er war 58 J. alt, an Gift geſtorben und hinterließ 3 Söhne. Touſſaint war ein ſeltner Mann; ebenſo ſtark im Unglück als im Glück, that er nichts der Tugend Unwürdiges. Der Leichtigkeit wegen, mit der er alle vertragſame Vorſchläge

Digitized by Google

einging, hatte man ihm den Beinamen l'Ouverture gegeben. In seinen Genüssen war er mäßig, in seiner äußern Erscheinung aber liebte er Pracht und Glanz. Auch war er religiös und bestieg wohl selbst die Kanzel, wo er dem Volke und den Soldaten mit Kraft und Nachdruck Reden hielt. Sein Körper war gewandt und nicht zu groß; sein Anstand war edel und kräftig; sein Gesicht voll Ausdruck, sein Blick rasch und durchdringend, seine ganze Haltung Aufmerksamkeit gebietend. Er war ein guter Gatte und Vater, sehr dankbar gegen Wohlthäter und Freunde, im bürgerlichen Leben ebenso zuverlässig als schlau im politischen. Uebrigens besaß er ein außerordentliches Gedächtniß; er hatte 5 Secretaire, die täglich mehr als 100 Briefe beantworten mußten. Von seinen Feinden gefürchtet, stieg die Liebe und Bewunderung seiner Landsleute gegen ihn bis zur Schwärmerei. Man vergleiche über den seltenen Mann die franz. Schriften von Bischof Gregoire, Ant. Metral, dem Mulatten Regis und Lacroix.

Tower, s. London.

Toxikologie, Lehre von den Giften und Gegengiften. Als Versuch einer Toxikologie ist das „Giftbuch oder Unterricht die Giftpflanzen, Giftminerale und Giftthiere kennen zu lernen", und „Gesundheit und Leben gegen Vergiftungsgefahren sicher zu stellen" (Sondersh. 1815) für Schulen brauchbar. Vorzüglich wichtig sind die Werke Frank's (Wien 1816), Ortila's (Paris 1814), Buchner's (Nürnberg 1827) und Witting's (Hanover 1827).

Trabanten, s. Planeten.

Tractaten nennt man 1) Unterhandlungen oder auch eine vorläufige Uebereinkunft vertragsschließender Parteien im Privatrecht; 2) Verträge von besonderer Wichtigkeit, mit besondern Formalitäten verbunden; daher besonders Staats- und Völkerverträge.

Tradition, Ueberlieferung, kann jede Sage genannt werden, die sich nur durch mündliche Fortpflanzung von einem Geschlecht zum andern erhalten hat. Bekanntlich kam der historische Stoff aus den Zeiten vor Erfindung der Schreibekunst durch solche Traditionen bis auf die ersten Geschichtschreiber. Wie treu auch das Gedächtniß der Erzähler sie wiedergeben mochte, ihre Brauchbarkeit für spätere Historiker mußte schon darum zweifelhaft seyn, weil die Nachwelt eine durch Jahrhunderte von ihr geschiedene Vorzeit ganz zu verstehen unfähig ist. Jedes Volk bewahrt die Erinnerungen seines Daseyns vor den Anfängen seiner Literatur in Sagen, die, je später diese entstand, desto weiter zurückweisen und sich in mythisches Dunkel verlieren. Unter den Quellen der Geschichte ist daher die Tradition eine der unzuverlässigsten, dagegen hat sie der Poesie reichhaltigen Stoff und über die Bedeutung des Kultus, den die Religionen des Alterthums aus der vorgeschichtlichen Zeit in die geschichtliche mitbrachten, Aufschluß gegeben.

Tradition oder Ueberlieferung, nach der Lehre des Katholicismus. Jesus Christus, der Sohn des ewigen Vaters, stiftete das Christenthum als göttliche offenbarte Religion. Der Sohn und der Geist lehrten, es lehrten die Boten des Sohnes, das Christenthum durchdrang die Gemüther. Der Grund des Glaubens war diese als Thatsache in der Zeit erschienene mündliche Offenbarung. — Nicht Jedem können sich die Offenbarungen wiederholen. Was der Sohn und seine Boten den Gläubigen verkündet, überlieferten die Nachfolger der Boten

Digitized by Google

von Geschlecht zu Geschlechte. Verschiedenes von Dem, was die Boten gelehrt und als vom Herrn empfangen und gesehen vorgetragen, ward geschrieben, solch Geschriebenes ward Theil der Ueberlieferung. Nicht war es ein Codex, den der Sohn des Ewigen, aus den heitern Räumen hinabbrachte, sondern das lebendige Wort war es, was er und seine Boten brachten. Auch nicht einen Buchstaben schrieb der Sohn. Die Apostel waren nicht angewiesen, die Lehre schriftlich zu verfassen, sondern in alle Welt zu gehen und das Evangelium zu verkünden (Matth. 10, 7.). Die Apostel sagen es auch klar, daß sie gekommen, um zu predigen (Ephes. 3, 8. I. Kor. 1, 17. Röm. 10, — 19.). Es war eine regula fidei, die das geistige Gemeingut der Kirche war, lange zuvor, ehe das Neue Testament entstand; welches unter den Protestanten Lessing sehr einleuchtend bewiesen hat. Im Verlaufe der Jahrhunderte sammelte man aus den einzelnen Gemeinden die Briefe der Boten, und einige Jahrhunderte nach der Entstehung des Christenthums bildete sich aus diesen und den ebenfalls als authentisch überlieferten Evangelien der Kanon, der geschlossene Inbegriff der als göttlich überlieferten Schriften. Die Ueberlieferung, das geistige Leben der Kirche, trug und hielt diese Schriften, von ihr ging Glanz und Wahrheit auf die Schrift über. Die Schrift schwamm im Meer der Ueberlieferung, es fiel keinem Kirchenvater ein, die Religionserkenntnißquellen der Kirche auf die Schrift zu beschränken. Irenäus sagt: „Jedem, der die Wahrheit erkennen will, steht es frei, die in der ganzen Welt verkündete Ueberlieferung der Apostel durchzusehen, und wir können auch noch jene Bischöfe aufzählen, die von den Aposteln in der Kirche aufgestellt worden sind, und ihre Nachfolger bis auf unsere Zeiten. — Wenn die Apostel keine Schriften hinterlassen hätten, müßte man nicht der Tradition folgen, welche von Denen aufbewahrt wird, welchen die Apostel die Gemeinde anvertraut haben? So machen dieß auch viele barbarische Völker, welche an Christus glauben und ohne Papier und Dinte die heilbringende Lehre durch den Geist in ihre Herzen geschrieben haben, und welche die alte Ueberlieferung sorgfältig bewahren". Clemens Alexandrinus spricht von seinen Lehrern: „Diese bewahrten die wahre Uebergabe der Heilslehre und gelangten von Petrus, Jakobus, Johannes und Paulus den heiligen Aposteln, wie Kinder, die von ihrem Vater Etwas geerbt haben — zugleich mit Gott zu uns, um den, von den Vorfahren erhaltenen apostolischen Samen niederzulegen". Basilius: „Von den in der Kirche aufbewahrten Dogmaten und öffentlichen Lehren haben wir einige aus dem Unterrichte der heiligen Schriften, andere nehmen wir durch die Ueberlieferung der Apostel zu uns gebracht, als Geheimnisse an. Beide haben gleiche Gültigkeit in der Religion und Niemand wird ihnen widersprechen, der nur ein wenig in kirchlichen Anordnungen bewandert ist. — Ich halte es für apostolisch, auch bei den ungeschriebenen Traditionen zu beharren". Chrysostomus: „Daraus erhellet, daß die Apostel nicht Alles durch Briefe gelehrt haben, sondern auch ohne Schriften. Glaubwürdig ist aber sowohl Dieses wie Jenes; halten wir deßwegen auch die Ueberlieferung der Kirche für glaubwürdig. Es ist Ueberlieferung, weiter frage nichts!" Gleich entscheidend drücken sich andere Kirchenväter aus. Enthalten können wir uns nicht, eine Aeußerung des Protestanten Semler herzusetzen: „Es ist nichts als Unwissenheit in der Geschichte, daß

Digitized by Google

christl. Religion mit Bibel verwechselt wird, als ob es kein Christenthum gegeben hätte, da es noch keine Bibel gab, als ob darum Die oder Die weniger gute fromme Christen hätten seyn können, die von 4 Evangelien nur eins und von so und so viel Briefen nur einige kannten. Vor dem 4. Jahrh. ist an ein vollständiges Neues Testament nicht zu denken gewesen, und doch hat es immer echte Chriſtusschüler gegeben". Es war also das Geschriebene nur ein Theil der Ueberlieferung, nicht sie selbst. Das Wissen der katholischen Kirche ist ein geschichtliches. Solches ist aber undenkbar, wo todte Buchstaben herrschen. Die Sprache und das Recht bieten auffallende Beispiele dar. Nimmer wird man eine lebendige Sprache durch ein vorgeschriebenes Wörterbuch erdenken, befehlen, erschöpfen, nimmer wird man das Recht durch ein Gesetzbuch schaffen und erschöpfen. Wohl aber können schriftliche Denkmale der Sprache Theil des Sprachschatzes seyn, wohl können einzelne Rechtsbücher als Theil des lebendigen Rechts ersprießlich seyn. Wenn es möglich ist, auf diese Weise das geschichtliche Wissen der katholischen Kirche mit andern menschlichen Wissenschaften zu vergleichen, so ist uns auch hierdurch der Punkt gegeben, von wo aus die protestantische Kirche zu ihrer Ansicht vom Bibelchristenthum gekommen. Der Protestantismus ist eine große Thatsache, die nicht allein in der Geschichte steht. In allen Theilen des Wissens findet man, daß die todte Schrift mit dem lebendigen Wissen kämpft. Allenthalben, wo der Kampf redlich geschlichtet, findet man, daß der Geist, nach langem Kampfe, oben geblieben, die Schrift nur Hülfsmittel des Geistes geworden, nicht den Geist verdrängt habe: denn es tödtet der Buchstabe, aber der Geist macht lebend. — Durch alle Fächer hindurch geht der Kampf der Schrift mit der Ueberlieferung. Die letzte Zeit neigte sich ganz auf Seite der Schrift. Die Ausbreitung der Schriften und Bücher, die durch die Erfindung der Druckerei in unsern Tagen ins Unendliche vermehrt worden sind, — sagt Moses Mendelssohn, „Jerusalem" S. 125 fg. — hat den Menschen ganz umgeschaffen. Die große Umwälzung des großen Systems der menschlichen Erkenntnisse und Gesinnungen, die sie hervorgebracht, hat von der einen Seite zwar ersprießliche Folgen für die Ausbildung der Menschheit, dafür wir der wohlthätigen Vorsehung nicht genug danken können; indessen hat sie, wie alles Gute, das dem Menschen hienieden werden kann, so manches Uebel nebenher zur Folge, das zum Theil dem Mißbrauche, zum Theil auch der nothwendigen Bedingung der Menschlichkeit zuzuschreiben ist. Wir lehren und unterrichten einander nur in Schriften; lernen die Natur und den Menschen kennen nur aus Schriften, arbeiten und erholen, erbauen und ergötzen uns durch Schreiberei, der Prediger unterhält sich mit seiner Gemeinde, der liest oder declamirt ihr eine aufgeschriebene Abhandlung vor. Der Lehrer auf dem Katheder liest seine geschriebene Hefte ab; Alles ist todter Buchstabe; nirgends Geist der lebendigen Unterhaltung. — Auch die Kirche hat, wie gesagt, diesen Kampf des Geistes mit dem Buchstaben empfunden. Das Verwerfen des lebendigen Wortes der Kirche; das Setzen der Bibel als alleinige Religionsquelle; der Protestantismus und sein Kampf mit dem Katholicismus sind Beweise davon. Auf das jugendliche, frische Leben des Mittelalters folgte die neue Zeit der sogen. Wissenschaftlichkeit. Das Recht, was im Mittelalter im Volke lebte, durch stillwirkende Kräfte fortgebildet von den Genossen geschöpft, ward nun zur Universitätswissenschaft, ein fremdes Gesetzbuch

Digitized by Google

wurde, aus seinem geistigen Leben der Heimath herausgerissen, zum todten Gesetzbuche der Deutschen. Die Schrift, der Buchstabe, siegte hier über den Geist, das Lebendige. — Die Theologie, die das Mittelalter in heiliger Einfalt, als Gefühl des apodiktisch-Wahren übte, ward schon durch die Scholastik Gegenstand des Schulstreites; da das innere, geistige Leben der Kirche nicht sehr Gegenstand des Streites seyn konnte, so mußte sich dieser von selbst auf das eigentlich Objective, die Schrift, richten. So war also schon Luther'n lange zuvor vorgearbeitet. Luther riß die Schranken weg, welche die Ungelehrten von der Theilnahme am Streite abhielten — durch seine Bibelübersetzung, oder vielmehr durch deren Verbreitung. Er sprach es keck aus, daß nur die Schrift Religionsquelle, daß diese Jedem zur Prüfung hingegeben sey. — Die katholische Kirche glaubt also die religiösen Wahrheiten, weil sie ihr offenbart, überliefert worden; der Protestant glaubt sie, weil und inwieferne sie in dem Buche enthalten sind, oder vielmehr vom Einzelnen darin gefunden werden. Beide Bekenntnisse gehen aber davon aus, daß die Vernunft nicht im Stande sey, die großen Wahrheiten der Religion — wenngleich ahnen und hoffen zu lassen — zu beweisen (demonstriren). Der Protestant kann es also dem Katholiken nicht vorwerfen, daß dieser an das Offenbarte, Ueberlieferte darum glaubt, weil es solches ist. Glaubt der Protestant ja doch auf dieselbe Weise an den Inhalt der Bibel! — Ist also die Ueberlieferung, das historische Wissen dem consequenten Katholiken mit Recht das Höchste, so muß es auch sein höchstes Bestreben seyn, diese Ueberlieferung zu firiren, zu sorgen, daß Nichts als Ueberlieferung ausgegeben werde, was nicht offenbart ist — d. h. die Reinheit des Glaubens zu bewachen. Das erste Mittel zu diesem Zwecke war nun die Geltung der heiligen Schriften. Sie gelten als Verkörperung der Tradition, jedoch, wie nothwendig, dem Urtheile und der Auslegung der Kirche, von der ja alle Ueberlieferung, auch die Schrift zu Lehn geht, unterworfen. So verehrt die Kirche die Bibel als göttlich, als heilsame Objectivirung des kirchlichen Lebens, aber nicht als todtes Buch aus dem Herzen der Kirche herausgeschnitten. Durch dieses Ansehen der Bibel war den meisten Verfälschungen der Ueberlieferung der Eingang versperrt. Die Schrift bewährte sich hier — wie sie nach ihrem wahren Begriff, immer sollte — als wohlthätig, als Stützmittel, nicht als die Mörderin des Geistes. Da die lebendige Ueberlieferung selbst fortwährend das Höchste war, so gab, bei entstehenden Streitigkeiten über dieselbe und über das Verhältniß und den Verstand der Bibel immer Das die Entscheidung, was die Kirche wirklich glaubte. Denn nur dieß konnte überliefert, nur auf solche Weise konnte Bibel — Abdruck, Theil der Ueberlieferung — verstanden werden. Der wirkliche Glaube der allgemeinen zerstreuten Kirche ist dem Katholiken nothwendig die letzte Instanz. Daß Dieses wirklich aus dem Begriffe der überlieferten Kirche mit Nothwendigkeit folge, ist nicht zu bestreiten. Aber eben, was die allgemeine zerstreute Kirche als überliefert glaubt, kann Gegenstand des Streites seyn. Da ist nun kein besseres Mittel, als diese Kirche selbst sich aussprechen zu lassen, sie zu versammeln — die allgemeinen Concilien. Es ist nicht zu zweifeln, daß derselbe heilige Geist, der der Kirche bis ans Ende der Tage verheißen ist, und der den Glauben der zerstreuten Kirche befestigt, auch der versammelten Kirche beistehen werde, daß sie ihren Glauben richtig ausspreche. — Der Protestant findet es ungemein lächer-

Digitized by Google

lich, daß der Katholik sich vom Concilium die Glaubenswahrheiten setzen lasse, solches sind ihm eitel Menschensatzungen, Sehr mit Unrecht. Das Concilium schafft keine Glaubenswahrheiten, die ganze Kirche ist dazu nicht vermögend; das Concilium, die versammelte Kirche spricht bloß aus, was die zerstreute Kirche glaubt. Daß die zerstreute Kirche solches als Fond der Ueberlieferung bewahrt habe, ist eine Thatsache, das Concilium zeugt hier; es ist nicht mehr und nicht weniger unfehlbar, als die zerstreute Kirche, als die Ueberlieferung überhaupt. Diese Unfehlbarkeit ist gar nicht etwas so Furchtbares, als man häufig darstellt. Die Kirche im Besitze der überlieferten Offenbarung, muß sich nothwendig eben deßhalb für unfehlbar erklären; der feste religiöse Glaube ist keine Hypothese, sondern schließt nothwendig die Ueberzeugungen von der Möglichkeit des Gegentheils aus. Wenn also die Offenbarung, die Ueberlieferung an sich unfehlbar ist, wenn der Protestant sogar einem Theile der Ueberlieferung, dem Buche, nämlich, diese Eigenschaft zugesteht, sollte denn die Kirche, die eben diese Ueberlieferung ausspricht, von ihrem innern geistigen Leben Zeugniß gibt, minder unfehlbar seyn? — Die Kirche erklärt die Bibel nach der Ueberlieferung, deren Theil und Abdruck sie ist; was das Concilium als Glaubenswahrheit ausspricht, ist Kanon; es gilt nicht darum, weil es als aprioriſche Wahrheit erscheint, denn dann würde ein Dogma geschaffen, würde der freien Untersuchung vorgegriffen und Das wäre Unsinn. Ein Kanon ist vielmehr Das, was nach dem Urtheile der Kirche in der Bibel ausgesprochen ist, und immer und allenthalben und von Allen (semper ubique et ab omnibus creditum) geglaubt worden. Sobald die Kirche findet, daß eins dieser Erfordernisse mangelt, spricht sie keinen Kanon aus. Auf diese Weise ist Bibel und Ueberlieferung auf das Festeste verschlungen. Aber, möchte man fragen, warum hält die Kirche die historischen, die von der versammelten Kirche bezeugten Ueberlieferungswahrheiten für wirkliche Wahrheiten? Darum, weil ihre Anstalt göttlichen Ursprungs, weil ihr eine Offenbarung überliefert worden. Hier findet die Vernunft einen Zirkel im Schlusse, weil sie Das beweisen haben will, was, in sich ruhend, keines Beweises fähig, was aber dadurch, daß es bewiesen, durch außer ihm Liegendes verbürgt und begründet werden konnte, als hohl und nichtig in sich zerfallen würde. Man müßte alsdann ja die Vernunft über die Offenbarung setzen; allemal und nothwendig ist ja der Beweggrund über Dem, was durch ihn bewiesen werden soll, er begreift es unter sich, aus ihm fließen Wahrheit und Gewißheit auf das zu Beweisende erst herab, es trägt seine Realität von ihm zu Lehn. Wie kann man daher die Kirche tadeln, daß sie die Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nimmt, die Beurtheilung durch die Vernunft verschmäht! Entweder — oder. Entweder ist das Christenthum offenbart oder nicht. Ist es jenes, so kann der Glaube des, freilich im allgemeinen religionsfähigen Gemüths, nur auf das Zeugniß der die Offenbarung, die heiligen Bücher und Einrichtungen überliefernden Kirche, und nicht auf die freie Forschung der gegen Autoritäten protestirenden Vernunft gegründet seyn — soll das Christenthum aber nicht offenbart seyn, nun so ist kein Streit vorhanden, denn verhüllter Rationalismus ist darum noch kein Christenthum. — Daß aber ein Concilium andern in Glaubenswahrheiten widerspreche, ist dem Katholiken ein nicht denkbarer Fall und muß es seyn — Dieses ist also die Grundansicht des Katholicismus, wie sie dem un

Digitized by Google

efangenen in Denkmälern der Kirche Forschenden sich darbietet. Der rste Grundsatz hat so vieles Empfehlende, daß selbst Protestanten, wie Nünscher, die Tradition vertheidigt haben. Daß aber aus diesem ersten Grundsatze die übrigen wesentlichen Grundsätze des Katholicismus nothwendig folgen, kann ein Consequenz liebendes Gemüth nicht verkennen.

Traditoren wurden diejenigen Christen genannt, die sich unter en Christenverfolgungen, besonders Diocletian's, des Vergehens der Auslieferung heiliger Bücher und Gefäße an die heidnische Obrigkeit schuldig machten. Meist waren es zaghafte Geistliche, die die Kirche durch Entsetzung von ihren Aemtern bestrafte. Da die **Donatisten** (s. d.) olche Auslieferer sogar den ärgsten Ketzern gleichstellten, milderte die rthodoxe Kirche ihr Urtheil über dieses Vergehen, zu dem es unter den hristlichen Kaisern keine Gelegenheit mehr gab.

Traductionssystem, die Seelenfortpflanzungslehre, das Glauen an Fortpflanzung der Seelen von Eltern auf die Kinder. Daher urden **Traducianer** Diejenigen genannt, welche in Hinsicht des Ursprungs der Seele behaupteten, die Seele der Kinder läge dem Keime ach in den Eltern und pflanze sich durch Uebertragung (per tradu-em) fort.

Trafalgar (Schlacht von). Am 30. März 1805 lief eine franz. Flotte, 14 Linienschiffe stark, unter dem Oberbefehl des Admirals Villeneuve, mit Landungstruppen unter Lauriston, die wahrscheinlich gegen Irland oder Schottland bestimmt waren, von Toulon aus und kam glücklich im Hafen von Cadix an, wo sie sich mit einem beträchtlichen pan. Geschwader unter dem Admiral Gravina vereinigte (9. April). Schon am nächsten Tage, da der engl. Admiral Orde, der vor Cadix reuzte, sich vor der Uebermacht zurückgezogen, segelten Beide in die estind. Gewässer, wo sie Furcht und Schrecken verbreiteten, doch, ohne twas Bedeutendes unternommen zu haben, auf die Nachricht von der nnäherung Nelsons nach Europa zurückkehrten. Da stieß die vereinigte französisch-spanische Flotte, bei dem Cap Finisterre, auf die 15 inienschiffe starke engl. Flotte des Admirals Calder und bestand, wiewohl nicht ohne Verlust von 2 Schiffen, ein nicht unrühmliches Gefecht 22. Juli), worauf sie ungestört in den Hafen von Corunna einlief. Hier bis auf 35 Linienschiffe verstärkt, segelten Beide aufs neue nach Cadix, wo sie von den merklich schwächern engl. Geschwadern der Admirale Collingwood, Calder und Knight blockirt wurden. Indessen hatte Nelson in London die Ausrüstung neuer Kriegsschiffe aufs eifrigste betrieben und darauf am 14. Sept. den Oberbefehl der vereinigten engl. Flotte vor Cadix übernommen. Nelsons Absicht war, den Feind zu einer Schlacht zu bringen. Durch verstellte Bewegungen, indem er sich um Schein zurückzog, gelang es ihm endlich, die franz.-span. Flotte aus em Hafen zu locken (19. Oct.) und zwei Tage später traf er sie beim ap Trafalgar auf dem halben Wege nach Gibraltars Meerenge. Nelon hatte den Plan zu einer Schlacht seinen Unterbefehlshabern schon m 4. Oct. auseinander gesetzt. Es bedurfte also dazu keines Augenlicks. In zwei Colonnen segelte seine 27 Linienschiffe starke Flotte geen die durch mehre Escadren verstärkte franz.-span. von 33 Linienschifn, welche eine 3 Stunden ange Linie bildeten und bei Annäherung er Engländer sich in einem Halbkreis ordneten. Allein Nelson wurde om Winde, wie von der Erfahrenheit und Kühnheit seiner Mannschaft

Digitized by Google

besser unterstützt, als der Feind. Er durchbrach die feindliche Linie mit seinen zwei Colonnen an zwei Punkten, auf Pistolenschußweite lagen die Schiffe an einander; mehre wurden geentert, andere in den Grund gebohrt. Nach drei Stunden war der Kampf geendet; Gravina, der span. Admiral, starb an seinen Wunden, 19 Schiffe waren verloren, worunter eines von 130 und das andere von 120 Kanonen. Der franz. Admiral Villeneuve ward gefangen, ebenso Alava, der span. Viceadmiral und Contreadmiral Ziéneros. Dieß war Nelsons letzter und glorreichster Triumph. Ein feindlicher Scharfschütze auf der Santa Trinidad erkannte ihn an seinen Orden und schoß ihn mitten durch den Stern, der sein tapferes Herz schmückte. In wenig Minuten sank er als Held, jedoch wie Epaminondas vom Siege bereits bekränzt. Collingwood übernahm statt seiner das Commando. Nur 10 Linienschiffe, und auch diese stark beschädigt, retteten sich nach Cadix; vier franz. Linienschiffe, welche den Hafen von Ferrol zu erreichen gesucht hatten, wurden am 4. Nov. von den Engländern unter Strachan eingeholt und nach einem scharfen Gefecht genommen. Die Schlacht von Trafalgar entschied die Seeherrschaft der Engländer auf die ganze Dauer des Krieges; was Napoleon seit 4 Jahren, mit gewaltiger Mühe und Anstrengung zu erschaffen gestrebt, eine Seemacht, die im Stande sey, der englischen das Gleichgewicht zu halten, war dadurch binnen wenigen Stunden zerstört.

Trägheit. Die Trägheit der Materie ist das bloße Unvermögen derselben, sich von selbst zu bewegen. Dieses Unvermögen beruhet gar nicht auf Erfahrung, sondern auf dem Gesetz der Mechanik, daß alle Veränderung der Materie eine äußere Ursache habe, d. h. ein jeder Körper in seinem Zustande der Ruhe oder Bewegung beharret, in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit, wenn er nicht von einer äußern Ursache zur Verlassung dieses Zustandes genöthigt wird. Dieses Vermögen beruhet lediglich auf Erfahrung und liegt in der Seele oder dem Princip des Lebens. Sie ist ein positives Bestreben, und folglich gibt es allerdings eine Trägheitskraft der lebenden Wesen, aber nicht der Materie. Denn die lebenden Wesen haben eine Vorstellung von einem andern Zustande, den sie verabscheuen, und gegen den sie folglich ihre Kraft anstrengen, oder eine Trägheitskraft beweisen.

Tragisch. Das ursprünglich griech. Wort soll nach der gewöhnlichen Meinung einen Bockgesang bedeuten. Entweder, weil dem Bacchus, an dessen Festen man ernsthafte, lyrische und heroische Gesänge, von welchen die Tragödie ausging, öffentlich ausführte, ein Bock geopfert zu werden pflegte, oder weil der beste Sänger (Declamator nach unser Art zu reden) einen Bock zum Preis erhielt, wurde jenen Gedichten der seltsame Name zu Theil. Allein Adelung in s. „Wörterbuch" hat gezeigt, daß das griech. Wort Tragos auch traurig heißt. Man schreibt die Erfindung der Tragödie in ihrer ersten rohesten Gestalt dem Thespis zu, der zu den Zeiten des Solon lebte. Nach Herodot haben die Sicyonier schon vor den Zeiten des Thespis tragische Chöre erst zu Ehren des Dionysos, dann des Adrastus eingeführt; ihnen schreibt man daher gewöhnlich die Erfindung der griech. Tragödie zu; ihre Ausbildung zum Drama hingegen dem Aeschylus. Sowie Aristoteles sie vorfand, beschrieb er sie als ein dramat. Gedicht, welches zum Zweck hat, durch Furcht und Mitleid, welche die dichterische Nachahmung einer Handlung erregt, diese Leidenschaft zu reinigen. Wie oft diese Erklärung auch nachgebetet wor-

Digitized by Google

den ist, sie gibt wenig Licht, wenn man nicht den Begriff einer Reinigung der Leidenschaften durch Leidenschaften ins Klare setzt. Die künstliche Erregung jener genannten Leidenschaften, die uns in einen unangenehmen Zustand versetzen, kann wohl auf die Reinigung unsers Gemüths keinen andern Einfluß haben, als den, daß sie es stärkt und übt, die Leidenschaften überhaupt zu beherrschen. Zu einer solchen Uebung scheint in der That Nichts geeigneter als ein Zustand, in welchem der Mensch zu gleicher Zeit die Wirkung mächtiger Leidenschaften, und auch die Kraft fühlt, sich von ihnen zu befreien, sobald er will. In diesen Zustand will uns die Tragödie versetzen. Sie will uns jene Leidenschaften, die auf der Sympathie beruhen und schon darum das Bewußtseyn der innern Freiheit weniger als die rein egoistischen verdunkeln, durch einen künstlichen Schein, durch Wahrheit des Gedankens ohne Wirklichkeit der That und Begebenheit erregen, und indem sie den Mangel der Wirklichkeit nicht verhehlt:

Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an —

will sie uns das Gefühl des innern Vermögens lassen, uns davon nach Willkür wieder zu befreien, wäre es auch nur die Selbstmahnung an die Wesenlosigkeit Dessen, was uns bewegt. Wer hat wohl nicht einmal in demjenigen Halbschlummer schon geträumt, wo unser inneres Auge Schreckliches mit Ruhe oder Genuß anschaut, weil noch das Gefühl in uns wach ist, daß es unsere eigne Phantasie ist, welche den Traum erschafft? Gleich einem solchen Traume will der Dichter mit der Lebendigkeit seiner Gestaltungen auf uns wirken, und dadurch in uns die Kräfte aufwecken, die den Leidenschaften das Gegengewicht halten. Da es auf eine Uebung dieser Kräfte abgesehen ist, so muß er sich hüten, es mit der Erregung der sympathetischen Gemüthsbewegungen so weit zu treiben, daß wir dem Schmerz nur durch ein völliges Zerstören der traumartigen Täuschung entrinnen können. Denn sobald wir zu diesem Mittel greifen, fällt jene Uebung des moralischen Vermögens weg. Wir müssen die Vorstellung, in der Lage der Handelnden zu seyn, aushalten können, selbst da, wo wir sie darin untergehen sehen, indem wir in uns noch das Daseyn der Kräfte fühlen, deren sie für den Augenblick beraubt zu seyn scheinen. Aus diesem Gesichtspunkte vielleicht ist die Aristotelische Erklärung mit Demjenigen zu vereinbaren, was in neuern Zeiten über das Wesen der Tragödie philosophirt worden ist. Durch den Purismus, sie Trauerspiel zu nennen (vgl. Schicksalstragödie), hat die Klarheit des Begriffs eben nicht gewonnen. Selbst dramat. Schriftsteller haben das Traurige mit dem Tragischen verwechselt; es läßt sich aber aus der obigen Erklärung entwickeln, daß das Wesen der Tragödie nicht auf dem traurigen, Mitleid erregenden, zu Thränen rührenden Ausgange, sondern auf der Größe und Erhabenheit der Hauptidee ruht, auf welche die Fabel hinweist, und welche sie als ein lebendiges Beispiel belegt. Indem das Gemüth über die Folge trauert, muß der Geist an der Größe und Erhabenheit ihrer Ursache sich ergötzen können, weil sonst nichts als eine unvermischt schmerzliche Empfindung in uns entstehen kann, welcher wir nur durch die Selbstmahnung an die Täuschung zu entrinnen vermögen. Die meisten neuern Kunstphilosophen haben das weniger eingesehen als gefühlt, und sich angestrengt, die Frage, was tragisch sey, a priori aufzulösen, und den Begriff dieses Beworts

Digitized by Google

auf ein höchstes Princip zurückzuführen. Das kann schon darum nicht gelingen, weil der Sinn des gedachten Beiworts sich wesentlich ändert, je nachdem man es mit diesem oder jenem Hauptworte verbindet. Gebraucht man es von der Hauptidee, welcher der Stoff zum Beleg, zur Anschaulichmachung dient, so fällt sein Sinn mit dem Begriffe des Erhabenen zusammen. Sagt man es von der Fabel, oder einem einzelnen Theile derselben, so drückt es nur die Eigenschaft aus, vermöge deren die Begebenheiten uns zu einer erhabenen Hauptidee aufzuregen geschickt sind, woraus keineswegs folgt, daß jede derselben an sich und allenfalls mit ihren nächsten Ursachen betrachtet, ein erhabener Gegenstand für die Anschauung sey. Spricht man von dem tragischen Helden (des Stücks), von seinem tragischen Charakter, so weicht dessen Bedeutung noch weiter von dem Begriffe des Erhabenen ab. Aristoteles will den Helden tugendhaft, aber menschlich schwach. Das ist an sich nicht erhaben; aber der Held soll auch eben nicht durch seine moralische Größe auf uns wirken, sondern hauptsächlich unsern Antheil, unser Mitgefühl erwecken und festhalten, damit Das, was in dem Stücke mit ihm sich begibt, uns mit Geist und Gemüth auf die erhabene Hauptidee leite. Redet man endlich von tragischen Hebeln, so versteht man darunter Mittel zur Aufregung unsers Geistes und Gemüthes, die oft den Anschein des Kleinen viel mehr als des Erhabenen an sich tragen, und bisweilen gerade dadurch um so zweckdienlicher werden, weil die Anschauung einer großen Idee uns um so mehr überrascht, wenn wir mittelst des gleichsam elektrischen Stoßes der Ideenverbindung durch kleine Begegnisse daran gemahnt werden. So ist es im Lear mehr als einmal ein Einfall des Hofnarren, der wie ein Blitz das Riesengebäude der moralischen Weltordnung erleuchtet und unserm Geiste sichtbar macht. Schon um dieser Verschiedenheit willen ist es eine Abgeschmacktheit, den Begriff des Tragischen, als einen abstracten, in einer einzelnen Erklärung erschöpfen zu wollen, wenn man auch nicht gerade bis zu dem unverständlichen Gewäsch hinauf abstrahirt, daß das Tragische ein Mißverhältniß der menschlichen Willenskraft zu den Lebensgöttern sey. Diejenigen fehlen nicht weniger, welche es einseitigerweise einen Kampf der menschlichen Freiheit mit der Nothwendigkeit, des Willens und der That mit dem Schicksal u. s. f. nennen. Das Komische menschlicher Handlungen ist in vielen Fällen nichts Andres. Jener Kampf gehört zum Wesen des Drama überhaupt. Am sichersten bleiben wir bei der lexicographischen Erklärung stehen: Tragisch heißt, was zur Tragödie gehört, in ihr zweckmäßig ist (z. B. tragischer Vers, worunter die Alten vorzugsweise den iambischen verstanden) oder auch von ihr herrührt, ja selbst, was ihr durch seine Wirkung verwandt ist. Tragisch in dem letztbezeichneten Sinne ist Schiller's Gedicht: „Die Kraniche des Ibikus", und die berühmte Gruppe des Laokoon, obschon sie keine Tragödien genannt werden können. (S. übrigens Schauspiel.)

Trajanus (Marcus Ulpius) war, den ersten Antonin ausgenommen, entschieden der edelste und größte unter den römischen Kaisern. Zu Italica (jetzt Sevilla), einer röm. Colonie in Spanien, 52 oder 55 n. Chr. geb., begleitete er jung seinen Vater Trajanus (der sich unter Vespasian im Morgenlande auszeichnete, darauf Consul und Statthalter in Syrien wurde) in einem Feldzuge gegen die Parther am Euphrat. Hierauf diente er als Legionstribun am Rhein, und that sich durch

Digitized by Google

Tapferkeit und Klugheit hervor. Er suchte sich besonders durch große Fußmärsche abzuhärten. Zugleich machte er sich durch sein einnehmendes Betragen bei den Soldaten beliebt, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. 86 n. Chr. ward er Prätor und 5. J. später zum Consul erhoben. Um dem Kaiser Domitian auszuweichen, begab er sich nachher auf einige Zeit nach Spanien, ward aber von ihm berufen und an die Spitze der Legionen in Niederdeutschland gesandt, wo er seinen Sitz in Köln nahm, welche Stadt ihm Vieles verdankte. Domitians Nachfolger, der tugendhafte Greis Nerva, fand den Trajan der Herrschaft am würdigsten, ernannte ihn deßhalb zu seinem Reichsgehülfen, adoptirte ihn zum Sohne und gab ihm die Namen Cäsar und Imperator mit vollem Beifall des Senats und des Volkes (97 nach Chr.). In Köln empfing Trajan das ehrende Schreiben des Kaisers. Schon im folgenden Jahre starb Nerva, und Trajan, damals noch in Deutschland, bestieg ohne Widerrede den Thron. Mit bescheidener Würde zog er in Rom zu Fuß ein. Wohlgestalt und männliche Schönheit des Gesichts entsprachen trefflichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Der Purpur gab ihm kein neues Ansehn, weil sein Anstand immer edel gewesen. Während er mit hellem Blick und väterlichem Sinne alle Zweige der Verwaltung seines unermeßlichen Reichs durchdrang, und was die Weisheit eingegeben, kraftvoll, beharrlich vollführte, mit dem treusten Eifer über die öffentliche Wohlfahrt, sowie über die Rechte der Einzelnen wachte und nur darum zu regieren schien, um der Welt die gute Seite der Alleinherrschaft im strahlendsten Lichte zu zeigen, huldigte er selbst mit liberalem Geiste den Grundsätzen des Staats, vermaß sich nicht, wie seine Vorfahren, über dem Gesetze zu stehen, gab dem Senat Freiheit durch seinen Willen, Würde durch seine Achtung wieder, stellte die Volkswahlen und das selbständige Ansehn der Magistrate her, ließ die Majestätsgesetze schweigen, und entfernte von sich das niederdrückende Schaugepränge der unumschränkten Gewalt. Mit der edelsten und gewissenhaftesten Rechtlichkeit zog er alle Männer von Verdienst und Kenntnissen hervor, und vertraute ihnen die Staatsämter an. Wie er dem Saburanus als Präfectus Prätorio das Amtsschwert überreichte, sagte er: „Nimm dieses Schwert, für mich, wofern ich recht handle; wo nicht, wider mich!" Er enthielt sich eitler Vergeudung, um desto freigebiger das Verdienst zu unterstützen, der Dürftigen Noth zu erleichtern, den Bedürfnissen des Staats abzuhelfen. Er sorgte für Fülle der Lebensmittel in Rom, indem er die ganz freie Einfuhr erlaubte; und da einst in Aegypten, der Kornkammer Roms, eine Theurung entstanden war, so ward diese Provinz mit dem Ueberflusse versehen, den Trajans Vorsicht in Rom aufgehäufet hatte. Weise Verfügungen, zu denen die Freiheit der Handlung gehörte, öffneten allen Ländern seiner Herrschaft Quellen eines Wohlstandes, dem seine erleuchtete Thätigkeit Schwung gab, den seine Gerechtigkeit und Milde sicherten. Kinder der Armen ließ er, nicht allein in Rom, sondern auch in andern Städten Italiens auf öffentliche Unkosten erziehen. Nicht nur schloß er dem verächtlichen Geschmeiße der Angeber (Delatoren) das Ohr, sondern er verbannte alle in eben die wüsten Eilande, wohin zuvor so viele rechtschaffene Männer unter Domitians Regierung auf Angaben dieser Rotte waren verwiesen worden. Auch erließ er ein Edict, wodurch alle künftigen falschen Anklagen mit den schärfsten Strafen bedroht wurden, und stellte die Abgabe des Zwan-

Digitized by Google

zigsten, welche Augustus auf die Collateralerbschaft gelegt hatte, ab. Bescheidene Sparsamkeit setzte ihn in Stand, alles dieß auszuführen, ohne daß die Staatseinkünfte dadurch vergringert wurden. Nichts konnte die Güte und Freundlichkeit, womit er allen Ständen und Personen begegnete, übertreffen. Er blieb Freund seiner alten Freunde und freute sich, wenn diese mit Vertrauen ihn als Freund begrüßten. Sein Pallast war jedem römischen Bürger zugänglich. Seine Mahlzeiten waren einfach und mäßig. Obgleich er selbst keine gelehrte Erziehung genossen, machte ihn seine natürliche Empfänglichkeit für das Schöne den Wissenschaften und Künsten hold, er stiftete Bibliotheken, zierte Rom mit herrlichen Gebäuden; legte neue Städte an, baute neue Straßen, Brücken und Häfen. Der Senat gab ihm durch feierlichen Beschluß die Benennung: Optimus (der Beste). Im 4 J. seiner Regierung brach ein Krieg aus mit Decebalus, dem König der Dacier; Trajan ging in fliegender Eile mit trefflichem Heer wider dieses Volk, setzte über die Donau, erfochte einen bluttgen, aber vollkommenen Sieg, und zwang Decebalus zur Unterwerfung. Als dieser aber bald darauf den Krieg erneuerte, ward er von Trajan, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, in einer Schlacht besiegt und gab sich über den Trümmern seiner Macht den Tod. Dacien wurde eine röm. Provinz. Trajan, der sich als großer Feldherr und unerschrockener Soldat gezeigt hatte, zog als Triumphator in Rom ein, und erhielt bei dieser Gelegenheit seinen zweiten Beinamen, Dacicus, der Dacische. Seine glühende Eroberungssucht war der einzige Fehler, den man ihm als Regenten mit Recht vorwerfen kann. Im Morgenlande kündigte er den gefährlichen röm. Grenznachbarn, den Parthern, den Krieg an (106), weil ihr König Cosroes den König von Armenien, dessen Bestätigung die römischen Kaiser sich anmaßten, eingesetzt hatte. Trajan führte seine Legionen über den Euphrat; unterwarf sich Armenien (107), Mesopotamien, setzte über den Tigris, eroberte die Königssitze Seleucia und Ktesiphon und drang bis zum persischen Meerbusen. Indeß waren die eroberten Städte nur unsichere Besitzungen, wo wiederholte Empörungen ausbrachen, welche Trajan nur mit Mühe unterdrückte. Später bezwang er das nördl. Arabien, welches er bis an das rothe Meer mit dem Römerreich verband. Den Parthern gab er einen andern König. Jetzt äußerte er den Wunsch, auch Indien zu erobern. Es scheint, daß ihm, obgleich er schon in die sechszig war, vom glänzenden Erfolge seiner Waffen schwindelte. Er schrieb in trunkenen Ausdrücken an den Senat von den Nationen, die er bezwungen hätte; und die Erfindsamkeit der Senatoren beschäftigte sich mit neuen Ehrentiteln und Zeichnungen neuer Triumphbogen bei seiner Rückkehr. Der Ueberwinder des Orients scheiterte in seiner letzten Unternehmung, der Belagerung der mesopotam. Stadt Atra am Tigris. Er mußte abziehen und ward bald nachher krank an der Wassersucht. Er übergab das Heer dem Hadrian, und beschloß nach Rom zu reisen, starb aber schon zu Selinus (Trajanopel) in Cilicien 117 im 64. J. seines Alters, dem 20. seiner Regierung. Seine Asche ward in einer goldenen Urne unter der herrlichen Säule (Columna Trajani) beigesetzt, die er in Rom errichtet hatte, und, das Andenken seiner Siege verewigend, noch jetzt vorhanden ist. Es ist gewiß, daß unter seiner Regierung die Christen sind verfolgt worden; indeß hat er keine neuen Verfügungen wider sie geordnet, wird auch selbst von Tertullian, Melito u. A. nicht unter die Verfolger gezählt.

Digitized by Google

Merkwürdig ist der Bericht, den Plinius, der Statthalter von Bithynien, em Kaiser über die Christen erstattete. Trajan war mit großen und iebenswürdigen Anlagen geboren worden, deren viele zu herrlichen Ei- enschaften reiften. Er war aufrichtig, milde, edelmüthig, kühn, ein roßer Herrscher, ein großer Held, und blieb ein liebenswürdiger, weil iebe fähiger, herzlicher Mensch; und es ist zu bedauren, daß Trunksucht nd schändliche Wollust dunkle Schatten auf seinen Charakter werfen. Seinem Andenken zu Ehre ward noch lange nach ihm den neuen Kai- ern zugerufen: „Sey glücklicher als Augnst, und besser als Trajan!"

Tramontana (Ia) bei den Italienern: 1) der Nordwind, weil er iber die Alpen zu ihnen kommt; 2) aus ähnlichem Grunde der Nord- der Polarstern (stella tramontana). Diese zweite Bedeutung des Worts at im Italienischen eine sprichwörtliche, aus der Sprache der Schiffer denen bekanntlich der Nordstern zum Richtschnur dient) hergenommene Redensart (perdere la tramontana) veranlaßt, welche auch bei den Fran- osen (perdre la tramontane), und selbst von den Deutschen (die Tra- nontane verlieren, d. h. aus dem Concept, aus der Fassung kommen) ingenommen worden ist, obgleich für die Länder diesseits des Gebirges er eigentliche ursprüngliche Sinn des Worts gänzlich verloren geht.

Trankebar oder Trankenbar, Stadt und Festung auf der Küste on Koromandel im Staate von Tanschore in Ostindien, gehört den Dänen, und liegt (11° 11′ N. Br.) südlich vom Flusse Kolaru an der See im Cavery-Delta. Ueber die Ansiedlung der Dänen in Ostindien vgl. Indien. — Das dänische Gebiet begreift, außer der Stadt und Festung, en Flecken Porejaru und 33 Dörfer, welche die Krone theils eigen- thümlich, theils pfandweise vom Rajah von Tanschore besaß, dem sie afür 9650 Thlr. bezahlte, und enthält auf 20 QM. 50.000 Bewohner. Die Stadt selbst zählt 20.000 Einw., meist Hindus, ist der Sitz des Gou- erneurs der dänischen Besitzungen in Ostindien; sie hat 5 heidnische Tempel, eine mohammedanische Moschee, eine luther. Hauptkirche, eine änisch-malabarische Missionskirche und eine kathol. Kirche. Seit 1706 t hier eine von König Friedrich IV. gegründete evangel. Missionsanstalt hätig zur Bekehrung der Heiden, mit einer eigenen Druckerei. In dem u dieser Mission gehörenden Lande sind 20 Freischulen, in denen 600 Kinder tamulisch und englisch lesen, schreiben, rechnen, Geographie ꝛc. ernen. Die 11 um Trankebar befindlichen christlichen Landgemeinden at die dänisch-ostindische Mission der englischen Gesellschaft für Verbrei- ung christlicher Erkenntniß abgetreten. Die Missionsberichte sind in der neuesten Zeit noch in Halle erschienen. Man hat auch selbst aus der alabarischen Nation Landprediger, Katecheten und Schullehrer gebildet nd angestellt. In dem Flecken Porejaru ist eine katholische Mission. Trankebar hat einen guten Hafen, Baumwollfabriken, Seesalzsiedereien nd lebhaften Seehandel. Außerdem haben die Dänen Handelslogen in engalen und Malabar; die wichtigste Serampore (s. d.).

Transfiguration, Umwandlung, wird in der römischen Kirchen- prache die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor genannt, zu deren edächtniß die Kirche am 6. August ein besonders Fest ersten Ranges iert, welches aber erst im 12. Jahrh. eingeführt zu seyn scheint. Papst alixtus III. versah dasselbe 1456, zum Andenken eines Sieges über die ürken, mit vielen Ablässen. — Unter dieser Benennung ist auch eins r vorzüglichsten Gemälde Rafael's, von dem wir einen sehr guten

Digitized by Google

Kupferstich von Dorigny und N. Morghen besitzen, bekannt, diesen Gegenstand darstellend.

Transitohandel, s. Durchfuhrhandel.

Transporteur (Winkelmesser), ein Instrument, mit welchem man Winkel mißt oder aufträgt. Es in einen Halbcirkel von Messing oder Holz, dessen Umfangslinie oder Limbus in 180° abgetheilt, und dessen Sehne die der Diameter des ganzen Cirkels ist, zugleich den Mittelpunkt genau angibt. Will man nun einen Winkel messen, so legt man den Transporteur so an, daß jeder Mittelpunkt auf des Winkels Scheitelpunkt und der eine Schenkel in die Sehne des Transporteur fällt, so wird der andere Schenkel am Limbus die Grundzahl abschneiden, welche das Maß des Winkels ist. Jeder Grad ist noch in halbe und Viertel-Grade, oder von 5 zu 5 Minuten durch gehörige Abtheilungen bezeichnet. Oft sind sehr sorgfältig gearbeitete Transporteurs mit einem Nonius oder Vernier (s. d.) versehen, wodurch sich noch kleinere Abtheilungen bestimmen lassen.

Transscendent (Uebersteigend) ist 1) in der theoretischen Philosophie ein Begriff, oder Grundsatz, wenn man ihn dazu gebrauchen will, das Daseyn, oder Nichtseyn, oder eine Eigenschaft eines Dinges zu erkennen, wo keine Erfahrung möglich ist, z. B. wenn die Kategorie der Caussalität d. i. der Verbindung zwischen Grund und Folge, Ursach und Wirkung, deren Gebrauch nur auf die Sinnenwelt eingeschränkt ist, benutzt wird, um das Daseyn eines Urhebers der Welt, außer der Welt zu beweisen, so ist dieser Gebrauch der Kategorie transscendent. Ein anderes aber ist's, etwas als vernünftig zu denken; ein anderes, als solches beweisen. 2) In der praktischen Philosophie würde es ein Gebot seyn, das sich in der Sinnenwelt nicht realisiren läßt, z. B. das Gebot der Heiligkeit. Das Transscendente steht dem Immanenten entgegen. — Transscendental heißt, was außer den Grenzen der Erfahrung liegt, sich aber gleichwohl auf Gegenstände der Erfahrung bezieht und darauf anwenden läßt, oder eine Vorstellung, insofern sie aus der Natur des Vorstellungsvermögens selbst entsprungen und darin a priori, vor aller Erfahrung, gegründet, aber doch auf Gegenstände der Erfahrung anwendbar ist. Das Transscendentale steht dem Empirischen entgegen. Dieses geht auf Erfahrung und entspringt aus Erfahrung. Das Transscendentale geht zwar auf Erfahrung, hat aber seinen Ursprung a priori, liegt vor der Erfahrung in der Seele, ob es gleich erst durch die Erfahrung zur Deutlichkeit des Bewußtseyns kommt. Der transscendentale Idealismus (s. d.) behauptet nur eine empirische oder subjective Realität der Dinge. Der transscendentale Realismus betrachtet die Erscheinungen als an sich bestehende Dinge. Schelling behauptet, daß sein System diesen Gegensatz aufhebe und sich über ihn erhebe. — In der Mathematik heißen transscendentische oder transscendente Linien diejenigen Curven, deren Natur durch keine algebraische Gleichung erklärt werden kann. Descartes nannte sie mechanische Linien und verwies sie aus der Geometrie, Leibnitz aber nahm sie wieder auf, indem er eine besondere Art von Gleichungen erfand, wodurch ihre Natur ebensowohl erklärt wird als die der algebraischen Curven.

Transsubstantiation (Umwandlung) in der Abendmahlslehre der katholischen Kirche. Für Denjenigen, dem das Christenthum nicht eine äußere Offenbarung der Gottheit, dem Jesus nicht der Gottmensch, dem

Digitized by Google

Jesu Lehre nicht göttliche Wahrheit, erhoben über alle Gebilde des Verstandes, selbst der Vernunft, dem die Kirche nicht göttliche Anstalt, dem die Ueberlieferung dieser göttlichen Kirche nicht religiös wahr ist — für Den ist kein Standpunkt vorhanden, von dem aus er sich in die katholische Ansicht vom Abendmahle, hereinfühlen könne. Mit der Stiftung des Christenthums trat auch das Abendmahl ins Leben; allenthalben führten die Apostel diese heilige Handlung ein und verkündeten ihre Bedeutung. Was nun die Apostel eingeführt und verkündet haben, erfahren wir einzig aus der Ueberlieferung. In den Versammlungen der Christen ward der Leib und das Blut des Herrn in Brot und Weins Gestalten geopfert und genossen. Von jeher ist dieß der Glaube der Kirche gewesen, man sieht nicht, wo er angefangen, wo er eine andere Ansicht verdrängt. Der klarste Beweis liegt darin, daß man dieselbe Lehre, obwohl nicht die Lehre von der Transsubstantiation bei all den Kirchen findet, die sich lange von der katholischen getrennt haben. — Nimmt man eine wahre Gegenwart Jesu im Abendmahl an, so muß man auch annehmen, daß Brot und Wein zu seyn aufhören, obgleich es sich noch als Erscheinung (Phänomenon) darbietet. Der sacramentalisch (nicht sichtbar) gegenwärtige Leib und Blut Christi ist das Noumenon. Es tritt also durch ein Wunder der Allmacht eine Wandlung, Transsubstantiation genannt, ein. Schon von Leibnitz ist es bewiesen, daß hier kein philosophischer Widerspruch vorhanden, wie es denn sogar im Princip einer ganzen philosophischen Schule — der Skeptiker — liegt, den Dingen die Objectivität, den Phänomenen die Eigenschaft von Noumenon (Ding an sich) zu bestreiten. Auch die ältesten Kirchenväter drückten sich nicht etwa in Predigten, wo man glauben konnte, sie hätten sich übertriebene Ausdrücke erlaubt, sondern in Stellen, wo es um deutliche Auslegung ihrer Lehren und besonders um Unterricht der Katechumenen zu thun war, so aus, daß man sieht, die Christen waren nicht nur überzeugt, daß Jesus wirklich nicht bloß durch den Glauben gegenwärtig wäre, sondern daß auch kein Brot und Wein mehr vorhanden wäre. So sagt Justinus Martyr, da er dem Kaiser von der Religion der Christen einen Begriff geben wollte, nachdem er die Ceremonien der Consecration beschrieben hatte: „Wir genießen dieß nicht als gemeines Brot, oder als einen gemeinen Trank, sondern sowie der durch das Wort Gottes Mensch geordnete Jesus Christus Fleisch und Blut hatte, so glauben wir auch, daß die, mit seinen Worten consecrirte Nahrung — das Fleisch und Blut dieses Menschgewordenen Jesus sey". („Apologie" 1.) Man weiß auch, daß die Heiden den Christen den Vorwurf machten, sie äßen in ihren geheimen Zusammenkünften das Fleisch eines Kindes; eine Meinung, die ganz gewiß aus ihrer Lehre von der Gegenwart Jesu im Abendmahle, von der sie etwas Dunkles gehört hatten, floß. Die Christen hielten überhaupt diese Lehre ganz geheim (disciplina arcani); hätten sie bloß geglaubt, sie genössen Jesum durch den Glauben; so läßt sich gar nicht einsehen, warum sie so geheimnißvoll davon gesprochen hätten. Dieß thaten sie aber und unterrichteten ihre Katechumenen erst kurz vor der Taufe über diese Lehre. So alt als das Abendmahl selbst, und keineswegs, wie gewöhnlich protestantischer Seits behauptet wird, erst von Parhasius Radbertus im 9. Jahrh. aufgestellt, ist die Lehre von der Transsubstantiation. Es läßt sich kein Grund einsehen, warum diese Gegenwart sich bloß auf die Zeit einschränken solle, worin der Christ die

Digitized by Google

Eucharistia empfängt, da Christus ganz deutlich sagt: „Dieß ist mein Leib!“ und eben darum ihn seinen Schülern reichte. Und woraus könnte man bestimmen, wenn diese Gegenwart anfinge und wenn sie aufhörte? Die ersten Christen wußten auch von dieser Einschränkung nichts, sie behandelten das Consecrirte schon vor dem Genuß mit der höchsten Ehrerbietung, nahmen es auch zur Zeit der Verfolgungen mit sich, um es zu genießen. Origenes, ein Schriftsteller des 3. Jahrh., sagt: „Ihr, die ihr den heiligen Geheimnissen beiwohnen dürft, wisset wohl, wir ihr den Leib des Herrn, wenn ihr ihn empfangt, mit aller Vorsicht und Ehrerbietung behaltet (die Christen empfingen ihn ehemals mit der Hand), daß Nichts auf die Erde falle; ihr glaubet dadurch eine Schuld euch zuzuziehen und das mit Recht, wenn ihr durch Nachlässigkeit Etwas herabfallen lasset“. Ebenso starke Aeußerungen finden sich bei Cyrillus in seinem Unterricht an die Neubekehrten, sowie in der Liturgie aller morgen- und abendländischen Kirchen, deren Zeugniß um so wichtiger ist, weil es nicht das Zeugniß einzelner Gelehrten, sondern das öffentliche Zeugniß des Glaubens ganzer Kirchen ist. Unangefochten blieb der bisher dargestellte Glauben der christlichen Kirche, der griechischen mit eingeschlossen, bis im Anfange des 13. Jahrh. der Priester Berengar von Tours die Lehre von der Verwandlung — nicht aber von der substantiellen Gegenwart — Christi leugnete. Die ganze Kirche erstaunte ob dieser, dem bisherigen Glauben widerstreitenden Neuerung, dieß gab Veranlassung, daß auf der vierten großen lateranischen Synode 1215 der alte Glaube der Kirche von der Transsubstantiation feierlich ausgesprochen — nicht jetzt erst geschaffen wurde. Dieser Glaube blieb auch aufrecht und selbst Huß nahm ihn gar nicht in Anspruch, vielmehr waren Huß und seine Anhänger von großer Ehrfurcht gegen das Sacrament durchdrungen, da sie auch den Kelch forderten. Vgl. Communion. Durch die Reformation des 16. Jahrh. wurde das ganze katholische Religions- und Kirchensystem angegriffen, indem die Reformation, das bisherige organische Leben der Kirche, die Ueberlieferung, verwerfend, die Bibel allein zur Glaubensführerin annahm und zugleich die katholische Abendmahlslehre verwarf. Die katholische Kirche hat auf ihrem letzten allgemeinen Concilium zu Trient in der 13. Sitzung ihren Glauben in dieser Hinsicht in folgenden Kanons ausgesprochen: Wenn Jemand leugnet, daß im allerheiligsten Altarssacramente enthalten sey, wahrhaft, wirklich und substantiell der Lieb und das Blut mit der Seele in der Gottheit unsers Herrn Jesu Christi, und somit Christus ganz; wenn dieser sagt, daß er darin nur sey wie in einem Zeichen, vel virtute, — anathema sit. Wenn Jemand sagt, daß im allerheiligsten Altarssacramente zurückbleibe die Substanz des Brotes und Weins, zugleich mit dem Leib und Blut unsers Herrn Jesu Christi, und wenn er leugnet, jene wunderbare und sonderbare Umwandlung der ganzen Substanz des Brotes in den Leib und der ganzen Substanz des Weines in das Blut, während bloß die Gestalt (Species) des Brotes und Weines bleibt, welche Umwandlung die katholische Kirche sehr angemessen Transsubstantitation nennt, — anathema sit. Wenn Jemand sagt, daß, nach geschehener Consecration in dem wunderbaren Altarssacrament nicht sey der Leib und das Blut unsers Herrn Jesu Christi, sondern daß dieses bloß in der Genießung, weder vor noch nach dieser sey, und daß in den consecrirten Hostien oder Partikeln, welche nach der Abendmahlsfeier aufbe-

Digitized by Google

wahrt worden werden oder übrig bleiben, der wahre Leib des Herrn nicht zurückbleibe, anathema sit. Wenn Jemand sagt, daß im heiligen Altarssacrament der eingeborne Sohn Gottes nicht durch äußern Gottesdienst anzubeten, und also weder mit besonderer Feierlichkeit zu verehren, noch in Processionen, nach dem löblichen allgemeinen Brauch der Kirche feierlich herumgetragen, oder nicht öffentlich dem Volke zur Verehrung auszusetzen sey, und daß dessen Anbeter Abgötter seyen, — anathema sit. Wenn Jemand sagt, daß der in der Eucharistia dargebotene Christus nur geistlich genossen werde und nicht zugleich sacramentalisch und reell, — anathema sit. Die Katholiken haben noch immer praesens numen, ein Pfund, daß der Herr bei ihrer Kirche geblieben. Als neuste Vertheidiger der katholischen Abendmahlslehre sind zu nennen: Frint „Darstellung der katholischen Lehre vom h. Abendmahl, nach den Bedürfnissen der neuern Zeit" (Wien u. Triest 1813.) Brenner „Freie Darstellung der Theologie in der Idee des Himmelreich!" (3. B., Bamberg und Würzburg 1818).

Trapezium und Trapezoides, s. Vierecke.

Trapezunt (französ. Trebisonde, türkisch Tarabosan), eins der 6 Ejalets, in welche das osmanische Kleinasien oder Anadoli, grenzt im N. und O. an Ghuria (russisch) und Tschildir, im SO. und S. an Erserum, im W. und SW. an Siwas (alle türk. Ejalate), im N. ans schwarze Meer, 450 QM. theils schmales Littorale, theils den hohen Nordrand Kleinasiens, den NW. Rand Armeniens (der Tagh, d. i. die moschischen Gebirge fallen dort ans Meer ab) umschließend. In den Gebirgen wohnen die freien Lasen und andre kaukasische Stämme, sonst leben da Osmanen, Griechen, Armenier. Im Alterthum gehörte das Land zu Pontus. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt in herrlichem Gelände an der See (41° N. Br.), von Schluchten umgeben, sehr fest, hat den besten Hafen des schwarzen Meeres und ist der Sitz eines Paschas, der die wilden Stämme im Zaume hält, die bis nach Bathumi an der Tschorakmündung die Küste bewohnen. Sie ist als industriöse Stadt und Handelsstadt bedeutend. Eine Menge Färber, Leineweber, Seide- und Baumwollenweber, Gerber, Seifensieder, Goldschmiede wohnen dort, und die Einw. sind ordentlich in 7 Kasten eingetheilt. Die Rhede ist lebhaft, Griechen und Lasen sind die Matrosen, Holz, Sklaven, Früchte, Fische die Haupthandelsartikel. Die etwa 50.000 Einw. sind eine Mischung von Osmanen, Griechen, Armeniern, Grusiern, Mingreliern u. a. m. Schöne (18) Moscheen, 10 Kirchen worunter eine griech. Kathedrale), Bazars, Bäder, ein Apollotempel schmücken und reiche Felder umgeben sie. — Ehemals hatte die Stadt — die in unsern aus dem Mittelalter stammenden Ritterromanen eine große Rolle spielte — ein größeres Ansehen und gab dem kleinen trapezuntischen Kaiserthum den Namen. Als durch die innern Streitigkeiten der griech. Kaiserfamilie zu Konstantinopel die Kreuzfahrer (Franzosen und Venetianer) veranlaßt wurden, Konstantinopel zu belagern und nach Eroberung der Stadt (1204) die regierende Dynastie der Komnenen zu vertreiben, Balduin von Flandern (vgl. d.) aber auf den Thron erhoben wurde, errichtete ein Prinz aus dem vertriebenen Kaiserhause, Alexius, einen neuen kleinen Staat in Asien und nahm seinen Sitz zu Trapezunt, wo er vorher nur Statthalter war. Ueber 200 Jahre erhielt sich dieß Kaiserreich, das kaum so groß war wie ein franz. Departement, mußte aber endlich in

Digitized by Google

seinem 12. Herrscher, David Komnen, der osmanischen Uebermacht — da Konstantinopel schon längst des Großsultans Residenz war — unter Mohammed II. erliegen. Er unterwarf sich auf die Drohung des Sultans, der ihn in seiner Hauptstadt belagerte, und übergab ihm seine Festungen und seine Unterthanen 1461 unter der Bedingung, daß seiner Familie ein sicherer Aufenthaltsort angewiesen werden sollte; bald nachher ließ Mohammed II. ihn mit seinen 7 Kindern nach Konstantinopel später nach Adrianopel bringen und dort Alle, um die ihnen zugesicherten Einkünfte einzuziehen, unter dem Vorwande einer Verschwörung 1462 hinrichten. So erzählen die berühmtesten Historiker jener Zeit; ein späterer Geschichtschreiber behauptete indeß, daß eins von den Kindern sey gerettet worden. Allein seit 1462 geschieht weder dieses Kindes, noch eines seiner Nachkommen irgendwo Erwähnung, bis 1782, wo das Ansehen des Hrn. v. Vergennes es bewirkte, daß ein Corse, Namens Demetrius Komnen, als der Nachkomme jenes Kindes anerkannt wurde. Es hieß, die Nachkommen des geflüchteten Komnens hätten in Lakonien gegen die Osmanen gekämpft, endlich sey Konstantin Komnen mit einer Colonie Griechen 1676 nach Genua ausgewandert und habe ein Stück Land in Corsica angebaut. Seine Nachkommen hätten dann diesen Landstrich verwaltet, bei der Vereinigung Corsicas mit Frankreich aber ihre Güter verloren. Demetrius Komnen, der letzte Zweig dieser Colonistenfamilie (geb. in Corsica 1750), erhielt dafür eine Entschädigung von der franz. Regierung und wurde in dem von Ludwig XVI. ausgestellten Diplom als rechtmäßiger Nachkomme des Kaisers von Trapezunt anerkannt. Demetrius Komnen wanderte im Anfang der Revolution aus, focht unter Condé's Fahnen, kehrte 1802 nach Frankreich zurück und lebte bis 1814 von einem Jahrgelde von 4000 Franken, das ihm Napoleon gegeben hatte. Ludwig XVIII. bestätigte dieß und ernannte den Prinzen zum Marechal de Camp und Ludwigsritter. Demetrius Komnen starb 1821. — S. Jak. Ph. Fallmerayer's treffliche „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt" (München 1827, 4.).

Trappisten. Der sonderbarste Zögling des Cistercienserordens war der von La Trappe. Man staunt, wie die menschliche Natur sich freiwillig zu solchen Leiden verurtheilen konnte; wie Menschen so lange den Zweck ihres Lebens verkannten, daß sie nicht allein durch anhaltende Bußübungen und Entsagungen aller Art die Gesundheit ihres Körpers zerrütteten, sondern durch die Verschmähung jeglicher Geselligkeit und durch ein ewiges Grabesschweigen, zu der ihr Gelübde sie verband, die Kräfte des Geistes und die Gefühle des Herzens ertödteten. In einem 34 Stunden nordwestlich von Paris, in der Normandie (Depart. Orne) gelegenen, von Wald und Felsen eingeschlossenen Thale hatte Rotrou, Graf v. Perche, schon 1140 unweit Montagne eine Abtei gestiftet und sie nach dem engen schwierigen Eingange in dieses Thal La Trappe (die Fallthür) genannt. Es führt kein gebahnter Weg dahin, man muß sich nach dem Sonnenstande und nach den Kennzeichen der Bäume richten. In ihrem Beginn folgten die Mönche der Observanz des Ordens von Savigne; doch 1148 vereinte sie der 4. Abt, Sessson, auf Anrathin des heil. Bernard, mit dem der Cistercienser. Anfangs zeichneten sich die Trappisten durch die Heiligkeit ihrer Glieder nach damaligen Begriffen, die man mit der Heiligkeit verband, aus; doch allmälig gerieth die überspannte Klosterzucht der erste Gründer so in Verfall, daß im 16. Jahrh.

Digitized by Google

die Mönche durch Straßenraub, Mordthat und das Stehlen weiblicher Kinder zum Schrecken des Landes wurden. Endlich führte der Abt Boutthilier de Rance (s. d.) 1664, eine Erneuerung des Ordens für nothwendig erachtend, in das kanonische Leben eine solche Härte, daß der strengste der bisherigen Orden ein Blumenbett gegen diese Marterkammer erschien. Die Trappisten beten täglich 11 Stunden, ihre übrige Zeit bringen sie bei harter Arbeit und in schweigenden Betrachtungen zu. Außer den gottesdienstlichen Gebeten und Gesängen und dem Memento mori, womit sie einander begrüßen, darf kein Wort über ihre Zunge kommen, denn auch ihre Wünsche und Bedürfnisse geben sie nur durch Zeichen zu erkennen. Ihre kärgliche Nahrung besteht in Früchten und Gemüsen; Fleisch, Wein und Butter ist ihnen gänzlich untersagt. Von Dem, was in der Welt vorgeht, und von den Schicksalen ihrer Verwandten erfahren sie Nichts; ihre Gedanken müssen stets auf Buße und Tod gerichtet seyn, und jeden Abend graben sie an ihren Gräbern. Die Prinzessin Louise v. Condé stiftete auch einen weiblichen Zweig dieses Ordens. Als die Revolution sie aus Frankreich vertrieb, fanden einzelne Colonien ihres Ordens Aufnahme in Deutschland (Hamburg 1801), Rußland, England und Nordamerika, und fuhren fort, Novizen aufzunehmen. Der Abt de la Prade ging mit dem Hauptstamme ins Paderbornische, mußte sich aber 1802 auf Befehl der preuß. Regierung von da entfernen, und auch den Canton Freiburg, womit er sich gewendet hatte, 1812 wieder verlassen. Seitdem hielten sich diese Trappisten zu Dorfeld im Münsterschen auf, und kehrten, nachdem sie ihr Stammkloster La Trappe (im Oct. 1815) wieder an sich gekauft hatten, 1816 dahin zurück. Auch die Colonie, die sich einstweilen in England niedergelassen, ist im Sommer 1817 von da zurückgekehrt. Die Professen tragen dunkelbraune Kutten, Mäntel und Kappen, welche ihr Gesicht fast ganz verhüllen. Es waren schon 1818 in La Trappe 100 Trappisten, wovon jedoch nur die kleinere Hälfte eigentliche Professen oder Glieder des ersten Ordens waren, die größere aus Laienbrüdern und Frères donnés bestand, welche Letztere sich nur einige Zeit zur Bußübung in La Trappe aufhielten, um ernste Eindrücke zu empfangen. Dieser Orden hatte außerdem noch 4 Klöster in Frankreich: zu Aiguesbelles bei Motelimart (Dauphiné) von 100 Brüdern, fast sämmtlich vormalige Militairs; bei Amiens die Abtei Gard; seit 1817 im Depart. der untern Loire die Abtei Mellerai, und seit 1823 zu St.-Aubin im Depart. der Gironde; endlich hatte er auch wieder ein weibliches Kloster unweit La Trappe; allein in Folge der königl. Ordonnanz vom 16. Juni 1828 wurden sämmtliche Anstalten des von D. Augustin de l'Estrange gestifteten neuen Trappistenordens geschlossen.

Trarbach, schlecht und finster gebaute, ehemals befestigte, noch jetzt mit einer starken Mauer und einigen Thürmen umgebene Stadt im Kreise Zell des koblenzer Reg.-Bez. der preuß. Rheinprovinz, liegt an der Mosel, auf der hier eine Schiffbrücke ist, hat eine Simultankirche, Progymnasium, Friedensgericht, 1300 Einw., Wein- und Flachsbau, Gerbereien, Kupfer-, Blei- und Schiefergruben, Handel mit Wein, Kalk, Lohe, Holz und Wolle. Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. war hier eine feste Burg, welche nebst der Stadt 1632 von den Spaniern, bald darauf von den Schweden eingenommen, 1635 von diesen den Franzosen übergeben, 1697 und 1702 nach kurzen Belagerungen von

Digitized by Google

den Franzosen eingenommen, 1703 von hessischen u. a. Truppen belagert, 1704 nach einer 6wöchentl. Belagerung von Marlborough erobert, 1734 von den Franzosen unter dem Marschall Belleisle belagert und nach einem heftigen Bombardement erobert, hierauf die Stadt sehr verwüstet und die Burg geschleift wurde.

Trassiren, in der Handelssprache, einen Wechselbrief von einem Orte auf einen andern ausgeben und dafür das Geld einziehen, oder Jemanden eine Summe Geldes in der Absicht geben, daß das Geld an einem andern Orte wieder ausgezahlt werde, weßwegen der Empfänger des Geldes Dem, der es ihm zahlt, einen auf einen Dritten gezogenen gibt, den dieser zur gehörigen Zeit zu bezahlen schuldig ist. Trassirter Wechsel, negociirter Wechsel, ist ein Wechselbrief, in welchem der Trassirer (Trassant, Aussteller oder Ausgeber des Wechsels) einen Andern (den Trassat) ersucht, dem Vorzeiger des Wechsels (Präsentanten) eine gewisse Summe Geld zu der bestimmten Zeit und am benannten Orte auszuzahlen. Der Trassat, auf welchen der Wechsel ausgestellt ist, wird auch Acceptant genannt, wenn er den auf ihn gezogenen oder trassirten Wechsel zu zahlen acceptirt oder angenommen hat. (S. Wechsel.)

Traube, s. Kanonen und Kartätsche. — Traubenhagel, Traubenschuß, s. Kartätsche.

Trauerbühne, s. Castrum Doloris.

Trauermonumente sind architektonische und plastische Denkmäler, welche dem Andenken einer verstorbenen Person gewidmet sind. Ihre Formen und Figuren müssen daher feierlich und ernsthaft, aber nicht schrecklich grauenerregend seyn. Die Griechen vorzüglich wußten diesen Zweck durch eine Menge freundlicher, obgleich ernster Ideen zu bezeichnen. (S. Tod, mythol.) Die Neuern sind auf den Sarkophag, die Ara, das Kreuz, den fackelsenkenden Genius ꝛc. größtentheils beschränkt, welche Gegenstände sie mit einigen Veränderungen bearbeiten. Uebrigens unterscheidet man Grabmäler, als Denkmäler, welche wirklich auf dem Grabe eines Verstorbenen stehen, von solchen Trauermonumenten, bei welchen dieses nicht der Fall ist, und die zur Verzierung eines andern Ortes, den man dem Verstorbenen weiht, aufgestellt werden. Zu den letztern gehören also die Kenotaphien.

Trauerspiel s. Tragisch und Schauspiel.

Traum. Man bemerkt allemal, wenn man die Einbildungskraft, als Phantasie, oder Nachbildungsvermögen, nicht zügelt, daß sie alsdann, bisweilen sehr ungelegen, mit einem spielt. Wenn nicht die Lebhaftigkeit der sinnlichen Eindrücke im Wachen es hinderte, so würden die Bilder der Phantasie noch lebhafter und häufiger seyn, und wir würden z. B. noch lange nachher in dem Sturm auf der See zu seyn glauben, den wir einmal erlebt haben, oder die Bilder auch im Wachen haben, die wir kurz vorher im Schlafe gehabt haben. Dieses geschieht auch zuweilen wirklich, wie man davon Beispiele findet, z. B. in Moritz's „Magaz. z. Erfahrungsseelenkunde". Dieses Spiel der Phantasie mit dem Menschen, es geschehe nun im Schlafe oder im Wachen, nennt man einen Traum. Die Gestalten, welche man im Traume sieht, sind Dichtungen der Phantasie. Weil nun diese Dichtungen unwillkürlich sind, indem dabei der Verstand nicht willkürlich mitwirkt, so heißen sie nach ihrer Quelle auch Phantasien. Diese Phantasien hat der Mensch auch im Wachen, vornehmlich wenn er sich in einem krankhaften Zustande

Digitized by Google

befindet; sie sind dann oft solche Bilder, dergleichen in der Erfahrung nicht vorkommen, und die daher auch Traumbilder eines Wachenden genannt werden. Die Hypochondristen haben z. B. solche Traumbilder. So bildete sich ein Hypochondrist einst ein, seine Beine wären von Glas; ein andrer, er sey durch eine Kalteschale vergiftet worden. Die Phantasien des Fieberkranken, des Wahnsinnigen, u. s. w. sind nichts als unwillkürliche Träume, welche sie bei offenen Sinnen haben, weil der Verstand die Phantasie nicht zügeln kann. Man nennt aber Diejenigen die auf diese Art im Wachen unwillkürlich träumen, besser Phantasten. Der Traum, wenn dabei auf den Unterschied des Schlafens und Wachens gar nicht gesehen wird, ist der Wahrheit der Erfahrung entgegengesetzt. Unsere Phantasie schwärmt nämlich, wenn sie sich ohne unsern Verstand und wider unsern Willen Bilder wählt, die so oder doch in dem Zusammenhange in der Erfahrung gar nicht vorkommen. Nun kann man einen solchen Traum objectiv betrachten (somnium objective sumtum), wie die Scholastiker sich ausdrücken, insofern nämlich dem Träumenden gewisse Bilder erscheinen, deren Gegenstände nicht existiren; oder man kann ihn subjectiv betrachten (somnium subjective sumtum), insofern nämlich diese Bilder in dem innern Sinn der Träumenden wirklich existiren. In der erstern Beziehung sind die Traumbilder unter einander nicht nach den Verstandesgesetzen verknüpft, es geschieht z. B. im Traume etwas Widersprechendes, ohne wirkende Ursachen, u. s. w.; in der letztern Beziehung aber erfolgen alle diese Träume dennoch nach Verstandesgesetzen, und es sind z. B. wirkende Ursachen vorhanden, die da machen, daß gerade diese und keine andern Phantasien im innern Sinne des Träumenden sind. Der Traum ist also in der erstern Bedeutung der Wahrheit der Erfahrung entgegengesetzt, d. h. der Traum kann nicht als etwas in den äußern Sinnen Befindliches, und nach den Gesetzen der Erfahrung Verbundenes, also für alle Wahrnehmenden Gültiges betrachtet werden, sondern er ist gerade für das Gegentheil davon. Aristoteles sagt irgendwo: Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt, träumen wir aber, so hat ein Jeder seine eigene. Kant sagt: man sollte diesen Satz wohl umkehren und sagen können: wenn von verschiedenen Menschen ein jeglicher seine eigene Welt hat, so ist zu vermuthen, daß sie träumen. Wenn wir also die metaphysischen Luftbaumeister der mancherlei Gedankenwelt betrachten, z. B. die sie mit Wolf aus wenig Bauzeug der Erfahrung, aber mehr erschlichenen Begriffen gezimmert, die sie mit Crusius durch die magische Kraft einiger Sprüche vom Denklichen und Undenklichen aus Nichts hervorgebracht, oder die mit Fichte, Schelling, Schelver, Stephens u. s. w. die Erfahrungswelt a priori construiren; so müssen diese Herren, bei dem Widerspruch, in welchem die Visionen des einen mit denen des andern und aller übrigen Menschen stehen, nothwendig träumen. Man kann Diejenigen, die sich in solche metaphysische Träume verlieren, Träumer der Vernunft nennen. Mit den Träumern der Vernunft stehen die Träumer der Empfindung in gewisser Verwandtschaft, das sind diejenigen, welche ganz andere Empfindungen haben, als andere Menschen. Unter dieselben werden gemeiniglich diejenigen gezählt, welche bisweilen mit Geistern zu thun haben, weil sie etwas sehen, was kein andrer gesunder Mensch sieht, so gute Sinne er auch haben mag. Es ist auch die Benennung der Träumereien, — zu welchen Schwedenborge abenteu-

Digitized by Google

erliche und seltsame Einbildungen zum Beispiel dienen — wenn man voraussetzt, daß jene Erscheinungen der Träumereien der Vernunft sowohl als der Empfindung auf bloße Hirngespinnste hinauslaufen, insofern passend, als diese so gut als die Träumereien im Schlafe selbst ausgeheckte Bilder sind, die gleichwohl, als wären sie wahre Gegenstände der äußern Sinne, täuschen; darum sind aber doch beide Arten der Täuschungen (durch Träume im Wachen und im Schlafe) sich einander in ihrer Entstehungsart nicht ähnlich genug, als daß die Quelle der einen auch zur Erklärung der andern zureichend seyn sollte. Derjenige, der im Wachen sich in Erdichtungen und Chimären, welche seine stets furchtbare Einbildungskraft ausheckt, dermaßen vertieft, daß er auf die Empfindung der Sinne wenig Acht hat, die ihm jetzt am meisten angelegen sind, wird mit Recht ein wachender Träumer genannt. Denn es dürfen nur die Empfindungen der Sinne noch etwas mehr in ihrer Stärke nachlassen, so wird er schlafen und die vorigen Chimären werden wahre Träume seyn. Die Ursache, deßwegen sie nicht schon im Wachen wahre Träume sind, ist diese, weil er sie zu dieser Zeit als in sich, andre Gegenstände aber, die er empfindet, als außer sich vorstellt, folglich jene zu Wirkungen seiner eigenen Thätigkeit (Spontaneität) zählt, und dabei etwas Willkürliches ist. Im Schlafe aber bleiben bloß diese selbstgedichteten Vorstellungen übrig, und müssen den Träumenden, so lange er schläft, betrügen, weil er keine äußern Vorstellungen hat, mit denen er jene inneren Dichtungen der Phantasie vergleichen kann. Vom Traum im Schlafe sehe man übrigens die Art. Schlaf und Tag- und Nachtleben. Doch wollen wir hier die Ursachen des Traum's, welche dort nicht angeführt sind, noch angeben. Aus dem Schlafe erwacht man entweder unmittelbar, oder geht in den Zustand des Träumens über. Jenes bewirken sowohl äußere als innere Reize, nämlich der Drang des Geblüts gegen das Gehirn, starke Eindrücke auf die Sinnesorgane, heftiger Schmerz, Kitzel u. s. w. Dieses ist die Wirkung einer lebhaften Einbildungskraft, welche die ehemaligen Vorstellungen, nach dem sich der Körper einigermaßen erholt hat, einzeln hervorruft, dieselben theils nach den Gesetzen der Association, theils zufälligerweise verbindet, und sie uns als wirkliche Wahrnehmungen und reelle Anschauungen in der größten Klarheit aufstellt. Die Ursachen der Träume werden insgesammt in physische und geistige getheilt. Jene liegen in der Beschaffenheit, dem jedesmaligen Zustande des Körpers und seinen Veränderungen; diese sind in dem Vorstellenden selbst und in der bestimmten Art und Weise der Thätigkeit seiner verschiedenen Vermögen zu suchen. Zu den äußern physischen Ursachen der Träume rechnet man alle äußere Reize der Sinne, die bald schwächer, bald stärker, bald vorübergehend, bald anhaltend sind, und in dieser Hinsicht die Traumvorstellungen verschiedentlich modificiren und verändern. Auf die Sinnesorgane geschehen während des Schlafs verschiedene Eindrücke. Diese veranlassen bestimmte Vorstellungen und Empfindungen, welche selten auf den Gegenstand, woher sie kommen, bezogen werden. Die thätige Einbildungskraft bemächtigt sich derselben und verbindet sie theils nach dem Gesetze der Causalität, theils nach dem Gesetze der Gleichzeitigkeit und Aehnlichkeit mit dem bereits vorhandenen Vorrathe ihrer Vorstellungen. Die auf solche Art in Bewegung gesetzte Phantasie spinnt nun, um uns so auszudrücken, den Faden weiter aus, und bringt allmälig ein wunderbares und buntscheckigtes Ge-

Digitized by Google

dankengewebe hervor, welches zwar zuweilen manche Lücken hat, oft aber sehr zusammenhängend ist. Wird die Sinnlichkeit während dieses Geschäftes von Außen oder von Innen aufs neue afficirt, so werden die dadurch entstandenen Vorstellungen an die vorigen Reihen angeknüpft, ohne daß die Seele dabei das Passende oder Nichtpassende bemerkte. So ist zum Beispiel ein einziges Wort, welches der Schlafende aussprechen hört, im Stande ganze Gedankenreihen und stundenlange Traume zu veranlassen. Unter den innern physischen Ursachen versteht man diejenigen Veränderungeu, welche in dem Innern der menschlichen Maschine vor sich gehen. Die Beobachtungen lehren, daß jede heftige Bewegung der Säfte im menschlichen Körper, jede Anhäufung derselben in irgend einem Theile, jeder starke Reiz, jede unnatürliche Spannung der Gefäße, und jeder innere Schmerz mannigfaltige Träume veranlassen. — Die Anhäufung des Geblüts in der Brusthöhle und die daraus entstehende Beklemmung erweckt Träume von Alpendrücken, von schweren Lasten u. d. gl. Diejenigen, welche in der Fieberhitze liegen, träumen meist von Feuersbrünsten; die Hungrigen oder Durstigen sehen wohl bedeckte Tische und von Wein triefende Pokale. — Unverdaulichkeit, Blähungen, Schärfe im Unterleibe, mit einem Worte, die innern Krankheiten aller Art sind oft die Ursache der bizarresten Träume. — Die geistigen Ursachen der Träume lassen sich füglich auf das Bestreben der Einbildungskraft neue Bilder und neue Verbindungen der Vorstellungen hervorzubringen, zurückführen. Das Hauptgeschäft der Einbildungskraft bei den Träumen ist die Verbindung (Syntheſis) des Mannigfaltigen der Vorstellungen nach den empirischen Gesetzen, vorzüglich nach dem Gesetze der Association. Je mehr die Sinne ruhen, je weniger und schwacher das Gemüth von Außen afficirt wird, desto freier ist der Spielraum der Einbildungskraft. Je größer der Vorrath von Vorstellungen, je lebhafter und reizbarer das Nervensystem ist; desto auffallender ist das Spiel der Phantasie in Verbindungen und desto schneller im Gange. Daher kömmt es, daß die Einbildungskraft bei jungen Personen, besonders des andern Geschlechts, reizbarer und thätiger ist, als bei bejahrten Männern und Greisen, und jeden Augenblick neue Plane und Chimären erzeugt. Je geläufiger uns gewisse Vorstellungen sind, je genauer die Local- und Zeitverbindung ist, in welcher sie mit einander stehen, desto leichter fallen sie uns mit ihrem Gefolge ein, sobald eine derselben auf irgend eine Art und Weise in uns erweckt wird. Die nämliche schöpferische Einbildungskraft, welche im wachenden Zustande so viele Chimären ausbrütet, so viele Plane und Lustgebäude entwirft und zusammensetzt, gewinnt im Traume eine desto unumschränktere Macht, weil die Vernunft und die Urtheilskraft selten ihre Zaubereien stört, und die wirklichen Anschauungen den Dichtungen nicht das Gleichgewicht halten. Die wenigen Eindrücke von außen oder von innen, welche einige sinnliche Vorstellungen veranlassen könnten, müssen sich an die übrigen Traumvorstellungen anschließen. Wenn uns manchmal Vorstellungen der Einbildungskraft im Wachen überraschen, und wir ihre Werke eine Zeitlang für wirklich und reell halten; so strömen jeden Augenblick neue Eindrücke, neue Empfindungen, neue Anschauungen herbei, welche jene im Gleichgewichte halten — und uns bei der mindesten Reflexion von ihrer Richtigkeit augenscheinlich überzeugen. Allein im Traume, wo uns dieses Hülfsmittel fehlt, gewinnen die Vor-

stellungen der Phantasie die Oberhand, sie werden lebhafter, als diejenigen, welche wir zuweilen durch die Sinne empfangen, wozu die physische Beschaffenheit des Gehirns und überhaupt des ganzen Nervensystems in diesem Zustand vieles betragen mag. Unsere meisten Träume sind Wiederholungen oder Fortsetzungen derjenigen Vorstellungen, welche uns gestern oder nicht lange vorher beschäftigt haben; besonders werden diejenigen hervorgezogen, welche wir durch das Gesicht oder das Gehör erhalten, und die uns vorzüglich interessant sind. Die meisten Träume gleichen unausgeführten Gemälden, wo ein Bild an das andere grenzt, und mehre Gegenstände durch einander geworfen werden.

Traumbücher nennt man Schriften, worin eine Menge Träume gedeutet werden. Die Traumdeuterei war im Alterthume eine geachtete Wissenschaft, welche die Priester ausübten. Sie weissagten nicht allein aus den Träumen, sondern gaben auch Anweisungen, wie man sich verhalten müsse, um die Zukunft enthüllende Träume zu haben. Je weniger Kenntnisse von den Seelenwirkungen überhaupt ein Volk besitzt, desto geneigter ist es, sich einem solchen Wahnglauben hinzugeben. Weitere Ausführung s. man in Schubert's „Symbolik des Traums". S. auch Greiner, „Der Traum und das fieberhafte Irreseyn" (Lpz. 1817).

Traurigkeit ist der allgemeine Ausdruck für jede das Gemüth ergreifende, unangenehme Empfindung, sie mag aus innern oder äußern Ursachen entspringen. Entspringt sie aus äußern Ursachen: so heißt sie Betrübniß. Die Vorstellung von der Möglichkeit des Todes eines Geliebten macht traurig. Der erfolgte Tod macht betrübt. Traurigkeit aus der Vorstellung künftiger Ereignisse, als unausbleibliche Folgen der gegenwärtigen, heißt Kummer. Traurigkeit über den Verlust eines Gutes, mit Sehnsucht nach dessen Besitz verbunden, ist Gram. Eine gute Mutter grämt sich über den Verlust des Gatten und kümmert sich über das künftige Schicksal ihrer noch unerzogenen Kinder. Ein hoher, lange dauernder und in seiner Stärke wachsender Grad des Grams, besonders wenn er nachtheilig auf den Körper wirkt, ist Harm. Daher sich abhärmen. Gram und Harm werden zur Schwermuth, wenn sie die Selbstthätigkeit der Gemüthskräfte hemmen.

Trautmannsdorf, ein altes östreich. Adelsgeschlecht, dessen Namen mehre Schlösser und Flecken in Tirol, Steiermark und Oestreich führen. 14 Trautmannsdorfe waren auf dem Schlachtfelde geblieben, wo Rudolf v. Habsburg 1278 über Ottokar von Böhmen siegte, und 18 fielen bis auf 2 in der Schlacht bei Mühldorf 1322, ohne ihren Anführer, Friedrich den Schönen von Oestreich, vor der Gefangenschaft bewahren zu können. Dessen Mitgefangener zu Trausnitz, der tapfere Hektor von Trautmannsdorf, erhielt vom Kaiser Ludwig 1336 einen Kampfbrief, der seinen von ihm durch einen Zweikampf erprobten 352jährigen Adel bestätigte. Maximilian von Trautmannsdorf (s. d.) wurde mit seinen beiden Brüdern vom Kaiser Ferdinand II. 1628 in den Reichsgrafenstand erhoben. 1804 erhielt das Haus, nach dem Rechte der Erstgeburt, für den männlichen Nachkommen die reichsfürstl. Würde; daher gibt es außer dem ältern Aste der böhmischen Hauptlinie, die fürstlich ist, noch mehre gräfliche Linien. Die Güter des Hauses, welches sich zur kathol. Religion bekennt, liegen in Oestreich, Böhmen und im Großherzogthum Hessen. Jetziger Majoratsherr ist (seit dem 27. Aug. 1828) Fürst Johann, geb. 1780.

Digitized by Google

Trautmannsdorf (Maximilian, Graf von), geb. zu Grätz 1584, einer der ersten Staatsmänner seiner Zeit; er hatte 1648 einen bedeutenden Einfluß auf den Abschluß des westfälischen Friedens. Dem Cardinal Bischof Melchior Clesel, dem Minister des Kaisers Mathias, dessen Stolz und Anmaßung gleich stark war, wirkte er kräftig in der frühern Zeit entgegen. Der spätere Kaiser Ferdinand II. verdankte es ihm größtentheils, daß er als Nachfolger Mathias's in Oestreich, Ungarn und Böhmen erkannt wurde. 1619 brachte er den wichtigen Bund Ferdinands II. mit Maximilian von Baiern zu Stande und vereinte sich als Gesandter zu Rom mit dem Papste und dem spanischen Gesandten, um einen Plan zu Führung des Kriegs zu entwerfen. Später erhielt er mehre Aufträge vom Kaiser an Wallenstein, der ihn hochachtete. Trautmannsdorf deckte zuerst dem Kaiser den gefährlichen Ehrgeiz und die verrätherischen Plane des östreich. Feldherrn auf. Er ward deßhalb mit Questenberg zur Untersuchung in Wallenstein's Lager abgesandt. Sein Werk war es auch, daß er Sachsen bewog, sich von Schweden zu trennen, indem er 1635 mit Sachsen einen Frieden zu Prag schloß. Am vortheilhaftesten zeigte er sich bei den Verhandlungen vor dem Abschlusse des westfäl. Friedens. Seine Entschlossenheit und Ruhe, mit der er zu Werke ging, mäßigten den Uebermuth der Schweden und förderten das gedeihliche Werk mehr als ein Sieg des Kaisers. Er war trotz seiner großen Verdienste sehr bescheiden, dabei stets freundlich und sanft; ohne Ansprüche auf Ruhm und eitles Gepränge, diente er mit der höchsten Treue und Verschwiegenheit seinem Herrn. Man sollte glauben, ein solcher Charakter könne keine Feinde haben; dennoch haßten ihn die Jesuiten, theils seines Ansehens beim Kaiser, theils seiner religiösen Duldsamkeit wegen. Er starb 1650 zu Wien.

Trauung heißt die feierliche Handlung, wodurch zwei Menschen verschiedenen Geschlechts ehelich verbunden werden. Sie kann entweder auf bloß bürgerlichem Wege geschehen, oder sie besteht bloß in einer kirchlichen Weihe, oder sie verbindet beide zusammen. Die eheliche Verbindung ist ein zu wichtiger Schritt für das ganze Leben, als daß sie nicht alle Nationen mit einer gewissen Würde und öffentlichen Feierlichkeit begehen sollten. Daher findet sich auch kein Volk, und sey es auch noch so roh, das nicht bei der Verheirathung gewisse Ceremonien beobachtet. Bei den Römern bestand die Verheirathung, wenn die Gatten nicht durch den Priester per conferrationem — durch den gemeinschaftlichen Genuß von Salzkuchen — zusammengegeben wurden, in einer bloßen Heimführung. Die Heimführung der Braut in die Wohnung des Bräutigams, welche zur Nachtzeit geschah, war gleichfalls mit verschiedenen Feierlichkeiten verbunden. Jene wurde von diesem der Mutter, oder, wenn diese nicht mehr lebte, einer ihrer nächsten Verwandtinnen gleichsam geraubt; sie ging mit einer Spindel in der Hand aus dem Hause und durfte weder dessen, noch des neuen Hauses Thürschwelle berühren. Sie wurde von zwei jungen Leuten geführt; ein Dritter ging mit der Fackel voran und zuweilen folgte ihr ein Vierter mit allerlei weiblichem Geräthe. Die Braut mußte die Thürpfosten des neuen Hauses mit weißen wollenen Binden behängen und mit Wolfsfett bestreichen; dann trat sie auf ein Fleisch am Eingange ausgebreitetes Schafsfell, rief dem Bräutigam, der sogleich kam und ihr die Schlüssel des Hauses reichte, die sie dann dem Hausknecht übergab. Darauf mußte sie Feuer und Wasser, ein Symbol

Digitized by Google

reiner Sitten und ehelicher Treue, berühren. Das Haus der neuen Eheleute war schon den Tag vorher mit Blumenkränzen geschmückt. Nach geschehener Heimführung wurde daselbst das Hochzeitsmahl gehalten, welches mit Musik und Gesang begleitet war. Unter die anwesenden jungen Leute warf man Nüsse aus und endlich begleitete man das Brautpaar ins Schlafgemach, indeß die Jünglinge und Mädchen vor der Thür desselben den Brautgesang anstimmten. Am folgenden Tage brachte die neue Ehefrau den Göttern ein Dankopfer; der junge Ehemann gab eine Abendmahlzeit (repotia) und theilte den Gästen beim Weggehen Geschenke aus. Bei den Juden bestand sie in der vorchristlichen Zeit hauptsächlich in einer feierlichen Heimführung, auf deren Prunk und Jubel viele biblische Stellen hinweisen. Erst nach der Zerstörung von Jerusalem wurde folgende, mit wenigen Veränderungen auch von den heutigen Juden beibehaltene Ceremonie zur Einsegnung der Ehe gesetzlich. Die Verlobten treten mit ihren Führern und Führerinnen unter ein Gezelt (Chuppa), worin die Braut dreimal um den Bräutigam geführt, von diesem einmal umgangen, verschleiert und wenn Beider Hände verbunden sind, von den Anwesenden unter dem Zuruf: seyd fruchtbar! mit Getreide überschüttet wird. Reiche werfen über das Brautpaar Geldstücke, die die Armen sammeln. Hierauf bedeckt der Rabbi den Kopf der Braut mit dem Tallis oder Gebetsmantel und spricht eine Einsegnungsformel, indem er dem Paare einen Becher mit Wein oder Bier zum Trinken reicht. Nach diesem Trunke wird die Braut vom Bräutigam einen Goldring mit den Worten angesteckt: Siehe, du soll mir verehelicht seyn nach der Weise Mosis! — dann der Heirathsvertrag verlesen und dem Paare vom Rabbi unter Aussprechung von sieben Segensformeln wiederum ein Becher gereicht, den, wenn Beide ihn ausgeleert haben, der Bräutigam an die Wand, oder falls seine Braut Witwe ist, an die Erde wirft. Diesem Trauungsact folgen siebentägige Gelage, zwischen denen der Bräutigam die Braut aussteuert. Achtung gegen diese jüdische Sitte und Vertrauen zur Geistlichkeit bewog schon die ersten Christen, ihre Ehen unter Mitwirkung derselben zu schließen, obwohl der Stifter des Christenthums keine Trauungsgebräuche angeordnet hat. In der kathol. Kirche war es schon frühe Sitte, daß die Paare von Priesterhand zur Ehe sich einsegnen ließen; doch war dieß kein unumgängliches Gebot; moralische Gründe bewogen die Geistlichkeit, mit Nachdruck darauf zu halten, daß sich die Paare vor der Trauung öffentlich aufbieten ließen. Als aber im 12. Jahrh. die geistliche Gerichtsbarkeit sich auf Ehen ausdehnte, so war die nächste Folge hiervon, daß keine Ehe für gültig anerkannt wurde, die nicht öffentlich angekündigt und priesterlich eingesegnet worden war. Die Reformatoren behielten den Grundsatz der kathol. Kirche bei und erklärten, eine Ehe sey erst nach dreimaligem Aufgebote gültig. In Holland ist man hiervon abgegangen, wo die Gültigkeit einer Ehe allein auf dem Civilacte beruht; ein Gesetz, was auch die constitutionnelle Versammlung annahm. Doch stellten beide Gesetzgebungen es frei, sich auch priesterlich einsegnen zu lassen, was denn auch meistens geschah. In der griech. Kirche gehören die Verlobungen, wie die Trauungen unter die religiösen Gebräuche, die man mit Gebet und Segen in der Kirche begeht. Bei den Verlobungen ist das Wechseln der Ringe die Hauptsache, bei den Trauungen werden beiden Verlobten, falls sie zum ersten Male heirathen, grüne Kränze

Digitized by Google

aufgesetzt, dann trinken sie Wein aus einem Becher, den ihnen der Priester reicht, und müssen nach beendigter Einsegnung vor dem Altar einander küssen. — Alle christliche Religionsparteien halten die Gegenwart von Zeugen bei der Trauung für nothwendig. Diese wird, einzelne Dispensationsfälle ausgenommen, stets von demjenigen Pfarrer verrichtet, in dessen Kirchspiel die Braut einheimisch ist, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Confessionen; da keine christliche Religionsgesellschaft die von den Pfarrern anderer Confessionen verrichteten Trauungen für ungültig hält. — Die kleinern Sekten und schismatischen Kirchen haben meistentheils die Gebräuche derjenigen Kirchen, von denen sie ausgingen, mit wenigen Aenderungen beibehalten; nur die Quäker und einige Parteien der Wiedertäufer schränken sich auf ein vor ihren Aeltesten zu leistendes Eheversprechen ein. — In Frankreich wurde während der Revolution die Civiltrauung oder der Abschluß des Ehevertrags vor der bürgerlichen Obrigkeit für allein wesentlich zur Bekräftigung der Ehe erklärt, den bürgerlich Verehelichten aber freigestellt, ob sie sich der priesterlichen Copulation bedienen wollten.

Travestiren (verkleiden), figürlich in den schönen Redekünsten, wenn man Gedichten ein anderes Ansehen gibt, doch so, daß die alte Beschaffenheit zugleich mit erkannt wird. Dieß kann nun auf eine doppelte Art geschehen, entweder, daß man die Form beibehält, und einen andern Stoff wählt, oder daß man den Inhalt nicht, wohl aber die Einkleidung verändert. Man travestirt also, sowohl wenn man statt der hohen Personen eines Gedichts mindere auftreten und sie dieselben Sachen machen läßt, als wenn man die hohen Personen und ihre Begebenheiten beibehält und ihnen nur gemeine Ausdrücke in den Mund legt; man travestirt, wenn man die Worte eines ernsten Gedichts auf komische Gegenstände anwendet, man travestirt, wenn man von ernsten wichtigen Gegenständen, die ein vortreffliches Gedicht besingt, in einem gemeinen Tone spricht. Das Travestirte ist eine Art des Burlesken. Komischer Geist, Witz, Anspielungen und Satyre können zwar eine Travestirung zu einer unterhaltenden Lectüre machen; allein im Ganzen ist doch diese Gattung durchaus zu verwerfen und das Travestiren immer ein Zeichen einer gemeiner Seele. Denn wenn die Hauptabsicht des Dichters auch auf etwas ganz Anderes geht als auf Das, was der Inhalt des ernsten Gedichts ist, so wird zugleich immer auch das Schöne, Große und Gute, was in diesen sich findet, lächerlich, es wird sehr leicht auch dieses selbst dadurch zuwider gemacht. Es mag zwar seyn, daß je vollkommener ein Gedicht ist, es sich desto schwerer travestiren läßt, Göthe's „Iphigenia" also wohl schwerer als Schiller's „Tell". Aber ist nicht die Travestirung auch des letzten eine Art Frevel, die das Gefühl für das Schöne und Gute unterdrücken kann? Und kann eine niedrige Seele, der zum Unglück einiger Witz zu Theil wurde, nicht auch das Erhabenste und Heiligste entweihen? Und wird uns der Genuß desselben nicht verderben oder gestört, wenn wir uns wieder an einen Einfall des elenden Lustigmachers auch wider unsern Willen dabei erinnern? Nur alsdann mag Travestiren sich rechtfertigen, wenn es gemeine Gedichte, die hoch seyn wollen, zum Gegenstande seiner Satyre wählt; das ist indessen keine eigentliche Travestirung. In Hinsicht der Form ist die Travestirung entweder lyrisch, episch oder dramatisch. — Der griech. Geist neigte sich mehr zur Parodie (s. d.) hin. Unter den Neuern ist

Digitized by Google

die Travestie am häufigsten von den Franzosen bearbeitet worden, namentlich von Marivaux, Scarron (travestirter Virgil); die Italiener besitzen eine travestirte „Ilias" von Loredano; die Deutschen eine travestirte „Aeneis" von Blumauer (s. d.).

Treckschüt, holländisch Trek-Schuit, Ziehbarke, eine Art bedeckter Schiffe, von Pferden gezogen und in den Niederlanden auf Canälen im Gebrauch; sie gehen zu bestimmten Stunden von einer Stadt zur andern ab und nehmen Reisende auf.

Treffen, s. Schlacht.

Treibhäuser, auch Gewächshäuser, nennt man Gebäude, die durch künstliche Wärme die Pflanzen warmer Klimate erhalten und auch Gewächse unserer Gegend in ungewöhnlicher Jahreszeit zum Blühen und Fruchttragen nöthigen. Die Erfindung ist ziemlich neu. Das wesentlichste Erforderniß eines Treibhauses ist seine Lage, da Alles darauf ankommt, daß es auch im Winter die Sonne so viel als möglich habe; es ist gut, wenn das Haus ein wenig östlich gerichtet ist, damit die Morgensonne, äußerst erquickend für die Pflanzenwelt, ihre Wirkung nicht verfehle. Dagegen muß das Treibhaus nach Norden und besonders nach Westen geschützt seyn, weil die westlichen Stürme den Rauch leicht in die Schornsteine zurückdrücken, weßhalb man dabei besonders auch auf höhere Schornsteine hält. Die Wände der Nord-, Ost- und Westseite werden entweder massiv gemauert oder von Lehm, etwa eine Elle dick, aufgeführt. Daß die vordere Wand ganz aus Glasfenstern bestehen müsse, versteht sich von selbst, und da senkrechte Fensterwände die Erwärmung und die Wirkung des Lichts nie so verstärken können, als wenn die Sonnenstrahlen, die doch selbst in den kürzesten Tagen unter einem Winkel von 28° auffallen, unter einem rechten Winkel die Fenster treffen, so gibt man allgemein der südlichen Fensterwand eine gegen den Horizont geneigte Richtung, und diese hat man selbst nach der Polhöhe verschieden einrichten wollen. Was das Holzwerk anbetrifft, so muß dieß natürlich die Fensterwand verbinden und stützen. Ein Träger oben in der Länge des Daches und Säulen, die zwischen den Fenstern stehen, sind nothwendig. Allein diese Pfeiler dürfen keinen zu starken Durchmesser haben, weil sie sonst zu viel Schatten geben. In England macht man jetzt die Fenstersäulen ganz von Eisen, welches allerdings große Vortheile hat. Die Gewächse, wenn sie gesund bleiben sollen, erfordern durchaus erneuerte Luft. Allein bei sehr kalter Luft darf man die äußere Atmosphäre nicht unmittelbar auf die Pflanzen treffen lassen. In diesem Falle pflegt man kleinere Klappfenster zu öffnen, die besonders in der schrägen obern Glaswand keinem Fenster fehlen dürfen. Da nun doch immer die äußere Luft im Winter auf die Pflanzen nachtheilig wirkt, so sind die Engländer, als vorzügliche Gartenkünstler, darauf gefallen, die äußere Luft dergestalt in das Treibhaus zu leiten, daß sie nur erwärmt auf die Pflanzen treffen kann. Man führte Luftcanäle an der äußern Seite der Heizröhren herum. Diese sind außer dem Hause offen, und haben an einzelnen Stellen im Hause auch Oeffnungen, die geschlossen werden können. Nimmt man diese Deckel ab, so zieht die äußere Luft dergestalt hinein, daß sie nur, durch die Heizcanäle erwärmt, die Pflanzen berührt. Die Fensterrahmen müssen ferner vorzüglich von trockenem Holze, das keinen Splint enthält, so gefertigt werden, daß sie auf das genaueste einfassen: denn die schrägen Fenster sind der Einwirkung des

Digitized by Google

Regens weit stärker ausgesetzt, werfen sich dann und vermodern auch sehr leicht, wenn das Holz nicht die gehörige Härte und Güte hat. Die einzelnen Scheiben legt man in Blei, oder kittet sie, was noch besser ist, auf einander. Im Hause selbst ist das nothwendigste Stück der Heizcanal. Er wird aus einem starken eisernen Ofen geleitet, welcher mit dem Boden des Hauses ungefähr gleiche, und etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß im Lichten Höhe hat. Aus ihm führt zuerst ein eiserner Canal, ungefähr eine Elle lang, in die eigentlichen, auf dem Boden hinlaufenden Heizcanäle. Die Länge der Canäle darf nicht über 60 Schuh seyn, weil sonst die Wärme sich zu sehr vermindert, und am Ende sich nur Rauch niederschlägt. Der Ausgang des Canals wird senkrecht in der Wand hinaufgeleitet, und ebenfalls mit einer Thür versehen, durch die man die Reinigung vornehmen kann. In Bezug auf die Feuerung muß Alles angewandt werden, daß nicht der Dampf durch die Ritzen der Platten dringe, und sich im Hause verbreite. — Es kommt ferner bei dem Anziehen der Pflanzen im Treibhause darauf an, ihnen auch von unten eine gleichmäßige Wärme mitzutheilen. Dieß bewirkt man entweder durch einen Lohkasten, oder, wo die Eichenrinde nicht zu haben ist, durch Pferdedünger. Die Länge des Kastens muß wenigstens 20, die Breite wenigstens 8, die Tiefe 4 Fuß seyn. Die Töpfe, damit die Hitze nicht unmittelbar auf die Pflanzen wirke, werden in eine Schicht von Sägespänen eingefüttert, welche ungefähr einen Schuh hoch den Mist bedeckt. — Je mehr man das Vaterland und Klima, den eigenthümlichen Boden, und die besondern Eigenschaften eines jeden Gewächses studirt und diese Verhältnisse im Treibhause nachahmt; desto eher und besser kann man die Pflanze zu ihrer reichsten Blüthe und vollkommensten Frucht bringen. Wo uns die Kenntniß des natürlichen Standortes fehlt, und wir seine Gewächse zu behandeln haben, mischen wir eine Erde, die so viel als möglich reich an Extractivstoff ist. Dieß ist die Erde, welche aus verwestem Holz entsteht, und die man am leichtesten aus Sägespänen gewinnt, oder in hohlen Weiden findet, zu dem man noch zweckmäßig Erde zusetzt, die aus Kornspänen oder aus Kuhflagen entstanden ist. Um sie lockerer zu machen, mischt man sie mit etwas Sand. Das Begießen der Gewächse muß mit der größten Vorsicht, und nur dann unternommen werden, wenn die Erde wirklich trocken ist. Bei feinern Gewächsen muß man sich sorgfältig hüten, daß das Wasser nicht unmittelbar an den Stamm dringe. Das Gießwasser darf nicht gypshaltig oder hart seyn. Regenwasser und Fließwasser, welches man im Winter gehörig erwärmt hat, ist das beste. — Die Temperatur des Treibhauses richtet sich begreiflich nach dem verschiedenen Klima und der verschiedenen Natur der Gewächse. Die wärmsten, worin Pisang und Ananas getrieben werden, muß man fast immer auf 70° Fahrenheit bringen, dagegen die andern auf 65 oder auch auf 60° eingerichtet sind. Zu dem Ende darf keinem Treibhause ein Thermometer fehlen.

Tremulant, tremolo, bezeichnet in der Musik das Beben oder die allergelindeste Schwebung der Stimme auf einem Tone, welches auch auf Instrumenten nachgeahmt wird (z. B. bei den Streichinstrumenten durch wiederholtes Aufdrücken und gleichsam Zittern des Fingers auf der Saite und ebenso auf der Taste beim Clavier); daher auch ein Zug in der Orgel, wodurch ein bebender zitternder Ton hervorgebracht wird, der Tremulant heißt, jetzt aber weniger gebraucht wird als sonst. Dann

Digitized by Google

werden auch andre Tonfiguren, welche ein Beben ausdrücken, tremolando überschrieben. (S. auch Triller.)

Trenck (Franz, Freiherr von der), k. k. Pandurenoberster, geb. 1714 in Sicilien, wo sein Vater damals Oberstlieutenant war und 1743 als kaiserl. Oberster und Commandant von Leutschau in Ungarn starb. Franz von Trenck nahm im 17. J. östreichische, nachher russische Kriegsdienste, wurde aber wegen seinen Ausschweifungen cassirt und aus dem Lande gewiesen. Beim Ausbruch des östreich. Erbfolgekrieges errichtete er für Maria Theresia ein Regiment Panduren, welches er bis 1746 als Major befehligte. Durch Grausamkeit aller Art und durch Plünderung, wodurch er sich ein sehr großes Vermögen erwarb, machte er jedoch seinen Namen allgemein verhaßt, sodaß er in dem angegebenen Jahre vor ein Kriegsgericht gestellt und auf Lebenszeit auf den Spielberg zu Brünn in Mähren gesetzt wurde, wo er 1749 starb. Er selbst beschrieb sein Leben bis zum Jahre 1747 u. d. T.: „Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz von der Trenck" (Wien 1807). Trenck war ein Mann von hoher körperlicher Schönheit und Stärke. Er redete sieben Sprachen mit großer Fertigkeit und besaß gute militairische Kenntnisse; sonst war er ein moralisches Ungeheuer. Man s. auch „Franz von der Trenck, dargestellt von einem Unparteiischen (E. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart" (3 Bdchn., Stuttg. 1788). — 2) (Friedrich, Freiherr von der), des Vorigen Vetter, geb. zu Königsberg in Preußen 1726, nahm, obwohl er sich anfangs den Wissenschaften hatte widmen wollen, Kriegsdienste, und war beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges 1744 Adjutant Friedrichs II. Da er jedoch in den Verdacht kam, mit seinem Vetter, dem kaiserl. Pandurenobersten, in geheimem Verhältnisse zu seyn, ließ ihn der König nach Glatz auf die Citadelle bringen, von wo er nach mehren verunglückten Versuchen glücklich entkam. Durch Mähren, Polen und Preußen machte er nun eine Fußreise von 169 Meilen zu seiner Mutter und versuchte nachher durch seinen Vetter, der sich aber bereits auf dem Spielberge befand, eine Anstellung im östreich. Heere zu erhalten. Von demselben übel empfangen, begab er sich nach Moskau und von da nach Danzig, um mit seinen Geschwistern die Erbschaft seiner indeß gestorbenen Mutter zu theilen, wo er aber auf Friedrichs II. Ansuchen, ob er gleich kaiserl. Rittmeister war, verhaftet und nach Magdeburg in ein für ihn eingerichtetes Gefängniß gebracht wurde, welches noch vorhanden ist. Mehre Befreiungsversuche mißglückten und führten zu härterer Behandlung, indem er an Händen, Füßen und Leib mit eisernen, 68 Pfund schweren Ketten angeschmiedet wurde. Erst im Dec. 1763 erhielt er die Entlassung aus seinem Gefängnisse, hielt sich darauf zu Prag, Wien, Aachen, Spaa, Mannheim und andern Orten auf, zog sich durch allzufreie Urtheile oft Verfolgungen zu und wurde, nachdem er beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. seine früher confiscirten Güter wieder erhalten und beim Ausbruch der franz. Revolution nach Paris gegangen war, von Robespierre im Juli 1794 als ein angeblicher Agent fremder Mächte hingerichtet. Trenck besaß einen hohen Grad von Eigenliebe und Prahlerei, verdiente aber wegen seiner Geisteskraft, seines Muthes und seiner Standhaftigkeit Achtung. Unter andern Verhältnissen hätte er sich gewiß eine ehrenvolle Stelle unter den Generalen Friedrichs d. Gr. erworben. Man hat von ihm: „Sämmtliche Gedichte und Schriften" (8 Bde., Leipzig 1786, 8.); seine Lebensbeschreibung (4 Bde., Berlin und Wien 1768, 8., von ihm

Digitized by Google

selbst ins Französische übersetzt, Paris 1789, 8.). Sie wurde mit Theilnahme seines wenigstens zum Theil unverdienten Schicksals wegen von der Lesewelt aufgenommen.

Trepaniren ist eine chirurgische Operation, vermittelst welcher die Hirnschädel geöffnet wird. Das zu ihr bestimmte Instrument heißt Trepan oder Trephine; es besteht aus einem hohlen eisernen Cylinder, der etwa einen Zoll im Durchschnitte hält. Der untere Rand desselben, Krone genannt, ist sägeförmig scharf gezähnt. Mitten durch die Krone geht ein spitziger, stählerner Stift herab, den man Pyramide nennt; er ragt etwas über die Krone hervor, welche letztere sich um ihn bewegt. Die Pyramide, welche oben mit einem Knopf versehen ist, wird in einen Knochen gedrückt, worauf dann die Krone um sie sich in einem Cirkel bewegen kann. Die Kopfstelle, welche man trepaniren will, muß zuerst rein von Haaren geschoren werden; hierauf durchschneidet man die Haut bis auf den Knochen; am zweckmäßigsten in der Form des Buchstabes V. oder T. Nach Ablösung der Haut wird die Trepanstelle markirt und die äußere Knochenhaut davon abgekratzt. Hierauf bohrt man mit dem Knochenbohrer ein kleines Loch in den Schädel, worein die Pyramide gesetzt wird. Jetzt wird die Krone so lange nach den Vorschriften der Kunst herum bewegt, bis ein rundes Stück aus dem Schädel losgebohrt ist, das herausgenommen wird. Nach der Operation wird die Wunde mit einer milden Salbe, welche auf leichte Charpie gestrichen ist, verbunden. Die Knochensubstanz regenerirt sich bald wieder; doch muß der Kranke, so lange die neugebildete Knochenstelle noch weich ist, eine Gold-, Silber- oder Bleiplatte darüber legen. Die Trepanation ist immer eine gefährliche Operation und wird nicht häufig mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Sie ist erforderlich, wenn sich ein Blut- oder Eiter-Extravasat entweder unmittelbar unter den Schädelknochen oder unter der harten Hirnhaut befindet. Doch schwer ist es, wenn keine äußerliche Verletzung vorhanden ist, die Stelle zu treffen, wo es sich befindet. Verletzung der Schädelknochen, wenn die Krankheitszeichen darauf deuten, daß ein Knochenstück das Gehirn drückt, oder ein Splitter es verletzt hat, verlangt gleichfalls die Trepanation.

Treschow (Niels), geb. 1751 zu Drammen im südlichen Norwegen, wo sein Vater als Kaufmann lebte, wurde durch den Einfluß seiner frommen, der Brüdergemeinde angehörenden Eltern, früh zu religiösen Gefühlen gestimmt. Er begab sich nach Kopenhagen, um sich der Theologie zu widmen; allein bei seiner Vertrautheit mit der deutschen, französischen und englischen Sprache zogen ihn die philosophischen Wissenschaften so sehr an, daß er zwar nicht jenes Studium vernachlässigte, doch dem freien Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen den Vorzug gab. Geschichte, Mathematik und Physik ertheilten seinem Geiste Kraft und Umfang. Nach einem 5jährigen Aufenthalte in Kopenhagen übernahm er das Conrectorat an der Gelehrtenschule in Drontheim. An die Stelle des gelehrten Humanisten, Jakob Baden, 1780 als Rector nach Helsingör berufen, lernte er Kant's „Kritik der reinen Vernunft" kennen. Als er 1789 die überaus vortheilhafte Stelle als Rector der Kathedralschule zu Christiania erhalten hatte, genoß er des Umganges mehrer durch Würden, Reichthümer und vaterländische Gesinnung ausgezeichneten Männer, deren Hauptbestreben Beförderung der geistigen Bildung war. Durch diese aufgemuntert, hielt er vor ei-

nem zahlreichen Publicum Vorlesungen über Kant's Philosophie, welche bald auch im Drucke erschienen und, ins Deutsche übersetzt, überaus günstig beurtheilt wurden. Die kopenhagener Universität ertheilte ihm 1796 nach einer Dissertation: „De anthropomorphisme", die theologische Doctorwürde, und er ward 1803 als ordentlicher Professor der Philosophie dahin berufen. Während er die Würde eines Rectors der Universität bekleidete, wurde Kopenhagen durch die Engländer im Sept. 1807 beschossen, wodurch er in seinen häuslichen Verhältnissen sehr zurückgesetzt wurde. Zum wirklichen Etatsrath ernannt, arbeitete er in einer Commission, deren Bemühungen auch so glücklich waren, daß die norwegische Friedrichs-Universität zu Christiania gestiftet wurde. Treschow begab sich 1813 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Christiania und trat sogleich seinen neuen Wirkungskreis an. Als Deputirter der Stadt Christiania auf den außerordentlichen Storthing im Spätjahre 1823 rieth er zur Veretnigung mit Schweden unter Einer Dynastie. Nach erfolgter Vereinigung ernannte ihn der neue König zum Staatsrathe und Chef des Departements für das Kirchen- und Schulwesen. Er verwaltete sein Amt 12 Jahre lang mit seiner Thätigkeit, bis er nach mehr als 50jährigem Staatsdienste 1826 seinen Abschied nahm und sich auf seinen reizenden Landsitz in der Nähe Christianias zurückzog, um einzig den Wissenschaften Leben zu können. Mehre gediegene Werke, wie „Moral für Volk und Staat", „Principien der Grundgesetzgebung", „Geist des Christenthum", „Uebersetzung des Evangeliums Johannis" und sein sogen. „Philosophisches Testament oder drei Bücher von Gott, der Ideen- und Sinnenwelt und der Offenbarung der erstern in der letztern" sind die vorzüglichsten Früchte seiner Muße. Er starb am 22. Sept. 1833 auf seinem Landsitze.

Tressan (Louis de la Vergne, Graf v.), ein ausgezeichneter Dichter und Schriftsteller, geb. zu Mans 1705, kam jung nach Paris und ward mit Voltaire, Fontenelle u. a. Schöngeistern befreundet, welche ihm Liebe zu den Wissenschaften einflößten. In dem Kriege von 1741 wohnte er allen Feldzügen in Flandern bei, war in der Schlacht bei Fontenoy Ludwig XV. Adjutant und schwang sich bis zum Generallieutenant empor. Nach dem Frieden begab er sich an den Hof des Königs Stanislaus Leczinski zu Luneville und glänzte dort durch seinen Geist und seine Talente als eine der vorzüglichsten Zierden des kleinen, aber auserlesenen Hofstaats. Nach dem Tode des Stanislaus zog er sich ins stille Privatleben zurück. 1780 ward er in die franz. Akademie aufgenommen und starb 1783 an den Leiden des Podagra. Unter Tressan's zahlreichen Schriften sind am vorzüglichsten seine Umarbeitung des Ritterromans „Amadis von Gallien" und die Uebersetzung des Ariost. Von seinem „Chevalier du Soleil" (2 Bde., 12.) erschien zu Leipzig 1781, und von seinem „Chevalier Robert" zu Pirna 1803 eine deutsche Uebersetzung. Tressan trug, wie Bouterwek richtig bemerkt, nicht wenig bei, den Ritterroman im Andenken zu erhalten. Als einsichtsvoller Physiker zeigte er sich durch einen Versuch über das elektrische Fluidum. Sämmtliche Werke, Paris 1780—97, 12 Bde.

Tretmühle, Trittmühle, stepping-mill (moulin à marches oder moulin de discipline), ein neues in England erfundenes Strafmittel, das wenigstens in England und den Vereinigten Staaten zuerst mit Erfolg angewendet worden ist. Diese Mühle besteht aus einem oder mehr

Digitized by Google

ren cylindrischen Rädern, von etwa 5 Fuß im Durchmesser, mit hölzernen Tritten in der Breite des Rades, die 20—25 Fuß beträgt. Die Sträflinge werden neben einander in eine Reihe gestellt und steigen langsam die Tritte hinan; ihr Gewicht setzt die Räder in Umlauf, die dann mittelst der Zähne und des Kammrades die ganze Maschine in Bewegung setzen. Die Sträflinge halten sich fest an einer Lehne und bleiben dadurch immer in einer verticalen Stellung. In England braucht man das Mühlentreten zum Mahlen des Korns, zum Wasserziehen. In dem Strafhause zu Neuyork sind die Räder so breit, daß 16 Personen auf einmal arbeiten können. Da diese Arbeit sehr anstrengend und ermüdend ist, so wechseln sie alle 8 Minuten mit 16 andern. Der Gewinn dieser Arbeit übertrifft den jeder andern, welche man bisher Sträflingen aufzulegen pflegte, um 10 Procent. Ueber die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit dieser Strafarbeit für die damit Belegten sind die Aerzte getheilter Meinung. Verbesserungen in Hinsicht auf die Gesundheit hat bei derselben Will. Hase in England eingeführt. Ein franz. Mathematiker Coulomb soll der ursprüngliche Erfinder der stepping-mill gewesen seyn.

Treue ist in moralischer Bedeutung die unveränderliche Bewährung wohlwollender Gesinnungen gegen Andre. Sie geht hervor aus einem Herzen voll Liebe und Pflichteifer, äußert sich vorzüglich gegen Höhere oder Solche, die uns gleich sind, und ist eine freie Handlungsweise, gesetzt auch, daß wir ihnen äußerlich verpflichtet wären. So redet man in besondern Verhältnissen von Kindestreue, Dienertreue, Unterthanentreue, aber auch von Treue in der Liebe und Freundschaft. In allen diesen Gestalten derselben ist ein Festhalten an der Erfüllung einer Pflicht des Wohlwollens, der Achtung und Ehrfurcht, wozu man in seinen Verhältnissen gegen Andre eine Aufforderung findet, ein Anschließen an Andere, welches Achtung der Pflicht, und einen hohen Grad der Liebe, Freundschaft oder Ehrfurcht bewährt. In der alten Zeit zeigte sie sich vorzüglich als Treue der Freundschaft schon in heroischen Vorbildern; in der christlichen Zeit besonders als Treue des Dienstmannes gegen den Lehnsherrn und Treue des Liebenden gegen die Geliebte, welche beide zu den ritterlichen Tugenden gehörten. Das eheliche Verhältniß ruht ganz und gar auf wechselseitiger Achtung und Liebe, sodaß es die Vernunft schon nicht billigen kann, wenn Jemand, ohne diese Gefühle mit dem Anderen zu theilen, sich in eine solche Verbindung einläßt, wie dieß bei bloßen Convenienz- oder Geldheirathen der Fall ist. Wenn aber Jemand einmal in einer solchen Verbindung sich befindet, so ist es eben sowohl Pflicht, jene Gefühle in sich möglich zu erwecken und zu beleben, als sich zu einem würdigen Gegenstande derselben von der anderen Seite zu machen. Da die Liebe hier ursprünglich Geschlechtsliebe, also durchaus pathologisch ist, so muß eben die Achtung hinzu treten, um jene zu veredeln und zur Freundesliebe zu erheben. Wenn nun Ehegatten sich als Freunde lieben, so wird eben dadurch ihre Liebe dauerhaft oder beständig, da sie sonst als bloße Geschlechtsliebe sehr bald (nach den sogenannten Flitterwochen oder Honigmonden) erkalten müßte. Auch werden sie unter jener Voraussetzung im Geschlechtsgenusse von selbst mäßig und keusch seyn, um die Achtung gegen einander zu erhalten und überhaupt die Begattung nicht bloß aus dem sinnlichen und natürlichen, sondern auch aus dem sittlichen und symbolischen Gesichtspunkte betrachten, nämlich als Zeichen der innigsten Vereinigung zweier Personen zu

Digitized by Google

einer: in welcher Beziehung dann auch die Wiederholung jener Handlung ohne Rücksicht auf den physischen Zweck, jedoch ohne Vereitelung oder Störung desselben, erlaubt ist. Die Pflicht der ehelichen Treue aber folgt hieraus von selbst, wiewohl die Untreue in physischer Hinsicht, d. h. die Befriedigung des Geschlechtstriebes durch einen anderen Gegenstand als den Gatten oder der juridische Ehebruch schon von Rechtswegen verboten ist und daher den Ehevertrag selbst vernichtet. Die Tugendlehre geht aber hierin weiter. Sie muß es schon für moralische Untreue oder ethischen Ehebruch erklären, wenn der eine Gatte dem anderen sein Herz entzieht und es einem Dritten als einem noch geliebteren Gegenstande zuwendet. Daher sind die sogenannten Hausfreunde, wenn sie auch nicht zur physischen Untreue verleiten, doch gewöhnlich Verführer zur moralischen; und für den edler denkenden Gatten hat die physische Treue nicht einmal Werth ohne die moralische. Gattinnen also, welche über ihr Herz wachen wollen, werden keine andern Hausfreunde dulden, als solche, die wahrhafte Freunde ihres Gatten sind. Treue, welche überhaupt in moralischer Bedeutung das unveränderliche Beharren in wohlwollenden Gesinnungen gegen Andere ist, ist nicht allein in der Ehe, sondern auch in der Freundschaft erforderlich, wenn Freundschaft bestehen soll. Auf der Treue hingegen, in dem Sinne genommen, daß sie der feste Entschluß ist, nie in der Ausübung seiner Pflichten zu wanken, beruht das ganze moralische Leben des Menschen. In einer andern Bedeutung nimmt man Treue wohl für Wahrhaftigkeit, als eine treue Darstellung der Begebenheiten. In den Künsten redet man von Treue besonders, wo vom Verhältnisse einer Copie zum Original die Rede ist. Ebenso in der Geschichte bei Darstellungen und Schilderungen, die wir mit den vorhandenen Quellen und Ueberlieferungen gewisser Begebenheiten zusammenhalten. Die ästhetische Treue ist die Uebereinstimmung einer Kunstdarstellung mit den Bedingungen und wesentlichen Eigenschaften, unter welchen ihr Gegenstand in Natur, Leben und Geschichte erscheint. Sie grenzt daher an Haltung und Wahrheit und ist, wie diese, dem Gesetze der Schönheit unterworfen, daher sie nicht Veränderung und Verschönerung überhaupt, sondern nur die willkürliche ausschließt. Es gibt sogar eine gewisse Treue, welche peinlich werden kann, weil sie, indem sie die bloße Abhängigkeit der Darstellung von einem andern Gegenstande an den Tag legt, den selbständigen Werth verliert, den ein Kunsterzeugniß durch seinen freien Ursprung im Geiste haben soll. Die geographische und historische Treue ist daher nicht das oberste Gesetz einer Darstellung. (S. Nachahmung und Copie.) Mehr herrscht die Treue in denjenigen niedern Gattungen der Kunst, wo die Darstellung einer bestimmten Individualität Aufgabe ist, mithin in den Portraits (s. d.); und doch besteht sie auch hier mehr in der übereinstimmenden Auffassung des Ganzen als in der sklavischen Nachahmung des Einzelnen und Veränderlichen. Göthe sagt daher trefflich, der Künstler darf keineswegs streben, daß sein Werk eigentlich als Naturwerk erscheine. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt seyn, und dieser Geist findet das Treffliche auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff. Er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft; aber der geistreiche Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten sondern auch die Vorzüge des Ausgewähl-

Digitized by Google

ten, das Geistreiche der Zusammenstellung und das Ueberirdische der kleinen Kunstwelt.

Triangel, in der sogenannten türkischen Musik, eins der einfachsten Instrumente, ein Dreieck von Stahl, an dessen Basis unten verschiedene Ringe hängen, welche durch das Schlagen des Instrumentes mit einem stählernen Stäbchen in eine zitternde Bewegung kommen und daher tönen. S. übrigens Dreieck.

Triangularzahl, Trigonalzahl, eine Polygonalzahl, welche aus der Summe zweier oder mehrer Zahlen besteht, die in einer arithmetischen Progression fortgehen, wo der Unterschied der Glieder Eins ist. Z. B. bei der Progression 1, 2, 3, 4, 5, 6, sind die Triangularzahlen, 1, 3, 6, 10, 15, 21.

Trianguliren. Wenn der Feldmesser eine weit ausgedehnte Erdstrecke aufzunehmen hat, so muß er damit anheben, eine Anzahl von Haupt- oder Fixpunkten auf dieser Strecke zu bestimmen, die er als Winkelpunkte von Triangeln betrachtet, in welche also die Strecke zerlegt scheint. Diese Operation heißt das Trianguliren. Man wählt Triangel, wegen der Leichtigkeit, mit welcher sich bei denselben aus einigen gemessenen Bestimmungsstrecken die übrigen durch bloße Rechnung finden lassen, wie dieß im Artikel Trigonometrie angedeutet ist. (S. Messungen.)

Trianon (Groß- und Klein-), zwei königl. Lustschlösser in der Nähe von Versailles; ersteres liegt am Ende des versailler Parks, ist im orient. Style ein Stockwerk hoch erbaut und hat durch den von Außen häufig angebrachten bunten Marmor ein gefälliges Ansehen. Die das Schloß umgebenden Gärten sind vom berühmten Lenotre angelegt. — Kleintrianon, in dessen Nähe, besteht bloß in einem Pavillon röm. Architektur und hat einen schönen englischen Garten. Es war ein Lieblingsaufenthalt der unglücklichen Maria Antoinette, litt deßhalb in der Revolution vorzugsweise durch den wüthenden Pöbel, ward hierauf an einen Restaurateur verkauft, später aber von Napoleon zurückgenommen, und seiner Schwester, der Prinzessin Borghese, eingeräumt. Jetzt ist es wieder königliches Eigenthum.

Trias, s. Drei.

Tribonianus, ein berühmter Rechtsgelehrter unter der Regierung Kaiser Justinians, war aus Side in Pamphilien gebürtig, erwarb sich durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, besonders durch seine Kenntniß der Rechtswissenschaft, die Gunst jenes Kaisers und schwang sich zu den höchsten Staatsämtern empor. Er war Magister officiorum, Quaestor sacri palatii und Consul, aber seine Laster machten ihn verhaßt, und wegen eines Volksaufstandes wurde er 532 n. Chr. entsetzt, doch gelangte er bald wieder zu seinen vorigen Würden. Er war außerordentlich geizig und bestechlich. Durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse aber gewann er Justinians Vertrauen, der ihm und neun andern Rechtsgelehrten die Anfertigung der verschiedenen Sammlungen der Gesetze, die den größten Theil des justinianeischen Gesetzbuches (corpus juris civilis) ausmachen, übertrug. Er soll ein heimlicher Feind des Christenthums und dem Atheismus und der heidnischen Religion ergeben gewesen zu seyn, welches aber vielleicht bloß auf ungerechte Beschuldigungen seiner bigotten Zeitgenossen sich gründet. Er starb 545 nach Christi.

Tribunat, nach der Verfassung der franz. Republik vom 13. Dec.

Digitized by Google

1799, welche Bonaparte und Sieyes entworfen hatten, aber erst am 18. Febr. 1800 für angenommen erklärt wurde, bestand aus 100 Mitgliedern, welche 25 Jahr alt seyn mußten, jährlich zum fünften Theile von dem Senat (s. d.) aus den verdienstvollsten Bürgern erneuert wurden, und nach ihrem Austritt wieder wählbar waren. Das Tribunat berathschlagte über die Vorschläge zu den Gesetzen und entschied über die Annahme und Verwerfung derselben. Es schickte aus seiner Mitte drei Sprecher, durch welche die Beweggründe seines über jeden dieser Vorschläge erklärten Wunsches dem gesetzgebenden Körper vorgelegt, und von demselben vertheidigt wurden. Es zeigte dem Senat aber bloß Verstöße gegen die Constitution, die Verzeichnisse der Wählbaren und die Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers und der Regierung klagend an. Es theilte seine Wünsche mit wegen gemachter und zu machender Gesetze, wegen abzustellender Mißbräuche und wegen Verbesserungen in allen Theilen der Staatsverwaltung, nie aber wegen Civil- oder Criminalfälle, die bei den Gerichtshöfen anhängig waren. Diese seine mitgetheilten Wünsche verbanden aber keine öffentliche Gewalt, darüber zu berathschlagen. Die Tribunen waren nicht verantwortlich. Ihre Sitzungen waren öffentlich. Jeder hatte einen jährlichen Gehalt von 15.000 Franken. Insofern im Tribunat alle Gesetzvorschläge die Musterung passiren mußten und die besten Köpfe hier einen weiten Spielraum hatten, ihre Talente glänzen zu lassen, so war dieß Corps ein Schutzpfeiler der Freiheit und mußte seinem Zwecke um so mehr genügen, je mehr die größten Rednertalente und freisinnigsten Männer — wir nennen Lucian Bonaparte, Carnot, Benj. Constant — in demselben mit einander wetteiferten. Allein Bonaparte wußte die besten Köpfe zu entfernen, als 1803 in die Stellen des austretenden Fünftheils nachgiebigere Männer erwählt wurden. Nun ging vom Tribunat (30. April 1804) der Antrag aus, den ersten Consul zum Erbkaiser Frankreichs zu erheben; alle Tribunen unterzeichneten — den einzigen Carnot ausgenommen, in dessen kraftvoller Rede wir die letzten Zeichen des republikan. Charakters des Tribunats finden. — Vom Jahr 1805 an bestand das Tribunat bloß aus 50 Mitgliedern, die alle drei Jahre erneuert wurden. Nach dem Senatsconsult vom 18. Mai 1804 wurden die Generalversammlungen des Tribunats aufgehoben, und bloß die drei Sectionen, der Gesetzgebung, des Innern und der Finanzen blieben. Sie verhandelten zwar noch über vom Staatsrath ihnen vorgelegten Gesetze; doch konnte der Kaiser ein von den Tribunen verworfenes Gesetz als Gesetz bekannt machen. Seitdem verstummte das Tribunat ganz, und ward endlich von Napoleon am 19. Aug. 1807 aufgehoben.

Tribunen, bei den Römern ursprünglich der Vorsteher einer Tribus (s. d.); dann im Allgemeinen eine öffentliche Person, ein Vorsteher. Es gab 1) Kriegstribunen (tribuni militares), Befehlshaber einer Abtheilung der Legion, gewöhnlich aus 1000 Mann bestehend. — 2) Tribunen des öffentlichen Schatzes, Gehülfen des Questors, von welchem sie das Geld aus dem Schatze zum Austheilen an die Soldaten u. s. w. erhielten. 3) Volkstribunen; nach Niebuhr eine Einrichtung welche ganz eigenthümlich, gefährlich nur wie große Geisteskräfte und Lebensfülle, die Majestät und das Reich der römische Nation verbreitete und die Republik vor Revolutionen und Tyrannei bewahrte. Die Veranlassung dergleichen Tribunen anzuordnen, gab bald nach der Einführung der freien Verfassung unter den Consuln die Auswanderung der Plebejer,

die sich von den Patriziern gedrückt und hart behandelt sahen, auf den heiligen Berg, des Vorhabens, für sich allein eine eigene Stadt zu gründen. Ihre ruhige Entschlossenheit vermochte die Patrizier zum Nachgeben, und den Plebejern wurde die Ernennung eigener Vorsteher (oder Vertreter) aus ihrer Mitte bewilligt, deren Person heilig und deren Veto zur Entkräftung der Senatsbeschlüsse, durch welche sie das Wohl des Volkes gefährdet glaubten, vollgültig wäre. So waren also die Plebejer gegen den Mißbrauch der consularischen Gewalt gesichert. Wegen der Eigenschaft des Schirmvogts stand das Haus des Tribunen Nacht und Tag offen für Jeden, der um Hülfe rief, und diese konnte er auch gegen Jeden, wer es auch war, ertheilen, gegen Gewalt und Verunglimpfung durch den Einzelnen, wie gegen die Obrigkeit. Wenn sie zur Gemeinde redeten, durften sie nicht gehindert und unterbrochen werden. Im 7. Jahrh. der Stadt waren sie im höchsten Maß Magistrate der Nation: während der beiden ersten ihres Daseyns ebenso entschieden nur plebejische; doch dieses auch unstreitbar; nur keine regierende und verwaltende. Sie genossen auch keine der äußern Auszeichnungen, die mit der obrigkeitlichen Würde verbunden waren. Indessen gab das Volkstribunat oft Veranlassungen zu heftigen Streitigkeiten und Unruhen, vorzüglich da nicht selten Parteisucht und Leidenschaft dabei thätig waren. Zuerst wurden nur 2, darauf 5 und 36 Jahre nach der ersten Ernennung 10 Tribunen, aus jeder Volksclasse, die Proletarier ausgenommen, zwei, alljährig gewählt.

Tribus. Jede Nation des Alterthums hatte ihre angeerbte und eigenthümliche Eintheilung in Stämme, sey es durch drei oder vier, oder eine andere Zahl. Bestand in ihr, oder in einem Theil derselben, keine Verschiedenheit der Bürger, und lebten diese nicht durch den Mittelpunkt einer Stadt vereinigt, sondern in Ortschaften vertheilt, so waren diese nach der Grundzahl geordnet. Als die Städte Roma und Quirinum, beide aneinander grenzend, sich von den Sabinern schieden und einen selbständigen Staat einrichteten, bilden sie sich in drei Stämme, nach der Zahl Tribus genannt; zum dritten wurde das unterthänige Lucerum. Jede derselben hatte einen Vorsteher, Tribunus, und war in 10 Curien getheilt. Diese Einrichtung schreibt die röm. Sagengeschichte dem Romulus zu. Unter Servius Tullius um einen Bezirk vermehrt, ward doch die Benennung Tribus beibehalten. Zu diesen 4 tribus urbanae kamen noch die tribus rusticae, in welche unter Servius Tullius die Landbewohner getheilt wurden und deren Zahl nach und nach auf 31 stieg, sodaß die Gesammtzahl 35 betrug.

Tribut, bei den Römern eine nach den Bedürfnissen veränderliche, nach dem Tausend des Capitals bestimmte Abgabe, aber keine dem Einkommen des steuerbaren Standes (Tribus) irgend entsprechende Vermögenssteuer. Es war directe Besteuerung der Gegenstände ohne einige Rücksicht auf den Ertrag, wie eine Grund- und Häusersteuer; ja diese machte den wesentlichsten Theil derselben aus, nur allgemein im Census versteckt; sie muß besonders drückend gewesen seyn durch ihre Veränderlichkeit. Auch traf sie nur die Assidui. Die Proletarier mußten ihre Habe nur anmelden. Von dem Tributum nach dem Census war unterschieden der Tributum im capita, nach Niebuhr das Schutzgeld, welches jeder Einwohner zahlte, die einzeln bestimmten Steuern der Aerarier und der Ritterpferde umfassend. — Tribut bezeichnet jetzt die Abgaben,

Digitized by Google

welche unterjochte Völker an den Sieger entrichten müssen. — Im figürlichen Sinne sagt man Tribut der Ehre, der Dankbarkeit ꝛc.

Tridentinisches Concilium, die jüngste allgemeine Kirchenversammlung der katholischen Kirche. Gemäßigte Katholiken, welche die Mißbräuche, die sich in die Kirche geschlichen hatten, nicht verkannten, sie aber nicht auf eine stürmische Weise durch gewaltsame Reformationen beseitigt sehen wollten, drangen, nach Entstehung des Protestantismus, von allen Seiten auf eine allgemeine Synode, auf der die Kirche sich selbst reformiren sollte. Auf diese Weise hofften sie die Spaltungen und Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten aufgehoben zu sehen. Kaiser Karl V., auf der einen Seite von Soliman II. furchtbarer Macht gedrängt, auf der andern von dem ehrgeizigen Frankenkönig Franz I. stets mit Fehde überzogen, mußte gleich ungern den innern Kampf Deutschlands betrachten und auch ihm mußte ein allgemeines Concilium als das beste Mittel erscheinen, um die Gemüther zu beruhigen. Deßhalb ward endlich vom Papst Paul III. eine allgemeines Concilium nach Mantua (27. Mai 1537) ausgeschrieben, und auch die Protestanten zur Theilnahme an derselben eingeladen. Aber diese wiesen die gemachten Anträge von sich; sie hätten, sagten sie, ein freies, frommes und christliches Concilium verlangt, d. h. eine Versammlung, auf der nicht nur Jeder seine Meinung frei vortragen könne, sondern auch weder der Papst, noch seine ihm mit Eid und Pflicht ergebenen Anhänger in eigner Sache Richter sehn dürften. Wegen der nicht zu bewilligenden Bedingungen des Herzogs von Mantua wurde Vicenza dazu den 1. Mai 1538 bestimmt, worauf, weil dahin keine Prälaten kamen, wieder Aufschub, erst bis Ostern 1539, und, da weder Frankreich noch Deutschland den Ort genehmigten, gar auf unbestimmte Zeit folgte. Paul setzte es aufs Neue zum 1. Nov. 1542 nach der deutschen Stadt Trient an, aber ein neuer Krieg des Kaisers mit Frankreich gab Veranlassung zu abermaligen Verschiebung auf gelegenere Zeit. Diese glaubte der Papst mitten unter Karls Rüstungen gegen die verbündeten protestantischen Reichsstände gefunden zu haben, und schrieb das Concilium zum 15. März 1545 aus. Die Cardinäle Del Monte, Cervino della Croce und Polus langten zur rechten Zeit als präsidirende Legaten zu Trient an. Am 13. Dec. wurde das Concilium feierlich eröffnet. Singend den Hymnus „Komm Schöpfer Geist!“ zogen 4 Ordensgenerale, dann die Kanoniker, Aebte, Doctoren, hierauf die (25) Bischöfe und Legaten, endlich die Gesandten des römischen Königs Ferdinand ꝛc. nach der Domkirche, wo der erste päpstl. Legat, Cardinal Del Monte, die Messe las. Nach Beendigung derselben befragte er die anwesenden Väter: „Ist es Euch, zum Lobe und zur Verherrlichung der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, zum Wachsthum und zur Erhöhung des Glaubens und der heiligen Religion, zur Ausrottung der Irrlehren, zum Frieden und Einigung der Kirche, zur Verbesserung des christlichen Clerus und Volkes, zur Unterdrückung und Zernichtung der Feinde des christlichen Namens, gefällig, zu beschließen und zu erklären, daß das heilige und allgemeine Concilium von Trient anfange und angefangen habe?“ Sie antworteten: „Es ist gefällig.“ Hierauf ward die nächste Sitzung auf den 2. Januar des Jahres 1546 festgesetzt. Es pflegten jeder Session Conferenzen und Generalcongregationen voranzugehen, deren erstere die Decrete vorbereiten,

Digitized by Google

letztere sie abfassen, die Sessionen aber dieselben feierlich publiciren sollten. Obgleich aber nun die Synode eröffnet war, so gab es doch manche Schwierigkeiten zu überwinden; und diese Schwierigkeiten hatten ihren Grund theils in der Renitenz gegen jedes heilsame Verbesserungswerk, theils auch in dem Bestreben, den ruhigen und freien Entwicklungsgang des Conciliums zu stören. Selbst Kaiser Karl, dem nichts so sehr als die Zusammenberufung einer allgemeinen Synode am Herzen lag, zeigte gleich am Beginne derselben seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten, indem er vor Allem darauf antrug, daß das Concilium sich mehr mit Herstellung der Kirchenzucht und der christlichen Sitten, als mit Untersuchung der Glaubenssätze beschäftigen sollte. Dagegen verlangten die römischen Legaten, man sollte zuerst, nach der Gewohnheit der ältern Kirchenversammlungen, die Glaubenslehren ins Reine bringen, und dann erst zur Reformation übergehen. Da ward in der 3. Session (4. Febr. 1546) entschieden, mit den Glaubens- und mit den Disciplinargegenständen zugleich voranzuschreiten. Wirklich war dieses der beste Weg, und dem Bedürfnisse der Zeit am meisten angemessen; auch rettete er des Conciliums freien und ungestörter Gang. In der nämlichen Sitzung wurde das (nicänische) Glaubenssymbolum, als „jener Grundanfang, in welchem Alle, die sich zum Glauben Christi bekennen, nothwendig übereinstimmen, und als die feste und einzige Grundlage, welche die Pforten der Hölle nie überwältigen werden", öffentlich abgelesen. Gleich am Anfange des Conciliums zu Trient wurden auch die Protestanten unter Zusicherung eines sichern Geleites zu demselben eingeladen. Diese fühlten aber keine Neigung, zu erscheinen, und weigerten sich Antheil daran zu nehmen. Melanchthon machte in einer Schrift vom J. 1546 die Gründe dieser Weigerung bekannt. Sie hießen: „1) Gott müsse man mehr gehorchen, als den Menschen; die Protestanten bleiben daher bei der in den Grundartikeln klaren heiligen Schrift. 2) Der Papst könne keine Kirchenversammlung zusammen berufen, und noch weniger Richter seyn in seiner eigenen Sache. 3) Man könne die päpstlichen Decrete, die widernatürlichen Schriftauslegungen alter Scribenten und die Theologie des Thomas von Aquin, nach welcher zu Trient entschieden werde, nicht als Richtschnur annehmen. 4) Der Protestantismus sey schon durch das Urtheil vieler tausend Christen gerechtfertigt; die Protestanten brauchen daher keinen Richter mehr. 5) Es sey das trienter Concilium kein allgemeines, weil die Laien davon ausgeschlossen seyen. 6) Auch sey der Ort mehr italienisch, als deutsch, folglich gefährlich. 7) Ebenso sey das ertheilte sichere Geleit verdächtig, indem der Papst leicht den Grundsatz geltend machen könnte, daß man Ketzern kein Wort halten dürfe. Endlich 8) lasse sich nichts Gutes von den dortigen Bischöfen erwarten, die von der göttlichen Lehre so wenig wissen, als die Maulesel, worauf sie reiten". In der 4. Sitzung des Conciliums, am 8. April 1546, wo schon 5 Erzbischöfe und 48 Bischöfe gegenwärtig waren, kam es zu 2 Decreten, worin die Aufnahme der Apokryphen in den Kanon der heil. Schrift vorausgesetzt, die Tradition (s. d.) ihr als Erkenntnißquelle der Religion gleichgestellt, die unter dem Namen bekannte lat. Bibelübersetzung für authentisch, und die Kirche für die einzige rechtmäßige Auslegerin derselben erklärt wurde. Sowohl aus diesen, als aus den Decreten der 5., 6. und 7. Sitzung (17. Juni 1556, 13. Jan. und 3. März 547) über die Lehren von der Erbsünde, Rechtfertigung und der 7 Sa-

Digitized by Google

cramenten war zu erkennen, daß das Concilium die Absicht hatte, den Katholicismus in möglichst scharfem Gegensatze gegen die Lehre der Protestanten aufzustellen. Jedem dieser Decrete wurden mehre Kanones, d. h. Bannflüche gegen Andersiehrende, beigefügt. Zugleich ließen die Väter mit den Glaubensbestimmungen dieser 3 Sitzungen Reformationsdecrete verbinden, wodurch das Predigtwesen und die Verwaltung der geistlichen Aemter, vom bischöfl. abwärts, zweckmäßiger geordnet wurden. Der einbrechenden Pest wegen ward durch einen in der 8. Sitzung am 11. März 1547 gefaßten Beschluß das Concilium nach Bologna, also auf das päpstliche Gebiet versetzt. Der feierliche Widerspruch des Kaisers gegen diesen Schritt nöthigte 18 Bischöfe aus seinen Staaten, bei dem Bischof und Herrn von Trient, Cardinal Madruzzi, in dieser Stadt zurückzubleiben, während die Legaten mit 6 Erzbischöfen, 32 Bischöfen und 4. Ordensgeneralen in der 9. und 10. Sitzung am 21. April und 2. Juni zu Bologna sich begnügten, wiederholte Vertagungsdecrete zu erlassen, ohne weiter Etwas über die Gegenstände des Conciliums zu entscheiden. Die Scheinsynode zu Trient hielt inzwischen keine Sitzungen, und da der Kaiser sich standhaft weigerte, die Versammlung zu Bologna als ein Concilium anzuerkennen, auch die daselbst befindlichen Bischöfe nach und nach abreisten, sprach der Papst endlich in einer Bulle vom 17. Sept. 1549 die Aussetzung des Conciliums aus. Er starb bald darauf, und nun folgte ihm 1550 eben der Cardinal del Monte, u. d. N. Julius III. Sowohl die Aufforderung des Kaisers, als sein eigener im Conclave geleisteter Schwur bestimmten ihn, die Kirchenversammlung wieder aufzunehmen. Er ernannte den Cardinal Crescentio zu seinen Legaten und Präsidenten des Concils, das am 1. Mai 1551 wieder zu Trient mit der 11. Sitzung eröffnet wurde. Die 2. Periode desselben begann, wegen der geringen Anzahl von gegenwärtigen Prälaten, eben nicht glänzend, und auch nachdem, vom Kaiser bewogen, die deutschen Erzbischöfe, nebst mehren spanischen, italienischen und deutschen Bischöfen, im Ganzen 64 Prälaten, angelangt waren, konnte, weil es an Theologen fehlte, bei der 12. Sitzung (5. Sept. 1551) nur der Gegenstand künftiger Verhandlungen entschieden werden. Frankreich hielt seine Bischöfe, wie in der 1. Periode des Conciliums, davon zurück, und legte in dieser Sitzung durch den Gesandten Jak. Amyot, wegen der zwischen dem König Heinrich und dem Papste damals obwaltenden politischen Spannung, einen feierlichen Widerspruch gegen die Fortsetzung desselben ein. — Nichtsdestoweniger schritten die Väter wieder zum Werke. Diese Wiedereröffnung erweckte in Karln neue Hoffnung, daß auf diesem Wege eine Aussöhnung der Protestanten mit der Kirche erreicht werden möchte. Schon auf dem neuen Reichstage zu Augsburg 1550 hatte er daher an die Protestanten das wiederholte Begehren gestellt, auf dem erneuerten Concilium zu erscheinen. Wirklich kamen von ihrer Seite Botschafter dahin, namentlich vom Kurfürsten von Brandenburg, vom Kurfürsten von Sachsen, vom Herzog von Würtemberg, und von mehren Reichsständen. Allein schon ihre vorläufigen Forderungen — sie verlangten unter anderm die wiederholte Untersuchung der bereits entschiedenen Lehren, und zwar bloß nach der heil. Schrift, mit Ausschließung der Tradition und der Entscheidungen der frühern allgemeinen Concilien, also die Umstoßung des ganzen katholischen Lehrbegriffs — konnten unmöglich genehmigt werden, und so war an eine Einigung nicht zu denken.

Digitized by Google

Die als päpstl. Theologen angelangten Jesuiten, Lainez und Salmeron, hatten entscheidenden Einfluß auf die Decrete, die nun, mit Beseitigung scholastischer Spitzfindigkeiten, kurz und bündig über das Abendmahl, die Buße und die letzte Oelung abgefaßt, und ersteres mit 11 Kanones in der 13. Sitzung (11. Oct.), letztere beide mit 19 Kanones in der 14. (am 15. Nov.) publicirt wurden. Man fügte ihnen 2 Reformationsdecrete über die Gerichtsbarkeit der Bischöfe hinzu, worin die Grenzen der bischöflichen Macht und die Fälle zulässiger Appellationen an den Papst bestimmt, Eingriffe in fremde Sprengel und Mißbräuche im Gebrauche des Patronatrechts und in der Kleidung der Geistlichen untersagt, und die bevorrechteten geistlichen Körperschaften, Universitäten, Klöster, Spitäler ꝛc. von der bischöflichen Gerichtsbarkeit ausgenommen wurden. Wegen des unerwarteten Feldzugs des Kurfürsten Moritz, der den Kaiser in die Flucht und das Concilium auseinanderjagte, beschloß letzteres in der 16. Sitzung (28. April) seine Aussetzung auf 2 Jahre. — Unter diesen für das Ansehen des Papstes höchst mißlichen Umständen kam nicht nur der passauer Vertrag und der augsburger Religionsfrieden zu Stande, sondern 2 kathol. Fürsten, der römische König Ferdinand und der Herzog von Baiern, wagten es auch, die ihnen vom Concilium versagte Erlaubniß des Kelchs für ihre evangel. Unterthanen auf eigne Hand zu ertheilen. In Frankreich schien die wachsende Macht der Protestanten ähnliche und größere Begünstigungen erzwingen zu wollen. Pius IV. sah sich daher genöthigt, 1560 und 1561 neue Einladungen zur Fortsetzung der allgemeinen Kirchenversammlung ausgehen zu lassen, die nun nach 10jährigem Stillstande, von 6 Legaten des Papstes, unter denen der Cardinal, Prinz Hercules Gonzaga v. Mantua, der vorsitzende war, mit 112 Bischöfen, 4 Aebten und 4 Ordensgeneralen durch die 17. Sitzung (18. Jan. 1562) wieder eröffnet wurde. Die Decrete dieser Sitzung betrafen nur die Lebensordnung der versammelten Väter und das Vorrecht der Legaten, allein Vorschläge zu machen. In der 18. Sitzung (26. Febr.) wurde bloß ein Decret wegen Abfassung des Index der verbotenen Bücher publicirt, in der 19. (4. Mai) und der 20. (14. Juni) aber wiederholter Aufschub der Publication neuer Decrete beschlossen. Endlich kamen die Decrete von der Abendmahlsfeier und vom Meßopfer, wobei vorbereitende Erklärungen in den Landessprachen erlaubt, aber die Laien mit ihrem Verlangen nach dem Abendmahlskelch an den Papst verwiesen wurden, in der 21. und 22. Sitzung (16. Juli und 17. Sept. 1562) zu Stande. Zu den bei diesen Sitzungen außer den Gesandten der kathol. Höfe gegenwärtigen 230 Prälaten fand sich am 13. Nov. noch der Cardinal von Lothringen mit 14 Bischöfen, 3 Aebten und 18 Theologen aus Frankreich ein. — Der allgemein geachtete, redliche Gonzaga, starb am 2. März 1563, und an seiner Stelle präsidirten nun die neuen Legaten, Moroni und Stavageri. Das Decret von der Priesterweihe und Hierarchie erhielt bei der 23. Sitzung (15. Juli 1563) mit 8 Kanones öffentliche Bestätigung. Bei der 24. Sitzung (11. Nov.) kam das Decret vom Sacrament der Ehe mit 12 Kanones, worin der Cölibat der Geistlichen geboten war, und bei der 25. und letzten (3. und 4. Dec.) die Decrete vom Fegfeuer, Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, den Klostergelübden, Ablaß, Fasten, Speiseverbot und Verzeichniß der verbotenen Bücher, welches nebst der Abfassung eines Katechismus und Breviers dem Papste überlassen ward, zu Stande. In den bei diesen 5 letzten Sitzungen

Digitized by Google

publicirten Reformationsdecreten war besonders für die Abschaffung der bisherigen Mißbräuche bei der Ertheilung und Verwaltung geistlicher Aemter und Pfründen gesorgt, und das nützlichste die Vorschrift, Seminarien zur Bildung der Geistlichkeit anzulegen, und die Ordinanden zu prüfen. Nachdem in der letzten Sitzung die Regenten im Namen Gottes aufgefordert worden, für allgemeine Annahme und Beobachtung der Schlüsse der Kirchenversammlung Sorge zu tragen, und selber das Beispiel einer treuen Beobachtung zu geben, wurden noch einmal alle unter den Päpsten Paul III. und Julius III. verfaßten Decrete vorgelesen. Sofort erklärten die versammelten Väter auf die Anfrage des Secretairs, daß das Concilium beendiget sey, und die Legaten in ihrem Namen die Confirmation aller Decrete vom Papste begehren sollten. Nach diesem ertheilte der erste Legat, Cardinal Moronus, der Versammlung den Segen, und sprach dann: „Nachdem ihr Gott Dank gesagt habet, ehrwürdigste Väter, gehet hin in Frieden!" Sie antworteten: „Amen!" Hierauf unterzeichneten alle Väter, 255 an der Zahl, die Acten der Synode, nämlich 4 Legaten, 2 andere Cardinäle, 25 Erzbischöfe, 168 Bischöfe, 7 Aebte, 17 Ordensgenerale und 39 Procuratoren. Schon am 26. Jan. 1564 bestätigte Papst Pius IV. die Beschlüsse des Conciliums. Zur Erläuterung und Auslegung der Beschlüsse dieses Conciliums setzte Sixtus V. 1588 einen Rath von Cardinälen nieder, dessen Fortdauer auch seine Nachfolger nöthig gefunden haben. — „Das ökumenische Concilium von Trient ist unstreitig die wichtigste und segenreichste Begebenheit in der neuern Geschichte der katholischen Kirche. Wir verdanken demselben eine Reihe vortrefflicher Verordnungen und wohlthätiger Einrichtungen, durch welche die verfallene kirchliche Disciplin hergestellt, viele Mißbräuche aufgehoben, und eine bessere Ordnung im Klerus eingeführt wurde; und noch weit größer wäre der Segen geworden, den diese gotterleuchtete Synode verbreitete, wenn ihre Vorschriften allgemeiner angenommen und sorgfältiger besorgt worden wären. Die Glaubensentscheidungen sind mit bewundernswürdiger Klarheit, Präcision und Weltweisheit abgefaßt; die Katholiken wurden dadurch in ihrem Glauben befestiget; und wenn es der Synode nicht gelang, die Abgefallenen zum Glauben und zu der Kirche zurückzuführen, so theilt sie dieses Schicksal mit allen frühern Synoden. Die Kirche hatte auch von jeher bei Veranstaltung ökumenischer Versammlungen nicht sowohl die Absicht, die Häretiker zur Wahrheit zu bekehren, als vielmehr, dem Irrthume klar und bestimmt die Wahrheit entgegen zu setzen, und die treugebliebenen Glieder durch die Vorhaltung einer von der höchsten, untrüglichen Autorität gegebenen Entscheidung gegen Verführung zu sichern. Dieß hatte das trienter Concilium vollständig geleistet; und da die hier versammelten Väter nichts Anderes thaten, als daß sie von Dem, was zu allen Zeiten in der Kirche geglaubt worden und noch gegenwärtig aller Orten geglaubt wurde, Zeugniß ablegten, und die neu aufgekommenen Irrlehren verdammten: so wurden auch ihre dogmatischen Entscheidungen sogleich und ohne den geringsten Widerstand in der ganzen katholischen Christenheit angenommen; wo sich ein Anstand erhob, da betraf dieser nur die Disciplinardecrete. Auch durch die große Anzahl ausgezeichneter Mitglieder ist diese Synode vor vielen andern merkwürdig. Unter den Prälaten waren die Cardinäle Reginald Polus, Erzbischof von Canterbury, Stanislaus Hosius,

Digitized by Google

Bischof von Ermeland, Karl Borromäus, Erzbischof von Mailand, dann Antonius Augustinus, Bischof von Lerida und nachher Erzbischof von Tarragona, Bartholomäus de Martyribus, Erzbischof von Braga, Bartholomäus Carranza, Erzbischof von Toledo, Thomas Campegius, Bischof von Feltri, Ludwig Lippomani, Bischof von Verona, Johann Franz Commendon, Bischof von Zakynth und nachher Cardinal, Zierden ihres Jahrhunderts; und unter den 150 Theologen, welche allmälig auf dem Concilium erschienen, standen weit die meisten in dem verdienten Rufe tiefer und gründlicher Gelehrsamkeit. Die Vorwürfe, welche man dem Concilium gemacht hat, sind theils ungegründet, theils sogar unsinnig; ja sie heben sich durch den Widerspruch, indem sie mit einander stehen, von selbst auf. So wurde es von Einigen beschuldiget, daß es zu viel, von Andern, daß es zu wenig entschieden habe; die Einen tadelten seinen langsamen, schleppenden Gang, die Andern warfen ihm vor, daß es sich in seinen Entscheidungen übereilt habe. Die Wahrheit ist, daß die Väter von Trient ihre Beschlüsse mit bewundernswürdiger Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Umsicht abgewogen und ausgearbeitet, und daß sie sehr wohl verstanden haben, die Streitfragen und Bestimmungen der Schule von dem Wesentlichen des Dogma zu sondern, in jenen auch fernerhin Freiheit zu gestatten, dieses aber als unumstößliche Glaubensnorm durch genaue, unzweideutige Entscheidungen zu bestätigen". S. Döllinger's Fortsetzung des „Handbuchs des christl. Kirchengeschichte" von J. N. Hortig (des ganzen Werkes 2. Bd. 2. Abth., Landsh. 1828 S. 714.)

Trieb wird gewöhnlich bestimmt als der innere Grund gewisser in einem Wesen sich äußernder Wirkungen. Nach diesem Begriff unterscheidet man organische Triebe, z. B. Bildungstrieb der Pflanze, und insbesondere animalische Triebe, die in dem Begriffe des Instincts sich verbinden, welchen Kant bestimmt als die innere Nöthigung des Begehrungsvermögens zur Besitznahme eines Gegenstandes, ehe man ihn noch kennt. Die natürlichen Wirkungen lebendiger Wesen werden nämlich nicht durch die Erkenntniß ihres Gegenstandes und Zweckes. Man hat nun auch den Menschen solche Triebe beigelegt, und die rein thierischen zum Unterschiede von denselben blinde Triebe genannt, weil selbst die Handlungen, welche der Mensch als animalisches Wesen verrichtet, durch Willkür bestimmbar sind. Man nimmt auch beim Menschen solche Triebe in ihrer vollen Lebendigkeit, nur auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung, wahr. Hierher gehören: der Trieb nach Erhaltung oder nach Nahrungsmitteln, Trieb nach freier Körperbewegung und freiem Athmen, thierischer Schauer, Ekel, Gesellschaftstrieb. Alle die hier genannten Richtungen des Begehrens haben in der Einrichtung des Organismus ihren Grund. Dagegen hat man nun auch geistige Triebe im engern Sinne angenommen, wobei man die dürre Nöthigung, die das Wesentliche des Triebes ausmacht, ganz aus dem Geschlechte verloren hat, und eigentlich nur die durch die Verhältnisse des Menschen gesetzten Zwecke des Begehrens als allgemeine Bestrebungen bezeichnet, obgleich der Trieb etwas ganz Individuelles seyn sollte. Hierher gehört die Erfindung eines Erweiterungstriebes, Vollendungstriebes, Glückseligkeitstriebes, Geselligkeitstriebes, Vorahnungstriebes. Kann man aber ein Streben dennoch unterdrücken, oder hat es keinen concreten Gegenstand, so ist es kein Trieb. Die Annahme der ursprünglichen Triebe der menschlichen Seele scheint daher auf einer erschleichenden Uebertragung des Physischen

auf das Geistige zu beruhen. Oft aber wird auch Trieb das Treibende, oder Das, was uns von Innen antreibt, d. i. lebhaft bewegt und zum Handeln bestimmt (besonders das dunkle Gefühl), genannt.

Trient (ital. Trento, lat. Tridentum), die düstere und unansehnlich gebaute Hauptstadt des gleichnamigen Kreises der östreich. Grafschaft Tirol, liegt in einem von hohen, mit vielen Landhäusern und Weinstöcken besetzten Bergen umgebenen Thale, an der hier bereits schiffbaren Etsch, über welche eine hölzerne Brücke führt. Sie hat 780 Häuser, ungleiche und schmutzige Straßen, einen großen Platz mit marmornem Springbrunnen, 10.000 größtentheils ital. Einw., welche wichtige Seidenmanufacturen und starken Handel mit Weinen, Taback ꝛc. unterhalten. Die Kathedrale ist sehenswerth, und in der Kirche Santa-Maria ist ein zwar merkwürdiges, aber nicht kunstreiches Gemälde, mit vielen Portraits der vorzüglichsten Mitglieder der hier gehaltenen berühmten Generalsynode. Der bischöfl. Pallast ist ein altes Gebäude, hat aber schöne Gartenanlagen. Das hiesige Lyceum besteht aus einem Director und 12 Professoren für Philosophie und Theologie. — Das ehemalige Hochstift Trient, nebst der Stadt noch ein bedeutendes Gebiet umfassend, dessen Bischof deutscher Reichsfürst war, kam 1803 als erbliches Fürstenthum an Oestreich und wurde mit Tirol vereinigt, mit welchem es nachher einerlei Schicksal gehabt hat und 1814 wieder unter östreich. Herrschaft gelangte. Der gewesene Kanzler des Fürstenthums Trient, Franc. Vigil. Barbacovi, gab in seinem 86. J. und blind „Memorie storiche della città e del territorio di Trento“ (1821) heraus.

Trier (lat. Trevisi, von einem gallischen Volksstamme, der in dieser Gegend wohnte; franz. Trevès). Diese alte, in der Geschichte so merkwürdige Stadt liegt in einem sehr schönen von der Mosel durchströmten Thale. Man hält sie für eine der ältesten Städte Europas. Als die Römer in Gallien und bis an den Rhein vordrangen, war sie schon eine mit schönen Gebäuden prangende Stadt, und das Volk der Trierer hatte bereits eine gewisse Cultur. Sie wurde Hauptort des ersten Belgiens, war oft der Aufenthalt römischer Kaiser und wurde bei der großen Reichseintheilung Konstantins d. Gr. der Sitz des prätorian. Präfecten Galliens (Gallien, Spanien, röm. Britannien umfassend). Römische Gesetze wurden von da aus erlassen, kaiserliche Münzen daselbst geschlagen. Die Franken bemächtigten sich des Landes, und Zerstörung bezeichnete die ersten Schritte der neuen Eroberer. Nachdem ihre Herrschaft begründet war, wurde Trier dem austrasischen Reiche einverleibt; manche Könige, wie Theodorich, Theodebert, Clotar und Siegbert, wählten Trier zu ihrem Hoflager, und durch sie erhielt die Stadt eine Menge von Rechten und Freiheiten. Später kam sie bald unter die Botmäßigkeit der Deutschen, bald der Franken, bis Kaiser Otto sie auf immer mit dem Reiche vereinigte. Häufig war auch der Kampf zwischen den Bürgern und den Bischöfen, aber die Bürger drangen durch; sie durften sich in Zünfte bilden und ihre obrigkeitlichen Personen selbst wählen. So entstand für Trier eine eigenthümliche Verfassung, welche sich bis zur Vereinigung mit Frankreich erhalten. — Die Stadt liegt am rechten Moselufer, ist eine halbe Stunde lang, aber im Innern liegen viele große Gärten. Die Straßen sind zum Theil regelmäßig und breit, und man sieht manches herrliche Gebäude. Gegenwärtig zählt Trier über 17.600 Einw. in 1200 Häusern. Vormals war hier der Sitz der geistlichen und welt-

Digitized by Google

lichen Gerichtshöfe des Kurfürſtenthums Trier, eines Domcapitels, eines biſchöfl. Seminars und einer Univerſität. Sehenswürdig ſind unter den Gebäuden: die alte kurfürſtliche Reſidenz, jetzt eine Kaſerne; die ſchöne Liebfrauenkirche, eins der herrlichſten Werke deutſcher Architektur; die Porta nigra oder das Schwarzethor, ein herrliches architektoniſches Denkmal aus der belgiſch-galliſchen Periode der Trevirer, 1035 in eine dem heil. Simeon geweihte Kirche verwandelt, gegenwärtig von allen ſpätern Verunſtaltungen gereinigt und in ſeiner alten Form wieder hergeſtellt; die Kathedralkirche St.-Peter, auf dem höchſten Punkt der Stadt, hat ſchöne Altäre und eine Gallerie von Marmor. Von architektoniſchen Alterthümern ſind ferner zu bemerken: die 690 Fuß lange und 24 breite Moſelbrücke, ganz von Lavaquadern, deren Pfeiler noch aus der galliſch-belgiſchen Periode ſind; das röm. Amphitheater, dicht unter dem Marsberg, iſt gleichſam in die Berge eingeſchnitten, wahrſcheinlich erſt ſeit dem 13. Jahrh. eine Ruine, jetzt wieder ausgegraben und gereinigt; die anſehnlichen Ruinen des Konſtantiniſchen Pallaſtes; die Thermen, in der Nähe des Kreuzberges, nun wieder ausgegraben, gehören zu den herrlichſten Ueberreſten des röm. Alterthums in Europa. Trier kam durch den Frieden von Luneville (1801) mit dem größten Theile des Landes an Frankreich, gehört aber, ſeit dem pariſer Frieden, zu der preuß. Rheinprovinz, und iſt der Hauptort eines dritten Regierungsbezirkes dieſer Provinz, und der Sitz der Regierung, eines Biſchofs (unter der Metropole Köln) mit ſeinem Domcapitel; ſie hat ein Seminar, ein Gymnaſium mit einer 70.000 Bde. ſtarken Bibliothek, eine Geſellſchaft Gelehrter, die einige wiſſenſchaftliche und antiquariſche Sammlungen angelegt haben; mehre Wohlthätigkeitsanſtalten und milde Stiftungen. Handel und Induſtrie ſind unbedeutend. — Das ehemalige Bisthum Trier, welches 327 zu einem Erzbisthum erhoben worden ſeyn ſoll, war das älteſte in Deutſchland. Der Kurfürſt von Trier war der zweite im Range und führte den Titel eines Erzkanzlers des heil. röm. Reichs durch Gallien und Arelat; ſeine gewöhnliche Reſidenz war Koblenz. Der letzte Kurfürſt war Clemens Wenceslaus (ſ. d.). — Vgl. Th. v. Haupt's hiſtor. topograph. Gemälde: „Triers Vergangenheit und Gegenwart" (Trier 1822, 2 Thle.) und „Beſchreibung der Alterthümer in Trier und deſſen Umgebungen ꝛc." (mit 28 Kpfrn. von K. F. Quednow, Bonn 1820, 2 Thle.).

Trieſt (ital. Trieste, lat. Triestum), Hauptſtadt des gleichnamigen Guberniums im Königreich Illyrien, 1818 mit dem Beinamen der allergetreueſten Stadt vom Kaiſer beehrt, am trieſter Buſen des adriatiſchen Meeres, der erſte und wichtigſte Handelsort der öſtreich. Monarchie, ſeit 1719 durch Kaiſer Karl VI. ein Freihafen. Sie beſteht aus der am Abhange eines Berges liegenden Altſtadt mit vielen engen und ſchmutzigen Gaſſen; der bis ans Meer ſich erſtreckenden neuen Thereſienſtadt, ſchön und regelmäßig in Geſtalt eines Vierecks erbaut, mit vielen großen und prächtigen Häuſern, anſehnlichen Plätzen, breiten Straßen und mehren aus dem Meere geleiteten Canälen; endlich aus der neuangelegten Joſephs- und Franzenſtadt. Hoch über die Altſtadt liegt das Caſtell. Auf dem ſchönen Hauptplatze, von trefflichen Gebäuden umgeben, ſteht auf einem Brunnen eine Karl VI. zu Ehren errichtete Säule. Unter den 30 andern öffentlichen Plätzen zeichnen ſich der Thereſien- und der

Digitized by Google

Josephsplatz in der Neustadt aus. Triest ist der Sitz eines katholischen und eines illyrisch-morgenländischen Bischofes, hat 4 katholische Kirchen, ein Provinzial-, Civil- und Criminalgericht, 6 Stadtschulen, Benedictinerinnenkloster mit einer Mädchenhauptschule, eine Schule der orient. und illyrischen Griechen, eine Real- und Seeschule zur Bildung der Kaufleute, eine öffentliche 10.000 Bände starke Bibliothek, Cabinet der Minerva u. s. w. Von den öffentlichen Gebäuden sind sehenswürdig mehre Kirchen, eine Börse, der Palozzo, das Theater, das Zollamt u. m. a. In den 2000 Häusern der Stadt wohnen jetzt über 40.000 Menschen, eine Mischung von Deutschen und Italienern, und diese Verschiedenheit spricht sich in ihrem Charakter und Benehmen sehr deutlich aus. Sprache und Sitten sind hier ganz italienisch. Die große Zahl hier wohnender Fremden genießt vollkommene Gewissensfreiheit und es sind eine griech., eine armen., eine illyrisch-morgenländ., eine luther. und eine reform. Kirche, eine Synagoge mit einer israel. Haupt- und 3 Stadtschulen. Es gibt in Triest ein neues Arbeits- und Wohlthätigkeitsinstitut, mehre Spitäler und milde Stiftungen. Triest hat bedeutende Fabriken aller Art, vorzüglich in Seide, Tressen, Zucker, Seife, Spitzen, Bleiweiß, Spielkarten ꝛc. Am wichtigsten sind die 13 Rosogliofabriken; eine derselben liefert jährlich 2000 Eimer dieses Liqueurs. Auch gibt es hier eine Rothgarnfärberei, eine Rum- und Arackbrennerei; 3 Confitürenfabriken ꝛc. Pottasche- und Vitriolfabriken. Viele Einwohner beschäftigen sich mit dem Einsalzen der Fische. Bedeutender aber als Alles ist der Handel, durch viele Privilegien begünstigt. Es sind hier 17 Banken und Assecuranzen, überhaupt 1000 Kaufleute aller Art nebst 1700 Mäklern. Die meisten europ. Nationen unterhalten hier ihre Consuln. Die deutschen, französischen und englischen Handelshäuser sind größtentheils Commanditen, bedeutender sind die griechischen, armenischen und jüdischen Häuser. Alle Waaren, nur einige Artikel ausgenommen, können zollfrei einlaufen. Die Geschäfte gehen ins Große und gewinnen mit jedem Jahre an Lebhaftigkeit. Jährlich laufen an 3500 Schiffe aus und ein, und der Werth der jährlichen Seehandlung beträgt über 20 Mill. Gulden. Der Hafen wird durch den trefflichen, weit ins Meer gebauten Damm, auf dem eine starke Batterie sich befindet, nicht hinlänglich gegen alle Winde geschützt. Von den 2 Quarantainehäusern hat das neue einen besondern Hafen. Auch gibt es hier noch 5 Schiffswerfte, viele Ankerschmieden, Kugelgießereien ꝛc. — Triest zahlt nur 60.000 Fl. an den Staat und ist frei von der Militairconscription. Rund um die Stadt ziehen sich an den steilen Bergen reizende Villen mit Reben- (welche einen leichten Dessertwein liefern), Feigen-, Kastanien- und Olivenpflanzen. In dem $^1/_2$ Meile entlegenen Dorfe St.-Servolo sind ausgedehnte Salinen, die jährlich 20—30.000 Metzen Seesalz geben. Auch findet man in Triests Nähe altrömische Trümmer, z. B. von einem Theater und einer Wasserleitung. Von 1809—14 war Triest unter französischer Herrschaft, und gehörte den von Napoleon geschaffenen Illyrischen Provinzen.

Triglyphen, Dreischlitze, eine Verzierung des Frieses der dorischen Gebälke, die drei Schlitze, zwei ganze in der Mitte und an jeder Seite einen halben hat. Man bringt sie immer in einer gleichen Entfernung an; das viereckige Feld, das zwischen jedem Dreischlitz entsteht, wird Metope genannt. (S. Säulenordnung.)

Digitized by Google

Trigonometrie oder Dreiecksmessung. Der Begriff ist aber viel weiter und fordert die Bestimmung der Lage und Entfernung aller Punkte eines Raums, wenn beides von einigen derselben bekannt ist. Der Landmesser, um uns deutlicher zu machen, mißt einige Standlinien, einige Winkel, und findet hieraus alle übrige Bestimmungsstücke durch bloße Rechnung. Dieß einzige Beispiel wird hinreichen, um die ganze praktische Wichtigkeit der Trigonometrie aufmerksam zu machen. Denkt man sich die verschiedenen Punkte des Raums durch gerade Linien verbunden, so sind außer der Länge dieser Linien und Winkeln, welche sie unter sich einschließen, noch diejenigen zu betrachten, welche die verschiedenen Ebenen mit einander machen, auf die sie sich beziehen. Wenn der Landmesser, behufs der Aufnahme eines Plans von einer Gegend, eine Anzahl Bergspitzen zu Fixpunkten (s. Trianguliren) gewählt hat, die er sich zu Dreiecken verbunden denkt, so liegen diese Dreiecke in verschiedenen Ebenen, und müssen also in dieser Beziehung auch noch besonders berücksichtigt (auf die Horizontalebene reducirt) werden, damit die Entwerfung des Plans, auf welchem alle diese verschieden erhöhten Gegenstände in einer Ebene erscheinen, ausführbar sey. Betrachtet dagegen die scheinbare Himmelskugel, in deren Mittelpunkte der Beobachter zu stehen scheint, so kann man sich die verschiedenen Punkte derselben durch Bogen vereinigt denken, welche von diesem Mittelpunkte aus gezogen sind, und es entstehen auf diese Weise, statt der vorher erwähnten geradlinigen, sphärische oder Kugeldreiecke, welche ihrerseits wiederum zur Bestimmung der Lage der verschiedenen Kugelflächenpunkte dienen. Somit ist eine allgemeine Forderung ausgesprochen, welche man an die Trigonometrie macht, die, nach dem Obigen, hinwiederum auch in die ebene oder geradlinige und in die sphärische zerfällt und im Allgemeinen lehrt, aus 3 gegebenen Bestimmungsstücken eines Dreiecks, unter denen aber, wofern von einem geradlinigen die Rede ist, eine Seite seyn muß; einer in einem besondern Falle eintretenden Ungewißheit nicht zu gedenken) die 3 übrigen durch Rechnung zu finden. Wie sie dieß in jedem besondern Falle anfange, kann hier nicht gezeigt werden; der allgemeinste Begriff davon ist im Art. Sinus gegeben. S. Fischer's „Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie" (Leipz. 1819, m. Kpf.) und Klügels „Analyt. Trigonometrie" (Braunschw. 1770, und mehrmals aufgelegt, m. Kpf.); in einem weitern Umfange aber Schulz-Montanus's „Handb. der Land- und Erdmessung mit ebener und sphärischer Trigonometrie" (Berl. 1819, 2 Bde., m. Kpf.); Pfleiderer's „Ebene Trigonometrie" (Tüb. 1802, m. Kpf.); Lacroix's „Traité élément. de trigonométrie rectiligne et sphérique" (6. Aufl., Paris 1813, m. Kpf.). Classisch ist das Werk von Cagnoli: „Traité de trigonométrie rectiligne et sphérique (ins Französ. übers. von Champé, Paris 1786, 4.). Wegen der trigonometr. Tafeln vgl. Sinus und Logarithmus.

Triller besteht aus einer mehrmals wiederholten geschwinden und gleichförmigen Auswechselung eines Tones mit seiner zunächst darüber liegenden diatonischen Stufe. Diese Note, über welcher das Zeichen des Trillers steht, nennt man den Hauptton, die damit abwechselnde höhere Stufe aber den Hülfston des Trillers. In Ansehung des Anfanges dieser Spielmanier stimmen die Tonlehrer nicht überein; die mehrsten behaupten mit C. Ph. E. Bach, daß der Anfang des Trillers mit dem Hülfstone gemacht werden müsse; andere hingegen wollen, daß man ihn

jederzeit mit dem Haupttone anfangen soll. An den Triller oder an den angezeigten wiederholten Wechsel des Haupt- oder Hülfstones werden zuletzt noch 2 Noten angehängt, die nothwendig zu dieser Spielmanier gehören und von welchen die erste die unter dem Haupttone liegende Stufe, die zweite aber der Hauptton selbst ist; beide zusammen nennt man den Nachschlag des Trillers. Diese beiden Noten werden gewöhnlich etwas geschwinder abgefertigt, als der Triller selbst. Weil der Triller auf allen Stufen der Tonleiter ausgeübt wird, jede Tonleiter aber unter ihren Stufen 2 halbe Töne enthält, so macht der Hülfston nach Beschaffenheit der Stufe, auf welcher der Triller ausgeübt werden soll, gegen den Hauptton desselben bald einen ganzen, bald nur einen großen halben Ton aus. Auf diese Verschiedenheit muß bei der Aufführung eines jeden Trillers genau gesehen und der Hülfston in derjenigen Größe genommen werden, die der Stufe der Tonart entspricht, auf welche er fällt. Wenn die Note mit dem Triller einen Vorschlag vor sich hat, so wird der Triller an den Vorschlag angeschleift und der Vorschlag in Ansehung seiner Dauer nach der allgemeinen Regel behandelt, das ist, er nimmt die Hälfte der Dauer der Hauptnote ein, ehe der Triller beginnt, wenn die Hauptnote keinen Punkt bei sich hat. Zuweilen sollen dem Triller einige geschwind und durchgehende Vorschlagsnoten vorhergehen und zwar entweder die unter dem Haupttone liegende Stufe, auf welche der Hauptton und die unterhalb demselben liegende Stufe folgen. Im ersten Falle gibt man der ganzen dadurch zum Vorscheine kommenden Manier den Namen des Trillers von unten. Im zweiten Falle wird die Spielmanier den Triller von oben genannt. Bei Noten von kurzer Dauer kommt oft ein Triller vor, der aus den 4 oder 6 ersten Noten des gewöhnlichen Trillers bestehen, die in äußerster Geschwindigkeit vorgetragen werden und wobei der Nachschlag wegbleibt. Man nennet ihn Pralltriller. Verschiedene Concertspieler auf dem Claviere, der Violine, Harfe oder andern dazu schicklichen Instrumenten, besitzen die Geschicklichkeit, den Triller, der gewöhnlich bei den Tonstücken stattfindet und auf der zweiten und siebenten Klangstufe von den beiden Oberstimmen eines Tonstückes aufgeführt wird, auf ihrem Instrumente zu vereinigen. Ein solcher Triller wird ein Doppeltriller genannt. Wenn bei der Ausführung des Trillers die Abwechselung des Haupt- und Hülfstones nicht in gleicher Geschwindigkeit, sondern einmal langsamer, das anderemal geschwinder geschieht, hauptsächlich aber, wenn der Hülfston zu hoch genommen und in der Form einer kleinen Terz ausgeübt wird, so pflegten ihn die ältern Tonlehrer einen Bockstriller zu nennen.

Trilogie wurden vorzugsweise 3 ihrem Inhalte nach zusammenhängende Tragödien bei den alten Griechen genannt, welche in Verbindung mit einem satyrischen Stücke (Satyrnspiele) in einer Folge nacheinander gegeben wurde. Die Trilogie in Verbindung mit diesem Satyrnspiele hieß nun Tetralogie. Jeder tragische Dichter, welcher sich in den bacchischen Festen in einen Wettkampf einließ, mußte eine solche Tetralogie zur Aufführung bringen. Eine solche Tetralogie des Aeschylus war die Orestias und die Lykurgia; Welcker in seiner bekannten Schrift nimmt auch eine Trilogie des Aeschylus: Prometheus an. Aber nun eine Trilogie besitzen wir noch aus dem Alterthum sicher ganz, die „Orestias" des Aeschylus, welche den „Agamemnon", die „Coephoren" und die „Eumeniden" enthält.

Digitized by Google

Trinidad, eine engl. Insel, die südlichste und größte der kleinen Antillen in Westindien, zwischen der Insel Tabago und der Orinocomündung, durch den 15 Seemeilen breiten Meerbusen von Paria vom festen Lande getrennt, 78 QM. groß. Im Innern befinden sich mehre Gebirge; der höchste Gipfel der sich an der Nordküste hinziehenden Kette ist der Hölenberg, 2440 Fuß hoch; im Süden sind sandige Hügel und in der Mitte eine Gruppe von kleinen Bergen; die Nord- und Ostküste ist felsig, die Westküste voll Busen, wo Schiffe sicher liegen. Das Klima ist heiß, aber nicht gerade ungesund, und Orkane sind äußerst selten, sodaß eine Flotte hier zu jeder Jahreszeit sicher liegen kann. Keine Insel von so geringem Umfange ist mit einer so großen Menge Flüsse versehen, von denen der Caroni, Oropuche und Guataro 20 engl. Meilen schiffbar sind. Merkwürdig ist ein Erdpechsee, 3 engl. M. im Umfang auf dem Cap Labreu. Die vielen Sümpfe und Lagunen der Insel verwandeln sich in der trocknen Jahreszeit in üppige Grasflächen, wo dann ganze Heerden Vieh weiden und sich eine große Menge von Geflügel und Erdschildkröten aufhalten. Von dem fruchtbarn Boden sind an 20.000 Acres angebaut. Außerdem producirt man trefflichen Taback, Indigo, Mais, Ingwer, viele edle Früchte und das vortrefflichste Bauholz, vorzüglich Mahagoni. Unter den 36.000 Einw. sind 21.000 Sklaven, 8500 fleißige Indier in 8 Dörfern unter 8 kathol. Missionairen, farbige und viele Freineger. Eine vorzügliche Wichtigkeit enthält die Insel durch ihre Lage, die sie in gewisser Art zum Schlüssel des mexican. Meerbusens macht und den öffentlichen oder Schleichhandel mit Südamerika sehr begünstigt, weßhalb sie auch immer die Aufmerksamkeit der Seemächte auf sich zog. Trinidad ward 1498 von Columbus entdeckt. Die Spanier legten hier eine Colonie an, vernachlässigten sie aber sehr, und unterhielten sie nur der Jagd und des Fisch- und Schildkrötenfangs wegen. Der brit. Seeheld W. Raleigh, die vortreffliche Lage der Insel bemerkend, eroberte sie 1595; sie wurde aber im Frieden den Spaniern wieder zurückgegeben. 1676 erlebte sie das traurige Schicksal, von den Franzosen geplündert und verwüstet zu werden. 1797 ergab sie sich den Engländern, die hier reiche Beute machten. 1802 ward sie im amienser Frieden von Spanien an Großbritannien förmlich abgetreten. Seitdem wird sie mit jedem Jahre blühender. Die Hauptstadt Puerto und Espanna ist gut befestigt, hat eine geräumige und sichere Rhede mit Docken Schiffswerften und in der Sitz des Gouverneurs. Andere treffliche Hafen sind: Chagaramus, Carenage und Anna Parima. Das im Innern des Landes liegende St.-Joseph d'Oruna mit 2000 Bewohnern war vormals die Hauptstadt des Landes. In dieser Colonie der Krone England besteht kein Repräsentativsystem. Auch hat daselbst ein königl. geh. Raths-Befehl vom 13. März 1829 allen bürgerlichen Unterschied zwischen Weißen und freien Schwarzen oder Farbigen aufgehoben. Seitdem hat sich die Bildung und die Zahl der Einw. vermehrt. Merkwürdig ist, daß man auf Trinidad alte Geräthe, Vasen, Glaspasten findet, was jedoch an sich Sieber's Hypothese, daß alexandrinische Griechen mit carthagischen Schiffen auf Trinidad eine Colonie gegründet und Amerika (die alte Atlantis?) entdeckt hätten, nicht bestätigen kann.

Trinitarier heißen die Glieder des 1198 in Spanien gestifteten Ordens von der h. Dreieinigkeit, welcher neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden nach der Regel Augustins auch die Verpflichtung übernahm Al-

Digitized by Google

mosen zur Loskaufung gefangener Christensklaven zu sammeln. Schon 1201 entstanden in Spanien auch weibliche Klöster dieses Ordens, die weiße Kleidung mit roth und blauem Kreuze auf Scapulier und Mantel trägt. Sein milder Zweck verschaffte ihm bald bedeutenden Anwuchs in Spanien, Frankreich, wo die Trinitarier wegen der Anlegung ihres Klosters zu Paris bei einer Capelle des heil. Mathurin, Mathurinen hießen, in Portugal, Italien und Polen, auch in Amerika u. a. außereuropäischen Colonien. Er besaß im 18. Jahrh. mit Inbegriff der bei Gelegenheit seiner Reformen in Spanien gestifteten und seit 1636 unter einem eignen General stehenden Trinitarier-Barfüßer in Europa, 300 Klöster. Mit gleichem Gelübde und gleichem Zweck, sowie zur Verpflegung der Armen und Gefangenen, wurde 1230 in Spanien der Orden U. L. Fr. von der Gnade (de merced) zur Auslösung der Gefangenen zuerst als Ritterorden errichtet, verwandelte sich aber bald in einen Mönchsorden, der auch in Frankreich und Italien, noch aber in Amerika und Ostindien Fortgang hatte. Er vermehrte sich ebenfalls seit 1568 durch weibliche Klöster in Spanien und durch die Congregation von Barfüßern, welche, wie die Brüder von der alten Observanz, weiße Kleidung und auf dem Scapulier unter einem goldenen Kreuze das Wappen von Aragonien tragen. Beide Orden wirkten anfangs mit Eifer und großen Erfolgen für ihren Zweck; Tertiarier schlossen sich ihnen an und statteten sie mit reichen Mitteln aus. Doch allmälig gewöhnte sich der eine wie der andre, den Ertrag seiner Sammlungen und Vermächtnisse größtentheils selbst zu verzehren, und die Sache, für die er gestiftet war, mit höchst geringfügigen jährlichen Gaben von jedem Kloster abzufinden. Auch die in beiden Orden vorgenommenen Reformen wirkten mehr für ihre Klosterzucht als für eine genügendere Erfüllung ihres ursprünglichen Zwecks. Jetzt fangen sie an, sich wieder thätiger dafür zu verwenden, haben aber ihre meisten Klöster nur noch in Spanien, Portugal und Amerika, wenigere in Italien und auf den Inseln. Im Oestreichischen gibt es nur Trinitarier-Barfüßer.

Trinität, s. Dreieinigkeit.

Trinity-College, s. Dublin.

Trinklied, s. Skolien.

Trio, oder Sonata a tre, im engsten Sinne des Worts ein Instrumentalstück für drei concertirende Stimmen ohne alle weitere Begleitung, welches verschiedene Sätze von willkürlichem, aber bestimmtem Charakter enthält. Solche dreistimmigen Sonaten, bei welchen die Grundstimme ebensowohl, wie die beiden Oberstimmen, durchgehends den Charakter einer Hauptstimme behaupten soll, müssen in der gebundenen oder fugenartigen Schreibart gesetzt seyn und sind in Rücksicht auf die mechanische Behandlung des Satzes noch mehren Schwierigkeiten unterworfen als das Terzett, in welchem drei concertirende Singstimmen von einer gewöhnlichen Grundstimme und einigen Nebenstimmen begleitet, vereinigt sind. Diese Gattung des Trio wird seit langer Zeit sehr selten bearbeitet; ehedem war es gemeiniglich unter dem Namen Kirchentrio bekannt. Die seit geraumer Zeit gewöhnlichen dreistimmigen Sonaten, die auch jetzt noch gebräuchlich sind, bestehen aus zwei concertirenden Oberstimmen, die von einem begleitenden Basse unterstützt werden, und die in Ansehung ihrer Bearbeitung dem Singduette sehr nahe kommen und in Rücksicht des Satzes die nämlichen Kenntnisse voraussetzen, die bei Ge-

Digitized by Google

legenheit des Duetts bemerkt worden sind. Ohngefähr die Mitte des verwichenen Jahrhunderts ist der Zeitpunkt, in welchem diese Gattung des Trio am fleißigsten bearbeitet worden ist und in welchem viele Tonsetzer sehr schätzbare Producte dieser Art geliefert haben, die aber größtentheils nur durch Abschriften hier und da verbreitet worden sind, und die theils wegen des späterhin mehr beliebten Quartetts, theils und hauptsächlich aber auch wegen des veränderten Geschmacks der Zeit der Vergessenheit entgegen modern. Unter dieser Sonatengattung zeichnen sich die Flöten-Trio von dem Kapellmeister Graun in Ansehung der Schönheit und des Reichthums der Harmonie und in Ansehung des fleißigen Gesanges, der mit dem Gebrauche des doppelten Contrapunktes in der Octave, Decime und Duodecime verbunden ist, ganz vorzüglich aus; sodaß man, ungeachtet des abgeänderten Geschmacks der Zeit, angehenden Tonsetzern kein vortheilhafteres Studium der Kunstwerke in Rücksicht auf die Harmonie und auf die Anwendung des doppelten Contrapunktes im galanten Style empfehlen kann.

Triole heißt die bekannte Notenfigur, welche entsteht, wenn eine Note in drei Noten von gleicher Zeitdauer eingetheilt oder zerfällt wird. Weil unsere Noten so beschaffen sind, daß eigentlich nur die Zerfällung derselben in zwei, vier oder acht gleiche Theile vorgestellt werden kann, so ist man genöthigt, diese Eintheilung der Note in 3 Theile mit eben derjenigen Notengattung vorzustellen, womit man die Auflösung derselben in 2 gleiche Theile bezeichnet; daher kömmt es, daß man z. B. die Eintheilung eines Viertels in drei Noten von gleicher Zeitdauer oder in eine Triole, mit Achtelnoten darstellen muß. Um diese Unvollkommenheit der Tonschrift zu verbessern, setzt man daher über die Triole die Zahl 3, um dadurch anzuzeigen, daß die größere Note in diesem Falle in 3 Noten von gleicher Geltung aufgelöst worden sey. Dieses geschieht jedoch heut zu Tage gewöhnlich nur in solchen Fällen, wo der Mangel dieser Zahl dem Ausführer die Eintheilung des Taktes erschweren würde; denn bei den gewöhnlichern Fällen ist der Tonkünstler schon durch viele Uebung gewohnt, die Triole auch ohne Beifugung der Zahl 3 richtig abzutheilen. Man gibt gemeiniglich die Regel, daß beim Vortrage der Triolen die erste Note derselben einen gelinden Accent erhalten müsse. Diese Regel muß unter den gehörigen Einschränkungen verstanden und ausgeübt werden, das heißt, dieser Accent darf, besonders bei Triolen, von geschwinder Bewegung, nicht so merklich werden, daß der Vortrag dadurch eine Aehnlichkeit mit dem Gange eines Hinkenden erhalte.

Triolet, ein Gedicht, welches aus einer Strophe von etwa 9 bis 12 Versen, worin der eine Vers 3 Mal vorkömmt, am Anfange, in der Mitte und am Ende, besteht. Natürlich muß darin ein Hauptgedanke liegen, die Wiederholung muß sinnreich und überraschend seyn und das Ganze eine schöne Empfindung darstellen. Durch seinen Inhalt neigt es sich mehr zur Elegie, durch seine Form mehr zum Epigramm. Wie man leicht einsieht, erfordert es, wie alle solche Spiele, vorzügliche Natürlichkeit, Leichtigkeit und Lieblichkeit des Ausdrucks. Diese Dichtungsart ist von den Franzosen, von denen sie auch wahrscheinlich herstammt, mehr als von den Deutschen bearbeitet worden. Eine Auswahl deutscher Triolette hat Fr. Raßmann herausgegeben. Gleim, Hagedorn, Klamer-Schmidt, A. W. v. Schlegel haben die besten geliefert.

Tripel, eine graue oder weißliche Erde, welche thonartig mager,

Digitized by Google

trocken und scharf anzufühlen ist, im Feuer fest und an Farbe dunkler zum Poliren der Steine, Gläser und Metalle gebraucht, von Einigen für glasartig, von Andern für einen eisenschüßigen Lehm gehalten wird. Sie findet sich bei Prag, bei Amberg in der Pfalz, in Derbyshire, Korfu ꝛc.

Tripolis, s. den Art. Tunis, Algier und Tripolis.

Tripolizza (Tripolitea) wurde bisher gewöhnlich als die Hauptstadt Moreas betrachtet, weil sich daselbst bis zum Anfang des griech. Befreiungskrieges (1821) der Sitz des ersten Sandschakates der Halbinsel befand. Sie liegt in einem der weiten und schönen Thäler des alten Arkadiens, wo einst Megalopolis, Tegea, Mantinea und Pallantium blühten, durch Mauern und Bastionen befestigt, hat gepflasterte Straßen und vor dem letzten Kriege 12.000 Einw., welche einen ansehnlichen Handel mit Landeserzeugnissen trieben. Tripolizza wurde im August 1821 von dem Griechenanführer Kolokotroni belagert. Die Besatzung, aus Türken und mohammedan. Albanesern bestehend, wehrte sich aufs muthigste, bis Oct. desselben J. Krankheiten, Hunger und unablässliche Stürme der Griechen die Noth in der Stadt aufs höchste steigerten. Die 3000 Albaneser ließen sich nun im geheim mit Kolokotroni in Unterhandlung ein. Am 5. Oct. (alten Styls) wollten sie das ihnen anvertraute Stadtviertel gegen freien Abzug übergeben. Am Morgen dieses Tages begannen die Griechen einen Hauptsturm; den ganzen Tag dauerte der Kampf, mehr als 6000 Türken, auch die 3000 Albaneser — da sie die Capitulation gebrochen hatten — wurden niedergehauen. Tripolizza war fast ganz zerstört, erholte sich doch bald wieder und war einige Male der Sitz der provisor. Regierung des freien Hellas. Doch als Ibrahim Pascha mit seinen Aegyptern 1825 sich in Griechenland festsetzte, ward auch Tripolizza seine Beute. Erst 1828, als ein franz. Heer unter General Maison in Griechenland sich ausgeschifft hatte, den Hellenen beizustehen und die Aegypter zu vertreiben, kam es beim Abzuge Ibrahims aus Morea wieder in den Besitz des freien Griechenlands.

Trippel (Alexander), einer der größten Bildhauer des 18. Jahrh., geb. zu Schaffhausen 1747, kam mit seinen Eltern in früher Jugend nach London, wo er anfangs aus Noth Schreinerarbeit verrichtete. Hierauf sollte er Orgelbauer werden, aber seine Neigung zur Bildhauerkunst bestimmte ihn zu deren Erlernung. Nach 5 Jahren reiste er nach Kopenhagen, wo er sich unter Wiedevelt vervollkommnete. Später lebte er in Dresden (wo er von der Akademie einen Preis erhielt), Paris und von 1776 bis zu seinem Tode (1793) in Rom. Seine Werke zeugen von tiefem Studium der Antike. Mit schöpferischer Einbildungskraft verbindet er erhabene griechische Einfalt, mit der wirksamsten Bestimmtheit des Ausdrucks das genaueste Ebenmaß in den Umrissen und die zarteste Behandlung des Marmors im Nackten. Trippel zeichnete sich in Portraitstatuen, allegorischen Figuren, Reliefs ꝛc. aus. Viele seiner Arbeiten gingen nach Rußland.

Triptolemus (mythol.) war, der gewöhnlichen Erzählung nach, ein Sohn des Keleus, Königs zu Eleusis, und der Metanira. Ceres, ihre verlorne Tochter Proserpina suchend, kehrte bei seinen Eltern ein und übernahm, entweder diesen Triptolem, oder seinen jüngern Bruder Demophon, zu säugen. Doch indem die Göttin dem Kinde die Unsterblichkeit zueignen wollte, und ihn deßwegen ins Feuer legte, ward sie darin von den Eltern gestört. Sie verließ dieselben nun. Dem Trip-

Digitized by Google

tolem aber gab sie einen mit Drachen bespannten Wagen, um das erfundene Getreide in aller Welt auszustreuen. Triptolem verrichtete diesen Auftrag, durchzog einen großen Theil der Welt und lehrte den Menschen Getreide bauen. Er hatte aber auf diesem Zuge verschiedene Abenteuer. Lyncus, König in Scythien, wollte ihn umbringen, um sich seine Erfindung zuzueignen. Dafür verwandelte ihn Ceres in einen Luchs. Karnabon, König der Geten, hat dieselbe Absicht und tödtete auch einen seiner Drachen. Ceres (s. d.) setzte ihn als Ophiuchus mit den Drachen an den Himmel. Sein eigener Sohn Antheas verunglückte als er den Drachenwagen bestieg. Man eignete dem Triptolemus die Erfindung des Pfluges zu. Er genoß nach seinem Tode göttliche Ehre und hatte zu Eleusis einen Tempel. Die Mythe von Triptolemus ist auf das engste mit den Eleusinischen Geheimnissen (s. d.) verflochten und durch den Nationalstolz der ausschmückenden Athener ins Unendliche vervielfältigt worden. Die Athener behaupten, daß von ihrem Gerstenfelde auf dem rharischen Acker bei Eleusis alle Nationen der Erde Samen zu Getreide bekommen hatten. Dieß versinnbildeten sie nun durch die Wanderungen des eleusinischen Triptolemus. Abgebildet wird gewöhnlich Triptolemus auf einem beflügelten Wagen, welcher von zwei Schlangen oder Drachen gezogen wird. In der einen Hand hält er Aehren, oft eine Opferschale und den Scepter. Bei den Römer war Triptolemus in den Gott Bonus Eventus verwandelt worden.

Trismegistus; s. Hermes.

Trismus (Kinnbackenkrampf), eine unwillkürliche und so feste Zusammenziehung der Kinnladenmuskeln, daß die Zähne unbeweglich fest aufeinander gepreßt werden, und, wenn sie noch im Anfang, oder bei geringerm Grade des Krampfes, oder bei Abwechselung desselben, sich aneinander reiben, ein Geräusch entsteht, welches man Zahnknirschen nennt.

Tristan und Isalde, ein romantisches Epos des Gottfried von Strasburg, von beinahe 24.000 Versen, welches das Ritterleben nach seinem ganzen Umfange und nach Beschaffenheit der edelsten Geselligkeit, mit anschaulicher Lebendigkeit in anspruchlos schönem Ausdruck schildert. Tristan soll der Herold neuer Mysterien, einer aus Deutschland gekommenen Sonnenlehre, seyn, welche die Druidenlehre veränderten. Die französ. Urschrift des Th. v. Britannien lag dabei zu Grunde; der Gegenstand ist oft, auch in prosaischen Volksbüchern, deutsch bearbeitet werden. E. v. Groote zu Köln hat den „Tristan" Gottfrits mit der Fortsetzung des Meisters Ulrich von Türkheim in 2 Abtheilungen, Berlin 1821. 4., herausgegeben. Vgl. Mone in den „Heidelberger Jahrbüchern", 1821, December.

Trissino (Giov. Giorgio), ein geschätzter Dichter und Gelehrter Italiens, in einer edlen Familie zu Vicenza 1473 geb., widmete sich erst spät den Wissenschaften und genoß eine Zeitlang in Mailand den Unterricht des berühmten Griechen Demetrius Chalkondylas, dem er später ein artiges Grabmal errichtete. Nach dem Tode seiner ersten Gattin begab er sich nach Rom, wo ihn Leo X. lieb gewann und mehrmals mit wichtigen Aufträgen besonders an den Kaiser Maximilian, den König von Dänemark und die Republik Venedig schickte. Auch Clemens VII. sandte ihn an Karl V., welcher ihn mit Auszeichnung empfing und mit dem Orden des goldenen Vließes schmückte. Inzwischen hatte sich Tris-

Digitized by Google

sino zum zweiten Male verheirathet, dadurch aber seinen Sohn erster Ehe, Giulio, zu einem Prozesse gegen ihn veranlaßt, der zu Venedig gegen den Vater entschieden wurde, und diesen um einen beträchtlichen Theil seines Vermögens brachte. Darüber erzürnt, verließ er die venetianischen Staaten und ließ sich in Rom nieder, wo er 1550 starb. Ueber sein Trauerspiel „Sophonisbe" s. Italienisches Theater. Sein Gedicht: „Italia liberata da Goti", hat zum Gegenstand Belisars Vertreibung der Gothen aus Italien, und ist ein frostig, langweiliger Versuch im epischen Fache; heidnische Götterlehre und christliche Religion ist hier bunt durcheinander gemischt. Als lyrischer Dichter weiß er einzelne Gefühle zart und oft sinnreich auszudrücken. Seine Poetik (Vicenza 1580) behauptet noch jetzt ihren Werth. Als einen äußerst gelehrten Mann zeigen ihn seine übrigen Schriften, und seine Kenntnisse in Mathematik, Naturkunde, Baukunst werden von seinen Zeitgenossen sehr gerühmt. Maffei's Ausgabe von Trissino's Werken (1729, 2 Bd., kl. Fol.) wird allen andern vorgezogen.

Tritheiten werden in der christlichen Kirche diejenigen Irrlehrer genannt, die den Mißverstand der Dreieinigkeitslehre bis zur Annahme von drei Gottheiten trieben.

Triton, ursprünglich der Gott des libyschen Sees Triton, welcher in die schlammvolle und den Küstenfahrern gefährliche Syrtenbucht ausströmte und an dessen Ufer Minerva geboren war. Homer erwähnt seiner nicht; Hesiod aber beschreibt ihn als den Sohn des Neptunus und der Amphitrite und als einen gewöhnlichen Wassergott, von furchtbarer Gewalt. Später ward er aber einer der untern Meerdämonen, der auch in andern Gegenden des Mittelmeeres wohnte. Nach der Verfasser der Orphischen „Argonautik" nennt ihn den weitvermögenden Triton, den die Argonauten unter andern Meergöttern anrufen; dagegen ist er bei Orpheus unter die dienstbaren Schwimmthiere gezählt. Später erscheinen mehre Tritonen, die ihres Vaters Namen geerbt, in halbthierischer Gestalt unter andern Meerwundern, den Nereiden zum Gespann und zum Reiten sich hergebend. Von Bildnern nahm Apollonius die Gestalt des libyschen Triton: ein Mann mit zweiendigem Fischschwanz und sichelförmigen Floßfittigen, wie noch Nonnus ihn vorstellt. Nach Pausanias war ihr Haupthaar grün, der Leib von Schuppen, so hart wie eine Feile, bedeckt; Kiemen hatten sie unter den Ohren und eine menschliche Nase, weiten Mund und Thierzähne, blaue Augen, schuppige Hände, Finger und Klauen, an Brust und Bauch Flossen, wie die Delphine, dabei Menschenstimme und bließen durchbohrte Schnecken. Als Schneckenbläser erscheinen sie bei Moschus. So ist es auch Triton, durch den Neptun mittelst der Seemuschel die ausgetretenen Seewasser zurückrufen ließ. Im Gigantenkriege versetzte er durch diese Trompete die Giganten in panisches Schrecken. Mit ihm wollte sich Aeneas Steuermann Misenus in einen Wettstreit einlassen und zog dabei den Kürzern. Dichter und Bildner änderten mancherlei. Ja sogar mit Roßfüßen, bald mit zweizackigen Flossen zum Schwimmen erscheinen die Tritonen. Meistentheils aber macht sie der Fischschwanz und die Muscheltrompete am Munde kenntlich.

Triumph, die höchste militairische Ehre bei den Römern, welche in dem feierlichen Einzuge des siegreichen Feldherrn mit seinem Heere durch die Stadt auf das Capitol bestand. Zu dieser Ehre gelangten in

Digitized by Google

den frühern Zeiten und ordentlicher Weise (denn späterhin gab es Ausnahmen) nur Dictatoren, Consuln und Prätoren, welche als Oberfeldherren in den ihnen angewiesenen Provinzen über freie Leute einen wichtigen und dem Staate sehr vortheilhaften Sieg erfochten, das römische Gebiet durch die Eroberung einer neuen, nicht aber einer verlornen, Provinz erweitert und in einer regelmäßigen Schlacht wenigstens 5000 Feinde erlegt hatten. Die Erlaubniß zum Triumphe ertheilte der Senat bisweilen auch, wider Willen desselben, die Volkstribunen, welche wenigstens jedesmal durch einen Vorschlag an das Volk dem Sieger die höchste Gewalt in Rom am Tage des Triumphs auswirkten. Vor dem Tage des feierliches Einzugs durfte der Feldherr nicht in der Stadt erscheinen, sondern mußte außerhalb derselben bleiben und bei dem im Tempel der Bellona versammelten Senat um die Bewilligung des Triumphs anhalten. Kurz vorher pflegte er die siegreiche Armee zu beschenken und der Senat ging ihm bis an das Thor, durch welches er einzog, entgegen. Die Straßen wurden mit Blumen bestreuet und die Altäre dampften von Weihrauch. Zuerst kam ein Chor Musiker und Sänger, welche Triumphgesänge erschallen ließen. Dann folgten die Opferstiere mit vergoldeten Hörnern und den Kopf mit Binden und Kränze geschmückt; dann kam die dem Feinde abgenommene Beute, Statuen, Gefäße, Gemälde, Waffen, Gold, Silber, Erz; die von den verbündeten und tributären Staaten übersandten Geschenke an goldenen Kronen u. s. w. welches alles theils zur Schau getragen, theils auf Wagen gefahren wurde. Darauf auf hölzernen Tafeln die Namen der überwundenen Völker, Abbildungen von eroberten Städten u. s. w.; die gefangenen Fürsten und Kriegsobersten in Ketten mit ihren Familien und die übrigen Kriegsgefangenen; dann die Liktoren mit Lorberumwundenen Fasces, die Magistratspersonen und Senatoren (nach Andern eröffneten diese den Zug); nun wieder ein Chor von Sängern und Tänzern, zum Theil als Satyrn gekleidet und mit goldenen Kronen geschmückt. In ihrer Mitte befand sich ein Pantomimist in weiblicher Kleidung, der die Ueberwundenen durch Blicke und Geberden verspottete. Auf einen langen Zug von Personen, welche Räuchwerk trugen, kam der Triumphator selbst in einer purpuren Tunica und gestickten Toga mit Lorbern bekränzt und in der Hand einen elfenbeinernen Zepter tragend, auf dessen Spitze sich ein Adler befand. Er stand in einem vergoldeten Wagen, der mit Elfenbein ausgelegt und von 4 weißen Rossen, in spätern Zeiten auch von Elephanten gezogen wurde. Alle seine Verwandten und ein großer Zug anderer Bürger begleiteten ihn, und die Luft erschallte von dem Jubelrufe: Io triumphe! Hinter dem Feldherrn stand ein Sclave, eine goldene, von Edelsteinen schimmernde Krone in der Hand, der ihm beständig die Worte ins Ohr flüsterte: Bedenke, daß du ein Mensch bist! Die Legaten und Kriegstribunen ritten ihm gewöhnlich zur Seite. Endlich kam die siegreiche Armee zu Fuß und zu Pferde, mit Lorbern bekränzt und mit den zur Belohnung ihrer Tapferkeit erhaltenen Ehrenzeichen geschmückt. Auf dem Capitol angekommen, verrichtete er zum Jupiter und den andern Göttern ein Dankgebet für den erhaltenen Sieg, und befahl die Opferthiere zu schlachten. Dann legte er seine goldene Krone in Jupiters Schoß nieder und widmete ihm einen Theil der Beute. Zuletzt gab er seinen Freunden und den vornehmsten Bürgern ein prächtiges Gastmahl, und Abends wurde er vom Volke mit Musik und einer

Digitized by Google

großen Anzahl Fackeln nach Hause begleitet. Ein Triumph, der wegen eines Seesieges gehalten wurde, hieß triumphus navalis. Statt Bilder der eroberten Städte wurden Abbildungen der eroberten Flotten zur Schau getragen, die bezwungenen Feinde waren Schiffssoldaten, die Beute bestand in Dingen, die zu Schiffen gehörten. Der erste römische triumphus navalis und zugleich der berühmteste wurde im ersten punischen Kriege J. R. 494 vom Consul Duillius gehalten. Ein weniger feierlicher und glänzender Triumph wegen eines geringern Siegs hieß Ovatio, man glaubt von Ovis, ein Schaf, weil ein solches dabei geopfert wurde. Bei der Ovation hielt der Feldherr seinen Einzug zu Fuß oder zu Pferde mit der Toga prätexta und einem Myrtenkranze geziert. Der Triumph war die größte Ehre, die ein Römer erlangen konnte und nach welcher also die größten Feldherren mit Anstrengung aller Kräfte strebten. Selbst Cato, Cicero und Andere rechneten sie zu den höchsten Glückseligkeiten des menschlichen Lebens. Seit August wurden wenige Triumphe gehalten und nur von den Kaisern selbst; andern Feldherren gab man Siegeszeichen. Der letzte Triumph überhaupt war der des Belisarius in Konstantinopel unter Justinian.

Triumphbogen, eine Ehrenpforte, die den siegreichen Feldherren bei ihrem Triumpheinzuge in Rom errichtet wurde, anfangs einfach, dann nicht selten von Marmor und mit Figuren und Inschriften prächtig verziert. So wurden sie besonders den Kaisern errichtet, und noch sind 6 zu Rom, zum Theil nur in Trümmern vorhanden, z. B. die Triumphbogen des Konstantin, des Gallienus, des Septimius Severus und des Titus, welcher letztere vorzüglich dadurch merkwürdig ist, daß die daran befindlichen vortrefflich gearbeiteten Basreliefs sich auf die Besiegung der Juden und die Eroberung Jerusalems beziehen. Die 3 letztern Triumphbogen sind in der Form einander sehr ähnlich und bilden ein großes Portal, zu dessen beiden Seiten sich noch 2 kleinere befinden. Die vordern und hintern Hauptseiten sind mit Säulen verziert, die ein vollständiges Gebälke mit darüber gesetzter Attika tragen. Ueber dem Bogen und an dem Fries des Gebälkes findet man die Abbildung der Thaten in Stein ausgehauen, welche das Denkmal veranlaßten. Ueber die Triumphbogen in Rom s. Bellori's „Veteres arcus Augustorum triumphis insignes etc.", herausgegeben von De Rubeis und ergänzt aus alten Münzen (Rom 1690, Fol., mit 52 Kpfrn. v. Bartoli). Außerdem sieht man alte Triumphbogen zu Benevent, Fano, Ancona, Rimini, Pola, Verona, Suza und zu Aix in Savoyen.

Triumvirat. Die Römer hatten mehre Aemter, deren gemeinschaftliche Verwaltung 3 Personen übertragen wurde. Nach der Ermordung Cäsars schlossen die drei Häupter von dessen Partei auf einer kleinen Insel im Flüßchen Rhenus unweit Bononia einen Vertrag, gemäß welchem sie unter dem Titel: Triumphiri reipublicae constituendae gemeinschaftlich auf 5 Jahre die höchste Gewalt über Rom und die Provinzen nahmen, und vom Volke als solche bestätigt wurden. Ihre gemeinschaftliche Amtsführung wurde das Triumvirat genannt. Mit dem Siege bei Philippi über die republik. Heere unter Brutus und Cassius war die Freiheit Roms gestürzt. Es war nun noch übrig, daß die Räuber über der Theilung der Beute zerfielen und Einer allein den Sieg davon trug. Letzteres gelang dem Octavian, welcher nach der Schlacht bei Actium als Alleinherrscher des unermeßlichen Reichs in Rom einzog.

Digitized by Google

Die Verbindung zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus zur Behauptung der Gewalt und gemeinschaftlichen Durchsetzung ihrer Absichten gegen alle Rivalen, wird gewöhnlich das erste Triumvirat genannt.

Trivulzio (Joh. Jak., Marchese). Einer der ersten Familien Italiens angehörend, die den berühmten Marschall Ludwig XII. unter ihre Vorfahrer zählt, ward er 1774 geb. und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause. Früh schon mit der classischen Literatur und der Philosophie Griechenlands und Roms vertraut, fand er in den Alten während seines ganzen Lebens Freunde und Begleiter, während er sich mit gleichem Eifer dem Studium der vaterländischen Schriftsteller, besonders Dante's und jener interessanten Epoche widmete, in deren Kenntniß er wohl nur von Wenigen übertroffen worden ist. Auf seinen Reisen durch Italien, dessen Hauptorte er mehrmals besuchte, durch Frankreich u. s. w. hatte er, neben Befriedigung seiner Wißbegierde, den Zweck, seine Bibliothek und sein Familienmuseum durch literarische und artistische Schätze zu bereichern. Erstere ist auf solche Weise sowohl an gedruckten Werken als an Handschriften eine der ausgezeichnetsten und sehenswürdigsten Italiens geworden. Durch seine Unterstützung und Freigebigkeit wurde das Erscheinen mehrer wichtigen Arbeiten erleichtert, worunter Rosmini's „Leben Francesco Filelfo's" (1808) und dessen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Joh. Jak. Trivulzio" (1815), Mazzucchelli's Ausgaben des Gedichts über den Maurenkrieg unter Justinian von Cresconius Corippus (1820) und dessen Sammlung der Briefe Annibale Caro's, zu welchen Werken meist Handschriften und Urkunden der Trivulzischen Bibliothek benutzt wurden. Er besorgte eine sehr schätzbare Ausgabe von Dante's Gastmahl (Convito). Auch die „Vita nuova" wurde von ihm mit verbesserter Lesart herausgegeben. Die Besorgung der übrigen Gedichte Dante's, die auch nach Arrivabene's Ausgabe noch mancher Berichtigung und Sichtung bedürfen, wurde durch den Tod unterbrochen. Er starb am 9. März 1831.

Troglodyten, Höhlenbewohner. Es ist sehr glaublich, daß die natürlichen Höhlen der Berge den Menschen die erste Behausung gegeben haben. Alle Völker, in deren Heimath Berge mit natürlichen Höhlen bestanden, oder eine solche Beschaffenheit haben, daß sie leicht ausgehöhlt werden konnten, sind in ihrer Kindheit Troglodyten gewesen, wie die Phönizier, Aegypter. Troglodyten nannte man auch in der alten Kirchengeschichte Ketzer, welche durch die Verfolgung gezwungen waren, ihren Gottesdienst in Höhlen zu verrichten. Troglodyt ist auch der Name eines ungeschwänzten Affengeschlechts, des Chimpanse nämlich.

Trois-Gewicht und Trois-Mark (von der Stadt Troies oder Troyes in Champagne, ein Gold- und Silbergewicht, dessen man sich auch in England und in den Niederlanden bedient. Die franz. Troismark wurde eingetheilt in 8 Unzen, 64 Gros, 192 Deniers oder 4608 Grains; sie wog 5044 holländ. Asse. Troismark in Holland und den Niederlanden wird getheilt in 8 Unzen oder 160 Engel, 640 Vierlinge und wiegt 5020 holl. Asse. Beim londoner Troisgewicht hat das Pfund 12 Unzen oder 240 Pfennige und wiegt 7766 holl. Asse. 119 Pfund engl. Troisgewicht betragen 190 Mark Kölnisches, in Deutschland beim Goldwesen noch am meisten übliches Gewicht.

Troja (eigentlich Ilios oder Ilium, da Troja auch die Umgegend der Stadt bezeichnete), die berühmteste, von Dichtern gefeierte Stadt des

Digitized by Google

griech. Alterthums, lag in der phrygischen Landschaft Troas auf einem Hügel zwischen den Flüssen Simois und Skamander, zwei Meilen von der Meeresküste entfernt, am Fuße des Berges Ida. Die Geschichte Trojas ist eine nur durch Dichter erhaltene Sagengeschichte mit sehr unsichern chronologischen Daten. Als der erste, wenigstens als der erste bekannte König des Landes wird Teucer genannt, dessen Regierung man um 1400 v. Chr. setzt. Er nahm den Samothracier Dardanus bei sich auf, gab ihm seine Tochter und machte ihn zu seinem Nachfolger. Dieser legte auf einem der westlichen Zweige des Ida eine Stadt an und die neue Colonie blühte unter seinem Sohne Erichthonius fort. Troas, der Sohn und Nachfolger des Letztern, gab dem Berge den Namen Troas und sein Sohn Ilus verlegte die Residenz vom Berge etwas weiter herunter in die Ebene und baute hier die Stadt Ilium. Sein Nachfolger Laomedon befestigte sie mit Mauern von so außerordentlicher Stärke, daß man sie ein Werk der Götter nannte. Sein Sohn und Nachfolger war Priamus, der letzte König von Troja. Lange lebte er glücklich im Schoße einer zahlreichen Familie, als der Raub der Helena durch seinen Sohn Paris die Griechen in Flammen gegen ihn setzte. Ein unglücklicher Zwist zwischen Agamemnon und dem tapfersten der griech. Fürsten, Achilles, hätte beinahe den Troern einen glänzenden Sieg verschafft; aber endlich siegte doch die Standhaftigkeit der Griechen, nachdem Trojas tapferste Helden gefallen waren. Die Hauptstadt ward durch List oder Verrätherei erobert, zerstört und in Asche verwandelt, Priamus und das ganze königliche Haus fiel unter dem Schwert der Feinde, oder wurde in die Sklaverei verkauft, oder rettete sich mit einem Theile der unglücklichen Einwohner durch die Flucht. Ob aus den Trümmern des alten Troas sich noch auf kurze Zeit ein neues Reich unter Aeneas erhoben habe, davon siehe den Art. Aeneas, und über die mythische Geschichte des durch Homer's unsterbliches Epos verherrlichten trojanischen Krieges, der ins Jahr 1200 vor Chr. gesetzt wird, die Art. Achilles, Agamemnon, Hector, Helena, Menelaus, Paris, Priamus, Ulysses u. A. Vgl. auch Griechenland. — Troja lag sehr hoch und bergicht und hatte mehre Straßen. In der Oberstadt (Akropolis), Pergamus, befanden sich die Paläste des Priamus, Paris und der Hekate, der Tempel der Schutzgottheit Athene und des Apollo, auch vielleicht auf der höchsten Spitze ein Tempel oder Altar des Jupiter. Späterhin entstand in der Gegend der zerstörten Stadt eine neue kleinere, die den alten Namen führte und ebenfalls der Athene geheiligt war. Die Stadt Neu-Ilium, ebenfalls spätern Ursprungs, erhielt wahrscheinlich erst in den Zeiten der Macedonier ihre Benennung. Die Römer erklärten Neu-Ilium, das sie für den Ort ihrer Abstammung hielten, für frei von Auflagen; weil aber die Stadt keine Lage zum Handel hatte, so blieb sie doch nur mittelmäßig, sank wieder allmälig und verschwand endlich ganz, ohne daß wir den Zeitpunkt bestimmt anzugeben wissen. Reisende in neuern Zeiten haben, wie Choiseul-Gouffier, Le Chevalier u. A. an Ort und Stelle sorgfältige Untersuchungen über die wahre Lage des alten Troja, dessen Daseyn mehre Gelehrten bezweifelt haben, angestellt, auch zum Theil noch Ueberbleibsel in der Nähe des Dorfes Bunarbaschi zu entdecken gemeint. M. vgl. „Reise nach Troas, oder Gemälde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustande, vom Bürger Lechevalier" (nach dem Franz. von Lenz, mit K. und Charten,

Digitized by Google

1800), wo man auch eine Abbildung des Dorfes und der Umgegend findet. Ferner „Die Ebene von Troja, nach dem Grafen Choiseul-Gouffier und andern neuern Reisenden ꝛc.“ (v. Lenz, 1798), und Webb's „Untersuchungen über den ehemaligen und jetzigen Zustand der Ebene von Troja“ (aus dem Engl. von Hase, 1822). Vortreffliche Bemerkungen über diese altclassische Gegend finden sich auch in des Engländers Wood „Essay on the original genius and writings of Homer“.

Trojanischer Krieg, s. Griechenland.

Trokar, Troikar, ein chirurgisches Werkzeug, welches aus einer, in einer Röhre befindlichen, dreischneidigen, vorn spitzigen Gabel besteht, und bei dem Menschen in der Wassersucht, dem Rindviehe aber bei dem Auflaufen angewendet wird, vermittelst der Nadel ein Loch in die Haut zu stechen und dann durch die Röhre im ersten Falle das Wasser, im zweiten die Luft abgehen zu lassen.

Trollhätta, s. Schweden (geogr.).

Trommel, die, ein allen Völkern bekanntes Kriegsinstrument, das aus einem weiten Cylinder von Holz oder Messing besteht, der innen hohl und oben und unten mit einer an einem Reife befestigten Pergamenthaut bedeckt ist. Beide Reifen werden durch eine mehrmals geschlungene Schnur befestigt, und vermittelst verschiedener Schlingen, die über die Schnüre geknüpft sind, wird das Pergament schärfer oder schwächer angespannt. Das Instrument wird mit 2 Klöppeln oder Wirbeln geschlagen, und der Trommelschlag ist verschieden, je nachdem er Appell, Alarm, Chamade (das Zeichen zur Uebergabe), Reveille, Retraite oder Zapfenstreich ꝛc. andeuten soll. (S. Tambour.) — Die große Trommel, welche oben mit dem Klöppel, unten mit einer Ruthe geschlagen wird, gehört der türk. Musik an; sie fällt nur bei den Hauptaccorden, welche gleichsam den Grundrhythmus bezeichnen, ein, während die kleine Trommel daneben größtentheils immer fortwirbelt und fluthet.

Trommelsucht, s. Tympanitis.

Tromp (Martin Harpert), berühmter holländ. Admiral, geb. zu Briel 1597, nahm mit Bewilligung seiner Eltern schon im 8. J. Dienste auf einem nach Ostindien fahrenden Schiffe, fiel aber nicht lange darauf in die Gefangenschaft eines engl. Kapers, der ihn nach England brachte. Die daselbst verlebte Zeit wandte er zur Erweiterung seiner Seekenntnisse aufs Beste an. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland wurde er einige Jahre darauf im mittelländischen Meere von den Türken gefangen, aus deren Hände jedoch er glücklich entkam, worauf er in die Dienste der Generalstaaten trat und den berühmten Admiral Peter Hein, der ihn lieb gewonnen, bei allen seinen Unternehmungen bis an seinen Tod begleitete. 1639 zum Admiral von Holland ernannt, vernichtete er bei Grävelingen eine spanische Flotte, griff noch im October desselben Jahres in den Dünen, zugleich mit dem General de Witte, die große spanische Flotte unter Oquendo an und besiegte sie. Der König von Frankreich erhob ihn hierauf in den franz. Adelstand. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Holland und England (1652) war er gegen den Admiral Blake weniger glücklich, weßhalb er auch das Schiffscommando verlor, welches de Ruyter erhielt, der es ihm jedoch in demselben Jahre wieder abtreten mußte. Ein Sieg über die Engländer unter Blake in den Dünen den 29. Nov. reinigte den Canal von den englischen Schiffen (bei dieser Gelegenheit ließ Tromp in wahrem Matrosengeiste

Digitized by Google

einen Besen an seinem Hauptmast befestigen), sowie er auch im folgenden Jahre, in Gemeinschaft mit de Ruyter, der Engländer ungeachtet, eine holländische Kauffahrteiflotte glücklich rettete. Im Juni wurde er von den Engländern mit beträchtlichem Verlust zurückgetrieben, welches er durch den am 6. Aug. 1653 zwischen Scheveningen und der Maas über die Engländer erfochtenen Sieg wieder gut gemacht haben würde, wenn nicht sein Tod den schon errungenen Sieg in eine Niederlage verwandelt hätte. Von einer Flintenkugel durchbohrt niedersinkend, rief er sterbend aus: „Faßt Muth, meine Jungen, meine Bahn ist mit Ruhm vollendet!" Tromp soll im Ganzen 33 Seetreffen gewonnen haben. In der Kirche zu Delft wurde ihm über seiner Leiche ein prächtiges Monument errichtet. Der Staat ließ Denkmünzen auf ihn schlagen und durch eine feierliche Deputation Tromp's Witwe des öffentlichen Beileids versichern. — 2) (Cornelius), zweiter Sohn des Vorigen, geb. 1629, nahm ebenfalls früh Kriegsdienste, befehligte schon im 19. J. ein Schiff gegen die Corsaren an der afrikanischen Küste, wurde 2 Jahre darauf Contreadmiral und rettete 1665 nach dem unglücklichen Treffen bei Solebay einen großen Theil der holl. Schiffe. Ebenso zeichnete er sich in der viertägigen Schlacht in den Dünen im Juni 1666 aus, wurde aber, weil er die engl. Flotte unvorsichtiger Weise zu weit verfolgt und dadurch den Admiral de Ruyter in Gefahr gebracht hat, von demselben angeklagt und seiner Stelle entsetzt. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Holland, England und Frankreich (1673) erhielt er indeß, mit de Ruyter ausgesöhnt, wiederum eine Anstellung, erfocht mehre Siege über die Engländer, und wurde 1675, nachdem der Friede mit England abgeschlossen war, bei einer Reise in dieß Land auf das Ehrenvollste empfangen und vom König Karl II. zum Baronet ernannt. Noch in demselben Jahre erhielt er von der holländ. Regierung den Auftrag, nach Kopenhagen zur Unterstützung Dänemarks gegen Schweden zu gehen und bekam von dem König von Dänemark den Elephantenorden. Nach de Ruyter's Tode folgte er demselben als Admiralgenerallieutenant der vereinten Staaten, blieb jedoch während des Krieges in dänischen Diensten und hatte großen Antheil an den Eroberungen dieser Krone im Norden. Er starb zu Amsterdam den 29. Mai 1691, als er eben im Begriff stand, beim Ausbruch des Krieges zwischen Holland und Frankreich den Oberbefehl über die holländ. Flotte zu übernehmen. Seine Reste wurden in dem Grabmal seines Vaters beigesetzt.

Trompete, ital. Tromba, ein Blasinstrument, welches sowohl im Orchester als auch bei der Kriegsmusik gebraucht wird. Im letzten Falle dient es insbesondere dazu, der Cavallerie gewisse Zeichen zu geben. Die Trompete besteht aus einer langen Röhre, die aus Messingblech zusammengelöthet ist. Diese Röhre, die im Durchmesser einen halben Zoll beträgt, geht von oben, wo das Mundstück aufgesetzt wird, in gleicher Weite fort, bis ohngefähr 2 Schuh vor ihrem Ende, wo sie anfängt, sich allmälig zu erweitern, und am Ende läuft sie in eine Stürze aus, die zur Verstärkung des Tones dient. Die Länge dieser Röhre entspricht der Länge des Pfeifwerks der Orgel in Principal-Mensur; denn der tiefste Ton einer Trompete, deren Röhre 8 Fuß hält, ist der nämliche Ton, den eine Principalpfeife von 8 Fuß angibt, nämlich das große C im Chortone oder das D im Kammertone. Wegen des bequemen Traktementes wird diese Röhre 2 Mal zusammengebogen, und 2 Theile derselben

Digitized by Google

hen werden vermittelst eines dazwischen gebundenen Stückchen Holzes dergestalt befestigt, daß sie nicht leicht aus ihrer Richtung weichen können. Ueber dieses Holz und über die daran gebundenen beiden Röhren pflegen die Hof- und Feldtrompeter eine lange Schnur, die sich mit zwei Quasten endigt, zu winden, welche mit Seide oder Garn, von der Farbe der Hofliverei oder der Uniform des Regimentes, übersponnen ist und Bandereau oder Banderole genannt wird. Diese Schnur hängt der Trompeter über die Schulter, wenn er zu Pferde ist und das Instrument nicht bläßt. Weil die Trompete keine Tonlöcher hat, und ihrer Natur nach so beschaffen ist, daß die tiefen und mittlern Töne, die darauf hervorgebracht werden können, nur den harten Dreiklang des tiefsten Tones derselben, die höhern Töne aber hauptsächlich nur die diatonische Tonleiter dieses Grundtones ausmachen, so muß sie in verschiedenen Dimensionen vorhanden seyn, sobald man sie mehr als in einer Tonart ausüben will. Die gewöhnlichen Trompeten, deren man sich sowohl beim Militair als auch bei den Trompeterchören an den Höfen bedient, sind auf den Ton Es mensurirt. Im Orchester hingegen braucht man sie noch außer dieser Tonart auch oft bei Tonstücken, die in den harten Tonarten C und D gesetzt sind. Man muß daher auch besondere C- oder D-Trompeten haben oder sich in Ermangelung derselben der sogenannten Krummbogen bedienen, um das Instrument vermittelst derselben so weit zu verlängern, als es zu diesen tiefern Grundtönen nöthig ist. Zu der völlig richtigen Einstimmung der Trompeten in den gewöhnlichen Stimmton des Orchesters bedient man sich besonders dazu verfertigter kleiner Stückchen messingener Röhren von ein, zwei bis drei Zoll lang, welche zwischen das Mundstück und zwischen das Rohr der Trompete eingeschoben und Setzstücke genannt werden. Man kann sich jedoch derselben nur in dem Falle bedienen, wenn die Trompete zu hoch steht, das heißt, wenn das Rohr derselben gegen den angenommenen Stimmton zu kurz ist. Ein zu tiefes Instrument dieser Art hingegen kann auf keine andere Art eingestimmt werden, als daß ein Stück davon abgeschnitten und dadurch das Rohr verkürzt wird. Die Trompete wird vermittelst eines Grundstückes von gegossenem und abgedrehtem Messinge intonirt, welches einen halbrunden Kessel und einen etwas breiten Rang zum Absatze hat, und weil das Instrument mit keinen Tonlöchern versehen ist, so muß die Verschiedenheit der Töne bloß durch die Verschiedenheit der Bildung der Lippen oder wie man zu sagen pflegt, durch den Ansatz hervorgebracht werden. Die Trompete wird auf zwei sehr merklich verschiedene Arten traktirt, nämlich entweder so, daß die Töne schmetternd und durch Zungenschläge vervielfältigt vorgetragen werden, wobei man aber nur die mittlern Töne des Instrumentes brauchen und dabei das zweigestrichene c nicht überschreiten kann; oder man traktirt sie so, daß die Töne mit mehr gemäßigter Stärke intonirt und ohne Zungenschläge vorgetragen werden, wobei man sich zugleich der höhern Töne des Instruments bedient, die man sangbar vorträgt. Die erste Art ist nur in Feldstücken, bei dem sogenannten Tusche und bei dem Vortrage der dritten Stimme bei Aufzügen (die man Prinzipal nennt), gebräuchlich, und wird insbesondere das Prinzipal- oder Feldstückblasen genannt. Der zweiten Art hingegen bedient man sich theils bei dem Vortrage der Biccinien oder bei der ersten und zweiten Trompete in den Aufzügen, theils auch im Orchester, die Trompete mag dabei bloß eine Füllstimme ausmachen oder

sich zuweilen mit kurzen Solosätzen hören lassen. Und, diese Art des Traktementes wird zum Unterschiede von jener das Clarinblasen genannt.

Tropäen, Siegeszeichen, Trophäen. Wenn die Griechen einen Feind in die Flucht geschlagen hatten, so hingen sie die erbeuteten Waffen, Helme, Schilde ꝛc. an einen Baumstamm, gewöhnlich an einen Olivenbaum, wenn dieser in der Nähe war, weil derselbe ein Sinnbild des Friedens war, oder auch an die dem Jupiter geheiligten Eiche. Dieß hieß nun ein Tropäum, von Tropai, Flucht, weil der Feind geflohen war. Man errichtete die Siegeszeichen gewöhnlich auf dem Kampfplatze und widmete sie einer Gottheit, z. B. dem Jupiter, der davon den Beinamen Tropäus, Tropäuchus führte, oder der Juno. Man bezeichnete sie auch mit einer Inschrift, welche den Namen der Gottheit, der sie gewidmet war, des siegenden und besiegten Volks, ein Verzeichniß der gemachten Beute und der merkwürdigsten Kriegsvorfälle enthielt. Die ältern Griechen errichteten nur hölzerne Tropäen und untersagten die steinernen, um nicht das Andenken der Feindseligkeiten zu lange zu erhalten. Aus diesem Grunde wurde auch keine verfallene Tropäe wieder errichtet. Ebenso unerlaubt war es aber auch, ein Siegeszeichen niederzureißen, weil es einer Gottheit gewidmet, also heilig war. Erst in spätern Zeiten kam die Gewohnheit auf, Pfeiler von Stein oder Erz zu Tropäen zu errichten. Man benannte auch bei den Römern andere Siegesdenkmale mit dem Namen Tropäen; und figürlich steht das Wort für Sieg und Beute.

Tropen (vom griech. Tropos, Umkehrung), eine besondere Art der Redefiguren, deren Grund in der Natur des Menschen liegt. Rohe uncultivirte Nationen haben anfangs bloß Vorstellungen von sinnlichen Gegenständen und bezeichnen sie mit Worten; nach und nach erheben sie sich auch zu Vorstellungen unsinnlicher Gegenstände und zu Begriffen, aber um sie zu bezeichnen, bilden sie keine neue Wörter, diese würden unverständlich seyn; sondern sie entlehnen die Namen von sinnlichen Gegenständen, die nach ihrer Meinung damit Aehnlichkeit haben. Uns kommt dieses Finden einer Aehnlichkeit freilich oft sehr wunderbar vor, indessen bei manchen Wörtern ist der Punkt der Vergleichung sehr klar. So bildet sich denn ein Unterschied zwischen den eigentlichen ursprünglichen, und uneigentlichen, figürlichen, bildlichen, übertragenen, tropischen Bedeutungen der Wörter. Bei einigen ist die erste ganz verloren gegangen, bei andern läßt sie sich wenigstens erkennen, wenn man auch nicht mehr daran denkt; z. B. Begriff von begreifen, Vorstellung von vorstellen. Dieses Verfahren ahmt nur die dichterische Sprache nach, sie sucht verwandte sinnlichere, anschaulichere Vorstellungen aus und schiebt sie den eigentlichen unter, daß diese ganz verschwiegen werden, und so entstehen die Tropen, Umwandlungen. Dieses kann eigentlich auf eine dreifache Art geschehen, nach den drei Haupthandlungen des Verstandes: des Begreifens, des Reflectirens, des nothwendigen Verknüpfens entgegengesetzter Gegenstände zur Einheit, und nach den drei bekannten Gesetzen der Verknüpfung der Ideen: des Beisammenseyns, der Aufeinanderfolge und der Aehnlichkeit. — Jede Sprache hat ihren eigenen tropischen Sprachgebrauch, es sind einmal gewisse Vertauschungen eingeführt, welche man beibehalten muß, und man kann nicht immer wörtlich aus einer Sprache in die andere übertragen, nur die Metaphern sind meist in allen Sprachen einerlei, obgleich auch hier eine freier und kühner seyn darf als die

andere. Die Lateiner sagen Dach statt Haus, wir Schwelle; Kiel statt Schiff, wir Segel; die Blüthe des Alters, wir der Frühling des Lebens. Auch kann dieselbe Trope nicht bei jeder Gelegenheit gebraucht werden. Die der Tropen fähigen Redetheile sind: das Haupt-, Eigenschafts-, Beschaffenheits- und Zeitwort. Die Armuth der Sprache hat zuerst die Tropen herbeigeführt, man muß oft bildliche Ausdrücke gebrauchen, wenn man keine eigentliche hat; dann bedient man sich ihrer oft aus einem Euphemismus (Umschreibung), um anstößige Ausdrücke zu vermeiden; und endlich, um der Rede Aehnlichkeit, sinnliche Kraft und Schönheit zu geben. — Der Tropen gibt es eigentlich nur vier Arten. 1) Die Metapher ist die Verwechselung zweier ähnlicher Begriffe, oder ein Gleichniß, das nur in einem Worte liegt; z. B. der Löwe wüthete, von einem Helden gesagt. Man braucht die Metapher theils aus Noth, in Ermangelung des eigentlichen Ausdrucks, z. B. Gottes Zorn, Gottes Auge ꝛc. und bei andern geistigen, übersinnlichen Gegenständen, die man sich nicht anders als sinnlich denken kann; theils zur Zierde, theils zur Verstellung, wenn der eigentliche Ausdruck nicht der schicklichste wäre, z. B. die Blüthe der Unschuld brechen; theils aus Unwillen: Pest, Auswurf der Menschheit. Die Metapher kann in dem Subjecte, oder in dem Prädicate, oder in beiden liegen; z. B. die ganze Stadt ist bestürzt. Cajus brennt vor Zorn. Ueber dem Lande hängt ein furchtbares Ungewitter, statt es steht ein Krieg bevor. Die Metapher muß immer eine richtige, deutlich ausgedrückte Aehnlichkeit enthalten und sich rein umkehren lassen. Wie ich sagen kann: das Alter ist der Winter der Jahre: so kann ich auch sagen: der Winter ist das Alter des Jahres. Sie muß schicklich, daher nicht zu weit hergeholt und übel passend, auch anständig seyn. Zur Metapher gehören: a) die Katachrese, eine kühne Metapher, worin die Aehnlichkeit etwas fremd ist; b) die Allegorie (s. d.), eine durchgeführte Metapher. 2) Die Metonymie (s. d.) verwechselt verwandte Begriffe, Arten, Umstände. 3) Die Synekdoche ist nahe mit der Metonymie verwandt. Sie verwechselt a) die Art mit der Gattung; eine Art statt mehrer oder aller; das Individuum mit der Art. Vermögen z. B. für Geld und Gut. Gut wieder für ein Landgut; Phalanx für eine Armee; Marc Aurel für einen weisen Regenten; b) den Theil mit dem Ganzen, z. B. Vernunft für alle Erkenntnißkräfte; Herz für alle Gemüthskräfte; c) eine Zahl statt vieler, oder eine bestimmte Zahl statt einer unbestimmten. Legionen, Myriaden, hundert Mal u. s. w. 4) Die Ironie (s. d.). Unter den Sachfiguren sind mit der Synekdoche verwandt die Litotis und die Hyperbel, und mit der Ironie der Euphemismus, Sarkasmus (s. dde.), die Mimesis u. a.

Tropenländer heißen die Länder, welche auf beiden Erdhalbkugeln zwischen dem Aequator und den Wendecirkeln liegen. Sie liegen alle in der sogen. heißen Zone. Der Aequator liegt in der Mitte dieser Zone, und sie wird nordwärts vom Krebs-, südwärts aber vom Steinbocks-Wendecirkel in einem Abstande von $23\frac{1}{2}$ Grad begrenzt. Ihre Breite trägt demnach 2 Mal $23\frac{1}{2}$ Grad = 47 Grad oder 705 Meilen im Bogen aus, und ihr Umfang unterm Aequator 5400, unter den Wendecirkeln aber 4952 Meilen. Die Benennung dieses Erdgürtels ist daher entstanden, weil die Sonne über einen jeden Punkt desselben zwei Mal (wiewohl unter seinen Grenzen oder den Wendecirkel nur ein Mal) im Jahre zu Mittag senkrecht kömmt oder durch den Scheitelpunkt geht,

wodurch dann ihre Strahlen daselbst am wirksamsten werden können. Doch sind manche physische Ursachen vorhanden, als die fast durchaus gleiche Länge der Tage und Nächte, die Lage und der Zug der hohen Gebirge und des Weltmeers, die oft anhaltende Regenzeit, der beständige Ostwind ꝛc., die in diesem Erdgürtel die Hitze an den mehrsten Oertern sehr mildern und ihn zur Bewohnbarkeit geschickt machen, welches die Alten kaum für möglich hielten. Am genauesten haben wir die Aequinoctial-Länder des neuen Continents durch Alexander v. Humboldt kennen gelernt. Aus ihm ist auch folgende Beschreibung geschöpft. Alles, was Klima und Vegetation und überhaupt die Natur Schönes und Großes hat, vereinigt sich in diesen Gegenden. In einer senkrechten Höhe von 14.400 Fuß erschienen, von den Palmen- und Pisanggebüschen des Meeresufers bis zum ewigen Schnee, die verschiedenen Klimate gleichsam schichtenweise über einander gelagert. In jeder Höhe erleidet die Luftwärme, Jahr aus, Jahr ein, fast keine Veränderungen; Alles in der Atmosphäre geht nach unwandelbaren Gesetzen. Daher hat jede Höhe unter den Tropen ganz bestimmte Eigenheiten, die von so mannigfaltigen Formen sind, daß ein Gebirgsabhang der peruanischen Andeskette, welcher 500 Klafter hoch ist, mehr Verschiedenheit in Naturerzeugnissen darzustellen, als eine vierfach größere Fläche in der gemäßigten Zone. Dieß gilt ganz vorzüglich von dem Raume, welcher von 10° nördl. bis 10° südl. Breite geht: nachher nach den gemäßigten Zonen tritt schon mehr Unbestimmtheit und ein mehr unähnlicher Charakter ein. In dieser Gegend finden wir die Kette der Andes, deren höchster Gipfel einer, der Chimboraſſo, 3357 Klafter Höhe erreicht, den verheerendsten aller feuerspeienden Berge, den Kotopari (s. d.) von 2952 Klaftern, und den Antisana, dessen dick beeister Gipfel sich 2993 Klafter über die Meeresfläche erhebt. In den heißesten Gegenden ist die mittlere Luftwärme 27°, wenn sie in Paris und Rom 11° und 15° ist, und die Abnahme der Wärme verhält sich dergestalt, wer unter den Tropen 1281 Klafter an der Andeskette hinaufsteigt, aus dem Klima von Berlin in das von Rom gelangt. Die schönsten spanischen und italienischen Sommernächte sind nicht mit der stillen Majestät der Tropennächte zu vergleichen. Nahe am Aequator glänzen alle Gestirne mit ruhigem planetarischen Lichte. Funkeln ist kaum am Horizonte bemerkbar. Die schwächsten Fernröhre, welche man aus Europa nach beiden Indien bringt, scheinen dort an Stärke zugenommen zu haben: so groß und beständig ist die Durchsichtigkeit der Tropenluft. Wegen der Reinheit derselben ist das Licht der Sonne viel stärker, als in Europa unter gleicher Höhe, sodaß man sich mehr vor der Helle als vor der Wärme fürchtet. Die verfinsterte Mondscheibe wird bei uns in der Regel nicht gesehen; aber in den Tropenländern erscheint sie in einem röthlichen Lichte, wie der Vollmond, wenn er über die Erde heraufsteigt. Die Nerven werden durch das Sonnenlicht, dessen Kraft an den niedern Gegenden geschwächt ist, in den höhern so gereizt, daß die Einwohner von Quito und Merico außerordentlich über Schwäche klagen, wenn sie in 1800 Klafter Höhe den stechenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Von den Gebirgsarten liegt der Granit auch hier zu unterst. Auf ihm der Gneis, der in Glimmerschiefer, sowie dieser in Urthonschiefer übergeht. Auf ihm erscheint sodann der Porphyr, der Mandelstein, der Trapp und alle neuere Flötzformation. Die Steinkohlenflötze der Tropengegend liegen oft 1352 Klafter hoch; Versteinerungen finden sich noch

in einer Gegend von 2205 Klafter Höhe. An brennenden Vulkanen sind die Tropenländer vorzüglich reich. Nach glaubwürdigen Sagen war der Capa-Urcu einst höher als der Chimboraſſo, stürzte aber nach langen, durch 8 Jahre dauernden Ausbrüchen seines Vulkans zusammen, sodaß er jetzt nichts als emporstarrende Zacken zeigt, die, wenn die sinkende Sonne sich an den beeisten Trümmern bricht, das herrlichste Farbenspiel geben.

Tropfbarkeit, s. Flüssigkeit.

Tropfen, eine sehr gemeine, aber immer sehr merkwürdige Erscheinung an flüssigen Körpern, vermöge welcher sie sich in einem Medium, womit sie nur schwach zusammenhangen, sich kugelförmig vereinigen, weil die Kugelgestalt die einzige ist, worin alle Theile eines Körpers, die sich einander anziehen, in einem völligen Gleichgewichte gegen einander sich befinden können.

Tropfstein, oder Stalaktit, bei den Künstlern Marmor alabastrine, ein faseriger Kalksinter von weißer, gelber, rother, grüner und himmelblauer Farbe, der dem Durchsintern solcher Gewässer seine Entstehung verdankt, die durch den Ueberfluß der Kohlensäure die Kalkerde aufzulösen im Stande sind. Daher wird er vorzüglich in Höhlen und leeren Räumen der Kalkgebirge gefunden, die er überzieht, und wo er nun mancherlei Gestalten bildet. Wo er von oben herabtröpfelnd eine tropfsteinartige Gestalt annahm, ward er schon von den Alten Stalaktit genannt; was sich aber davon unten auf dem Boden knollig und nierenformig absetzte, nannte man Stalagmit. Oft nehmen die Ansätze so von beiden Seiten zu, daß sie endlich sich vereinigen und große Säulen darstellen, welche beim Anschlagen einen hellen Klang geben. Der Tropfstein findet sich vorzüglich schön in vielen Höhlen Frankreichs, Ungarns, Schwedens, des Harzes und der Insel Kreta.

Trophäen, s. Tropäen.

Trophonius, der Sohn des Erginus und Bruder des Agamedes (s. d.), Beide ein paar geschickte Baumeister, die den Tempel des Apollo zu Delphi und mehre Tempel baueten. Hyrieus ließ sich von ihnen eine Schatzkammer erbauen, die aber diese Brüder so geschickt anlegten, daß sie von außen einen Stein aus der Mauer nehmen und dadurch so oft in die Schatzkammer kommen konnten, als sie wollten. Hyrieus, die Abnahme seines Schatzes merkend, legte endlich Fallen und Agamedes ward gefangen. Trophonius aber schnitt ihm beherzt den Kopf ab, damit nichts verrathen würde. Nicht lange hernach ward Trophonius selbst im Walde bei Lebadeia von der Erde verschlungen. Andere nennen den Augeas, an dem diese List verübt wurde. Kerkyon soll mit geholfen und Daidalos die Falle bereitet haben. Das Verschlingen von der Erde versteht man von einer unterirdischen Wohnung, welche sich Trophonius erbaute. Trophonius hatte in eben diesem Walde ein berühmtes Orakel, darin Diejenigen, welche sich Raths erfragten, in eine unterirdische Höhle durch ein enges Loch bei den Füßen hinab und herauf gezogen wurden, nachdem man mit ihnen zuvor mancherlei berauschende Vorbereitungen gemacht hatte. Diejenigen, welche dieses Orakel besuchten, blieben lebenslang traurig. — Trophonia, feierliche Spiele, die dem Jupiter Trophonius zu Ehren jährlich zu Lebadeia gehalten wurden.

Tropici, s. Wendekreise.

Troppau, die Hauptstadt des Liechtensteinischen Fürstenthums in

Digitized by Google

Oestreichisch Schlesien, liegt an der Oppa, ist gut gebaut und hat ein Residenzschloß, 4 Vorstädte, 850 Häuser und 8300 Einw., ohne das mit der Stadt zusammenhängende Katharinendorf, welches 3000 Einw. zählt. Sitz des Kreisamtes, einer Johanniter- und Deutschritter-Ordenscommende, Landrechts-, Mercantil- und Wechselgerichts, Criminalgerichts, Bancoinspectorats, ständischen Collegiums, Militairdivisionscommando, Oberpolizeicommissariats, luther. Superintendenten; östreich-schlesisches Museum, bestehend aus einer Bibliothek von mehr als 5000 Bänden, Sammlung von 2000 Gebirgsarten und andern Mineralien aus der Umgegend, einer kleinen ornithologischen Insekten- und Pflanzensammlung ꝛc.; Gymnasium, Hauptschule, Trivial- und Mädchenschulen, Theater, allgemeines Krankenhaus, Spitäler, Tuch- (150 Meister), Kasimir-, Gewehr-, Papier-, Seife- und Rosogliofabriken und lebhaften Tuch- und Leinwandhandel. Der Fürst unterhält hier einen Theil seines Hofstaates und ein Garde- und Grenadiercorps. — Troppau ward in der neuesten Zeit berühmt durch den Congreß, welcher daselbst vom Oct. bis zum Dec. 1820 versammelt war, und hierauf Neapels wegen nach Laibach verlegt wurde. Ihn hatten zunächst die durch die stehende Heere in Spanien, Portugal und Neapel bewirkten Staatsveränderungen veranlaßt. Die Minister von Oestreich, Preußen und Rußland faßten in Troppau mehre die Ruhe von Europa betreffende Beschlüsse. Ein Auszug der, in den Conferenzen von Friedrich v. Gentz aufgenommenen Protokolle wurde in Form eines Rundschreibens mehren Bundesgesandten, sowie dem franz. und dem großbrit. Gesandten bei dem Bundestage mitgetheilt, nach welchem die Stifter der heil. Allianz in Beziehung auf die Revolution in Neapel, den Congreß nach Laibach zu verlegen beschlossen. Oestreich sollte, wenn es zum Kriege mit Neapel käme, sich allein damit befassen; Rußland und Preußen aber sollten den Frieden in dem übrigen Europa bewachen und für die völlige Sicherheit der östreich. Erbstaaten Garantie leisten. In der, deßhalb von den drei Monarchen Franz I., Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. aus Troppau an die andern Regierungen erlassenen Erklärung ward der Grundsatz aufgestellt, daß den Mächten das Recht zustehe gemeinschaftliche Maßregeln der Vorsicht gegen Staaten zu nehmen, deren Umformung, durch Aufruhr erzeugt, den rechtmäßigen Regierungen Gefahr drohe, vorzüglich, wenn dieser Geist der Unruhe durch geheime Agenten den benachbarten Staaten mitgetheilt würde (s. Intervention). Hierauf wurde der König von Sicilien eingeladen, sich als Vermittler zwischen seinem irre geleiteten Volke und den Staaten, deren Ruhe, dadurch gefährdet sey, nach Laibach zu begeben. „Das System der verbündeten Mächte ziele jedoch weder auf Eroberung, noch solle der Unabhängigkeit anderer Mächte nahe getreten werden". Gegen dieses Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten benachbarter Staaten, welches auch Großbritannien in Laibach nicht förmlich anerkannt, erschien die bekannte Schrift von Bignon: „Du Congrès de Troppau". Indeß wurde es von der übrigen Mächten, namentlich von Frankreich, auf dem Congresse zu Laibach (vgl. d.) anerkannt.

Trosky (August Wilhelm von), geb. 1746 zu Göritz in der Niederlausitz, bezog 1763 die Universität Leipzig, wo er bis 1767 mit Erfolg die Rechtswissenschaften betrieb. Noch in demſ. J. erhielt er bei der Oberamtsregierung eine Stelle als Supernumerar und Oberrath, und

Digitized by Google

erwarb sich bald durch Thätigkeit und Einsicht allgemeine Achtung und Zutrauen. Nachdem er 22 J. als Oberrath in seinem ganzen Kreise Gutes gewirkt, erwählten ihn, nach dem Tode des Präsidenten von Hartitzsch, die Landstände der Niederlausitz 1788 an dessen Stelle. In diesem erweiterten Wirkungskreise waren die Schulen, die Erziehung überhaupt, die Kirchen, das Armenwesen und die Beförderung der Landescultur die vornehmsten Gegenstände seiner Sorge. Eine Pflanzschule zur Bildung guter Dorfschullehrer für die Niederlausitz gehört unstreitig zu den schönsten Werken, die seines Wirken für Menschenwohl bezeichnen. Er stiftete zu Lübben eine Hebammenanstalt, zu Luckau eine Armenanstalt und half das Zucht- und Irrenhaus daselbst verbessern. Auch gründete er während seiner Vormundschaft über die Herrschaft Lübbenau von 1784—94 eine treffliche Bürgerschule. Ueberhaupt hörte er nie auf, durch Lehre und Beispiel, durch Aufmunterung der Lehrer und Lernenden, durch weise Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, Unterricht und Erziehung, Religion und Sittlichkeit ebenso unermüdet als freigebig zu befördern. Leider kehrte er von seiner Reise nach Berlin im Winter 1807 und 1808, zur Uebernahme des kottbusser Kreises, krank zurück, und nachdem ihn der König für seine Verdienste durch die Ernennung zum wirkl. Geh.-Rath belohnt hatte, starb er den 6. März 1809. Sein Andenken noch seinem Sinne zu ehren, beschlossen 1810 die Landstände der Niederlausitz, ein neues Landstipendium für arme Studirende von Adel, u. d. N. des Trosky'schen, zu stiften. Vgl. über ihn Fielitz's „Sammlung biograph, Skizzen und Notizen a. d. Leben geborener Lausitzer" (Luckau 1811).

Trotzendorf (Valentin Friedland), verdienstvoller Schulmann, geb. 1490 zu Trotzendorf in der Oberlausitz, kam 1501 in eine Klosterschule zu Görlitz, von wo er aber bald wieder ins elterliche Haus zurückkehrte, weil ihm das Mönchsleben nicht gefiel. Von dem Schulmeister und Ortspfarrer ward er nun im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. In seinem 16. Jahre kam er wieder auf die Schule nach Görlitz und legte sich nun mit großem Eifer aufs Studium. 1513—15 genoß er zu Leipzig in der griech. und latein. Sprache den Unterricht des berühmten Peter Mosellan und Richard Crocus. Hier ward er Magister und ging dann als Unterlehrer nach Görlitz, wo er Griechisch und Lateinisch lehrte. Als Luther auftrat legte er seine Stelle nieder und ging nach Wittenberg (1519), wo er bald mit dem kühnen Manne und Melanchthon befreundet wurde, die katholische Lehre verließ und dem Lutherthume huldigte. Er erlangte als Privatlehrer einen bedeutenden Ruf und ward von seinen Schülern hoch geehrt. 1523 ging er als Rector nach Goldberg, fand aber hier viele Hindernisse und begab sich deßhalb 1527 als Lehrer nach Liegnitz. Er verweilte hier nur 2 Jahre, wandte sich dann nach Wittenberg, aber 1531 zum zweiten Male nach Goldberg als Rector, weil man ihm alle mögliche Unterstützung bei seinen Schulverbesserungen zusagte. Diese Schule erlangte bald durch Trotzendorf eine solche Berühmtheit, daß die Zahl der Schüler über Tausend stieg, nicht nur Schlesier, sondern auch aus dem poln. Reiche und den östreich. Staaten. Sie waren in 6 Classen und diese wieder in einzelne Unterordnungen (Tribus) getheilt. Den Religionsunterricht leitete Trotzendorf selbst. Latein., griech. und hebr. Sprache, Redekunst, Geschichte und Dialektik waren die übrigen Lehrgegenstände. Als Stoff zu schriftlichen

Digitized by Google

Aufsätzen legte Trotzendorf Fragen aus der Moral, Theologie, Geschichte und Philosophie vor. Auf Klarheit und Deutlichkeit legte er einen sehr hohen Werth. Er bediente sich daher fleißig der sokratischen Lehrart und schrieb selbst eine Abhandlung hierüber. Innere und äußere Organisation seiner Schule, Methodik, Disciplin waren sorgfältig geregelt. Seine Schulanstalt hatte eine röm.-republikanische Verfassung, welche Trotzendorf als das Haupt derselben leitete. Ihr zur Seite standen ein Consul, 2 Censoren und einen Senat aus 12 Senatoren. Von demselben wurden wichtige Schulsachen entschieden. Die Censoren beobachteten das Betragen der Schüler auf der Straße, in der Schule und bei den Spielen. Jede Classe hatte einen Questor und jeder Tribus mehre Questoren, welche über den Fleiß die Aufsicht führten. Ihre Berichte gaben sie an den Oberquestor ab, welcher an Trotzendorf Bericht erstattete. Außerdem gab es noch Ephoren, welche das Betragen bei Tische beobachteten, und Oekonomen, welche über die Ordnung, Ruhe und Reinlichkeit wachten. Zu diesen Beamtenstellen, welche höchstens einen Monat lang verwaltet wurden, wählte Trotzendorf die fleißigsten und gesittetsten Schüler. Nachdem diese Schulverfassung fast 3 Decennien gedauert hatte, kam sie in Verfall. Als nun Trotzendorf einen neuen Schulplan einführen wollte, ward das Gebäude durch eine Feuersbrunst zerstört, und er zog nun mit seiner Schule nach Liegnitz, wo er 1556 starb; allgemein seines untadelhaften Charakters wegen betrauert. Trotzendorf hatte ein glückliches Gedächtniß. Er war nicht nur Freund der Musik, sondern besaß auch viele Kenntnisse und Geschicklichkeit in dieser Kunst. Seine Liebe zum Schulfache war so groß, daß er ihm wiederholt angetragene Predigerstellen in Görlitz und Nürnberg ausschlug. Er war auch, nach Melanchthon, ebenso zum Schuldirector wie Scipio der Aeltere zum Feldherrn geboren.

Troubadour, s. Ritterpoesie.

Troy (François de), berühmter Maler, geb. zu Toulouse, lernte bei seinem Vater, dann bei Nikolaus Loir und Claudius le Fevre, war ein vortrefflicher Portrait- und Geschichtmaler, verfertigte die Bildnisse der ganzen königl. Familie und aller Großen des Hofs. Ludwig XIV. sandte ihn nach München, um das Portrait der nachmaligen Dauphine zu malen. Er kam 1684 in die königl. Akademie, ward Professor, Rector-Adjunctus, endlich Director, und starb 1730 im 85. J. Man findet zu Paris verschiedene historische Gemälde von ihm. Seine Zeichnung ist correct; er stellte die Figuren mit großer Lebhaftigkeit und vielem Ausdruck vor, und wußte die Schönheit der Frauenzimmer zu erhöhen, ohne daß der Kenntlichkeit etwas abging. Sein Colorit ist angenehm und kräftig. C. Vermeulen, P. van Schuppen, G. Edelinck, J. Chereau, C. Simoneau u. A. haben nach ihm in Kupfer gestochen. — 2) (Jean François de), Sohn des Vorigen, trat in des Vaters Fußstapfen, verfertigte für verschiedene Kirchen und das Rathhaus zu Paris historische Gemälde, wurde Rector der Akademie, 1733 Director der franz. Akademie zu Rom mit dem St.-Michaelisorden, und starb 1752 im 76. J. Man bewundert an seinen Werken großen Geschmack in der Zeichnung, schöne Ausarbeitung, liebliches und reizendes Colorit, und die Kunst, die Leidenschaften darzustellen. Seine Compositionen sind voll Feuer und Leben, und sein Genie erfinderisch. Balechou, Beauvarlet, L. Carr, R. Gaillard, Cochin u. A. haben nach ihm 25 Blätter in Kupfer gestochen.

Digitized by Google

Trübsinn, s. Melancholie.

Truche (geheime), s. Würtemberg.

Truchmenen, s. Tatarei.

Truchseß (nach der wahrscheinlichsten Ableitung die Uebersetzung des lat. Triclinarius), im Mittelalter ein vornehmer Hofbeamter (am alten franz. Hofe Seneschall, und gegenwärtig an mehren deutschen Höfen der Oberküchenmeister), der über Küche und Oekonomie eines Hofes die Oberaufsicht führte, bei feierlichen Gelegenheiten die erste Schüssel auf die Tafel seines Herrn trug, und sie demselben präsentirte. Nach der ehemaligen deutschen Reichsverfassung hatte der Kurfürst von der Pfalz das Erz-Truchsessen-Amt (s. Erzämter und Erbämter). — Das alte Reichsgräfliche, fortblühende Haus der Truchsesse von Waldburg, bisweilen auch bloß Truchseß genannt, hatte schon in frühern Zeiten bei den schwäbischen Kaisern die Truchsessen-Würde, und erhielt 1525 von Karl V. das Vorrecht, sich Reichs-Erb-Truchseß zu nennen.

Truffaldino, s. Masken.

Trüffeln, Schwämme von fast kugelichter Form, ohne Wurzel, Stiel und Blatt, findet sich in der Erde unter einzelnen Eich- und Buchbäumen, zuweilen an ein halb Pfund schwer. Sie haben unten eine rauh-schwarze Rinde, ein anfangs weißes, dann festeres Fleisch mit durchdringendem Geruch und werden für einen großen Leckerbissen gehalten, den man (in Frankreich) durch Schweine mit einem Ring um den Rüssel oder durch abgerichtete Hunde (am besten Pudel) aufsuchen läßt. In Mecklenburg und Pommern werden sie bloß von Menschen gesucht, die daran ein Kennzeichen der verborgenen Trüffeln haben, daß die Erde über denselben etwas aufgerissen ist. Wo sie wachsen, kommen nicht leicht andere Pflanzen fort, weil sie ihnen entweder die Säfte entziehen oder durch ihre eigenthümliche Beschaffenheit das Wachsthum anderer Pflanzen hindern. Wenn es zu Ende Augusts und im September regnet, so vermehren sich die Trüffeln — die sich vielleicht auch künstlich erziehen lassen — ungemein. Es gibt weiße und schwarze Trüffeln und eine Spielart der weißen, Bianchette genannt; die weißen haben ein seifenartiges, die schwarzen ein feuchtes und die Bianchetten ein mehliges Fleisch. Erstere riechen nach Knoblauch, die zweiten nach Bisam und die letzten unangenehm. Im Handel gibt es getrocknete und marinirte. Die besten kommen aus Italien, besonders aus Piemont. — Trüffelpasteten sind als Leckerbissen sehr gesucht und kommen vorzüglich von Angouleme in Mittelfrankreich.

Trugschluß. Man kann die Schlüsse auch in Ansehung ihrer Gültigkeit in richtige oder unrichtige oder falsche eintheilen. Ein falscher Schluß aber ist entweder ein bloßer Fehlschluß (parelogismus), wenn der Urheber desselben sich der Falschheit nicht bewußt war, mithin sich selbst beim Schließen täuschte, oder ein Trugschluß (sophisma, falacia, captio, cavillatio), wenn der Fehler in der Absicht, Andere zu täuschen, gemacht und daher so versteckt ist, daß man ihn nicht gleich bemerkt. Man kann indessen auch alle falschen Schlüsse ohne Unterschied Parelogismen, Sophismen, oder Fallation nennen. Diese sind dann entweder in der Materie oder in der Form oder auch wohl in beiderlei Hinsicht unrichtig. Bei einem bloßen Fehlschlusse wird nur ein Versehen zu Grunde liegend gedacht, welches entweder aus Uebereilung oder aus natürlicher Schwäche oder aus Ungeübtheit der Denkkraft entsprang; bei einem Trugschlusse

setzt man eine mit besserem Wissen und Kennen verbundene böse Gesinnung des Urhebers voraus. Allein um die Gesinnung beim Schließen darf sich die Logik eigentlich nicht bekümmern. Diese hat nur auf die Beschaffenheit des Schlusses selbst zu sehen. Und dann kann auch jeder bloße Fehlschluß zum Trugschlusse werden, wenn er Andere wider Wissen und Willen des Urhebers täuscht oder betrügt. Daher kann man in logischer Hinsicht jeden falschen Schluß einen Fehl- oder Trugschluß nennen. — Wichtiger ist es in logischer Hinsicht, daß die falschen Schlüsse entweder durch den Inhalt ihrer Sätze (materialiter) oder durch die Art und Weise ihrer Verknüpfung (formaliter) oder durch Beides zugleich falsch seyn können.

Truhten, s. Druiden.

Trunkenheit nennt man jenen Zustand, der auf den zu starken Genuß geistiger Getränke erfolgt, und worin der Mensch nebst dem Verluste des besonnenen Gebrauchs seiner Seelenkräfte auch die Herrschaft über seinen Körper verloren hat. Die weingeisthaltigen Getränke haben eine nervenreizende Kraft: aus diesem Grunde besitzen die ersten und geringsten Grade der Trunkenheit etwas Angenehmes; sie beschleunigt den Umtrieb der Säfte, macht munter und gesprächig, indem sie die Einbildungskraft anfeuert, und lockt eben dadurch den Menschen zum fortgesetzten Genusse der Getränke an. Die Folge hiervon ist, daß Nerven- und Blutsystem zu heftig gereizt werden und besonders der Trieb des Blutes zum Kopfe beschleunigt wird. Die Pulse klopfen schneller, das Gesicht wird gemeiniglich röther und endlich verliert die Seele die klare und helle Uebersicht über ihre Thätigkeiten und die ihr zukommende Herrschaft über den Körper; die Zunge stammelt, die Hände zittern und die Füße wanken. Oft folgt auf den trunknen Zustand ein Erbrechen, oder er führt einen gelinden Grad von Betäubungsschlaf mit sich, indeß der Sturm in den Lebensfunctionen besänftigt wird. Die Erfahrung lehrt, daß im Anfalle der Trunkenheit Schlagflüsse erfolgt sind. Nach dem Schlafe befindet sich der Mensch unwohl, sein Gedächtniß steht ihm nicht so gut zu Gebote, er denkt nicht so frei wie sonst und hat auch meist den Appetit verloren. Ein Mensch, der sich häufig betrinkt, und bei dem die Neigung zu weingeisthaltigen Getränken zu einer anhaltenden, nicht zu besiegenden Leidenschaft, zur Trunksucht, geworden ist, wird zuletzt körperlich und geistig geschwächt, unfähig zu jedem körperlichen und geistigen Geschäfte, wenn er nicht vorher durch eine hinlängliche Menge geistiger Getränke sich zur Arbeit gereizt hat. Ein Säufer befindet sich am Morgen höchst unbehaglich, viele erbrechen sich; die Hände zittern, ihr Geist ist abgestumpft, das Gedächtniß ist verschwunden und sie werden durch die Folgen ihrer verderblichen Neigung gezwungen, sich von neuem dem Trunke zu übergeben. Im Zustande der Trunkenheit ist das beste Mittel Schlaf, oder Erbrechen oder der Genuß vieler lauwarmer wässriger Getränke, als Thee ꝛc. Die Heilung eines Säufers ist sehr schwer, und nie wird der Arzt damit zu Stande kommen, wenn er keine Hülfe in der moralischen Kraft und in dem festen Willen des Kranken — denn ein Gewohnheitssäufer ist wirklich organisch krank — findet. Eine plötzliche Entwöhnung des Weines, des Schnaps ꝛc., kann für ihn gefährlich werden; der zum Bedürfnisse gewordene Reiz muß ihm daher allmälig entzogen werden. Nach den Erfahrungen eines bekannten Arztes in der neuesten Zeit, sollen die Mineralsäuren und un-

Digitized by Google

ker ihnen vorzüglich die Schwefelsäure einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Zerstörung der organischen Bedingungen, welche der Trunksucht gewöhnlich zu Grunde liegen, haben. Er gibt die verdünnte Schwefelsäure in Verbindung mit einem bittern Extract in 24 Stunden zu zwei Drachmen. Hat er durch einen bald kürzern, bald längern fortgesetzten Gebrauch jener Arzneien den Hang besiegt, so verordnet er dem Kranken stärkende Mittel, als China ꝛc. In den neuern Zeiten haben die Aerzte eine Krankheit kennen gelernt, welche durch den übermäßigen Genuß des Schnapses herbeigeführt wird, und die man den Säufer-Wahnsinn, delirium potatorum oder tremens nennt. Die Hände des Kranken zittern beständig, alle seine Körperbewegungen sind hastig und unsicher, sein Gang schwankend, taumelnd. Er verfällt in ein leises Irrereden, das nach dem Abend heran gesteigert wird. Er ist meist ohne Fieber, doch der hochgeröthete Kopf, die röthlichen Augen ꝛc. zeugen von einem Blutorgasmus nach dem Gehirne. Nicht selten endigt sich die Krankheit mit einem Schlagflusse.

Tschaiken, kleine Galeeren mit Segeln und Ruderbänken, welche sehr schnell, auch wider Strom und Wind, gehen, und wovon die kleinsten 2 Stücke und 10 Soldaten, die größten 4 Stücke und 100 Soldaten führen. Auf der Donau ist zu Bemannung dieser Schiffe aus den Grenzsoldaten, die in der Gegend des Zusammenflusses der Theiß und der Donau wohnen, ein besonderes Corps von etwas über 1100 Mann errichtet worden. Diese Tschaikisten sind mit einem Säbel, einer kurzen Flinte und zwei Pistolen bewaffnet und nebst ihrem Befehlshaber jederzeit von der illyrischen Nation.

Tscherkask, die 1570 erbaute Hauptstadt der donischen Kosacken, 279 d. M. von St.-Petersburg entfernt, auf einer durch den Nebenarm des Don, Aksai, gebildeten Insel, hat 2950 Häuser, die meistens auf Pfälen ruhen, da der Ort vom April bis Juni gewöhnlich unter Wasser gesetzt ist. Die Stadt hat ansehnliche Kirchen, deren Inneres reich mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückt ist; sie zählt 15.000 Einw., worunter 150 tatarische Familien sind, die in einer eignen Slobode wohnen, auf Kosackenfuß stehen, aber ihre Sprache und die mohammedanische Religion beibehalten haben. Hier ist der Sitz des Ataman (Generals) der Kosacken, ihr allgemeiner Waffenplatz, Zeughaus und Magazine; Gymnasium, in welchem die Kosackenjugend Französisch, Deutsch, Geometrie, Geographie, Physik ꝛc. gelehrt wird; mehre Privatbibliotheken, ein Theater, auf welchem regelmäßig gespielt wird. Die Stadt treibt Weinbau, Fischerei, ausgebreiteter Handel mit Eichen, Eisen, Kaviar, Fischen und Wein. Da die Stadt wegen der Ueberschwemmungen eine ungesunde Lage hat, so hat man an einem Arm des Don, eine Meile von der jetzigen Stadt, Neu-Tscherkask zu bauen angefangen, wohin alle Einwohner der alten Stadt, die jedoch für den Kostenaufwand entschädigt werden sollen, ziehen werden, sodaß vielleicht in 50 Jahren von der alten keine Spur mehr übrig seyn wird. In dieser Hauptstadt der donischen Kosacken ist ein gesellschaftlicher Verein unter dem Namen: Adelsversammlung gestiftet worden, dessen Mitglieder (über 100) sich mit Lesen der Zeitschriften, Gesellschaftsspielen und Bällen unterhalten.

Tscherkassien, s. Circassien.

Tschernung (Andreas), ein für sein Zeitalter sehr achtungswerther deutscher Dichter, geb. 1611 zu Bunzlau, studirte zu Breslau und Ro-

Digitized by Google

stock, ward daselbst 1644 Prof. der Dichtkunst und starb 1659. In seinen Gedichten gelang ihm am meisten Schilderung der Natur und des Menschen, und er ist ein glücklicher Nachahmer des Dichters Opitz. Man hat von ihm einen „Frühling und Sommer deutscher Gedichte", eine „Poetische Schatzkammer", einen „Vortrab des Sommers deutscher Gedichte" und „Unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst, insonderheit der edlern Poeterei" (Lübeck 1658). Eine Auswahl daraus im 7. Bd. von W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." Von seinen Sinngedichten gab Ramler eine Auswahl heraus.

Tschesme oder Dschesme, ein unbedeutender Ort an der Ostküste Kleinasiens, der Insel Scios gegenüber, mit einem Hafen, einst Kyssos, wo 191 v. Chr. die Römer die Galeeren des syrischen Königs Antiochus zerstörten und am 5.—6. Juni 1788 die Russen unter Orloff und Spiridoff und den in der russ. Marine angestellten Engländern Elphistone und Greigh die osmanische Flotte verbrannten. Nachdem Orloff, der Uebermacht der Osmanen weichend, seine Russen bei Vortitza auf Morea eingeschifft hatte, ging er unter Segel, um sich mit Elphistone zu vereinigen. Die Russen trafen jetzt mit ihren gesammten Streitkräften auf die osmanische Flotte in dem engen Canal zwischen Scios und der asiatischen Küste. Die feindliche war zahlreich und zählte unter ihren Anführern den berühmten Hassan, einen geübten Krieger. Die russischen Schiffe waren schlecht gerüstet; indessen trug doch die europäische Kunst über die Unwissenheit der Osmanen den Sieg davon. Nach dem ersten Gefechte am 5. Juli, in welchem die beiderseitigen Admiralschiffe in die Luft geflogen waren, hatten sich die türkischen Schiffe, weil sie die asiatische Küste nicht verlassen wollten, in die kleine und seichte Bucht von Tschesme zurückgezogen. Hier griff die russische Flotte, welche ihnen folgte, von der Nacht begünstigt, mit einigen Brandern an, die von Inselgriechen bemannt und von britischen Offizieren geleitet wurden. Das erste Brandschiff wurde vernichtet; das zweite von dem kühnen Dugdale zwischen die osmanische Flotte geführt und mit eigener Hand an einem osmanischen Schiffe befestigt, worauf er, an den Händen und im Gesichte verbrannt, sich schwimmend rettete, entzündete dasselbe; die Flamme ergoß sich auf die andern, welche es umgaben, und theilte sich sogleich den 3 Schiffen mit, welche den Eingang der Bucht bewachten, und verschloß diese wie mit einer Feuerkette. So wurde die ganze osmanische Flotte vernichtet. Der Boden um Smyrna bebte von dieser fürchterlichen Erschütterung, und der Donner wurde bis Athen vernommen. Die Russen waren von der Größe ihres Sieges überrascht. Dugdale wurde russischer Contreadmiral; da er aber die russische Sprache nicht erlernen konnte, so erhielt er 1790 seine Entlassung mit Pension. Greigh starb als russischer Contreadmiral zu Reval, wo ihm Katharina in der Domkirche ein Denkmal von carrarischem Marmor errichten ließ. Zum Andenken der Schlacht erbaute Katharina II. den prächtigen Pallast Tschesme zu Petersburg.

Tschirnhausen (Ehrenfried Walter, Graf v.), Herr zu Kislingswalde und Stolzenberg, einer der berühmtesten Mathematiker und Naturforscher seiner Zeit, geb. 1651 zu Kislingswalde in der Oberlausitz, legte sich von Jugend an auf Mathematik, studirte diese Wissenschaft mit großem Fleiße zu Leyden, trat 1672 als Volontair in holländische

Digitized by Google

Dienste und durchreiste dann 18 Monate später Frankreich, Italien, Sicilien und Malta und verweilte in Deutschland am Hofe Kaiser Leopold I. zu Wien. 1682 ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu Paris zu ihrem Mitgliede. Nachdem er hierauf eine Zeitlang sich noch in Holland aufgehalten, begab er sich auf seine Güter in Sachsen, wo er 1708 als kursächsischer Rath starb. Vermöge seiner mechanischen und optischen Kenntnisse verfertigte er die größten Brennspiegel, wodurch er den Magnetstein in Eisen, Asche und Erdgewächse in Glas verwandelte, und Sachen, die im Wasser lagen, anzündete. Ferner entdeckte er die Brennlinie (Linea reflectionis oder kaustische Linie), die die Gebrüder Jakob und Johann Bernoulli näher bestimmten. Auch errichtete er die ersten Glashütten in Sachsen, und soll die Verfertigung des Porzellans angegeben haben. Als philosophischer Denker erwarb er sich einen Namen durch „Medecina mentis et corporis“ (Amsterd. 1687, 4., und seitdem noch mehre Male aufgelegt). S. die Lebens- und Todesgeschichte dieses merkwürdigen Mannes (Görlitz 1709, 12.).

Tuba, bei den Römern ein Blasinstrument, das im Kriege gebraucht und unsern Posaunen oder Trompeten zu vergleichen seyn dürfte, obgleich es eine etwas davon verschiedene Form hatte.

Tuberkeln, im Allgemeinen Knoten und kleine Verhärtungen, welche nach Entzündung kleiner Fett- und Schleimdrüsen, auch anderer Drüsen des lymphatischen Systems, zurückgeblieben sind. Insbesondere kleine Verhärtungen in der Lunge, von der Größe der Hirsenkörner bis zu der einer Erbse und Haselnuß, Ueberbleibsel von Entzündung der Schleimdrüschen in der Lunge, oft aber auch Folgen von Skrofeln und ursprünglicher Bildung. Sie behalten immer die Neigung, sich wieder zu entzünden, wodurch sie sich jedesmal vergrößern, und endlich Veranlassung zur Lungensucht geben, indem zuletzt die größern in Eiterung übergehen und Lungengeschwüre bilden. Sie verrathen sich durch Beengung des Athems bei stärkerer Bewegung, besonders bei dem Bergsteigen, durch kurzen trockenen Husten, durch flüchtige Stiche in der Brust u. a. m. Wer Tuberkeln in der Lunge hat, muß alle heftige Erregung des Blutes, Laufen, Tanzen, hitzige Getränke ꝛc. vermeiden, und kann durch eine zweckmäßige Diät immer noch ein hohes Alter erreichen.

Tübingen, die zweite Hauptstadt des Königreichs Würtemberg im Schwarzwaldkreise, eine der ältesten Städte des Landes, 6 Stunden von Stuttgart, am Neckar, über den eine steinerne Brücke führt, zwischen dem Schloß- und Osterberge in einer überaus reizenden Lage des Nekkarthales, wo sich mehre Nebenthäler eröffnen. Sie ist uneben und schlecht gebaut, hat 800 Häuser und 8200 Einw., zwei lutherische und eine katholische Kirche, ist der Sitz eines Oberamtes, hat beträchtlichen Getreide- und Weinbau, Wollenzeuchwebereien, Buchhandlungen, Buchdruckereien, über 700 Kaufleute und Handwerker. Im Mittelalter war sie der Sitz der Pfalzgrafen von Tübingen und kam durch Kauf 1342 an den Grafen Ulrich von Würtemberg. 1477 gründete Graf Eberhard im Bart (s. d.) hier eine Universität nach dem Muster der Schule zu Bologna, welche reichlich dotirt und mit Privilegien beschenkt, ein glückliches Gedeihen hatte und bald durch treffliche Professoren zu Ansehn kam. Zur Zeit der großen Kirchentrennung lehrten an derselben der berühmte Reuchlin, Joh. Eck und Melanchthon. Um 1536 unter dem lutherisch gesinnten Herzog Christoph wurden die katholischen Lehrer

Digitized by Google

allmählig verdrängt und die Stühle mit Luthers Anhängern besetzt. Die evangelischen Theologen zu Tübingen wurden bald durch ihre streng lutherische Orthodoxie berühmt, und es ist bekannt, in welchem Ansehen sie eine lange Reihe von Jahren hindurch bei ihren Confessionsverwandten standen. Der dreißigjährige Krieg hatte auch für die Hochschule die nachtheiligsten Folgen, sie erholte sich aber seit 1652 unter Herzog Eberhard III. wieder, der ihr eine neue Ordnung gab und die verfallenen Hülfsanstalten erneuerte. Durch ausgezeichnete Lehrer in allen wissenschaftlichen Fächern erlangte sie bald wieder ihren alten Ruhm. 1752 bekam sie von Herzog Karl ein neues Gesetzbuch und eine Sternwarte; auch wurden die Sammlungen für Medicin und Chirurgie verbessert. Unter König Friedrich begann für die tübinger Universität eine neue Aera: es wurde ein Clinicum gegründet, die Anstalten für Medicin und Naturforschung erweitert, Preise ausgesetzt, das Lehrerpersonal vermehrt ꝛc. Dagegen verlor die Hochschule ihre meisten Rechte und Selbständigkeit. Neu und nach liberalen Grundsätzen sind die Verhältnisse der Universität von der jetzigen Regierung in einem eigenen Statute bestimmt worden, welches dem königl. Verfassungsentwurf von 1817 angehängt ist. Die Universität besteht gegenwärtig aus zwei theologischen Facultäten für Evangelische und Katholiken, einer juristischen, medicinischen, philosophischen, cameralistischen Facultät, mit 34 Professoren, die außerordentlichen mitgerechnet. Die ordentlichen bilden den akademischen Senat. Nach dem neuen organischen Statut vom 18. Jan. 1829 ist statt des Rectors ein beständiger Kanzler, den der König ernennt, Vorstand der gesammten Universität und des akademischen Senats insbesondere. Er hat die Rechte und Verbindlichkeit eines Collegialdirectors. Sein Stellvertreter in Verhinderungsfällen ist ein Vicekanzler, den der König auf 3 Jahre aus den ordentlichen Professoren ernennt. Ein Verwaltungsausschuß und eine Disciplinarcommission bestehen, jede von 6 Mitgliedern, unter dem Vorsitze des Kanzlers. In den einzelnen Facultäten ist das wechselnde Decanat aufgehoben und dafür ein stehendes Seniorat eingeführt. Vgl. Wächter: „Ueber die Organisation der Universität Tübingen", und Paulus's „Sophronizon", 12. B., 3. H. (Heidelb. 1830). Die Zahl der im Winterhalbjahr 1835 Studirenden ist 636, worunter 55 Ausländer. Im Sommerhalbjahr 1835 war die Zahl der Studirenden 658; im Winterhalbjahr 1834 734. 1828 erhöhte die würtembergische Kammer der Abgeordneten die Einkünfte der Universität auf jährlich 80.000 Gldn. (wovon 32.000 Gldn. aus dem eignen Vermögen der Universität. 1829 betrug die Besoldung 55.625 Gldn.; die Institute kosteten 17.835, und die Verwaltung 6540 Gldn. Hülfsanstalten sind: das protestantische und katholische Seminarium (mit dem katholische Convict Wilhelmsstift), eine 40.000 starke Bibliothek, welche den Studenten offen steht und manches Merkwürdige enthält, Modell-, Naturalien-, physikalische, astronomische, Münz- und Medaillenkabinette, ein anatomisches Theater, ein botanischer Garten, clinische und Irrenanstalten, eine Thierarzneischule, ein chemisches Laboratorium. — Tübingen war im Mittelalter eine starke Festung. Schon 1079 ward es von Kaiser Heinrich IV. eingeschlossen. Auf dem Berge, wo jetzt das Schloß mit einer Kirche, einem tiefen Brunnen und Sternwarte steht, lag die alte Pfalz (Palatium, Regentenwohnung); das Schloß selbst hieß Hohentübingen und hat in frühern Zeiten zum Theil merkwürdige Belagerungen ausgehalten. Eine Stunde von der Stadt

liegt das Blassenbad mit hübschen Anlagen im Walde. Berühmt ist auch in der Gegend das Dorf Gönningen wegen seiner trefflichen Obstwaldungen.

Tübinger Vertrag, s. Würtemberg.

Tubus, s. Fernrohr.

Tudor (das Haus), s. England (Geschichte von).

Tufstein. Mit dieser Benennung bezeichnet man gemeiniglich einen Kalkstein, welcher eigentlich Kalktuf genannt wird. Er ist von gelblich grauer Farbe und hat sich bei seiner Bildung nach den vorhandenen vegetabilischen und animalischen Formen gerichtet, um welche er sich ansetzte: pfeifenröhrig, moosartig, ästig ꝛc. Er umschließt viele Landschnekken und Knochen von Landthieren, sogar Elephantengerippe, Ueberbleibsel von Fischen, Vögeln, Schlangen und Eidechsen. Bei Meißen sind in ihm in ziemlicher Tiefe Menschenschädel und eiserne Nägel gefunden worden. Er ist ein ganz neues Erzeugniß und bildet sich meistens in tiefen Sumpfgegenden, wo das Wasser die von den benachbarten Kalkgebirgen losgerissenen Kalktheilchen absetzt und damit die hier befindlichen Körper überzieht. Er findet sich bei Meißen, Langensalza, Weimar, Würzburg, Glashütte in Ungarn und bei Pyrmont.

Tugend. Es ist eine unleugbare Thatsache des Bewußtseyns, daß sich in Bezug auf unsere Handlungen in unserm Innersten eine bald gebietende, bald verbietende, bald billigende bald mißbilligende Stimme vernehmen läßt, welche man die Stimme des Gewissens nennt. Dieses Gewissen ist nichts anderes als das (mehr oder minder klare) Bewußtseyn einer Handlungsweise, welche die Vernunft überall fordert, wo sich eine Handlung als freier Willensakt denken läßt, und nach welcher auch beurtheilt wird, ob die Handlung gut oder böse sey — mithin das Bewußtseyn des Guten und Bösen selbst; und darum kann man auch das Gewissen die ursprüngliche Grundlage der Sittlichkeit nennen. Welches ist aber die von der Vernunft geforderte Handlungsweise, die sich ursprünglich in uns durch das Gewissen ankündigt? — Soll unser Handeln nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich einstimmen, oder absolut harmonisch seyn; so ist dieß nicht anders möglich, als wenn Jedermann bei allen seinen Handlungen seine Maximen so nimmt, daß sie, als allgemeine Gesetze gedacht, keinen Widerstreit weder mit sich selbst noch mit dem Willen anderer vernünftigen Wesen enthalten, mithin von allen gebilligt und befolgt werden können. Nur unter dieser Bedingung handelt ein vernünftiges Wesen seiner Würde gemäß, indem es sich als Theilnehmer an einer Gesetzgebung für alle vernünftigen Wesen darstellt, und so die Autonomie seiner eigenen Vernunft durch Einstimmung mit der allgemeinen Vernunft bewährt. Fassen wir dieß in eine bestimmte Formel, so ergibt sich folgender praktische Grundsatz als oberstes Sitten-, d. h. Tugendgesetz, oder als höchstes Pflichtgebot: Du sollst handeln, wie es der Würde eines vernünftigen Wesens gemäß ist, d. h. so, daß alle Maximen deines Willens sich als Gesetze für alle vernünftigen Wesen offenbaren. Das oberste Sitten- oder Tugendgesetz ist ein reiner und formaler praktischer Grundsatz, weil die Vernunft dasselbe ursprünglich gibt und dadurch bloß die Handlungsweise eines vernünftigen Wesens in der Sinnenwelt überhaupt bestimmt. Ein empirischer und materialer Grundsatz, zu einem solchen Gesetz erhoben, würde den Willen vom sinnlichen Triebe, mithin von Naturgesetzen unabhängig machen und dadurch die Sittlichkeit selbst

aufheben. Eben daraus würde eine sensualistische Moral entstehen, dergleichen auch der Eudämonismus nach seiner eigentlichen Grundlage ist. Das oberste Sitten- oder Tugendgesetz ist ein apodiktischer praktischer Grundsatz, weil die Vernunft vermöge desselben eine gewisse Handlungsweise als schlechthin nothwendig fordert. Man kann es daher auch ein unbedingtes Gebot nennen. Aus diesem Gebote geht hervor alle sittliche Verbindlichkeit. Diese ist nämlich nichts anderes als das Verhältniß einer von der Vernunft als schlechthin nothwendig anerkannten Handlung zu einem Willen, dem dieselbe nicht vermöge der natürlichen Beschaffenheit des Subjectes nothwendig ist, oder kürzer, die Nothwendigkeit einer an sich willkürlichen, mithin zufälligen, Handlung vermöge eines sittlichen Gesetzes. Jene Verbindlichkeit heißt auch Pflicht und eine Handlung, in Beziehung worauf eine sittliche Verbindlichkeit stattfinden, heißt daher pflichtmäßig oder pflichtwidrig, je nachdem sie der sittlichen Verbindlichkeit entspricht oder widerspricht. Die Verpflichtung überhaupt setzt also voraus, daß in einer und derselben Person ein gesetzgebendes Vermögen, welches die praktische Nothwendigkeit einer Handlung bestimmt, oder welches verpflichtet (active Verpflichtung), und ein demselben untergeordnetes Vermögen, dem die Nothwendigkeit einer von ihm abhängenden Handlung bestimmt oder welches verpflichtet wird, (passive Verpflichtung), stattfindet. Jenes ist die praktische Vernunft als autonomisch, dieses der Wille als pathologisch oder empirisch bestimmbar gedacht. Aus der gewissenhaften Pflichterfüllung entspringt die Tugend. Gewissenhaft aber ist die Pflichterfüllung nur dann, wenn den Handlungen eine solche Gesinnung zum Grunde liegt, wodurch sie das Gepräge der echten Sittlichkeit annehmen. Da nun diese Gesinnung keine andere ist, als die unbedingte Achtung gegen das Sittengesetz selbst: so besteht eben darin der wahre Charakter oder die wesentliche Form der Tugend. Tugend überhaupt ist das pflichtmäßige Verhalten eines sinnlich-vernünftigen Wesens aus Pflicht oder aus Liebe zum Guten, Tugenden aber sind die verschiedenen Arten, wie sich die Tugend überhaupt durch eine bestimmte Handlungsweise in Bezug auf gewisse Gegenstände ankündigt. Das Wort Tugend bedeutet ursprünglich eine gewisse Tauglichkeit oder Tüchtigkeit, indem es von taugen stammt, während virtus (von vir) ursprünglich Mannhaftigkeit oder Tapferkeit bedeutet. Daher nimmt man auch diese Ausdrücke oft im weitern Sinne und versteht dann jeden Vorzug darunter, wodurch Jemand zur Erreichung gewisser Zwecke tauglich oder geschickt ist. Die Moral aber beschränkt den Sinn dieses Wortes auf sittliche Vorzüge, die ein sinnlich-vernünftiges Wesen mit Freiheit erwerben soll, um seiner höheren Bestimmung zu genügen oder Das, was schlechthin gut ist, durch sein ganzes Thun und Lassen zu verwirklichen. Tugend in dieser Bedeutung ist also nichts anderes als sittliche Vollkommenheit, aber gedacht in Bezug auf den Menschen als ein sinnlich-vernünftiges und darum endliches Wesen. Denn die sittliche Vollkommenheit eines solchen Wesens ist selbst endlich, d. h. beschränkt und eines beständigen Wachsthums fähig, weil es immer mit widerstrebenden Neigungen zu kämpfen hat, deren Bekämpfung ihm aber immer leichter wird, je öfter es den Sieg davon getragen, indem dadurch seine Achtung gegen das Gesetz und seine Liebe zum Guten immer lebendiger und kräftiger wird. Denken wir uns aber ein unendliches, mithin rein-vernünftiges Wesen, so muß auch dessen sittliche Vollkommen-

Digitized by Google

zeit unendlich oder unbeschränkt, folglich keines Wachsthums mehr fähig seyn, indem sein Wille durch Neigungen gar nicht bestimmbar ist. Dieß ist die Idee der Heiligkeit (sanctitas), die wir eigentlich nur als Eigenschaft Gottes denken können, die aber zugleich allen sinnlich-vernünftigen Wesen zum Ziel ihres Strebens, mithin als Urbild ihrer eigenen Vollkommenheit dient. Darum kann man das Sittengesetz auch so ausdrücken: Strebe nach der Heiligkeit! oder wie es in der Schrift heißt: Seyd vollkommen wie euer Vater im Himmel! Da wir aber diese Vollkommenheit eigentlich nie erreichen, sondern uns nur derselben durch beständige Fortschritte in unserer Vollkommung annähern, also Gott nie gleich, sondern bloß ähnlich werden können, so hat jene Vorschrift eigentlich den Sinn: Strebe nach Aehnlichkeit mit Gott! Und da wir durch diese Verähnlichung, der Gesinnung nach, mit Gott in eine geistige Gemeinschaft treten oder gleichsam Eins mit dem Göttlichen werden, so kann man diese Formel auch so ausdrücken: Strebe nach der Vereinigung mit Gott! Alle diese Formeln aber haben einen religiösen Charakter und setzen zu ihrem Verständniß einen anderweiten moralischen Grundsatz voraus, wie jene, welche den göttlichen Willen zur obersten Richtschnur des menschlichen Handelns machen.

Tugendbund, Tugendverein. Nach dem Frieden von Tilsit, welcher die eine Hälfte von der preuß. Monarchie abriß und die andere unter das eiserne Joch Napoleons gab, sahen patriotische Männer ein, daß es besser sey, noch einmal den furchtbaren Kampf mit Frankreichs Uebermacht zu beginnen, als das Vaterland aus tausend Wunden langsam verbluten zu sehen. Ihnen entging aber auch nicht, daß ein glücklicher Ausgang nur durch Belebung und Anfeurung der geistigen und moralischen des Volkes zu erwarten stehe. Zu diesem Zweck vereinten sich die hervorstechendern Männer Königsbergs in Preußen zu einem Vereine, welchen sie den sittlich-wissenschaftlichen nannten. Die Bedingungen des Beitritts waren: jedes Mitglied mußte ein preuß. Unterthan von unbescholtenem Rufe und fähig seyn, die Absicht des Vereins zu befördern. Durch ein schriftliches Versprechen verband es sich zu dem Letztern und zur treuen Anhänglichkeit an das königl. Haus Hohenzollern. Der Bund hatte weder Grade noch geheime Symbole. Der König bestätigte durch eine Cabinetsordre den Verein, nur sollte er von seinem Wirken und seinen Mitgliedern von Zeit zu Zeit der Regierung Bericht erstatten. Er war demnach durchaus keine geheime Verbindung, wenngleich er seinen Zweck, Vorbereitung des Volkes zum Kampfe gegen das französische Joch, nicht deutlich in seinen Grundgesetzen aussprach. Er konnte auch diesen verschweigen, weil er das unbemerkte Resultat seiner öffentlichen Wirksamkeit seyn sollte. Nicht lange nach seiner Entstehen verbreitete sich der Verein über die Provinzen, welche der tilsiter Friede der preuß. Krone gelassen hatte, aus. Nach des Professors Krug Schrift: „Das Wesen und Wirken des Tugendbundes und andrer angeblichen Bünde" (Leipz. 1816) und nach dem „Fürsten- und Volksfreunde", der die Statuten des Bundes mitgetheilt hat, war seine innere Einrichtung und Verwaltung folgende: Ein oberster Rath, der seinen Sitz zu Königsberg hatte, leitete das Ganze. Er bestand aus sechs erwählten Mitgliedern, die im Vorsitze wechselten, und einem Obercensor, der Sitz und Stimme in jenem Rathe, aber nie den Vorsitz hatte, weil er bei dem ihm anver-

Digitized by Google

trauten wichtigen Wirkungskreise immer dem obersten Rathe in dessen Gesammtheit verantwortlich bleiben sollte, damit er von seiner Gewalt keinen Mißbrauch mache, er selbst aber auch wieder den obersten Rath gleichsam bewachen sollte, damit auch dieser nicht seine Gewalt über die Gebühr und zum Nachtheile der Regierung ausdehne. Diese Glieder des obersten Raths wurden auf ein halbes Jahr gewählt, konnten aber wieder gewählt werden. Dem obersten Rath war ein Secretair zugegeben; welcher in den Sitzungen das Protokoll führte, aber selbst keine Stimme dabei hatte. Ein Schatzmeister oder Cassirer erhob die freiwilligen Geldbeiträge und legte Rechnung darüber ab. Niemand empfing irgend ein Honorar für seine Bemühung. — Unter dem obersten Rathe standen die Provinzialräthe, die ebenso eingerichtet waren und die unmittelbare Aufsicht und Leitung der einzelnen Vereine in den Provinzen hatten. — Die Censoren überhaupt wachten über die Beobachtung des Grundgesetzes, leiteten nach demselben die Wahlen der Vorsteher, urtheilten über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit aufzunehmender oder auszuschließender Mitglieder, legten Streitigkeiten unter den Mitgliedern bei und vertraten das Interesse der Staatsregierung beim Vereine. Außerdem theilten sich alle Mitglieder des Vereins, die eine bestimmte örtliche Kammer ausmachten, in gewisse Geschäftskreise, welche sich mit Unterstützung der Nothleidenden und Hülfsbedürftigen (deren Zahl sich durch den Krieg bis ins Ungeheuere vermehrt hatte), mit Ausmittelung neuer Nahrungsquellen und Erwerbszweige, mit Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung, und überhaupt mit allen auf die öffentliche Wohlfahrt sich beziehenden Gegenständen beschäftigten. Dahin gehörte auch das Kriegswesen, mit dessen Bearbeitung sich insonderheit die Offiziere, welche im Vereine waren, beschäftigten. Man hat dem preuß. Tugendbunde eine größere Verzweigung durch Deutschland zugeschrieben, als er wirklich hatte; er beschränkte sich lediglich auf Preußen und stand mit den Vereinen, welche sich in andern Gegenden Deutschlands bildeten, in keiner Verbindung. Die Franzosen, unter dessen Augen der Bund ins Leben getreten war, glaubten in ihm einen Bund mit geheimen politischen Zwecken zu sehen, und ihre Bedrückungen und ihr Uebermuth sagten ihnen, daß der Verein gegen sie arbeite. Sie suchten ihn daher zu unterdrücken. Als nun der König nach Berlin zurückkehrte, verlangten die Franzosen von ihm die Auflösung des Bundes und die Einsendung der Acten seiner Verhandlungen. Der König mußte dem despotischen Willen des Soldatenkaisers willfahren und hob den Bund auf. Die Mitglieder, die recht wohl einsahen, daß die Regierung den Befehl nicht aus freiem Antriebe erlassen hatte, gehorchten ohne Zögern dem Gebote ihres Königs, und der oberste Rath erklärte den Verein für aufgelöst. Doch es bedurfte auch jetzt nicht mehr eines besondern Vereins, um den Geist der Vaterlandsliebe, der Treue zu dem angestammten Fürsten, des Muths und des wahren Bürgersinns zu verbreiten. Er war belebt, und der Anstoß, den er von dem Vereine empfing, trieb ihn jetzt auf der Bahn von selbsten weiter. Ob der Bund auch wirklich Das erzielte, was er gewollt hatte, ist eine andre Frage. Die Erhebung des preuß. Volkes und sein ewig denkwürdiger Kampf gegen Napoleons Riesenmacht können vielleicht nicht einmal zum Theil der Wirksamkeit des Tugendbundes zugeschrieben werden; denn jene Erscheinungen würden höchst wahrscheinlich ohne irgend einen solchen Verein erfolgt seyn, da

Digitized by Google

hre Ursachen allgemein verbreitet im Volke lagen und gleich kräftig in er Hütte wie im Pallast anregten. Auf jeden Fall hat der Bund das Gute gewollt und nach Kräften dahin gestrebt, und dieß ist immer höchst hrenwerth.

Tuilerien (von tuile, Ziegel, weil ehedem an diesem Platze eine Ziegelbrennerei war), das berühmte Residenzschloß der franz. Monarchen in dem rechten Ufer der Seine, zu Paris. Katharina v. Medici, die Gemahlin Heinrichs II., fing den Bau desselben nach den Zeichnungen von Philibert de l'Orme und Jean Bullant 1564 an. Heinrich IV. erweiterte es und ließ (1600) die Galerie anlegen, die es mit dem Louvre verbinden sollte, und die er zur Wohnung für 24 Künstler bestimmte. Die Seite nach dem Louvre zu besteht aus 5 Pavillons und 4 Hauptgebäuden; die entgegengesetzte Seite hat nur 3 Pavillons. In dem Pavillon der Flora wohnte ehemals Napoleon, später Ludwig XVIII. Das Aeußere der Tuilerien ist ohne gehörige Harmonie, weil zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Rissen daran gebaut worden ist; aber das Innere ist prachtvoll. Die vorerwähnte Galerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet, ist an der Seite der Seine vollendet; der untere Theil besteht nur aus offenen Bogen, im obern Stockwerk ist die Bildersammlung. Die zweite Galerie, nach dem Platz Rivoli und der Straße St.-Honoré zu, wurde von Napoleon 1808 angefangen, ist aber nicht vollendet worden. Um Platz dazu zu gewinnen, wurden viele Häuser und ganze Straßen niedergerissen. Dem Pallast der Tuilerien schließt sich gegen Westen der Garten an, der ein Viereck bildet, so breit als das Schloß selbst, und 1800 Fuß lang; sein Flächenraum soll 67 Arpens betragen. Auf 2 Seiten wird er von langen Terrassen, unter welchen die nach der Seine zu gelegene eine besondere schöne Aussicht gewährt, und von eisernen Gittern eingeschlossen. Dieser Garten, den Ludwig XIV. durch den berühmten Lenotre anlegen ließ, ist in den neuern Zeiten sehr verschönert worden, in franz. Geschmacke, und enthält Orangen- und andre Alleen, schattige Baumpartien, Rasenstücke mit Blumen und blühenden Gesträuchen, Springbrunnen und Wasserbecken mit Schwänen und Goldfischen, eine große Menge Vasen und mehr als 60 Statuen, größtentheils nach Antiken geformt. Er ist den ganzen Tag über mit Spaziergängern aus allen Volksclassen angefüllt. Zur Bequemlichkeit sind Stühle, und zur Unterhaltung alle öffentliche Blätter um einen geringen Preis zu haben. Auch ein ansehnliches Caffeehaus ist hier, bei der Terrasse Rivoli, ehemals der Feuillants (weil die gemäßigte republikanische Partei dieses Namens hier ihre Sitzungen hielt). An dem Hofe der Tuilerien, nach der Stadt zu, und von demselben durch einen schönen Triumphbogen und ein Gitter abgesondert, ist der Carrouselplatz. Er hat seinen Namen von einem Carrousel, das Ludwig XIV. 1664 hier gab. Napoleon vergrößerte ihn, indem er viele der benachbarten Häuser niederreißen ließ. Der Platz hat dadurch ein freieres Ansehen bekommen, ist ungefähr 400 Schritte breit, und es ist öfters über mehr als 15.000 Mann Revue daselbst gehalten worden. — Cabinet der Tuilerien. Dieser Ausdruck wird von dem System und der Handlungsweise der franz. Regierung in Rücksicht der auswärtigen Mächte gebraucht, wie man z. B. die engl. Regierung das Cabinet von St.-James nennt. Als der alte königl. Hof unter den 3 letzten Ludwigs zu Versailles residirte, brauchte man den Ausdruck: Cabinet von Versailles.

Als Napoleon, als erſter Conſul, ſeinen Aufenthalt zu St.-Cloud nahm, ſagte man: das Cabinet von St.-Cloud. In der Folge war die gewöhnliche Reſidenz in den Tuilerien, und nun hieß es: das Cabinet der Tuilerien.

Tuiscon (Taut, Teut, Tot, Theot ꝛc.), bei den nordiſchen Völkern, den Galliern und Deutſchen, die Gottheit, der ſie ihr Daſeyn zuſchrieben; nach Tacitus „Germ.“, 2, der erdentſproſſene Gott; Titze erklärt den Tuiscon durch die Sonne, den Mannus durch den Mond. Andre verſtehen das Letztere von den Menſchen. (S. Thuiscon.)

Tula, die Hauptſtadt der europäiſch-ruſſ. Statthalterſchaft gleichen Namens (493 QM. 1.100.000 Bewohner) am Einfluſſe der Tuliza in die Upa, hatte vor den großen Bränden 1834, die faſt die ganze Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelten, 26 Kirchen, 2 Klöſter, 17 Armenhäuſer, ein Seminarium, Gymnaſium, eine adelige Erziehungsanſtalt, ein Theater, ein Findel- und Zuchthaus, 3500 Häuſer, 30.000 Einw., welche einen ſtarken Handel treiben. Am wichtigſten iſt die hieſige kaiſerl. Gewehrfabrik, welche faſt das ganze Heer mit Waffen verſorgt, über 5000 Menſchen beſchäftigt und 8 eigne Waldungen hat. Sie liefert außer Flinten u. a. Gewehren von ſeltener Schönheit und Güte auch feine Eiſen-, Stahl- und Galanteriewaaren. Ferner findet man hier 2 Eiſengießereien, 600 Privatſchmieden, viele Gerbereien, Juften-, Siegellack-, Berlinerblau- u. a. Fabriken, Leinwand- und Wollenmanufacturen, beträchtliche Lichterziehereien u. ſ. w.

Tulpe, eine in der Krim wildwachſende Blumengattung, ward zuerſt von dem öſtreich. Geſandten zu Konſtantinopel, Busbeck, um die Mitte des 16. Jahrh. nach Deutſchland geſchickt. Wegen der Aehnlichkeit ihrer Blumen mit dem Turban der Morgenländer erhielt die Pflanze ihren Namen. Des im 17.—18. Jahrh. bis ins Unſinnige getriebenen Tulpenhandels haben wir ſchon im Art. Blumenhandel in Holland gedacht.

Tunguſien, auch Amurland, oder die Mandſchurei genannt, von der Mongolei, dem nördlichen Aſien, dem großen Ocean, China und Korea umgeben, wird auf 34.300 QM. geſchätzt, macht einen Theil des oſtaſiatiſchen Hochplateau aus, hat auch mehre Gebirge, z. B. Hinkan, aber ſtarke Abdachung gegen das Meer zu. Der Hauptfluß Amur, tunguſiſch Sachalin-Ula, entſteht aus der Vereinigung der Flüſſen Schilka und Argur, nimmt rechts den Humar-Golin, Soangari-Ula, den Uſuri und links den Dſchinkiri mit dem Silimpdi auf und ergießt ſich ins ochotskiſche Meer. Zu den vielen Küſtenflüſſen gehören der Tumen und Schara- oder Sira-Murin in der Landſchaft Leao, wo er den Namen Leao-Ho d. i. Leaofluß erhält. Der anſehnlichſte See iſt der Hinka. Der Boden eignet ſich zur Cultur; man hat ungeheure Wälder, Rhabarber, Ginſing, Baumwolle, Baumfrüchte, Reis, Weizen, Obſt, Pferde, Rindvieh, Schafe, Hunde, wilde Eſel, gelbe Ziegen, Tiger, Marder, Zobel, Hermeline, Wölfe, Bären, Fiſche (beſonders Störe und Lachſe), Perlen ꝛc. Die Einw., an 1.500.000, ſind theils anſäſſig, theils nomadiſch und von der lamaiſchen Religion; nicht ohne Schreibekunſt. Sie ſind theils Mandſchuren, theils Tonguſen, zwei Nationen, deren gemeinſchaftlicher Urſprung an ihren Volksſagen, ihrer Sprache und Körperbildung zu erkennen iſt; ſie gehören zu dem mandſchuriſchen Völkerſtamme, der auch im öſtlichen Sibirien weitläuftige Länder und Wüſten bewohnt und noch jetzt ſehr mächtig iſt, da eine mandſchuriſche Fürſtenfamilie über China

Digitized by Google

rrſcht. In den älteſten Zeiten waren ſie unter dem Namen Kin ode
judſchen bekannt; ſeit 926 den Kitanen zinsbar und wohnten im Nor
n von Korea in der öſtlichen Tatarei bis ans Oſtmeer und den Amur.
ie empörten ſich 1114, unter Okota, gegen die Kitanen und ſtifteten
118 das Reich der Kin in China, das von dem Namen des Stifters
er Dynaſtie ſo genannt wird, indem ſie jenen einen Theil ihrer Län
er abnahmen. Taiſon machte 1125 dem Reiche der Kitanen ein Ende,
riff aber hernach die Song, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, ſelbſt an,
ntriß ihnen Petſcheli und Chenſi und zwang Weytſong, ihm einen Theil
on China und deſſen Nachfolger, ihm das übrige Nordchina abzutreten,
odaß dieſem nur noch Südchina verblieb. Die Mongolen, bisher Va
allen der Kin, fielen unter Taitſong's Nachfolgern ab und nöthigten ſie,
hnen ein Stück Landes einzuräumen. 1208 verweigerte Dſchingiſchan
hnen den Tribut, ſchlug ſie 1212 und 1213 völlig, machte ſich von der
Abhängigkeit los und legte dagegen dem Kin Tribut auf. Dieſen ver
agte nun auch, 1215 Ningtſon, Chinas Beherrſcher aus der Dynaſtie
Song. Durch Dſchingiſchan verlor jenes Volk Chenſi 1221; Oktai ſetzte
en Krieg gegen daſſelbe fort (1230) und eroberte ihr Reich unter Gnait
ſong. Nach der Vertreibung der Kin aus China erſchienen ſie erſt 1556
wieder u. d. N. der Mandſchu. Sie hatten in Leatong (einem Erblande
der kaiſerl. Familie in China, zwiſchen der Scharra-Mongolei und Korea)
Aufnahme gefunden, aber ſchon 1619 fielen ſie unter Tienming in China
ein und machten hier große Eroberungen. Die Zerrüttungen zu verwehren, trat der Empörer Li auf, griff den Kaiſer Weytſong 1643 in ſeiner Reſidenz an und beſiegte ihn. Der Kaiſer erhängte ſich und in ihm erloſch die Dynaſtie Ming, die letzte eingeborne Regentenfamilie in China. Jetzt verglich man ſich mit den Mandſchu. Tſonte vertrieb den Li aus Peking, ſtarb mitten unter ſeinen Eroberungen, welche ſein Sohn 1644 vollendete, ſeit welcher Zeit die Mandſchu Regenten dieſes Landes ſind. — Unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehen keine Mandſchu, denn, als die Ruſſen nach Sibirien kamen verließen ſie zum Theil ihre Wohnplätze, die ſie in Oſtſibirien, vom Baikal bis an das mongoliſche Gebirge und um den Amurfluß, inne hatten, und zogen hinab nach dem Amur und China; die aber blieben und ſich der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfen hatten, kamen vermöge des Friedens von Nertſchinsk an China, in welchem Rußland den ganzen Amur und alle ihm unterworfene Mandſchuren abtrat. Jetzt macht das Gebirge Stannowoi Chrebet die Grenze, in welchem Tunguſen wohnen, die theils China, theils Rußland zinsbar, theils auch frei ſind. — Die Tonguſen in Sibirien ſind ſehr zahlreich und verbreiten ſich in den untern Gegenden des Jeniſei, an dem Tunguskafluſſe, an der Lena, dem Amur bis zum penſinckiſchen Meerbuſen, ja bis ans Eismeer hin. Wenige von ihnen haben ſich zum Chriſtenthum bekehrt und dem Ackerbau gewidmet, die meiſten ſind ſchamaniſche Heiden und Nomaden. Sie zerfallen 1) in Waldtonguſen, welche ſich wieder nach ihrer Lebensart in Rennthier-, Jagd- und Fiſchtonguſen theilen; 2) Steppentonguſen, Hirten, welche zahlreiche Heerden von Rindvieh, Pferden, Schafen, Kameelen beſitzen. Sie ſind ein munteres und ſtarkes Volk, mit plattem Geſicht und kleinen Augen; ihren Tribut an die ruſſ. Krone entrichten ſie in Pelzwaaren. Sie ſteuern für 26.404 Köpfe, wobei aber nur die erwachſenen Perſonen männlichen Geſchlechts gerechnet ſind. — Die Mandſchurei ſteht unmittelbar unter dem chineſ.

Kaiser und wird eingetheilt in drei Statthaltereien, Tsitsikar mit der gleichnamigen Hauptstadt, einem Verbannungsort der Chinesen; Kirin mit der Hauptstadt gl. N. am Songarifluß, Sitz des chines. Vicekönigs; und Mukden mit der gleichnamigen Hauptstadt über 2 Meilen im Umfang, kaiserl. Schloß und Grabmäler.

Tunica, das Unterkleid, welches die Römer unter der **Toga** (s. d.) auf dem bloßen Leibe trugen. Es war gewöhnlich von weißer Wolle, ohne Aermel, ganz offen, reichte nur etwas bis über die Knie und war über den Hüften mit einem Gürtel um den Leib gebunden. In den spätern Zeiten trug man sie mit Aermeln. Im Winter trug man mehre Tuniken übereinander. Beim gemeinen Volke und den Sklaven war diese Kleidung außer den linnenen Unterkleidern oder Hemden, deren Aermel ganz enge waren, die einzige; die Vornehmern trugen sie aber nur im Hause und dann nicht gegürtet, welches jedesmal der Fall war, wenn man öffentlich erschien, oder auch bei der Arbeit; daher die Ausdrücke: sich gürten zu etwas, gegürtet so viel heißen, als sich fertig machen, bereit, gerüstet. Die Senatoren und ihre Söhne trugen die Tunica an der rechten Seite, vorn hinunter mit einer Purpurstreife verbrämt, die Clavus hieß, und die Ritter hatten an ihrer zwei solcher Streifen, die aber schmäler waren; daher hieß die der Senatoren Laticlavia und die der Ritter Angusticlavia.

Tunis, Algier und Tripolis, drei Länder in der Berberei (Nordafrika). I. **Tunis** ein militairischer Freistaat von 3400 Q.M. Größe mit 2.700.000 Einw., wird im W. von Algier, im N. und O. vom mittelländischen Meere und im S. von Tripolis und der Wüste begrenzt. Der nördliche Theil wird von Zweigen des Atlas durchzogen, welche bei Cap Bon das Meer erreichen, die südlichern Gegenden sind ebener; der Hauptzug des Atlas, hier Zeah genannt, trennt, von W. nach O. streichend, das angebaute Land von Biledulgerid. Tunis hat einen nicht unbedeutenden Fluß, den Mesierda, welcher aus dem Atlasgebirge kommt und sich in den Meerbusen von Tunis ergießt. An der Küste weht das ganze Jahr eine milden Frühlingsluft, außer im Juli und August, wenn der erstickende Südwind eintritt. Die scharfe Bergluft ist schwachen Augen und einer zarten Brust nachtheilig. Die Jahreszeiten wechseln hier regelmäßig. Krankheiten sind selten. Die Pest erzeugt sich nie, sondern wird nur aus Konstantinopel hingebracht. Im Winter befeuchten häufige Regengüsse den Boden aufs neue. Schon im Januar sind die Wiesen mit Blumen geschmückt. Gerste, Weizen, Mais, Hirse, Reis und eine Art Kichererbsen werden häufig gebaut. Der leichtwurzelnde indische Feigenbaum wird zu undurchdringlichen Hecken für Gärten und Weinberge benutzt. Der hohe Weinstock dehnt sich in prächtigen Gewinden von einem Baume zum andern hin. Ueberall erblickt man wohlunterhaltene Olivengärten. Granatäpfel, Orangen, Melonen, Gurken, Kohl, Salat wachsen hier im Ueberfluß. Die Artischocken wachsen wild. Ueberall wachsen Cypresse, Ceder, Mandeln, weiße Maulbeerbäume, die zur Färberei wichtige Indigofera glauca, wohlriechende Cisten, die prachtvolle Cactus u. s. w. Die Hügel sind mit Thymian und Rosmarin bedeckt, welche die Luft reinigen und als Brennholz dienen. Hin und wieder sieht man Gebüsche von weißen Rosen, aus denen die reinste Essenz gezogen wird. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich. Eine Abart desselben, Soliman, erreicht eine bedeutende Höhe, und ist saftiger, als jede andere in der Welt. Den größten Vortheil gewährt den Einwoh-

ern der Lotus und der Palmenbaum, die Fächerpalme und die Dattelpalme. Waldungen von Korkbäumen gibt es längs der Küste. Gummi wird aus den Akazienbäumen gewonnen. — Unter den nützlichen Thieren steht das Kameel oben an. Die Pferde- und Büffelzucht ist beträchtlich; jährlich werden an 100.000 Stück Häute ausgeführt, auch gibt es hier besonders schöne Esel, Schafe mit Fettschwänzen, wilde Schweine und anderes Wildpret in Menge. Im Innern des Landes: Affen, Schakals, Hyänen, Löwen, Panther, Unzen und die freundliche Gazelle. Strauße leben in der Wüste. Geflügel sind zahlreich; aber auch Heuschrecken, Mücken, Fliegen, Wanzen, Kröten und Schlangen, letztere 9 bis 12 Fuß lang; Fluß- und Seefische, auch Schildkröten in Ueberfluß; die Bienen legen in die Felsen und Bäume lieblichen Honig nieder. Der Bergbau ist vernachlässigt; doch gibt es viel Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel, Mineralquellen, Gyps, Kalkstein, gute Thonarten u. s. w. nebst Quell- und Seesalz in Ueberfluß. Die römischen Schriftsteller nannten dieses Land die Seele der Republik, das Kleinod des Reichs, speciositas totius terrae florentis, und die vornehmsten Römer sahen den Besitz von Palästen und Landhäusern auf dieser lieblichen Küste für das höchste Wohlleben an. Seine Verbindung mit allen europäischen Küstenländern findet ungleich leichter und schneller statt, als die Verbindung eben dieser Küsten mit ihren eigenen Hauptstädten und der Waarentransport ist minder kostbar von Marseille und Genua nach Tunis, als nach Paris, oder selbst nach Turin und Mailand. Cato zeigte dem römischen Senate frische Feigen, die unter den Mauern von Karthago gepflückt waren, da doch diese Frucht nach drei Tagen nicht mehr eßbar ist. Die Bewohner des Landes theilen sich in Kabylen oder Berbern, Araber und Mauren, Neger, Juden und Türken. Erstere die Ureinwohner, auch Berber, Barabra oder Berber (daher Berberei genannt), wohnen in den Gebirgen in kleinen Dörfern. Zahlreicher sind die Araber. Die, welche in Städten wohnen, heißen vorzugsweise Mauren; die auf dem Lande, welche in Zelten wohnen und Nomaden sind, heißen Beduinen. Letztere stammen von den Sarazenen. Die vorherrschende Volksklasse sind die Türken. Seit sich vor 300 Jahren durch den Verrath des ersten Horuc Rothbart (Barbarossa) türk. und andere Seeräuber hier ansiedelten, haben die Türken Künste, Wissenschaften, Landwirthschaft und Handel zerstört, durch welche die arabischen Staaten hier wie in Granada blühten. Mittelst ihrer politischen Vorrechte und ihres durch Seeraub und Sklavenhandel erworbenen Reichthums tyrannisirten sie die Einwohner. — Von der Geschichte dieses Landes geben wir hier folgende Skizze. Nach der Zerstörung Karthago's hatten die Römer in der Gegend des jetzigen Tunis ein neues Karthago erbaut und mit römischen Einwohner bevölkert, welches bald eine der wichtigsten Städte der alten Welt wurde. Sie ward abermals von den Arabern zerstört, und nun kam Tunis, vorher ein unbedeutender Ort, empor. Die sizilianischen Normänner, welche sich nachher Tunis bemächtigten, wurden wieder von Abdalmamum aus Marokko vertrieben. 1530 entstanden innere Unruhen in diesem Staate und da unternahm Kaiser Karl V. seinen berühmten und glücklichen Zug dahin. Er schlug die Türken unter Hariaden oder Hairadin Barbarossa, welche sich unter dem Schein, dem Thronbewerber Alraschid beizustehen, der Stadt bemächtigt hatten und drang in die Stadt ein, wo seine Soldaten viele Gräuel

verübten und eine herrliche Sammlung arabischen Bücher verbrannten. Hassan Alraschids Gegner, wurde aber wieder als Vasall von Spanien auf den Thron gesetzt. 1570 ward Amida, König von Tunis, von den algierischen Türken verjagt, und Philipp II. von Spanien schickte, seinen Vasallen zu schützen, den Don Juan d'Austria mit einer starken Flotte nach Tunis. Die Türken entflohen, allein statt des den Seinigen verhaßten Amida wurde Mehemed, ein Vetter von ihm, zum Könige gemacht. Don Juan ließ zum Schutze der Stadt ein Fort anlegen, doch schon 1574 eroberten die Türken sowohl Tunis von neuem, als auch das Fort, wobei sie freilich viele Menschen verloren, aber auch die span. Soldaten sämmtlich theils tödteten, theils zu Sklaven machten, welches Schicksal selbst die spanischen Befehlshaber Serbelloni und Puertocarrero traf. Hierauf ward eine türkische Regierung und Militairverfassung eingeführt. Der Divan, das vornehmste Collegium, erhielt einen Aga zum Vorsteher, der es immer 6 Monate lang blieb, und ein Pascha übte Namens des Großherrn die höchste Gewalt. Ungefähr 15 bis 16 Jahre erhielten sich die Agas als Vorsteher des Divan, da ward durch die Empörung der Miliz eine Veränderung bewirkt und ein Bey für beständig als Staatsoberhaupt eingeführt. Doch zerrütteten von jetzt an innerliche Unruhen den Staat; 1686 bemächtigten sich sogar die Algierer desselben und übten viele Grausamkeiten aus. — Das Oberhaupt des Staats ist ein Bey. Ihm zur Seite steht ein Divan von 37 Mitgliedern. Er erkennt die Schutzherrlichkeit des Großherrn an. Die Staatseinkünfte mögen auf 600.000 Thlr. steigen, die Landmacht 15—16.000 Mann (im Nothfalle 50.000), die Seemacht ist unbedeutend. (Vgl. Sklaverei der Weißen.) Die Regierung hat viele Monopole, welche sie (wie die Zölle) Meistbietenden (gewöhnlich Juden) überläßt. — Die Hauptstadt Tunis liegt 6 Meilen von dem westl. Ufer des gleichnamigen Meerbusens an der Südseite des Kanals von Goletta, welcher den jetzt stark verschlemmten salzigen Landsee Boghaz mit dem Meere verbindet. Tunis ist zwar mit Wällen und Forts umgeben, würde aber, da diese überall von Höhen bestrichen werden können, bei einer Belagerung wenig Widerstand leisten. Die Häuser sind niedrig, die Straßen enge, die Buden armselig, die Moscheen erbärmlich. Zu den besten Gebäuden gehören außer der großen Moschee der neue Pallast des Bey. Die Bevölkerung beträgt an 150.000 Seelen (30.000 Juden, 1500 Christen). Das Volk, welches man selten auf den Straßen sieht, hat etwas Steifes und Wildes im Blicke. Man hat hier Leinwand-, Seiden-, Wollenzeuch- und Saffianfabriken, vorzüglich aber tuneser Mützen, welche im ganzen Orient berühmt sind, ehemals 50.000 Menschen beschäftigend, die dazu 3000 Ballen spanische Wollen verbrauchten, jetzt aber auf den dritten Theil heruntergebracht. Tunis ist der Mittelpunkt des Handels vom ganzen Lande. Getreide, Oel, Wolle, Häute, Wachs, Seife, Datteln, Senesblatter, Krapp, Korallen (mit deren Fischerei sich etwa 160 Kähne beschäftigen, welche aus Neapel und Sizilien kommen), Roseneſſenz, Straußfedern ꝛc. sind die Hauptausfuhrartikel. Die Gegend um Tunis ist angenehm. Man sieht große mit Getreide besäete Ebenen, welche von Hügeln begrenzt werden, auf welchen kleine Wälder von Oliven- und Johannisbrotbäumen sich erheben. Eine neuere Wasserleitung, die eine sehr gute Wirkung hervorbringt, durchschneidet ein Thal, das hinter der Stadt fortlauft. Zwei Stunden nördlich von Tunis liegt am

Digitized by Google

Meere der stark befestigte Hafen la Goletta, wo sich die Seemacht des Beys aufhält und wo Schiffswerfte und Becken zur Aufnahme der Schiffe, sowie auch ein Leuchtthurm sich befinden. Nach Tunis ist Kairwan die volkreichste Handelsstadt, mit einer großen Moschee, die auf 500 Granitsäulen ruht, der heiligsten in ganz Nordafrika. Bei Versach (vielleicht Byrsa, die feste Burg des alten Karthago) sieht man noch die hohen Bogen einer karthagischen Wasserleitung. Aber verschwunden ist der dreifache Wall mit seinen hohen Thürmen, mit den Ställen für 3000 Elephanten und 4000 Pferde und den Kasernen des karthagischen Miethheeres, keine Spur mehr von dem alten Hafenbau, wo die 2000 Kriegs- und 3000 Transportschiffe lagen, auf denen Hamilkar seine Truppen nach Sicilien führte. Kaum einige Trümmer von Cisternen und Kloaken zeigen den Ort, wo Karthago stand, die Stadt von 700.000 Einw. Nordwestlich davon will man aus dort gefundenen Statuen und Münzen auf die Lage des alten Utika schließen. Das ganze Land zwischen Tunis und der Grenze von Algier ist voll Ruinen ehemaliger Städte.

II. Algier, ebenfalls bis zur Eroberung durch die Franzosen 1830 ein militairischer Freistaat. Unter dem 30.—37.° N. B. gelegen, umfaßt das bisherige Gebiet von Algier ein fruchtbares Land von mehr als 4200 QM. Das Klima ist mild, und der brennendheiße Lufthauch von den südlichen Sandwüsten wird durch die kühle Bergluft der Atlaskette und durch die Seeluft so gemäßigt, daß bei der reichen Bewässerung des Bodens eine beständige Vegetation das Land bedeckt. Gärten und Weinberge wechseln mit Waldungen von weißen Rosen und Aloen; Rebengewinde umschlingen den Mandelbaum mit der Orange und Cypresse, die Olive mit der Granate, die Palme mit der Ceder; schon im Mai reift die Frucht, die Weintraube im Junius, die Olive im August. Man erntet nie unter 10—12 Mal, zuweilen sogar 70—80fältig. Allein drei Viertheile des Landes liegen unangebaut; ein dreihundertjähriger Despotismus hat alle Quellen des Wohlstandes und der Bildung ausgetrocknet; die Volksmenge beträgt noch nicht 2 Mill. Unter ihnen sind allein die Berbern, welche sich selbst Amazirgen oder Mazirgen nennen, die einzigen Nachkommen der alten Landesbewohner, meistens Nomaden und Räuber. — Die beiden Brüder Horuc und Ariadeno (oder Khair Eddyn, st. 1546) Beide mit dem Zunammen Barberousse, gründeten seit 1518 den Corsarenfreistaat Algier, der sich stets vor den übrigen Barbaresken durch wilden Uebermuth und Frevel auszeichnete. Die willkürlichen Erpressungen des ehemaligen Pascha machte die Herrschaft in Algier so verhaßt, daß die Einw. 1628 Abgeordnete nach Konstantinopel sandten, welche Achmed I. bewogen, in die Beschränkung der Macht des Pascha einzuwilligen. Man ernannte daher einen Dey als Oberhaupt der Finanzen und ließ dem Pascha nur Gehalt und Rang. Als hierauf die Paschen ihr voriges Ansehen wiederzuerlangen suchten, ließ der Dey, Babu Ali, 1710 den Pascha auf ein Schiff werfen und sandte ihn mit der Erklärung nach Stambul, daß die Algierer keinen Pascha mehr von der Pforte annehmen, sondern sich durch selbstgewählte Deys regieren würden. Achmed III. ernannte jetzt den jedesmaligen Dey zu seinem Pascha, und entsagte dadurch aller Einwirkung in die Staatsgewalt dieser Soldatenrepublik. Seitdem schickte der Großherr nur von Zeit zu Zeit einen Chiaux oder Bevollmächtigten nach Algier, den man mit großer Ehre empfing, bewirthete, bewachte und baldigst wieder fort-

Digitized by Google

schickte. Aber auch das persönliche Schicksal der Deys war nicht gesicherter als das ihrer Vorgänger. Selten ist einer so glücklich wie Mohammed III. gewesen, der 1791, nach einer 23jähr. Regierung, in einem Alter von 93 Jahren starb. Den letzten, Omar Pascha, der dem Lord Exmouth einen so entschlossenen Widerstand entgegensetzte und ebenso tapfer als klug und thätig war, ermordeten die Soldaten 1817. Sein Nachfolger, Ali Hodja, ein geb. Türke, begab sich daher in der Nacht vom 2. Nov. 1817 mit seiner Familie, seinen Schätzen und den Ministern in das feste Schloß Kiaska oder Charba, bis in die Mitte des 16. Jahrh. die Residenz seiner Vorfahren, auf dessen Besatzung er sich ganz verlassen konnte, und hielt die Stadt nebst der unruhigen Türkenmiliz durch 50 Kanonen in Ordnung. Er behandelte die europäischen Consuln und die fremden Kaufleute mit empörender Willkür und Grausamkeit. Sein Nachfolger, Hussein, seit dem 1. März 1818—30, hatte ebenfalls um seiner Sicherheit willen jenes Schloß zu seiner Residenz gewählt. — Der Dey von Algier hatte eine unumschränkte Gewalt, obgleich die ersten Staatsbeamten und Officiere einen Divan bilden. Die Wahl des Dey hing ganz von gemeinen Soldaten ab. Sie mußte einstimmig seyn, daher gewöhnlich eine Partei die andre zum Beitritt nöthigte. Der Gewählte mußte die Stelle annehmen. Der neue Dey ließ nicht selten, um seine Anhänger mit Stellen zu belohnen, alle Beamte seines Vorgängers umbringen. Der Dey konnte über Alles verfügen, außer über Religionsangelegenheiten. Er hielt täglich Gericht, außer Donnerstags und Freitags, wobei sämmtliche Beamte zugegen waren. Alles ward schnell abgethan, und die Urtheile wurden auf der Stelle vollzogen. Der vorige Dey bewaffnete die Eingeborenen des Landes, Mohren und Neger, gegen die eignen Landsleute, die türkische Miliz, und erkaufte ihre Anhänglichkeit durch den heiligen Schatz im alten Schlosse, dessen er sich bemächtigt hatte. Ueber die weitere Geschichte Algiers von seiner Eroberung durch die Franzosen 1830 bis zum Antritt der Verwaltung des franz. Gouverneurs, General Clauzel, s. das Ausführliche im Art. Sklaverei der Weißen. General Clauzel's Verwaltung hatte den doppelten Zweck, die Provinzen, welche zu Algier gehörten, theils im Gehorsam zu erhalten, theils vollends zu unterwerfen, sodann aber auch den Anbau des Landes und den Handel durch die Aufnahme von europäischen Ansiedlern zu befördern. In dieser Hinsicht wurde eine Musterwirthschaft zur Bebauung von 1000 Hectaren Landes gegründet, welche die richtigen Grundsätze des Landbaues verbreiten sollte; denn die alte Bevölkerung verstand nicht einmal die Kunst des Düngens. Die Franzosen fingen nun an, die Bergebene des Kaiserforts anzubauen, wo Baumwolle und Indigo gedeihen; ein Acker Land wurde den Ansiedlern für $2\frac{1}{2}$ Francs verkauft. Die einzigen Umsatzorte für den Handel des Landes waren bisher Algier, Oran, Bona und Buga; die drei letztgenannten Häfen mußten aber erst noch von den Franzosen besetzt werden. In Oran (mit 20.000 Einw.), das Spanien 1791 an den Dey von Algier zurückgegeben hatte, waren vorzüglich Spanier im Besitze des Handels geblieben. Bona mit 8000 Einw. (in der Nähe der Ruinen von Hippo regius) und Bugia (Boujejah, auf den Trümmern der alten Stadt Saldä erbaut, 40 Stunden östlich von Algier) gehörten zu der noch nicht unterworfenen Provinz Constantine, deren Hauptort gleiches Namens 20 Tagemärsche von Algier entfernt ist. Auf dieser

Digitized by Google

langen Strecke findet man weder Städte noch Dörfer; man muß alle Bedürfnisse mit sich nehmen. Die Wege führen auf Fußpfaden über steile Gebirge durch Völkerschaften, die selbst unter der Regentschaft unabhängig geblieben sind. Die Basis einer Expedition dahin konnte also nicht Algier seyn, sondern nur Bona oder Stora. Es wurde daher das Beylick von Bona in Besitz genommen; auch unternahm General Clauzel einen Zug in die südliche Provinz Titteri, wo er den Atlas überstieg und die Truppen des Bey am 21. Nov. 1830 schlug. Am 22. Nov. wurde Mediah (das alte Lamida) besetzt, und der Bey unterwarf sich am 23. Allein die Unterwerfung des Volks war nur scheinbar. Der Rückmarsch kostete Blut, und das französische Expeditionsheer verlor 162 Todten und zählte 300 Verwundete. Der Bey von Titteri ward nach Frankreich geschickt, wo er am Ende des Jahres zu Marseille ankam. Die französische Regierung bewilligte ihm ein Jahrgeld von 12.000 Fr., und er durfte sich eine beliebige Stadt in Frankreich, nur nicht Paris, zu seinem Aufenthalte wählen. Auch der Bey von Oran ward abgesetzt und nach Alexandrien geschickt. Unterdessen entbrannte der kleine Krieg aufs Neue. General Clauzel bildete jetzt im Lande selbst ein Corps irregulärer Truppen von Arabern (Zuaves). Er wollte die Provinzen Constantine und Oran tributpflichtigen Fürsten anvertrauen, und ernannte dazu zwei tunesische Fürsten. Allein sein Verfahren erschien der Regierung zu eigenmächtig. Sie erklärte (im Febr. 1831) den von ihm mit dem Bey von Tunis am 18. Dec. 1830 geschlossenen Vertrag für nichtig, weil der General nicht mit gehöriger Vollmacht versehen gewesen sey. Nun ward der Generallieutenat Berthezène, wie es hieß, als Vicegouverneur und Oberbefehlshaber der Truppen nach Algier geschickt, wo er am 20 Febr. 1831 ankam. Indeß blieb Clauzel noch Gouverneur; und seine Reise nach Paris (im April) hatte angeblich den Zweck, die Beschlüsse der Regierung über die Colonisation von Algier zu vernehmen, wohin er im Herbste zurückkehren sollte. Um dieselbe Zeit kam ein Gesandter des Bey von Tunis in Paris an, und der erste Tractat, vom 8. Aug. 1830 (s. d. Art. Sklaverei der Weißen), welchen General Bourmont und Admiral Duperré unterhandelt hatten, ward genehmigt. Späterhin (am 30. Jul.) erhob der König den General Clauzel zum Marschall. Während dieß in Paris geschah, setzte General Berthezène den kleinen Krieg in Afrika fort. Die Beduinen machten die nahen Umgebungen von Algier unsicher. Der General beschloß daher, die Stämme der Kabylen zu züchtigen, und unternahm am 7. Mai einen Zug in die Ebene von Mitidjah und nach dem Atlas. Bei Annäherung der französischen Truppen flohen die Einwohner; einige Dörfer wurden verbrannt, Bäume umgehauen, Vorräthe zerstört, und die Stammhäupter unterwarfen sich. Der General kehrte am 13. Mai nach Algier zurück — aber der kleine Krieg hörte nicht auf. Nun ward Oran stärker befestigt, und der Engpaß Buffarik, vier Meilen von Blidha und vier Meilen von der Mustermeierei, besetzt behalten, um die Einfälle der Berabewohner abzuwehren. Hierauf unternahm General Berthezène, wie sein Vorgänger, einen Zug nach Mediah, wo der neue Bey, den Niemand anerkannte, Schutz verlangte. Der General marschirte am 25. Juni mit 6000 Mann ab und rückte am 29. ohne Widerstand daselbst ein; dann zog er noch drei Stunden weiter, um einige Stämme zu züchtigen, welche den Tribut verweigerten. Er ließ einige treulose Häuptlinge hinrichten

und die Saaten verbrennen, worauf er nach Mediah zurückging. Als er aber am 2. Juli seinen Rückmarsch antrat, mußten sich die Truppen auf dem ganzen Wege, bis auf sechs Stunden von Algier, fortwährend gegen die Angriffe von 40 vereinigten Stämmen (12.000 M. Beduinen, Kabylen und Araber) vertheidigen. Das kleine Heer rettete sich aus dem Gebirgspasse nur durch einen angestrengten Nachtmarsch. Am 5. kamen die Truppen in Algier an, mit ihnen auch der Bey von Titteri. Mediah und Bliad gingen verloren. Jetzt war Algier wieder nur eine militair. Station. Die Araber versuchten seitdem (17. Juli fg.) mehre Angriffe auf die Mustermeierei (4 Stunden von Algier); zugleich ward Bona, das eine tunesische Besatzung hatte, von den Kabylen eingeschlossen. Nunmehr suchte zwar General Berthezène die Landbewohner zu gewinnen, indem er den Marabut Sidi-Hadschi zum Aga der Araber (im Juli 1831) ernannte; auch empfing er wirklich von den meisten Stämmen den Eid der Treue; allein der kleine Krieg dauerte fort. Um Oran und den Beylik d. N. gegen El-Hamery, einen Heerführer des Kaisers von Marocco, zu behaupten, wurden von Toulon (im Sept.) zwei Bataillone der Fremdenlegion und der General Boyer dahin abgeschickt. Dieser ließ daselbst in Folge einer entdeckten Verschwörung 8 angesehene Einwohner (maroccanische Unterthanen) erschießen. Der Commandant Huder übernahm am 21. Sept. die Vertheidigung von Bona, und die Kabylen zogen sich zurück; allein schon im Oct. ward das Schloß durch Verrath und Ueberfall des Feindes genommen, und die Besatzung mußte sich mit Verlust nach Algier einschiffen. Die Sicherheit des Landbaus bei Algier und der Verkehr mit den benachbarten Stämmen waren jetzt so wenig wiederhergestellt, daß die Colonie, statt eine Kornkammer des südlichen Frankreichs zu werden, noch immer ihre Subsistenzmittel aus Frankreich beziehen und die eingewanderten Ansiedler, unter welchen sich auch viele Deutsche befanden, unterhalten mußte. So kostete Algier, dessen Bevölkerung im Nov. 1831 bis auf 22.000, darunter 5000 Juden, gesunken war, noch im Oct. 1831 dem Staate monatlich ein Million Fr. Endlich beschloß die Regierung, die Verwaltung der Colonie neu zu organisiren und die Civilverwaltung von der militairischen zu trennen. General Berthezène ward zurückberufen, und der Herzog von Rovigo (Savary) an seine Stelle ernannt. Am 1. Dec. 1831 erschien nämlich eine königliche Ordonnanz, welche dem Herzog von Rovigo das Militaircommando und dem durch seine Verhandlungen mit Haiti bekannten Staatsrathe Baron Pichon, als Civilintendanten, die bürgerliche Verwaltung übergab. Beiden sollte ein Verwaltungsrath zur Seite stehen. Der Herzog von Rovigo kam am 25. Dec. 1831 in Algier an. General Trezel, der in Morea gedient hatte, wurde Chef des Generalstabs der afrikanischen Armee, und General Trobiant übernahm im Jan. 1832 das Commando in Oran, an General Boyer's Stelle, der noch am 21. Dec. 1831 ein glückliches Gefecht den Beduinen geliefert hatte. Den ganze Küstenstrich von Constantine bis Oran sollte der Herrschaft von Algier unterworfen, und diese Stadt selbst durch 7 neue Blockhäuser von der Landseite mehr gesichert werden. Die Fortdauer dieser Colonie war jetzt entschieden. Mit dem J. 1832 begann der dritte Abschnitt in der neuesten Geschichte von Algier. General Berthezène kehrte (7. Jan. 1832) nach Frankreich zurück und rechtfertigte in öffentlichen Blättern seine vielfach angefochtene Verwaltung. Er führte u. A. an, daß unter

Digitized by Google

seiner Verwaltung die europäische Bevölkerung, die bei dem Abgange des Marschalls Clauzel nur in 529 Personen bestanden habe, auf 2912 gestiegen sey, und daß die Oberfläche des angebauten Landes sich von 200 Morgen auf 20.000 vermehrt habe. Indeß hat Marschall Clauzel durch eine Gegenschrift dieses Verdienst der Verwaltung für sich in Anspruch genommen. — Seit der Einführung der neuen Verwaltung erscheint (vom 27. Jan. 1832 an) eine französisch-arabische Zeitschrift: „Moniteur algérien", die hauptsächlich zu den die Verwaltung, die Rechtspflege und den Handel betreffenden Anzeigen bestimmt ist. 1834 kam an die Stelle des Herzogs von Rovigo der Marschall Clauzel wieder nach Algier. Der Krieg mit den Arabern dauert bis jetzt noch immer fort. Ende Nov. 1835 hat der Herzog v. Orleans eine Reise nach Algier unternommen, wo er einem Zuge des franz. Heeres gegen Abdel Kader unter dem Oberbefehl des Marschalls Clauzel beiwohnte und leicht verwundet wurde. Die Feinde wurden geschlagen und die Stadt Mascara fast ganz zerstört. — Die Lage des algierischen Gebiets gewahrt nicht nur die größten Vortheile für den Handel auf dem mittelländischen Meere und mit den Binnenländern Afrikas, sondern ist auch an sich in militairischer Hinsicht wichtig. Denn die Küsten erschweren von allen Seiten das Anlanden und sind während des größten Theiles des Jahres unzugänglich, oder wegen der unbeständigen und stürmischen Winde gefährlich. So gesichert nun in militairischer Hinsicht der Besitz der Küste für die Franzosen zu seyn scheint, so wenig ist dieß der Fall mit dem ruhigen Besitze des Landes. Denn es fehlt noch viel, ehe die Nachbarverhältnisse mit Marocco, welches Frankreichs Nähe mit feindlichem Auge ansieht, friedlich geordnet, ehe die wilden Bergstämme in Titteri und Constantine an einen friedlichen Verkehr mit Algier gewöhnt, ehe die Verbindungen mit Bona und Oran zu Lande durch gute und sichere Straßen hergestellt werden. Gewerbe, Handel und Reichthum beschränkten sich fast allein auf die schöngelegene, durch Natur und Kunst zu einem sichern Bollwerke des ganzen Staats ausgerüstete Hauptstadt Algier mit 70.000 Einw., Mauren, Araber, Türken, Juden, Neger und Sklaven, welche in engen, schmutzigen Straßen 10.000 Häuser bewohnen. Die Häuser sind hoch und haben keine Fenster auf die Gassenseite. Die vorzüglichste Straße ist nur 12 Fuß breit und 1200 Fuß lang. In der Nähe von Algier ist die Ebene von Mitigia wegen ihrer Gärten und Landhäuser (9000) die angebauteste Gegend. Jetzt kommen hier, außer Indigo und Baumwolle, auch die Nopalpflanzen, auf welchen die Cochenille-Insekten sitzen, gut fort, und wenn der Plan ausgeführt wird, die Felder mit Maulbeerbäumen einzuhegen, so kann Frankreich seinen Bedarf an roher Seide aus Afrika beziehen. Eine ununterbrochene Reihe von Batterien und Forts vertheidigt die Felsenküste der halbkreisförmigen Rhede, vom Vorgebirge Pescada bis zum Cap Matifü. Die felsige Insel des Molo verbindet ein 300 Fuß langer fester Damm mit der Stadt. Zu dem Gebiete der Regentschaft von Algier gehören 3 Provinzen: Oran im Westen, wo Algier an Marocco grenzt; Titteri im Süden, und Constantine im Osten, wo Algier an Tunis grenzt. Diese Provinzen wurden durch Beys verwaltet. Aus den Ehen der Türken mit den Töchtern des Landes oder mit schwarzen Sklavinnen ist ein eigner Stamm hervorgegangen, die Kologhlis oder Koloulen, etwa 28.000 Seelen. Die europäischen Mächte des zweiten Ranges zahlten Tribut, oder überschick-

ten bei mehren Gelegenheiten Geschenke. — Aus der überaus reichen Literatur von Algier nennen wir nur die wichtigsten Schriften: Shaw's „Voyage dans la régence d'Alger" (a. d. Engl. mit Anmerk. nach einer Karte von J. Mac Carthy, Paris 1830, 2 Bde.); (J. A. Freih. von Rehbinder's) „Nachrichten und Bemerkungen über den algierischen Staat" (Altona 1798—1800, 3 Thle.); Tonnies's „Mercantilisch-geschichtliche Darstellung der Barbareskenstaaten" (Hamburg 1826); Will. Shaler's „Esquisse de l'état d'Alger, considéré sous les rapports politiques, historiques et civils" (Boston 1826; aus dem Engl. von X. Bianchi, Paris 1831); Renaudot's „Tableau du royaume, de la ville d'Alger et de ses environs etc." (5. A. Paris 1831); des Chef d'Escadron Fernel „Campagne d'Afrique en 1830" (2. A. Paris 1332); Juchereau de St.-Denys „Considérations statistiques, historiques, militaires et politiques sur la régence d'Alger" (Paris 1831, mit einer Karte). Unter mehren Karten empfehlen wir das bei Cotta zu München 1831 von Michaelis bearbeitete Blatt: „Algier und das Mittelmeer". Vgl. „Blätter für literar. Unterh.", 1831, Nr. 20.

III. Tripolis, liegt vom Meerbusen Sidra zwischen Barka und Tripolis bis zum Busen von Kabes, enthält 8800 QM. Die 140 Meilen lange Küste ist sehr gefährlich wegen der Strömungen, Brandungen und heftigen Winde. Im Innern des Landes ist das Gebirge Karnan und Kissato, eine Fortsetzung des Atlas, welches ganz nordeuropäischen Winter hat. Im übrigen Lande mäßigen Seewinde die Hitze, die Landwinde aber, die eine Menge Sandtheilchen mit sich führen, vermehren sie und bringen häufige Augenkrankheiten hervor. Den Mangel des Regens, der vom Mai bis Oct. ausbleibt, ersetzt der häufige Thau, welcher die Nächte kühl macht, der Gesundheit aber gefährlich wird. Der Boden ist an der Küste nicht sehr fruchtbar und im Innern meist eine Wüste. Die vorzüglichsten Producte sind Südfrüchte, besonders Datteln und Oel und auf dem Gebirge Saffran, Sennesblätter und Galläpfel. Die Einw. (2 Mill.) sind größtentheils Mauren und Berbern, zum Theil Türken, Neger, Juden und Franken, und nähren sich meistens vom Raube. Der Handel ist in den Händen der Juden, Mauren und Türken. Der bedeutendste Zweig desselben, durch den auch der Verkehr mit Europa und der Levante größtentheils seine Nahrung erhält, ist der mit dem innern Afrika mittelst der Karavanen von Fezzan und Gademes. Die Handelsartikel, welche Tripolis größtentheils als Erzeugnisse des eignen Bodens ausführt, sind: Wolle, Saffran, Sennesblätter, Honig, Wachs, Pottasche, gefärbte Felle, Kupfer, Perlen, Goldstaub, Straußfedern, Segeltuch von ägypt. Flachs, Olivenöl, Datteln, Schafe, Salz, Borax, Elfenbein ꝛc. Alle diese Waaren werden auf Schiffen oder Kameelen fortgeschafft. Eingeführt werden Tücher, Seidenzeuche, Nesseltuch, Glasperlen, Korallen, Messing- und Eisendraht, Gewehre und Munition, Gewürze, Zucker und Kaffee, Holz, Eisen, Stahl, Pech, Theer ꝛc. Tripolis kam, als Nordafrika von den arabischen Kalifen im 7. Jahrh. erobert worden war, unter die Herrschaft der Zeirithischen Dynastie; dem letzten derselben, Hassan ben Ali, entriß es 1148 der König Roger von Sicilien, nebst einem großen Theile des Landes, welches er aber nicht lange behaupten konnte. Tripolis erhob sich indeß zu einem Freistaate, und ward seit der Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien (1492) volkreich und mächtig, rüstete Korsarenschiffe gegen Spanien aus, die

Digitized by Google

demselben empfindlichen Schaden thaten. Ferdinand der Katholische rüstete sich daher mit ganzer Macht gegen Tripolis, welches er 1560 eroberte. Seitdem stand es eine kurze Zeit unter einem spanischen Statthalter, und ward 1551 von dem mächtigen Dargut an die ottomannische Pforte gebracht, die es durch einen Pascha und einen ihm beigeordneten Diwan beherrschen ließ, auf die in der Berberei anfangs beliebte Weise. Der Pascha, welcher den Großherrn darstellte, stand anfangs mit vieler Unbeschränktheit dem Staate vor; und so lange er sein Ansehen im Diwan behauptete, stand auch das Ansehen der Pforte aufrecht. Doch ward der Pascha von dem Diwan (den Offizieren der türkischen Miliz), mittelst der Militairmacht, die ihm zu Gebote stand, bald überflügelt; seitdem war Tripolis eine von der Pforte nur schwach (wenngleich stärker als Tunis und Algier) abhängige Republik: denn Tripolis schickt noch jetzt jährlich einen Tribut an den Großherrn, was von den beiden andern Republiken nicht geschah. Das Oberhaupt der Republik ist der Dey, welcher seit 100 Jahren auf den Erstgebornen vererbt. Ihm zur Seite gesetzt ist ein Pascha, der dem Namen nach Unterthan der Pforte ist und vom Großherrn bestätigt wird; die einzelnen Provinzen werden durch Beys regiert. Die Staatseinkünfte belaufen sich auf 300.000 Gl. Alle Bedürfnisse des Pascha werden durch Tausch oder Erpressungen herbeigeführt. Sonst trieb die Republik eine einträgliche Seeräuberei (s. Sklaverei der Weißen), lebt aber jetzt mit den christlichen Mächten, die ihr Tribut zahlen, wie Dänemark jährl. 6000 Piaster, Schweden ꝛc., oder von ihr gefürchtet werden, auf friedlichem Fuße. Der Dey hält 3000 Mann stehende Truppen, ohne die Reiterei und die Miethtruppen; kann jedoch, durch Aufbietung der arabischen Stämme, 50.000 Mann zusammenbringen. Die Kaper waren sämmtlich Eigenthum des Pascha. Neapel mußte 1816 für jeden gefangenen Neapolitaner 300 Piaster Lösegeld bezahlen, und bei der Anstellung eines neuen Consuls 4000 Piaster entrichten. Es hat 1828 im Sept. die Stadt Tripolis ohne Erfolg bombardiren lassen. Die Hauptstadt Tripolis hat 20.000 Einw., ein Hospital für kranke Christensklaven und wichtige Fabriken. Am Eingange der Stadt steht ein Triumphbogen Marc Aurels. Auch ostwärts an der Küste der großen Syrte, vorzüglich zu Lebida (Leptis Magna), gibt es prächtige Ruinen von Wasserleitungen, Amphitheatern und zerbrochenen Säulen von Porphyr, Granit und Verdantico. Von Bildhauerarbeit hat man nur unbedeutende Bruchstücke gefunden. Die Landschaft Fezzan mit der Residenz des Königs, Murzuk, einer Stadt von 20.000 Einw., 80 Meilen von Tripolis, hat wichtigen Handel. Der Sultan schickt dem Pascha von Tripolis jährliche Geschenke. Auch die Landschaft Barka (s. d.) steht größtentheils unter der Oberherrschaft des Dey von Tripolis. Hier liegt an der Küste der Hafen Bengasi mit 1200 Einw. auf den umher zerstreuten von Belzoni jüngst entdeckten Trümmern des alten Berenike, dem großen Stapelort von Europa und Indien in der alten Welt. Die ganze Küste gegen Aegypten zu ist mit Trümmern alter Städte, zum Theil im ägyptischen Styl gearbeitet, bedeckt; am merkwürdigsten jene von Kyrene, einst die Hauptstadt einer Griechencolonie, vom Italiener Della Cella und Minutoli 1817 beschrieben. Noch stehen ganze Straßen, zum Theil in Felsen gehauen, viele Gräber, Bruchstücke von Statuen, Säulen und Inschriften; Bäume und Gesträuche bedecken die prächtigen Ruinen.

Digitized by Google

Tunkin, s. Cochinchina.

Tunnel. Schon 1802 wurde von einigen unternehmenden Männern der Plan entworfen, einen Bogengang unter der Themse bei London zwischen Rotherhithe und Limehouse anzulegen, und die Ausführung einem erfahrenen Bergmann aus Cornwall übertragen. Eine Unterzeichnung ward eröffnet und es bildete sich eine Gesellschaft u. d. N. Thames archway company. Als die nöthigen Vorarbeiten gemacht waren und die Gesellschaft durch eine Parlamentsacte ihre Bestätigung erhalten hatte, begann das Werk. Es wurde ein Schacht von 11 Fuß im Durchmesser angelegt, aber die Schwierigkeiten, welche die Beschaffenheit des Bodens dem Bergmann entgegensetzte, nahmen bei dem Fortgange der Arbeit so sehr zu, daß er in einer Tiefe von 42 Fuß aufhören mußte. Das Ergebniß neuer Bohrversuche schien indeß so günstig zu seyn, daß ein unternehmender Mann sich anheischig machte, den auf 8 Fuß im Durchmesser verengten Schacht bis auf eine Tiefe von 76 Fuß fortzusetzen, da man es für gefährlich hielt, tiefer zu gehen. Im Aug. 1807 ward ein zweiter geschickter Baumeister von der Gesellschaft angenommen. In einer Tiefe von 76 Fuß, wo die Unternehmer festen Sand fanden, begannen sie einen Stolln zu treiben, der oben 2 Fuß 6 Zoll, unten 3 Fuß breit war. Im Nov. 1807, als dieser 394 Fuß weit getrieben war, wurde der erste Baumeister entlassen, dem andern aber eine Belohnung von 1000 Pf. St. versprochen, wenn er das jenseitige Ufer des Stromes erreichte. Der Stolln wurde seitdem bis auf 814 Fuß weit in einer trockenen Sandschicht getrieben, während man stets, wie von Anfang an, den Stolln mit Bohlen ausfütterte. Man war noch 138 Fuß weiter durch eine Kalksteinschicht gekommen, als am 21. Dec., wo man den obern Theil des Stollns in die über dem Kalkstein liegende Schicht zu treiben anfing, die Decke einstürzte, und eine weite Oeffnung ließ. Es war, als dieser Unfall sich ereignete, noch eine Schicht von 30 Fuß zwischen dem Stolln und dem Flußbette. Der Baumeister füllte die Oeffnung zwar wieder aus, aber die Schicht über dem Kalkstein war so locker, daß bei einer ungewöhnlich großen Flut im Jan. 1808 die Stollndecke einen neuen Riß erhielt und das Wasser hereinstürzte. Als auch diesem Unfall abgeholfen war, setzten die Arbeiter das Werk fort, ließen aber dem Stolln nur eine Höhe von 3 Fuß. Sie mußten auf den Knien arbeiten, aber trotz allen Anstrengungen konnten sie das jenseitige Ufer nicht erreichen, da stets lockerer Sand und Wasser hereinbrachen. Im März 1809 boten die Unternehmer eine Belohnung für einen bewährten Plan zur Vollendung des Werkes. Es wurden 50 Entwürfe vorgelegt, nach deren Prüfung aber Alle sich in der Meinung vereinigten, daß ein Weg unter dem Flusse von einem nutzbaren Umfange unausführbar wäre. Nach einem neuen vergeblichen Versuche, den ein dritter Baumeister machte, wurde der Plan aufgegeben. — Einer der eifrigsten Theilnehmer, J. Wyatt, nahm mehre Jahre später den Gedanken wieder auf, und als der Ingenieur Brunel den Plan der frühern Unternehmung geprüft hatte, war er der Meinung, daß das Werk ausgeführt werden könnte, wenn man den Stolln in der festen Sandschicht anfinge und ihn dicht unter der den Boden des Strombetts bildenden Thonschicht forttriebe, da man ungeachtet des stellenweise sehr lockern Bodens zwischen jenen Schichten Raum genug finden würde. Die Ansicht eines von dem Bohrwurm (Teredo) ausgehöhlten Schiffstiels brachte

Digitized by Google

Brunel auf den Gedanken, den er bei seiner Unternehmung befolgte. Er wollte gleichzeitig mehre aneinander liegende Aushöhlungen machen mittelst einer Vorrichtung, die man den Schild genannt hat. Sie glich der bei dem Grundbau im Wasser gebräuchlichen, sogenannten Krippe oder Wasserstube (batardeau), ward aber in horizontaler statt in verticaler Richtung angewendet, und bestand aus 12 parallelen, dicht aneinander liegenden Rahmen, deren jeder 22 Fuß hoch und in 3 Stockwerke getheilt war, sodaß das Ganze 36 Oeffnungen oder Zellen hatte. Von diesen Zellen aus sollten die Bergleute, gleich ebenso vielen Bohrwürmern die vorliegende Schicht aushöhlen, während andere Arbeiter ihnen nachrückten, die Höhlung mit Ziegeln auszufüttern. Um die Rahmen in Bewegung zu setzen, war jeder mit starken Füßen versehen, die auf einer Schneeschuhen ähnlichen Unterlage standen und Gelenke hatten, mittelst welcher die Rahmen, und zwar jeder für sich, schrittweise fortgeschoben wurden. Dieser Plan, der 1823 bekannt gemacht wurde, fand Beifall, und als im Febr. 1824 durch Unterzeichnungen eine ansehnliche Summe zusammengebracht war, wurde der neue Tunnel in einer, von dem frühern etwas entfernten Richtung im März 1825 begonnen. Es wurde zuerst ein Schacht von 50 Fuß im Durchmesser abgeteuft, in welchem künftig der Fußweg hinabgehen sollte, bis zu einer Tiefe von 40 Fuß und durch eine Schicht von Kies und nassem Sande, wo die Arbeiter mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Eine Dampfmaschine von 30 Pferdekraft half den ausgegrabenen Schutt zu Tage fördern. In jener Tiefe wurde der Schild zur Anlegung des Tunnels aufgestellt, der Schacht aber noch tiefer gesenkt und auf dem Boden desselben eine Senkgrube von 25 Fuß im Durchmesser angelegt, um das Wasser abzuleiten. Der Schild ward unter einem mächtigen Thonlager angebracht und gegen Anfang des Jahres 1826 begann die Oeffnung des Tunnels. Ungefähr 9 Fuß war der Schild vorgerückt, als die schützende Thonschicht aufhörte, und Wasser mit nassem Sande hereinbrach. Die Arbeit rückte mehre Wochen lang nur langsam vor, bis im März der Schild wieder in eine festere Schicht kam. Bis zum 14. Sept. 1826 war der Tunnel bereits 260 Fuß vorgerückt, als man in der lockern und nassen Schicht, zu welcher man gekommen war, über dem obern Theile des Schildes eine Höhlung bemerkte. Die Flut war hoch und es stürzte Sand und Wasser auf den Schild herab; aber man war auf den Unfall vorbereitet, die Oeffnung wurde bald ausgefüllt und die Arbeit vorsichtig fortgesetzt. Zu Anfang des Jan. 1827 war der Tunnel bereits 350 Fuß lang, als abermals bei einer hohen Flut ein Theil der obern lockern Schicht einstürzte, doch wurde durch die getroffenen Vorkehrungen das Eindringen des Wassers verhütet. Diese nachtheiligen Einwirkungen der Flut auf die Erdschichten in einer Tiefe von 30 Fuß machten die Arbeit ebenso schwierig als gefährlich. Die Schichten waren zwar in ihrem natürlichen Zustande fest, selbst wo sie aus Sand und Kies bestanden, aber bei einer so ansehnlichen Aushöhlung, welche dem Wasser neue Abflüsse öffnete, waren einige Schichten zersetzt und erweicht, einige ganz flüssig geworden, ja selbst die aus Kieselgeschieben mit einem Bindemittel bestehenden Schichten wurden zuweilen ganz locker gefunden. Dieß hatte die Folge, daß der Boden, der früher fest gewesen war, mittelst beschwerter Bohlen erst verdichtet werden mußte, ehe

Digitized by Google

man den Grund legen konnte. Trotz diesen Schwierigkeiten und ungeachtet das Wasser oft mächtig hereinbrach, rückte doch die Arbeit bis zum April 1827 so ansehnlich vor, daß der Schild oft 3 Fuß an einem Tage weiter kam. Die wiederkehrenden Unfälle veranlaßten den Baumeister im April das Bett des Flusses mittelst einer Taucherglocke zu untersuchen. Einen Hammer und eine Schaufel, die man bei dieser ersten Untersuchung auf dem Boden des Flusses zurück ließ, fand man bei der nächsten nicht wieder. Am 12. Mai brach die Decke des Tunnels über 10 Rahmen des Schildes nacheinander ein, und als einer der mittlern Rahmen vorrückte, fand man den Hammer und die Schaufel, die sich wenigstens 18 Fuß tief vom Flußbett hinabgesenkt hatten. Die Arbeit war indeß wieder in eine festere Schicht vorgerückt, als einige Schiffe, die mit einer spätern Flut kamen, gerade über dem Tunnel Anker warfen, wo nie Fahrzeuge geankert hatten, seit die Docken auch den Handelsschiffen geöffnet waren. Dieß hatte die Folge, daß die Theile des Flußbettes, welche den weichern Boden gegen die Wirkung der Flut schützten, ausgewaschen wurden. Der Fluß brach herein, und füllte am 18. Mai 1827 den Tunnel. Als man mittelst einer Taucherglocke die Oeffnung untersuchte, fand man den Bau unversehrt und der Schild schien unverletzt zu seyn. Man füllte gegen 3000 Tonnen Thon in Säcke, die mit dünnen Haselruthen umwunden waren, und stopfte damit die über 38 Fuß tiefe Oeffnung. Im Juni hatte sich das Wasser im Tunnel verlaufen, und im Aug. war der hinabgestürzte Schutt weggeräumt. Die Arbeit wurde darauf fortgesetzt, und obgleich der Schild durch die Gewalt der eingestürzten Massen bedeutend gelitten hatte, so wurde doch der Bau 50 Fuß weiter vorgerückt und reichte nun bis zur Mitte des Flusses bei niedrigem Wasserstande. Gegen Anfang des Jan. 1828 war der Boden, hauptsächlich wegen der Unterbrechung der Arbeit während des Weihnachtsfestes, sehr locker geworden. Am 12. war die Gefahr so drohend, daß Brunel die meisten Arbeiter fortschickte und nur 4 bei sich behielt. Alle Anstrengungen waren vergeblich, die einbrechenden Erdschichten abzuhalten. Einer der Werkleute entkam, nachdem er seine Arbeit verrichtet hatte. Plötzlich, als Brunel den Andern den Weg zur Flucht angab, stürzte mit furchtbarem Getöse die Decke herab. Die Lichter der Arbeiter erloschen. Brunel fand durch die Dunkelheit den Weg zu dem Schachte, von dem hereinbrechenden Wasser verfolgt. Die drei Arbeiter waren nicht so glücklich und 3 Andere, die nicht mehr bei der Arbeit angestellt waren, wurden Opfer ihrer Unvorsichtigkeit und Neugier. Die Kluft wurde, wie früher, ausgefüllt, und als man wieder in den Tunnel kam, fand man die Arbeit unzerstört und der Schild bildete eine starke Widerlage, gegen welche die Säcke gelegt wurden. Die Geldmittel der Gesellschaft waren jedoch nun nicht mehr ausreichend, die Arbeit fortzusetzen, nachdem der Tunnel bis auf 600 Fuß vorgerückt war. Er ist 38 Fuß breit und 22 Fuß 6 Zoll hoch und bildet zwei Arkaden, von welchen aber jetzt nur eine benutzt werden kann. Man hat die Enden der Bögen geschlossen, bis man Mittel aufbringen kann, die Arbeit wieder aufzunehmen. Die Kosten bei dem Tunnel waren im Durchschnitt nicht mehr als 3 Pfund Sterling 6½ Schilling auf die Kubikelle für die Ausschaffung des Schutts und den innern Ausbau, worin 960 Ruthen mit Ziegeln ausgefüttert sind, während bei dem ältern Werke die Kubikelle 16 Pfund Sterling gekostet hatte. — Auch das Alterthum

kannte einen solchen Tunnel. Strabo erzählt, daß zu Babylon ein unterirdischer gewölbter Gang unter dem Euphrat vom königl. Pallaste zum Tempel des Belus ging, der 15 Fuß weit und 12 Fuß hoch war; die Breite des Euphrat an dieser Stelle war ein Stadium (625 F.). Der Euphrat wurde aber, als man den Tunnel zu Babylon baute, abgeleitet, wie Herodot erzählt.

Turban, türkisch Dulbend, Tulbend, die Hauptbedeckung der Türken und anderer Mohammedäner, eine Art runder, mit Baumwolle ausgestopfter Mütze, welche mit feiner weißer Leinwand, Nesseltuch oder Taffet vielfach umwunden ist (daher Bund genannt) und dann eigentlich Sarik heißt. Durch die Verzierungen des Turbans, die Art wie er gewunden ist, oder auch die Farbe des Zeuches unterscheiden sich die Türken nach ihren verschiedenen Ständen. So hat z. B. der Groß-Sultan 3 mit Brillianten verzierte Reiherbüsche auf dem Turban (dieser Turban des Großherrn wird von den Türken so in Ehren gehalten, daß sie es kaum wagen, ihn anzurühren; ein besonderer Beamter (Tulbend-Aga) verwahrt ihn; der Großwessir zwei, geringere Befehlshaber einen, und die Emirs oder Abkömmlinge Mohammeds tragen Turbane von grüner Farbe.

Turenne (Henri de la Tour, Vicomte de), Generalmarschall des Königs von Frankreich, zweiter Sohn von Henri de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon, und Elisabeths, Tochter des Fürsten Wilhelm I. von Oranien, geb. zu Sedan 1611, erhielt durch das Lesen der Geschichte Alexanders von Curtius und die Lebensbeschreibungen großer Feldherren eine Richtung, die auf sein späteres Leben den größten Einfluß hatte, und vollführte die ersten Waffenthaten unter den Augen seines Oheims, des Prinzen Moritz von Nassau. Nachdem er 1634 ein franz. Regiment erhalten, zeichnete er sich bei der Belagerung von Lamothe in Lothringen unter dem Marschall la Force aus, und erhielt noch in demselben Jahre den Rang eines Maréchal de Camp. Da er auch bei der Einnahme von Breisach große Dienste geleistet und neuen Ruhm erworben hatte, bot ihm der Cardinal Richelieu eine seiner Nichten zur Gemahlin an, die er aber aus Anhänglichkeit für die reformirte Lehre ausschlug. Neue Lorbern wurden ihm 1639 in Italien zu Theil, wo er den Sieg bei Montcallier erfocht. 1643 eroberte er die Grafschaft Roussillon und erhielt im folgenden Jahre den franz. Marschallsstab. In Deutschland wurde er zwar 1645 bei Mergentheim geschlagen, siegte aber 3 Monate später bei Nördlingen, vereinte sich darauf mit Wrangel, schlug mit diesem die Baiern bei Zusmershausen, und zwang den Kurfürsten zum Frieden. Da derselbe jedoch bald darauf wieder abfiel, schlug ihn Turenne und trieb ihn aus dem Lande. Während des bürgerlichen Kriegs der Fronde, gehörte Turenne dieser Partei an, wurde aber 1650 vom Marschall du Plessis Praslin bei Rhetell geschlagen, söhnte sich mit dem Hofe aus und wurde 1651 an die Spitze des königl. Heeres gestellt, das den Herzog von Enghien, nachmaligen Prinzen von Condé, zum Gegner hatte. Beide stritten mit abwechselndem Glück bis endlich durch die Einnahme Dünkirchens und des größten Theils von Flandern, der Friede auf der Fasaneninsel mit Spanien verbereitet wurde. Turenne vermählte sich indeß mit der Tochter des Marschalls und Herzogs von la Force, von der er jedoch keine Kinder erhielt. Da indeß 1667 von neuem ein Krieg mit Spanien ausbrach, welchem Ludwig XIV.

selbst beiwohnte, ernannte ihn dieser zum Generalmarschall und zu seinem Unterfeldherrn; Flandern und Franche Comté wurden erobert. Turenne trat hierauf 1668 zur kathol. Kirche über, was bei den Katholiken große Freude erregte. Als darauf 1672 die Franzosen Holland eroberten, befehligte Turenne die franz. Armee und nöthigte auch 1673 den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den Bundesgenossen der Holländer, zum Frieden von Vossem. Ebenso eroberte er im folg. Jahre die Franche Comté, ging dann bei Philippsburg über den Rhein, eroberte Sinzheim und trieb die Kaiserlichen unter Caprara und dem Herzog v. Lothringen bis an den Main zurück, sowie er auch den herbeieilenden Prinzen von Bournonville besiegte und seine Vereinigung mit dem kaiserl. Hauptheere verhinderte. Ebenso glücklich war er gegen die in Elsaß eingefallenen Kaiserlichen und zwang sie, über den Rhein zurückzugehen. Doch befleckte er seinen Namen durch grausame Behandlung der Pfalz und Lothringens, und man muß vermuthen, daß er in Hinsicht dieser Maßregel wider seinen Willen der Vorschrift des Ministeriums folgte. Der Kaiser stellte ihm hierauf den berühmten Montecuculi entgegen, und Beide entwickelten durch geschickte Bewegungen ihre Talente. Turenne's künstliche Märsche, seine Geschwindigkeit, seine Ueberraschungen, seine kluge Benutzung geringer Anlässe, um den Feind zu schwächen, werden, da man ausführliche Nachrichten davon hat, noch jetzt von allen Kennern bewundert. Er wurde den 27. Juli 1675 beim Recognosciren bei Sasbach durch eine Kanonenkugel getödtet. Ludwig ließ ihn zu St.-Denis in der Gruft der Könige beisetzen, und ein schönes Denkmal ziert die Gruft, wo er ruht. Turenne galt für den geschicktesten Feldherren in Europa, gerade zu einer Zeit, wo die Kriegskunst mehr als je vorher studirt ward. Er war nicht immer glücklich im Kriege und beging Fehler; aber er machte sie immer wieder gut und bewirkte mit geringen Hülfsmitteln viel. Das Vertrauen seiner Soldaten zu ihm war fast grenzenlos, und dieß machte es ihm möglich, so große Dinge auszuführen. Bei einem rohen und gemeinen Aeußern besaß er eine große Seele. Er bewies sich allenthalben ehrliebend und uneigennützig. Seine Sitten waren anständig und einfach. (Vgl. Condé, Fronde, Montecuculi und Ludwig XIV.)

Turgot (Anne Robert Jacques), Baron von Aulne, Sohn des Präsidenten M. E. Turgot, geb. zu Paris 1727. Bis in sein 24. Jahr studirte er Theologie, als ihn eine neue Neigung zu den Cameralwissenschaften führte. Damals machte Quesnay's ökonomistisches System (s. Physiokratisches System) viel Aufsehen in Frankreich. Turgot schloß sich ihm an und behandelte aus diesem Gesichtspunkte die Staatsfinanzen. Später begleitete er den Handelsintendanten de Gournay auf Reisen und ward 1761 Intendant von Limoges. Seine Führung in diesem Amte war musterhaft und erweckte ihm überall das größte Zutrauen. Er schaffte eine Menge alter Auflagen, welche sich durch Mißbrauch eingeschlichen hatten, ab, und errichtete zuerst die wohlthätigen Arbeitsanstalten, wie er denn überhaupt stets für Beschäftigung seiner Untergeordneten sorgte. 1774 erhob ihn Ludwig XVI. zum Seeminister und ernannte ihn bald darauf zum General-Controlleur der Finanzen. Mit der Erweiterung seines Geschäftskreises wuchs seine edle, menschenfreundliche Thätigkeit; er zerschlug die den Handel beengenden Fesseln, erleichterte den Gewerken den Druck der Zunftverfassung, verringerte die

Zölle auf Einfuhrartikel, welche nothwendige Lebensbedürfnisse waren. Vor Allem suchte er den Ackerbau zu heben und hatte den wohlthätigen Plan entworfen, die lastenden Lehnsrechte zu beseitigen, ohne das Interesse der Lehnsherren zu kränken. Er eröffnete die Garonne und den Hafen von Marseille der Ausfuhr der inländischen Weine und wollte selbst das Salzmonopol der Regierung aufheben. So lange seine Verbesserungen den damaligen Hof noch nicht zum Gegenstande hatten, lachte man entweder über ihn oder bekümmerte sich nicht um ihn; als er aber Ludwig XVI. die Nothwendigkeit bewies, die überflüssigen Ausgaben des Hofes einzuschränken, und der mäßige, für sich sparsame Monarch ihm ein geneigtes Ohr zu leihen schien, machte er sich alle Höflinge zu Feinden und unter ihnen den Prinzen Artois; selbst die junge Königin ließ sich durch sie verleiten, Turgot's Einschränkungen mit mißbilligenden Augen anzusehen. Man kabalisirte und der redliche Mann mußte aus dem Ministerium treten, nachdem er nur 20 Monate die Finanzen verwaltet hatte. Vielleicht würde die Revolution nicht ausgebrochen seyn, wenn Turgot's Reformen zu Stande gekommen wären. Von jetzt an lebte er in der Zurückgezogenheit den Musen und Wissenschaften: durch ihn wurde Ossian den Franzosen bekannt; auch übersetzte er den „Pastor fido" von Guarini. Seinen Versuch, Virgil's „Eklogen" in demselben Versmaß zu übertragen, vereitelte die Natur der franz. Sprache. Er war selbst ein Kenner der deutschen Sprache und übersetzte einige Stücke aus Klopstock's „Messias" und Geßner's „Tod Abels". Im Umgange mild und sanft, einfach und bescheiden, war er in großen Gesellschaften etwas ängstlich; doch sprach er überall, wo es einem guten Zwecke galt, kühn und frei. Seine Arbeitsamkeit war außerordentlich. „Niemand liebt das Volk als Turgot und ich", sagte Ludwig einst. Er war ein Mann von einem starken Charakter, den Nichts, selbst am Hofe und unter den größten Verhältnissen, von der Rechtlichkeit abwendig machen konnte; unter den Gegenparteien und den Unannehmlichkeiten seiner Verwaltung von unerschütterlicher Gleichmüthigkeit; dabei von einer Thätigkeit, die keine Krankheit schwächen konnte; er hatte nur zwei Leidenschaften: Gelehrsamkeit und das Glück des Volks. Dem kathol. Kultus war er abgeneigt.

Turin (ital. Torino), Hauptstadt der königl. sardinischen Staaten auf dem festen Lande, Residenz des Königs von Sardinien und Hauptst. des Herzogth. Piemont, eine der schönsten und regelmäßigsten Städte Italiens, am linken Ufer des Po, hat eine überaus angenehme Lage in einem weiten Thale, das von der einen Seite mit Hügeln, die mit Klöstern, Schlössern und Landhäusern bebaut sind, umgeben wird. Sie zählte 1834 über 121.800 Einw. (davon 91.300 in der Stadt, 15.900 in den Vorstädten, und 14.600 in dem Stadtgebiete). Ueber den Po führt eine schöne steinerne Brücke. Turin war ehemals eine starke Festung und wurde 1706 von den Franzosen vergebens belagert. Jetzt sind die Festungswerke in Spaziergänge verwandelt; auch hat die Stadt jetzt keine Mauern und nur noch ein Thor (porta nuova) an der Mittagsseite; doch wird sie durch eine starke Citadelle vertheidigt. Turin hat 32 Hauptstraßen, die sich alle in rechten Winkeln durchschneiden. Unter den Häusern gibt es viele pallastähnliche, die meisten sind 4—5 Stockwerke hoch und aus gebrannten Steinen gebaut. In mehren Straßen, besonders in der Po-Straße, welche die schönste ist, besteht das Parterre der

Häuser aus Bogengängen, in welchen sich Kaufläden befinden. Unter den 6 öffentlichen Plätzen ist der viereckige Königs- oder Karlsplatz der größte, und mit schönen Gebäuden umgeben; die vorzüglichsten darunter sind: die Kirche San-Carlo, das königl. Schloß und das Operntheater. Bei dem Schlosse ist ein schöner Garten, der zum öffentlichen Spaziergange dient, und von welchem aus man die herrlichsten Aussichten hat. Das Universitätsgebäude ist ebenfalls sehr ansehnlich. Zu der Universität, unter deren Gelehrten wir den Physiologen Lorenzo Martini nennen, gehören eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein Naturaliencabinet, ein botanischer Garten und ein reiches ägyptisches Museum mit vielen Seltenheiten, die der Ritter Drovetti gesammelt hat (Denkmäler, Bildsäulen ꝛc., a. d. Zeit vor und des Sesostris). In der Nähe liegt das berühmte königl. Lustschloß La Veneria. Für den Handel ist Turin eine Hauptstraße aus Frankreich nach Italien. Der meiste wird mit piemontesischer Seide getrieben; es gibt hier wichtige Seidenfabriken, auch Tapeten-, Tabacks-, Porzellan- und Gewehrfabriken. 1796 wurde Turin von den franz. Republikanern erobert, aber am 25. Mai 1799 von den Oestreichern und Russen unter Suwaroff wiedergenommen. Nach der Schlacht bei Marengo (1800) kam es aufs Neue in die Gewalt der Franzosen und blieb in derselben als Hauptort des Po-Depart., bis es 1814 dem Könige von Sardinien zurückgegeben ward.

Türken oder Osmanen. Sie sind im Ganzen genommen ein wohlgebautes, kräftiges und schönes Volk; eine einfache Erziehung, die weder Geist noch Körper verkrüppelt, überläßt der Natur die Entwickelung ihrer nicht unbedeutenden Fähigkeiten. Findet man gleich unter ihnen nur äußerst selten wissenschaftliche Kenntnisse, so ist dagegen ein natürlicher Verstand desto gewöhnlicher; daher es auch gar nichts Seltenes ist, daß Türken von der niedrigsten Geburt durch Gunst und Verdienste sich zu den höchsten Staatsämtern emporschwingen und ihnen mit Würde und Einsicht vorstehen. Ueber den Charakter dieses von Einigen zu hoch erhobenen, von Andern viel zu tief herabgewürdigten Volkes ist es schwer ein allgemeines Urtheil zu fällen. Im Ganzen muß man wie überall so auch hier vorzüglich den Mittelstand und die Bewohner des Landes von den Umgebungen des Hofes wohl unterscheiden. Bei den ersten findet man durchgängig Redlichkeit, Treue und Großmuth, Mäßigkeit und Reinheit der Sitten als edle Grundzüge des Charakters, die nur durch Verachtung aller andern Völker und zuweilen durch wild aufwallende Leidenschaften verunziert werden. Bei Denen aber, die in Aemtern stehen und um die Hofgunst buhlen, sind Falschheit, eine über alle Begriffe weit getriebene Verstellungskunst, Habsucht, Sklavensinn und Härte gegen Geringere und große Sittenverderbniß die vorherrschenden Züge. Allen aber ist ein gewisser feierlicher Ernst und eine äußere Würde angeboren; häufiges Lachen, vieles Sprechen, schnelle Bewegung gelten ihnen für unanständig. Gastfreiheit und Milde gegen Aermere gehören zu ihren schönsten Tugenden, wie sie denn auch auf Almosengeben einen großen Werth legen; Reichere lassen häufig den Abhut ihrer Tafeln unter die Armen vertheilen. Beinahe ohne Ausnahme sind die Türken mäßig im Genuß der Speisen; sie genießen weit einfachere Speisen, als wir, und da sie überall, die Einsamkeit liebend, beinahe stets allein essen, so sind ihre Mahlzeiten in sehr kurzer Zeit eingenommen. Früh mit dem Tage stehen sie auf, wozu schon ihre Religion durch die vorgeschriebenen

Digitized by Google

Gebete sie verpflichtet, den größten Theil des Tages bringen sie am liebsten in unthätiger Ruhe auf Polstern niedergekauert mit Tabackrauchen und Kaffeetrinken zu, welcher stets schwarz und ohne Zucker zu allen Tageszeiten genossen wird. Abends bald nach Sonnenuntergang legen sie sich auf den nämlichen Polstern nieder, worauf sie am Tage gesessen; von Bettstellen und besondern Schlafzimmern wissen sie nichts auch behalten sie meist die gewöhnlichen Kleider im Schlafe an. Der Genuß des Weins und aller berauschenden Getränke ist ihnen zwar durch das Gesetz untersagt, jedoch wird dieß jetzt von den Reichern eben nicht strenge beobachtet. Weniger häufig als ehemals ist jetzt der Genuß des Opiums (s. d.). Ebenso wenig als den Luxus der Tafel kennen die Türken den Luxus in Gebäuden, zierlichen Meubeln u. s. w. Ihre Wohnungen sind höchst unansehnlich, schlecht gebaut, nur auf Ruhe und Bequemlichkeit berechnet; weniges wenngleich oft kostbares Geräth ist im Gebrauch, die Zimmer aber meist ohne alle Meubels, den Diwan oder die an den Wänden entlang laufenden Polster abgerechnet. Nur in der Kleidung, in den Waffen, in Pferden und Geschirr liebt der Türke den Aufwand. Zu seinen unentbehrlichsten Bedürfnissen gehört das Bad (s. Bäder). Dieses Bad, der Besuch der Kaffeehäuser, wo Jeder einsam und schweigend raucht und etwa den Erzählungen arabischer Märchen, oder den Späßen von Possenreißern in unverbrüchlichem Ernste zuhört und der Umgang mit seinen Weibern füllen die einförmigen, aber ruhig dahin fließenden Tage des wohlhabenden Muselmanns. Aermere führen natürlich ein arbeitsameres Leben, bei gleicher Mäßigkeit und beinahe gleichen Genüssen. Gewöhnlich erreichen sie bei dieser Lebensweise ein hohes gesundes Alter, und beinahe nur die Pest und wahrscheinlich auch die Vielweiberei sind die Ursachen der Entvölkerung ihres Landes. Nach ihren Religionsgrundsätzen überzeugt, daß der Mensch dem ihm bestimmten Schicksale auf keine Weise entrinnen könne, wenden sie, nicht die geringste Vorsicht an, die aus Aegypten häufig durch Schiffe nach den europ. Provinzen herüber gebrachte Pest zu vermeiden, und Tausende werden jährlich das Opfer derselben. Ebenso sorglos sind sie in Hinsicht auf ärztliche Behandlung und überlassen sich den elendesten, unwissendsten Quacksalbern. Alle Beerdigungen, ausgenommen die der kaiserlichen Familie, geschehen außerhalb der Städte, und da man nie ein Grab wieder öffnet, so nehmen die Beerdigungsplätze einen großen Raum ein. Die türkischen Gottesäcker gleichen der vielen Cypressen wegen einem anmuthigen Haine. Es ist sehr gewöhnlich, daß die Angehörigen die Gräber der Ihrigen besuchen und Gebete daselbst verrichten, obgleich sie sich sonst jede laute Aeußerung von Traurigkeit untersagen; von Trauer im europäischen Sinne wissen sie nichts. Sie sind die einzigen Barbaren, welche gebildete Nationen unterjocht haben, ohne sich mit ihnen zu vermischen, ohne Sprache, Glaube, Wissenschaft, Kunst und Sitte von ihnen anzunehmen. Am Ganges und am Anadyr, am Platastrom und am Missisippi, an der südlichen Spitze des Weltrückens (am Cap) und jenseits des blauen Gebirgs von Neu Südwales, hat der Europäer das Gesetz seiner Bildung und Macht gegründet; nur in der heiligen Heimath seines Glaubens und seiner Freiheit, seines Gestes und seines Ruhmes, am Jordan und am Ilyssus, in Palästina und Griechenland, außer dem Königreich gl. N., duldet er die Schmach der Unterdrückung.

Türkenpaß, ein Schiffpaß im mittelländischen Meere, besteht in

einer. fogen. Carta partita, auf welcher oben ein Schiff durchschnitten ist. Die Türken oder Barbaresken-Corsaren haben die andre Hälfte des Passes: begegnen sie einen christlichen Schiffe, das eine solche Carta partita hat, so fügen sie beide Hälften zusammen, um die Echtheit des Passes zu prüfen. Die Schiffe derjenigen Mächte, welche mit den Barbaresken Friedens- oder Tributverträge geschlossen haben, müssen solche Pässe am Bord führen, sobald sie das Cap Finisterrä (an der nordwestlichen Küste der spanischen Provinz Galizien) umschiffen wollen. Der Versicherungsvertrag ist nichtig, wenn das Schiff diesen Paß auf Reisen, wo er nach dem Seerechte geführt werden muß, nicht führt. Er hieß auch Algierischer Paß.

Turkbestan, s. Tatarei.

Türkheim (Joh. von), berühmter Staatsmann und publicistischer Schriftsteller, geb. 1747 zu Strasburg, wo er seine wissenschaftliche Bildung erhielt und mehre wichtige Stellen bekleidete. In der ersten Nationalversammlung sprach er stets fürs Gemeinewohl. Dem Sturme der Revolution ausweichend, lebte er einige Jahre auf seinen Besitzungen bei Ettenheim, durch welche er Mitglied der ortenauschen Ritterschaft geworden war. Als Abgeordneter mehrer sächs. Fürstenhäuser erschien er auf der fränk. Kreisversammlung in Nürnberg. Später trat er in darmst. Dienste und ging als Minister seines Hofes zum Reichstag und der Reichsdeputation nach Regensburg. Nach der Auflösung des deutschen Reichs ward er in wichtigen Staatsangelegenheiten nach Wien gesandt, wo er einige Zeit verweilte. Dann zog er sich auf seine Güter in der Nähe des Rheins zurück. Seine letzte diplomatische Reise war die nach Rom, um im Namen der protest. Fürsten mit dem apostolischen Stuhl wegen Abschließung eines Concordats zu unterhandeln. Er starb 1824 zu Altorf bei Ettenheim im Badischen. Von seinen publicistischen Schriften führen wir an die meisterhafte „Darstellung der polit. Verhältnisse des Elsasses überhaupt und der Stadt Strasburg insbesondere" (Strasb. 1789). Sie ist noch jetzt historisch wichtig. Auch soll er Verfasser der „Hist. généalog. de la Maison de Hesse" seyn.

Türkis, der, wird zu den Edelsteinen gezählt; er hat eine aus dem Blauen ins Grüne ziehende Farbe, ist undurchsichtig und nimmt eine gute Politur an. Da fossile Zähne von Elephanten, Mammuth und andern Thieren, wenn sie von Kupfer durchdrungen sind, durch Schleifen und Poliren ähnliche Massen geben und der eigentliche Fundort des Türkisses lange Zeit unbekannt war, so hielt man einst nach Reaumur alle Türkisse für fossile Knochenstücke. Allein nach Fischer in Moskau („Essay sur la Calaïte") finden sich schon im Plinius Spuren des echten Türkissteines, und der Grieche Agaphi hat nach Pallas die Gruben desselben in der Provinz Khorasan selbst in Augenschein genommen. Diesen wirklichen Türkisstein nennt Fischer nach Plinius Calait, zum Unterschiede von dem fossilen, welchem der Namen Türkis verbleiben soll.

Türkisches oder Osmanisches Reich, auch die ottomanische oder hohe Pforte. Jenseits des Kaukasus und des Gihon, im Osten der kaspischen See bis weit hinauf an den Irtisch, in der Heimath der alten Scythen und Massageten, nomadisirte ein kriegerisches Hirtenvolk, die Türken, Turkmenen, Turkomannen (Tatarn). Sie wurden Stamm- oder Hortenweise von Emiren regiert, von denen mehre sich auf die Throne ansehnlicher Reiche schwangen. Häufig verließen

diese türk. Emire ihr Vaterland, um mit den ihnen gehorchenden Horden in die Kriegsdienste asiatischer Herrscher zu treten, die sich gern dieser tapfern und abgehärteten Krieger bedienten, die den Krieg als Gewerbe betrieben, und nur das Beutemachen als die einzige Art sich zu bereichern kannten. Unter ihnen gründete 545 nach Chr. Il Khan ein mächtiges Reich, das im 7. Jahrh. die Araber eroberten. Die Kalifen wählten aus jenem Volke ihre Leibwache, die durch Landsleute verstärkt eine furchtbare Miliz wurde, welche die Provinzen des Kalifen sich unterwarf, und den Kalifen selbst in seinem Pallaste von sich abhängig machte. Aus dem Stammvolke derselben ging das Geschlecht Seldschuks hervor, welches im 11. Jahrh. ein großes Reich in Kleinasien errichtete. Damals sollen auch die Stammväter der osmanischen Türken nach Khorasan ausgewandert seyn. Das Geschlecht der osmanischen Sultane beginnt mit Soliman, der für den Schah der Chowaresmier wider die Mongolen stritt und 1219 im Euphrat ertrank. Sein Sohn Erdogrul schlug mit 400 Familien am Sangar seine Zelte auf, und stritt für den seldschukischen Sultan von Iconium gegen die Mongolen um 1230. Aber nach dem Falle der Seldschuken (1247—1292) wichen die türk. Emirs vor den Mongolen in die Bergthäler des Taurus. Als die Macht der Mongolen sank, theilten viele kleine seldschukische und turkomannische Emirn Kleinasien; unter ihnen drang Erdogruls Sohn Osman, mit seiner Schaar um 1289 durch die Engpässe des Olympus, stieg in die Ebenen Bithyniens herab und schlug hier unter dem Schutze des seldschukischen Sultans von Iconium sein Heerlager auf. Durch Räuber, entlaufene Sklaven und Gefangene verstärkt, verheerte er weit umher das Land und nahm den Oströmern einige Provinzen in Kleinasien weg. Nach dem Tode seines Schutzherrn, 1300 (700 der Hegira) nannte er sich Sultan. Er starb 1326. So gründete ein kühner und glücklicher Räuberhauptmann auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldschuken und Mongolen, von der politischen Ohnmacht der eitelhoffärtigen, in sich selbst verzwisteten Byzantiner nicht gehindert, den Staat der osmanischen Türken oder der Ottomanen in Asien, und nach ihm erhoben der Muth und die staatskluge Thätigkeit 8 großer Fürsten, die durch die Kalifenwürde im Besitz der Fahne des Propheten, und von kriegerischem Ruhme wie von dem Fanatismus des Islam — beide hatten das Schwert der Kreuzfahrer zur kühnsten Wagniß gereizt — begeistert waren, den asiatischen Räuberstaat von 1300—1566 zur ersten Waffenmacht in Europa. Osmans Sohn, Orchan (reg. 1326—60, erweiterte die Eroberungen seines Vaters beträchtlich, bezwang Nicäa und Nikomedien und drang bis zum Hellespont vor. Er stiftetete das türkische Fußvolk, die Janitscharen, und die Spahi (s. bde.), reitende Leibwache, vermählte sich mit einer Tochter des griech. Kaisers Kantakuzen und machte Brusa zu seiner Residenz. Er nannte sich Padischah; das Thor seines Pallastes hieß die Pforte. Sein ältester Sohn Soliman setzte 1335 schon nach Europa über und eroberte Gallipoli, während der Sultan selbst in Asien sein Gebiet immer mehr erweiterte. Murad I. (1360—89) war eines großen Vaters würdiger Sohn, der sein Reich durch die Eroberung von Adrianopel, das er zur Residenz erhob, und beinahe ganz Thrazien erweiterte und den griech. Kaiser sich zinsbar machte. Er that viel für die Organisation seines Reichs und stiftete auch die Timarioten, Lehnssoldaten, die wesentlich die

Stärke und den Gehalt der türkischen Kriegsmacht vermehrten. Bajazet I., Ilderim (der Blitz) (1389—1403) war nicht weniger tapfer als seine Vorfahren, doch grausamer wie sie. Er bezwang die Serbier, eroberte Jonien, Groß-Phrygien und viele Städte in Pontus und Kappadocien. Dann machte er Eroberungen in Macedonien und Thessalien und drang sogar in Böotien ein. Als er darauf Konstantinopel einschloß, nöthigte ihn ein großes christliches Heer, welches Nikopolis belagerte, dahin zu ziehen. Er kam und erkämpfte einen glänzenden Sieg über die Christen. Doch bald hemmte der furchtbare Mongolenkhan Timur den Lauf seines Glücks. Dieser schlug ihn in der Schlacht bei Ancyra und nahm ihn gefangen. Bajazet starb in mongolischer Gefangenschaft. Mit Bajazets Niederlage schien das türk. Reich für immer zertrümmert zu seyn, denn des Sultans Söhne theilten sich in die Provinzen und führten Kriege gegen einander, die eine gänzliche Auflösung des Staates befürchten ließen. Soliman I. (1403—09) floh mit den Schätzen seines Vaters nach Adrianopel; Musa (1405—13) nahm Natolien von Timur zu Lehn und Mohammed behauptete sich in Amasia. Beide Erstern verdrängend, übernahm er die Regierung allein, die er mit vielem Glücke und Ansehen führte. Er überzog die Christen mit Krieg und drang bis nach Salzburg vor; die Wlachen machte er sich zinsbar, auch führte er mit Venedig wegen dalmatischer Eroberung einen Krieg, wobei er diesem Freistaat Thessalonich wegnahm und es dem Kaiser Manuel zurückgab. Sein berühmter Großwesir Ibrahim Khan brachte das Seewesen empor, wodurch die nachherigen Eroberungen der Inseln im mittelländischen Meere erleichtert wurden. Murad II. unterdrückte einen Aufstand der Griechen und eroberte viele Städte in Thessalien, Macedonien und Thrazien. Darauf empörte sich sein Bruder Mustapha gegen ihn, bewirkte aber dadurch nur seinen eigenen Untergang. Auch in Albanien machte er Eroberungen. In Ungarn aber fand er seinen furchtbarsten Gegner in dem großen Johann Hunyadie, und erlitt bei der Belagerung von Belgrad eine völlige Niederlage, rächte sich aber durch die Verheerung Serbiens. Wenige Jahre darauf legte Murad II. die Regierung nieder und ernannte seinen Sohn Mohammed II. zum Sultan. Doch als ein großes Christenheer bis ans schwarze Meer vordrang, übernahm Murad die Regierung wieder, stellte sich an die Spitze seiner Krieger und rückte den Christen entgegen. Bei Varna (s. d.) kam es zur Schlacht, die der Sultan so völlig gewann, daß das christliche Heer beinah gänzlich aufgelöset wurde. Liebe zur Ruhe veranlaßte den Sultan abermals die Regierung niederzulegen, doch ein Gefahr drohender Aufruhr der Janitscharen zwang ihn, sie wiederum zu übernehmen. Er unterdrückte die Empörung und zog dann gegen die Ungarn zu Felde, deren Heer er in der großen Schlacht bei Kaschau völlig vernichtete. Nun war die Macht der Türken so groß geworden, daß ihnen Widerstand leisten zu können, die Christen verzweifelten und daß Konstantinopel ihnen entgehen könne, war nicht denkbar. Murad hatte die Absicht, es zu erobern, sein früher Tod (1451) hinderte ihn daran. Mohammed II. (s. d.) (1451—81) blieb die Vollbringung dieses Unternehmens aufbehalten. Mit der Eroberung von Konstantinopel (1453) war die Größe und Macht des türk. Reichs und dessen Einfluß auf einen großen Theil von Europa entschieden und die Politik der Herrscher der Osmanen erhielt eine bestimmte Richtung. Mohammed erhob Kon-

stantinopel zu seiner Residenz. Hierauf belagerte er Belgrad, ward aber von Hunyad mit großem Verluste zurückgeschlagen. Sich wieder erholend, zog er gegen Morea aus und eroberte dieses Land; darauf nahm er Semendria in Serbien. Skanderbeg und Venedig widersetzten sich zwar der Unterjochung von Albanien, doch ohne Erfolg. Das griechische Kaiserthum Trebisonde überwältigte Mohammed ohne viele Mühe, den Rest von Serbien eroberte er und dann ließ er einen Theil seines Heeres verwüstend durch Kroatien bis in Krain und Steiermark vorrücken. Die Inseln San-Mauro, Zante und Cephalonia besetzte er gleichfalls, die Genueser vertrieb er aus Kaffa und den Khan der Krim zwang er, ein Vasall der Pforte zu werden. Doch die heldenmüthigen Johanniterritter konnte der mächtige Sultan, aller seiner Anstrengung ungeachtet, von der Insel Rhodus nicht verdrängen.

Nach Mohammeds II. Tode entstand zwischen seinen beiden Söhnen Dschem (Zizim) und Bajazet ein Streit wegen der Thronfolge. Bajazet blieb aber ohne große Anstrengung Sieger. Bajazet II. (1481—1512) zeichnete sich durch große Eroberungen gleich seinen Vorfahren aus, er führte eine milde und gerechte Regierung, steuerte den Seeräubereien auf dem schwarzen Meere durch die Eroberung der Festungen Kilia an der Donau und Akjerman an dem Dniester und zog Tarsus und Adana sowie ein Gebiet zwischen Karamanien und Syrien, welches bis dahin seine Unabhängigkeit behauptet hatte, zu seinem Reiche. Des Vater- und Brudermörders Selims I. (1512—19) Regierung war kurz, aber glänzend und glücklich. Zuerst überzog er Persien mit Krieg und eroberte einen ansehnlichen Theil dieses Reichs; darauf eroberte er Aegypten, Syrien und Palästina und endlich unterwarf er sich auch den Sherif von Mecca. Die Zahl der ihm gefährlich gewordenen Janitscharen verminderte er von 40.000 auf 12.000 und setzte die Kriegsverfassung des Reichs in den furchtbaren Zustand, der die Regierung seines talentvollen Nachfolgers so glänzend und berühmt machte. Ueber Soliman II. (1519—66), den berühmtesten und mächtigsten aller türkischen Sultane, s. d. Er gebot über alle Länder von dem arabischen und mittelländischen bis zum schwarzen Meere, und von den Grenzen des alten Daciens bis an die Südspitze des Peloponnes, über Aegypten, den größten Theil Arabiens, Syrien, Kleinasien und (Italien und Spanien ausgenommen) über die schönsten Länder des alten römischen Reichs. Soliman eroberte Belgrad, Rhodus, halb Ungarn, dem er einen König gab, und rückte 1529 bis Wien vor, mußte aber mit Verlust sich wieder zurückziehen. Sein Kapudan Pascha (Großadmiral) Khair-Eddyn Barbarossa plünderte die Küsten Italiens und Minorca und bemächtigte sich der Staaten Tunis und Algier. Damals trat Frankreich zuerst mit der Pforte (1537) gegen Oestreich in einen Bund. Derselbe Soliman vollendete die von Mohammed II. gegründete Staats- und Hofordnung, durch seine „Kanunname", oder Gesetzbücher über Finanzen, Strafen, Ceremoniel, Kriegs- und Lehnwesen, sowie durch das religiöse und bürgerliche Gesetzgebung „Multeka". Allein er führte auch aus Mißtrauen gegen das eigene Blut die Sitte ein, die Thronfolger ins Serail einzuschließen. Aber das Serail erzeugt keine Helden. Von der Zeit an artete das Geschlecht Osmans aus, und die Macht der Pforte sank durch innere Gesetzlosigkeit und durch Oestreichs und Rußlands Waffen bis jetzt. Nur einzelne große Wessire, die Kiuprili und Ibrahim bis auf den

unglücklichen Mustapha Bairaktar, hielten den Fall des Staates auf. Aber im Innern versank das Volk immer tiefer in den Schlamm der Unwissenheit und des Despotismus. Raubgieriger noch und willkürlicher als der Sultan und sein Divan herrschten in den Provinzen die Paschas. Nach außen wurde die Pforte das Spiel der europäischen Politik, und mehr als ein Mal von dem Cabinet zu Versailles in Krieg gegen Oestreich und Rußland verwickelt. Während überdieß Europa in jeder Kunst des Friedens und des Krieges vorwärts schritt, hingen die Osmanen, Staat und Volk, träge und gleichgültig an dem Alten. Denn im blinden Glauben an ein unvermeidliches Schicksal befangen und von ihrem alten Waffenruhme aufgebläht, verachteten sie die Fremden als Ketzer (Giauren). Ohne festen Plan, als den des wilden Hasses und der Eroberung, setzten sie die Kriege mit Persien, Venedig, Ungarn und Polen fort; aber gefahrvoller waren die Empörungen der Janitscharen und der Statthalter. Darum bewaffnete sich der Argwohn des Despoten mit Dolch und Schnur; oder er opferte feig die tüchtigen Männer seines Divan dem Hasse der Soldaten und der Ulemas auf. Selim II. (1566—74) liebte den Frieden und schloß deßhalb sowohl mit dem Kaiser Maximilian II. als auch mit dem Shah von Persien einen Waffenstillstand. Die Insel Cypern, welche er den Venetianern entreißen ließ, war eine leichte Eroberung. Aber Spanien, Venedig und Savoyen, der Papst, Toscana und die Malteser rüsteten gemeinschaftlich eine große Kriegsflotte aus, die dem natürlichen Sohne Kaiser Karls V., Don Juan, zum Befehl untergeben wurde. Cypern zu retten kam die Flotte freilich zu spät, doch noch früh genug, um die türkische Flotte, die größte, welche je von den Osmanen ausgerüstet worden, bei Lepanto (vgl. d.) zu vernichten (1571). Selims II. beide nächsten Nachfolger waren Schwächlinge, die ihr Leben im Serail zubrachten und die Regierung des Reichs sowie die Anführung der Heere ihren Großwessiren überließen. So verfloß die Regierung Murads III. (st. 1595) unter Kriegen gegen Ungarn und gegen den kühnen Usurpator Abbas in Persien. Sein Sohn Mohammed III. (1603) mußte die empörten Hospodare der Moldau und Walachei bekämpfen lassen; auch ward der Krieg mit Ungarn erneuert. In diesem Kriege eroberte sein Sohn und Nachfolger Achmed I. (starb 1617) vom Kaiser Mathias Erlau, Gran und Stuhlweißenburg. Gegen Persien war Achmed unglücklich. Sultan Osman II. (1617—18) schloß einen nachtheiligen Frieden mit Persien und machte darauf einen Feldzug gegen Polen, in welchem er das Glück hatte, das polnische Heer bei Chocsim völlig einzuschließen, aber deßungeachtet den Polen einen billigen Frieden bewilligen mußte. Die Ermordung Osmans durch die erbitterten Janitscharen hatte den Aufstand der Paschen von Syrien und Mesopotamien zur Folge, die sich unter dem Vorwande, den Tod des Sultans rächen zu wollen, empörten. Diese Unruhen benutzend, erneuerte Schah Abbas den Krieg und entriß Bagdad dem türkischen Reich. Bei diesen traurigen Umständen versagten die Paschas in Asien allen Gehorsam und der von Erzerum brach sogar mit einem Heer gegen Konstantinopel auf. Sultan Mustapha I. war zu allen Geschäften gänzlich unfähig, daher wurde er auf Verlangen des Mufti abgesetzt und statt seiner Murad IV. erhoben (1623—40); ein Regent, der große Vollkommenheiten und alle Eigenschaften besaß, die unerläßlich waren, wenn es ihm gelingen sollte, in dem höchst zerrütteten Reich Ordnung und Kraft

wieder herzustellen. Er bändigte den Stolz der Janitscharen; denn er war seit langer Zeit der erste Sultan, der selbst wieder in den Krieg zog und es jenen in körperlichen Uebungen gleichthat. Gleich anfangs gelang ihm die Eroberung von Eriwan und da gleich nachher Persien auch von dem mongolischen Kaiser angegriffen wurde, so war es den Türken nicht schwer, die Perser in mehren Schlachten zu besiegen und einen ehrenvollen Frieden zu erkämpfen, in welchem Bagdad wieder zum türkischen Reiche kam. Murad IV. hinterließ die Regierung seinem Sohne Ibrahim I., der ein Schwächling an Leib und Geist und zur Regierung gänzlich unfähig war. Unter ihm wurde nach langem Widerstande den Kosacken Asow entrissen und der 24jährigen Krieg mit Venedig begonnen. Ibrahim wurde 1648 erdrosselt und sein Sohn Mohammed IV., noch im Kindesalter, auf den Thron erhoben. Das Reich würde nun in seiner Zerrüttung untergegangen seyn, wenn nicht der alte tapfere Pascha Mohammed Kiuprili, der Sohn eines franz. Renegaten, als Großwessir die Leitung der Staatsangelegenheiten übernommen hätte. Noch vor der Eroberung von Kandia (vgl. d.) unternahm er einen Zug nach Ungarn, eroberte Neuhäusel (1663), wurde aber im folg. J. bei St.-Gotthard (s. d.) geschlagen, worauf mit Ungarn einen 20jähr. Waffenstillstand zu Stande kam, dem zufolge Neuheusel und Großwardein in den Händen der Türken blieben. Die zwischen dem Dnepr und Dniester wohnenden Kosacken begaben sich unter den Schutz der Pforte. Als darauf die ungarischen Protestanten zur Erhaltung ihrer Religionsfreiheit die Waffen ergriffen und den Grafen von Tököli (s. d.) zu ihrem Anführer wählten, riefen sie die Türken zu Hülfe. Ein furchtbares Heer der Osmanen drang verheerend durch Ungarn nach Deutschland vor und belagerte Wien (1683). Dieses Unternehmen schreckte die christlichen Fürsten auf; Deutsche und Polen kamen dem Kaiser zu Hülfe, die Türken wurden mit einem großen Verluste von Wien zurückgetrieben und verloren in Ungarn mehre wichtige Festungen. Auch in den folg. J. verloren sie viele Plätze und erlitten endlich bei Mohacz (1687) eine völlige Niederlage, der die Uebergabe von Essek, Peterwardein, Erlau und mehrer wichtigen Festungen folgte. Diese Unglücksfälle veranlaßten einen Aufruhr in Konstantinopel, der die Absetzung des Sultans nachsichzog. (29. Oct. 1687). Sein Bruder Soliman III. (reg. bis 1695) setzte den Krieg in Ungarn kräftig fort und stellte die bereits tief gesunkene Macht der Osmanen wieder her; er siegte bei Nissa 1689, eroberte Belgrad, sicherte den Banat und Siebenbürgen.

Mit Soliman III. und Kiuprili Mustapha's Tode (Letzterer fiel in der Schlacht bei Salankemen den 19. Aug. 1691) war das Glück der Osmanen auf lange Zeit untergegangen, und ein schwacher Regent, Achmet II., sowie dessen unfähige Großwessire, besaß entweder Muth noch Kraft, das gesunkene Ansehen der Pforte herzustellen. Mustapha II., der (1702) auf Achmet II. folgte, besaß zwar größere Fähigkeiten wie sein Vorfahrer, aber da Oestreich nach dem mit Frankreich abgeschlossenen Frieden seine Kriegsmacht in Ungarn verdoppeln konnte und da Rußland die Waffen gegen die Pforte ergriff, so war er diesen Waffen nicht gewachsen, und nachdem Rußland Asow erobert und Oestreichs Feldherr, Prinz Eugen, die blutige Schlacht bei Zentha gewonnen hatte, mußte er selbst Anträge zu einem Waffenstillstande machen, der durch die Vermittelung der beiden Seemächte zu Karlowitz zu Stande kam (26. Jan. 1699). Der

Pforte trat darin an Oestreich ganz Ungarn auf der linken Seite der Donau, Siebenbürgen und Slavonien ab, behielt aber das Land zwischen der Donau und der Theiß; Venedig behielt Alles, was es in Dalmatien erobert hatte, und Morea; Polen erhielt Podolien zurück und Rußland blieb im Besitz von Asow. Noch nimmer seit ihrem Bestehen hatte die Pforte einen so nachtheiligen Frieden geschlossen. Mustapha II. mußte der Empörungen der Janitscharen wegen im J. 1702 die Regierung niederlegen, die nun sein Bruder Achmet III. (vgl. d.) übernahm. Gleichgültig sah dieser träge und üppige Fürst den Unruhen in Ungarn, dem span. Erbfolgekriege und dem großen nordischen Kriege zu. Endlich gelang es seinem Schützling, dem bei Pultawa besiegte Karl XII. (s. d.) ihn zum Kriege gegen Peter zu reizen; aber leicht erkaufte der mit seinem Heere eingeschlossene Czar den Frieden am Pruth (1711) mit der Rückgabe von Asow. Nun griff der Großwessir Venedig an und nahm Morea (1715); aber Oestreich stand der Republik bei und Eugen (s. d.) Siege bei Peterwardein und Belgrad (1717) entrissen der Pforte im passarowitzer Vergleiche (1718) Temeswar und Belgrad mit einem Theile von Serbien und der Walachei; doch behielt sie Morea. Ebenso unglücklich waren Achmets Waffen gegen Persien; darum stieß ihn ein Aufruhr ins Gefängniß (1730). Hierauf demüthigte der russ. Feldherr Münnich (s. d.) den Stolz der Osmanen (1736); aber Oestreich, Rußlands Bundesgenosse, war nicht glücklich, und der franz. Gesandte in Konstantinopel bewirkte den Abschluß des belgrader Vergleichs (1739), durch welche die Pforte Belgrad mit Serbien und der Walachei wieder erhielt. Auch gegen die Perser waren die Osmanen unglücklich; dazu kamen Empörungen im Innern und der Haß der unterdrückten Griechen, die durch Glaube, Sitte, Kunstfleiß, Handel und Bildung hoch über den rohen und fanatischen Türken standen, welche in Europa Asiaten blieben. Es ist daher kaum zu erklären, wie dieses Barbarenvolk sich mitten im Gedränge zwischen Persern, Russen, Polen, Ungarn und Deutschen, sowie von Feinden im Innern bedroht, so lang behaupten konnte. Aber durch seine Naturkraft stark, durch politisch-religiösen Fanatismus kriegerisch begeistert, durch die Lage des Reichs am Bosporus und Kaukasus, im Besitze von Griechenland, Aegypten und Kleinasien, geschützt von mächtigen Strömen, hohen Gebirgen, geschlossenen Meeren und ausgedehnten Wüsten umgürtet, mit streitbaren Grenzvölkern, zumal mit den Tatarn, durch Einen Glauben und Einen Kalifen, den Großherrn, eng verbunden, dabei in seinen Verhältnissen zu Europa von der franz. Diplomatik geleitet, fand es in der Trennung seiner Feinde und in der Gefahr selbst jene Entschlossenheit, welche das Daseyn der Völker und Staaten rettet. Nur in den Kriegen mit Rußland verlor die Pforte nach und nach ihre natürlichen Schutzwehren im Norden. Denn als nach 30jährigen Ruhe Mustapha III. Rußlands steigende Größe wahrnahm und deßhalb von Katharina II. verlangte, daß sie Polen räumen sollte, so entschieden im Kriege von 1768 bis 1774 Romanzoff's Triumphe das politische Uebergewicht Rußlands. Schon damals segelte eine russ. Flotte in den griech. Gewässern und Alexis Orlow rief die Griechen zur Freiheit auf. Ein unglücklicher Versuch! Doch mußte Abdul-Hamid im Frieden zu Kutschuck Kainardschi (1774) auf die Hoheit über die Krim verzichten und das Land zwischen dem Bog und Dnepr mit Kinburn, sowie Asow an Rußland abtreten und seine Meere den russ. Han-

belsschiffen öffnen. Hieraus entstand eine so heftige Reibung zwischen dem Stolze der gedemüthigten Pforte und den gebieterischen Forderungen Rußlands, daß der Divan 1787 an Katharina II. den Krieg erklärte, der aber unter Selims III. Regierung so unglücklich geführt wurde, daß Rußland im Frieden zu Jassy (1792) Taurien behauptete, das Land zwischen dem Bog und Dniester nebst Otschakow erhielt und am Kaukasus sich vergrößerte. Auch Oestreich, dem die Pforte 1777 ein Stück der Moldau, die Buckowina, zugestanden hatte, war auf dem Kampfplatze für Rußland aufgetreten, hatte aber, von Preußen bedroht, das eroberte Belgrad im Frieden zu Sziskowa (1791) zurückgeben müssen. Um diese Zeit stieg im Innern die Verwirrung immer höher. Selim III. (1789—1807) ward von den großen Reichsbeamten bewogen, zu der Einführung eines Staatsraths, der die Gewalt des Großwesirs und selbst des Sultans beträchtlich einschränkte. Selim wurde für die neue Einrichtung eingenommen und trug selbst zu ihrer Befestigung bei, und Rachid Effendi, die Seele des Staatsraths, konnte nun bedeutende Schritte zur Verbesserung der Verfassung und Verwaltung wagen. Sein Zweck war die furchtbare und die Wirksamkeit der Regierung so häufig beschränkende Macht der Janitscharen aufzulösen und in den Regierungs- und Kriegssachen nach dem Muster der europäischen Mächte zu verfahren, wozu zwar schon früher von Zeit zu Zeit Versuche gemacht worden waren, die aber nie hatten gelingen wollen. Er ließ zu dem Ende die Buchdruckerpressen wieder in Thätigkeit setzen, um die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse zu erleichtern, eine Ingenieurakademie errichten, Gieß- und Zeughäuser anlegen und auf den Schiffswerften mit großer Thätigkeit an der Herstellung der Seemacht arbeiten. Die für die neue Militairorganisation niedergesetzte Commission, Nesûme dschedid genannt, sollte ein Corps regelmäßiger, auf europäische Art bewaffneter und geübter, wohldisciplinirter Truppen errichten, zu deren Besoldung einige neue Consumtionssteuern, vorzüglich auf den Wein gelegt werden mußten. Mehr bedurfte es nicht, um die mächtige Kaste der Ulemas (Richter, Ausleger des Gesetzes und Priester), welche die alten Gebräuche (Adet) gegen die Regierung mit den Waffen der Religion vertheidigen, sowie die Janitscharen und die Paschen gegen die doppelte Neuerung aufzubringen, welche damals das Gegentheil von Dem bewirkte, was sie bezweckte. Selim wollte nämlich die bewaffnete Macht in der Hauptstadt und den Provinzen an Ordnung, Zucht und Gehorsam gewöhnen und der Raubsucht trotziger Statthalter einen Zügel anlegen; allein der Plan scheiterte an der Zügellosigkeit der alten bevorrechteten Miliz und kostete dem Sultan endlich Thron und Leben. Das Schicksal der Pforte hing an dem Nizam-Dschédid. Zuerst trat Passewend-Oglu (s. d.) in Widdin an die Spitze der Janitscharen, um die Einführung des neuen Heerwesens zu verhindern. Er wurde geächtet; allein 40 Paschen, die mit ihren Scharen aus Asien und Europa an die Donau eilten, führten den Krieg so nachlässig, daß die Pforte endlich den Rebellen als Pascha anerkennen mußte. Die Besetzung Aegyptens von den Franzosen 1799 veranlaßte ein Bündniß der Pforte mit Rußland und mit England und einen Krieg der Türken gegen Frankreich, bei welchem die Osmanen gemeinschaftlich mit den Russen zur Befreiung Italiens und mit den Russen und Engländern gemeinschaftlich zur Befreiung Aegyptens fochten. Nachdem Aegypten von den Franzosen geräumt worden war, kam der

Friede mit Frankreich 1802 zu Stande, und nun nahm die Pforte durch Frankreich veranlaßt, wieder eine feindliche Stellung gegen Rußland an, die endlich so drohend wurde, daß Kaiser Alexander, um nicht selbst durch einen Angriff überrascht zu werden, eiligst eine Kriegsmacht zusammenzog und damit in das türkische Gebiet eindringen ließ (1806). Der Krieg mit Rußland hatte nun begonnen, ehe noch eine Kriegserklärung erfolgt war; wie im Fluge nahm der russ. Feldherr Michelson eine Menge der wichtigsten Festungen, ein Gebiet nach dem andern ging verloren und ungehindert breiteten sich die russ. Truppen in der Moldau und in der Walachei aus. Die Serbier (s. d.), die bereits seit 1801 gegen die Pforte aufgestanden und dabei von den Montegrinern unterstützt worden waren, bekamen durch den Angriff der Russen Luft, und ihr Anführer Czerni Georg eroberte Belgrad und Rhabatz und schlug das türkische Heer bei Widdin und bei Drina, 1807. Die Engländer traten nun auch als Rußlands Verbündete gegen die Pforte auf, forderten die Entfernung des franz. Gesandten aus Konstantinopel und nach erfolgter Weigerung, dieses Gesuch zu erfüllen, beschoß Admiral Duckworth die Dardanellen und verbrannte die türkische Eseader. Der franz. Gesandte Sebastiani vermochte die Pforte zur Beharrlichkeit und leitete die Vertheidigungsanstalten gegen die engl. Flotte so zweckmäßig, daß Duckworth, um nicht eingeschlossen zu werden, den Canal verlassen wußte, 1807. Eine türk. Flotte, die ihn verfolgte, traf bei der Insel Lemnos auf die russische und wurde von ihr vernichtet. Eine zweite Expedition der Engländer nach Aegypten mißlang gleichfalls; doch sollte sie wohl nur eine Diversion seyn und als solche hat sie ihren Zweck erreicht. Diese Verwickelungen indeß erschwerten der Pforte die vollständige Ausführung des neuen Militairplans, doch wurde wenigstens in der Hauptstadt ein starkes Corps regelmäßiger Truppen, Seymens genannt, ausgerüstet. Der geheime Widerstand der Ulemas aber und die Ränke des Ali Pascha von Janina brachten es endlich dahin, daß ein Fetfah des Mufti Selim III, als unfähig des Throns entsetzte (29. Mai 1807) und an seiner Stelle Mustapha IV., einen Sohn Abdul Hamid's, mit dem Schwert des Propheten umgürtet wurde. Dieser schloß einen Waffenstillstand mit Rußland zu Slobosia (2. Aug.), schaffte sogleich den Nizam-Dschedid ab und stellte die alten Gebräuche wieder her. Doch damit hatte er die mächtige Partei, der das Wohl des Reichs mehr wie die Aufrechthaltung veralteter Gebräuche am Herzen lag, gegen sich aufgebracht, deren Haupt, der kühne Pascha von Rutschuck, Mustapha Bairaktar, der zugleich Befehlshaber der Truppen war, mit seinem Heere vor den großherrlichen Pallast rückte, um den abgesetzten Selim wieder auf den Thron zu erheben. Mustapha IV. ließ zwar den Selim sogleich ermorden, dennoch wurde er aber entthront und statt seiner Mahmud II. zum Sultan erhoben (28. Juli 1808).

Dieser ist der 29. Herrscher aus dem Stamme Osman's, der 26. Großsultan und der 21. Khalif, 2. Sohn des 1789 verst. Abdul-Hamid, ward geb. den 2. Juli 1785, und im alten Serail von den Codjas ungefähr mit gleicher Sorgfalt erzogen, wie die Pullarii im alten Rom den heiligen Hühnerhof, der den Geschicken des Königsvolks vorstand, abwarteten und pflegten. Erst der gefangene Selim III. unterrichtete ihn, und Mahmud lernte sich im Türkischen und Arabischen gut ausdrücken. Nur Selims Milde und Edelmuth nahm Mahmud nicht an.

Er blieb hartnäckig, heftig, unbeugsam, grausam. Schon hatte Mustapha IV., sein älterer Bruder, bei der Thronveränderung 1807 (s. oben), um keinen Thronbewerber fürchten zu dürfen, seine Ermordung befohlen, als Ramir-Effendi, Zahlmeister der Armee, an der Spitze von 2000 Albanesen sich der Person des Prinzen bemächtigte und ihn rettete. Mahmud II. erhob nach seiner Thronbesteigung den talentvollen Mustapha Bairaktar zum Großwessir und stellte alle europäischen Einrichtungen wieder her. Doch damit waren die Janitscharen unzufrieden, erregten einen furchtbaren Aufstand und drangen in den Pallast des Großwessirs ein. Da zog er sich in ein mit Pulver gefülltes Haus zurück, zündete es an und begrub sich und viele Hundert seiner Verfolger unter den Trümmern des auffliegenden Gebäudes. Die von ihm gestifteten neuen Soldaten (Skymans) erfüllten, um den Tod ihres Heerführers zu rächen, mehre Tage hindurch die Hauptstadt mit Raubmord und Plünderung; mehre tausend Häuser wurden durch die Flammen zerstört, mehre tausend Janitscharen verloren das Leben und auch der eingesperrte Sultan Mustapha wurde ermordet. Mahmud mußte, um sein Leben zu retten, Abgeordnete an die Empörer senden und deren Forderungen unbedingt bewilligen. Nach solchen Gräueln war kein Entwurf des Bessern mehr ausführbar, obgleich Mahmud mit Beharrlichkeit darauf bestand; die Janitscharen erzwangen jedes Mal die Absetzung und Hinrichtung der Befehlshaber und Minister, die Zucht und Ordnung einführen wollten. Um sich selbst auf dem mit dem Blute seines Oheims Selim und seines Bruders befleckten Throne zu befestigen, ließ Mahmud, wie Pouqueville erzählt, den Sohn Mustapha's IV., ein Kind von 3 Monaten, erwürgen und 4 schwangere Sultaninnen, in Säcke eingenäht, in den Bosporus werfen. So blieb er der Einzige und Letzte aus dem Stamme des Propheten. Mit ihm saß das Schrecken auf dem Throne, und sein Wille machte sich durch Blutbefehle kund. Er endigte zwar den Krieg mit England und schloß mit dieser Macht einen Handelscontract (5. Jan. 1809), zerfiel aber deßhalb mit Rußland, welches damals im Einklage mit Napoleon die Pforte zur Annahme des Continentalsystems nöthigen wollte. Die Russen eröffneten die Feindseligkeiten mit Eroberung der Festung Giurgewo (6. April 1809) und machten in dem ersten Feldzuge ziemliche Fortschritte, da die Pforte ihre Streitkräfte trennen und einen Theil davon gegen die empörten Serbier richten mußte. Doch auch Rußland erhielt in Persien einen neuen Widersacher, und endlich gelang es dem 80jährigen Großwessir Jussuf Pascha, die Russen in einer zweitägigen Schlacht am Fuße des Hämus zu besiegen und das hart bedrängte Rutschuck zu entsetzen (11. Juli 1810). Kurz darauf schlug er das russische Heer zum zweiten Male und bezog dann ein festes Lager bei Schumla. Die Russen gewannen darauf eine Schlacht an der Juntra und eroberten Sislowo, Glodowa, Rutschuck, Widdin und Nikopolis; doch der Großwessir eroberte Sielowo, Rutschuck und Nikopolis zurück und vertrieb die Russen von dem linken Donauufer. Da die Pforte durch eine längere Fortsetzung des Krieges unmöglich viel gewinnen konnte, Rußland aber wegen des neu ausbrechenden Krieges mit Frankreich den Frieden mit der Pforte wünschenswerth fand, so kam derselbe, Frankreichs Abmahnen ungeachtet, ohne große Schwierigkeiten zu Bukarest zu Stande (28. Mai 1812). Rußland räumte die Moldau

Digitized by Google

und die Walachei und behielt nur den Theil der Moldau jenseits des Pruth, mit der Festung Chotin, Bender, Akjerman, Kilia und Ismail; den Serbiern wurde die Freiheit ihrer innern Verwaltung und eine mildere Behandlung ausbedungen. — Mohammed Ali Pascha (s. Aegypten) — der Besieger der Mameluken-Beys und der Wahabiten — ward indeß fast unabhängiger Herr Aegyptens; Romelien, Widdin, Damaskus, Trebisonde, St.-Jean d'Acre, Aleppo, Bagdad, Lattakia (das alte Laodicea) u. a. Paschaliks, wechselten unter blutigem Aufruhr, ihre Unterdrücker; und der kühne, listige Ali (s. d.) in Janina hatte sich zum Herrscher von Epirus erhoben.

Der bukarester Frieden bestätigte das Schutzrecht des russischen Kaisers über die christlichen Unterthanen der Pforte, aber die tractatenmäßige Intervention legte Rußland ausdehnend, die Türkei einschränkend aus. Der mächtige, doch nach Napoleons Sturze friedliebende Alexander suchte auf dem Wege der Diplomatie und durch Vorstellungen der andern christlichen Mächte die Mißhelligkeiten mit der Pforte auszugleichen, und den türkischen Christen die Ausübung jener Rechte, welche ihnen der Friede von Bukarest zugestand, zu verschaffen. Die Pforte, welche diese Mäßigung für Furcht hielt, verletzte die Tractate noch mehr dadurch, daß sie 1817 Serbiens Schicksal einseitig bestimmte und ebenfalls Manches in der Moldau und Walachei ausübte, das den Tractaten entgegen war. Lange wurden von beiden Seiten Noten gewechselt und nichts erreicht, als im Anfange 1821, nach dem Tode des Fürsten der Walachei, Alexander Suzzo, der Bojar Theodor Wladimirsko, der von einigen andern Bojaren beraubt worden war und von der Regierung keine Genugthuung erhalten hatte, sich empörte und die Partei des unterdrückten Volkes ergriff. Er schlug seine Feinde und zog in Bukarest ein. Oestreich, das in Italien die Grundsätze des Liberalismus bekämpfte, glaubte es auch hier thun zu müssen und zog sein Schwert. Wladimirsko's Unternehmen ward unterdrückt; doch war es nur der Vorläufer eines größern, des Hetairisten-Aufstandes (s. d.) nämlich. Von den christlichen Mächten und namentlich von Rußland wurde der Pforte die Versicherung gegeben, daß sie den Aufstand mißbilligten; dennoch traute ihnen die türkische Regierung nicht und behandelte mit übertriebener Strenge vornehme Griechen, die ihr verdächtig erschienen; sie ließ viele nebst dem Pfortendollmetscher Janko Kallimachi hinrichten, den 74jährigen Patriarchen Gregorius (s. d.) auf der Schwelle seiner Kathedrale aufhängen, und eine Menge Erz- und Bischöfe theils einkerkern, theils vom Pöbel ermorden. Der ganzen russischen Nation entfuhr ein Schrei des Unwillens, der noch dadurch vermehrt wurde, daß Mahmud den Schutzbriefen der europäischen Consuls zum Vortheil einzelner Unterthanen der Pforte ihre Kraft nahm. — Nach dem Frieden von Bukarest hatte die Pforte die Befugniß, Truppen zu dem vorübergehenden Zweck der Beruhigung in die Fürstenthümer der Moldau und Walachei zu schicken, doch durfte sie dieselben nicht occupirt halten. Des Sultans Truppen vertrieben die Hetairisten und lagerten sich, Verwüstungen und Schrecken verbreitend, in den Fürstenthümern; zu gleicher Zeit steigerte sich die ungerechte Verfolgungswuth der Regierung und des Pöbels in Konstantinopel gegen Griechen und Armenier. Der russische Gesandte Stroganoff weissagte in einer Note wie eine Kassandra Unheil der Pforte, wenn sie sich ferner tractatwidrige Handlungen erlauben würde.

Bei Mahmuds Stolz fanden die gemäßigten Vorstellungen kein Gehör; man verweigerte häufig den russischen Handelsschiffen die Firmans und berücksichtigte gar nicht die Anforderungen zu Schadenersatz, den russische Kaufleute durch die Willkür der türkischen Regierungen erlitten hatten. Als nun gar eine türkische Fregatte am 17. Juni 1821 einem von Odessa kommenden Paketbote das Einlaufen nicht gestatten wollte, befahl der Kaiser Alexander ein Heer bei Tultschin in Podolien zu versammeln und erklärte zugleich, daß er keine Eroberungen machen, aber die Beachtung der Verträge erzwingen würde. Während er die Höfe von London und Wien zur Vermittelung aufforderte, zog er eine Armee von 60.000 Mann in Bessarabien zusammen und ließ die Posten am Pruth durch Kosacken besetzen. Das russische Ultimatum verlangte vom Divan, Feststellung des rechtlichen Zustandes der Griechen, Wiederaufbauung der zerstörten Kirchen, Räumung der Moldau und Walachei und Erledigung der von dem russischen Handelsstande erhobenen Beschwerden; im Nichtannehmungsfalle drohte der Gesandte mit seiner Abreise und forderte seine Pässe. Einigen der unbedeutenderen Forderungen leistete der Divan Genüge; er erließ für die Griechen eine Amnestie, doch wurden Samos, Ipsara, Hydra und Spezzia ausgeschlossen; hob den Beschlag der russischen Getreideschiffe auf und legte den Juden den Frohndienst auf, die zerstörten Kirchen wiederherzustellen; doch die Räumung und Organisirung der Fürstenthümer und der griech. Angelegenheiten konnte Rußland von ihm nicht erhalten. Die Gesandten der andern christlichen Mächte, besonders Oestreichs, drangen in die Pforte, das russische Ultimatum anzunehmen; dagegen beschloß am 28. Febr. 1823 der Divan, wozu auch die Vorsteher der Janitscharen-Ortas und viele Ulemas gezogen worden waren, alle Forderungen des russischen Hofes zu verwerfen, aus dem Grunde, weil Rußland sich weigere, den Rebellen Suzzo, der dort hingeflüchtet war, auszuliefern. Diesen Entschluß machte der Reis-Effendi den Botschaftern von England und Oestreich bekannt. In den Osmanlis schien auf einen Augenblick der alte Muth wieder zu erwachen; die Nation ahnete Krieg mit Rußland und die Ulemas sprachen in der Moschee Aga Sophia den Fluch über die Christenheit aus. Ohne unmittelbare feindliche Absichten zu verrathen, vermehrte Alexander seine Heere in Bessarabien. Die Pforte, nicht zufrieden, im alten Hellas (über den Aufstand der Griechen s. Griechischer Freiheitskampf) einen erbitterten, blutigen Kampf führen zu müssen, von Rußland mit einem gefährlichen Kriege bedroht zu werden, und jeden Augenblick einen neuen Aufstand in der Moldau und Walachei befürchten zu haben, beging sogar noch die Unvorsichtigkeit, die Brandfackel in Serbien zu werfen; indem sie dem Pascha von Belgrad befahl, die Nation zu entwaffnen. Doch die feste Sprache des Fürsten Milosch und Oestreichs Armee bewogen die Pforte, den gefährlichen Versuch aufzugeben. Des Sultans hartnäckiges Weigern bewog endlich den russischen Botschafter, Konstantinopel zu verlassen. Diesen Schritt und die eindringlichen Vorstellungen der andern Gesandten waren wahrscheinlich die Ursache, daß Mahmud seine Truppen aus den Fürstenthümern zog und den Bojaren Gregorius Ghika zum Hospodar der Walachei und zum Hospodar der Moldau Johann Stroudza ernannte. Nichtsdestoweniger erschwerte die Pforte Odessas und Taganrogs Handel von neuem. Während die Pforte mit Starrsinn den christlichen Mächten gegenüber hielt,

entwickelte sich im Innern des Landes, das nahe an Anarchie grenzte, eine mit Gefahr drohende Gährung. Durch die Uebergabe von Kanea auf Kandia an die Griechen wurden die Janitscharen aufgeregt und sie forderten von dem Sultan im Dec. durch eine Bittschrift die Absetzung seines Günstlings Halet Effendi, dem sie die Unglücke zur Last schrieben. Der Sultan mußte nachgeben; entfernte den Halet Effendi nach Asien, wo er 1823 auf Befehl des Großwessirs Abdallah Pascha enthauptet wurde. Dieß beruhigte für den Augenblick das Janitscharencorps; doch schien ihre Macht dem Sultan so drohend, daß er befahl, der Großwessir solle sich in der Verwaltung des Staats mit den Vorstehern der Janitscharen und den Ulemas verständigen. Diese Nachgiebigkeit des Sultans verdeckte aber, vertilgte nicht den Gährstoff unter den Janitscharen. 1823 empörten sie sich und mordeten einige Franken, worauf am 1. März eine Feueranlegung in der Hauptstadt erfolgte, von der ein beträchtlicher Theil eingeäschert wurde. Der Sultan sah richtig ein, daß ihm ein Kampf auf Leben und Tod mit den Janitscharen bevorstand; um siegreich daraus hervorzugehen, zog er die Ulemas an sich, welche in der Türkei das meiste Gewicht auf das Volk ausübten; selbst die Janitscharen vermochten ohne die öffentliche Billigung der Ulemas wenig. Während der Sultan sich hierzu im Geheimen vorbereitete, schloß er mit Persien, das durch die Vorstellungen des russischen Gesandten dazu bewogen wurde, am 28. Juli 1823 zu Erzerum den Frieden.

Rußlands Mäßigkeit fand aber bei den Türken wenig Dank; seine Kauffahrteischiffe wurden genöthigt, wieder nach Odessa zurückzusegeln, ohne in den Archipel fahren zu dürfen. In demselben Jahre flößte eine zufällige Begebenheit Furcht und Mißtrauen der Pforte gegen die christlichen Mächte ein. Franz. Commissare des Malteserordens kamen nach Hydra, um mit den Griechen wegen Abtretung einer Insel im Archipel zu unterhandeln. Die Pforte fürchtete, ihren alten Feind wieder erwachen zu sehen, und nur die Scheiterung des Projectes beruhigte sie in Etwas. Der unglückliche Ausgang des Feldzugs 1824 gegen die Griechen zu Wasser und zu Lande entzündete indeß in Konstantinopel abermals den Haß und die Wuth der Factionen. Hussein Aga, Befehlshaber der Truppen des Bosporus, der Janitscharen-Aga, der Mufti und Dschanib Effendi (ein Mann von 76 Jahren, der starrsinnigste Anhänger der alten ottomanischen Politik) verbanden sich zum Sturze des Großwessirs. Dieser Verein wollte keine Art von Dazwischenkunft der christlichen Mächte in den innern Angelegenheiten der Pforte zulassen und forderte laut, daß, ehe die Pforte die beiden Fürstenthümer räumte, Rußland die Festungen in Asien zurückgeben solle. Der Großherr sah sich genöthigt, den allgemein geachteten, obwohl nicht kräftig genug handelnden Großwessir Ghalib Pascha am 14. Sept. zu entlassen; der Nachfolger desselben, Mehemed Selim, Pascha von Silistria, war ein Geschöpf des Dschanib Effendi. Um diese Zeit hatte der franz. Botschafter, General Guilleminot, den 21. Sept. seine erste feierliche Audienz beim Großsultan; doch nahm er erst später Antheil an den diplomatischen Verhandlungen. Denn im Febr. 1826 ging er mit Urlaub nach Paris zurück, wo seine Gegenwart bei der Entscheidung des Processes Ouvrard's nöthig war. Bis herj hatte der engl. Gesandte die Räumung der Fürstenthümer betrieben; allein, mit Versprechungen beständig hingehalten, verließ er endlich am 18. Oct. 1824 Konstantinopel, nachdem er noch

kurz vorher den Abschluß eines Vertrags zwischen der Pforte und dem König von Sardinien und einige Bewilligungen für den Handel bewirkt hatte. Er ging im folgenden Jahre als britischer Gesandter nach Petersburg. Die Pforte selbst fühlte die Folgen des bisherigen Krieges immer empfindlicher. Sie verlor die Einkünfte der im Aufstande begriffenen Länder. Die Abgaben, welche der Peloponnes allein bezahlte, beliefen sich jährlich auf mehr als 35 Mill. türk. Piaster. Der Großwesir beschloß daher, der Moldau und Walachei eine außerordentliche Steuer von 13 Mill. Piaster, als Kosten für die Besetzung derselben seit 1821, aufzulegen. Die meisten Bojaren entzogen sich ihr durch die Flucht. Vergebens stellten die Hospodare die unglückliche Lage der Länder vor, welche nicht einmal die gewöhnlichen Steuern bezahlten konnten. Die türk. Befehlshaber nahmen Alles weg, was sie in öffentlichen Cassen und in dem Privatbesitze der Reichen an Geld und Kostbarkeiten fanden. Darauf zogen in der That einige türkische Truppencorps ab, und Herr v. Minziaki, der nun als russ. Geschäftsträger auftrat, kündigte die nahe Ankunft eines bevollmächtigten russ. Gesandten, des Marquis de Ribeaupierre, an; allein bald rückten wieder neue Truppen in die Fürstenthümer ein; denn fortwährend standen noch über 100.000 Mann russ. Truppen marschfertig an der Grenze.

Währenddem entflammte sich in der alten Hellas täglich mehr der Vernichtungskampf. Der Sohn des Vicekönigs von Aegypten, Ibrahim Pascha, schien 1825 beschlossen zu haben, den Namen Griechen in Morea auszurotten, und führte dort den Krieg so blutig als grausam. Um diesen auf friedlichem Wege beizulegen, schlossen am 6. Juli 1825 die drei Großmächte, Rußland, England und Frankreich, zu London den bekannten Interventions-Vertrag. England und Frankreich konnten nicht länger Rußlands Neigung aufhalten, sich selbst gegen die Beeinträchtigung seiner Tractate mit der Pforte — welche von neuem einseitig das Schiedsrichteramt in den Fürstenthümern ausgeübt und den Handel durch ihre Mauthdiener gedrückt hatte — zu schützen. Diese Selbsthülfe schien in ihren Folgen jenen Mächten gefährlich; da aber gedachter Vertrag Rußland nicht verpflichtete, die Waffen wegen seiner andern Mißverständnisse ruhen zu lassen und es sehr ungewiß war, ob sich die Pforte die Vollziehung der Convention ruhig gefallen lassen würde; so nutzte sie zwar dem Interesse Rußlands, gab aber dem Handel und dem Ruhestande des übrigen Europa keine neue Gewähr. Es ließ sich voraus sehen, daß irgend ein Zufall die Katastrophe herbeiführen würde, wo die Dinge verwickelter werden mußten, als dieß Frankreichs und Englands Wille war. Die Griechen wurden ungeneigter, die billigen Wünsche der Großmächte anzunehmen, und die Pforte dadurch nicht geschmeidiger, als man von ihr verlangte, fremde Mächte als Schiedsrichter anzuerkennen. Doch befahl sie jetzt die völlige Räumung der Fürstenthümer, und schickte, glaubend, den londoner Tractat zu vereiteln, wenn sie selbst als Friedensstifter in Griechenland aufträte, zwei Commissate mit großen Concessionen zum Besten der Griechen nach Hellas. Der Tod des Kaisers Alexander, der am 1. Dec. zu Tanganrog starb, erfüllte die Pforte mit größerer Kühnheit und Zuversicht, wenngleich sie an dem überaus friedlichen Sinne des russischen Monarchen eher einen Freund als Feind hatte. Der Kaiser Nikolaus ließ durch den Herrn von Minziaki in einer Note dem Reis-Effendi am 5. April 1826 erklä-

ren, daß er, den ewigen Zögerungen der Pforte, die Tractate beider Staaten treu zu vollziehen, müde, von dem ottomanischen Hofe die entscheidende Erklärung verlange, ob solcher in 6 Wochen die 5jährigen Unterhandlungen endlich beendigen und die Fürstenthümer von allen türkischen Truppen gänzlich, räumen wolle? Zugleich ließ der Kaiser erklären, daß die Unterhandlung zur Bestimmung der Griechen eine gemeinschaftliche, europäische Angelegenheit bleiben müsse. Werde die Pforte Rußlands Forderungen in der Zeit nicht genügen, so solle der russischen Geschäftsträger Konstantinopel verlassen und die Armee ins türkische Gebiet rücken. Eine solche Sprache schüchterte den Sultan ein; er erbot sich, auf der Stelle die Ordnung der Dinge in der Moldau und Walachei, wie vor der Insurrection, wiederherzustellen und Commissare zu senden, um die Mißhelligkeiten zwischen Rußland und der Pforte auf diplomatischem Wege beizulegen. Der russ. Hof bestimmte die Festung Akjerman am schwarzen Meer zum Platz des Unterhandeln und zu seinen Commissaren den Marquis von Ribeaupierre und den General en Chef Grafen von Woronzoff; von türkischer Seite erschienen der Beglikschi, Hadi Effendi, und der Molla von Scutari, Ibrahim Effendi. Im Innern setzte der Sultan nun die Verdrängung der Janitscharen durch, die nur versucht zu haben, seinem Vorgänger das Leben kostete. Im Mai führte er die neue Organisation der regulirten Truppen ein. Nur aus denjenigen Ortas der Janitscharen, welche die Regierung dieser Ehre würdig hielt, sollten 150 herausgehoben und besser bezahlt und verpflegt werden; aber schon am 15. Juni insurgirten die dadurch beleidigten Janitscharen, der Großherr wandte alle ihm zu Gebote stehende Mittel an, den Aufruhr zu dämpfen; furchtbar blutig rächte er sich jetzt, löste dann das Janitscharencorps auf und schickte den Rest der Ueberlebenden nach Asien. Die Ulema's hatten die schrecklichen Maßregeln der Regierung als zur Erhaltung des türk. Reiches nothwendig gebilligt. Daher belegte der Mufti die aufrührischen Janitscharen mit dem Fluche. Die Aufstände derselben in den Provinzen, außer in Bosnien, wurden durch die Energie der Befehlshaber gleichfalls unterdruckt. Zu Akjerman befolgten die Türken ihr gewohntes System zu temporisiren; als aber der russ. Geschäftsträger am 16. Sept. der Pforte das Ultimatum seines Hofes übergab und ihr die Wahl zwischen schleuniger Annahme und Krieg ließ, kam es endlich am 6. Oct. zum Friedensschlusse, worin alle Propositionen Rußlands angenommen wurden, als volle Freiheit der russ. Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, die Errichtung eines Divans in der Moldau und Walachei, die Wählbarkeit der Hospodare nach siebenjähriger Verwaltung, die Herstellung der Vorrechte Serbiens und die Räumung dieser Provinz, mit Ausnahme der Festungen, durch die ottomanischen Truppen; ferner sollte die Liquidation der Privatforderungen russ. Unterthanen an die türk. Regierung durch eine gemischte Commission regulirt und die Zahlung der richtig befundenen Forderungen dem russischen Geschäftsträger geleistet werden. Im Uebrigen wurde der bukarester Friede bestätigt. Kaum war der Friede zu Akjerman abgeschlossen und der russ. Gesandte von Ribeaupierre am 11. Febr. 1827 zu Konstantinopel angekommen, als die Gesandten aller christlichen Mächte drangen, sich dem londoner Tractate zu bequemen; der Divan hingegen erklärte, eher den Staat zu Grunde gehen zu lassen, als in ihren innern Angelegenheiten ein Interventionsrecht fremden Mächten zuzugestehn.

Während den Verhandlungen schritt der Sultan kühn und rasch in seinen innern Organisationen fort; er rief im Mai durch einen Ferman die ganze Nation, selbst die Rajahs, zur Bewaffnung auf, die Softa's, die Studenten, mußten sich einschreiben lassen; er stellte den Inspectionsrath der öffentlichen Studien und die Druckerei Selims III. zu Scutari wieder her; nahm den Pascha's die Civilregierung, Verwaltung der Staatseinkünfte und die Vertheilung der Steuern und ließ ihnen bloß die Militair- und Polizeigewalt. Dagegen säumte er absichtlich mit der Erfüllung der Art. der Akjermanschen Convention, und wollte durchaus nicht von einer Einmischung der christlichen Mächte in die Sache der Griechen wissen. Rußland, auf die Selbsthülfe zurückgeworfen, vermehrte seine Heere am Pruth und seine Flotte im asowschen Meere.

Inzwischen waren die Admirale der verbündeten Flotte der drei Großmächte, welche den londoner Tractat unterzeichnet hatten, mit dem Mordbrenner Ibrahim Pascha in Unterhandlung getreten und hatten ihm den Pacificationsentschluß ihrer Regierung bekannt gemacht. Sie ließen ihm die Wahl, entweder nach Aegypten zurückzukehren oder bis zur definitiven Entscheidung über die griech. Angelegenheiten in Morea sich ruhig zu verhalten. Die Admirale erklärten ebenfalls den Hafen von Navarin, wo die türkisch-ägyptische Flotte lag, in Blokadezustand. Neue Verheerungen in Morea und der wiederholte Versuch, mit seiner Flotte auszulaufen, waren Ibrahims Antwort. Durch Ibrahims Hartnäckigkeit wurden die Befehlshaber der christlichen Flotten in eine schwierige Lage gesetzt, eine Winterblokade mußte äußerst kostspielig und konnte leicht unfruchtlos werden; ein Sturm konnte leicht ihre Flotten zerstreuen und dem Ibrahim Gelegenheit verschaffen, sein sengendes Heer nach verschiedenen Punkten Morea's und den Inseln zu führen. Sie faßten daher den Entschluß, Ibrahim Pascha einzuschüchtern, und segelten in den Hafen von Navarin. Ihre Erklärung, daß sie die Feindseligkeiten nicht zuerst beginnen würden, wurde nicht beachtet; die Türken feuerten auf die christlichen Schiffe, tödteten einige Mannschaft und zwängen hierdurch die Verbündeten zur Schlacht, die mit der fast völligen Vernichtung der türkisch-ägyptischen Flotte endete (20. Oct. 1827). Der Divan, obgleich durch die Schlacht von Navarin gewarnt, daß die Convention vom 6. Juli kein bloß schreckendes Blendwerk sey, ließ dennoch von seinen Starrsinne nicht. Am 5. Nov. rief ein Sultanischer Hattischeriff alle Muselmänner auf, sich gegen die Erzfeinde, die Russen, in Masse zu erheben und wohlverdiente Strafe auszuüben. Die Ermahnungen der vermittelnden Gesandten zum Frieden wurden mit verdecktem Trotze abgewiesen. Gnade wollte der Padischah den Griechen angedeihen lassen, aber nicht mit ihnen einen Waffenstillstand eingehen, denn das hieße sie als unabhängige Nation anerkennen. Im Dec. verließen die Gesandten Istambul und das Jahr endigte mit einem Supplementaracte der drei verbündeten Höfe (vom 21. Dec. 1827), durch welche die Blokade der Dardanellen verfügt wurde. Jetzt regte sich in Mahmud der angestammte schreckliche Zorn der alten Padischahs; ein Ferman verschloß allen fremden Flaggen die Dardanellen und den Bosporus, die Franken wurden in die Classe der Rajahs gesetzt, das Eigenthum der Unterthanen der vermittelnden Mächte in Beschlag genommen; die unirten Armenier wurden verfolgt, über 30.000 nach Asien verwiesen und ihre Güter confis-

zirt; die katholischen Kirchen geschlossen, die Priester der unirten Armenier aus dem Reiche verwiesen. Solche Verletzungen aller Tractate und die Mißachtung des russ. Schirmsvogtsrecht über die Christen in der Türkei mußte zum Kriege mit Rußland führen. Der Kaiser Nikolaus säumte auch nicht, er ließ eine bedeutende Truppenmasse aus dem Innern nach der Grenze ziehen; gab aber zugleich dem wiener und den andern Höfen die Erklärung, daß er nur die Erfüllung der Friedensbedingungen von der Pforte erzwingen wolle, aber keine Vergrößerung seines Gebietes beabsichtige. Als am Ende Jan. des J. 1828 der Graf Kapodistrias in Morea erschien und die Zügel der Regierung als Präsident des Staats ergriff, sah auch der Sultan, daß das Schwert entscheiden müsse. Den Armeniern preßte er 37 Millionen Piaster ab, sandte 80.000 Mann des asiatischen Contingents nach den Donaufestungen und zog ein Heer bei Erzerum gegen das russ. Heer in Asien zusammen. Unausgesetzt wurden die See- und Landtruppen geübt, und mit angestrengter Thätigkeit an der Schöpfung einer Flotte gearbeitet. Während der Sultan Alles aufbot, dem furchtbaren Angriff Rußlands gerüstet zu begegnen, empfing er die unangenehme Nachricht, daß am 21. Februar der Friede zwischen Rußland und Persien zu Turkmantschy abgeschlossen sey.

Der russische Hof beschloß, durch 2 Armeen in Europa und Asien und durch 2 Flotten im schwarzen und weißen Meere das türkische Reich anzugreifen. Die erste Armee, unter dem Befehle des Generalfeldmarschalls v. Witgenstein 130.000 M. ging über den Pruth, die asiatische 68.000 M. betragende, von dem tapfern Paskewitsch-Erivansky befehligt, sollte nach Erzerum vordringen. Am 26. April erließ der Kaiser ein wahrhaft großherziges Manifest an seine Krieger, worin er sie zur Tapferkeit und Menschlichkeit ermahnte. Auch der Sultan rüstete sich mit Macht; mit 170.000 M. wollte er auf beiden Punkten seinen Gegner erwarten. Nach einem Ferman sollten sich noch 100.000 M. bei Konstantinopel versammeln, die aber niemals 25.000 Köpfe überstiegen. 30.000 bei Rutschuck und 80.000 bei Adrianopel stellten die Lehnträger aus Conscribirten der europäischen Türkei; Hussein Pascha, der Vertilger der Janitscharen, befehligte die Donauarmee. Am 7. Mai überschritten die Russen den Pruth und besetzten die Fürstenthümer Moldau und Walachei, deren Civilverwaltung unter der Leitung des Grafen Pahlen organisirt wurde. Am 14. Mai begann die Belagerung von Ibrail (Braila) und Giurgewo wurde berennt. Der türkische Commandant vertheidigte sich tapfer; ihm kam die regnigte Jahreszeit zu Hülfe, welche viele Kranke im russischen Lager verursachte. Bei dem Uebergang über die Donau am 7. Juni wurden die Türken vom entgegengesetzten Ufer mit Verlust ihrer Batterien vertrieben, sie flohen nach der Festung Izaikza; ein anderes Corps von 6000 M. wurde nach schaffen Gefechten zur Flucht nach Silistria gezwungen. Am 11. Juni capitulirte Backzi. Am 9. Juni zerstörte der russische Capitain Sawadowsky die aus 32 bewaffneten Schaluppen bestehende türkische Flotille. Um Ibrail wurde tapfer gestritten, die russischen Stürme abgeschlagen und die türkischen Ausfalle zurückgetrieben; doch sah sich der muthige Vertheidiger Ibrails, Soliman Pascha, gezwungen, die Festung am 19. Juni zu übergeben. Nach Brailas Falle capitulirten noch mehre Donaufestungen. Im Juli ging General Roth mit 4000 M. über die Donau und

schloß Silistria mit Giurgewo ein; mit einem Muthe, nicht unwerth dem Ruhme ihrer alten Furchtbarkeit, schlugen sich die Osmanen auf allen Punkten; doch gefährlicher als sie waren den Russen der Mangel und die täglich in ihren Lagern sich mehrenden Krankheiten. Dennoch wurde Varna berennt und Schumla gegenüber Schanzen aufgeworfen. Am 10. Oct. wurde Varna nach der tapfersten Gegenwehr übergeben, doch mußte die Belagerung von Silistria aufgehoben werden. Der Feldzug war nach dieser glänzenden Waffenthat in der europäischen Türkei für dieses Jahr beendet; während der regnigten und kalten Jahreszeit rüsteten sich beide Theile emsig zu einem neuen. Der Sultan zog von allen Seiten Truppen zusammen, übte sie nach europäischer Weise, ließ die ganze Umgegend von Konstantinopel stark befestigen, bezog im Sept. das Lager zu Ramis Eschiflik und stellte den Sandschiak-Sherif — Mohammeds heilige Fahne — aus. Empfindlich für den Sultan war es, daß der Kaiser im October die Dardanellen in Blokadezustand erklärte; noch empfindlicher, daß der General Maison um dieselbe Zeit mit 15.000 Franzosen in Morea erschien, um Ibrahim Pascha mit Gewalt zu zwingen, Morea zu verlassen; zugleich segelte der Admiral Codrington mit einer Flottenabtheilung nach Alexandrien und entriß dem Vicekönig die Einwilligung zu Moreas Räumung. Ibrahim Pascha entwich vor den Franzosen aus dem verheerten Lande. — Das Resultat des diesjährigen russischen Feldzuges in Europa war die Eroberung der Moldau und Walachei, eines Theils von Bulgarien und 8 Festungen; die Russen hatten nicht weniger als 975 Kanonen mit 180 Fahnen erbeutet, 8 Paschas und 22.000 M. zu Gefangenen gemacht, endlich 17 große und 45 kleine Fahrzeuge genommen oder in Grund gebohrt. Das Heer hielt (Jan. 1829) die Linie von Kalafat bis zu dem neubefestigten Varna, den Fluß Kemtschik, Prawodi, Kosludschi, den Wall des Trajan, Basardschick und 4 Uebergangspunkte über die Donau (bei Hirßowa, Matschin, Isaktschi und Tultscha), sowie die Linien von Brailu bis Varna, nebst dem Uferlande, besetzt, und General Roth führte den Oberbefehl über die auf dem rechten Ufer der Donau bis in die Bulgarei aufgestellten Heerhaufen.

Nicht weniger glänzend waren die Vortheile, welche die Russen in Asien erfochten. Die asiatische Türkei wurde nicht durch ein auf europäischen Weise gerüstetes und geübtes Heer geschützt. Die Streitkräfte, die alten türkischen Milizen, betrugen beim Anfange des Kriegs kaum 40.000 M. und die Festungen waren in schlechtem Zustande. Der Gen. Adjutant Fürst Menschikoff eroberte mit Truppen, die der Viceadmiral Greigh gelandet hatte, am 22. Juni die Festung Anapa am schwarzen Meere, welche den transkaukasischen Provinzen Rußlands gefährlich war. Hierauf unterwarfen sich dem russ. Scepter die räuberischen Bergvölker der Umgegend. Nun drang das russische Heer unter dem Grafen Paskewitsch-Erivansky vom Kaukasus und Ararat herab durch ein ödes und entvölkertes Land gegen die starke Festung Kars, dem Mittelpunkt der türkischen Grenzmacht in Armenien, die nebst dem feindlichen Lager am 10. Juli durch Sturm genommen wurde. Hierauf bemächtigte er sich durch rasche Angriffe der Festungen Achalkataki — den bisherigen Stützpunkt für die Räuberbanden an der Grenze von Imereti — und Gertwiß; und rückte, während die türk. Heerführer Pascha Mustapha und Mehmed Kios 30.000 M. am Ufer des Kur in einem festen Lager ge-

sammelt hatten, auf einem beschwerlichen Gebirgswege gegen Akhalzik. Als er am 21. Aug. die Türken in einem blutigen Kampfe besiegt hatte, wurde 3 Tage nachher auch die Festung mit Sturm genommen. Hierauf drang er in das Paschalik Erzerum ein und bemächtigte sich durch Wegnahme der festen Stadt Bajazid (15.000 Einw.) (8. Sept.), der Stadt Diadin und des Forts Tapro-Kale, der Karawanenstraße zwischen Tauris und Erzerum. In derselben Zeit hatte General Sipiäghin, an der Spitze des Reservecorps, die wegen ihrer Lage bedeutende Festung Poti, auf einer Insel an der Mündung des Phasis, am 27. Juli mit Capitulation genommen; dadurch beherrschte jetzt Rußland den Handel nach Trapezunt, nach Batume und andern Küstenplätzen des schwarzen Meeres. Bald waren 3 Paschaliks, 6 Festungen, mehre feste Schlösser, 813 Kanonen, 195 Fahnen, 11 Roßschweife, 8000 Gefangenen, unter ihnen 8 Paschas, in der Gewalt der Russen, denen nun der Weg nach Erzerum offen lag. Paskewitsch's Unternehmungen wurden ebenso sehr durch seine Unterhandlungen mit den in Asien zerstreuten erbitterten Janitscharen als durch seine Verbindungen mit den Armeniern, welche in Sultan Mahmud den fanatischen Verfolger ihrer Glaubensbrüder in Konstantinopel haßten, in dem unwegsamen Gebirgslande begünstigt. Bereits im Oct. bezog Paskewitsch die Winterquartiere.

Während den Wintermonaten pflogen England und Frankreich vermittelst des franz. Geschäftsträgers von Jaubert in Konstantinopel mit dem Divan Friedensunterhandlungen; selbst zwei russ. Offiziere langten dort an, wahrscheinlich um diese zu unterstützen, wenngleich sie öffentlich vorgaben, die wechselseitige Auswechslung der Gefangenen unterhandeln zu wollen; doch die Bemühungen Aller scheiterten an des Sultans Starrsinn, und Rußland sah sich genöthigt, nochmals das Schwert zu ziehen. Die Combattantenzahl der Armee wurde vermehrt und jede Maßregel getroffen, den Feldzug glücklich und schnell zu beenden. Am 21. Febr. erhob der Kaiser Nikolaus den Held des kommenden Feldzuges, Graf Diebitsch, zum Befehlshaber der zweiten Armee. Noch im Laufe des Februar ward die Festung Sisopolis in dem Meerbusen von Pharos von dem Contre-Admiral Kumany erobert; der Verlust dieses wichtigen Postens setzte Konstantinopel in Unruhe, indem es eine dortige Landung der Russen fürchtete. Während des März und April zog Graf Diebitsch die Truppen zum Uebergange über die Donau zusammen und traf Anstalten, die Donaufestungen zu berennen. Den neuen Stürmen bot der Sultan kühn die Stirne; er selbst zeigte sich überall thätig, befestigte die Ruhe der Hauptstadt, hielt die Mißvergnügten im Zaume und erließ am Feste des Besuchs der Kleider des Propheten (Chirkai-Scherife) am 26. März einen Ferman, welcher jedem Moslim die Anlegung des Kriegskleides gebot, den Luxus verbannte und zur Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Hingebung der Vorältern ermahnte. So hartnäckig indeß der Sultan die Vorstellungen der Friedenspartei selbst unter den Ulemas, von denen Mehre deßhalb nach Asien verbannt wurden, zurückwies, so zeigte er dennoch bei mehren Anlässen eine völkerrechtliche Gesinnung. Er schloß z. B. den Bosporus für den Handel der Neutralen mit Rußland erst am 13. Sept. Er ließ die russ. Gefangenen gut behandeln und schützte selbst die in Konstantinopel noch ansässigen Russen. Den Großwesstr, Mehmed Selim, verwies er wegen seiner beim Entsatz von Varna bewiesenen Langsamkeit nach Gallipoli; sein

Digitized by Google

Feldgeräth aber übergab er dem zu seinem Nachfolger bestimmten Kapudan Pascha, einem Manne von 30 J., Izet Mehmed. Drückende Steuern wurden ausgeschrieben und gewaltsam conscribirt. Aus Asien rückte ein starkes Reiterheer unter dem kühnen Tschapan-Ogln in die Heerlinie ein, um den Feldzug des Jahres 1829 zu eröffnen. — Von russ. Seite ward der Feldzug mit der Berennung der Festung Silistria am 17. Mai begonnen, was gleich tapfer angegriffen und vertheidigt wurde; der Commandant derselben, der tapfere und die Russen blutig hassende Kutschuk Achmet Pascha that häufige Ausfälle, die den Russen oft theuer zu stehen kamen. Dagegen wandte sich der Befehlshaber Graf Diebitsch gegen den von Schumla nach Silistria herunterrückenden Großwesir, schlug ihn am 12. Juni in den Hohlwegen bei Kulawotscho und ließ ihn die folgenden Tage heftig verfolgen. Mit Mühe entkam der Großwesir nach Schumla. Der Sieg gab den Russen bei 60 Kanonen in die Hände und streckte über 5500 türk. Todte auf dem Schlachtfelde nieder. Am 9. Juli nahm der General Geismar Rachowa fort und setzte dort über die Donau; durch den Besitz von Rachowa kam zum Theil die Donauschifffahrt in Geismar's Gewalt und den türk. Donaufestungen ward die Zufuhr abgeschnitten. Den 30. Juli capitulirte Silistria. Die Garnison, aus 8000 Mann Soldaten und 10.000 bewaffneten Einwohnern bestehend, ward kriegsgefangen.

Die Politik Englands und Frankreichs mußte nothwendig einen Krieg zwischen Rußland und der Pforte, wodurch die letztere an den Rand des Abgrundes leicht gedrückt werden konnte, ungern sehen; die beiden Mächte sandten daher im Juni ihre Gesandten, H. Gordon und Graf Guilleminot, nach Konstantinopel zurück; sie wurden vom Volke mit Jubel empfangen; doch schienen die Volksstimmung und die Bemühungen der Gesandten keine Friedensgesinnungen bei dem Sultan hervorgebracht zu haben; ihn zu erweichen mußten ihn noch schrecklichere Schläge des Unglücks treffen, als die Niederlage und die fast gänzliche Aufreibung seines Wessirs am Fuße des Balkans. Diebitsch's Thätigkeit, Muth und Kühnheit in seinen Plänen führten sie bald herbei. Er ließ ein Beobachtungsheer vor Schumla, zu dessen Verstärkung der Großwesir, weil er hier den Hauptangriff der Russen befürchtete, die Besatzungen der andern Posten des Balkans schwächte, und entblößte namentlich den untern Kamtschik. Ueber ihn ging Diebitsch und überstieg mit 60.000 Mann den Balkan, trotz aller Beschwerden und den Gegenkämpfen der Türken. Man bemächtigte sich der wichtigen Plätze von Mesambri, Achulion, Burgas, kurz aller Häfen am schwarzen Meere bis Sisipolis, um sich für die Operationen der Armee in den Ebenen von Adrianopel die Zufuhr zu sichern. Am 25. August nahm der General Rüdiger nach einem scharfen Gefechte mit den Türken Aidos ein. — Die ganze osmanische Bevölkerung der europäischen Türkei war durch Diebitsch's kühnen Zug in Schrecken gesetzt; der Sultan rief die Nation zur Bewaffnung, sandte asiatische Truppen nach Adrianopel, wo sich ebenfalls das Volk bewaffnete, überhaupt schien es in der Ebene von Rumelien zu einem Verzweiflungskriege kommen zu wollen; desto mehr mußte es überraschen, daß am 20. August der General Diebitsch-Sabalkanski (der Balkanübersteiger, welchen ehrenvollen Beinamen der Kaiser dem Oberfeldherrn zugelegt hatte) ohne einen Schwertstreich zu führen, in Adrianopel einrückte. Die 15.000 Mann starke Besatzung, welche einen offenen

Rückzug hatte, streckte das Gewehr und überließ dem Sieger 54 Kanonen, 20 Fahnen, 3 Roßschweife, ihr Lager und ihren Munitionsvorrath. zugleich ward Kirkilissa, 20 Meilen von der Hauptstadt, besetzt. Die Generale Roth und Budberg drangen hierauf ohne Hinderniß gegen Konstantinopel vor, und Roth nahm Rodesto ein (16 Meilen südlich von Konstantinopel, bei den Dardanellen, am Marmormeere, mit 40.000 Einw.). Auch hatte sich der Admiral Greigh am 15. Aug. der Seefestung Ineadas (17 Meilen von Konstantinopel, am schwarzen Meere, östlich von Kirkilissa) bemächtigt. Dem vereinigten Angriffe zu Land und See, von Heyden, Greigh, Roth und Diebitsch, konnte jetzt das stolze Stambul nicht widerstehen. Allein diplomatische Rücksichten und des russischen Kaisers Mäßigung beschleunigten den Abschluß des Friedens zu Adrianopel am 14. Sept. 1829. Dadurch wurden auch die Fortschritte der russ. Waffen in Asien gehemmt. Dort begannen die Türken den Feldzug im März mit der Berennung der Festung Achalzich; der rasch herbeieilende Paskewitsch schlug den Achmet-Bey gänzlich. Am 8. März brach eine Abtheilung der kaukasischen Armee aus dem Guriel, ging über den Fluß Natobeni und zerstreute das Corps des Paschas v. Trapezunt, Keya-Oglu. Durch die Niederlage aufgeschreckt, zog der Serasker von Erzerum nach Kars heran und Paskewitsch ging über das schwierige Gebirge Saganlou ihm entgegen. Am 31. Juni stieß er in den Schluchten des waldigen Saganlou auf den Feind, der mit 50.000 Mann in zwei Armeecorps heranrückte. Innerhalb zweier Tagen waren sie beide zerstreut und ihre Lager und sämmtliche Artillerie genommen. Nicht allein die christlichen Unterthanen der Pforte bewaffneten sich für ihre nordischen Glaubensgenossen, selbst Mohammedaner traten in ihre Reihen und leisteten gegen ihre Brüder treffliche Dienste. Paskewitsch rückte darauf mit seiner Hauptmacht gegen Erzerum (s. d.), wo neben den Türken viele Armenier wohnten und die Janitscharen großen Anhang hatten. Er schickte einen zu ihm übergegangenen Janitscharenanführer mit einem lockenden Aufrufe in die Stadt, um Zwiespalt unter den Bewohnern zu erregen, und es gelang ihm, eine Partei zu gewinnen. Am 8. Juli zogen die Russen zum Sturm heran, und als der Befehlshaber der Stadt mit der Besatzung entflohen war, öffnete sie am Jahrestage der Schlacht bei Pultawa den Siegern ihre Thore. Nach dieser Eroberung stellte Paskewitsch die Janitscharen, die ihm so wichtige Dienste geleistet hatten, wieder her und gab den neu gebildeten Compagnien ihre alten Rechte und ihre ehemaligen Auszeichnungen zurück. Die Russen rückten in 2 Abtheilungen auf der Straße nach Trapezunt, dem wichtigsten türkischen Hafen am schwarzen Meere, und gegen Tokat, auf der Straße nach Scutari, vor, und Paskewitsch folgte der Vorhut, welche die Festung Baiburd eroberte, fand aber auf den beschwerlichen Wegen so große Schwierigkeiten, daß er sich zum Rückzuge genöthigt sah, da die türkischen Befehlshaber indeß ein neues Heer gesammelt hatten und Erzerum bedrohten. Nach einem blutigen Kampfe hatte Paskewitsch den Türken das von ihnen wiedereroberte Baiburd entrissen, als erst am 11. Oct. die Friedensnachricht ankam und den Feindseligkeiten ein Ende machte.

Der Kaiser Nikolaus hatte bei jedem Siege seine unveränderten friedlichen Gesinnungen wiederholt erklärt, und bei seiner Anwesenheit in Berlin (im Juni 1829) den König von Preußen veranlaßt, den Ge-

neralliert. Baron v. Müffling als außerordentlichen Gesandten mit seiner Erklärung nach Konstantinopel zu schicken. Dieser kam daselbst am 4. August an und bewog den Sultan, ohne Verzug Bevollmächtigte in das russ. Hauptquartier zur Einleitung des Friedensgeschäfts abzuordnen. Doch war hierbei an eine eigentliche Vermittelung des preuß. Hofes nicht zu denken. Hr. v. Müffling sandte bloß den preuß. Legationsrath, Hrn. v. Küster, mit ins russ. Hauptquartier, um den General v. Diebitsch zur einstweiligen Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, weil die Gährung in Konstantinopel die christliche Bevölkerung bedrohe. Am 5. Sept. verließ Hr. v. Müffling Konstantinopel. Indeß machten die türk. Abgeordneten Schwierigkeiten; daher ließ Diebitsch sein Heer vorrücken. Nun begab sich auf ausdrückliche Bitte des Großherrn und der übrigen Gesandten, der preuß., Hr. v. Royer, am 11. Sept. ins Hauptquartier zu Adrianopel, und bewog die türkischen Abgeordneten nachzugeben, so daß am 14. Sept. der Friede zwischen Rußland und der Pforte unterzeichnet wurde. Die Bedingungen dieses, auf die Basis des akjermaner Vertrags gegründeten Friedens umfaßten sämmtliche, seit 1812 im Orient verhandelte Fragen. Rußland sorgte durch dieselben für das Schicksal der Fürstenthümer Moldau und Walachei, die oft von den Launen eines Pascha abhingen, und sicherte seinen Glaubensgenossen, den Serbiern, eine unabhängigere Lage; es begründete das politische Daseyn Griechenlands, dieser Wiege der europäischen Aufklärung; es eröffnete allen Nationen die freie Schifffahrt zwischen dem Bosporus und den Dardanellen; es setzte durch Quarantaineanstalten an den Grenzen der europäischen Türkei der größten aller Plagen ein Ziel. Für sich selbst aber erlangte es unermeßliche Handels-, militairische und politische Vortheile. Die 16. Art. des Friedenstractats enthalten nämlich im Wesentlichen Folgendes: Rußland gab an die Pforte zurück: die Fürstenthümer Moldau und Walachei nebst allen Plätzen und Districten, welche in Bulgarien und Rumelien von den Russen erobert worden waren; der Pruth sollte fortan bis zu seinem Ausflusse in die Donau, und dieser Strom bis an die St.-Georgsmündung die Grenze beider Reiche bilden, sodaß alle von den Armen dieses Flusses gebildeten Inseln im Besitze Rußlands verbleiben. Das rechte Donauufer blieb im Besitze der Pforte, jedoch sollten sowohl russ. als türk. Handelsfahrzeuge die ganze Donau frei beschiffen; auch sollte das rechte Ufer zwei Stunden weit vom Flusse entfernt unbewohnt bleiben. In Asien ward zwischen den russischen und türkischen Provinzen eine genau bezeichnete Grenzlinie gezogen, auf deren Südseite Alles der Pforte, auf deren Nord-, Ost- und Westseite aber Alles Rußland verblieb. In Folge dessen erhielt die Pforte einen Theil des Paschaliks Akhalzik, nebst den ganzen Paschaliks von Kars, Bajazet und Erzerum zurück. Rußland behielt die Festungen Anapa, Poti, Akhalzik, Azchour und Akhalkalaki. Ferner sollte der Tractat von Akjerman rücksichtlich der sechs von Serbien abgerissenen, diesem Lande zurückzugebenden Districte genau von der Pforte und sofort erfüllt werden. Die Handelsfreiheit der Russen insbesondere ward durch den 7. Art. im ganzen Umfange des türk. Reichs, wie auch die freie Schifffahrt vom mittelländischen ins schwarze, und vom schwarzen ins mittelländische für russ. Handelsfahrzeuge festgestellt, und zugleich der freie Schifffahrtszug durch die Dardanellen für alle mit der Pforte befreundete Mächte ausdrücklich bedungen. Nach dem 8. Art. sollte die Pforte dem russischen

Handelsstande für seine seit 1806 durch die Maßregeln der Pforte erlittenen Verluste binnen 18 Monaten als Entschädigung 1.500.000 Dukaten und überdieß eine noch zu bestimmende Geldentschädigung für die von Rußland aufgewendeten Kriegskosten zahlen. Das politische Daseyn Griechenlands (s. d.), von Rußland gemeinschaftlich mit den alliirten Mächten England und Frankreich bestimmt, ward im 10. Art. unbedingt von der Pforte anerkannt, indem sie dem Pacificationsvertrage vom 6. Juli 1827 und der Acte vom 22. März 1829 beitrat. Rußland versprach in Folge der Erfüllung der genannten Bedingungen die besetzt gehaltenen türk. Provinzen zu räumen; doch sollten die von Seiten Rußlands getroffenen Verwaltungsmaßregeln ohne irgend eine türkische Einmischung bis zur Räumung in Kraft bleiben. Endlich wurde eine Amnestie für Alle, welche sich für die eine oder die andere der kriegführenden Mächte erklärt hatten, bekannt gemacht, und den gegenseitigen Unterthanen eine Frist von 18 Monaten gesetzt, binnen welcher sie mit ihrer Habe frei auswandern könnten. Sämmtliche Kriegsgefangene wurden gleich nach der Ratification ohne Auslösung freigegeben. — Die an demselben 14. Sept. unterzeichneten Separatartikel betrafen die Befestigung einer dauerhaftere Grundlage der Verwaltung der Moldau und Walachei, als der Tractat von Akjerman gewährt hatte. Nach denselben sollten nun die Hospodare beider Fürstenthümer nicht mehr auf sieben Jahre, sondern auf Lebenszeit eingesetzt, in der innern Verwaltung der genannten Fürstenthümer sollte nur ihr Divan zu Rathe gezogen werden, kein benachbarter türk. Befehlshaber aber sich fortan mehr einmischen. Der Thalweg der Donau sollte beide Fürstenthümer von dem türk. Gebiete scheiden, die Pforte aber jeden befestigten Punkt auf dem linken Donauufer aufgeben und allen muselmännischen Unterthanen verbieten, sich auf jenem Ufer niederzulassen. Den schon auf jenem Ufer wohnhaften Türken wurde daher befohlen, binnen 18 Monaten ihr Grundeigenthum an Eingeborne zu verkaufen. Für die auf den Donauinseln und sonstwo anzulegenden Quarantaineanstalten sollten besondere Wächter angestellt werden; auch mußte die Pforte dem Rechte entsagen, ihre Donaufestungen und die Hauptstadt aus den Fürstenthümern verproviantiren zu lassen, und Frohndienste zu Festungsarbeiten zu requiriren. Dagegen sollen die Fürstenthümer außer dem jährlichen Tribute (Kharadsch und Idlye und Rekiabye in Gemäßheit des Hattischeriffs von 1802) der Pforte eine noch zu bestimmende Geldentschädigung zahlen, auch eine dem jährlichen Tribute gleiche Summe beim Tode, der Entsagung oder Absetzung der Hospodare entrichten. Den Bewohnern der Moldau und Walachei wurde eine vollkommene Handelsfreiheit für alle Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Gewerbfleißes zugestanden und die Pforte mußte auf den zu zahlenden Tribut volle zwei Jahre nach Abzug der russ. Truppen aus jenen Gegenden verzichten. Kaum schmählichere Friedensbedingungen hatten einst vor 400 Jahren, Mahmud's Vorfahren, Bajazet der Blitz und Murad II. dem vorletzten Paläologen bewilligt.

Das Reich Osmans ist nicht mehr; die hohe ottomanische Pforte wird von Ruinen überragt; das alte Gesetz, die alte Sitte, der alte Muth eines Stammes Eroberer sind von den Ufern des Bosporus entwichen, und auf dem Grabe von Hellas, auf den Brandstätten von Byzanz thront die ernste Göttin der Vergeltung, die furchtbare Rächerin der Unthaten des Uebermuths, die rhamnusische Göttin. Wir sehen kein os-

manisches Reich mehr; wir sehen nur Mahmud, seinem Volke entfremdet, unter politischer Vormundschaft, und eine Türkei, die nicht asiatisch, nicht europäisch ist; eine Ländermasse von 47.000 QM., in welche stolze Vasallen und kühne Empörer sich getheilt haben und noch theilen; einen Völkerhaufen von 23.000 Mill. zusammengewürfelter Stämme von Barbaren und Sklaven, ohne festen Halt und innere Ordnung, kurz ein Jammerbild des politischen Verfalls, eine Wiederholung des byzantinischen Reichs, das marklos einschrumpfend dem Grabe zueilt. Krieg ohne Ruhm und Empörung ohne Ende, Willkür ohne Kraft und Reformversuche ohne Wurzel: dieß ist der Inhalt der Geschichte der Türkei in den letzten 7 J. ihres trostlosen Daseyns. Und welcher Arzt steht am Siechbette dieses unheilbaren Kranken? Die europäische Diplomatie. — Tausende von christlichen Familien verließen Rumelien und die Bulgarei, um sich in Rußland anzusiedeln. Die Albaneser forderten die Waffen in der Hand den schuldigen Sold; in Bosnien, Albanien und Macedonien tobte der Aufruhr; in Kleinasien brachen Unruhen wegen den Steuern aus; in Aleppo erhoben sich die Janitscharen gegen Ali Bei und in Konstantinopel ward eine geheime Verbindung zum Umsturz der Regierung entdeckt. Vor Allem galt es, Rußland zu versöhnen; darum wurde Halil Pascha mit reichen Geschenken als Gesandter nach Petersburg geschickt. Ihn begleitete der kluge Redschib-Effendi. Die Pforte hoffte dadurch den Erlaß oder Nachlaß einiger Bedingungen zu bewirken; allein bloß an der Kriegskosten-Entschädigungssumme von 10 Mill. Dukaten wurden in Folge der Convention zu Petersburg vom 15. Mai 1830 der Pforte 3 Millionen erlassen, und die Zahlungsfrist verlängert. Ueberhaupt war die Vollziehung des Friedens von Seiten der Pforte mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Der Pascha von Skutari, Mustapha, hatte seine Streitkräfte mit denen des Pascha von Widdin vereinigt, und wagte es, mit 30.000 M. im Rücken der russ. Armee, von Sophia aus, am 10. Oct. angriffsweise gegen Adrianopel vorzudringen, allein General Geismar schlug die Albanesen bei Arnaut-Kalesi, worauf auch der Pascha Mustapha den Frieden von Adrianopel anerkannte. Der Sultan gab jetzt (im Nov.) Befehl zur Räumung der Festung Giurgewo und anderer Plätze auf dem linken Ufer, die nun geschleift und mit der Walachei vereinigt wurden. Ihrerseits räumten die Russen am 20. Nov. 1829 Adrianopel und bald das ganze eroberte Land auf dem rechten Ufer der Donau. Varna wurde erst im Juli 1830 geschleift und verlassen, worauf sich das russische Heer in die Fürstenthümer zurückzog, welche noch 1834 unter russischem Schutze von ihren Hospodaren verwaltet wurden. Unterdessen hatte Rußland die diplomatische Verbindung mit der Pforte erneuert. Die russ. Bevollmächtigten, Graf Alexis Orloff und Herr von Butanieff, kamen am 17. Dec. 1829 zu Konstantinopel an; der Erste war mit einer außerordentlichen Sendung und mit der Uebergabe von Geschenken beauftragt; der Andere übernahm den Gesandtschaftsposten bei der Pforte. Seitdem hat Rußland seinen frühern Einfluß auf den Divan wiederhergestellt, und es ist keiner europäischen Macht, am wenigsten den insurgirten Polen durch ihren Agenten, gelungen, die Pforte von dem russischen Interesse ab- und in die Verwickelung der europäischen Verhältnisse hineinzuziehen. — Auf Rußlands Verwendung ward den verwiesenen Armeniern und Fanarioten die Erlaubniß zur Rückkehr nach der Hauptstadt gewährt, die wenigsten aber

erhielten ihr confiscirtes Eigenthum zurück; der Sultan verhieß im Dec. 1829 eine allgemeine Amnestie und erklärte alle Rajahs seines Reichs „für ein ihm von Gott anvertrautes Gut". Mit den Abgeordneten der Serbier ward glimpflich unterhandelt; doch suchte die Pforte hier wie überall, auch jetzt wie sonst, dieses Zugeständniß oder die Erfüllung lästiger Bedingungen hinzuhalten und Zeit zu gewinnen. Indeß drang der russische Gesandte, Marquis von Ribeaupierre, mit seinen Vorstellungen gewöhnlich bald durch. Gleichzeitig bemühten sich der franz. Botschafter, Graf Guilleminot, und der britische, Sir Robert Gordon, den Einfluß ihrer Höfe, namentlich bei den Angelegenheiten Griechenlands (s. d.), geltend zu machen. Die Pforte mußte die neue Abgrenzung des jungen Staates zugestehen; auch erkannte Mahmud mit großer Gefälligkeit den König Otto von Griechenland an; nur hat er bis jetzt (Jan. 1836) den bereits ernannten Gesandten Griechenlands, Zographos, noch nicht angenommen.

Die Spannung, welche zwischen der Pforte und Mohammed Ali, dem Vicekönig von Aegypten, durch gegenseitiges Mißtrauen entstanden war, wurde immer ernsthafter. Mahmud konnte ihm die Capitulation von Morea nicht verzeihen, und erließ gegen den stolzen Vasallen mehr als einen geheimen Todesferman. Der Vicekönig hatte schon im Anfange des Jahres 1829 den Befehl erhalten, unverzüglich 20.000 Mann unter Ibrahim's Anführung nach Konstantinopel zu senden, seine Rechnungen einzuschicken, und die noch im Hafen von Alexandrien befindlichen drei türkischen Schiffe nach Konstantinopel unter Segel gehen zu lassen. Mohammed Ali vollzog aber nur den letzten Theil des Befehls; er lehnte die übrigen Forderungen ab, und beschloß, sich auf den Fall eines offenen Bruches zu rüsten. Später, im November 1829, sandte er jedoch, um den Schein zu retten, wenigstens eine halbe Million Talaris, als Abschlag von der Summe, welche Aegypten zu der russischen Kriegscontribution zahlen sollte, nach Konstantinopel. Da der Vicekönig gut ausgerüstete und bemannte Kriegsschiffe besaß, durfte er bei Aegyptens Küstenlage und von Wüsten eingeschlossen, keinen Angriff von der Pforte fürchten. Sein Heer war zahlreich, geübt und mit einer gut bedienten Artillerie versehen; aber das Schwert des Feldherrn führte sein Sohn Ibrahim. Renegaten, Franzosen, 1833 auch Polen, waren seine Officiere, und der berühmte Dembinski 1833 eine kurze Zeit Ibrahim's militairischer Rathgeber. Während der Vicekönig, um loszuschlagen, den rechten Augenblick erlauerte, suchte die Pforte, auf den Rückhalt von Englands Politik gestützt, die Vollziehung des Friedens mit Rußland zu verzögern. Indeß drang der außerordentliche Gesandte Rußlands, Graf Alexis Orloff, auf die Annahme der londener Protokolle wegen Griechenlands Unabhängigkeit und auf die Ausdehnung seiner Grenze bis zur Linie von Arta und dem Meerbusen von Volo, sowie auf die Erlassung von Fermans zur Erfüllung der Friedensbedingungen zu Gunsten der Rajahs und der Serbier. Ein 1830 erlassener Hattischeriff bestätigte zwar den Russen die Handelsfreiheit in allen Ländern und Meeren der hohen Pforte; allein Englands Politik bewirkte, daß allen Kauffahrern der mit der Pforte im Frieden lebenden Mächte die freie Durchfahrt durch die Dardanellen und den Canal von Konstantinopel zugestanden wurde. Später schloß der Reis-Effendi noch mit dem nordamerikanischen Bevollmächtigten einen Tractat ab, wodurch auch die Nord-

Digitized by Google

anerkannter freie Fahrt nach dem schwarzen Meere und Gleichstellung mit den übrigen Mächten in Hafengeld, Zöllen u. s. w. erhielten. Selbst den Mächten des zweiten Ranges, Spanien, Sicilien, Schweden, Dänemark, wurde das Tonnengeld bei der Einfahrt in das schwarze Meer erlassen. 1830 beunruhigte der Zug Bourmont's gegen Algier die Pforte; sie sandte den Admiral Tahir Pascha ab, um den Dey zum Nachgeben zu bestimmen; allein der Hafen von Algier war von franz. Kreuzern blokirt, und Tahir mußte, ohne daß seine Vermittelung angenommen wurde, in Frankreich den Ausgang des Zuges abwarten. (S. Sklaverei der Weißen.) Unterdessen sank Mahmud immer tiefer in dem Vertrauen seines Volkes. Ohne die wahre, innere Kraft eines Reformators zu besitzen, flößte er weder Bewunderung noch Achtung ein, sondern erregte vielmehr durch seine Neuerungen bei den alten stolzen Osmanen nur Haß oder Verachtung. Bloß die Bewohner des Serails, die Frauen, die Offiziere und Fremden sprachen sein Lob aus und gefielen sich in dem neuen Leben. Allerdings setzte sich der Sultan mit Recht auch über viele Vorurtheile hinweg. Als ihm am 7. Febr. 1830 ein zweiter Sohn, Abdul Aziz, geboren wurde, standen ein griech. Arzt und ein fränk. Geburtshelfer der Mutter bei; dann ließ er Quarantaineanstalten anlegen und fuhr in der Organisation des Landesheeres eifrig fort; er besuchte und gab Feste den Gesandten und den Großen des Reichs; europäische Sitten drangen in das Serail ein und Suleimans des Gesetzgebers strenge Hof- und Serailordnung wurde durchlöchert. Durch all Dieß reizte Mahmud die Ulemas und den Pöbel gegen sich auf. Dazu kam, daß er sich, nach des Vicekönigs Vorgang, des Alleinhandels mit allen asiatischen Gütern bemächtigte, die Zölle erhöhte, den Caffeehandel zu seinem Monopol erklärte u. s. w. Nun gab es Unzufriedenheit und Gährung überall. Die Wuth des gemeinen Haufens äußerte sich durch Brandstiftungen und diese dauern mit kurzen Unterbrechungen noch jetzt fort. Das neue Steuersystem aber erregte solchen Haß, daß der Sultan, wie er schon früher Aehnliches gethan hatte, zur Beruhigung des Volkes den Kopf des Ihtissal-Agassi (Obersteueraufsehers) an des Serails Mauern ausstecken ließ. In den schon genannten Provinzen hörten Empörung und Bürgerkrieg nicht auf; Plünderung der Reisenden, Mord und Brand verheerten einen großen Theils des Reichs. Ward ein großer Sieg erfochten, wie 1830 der zu Magnesia über die Seybecks, so gewährte er nur eine kurze Waffenruhe. Aufruhr gehört noch jetzt in den Provinzen zur Tagesordnung. Nur dem Großwessir Reschid Pascha gelang es, nachdem die russ. Truppen sich vom rechten Donauufer zurückgezogen hatten, Bulgarien und Rumelien zu beruhigen und sich das Vertrauen der Bevölkerung zu erwerben. Um diese Zeit beschloß Albanien, aufgeregt von dem geächteten Mustapha, Pascha von Skutari, Freiheit und Unabhängigkeit zu erringen. Bald ergriff der Brand auch Bosnien. Jetzt eilte Reschid herbei mit 100000 Mann europäisch geübter Soldaten und 30 Stück Geschützen, unterdrückte aber den Aufstand nur durch Heimtücke und Verrath. Das verheerte Land unterwarf sich, als aber in der Folge Reschid abgerufen, als Mahmud's Heer in Asien geschlagen war, loderte der Aufruhr in Albanien von Neuem auf, und er lodert noch jetzt fort.

In Konstantinopel hoffte man alles von der Zeit, und der Glanz europäischer Feste zerstreute die Besorgniß der von den Aegypten her drohen-

den Gefahr; doch mußte dem Vicekönig das Ziel seiner bisherigen Bestrebungen, das Paschalik von Kandia, zugestanden werden. Der Vicekönig rüstete sofort eine Flotte aus, um diese durch einen fortdauernden innern Krieg beunruhigte Insel seiner Herrschaft zu unterwerfen. Mahmud betrieb seinerseits ebenso eifrig die Herstellung seiner Land- und Seemacht; Halil Pascha wurde zum Nachfolger des verstorbenenen Kapudan-Pascha ernannt, und ein tapferer Offizier, der in Folge seiner Capitulation von Varna geächtete Jussuff Pascha, welcher bisher in Rußland gelebt hatte, erhielt die Erlaubniß zur Rückkehr nach Konstantinopel. Die Pforte wandte nunmehr ihre Aufmerksamkeit auf die Wiederherstellung des Wohlstandes ihrer durch Krieg, Aufruhr und Pest verheerten Provinzen. Der Sultan ließ große Summen Geldes unter die Grundbesitzer vertheilen, Ladungen mit Getreide und Lebensmitteln in die verarmten Gegenden abgehen, und bekanntmachen, daß diese Bezirke in den nächsten zwei Jahren keine Abgaben entrichten sollten. In Konstantinopel selbst aber dauerte die Gährung fort, weil das Volk überhaupt mit den Neuerungen unzufrieden war. Mahmud richtete daher die Polizei der Hauptstadt nach europäischer Art ein und stellte an die Spitze dieser Verwaltung einen Dewlet-Nasiri oder Polizeidirector. Darauf beschloß er — was bisher im Frieden noch kein Sultan gethan hatte — sich auf die Flotte und in die Provinz zu begeben, um den Zustand der Dardanellenschlösser zu untersuchen. Mahmud segelte mit der Flotte, unter Halil Pascha, durch die Dardanellen und stieg bei Gallipoli und bei Tenedos ans Land, und verweilte in Adrianopel einige Tage. Hierauf sah er das bei Adrianopel unter Hussein Pascha gelagerte Heer. Nach einer Abwesenheit von 33 Tagen, traf er am 5. Juli in seiner Hauptstadt wieder an. Im Allgemeinen machte diese Reise auf das Volk und das Heer in Konstantinopel einen günstigen Eindruck. Während indeß in Albanien und Bosnien der Großwessir mit seinen Truppen im Besitze mehrer Städte sich befand, und durch die geheuchelte Unterwürfigkeit der bosnischen und albanesischen Stämme getäuscht, mit der Einführung eines neuen Militair- und Abgabensystems in Janina sich beschäftigte, brach der Aufruhr, erregt durch geheime Anstiftung des Mustapha, Pascha von Skutari, aufs Neue mit verdoppelter Wuth los, und setzte bald ganz Albanien, Bosnien und einen Theil von Macedonien in Flammen. Nur die slawischen Gebirgssoldaten der Herzegowina blieben der Pforte treu. Unterdessen hatte Mustapha, Pascha von Skutari, die Stadt und das Gebiet von Monastir besetzt, von wo er bis Perlepo verdrang. Hier schlug ihn zwar der Großwessir am 21. April 1831 und einige Tage später bei Derbentchan aufs Haupt; allein im Rücken von Unteralbanien aus durch Seliktar Poda bedroht, welcher in der Stadt Gortza seine Scharen zusammenzog, mußte er nach Monastir zurückgehen. Diese Umstände benutzte Mustapha, um sich mit einem Corps von 12.000 Bosniern zu vereinigen. Dem von den Rebellen gefangen genommenen Wessir von Bosnien, Ali Nawik Pascha, gelang es jedoch, in die Herzegowina nach Stolacz zu entkommen, und der Großwessir erkämpfte so wichtige Vortheile über die Bosnier und über die Albaneser, daß Mustapha in seiner Hauptstadt Skutari Schutz suchte, und Seliktar Poda sich in sein festes Bergschloß flüchtete. Mehmed, Pascha von Rutschuck, umzingelte Skutari, das auch, sowie die ganze Küste Albaniens, von einer türk. Flotte blokirt wurde, und Mustapha's

Digitized by Google

Paschalik wurde in Konstantinopel dem Großwessir als Statthalterschaft verliehen. An die Bosnier aber erließ Milosch Obrenowitsch, als Fürst von Serbien, eine Proclamation, worin er sie zur Unterwerfung ermahnte, widrigenfalls er mit seinen Serbiern gegen sie ziehen würde. Der Großwessir hatte sein Hauptquartier in dem von ihm eroberten Alessio (Festung Lesch) genommen, und traf Anstalten zur Belagerung der Festung von Skutari (Ende Juli 1831), mußte aber, weil in Bosnien der Aufruhr fortbrannte, in diese Provinz ziehen, wo der neue Statthalter Ibrahim Pascha, nur noch bei Nowibasar sich mit wenigen Truppen behaupten konnte. Der Großwessir mußte auf seinem Marsche nach Bosnien in Uskup (Skopia) stehen bleiben und wurde bei Koskowa von den Bosniaken geschlagen, worauf er sich nach Macedonien zurückzog. Er versuchte jetzt durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen. Auch gelang es, im Sept. 1831 den Rebellenhäuptling in Unteralbanien, Seliktar Poda, welcher sich bisher auf seinem für unbezwinglich gehaltenen Bergschlosse vertheidigte, zur Unterwerfung und Uebergabe dieses Forts zu bewegen. Gleichzeitig unterhandelte Reschid Pascha mit den Bosniern. Die Rebellen verlangten als Ersatz der Kriegskosten eine Zahlung von 3000 Beuteln (1½ Mill. Piaster), die Erhaltung des alten Zustandes in Bosnien, und Amnestie für den Pascha Mustapha von Skutari. Der Großwessir bewilligte Alles. Endlich unterwarf sich Mustapha Pascha, durch das Bombardement der Citadelle von Skutari aufs Aeußerste gebracht, am 10. Nov. 1831 dem Großwessir, nachdem er die Versicherung von den großmüthigen Gesinnungen des Großherrn erhalten und dagegen auf die seit mehr als 300 Jahren seiner Familie vererbte Würde eines Pascha in Oberalbanien verzichtet hatte. Nun gelang es dem Großwessir im Mai 1832 mit dem Beistand der Serbier, nach Bezwingung des letzten Rebellen Hassan Pehli durch den Sieg bei Siemicza, auch ganz Bosnien der hohen Pforte wieder zu unterwerfen. Mit gleicher Großmuth behandelte der Sultan die in Asien besiegten Rebellen. In Bagdad hatte Daud Pascha sich empört. Pest und Cholera verheerten die Provinz; in jener Stadt waren mehre tausend Häuser ausgestorben; die Pilgrime nach und von Mekka fielen, sowie die sie begleitende Schutzwache, größtentheils als Opfer der Seuche, und furchtbare Ueberschwemmungen verwüsteten einen Theil von Bagdad. Aber ärger noch plagte die unglücklichen Einwohner der tyrannische Daud Pascha durch Erpressungen und Frevel aller Art. Er ließ den großherrlichen Bevollmächtigten Sadik Effendi, welcher ihn durch Vorstellungen zum Nachgeben bewegen wollte, meuchlings ermorden. Darauf erhielt Ali Pascha von Aleppo den Auftrag, Bagdad unter seine Verwaltung zu nehmen und den Rebellen nach Konstantinopel zu schicken. Ali Pascha belagerte die Stadt, vom 7. Juli 1831 an; Daud Pascha schlug mehre Angriffe zurück. Endlich unternahm Ali in der Nacht zum 15. Sept. einen Sturm, und die Einwohner überlieferten den Rebellen dem Sieger. Bald nachher erhob Timur, der Pascha von Wan, südlich von Erzerum, an der Grenze von Persien, den Banner der Empörung. Dasselbe that in Syrien der neuernannte Pascha von Damask, Mehmed Selim Pascha. Jener wurde durch den Seraskier von Erzerum besiegt, dieser aber von den Einwohnern der Stadt, welche er grausam behandelte, gezwungen, sich in das Castell zu flüchten. Der Sultan setzte die rebellischen Paschen ab, und gab Damask, dessen Einwohner völlige Amnestie erhielten, dem Hadschi

Ali, Pascha von Konieh. Mit diesen Empörungen hingen die geheimen Entwürfe des Vicekönigs von Aegypten, sowie der in den Provinzen zerstreuten ehemaligen Janitscharenoffiziere zusammen, welche an dem Plane arbeiteten, den Sultan zu entthronen und die alten Einrichtungen wiederherzustellen. Mahmud's Polizei entdeckte zwar schon im März 1831 ihre Verbindungen, selbst in Konstantinopel; noch folgten zahllose Hinrichtungen ohne Proceß, und die Opfer der Justiz wurden ins Meer geworfen; aber im Geheimen brütete die Rache fort, und wiederholte Brandstiftungen ängstigten die Hauptstadt. Am 2. Aug. 1831 vernichtete ein furchtbares Feuer die von den Franken bewohnte Vorstadt Konstantinopels, Pera. Ueber 4000 Häuser und Hütten brannten ab, darunter das englische Palais, die von den russischen, preußischen und sardinischen Gesandtschaften bewohnten Hotels, das holländ. und franz. Botschaftsgebäude, die Dreifaltigkeits- und die St.-Antoniuskirche. Der Sultan war entrüstet und ließ einzelne Brandstifter hinrichten. Dessenungeachtet hörten die Feuersbrünste nicht auf; daher man glaubte, daß auch der seit Kurzem verminderte Sold der Truppen die erbitterte Menge zu solchem Frevel mit angereizt habe. So brannte am 29. August der prachtvolle Pallast des Kapudan Pascha (Divan Hané oder Admiralitätspallast), und am 31. August ein großer Theil der Vorstadt Ejub ab; sodann wurden am 3. Sept. gegen 2000 Gebäude in dem von Griechen und Armeniern bewohnten Stadttheile Psannatia eingeäschert. Die größte Strenge gegen Landstreicher, viele Hinrichtungen und Streifwachen thaten endlich der Bosheit auf einige Zeit Einhalt. Zu diesen Unglücksfällen kamen noch drei gleich furchtbare Krankheiten, die Pest, die Cholera und der Sonnenstich, welcher letztere die Menschen in einigen Minuten hinraffte, sowie auch am 5. Oct. ein furchtbarer Hagelschlag. Konstantinopel gewann dadurch wenigstens eine bessere Bauordnung; die Anlegung von Feuermauern, die Abschaffung der sogenannten Sackgassen und der bisher an den Häusern angebrachten Vorsprünge, sowie überhaupt eine bessere Polizei.

In derselben Zeit wurde der seit längerer Zeit gehegte Plan des Großherrn, die Herausgabe einer türk. Zeitung in Konstantinopel zu bewerkstelligen, ausgeführt und der Reichshistoriograph Eßad Effendi mit der Aufsicht über diese Unternehmung beauftragt. Dieses Blatt, Moniteur Ottoman genannt, erscheint seit dem 5. Nov. 1831 in türk. und franz. Sprache wöchentlich ein Mal; es enthält, außer den politischen Ereignissen, auch Fermane und Actenstücke. Die franz. Redaction wurde dem bisherigen Redacteur des „Courrier de Smyrne", Herrn Blacque, übertragen. Dem Erstern werden alle Nachrichten und zwar die politischen von Seite der Pforte, die auf das Militairwesen aber sich beziehenden vom Serjaskeriat täglich mitgetheilt werden. Dieses Institut war zunächst darauf berechnet, die Gebildetern im Volke über die Politik der Pforte zu belehren und gelegentlich die Behauptungen fremder Cabinete zu widerlegen. Die nach Konstantinopel zurückgekehrten katholischen Armenier erhielten endlich auch einigen Ersatz. Der Sultan gab ihnen die zur Zeit ihrer Verfolgung weggenommenen und vom Staat an Türken verkauften Häuser zu Pera wieder; freilich in Folge des Brandes größtentheils Ruinen. Man hatte jedoch davon Diejenigen ausgenommen, welche von den türk. Eigenthümern nach Art der muselmännischen Häuser angestrichen worden waren. Erst im Oct. 1831 erließ der Groß-

Digitized by Google

herr, auf Verwendung der fremden Gesandten mittels eines Hattischerifs den Befehl, daß auch die gefärbten Häuser in Pera und Galata von den Türken geräumt und ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben werden sollten. Durch die Verwendung des Generals Guilleminot waren die katholischen Armenier von der orientalischen armenischen Kirche emancipirt worden. Jetzt ward ihnen gestattet, eine eigene Patriarchalkirche in Galata zu erbauen, welche 1833 vollendet wurde und der schönste christliche Tempel im Orient ist. Der bisherige schismatisch-armenische Patriarch aber, Karabed, erhielt seine schon öfter nachgesuchte Entlassung, und der Großherr ernannte an seine Stelle Stephan Piptman, aus Jenikenid (Niekomedien) zum Patriarchen. Bald nachher wurde den Rajahs von Aivali in Kleinasien, welche an der griechischen Insurrection Theil genommen hatten und ausgewandert waren, Amnestie ertheilt, ihr Eigenthum ihnen zurückerstattet, und Steuererlaß für die ersten Jahre bewilligt. Auch gewährte die Pforte den verarmten Küstenbewohnern Unterstützungen theils in baarem Gelde, theils in Lebensmitteln und in Arbeitswerkzeugen. Den Bewohnern von Chios und Tenedos wurden ebenfalls ihre nach der griech. Revolution confiscirten Güter zurückgegeben.

Um diese Zeit war der Kapudan Pascha, Halil Rifaat Pascha, von seiner Fahrt nach Mitylene, Scio, Rhodus und Cypern, durch die Dardanellen nach Konstantinopel zurückgekehrt, nachdem er sein Vorhaben, nach Aegypten zu segeln, der furchtbaren Verheerungen wegen, welche die Cholera dort anrichtete, hatte aufgeben müssen. Sein Zweck, dem Vicekönig von Aegypten, dessen ehrgeizige Absichten und große Rüstungen Verdacht erregten, zu beobachten und nach den Umständen gegen ihn einzuschreiten, wurde nicht erreicht. Der Vicekönig hatte nämlich von allen Angestellten, sowie von der Armee und der Marine einen Eid der persönlichen Treue sich ablegen lassen, und ohne dazu den Befehl von der Pforte erhalten zu haben, eine Armee, angeblich zur Unterdrükkung des Aufstandes in Damaskus, zusammengezogen, seine Flotte auf den Kriegsfuß gebracht und sogar mit aus England erhaltenen Congreve'schen Raketen versehen. Da er nun auf einen Ferman des Padischah, der ihm die Expedition nach Syrien einzustellen befahl, nicht nur nicht achtete, sondern vielmehr sein Heer sofort in den letzten Tagen des Oct. 1831 durch die Wüste nach Syrien vorrücken ließ, so war der in seinem Ausgange so verhängnißvolle Krieg zwischen Aegypten und der Pforte entschieden. Das trefflich eingeübte ägyptische Heer zählte 21.400 Mann (darunter 4 Regimenter Reiterei, 1000 Mann ungeregelter Reiter und 1600 Mann Artillerie); die Flotte bestand aus 7 Fregatten von 64 Kanonen, 6 Corvetten, 3 Briggs, 7 Goeletten, 17 Transportschiffen und 10 Kanonierbooten. Heer und Flotte wurden von kriegerfahrenen fremden, meistens französischen Offizieren angeführt. Den Oberbefehl hatte der Sohn des Vicekönigs, Ibrahim Pascha, ein Feldherr, welcher an Talent, Kühnheit und Energie die türk. Heerführer übertraf, und an Schlauheit kaum seinem Vater nachstand. Gaza, Jerusalem, Jaffa und Caiffa, wurden noch in diesem Jahre ohne Widerstand besetzt. Die Flotte ankerte bei Tripoli in Syrien. Der Vicekönig heuchelte jedoch fortwährend treue Ergebenheit gegen die Pforte, und gab vor, er wolle den Pascha von Syrien, Abdullah, züchtigen, welcher schon seit einiger Zeit dem Sultan nicht gehorchte, mit dessen Unterwerfung aber die Pforte

bisher sich nicht hatte beschäftigen können. Die eigentliche Veranlassung zu diesem Kriegszuge gab jedoch der Widerstand, welchen Abdullah Pascha gegen das System des Vicekönigs zeigte. Zwar schickte der Sultan an Mohammed Ali durch einen Minister des Reichs, Mustapha Nasif, einen Ferman, worin er beide Theile, den Vicekönig und den Abdullah Pascha, zur Ruhe ermahnte. Eine Ministercommission sollte die Zwistigkeiten zwischen Beiden schlichten und der Vicekönig seine Truppen und Schiffe von Akre zurückziehen. Auch überbrachte Mustapha Nasif ein Depesche des Großmufti, der im Namen der heiligen Gesetze die Nothwendigkeit jenes Rückzuges darstellte. Als aber diese mehrmals wiederholten Aufforderungen ohne Erfolg blieben, und Ibrahim (am 3. Dec. 1831) die Belagerung von Akre wirklich unternahm, so ward der Bannfluch gegen Mohammed Ali und dessen Sohn Ibrahim in Konstantinopel feierlich ausgesprochen, und allen Muselmännern die Bestrafung des treubrüchigen Vasallen anbefohlen; Mohammed ward nicht mehr in der Liste der Provinzstatthalter aufgeführt; er und sein Sohn wurden ihrer Statthalterschaften (Aegypten, Kandia und Abyssinien) entsetzt, und Hussein Pascha mit dem Titel eines Feldmarschalls (Serdari-Ekrem) im März 1832 zum Oberbefehlshaber des Heeres gegen Ibrahim ernannt. Zugleich ward — zum ersten Male — einen Kriegsrath errichtet, weil die strafbaren Militairs nur nach dem Spruche eines Kriegsgerichts gerichtet werden sollten. Mohammed erklärt dagegen seinerseits vor einer im Freien gehaltenen Versammlung der Vornehmsten Aegyptens, wie dem türk. Reiche und der Religion, unter dem Scepter des zur Regierung untauglichen Sultans, gänzlicher Verfall drohe; er glaube sich verpflichtet, als Beschützer der Religion und des Reichs an die Spitze treten zu müssen. Dadurch erreichte der Vicekönig wenigstens den Zweck, daß er den religiösen Bannfluch des Sultans, als geistlichen Oberhauptes, bei dem Volke wirkungslos machte.

Während Ibrahim Pascha die Belagerung Akres mit abwechselndem Glücke fortsetzte, übernahm im April 1832 der türk. Feldmarschall, Hussein Pascha, in dem Hauptlager von Konieh das Commando der gegen den ägyptischen Feldherrn in Bewegung gesetzten Armee. Ein Theil des Heeres brach nach Aleppo auf, um sich mit den Truppen des Statthalters dieser Stadt zu vereinigen. Der eine Drusenfürst, Emir Scherif, ergriff ebenfalls die Partei der Pforte; allein das Oberhaupt der Drusen vom Berge Libanon, Emir Beschir, erklärte sich für die Sache Mohammed Ali's. Auch lief im April die große ägyptische Flotte von acht großen Kriegsschiffen, sieben Corvetten, 15 Briggs, 19 Goeletten, 12 Brandern und vielen Transportschiffen aus Alexandrien aus, um Ibrahim's Operationen von der Seeseite zu unterstützen. Dagegen verließ die türk. Flotte erst im Mai 1832 den Hafen von Konstantinopel, um dem Angriffe der ägyptischen Flotte zuvorzukommen; allein sie zog sich einige Monate später ohne einen Kampf bestanden zu haben ruhmlos in die Gewässer zwischen Rhodus und Budrum zurück. Unterdessen hatte Ibrahim Pascha bedeutende Verstärkung erhalten, sodaß man sein Heer auf 70.000 Mann schätzte. Ein zum Entsatz von Akre herbeieilendes türk. Corps wurde von ihm am 13. April 1832 bei Alexandrette gänzlich geschlagen. Hierauf nahm Ibrahim am 27. Mai die Festung Akre mit Sturm. Abdullah Pascha wurde nach Alexandrien gesandt und daselbst von Mohammed sehr gut aufgenommen. Er kehrte erst, als der

Digitized by Google

Friede zwischen Aegypten und der Pforte schon längst geschlossen war, nach Konstantinopel zurück, wo er am 25. Jan. 1834 auf einer türk. Corvette anlangte, die der Vicekönig dem Sultan zurückgab. Ibrahim rückte sodann vor Damascus, das er am 14. Juni eroberte. Durch die Schlacht bei Homs (7. Juli), welche Mohammed Pascha, Statthalter von Aleppo, verlor, ward das Schicksal Syriens entschieden. Hama und Aleppo wurden besetzt, ehe Hussein Pascha, dessen Herr durch Mangel an Lebensmitteln und Munition aufgehalten, nur langsam vorrückte, von Antiochien und Alexandrette heraneilen konnte. Unfälle folgten auf Unfälle, und noch im August besetzte Ibrahim Pascha die wichtigen Städte Antiochien und Alexandrette. Hussein verlor so viele Leute durch Desertion und durch die Cholera, daß er sich, nachdem er am 29. Juli das blutige Treffen bei der Stadt Bylan verloren hatte, bis nach Konieh — das alte Iconium — zurückziehen mußte, worauf auch Adana von Ibrahim Pascha besetzt wurde. — Jetzt übernahm der Großwessir Reschid Mehemed Pascha den Oberbefehl gegen Ibrahim, und die Pforte ließ sich in Unterhandlungen mit Mohammed Ali ein, welche jedoch keinen Erfolg hatten; indem der Vicekönig die Abtretung von Aegypten, Syrien, Cypern und Kreta, mit völliger Unabhängigkeit verlangte. Unterdessen rückte Ibrahim durch die cilicischen Engpässe vor und erreichte am 1. Nov. Koniah, welches auf halbem Wege von der syrischen Grenze bis Konstantinopel liegt. In Kleinasien und selbst in der Hauptstadt sahen die Anhänger der Janitscharenpartei und des alten, durch Mahmud's Reformen vernichteten Systems der Ankunft Ibrahim's ungeduldig entgegen. Die Pforte suchte daher auswärtige Hülfe. England lehnte den unmittelbaren Beistand ab; nun wandte sich der Sultan an Rußland. Dieses sandte den General Murawieff nach Konstantinopel (Dec. 1832), ein Hülfsheer und eine Flotte anbietend, welche der Sultan aber für jetzt noch ablehnte; hierauf begab sich Murawieff nach Alexandrien, um den Vicekönig zum Nachgeben zu bewegen. Dasselbe versuchte später auch der östreich. und engl. Geschäftsträger (Frankreich und England hatten damals keinen Botschafter in Konstantiopel) zu bewirken; allein Murawieff erlangte nur so viel, daß Ibrahim während der Unterhandlungen nicht weiter in Kleinasien vorrückte. Unterdessen hatte der Großwessir am 21. December bei Koniah eine Hauptschlacht gegen Ibrahim verloren und war selbst nebst mehren Paschas in Gefangenschaft gerathen. Die Pforte unterhandelte nun abermals in Kahira durch ihren an den Vicekönig geschickten Bevollmächtigten Halil Pascha und den Ameddschi Effendi (Cabinetssecretair des Reis Effendi). Sie erbot sich den Bannfluch zurückzunehmen; allein der Vicekönig verlangte die Abtretung mehrer Provinzen. Mohammed Ali kannte die Vortheile seiner Lage; denn schon setzte sich Ibrahim gegen Brusa in Marsch, wo die türkische Bevölkerung für ihn war. Durch dieß Alles beunruhigt, ersuchte die Pforte am 2. Febr. 1833 Rußland nicht nur um ein Unterstützung zur See, sondern auch um eine gleichzeitige Absendung von 20 — 30.000 M. Aber auch in London und Paris wurden jetzt Conferenzen darüber gehalten, wie die Pforte zu retten und Rußlands überwiegender Einfluß in Konstantinopel zu beschränken sey. Ehe jedoch von hieraus ein Beschluß verlautete, war Murawieff aus Aegypten nach Konstantinopel zurückgekehrt (6. Febr.) mit der Nachricht, daß Ibrahim auf Befehl des Vicekönigs die Feind-

seligkeiten eingestellt und zu Kutaja Halt gemacht habe; eine Folge der von Rußland für die Pforte gezeigten Theilnahme. Nunmehr glaubte der Reis Effendi am 6. Febr. die vor wenigen Tagen in Anspruch genommene Unterstützung ablehnen zu dürfen, und Butinieff forderte sogleich (am 8. Febr.) die Pforte auf, ein leichtes Fahrzeug zu seiner Verfügung zu stellen, um dasselbe der russischen Flotte, die schon von Sebastopol abgesegelt seyn könnte, entgegenzuschicken, damit sie ihren Lauf nach dem Bosporus nicht fortsetzte, sondern in den Golf von Burgas einliefe. Ehe aber dieß geschehen konnte, ging die russische Schiffsdivision am 20. Februar bei Bujukdere vor Anker. Endlich traf auch ein franz. Botschafter, der Admiral Rousin, am 17. Februar in Konstantinopel ein, der sogleich von der Pforte verlangte, daß sie den Beistand Rußlands ablehnen sollte, indem er den Frieden zwischen der Pforte und Mohammed Ali allein abzuschließen übernahm. Als dieser Antrag dem russ. Gesandten eröffnet wurde, wiederholte derselbe seine Erklärung vom 8. Febr., worauf man ihm seitens der Pforte die feierliche Erklärung gab, daß, obgleich der Sultan noch immer der Hoffnung sich hingebe, die ägyptischen Angelegenheiten friedlich und ohne neue Verwickelungen ausgeglichen zu sehen, er gleichwohl in allen Fällen beharrlich auf den hochherzigen Beistand des Kaisers rechne. Admiral Rousin aber entwarf einen Friedenstractat zwischen der Pforte und Mohammed Ali, den sein Adjutant nach Aegypten überbrachte. Dem gemäß sollte sich der Vicekönig in die Grenzen des seiner Verwaltung anvertrauten Gebiets zurückziehen, zu welchem noch die Paschaliks von St.-Jean d'Acre, Jerusalem, Tripolis in Syrien und Naplous hinzugefügt würden und in die alten Verhältnisse zurückkehren. Unterdessen hatten Ibrahim's Anhänger Smyrna besetzt (18. Febr.) und die türkischen Behörden abgesetzt; sich der Städte Magnesia und Balikeser bemächtigt, und schon sollte eine ägyptische Flotte vor Smyrnas Hafen erscheinen. Konstantinopel war mehr als je bedroht, und nur die Gegenwart der russ. Flotte konnte einen Ausbruch der Unzufriedenheit und der Ungeduld Derer verhindern, die Ibrahim's Ankunft erwarteten, um Mahmud vom Throne zu stürzen. Der Kaiser Nikolaus war aber so großmüthig und zugleich so staatsklug, das Schwanken der Pforte, welche ihn zuerst um Hülfe ersucht und dann (21. Febr.) Frankreichs ausschließende Friedensvermittlung angenommen hatte, den von allen Seiten bedrängten Sultan nicht entgelten zu lassen. Auf seinen Befehl ging nun (29. März) die in Odessa vorbereitete Expedition mit den Landungstruppen unter Segel und langte am 5. und am 23. April bei Konstantinopel an. 16.000 M. stark, bezog es auf den Höhen von Khunkiar-Iskelessi bei Skutari auf der asiatischen Küste ein Lager. Außerdem befanden sich 20 russ. Kriegsschiffe, worunter 7 von der Linie, im Bosporus, und aus den Fürstenthümern näherten sich 24.000 Russen. Diese Stellung Rußlands im und am Bosporus setzte die Cabinete von London und Paris in die größte Verlegenheit; alle Minister (England durch Campell, Oestreich durch v. Prokesch) bestürmten nun die Pforte, den Frieden mit Mohammed Ali abzuschließen. Ibrahim verlangte beharrlich die Abtretung von ganz Syrien nebst Damaskus und Aleppo an seinen Vater und die von Adana (ein Bezirk in Natolien, welcher an der Grenze des Taurus eine Kleinasien beherrschende Stellung darbietet) für sich. Durch die Vorstellungen des franz. Gesandten bewogen, gab Mahmud nach und, über die andern Punkte einig, trat er

am 4. Mai Adana u. d. T. einer Pachtung an Ibrahim persönlich ab. So war der Friede gewissermaßen schon geschlossen, als ein außerordentlicher Botschafter Rußlands, Graf Orloff, unter dessen Oberbefehl zugleich die russ. Hülfsmacht zu Lande und zu See gestellt war, am 5. Mai in Konstantinopel ankam. Der Sultan erließ jetzt einen Amnestieferman (6. Mai) zu Gunsten seiner Unterthanen in Kleinasien, und Mohammed Ali ward nicht nur in den Statthalterschaften von Aegypten, Abyssinien und Kandia bestätigt, sondern erhielt noch dazu die Bezirke von Damaskus, Tripolis, Seyde, Aleppo, St.-Jean d'Acre, Jerusalem und Naplous, mit dem Geleite der Pilgrimme, abgetreten, sowie sein Sohn Ibrahim die Bestätigung der Würde eines Scheik-al-Harem von Mecca, den Bezirk von Dschidda, und als Pachtung (Muhasslik) vom Reichsschatze den Bezirk von Adana. Hierauf trat Ibrahim von Konieh, das er am 24. Mai verließ, seinen Rückmarsch über den Taurus an, und auch bei der russ. Land- und Seemacht wurden sofort Vorkehrungen zum Abgang aus Konstantinopel getroffen. Der Sultan zeichnete bei dieser Gelegenheit die russ. Befehlshaber, Offiziere und Soldaten sehr aus; er ließ Medaillen unter sie vertheilen, nahm, entzückt, ein europäisches Heer in seiner vollen Eigenthümlichkeit zu erblicken, militairische Feste an, und gab Feste. Auch ward am 5. Juli ein Denkmal zur Erinnerung an die Anwesenheit der russ. Truppen im Bosporus errichtet, das aber in der Folge von den türk. Frauen eingerissen worden ist; so verhaßt war dem Volke die Gegenwart der fremden Truppen gewesen. — Nachdem hierauf Graf Orloff noch den wichtigen Off- und Defensivbund zwischen Rußland und der Pforte am 8. Juli 1833 unterzeichnet hatte, verließ das russ. Hülfscorps am 10. Juli den Bosporus und schiffte sich in Bujukdere ein, um nach Rußland zurückzukehren. Später zogen sich auch die engl. und die franz. Kriegsschiffe aus den türk. Gewässern in der Levante, jene nach Malta, diese nach Toulon zurück. Rußlands bewaffnete Dazwischenkunft, welche Konstantinopel vor Aufruhr schützte und den Frieden mit Aegypten beschleunigte, sowie die Besetzung des Bosporus — ein Ereigniß, welches Paris und London in der größten Spannung erhielt — war jetzt in ein enges Bündniß zwischen Rußland und der Pforte umgewandelt, welches die Eifersucht jener Staaten in einem noch höhern Grade erregte. Die Dauer jenes Bündnisses, dessen Inhalt noch nicht genau bekannt ist, wurde auf 10 J. bestimmt. Beide Mächte versprachen sich gegenseitigen Beistand, gegen innere Empörung und äußern Angriff, zur Erhaltung der Integrität ihres Gebiets, und die Pforte versprach, auf Verlangen Rußlands jeder feindlichen Macht die Dardanellen zu schließen. Die Pforte sollte keine andere Allianz schließen, noch den Beistand einer andern Nation nachsuchen. Auf die dagegen von England und Frankreich in Petersburg und Konstantinopel übergebenen Noten wurde zurückweisend und ausweichend geantwortet. Doch haben sowohl Lord Palmerston im engl. Unterhause als auch der Herzog von Broglie und der Minister Tiers in der franz. Kammer die öffentliche Meinung über jenen Tractat zu beruhigen versucht, und unter den Großmächten Rußland, Frankreich und England herrscht gegenwärtig das beste Einverständniß. — In Folge jener engern politischen Verbindung und um dem Kaiser von Rußland für die geleistete Hülfe zu danken, ward im Oct. 1833 Fewzi Ahmet Pascha als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg gesandt, wo er

Digitized by Google

Ende Nov. ankam. Daselbst wurde am 29. Jan. 1834 ein anderer Tractat zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossen und von Ahmet Pascha unterzeichnet. Die für dieselbe harten Bestimmungen des Friedens zu Adrianopel sind ermäßigt und die noch zu leistende Summe soll auf ein Drittel vermindert seyn. — Der Vicekönig von Aegypten hat zwar als Vasall der Pforte einen Theil des verlangten Tributs in Konstantinopel entrichtet und seine Unterwürfigkeit auch sonst zu erkennen gegeben; allein seine Macht scheint durch die Härte sowie das Monopolsystem nichts weniger als gesichert zu seyn. In Syrien ist ebenfalls wegen Ibrahim's Pascha militairischen Despotismus eine Empörung ausgebrochen. Außer der von ihm eingeführten Zwangsconscription, dem Steuerdruck und einem starken Einfuhrzolle, erregten Ibrahim's Versuche, in den neuen Gebieten dasselbe System einzuführen, das sein Vater in Aegypten so gewinnreich gefunden, indem er angefangen die vornehmsten Landeserzeugnisse zum Monopole für sich zu machen, offenen Widerstand. Ibrahim sah sich daher genöthigt, sein Heer, das 70.000 Mann stark seyn soll, fortdauernd auf dem Kriegsfuße zu erhalten. — Der Vicekönig von Aegypten mußte 1833 in Arabien, namentlich in dem Hedschas, einem gebirgigen Küstenlande am arabischen Golf, eine furchtbare Insurrection, an deren Spitze ein Türke, Namens Bilmez, mehrmals gesiegt hatte, mit einem beträchtlichen Heere unter seinem Neffen Ahmet Pascha bekämpfen, die jedoch nach der Unterwerfung Yemens ihr Ende erreicht haben dürfte. All Dieß scheint der Pforte Vertrauen auf eine günstigere Wendung der Dinge einzuflößen. Indeß hat sie noch immer mit der Beruhigung ihrer eignen Provinzen und mit der Herstellung ihrer Finanzen (der Curs des türkischen Geldes war so schlecht, daß am 4. März 1834 der Gulden 404 bis 405½ Para stand) vollauf zu thun. Die Feuersbrünste in Konstantinopel wiederholten sich fast täglich in der ersten Hälfte des Febr. 1834. In Bosnien nahm die Anarchie wieder überhand, Räuberbanden streiften umher, und Fürst Miloſch von Serbien mußte hier der Pforte thätigen Beistand leisten. In Albanien wurden die Klagen über Ali Ranuck, Pascha von Scodra (Skutari), so laut, daß die Pforte im Febr. d. J. dem Verlangen der insurgirten Einwohner nachgab, und Hasseres Pascha zu Ranuck's Nachfolger ernannte, diesen aber zum Ersatz der erpreßten Summen und zum Schadenersatz verurtheilte. Alle Willkür in der Verwaltung solle fortan einem geordneten Systeme weichen und die Provinzialregierung gesetzmäßig seyn. Im Paschalik Bagdad hatten sich der Scheich Dscherba und mehre Horden empört; in Verbindung mit andern Rebellen in Bassora, nebst dem Statthalter von Mosul, Jahja Pascha, umlagerten sie Bagdad. Zur Dämpfung des Aufruhrs wurde von Konstantinopel Agiah Effendi nach Bagdad gesandt, worauf es dem Statthalter von Bagdad gelang, die Rebellen im Jan. 1834 zurückzuschlagen, einige Anführer derselben fielen im Kampfe, andere wurden gefangen, der Scheich aber und Jahja Pascha retteten sich in die Wüste und Said Pascha ersetzte den Letztern in der Statthalterschaft von Mosul. Auch in Kurdistan ward die Herrschaft der Pforte jetzt weniger als je anerkannt. Die Kurden hatten bisher jeden Versuch, sie von ihrem herumziehenden Leben und ihren Raubzügen abzubringen, vereitelt. Die Pforte ernannte daher im Jan. 1834 Reschid Mehemed Pascha zu ihrem Generalstatthalter in den Paschalik's Siwas, Rakka, Diarbekr und andern mit dem Auftrage, ein regulaires

Digitized by Google

Heer zu bilden und die Unterjochung der Kurden zu vollenden. Die Rebellen in Kleinasien wurden schon früher besiegt, und der russische Commandant in Tiflis, General Rosen, nahm ihren Anführer, Kadi Kiran, nebst einigen 100 von seiner Bande gefangen und überlieferte sie den türkischen Behörden. — Endlich wurden auch (im März 1834) die Unterhandlungen über die griech. Angelegenheiten beendigt. Der Bankier Rothschild soll der Pforte bereits einen Theil der Territorialentschädigungssumme bezahlt, den Rest von 5 Millionen Francs aber in Goldbarren zu liefern versprochen haben. Auch wurden im Dec. 1835 die Grenzberichtigungen mit dem griech. Königreich ihrem Ende nahe gebracht. (Ueber Samos und Serbien, s. d. Art.) Die Verhältnisse der Pforte zur Moldau und Walachei sind ebenfalls in Ordnung gebracht worden, und ihr Wohlstand nimmt unter der neuen Hospodarenregierung sichtbar zu. Dagegen dauerten in Bosnien und Albanien die Unruhen das ganze Jahr 1835 fort, namentlich in Skutari, und das Land ist jetzt (Jan. 1836) noch nicht beruhigt.

Die Türkei, oder nach einem einzelnen Zweige der Türken, der osmanische Staat, umfaßt europäische, asiatische und afrikanische Provinzen. Die europäischen grenzen gegen N. an Rußland, Siebenbürgen, Ungarn und Galizien, gegen W. an Illyrien, Dalmatien, das Königreich Griechenland, das adriatische, mittelländische und ionische Meer, gegen S. ans mittelländische Meer, gegen O. an Rußland, das schwarze Meer, die Meerenge von Konstantinopel, das Marmormeer, die Dardanellenstraße und den Archipelagus; die asiatischen gegen N. an das schwarze Meer und an Rußland, gegen O. an Persien, gegen S. an den persischen Meerbusen und Arabien, gegen W. an die Landenge von Suez, das mittelländische Meer, die Straße der Dardanellen, Marmormeer und die Straße von Konstantinopel. Das Ganze hat ohne die Vasallenländer des Vicekönigs von Aegypten, Serbien, die Moldau und Walachei, 21.000 QM. — Das Land ist überhaupt sehr gebirgig. In Europa ist der Hämus (s. d.) mit seinen Zweigen, das skardische Gebirge an Ungarns Grenze, der Athos (s. d.), Zweige der Karpathen im N. der Donau. Uebrigens sind hier auch viele ausgedehnte fruchtbare Ebenen. In Asien ist das Hauptgebirge der Taurus, der Libanon (s. bde.) ꝛc., mehre Seitenzweige des Kaukasus. Ueber das türk. Afrika s. Aegypten und Nil. Das Klima ist im S. des Hämus mild, in ebenen Flächen mit ewigem Grün; im Sommer zum Theil mit anhaltender lästiger Hitze; aber im N. jenes Gebirges rauher, mit empfindlichem Winterfrost; im mittlern Gebiet im Sommer zuweilen Wechsel der Hitze mit kalter Nordluft. Auch in dem asiatischen Theil ist die Luft in einigen Landstrichen im Sommer sehr heiß und an den Küsten durch kühle Seewinde gemäßigt; auf mehren 1000 QM. im Winter ohne Schnee, Eis, Reif; nur wenige höher liegende Flächen, z. B. im armenischen Hochplateau haben Monate dauernde Winter mit anhaltenden Schnee- und Eisdecken. Sehr gefährlich ist in verschiedenen asiatischen Landschaften Menschen und Thieren der brennende Südwestwind Samum. Auch in dem südlichen Theile der europäischen Türkei kennt man den ermattenden Sirocco. Die nicht einheimische Pest (welche sich auch während des letzten Krieges in der Moldau und Walachei zeigte) und Erdbeben verwüsten oft große Districte. In Asien sind der Skorbut, Aussatz (s. bde.) und die Beule von Aleppo (s. d.) endemisch. Jüngst

hat die Cholera große Verwüstungen in fast allen Theilen des Reichs angerichtet. — Die Meere sind das Kara Denghiz (schwarze Meer), das neuerlich immer mehr verschlammte Marmormeer (durch die Meerenge von Konstantinopel mit dem schwarzen Meere verbunden), das Ok Denghiz (ägäische oder weiße Meer) oder der Archipelagus (durch die Dardanellenstraße mit dem Marmormeere zusammenhängend), das mittelländische Meer. Die Meerengen: von Konstantinopel (Bosfor, $4^1/_2$ Meilen lang und 2400—11.400 F. breit, mit mehren Buchten, z. B. bei Bujukdere), Hellespont oder Dardanellenstraße, $^1/_8$ M. und an der Stelle der Festungen nur 400 Toisen breit und 12 Stunden lang. Die Seen in Europa: Kopa in Livadien, See Jenina bei Skutari in Albanien, Bajaga bei Islenderje, See von Ochri; in Asien: der Benischer in Karamanien, der Wan oder Ardschis, in Armenien, dessen Umfang 45 M. betragen soll, das 12 M. lange und 3 M. breite Todte Meer (s. d.), die vom Jordan gebildeten Seen Menom und Genesaret oder das Meer von Tiberias, beide in Palästina; der See von Antiochia, in den sich der Safon, Ifrin ꝛc. ergießen. Die Flüsse in Europa: Donau mit dem Flusse Save (mit Drina ꝛc.), Morawa, Aluta, Pruth ꝛc., mündet sich in 4 Armen ins schwarze Meer; eben dahin der Urana und Dniester; ins ägäische Meer fließen: die Maritza ꝛc. Ins adriatische Meer fließen: der schwarze Drino, Cocytus, Salambria (Peneus), Sionapro (Achelous, über den bei Caracos oder Tataraina eine römische Brücke führt, der einzige Verbindungsweg zwischen Thessalien, Aetolien und Akarnanien). In Asien der Euphrat, der Tigris (s. bde.) mit dem Diala, der sich in den persischen Meerbusen ergießt; der Meinder (Mäander) ins ägäische; Turak und Tscharack, Oront oder El Azi, Karasu (Cydnus), Sihan (Sarus), mündend ins Mittelmeer; Jordan, 2—300 F. breit und heftig strömend, ins todte Meer; ins schwarze Meer, der Rio oder Rioni (Fachs, Phasis) ꝛc.

Die vorzüglichsten Landeserzeugnisse sind: viel Rindvieh, Büffel, herrliche Pferde, Esel, Maulesel, Kameele, Dromedare, Schafe mit feiner seidenartiger Wolle, auch breitschwänzige (syrische) und turkomanische (schwarzwollige), Ziegen (auch angorische, und in Palästina mit ellenlangen Ohren), Schweine, besonders in Bosnien und Serbien, Speise- und Raubwild, Gazellen; in Waldgegenden Bären, Wölfe, Schakals, Hyänen, Tiger, Leoparden; Strauße, verheerende Heuschrecken, viel Geflügel, besonders Rebhühner, Ortolane, Schnepfen, erheblicher Seidenbau, vorzüglich in Arnaut und Anadoli, Bienenzucht (aber schlechtes Wachs), eßbare Heuschrecken, Vipern, viele Fische, Störe, Austern, Schildkröten, Korallen, Purpurmuscheln; Getreide, besonders Weizen in Rum-Ili, Gerste und Mais, viel Reis im Süden des Hämus und in Aegypten, Gemüse und Hülsenfrüchte, Wein (Cyperwein, 150.000 Gougas ausgeführt), in der Walachei und Moldau jährlich 800.000 Eimer; Obst (an der nördl. Küste Natoliens ganze Wälder von Nuß-, Aprikosen-, Pflaumen- und Kirschbäumen), vielerlei Südfrüchte, Datteln, Feigen, Oliven, Ricinus, Pistaziennüsse, Manna, Zucker, Indigo, Sesamum, Soda, rhodiser Holz, Balsamstaude (Laudanum), Mastix (auf Saki oder Chios 50.000 Ct.), Kreuzbeeren (grains d'Avignon, in Janina und Tirhala), Süßholz, Gummi Tragant, Aloe, Koloquinten, Saffran, Mohn (mit Opiumbereitung), Krapp, Hanf, Flachs, Baumwolle (im macedonischen Thale von Seres jährlich an 50.000 Ballen, wovon über 30.000

Digitized by Google

nach Deutschland gehen), Taback (Macedonien führt jährlich an 112.000 Ballen für 4 Mill. Piaster aus), Senlon (eine Bollengattung in Montenegro, die beste Arznei gegen den Schlangenbiß), beträchtliche Waldungen, auch mit Harz- und Gummigewinn, besonders von der Tragantstaude, Cedern von Libanon, Knoppern und Galläpfel. — Der Bergbau ist ganz vernachlässigt; es gibt Gold und Silber (bei Kostandil, am Fuß des Orbelus; auch Goldwäsche der Zigeuner in der Walachei und Moldau; Silber- und Kupferminen bei Karatowa), Eisen (bei Olassina unweit Varna), Blei, Kupfer (in Diarbekir), Asbest, Salpeter, Steinkohlen (zu Okna, Rimnik 1½ Mill. Ct.), und Seesalz, Alaun, Kalk, Marmor, Meerschaum, treffliche Schleifsteine, Walkererde, Farbenerden, Schmirgel, Schwefel, Steinkohlen, Mineralwasser, warme und heiße Bäder, Naphtha- und Theerquellen.

Die Zahl der Einwohner wird auf 23 Mill. geschätzt, wovon auf den europäischen Antheil 11, auf den asiat. 9¾ und auf den afrik. 2½ Mill. kommen: ein durch Zwang und Furcht verbundenes Gemenge der verschiedenartigsten, sich gegenseitig hassenden oder verachtenden Völker. 1) Herren des Landes sind alle Sunniten (s. Mohammed), wie die Araber, Tataren und Turkomanen, insbesondere aber die osmanischen Türken (s. d.) 7½ Mill., am zahlreichsten in den nördlichen asiatischen Provinzen. 2) Die Turkomanen (s. d.), 1½ Mill., sind theils in Armenien seßhaft, theils als Nomaden in Anadoli und den Stromthälern des Innern verbreitet. Sie sprechen türkisch; so auch 3) die Tataren 60.000, die aus der Krim in die Donauprovinzen gezogen sind. 4) Araber (s. d.), 2½ Mill. 5) Kurden, 1 Mill., ein Volk von ungewisser Abstammung, in Kurdistan, mit persischer Sprache, theils Schiiten, theils nestorianische Christen. 6) Griechen (s. d.) 4.200.000. 7) Armenier (s. d.) 1 Mill., als Kaufleute und Handwerker fast über alle Provinzen verbreitet. 8) Kopten (s. d.) in Aegypten. 9) Slawen in mehren Stämmen, als: Albanier oder Arnauten (s. d.) 750.000, Bosniaken in Bosnien, theils Moslemin, theils kathol. Christen; Serbier (s. d.) oder Raizen 620.000; Bulgaren ½ Mill. in der Bulgarei, von der Donau nördlich, vom Hämus südlich begrenzt, größtentheils griech. Christen, doch haben sich Viele von ihnen zum Islam gewendet; Montenegriner (s. d.); 10) Drusen (s. d.) auf dem Libanon; 11) Juden, 700.000; 12) Walachen, 120.000; 13) Zigeuner und mehre kleine Stämme unbekannten Ursprungs, vorzüglich in den Gebirgen Asiens; auch 15.000 Franken. Unterschied der Stände kennt man in der Türkei nicht; Bürgerabtheilungen sind: 1) Sherifs oder Emirs, Abkömmlinge von Mohammed's Stamme, auch die privilegirten Familien Damat und Dumi-Sade; 2) Minister und andere Staatsbeamte; 3) Stadteinwohner, Bürger und mohammedanische Privatpersonen ohne öffentliches Amt; 4) Pöbel, Sklaven, steuerbare Unterthanen, die Kopfgeld, Charadsch zahlen; 5) die durch Baratten (Freiheitsbrief der Gesandten, Consuln ꝛc.) begünstigten Schutzeinwohner. Uebrigens hat kein Geburtsvorzug bei den Türken statt; selbst Sklaven, welche die Freiheit erlangt haben, können zu den ersten Aemtern gelangen. Nur die Nachkommen des Propheten und der Wessire Ibrahim Chan Oglu und Achmet Kiuprili genießen einige Auszeichnung. Aber ein Türke kann nie Sklave seyn oder werden; die Sklaverei entsteht durch Kauf oder Krieg. Unter den Griechen, Slawen, Armeniern und selbst den kleinern Völkern (Kurden, Druen,

Rosairen, Maroniten) findet sich ein Adel; die Wlachen und Moldauer haben ihre Bojaren, die Araber ihre Scheikhs. Diese Völkerschaften führen den Namen Rajahs, d. i. Nichtmohammedaner und Nichtfranken, welche für die Erlaubniß, hier zu leben, ein Charadsch bezahlen. Hauptsprachen sind: 1) die türkische (s. d.) und tatarische, die von den Osmanen, Tataren und Yuruks (Nachkommen turkomanischer Colonisten in Macedonien) gesprochen werden; 2) arabische bei den Arabern und Drusen; auch Hof-, Kirchen- und gelehrte Sprache; 3) neugriechische oder Romaik; 4) slawische in verschiedenen Dialekten geredet von Serbiern, Raizen, Bosniern, Kroaten, Bulgaren; 5) armenische mit 4 Dialekten; 6) wlachische, Tochter der lateinischen Sprache; 7) arnautische und albanesische, eine Mischung der slawischen und griech. Sprache; 8) jüdische, d. i. Hebräisch mit spanischen und italien. Wörtern; 9) persische mit den Dialekten der kurdischen; 10) syrische nur in 2 Orten, Mara und Malûla, mit den syrischen Mundarten, der nabathäischen bei den Nestorianern und der mendaischen bei den Johannischristen; 11) die turkmanische; 12) die aramäische oder südchaldäische; 13) die grusische in 2 Dialekten; 14) die lingua franca. Die Hauptreligion ist die mohammedanische (s. d.) und zwar die bei den Türken herrschende Partei der Sunniten 13½ Mill. Von den Schiiten, die bei den Persern herrschen, gibt es mehre Sekten. Die Bekenner der christlichen (s. Griechische Kirche) und der jüdischen Religion haben keine bürgerlichen Rechte. Die Katholiken, 600.000, haben 2 Erzbischöfe, 10 Bischöfe und mehre Klöster. Auch gibt es lutherische und reformirte Gemeinen. Unter den orientalischen Christen sind die Nestorianer 300.000, Monophysiten 1½ Mill., Maroniten u. m. a. Sekten zu bemerken. Zu den jüdischen Sekten gehören noch die Samariter, etwa 30 Familien in Jaffa und Naplus; endlich eine gemischte Sekte, die Nazaräer. Die türkische Geistlichkeit ist reich; ⅔ der liegenden Gründe des Staats sollen den Mrscheen gehören und 225 Mill. einbringen. Die mohammedanischen Theologen (Ulemas) treiben zugleich juristische Praxis. Den Kirchendienst verrichten Imans (Priester), Danischmends und Talismun (Diakonen). An der Spitze der Geistlichkeit steht der Großsultan selbst als Kalif oder Nachfolger Mohammeds; in seinem Namen verwaltet der Mufti (s. d.) in Konstantinopel die höchsten bischöfl. Rechte, den der Kaiser nach Belieben ernennt und absetzt und dessen Stellvertreter Fetva-Emini heißt. Nächst dem Mufti sind die Kadileskiers, Mollas und Kadis die wichtigsten Glieder der Ulema (s. d.); in größern Städten ernennt der Mufti wieder Untermufti. Die wissenschaftliche Bildung der Osmanen ist sehr gering. (Vgl. Türkische Sprache und Literatur.) Ihre Baukunst liefert zum Theil schöne Werke; Malerei, Bildhauerkunst ꝛc. werden nicht betrieben; doch hat die Eitelkeit auch bei den Moslemin über das Verbot des Propheten, Menschen abzubilden, neuerlich gesiegt. Die Bibliotheken (in Konstantinopel 3) enthalten arabische und andere Handschriften. Des gelehrten Mustapha, mit dem Beinamen Hadjy-Kalfa, arabische, persische und türkische Bibliographie enthält über 30.000 Titel von verschiedenen Werken und ist noch nicht vollständig. Es gibt türkische (in Konstantinopel), griechische (wie in den Klöstern des Libanon), armenische und jüdische Buchdruckereien. Noch weniger Bildung ist unter den Griechen; viele niedere Geistliche (besonders die Kalojer, Mönche) können kaum die gemeinsten Gebete in griech. Sprache lesen. Auch die

Digitized by Google

Kawen, Armenier, Wlachen, Tataren und Juden haben nur sehr dürftige Schulen. Griechen und Juden sind die gewöhnlichsten Aerzte, Chirurgen und Apotheker.

Manufacturen überlassen die Osmanen meistens christlichen und jüdischen Einwohnern und suchen für sich lieber Hof-, Kirchen-, Armee- und bürgerlichen Aemter. Ungeachtet des Reichthums an rohen Stoffen findet man nur Fabriken in Tuch und andern Wollzeuchen (macedonische Abais, Caputröcke von Zagora, Wollgürtel von Helle, Camlotte von Angora, wozu aber auch das Haar der Angoraziege genommen wird), Seide (besonders zu Brussa, Mardin, Bagdad, Haleb, Konstantinopel, Salonichi, auf Saki), Baumwolle (vorzüglich zu Turnowo, wo die schönen Alajitas aus Seide und Baumwolle gewebt werden, Salonichi, Karaveria, Seres, Konstantinopel, Silistria, Haleb, Damaskus, Mossul, Guselhissar, Diarbekir, Ismir, Manissa; Segeltuch aus Baumwolle zu Maida), Leinwand (zu Brussa, Trabesunt ꝛc.), Teppiche (zu Brussa, Karahissar, Bergamah, Haleb, Damaskus, Salonichi), Leder (der rothe Safian von Diarbekir, Orfa und Kuskin, die himmelblaue von Konia, der gelbe von Kaisarie; Corduan in Diarbekir und Konia; Sattel in Aintab; Pferdezäume (in Hille), Glas, Seifensiedereien, Färbereien (die vorzüglichsten Türkischgarnfabriken sind in Thessalien, besonders in dem berühmten Thal Tempe am Ossa, auch in Ambelakia, Jenischeer und Tirhala), Opium, Fayence und irdene Geschirre, Pfeifenköpfe von Meerschaum und Pipak, Taue aus Dattelnfasern und Schilf, Salmiak, Pulverfabrik, etwas Schiffbau, Taback-, Segeltuch-, Chagrin-, Metall-, besonders Stahl- (damascener Klingen) und Kupferfabriken, wenig Werkstätten; Stickereien, Uhrfabriken, Silberarbeiten ꝛc. den Handel nach der Levante; die Engländer haben $^3/_5$, die Franzosen $^1/_3$, die Niederländer und Oestreicher jede $^1/_{10}$ des Ganzen in Händen. Der deutsche Handel nach der Türkei (levantischer Handel genannt) wird jährlich auf 5 Mill. Piaster berechnet, von denen 2 Mill. durch Waaren gedeckt und 3 Mill. baar von Wien aus durch griech. Hände gehen. In dem Friedensschlusse von Adrianopel (14. Sept. 1829, Art. 7) verband sich die hohe Pforte, sorgfältig darüber zu wachen, daß der Handel und die Schifffahrt des schwarzen Meeres insbesondere, kein Hinderniß von irgend einer Art, erfahren könne. (Vgl. d. vor. Art.) — Die Staatsverfassung beruht auf sieben Sammlungen politischer Gesetze („Kanunname"). Sie ist orientalisch. Der Padischah vereinigt als Kalif höchste geistliche Würde mit der höchsten weltlichen Macht. (Vgl. Sultan und über den Hofstaat Serail.) Das Reichswappen, welches Mohammed II. nach der Eroberung Konstantinopels annahm, ist ein grünes Schild mit einem wachsenden silbernen Monde. Für verdiente Europäer stiftete Selim III. 1799, bei Gelegenheit des von Nelson bei Abukir erfochtenen Sieges, den Orden des halben Mondes mit drei Classen. Nelson, Sebastiani und andere Ausländer haben ihn erhalten. Der am 19. August 1831 im Serail zum ersten Male ertheilte „Orden des Ruhmes" besteht aus vier Classen. Das Ordenszeichen der ersten ist ein goldener, ringsum mit Brillanten besetzter Medaillon, auf welchem das Tughra oder der Namenszug des Sultans, mit der Inschrift Nischani Istichar (Zeichen des Ruhmes) zu lesen ist. Dieser Medaillon hängt an einer goldenen Kette, welche mittelst einer reichverzierten Spange an einem brillanten Knopfe befestigt ist; der Unterschied zwischen den verschiedenen Classen

Digitized by Google

ist nur an den mehr oder minder kostbaren Verzierungen bemerkbar, und die letzte Classe besteht in der einfachen Medaille, welche ohne Einfassung an einen diamantenen Knopf geheftet ist. — Die Staatsverwaltung ist ebenfalls orientalisch. Im Namen des Sultans regiert der Großwesir (s. d.) oder in Abwesenheit der Kaimakan; doch haben auch die Umtriebe im Serail unter den Weibern und Beschnittenen vielen Einfluß. Der höchste Staatsrath, Divan (s. d.), wird, unter dem Vorsitze des Großwesirs, im zweiten Hofe des Serails gehalten. Den ordentlichen bilden die höchsten Reichsbeamten (der Ciaga Beg, der Reis-Effendi, der Defterdar oder Finanzminister, Kapudan Pascha oder Großadmiral und der Tschausch Baschi oder Minister der innern ausübenden Gewalt) und die Agas der Truppen; zu dem außerordentlichen Divan werden auch andere Personen, vorzüglich der Mufti, berufen. — Sämmtliche Pforten- und Reichsämter wurden, nach der neuen im „Moniteur ottoman" vom 17. Jan. 1834 publicirten Einrichtung, in vier Classen getheilt. Zu der ersten gehören allein der Kiahajaker, oder Minister des Innern, der Reis-Effendi, oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten (gegenwärtig Khadschi Akif Effendi) und der Defterdar, oder Finanzminister des Reichs. Der Großwürdenträger des Reichs: der Scheick-ul-Islam oder Großmufti, der Sadre-Asam oder Großwesir, die Mitglieder des Divans für die Reichsangelegenheiten und die Militairchefs haben wie bisher ihre hohe Stellung behalten. Mehre Aemter und Unterstellen wurden abgeschafft, die Uniformirung der Staatsbeamten durch Ehrenzeichen abgestuft, vielen Stellen, die bisher nur eine ungeregelte Einnahme hatten, ein bestimmter Gehalt angewiesen, und die jährliche Bekanntmachung des Tewdschihat (Liste der Staatsämter) der dem Ramazan vorangehende Monat Schaban festgesetzt; während jene für die Statthalterschaft, wie bisher nach dem Bairamsfeste erlassen werden soll. In der Provinzialverwaltung streben Mahmud's Reformen dahin, die künstlichen Kasten- und Rassenprivilegien zu zerstören, die Feudalmacht der Beis aufzuheben und Gewerbfleiß und Bildung unter allen Völkern seines Reichs zu befördern. Zur Unterweisung der Türken gestattete der Sultan sogar dem Missionar des amerikanischen Missionsvereins, Gordall, Lancasterschulen anzulegen, welche guten Fortgang haben sollen; eine Specialschule für Wundärzte wurde 1832 errichtet, im Febr. 1834 die Errichtung einer Post zum Behuf regelmäßiger Briefbeförderung durch die ganze Türkei beschlossen (Hadi-Effendi wurde zum Generaldirector des Centralpostamts in Konstantinopel ernannt), wodurch sich die Pforte eine neue Einnahmequelle von 6 Mill. Piaster jährlich eröffnet haben soll. Die Herstellung der Finanzen war das dringendste Bedürfniß der Pforte. Auch hier schien sie endlich zu einem bisher noch nie angewendeten Mittel schreiten zu wollen, zu einer Anleihe bei dem Hause Rothschild; allein es fehlte ihr an Realitäten, um Capital und Zinsen zu decken. — Die Provinzen sind, mit Ausnahme der Moldau und Walachei und der beiden Hauptstädte Istambol und Edreneh (Adrianopel), in Ejalets, Paschaliks oder Statthalterschaften mit Sandschaken oder Fahnen, eingetheilt, unter welchen die Statthalter von Rumili, Anadoli und Damask den Titel Beglerbeg führen und drei Roßschweife vor sich her tragen lassen, welches Recht auch der Kapudan Pascha besitzt, die übrigen Paschas führen deren nur zwei. Die Paschas (s. d.) in den Provinzen haben ihren Divan, wie der Reichsdivan besetzt ist. In militairischer

Digitized by Google

Hinsicht wird jeder Paschalik in Sandschaks abgetheilt. Bei Ausbruche eines Krieges müssen die im Sandschak wohnenden Spahi, Timariots und Zaimiten (s. d.) sich bei dem Sandschak-Beg einfinden, der die Befehle des Pascha erwartet. Noch gibt es im ganzen Reiche gewisse Lehngüter der Pforte, Kilidsch, Zaim und Timars genannt, deren Besitzen verbunden sind, außer dem persönlichen Dienste, eine gewisse Anzahl Reiter und Fußvolk ins Feld stellen. Die Paschaliks werden ferner in Mussellimliks, Woiwodoliks und Agaliks abgetheilt. Die Quelle aller Staats-, Civil- und Criminalgesetze ist der Koran; außer dem Gesetzbuche („Multeka") gelten in den Gerichtshöfen die vielen Auslegungen der Ulema (d. i. die mächtige Körperschaft der Gesetzverständigen, die zugleich zum geistlichen Stande gehören). Der Mufti ist nicht allein oberster Priester, sondern der höchste Ausleger der Gesetze. Seine Entscheidungen (Fetfahs) werden gesammelt. Das höchste Gericht, Divan Khaneb, wird vom Großwessir vier Mal wöchentlich in seinem Pallaste oder in dessen Abwesenheit vom Tschauch Baschi gehalten. Die niedern Gerichte verwaltet in den größern Städten der Molla, in kleinern der Kadi. Unter ihnen stehen die Mussellms als Vollstrecker der Urtheile. Die Rechtspflege ist ebenso einfach als schnell und streng. Gewöhnliche Strafen sind die Bastonade, Henken, Ersäufen, Erdrosseln, Spießen. Der Zeugenkauf ist das größte Gebrechen. — Die Kriegsmacht der Türken, einst vor Einführung der stehenden Heere durch Zahl und fanatische Tapferkeit Europa so furchtbar, hat in der neuern Zeit ihren ehemaligen Ruf unwiederbringlich verloren. Im Mai 1828 betrug, nach einem russischen Journal, die auf europäische Weise organisirten und aus 68 Bataillonen, jedes zu 1000 Mann, bestehenden Truppen, mit Einschluß der Offiziere u. s. w. 68.000 Mann; die Garde des Sultans belief sich auf 6000; die Seesoldaten aus der Levante, die erforderlichen Falls auch zu Lande dienen müssen, betrugen 40.000; 8 leichte Bataillone, früher u. d. N. Mechterdi bekannt, 8000; das leichte Corps asiatischer Truppen zählte 6000; das der Freiwilligen 5000 und das Corps der Fremden 5000 Mann. Alle diese zusammen bildeten ein aus 138.000 Mann bestehendes Heer Infanterie. Die Artillerie bestand aus 12.000 Artilleristen in 20 Bataillonen zu 600 Mann getheilt; aus 3000 Bombardieren; 3000 Mineurs und Pioniers; 2000 Mann Garde-Artillerie; 15.000 Mann Festungs-Artilleristen längs der Donau und 6000 Mann Trainknechten u. s. w.; zusammen 40.400 Mann. Die Reiterei zählte an Garde-Cavallerie 1500 Mann; an Spahis die beständigen Sold beziehen, 25.000; an Reserve-Cavallerie 20.000; an Timaristen (eine Art reitende Miliz) 120.000; an Freiwilligen 30.000; zusammen 196.500 Mann. Alle obenbenannten Truppengattungen bildeten eine Armee von 374.990 Mann; zieht man diesen die 40.000 Seesoldaten, ferner die Besatzungen der Donaufestungen dienten, imgleichen 9500 Mann für die Garde des Sultans ab, so ergibt sich, daß im Mai 1828 dem russ. Heere gegenüber 240.400 Mann im Felde zu stehen. Zu dieser Zahl sind weder die Asien stehenden, noch diejenigen Truppen gerechnet, die sich in Morea, in andern Provinzen und auf den Inseln befanden. — Die ganze active türkische Macht kann man dermalen auf 300.000 M. annehmen; ein allgemeiner Ruf zu den Waffen dürfte diese Zahl auf das Doppelte bringen. — Die türk. Seemacht bestand im Mai 1828 aus

Digitized by Google

24 Linienschiffen, 21 Fregatten und 40 kleinen Fahrzeugen, die alle zusammen 2000 Stück Geschütz und 5200 Matrosen mit sich führten; auf dem Stapel lagen noch 11 Fahrzeuge. Das Reich der Osmanen hat in Europa die Länder Romanien (Thrazien), Bulgarien, Arnaut, Bilajeti (oder Makdonien und Albanien), Jahjah (Theffalien, Livadien die Insel Kandia (Kreta), die Königreiche Serbien und Bosnien und die mittelbaren Fürstenthümer Moldau (bis an den Pruth) und Walachei. In Asien die Länder: Anadoli (Natolien, Levante), Syrien und Palästina, Al Dschesira (Mesopotamien). Sfa Atabago (türk. Georgien) und Turkomanien (türk. Armenien) (ein Theil desselben ward im Friedensschluß von Adrianopel 14. Sept. 1829 an Rußland abgetreten) nebst Kurdistan (Assyrien) und Irak Arabi (Babylonien und Chaldäa); außerdem die Inseln Cypern, Rhodis u. a. m. In Afrika: Aegypten. — Ueber den gegenwärtigen, zwischen Untergang und Rettung schwebenden Zustand des türkischen Reichs vergleiche man Adolf Slade's (Offizier in der britischen Marine, der während des Kriegs mit Rußland an Bord des Schiffes des Kapudan Pascha diente) „Records of travels in Turkey, Greece etc. in 1829—31" (2 Bde., London 1833) und Urquhart's „Turkey and its ressouces, its municipal organisation and free trade, the state and prospects of English commerce in the East, the new administration of Greece etc." (London 1833). Slade prophezeit, vom militairischen und aristokratischen Gesichtspunkte urtheilend, den Fall der Türkei. Urquhart vertheidigt Mahmud's Reformen und hofft von ihnen den besten Erfolg.

Türkische Münzen wurden zuerst unter Mohammed II., seit der Eroberung Konstantinopels (1453) geschlagen. Weil der Islam Bildnisse von Personen überhaupt verbietet, enthalten die Münzen auf einer Seite nur den Thoghra (den Namen und die Insignien des Sultans in verschlungenen Linien) auf der andern einen Spruch aus dem Koran. Die Jahreszahl ist nach der Hegira angegeben. Die türk. Münzen haben doppelte Jahreszahlen; die eine derselben gibt das Jahr der Thronbesteigung des regierenden Sultans, die andere das Jahr seiner Regierung an. Ein fester Münzfuß findet in diesem Lande der Willkür und des Despotismus nicht statt; insbesondere wird er von den Paschen in den Provinzen nach Belieben geändert. Die kleinste türk. Münze ist der Asper, etwa 1 Pfennig an Werth; der Parah ist gleich 3 Asper oder einem Kreuzer; der Piaster, eigentlich Byr-Krus, wonach am gewöhnlichsten gerechnet wird, beträgt 40 Parahs oder etwa 10 Groschen 8 Pfennige. Bei größeren Summen rechnet man nach Beuteln, wonach einer 500 Piaster enthält. Alle Goldmünzen werden Zechinen genannt, sie sind aber sehr verschiedener Art, sodaß einige 200 Parahs oder 2 Thlr. 4 Groschen 6 Pfennige, andre nur 60 Parahs oder 16 Groschen werth sind. Außerdem sind Dukaten und mehre europäische Silbermünzen sehr gewöhnlich im Handel. Die Zahl der unter dem jetzigen Sultan erschienenen Münzgepräge sind ungefähr 28, wovon aber mehre außer Curs gesetzt sind. Unter den türkischen Münzstädten sind Konstantinopel, Alexandrien, Bagdad, Kahira, Tunis, Tripolis u. s. w. die bekanntesten.

Türkische Musik. Die Musik steht zwar bei den Türken, welche dieselbe von den Persern erhalten haben, auf dem niedern Standpunkte ihrer allgemeinen Cultur; indessen wird sie doch gern geübt und beson-

Digitized by Google

ders als Ausdruck der Liebe und kriegerischer Empfindungen angewendet. Ihre kriegerische Musik ist jedoch mehr Veranlassung unsrer sogenannten türkischen Musik, als daß diese ihr gleiche. Jene ist in der That rauh und widerlich, geräuschvoll zwar, aber geschmacklos. Das Orchester des Großherrn besteht aus 16 Hoboisten, 16 Trommelschlägern, 12 Trompetern, 4 Paukenschlägern und 8 Zymbelspielern. Diese Zahl wird verdoppelt, wenn der Sultan an die Spitze seines Heeres tritt. Die Hofsitte des osmanischen Hofes gestattet nicht jedem vornehmen Staatsbeamten, eine gleiche Anzahl Musiker zu halten. Die Pascha's von 3 Roßschweifen dürfen nur 9 und der Großweffir nicht über 12 Musiker haben. Der Letztere darf sein Orchester mit einem Paukenschläger nur dann verstärken, wenn er an der Stelle des Großherrn den Oberbefehl des türkischen Heeres übernimmt. — Die sanftere Musik der Türken hat etwas Melancholisch-Rührendes; sie bedienen sich dabei einer dreisaitigen Geige, der Derwischflöte, des Tambours, einer Laute, der Schalmeie und der Trommel mit Schellen. Die meisten Stücke werden nicht auf Noten gesetzt und nach Noten gespielt; übrigens haben sie dieselben Töne wie wir, aber sie benutzen weit mehr die Halbtöne. Sie bezeichnen ihre Musik mit Buchstaben. — Wir verstehen unter der türkischen Musik, deren Anwendung in Opern und Concerten jetzt sehr übertrieben wird, gewöhnlich die große Trommel (s. d.), Becken und Triangel, wozu man oft noch das Glöckchenspiel und das Beffroi oder Tamtam nimmt.

Türkische Sprache und Literatur. Wie die Türken oder Osmanen ein tatarischer Stamm sind, so ist auch ihre Sprache eine tatarische Mundart. Sie ist sowohl von der persischen als von der arabischen und den mit dieser verwandten Sprachen durchaus verschieden. Sie ist unter allen bekannten Sprachen die leichteste, weil sie die in ihrem grammatischen Bau regelmäßigste ist. Sie hat nur eine Conjugation der Zeitwörter (ausgenommen einen Unterschied zwischen ek und ak im Infinitiv, den das Ohr bald unterscheiden lernt) und nur eine Declination der Nennwörter. In dieser Sprache gibt es keine Ausnahmen, kein unregelmäßiges Zeit- oder Nennwörter. Die Beugefälle und Personen werden wie im Lateinischen durch die Endungen bezeichnet; allein der Phrasenbau ist weit leichter und die Versetzung wird nicht bis zu einer so beschwerlichen Länge gedehnt. Die türkische Sprache hat kein Geschlecht. Das Frauenzimmer und einige Lagen des Frauenzimmers werden durch besondere Wörter ausgedruckt, als Weib, Tochter; eine Schwester aber heißt ein Mädchen-Bruder. Obschon diese Sprache nicht wortreich ist, so ist sie doch männlich, energisch und sonorisch. Um den Wortmangel zu ersetzen, haben die Türken sich den ganzen arabischen und persischen Sprachschatz angeeignet und mit ihrer Sprache so verschmolzen, daß man ohne Kenntniß des Arabischen und Persischen das Türkische nicht gründlich erlernen kann. Indeß hätten sie fremde Wörter nur naturalisirt, und diese der Grammatik ihrer eignen Sprache angepaßt, so hätten sie dieselbe bereichert, ohne sie schwerer zu machen, und sie hätten ihren eigenthümlichen Charakter behauptet, allein diese Wörter und Redensarten behalten stets ihre ihnen eigne eigenthümliche Grammatik, daher rührt auch die große Schwierigkeit ihrer Erlernung. Das türkische Alphabet ist mit geringen Veränderungen das der Araber; es wird wie dieses von der Rechten zur Linken geschrieben.

Digitized by Google

Gemeiniglich schreiben die Türken ohne Unterscheidungszeichen; und wenn man die Sprache nicht recht gut versteht, so ist es unmöglich, ihr Geschriebenes zu lesen. Zwei Türken lesen fremde Wörter oder Namen selten gleich. Wenn ein geschriebener Buchstabe dem Auge die Wörter klar und deutlich darstellen soll, so sind sie hierin gewiß viel weiter zurück, als irgend eine andere Nation. Viele Buchstaben haben gemeiniglich drei verschiedene Formen, wenn sie am Anfange, in der Mitte oder am Ende eines Worts stehen. In der Türkei gibt es kaum Jemand, der mit den verschiedenen Schriftzeichen bekannt ist, ausgenommen die Schreiber von Profession, und selbst unter diesen hat jede Gattung von Buchstaben ihren bestimmten Zweck; die Neschki-Charaktere werden bei wissenschaftlichen Werken gebraucht; die Tealik in der Dichtkunst; die Divani bei Staatspapieren, Aufträgen und Briefen; und die Salus bei Aufschriften, Devisen u. s. w. Gleich dem Französischen in Europa ist das Türkische in einem großen Theile Asiens und auf Afrika's Nordküste die allgemein verständliche Sprache, obschon in vielen Dialekten, über welche bis jetzt noch wenig Untersuchungen sind angestellt worden. Das türkische Papier meist aus Venedig bezogen, wird stark geglättet, und man schreibt darauf, gewöhnlich ohne weitere Unterlage, auf den Knien, mit feinen Rohrfedern. Ihre Dinte gleicht unserer Buchdruckerschwärze. Auf Schönheit der Handschrift wird großen Werth gelegt, da die Buchdruckerkunst äußerst wenig benutzt wird. — Der kaiserl. Historiograph, Hieronymus Megiser zu Wien, gab 1612 die erste türk. Sprachlehre heraus. Seitdem wurde das Studium der türk. Sprache vorzüglich zu Wien betrieben, da Oestreich und die Pforte in so mannigfache Berührung miteinander kamen. Das größte Verdienst um das Studium der türk. Sprache erwarb sich Franz v. Mesgnien Meninski, kaiserl. Hofkriegsrath und Hofdolmetscher, welchem man nicht nur die beste türk. Sprachlehre (in lat. Sprache, zuerst Wien 1680, Fol.), sondern auch das vollständigste türk Wörterbuch verdankt. Die erstere wurden, mit Uebungen im Analysiren und Lesestücken vermehrt, von Kollar (Wien 1756, 4.), das letztere, gleichfalls stark vermehrt, von Jenisch, auf kaiserl. Kosten (Wien 1780—1803) aufs neue herausgegeben. Türk. Sprachlehren in französ. Sprache in welchen die türk. Wörter mit latein. Lettern gedruckt sind, hat man von Preinde (Berl. 1789, mit einem Wörterbuche) und von Viguet (Konstant. 1790, 4.). Die neueste gab Jaubert, Lehrer der türk. Sprache (Paris (1823), heraus.

II. Literatur. Türkische Schriftsteller, namentlich Hadschi Khalfa und die Verfasser der Biographien der Dichter, beginnen die Geschichte ihrer Literatur nicht mit Osman, dem Stifter der Dynastie (1300), sondern erst mit Murad II., dem sechsten Fürsten derselben. Indessen haben sich doch auch aus den beiden Regierungen Osmans und Orchans Spuren wissenschaftlicher Cultur erhalten durch die Geschichte, welche die Namen der berühmten gleichzeitigen nicht nur frommen, sondern auch gelehrten Scheiche, und die Gründung der ersten Schulen überliefert. Ob Sultan Osman und Orchan wohl selbst lesen und schreiben konnten oder nicht, und ob die Sage, daß der Letzte, als er, statt seinen Namen unterzusetzen, die in Dinte getauchte Hand aufs Papier drückte, durch die Form des Abdrucks der noch bestehenden Form des Tagra oder großherrlichen Anagrammes den Ursprung gegeben, kann uns gleichgültig seyn. Orchan, obgleich mit Krieg und Eroberungen beschäftigt, stif-

Digitized by Google

tete 1336 zu Brussa in Natolien eine wissenschaftliche Lehranstalt (Mädräsa), welche durch die Gelehrsamkeit der dabei angestellten Lehrer so berühmt wurde, daß selbst Araber und Perser es nicht verschmähten, Schüler der Osmanen zu werden. Außerdem stiftete Orchan noch mehre Collegien und Schulen in verschiedenen Städten seines Reichs. Berühmte Gelehrte in dieser Periode waren Sch. Edebali in Religions- und Gesetzwissenschaft, Sch. Ibn Ebilkassem, geschätzter Commentator des berühmten polemischen Werks Mansumii Nesefi, mehre mystische Dichter. Murad I. und Mohammed I. gründeten mehre Collegien. Die Fortschritte der Literatur in allen Fächern der Wissenschaften bei den Arabern und Persern in dieser Periode konnten den Geist der Osmanen nicht unangeregt lassen. Der süße Blüthenduft persischer Poesie rief einige Blüthen der osmanischen schon unter Ildirim Bajazet, weit mehre aber unter Murad II. hervor, zu dessen Zeit sich die türk. Sprache auszubilden anfing. Sultan Murad II. war selbst Dichter und liebte die Wissenschaften, er stiftete mehre Collegien. Aber mehr und größeres that Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, nach dessen Sturz die verscheuchten griech. Musen zwar nach Italien geflohen, aber in ihrer alten Heimath Liebe und Sehnsucht nach ihnen auch in der Brust der Barbaren erweckten. Sein größtes Verdienst um die Bildung seines Volkes ist, daß er der erste der osmanischen Sultane in der Hauptstadt des Reichs den öffentlichen Unterricht organisirt, und jene Stufenleiter der Collegien und ihrer Professoren einführte, welche später unter Sultan Suleiman dem Gesetzgeber ausgebildet, noch heute die Grundlage der Hierarchie der Ulemas ausmacht. Unter Bajazet II. ward die türk. Sprache und Literatur durch die Aufmunterung des Sultans noch mehr cultivirt. Er besoldete einen Hofdichter, Hofbibliothekar und Reichsgeschichtschreiber. Während Selims Regierung erschienen die Werke Navoni's, eines der glänzendsten Sterne der Pleias türk. großer Dichter, Kamii's des ersten zierlichen Prosaikers (der im Einzelnen wohl von Ali Wessi, im Ganzen aber von keinem der nachfolgenden türk. Prosaisten übertroffen ward), und Taschköprisade's, des gründlichen Gelehrten, der das ganze Gebäude der Gelehrsamkeit und den Verein der Gelehrten zuerst mit encyklopädischem und biographischem Ueberblick umfaßte. Freilich darf man bei diesen Männern keine europäische Bildung suchen, wie denn überhaupt die Türken wenig Selbständiges geliefert haben, und sich in Philosophie, Mathematik, Physik, Heilkunde, Gesetzwissenschaft und Theologie nach den Arabern richteten, und auch noch bis auf den heutigen Tag ihnen sklavisch folgen. Das goldene Zeitalter der türk. Literatur war die Regierung Suleimans des Gesetzgebers in der 2. Hälfte des 16. christl. Jahrh. Groß als solcher und groß als Eroberer, war er nicht minder groß als Beförderer der Wissenschaften und Studien, die, von seiner Großmuth gepflegt, die herrlichsten Früchte trugen. In allen Fächern derselben standen große Gelehrte und Schriftsteller auf, in keinem zahlreicher als in dem der schönen Redekünste, für welche diese Periode die classische Periode des türk. Geschmacks geworden. Die Büchersprache, die sich nicht aus sich selbst herausgebildet, sondern nur durch die Aufnahme von Wortschätzen aus der arabischen und persischen ihr Vermögen vergrößert hatte, wußte mit denselben weislich Rath zu halten und unterlag noch nicht unter dem Gepränge eines unnützen Wörterreichthums und unter der Länge unendlicher Perioden. Die Uebersetzun-

gen aus den Persern und Arabern vervielfältigten sich und eigneten den Türken die Schätze ihrer Literatur an. Der größte unter den Dichtern dieser Zeit war Messihi, groß selbst nach Scheichi, Nedschati, Ahmedpascha, Sati, Nevani, mit welchem der Kranz der großen türk. Dichter vollendet gewesen, wäre nicht später noch Baki aufgestanden, um die Pleias vollständig zu machen. — Mit der Poesie hielt die Prosa gleichen Schritt bis in Suleimans Zeitalter, welches auch für die türk. Prosa das glänzendste war; denn wiewohl seitdem die Poesie zurückgeblieben und die Prosa sich fortwährend ausbildete, so ist diese Bildung doch keineswegs eine Vervollkommnung, sondern eine Verbildung und geschmacklose Ueberladung mit fremdem Reichthum auf Kosten der angebornen Klarheit und Verständlichkeit der türk. Sprache. Die Meisterwerke ihrer Prosa, die türk. Uebersetzung der Fabeln des Bidpai, bekannt u. d. N. des „Humajuname" von Alaeddin Ali, gest. 950 (1544, und die Werke Lamiis, gest. 940 (1535), sind aus der Zeit Suleimans, der durch ihn Ausari's, Dschordschani's, und Dschami's Gedichte übersetzen ließ. Mit der Sprache vervollkommnete sich auch die Schrift, und die berühmtesten türk. Kalligraphen lebten unter Sultan Suleiman d. Großen. Dem Unternehmungsgeiste Suleimans danken wir den Seeatlas des Siri Rus u. d. N. Bahrie berühmt, die Reisen und andere Werke des Schiffcapitains Sadi Ali Kapudan. Die beiden Geschichtschreiber der Regierung Suleimans waren beide Nischandschis, Dschelalsade und Mohammedeamafansade. Der erste oder der Große genannt schrieb die Geschichte der Regierung Suleimans im schwulstigen orientalischen Style mit untermischten Versen, der Andere oder der Kleine ein Compendium der Geschichte der vorzüglichsten Dynastien von der osmanischen bis auf Selim II. Die historischen Werke der Türken sind größtentheils entweder in einem trocknen Chronikenstyl, oder in einer schwulstigen, mit Bildern überladenen poetisch-prosaischen Schreibart abgefaßt. Einer ihrer ältesten und geschätztesten Annalisten ist Saad-ed-din, der, nachdem er Lehrer und Erzieher zweier Sultane gewesen war, als Mufti zu Konstantinopel 1599 starb. Seine Chronik hat den Titel: „Tatsch-et-tawarich", d. i. die Krone der Annalen, geht vom Ursprunge der Osmanen bis auf Selims II. Tod (1580) und wird von den Türken als ein classisches Werk betrachtet. Es ist von Launclavius in die lateinische, von Brututti in die italienische und von Podesta in die deutsche und lateinische Sprache übersetzt worden. In den Werken Raimas, Raschids und Tschelebisades sind die Jahrbücher des türk. Reichs von 1592 bis 1727 in ununterbrochener Folge fortgeführt. Ausgezeichnet durch seine unter türk. Gelehrten ungewöhnlichen histor. und literarischen Kenntnisse war Hadschi Khalfa, mit dem Zunamen Tschelebisade, der als Beisitzer der Hauptrechnungskammer (Basch Muhasseba) 1657 zu Konstantinopel starb. U. d. T.: „Aufgedeckte Bücher- und Wissenschaftskunde" verfaßte dieser Baco und Meusel der Osmanen ein encyklopädisches und bibliographisches Werk, worin die Namen aller von den Arabern, Persern und Türken gepflegten Wissenschaften und die Titel aller in den Sprachen dieser drei Völker geschriebenen Werke vom 1. bis zum J. 1050 der Hedschra (1610 n. Chr. aufgeführt sind. Dieses Werk diente zur Grundlage der „Encyklopädischen Uebersicht der Wissenschaften des Orients" (von Joh. v. Hammer Lpz. 1804), welche Hadschi Khalfas Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, vorgesetzt ist. Außer jenem bibliographischen Werke verfaßte Hadschi Khalfa mehre

Schriften, unter welchen besonders „Chronologische Tafeln" bemerkt zu werden verdienen, die von Adam beginnen, und auch bis 1640 gehen. Die von Reiske verfertigte lateinische Uebersetzung derselben befindet sich noch ungedruckt auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen. Von den mathematischen und physischen Wissenschaften wurden nur die Arzneikunde und die Astronomie besonders betrieben, weil sie sich den Weg nach Hofe bahnen durch die Stellen des Hofarzts und Hofastronomen. Munedschim Tschesebi und Munedschim Hossein sind die beiden berühmtesten Astronomen des osmanischen Reichs, der erste durch seine Tafeln und Geschichte, die ihm bei seiner Nation Unsterblichkeit gegeben, der zweite durch den Mißbrauch seiner Kenntnisse in Einwirkung politischer Begebenheiten, der ihm das Leben gekostet. — Auch die Poesie erreichte in diesem Jahrhundert bei den Türken ihren Höhepunkt. Der Inhalt ihrer Gedichte ist größtentheils auf Mystik, Moral und Liebe beschränkt. Wir erinnern an des Türken Molla Khosrew romantisches Gedicht „Khosru und Schirin". Türkische Eklogen enthält v. Hammer's „Morgenl. Kleeblatt" (Wien 1819). Auch Räthsel, Logogryphen, Chronogramme und andere dergleichen poetische Künsteleien sind bei ihnen sehr beliebt. Alle ihre dichterischen Erzeugnisse sind gereimt. Die Prosodie und die poetische Technik ist ganz dieselbe, wie die der Araber und Perser. „Mosnevi" ist ein langes Gedicht, worin jedes Distichon seinen besondern Reim hat; Gasel und Kassîde sind Oden oder Lieder mit einem Reim; das Rubaji (Tetrastichon) ist meistens epigrammatisch, das Kitaa hat 4 bis 8 Strophen mit verschiedenen Reimen und ist auf alle Gegenstände anwendbar. Der größte türkische Lyriker war Baki Effendi, welcher als Richter zu Konstantinopel 1600 starb. Sein „Diwan" hat v. Hammer zum ersten Male ganz verdeutscht (Wien 1825). Nachrichten von türk. Dichtern und Proben aus ihren Dichtungen enthält „Latifi oder biographische Nachrichten von verschiedenen türk. Dichtern, nebst einer Blumenlese aus ihren Werken. Aus dem Türkischen des Monla Abdul Latifi und des Aschik Hassan Tschelebi, übersetzt von Thomas Chabert" (Zürich 1808). — Mit der Macht des osmanischen Reichs, seit 1640, ging auch der Flor seiner Literatur zu Grunde, unter des schwachen und durch Wollüste entnervten Ibrahims Regierung. Als Dichter, der dieses Namens werth wäre, kennt die Epoche den einzigen Misri, der seinen Ruhm aber mehr seinen paradoxen und mystischen Ketzereien, als seinem Dichtergenius schuldig ist. Unter Ibrahim und Mohammed IV. wurden die seit Sultan Suleiman gegebenen politischen Gesetze und Einrichtungen gesammelt und in besondern statistischen Werken beschrieben. Indeß nahm in jener Zeit die türkische Literatur eine falsche Richtung, indem über dem Bücherluxus in alten theologischen und philosophischen Werken, die Verbreitung der neueren und nützlicheren unterblieb. Die Schönheit der Schrift vertheuerte die orientalischen Handschriften ungemein. Auch vermehrten sich die Schriften über Astrologie, Traumdeuterei, Magie, Kabbala u. a. geheime Wissenschaften; sie machen einen bedeutenden Theil der türk. Literatur aus und werden noch immer eifrig studirt. Unter Achmed III. im Anfang des 18. Jahrh. kamen Redekunst, Geschichte und Poesie wieder in Aufnahme. Unter den Dichtern, wie Nabi, Kami, Naili, Rahmi, Chabit zeichneten sich sogar Großwesire aus, wie Rami und Raghibpascha, die wie ihre Vorfahren Ali und Ibrahim Pascha große Beschützer der Wissenschaften, Gönner der Gelehr-

ten und Gelehrte selbst waren. Ali's „Manifeste" und Rahib's „Geschichte der persischen Unterhandlungen" sind noch heute die besten Muster osmanischer Staatsschriften. Es war ein wohlverstandener Ehrgeiz und eine vernünftige Ruhmbegier der Sultane, die Posten ihrer Staatssecretaire für die auswärtigen Angelegenheiten und ihrer Botschafter, mit gebildeten und gelehrten Männern zu besetzen, welche durch ihre Kenntnisse die Meinung von der Bildung des Volkes und des Hofes, im Auslande zu erhöhen im Stande waren. So gingen der gelehrte Moinsade und der Geschichtschreiber Raschid Effendi als Botschafter nach Persien. Aber auch die nach Paris, Wien und in späterer Zeit nach Berlin ernannten, waren Männer, gelehrt in ihren Fächern, wiewohl unwissend in europäischer Cultur, wie dieses aus ihren hinterlassenen Geschäftsbriefen erhellt. 1727, unter der Regierung Achmeds III., ward von einem aus Ofen gebürtigen Renegaten, Namens Ibrahim, mit Beihülfe eines prager Juden, Chacham Jonas, und durch Unterstützung des Großwesirs, Ibrahim Pascha, zu Konstantinopel eine türkische Buchdruckerei errichtet, in welcher bis 1742 zehn Werke in 23 Bdn. und 13.000 Exemplaren gedruckt wurden. Nach einem langen Stillstande ward die Druckerei 1783 unter der Regierung des Sultans Abdulhamid wieder hergestellt. Doch arbeitete sie nur etwa 2 Jahre, nach welchen sie wieder unthätig stand. 1793 ward sie von Abdorrhaman Effendi, einem verdienstvollen türkischen Geometer, welcher der Pforte als Abgrenzungscommissair nach dem Frieden zu Sistova gute Dienste geleistet hatte, wieder in Thätigkeit gesetzt und mit der in Chaßkoj (einer Vorstadt Konstantinopels auf der Seite Peras) neu errichteten Ingenieurschule verbunden. Hier blieb sie jedoch nur einige Jahre und zu Anfange des 19. Jahrh. ward sie in die zu Skutari angelegten Casernen der neuen Miliz verlegt. Bis 1806 wurden in derselben 26 Werke gedruckt. In den Unruhen von 1807 und 1809 litt sie zwar großen Schaden, ward aber von dem jetzt regierenden Sultan Mahmud II. noch 1809 wieder hergestellt. Ein vollständiges Verzeichniß der in Konstantinopel bis 1813 gedruckten Werke hat v. Hammer in der „Leipz. Lit. Zeit." Nr. 42 des J. 1813 und Nr. 147 und 148 des J. 1814 gegeben. Vgl. auch Toderini's „Türk. Literatur" (3. Band) und Lüdecke's „Beschreib. des türk. Reichs" (3. Th. S. 52 fg.). Alle in die Theologie und in die Gesetzwissenschaften einschlagenden Bücher sind vom Druck ausgeschlossen. In der Buchdruckerei zu Konstantinopel sind seitdem erschienen: der „Kamus" (3 Bde. Fol.); der „Merahib" (eine Metaphysik), und 1824 der arab. Commentar des Scheichsade (verfaßt unter Mohammed IV.) zu dem arab. „Multeka" des Scheichs Ibrahim v. Haleb (verfaßt unter Suleiman d. Gr.) dem berühmten Codex der muselm. religiösen Gesetzgebung. Für die Dichtkunst geschah Nichts, seit Raghib und Wehbi, die in dieser Periode gestorben. Raschid's „Manifeste", bei Gelegenheit des russischen und östreich. Krieges, 1787, sind Muster einer guten Schreibart in Staatsschriften. Große Philologen sind Seiniade, der Commentator mehrer grammatikalischer Werke; Achmed Hajati Effendi, Commentator des Wörterbuchs Wehbi's; Aaschirsade, der Verfasser der Sprachberichtigungen aus den besten Quellen; und Achmed Effendi, Richter zu Konstantinopel, der Commentator des türkischen Religionsunterrichts von Beregli. Ihre Werke sind durch die Buchdruckerei bekannt geworden. Aus der von der Kaiserin Maria Theresia 1753 zur Bildung junger

Diplomatiker für Geschäfte mit der Pforte gestifteten orientallschen Akademie zu Wien gingen mehre gelehrte Kenner des Türkischen hervor, namentlich von Jenisch, von Stürmer, von Chabert und von Hammer. Der Letztere hat in dem Anhange zu den „Codices Arabicos, Persicos, Turcicos, Bibl. Vindob. recens. etc.“ (Wien 1820) eine Uebersicht der osmanischen Literatur gegeben. Außerdem haben sich auch Toderini (durch sein in ital. Sprache verfaßtes Werk über die türk. Literatur, Venedig 1787, 3 Bde., 8.), Muradgea d'Ohsson, Joh. Christ. Clodius, Goldermann, v. Diez, v. Hammer u. v. A. um die Kenntniß der türk. Sprache und Literatur verdient gemacht.

Turkmanen- oder Truchmenenland, s. Tatarei.

Turkomanien (türkisch Armenien), der osmanische Antheil von Armenien (dessen östlicher Strich zu dem Perserreiche Iran gehört), liegt im östlichen Theile des osmanischen Asien, zwischen Iran, den russischen Kaukasusländern, Anadoli, Syrien und Kurdistan. Es besteht seiner Hauptmasse nach aus einer an 7000 F. hohen Bergebene, aus welcher sich mit Ausnahme des Ararat nur wenig bedeutende Berge erheben; dennoch ist die Höhe des Ganzen so ansehnlich, daß die Hochebene ein zwar gesundes, aber sehr strenges Klima hat; über 6 Monate lang liegt der Schnee, der zuweilen noch im Juni fällt, und auf den meisten Bergen liegt er Jahr aus Jahr ein. Hier entspringen die Flüsse Euphrat, Tigris und Kur. Die Hochebene des Landes ist grasreich, aber baumlos, mehr zur Viehweide als zum Ackerbau tauglich; Wein und südliche Früchte gedeihen nur in den geschütztern und tiefer herabsteigenden Bergthälern. Wahrscheinlich sind die Gebirge sehr metallreich, denn schon im höchsten Alterthume kannten hier die Chaliber (ein griech. Volksname) die Bearbeitung des Eisens. Die hier wohnenden Turkomanen (außer welchen es auch Armenier gibt), ein den Türken stammverwandtes tatarisches Volk, ziehen, in verschiedene Stämme unter ihren eignen Bey's oder Oberhäuptern getheilt, umher; sie führen mit ihren Kameelen, Büffeln, Schafen u. s. w., unter Zelten von Schaffellen wohnend, ein wanderndes Hirtenleben. Ihre Nahrung besteht meistentheils in Butter, Fleisch und Milchspeisen. Die Frauen spinnen Wolle und weben Teppiche, die Männer bewachen die Herden und rauchen Taback und sind gute Reiter und tapfere Soldaten. Sie haben ihre Lanzen auf der Achsel, den krummen Säbel an der Seite, die Pistole im Gürtel. So stets bewaffnet, durchziehen diese zwar gastfreien aber räuberischen Nomaden die weidereichen Ebenen, der Schrecken der Dorfbewohner, der Reisenden und selbst der zahlreichen Karawanen. Sie sind nur dem Namen nach den Türken unterworfen, in der That aber ganz unabhängig, und nicht selten widersetzen sie sich mit den Waffen in der Hand den Befehlen der Pforte und der Paschas, deren Gebiete sie berühren. Sie mögen leicht $^1/_5$ der ganzen Bevölkerung ausmachen und bekennen sich, wie die Türken, zum mohammedanischen Glauben. Der südöstliche Theil des Landes, vorzüglich im Süden des Ararat und vom Tigris bis über den See Urmia hinaus, wird meistens von einem eigenthümlichen, größtentheils nomadischen Volke, den Kurden, bewohnt, daher man diese Gegenden auch wohl Kurdistan nennt, obwohl dieser Name vorzüglich nur dem Theile des Landes der Kurden gegeben wird, der unter persischer Botmäßigkeit steht. — Turkomanien zerfällt in die 3 Paschaliks Erzerum (1374 QM. und 420.000 Einw.), Kars (148 QM. und 100.000 Ew.)

Digitized by Google

und Wan (751 QM. und 148.000 Einw.), mit den gleichnamigen befestigten Hauptstädten. 1828—29 ward fast ganz Turkomanien von dem russischen General Paskewitsch erobert, der die kaiserl. Paniere sogar bis ins Paschalik von Trapezunt verpflanzte. Gemäß dem Art. IV. des Friedensschlusses zu Adrianopel (14. Sept. 1829), welcher dem russ.-türk. Kriege ein Ende machte, kommt ein Theil dieses Landes unter russische Souverainetät.

Turmalin oder **Schörl**, gehört unter die Steine des Kieselgeschlechts, bildete früher eine eigene Sippschaft, welche nebst ihm selbst den Topas, Beryll und Arinit einschloß, jetzt aber steht derselbe, nach Werner's letzter Bestimmung in der Sippschaft des Berylls, nebst dem Jolith, Peliom, Euclas, Smaragd und Beryll. Er zerfiel sonst in den gemeinen oder schwarzen Stangenschörl und in den elektrischen oder edlen Schörl, Turmalin oder Aschenzieher. Gegenwärtig werden jedoch Schörl (als der gemeine) vom Turmaline als beständige Art getrennt, indem letzterer außer mehren Merkmalen in der Krystallisation, Farbe und Bruche, sich von jenem besonders dadurch unterscheidet, daß er durchs Erwärmen elektrische Eigenschaften annimmt. Der gemeine Schörl zeigt stets dreiseitige säulenförmige Krystallisation, doch finden sich selten vollkommene Krystalle, die mehrsten sind verbrochen; sein Bruch ist muschlig, sein Glas ist glasartig, seine Farbe ist schwarz, er ist hart und ritzt Glas. Der Turmalin ist dagegen deutlich krystallisirt, kommt vor in drei-, sechs-, neun- und zwölfseitigen Säulen, sein Bruch ist in der Quere blättrig, er hat Glasglanz und findet sich schwarz, grün, blau, roth, braun, mehr oder weniger durchscheinend und durchsichtig. Er findet sich in Grönland, in der Schweiz, in Sachsen, Mähren, Sibirien, Schweden, Spanien, Brasilien, Ceylon ꝛc. Die grünen Abänderungen aus Brasilien werden unter dem Namen brasilischer Smaragd, die rothen und violetten aus Ceylon und Sibirien unter dem Namen Siberit als Schmucksteine benutzt; die letztern haben oft hohen Werth. Durchs Erwärmen wird er elektrisch und zeigt deutlich zwei Pole, einer voltaischen Säule gleich. Lange Zeit konnte man zwischen seinen chemischen Bestandtheilen und dieser Eigenschaft keine Beziehung auffinden, vor kurzem glückte es Hrn. Edelst.-Insp. Breithaupt in Freiberg, einen Gehalt an Borarsäure als Ursache zu vermuthen, deren wirkliches Daseyn in demselben mehre Untersuchungen von Lampadius und Vogel vollkommen erwiesen haben. Im Arinit kommt dieselbe nach Vogel ebenfalls vor, Turmalin wird daher künftig vom Smaragd getrennt und mit dem Arinit vereinigt werden müssen.

Turniere (franz. tournois, lat. torneamenta, von den Schwenkungen und Wendungen der Kämpfenden), Kampfspiele des germanischen Ritterthums, welche auf die Begriffe des Mittelalters von Ritterehre gegründet, im Sinne des Rittergeistes für die Freude des geselligen Lebens geordnet und von der Huld der Frauen geschmückt waren. Festliche Kampfspiele gab es bei allen Völkern. Homer und Virgil haben die der Helden ihrer Vorzeit lebendig dargestellt. Später wurden bei den griech. Volksstämmen die olympischen Festspiele und ähnliche ein Bildungsmittel des edleren Volksgeistes und der Nationallehre, welche alle Stämme der Hellenen verband. Daher pries Pindar die Blume der Tapferkeit als das schönste, beneidungswürdigste Geschenk der Götter. Die germanischen Ritterspiele entstanden aus dem Kampfe des Christen-

hums mit dem Heidenthum, zunächst aus dem der Gothen und der Franken mit den Saracenen in Spanien; und fast gleichzeitig in Italien und Britannien; später in Deutschland. König Heinrich I. ordnete zwar National-Waffenübungen im Frieden an, ist aber nicht, wie Rürer und Crusius behaupten, der Erfinder des Turniers. Indeß eröffneten er und Markgraf Rüdiger von Pechlarn (der über das Land unter der Ens in der Mitte des 10. Jahrh. herrschte und dessen Andenken in den alten Heldengesängen fortlebte) allerdings den stolzen Reihen der ritterlichen Helden des deutschen Mittelalters. Die Kreuzzüge und die Ritterorden erhoben den Ritteradel zu einem europäisch-christlichen Institute der Tapferkeit und des Glaubens; sie bildeten auch, im Bunde mit der Ritterpoesie (s. d.), das ritterliche Turnspiel aus. So wurden Dichtkunst, Gesang und Kampfspiel, durch die fromme Schwärmerei des Muthes und der Liebe veredelt, die Erziehung des höhern geselligen Lebens, das im Mittelalter zuerst an den Hoflagern der Fürsten und auf den Burgen des Adels erblühte. Denn Könige und Kaiser, Fürsten und Edle kämpften mit einander um den Dank und Preis aus der Hand des schönsten Fräuleins, wie mit Lanzen, so mit Liedern der Abenteuer und Minne. Ritterliche Thaten und Tugenden wurden symbolisch — allmälig immer feiner, sinnvoller und witziger — bezeichnet durch Wappen, Wahlsprüche, Schildverzierungen u. s. w. Manches, z. B. Herolde, die Austheilung des Danks, die Schranken, hatte das Turnfest mit den alten Kampfspielen der Griechen gemein. Vor dem Turnier hielt man die Schildschau. Ein Ehrenhold rief die Namen Derer, die turnieren wollten und deren Wappen in den benachbarten Kirchen und Klöstern aufgehangen waren, aus. Hatte nun eine adelige Frau oder Jungfrau über einen der Kämpfer sich zu beschweren, so berührte sie nur seinen Schild, und die Turniervögte mußten ihre Beschwerde untersuchen. Der Schuldig Befundene ward vom Turniere ausgeschlossen. Der Griswärtel ordnete und leitete das Aeußerliche bei dem Feste, welches oft prächtig war. Auf das vom Kampfrichter gegebene Zeichen rückten, unter kriegerischer Musik, die Ritter mit ihren Knappen an die Schranken. Jeder trug an seinem Helm, Speer oder Rüstung ein Zeichen der Gunst seiner Dame, von der er sich auch ein Losungswort hatte geben lassen. Bei dem Rennen und Stechen selbst wurden Lanzen gebrochen; man rannte auf einander los mit eingelegtem Spieß u. s. w. Nach Endigung des Kampfspiels theilten edle Frauen oder Jungfrauen mit sittiger Anrede an den Sieger feierlich den Dank aus, der in güldenen Sporen, Schwert und aus ritterlichem Schmuck bestand. Hierauf wurde der Sieger unter Musik in die Burg eingeführt, wo alle Ritter einige Tage fröhlich zubrachten und dann nach Hause zogen. Die Gebräuche der Ritterspiele und die Pflichten der Ritter waren in den Turnier-Ordnungen enthalten; eine der vollständigsten ist die von 1481. Seit 1036, wo nach Sebastians Münster's Zeugniß das erste große deutsche Turnier in Magdeburg gehalten wurde, hat man in allen Gauen Deutschlands ritterliche Lustkämpfe zu Roß und zu Fuß gefeiert. Nicht immer liefen diese Spiele so fröhlich ab. Mancher Ritter mußte mit zerbrochenen Rippen weggetragen werden. 1186 verlor ein englischer Prinz Gottfried in einem Turnier zu Paris das Leben. Auch ein Markgraf Johann von Brandenburg blieb 1269 todt auf dem Platze. Ebenso erhielt 1175, 17. Nov., Konrad, Markgraf Dietrichs von Meißen Sohn

einen tödlichen Lanzenstoß. König Heinrich II. von Frankreich ward 1559 in einem Turniere zu Paris durch die Lanze eines Grafen von Montgommery ins Auge gestochen und starb an der Wunde. Der Pfalzgraf Friedrich II. zerbrach das Rückgrat, als er rücklinks vom Pferde gestürzt ward. Zuweilen mischte sich persönlicher Groll in das Spiel, und dann verwandelte sich Scherz in Ernst. So kamen 1175 allein in Sachsen 16 Ritter in Turnieren um, und in einem einzigen Turniere zu Nuys in Niederlothringen blieben gar einmal 42 Ritter und ebenso viele Knappen. Bei einem Turniere zu Darmstadt 1403 geriethen die Hessen und Franken so hart aneinander, daß sie trotz allen Bemühungen der Prügelknechte nicht auseinander gebracht werden konnten. Die Päpste erließen deßhalb scharfe Verbote gegen die Turniere; allein sich dadurch abhalten zu lassen, war die Neigung zu diesen Spielen zu groß. Auch bei den Turnieren offenbarte sich der phantastische Geist der Rittergalanterie und der Prunksucht in allen seinen Ausschweifungen. Mancher Kämpfer ließ sich von seiner Gebieterin zum Zeichen seiner Sklaverei an einem Kettlein in die Schranken führen. Jeder trug ein Pfand der Liebe von seiner Schönen als Amulet an sich, und bat sich, wenn es im hitzigen Kampfe verloren ging, ein neues aus. In einem franz. Turniere mußten die anwesenden Damen ihre Paladine so oft durch neue Liebespfänder stärken, daß sie zuletzt fast ganz entblößt da saßen. In Deutschland wurden diese Spiele gewöhnlich auf dem Markte oder andern freien Plätzen der Städte gehalten, in Frankreich aber auf freiem Felde in der Nachbarschaft von Städten. Außer diesen feierlichen Turnieren forderten bisweilen einzelne Ritter andere heraus, um etwa eine gekränkte Ehre oder sonst etwas zu verfechten. Sie durchzogen in dieser Absicht wohl andere Länder, und hießen irrende, fahrende Ritter. Die Einführung des Schießpulvers, welche die bis dahin gewöhnliche Rüstung der Ritter unnütz machte, die ganz veränderte Art Krieg zu führen, vielleicht auch Aenderung des Geschmacks und der Mode, trugen dazu bei, daß die Turniere im 16. Jahrh. nach und nach aufhörten. In Frankreich hatte das unglückliche Ende Heinrichs II. (1559) sie verhaßt gemacht. Man erneuerte sie zwar später hier und da, aber bloß zur Lust. Die Carrousels (s. d.) traten an ihre Stelle. Ein solches „Turnier" wurde bei dem Hoffeste zu Potsdam am 13. Juli 1829 zur Geburtsfeier der Kaiserin von Rußland gegeben. An einigen deutschen Höfen wurden noch im 18. Jahrh. Fußturniere, ganz im Geschmack der frühern Zeiten, jedoch bloß als Lustbarkeit, angestellt. Ein Fest dieser Art war das Turnier, welches am Hofe des Königs August II. 1709 auf dem Markte zu Dresden gehalten wurde. Officiere von gleichem Range turnierten gegen einander mit Schwert und Lanze. Die Formalitäten dabei waren ganz nach alter Art eingerichtet. Eine anschauliche Vorstellung erhält man durch das nach einem Manuscript der k. Bibliothek in München in Steindruck von Sennefelder herausgegeb. „Turnierbuch Herzogs Wilhelm IV. von Baiern, mit Erklärungen von Friedr. Schlichtegroll" (Münch. 1817, vollendet 1828, 8 Hefte, Querfol.). Es enthält 31 Turniere, von 1510—45, sowie die Geschichte der Turniere in Baiern und in der Rheinpfalz überhaupt, nebst der Literatur des Turnierwesens, 11 Bog. Fol., von D. Kieshaber.

Turnkunst nannte man in der neuern Zeit die Schulgymnastik. Das altdeutsche Turnen heißt drehen, wenden. Alle Kinder und junge

Digitized by Google

Leute, besonders männlichen Geschlechts, die man nicht durch Zwang und Einschränkung niederdrückt, nehmen ohne alle weitere Anleitung gewisse Uebungen und Bewegungen des Körpers vor und mögen, je jünger und gesunder sie sind, desto weniger stillsitzen. Sie gehen, laufen, springen, klettern, steigen, ringen miteinander, heben und ziehen Lasten, tragen sich mit Allem, was ihnen vorkommt, umher, plätschern gern im Wasser, reiten, wo nicht auf Pferden, doch auf Stöcken und was dessen mehr ist. Dieß kann man die natürliche Gymnastik nennen. Es wäre Grausamkeit, ihnen dieß Alles wehren zu wollen. Der Erzieher hat nichts zu thun, als hier und da das Maß zu bestimmen, der Unerfahrenheit zu Hülfe, und wo etwas Gefährliches versucht wird, zuvorzukommen. Alle jene natürlichen Bewegungen können aber durch Kunst und gewisse dazu gemachte Veranstaltungen nicht nur sehr vermannigfaltigt, sondern auch zweckmäßiger, bildender und für die Jugend interessanter gemacht werden. Dieß that man schon in alten Zeiten, und daraus entstand die künstliche Gymnastik. Man kann es auch jetzt noch, wenngleich mit manchen Abänderungen, unter so veränderten Sitten und Umständen. Ein Jugenderzieher, besonders junger Knaben, sollte hiermit nicht unbekannt seyn, und wo möglich sich selbst die Geschicklichkeit erworben haben, seinen Zöglingen darin ein Beispiel zu geben. Dieß wird ihm tausend Verdruß ersparen, welcher nicht ausbleibt, wo die Jugend Langeweile oder keinen Leiter bei ihren Spielen hat. Indeß wird er in den eigentlichen gymnastischen Uebungen nicht weiter gehen müssen, als es die Eltern der Kinder, welche doch das nächste Recht an sie behalten, billigen und daher vorzüglich darüber mit ihnen Verabredung nehmen. Je mehr Vorsicht er zeigt, desto mehr Vertrauen wird er finden. Bei dem Eifer für eine so nützliche und bildende Sache, als die Gymnastik ist, und bei dem Wohlgefallen, welches die Kunstfertigkeiten eines gewandten Körpers nothwendig erwecken müssen, übersehe man nur niemals, daß auch dieser Unterricht vom Leichten zum Schweren fortschreiten und seinen recht bestimmten Stufengang beobachten müsse. Eben in dem allmälig Fortschreitenden, der Vorbereitung und Vorübung das Frühere auf das Spätere, liegt das wahre Geheimniß der steigenden Kraft. Eben dieß macht die Anstrengungen dieser Kraft gefahrlos, was sie nie sind, wenn man da anfängt, wo man aufhören sollte. In der häuslichen Erziehung ist es leichter, darauf zu halten, daß der Lehrling keine Stufe überspringe, weil er allein oder nur von Wenigen umgeben ist. In der öffentlichen sollten schon deßhalb solche Uebungen unter einer verständigen Aufsicht stehen, weil der Reiz der Nachahmung so stark, weil der Ungeübte geneigt ist, aus Ehrgeiz oder Lust an der Sache, es dem Geübtesten gleich zu thun. Diese Versuchung liegt so nahe, daß man sich in der That wundern muß, daß junge Leute, die in größern Massen zusammenleben, nicht mehr Schaden nehmen. Denn welche Aufsicht kann so wachtsam seyn, daß jeder Mißbrauch verhütet werde? Und wenn es möglich wäre, auch dieß zu leisten, — würde eine solche Aengstlichkeit in anderer Hinsicht wohl rathsam seyn? Und dennoch darf man wohl dreist behaupten, daß in einzelnen Familien weit mehr Verletzungen, Verwahrlosungen, Beschädigungen vorkommen, als in den öffentlichen Erziehungshäusern. Turnkunst als Schulgymnastik kannte man schon lange; schon Villaume, Guts Muths, Vieth, Potter, Goeß, Hochheimer hatten in Schriften während der letzten Decennien darauf gedrungen, sie in die Schulen als

Digitized by Google

einen Unterrichtszweig einzuführen und als eine Kunst zu üben; auch hatten hier und dort ihre Vorschläge Eingang gefunden: doch erst 1810 erhielt die Turnkunst von dem Dr. Jahn in Berlin eigene Ausbildung und Gestalt. Durch eine bessere körperliche Erziehung, als bisher der Jugend in den Schulen angedieh, die aber nicht auf Kosten der geistigen Entwickelung statt finden sollte, wollte Dr. Jahn das heranwachsende Geschlecht zu einem muthigen und kräftigen Menschenschlage erheben und in ihm den Geist der vaterländischen Unabhängigkeit beleben, um es hierdurch zu ertüchtigen, das Schwert gegen die Franzosen einst zu ziehen. Er theilte seinen Plan der Regierung mit, und sie gab ihm die Erlaubniß, eine Turnschule auf der Hasenheide bei Berlin zu errichten. Nach dem Befreiungskriege dehnte Jahn seine Anstalten aus, und fast jede Universität und fast jedes Gymnasium hatte seinen Turnplatz. Einige Unglücke, als Beinbrüche und andere Körperbeschädigungen, welche bei den Uebungen vorkamen, erregten zuerst Geschrei gegen das Turnen, daß es der Gesundheit nachtheilig sey. Der Obermedicinalrath Könen erhielt von der Regierung den Auftrag, sein ärztliches Gutachten über dasselbe zu ertheilen. In seiner Schrift: „Turnen und Leben", entschied er sich für das Erste als körperliche Erziehungsanstalt. Nach dem Befreiungskriege aber hatte das Turnwesen eine Seite angenommen, die nicht zu billigen war. Ueberall zeigten die Turner mehr oder weniger ein ungeschliffenes, grobes Betragen. Wenngleich dieß vielleicht aus einem Hasse gegen die Franzosen, mit deren Feinheit man sich auch in Contrast setzen wollte, entsprang, so war es dennoch tadelnswerth, obgleich der Grund in der damaligen Zeit zu entschuldigen war. Auch schien Jahn's Eigenthümlichkeit und Denkweise dem Turnwesen eine Richtung geben zu wollen, die ihm als einer Bildungsanstalt der Jugend durchaus fremd bleiben mußte. Er und seine turnende Jugend sollen auf den Turnplätzen viel über Politik, über Deutschlands Vereinigung und innere Constituirung ꝛc. gesprochen haben. Allerdings eine unverzeihliche Leichtfertigkeit von dem Gründer der Turnanstalten; doch würde sie wahrscheinlich die Aufhebung derselben nicht nach sich gezogen haben, wenn nicht zugleich die Feier auf der Wartburg wäre gehalten und die Regierungen auf demagogische Umtriebe in Deutschland wären aufmerksam geworden. Man glaubte, Jahn wollte die Jugend zu einer Revolution erziehen und anfeuern, und glaubte, auf Thatsachen sich stützend, das Turnwesen mit dem Treiben der Demagogen in Verbindung. Man hob daher die Anstalten auf und zog Jahn selbst zur Untersuchung. Jetzt, wo das politische Schäumen der Jugend sich abgekühlt hat, dürften Turnanstalten immer wieder aufleben können, indem jene falsche Richtung des jugendlichen Geistes bei einer genauen Aufsicht leicht zu vermeiden ist. Ebenso wenig kann man absehen, warum zweckmäßig geleitete Körperübungen gerade ein rohes Betragen hervorbringen sollen; das Gegentheil, eine gewisse körperliche Abgeschliffenheit und elegante Bewegung müßte erfolgen. Eine vom Staate geförderte ist die von Amoros (D. Francisco, ein unter Ferdinands VII. Regierung nach Frankreich geflüchteter Spanier) in Paris geleitete Turnanstalt (Gymnase civil et militaire normal in dem Park von Grenelle), welche wöchentlich 2 Mal von der königl. Garde besucht wird. Sie hält zu Zeiten öffentliche Uebungen und theilt Preise aus, darunter auch einen für die edelste Handlung, z. B. für die Rettung Verunglückter durch körperliche Kraft, Ge-

Digitized by Google

schicklichkeit und Edelmuth. Außerdem hat man nach Jahn's und Guts Muths's System nicht bloß in Dänemark und in der Schweiz, sondern auch in Portugal (1825) und in England die Turnkunst in die öffentliche Erziehung eingeführt. Der verst. Herzog von York ordnete gymnastische Uebungen in der Kriegsschule zu Sandhurst und Chelsea an, und der Herzog von Wellington begünstigte Hrn. Elias aus Bern, der 1823 zu London „An elementary course of gymnastic exercices" herausgab, sowie die Eröffnung einer Normalschule daselbst. Auch ein engl. Offizier, der in Deutschland die Turnplätze kennen gelernt hatte, schrieb Instructions in all kinds of gymnastic exercices" (m. Kpf.). Dann eröffnete im April 1825 Karl Völker (früher Lehrer der Gymnastik zu Hofwyl) ein Gymnasium in London. Endlich fiel es 1827 auch den Britinnen ein, das Turnen u. d. N. kallistheniſche Uebungen zu treiben, welche eine Miß Maria Mahon leitet. Jetzt werden in Preußen gymnastiſche Anſtalten mit den meiſten öffentlichen Schulen verbunden. — Empfehlung verdient die „Elementargymnastik ꝛc." nach Elias und Guts Muths, von E. Young, Oberſten und Commandanten des Militairinſtit. zu Mailand (Mailand 1827), ſowie Ch. Londe's „Gymnastique médicale, ou l'exercice appliqué aux organes de l'homme, d'après les loix de l'hygiène, de la physiologie et de la thérapeutique".

Turpin, ſ. Ritterpoeſie.

Tuſch, jede Farbe für Illuminirer oder Miniaturer, Zeichner, Schreiber, die gummig oder mit Gummi angemacht, mit Waſſer leicht aufgelöſet und im Pinſel und in der Feder gebraucht werden kann, es gibt blaue von Berlinerblau mit Gummi und Leim angemacht; grüne, aus Berlinerblau und Gummigut oder Birkenblätterlack; rothe, aus Lack aus Brasilienholz, Sauerbeeren, auch Zinnober und Mennig; dunkelbraune, aus gebrannter Umbra mit Katechuſaft und Nußbraun; hellbraue, aus gebranntem Ocher mit ſtarkem Caffeeaufguß; rothbraune, mit engliſcher Erde oder Röthel und frankfurter Schwarz; gelbe, aus Schüttgelb oder Operment; weiße, aus Zinnkalk und einem Schleim aus Gummi und dem eingedickten Saft der Schwarzwurzel. — Tuſche, auch eine ſchwarze Farbe in Stücken, zur Miniaturmalerei, zum Zeichnen und Schreiben brauchbar. Sie iſt zuerſt aus China nach Europa gebracht worden und man hat ſonſt über die Bereitung derſelben ſehr irrige Begriffe gehabt; doch hat man jetzt befriedigendere Nachrichten darüber erhalten. Der Chineſen bereiten die Tuſche aus dem Ruß, den mehre Subſtanzen, vorzüglich aber das Fichtenholz und Oel beim Brennen abſetzen. Man thut auch wohl etwas Moſchus oder Ambra hinzu, um den Geruch des Oelrußes zu verſtecken. Die verſchiedenen Ingredienzen werden gemengt und mit Leimwaſſer in einem Teige gemacht, welcher dann in kleine hölzerne Formen, die inwendig ſehr ſauber ausgearbeitet ſind, gedrückt und geformt wird. Man kann gute Tuſche bereiten, wenn man Kienruß in einer gläſernen Retorte ausglühet, dann mit einer Auflöſung von Hausenblaſe auf einem Reibeſteine reibt, die Maſſe zur erforderlichen Dicke verdunſtet und in Forme bringt. Prouſt, welcher die beſten Sorten der chineſiſchen Tuſche analyſirt hat, fand darin ebenfalls bloß Ruß, einen thieriſchen Leim und ein wenig Kampfer.

Tuſchmanier heißt eine trockne Zeichnung mit Kreide oder Stiften mittelſt der Tuſche ausmalen; ſie bildet daher ein Mitglied zwiſchen dem Zeichnen und der eigentlichen Malerei. Sofern die Farben auf dem Lichte

Digitized by Google

und seine verschiedenen Intensitäten beruhen, vermag die Tuschmanier auch an hellern und dunkeln Schattentönen darzustellen und sie saftig, weich und kräftig zu verschmelzen. So lange die Schatten noch naß sind, muß man sie vernaschen, um die verschiedenen Untergänge und Effecte des Lichtes zart und weich darzustellen. Hierauf lasse man sie trocken werden und trage dann die tiefen Schattentöne oder die dunkeln Massen hinein und bringe die kleinern Partien an. Die Schattentheile, welche erst in Massen angelegt werden, müssen durch ein weiches Schraffiren oder Umarbeiten ausgeführt werden, um der Zeichnung Durchsichtigkeit zu geben. Zarte, gerade Umrisse, saftige Schatten, reine Lichter, weiche Verschmelzung der Schattentöne und kräftige Drucker in den dunkelsten Partien, machen die Schönheit einer getuschten Zeichnung aus. Heutzutage ist die Sepiamanier beliebter, die mit braunen Farben arbeitet; im Uebrigen aber so zu Werke geht, wie die Tuschmanier. S. Sepia und Aquatinta.

Tusculum, eine der Hauptstädte des alten Latiums, nördlich von Rom, in einer bergigen Gegend unter dem schönsten Himmel mit einem reinen und gesunden Klima, weßhalb die Landschaft von hier bis Rom mit Gärten und Villen der größten und edelsten Römer angefüllt war. Hier hatte auch Cicero seine Villa, deren er in seinen „Tusculan. Untersuchungen" so vorzugsweise und mit so vieler Liebe gedenkt. Cato des Censor's und Fabius's Geburtsstadt. Jetzt liegt an ihrer Stelle die Stadt Frascati. Auf dem Berge, wo einst die tusculan. Veste stand, erhebt sich die kleine entzückende Villa Tusculana, mit zerfallenen, der grauen Vorzeit würdigen Resten, hohen gewölbten Hallen, Bädern und einem Amphitheater. Lucian Bonaparte, welchem sie noch 1819 gehörte, hat sie dem gewesenen König von Sardinien verkauft. Die seitdem unterbrochenen Ausgrabungen ließ der spätere Besitzer dieser Villa, der nun auch verstorbene König von Sardinien, 1825 fortzusetzen.

Tutel, s. Vormundschaft.

Tutti (ital.) bedeutet: Alle, und zeigte in der Musik an, daß alle Instrumenten oder Stimmen einer Gattung eintreten sollen, nachdem vorher eine oder wenige derselben sich hören ließen.

Twer (56° 53, N. Br.), die zwar alte, aber von Katharina II. nach einem großen Brande wieder schön und regelmäßig gebaute Hauptstadt des gleichnamigen russisch-europäischen Gouvernements, auf 1135 QM. 1.253.000 Bewohner enthaltend, liegt auf der Straße von Petersburg nach Moskwa, am Einflusse der Twerza und Tmaka, in die Wolga, worüber eine Schiffbrücke führt. Sie ist eine der freundlichsten Städte Rußlands in einer reizenden Gegend und war einst die Residenz eigner Fürsten aus Ruriks Stamme. Twer hat 2000 Häuser und 20.000 Einw. die einige Fabriken haben und mittelst der Wolga und des Katharinencanals starken Handel treiben. Es befinden sich hier eine Ritterakademie, ein theologisches Seminar mit 600 Zöglingen, ein Gymnasium, 11 Kirchen und 2 Klöster. Sehenswürdig sind: das kaiserl. Schloß, die Katharinen- und Kathedralkirche, die Wohnungen des Statthalters und Commandanten, der Handelshof, das Krankenhaus, der Vaurhall, das Kloster u. a. Gebäude. Die vornehmste Zierde der Stadt ist indeß ein prächtiges marmornes, der Kaiserin Katharina II. vom Adel errichtetes Denkmal. Auf der Spitze zwischen den genannten Flüssen liegt die aus starken Erdwerken bestehende Festung.

Digitized by Google

Twiste. Das berühmteste Baumwollengarn ist das engl. (Twist), besonders seit der Zeit, wo es auf Maschinen gesponnen wird und deßhalb Maschinengarn heißt. Es zeichnet sich vor allen übrigen in Europa durch Feinheit, Glätte und Gleichheit der Fäden aus. Das stärkste wird Wassergarn (Water twist), die andere weniger gedrehte Sorte Mulegarn (Mule twist) genannt. Die Spulmaschinen, welche (nach geschehenem Verspinnen auf der Vorspinnmaschine) den Twist liefern, heißen Mulemaschinen (Mules). Zum Einschlaggarn oder West (Weft) hat man eine andere Maschine, die den Namen Jenny führt. Das Garn oder der Twist wird aufgehaspelt. Die Haspeln haben 54 Zoll im Umfange. Man berechnet den Twist auf folgende Art: 54 engl. Zoll oder $1\frac{1}{2}$ Yard machen einen Faden (Thread); 80 Fäden machen ein Unterband (Lea oder Wrap); 7 Unterbänder machen eine Zaspel (Hank) und 20 Zaspel einen Strang (Dotting). Zur Erleichterung solcher Berechnungen gibt es in Englands Fabriken eigne gedruckte Tafeln. Wassergarn hat einen festern Faden, und ist theurer als Mulegarn. Es wird daher meistens zur Kette gebraucht. Die geringste Baumwolle, welche man zu Wassergarn spinnen kann, ist die westindische; die beste aber ist die brasilische; smyrnische und andere levantische sowohl, als auch Suratebaumwolle lassen sich gar nicht zu Twist spinnen. Wassergarn kann nicht höher als ungefähr bis Nro. 50 gesponnen werden. Die niedrigste Sorte ist Nro. 10 Mulegarn, hat einen weichern, nicht so stark gedrehten Faden. Man gebraucht es daher am meisten zum Einschlage. Zu allen Mousselinen aber gebraucht man das Mulegarn nicht bloß zum Einschlage, sondern auch zur Kette. Von Nro. 40 an bis zu Nro. 200, 250, auch wohl 300 wird das Mulegarn gesponnen. Manche spinnen dieses Garn so fest, daß es dem Wassergarne nahe kommt und alle Operationen des Färbers aushalten kann. Daher findet man auch auf solche Garnpäcke die Worte: Warraudet Turkey red geschrieben. Dieß versteht sich indessen von Nro. 40 bis 60. Mulegarn von Nro. 40 bis 50 kann aus westindischer Baumwolle gesponnen werden; Nro. 70 bis 120 aus Georgiabaumwolle. Um höhere Nummern zu spinnen, muß man sogenannte ostindische Baumwolle nehmen. Diese kann man ungefähr zu Nro. 300 bringen. West dient bloß zum Einschlage. Der Faden ist ganz weich und läßt sich leicht in Fäserchen aus einander rupfen. Aus allen Sorten von Baumwolle wird West gesponnen, je nachdem die Waare fein oder gering werden soll. Man darf aber ja keine Sorte Baumwolle mit einer andern vermischen; denn zweierlei Sorten nehmen nicht immer dieselbe Farbe an, sondern es wird vielleicht eine dunkler als die andere. So würde also leicht eine unangenehme Ungleichheit der Farbe entstehen. Indessen lassen sich alle Arten levantischer Baumwolle zusammen färben und können mithin auch ohne Unterschied zusammen gesponnen werden. Das Garn kommt entweder zum Weber oder es wird verschickt. Wassergarn wird in der Quantität von 16 Pfund, und Mulegarn in der von 5 oder 6 Pfund eingepackt. Jenes wird mit grauem, und dieses erst mit weißem und hellblauem und dann mit grauem Papier umwickelt. Die Packen werden mittelst einer besondern Packmaschine ganz fest zusammengeschraubt. Wenn West verschickt werden soll, so wird es gemeinschaftlich gehaspelt. Dieses ist aber sehr unnöthig. Denn wenn Weftgarn gewebt werden soll, so muß man es doch wieder

Digitized by Google

auf Spulen bringen. Am besten geschieht daher die Versendung in Kops, d. h. sowie das Garn von der Spule kommt. Der Unterschied der Benennung von Reeled West und Kop West bezieht sich auf das oben Gemeldete, und zeigt also keine verschiedene Quantität an. Ein Päckchen West hält 12 Pfund.

Tyche, s. Fortuna.

Tycho de Brahe, ein berühmter Astronom, geb. zu Knud-Strup in Dänemark 1546 von adeligen Eltern, zeigte frühe Neigung für die mathematischen Wissenschaften, besonders für die Sternkunde. Er ward nach Leipzig geschickt, um an der dasigen Hochschule die Rechte zu studiren, beschäftigte sich hier aber fast ausschließend mit astronom. Beobachtungen. Er unternahm nach seinem Abgange von der Hochschule verschiedene Reisen durch Italien und Deutschland, und erhielt nach seiner Rückkehr nach Dänemark von König Friedrich II. einen ansehnlichen Jahrgehalt und die kleine Insel Hween im Sund auf Lebenszeit. Hier erbaute Tycho auf königliche Kosten das Schloß Uranienborg und eine Sternwarte (jetzt nur noch in einigen Ruinen sichtbar), und arbeitete das unter seinem Namen bekannte Weltsystem aus, nach welchem die Erde im Mittelpunkte unbeweglich fest stehe, die Sonne aber und alle übrigen Weltkörper sich um dieselbe herum bewegten. War dieß System auch falsch, war er selbst auch nicht frei von kindischem Aberglauben in seiner Wissenschaft; so hat diese ihm doch unendlich viel zu danken. Außer seinem negativen Verdienste, indem er durch seine Bestreitung des Kopernikanischen Systems (s. Kopernikus) Andere nöthigte, dieses fester zu begründen, hat er sich besonders um die eigentliche Sternkunde kein unbedeutendes Verdienst erworben. Viele neue Sterne wurden von ihm entdeckt, das Verhältniß anderer genauer berechnet, und eine Menge neuer sinnreicher Instrumente zu diesem Behufe von ihm erfunden. Auch gab sich Tycho viel mit der Chemie, besonders der Destillirkunst ab, und wurde dabei von seiner gelehrten Schwester, Sophie, unterstützt. In der Dichtkunst fand er keine Erholung von ernstern Studien. Sein heftiger Charakter und seine Neigung zu Spöttereien zogen ihm Feinde zu, die es bei dem Nachfolger Friedrichs II., Christian IV., so weit brachten, daß dieser ihm den Jahrgehalt entzog. Tycho verließ 1597 unwillig sein Vaterland und folgte dem Rufe des Kaisers Rudolf II. an den Hof nach Prag, wo er eine freundliche Aufnahme fand, gut bezahlt wurde, und alle Freiheiten und Unterstützungen erhielt, seine Studien ungestört fortsetzen zu können. Er starb 1601. Seine kostbaren Instrumente kaufte der Kaiser. Tycho's Werke sind in latein. Sprache geschrieben. Mehres über Tycho's Leben und seine Schriften siehe in „Tycho Brahe ꝛc. ein Versuch von Helfrecht" (Hof 1798). Auch der berühmte Gassendi hat das Leben dieses großen und ausgezeichneten Mannes (Paris 1654) beschrieben.

Tychsen (Olaus Gerhard), einer der berühmtesten Orientalisten, war der Sohn eines Schneiders und zu Tondern in Schleswig 1734 geboren. Er verdankte den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften der latein. Schule seiner Vaterstadt, erhielt dann im 17. Jahre seines Alters ein Stipendium auf dem altonaer Gymnasium, wo er unter dem berühmten Maternus de Cilano und dem Prof. Schlicht ins Studium der oriental. Sprachen eingeweiht wurde. Der Letztere unterrichtete ihn im Rabbinischen. Auch besuchte Tychsen die Vorlesungen des gelehr-

Digitized by Google

ten Oberrabbiners Eybeschütz über den Talmud und erwarb sich dabei durch häufigen Umgang mit gebildeten Juden eine seltene Fertigkeit im Sprechen und Schreiben des Jüdisch-deutschen. Seine umfassende Kenntniß der hebr. Sprache beförderte ihn 1756 zum Lehrer am Waisenhause in Halle. Der D. Callenberg glaubte in ihm einen tauglichen Mann zur Bekehrung der Juden und Mohammedaner zu erblicken; Tychsen durchzog als Missionair 1759—60 Deutschland und Dänemark ohne einen einzigen Juden zu bekehren. Indeß ward er bei dieser Gelegenheit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin bekanntgeworden und erhielt 1760 den Ruf als Magister legens an die Hochschule zu Bützow, wo er 1763 Professor der oriental. Sprachen wurde. Nach Auflösung der Hochschule (1789) ging Tychsen als Lehrer, Oberbibliothekar und Vorsteher des Museums nach Rostock. Sein Ruhm erscholl bald durch ganz Europa. Er ward zum Hofrath, dann zum Kanzleirath ernannt; am Tage seiner 50jährigen Dienstjubelfeier (14. Nov. 1813) erhielt er das Patent als Vicekanzler und eine goldne Denkmünze. Bei dieser Gelegenheit ertheilten ihm die theologische und juristische Facultät ihre höchste Würde; aber Tychsen war damit noch nicht zufrieden, indem er klagte, daß zu ihrer eigenen Schande die medicinische Facultät mit gleicher Ehrenbezeugung ausgeblieben sey, denn es wäre ihr ja nicht verborgen geblieben, daß er den „Physiologus syrus“ herausgegeben und über die biblischen Heuschrecken geschrieben habe. Geehrt und geliebt, im vollen Besitze aller Körper- und Geisteskräfte, endete Tychsen sein irdisches Daseyn am 30. Dec. 1815. Zum Ankauf seiner sämmtlichen, von Tychsen hinterlassenen literarischen Schätze für die Universitätsbibliothek zu Rostock, bewilligte der Großherzog 5000 Thaler. Die Sammlung ist sehr reich an Manuscripten und Curiosis aller Art; darunter allein gegen 4000 Briefe, die Tychsen an christliche und jüdische Gelehrte schrieb. Dem Nachruhme Tychsen's verdankt auch Rostock das Geschenk des persischen Wörterbuches vom Sultan von Oude. Tychsen war ein Muster von Berufstreue und Uneigennützigkeit, rastlos thätig und unermüdet im Wohlthun. Zu bedauern ist es nur, daß die pietistische Richtung, welche er aus der frühesten Jugend in ein reiferes Alter hinübernahm, den freiern Aufschwung seines Geistes hemmen mußte. Seine wichtigste Schrift ist: „Bützowsche Nebenstunden“ (1766—69, 6 Bde.), ein reichhaltiges Magazin für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums. Sehr interessant sind die beiden, aus umfassender Belesenheit in gedruckten Werken und handschriftlichen Urkunden hervorgegangenen, jetzt höchst selten gewordenen Abhandlungen „Abbreviaturarum Hebraicarum supplementum primum et secundum“ (1763—69). Für die biblische Literatur war er wirksam durch mühsames Sammeln von Varianten aus Raschi, Vergleichungen der alten Uebersetzungen mit dem hebr. Grundtext, genaue Beschreibungen der merkwürdigsten Bibelausgaben u. s. w. Seine Streitschriften gegen Kennicot haben zu haltbaren Grundsätzen in der biblischen Kritik geführt. Um sich den Fortschritt im Gebiete der asiatischen Paläographie zu erleichtern, nahm er bei einem geschickten jüdischen Petschierstecher und einem Hofmaler in Schwerin Unterricht im Radiren, und gab schon 1767 zwei gelungene Blätter mit jüdischen Grabschriften. Einen Hauptvortheil gewährte auch Tychsen seine vertraute Bekanntschaft mit den kufischen oder altarabischen Schriftzügen; ihm gebührt der Ruhm die arabische Paläographie zuerst fest begründet zu haben. So gab er z. B. die Er-

klärungen der kufischen Schrift auf dem Krönungsmantel der deutschen Kaiser und Erläuterungen über kufisch-sicilianische Denkmäler. Aus den entferntesten Ländern Europas erhielt er fortwährend Zusendungen arabischer Inschriften und mohammedanischer Münzen. In der richtigen Bezeichnung des Charakters der phönicischen Sprache hat er alle seine Vorgänger übertroffen. Auch die persepolitanischen Inschriften waren viele Jahre hindurch Gegenstand seiner Forschung. Unter allen deutschen Universitätslehrern war Tychsen der erste, welcher über oriental. Paläographie Vorlesungen hielt. Auch stellte er über verschiedene religiöse Sekten Asiens Untersuchungen an und machte auf den Katechismus der Druſen aufmerksam. Alles dieß vereinigte sich, um seinen Namen weit über Deutschlands Grenzen zu tragen. Vorsteher wichtiger Sammlungen, deren Kleinode sie anzustaunen, aber nicht zu entziffern vermochten, wandten sich durch Abgeordnete, oder in den verbindlichsten Schreiben, begleitet von kostbaren Geschenken, an das berühmte Orakel in Bützow und Rostock. In schriftlichem Verkehr stand er mit einem Fürsten von Torremuzza, einem Vicekönig von Sicilien und einem Erzbischof von Palermo; auch der Cardinal Borgia und sogar der Papst blieben ihm nicht unzugänglich. Die berühmtesten Gelehrten Spaniens waren seine eifrigen Correspondenten. Sylv. de Sacy, Langlès, Thunberg, Pallas, Frähn und Norberg waren ihm befreundet; sogar aus Calcutta liefen Briefe bei ihm ein. Doch leider sachte dieß Alles bei Tychsen eine ganz unbegrenzte Eitelkeit und Ruhmsucht an, die ihm manche Demüthigung bereiteten; besonders geschah dieß in den Streitigkeiten mit Franz Perez Bayer, Archidiakonus zu Valencia. Auch der eitle Wahn, Alles zu wissen und erklären zu können, hat ihn oft zu den seltsamsten und abenteuerlichsten Behauptungen verleitet. Ausführlichere Nachrichten von seinem Leben findet man in A. T. Hartmann's „Oluf Gerhard Tychsen, oder Wanderungen durch die mannigfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Literatur" (2 Bde., Bremen 1818—20).

Tympanum (griech.), ein Instrument bei den Griechen und Römern, ungefähr dem Tamburin ähnlich, das mit der Hand geschlagen wird, vorzüglich bei religiösen Ceremonien gebraucht wurde; eine Art Pauke, nicht Trommel; denn unsere heutigen Trommeln kannten die Alten nicht. In der Baukunst verstand man darunter ein Zug- oder Tretrad, auch ein Giebelfeld. In der Anatomie nennt man das Trommelfell im Ohr auch Tympanium; aber diese Bedeutung war den Römern nicht bekannt. — Tympanitis, Trommelsucht, Bauchwindsucht, eine langwierige Auftreibung des Unterleibes vom Winde, wobei die Geschwulst so gespannt ist, daß sie beim Berühren einen Schall von sich gibt und sich so hart wie ein Bret anfühlt. Die Ursachen davon sind plötzliche Zurücktreibung gewohnter Blutflüsse, hartnäckige Verstopfungen der Eingeweide, Geschwüre in der Bauchhöhle, besonders in der Gallenblase, widernatürliche Verrenkungen und ein paralytischer Zustand der Gedärme. Auch ist sie nicht selten eine Gefährtin der Wassersucht, und da sie immer eine Folge anderer Krankheiten ist, schwer zu heilen.

Tyndariden heißen von ihrem Vater Tyndarus, König von Lakonien, die Zwillingsbrüder Kastor (s. d.) und Pollux.

Typhon, auch Thyphaon, Typhous genannt, ein Dichterbild, das aus den südlichen Theilen Asiens entlehnt ist und von da theils nach Griechenland, theils nach Aegypten kam, wo es durch verschiedene Ab-

inderungen erhielt. Ursprünglich scheint man darunter den heißen tödten-
den Südwind verstanden zu haben. Ueber den griechischen Typhon
herrschen aus dem Alterthume her mehre Sagen. Er war nach Hesiod
des Tartarus und der Gäa (Erde) Sohn, den diese, als die Titanen
vom Olymp verjagt waren, gebar; ein Ungeheuer mit hundert Schlan-
genköpfen von feurigen Augen und schwarzen Zungen. Die Häupter
ließen verschiedene Töne, bald den Göttern vernehmbar, bald dem Ge-
brülle eines Stiers oder Löwen, bald einem Gezische ähnlich, hören.
Fast möchte es scheinen, als ob hier die allegorische Beschreibung eines
furchtbaren verwüstenden Windes anzutreffen sey, der mit Erdbeben und
Feuerausbrüchen verbunden war, wenn wir bei Hesiod vom Typhaon,
einem furchtbaren und heftigen Winde lesen, der in Arima mit der
Echidna den dreihauptigen Hund Orthrus, den Cerberus, die lernäische
Hyder, die dreifache Chimära und nach Andern auch den hesperischen
Drachen, den kaukasischen Geier, den nemeischen Löwen und die Sphinx
zeugte. Dieses Ungeheuer stritt mit Jupiter um die Oberherrschaft der
Welt, der es endlich mit seinem Blitze verbrannte und nach Hesiod in
den Tartarus, oder unter die arimischen Berge niederlegte. Nach Homer's
Hymne auf den Apollo wird Typhon von der Juno, als eine Nachahmung
der Geburt der Pallas, aus sich selbst geboren und von dem Drachen
Delphine erzogen. Pindar gibt ihm auch wie Homer hundert Köpfe,
nennt ihn einen Feind der Götter und setzt ihn nach Sicilien. Nach
seinem Tode aber liegt er unter der phlegräischen Gegend, bei Cumä in
Italien und reicht bis unter den Aetna, aus dem er Flammen haucht.
Apollodor gibt ihm ebenfalls die Gestalt eines Menschen, aber diese von
ungeheuerer Größe, daß er mit dem Kopfe bis an die Sterne, mit den
ausgespreizten Händen von Abend gegen Morgen reicht. Sein Leib ist
mit Flügeln versehen, die Hände endigen sich in Drachen, so auch der
Unterleib. Um die Zeit des Pindarus, als durch häufigern Verkehr mit
Aegypten Vieles von der Weisheit der Aegypter und ihrer sinnbildlichen
Religion bekannt wurde, kam zu Typhon's Fabel noch die Erdichtung
von der Flucht der Götter nach Aegypten, wovon weder Homer, noch
Hesiod, wie sehr dieser auch die Bezwingung des Typhon ausmalt, noch
selbst Pherekydes etwas wissen. Alle Götter, erzählte man, flohen vor
seinem Anblicke nach Aegypten und verwandelten sich in Thiergestalten.
(S. Ovid. „Met." V, 325.) Jupiter aber verfolgte ihn mit seinen Blitzen
und einer diamantenen Sichel, bis endlich am Berge Casius Beide hand-
gemein wurden und Typhon den Jupiter, den er mit seinen Schlangen-
schwänzen umwickelte, überwältigte. Doch Aegipan und Merkur befrei-
ten den Jupiter, und als Merkur den Typhon in seine Gewalt bekam,
schnitt er ihm die Sehnen aus und wandte sie dazu an, seine Leier zu
besaiten. Er schwang sich nun auf seinen Wagen und donnerte von da
auf den Typhon herab. Bei Nisa fiel das erste Gefecht wieder vor.
Beinahe war Typhon dem Jupiter entkommen, allein, unter dem Vor-
wande von Erfrischungen, hielten die Parzen ihn auf. Am Hämus, der
von Typhon's Blute ganz bedeckt war, fiel das zweite Treffen vor. End-
lich begrub ihn Jupiter, von Wunden und Kämpfen ermattet, unter
dem Aetna. — Unter andern Beziehungen dachte man sich den ägyp-
tischen Typhon. Von der allbelebenden Wirkung der Sonne (Osiris),
als Licht, ist, durch strenge Entgegensetzung getrennt, ihre sengende Hitze,
von keinem erquickenden Wasser gemildert. Diese sengende Hitze aber hieß

Digitized by Google

Typhon, und daran knüpfte der Aegypter alles Feindliche, was die Natur für ihn hatte. Sie war beständiger Feind des Osiris (Dionysus), der durch milde Wärme und Feuchtigkeit Keime des Lebens entwickelt. So wird der öde Theil von Aegypten Typhon's Gemahlin als das Befruchtungsprincip Aegyptens, der Nil, wird Osiris selbst, auch der schädliche Samun oder Wind, dessen Giftathem austrocknet und tödtet, wird Typhon, und was der Aegypter verabscheut und fürchtet, der rothe Esel, das Krokodill und das Flußpferd, ist dem Typhon geweiht; selbst das Meer, dessen Stürme der Aegypter scheut, ist Typhon's Thräne und das Meersalz sein Schaum. Man behandelte aber auch seine Fabel historisch. Typhon war der Feind des Osiris, oder sonst ein böser König, den Horus hinwegräumte. Nach des Osiris Zurückkunft, erzählt die Mythe, verlockte er den Osiris, brachte ihn um und zerstückelte denselben. Horus rächte seines Vaters Tod, überwand ihn und schickte Typhon gebunden zu seiner Mutter Isis. Doch diese ließ ihn vom neuem los. Nur Horus hörte nicht auf ihn zu bekriegen. Nachdem er ihn geschlagen hatte, setzte Typhon seine Flucht sieben Tage lang auf einem Esel fort und verwandelte sich endlich in ein Krokodill, oder verbarg sich in den See Sirbonis. Auch soll er den Hierosolymus und Judäus nachher erzeugt haben. Dunkle Anspielung, die den Moses mit diesem Typhon verwechselte. Typhon hatte die Nephthys zur Gemahlin, eine gewisse Strafgöttin Thueris, das Symbol des Südwinds, der den Nil am Steigen verhundert, zur Beischläferin. Man verehrte ihn in Aegypten, daß er nicht schaden sollte. Insonderheit waren ihm die Esel gewidmet, als die Thiere, welche, nach der Meinung der Pythagoräer, unter allen Thieren die wenigste Empfänglichkeit für Harmonie hatten, deren Feind ja Typhon, als Widersacher alles Zusammenhanges und aller Ordnung war. Er wurde bei seinem Dienste auch gegeißelt. Der Esel oder ein gebundenes Nilpferd waren die Hieroglyphen, unter denen man ihn vorstellte. Er ward auch Apophis, Dürrung, Bebon oder Babys, eine Höhle, woraus man glaubte, daß dieser Wind entspringe, auch Seth, ein Eselsfüllen, und Smy, der eigentliche Name des tödtenden Windes, bisweilen genannt. — Geographisch bezeichnet **Typhon** oft wüste Landstriche.

Typhon oder **Typho** (ecnephius vibrans, vortex) wird vom Plinius jener heftige Sturm oder Wirbelwind genannt, der noch jetzt vorzüglich im großen indischen Weltmeere, bei China, Japan und auf der Halbinsel jenseits des Ganges während der wärmern Jahreszeit erscheint. Gewöhnlich bricht er mit Heftigkeit aus einer dichten und schwarzen Wolke hervor. Diese Art Wirbelwind hat mit jenen plötzlichen Stürmen im äthiopischen Meere, vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welche Travados genannt werden, große Aehnlichkeit. Diese letztern zeigen sich ebenfalls, wie der Typhon, bei stillem und heitern Wetter, fangen mit einer kleinen schwarzen Wolke an, breiten sich nach einer Stunde überall aus, und zerstören mit größter Wuth die Schiffe und auf dem Lande die Wohnungen. Es ist nichts Seltenes, daß in den Monaten April, Mai, Juni an manchen Tagen 2—3 solcher verwüstenden Travaten, außer dem Cap der guten Hoffnung auch auf der Küste von Guinea, in Loango und Guardafui entstehen. Wenn ein solcher Typhon oder Wirbelwind eine Wolke faßt, so entstehen daraus die sogen. **Wasserhosen** (s. d.). Die Blitze und der schwefligte Geruch, welche

Digitized by Google

nan bei diesen Lufterscheinungen wahrnimmt, zeigen wohl deutlich, daß ier die Elektricität eine mitwirkende Ursache ist.

Typhus (griech., Betäubung). Unter diesem Worte versteht man ede von Ansteckung entstandene Krankheit, die sich durch einen eigenhümlichen Charakter auszeichnet, aber dabei eine verschiedene Form anehmen kann; viele Aerzte nahmen dabei immer locale Entzündungen, orzüglich des Gehirns, an. 1) Der pestartige Typhus, oder das Kerker-, Hospital- oder Faulfieber, ist eine asthenische Krankeit von der äußersten Schwäche, welche kaum in der Pest selber größer st, in welcher die Oberfläche des Körpers anfangs trocken, blaß, brenend und eingeschrumpft; in der Folge, vorzüglich gegen das Ende zu, eucht, mit Flecken besäet, in colliquativen Schweißen gebadet, und mit Striemen oder langen Streifen wie von Peitschenschlägen gezeichnet ist; wo der Körper durch colliquative Durchfälle erschöpft wird, der Magen eine Eßlust, sondern vielmehr Widerwillen gegen Speise und Ekel hat, welches oft mit Erbrechen begleitet ist; wo der Leib zuerst verstopft, in er Folge oft, wie gesagt, colliquativen Ausleerungen unterworfen ist, worin die Seelenverrichtungen zuerst geschwächt, dann unzusammenhänend, und endlich und zwar oft im höchsten Grade verwirrt werden, worin der Geist sehr niedergeschlagen und ganz in Traurigkeit und Meancholie versunken ist; worin ferner gleich anfangs die willkürlichen Bewegungen vermindert und in der Folge so vertilgt werden, daß sich der Kranke nicht einmal in seiner gehörigen Lage im Bette, mit seiner eigenen Muskelkraft erhalten oder verhindern kann, daß er nicht allmälig von oben nach dem niedrigen Theil heruntergleite, und worin endlich die Sinne entweder unnatürlich scharf oder stumpf sind. Endlich haben noch der Urin, der Stuhlgang, der Athem und alle Ausleerungen einen besondern stinkenden Geruch. Zuweilen ist der Typhus, allezeit aber die Pest, mit einer ansteckenden Materie begleitet. Sowie nun diese Krankheiten aus einerlei Ursache, wie die nicht fieberhaften Krankheiten entstehen, nämlich aus Schwäche, und nur darin sich unterscheiden, daß es bei ihnen die größte Schwäche ist, die mit dem Leben bestehen kann, und auch dieß nur auf eine kurze Zeit; so ist ebenfalls die Heilart eben dieselbe, wie bei den andern Asthenien; nur muß man dabei vielmehr Aufmerksamkeit anwenden, als bei den übrigen ihrer weit größeren Geschwindigkeit wegen nöthig ist. Die Schwäche ist also das Einzige, worauf man in der Cur zu sehen hat; und nur reizende oder antiasthenische Mittel sind hier dienlich. Die einzige Verschiedenheit, die man in der Behandlungsart zu beobachten hat, ist die, welche directe oder indirecte Schwäche nöthig macht. Die indirect schwächenden Potenzen sind: der heftige örtliche Reiz des Ausbruches in den zusammenfließenden Blattern, welcher so oft die Kräfte erschöpft, Trunkenheit, Hitze, lange fortgesetzte Schwelgerei. Zu diesen indirect schwächenden Potenzen können alle übrigen mehr oder minder hinzukommen. Da nun fast nie die indirecte oder directe Schwäche allein schädlich werden, so gibt es folglich einen dritten Fall, in welchem man beide Arten von Schwächen zu bekämpfen hat. Die direct schwächenden Potenzen sind, wie bekannt, Kälte, Mangel an gehöriger Nahrung, Aderlasse und andere Ausleerungen, Unthätigkeit des Körpers und der Seele, Mangel an Leidenschaften und Gemüthsbewegungen und unreine Luft. In den gelinderen Fällen, wie in den aussetzenden Fiebern kalter Gegenden, besonders in den Frühlings-

Digitized by Google

fiebern, im Synochus, im einfachen Typhus und in der gelinden Pest selbst, ist kaum ein stärkerer Reiz, wie der des Weines erforderlich; die Behandlung richtet man nach den so oft angeführten Regeln zur Heilung der gelinden asthenischen Krankheiten ein. In den heftigsten Fiebern, wie in den remittirenden der wärmeren Gegenden und der Zona torrida, im heftigsten pestartigen Typhus, in der heftigsten Ruhr und Gallenruhr der angeführten Gegenden, und der heftigen Pest selbst, welche Krankheiten im Ganze directe Schwäche zur Ursache haben; ferner gleichfalls wenn diese Krankheiten anfangs gelinder waren, aber in ihrem Verlaufe, wegen Vernachlässigung der gehörigen oder der Anwendung einer verkehrten Behandlung, zu einem sehr hohen Grade der Bösartigkeit gestiegen sind; müssen wir sogleich mit den stärksten durchdringenden Reizen, z. B. flüchtigem Laugensalz, Moschus und Aether, in kleinen aber oft wiederholten Gaben anfangen, und wenn in der Folge die Kräfte durch ihren Gebrauch hergestellt sind, und der Magen dadurch gestärkt ist, den Kranken zum Gebrauch gehöriger Speisen und Getränke zur Gestation, reiner Luft, Aufheiterung und zuletzt zu den gewöhnlichen Verrichtungen und Beschäftigungen des Lebens fortschreiten lassen. Da der Gebrauch der durchdringenden Reize bloß dann nützlich ist, wenn das Leben nicht durch die gewöhnlichen, der Natur angemessenen Reize erhalten werden kann, und da eine gehörige Menge an Blut und andern Reizen bald hinreichend stark ist, um den gesunden Zustand völlig herbeizuführen; so sollten wir deßwegen schon vom Anfang an sogleich animalische Nahrung, wenn auch nicht in fester Form, in welcher sie weder genossen oder verdaut werden kann, doch in flüssiger Form als Suppen anwenden, und ihren Gebrauch mit jeder Gabe der flüchtigen Reize abwechseln lassen. Hierauf muß man allmälig, sowie die Kräfte zunehmen, zuerst etwas weniges von festen Speisen, und allmählig immer mehr genießen, und zugleich die andern Reize, jeden zu seiner gehörigen Zeit wirken lassen; bis man endlich die ganze Cur mit dem bei guter Gesundheit gewöhnlichen Verhalten endigen kann, bei welchem medicinische Vorschriften weniger nöthig sind. Die Ansteckungsmaterie, welche entweder die Wirkungen der gewöhnlichen schädlichen Potenzen um nichts vermehrt, oder auch auf ähnliche Weise, wie sie selbst schädlich wird, verdient keine weitere Rücksicht, als daß man ihr Zeit gibt, durch die Schweißlöcher zugleich mit der Ausdünstungsfeuchtigkeit fortzugehen, deßwegen man die Ausdünstung gehörig unterstützen muß; und da dieß durch Reizmittel geschieht, so ist es kein Zusatz zur allgemeinen Heilanzeige. Endlich muß man auch der Verderbniß der Säfte in den Enden der Gefäße gehörig begegnen; dieß geschieht aber nicht durch Mittel, welche die Verderbniß direct heben, sondern durch Potenzen, welche auf die Erregung der festen Theile wirken und die Erregung über den ganzen Körper vermehren, folglich unter andern. Theilen derselben, auch in den leidenden Gefäßen. Zur Verhütung des Hospitalfiebers, was im Grunde nichts weiter als ein Typhus ist, der durch Ursachen, welche sich in Hospitälern, Kerkern, belagerten Festungen und auf Schiffen entwickeln, veranlaßt wird; ist das Zweckmäßigste, jene Krankheits-Ursachen möglichst zu beseitigen. Man dränge die Kranken nicht zu enge zusammen; lasse häufig frische Luft durch die Zimmer strömen, oder setze die vorhandene durch Ventilatoren in Bewegung; reinige stets die Luft durch Räucherungen von Essig, Wachholderbeeren;

Digitized by Google

man entferne alsbald die Ausleerungen der Kranken; gebe ihnen gesunde, nahrhafte Kost; sehe auf die größte Reinlichkeit. Ist die Krankheit einmal ausgebrochen, so verdoppele man die Vorsicht; sondere die Typhuskranken von den andern ab, gebe ihnen eigne Wärter, welche die Andern nicht pflegen dürfen; und halte noch strenger auf Reinigung und Erneuerung der Luft und auf schleunige Entfernung der Ausleerungen. Die Kleider, welche Typhuskranke angehabt, müssen entweder durch das Feuer zerstört oder sorgfältig in heißem Wasser gereinigt, dann durchräuchert und in freier Luft getrocknet werden. Die Verbreitung des Faulfiebers in den Lazarethen und aus ihnen in die Umgegend kann nur durch die strenge Medicinalpolizei verhüttet werden. — 2) Der orientalische Typhus, vorzugsweise Pest, Pestilenz, genannt, und aus Asien und Afrika abstammend, eine äußerst bösartige, schnell tödtende und sich weit verbreitende Krankheit, welche in einem fieberhaften Zustande besteht, der mit höchster Schwäche und Zerrüttung der Lebenskraft und gewissen örtlichen Zufällen, nämlich Beulen, Brandgeschwüren, Brandblattern und Flecken verbunden ist. Die letztern Zufälle sind in dieser Verbindung die charakteristischen Zeichen der Pest, da die übrigen auch andern Krankheiten zukommen, welche zwar äußerst bösartig, auch allgemein herrschend seyn können; allein doch nicht Pest, sondern allenfalls nur pestartig genannt zu werden verdienen. Der Verlauf dieser Krankheit stimmt im Ganzen genommen mit folgendem Bilde überein. Im Anfange überfällt den Kranken meistens eine große Niedergeschlagenheit des Gemüths, äußerste Mattigkeit des Körpers, gelinder Frost mit darauf folgender Hitze, in ein innerliches unausstehliches Feuer übergeht, Schwere des Kopfes; dazu kommen: Betäubung, starre, glanzlose oder wild glänzende Augen, bleiches bleifarbiges Gesicht, häufige Angst, Unruhe, Entkräftung, tödtliche Schwäche, Irreseyn. Bei Manchen stellt sich Ekel und Erbrechen ein. Der Durst ist unauslöschlich, die Zunge dunkelroth oder weislich belegt, die Sprache undeutlich. Im weitern Verlaufe der Krankheit wird das Gesicht oft lebhaftroth, das Athemholen schnell und ängstlich; zuweilen stellt sich gallichtes, grünes oder blutiges und schwarzes Erbrechen, auch ähnlicher Durchfall ein. Das Irrereden geht zuweilen in Raserei über. Der Urin ist zuweilen trübe, schwarzweißlich oder blutig. Auch entstehen Blutflüsse. Wo die Krankheit nicht schnell den Tod herbeiführt, zeigen sich bald anfangs schmerzhafte Beulen in den Weichen und unterhalb derselben, bisweilen auch in den Ohrendrüsen, unter den Kinnladen, unter den Achseln, am Halse; auch Karbunkeln, kleine weiße, schwarzgelbe, schwarze, brandige Blätterchen über den ganzen Körper. Der Schrecke, die Angst, die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, welche sich gleich beim ersten Eintritte der Pest der Kranken bemächtigen, vermehren das Gefährliche derselben. Die Allermeisten, welche die Krankheit im hohen Grade überfällt, sterben an derselben. Bei Vielen tritt der Tod schon den ersten Tag, oft schon in einigen Stunden nach dem Ausbruche derselben ein; bei Andern verzögert er sich bis zum zweiten oder dritten Tage. Bei solchen Kranken, an welchen die Beulen und Karbunkeln sogleich und in größerer Anzahl zum Vorschein kommen, sich erheben und in Eiterung versetzen, ist mehr Hoffnung und Genesung, als bei denen, wo dieß nicht geschieht. Die Beulen und Karbunkeln gehen in Eiterung über oder verhärten sich auch zuweilen, werden zertheilt oder ausgeschnitten. Ueber

Digitized by Google

den Ursprung der Pest und die Ursachen ihrer Verbreitung sind die Meinungen, nach dem tiefern oder höhern Stande der Heilwissenschaft und Bildung, verschieden gewesen. In den ältesten Zeiten, wo man große und schreckliche Wirkungen, deren Ursachen nicht zu ergründen waren, Geistern und Dämonen zuschrieb, hielt man auch die Entstehung der Pest für das Werk derselben. Späterhin glaubte man, in gewissen Veränderungen der Luft, in giftigen Dünsten, die sich aus der Luft herabsenkten, in ganzen Wolken von unendlich kleinen Insekten, welche durch das Athemholen, durch Speisen oder durch die Einsaugung der Haut in den Körper kämen und das Blut verdürben, ihre Ursache zu finden. Die Aerzte suchten nach dem Zuschnitte ihrer Lehrmeinungen die Ursache bald im Uebermaße sulphurischer Theile im Blute, bald in Gerinnung oder Auflösung desselben ꝛc. Auch über das Daseyn eines ansteckenden Stoffes waren die Stimmen lange Zeit getheilt; Viele hielten die Pest für ansteckend, Andere für nicht ansteckend. Gegenwärtig glaubt man, auf überwiegende Erfahrung gestützt, allgemein an ein Contagium, welches die Krankheit verbreiten kann. Die Pest ist eine besondere, von allen andern unterschiedene Krankheit, und kann nur in den Gegenden, wo sie eigentlich zu Hause ist, sich von selbst erzeugen. Hitze, ungesunde Luft, schlechte Nahrungsmittel und Unreinlichkeit begünstigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Das Wesen derselben scheint in einer Verminderung der Lebenskraft zu bestehen, welche so plötzlich und allgemein erfolgen kann, daß die Bestandtheile des Körpers, vorzüglich die Blutmasse, von ihrer Normalbeschaffenheit gänzlich abweichen, und als verdorben (zu fest oder zu flüssig) erscheinen und das Leben zerstört wird, oft ehe noch die Kraft des Nervensystems eine Gegenwirkung zu Stande bringen kann. Wenn der Fortgang der Krankheit nicht so rasch ist, entstehen Fieberbewegungen und örtliche Entzündungen, welche den Ueberrest der schon herabgesetzten Lebenskraft bald erschöpfen. Man hat bei Leichenöffnungen der Pestkranken sowohl im Gehirn, als in der Brust und Bauchhöhle Ansammlungen von geronnenen oder zersetzten, flüssigen, schwarzen Blute, Entzündungen ganzer Flächen der Häute und brandartige entzündete Flecken in großer Menge gefunden, welche darauf hinweisen. Die Beulen geben schlechtes, fauliges Eiter und erstrecken sich tief nach innen; die Karbunkeln sind Brandbeulen, welche schon den Anfang des Todes vorstellen und abgestorbene Theile enthalten, und meistens tief nach innen sich fortpflanzen. Wo die Natur noch hinlängliche Kraft besitzt, da entstehen die Entzündungen häufiger auf der Haut, als innerlich, die Bubonen werden bald in Eiterung versetzt, auch die Brandbeulen geben, wenn sie ausgeschnitten werden, besseren Eiter und sondern sich ab; das Fieber löst sich durch heftigen Schweiß; die Wiederherstellung gelingt nur mit ganzer Kraftanstrengung der Natur, durch welche die Menschen erschöpft, lange Zeit Gerippen ähnlich umherschleichen. Hat sich die Krankheit ausgebildet, so wird sie ansteckend. Daher die fürchterlichen Verheerungen, welche sie von jeher, sowohl in Asien, als Europa angerichtet hat. Ohne Zweifel haben Pestseuchen sich als natürliche Folgen des Beisammenseyns großer Menschenmassen, vorzüglich unter den wärmern Himmelsstrichen, schon in den ältesten Zeiten eingefunden. Zu den bekanntesten gehörten die von Thucydides meisterhaft geschilderte Pest, welche im dritten Jahre des peloponnesischen Krieges (430 v. Chr. Geb.) in dem von den Spartanern belagerten Athen

Digitized by Google

wüthete. Am siebenten oder neunten Tage erfolgte gemeiniglich der Tod. Die Pest in dem belagerten Jerusalem, 72 n. Chr. Geb., hat Josephus geschildert. In Rom herrschte die Pest 77 unter Vespasian, unter Mark Aurel 170, wo sie fast ganz Europa und Asien durchzog, unter Commodus 189 und vorzüglich unter Gallienus 262, wo in Rom in einem Tage allein an 5000 Menschen gestorben seyn sollen. Seit diesen Zeiten zog die Pest immer in Italien, Griechenland, Asien und Afrika herum und brach vorzüglich in volkreichen Städten aus, z. B. in Konstantinopel unter Justinian 544, wo an 1000 Todtengräber zur Beerdigung der Todten nicht zugereicht haben sollen. Diese fürchterliche Pest setzte ihre Verwüstungen 50 Jahre mit nur kurzen Unterbrechungen fort. Die deutschen Kriegsheere wurden in Italien von ihr ergriffen und brachten sie 555 ꝛc. nach Deutschland, wo sie seit dieser Zeit an verschiedenen Orten ausbrach, z. B. im J. 555 besonders in Trier, 583, 590, wo sie auch in Rom wüthete. Im 7. Jahrh. war sie in Sachsen. 823 war sie in ganz Deutschland und 875—877 besonders in Sachsen und Meißen äußerst verheerend. Ebenso 964. Im 11. Jahrh. brach sie wenigstens sechs Mal in Deutschland, meist nach oder mit Hungersnoth so heftig aus, daß man glaubte, die Gottheit wolle das ganze Menschengeschlecht vertilgen. Im 12. Jahrh. hielt sie wohl über 25 Jahre in Deutschland an; im 13. brachten die von den Kreuzzügen zurückkehrenden Soldaten sie nach Europa und Deutschland. Im 14. durchwanderte sie mehre Striche Deutschlands. So wüthete sie 1317 in Lübeck, wo gegen 90.000 Menschen starben, 1349 in Strasburg, 1357 in Köln, 1358 in Leipzig, 1363 in Dresden ꝛc. Im 15. Jahrh. raffte sie z. B. 1406 in Sachsen, besonders in Meißen, 1420 in Augsburg, 1429 wieder in Leipzig u. a. viele Menschen weg; in der zweiten Hälfte dieses Jahrh. wüthete sie in ganz Europa, z. B. in Paris, 1450 in Dresden, 1451 in Köln, in Mecklenburg, besonders in Rostock ꝛc.; 1453 in Thüringen und 1472 beinahe in ganz Sachsen und später in den Niederlanden, und war durch schreckliche Zufälle ausgezeichnet. Die Geschichtschreiber der damaligen Zeit stellen uns die grausamsten Gemälde menschlicher Noth und Härte auf. Im 16. Jahrh. herrschte die Pest wieder in ganz Deutschland, 1503 in Sachsen, besonders in Leipzig, wo sie auch 1519 wieder auflohderte, 1534 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm, Lübeck ꝛc., 1593 in Freiburg. Ungeachtet schon mehre Anstalten getroffen, z. B. Pesthäuser errichtet wurden, so herrschte die Pest doch noch das 17. Jahrh. hindurch in Deutschland, namentlich in Sachsen, vorzüglich in Leipzig von 1602 mehre Jahre, abermals 1624, 1630 und 1632; in Dresden 1632 und 1633; 1637 in Meißen; 1644 in Leipzig; 1666 und mehre Jahre in den Rheingegenden, 1680 abermals in Sachsen, namentlich in Leipzig. Da in den Gegenden des Orients, in Griechenland, der ganzen europäischen und asiatischen Türkei die Pest nie ganz aufhört, so kam sie durch den Handel im mittelländischen Meere unaufhörlich nach Italien, Frankreich und Deutschland, sowie durch Ungarn, Polen, Siebenbürgen. Die Grenzcordons und die Quarantainen (s. d.) in den Seestädten wurden anfangs nicht so streng beobachtet; so wurde noch 1720 durch ein levantisches Schiff die Pest in Marseille und in der ganzen Provence verbreitet. 1795 und 1796 hatte sie sich über die türkischen Grenzländer und weiter ausgedehnt; ihr wurde aber bald

Digitized by Google

durch Aerzte, wie Schraud und Hildenbrand und thätige Vorkehrungen der Regierungen Einhalt gethan. Im letzten russisch-türkischen Kriege haben sich Spuren derselben in der Walachei ꝛc. gefunden. Auch brach sie 1816 in der neapolitanischen Stadt Nola aus. Durch die Forschungen und die Aufopferung vieler würdigen Aerzte ist man jetzt der Natur und Heilart dieser Krankheit näher gekommen, als ehemals, wo Mangel an Muth ebenso hinderlich war, als Mangel an Kenntnissen. Vorbauungsmittel zur Verhinderung der Ansteckung, und wenn diese geschehen ist, möglichst baldige Ausschaffung des Giftes aus dem Körper, Verminderung der innerlichen Entzündungen, Aufrechthaltung der Kraft des arteriellen Blutsystems, Bekräftigung des Nervensystems, Beförderung der Eiterung, zeitige Ablösung der Brandbeulen, sind die Hauptzüge der Behandlung. Zum Schlusse erwähnen wir noch eines Mittels, welches als Vorbauungs- und Heilmittel neuerer Zeit zuerst von dem zu Alexandrien angestellten englischen Agenten und Generalconsul, Georg Baldwin, empfohlen wurde. Die Anwendung desselben ist folgende: sogleich den ersten Tag, an dem man Pestzeichen an einer Person wahrnimmt, wird der ganze Körper derselben, die Augen ausgenommen, mit lauwarmem Baumöl stark und schnell eingerieben. Während dessen werden Fenster und Thüren des Zimmers sorgfältig verschlossen und mit Wachholderbeeren und Zucker stark ausgeräuchert. Nach Beendigung der Einreibung wird der Kranke wieder in das Bette gebracht. Gewöhnlich folgt hierauf ein starker Schweiß, welcher durch Hollunderthee befördert wird. Die Einreibung wird ein oder auch zwei Mal jeden Tag so lange fortgesetzt, bis heftige Schweiße erfolgen. Sind Pestbeulen vorhanden, so müssen sie öfters mit Oel eingerieben werden, bis sie durch erweichende Umschläge zur Eiterung gebracht werden können. Diese Einreibungen sollen auch ein sicheres Vorbauungsmittel gegen die Pest seyn. Außer Smyrna ist die vortreffliche Wirkung dieses Mittels in verschiedenen Gegenden Aegyptens, in Konstantinopel und der Walachei erprobt worden, daher der Gebrauch desselben in den türkischen und angrenzenden russischen und östreichischen Besitzungen immer allgemeiner wird. — 3) Die abendländische Pest, das gelbe Fieber (s. d.), was in den Tropenländern einheimisch ist, daselbst kaum einen Fremden verschont und schon zweimal nach Spanien (zuletzt im September 1819), auch nach Livorno verpflanzt wurde. Es zeichnet sich durch schwarzes Erbrechen und gelbe Hautfarbe aus. Ueber den Typhus s. Bernhard's „Werk über die Natur, die Verhütung und Behandlung des Spitaltyphus und die ansteckenden Krankheiten überhaupt"; (der 1. Theil von dessen „Handbuch der allgemeinen und besondern Contagienlehre" (Erfurt 1815) — und Göden's „Geschichte des ansteckenden Typhus" in 4 Büchern (Breslau 1816). Ueber die Cholera s. d.

Typographie, Buchdruckerkunst (technisch), die Kunst mit außerordentlicher Geschwindigkeit viele Copieen von einer Schrift zu verfertigen. (Ueber die Erfindung derselben s. das Ausführliche im Art. Buchdruckerkunst. Nach und nach wurde diese Kunst immer mehr vervollkommnet. Aldus Manutius erdachte um 1501 die Cursivschrift und Ant. Zarottus zu Parma goß zu Ende des 15. Jahrh. die ersten griech. Typen. Schon 1494 druckte Aldus Manutius seine berühmten Ausgaben. Später beschäftigte man sich mit Vervollkommnung der Schrift; um 1538 wurden die großen Buchstaben eingeführt, und Plantin, die

Digitized by Google

Elzivire, Barbou, Baskerville, Bodoni, Didot, Mole, Breitkopf, Barth, Unger, Vieweg und Tauchnitz beeiferten sich, die Kunst in dieser Beziehung zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Breitkopf verbesserte in der Mitte des vorigen Jahrh. den von Sanleque zu Paris erfundenen Notendruck und erfand den Landchartendruck, den später Preuschen und Haas verbesserten. Firmin Didot in Paris erfand die Stereotypen (s. d.) (stereographischen Druck), und sein Vater erdachte die metallenen Stege statt der hölzernen. Neuerlich erhielt Phil. Rusher in England ein Patent für verbesserte Drucklettern, wodurch der Druck schöner, ebenmäßiger und leichter werden soll. Auch erfand Franz Bailey von Philadelphia ein Verfahren, Matrizen zu Buchstaben zu verfertigen, welche nicht nachgeahmt werden können, worüber Robert Barcley 1790 ein Patent erhielt. Der Druck eines Buches erfordert vornehmlich zwei Arbeiten: das Zusammensetzen der einzelnen Buchstaben zu Wörtern, Zeilen und Seiten, und das Abdrucken derselben auf Papier; daher unterscheiden sich auch die Arbeiter oder Gehülfen der Buchdrucker in Setzer und Drucker. Seit der Mitte des verflossenen Jahrh. hat man sich auch besonders die Verbesserung der Pressen angelegen seyn lassen und außer den Walzen, durch welche die Ballen allgemein verdrängt wurden, ganz eiserne Pressen von verschiedener Einrichtung eingeführt. Die Stanhope- und Columbiapressen sind die vorzüglichsten. Auch Dampfmaschinen hat man zu Dampfpressen (Schnellpressen) angewendet, doch sind diese nur in größeren Druckereien zweckdienlich. Kinsley zu Hartfort in Connecticut hat eine Presse erfunden, welche selbst die Schwärze auf die Lettern aufträgt, das Papier darüber breitet, und zwei Bogen auf einmal abdruckt. Sie braucht nur eine Stunde und den Beistand einer einzigen Person, um über 2000 Bogen zu drucken und abzuwerfen, dahingegen auf den gewöhnlichen Druckerpressen zwei Leute in einer Stunde nie über 250 Bogen abdrucken können. Man hat auch eine Maschine, auf welcher vermittelst eines Drucktisches und eines darüber hingehenden Druckwagens Bücher gedruckt werden können. (Vgl. Schnellpresse.)

Typolithen, Spurensteine, s. Abdrücke (natürliche).

Typus, Typik oder Typologie. Typus, aus dem Griechischen kammend, bedeutet eine Bildnerform, worin eine bildsame Masse Gestalt und Charaktergepräge erhält. Am besten gibt man Typus im Deutschen mit Vorbild, das an sich keinen Sinn noch Werth hat und bloß dazu dienen soll, ein Anderes in oder nach ihm auszuprägen. In der Philosophie bezeichnet Kant mit Typus des Sittengesetzes das Naturgesetz, welches seiner Form nach von dem Verstande einer Maxime zum Behuf der Urtheilskraft untergelegt wird, um die Maxime nach sittlichen Principien zu beurtheilen. Typus ist eigentlich Das für das moralische Gesetz, was das Schema für die Kategorie ist; er macht die Anwendung des moralischen Gesetzes auf Gegenstände der Sinnenwelt möglich oder macht es thunlich, die Handlungen als Erscheinungen in der Sinnenwelt, unter das Sittengesetz, das doch etwas Intelligibles ist, zu subsumiren, oder sie für solche zu erkennen, die das Sittengesetz gebietet, verbietet oder erlaubt; z. B. ob es geboten sey, in gewissen Fällen einem Menschen das Leben zu nehmen, oder ob es verboten sey, sich irgend einmal zu betrinken. In der Metaphysik bezeichnet Typus die Formen welche der scholastischen Philosophie gemäß, für die Einzelwesen im ur-

Digitized by Google

bildlichen Verstande vorhanden sind, und wonach sie ihre bestimmte Gestalt erhalten haben. In Gottes Verstand sind demnach die Typen aller Wesen enthalten. In der Theologie versteht man unter Typik oder Typologie die Wissenschaft und Kenntnisse von Personen, Sachen, Einrichtungen und Begebenheiten in den alt-testamentarischen Zeiten, welche als Vorbilder auf Personen, Sachen ꝛc. in den neu-testamentarischen Zeiten bezogen werden. Z. B. Melchisedek's Opfer von Brot und Wein, soll ein Vorbild des Abendmahls seyn, wie Isaaks vom Himmel gebotener Opfertod vorbildlich den Tod des Heilandes am Kreuze darstellt. Man hat mit dergleichem Typensuchen oft kleinliche Spielerei getrieben und die Typik so weit ausgedehnt, daß beinahe das ganze alte Testament zum Vorbilde des neuen wurde.

Tyr war nach der alten nordischen Götterlehre der muthige, tapfre Gott des Krieges und Sieges, also was Mars bei den Römern war. Er war ein Sohn Odins und der kühnste und tapferste der Götter. Von ihm wird auch noch bei den Dänen und Isländern der Dienstag Tirstag, Tyrstag genannt. S. darüber Gustav Büsching: „Das Bild des Gottes Tyr", gefunden in Oberschlesien (Breslau 1819).

Tyrann, a. d. Griech., wo es ursprünglich und im bessern Sinne so viel als Alleinherrscher, einen Souverain, bedeutete, und daher auch als einen Titel für wirklich gute Fürsten gebraucht wurde. In neuern Zeiten nennt man so einen Regenten, der sich 1) die Herrschaft über freie Menschen, ohne ausdrückliche oder stillschweigende Einwilligung der Gesellschaft angemaßt hat, 2) die Unterthanen als sein Eigenthum, als Sachen, nicht als Personen, als Mittel, nicht als Zwecke behandelt, und sobald er 3) das Volk nicht nach Gesetzen regiert, die, als aus dem Willen desselben entsprungen, gedacht werden können, sondern ganz nach Willkür und Laune, so ist er ein Despot. Alle Arten der Regierungsformen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie können in Tyrannei und Despotismus ausarten. Uebrigens gibt es eine grobe Tyrannei; eine Tyrannei aus Kraft, eine andere aus Feigheit. Die gewöhnlichste ist die aus Unwissenheit und Furcht vor der Wahrheit. — Am Ende des peloponnes. Krieges führten die Lacedämonier die Regierung der 30 Tyrannen in Athen ein, die jedoch nur 8 Monate dauerte (s. Attika). In der römischen Geschichte bezeichnet man mit dem Namen der 30 Tyrannen die Feldherren, welche unter der schlechten Regierung des römischen Kaisers Gallienus (259—268 n. Chr.), der, gleichgültig gegen Ruhm und Herrschaft, nur für Vergnügen und Schwelgerei Sinn hatte, sich gegen denselben empörten und zu unabhängigen Beherrschern der von ihren untergebenen Soldaten besetzten Provinzen, z. B. in Britannien, Gallien, Spanien, Rhätien, Illyrien, Asien, Afrika, selbst in Italien erklärten. Es entstand dadurch eine dem römischen Reiche völligen Untergang drohende Menge kleiner Staaten, die doch von keiner Dauer waren, indem die Usurpatoren theils von ihren eigenen Legionen, die sie erhoben hatten, gestürzt, theils von den auf den Gallien folgenden Kaisern Claudius und Aurelian besiegt wurden. Die bekanntesten jener Tyrannen waren Posthumus, Lälian, Lollian, Aelian, Victorin I. und II., Marius, Tetricus I. und II., Regalian, Trebellian u. m. A. Die von ihnen geschlagenen Münzen, die größtentheils sehr selten sind, nennt man vorzugsweise Tyrannenmünzen. Montesquieu hat u. d. N. Charles d'Outrepont in einem Gespräche zwischen Sulla und Eukrates die

Seele eines Tyrannen enthüllt; Dasselbe hat ein Ungenannter gethan in „Aratus et Nicocles aux enfers; dialogues par Charles d'Outrepont" (Paris 1821).

Tyrol, s. Tirol.

Tyrrhenia, Tyrrhener, ein alter Name für Etrurien (einen Theil von Mittelitalien) und seine ältesten Bewohner, die nach Herodot (I, 94) aus Lydien eingewandert seyn sollten, und als geübte Seefahrer, Städtebauer und Handelsleute, auch wohl als Freibeuter, erwähnt werden. Nach Niebuhr sind die Tyrrhener und Pelasger und die pelasgischen Tyrrhener mit den Etruskern dasselbe Volk.

Tyrtäus (Tyrtaios), griech. Dichter, aus Athen oder Milet, blühte um 680 v. Chr., erlangte im zweiten messenischen Kriege großen Ruhm durch seine Kriegsgesänge, welche den Muth der Spartaner so entflammten, daß sie über die Messenier den Sieg erlangten. Es sind nur noch 3 und einige Fragmente auf uns gekommen. Sie stellen das Bild ungebeugter, trotziger Krieger, furchtloser Greise, welche des feigen Jünglings spotten, und einer unbezwinglichen Begeisterung fürs Vaterland zur Nachahmung auf, und gehören zu dem Schönsten, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Eine besondere Ausg. des griech. Textes, mit einem ausführlichen Commentar und Abhandlungen, besitzen wir von Klotz (Altenb. 1767). Eine neuere in Franck's „Callinus" (Altenb. und Leipz. 1816), die aber von Matthiä („De Tyrtaei carminibus", Altenb. 1821) stark getadelt worden ist. In deutsche gereimte Verse haben sie Zinkgräf, Weiße und Conz übersetzt. Eine metrische Verdeutschung findet sich als Anhang bei den „Liedern für Deutsche im Jahre der Freiheit 1813", von E. M. Arndt, und in Weber's „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Frankf. a. M. 1826).

Tyrus, eine der berühmtesten Städte des Alterthums, der wichtigste und reichste Handelsplatz Phöniziens (s. d.), ward von Sydoniern gegründet. Schon zu Davids Zeiten (1500 v. Chr.) war sie eine blühende Stadt, durch Handlung und Schifffahrt — (ihr Seehandel erstreckte sich über alle Küstenländer des Mittelmeeres, und der Landhandel ging durch Karawanen bis nach Indien und Arabien) — reich und mächtig. Vorzüglich gewinnbringend waren die vielen und ausgebreiteten Manufacturen. Nicht minder glänzte die Stadt durch Künste und Wissenschaften; vorzüglich ward die Baukunst — (tyrische Architekten bauten den weltberühmten Salomonischen Tempel zu Jerusalem) — und die Schifffahrtskunde cultivirt. In ihren Mauern hatte sie einige der berühmtesten Tempel des Alterthums, des olympischen Jupiters, des Herkules und der Astarta. (Vgl. d. Art. Phönizien.) — Tyrus's Macht dauerte, so lange die übrigen phönizischen Städte ihre Unabhängigkeit behaupteten; als aber diese sich den Assyrern und dann den Babyloniern unterwarfen, traf auch Tyrus das nämliche Schicksal, welches der jüdische Prophet Jesaias geweissagt hatte; es wurde nach einer 13jährigen Belagerung von Nebukadnezar, König von Babylon, erobert. Ein neues Tyrus, glänzender als das vorige, erhob sich nun auf einer Insel, in geringer Entfernung von der Küste, welches zwar später die Oberherrschaft der Perser anerkannte, aber doch mehrmals seine Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen versuchte, und wohl nie das persische Joch in dem Maße, wie die Städte des festen Landes, scheint getragen zu haben. Als Alexander auf seinen Siegeszügen in diese Gegenden kam, verwei-

Digitized by Google

gerten ihm die Tyrier den Eintritt in ihre Stadt. Da füllte der fürchterliche Krieger, unter einem beständigen Kampf mit fast allen Elementen, die 4 Stadien breite Meerenge zwischen der Insel und dem festen Lande mit Bergen von Steinen und Holz aus, und verwandelte die Insel in eine Halbinsel. Ein Damm führte nun seine fürchterlichen Kriegsmaschinen vor die vom Meere selbst bespülten Mauern des stolzen und trotzigen Tyrus, und eine Flotte von Cypern, nebst einigen Schiffen von Sidon, unterstützten die macedonischen Krieger auf dem Damm. Da fiel die prächtige und reiche Stadt erst nach einer Belagerung von 7 Monaten unter einer verzweiflungsvollen Gegenwehr; 2000 seiner edelsten Bürger starben an dem Kreuz und 30.000 andere wurden öffentlich zu Sklaven verkauft, und Tyrus selbst ward der Erde gleich gemacht. Es wurde zwar nachher wieder aufgebaut, aber nie wieder eine solche Handelsstadt, wie vordem, sondern eine bloße Manufacturstadt der Purpurhändler: denn der Welthandel zog sich von der phönizischen Küste hinüber nach dem neu erbauten Alexandrien. Es erhielt sich zwar noch unter den Syrern und Römern als thätiger Handelsplatz, aber der indische Handel war dahin, ebenso die meisten Fabriken. Die Römer ließen der Stadt aus Achtung für ihren alten Ruhm ihre eigene Regierung, bis Kaiser Severus sie zur römischen Colonie mit italienischem Rechte machte. Später kam sie in die Gewalt der Sarazenen, denen es die Kreuzfahrer entrissen und standhaft behaupteten. Nachher fiel sie in die Hände der Türken, und sank seitdem zu einem kleinen Orte herab. Es heißt jetzt Sur und gehört zum Paschalik Akre der türkischen Provinz Syrien. Der Hafen ist noch immer der beste an der syrischen Küste, aber der Handel unbedeutend.

Tzschirner (Heinr. Gottl.), einer der berühmtesten und geistvollsten protestantischen Theologen unserer Zeit, geb. 1778 zu Mitweida im königl. Sachsen, wo sein Vater Prediger war. Diesem sowie dem Rector der Stadtschule verdankte der junge Tzschirner seine erste wissenschaftliche Bildung. Von 1791—96 machte er auf dem Gymnasium zu Chemnitz rasche Fortschritte in den Studien; bezog dann, um sich der Theologie zu weihen, die Universität Leipzig, wo er sich bald durch seinen Fleiß und seine Talente auszeichnete. Sein Candidatenexamen im Oberconsistorium zu Dresden (1799) bestand er glänzend, und erwarb sich hierdurch vorzüglich den Beifall Reinhards, welcher ihn dringend aufforderte, als akademischer Lehrer in Wittenberg aufzutreten. Tzschirner erwarb sich mit einer Streitschrift: „Ueber den Charakter der Pauliniſchen Exegographie", das Recht zu Vorlesungen (1800). Allein schon im folgenden Jahre folgte er dem Rufe seines kränkelnden Vaters als Gehülfe seines Amtes. Nach dessen bald erfolgten Tode ward er Diaconus in seiner Vaterstadt und setzte dabei seine theolog. Studien eifrig fort. 1805 wurde er als Professor der Gottesgelahrtheit nach Wittenberg zurückberufen, wo er mit Beifall über Exegetik, Dogmatik und Kirchengeschichte las. 1809 ging Tzschirner als theolog. Professor an die Hochschule nach Leipzig. 1813 begleitete er die unter den Befehl des Großherzogs v. Weimar gestellte Heerabtheilung als Feldpropst nach Frankreich, indeß Professor Winzer seine Stelle bei der Hochschule versah. Nach Leipzig zurückgekehrt, ward ihm vom Magistrat 1815 nach Rosenmüller's Tode das Ephorat an der Thomaskirche übertragen, in welchem Amte sich reichliche Gelegenheit fand, seine ausgezeichnete eigenthümliche Kanzelbe-

edtſamkeit zu entwickeln. Tzſchirner wurde allmälig Superintendent der Diöceſe Leipzig, zweiter theolog. Hochlehrer, Conſiſtorialrath und Capitular des Stifts Meißen. Er zeigte ſich als einer der gewandteſten und unerſchrockenſten Sprecher für die Grundſätze des Proteſtantismus in vielen Schriften, als über K. L. v. Haller, Henhöfer ꝛc.; vertheidigte den Proteſtantismus, den man als eine Quelle der Revolutionen dargeſtellt hatte, in der Schrift: „Katholicismus und Proteſtantismus, aus dem Standpunkt der Politik betrachtet" (1822), und ſetzte ſeine Polemik gegen die katholiſche Kirche unermüdet, trotz aller Anfechtungen fort, indeß ſeine Glaubensgenoſſen in ihm einen zweiten Luther prieſen, mit dem er auch in Geſtalt und Geſichtszügen viele Aehnlichkeit hatte. 1826 ertheilte der König von Dänemark dem gefeierten Gelehrten den Danebrogsorden. Am 24. Oct. 1827, dem Huldigungstage des Königs von Sachſen, ſprach er vor dem Throne. Er ſtarb an einem Bruſtübel, an dem er ſchon mehre Jahre gelitten hatte, den 17. Febr. 1828, hochbetrauert von ſeinen Glaubensgenoſſen und auch ſeines perſönlichen Charakters wegen die allgemeine Liebe ſeiner Mitbürger mit ins Grab nehmend. Von ſeinen Werken nennen wir: „Geſchichte der chriſtl. Apologetik" (1805, 1. Bd.; blieb unvollendet); „Memorabilien für Prediger", eine Zeitſchrift (1811—21, 8 Bd.); „Ueber den Fall des Heidenthums" (unvollendet), nach ſeinem Tode herausgegeben von Niedner, welches als ſein Meiſterwerk betrachtet wird; „Predigten" (3 Bde.), nach ſeinem Tode herausgegeben von Goldhorn. Auch vollendete er Schröckh's großes kirchenhiſtoriſches Werk.

U.

U, der 21. Buchſtabe des deutſchen Abc und der 5. Selbſtlauter.

Uebergangsgebirge, ſ. Geognoſie.

Uebergang über Flüſſe, ſ. Flußübergang.

Ueberlieferung, ſ. Tradition.

Ueberſetzung iſt die Uebertragung einer Schrift aus einer Sprache in die andere. Die Forderungen der Kunſt an den Ueberſetzer geben theils auf die Materie, theils auf die Form. In Anſehung jener fordert man nur Treue. Der Ueberſetzer muß eben den Gedanken in der Ueberſetzung verſtändlich wiedergeben, den ihm die Urſchrift liefert, und das iſt auch bei Ueberſetzungen von Schriften, in welchen die Materie die Hauptſache iſt, z. B. naturhiſtoriſcher, phyſiſcher, mathematiſcher ꝛc. ſchon genug. In Anſehung der Form aber, bei ſolchen Schriften, die zugleich äſthetiſchen Werth haben, ſchön geſchriebenen hiſtoriſchen, moraliſchen, poetiſchen Werken, fordert man weit mehr, und oft mehr, als zu leiſten möglich iſt. Hier ſoll nicht nur der Gedanke der Urſchrift in ſeiner Fülle, Klarheit und mit allen Verzierungen, ſondern auch ganz in der Manier der Urſchrift wiedergegeben ſeyn, ſodaß der Charakter der Urſchrift auch völlig an der Ueberſetzung kenntlich ſey. Wer z. B. den Anfang der erſten Catilinariſchen Rede des Cicero überſetzen wollte: Quo usque tandem, Catilina, sese jactabit effrenata, tua audacia, der müßte auch den

Digitized by Google

Ton zu erreichen suchen, den hier die vielen musikalischen a machen, jactabit effrenata tua audacia. Etwa so: Wie lange, Catilina, soll sich denn noch deine zügellose Kühnheit brüsten. Wie der Schauspieler, so muß der Uebersetzer seinen eignen Charakter ganz verleugnen und sich ganz in der Charakter Dessen zu versetzen wissen, dessen Werke er übersetzt. Ist dieser kurz und gedrungen: so muß er es auch seyn; schreibt dieser periodisch: so müß dieser Styl auch in der Uebersetzung hervorstehen. Was in einer Periode gesagt ist, nicht zu Perioden gedehnt werden. Alle Figuren und Tropen müssen beibehalten, oder, wenn die Sprache nicht die nämlichen verstattet, doch mit ähnlichen, von der nämlichen Wirkung, vertauscht werden. Schwer, sehr schwer ist dieses schon bei prosaischen Schriftstellern, und noch schwerer bei Dichtern, zumal da die Dichter nothwendig auch metrisch übersetzt werden müssen, wenn nicht der größte Theil ihrer Schönheit verloren gehen soll. Und gesetzt auch, daß alle Forderungen, die man an den Uebersetzer macht, so viel als möglich erfüllt würden: so bleibt doch, wie bei den Gemälden, Original immer Original, und Copie Copie. — Die Uebersetzungskunst mußte natürlich geübt und gebildet werden, sobald ein Volk die Bildung eines andern erbte. Die Geschichte der Wissenschaften nennt Manetho, einen ägyptischen Priester, als einen der frühesten Uebersetzer; er soll zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus die Geschichte seines Landes in die griech. Sprache übersetzt haben. Die Griechen bemühten sich, die Schätze der morgenländ. Völker sich zu eigen zu machen; daher denn Ptolemäus Philadelphus schon die 5 Bücher Mosis übersetzen ließ, und Philo Byblius die Annalen des Sanchoniathon aus dem Phönizischen ins Griechische übertrug. Die Kritik brachte die Uebersetzungskunst, wie jede andre, in Regeln. Schon Cicero, Plinius und Quinctilian sprechen von den Regeln guter Uebersetzungen. D'Alembert, Batteux und Garve theilten einige scharfsinnige Bemerkungen über diese Kunst mit. Unter den Deutschen haben erst Voß, A. W. Schlegel und Gries einer bessern Uebersetzungsweise Eingang verschafft. Das Bestreben, nebst dem Wortverstande auch das eigenthümliche Colorit eines Schriftstellers auszudrücken, ist durch den Reichthum und die Bildsamkeit der deutschen Sprache erleichtert worden. Keine der neuern Sprachen kommt den alten, der griechischen und römischen, im Charakter so nahe als die deutsche; keine ist wie sie im Stande, die Sylbenmaße der Alten sich anzueignen: daher auch keine bessere Uebersetzungen der alten Dichter aufweisen kann. Homer und Virgil von Voß, Tasso und Arioste von Gries und Streckfuß, den letztern Dante, Calderon von Schlegel und Gries, Shakspeare von Schlegel, sind herrliche Copien für Den, dem der Genuß der Originale versagt ist.

Ubier, ein deutsches Volk, das zu Cäsars Zeiten noch an dem östlichen Ufer des Rheins wohnte, wohin sie durch die mächtigen Sueven getrieben worden waren und wo sie einen ansehnlichen District zwischen der Lahn und dem Main, mit Inbegriff der heutigen Wetterau bewohnten. Schon unter Cäsar bewiesen sie sich als Freunde der Römer, und unter Augustus führte sie Agrippa mit ihrem guten Willen an das westliche Rheinufer, wo sie in ihrer Anhänglichkeit an die Römer fortfuhren und Gallien vor den Einfällen ihrer Landsleute deckten, aber deßwegen von diesen äußerst gehaßt wurden. Aus Freundschaft gegen die Römer ließen sie sich nicht gern Ubier, sondern lieber Agrippinenser, nennen, der Gemahlin des Kaisers Claudius, Agrippina, zu Ehren, welche in der ver

hnen gebaueten Stadt Köln (Colonia Agrippina) geboren war und eine Kolonie dahin geschickt hatte. Sie saßen von der westlichen Beugung des Rheins (südlich von der Stadt Meurs) an, bis nahe an der Mündung der Nahe. (Vgl. Köln.)

Ubiquität. Luther schuf diesen Ausdruck und bezeichnete damit die Allgegenwart Christi in dem Brote beim Abendmahle. Das Wort war unglücklich gewählt; denn abgesehen davon, daß es kein lateinisches Wort ist, bezeichnet es auch nicht bestimmt den Begriff, welchen es ausdrücken sollte. Ein heftiger Streit erhob sich, der, wie alle Religionsstreitigkeiten Nichts entschied, sondern sich allmälig bis zum Stillschweigen abkühlte. Hierbei hätte man es lassen sollen; aber Prediger aus Bremen nahmen ihn 1556 von neuem auf, und die würtembergischen Theologen gesellten sich in ihrem 1559 durch Joh. Brentius (s. d.) verfaßten Glaubenssymbolum zu diesen Verfechtern des luther. Begriffs vom Abendmahle gegen die Calvinisten. Im Gegensatze zu diesen, die nur eine durch den Glauben zu erfassende Gegenwart des Leibes Christi im Brote annahmen, lehrten sie, daß im Brote des Abendmahls der Leib Christi, der Communicant möge es glauben oder nicht, gegenwärtig sey, und stellten den Satz von der wirklichen gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften beider Naturen in Christo, die sogenannte Communicatio idiomatum, auf; man nannte sie deßhalb Ubiquisten oder Ubiquitisten. Um nun auf der andern Seite einer großen Annäherung an den katholischen Lehrbegriff vom Abendmahle zu entgehen, erklärten sie in der bergischen Concordienformel (s. d.), daß die Gegenwart und Mittheilung Christi in seinen beiden Naturen im Abendmahle nicht auf eine irdische oder räumliche Weise stattfinde; sondern auf eine übernatürliche geheimnißvolle; und mit dieser Erklärung standen sie gerade wieder da, wo sie im Anfange waren; denn sie sagten im Grunde nichts weiter, als daß die Gegenwart des Leibes Christi im Brote, d. h. die unio sacramentalis, durchaus zu keinem Begriffe erhoben werden könne, und daß dieser Punkt durchaus dem Glauben eines Jeden überlassen bleiben müsse. Durch eine ähnliche Erklärung beseitigten die evangelischen Theologen beider Kirchen im 18. Jahrh. allen Streit über die Ubiquität, für und gegen die ihre Brüder im 16. und 17. Jahrh. so muthig als überflüssig gekämpft hatten.

Ugolino, s. Pisa und Gherardesca.

Uhlefeld (Corfiz, Graf von), berühmter dänischer Staatsmann, stammte aus einer der angesehensten Familien Dänemarks, war der Sohn des Reichskanzlers Jakob Uhlefeld, und 1604 geboren. Nachdem er sich auf einigen deutschen Universitäten nnd durch Reisen gebildet, trat er in dänische Kriegsdienste, ward dann Hofjunker, und erlangte die Gunst des Königs Christian IV., der ihn mit seiner natürlichen Tochter Eleonore Christine 1636 vermählte, zum Ritter des Elephantenordens, Reichsrath, Statthalter von Kopenhagen und Großschatzmeister kurz nach einander ernannte. Kaiser Ferdinand III. erhob ihn 1641 in den Reichsgrafenstand, und Christian IV. ernannte ihn 1643 zum Reichshofmeister. Sein Stolz und seine Herrschsucht erweckten ihm indessen viele Feinde. Nach Christian IV. Tode versuchte er 1648, sich die Krone aufzusetzen; sein Plan mißlang und Friedrich III. bestieg den dänischen Thron. Indeß war seine Partei, gewöhnlich die Uhlefeld'sche genannt, ziemlich bedeutend, und hielt der königlichen das Gegengewicht. Auch hatte man ihn im Verdacht, daß er, in Verbindung mit seiner stolzen Gemahlin,

den Plan entworfen habe, den König zu vergiften. Er entfernte sich wegen dieser Gerüchte von Kopenhagen, begab sich im Juli 1615 nach Holland, und von da nach Schweden, wo ihm die Königin Christine ihren Schutz angedeihen ließ. Als darauf König Friedrich ihn seiner Aemter und Würden entsetzte und seine Güter einzog, schrieb er Mehres gegen denselben, und versuchte, Schweden zum Kriege gegen Dänemark aufzureizen, was ihm aber erst 1657 unter dem König Karl Gustav von Schweden gelang. Nach mehren Niederlagen dictirte Uhlefeld, dem die Unterhandlungen aufgetragen worden waren, Dänemark einen sehr harten Frieden, wurde aber noch vor dem Abschluß desselben, wegen eines beschuldigten geheimen Einverständnisses mit Dänemark in Schweden gefangen genommen und entging nur durch Flucht nach Kopenhagen der Bestrafung, wo er alsbald festgenommen, und in ein Schloß auf Bornholm gesetzt wurde, bis ihm der Graf von Ranzau die Freiheit wieder verschaffte. Von Ehrgeiz getrieben, entwarf er neue Pläne zu einer Revolution in Dänemark, verrieth diese aber unvorsichtiger Weise dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sie nach Kopenhagen berichtete, und wurde deßhalb 1663, wiewohl in seiner Abwesenheit, zum Tode verurtheilt. Uhlefeld begab sich indeß verkleidet nach Basel, als Lehrer seiner Söhne, die er für junge franz. Edelleute ausgab, setzte sich an einer Brustkrankheit leidend, auf ein Rheinschiff, und starb auf demselben 1664. Seine Gemahlin, eine Frau von seltenem Geiste, begab sich zu König Karl II. von England, um von ihm das, während seines Aufenthalts in Frankreich ihm geliehene Geld wieder zu erhalten, wurde an die Dänen ausgeliefert, eingekerkert, und erhielt erst 1685 ihre Freiheit wieder. Sie starb 1698. Auf dem Platz des niedergerissenen Uhlefeld'schen Pallastes in Kopenhagen steht eine Schandsäule. Uhlefeld's Leben hat Hoft (Kopenhagen 1824) beschrieben.

Uhr. Die Erfindung der Uhren oder Zeitmesser, welche durch Räder, Pendel und Stahlfedern in Bewegung gesetzt werden, verdanken wir den Mönchen des Mittelalters. Denn die Uhren der Alten waren theils Sand-, theils Sonnen-, theils Wasseruhren. Die letztern brachte namentlich Julius Cäsar aus Britannien. Im Vitruvius kommt die Nachricht von einem alexandrinischen Künstler, Ktesiobios, vor, der 140 J. v. Chr. mit der Wasseruhr Triebräder verbunden habe. Karl d. Gr. erhielt von dem Kalifen Harun al Raschid 809 eine Wasseruhr zum Geschenk, woran Glöckchen angebracht waren, und kleine Figuren von Reitern nach Ablauf der Stunden aus fensterähnlichen Löchern herauskamen und wieder hineingingen. Der berühmte Gerbert (Papst Sylvester II.) (st. 1003) stellte, nach Ditmar v. Merseburg, in Magdeburg für den Kaiser Otto ein Horologium richtig auf, indem er durch eine Röhre den Stern, nach dem sich die Schiffe richten, beobachtete: eine Sonnenuhr, die Gerbert nach der Polhöhe stellte. Der Abt Wilhelm v. Hirschau (st. zu Ende des 11. Jahrh.) erfand ein Horologium nach dem Muster der himmlischen Sphären und stellte einen eignen Menschen an, der dieses sein Kunstwerk in Ordnung erhalten und stellen mußte. Man möchte glauben, daß dieser Abt der Erfinder der Uhren sey. Kaiser Friedrich II. erhielt 1226 vom Sultan Saladin ein Kunstwerk zum Geschenk, welches nicht nur die Stunden, sondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise anzeigte. Dieß wurde offenbar durch Gewichte und Räder in Bewegung gesetzt. Vielleicht

Digitized by Google

waren die Saracenen die Erfinder dieser Kunst, mit welcher dann die Europäer durch die Kreuzzüge bekannt wurden. Beim Dante (im 14. Jahrh.) finden wir ausdrücklich schon der Schlaguhren erwähnt. Richard, Abt von St.-Albans in England, verfertigte 1326 eine Uhr, welche nicht allein den Lauf der Sonne und des Mondes, sondern die Ebbe und Flut anzeigte. Im 14. Jahrh. kamen auch zuerst Thurmuhren vor. Vielleicht ist Jak. Dondi in Padua der Erste, der eine solche gebaut; wenigstens ward sein Geschlecht nach ihm dell' orologio genannt. Auch ein Deutscher, Heinr. de Wyck, ward in demselben Jahrh. berühmt durch die Thurmuhr, die er auf Befehl des Königs von Frankreich, Karls V., baute, und welche noch 1737 vorhanden war. Die Taschen- und Sackuhren wurden, nach der gewöhnlichen Meinung, von dem Uhrmacher Peter Hele um 1510 erfunden; sie hießen auch nürnberger Eier. Nach Andern sollen sie erst im Anfange des 17. Jahrh. erfunden worden seyn. Die Anwendung der Pendel (s. d.) bei den Uhren machte Huygens (s. d.) im letzten Viertel des 17. Jahrh.; auch schreibt man ihm die Unruhe an den Taschenuhren zu. Den Engländern verdanken wir die Erfindung der Repetiruhren. Ein gewisser Barlow machte 1676 eine solche Uhr für den König Karl II. Um die Reibungen zu vermeiden, erfand ein Genfer, Facio, die Kunst, in Rubinen und Diamanten Löcher für die Stifte zu bohren und so die Taschenuhren noch sicherer gehen zu lassen. So entstand die Erfindung der Zeitmesser oder Chronometer (s. d.), worin die Engländer es zu außerordentlicher Vollkommenheit gebracht haben. Wichtig ist der in Paris von Pechot erfundene ebenso einfache als sinnreiche Chronometer, bei welchem die Ursache der Zustimmung im Zeiger selbst steckt. Man hat ihn in München sogleich nacherfunden und dadurch verbessert, daß das Zifferblatt nicht in ungleiche Zwischenräume, sondern, wie jedes gewöhnliche Zifferblatt, durchaus gleichförmig abgetheilt ist. Ein deutscher Uhrmacher in London, Joh. Schmidt, hat aber schon 1808, also 11 Jahre früher als Pechot, ein Erfindungspatent für eben diese Chronometer erhalten. In Dresden hat der Uhrmacher Weiße eine solche Uhr in der Form eines Pfeils 1817 verfertigt und chronometrischer Pfeil genannt. Der Brite Graham erfand 1715 den Compensivpendel, den Harrison dadurch noch vervollkommnete, daß er seinen Pendel aus 9 runden Stäben zusammensetzte, unter denen 5 stählerne und 4 kupferne waren. Mit diesen Pendeln sind noch jetzt die astronomischen Wanduhren versehen, und man kann sich ganz auf die Gleichmäßigkeit ihrer Schwingungen verlassen. Unter die wichtigern Uhren des 18. Jahrh. gehören die astronomischen Uhren des verst. Pfarrers Hahn in Echterdingen im Würtembergischen. (S. Hahn.) Er faßte die Idee der Messung der Zeit in ihrem ganzen Umfange auf, der Hauptzeiger dieser Werke ist der Zeiger der Weltgeschichte, der sich auf einer Tafel dreht, welche die Weltgeschichte in ihren Hauptmomenten nach der biblischen Zeitrechnung, und die Zukunft nach den auf die Apokalypse sich gründenden Berechnungen des verstorbenen Präl. Bengel, zeigt, und in einem Zeitraume von beinahe 8000 Jahren seinen Umlauf vollendet. Ein weiterer Zeiger auf dieser Tafel zeigt die Jahrzahl des Seculum, und dreht sich in 100 Jahren einmal herum. Merkwürdiger noch sind die planetarischen Darstellungen der Himmelskugel mit den damals bekannten Planeten, sowie der Systeme von Ptolemäus und Kopernicus, an welchen die Planeten — und um diese herum wieder ihre Trabanten — genau in der-

Digitized by Google

jenigen Zeit ihre Umdrehungen machen, wie solche in der Wirklichkeit am Himmel stattfinden, wozu noch kommt, daß diese Automate nicht etwa bloß die mittlere Bewegung haben, sondern daß ihre Bahnen, wie am Himmel, excentrisch elliptisch sind, und die Bewegung, wie es dort scheinbar ist, bald langsamer, bald schneller, bald sogar retrograd ist. Diese, in Absicht auf Zeit und Raum gleich getreue Darstellung konnte nur die Frucht tiefer Kenntnisse und Jahre langer, ins Unendliche gehender Berechnungen seyn, und Hahn ist auch hierin noch nicht erreicht worden. Zu bedauern ist, daß diese Maschinen, bei den beschränkten Mitteln des Künstlers zur Ausführung, nicht besser gearbeitet sind, und daß nicht die heutige Kunst der Uhrmacher mit ihren trefflichen Arbeiten und Maschinen seinen großen und tiefen Ideen zu Gebote gestanden hat. — Die Pendeluhren haben theils Gewichte, theils werden sie durch Federn gezogen. Sowohl die erstern als auch die letztern haben eine große Vollkommenheit erreicht. Auch die Taschenuhren sind auf einen nie gekannten Grad von Geschmack und Eleganz, sowie von Pünktlichkeit des Ganges gebracht worden. Zu letzterer haben hauptsächlich die vorzüglichen, in neuerer Zeit erfundenen Hemmungen (échappemens) beigetragen, deren reibende Theile bei feinern Uhren auch mit Diamanten oder Rubinen ꝛc. belegt werden, wie z. B. den Cylinder-Hemmungen von Breguet in Paris. — Die bewegende Kraft des Räderwerks der Uhren ist entweder ein Gewicht, oder eine elastische Stahlfeder. Die Bewegung der Gewichtuhren gleichförmig zu machen, dient das Pendel, der Perpendikel, welcher seine Schwingungen in gleichen Zeiträumen vollbringt. Auch die Stutzuhren versieht man mit einem Perpendikel, um die Ungleichheit der Bewegung zu verhindern, welche entsteht, indem die Feder nach der Spannung (wenn die Uhr aufgezogen ist) sehr stark wirkt, nachher aber immer schwächer. Dasselbe bewirkt man in den Taschenuhren durch eine kegelförmige Schnecke. In den Stubenuhren besteht das Räderwerk senkrecht; aber in den Taschenuhren liegt es horizontal zwischen 2 mit kleinern Pfeilern verbundenen Böden. Die wirkende Kraft hängt von der Feder ab, welche sich in einigen Umgängen um den Federstift in dem Federhause windet und sich gegen dessen Wand lehnt. Auf jedem Ende der Feder befindet sich ein Loch, wovon das eine sie an den Haken des Federstifts befestigt, das andere aber einen kleinen Haken der Kette trägt, welche die Feder mit der Schnecke vereinigt. Die Schnecke ist wieder mittelst eines Gesperres mit dem Schneckenrade verbunden, auf dessen durch den Unterboden hervorragenden Welle der Uhrschlüssel gesteckt wird, wenn die Uhr aufgezogen werden soll. Durch das Aufziehen oder Umdrehen der Schnecke mit dem Uhrschlüssel wickelt sich die Kette um die Schraubengänge der Schnecke und spannt die Feder. Die gespannte Feder sucht sich vermöge ihrer Elasticität wieder auszudehnen und zieht durch die Kette die Schnecke und zugleich das Schneckenrad nach sich. Das Schneckenrad setzt das Minutenrad, dieß das kleine Bodenrad, und dieß das Kronrad, in Bewegung; letzteres treibt das Steigrad, dessen Bewegung durch die Spindellappen gleichförmig erhalten wird. Mit den Spindellappen ist die Unruhe verbunden, deren Spindel in einer dünnen durchbrochenen Scheibe auf dem Unterboden läuft und die Stelle des Perpendikels vertritt. Um auch diese so viel möglich in einer gleichförmigen Bewegung zu erhalten, ist ihr eine Spiralfeder angebracht. Vermittelst des Rückers läßt sich diese Feder verlängern oder verkürzen;

Digitized by Google

im erstern Fall nöthigt man die Unruhe und zugleich das ganze Räderwerk, langsamer, im letztern Falle geschwinder zu gehen. Das Weiserwerk befindet sich zwischen dem Oberboden und dem Zifferblatt. Die Welle des Minutenrades trägt nämlich ein Getriebe, welches in die Zähne des messingenen Wechsels greift, und dieser setzt wieder durch ein Getriebe das Stundenrad in Bewegung. Dieses steckt vermittelst eines Rohres auf dem Rohre des Getriebes; beide durchbohren das Zifferblatt, und das erste Rohr trägt den Stunden-, das andere aber den Minutenzeiger. Der Umlauf der Räder in gewissen bestimmten Zeiten hängt sowohl von der Kraft der Feder, als auch von der Zahl der Zähne der Räder und der Triebstöcke ab. — Das Vaterland der Taschenuhren ist hauptsächlich die franz. Schweiz, namentlich Genf, La-Chaux de Fonds, Locle u. s. w., wo diese zu vielen Tausenden verfertigt werden. Die Briten und Franzosen haben überhaupt für die Ausbildung dieser Kunst Vieles gethan. Die geschmackvollen pariser Pendeluhren, an welchen sich die bildende Kunst mit der Mechanik verbunden, sind bekannt. Leider vermißt man an den neuern Taschenuhren, selbst an feinen, die große Gediegenheit des Materials der ältern, besonders franz. Taschenuhren, die ihnen eine so große Ausdauer geben. Die gemeinen Taschenuhren aber sind nicht einmal die Spottpreise werth, um welche sie in Unzahl verbreitet und verkauft werden. — Wir empfehlen einen Aufsatz über die Theorie der Uhren im 4. Bd. von Schubert's „Vermischten Schriften" (Stuttg. 1826); Klügel's „Anfangsgründe der praktischen Mechanik" (Berlin 1807, mit Kpf.); Geißler's „Lehrbegriff der Uhrmacherkunst" (Leipz. 1793, 2 Bde., 4.); Berthoud's trefflichen „Traité des horloges" (neue Aufl., Paris 1786, 4.); Poppe's „Anleitung zur Kenntniß und Behandlung der Taschenuhren" (Gotha 1807); Desselben Schrift: „Die Wand-, Stand- und Taschenuhren, die Erhaltung, Reparatur und Stellung derselben" (Frankf. a. M. 1816); sein „Wörterbuch der Uhrmacherkunst" (Leipz. 1799), und „Die Kunst, mit Pendel- und Taschenuhren umzugehen und sie zu reguliren ꝛc." (nach der 5. Aufl. von Ferd. Berthoud's „Art de conduire et de règler les pendules et les montres"), Ilmenau 1828.

Ukas, der, jede von der Regierung im russischen Reiche erlassene Verordnung oder Staatsbefehl; Prikas heißt ein Tagsbefehl des Monarchen, oder eine militairische Ordre im Felde.

Ukraine (sprich aus Ukraïne), das fruchtbare Land, welches sich auf beiden Seiten des Dnepr (welcher Fluß sich seit einiger Zeit in der Breite und Tiefe vermindert) bis tief in Rußland erstreckt, die Wohnorte der Kosacken umfaßt und bis auf Peter d. Gr. der stete Zankapfel zwischen Rußland und Polen gewesen ist. Es war ein Theil von Kleinrußland, und wegen seinen herrlichen Weiden, seiner Pferde und Ochsen berühmt. Der Name ist jetzt nur historisch. — Die Hauptstadt der ganzen Ukraine war Kiew, eine uralte schon im 5. Jahrh. vorhandene und nach Nowgorod die älteste Stadt in Rußland am Dnepr, enthält drei Städte, deren jede von der andern einige Werste entfernt liegt; 1) die petscherskische (Petschera im russ. Höhle) Festung mit einem berühmten griech. Kloster, Bibliothek und Druckerei, 2 kleinen Klöstern, 2 Kirchen mit Höhlengängen, die 110 ausgetrocknete Leichen von Heiligen enthalten; vorzüglicher Wallfahrtsort, in guten Sommern bisweilen an 50.000 Andächtige; mit einem Schatz von 25 Mill. Rubel; 2) das eigentliche

Digitized by Google

Kiew, Alt-Kiew oder Sophienstadt genannt; 3) Podol, 29 Kirchen, 4 Klöster, griech.-geistliche (brarskische) Akademie (1830 mit 10 Professoren und 1300 Studenten, seit 1834 zur Universität erhoben, Bibliothek von 10.000 Bd., Kranken- und Waisenhaus), Gymnasium (dessen Zöglinge 1818 das schon früher den russ. Universitäten ertheilte Privilegium erhielten, daß sie ½ Jahr nach ihrem Eintritt in Militairdienste zu Officieren befördert werden), Kreisschule, Elementar- und Töchterschulen, Schule des wechselseitigen Unterrichts; Kiew enthält 40.000 Einw. in 3700 Häusern, ist der Sitz eines griech. Erz- und eines unirten Bischofs; Zeughaus (allein 100.000 Gewehre); eine Fayencefabrik, deren Fabricate an Schönheit, Güte und Dauer den besten ausländischen gleich kommen; 25 Gerbereien, 6 Lichterziehereien, 3 Glockengießereien, Handel mit Wymorosly oder kiewschen gefrornen Weinen ꝛc.; berühmte Contracte oder Messen (sonst in Dubno), wo sich an 30.000 Türken, Armenier, Engländer, Schweizer, Deutsche ꝛc. einfinden, und auf denen der Adel des Landes und die mit demselben in Geschäften stehenden Personen erscheinen, um Contracte auf Darlehn oder zu liefernde Naturprodukte zu schließen oder aufzuheben. Trümmer der berühmten Kirche Dekatinnaya, die 996 von Wladimir erbaut, 1240 von dem Mongolenfürst Baty zerstört und im Dec. 1824 wieder entdeckt wurde. Kiew ist jetzt die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements.

Ulanen, ursprünglich Tataren, welche nach Polen kamen und sich in Lithauen niederließen. Sie bilden unter den Polen eine gute leichte Reiterei, und in der Folge haben verschiedene Mächte bei ihren Heeren eine derselben ähnliche eingeführt, welche theils aus wirklichen Ulanen theils auch aus andern Reitern zusammengesetzt wurde. Ihre Kleidung besteht in einem kurzen Unterrocke oder Weste, einem Oberrocke nach türkischer Art mit schmalen Aermeln, welcher bis an die Waden reicht, ihre türkischen Beinkleider reichen bis an die Fersen und werden über den Hüften zugeschnürt; der Leib wird mit einer breiten Binde umgürtet; den Kopf bedeckt eine polnische, rauh bebrämte Mütze. Als Waffen führen sie, außer einem langen Husarensäbel und ein Paar Pistolen im Gürtel, eine 5—6 Fuß lange Lanze mit einem langen schmalen Fähnchen am Schafte, dessen Flattern die nicht daran gewöhnten feindlichen Pferde oft scheu macht.

Ulema, in der Türkei die gesammte Geistlichkeit, zu welcher man auch die Rechtsgelehrten rechnet, weil die Grundsätze des Rechtes, wie der Religion, im Koran enthalten sind. Dieser Gesammtname begreift also 1) unter sich die sämmtliche Geistlichkeit vom **Mufti** (s. d.) bis zum Muezzin; 2) ein besonderes Collegium Rechtsgelehrter, wozu der Großwesir, die beiden Kadileskiers, der Stambul-Effendi, die **Mollahs** und **Kadis** (s. d.) gehören; 3) die Rechtsgelehrten, welche als ein Zweig der Geistlichkeit das Vorrecht besitzen, daß der Sultan ihnen weder das Leben noch ihre Güter nehmen darf.

Ulenberg (Kaspar), ein in der literarischen Welt hochgefeierter Name; geb. 1549 zu Lippe von evangelischen Eltern, wurde sein Geist durch eine sorgfältige Gymnasialbildung entwickelt, und er erwarb sich in der Kenntniß des Griechischen eine solche Reife, daß er selbst Gedichte darin verfertigte und es in eleganter Prosa schrieb. In Hinsicht der Religionsmeinungen folgte er besonders den Lehrsätzen des Flacius Illyricus mit einem solchen hingebenden Eifer, daß, als er hörte, daß sein

Digitized by Google

ehemaliger Schüler Roder in Köln zum Katholicismus übergetreten sey, r gleich dahin reiste und ihn von seinem neuen Wege zurückführte; spä- er aber von ihm selbsten wieder zum kathol. Glauben gebracht wurde. In Köln lernte er mehre einsichtsvolle Theologen kennen, deren Unter- edungen einen solchen Einfluß auf ihn hatten, daß er 1572 die kathol. Religion annahm. Zum Magister der freien Künste und der Weltweis- heit erhoben, ward er 1575 zum öffentlichen Lehrer am Lorenz-Gymna- sium ernannt und noch in demselben Jahre Mitglied der katholischen Geistlichkeit. Sein stets wachsender Ruhm der Gelehrsamkeit und des Kanzelvortrags erwarb ihm den Ruf als Kanonicus und Pastor in Kai- erswerth. Mit Liebe, Redlichkeit und sorgfältiger Umsicht, und mit einem ausgezeichneten Streben, die Reinheit des Glaubens und der Sit- en aufrecht zu erhalten und zu verbreiten, die aller Anerkennung ver- dienen, verwaltete er sein Amt. 1583 ward er Kanonicus und Pfarrer zu St.-Kunibert in Köln und 1593, einen ehrenvollen Ruf nach Würz- burg ausschlagend, Rector des Lorenz-Gymnasiums, welche Stelle er mit Ruhm bekleidete. Das Amt trat er mit Vorlesungen über die Bibel und mit einem Commentar über den Brief des h. Judas, den er inter- pretirt hat, an. 1610—12 war er Rector der Universität. Der Erz- bischof, der Herzog von Jülich und die päpstlichen Nuntien, die sich oft eines einsichtsvollen Raths bedienten, schätzten den einzigen Mann. Er starb als Pfarrer zu St.-Kolumba 1617. Von ihm besitzen wir eine genaue und für die damalige Zeit treffliche deutsche Uebersetzung der Bi- bel; die Lebensbeschreibungen von Luther, Melanchthon, Osiander und Zwingli (erscheinen 1835—36 in einer neuen Ausgabe); „Zwei und zwanzig Beweggründe" (a. d. Lat., Mainz 1835, mit der Biographie des Verfassers), das vortrefflichste seiner Werke, das Ulenberg beim er- sten Erscheinen von Katholiken und Evangelischen Verehrung erwarb und auch in historischer Hinsicht von großem Werthe ist; „Trostbuch für Kranke und Sterbende" (N. Aufl. von M. Kaufmann, Augsb. 1835).

Ulfilas (Ulphilas oder Wulfilas), ein Kappadocier, war von 360 —80 Bischof der christlichen Gothen in Dacien und Mösien, oder der sogenannten Mösogothen und stand bei ihnen in großem Ansehen, durch welches er sie auch zur Annahme des Arianismus, welchem er selbst bei- getreten war, bewogen haben soll. Er war ein für sein Zeitalter ge- lehrter Mann und ward einige Male als Gesandter an den kaiserl. Hof nach Konstantinopel gesendet. Ulfilas soll die Buchstabenschrift unter den Gothen eingeführt haben. Er übersetzte die heil. Schrift aus dem Grie- chischen wörtlich ins Mösogothische. Diese dem Forscher, ihres Alters und eigenthümlichen Geistes wegen hochwichtige Urkunde german. Schrift- sprache wurde, nach des reichenauer Abts Walafried Strabo Versiche- rung, von dem Volke noch im 9. Jahrh. verstanden. Die Ueberbleibsel dieser Uebersetzung bestehen in den vier Evangelien, mit beträchtlichen Lücken, und in mehren zum Theil ansehnlichen Bruchstücken aus dem Brief an die Römer; jene enthält die, auch als schriftliches Kunstwerk sich auszeichnende, in Italien spätestens zu Anfang des 6. Jahrh. mühe- voll verfertigte silberne Handschrift (welche ursprünglich dem Kloster Werden a. d. Ruhr gehörte und im 30jährigen Kriege nach Schweden gebracht wurde), welche Franz Junius 1665 zuerst durch den Druck bekannt gemacht hat; diese finden sich in einer von Fr. Ant. Knittel 1756 entdeckten und 6 Jahre nachher herausgegebenen, ausgethanen und

Digitized by Google

neu überschriebenen karolinischen Handschrift zu Wolfenbüttel. Die von J. Chr. Zahn (1805) besorgte, mit erforderlichen Hülfsmitteln versehene Ausgabe macht das, allen Verehrern des deutschen Sprachalterthums beachtenswürdige Urwerk zugänglicher. Seit kurzem sind die Paulinischen Briefe und mehre Stellen des A. Test. nach der Uebersetzung, von den verdienstvollen Majo in der Ambrosianischen Bücherei aufgefunden worden. Das 1. Specimen davon erschien zu Mailand 1819; das 2. 1828 u. d. T. „Ulphilae gothica versio epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae", nebst Erklärung und einem Glossar, vom Grafen C. Oct. Castiglioni (4.).

Ulloa (Don Antonio di), einer der berühmtesten und verdienstvollsten Männer seiner Nation im 18. Jahrh., geb. zu Sevilla 1716, widmete sich dem Seedienst, erhielt 1733 die Stelle eines Capitains der königl. Flotte, und im folgenden Jahre den Auftrag, die franz. Gelehrten, die zur Messung eines Grades unter dem Aequator von der Akademie zu Paris nach Peru geschickt wurden, dorthin zu begleiten, und er blieb hierauf bis 1744 in Quito. Nach seiner Rückkehr unternahm er auf königlichen Befehl eine kameralistische Reise durch mehre Länder Europens, und suchte dann das Gesehene und Erlernte zum Besten seines Vaterlandes in Ausführung zu bringen. So beförderte er die Anlegung und bessere Benutzung der königlichen Wollenmanufacturen, vollendete die großen Canäle und Bassins von Carthagena und Ferrol, ließ die berühmten Quecksilberminen bei Almaden aufs neue bearbeiten und unternahm sogar 1759 eine Reise nach Peru in die Quecksilberminen von Guanzavellica. Auch verwaltete er seit 1766 als Gouverneur das an Spanien abgetretene Louisiana, begab sich aber, da Unruhen dort ausbrachen, in sein Vaterland zurück, wo er das Commandeurkreuz des St. Jagoordens erhielt, und Generallieutenant der königl. Flotten und Generaldirector der gesammten spanischen Marine wurde, welche Würden er auch bis an seinen Tod bekleidete. Er starb 1795 auf seinem Landhause in der Nähe von Cadiz. Von seinen ausgebreiteten Kenntnissen und seinem tiefen Beobachtungsgeiste zeugen folgende Schriften: „Relacion historica del viage a la America meridional" (Madrid 1748, Fol. II. 4. mit 47 Kpfrn, deutsch in 9 Bde. der „Allgem. Hist. der Reisen", besser französisch, Amsterdam 1752, 2 Bde., 4., auch englisch); „Noticias americanas sobre la America meridional y la septentrional-oriental" (Madrid 1772, 4., deutsch von J. A. Dieze, Leipz. 1782, 2 Bde., 8.) — Don Bernardo di Ulloa, Verwandter des Vorigen, schrieb ein wichtiges Werk über den Handel und das Fabrikwesen Spaniens (Madrid 1740, 8.). — Don Luis de Ulloa y Pereira, berühmter span. Dichter, starb 1660, besaß viel Talent zum Komischen. Seine Sonette, wovon die meisten scherzhaft sind, werden sehr geschätzt. In der Satire ahmte er Juvenal nach.

Ulm, eine alte ehemalige freie Reichsstadt des schwäbischen Kreises, auf dessen Versammlungstagen sie den Vorsitz führte, besaß ein 15 Q. M. großes Gebiet mit 37.000 Einw., kam 1803 an den baierischen und 1810 an den würtembergischen Staat, ist jetzt die Hauptstadt des Donaukreises, Sitz der Regierung, der Finanzkammer, eines Oberjustizcollegiums und eines Oberamtes und die fünfte gute Stadt des Königreichs Würtemberg. Sie liegt in einer sehr schönen, an Obst und Getreide fruchtbaren, auf der Nordseite in der Entfernung einer Stunde von den san-

Digitized by Google

en Anhöhen der Alp begrenzten Ebene, am linken Donauufer und von er Blau durchflossen, die hier ihre Mündung hat. Ueber die Donau, welche eine halbe Stunde oberhalb der Stadt die Iller aufgenommen hat, 100 Schritte breit, 12 Fuß tief ist und Güterschiffe von 200 Ctr. trägt, führt eine steinerne Brücke zu dem auf dem rechten Donauufer gelegenen baierschen Dorfe Neuulm. Die Stadt ist von ihrem ehemaligen Wohlstande sehr heruntergekommen, hat eine Stunde im Umfange und breite, gut gepflasterte Straßen. Die Zahl ihrer Gebäude, welche meistens im antiken Geschmack aufgeführt sind, beläuft sich auf 1650, worin, ohne die beträchtliche Garnison, höchstens 14.000 Einw. (sonst über 40.000) meistens lutherischer Confession. Das vornehmste Gebäude der Stadt ist der 416 F. lange, 166 F. breite und 152 F. hohe Münster, ein herrliches Meisterwerk altdeutscher Architektur, welche 1377 zu bauen angefangen wurde, mit einem unvollendeten 337 F. hohen Thurme, dessen Vorderseite von erhabener Schönheit ist; ein Gleiches gilt von den Gewölben der Kirche mit ihren Pfeilern und Säulen. Im Innern des prächtigen Gebäudes befindet sich eine große und schöne Orgel und viele vortreffliche Gemälde. Das Rathhaus mit dem künstlichen Uhrwerke, welches den Sonnen- und Mondlauf anzeigt, das Schauspielhaus und einige andere Kirchen sind ebenfalls sehenswerth. Die Katholiken haben seit Aufhebung der reichsstädtischen Verfassung öffentliche Ausübung ihres Kultus in einer eigenen Kirche. Ulm hat ein gut eingerichtetes Gymnasium, eine Kunstschule, eine Industrieschule, mehre wohlthätige Anstalten, mehre Leinwandwebereien, gute Bleichen, verschiedene Tabacksfabriken; man verfertigt viele maserne Pfeifenköpfe, welche berühmt sind, und guten Feuerschwamm. Bekannt sind auch das ulmer Zuckerbrot und die Graupen. Ferner gibt es hier ein Kupfer- und Eisenhammer, eine Schleifmühle, chemische Färbereien und Schiffbau. Durch ihre Lage ist die Stadt zum Handel sehr geeignet, auch war er in frühern Zeiten blühend, sank aber durch die Handelsverbote und Mauthsysteme. Seit der Abschließung des großen deutschen Zollvereins, und wenn die Dampfschifffahrt auf der Donau bis zur Stadt zu Stande kommt, muß er sich wieder heben. Er besteht hauptsächlich mit Leinwand (5000 Stück), Getreide, mit dem hier gezogenen trefflichen Gemüse, mit Schnecken ꝛc., in Speditionsgeschäften auf der Donau nach Baiern und Oestreich. Ulm ist als Straßenknoten der wichtigsten aus dem Schwarzwald ins Donauthal führenden Wege und als Schlüssel der Donau in strategischer Hinsicht von bedeutender Wichtigkeit und wurde in der neuern Kriegsgeschichte 1805 durch Macks Niederlage und Uebergabe des 24.000 M. starken östreich. Heeres an die Franzosen unter Napoleon merkwürdig. Hierauf wurden die Festungswerke geschleift. Vlg. Haid, „Ulm mit seinem Gebiete" (1786), und Dieterich's „Beschreibung des Münsters in Ulm" (Ulm 1825, m. Kpf.).

Ulrich, dritter Herzog von Würtemberg, geb. 1487, ein Sohn des blödsinnig gewordenen Grafen Heinrich, kam nach der Vertreibung seines Oheims Eberhards II. vom Throne 1498 zum Besitze des Herzogthums. Die Vormünder des 10jährigen Fürsten, statt ihm eine seinem künftigen Berufe gemäße Erziehung zu geben, oder ihn durch frühe Theilnahme an den Regierungsgeschäften zu einem guten Herrscher zu bilden, ließen ihn bei Jagden und Wohlleben aufwachsen und sein junges Herz unter brausenden Leidenschaften gleichsam verwildern. In seinem 14. Jahre

Digitized by Google

ward er vom Kaiser für volljährig erklärt. Unmittelbar darauf nahm er Theil an dem baierisch-landshutischen Successionskriege, wodurch Würtemberg einigen Zuwachs erhielt. Sein Hof war damals der glänzendste von Deutschland, und bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Sabine von Baiern bewirthete er 1000 Gäste, stürzte aber auch durch diese Verschwendung sein Land in Schulden; die drückenden Abgaben erzeugten 1514 einen Aufruhr, der dem Herzoge den tübinger Vertrag abnöthigte (s. Würtemberg). Durch die Ermordung Hans von Hutten wegen allzugroßer Vertraulichkeit mit der Herzogin, die darauf zu ihren Brüdern entfloh, zog er sich die größten Verdrießlichkeiten zu, und nur mit Mühe entging er der Reichsacht. Kaum glaubte Ulrich wieder sicher in seinen Ländern zu seyn, als er an allen Denen Rache nahm, welche er als Urheber des tübinger Vertrags ansah. Als er aber 1519 sich der Reichsstadt Reutlingen bemächtigte und sie plünderte, weil einige Bürger seinen Burgvogt erschlagen hatten, erklärte sich der schwäbische Bund, zu dem diese Reichsstadt gehört hatte, den Herzog von Baiern an der Spitze, gegen ihn, vertrieb den Herzog aus seinem Lande und verkaufte dasselbe an die Erzherzoge von Oestreich, Karl und Ferdinand, die es bis 1534 behielten. Dem Herzoge Ulrich blieb nur die Bergveste Hohentwiel und Mömpelgard. Mehre Versuche, zum Besitz seines Landes zu gelangen, mißlangen, bis sich der Landgraf Philipp von Hessen seiner annahm. Nach dem Siege bei Laufen am Neckar wurde er in den Besitz des Herzogthums gesetzt, führte daselbst die neue Lehre Luthers ein und söhnte sich mit dem Kaiser aus. Sein Unglück hatte ihn bescheidener gemacht, und die einst verscherzte Liebe seiner Unterthanen kehrte nun wieder zurück. Vom schwäbischen Bunde hatte er auch nichts mehr zu fürchten, denn er war im vorigen Jahre auseinander gegangen. Doch dauerte der friedliche Zustand nicht lange; denn als Mitglied des schmalkaldischen Bundes drangen kaiserl. Truppen 1566 in Würtemberg ein, und nur nach Bezahlung einer beträchtlichen Summe und Annahme des Interims konnte er Frieden vom Kaiser erhalten; dennoch drohten ihm, durch eine Felonie-Anklage des Königs Ferdinand neue Gefahren, und schon stand er im Begriff, die Regierung an seinen Sohn Christoph abzutreten, als er 1566 starb.

Ultimatum, von ultimus, ist ein neueres, in der diplomatischen Sprache gebräuchliches Wort. Man versteht darunter die letzten Bedingungen, die man bei einem zu schließenden Tractate oder bei irgend einer andern Verhandlung macht, und bei denen man unwiderruflich zu bestehen erklärt.

Ultra ist ein lateinisches Wort und bedeutet im Deutschen Drüber hinaus, nämlich über die Grenze, über das Ziel hinaus. Man nennt daher die Menschen, welche aus Unkenntniß oder aus Interesse in politischen Meinungen die Extreme ergreifen, Ultra's. Die Benennung entstand zuerst 1793 in Frankreich, wo man mit Ultrarevolutionnairs die verbrecherischen Strudelköpfe bezeichnete, welche aus Frankreich eine Republik schaffen wollten. Der ursprüngliche Zweck der Revolution war die Errichtung einer constitutionnellen Monarchie; die Ultra's gingen demnach über das Ziel hinaus. In den Zeiten des Terrorismus war man nur hinter der Larve ultrarevolutionnairer Gesinnungen sicher; man mußte damals sich auf die Höhe der Revolution schwingen. Den Ultrarevolutionnairen standen die Antirevolutionnaire entgegen; jene wol

Digitized by Google

m Alles und diese gar Nichts revolutionniren. Nach der Restauration er Bourbons mußten zwei Parteien entstehen; die Eine wollte die alte Ordnung der Dinge, soviel als sich mit dem heutigen Geiste und der eutigen Lage der Welt vertrüge, zurückgebracht wissen, und sah nur eil und Glück in den nach dem Zeitgeiste modificirten Formen des ehe- aligen Königthums; man nannte sie Royalisten. Die Andere hingegen erlangte die neuerworbenen Interessen der Revolution durch eine con- itutionnelle Monarchie gesichert zu sehen; man nannte sie Liberalen. uch diese beiden Parteien haben in franz. Hitzköpfen ihre Ultraroyali- ten und Ultraliberalen. Die Ersten wollten durchaus nicht das monar- hische Princip durch Institutionen eingeschränkt wissen; die Letztern setzten hm hingegen zu enge Schranken. Um die Geschichte Frankreichs in der euern Zeit zu verstehen, ist es nothwendig, Kenntniß dieser verschie- enen Parteien zu besitzen. S. Frankreich (Geschichte von) und Lud- wig XVIII.

Ultramarin, eine prächtige himmelblaue Farbe, die man auf eine esondere Art aus dem Lasursteine zieht. Zur Ausziehung des Ultra- narins aus dem Lasursteine wendet man ein Verfahren an, dem kein naloges zur Seite steht, und wovon die Theorie noch gänzlich unbekannt st. Es besteht darin: der präparirte Lasurstein wird aufs beste mit ei- nem geschmolzenen Kitt gemengt, der aus Pech, Wachs und Leinöl be- teht. Hierauf läßt man das Gemenge erkalten, und behandelt es dann n lauem Wasser, unter einer Walze oder Keule. Dieses Wasser wird chmutzig; man gießt es fort, und frisches Wasser darauf, welches man bald eine schöne blaue Farbe annehmen sieht. Wenn es hinreichend da- mit beladen ist, läßt man es absetzen, und gießt wieder frisches Wasser darauf, welches ebenfalls eine blaue Farbe annimmt, aber eine weniger darke als die vorige, und so fährt man fort, bis das Wasser nur noch eine schmutzige graue Farbe erhält. Das Wasser von diesen verschiede- nen Wäschen läßt ein Pulver fallen, dessen Farbe um so schöner ist, je reicher der Lasurstein war, und von einer je frühern Wäsche es herrührt. Das Ganggestein des Ultramarin bleibt mit dem Kitt verbunden. Diese Farbe heißt Ultramarin, weil sie über das Meer (aus Hindostan und Persien) kommt. — Christian Gmelin in Tübingen machte vor wenigen Jahren die Entdeckung, daß das Ultramarin sich auch künstlich bereiten lasse, indem Schwefel das färbende Princip desselben sey; und wirklich stellte er es aus Kieselerde, Natron und Schwefel sehr schön dar. Er hatte kein Geheimniß aus seiner Entdeckung gemacht und das Verfahren der Bereitung unter andern auch franz. Chemikern mitgetheilt; daher scheint es gekommen zu seyn, daß bald auch Tunel in Paris zu derselben Zeit künstlichen Ultramarin verfertigte.

Ultramontan (ultra montus), was jenseits der Gebirge, d. h. der Alpen ist, aber nur in Beziehung auf die Person des Redenden. In Italien versteht man Deutschland und Frankreich darunter, in Frankreich hingegen Italien. Daher Ultramontanismus (weil Rom den westlichen, nördlichen und östlichen Völkern Europens jenseits der Berge liegt), das Bestreben, die kathol. Nationalkirchen dem Papste und der röm. Curie mehr als die bestehenden Kirchengesetze erfordern, bischöfliche und landesherrliche Rechte gestatten und die Wirksamkeit der im Katholicismus enthaltenen christlichen Elemente duldet, unterwürfig zu machen. (Vergl. Papst und Nuntien.)

Digitized by Google

Ulysses, s. Odysseus.

Umdrehung oder Bewegung der Erde. Diese ist zweifach, die tägliche um ihre Axe und die jährliche in ihrer Bahn um die Sonne. Die tägliche Bewegung der Erde, oder die Umwälzung derselben, geschieht von Abend gegen Morgen in einer Zeit von 24 Stunden. Sie bestimmt den Wechsel von Tag und Nacht. Tag nennen wir nämlich die Zeit, während welcher wir von irgend einem bestimmten Punkte der Erde aus die Sonne sehen können; und Nacht die Zeit, wo dieser nämliche Punkt sich auf der der Sonne nunmehr abgewendeten Seite der Erde befindet, und wir also die Sonne, die uns der Erdkörper verbirgt, nicht sehen können. Ebenso diese Umwälzung bringt auch den Schein hervor, als ob bei Tage die Sonne, bei Nacht alle Gestirne sich von Morgen nach Abend über unsere Häupter weg bewegten, während in der Wahrheit diese unbeweglich bleiben, wir aber durch die Umwälzung der Erde unsern Standpunkt zu ihnen in jedem Augenblick verändern. Es ist also ganz die nämliche Täuschung, als wenn wir uns in einem schnell segelnden Schiffe auf einem Flusse befinden, und wir nach den Ufer blickend die festen Gegenstände, als Bäume und Häuser, an uns vorbeieilen zu sehen glauben, da doch nicht jene, sondern wir unsern Platz verändern. Diese Bewegung der Erde können wir durch das Gefühl deßhalb nicht wahrnehmen, weil alle uns umgebende Gegenstände diese Bewegung theilen: ebenso wie wir in der Cajüte eines segelnden Schiffes eingeschlossen das Fortrücken desselben nicht an den Gegenständen im Schiffe, sondern nur an den außerhalb desselben befindlichen bemerken können. Diese äußern Gegenstände sind für die Erde die Gestirne, nur an ihnen sehen wir, daß die Erde sich um sich selbst bewegt. Man sollte wohl meinen, daß, da die Erde sich dreht, ein senkrecht in die Höhe geschleuderter Stein nicht auf den Punkt, von wo aus er geworfen, sondern etwas mehr gegen Abend hin wieder zur Erde kommen müßte, weil ja in der Zwischenzeit die Erde sich etwas gedreht hat: dieß geschieht aber nicht, der Stein fällt genau auf den Punkt zurück, von wo er emporstieg, und zwar deßhalb, weil er selbst, sowie die Luft in die er sich erhebt, ebenso wie der feste Boden von Abend gegen Morgen mit fortgerissen wird. Nach den genauesten Beobachtungen fällt eine Kugel von einer bedeutenden Höhe, etwa 2—300 Fuß, z. B. von einem Thurme, nicht genau auf den Punkt, welchen ein herabgelassenes Senkblei angibt, sondern etwas östlicher, und zwar deßwegen, weil der Thurm, der verlängerte Radius der Erde, mit seiner Spitze einen größern Kreis beschreibt als mit seinem Fuße; diese Spitze sich also auch schneller bewegt, und der von da herabfallenden Kugel diese größere Geschwindigkeit mittheilt. Wir sehen etwas sehr Aehnliches an den Kunststücken die einige Menschen mit Aepfeln auf Pferden in vollem Galopp machen: sie schleudern sie in die Höhe, und können sie deßhalb leicht wieder auffangen, weil die Hand, die sie warf, ihnen, auch selbst unwillkürlich, die rasche Bewegung des Pferdes nach vorwärts mitgetheilt hatte. Die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne geschieht in 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden, und diese Zeit nennen wir ein Jahr. (Vgl. Chronologie.) — Auch an der Sonne und den meisten übrigen Haupt- und Nebenplaneten ist eine Umdrehung (man verwechsele dieß Wort nicht mit Umlauf (s. d.) beobachtet worden, und bei den übrigen folgern wir sie mit größter Wahrscheinlichkeit. Bei der

Digitized by Google

er Umwälzung der Weltkörper beschreiben ihre Punkte, mit Ausnahme er in der Axe belegenen, größere oder kleinere Kreise um diese letztere, während sie selbst insofern ruht. — Daß die Umdrehung der Erdkugel mit vollkommener Gleichförmigkeit erfolge, lehrt uns die Beobachtung der Fixsterne. (S. Sternzeit.) Ueber ihren Einfluß auf die Kugelgestalt der Erde s. Abplattung.

Umgehungen, s. Tournierungen.

Umkehrungen heißt in der Musik 1) diejenige Versetzung der Töne eines Intervalls, wo man den tiefern Ton um eine Octave erhöht, den höhern um eine Octave erniedrigt. Hierdurch wird die 2. zur 7., die 3. zur 6., die 4. zur 5., die 5. zur 4., die 6. zur 3., die 7. zur 2., die 8. zum Einklang. Die Umkehrung von Accorden nennt man gewöhnlicher Verwechselungen. Auf die Umkehrung der Intervalle gründet sich nun die Umkehrung melodischer Sätze beim doppelten Contrapunkt, welche darin besteht, daß dieselbe Melodie in eine andre Stimme (nur eine Octave, Decime, Duodecime) erhöht oder vertieft, mithin bald als obere, bald als untere Stimme vorkommt. (S. Contrapunkt.) — In der Logik nennt man Umkehrung diejenige Veränderung, welche mit einem logischen Satze vorgeht, wenn der Subjectivbegriff zum Prädicatbegriff und umgekehrt gemacht wird.

Umlauf heißt die Bewegung eines um einen Mittelpunkt laufenden Körpers durch seine ganze Bahn. Die Zeit, in welcher dieß einmal geschieht, heißt die Umlaufszeit. Das Verhältniß der dabei stattfindenden Geschwindern oder langsamern Bewegung zu der Entfernung vom Mittelpunkte und der vom Körper mitgetheilten Kraft und andern Einwirkungen erläutert die Mechanik des Himmels. — Ueber die Umlaufszeit der Planeten um die Sonne s. Sonnensystem.

Umlaufendes Capital (Nationalökonomie). Dasselbe kann nur sinnlich seyn, nie geistig; denn nur sinnliche Güter können ihren Besitz verändern, niemals geistige. Es sind dahin alle rohe Stoffe zu rechnen, aus welchen der Gewerbfleiß der Menschen Waaren bereitet, die Münzstücke, womit die Arbeiter belohnt, die Nahrungsmittel, welche denselben während der Aeußerung ihrer Thätigkeit gereicht werden; denn von sämmtlichen Gütervorräthen dieser Art muß man den Besitz aufgeben, will man die Güter ins Daseyn rufen, zu deren Hervorbringung jene Vorräthe bestimmt sind.

Umriß (Contour) nennt man in den zeichnenden Künsten die äußerten Linien, wodurch man die Grenzen — mithin die Form irgend eines Körpers — andeutet. Daher man auch Bilder, wo bloß die Figur der Körper, ohne Erhabenheit oder Tiefe, ohne Schatten und Lichter und ohne belebende Farben angegeben ist, Contoure oder Zeichnungen in Umrissen nennt. Solche Darstellungen können sich daher nur durch richtige und geistvolle Zeichnung und Anordnung empfehlen. Da dieß aber die Elemente der Malerei sind, so haben sie für den Kunstkenner großen Werth. Man hat daher in unserer Zeit mit Recht angefangen, Bedeutung auf solche Contoure zu legen, und nicht nur vorzügliche Bilder auf diese Weise in Kupfer gestochen, sondern auch eigne Erfindungen in Contouren dargestellt, wie die Gebr. Riepenhausen, Cornelius, Retzsch. Hier beruht Alles auf der Modification der Linien. Contoure von Bildern aber, deren Vorzüge etwa in künstlicher Beleuchtung, blühender Farbengebung u. dgl. beruhen, können natürlich von keinem besondern Werthe

seyn. — In Gemälden selbst können die Umrisse entweder scharf ausgedrückt, wie bei der altdeutschen, oder die Uebergänge mehr verwaschen seyn, wie bei der ital. Schule.

Umtriebe (demagogische) in Deutschland, s. Demagogische Umtriebe.

Uncialbuchstaben, eigentlich Buchstaben, die einen Zoll breit sind, wie man sie bei Inschriften, auf Monumenten und sonst zu machen pflegt, damit sie auch in der Entfernung in die Augen fallen, von dem lat. Worte uncia, welches nicht bloß ein Gewicht, sondern bei den alten Geometern auch ein Maß, nämlich den 12. Theil eines Bauschuhes oder einen Zoll, bedeutete.

Uneheliche. Der Staat hat das Recht, die Ehe, eins der wichtigsten Institute, gewissen Gesetzen und Formen zu unterwerfen. Kinder nun, welche aus einer Geschlechtsvereinigung entstehen, welche nicht nach den Civil- und Kirchengesetzen vollzogen ist, werden uneheliche genannt. Einige Gesetzgebungen machen hier Unterschiede, je nachdem die Eltern verwandt, verlobt oder sonst verheirathet oder die Mutter unehrbaren Standes gewesen ist. Uneheliche Kinder können nur durch die Legitimation in die Rechte der ehelichen versetzt werden. Die Legitimation geschieht durch die Eltern, wenn sie nach der Geburt des Kindes sich noch verehelichen, oder durch ein Legitimationsdecret des Fürsten, oder durch einen richterlichen Spruch, im Falle die Eltern vor der Geburt des Kindes schon verlobt waren.

Unendlich heißt nicht eine Größe, über welche sich keine andere Größe denken läßt, z. B. eine Zahl, zu welcher keine Einheiten mehr hinzugedacht werden könnten (ein solches Unendliches läßt sich nicht denken und ist auch nicht möglich); sondern eine solche Größe, die sich durch kein Maß vollenden, eine Zahl, die sich durch keine andere adäquat bestimmen und ausdrücken läßt, um sie als ein Ganzes zu denken. Das mathematisch Unendliche, welches eine Menge von Einheiten enthält, die größer ist, als alle Zahl, kann zwar nie in der Anschauung gegeben werden, ist aber doch, dem reinen Begriffe nach, nicht unmöglich. Jedes bestimmte Maß, Ruthen, Fuße, Zolle, sobald ich sie mir als eine Summe von Einheiten denke, die zusammen ein Ganzes machen, ist eine endliche Größe. Unendlich heißt sie, wenn kein Maß gegeben ist, sondern ich ein Maß in Gedanken suchen soll, da ich es denn nie finden werde. Ich soll z. B. eine Linie bis zu ihrem Ende ziehen, ohne daß mir bestimmt wird, wie weit ich sie ziehen und wo ich das Ende finden soll: so werde ich sie bis ins Unendliche ziehen, weil sich das Ende nirgends findet. Ebenso, wenn ich zählen soll, bis es mir unmöglich wird, in Gedanken nicht mehr zählen zu können, so werde ich bis in alle Ewigkeit fortzählen müssen. In der Mathematik gibt es Fälle, wo man angewiesen wird, ein Ende zu suchen, aber es nie finden kann, z. B. bei den Irrationalzahlen, wo man daher in der vollendeten Reihe einmal stehen bleiben und sich selber ein Ende setzen muß. S. Kästner's „Analysis des Unendlichen" (5. Aufl., Gött. 1799, m. Kupf., in der Vorrede); Kästnerberger's „Theorie der Infinitesimal-Calculation" (Berlin 1812, 4.), in der Einleitung. — **Unendlich**, in der Philosophie, was keine Grenze des Raumes oder der Zeit hat; so ist die Welt selbst unendlich. Gott ist das schlechthin unendliche Wesen, das Absolute, welches auch nicht durch ein anderes bedingt ist. Insofern die Grenze Negation ist, so ist die Unendlichkeit Aufhebung der Negation.

Digitized by Google

Ungarn, eins der merkwürdigsten und doch beinahe am wenigsten bekannten Länder Europas. Das Volk, höchst wahrscheinlich finnischen Ursprungs und nach seinen Wohnsitzen im alten Jugrien (dem Lande östlich vom Ural, welches jetzt einen Theil der Statthalterschaften von Perm und Tobolsk ausmacht) von den Russen Ugri und darauf von den abendländischen Schriftstellern Ungri, Hungari, genannt, das sich selbst oder, nach einem seiner Stämme, den Namen Magyaren beilegte. Nach verschiedenen Zügen in Asien kam es zu Ende des 7. Jahrhunderts nach Europa und besetzte die Gegenden zwischen dem Dnipr und Don am Ingulflusse, im heutigen Katharinoslawschen Gouvernement. Hier blieb es über 200 J., bis es den andringenden Petschenegen weichen mußte, nun in der letzten Hälfte des 9. Jahrh. nach Dacien vordrang, sich 896 in Pannonien festsetzte und da ein Reich errichtete. Bei ihrer Ankunft waren die Ungarn in 7 oder 8 Stämme getheilt; jeder Stamm hatte seinen besondern Führer; alle standen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, Arpad, dem Sohne des Almus, der diese Würde in seinem Hause zuerst erblich machte. Als ein wildes Nomadenvolk, das unter Zelten wohnte, meistens von Pferdemilch und Pferdefleisch lebte und Krieg und Raub über Alles liebte, wurden sie bald den benachbarten Völkern fürchterlich. Sie kämpften fast nur zu Pferde, mit Harnisch aus Eisen oder dichtem Filze, und mit Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet und dehnten ihre verheerende Streifzüge von Konstantinopel durch Deutschland und Italien bis nach Toulouse aus. Endlich setzten die Niederlagen, welche sie durch Heinrich I. und Otto I. (s. d.) erlitten, ihrem Vordringen feste Schranken, und darauf zähmte die Einführung des Christenthums die angeborne Wildheit des Volkes. Dazu legte schon der Fürst Geisa den Grund, indem er sich 973 taufen ließ; aber erst seinem Sohne, Stephan dem Heiligen, gelang es nach blutigem Widerstande, dasselbe (um 1000) allgemein zu machen. Derselbe, der erste König der Ungarn (welche Würde ihm der Papst ertheilt haben soll), ordnete die kirchliche und politische Verfassung seines Volkes nach germanischem Vorbilde. Zehn Bischöfe setzte er der Geistlichkeit seines Landes vor und über alle einen Erzbischof, der zu Gran seinen Sitz hatte. Die Gewalt der mächtigen Stammhäupter vernichtete Stephan, der seinem Volke die ersten geschriebenen Gesetze gab, indem er das ganze Land in 72 Gespanschaften (Comitate) vertheilte, deren jeder ein Graf (comes, Obergespan) als Anführer im Kriege und als Richter und Verwalter der königlichen Kammergüter im Frieden vorstanden. Aber weder das Christenthum noch diese Verfassung äußerten den wohlthätigen Einfluß auf die Entwilderung des Volkes, den sie hätten äußern können, weil die Erbfolge unbestimmt und nur festgesetzt war, daß ein Nachkomme Arpads den Thron besteigen sollte. Daraus entstanden über 50 Jahre lang bürgerliche Kriege, welche der Kaiser Heinrich III. benutzte, um Ungarn in ein Lehen des deutschen Reiches zu verwandeln. Mit seinem Tode hörte jedoch dieß Verhältniß der Abhängigkeit vom deutschen Reiche wieder auf. Gleich Meteoren leuchten Ladislaus des Heiligen Religiosität und Tapferkeit, sowie Colomann's Energie und Klugheit aus dem Dunkel jener Zeiten hervor; beide Herrscher erweiterten des Reiches Grenzen, jener durch Kroatiens und Slawoniens (1089), dieser durch Dalmatiens (1102) Eroberung; beide behaupteten mit selt-

Digitized by Google

ner Festigkeit die Würde der ungarischen Krone und die Selbständigkeit der Nation gegen die äußern Angriffe; beide stellten durch treffliche Gesetze und deren weise Handhabung im Innern Ordnung und Ruhe wieder her. Wie die Einführung deutscher Colonisten aus Flandern und dem Elsaß nach Zipsen und Siebenbürgen durch Geysa II. (1143) für diese Gegenden insbesondere, so blieb auch die längere Verbindung Ungarns mit Byzanz unter Bela III., der daselbst erzogen war, für die Landes Cultur im Allgemeinen nicht ohne Folgen; die Magyaren, die bis dahin den größten Theil des Jahres unter Zelten zugebracht hatten, gewöhnten sich immer mehr an städtisches Zusammenleben und bürgerliche Einrichtungen; mehre Hofämter und eine Reichskanzlei wurden nach dem Muster des griech. Hofes errichtet. Von der andern Seite trat Ungarn durch die zweite Heirath Bela's (1136) mit Frankreich in Berührung; Margaretha, Schwester des Königs Heinrich von Frankreich und Witwe des Königs Heinrich von England, brachte franz. Sitten an den ungarischen Hof, und um diese Zeit findet sich die erste historische Spur von Reisen studirender Ungarn nach Paris. Der blühende Zustand, in welchem das Reich sich nun befand, wurde durch den schrecklichen Einfall der Mongolen vernichtet, die unter Bela IV. seit 1241 das ganze Land durchzogen und fast in eine Einöde verwandelten. Ungarns Verfassung erhielt in dieser Periode ihre wichtigsten Bestandtheile durch das von Andreas II. der Nation ertheilte goldene Privilegium 1222, das anfangs nur die Vorrechte des hohen Adels erweiterte, später aber durch die ihm beigefügte Erweiterung, der Geistlichkeit Unabhängigkeit von weltlichen Gerichten, den Bürgern eine unparteiische Gerechtigkeitspflege und der ganzen Nation Tarenfreiheit bewilligte.

Nachdem mit Andreas III. Arpads Geschlecht 1301 erloschen und das Haus Anjou-Neapel, das in weiblicher Linie von ihm abstammte, mit Karl Robert zum Besitz des ungarischen Thrones gelangt war, erhielt Ludwig I., wegen seiner vorzüglichen Regierung mit Recht der Große genannt (1342—82), das Reich zu einer Macht und einem Wohlstande, den es bis dahin nie gehabt hatte. Er unterwarf sich Rothreußen, die Moldau, Walachei, Bulgarien, Serbien, Bosnien und Dalmatien und vereinigte die polnische Krone mit der ungarischen, sodaß sich seine Herrschaft vom schwarzen und adriatischen Meere bis zur Ostsee erstreckte. Durch Liebe und Furcht hielt Ludwig ein so weit ausgedehntes Reich in Ordnung, vervollkommnete die Verfassung, verbesserte den Zustand der Bauern und beförderte den Land- und Weinbau (er pflanzte die ersten Reben zu Tokai), den Handel und die Wissenschaften. Er hinterließ zwei Töchter, Margaretha und Hedwig, von denen die jüngere sich mit Jagello von Lithauen vermählte und ihm den polnischen Thron zubrachte, die ältere Maria aber ihrem Gemahle, dem damaligen Kurfürsten von Brandenburg und nachherigen Kaiser Sigismund, die ungarische Krone verschaffte. Mit seiner Regierung hörte der glückliche Zustand Ungarns wieder auf; da er weder die innern Unruhen stillen, noch die andringenden Türken zurückzutreiben vermochte, und Rothreußen, die Walachei und Moldau an Polen, sowie Dalmatien an Venedig einbüßte. Nach Sigismunds Schwiegersohn und Nachfolger, der würdige Kaiser Albrecht II., zu früh für des Landes Wohl gestorben war, Wladislav von Polen darauf beide Reiche wieder auf kurze Zeit vereinigt hatte und Albrechts Sohn, der unfähige Wladislav IV. auf dem Throne saß, kam das Un-

Digitized by Google

n Gefahr, eine Beute der Osmanen zu werden, von welcher es nur er Heldenmuth Johann Hunyads, der als Reichsverweser für den min- erjährigen König die Regierung führte, errettete. In seinem Sohne Ma- thias Corvinus (1458—90), der als Feldherr, Regent und Mensch gleich ausgezeichnet dasteht, erhielt Ungarn seinen König. Er, der Grün- der eines stehenden Heeres, der schwarzen Legion (von ihren mit schwar- en Tuch bedeckten Panzern so genannt, war wie sein Vater der Schrek- en der Türken, eroberte Bosnien und nahm dem Kaiser Friedrich III. einen Theil seiner Staaten und selbst Wien weg. Zugleich stellte Ma- thias im Innern Ruhe und Ordnung wieder her und begünstigte die Kultur des Bodens, die Künste und die Wissenschaften. Sein Wohnsitz Ofen, wo er eine Universität gründete, wurde durch ihn der Mittelpunkt der Gelehrsamkeit und der feinen geselligen Bildung. Ungarns Verfas- sung wurde im Laufe dieses Zeitraumes dahin ausgebildet, daß der nie- dere Adel die Reichsversammlung, an welcher er bisher persönlich Theil genommen hatte, durch Deputirte der einzeln Gespanschaften beschickte. Dadurch zerfiel die Reichsversammlung in 2 Körper: die Magnaten, der hohe Adel nebst den höchsten geistlichen und weltlichen Dienern; und die Stände, die Abgeordneten des niedern Adels und der Städte, die eigent- lichen Stellvertreter der Nation.

Wenn unter Wladislav II. und Ludwig II. der Ehrgeiz und die Hab- sucht der Optimaten, zu deren Haupt sich Stephan Zapolya und nach ihm sein Sohn Johann aufgeworfen, im Innern die größte Verwirrung und einen nur mit unermenschlicher Grausamkeit unterdrückten Bauern- aufstand (1514) hervorbrachten, so wurde dadurch des Reiches Thatkraft und Wirksamkeit nach Außen vollends gelähmt. Eine natürliche Folge dieser Zerrüttung war der Verlust der Schlacht bei Mohatsch (1526), die dem König Ludwig II. das Leben kostete und einen großen Theil Ungarns auf 160 Jahr in eine türk. Provinz verwandelte. Um den Rest des Landes stritten sich die Gegenkönige Ferdinand von Oestreich und Joh. Zapolya. Dazu kamen noch Religionsstreitigkeiten; denn seit 1525 hatten die Lehren Luther's und Zwingli's auch in Ungarn viele Anhänger gefunden. Letztere hielten es aus Furcht vor Zapolya's Haß gegen den Protestantismus, mit Ferdinand, welcher auch endlich die Oberhand behielt, sodaß sich Zapolya mit Siebenbürgen u. e. Comitaten Ungarns begnügen mußte. Aber eben diese Theilung des Reiches ent- hielt den Keim unaufhörlicher, von den Türken und Franzosen genähr- ter Zwistigkeiten mit Zapolya's Nachfolgern. Indeß erhoben auch die Protestanten, welche fast die Hälfte der Nation bildeten, ihr Haupt und suchten gesetzlich freie, öffentliche Ausübung ihrer Religion zu erringen. Natürlich arbeiteten der kathol. Clerus, vorzüglich seit 1561 die Jesui- ten diesen Bestrebungen entgegen. Die Protestanten hielten es gewöhn- lich mit den Siebenbürgern gegen den König aus Habsburgs Stamme und gewannen auch durch ihr politisches Uebergewicht im Friedenstrac- tate von Wien mit Stephan Botskay (1606) gesetzliche Freiheit ihrer Religionsübung sine prae judicio religionis catholicae. Indeß dauerten die bürgerlichen Unruhen fort, welche hauptsächlich durch gegenseitigen Religionshaß genährt wurden. Der Friedensschluß des Königs mit Ga- briel Bethlen zu Nikolsburg (1622) machte nur auf kurze Zeit dem Kampfe ein Ende; die Reibungen dauerten. Indeß ward durch den Rücktritt vieler protest. Magnaten und Edelleute zur alten Kirche die

die Mehrheit auf den Reichstagen seit 1634 katholisch. Man da
nun katholischer Seits ernstlich darauf, den Protestanten ihre erworbe
Rechte zu schmälern. Diese aber suchten mit Gewalt der Waffen die
ben zu behaupten und verbanden sich mit Georg Rakoczy (s. d.), F
von Siebenbürgen. Dieser kämpfte glücklich, und der König sah sich
nöthigt, im Frieden zu Linz (1645) den Protestanten ihre Kirchen
der zurückzugeben. Ueber Tököly's Aufstand (1678—95) s. d.
diese Umstände verzögerten die Vertreibung der Türken, die endlich
pold I. insoweit gelang, daß er Ofen (1686) wieder eroberte und
dem karlowitzer Frieden (1699) das übrige Ungarn (außer dem Ba
nebst Siebenbürgen zurückgewann. Indessen gab selbst dieser Frie
schluß und die Einrichtung des Commissio neoacquistica, vor wel
Ansprüche auf die von türk. Botmäßigkeit befreiten Landgüter ausge
sen werden sollten, einen Vorwand zu neuen Bewegungen, welche
1711 durch den szathmarer Frieden gedämpft werden konnten. D
Stände hatten unter Leopold I. (vrgl. d.) das alte Gesetz abgesch
das die Absetzung des Monarchen, wenn er ihre Privilegien kränkte,
stattete; sie hatten die Krone für die männlichen Descendenten Oestr
erblich erklärt und erlaubt, kaiserl. Besatzungen einzunehmen. Dies
schah, weil der König Leopold die Privilegien der Ungarn bestätigt
die den Türken entrissenen Ländereien diesem Königreiche beigefügt h
Der passarowitzer Congreß (1718) brachte das Banat an Ungarn
rück und der belgrader Friede (1739) schloß die Feindseligkeiten mit
Pforte auf längere Zeiten völlig ab. Karl VI. sicherte durch die pra
matische Sanction auch den weiblichen Descendenten des habsburgi
Hauses die Thronfolge in Ungarn und verbesserte die Verwaltung
Reiches, indem er der ungarischen Hofkanzlei und Statthalterei eine
gemäßere Gestalt verlieh; endlich schuf er ein stehendes Herr für Un
und die Milizcontribution als Fonds zu dessen Unterhaltung. Unsti
viele Verdienste um Ungarns Wohl und Aufklärung erwarb sich Ma
Theresia durch die Regulirung der Unterthanenverhältnisse (das sog
Urbarium) 1765, durch die Einführung der Dorfschulen ꝛc. Sie er
tete auch einige neue Bisthümer. Unter ihrer Regierung (1773) w
auch der Jesuitenorden aufgehoben. Joseph II. (s. d.) machte sich d
die Veränderungen, die er mit der ungarischen Verfassung vornahm,
der Nation verhaßt, und Leopold II. sah sich genöthigt, alle Verord
gen seines in Ungarn ohnehin nicht gekrönten Bruders förmlich zu
derrufen. Aus dem Tolerenzpatent Josephs (von 1781) zu Gunsten d
Protestanten ward dagegen von Leopold II. auf dem Reichstage (17
ein auf die wiener und linzer Friedensschlüsse gebautes, in das
Staatsrecht aufgenommenes Religionsgesetz, welches die Lutherischen
Reformirten als verfassungsmäßig bestehende und durch Reichsgesetz
König in ihren Rechte geschützte Religionsgesellschaften anerkennt,
kathol. Clerus aber alle Vorzüge der herrschenden Kirche und auch
Naturalzehnten von den protest. Bauern läßt. Auch sollen sie in Re
gionssachen unter eigenen Behörden (8 Superintendanzen und ebenso viele
Consistorien) stehen, alle Rechte, welche die Religionsfreiheit mit sich
bringt, ungehindert genießen dürfen, doch die kathol. Feste nicht stören,
ihre Eheprocesse vor weltlichen, bei gemischten Ehen vor bischöflichen
Gerichten führen, diese Ehen nur vor kathol. Pfarrern schließen und
mit bürgerlicher Gültigkeit trennen können.

Digitized by Google

Das heutige Ungarn mit seinen Nebenländern: Kroatien, Slawo-
en, dem Litorale und Siebenbürgen, den südöstlichen Theil des östrei-
ischen Kaiserstaats bildend, grenzt im N. an Schlesien und Galizien,
ı O. an die Walachei, im S. an das osmanische Reich, im W. an
teiermark, Oestreich unter der Ens und Mähren. Der Boden ist ver-
hieden, im nördlichen und westlichen Theile sehr gebirgig, im südlichen
en (zwischen den Flüssen Donau und Theiß breitet sich eine fruchtbare
bene auf mehr als 1000 QM. aus). Die Karpathen, welche an den
ordwestlichen, nördlichen und nordöstlichen Grenzen Ungarn in einem
20 Meilen langen Halbkreis umschließen und es von Galizien trennen,
achen das Hauptgebirge aus. Ihre höchsten Spitzen sind: die 8200
uß hohe lomnitzer Spitze, an der sich von allen Seiten säulenartige
elsen erheben; der 7538 F. hohe Kyrwan und die nur etwas niedri-
ere käsmerker Spitze, in dessen Nähe der von losgerissenen Granitblök-
n eingefaßte grüne See. Die Karpathen sind Urgebirge, an die sich
alkgebirge mit vielen Waldungen und Höhlen anreihen. Von dem
auptrücken der Karpathen ziehen niedrigere Gebirgsreihen nach S. zu
nd stufen sich zur südlichen Ebene hinab bis in die Gegend, wo die Do-
au sich südlich wendet. Den südlichen Vorsprung der Karpathen, nach
er Mitte Ungarns zu, bildet die Matra, zwischen den Flüssen Torna
nd Zagyva. Auch von den westlichen Alpen ziehen sich niedrige Berg-
eihen nach Ungarn, und die isolirten Berge um Fünfkirchen sind die
etzten Ausläufer der westlichen Alpen, während die werschezer Berge die
etzten westlichen Ausläufer der siebenbürger Gebirgsmasse bilden. Die
ördlichen Gegenden Ungarns, in der Nähe der Karpathen, sind für die
streich. Monarchie wegen ihrer reichen Bergwerke wichtig, aber kalt und
auh und weniger fruchtbar als der übrige Theil längs der Donau
nd Theiß, besonders der südliche, wo das schönste Getreide fast ohne
lle Arbeit und Düngung im Ueberflusse gedeihet. Auch trifft man in
Ingarn, besonders im Banate, viele Meilen lange Sümpfe und Mo-
äste an, wo das Klima ungesund ist. Die bedeutendsten sind der ets-
der Morast (5 M. Länge, 1—1½ M. Breite), die sogen. Sumpfwiese,
velche sich vor der nun schon weit gediehenen Austrocknung auf 70.000
Morgen ausdehnte, und der Hansag, der 6 QM. mit schwimmendem Ra-
en bedeckt, auf dem nichts als Schilf, Rohr und Binsen wächst. Ebenso
ehlt es nicht an weit ausgedehnten Sandstrichen und Haiden, wohin
ie große debrecziner Haide und die noch größere ketskemeter südlich von
Pesth, zwischen der Donau und Theiß, gehören; sandige, waldlose, nur
von Hirten und Herden bewohnte Flächen. Unter den Waldungen ist
der Bakonywald, 12 M. lang und bis 5 M. breit, einer der größten
und stätigsten in Europa und besteht aus hochstämmigen Eichen, Buchen
und Nadelgehölzen. 160 Flüsse durchkreuzen das Land nach allen Rich-
ungen. Der Hauptstrom ist die Donau (s. d.), welche bei Presburg
ns Land tritt und bei Belgrad in die Türkei fließt. Ihre wichtigsten
Nebenflüsse in Ungarn sind: links die reißende und für die Schifffahrt
gefährliche Waag mit der Arnda; die Gran; die Theiß mit ihren Ne-
benflüssen, wird bei Szifleth schiffbar und ist der fischreichste Fluß Euro-
pas; die Bega und der Temesch; rechts die Leitha, die Raab, die rei-
ßende Drave (Drau), die Muhr und die Save (Sau), beide schiffbar.
Zu den bedeutendsten Landseen gehören: der 24 QM. große Platten-
oder Balatonsee, bei kleinem Wasser 162 F. tief, 40.000 Klafter lang,

sehr mineralisch, fischreich, ernährt auch Schildkröten; der 10 QM. große Neusiedlersee von salzigem, ungenießbarem Wasser, welcher sogar oft Salz ansetzt, aber doch fischreich ist; der Palitschersee (3 M. im Umfange), dessen Boden mit reinem alkalischen Salze bedeckt ist. Zu den Canälen gehören: der Bega- oder Temesch-, Schifffahrts- und Holzflößecanal, ein für die Gesundheit der Menschen und für den Handel merkwürdiges Kunstwerk, an der Bega von Fakset bis Becskerek, eigentlich nur eine neue, so viel als möglich gerade, 16 M. lange Strombette, das sich in dem schlangenartig durch die Mitte der temescher Gespanschaft der Theiß zu windenden Begaflusses. Der Franzcanal (vgl. d.) zur Vereinigung der Donau mit der Theiß; der Scharwitzcanal von Stuhlweißenburg zur Donau; der Berzawacanal, auf näherm Wege die Berzewa mit der Temesch vereinigend; der Albrecht-Carasiza-Canal im baranyer Comitate zur Trockenlegung der Carasiza, mit Inbegriff des jardaer und boler Canals 18.820 Klafter lang. Auch soll ein Canal zur Verbindung der Donau mit der Save gezogen werden. — Die Fruchtbarkeit des Bodens ist in vielen Landstrichen, die zu den gesundesten unsres Erdtheils gehören, außerordentlich; das Comitat Bihar (s. d.) allein könnte, dessen angebaut, ganz Ungarn versorgen. Die Erzeugnisse aus dem Pflanzenreiche sind: alle Gattungen von Getreide (jährlich an 80 Mill. Metzen), türkischen Weizen (Kukurutz), Reis, Futterkräuter, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Melonen (auf freiem Felde), türkischer Pfeffer (Paprika), Obst (vorzüglich Pflaumen wegen des daraus zu brauenden Branntweins oder Slivovitzas) (Wallnüsse, Maronen, Mispeln u. werden, soweit es das Klima erlaubt, in ungeheurer Menge gebaut), Wein von den verschiedensten Sorten (vgl. Ungarische Weine), Holz (von mehr als 8 Mill. Jochen Waldungen), Galläpfel, Pottasche, Taback (vgl. unten), Hanf, Lein, Hopfen, Saffran, Waid, Krapp, Essmach, selbst Baumwolle und Rhabarber. Wichtig ist die Viehzucht. Pferde in großen Gestüten; Herden von 12—1500 Stück Rindvieh in den Ebenen; Schafe (8 Mill.); Schweine; Wild (in den nördl. Gegenden auch Bären); Geflügel, Fische (worunter der Hausen und der Fogasch [Salmo dantex] die vorzüglichsten); Bienen und Seidenwürmer (die jährlich an 200 Centr. Seide geben). Der reiche Bergbau (4 Districte, mit 7 freien königl. Bergstädten im schemnitzer Bezirk) liefert: Gold (in Ungarn 1600 Mark, in Siebenbürgen 2000—2500 Mark); Silber (in Ungarn allein 87 000 Mark); Kupfer, Eisen, Blei, Zink, Kobalt, Spießglas, Schwefel, Arsenik, Stein- und Kochsalz, Soda, Salpeter, Alaun, Vitriol, Marmor, Steinkohlen, Torf (beide letztern fast in jedem Comitat in mächtigen Lagern); von Edelsteinen kommt der Opal und Chalcedon in seltener Schönheit vor. Ueberdieß zählt kein Land so viele Mineralwasser und Heilquellen. — Ungarn hat einen Flächenraum von 4175 QM. Die Zahl der Einw. beträgt mit Slawonien und Kroatien über 9½ Mill. in 53 königl. Freistädten, 760 privilegirten Märkten (oppida), 1364 adeligen Landgütern (praedia) und 10.378 Dörfern. In allen ungarischen Staaten, nämlich Ungarn, Slawonien, Kroatien, Dalmatien, Siebenbürgen und der Militairgrenze, zusammen 6170 QM. groß, leben 12.800.000 Menschen. Die größten Städte Ungarns sind: Pesth (mit 62. Einw.), Debreczin (mit 42.000 E.), Preßburg (mit 36.000 E.), Szegedin (mit 32.000 E.). Das größte Dorf in Europa ist unstreitig Czaba, 18 Meilen von Pesth, das 1715 angelegt,

ber 20.000 E. zählt, lauter Slawen, und fast alle evangel. Religion. — Merkwürdig ist die Verschiedenheit der Nationen, die sich mit schroffen Eigenheiten gegenüberstehen. Den größten Theil des Flachlandes ewohnen die Magyaren, während die ihnen an Zahl überlegenen Slaven die bergigen Gegenden bebauen, und die Deutschen vorzugsweise in Städten leben. Walachen, Griechen, Armenier, Clementiner, Franzosen, Italiener, Juden (deren Toleranztaxe 120.000 Gldn. beträgt) und Zigeuner (die Spielleute der Magyaren und Schmiede der Dorfbewohner, ungefähr 40.000) sind bunt durcheinander gemischt. Den kathol. Glauben bekennen über 5 Mill.; den griech. nicht-unirten 2.420.000; den reformirten $1^1/_2$ Mill. (fast lauter Magyaren, daher ihre Kirchen und Schulen die magyarischen genannt werden); die augsburgische Confession meistentheils Deutsche und Slawen) mehr als 1 Mill.; den mosaischen Ritus 160.000. Die Ungarn sind von untergesetzter kleiner Statur und ebendigem Ansehen. Ihr Charakter ist feurig, großmüthig, brav, gerad nd offen. Vaterlandsliebe ist ihr Eigenthum. Ihre Charakterfehler sind Aufbrausen, Leichtsinn, Sinnlichkeit und Eigenliebe. Die slawischen Stämme sind unreinlich, roh, ungebildet und dem Trunke ergeben, aber noch muthig und tapfer. Die Ungarn haben ihre Nationaltracht und sind Liebhaber vom Reiten und Tanzen. Den Ungar treibt seine natürliche Neigung zum Ackerbau und zur Viehzucht. Die Landwirthschaft, sonst so unvollkommen, weil der Bauer nicht Grundbesitzer ist, hat wohl in keinem europäischen Reiche so sehr zugenommen, als seit 10—20 J. in Ungarn, denn da beschien und bescheint noch eine ungetrübte Friedenssonne ungeheure Strecken gar nicht oder doch wenig bebauten Landes, das hier und da durch gelungene gigantische Entwässerungsversuche ansehnlich vermehrt worden ist. Nun hat aber die durch die wachsende Bevölkerung gesteigerte innere Consumtion und der sich erhöhende Werth mancher vom Auslande begehrten Hauptartikel die rationellen wie die naturgelehrten Oekonomen angeeifert und eifert sie noch an, ihre Wirthschaft zu erweitern und zu verbessern, sodaß jetzt zahlreiche große und kleine Musterwirthschaften im Lande anzutreffen sind. Körnerfrüchte und Futterkräuter, namentlich Kartoffeln, werden häufiger und sorgfältiger angebaut. Die Viehzucht ist besonders rücksichtlich des Wollenviehs gediegen. Die schönsten feinwolligen Herden befinden sich auf den großen Gütern des Erzherzogs Karl, und die meisten ebenfalls verfeinerten Schafe auf den ungeheuern Besitzungen des Fürsten Nik. Esterhazy, der 300.000 Stück mit 3000 Schäfern haben soll. Ueberhaupt ist die Wolle jetzt eine Hauptgeldquelle der ungarischen Landwirthe, denn jährlich werden dadurch für 200.000 Ctr. gegen 10 Mill. Conventionsmünze ins Land gebracht. — Nicht sowohl auf Vermehrung als Veredlung der Pferdezucht wirkt das seit 1785 bestehende ungeheure königl. Gestüte zu Mezöhegges in der csanader Gespanschaft, bestehend aus 188 Beschälern, 6000 jungen Hengsten und Füllen, 1000 Hand- und 3000 freien Stuten, 6000 jungen Stuten und Füllen, 496 Zug- und Reitpferden, zusammen 16.684 Stück Pferde nebst 600 Stück Zugochsen. Von da aus werden jährlich 1000 Dienstpferde für die Armee geliefert und 140 Beschäler für gemeinnützigen Gebrauch in Ungarn und 40 für Siebenbürgen vertheilt. Geringern Umfang hat das k. Gestüt zu Babolna im Komorner Comitat, aber immer vermehrt sich die Zahl der Grundherren in Ungarn und Siebenbürgen, welche nach Veredlung ihrer Gestüte trach-

ten, wozu die seit einigen Jahren aufgekommenen öffentlichen Wettrennen, besonders bei Pesth, beigetragen haben. Am Schlusse des Wettrennens wird an letzterm Orte eine Musterstellung nicht allein von Pferden, sondern auch von Hornvieh, Schafen und Schweinen angeordnet, wobei nur Bürger und Bauern zugelassen und Preise für die schönsten Exemplare ausgetheilt werden. — Ueber den Weinbau s. Ungarische Weine. Der Tabacksbau hat auch bedeutend zugenommen, mehr wegen des mit der Bevölkerung vermehrten einheimischen Verbrauchs als wegen erhöhten Absatzes im Auslande. Man strebt nach Cultur der besten Gattungen und der Anbau würde allenthalben mit Riesenschritten vorwärts gehen, wenn nicht die Ausfuhrzölle den Handel ins Ausland erschwerten und die Tabacksregie solchen in die östr. Staaten sperrte. Man schätzt den jährlichen Gesammtertrag des ungar. Tabacksbaues auf 300.000 Ctr., wovon allein die k. Tabacksregie jährl. 135.000 Ctr. verbraucht. Die nur strichweise betriebene Obstbaumzucht nimmt nur langsam zu; Edelobst um Oedenburg liefert, gewelkt und in zierlicher Form eingeschachtelt, einen bedeutenden Handelsartikel u. d. N. ödenburger Obst, welches den bekannten metzer Früchten an Delicatesse nichts nachgibt. Das gömörer Comitat ist durch die Bemühung einer pomologischen Gesellschaft in ein Obstparadies umgeschaffen worden. Die Forstwissenschaft fängt an von großen Waldbesitzern in solchen Gegenden rationneller behandelt zu werden, wo der Verkauf von Brenn- und Bauholz ansehnlichen Ertrag gewährt, weil der Bedarf volkreicher Städte zu Wasser verführt werden kann, oder der nahe Bergbau viel Holz braucht. Ungarn hat 2 von Privaten (dem Grafen Festetits und dem verst. Herzog von Sachsen-Teschen) gegründeten Anstalten zur Verbreitung rationneller Landwirthschaft, nämlich das Georgikon (s. d.) zu Keßthely und das ökonomische Institut in Ungarisch-Altenburg; auch gibt es 22 landwirthschaftliche und 3 pomologische Gesellschaften. — Den Bergbau betreiben Deutsche und Slawen; ihn befördert die von Ausländern besuchte Bergakademie zu Schemnitz. Unter den Handwerkern zeichnen sich die Gerber, Körschner, die Verfertiger von Tschismen (Stiefeln aus Cordua), Schnürmacher und Barbiere aus. Das Manufactur- und Fabrikwesen ist unbedeutend; doch verdienen einige Eisen- und Kupferhämmer, Leinwandwebereien (in der Zips), Lederfabriken, Alaun- und Salpetersiedereien, Töpfereien (die große, jährlich an 11 Mill. Pfeifenköpfe liefernde Fabrik in Debreczin), die gatscher Tuchfabrik und die Zuckerraffinerie in Fiume Erwähnung. Der Handel ist beinahe ausschließlich in den Händen der Deutschen, Griechen und Juden. Den innern Verkehr begünstigen die schon erwähnten Canäle, die vor einiger Zeit auf der Donau eingerichtete Dampfschifffahrt, welche bis Konstantinopel ausgeführt werden soll; die Jahrmärkte, welche man auf 2000 angibt, und die völlige Abwesenheit von Zollstätten; auch sorgt die Oberlandesbaudirection für die Räumung der schiffbaren Flüsse und den Bau regelmäßiger Landstraßen. Musterhaft ist die 1803 angelegte Luisenstraße, welche von Karlstadt nach Fiume, Buccari und Porto-Re führt. Auch will man Wien und Pesth mittelst einer Eisenbahn in schnellere Verbindung setzen. Den ohnedieß auf Naturproducte beschränkten auswärtigen Handel erschweren das östr. Mauthsystem, das Tabacksmonopol und Salzregal der Regierung und die Umtriebe der Juden. Dessenungeachtet gewinnt Ungarn im Handel mit Oestreich jährlich 5—6 Mill, während es an die Tür-

Digitized by Google

el 2 Mill. verliert. Wie bedeutend der Seehandel von Fiume (s. d.) ist, geht daraus hervor, daß allein in den Monaten August, September und October 1835 2160 beladene und 1081 unbeladene Schiffe, die ersten mit Waaren an Werth von 1.266.563 Gldn. Conv.-Münze, angten und 1521 beladene und 1763 unbeladene Schiffe, erstere mit Waaren an Werth von 2.471.125 Gldn. C. M., den Hafen verließen.

Die kathol. Geistlichkeit in Ungarn ist reichlich dotirt und hat viele Vorrechte. An der Spitze von 10.000 Geistlichen stehen 3 Erzbischöfe, 16 Diöcesanbischöfe und 4 griechisch-katholische. Ungarn ist daher keineswegs mit Geistlichen überfüllt und gerade in dessen Mittelpunkt, Ofen und Pesth und in andern bedeutenden Städten des Landes, als Debreczin, Presburg, Theresiopol ꝛc. ist nicht einmal ein Bischof auf dem Platze und die wenigen Klöster vermögen nirgend im öffentlichen Leben ein Uebergewicht der Geistlichkeit zu erwirken. Die sämmtliche kathol. Geistlichkeit, zumal die höhere, genießt ihre Pfründen mit Dulдung und zeichnet sich großentheils durch Unterstützung der Wohlthätigkeitsanstalten und auch der nationalen literarischen Unternehmungen aus, und behauptet durch Bildung, Talente und Anstand die Ehrenposten, welche Gesetz und Herkommen ihr bei allen Gelegenheiten verleihen, und genießt deßhalb allgemeine Achtung. Nebstdem gebührt ihr sowohl als dem weltlichen Theile des kathol. Volkes das Lob, daß die Impulse gesetzlich bekräftigter Toleranz zu dem versöhnlichsten Verkehr mit den Akatholiken eingewirkt haben und von Convertiten-Werberei und störenden Umtrieben wegen der gemischten Ehen nicht mehr wie früher die Rede ist. Der verstorbene Cardinalprimas Alexander von Rudna erwirkte 1822 vom Könige die Vollmacht zur Ausschreibung einer Nationalsynode, um die Frömmigkeit und Sittsamkeit im Clerus sowohl als im Volke neu zu beleben. Die Regierung verlangte, daß folgende 8 Punkte verhandelt würden: 1) über die Mittel, die gesunkene Moralität wiederherzustellen, und insbesondere die Zucht der Welt- und Klostergeistlichen, da selbst der studirenden Jugend zu erneuern; 2) über die Einführung einer gleichförmigen Lehre und Lehrart auf den Hochschulen in den bischöfl. Lehranstalten; 3) über Beilegung der Streitigkeiten, welche die theolog. Professoren auf der königl. Hochschule mit einander führen; 4) über die Satzungen, mittels welcher die geistlichen Orden mehr der bestehenden ungarischen Kirchenverfassung anzupassen wären; 5) über die neue und ersprießliche Herausgabe der ungar. Bibelübersetzung von Kaldy; 6) über Herbeischaffung eines Fonds zum Unterhalte von 10 ungar. Prieстern in der höhern theolog. Bildungsanstalt zu Wien; 7) über die Zusammenziehung der Messen, welche ehemals bei den geistlichen Orden gestiftet worden, und gegenwärtig dem durch bedrängte Zeiten erschöpften Religionsfonds, wie auch der für die Seelsorge angestellten Geistlichkeit zur Last fallen; 8) über die gleichförmigere und zweckmäßigere Bestimmung der bischöfl. Stühle und der geistlichen Gerichte, insofern solche neben den darüber bestehenden Reichsgesetzen stattfinden können. Nun schrieb der Fürstprimas am 1. Juni 1822 die Synode auf den 8. Sept. desselben Jahres nach Presburg aus und sendete den Synodalvätern obige 8 Synodalpunkte zu. Die Bischöfe veranstalteten sogleich Diöcesansynoden, worin jeder seinen Diöcesanklerus vernahm und schickten die so zu Stande gebrachten Gutachten an der Primas ein. Die Synode wurde von 82 Vätern besucht, dauerte bis zum 16. Oct. 1822, worauf

ihre Decrete sofort nach Rom und Wien zur Bestätigung der dahin gehörigen Punkte geschickt. Allein bis jetzt hat darüber von beiden Orten nichts verlautet. — Die orientalische nicht-unirte Kirche unter einem Metropoliten und 7 Bischöfen, hält im Kirchenwesen unverbrüglich an ihren alten Satzungen und ihrer mitunter strengen Disciplin und behauptet ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Patriarchen zu Konstantinopel. Alle nicht-unirte Bischöfe der östr. Monarchie sind dem Erzbischof von Carlowitz untergeordnet und führen mit ihm durch Generalcongresse und Synoden das Kirchenregiment. Wie er correspondiren Alle mit den Hof- und Landesstellen unmittelbar und haben auch im 1791 Sitz und Stimme auf dem Reichstage, jedoch bis jetzt noch ohne festbestimmten Plätze. Die Protestanten leben in einer Kirchenverfassung, welche sich den Einrichtungen der ersten Kirche nähert. Weltliche und Geistliche im Vereine (Presbyteri) leiten die Geschäfte der einzelnen Gemeinden unter der Oberaufsicht von 8 Superintendenten, denen weltliche Inspectoren zur Seite stehen; außerdem haben die Evangelischen augsb. Conf. einen Generalinspector. An eine Vereinigung beider protestantischen Confessionen in Ungarn ist vor der Hand nicht zu denken; die Regierung ist dagegen und die Calvinisten sind zu reich und zu magyarisch, als daß sie mit den armen slowakisch-deutschen Lutheranern eine kirchliche Mascopei eingehen sollten. — Erziehung und Unterricht der katholischen Jugend befinden sich größtentheils in den Händen der Geistlichkeit. Wissenschaftliche Bildung bezwecken 65 Gymnasien, 5 Akademien (zu Preßburg, Raab, Kaschau, Großwardein, Agram), ein erzbischöfl. Lyceum zu Erlau und die Universität zu Pesth (vgl. d.). Auf diesen Anstalten ist auch den Akatholiken der Zutritt gestattet. Sämmtliche ungarische Hochschulen sind seit etwa 20 Jahren, wie sonst in ihren doctrinellen Fortschritten, bloß auf die exacten Studien und namentlich die Landesuniversität zu Pesth auf die Naturwissenschaften beschränkt. Höchst wohlthätig wirket für die Bildung der kathol. Jugend der Piaristenorden, welcher im Anfange d. J. 1836 über 400 Mitglieder in den ungarischen Staaten zählte. In den 28 Schulen desselben in Ungarn und Siebenbürgen waren 1835 7800 Knaben und Jünglinge. Die Evangelischen haben 4 Lyceen und 13 Gymnasien, darunter sind die vorzüglichern in Preßburg, Oedenburg, Käsmark, Leutschau, Eperies; die Reformirten haben Collegien in Debreczin, Patak, Papa. Auch ist seit dem Reichstage von 1828 den evangelischen Studirenden das Besuchen auswärtiger Universitäten wieder gestattet. Die nicht-unirten Griechen besitzen 5 Gymnasien: in Carlowitz, Neusatz ꝛc. Im Schulwesen derselben wurden vorzüglich durch den Eifer des würdigen Erzbischofs von Stratimirowitz, welcher seit 1790 sein hohenpriesterliches Amt mit Ehren verwaltet, für die 3 schwachen Nationalschulfonds (gegen 460.000 Gldn. Capital) aus eignem Vermögen unterstützt, wesentliche Verbesserungen vorgenommen. Bei allen katholischen und und calvinischen Lehranstalten wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt, nur die Lutheraner haben ein mäßiges Schulgeld eingeführt. Privatlehranstalten gibt es nirgend im Lande, und sie würden auch mit den durch die „Ratio educationis“ eingeführten Normen nicht wohl gedeihen; wohl aber sind in den Städten, zumal in Pesth und Ofen, Erziehungs- und Pensionsanstalten für Töchter der gebildeten Stände, und außer den Trivialschulen für Mädchen haben die englischen Fräulein in Pesth und Presburg öffentliche Institute für

Digitized by Google

hen des kathol. Mittelstandes, denen alles Löbliche nachgesagt wird. Es wird sehr auf Kirchlichkeit der Schuljugend aller Classen gehalten, zumal bei Katholiken und Calvinisten. Die Juden, welche in Ungarn seit 10—20 J. an Zahl und Reichthum bedeutend geworden sind, haben, zumal in Pesth und Altofen, ihr Kirchen und Schulwesen sehr verbessert, und würden noch mehr thun, wenn nicht ihre Orthodoxen hemmend eintreffen und ihnen nicht in den höhern christlichen Lehranstalten das Studium auf die Arzneikunde beschränkt würde. Wichtig ist das 1802 vom Grafen Szechenyi gegründete Nationalmuseum zu Pesth, das reiche Sammlungen vaterländischer Natur- und Geistesproducte enthält. Ungarn hat über 50 Buchdruckereien, ein Taubstummeninstitut zu Waitzen, und die von dem Landtage (1825—27) gestiftete Akad. der Wissenschaften zur Verbreitung der magyarischen Sprache. Die allgemeine Verbindungssprache der Bewohner Ungarns, die lateinische, hat seit 1805 nach und nach aufgehört, die Geschäftssprache zu seyn; die königl. Statthalterei schreibt an die Behörden ungarisch; die Bergcameralstellen und die Postämter schreiben deutsch; auch das ungarische Militair wird deutsch exercirt und hat ein deutsches Reglement.

Ungarns Staatsverfassung gilt auch für Kroatien, Slawonien und das Küstenland, nicht aber für Siebenbürgen und die Militairgrenze, welche nach eignen Gesetzen regiert werden. Privatrechtlich theilen sich die Einwohner in Adelige und Nichtadelige. Zu dem Adel rechnet man die ganze Geistlichkeit, die Magnaten (Reichsbarone, Obergespane, Fürsten, Grafen, Freiherren), die vom Könige mit einer Güterschenkung oder einem Adelsbriefe begnadigten Personen, sammt ihren Nachkommen, dann die königl. Freistädte und einige privilegirte Districte, als Gesammtpersonen. Der Adelige ist frei von Steuern und Zöllen (wenn er nicht Handel treibt), Zehnten und Militaireinquartierung. 1826 beschloß der Reichstag, daß Jeder Steuern zu zahlen habe von Gütern, sie mögen Bauer- oder städtische Güter seyn. Der Adelige darf, ohne gehört und eines Vergehens überwiesen zu seyn, nicht verhaftet werden, ausgenommen im Falle eines Majestätsverbrechens, wenn er auf frischer That ertappt wird, und in einigen andern Fällen; die Verletzung seiner persönlichen Sicherheit oder seines Eigenthums (major potentia) wird mit dem Verluste sämmtlicher Güter des Beleidigers bestraft; er allein ist fähig, Landgüter zu besitzen und auf denselben alle Regalien auszuüben, sowie auch gewisse Aemter nur von Adeligen bekleidet werden können. Die adeligen Güter gehen, je nach dem Inhalte der Schenkungsurkunde, entweder bloß auf die männliche oder auch auf die weibliche Descendenz über; nach dem Aussterben der Familie fallen sie dem König anheim, der sie jedoch bald wieder wohlverdienten Staatsbürgern zur Belohnung verleihen soll. Diesen Vorrechten des Adels steht die Verbindlichkeit gegenüber, zu insurgiren, d. h. das Vaterland in Person und auf eigne Kosten zu vertheidigen. Die Bürger königlicher Freistädte und die Bewohner privilegirter Districte genießen gleichfalls viele Freiheiten. Desto größer ist die Last, welche auf dem Bauer ruht; denn außer den Leistungen an Geld, Naturalien und Arbeit (Robotten), die er seinem Grundherrn schuldig ist, muß er den 10. Theil seiner Erzeugnisse der Geistlichkeit abgeben, seine Comitatsobrigkeit und das Militair unterhalten, und ist zu unentgeltlicher Beihülfe bei Unternehmung öffentlicher Werke verpflichtet. Nur bei dem reichen Segen der Natur und

der Genügsamkeit des Landmanns ist es erklärbar, wie er diese Lasten ertragen, ja zuweilen, durch Umstände begünstigt, selbst einiges Vermögen erwerben könne. Uebrigens ist der ungarische Bauer nicht an die Scholle gebunden; wohl aber wird von Staatswegen darüber gewacht, daß die durch einen Auswanderer erledigte Stelle alsbald ersetzt werde, damit an dem Contributionsquantum kein Abgang entstehe. Die gesetzgebende Gewalt beruht auf dem Landtage, d. h. dem König und den versammelten Ständen. Diese bestehen aus der höhern Geistlichkeit (Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten), den Magnaten, den beiden Appellationsgerichten, und je aus 2 Abgeordneten der Capitel, des Adels der Comitate, der königl. freien Städte und der privilegirten Districte. Sie sind in 2 Kammern (tabolas) getheilt, unter dem Vorsitze des Palatins und des Personals (Präsidenten der königl. Gerichtstafel). Außer der Gesetzgebung gehört zu den Verrichtungen eines Landtags: die Krönung des Königs (der hierbei alle Freiheiten und Rechte des Reichs aufrechtzuerhalten und alle demselben entrissene Provinzen wiederzuerobern und ihm einzuverleiben schwört), die Wahl eines Palatins (der ersten Reichsbeamten) und die Verwilligung der Steuern und Subsidien an Geld, Naturalien und Truppen. Dem König ist vorbehalten: 1) das Patronatsrecht, oder die Verleihung aller geistl. Pfründen; 2) das Recht, den Adel zu ertheilen: doch steht gewissen Prälaten die Macht zu, durch Schenkung eigens dazu bestimmter Güter unadelige Personen in einen dem ungarischen Adel nahe kommenden Stand zu erheben; 3) die Ernennung zu allen Staatsämtern und Würden, außer der Würde des Palatins; 4) die Prägung der Münzen; 5) das Postwesen; 6) das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen; 7) die Verfügung über das Militair; 8) das Recht, den Landtag auszuschreiben und zu entlassen. — Das Königreich Ungarn ist eingetheilt: A. Niederungarn oder westlicher Theil: a) Kreis diesseits der Donau, mit 13 Gespanschaften: Presburg, Neitra, Trentsin, Arva, Liptau, Thurocz, Sohl, Bars, Honth, Neograd, Gran, Pesth und Bacs; b) Kreis jenseits der Donau, mit 11 Gespanschaften: Oedenburg, Wieselburg, Raab, Komorn, Stuhlweißenburg, Weßprim, Eisenburg, Szalad, Schümegh, Tolna und Baranya; B. Oberungarn: a) diesseits der Theiß 10 Gespanschaften: Gomör und Kleinhonth, Torna, Zips, Abauigwar, Borsod, Howes, Zemplin, Unghvar, Beregh und Saroscb; dazu beide Kumanien und Jazygien; b) jenseits der Theiß 12 Gespanschaften: Marmarosch, Ugocs, Szathmar, Szabolcs, Bihar, Bekes, Csongrad, Csanad, Arad, Torontal, Temesch, Krassowa mit den Haiduckenstädte. Werden zu den 46 Comitaten oder Gespanschaften des Königreichs noch die 6 Comitate der damit verbundenen Königreiche Slawonien, nämlich Posega, Veröcz und Syrmien, und Kroatien, nämlich Agram, Warasdin und Kreutz gezählt; so erhält man die richtige Zahl der 52 Gespannschaften. — Die Comitatsmagistrate sind die unmittelbare Obrigkeit des im Comitate seßhaften Adels und der Bauern, doch mit dem Unterschiede, daß jenen die Beamten alle 3 Jahre aus seiner Mitte wählt (restaurirt) und außerdem mit ihnen in öffentlichen Versammlungen (Congregationen) über politische und ökonomische Gegenstände berathschlagt. Ebenso hat die Bürgerschaft der königl. Freistädte ihren eignen Magistrat, der aus dem innern Rathe (den auf Lebenszeit gewählten Senatoren) und dem äußern (den Wahlbürgern, die den Senat wählen und sich selbst ergänzen)

Digitized by Google

usammengesetzt ist. Auch die privilegirten Districte wählen ihre Magistrate selbst. Ueber den angeführten Behörden steht die königl. Statthalterei (in Ofen), deren Chef der Palatin ist. Sie ist das dirigirende Landescollegium und die gesetzmäßige Mittlerin zwischen König und Land; sie hat für die genaue Beobachtung der Constitution zu sorgen und Vorschläge zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt unmittelbar dem Könige vorzulegen, der seine Souverainetätsrechte durch das Organ der ungarischen Hofkanzlei (in Wien) ausübt. Eine 3. Verwaltungsbehörde ist die königl. ungarische Hofkammer. Nebst der politischen Gewalt ist den untern Behörden die Justizpflege in erster Instanz anvertraut. Doch ist der Bauer der Patrimonialgerichtsbarkeit seiner Grundherrschaft (dem Herrnstuhle) unterworfen, auch in Criminalfällen, wenn jene das Strafrecht (jus gladii) besitzt. Die Sammlung der Landtagsdecrete bildet den Civil- und Criminalcoder. Außerdem gilt seit 1514 als Gesetzbuch das Tripartitum von Stephan Werbiez. In den Comitaten ist für Civilsachen nach Maßgabe des Gegenstandes ein dreifaches Forum bestellt; es richtet nämlich entweder der Stuhlrichter mit seinen Geschworenen, oder der Vicegespan mit einem Stuhlrichter und Geschworenen, oder der Gerichtsstuhl des Comitats (sedes judiciaria, Sedria), der auch die von jenen beiden Gerichten und dem Herrnstuhle gefällten Urtheile revidirt und die Criminaljustiz im Comitate allein verwaltet. Zur Verhandlung gewisser in den Gesetzen bezeichneter Civilprocesse in erster Instanz bestehen 4 Districtualtafeln in Ungarn (zu Güns, Tyrnau, Eperies, Debreczin) und die Banaltafel in Kroatien. Appellationsgerichte sind die königl. Tafel (die aber auch in erster Instanz richtet, z. B. in den Processen über das Besitzrecht adeliger Güter, über Majestätsverbrechen) und die Septemviraltafel (beide in Pesth). Man begreift sie unter dem gemeinschaftlichen Namen der Curia Regia, deren Sentenzen in Ermangelung eines positiven Gesetzes als Rechtsnorm gelten. Gleichen Wirkungskreis mit der königl. Tafel hat die Banaltafel für Kroatien und Slawonien. Von den städtischen Magistraten wird entweder an den Tavernicalstuhl und von da an die Septemviraltafel, oder sogleich an das Personal in letzter Instanz appellirt. Der District der Jazyger und Cumanen erkennt den Palatin als ihren obersten Richter an. In Civilsachen sowohl als in Criminalfällen hängt die Competenz des Gerichts von der Person des Beklagten ab. Nur Ehestreitigkeiten der Katholiken, Meineidsklagen und Testamentsprocesse, insofern sie auf die äußere Form des Testaments Bezug haben, gehören vor das geistliche Gericht der Diöcesanbischöfe. Jeder Criminalproceß ist eine actio publica, indem der Amtsanwalt des competenten Forum als Ankläger gegen den Bezüchtigten auftritt. Staatsverbrecher werden durch den königl. Fiscus (Staatsanwalt) gerichtlich verfolgt.

Die Rechtspflege ist der schadhafteste Theil des ungarischen Staatskörpers. Dieß hat seinen Grund nicht sowohl in der Constitution und deren Geiste und noch weniger im Charakter der Nation; sondern vielmehr in der in neuerer Zeit eingedrungenen Demoralisation eines großen Theils der Beamtenwelt von oben bis unten, welche auch die Rechtsgelehrten ergriffen hat. Man ist daher in einem bei allen untern und mittlern Instanzen vollständig gewonnenen Processe nicht sicher, von den hohen und höchsten Gerichtshöfen ein reformirendes Urtheil zu bekommen, zu dessen Entscheidungsgrund nichts angeführt wird, als in his

rerum circumstantiis! Vollends die Criminaljustiz, besonders in hochnothpeinlichen Fällen, ist bei Ermangelung vollständiger und deutlicher Gesetze höchst unvollkommen und schwebt oft in Gefahr, einen Gerechtigkeitsmord zu begehen, oder Verbrecher, die das Leben verwirkt haben, dem Tode entrinnen zu lassen. Sie richtet, wenn etwa einzelnen Comitaten unter motivirenden Umständen, z. B. wegen Rebellion und überhandnehmenden Straßenraubs, das Standrecht ertheilt wird (der letzte Fall der Standrechtsertheilung ergab sich 1831 während der in Folge der Cholera in den Comitaten ausgebrochenen Unruhen und mag viele Tumultuanten schnell befördert haben), schnell und ohne Wahl und Zahl, und wenn der gesetzliche Anklageproceß eintritt, so schwächt dessen langweiliger und heimlicher Gang den Eindruck der Strafe, vermehrt die Kosten unnöthig und führt am Ende durch Milderungsgründe, welche weder lauter noch zu Recht beständig sind, bisweilen dahin, daß überführte Raubmörder und Giftmischer mit fünfjähriger Kerkerstrafe wegkommen, welche die ungarische Themis dem Tode gleich zu achten beliebt. Nicht weniger unvollkommen ist meist die Rechtspflege in Civilsachen. Der Instanzenzug ist nicht in allen Processen, nicht für alle Staatsbürger gleich, für Manche zu lang, für Andere zu kurz, sodaß z. B. den Einwohnern der sogenannten Personalstädte nur zwei vergönnt und die Appellationsbehörde abgeschnitten ist, wogegen die Tavernicalstädte und die Comitate vier Instanzen haben. In feierlichen Processen werden nur viermal des Jahres, in den Terminen drei Könige, nach Ostern, Stephanstag und Martini, Urtheile gesprochen und verkündet; in den Zwischenräumen schreiten die Rechtsstreite nicht wesentlich vor und während eines Reichstages feiern die hohen Spruchbehörden in bürgerlichen Sachen ganz.

Während in den meisten Landen, die zu dem durch die Ergebnisse des heiligen Krieges gedeihlich abgerundeten Orbis Austriacus gehören, der seit 20. Jahren ungetrübte Schein der Friedenssonne eine politische Consolidation und feste Aufrechthaltung des Bestehenden zur Folge gehabt hat, kann man von dem fast über zwei Fünftel des Kaiserstaats ausmachenden Ungarlande dasselbe nicht sagen. Nicht etwa, daß in solchem, wie in andern europäischen Reichen, politische Gährungen und ruhestörende Umtriebe stattgefunden und Regierung und Volk zerklüftet hätten, sondern es hat sich in diesem Lande der Contraste, welches durch die Verschiedenheit der Religion und der Volksstämme seiner Bewohner ein einiges Volksthum zu gewinnen und gleich den andern Erblanden dem monarchischen Princip seiner Herrscher unbedingt zu huldigen, constitutionnell gehindert ist, eine ernste, aber langsame unverdächtige Regung der politischen Elemente gezeigt und dauert noch fort, welche den Kosmopoliten wie den Patrioten zu nicht geringer Hoffnung berechtigt. Der Impuls hierzu ist sowohl von der Regierung als von den das Volk freilich unvollkommen repräsentirenden Ständen des Reichs ausgegangen, und von beiden Seiten scheint man die Mängel der Constitution zu erkennen und darauf hinzuarbeiten, daß dem mancherlei Veränderungen der Verfassung fordernden Geiste der neuern Zeit genügt und auch allen ältern wechselseitigen Beschwerden abgeholfen werde. Unter diesen, durch die Reichstage von 1826—27 und 1830 und durch die neueste am 16. Dec. 1832 eröffnete und noch jetzt fortwährende Ständeversammlung bestätigten Voraussetzungen, läßt sich unbefangen Folgendes als Ergeb-

Digitized by Google

niß des letzten Jahrzehends feststellen. — König und Stände erkennen, daß die Constitution Mängel hat, und daß, obgleich ihr Geist vortrefflich ist und durch eine angemessene Anwendung der geschriebenen Gesetze wie des Herkommens diesen Mängeln größtentheils abzuhelfen wäre, es dennoch nöthig ist, diese Anwendung durch abändernde Reichsgesetze zu sichern; eine Abänderung, welche dadurch sehr erleichtert wird, daß in den bezüglichen Punkten weder Schlacken des Feudalsystems, noch finanzielle Anstöße, wie in andern Ländern, eine weise Reform hindern. Dieß erklären vorzüglich die königl. Propositionen auf allen Reichstagen der neuern Zeit, desgleichen die Gutachten (Elaborate) der desfalls niedergesetzten berathenden Ausschüsse (Regnicolardeputationen), weniger die wiederholten und vermehrten Beschwerden der Stände, welche sie auf frühern Reichstagen und 1826 schriftlich dem Könige vorlegten. Diese Beschwerden betreffen hauptsächlich die Einverleibung von Dalmatien und den dazu und zu Kroatien gehörigen Inseln, desgleichen von Galizien und Lodomirien und mehren siebenbürgischen Comitaten und Districten; ferner die Grenzberichtigung mit dem Auslande, die reichstägliche Feststellung des Salzpreises, das Finanzpatent von 1811, die Bedingungen, unter welchen der König die geistlichen Pfründen und die heimgefallenen Güter zu verleihen pflegt, die anonymen Anzeigen, die Begünstigung der ungarischen Sprache. Keine dieser Beschwerden sind vom Geiste der neuen Zeit geboren, sondern fast alle herkömmliche Klagen, und sie erfuhren auch auf den kurzen durch die Krönung und des jungen Königs veranlaßten Reichstagen von 1825 und 1830 das gewöhnte Schicksal, durch ausweichende Bescheide aufgeschoben zu werden. Charakteristisch aber im Geist unserer Zeit waren die königl. Propositionen bei Eröffnung des noch dauernden Reichstags von 1832, dessen Ausschreibung durch die Drangsale der Cholera um ein Jahr verspätet wurde. Es waren ihrer fünf. Die erste betraf die Regulirung des Urbariums, welches zwar schon unter Maria Theresia ins Leben trat, jedoch nach den Resultaten des Reichstags von 1790—91 nur als Provisorium von den Ständen angenommen wurde; die zweite betraf die Reform der Justizpflege, namentlich die Herstellung eines Strafgesetzbuches; die dritte bezog sich auf gleiche Vertheilung der Contributionslasten und auf die Ermäßigung der Abgaben in die Domesticalcassen der Comitate; die vierte legte den Ständen ans Herz, bei dem zu eröffnenden wahrscheinlich länger als sonst dauernden Reichstage darauf zu denken, daß die Contribuenten nicht zu schwer mit den Tagegeldern belästigt würden, und die fünfte drang auf Restitution des der Regnicolarcasse zum Behufe der seitherigen ständischen Ausschüsse vom Aerarium gemachten Vorschusses, wobei jedoch auch Schonung der Steuerpflichtigen (misera plebs contribuens) empfohlen wurde. Die Regierung hat, in diesen neuesten Propositionen ihre wohlwollenden Gesinnungen gegen den meistbelasteten Theil der Nation deutlich ausgesprochen und solchen dadurch für sich zu gewinnen gesucht. Dagegen zeigen auch die Stände, zumal die der zweiten Kammer, die aus den Abgeordneten der Comitate, der Domcapitel und der königl. Freistädte besteht, sich bereitwilliger als sonst, auf die liberalen Propositionen der Regierung einzugehen, und sie haben dieß sowohl bei den Verhandlungen des Urbarialpunktes als auch dadurch bewiesen, daß sie sich provisorisch verpflichtet haben, die Tagegelder des jetzigen Reichstags nicht den Contribuenten zur Last fallen zu lassen. — Die Arbeiten der seit 1827 thä-

tig gewesenen Ausschüsse, welche außer dem Urbariale, Juridicum und Contributionale-Commissoriaticum, auch das Publico-Politicum, Commerciale, Montanisticum, Literarium, Ecclesiasticum und Banderiale betrafen, und sonach mehr oder weniger mit den königl. Propositionen in Bezug standen, sind Alle vollendet und der Regierung vorgelegt und theils in der von dieser vorgeschriebenen Reihe bereits in reichstägiger Berathung oder werden dazu gelangen. Demnächst haben die Stände außer ihren ältern und gewöhnlichen Präferentalbeschwerden noch einige neuere Punkte besonders lebhaft in Anregung gebracht, welche den jetzigen Reichstag eigens charakterisiren. Dahin gehört ihr eifriges Dringen auf Einführung und Verallgemeinung der ungarischen Sprache, auf Veröffentlichung der Reichstagsverhandlungen durch den Druck, auf Preßfreiheit, auf Verlegung des Reichstags nach Pesth ꝛc., worüber sie von der Regierung, wenn auch nicht gradezu genehmigende, doch keine mißbilligende Resolution erhalten haben. Uebrigens momentane und locale Wirbelpunkte des öffentlichen politischen Lebens für den Adel sind die Generalcongregationen der Comitate, zumal solche, worin der Magistrat erneuert, Reichstagsabgeordnete erwählt oder Instructionen für solche entworfen werden. Die Einsetzung der Obergespane, die Einführung der Bischöfe und die Statutionen neuerworbener Güter sind nur feierliche Lustbarkeiten, welche spurlos wie ein Marktgewühl verschwinden. Aus all Diesem ergibt sich, daß zur Zeit in ganz Ungarn bei keinem Stande eine politische Reizbarkeit vorhanden sey oder sich in einem solchem Grade entwickelt habe, daß man Störung der öffentlichen Ruhe oder thätige Theilnahme an auswärtigen Unruhen und Umtrieben zu fürchten hätte.

Als Contingent zur östreich. Armee stellt Ungarn theils durch Recrutirung, theils durch Werbung 13 Infanterie- und 10 Cavalerieregimenter (zusammen 64.000 M.), wozu im Falle der Noth die Insurrection (die letzte 1808 war über 40.000 M. stark), hinzukommt, und das Grenzmilitair 62.000 M. Das in Ungarn cantonnirende Militair steht unter dem ungarischen Generalcommando in Ofen); die Militairgrenze aber unter den Generalcommandos von Kroatien (in Agram), Slawonien (in Peterwardein) und dem Banat (in Temeswar), zusammen 14 Regimenter und 7 Contumazanstalten. Die jährlichen Einkünfte der Regierung aus den Domainen, den Regalen und Contribution belaufen sich auf 40 Mill. Gldn.; sie werden von der ungar. Hofkammer (in Ofen) verwaltet, die von der allgemeinen Hofkammer in Wien abhängig ist. Die Administration verursacht der Regierung geringe Kosten. Die Besoldung der Comitatsbeamten wird vom Bauer bestritten; derselbe liefert die zur Verpflegung des Militairs nothwendigen Naturalien zu einem 1751 festgesetzten, weit unter der Marktaxe stehenden Preise, woraus für ihn der u. d. N. der Deperditen bekannte Verlust erwächst. In den königl. Freistädten und Districten werden die Beamten von der Gemeinde bezahlt. Alle öffentliche Anstalten haben bestimmte, meist sehr bedeutende Fonds; die Protestanten sind bei Aufrechthaltung ihres Cultus und ihrer Schulen auf eigne Mittel angewiesen. Landesschulden sind in Ungarn ein unbekanntes Uebel. S. D. J. A. Feßler, „Gesch. der Ungarn und ihrer Landsassen" (10 Thle., Leipz. 1815 fg.); „Gesch. der Magyaren", vom Grafen Joh. Mailath (5 Bde, Wien 1828 fg.); Beudant, „Mineralog. u. geognost. Reisen durch Ungarn im J. 1818", deutsch im Ausz. von C. Th. Kleinroth (Leipz. 1825, m. Ch.); und John v. Csaplowics's „Gemälde von Ungarn" (Pesth 1829, 2 Bde. m. Ch.).

Digitized by Google

Ungarische Sprache und Literatur. Die Sprache der Magyaren in Ungarn ist eine der reichhaltigsten Fundgruben für den philosophischen Sprach- und Geschichtforscher. Sowie die Magyaren ursprünglich zu dem großen Völkerstamm gehören, der vom Südwesten Asiens im kaspischen Meere Asiens bis in den höchsten Nordostens Europens in die finnischen Marken reichte, von dessen mehren nach Europa verpflanzten Zweigen (Uzen, Polowzen, Awaren, Chazaren, Petschenegen u. a.) nur der eine tiefer wurzelnd, sich zum eigenen Baum erhoben und bis auf unsere Zeiten blühend erhalten hat; so stammt auch die magyarische Sprache von der jenem Volksstamme eigenen (medisch-persischen?) Ursprache her, worin die semitischen und finnischen Sprachen, als Töchter, noch vereinigt lebten. Von allen europäischen Sprachen also, außer der finnischen, in ihrer innern und äußern Form gänzlich verschieden, mußte die ungarische doch die eigenthümlichen Nuancirungen und asiatischen Feinheiten ihrer Laute mit Hülfe des, seit der Bekehrung der Nation zum Christenthume, angenommenen lateinischen Alphabets ausdrücken. Der Ungar unterscheidet, wie der Orientale, die einfachen Vocale von den ruhenden; jene (a, e, i, o, ö, u, ü) werden scharf ausgesprochen, sie mögen kurz oder lang seyn; diese haben immer eine gedehnte Aussprache und werden mit einem Striche über sich bezeichnet und sehr genau von den erstern im Sprechen unterschieden, z. B. Kar (der Arm), Kár (der Schade), Kerek (rund), Kerék (das Rad), Kérek (ich bitte). Die ungarische Sprache hat ferner, sowie die orientalischen, keine eigentlichen Diphthongen; sie unterscheidet die feinsten Verschiedenheiten der Laute, besonders der Mitlaute, äußerst genau. Eigenthümliche sind gy, ny, ly, ty, wo das y keineswegs wie ein i gebraucht, sondern als ein mit dem vorhergehenden Mitlaute innig verschmolzenes j (der vordere Kehlbrummer, nach Olivier) gehört wird. Sie verträgt am Anfang einer Sylbe nie mehr als einen Consonanten; in fremden Wörtern, die mit zwei Mitlauten anfangen, werden diese im Munde des echten Ungarn durch einen vorgesetzten Selbstlauter (aus schola wird iskola) oder einen eingeschalteten (eigentliches Schwa; aus král wird király) getrennt. Sie hat ein bestimmtes Gesetz der Vocalenfolge, wie die finnische (nach Rask und Sjögren), sie hat, wie diese, gar keine Unterscheidungen für das Geschlecht der Wörter, aber eine reiche Declination, mit einer großen Menge von Casusflexionen. Der in den Denkgesetzen begründete Unterschied zwischen den absoluten und relativen Formen der Wörter, der sich in vielen Sprachen noch theilweise findet (in den semitischen als status constructus und absolutus, in den gothischen, angelsächsischen und übrigen deutschen nach J. Grimm, als starke und schwache Formen, in den slawischen Dialekten, als concrete und abstracte, in der französischen, englischen bei den Fürwörtern als absolu und conjonctif u. s. f.), zeigt sich in der ungarischen Sprache durch alle Declinationen und Conjugationen so bestimmt und charakteristisch, daß eben daraus für den Fremden, der in keiner Sprache diese durchgängige Bestimmtheit kennt, die größte Schwierigkeit entsteht. Die verbindenden Besitzvorwörter, sowie die Verhältnißwörter (Präpositionen) werden als Suffixa ausgedrückt. Die Familienzunamen werden als Adjective (aus denen sie meist entstanden sind, angegeben, und daher auch den Taufnamen vorgesetzt, z. B. Bátori Gábor, gleichsam Gabriel von Bator, oder der Batorsche Gabriel.

Digitized by Google

Das schöne Verhältniß zwischen dem Selbst- und Mitlauten, die genaue Nuancirung und richtige Artikulirung, die jede Sylbe fordert (der Ungar verträgt keine sogenannte stummen Vocale, kein e muet) und die bestimmte Vocalenfolge, geben der ungarischen Aussprache den Charakter des Prächtigen und einen männlichen Wohllaut, worin sie sich mit jeder andern messen kann. Durch die lebendige Fülle und Bedeutsamkeit der Wortformen und Fügungen gewinnt die Sprache eine ungemeine Energie; durch die, nur mit dem Sanskrit zu vergleichende Regelmäßigkeit ihrer Reflexionen und Verbindungen entsteht Deutlichkeit und Bestimmtheit, durch die Eigenthümlichkeit ihrer reinen Wurzelwörter beweist sie Originalität; durch die unendliche Bildsamkeit, die aus diesen Wurzeln ihre Stämme emportreibt, welche sich mit kräftigem, in treuer Befolgung normaler Formen als gesund bewährendem Organismus in vielfältige Aeste, Zweige, Blätter und Blüthen entwickeln, erhält sie einen innern Reichthum, worin sie beinahe alle Sprachen des Occident übertrifft. Seit Joseph II. nimmt die ungarische Sprache einen höhern herrlichen Schwung, worin Kraft durch Besonnenheit geleitet zum schönen Ziele wahrer Nationalveredlung strebt, ohne durch den Despotismus einer Sprachakademie, die in Ungarn nie aufkommen kann, beengt zu werden. — Unter der großen Anzahl von Grammatikern der ungarischen Sprache hat weder die von einem Vereine mehrer Gelehrten in Debreczin ungarisch verfaßte und in Wien 1795 herausgegebene das große Verdienst der ersten Anregung einer gründlichen Kritik; die von Gyarmathi, ebenfalls ungarisch geschriebene (Klausenburg 1795), zeigt eine ungemein Reichhaltigkeit. Am brauchbarsten für den ersten Anfang ist die von Johann Farkas verfaßte, hernach von Franz Pethe umgearbeitete; dann besonders die von Joseph Marton (Wien 1620, 8.). Die vollständigste, mit der scharfsinnigsten Kritik und mit philologischer Gelehrsamkeit bearbeitete Grammatik ist wohl die von Nikolas Revai (in 2 Bdn., Pesth 1809, 8.) begonnene, an deren Vollendung der Verfasser durch den Tod verhindert wurde. Wörterbücher haben wir von Pesti, Verantius, Megiserius, Fabricius, Molnar und besonders von Pariz Papai; in neuern Zeiten hat Joseph Marton mehre kleine und größere, und unlängst Benjamin Mokri ein lateinisch-ungarisches herausgegeben. Aber den ganzen Wortschatz der ungarischen Sprache kritisch zu sichten, rein etymologisch und historisch-grammatisch darzustellen, bleibt noch einem künftigen ungarischen Philologen vorbehalten.

Schon im 11. Jahrh. entstanden in Ungarn eine Menge Kloster- und Episcopalschulen, im 12. Jahrh. wurden viele Jünglinge besonders solche, die sich dem geistlichen Stande widmeten, nach Paris, auf die dort neu errichtete berühmte hohe Schule geschickt; zu Anfang des 13. Jahrh. erhob sich bereits in Ungarn selbst, zu Weßprim, das erste Studium generale, das, außerhalb Frankreich, nach dem Muster der pariser Universität gemodelt, nicht nur für alle freien Künste, sondern auch für Theologie und Jurisprudenz einige Lehrstühle und große Frequenz von Schülern hatte; eben dieses Studium generale wurde 1287 von König Ladislaus IV. mit einer bedeutenden Bibliothek und reichlichen Fonds dotirt. 1367 gründete König Ludwig I. eine neue hohe Schule in Fünfkirchen, 1388 Siegmund abermals ein Studium generale in Ofen, welches Mathias Corvinius nicht nur erneuerte und mit einer berühmten Bibliothek begabte, sondern außerdem noch die istropolitanische Akademie in

Digitized by Google

Petersburg 1467 errichtete. — 1473 kam schon die erste Buchdruckerei durch Andreas Heß in Ofen zu Stande, der daselbst das „Chronicon Budense“ druckte. Im 16. Jahrh. vermehrten sich die Schulen in Ungarn und Siebenbürgen außerordentlich, besonders unter den Protestanten, bei denen auch das Besuchen deutscher, holländischer und schweizer. Universitäten ungemein zunahm, ob man gleich vorher auch literarische Reisen nach Frankreich, Italien und Polen unternommen hatte. Im 17. Jahrh. entstanden die höheren literarischen Bildungen der Jesuiten zu Tyrnau, Presburg, Kaschau, Klausenburg, wovon das erste, nach Aufhebung des Ordens, zur Landesuniversität erhoben, 1780 nach Ofen und 1784 nach Pesth versetzt ward; außer welcher sodann noch fünf Akademien (d. h. höhere literarische Institute aus zwei Facultäten bestehend) zu Presburg, Kaschau, Raab, Großwardein und Agram, ferner ein königl. Lyceum zu Klausenburg und ein bischöfl. Lyceum zu Erlau errichtet wurden. — Schriftsteller, die sich der lateinischen Sprache bedienten, hat Ungarn und Siebenbürgen in großer Anzahl und unter diesen viele treffliche, geistvolle, aus jedem Fache der Wissenschaften aufzuweisen. Schon in den ältesten Zeiten werden lateinisch geschriebene Chroniken und Annalen erwähnt, von denen viele noch handschriftlich in Archiven verborgen liegen, mehre in den Stürmen der das Land verwüstenden Kriege zu Grunde gegangen, nur wenige durch den Druck bekannt, und die wenigsten gehörig gewürdigt und benutzt sind. Seit dem Ende des 15. Jahrh. zeichneten sich im Fache der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften viele Ungarn aus, ebenso in der Medicin, Physik, Naturgeschichte und in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften, jedoch alle in der lat. Sprache. Als im 11. Jahrh. mit der Einführung des Christenthums in Ungarn die lateinische Sprache in Kirchen, Schulen und in Staatsgeschäften herrschend wurde, erhielt sich jedoch die ungarische im Handel und Wandel, in den Kriegslagern, bei Familien- und Volksfesten und in den Versammlungen der Comitate und Reichstage, deren Beschlüsse erst ungarisch abgefaßt wurden. Bei den lateinischen Anreden der fremden Priester und Missionäre an das Volk mußte auch gewöhnlich ein Dolmetscher zur Seite stehen, der das Gesagte in der Landessprache erklärte; eingeborne Geistliche verrichteten auch wohl hier und da manche Functionen in der Muttersprache. Noch haben sich Spuren alter Kriegslieder, Fragmente von Volksgesängen und kirchlichen Sermonen erhalten; die goldene Bulle Andreas II. soll noch in ungarischer Sprache vorhanden seyn. — Einen freiern Aufschwung gewann die Sprache des Landes und mit ihr die Nationalliteratur, zuerst unter der weisen Regierung der Könige aus dem Hause Anjou. Für kirchliche und Staatsgeschäfte blieb wohl die lateinische noch immer die Hauptsprache, aber die ungarische hielt doch eine ausgebreitetere Anwendung als vorher. Sie war jetzt wirklich Hofsprache. Es wurden schon Urkunden und Briefe in ungarischer Sprache ausgefertigt; die noch im corpore juris hung. vorhandene ungarische Eidesformel ist aus dieser Zeit. Man fing auch bereits an, 1372 die heilige Schrift ins Ungarische zu übersetzen. Hierauf folgten, ungeachtet des gewaltigen Entgegenstemmens der Inquisitorum haereticae pravitatis, später mehre Uebersetzungen der Bibel, wie die von Ladislaus Bathori 1450, die von Bertalan 1508 u. s. w. Im 16. Jahrh. aber trat die günstigste Periode für die höhere Ausbildung der ungarischen Literatur ein. Durch die mit vieler Freimüthigkeit geführ-

ten religiösen Streitigkeiten und die häufigen öffentlichen Religionsvorträge, zu denen die damals auch in Ungarn aufkeimende Reformation Veranlassung gab, durch die jetzt mehr zum Bedürfniß gewordenen Kirchengesänge, die aus heiliger Begeisterung flossen, sowie auch durch die Kriegs- und Volkslieder, die nun allenthalben ertönten, bereicherte, verfeinerte und erhob sich die Nationalsprache so kräftig und erstarkte so sehr, daß sie damals schon beinahe die Stufe erreichte, worauf sie sich bis 1780 erhalten hat. Man beeiferte sich, das Volk wenigstens in die Schicksale seiner ältesten und nächsten Vorfahren in seiner eigenen Sprache zu belehren; dazu dienten die ungarische Chroniken z. B. von Szekely, die zuerst 1559 erschien, von Temesvari 1569, von Heltai 1572, von Pethö (oder eigentlich Zrinyi) 1660, von Bartha 1664, Csnyai 1692 u. ff. Noch viel häufiger kamen jetzt ungarische Uebersetzungen der heiligen Schrift zum Vorschein. Geistvolle Redner, die mit großer Kraft und Würde auch Feinheit des Ausdrucks verbanden, und mit den berühmtesten Predigern ihres Zeitalters die Vergleichung aushielten, traten damals auf, z. B. Gaal 1558, Jahasz um 1556, Dancsi 1582, Kultsar 1574, Bornemisza 1575, Telegdi 1577, Detsi 1582, Karolyi 1584, Pazman 1604, Ketskemeti 1615, Zvonarits 1628, Keresanyi 1630, Kaldi 1630, Margitai 1632, Alvintzy 1738 und viele andere. Als geistliche Liederdichter zeichneten sich aus Skezely, Bornemisza, Batizi, Petsi, Ujfalvi, Skaritzai, Fabricius, Fazekas, Albert Molnar, Gelei, Dajka, Megyesi u. A. Aber auch Volkslieder, worin vorzüglich die Heldenthaten vaterländischer Krieger gepriesen, oder alte Geschichten und Märchen zur Unterhaltung erzählt wurden, erschollen sehr gemein häufig, z. B. von Tinodi um 1540, Kakonyi 1549, Tsanadi 1577, Valkai 1572, Tsaktornyi 1592, Tserenyi, Szegedi, Illyefalvi, Sztaray, Fazekas 1577, Balassa, Illosvai, Gosarvari, Veres, Enyedi, Szöllösi 1580 und unzählige Andere. Einen höhern Schwung nahmen die epischen Gedichte des Grafen Niklas Zrinyi (1652), des Ladislaus Lißthi (1653), des Christoph Pasko (1663), des Grafen Stephan Csahary (1699) und besonders die zahlreichen Geistesproducte des talentvollen Stephan von Gyöngyösi, die von 1664 bis 1735 erschienen, so wie die lyrischen Gedichte eines Rimai, Balassa, Benitzky u. A. 165[illegible] trat Johann Tsere (Apatzai) mit einer Encyklopädie aller Wissenschaften und 1656 mit einer Logik in ungarischer Sprache auf, zu einer Zeit, wo noch kein anderer Schriftsteller ein ähnliches Werk in seiner Muttersprache versucht hatte. Dieses frische, organisch gesunde Leben, das nicht nur fernern kräftigen Wachsthum, sondern auch die edelsten Früchte hoffen ließ, wurde jedoch bald verkümmert. Der schöne Baum gerieth in Stocken, seine meisten Zweige dorrten ab; denn man hatte ihm unmerklich die Wurzeln abgegraben und die zuträglichste Nahrung allmälig entzogen. Indessen stand der Tulpenbaum der lat. Schriftstellerei in Ungarn in der prachtvollsten Blüthe (von 1700—80). Jetzt erschien die erste ordentliche Zeitung in Ungarn (1721), jedoch in lat. Sprache; der Staatsschematismus, oder sogen. Titularkalender, der 1721 begann, wurde in lat. Sprache abgefaßt, sowie bisher noch immer. In diesem Zeitraum glänzen die durch römische Eleganz einander überbietenden Werke eines Hidi, Hevenesi, Czwittinger, Kazi, Tarnotzi; Mathias und Karl Bel, Prileszky, Huszty, Szegedi, Desericius, Stilting, Bajtai, Timon, Peterffi, Kaprinai, Kollar, Lad. Thurotzy, Schmitt, Bod, Szalay,

Schier, Severin, Bentzur, Pray, Cornides, Cetta, Ganotzy, Novak, Sa-
agi, Katona, Kerchelich, Palma, Wagner, Schönwisner, Kovachich,
Jeszpremi, Horanyi u. s. w. Allein schon in dem letzten Jahrzehend der
nsterblichen Maria Theresia hatten die für Ungarns Nationalcultur
orher so höchst ungünstigen Umstände eine glückliche Wendung genom-
nen und sogleich traten auch die guten Wirkungen davon ins Leben.
Die lieblichen Geistesblüthen eines Franz Faludi, Abraham Bartsai,
Freiherrn Lorenz Ortzy, Georg Bessenyei, Alexander Barotzi, Grafen
Adam Teleki, Freiherrn Stephan Daniel, Paul Anyos u. A. sprossen
chon damals bescheiden hervor. Aber in der reinen Luft und freien
Sonne, deren Genuß Joseph II. mit menschenfreundlichem weisen Sinn
gewährte, mußte Alles viel fröhlicher gedeihen. 1781 gelang es den Be-
mühungen eines wackern Gelehrten, Mathias Rath, die erste ungarische
Zeitung in Presburg zu begründen, bald darauf entstanden mehre, die
ber jetzt wieder auf zwei beschränkt sind, wovon die eine in Wien, die
ndere zu Pesth erscheint. Zahlreiche Uebersetzungen alter und neuer,
meist classischer Werke suchten das in der Nation erwachte Bedürfniß
iner geschmackvollen Lecture zu befriedigen. Bei der nach Josephs II.
ingetretenen gewaltigen doch unblutigen Umwandlung des Zustandes
er Nation wurde auf den Reichstagen festgesetzt, daß die ungar. Sprache
n allen niedern und höhern Schulen, als ordentliche Wissenschaft ge-
ehrt, daß in derselben die Geschäfte bei allen öffentlichen, politischen und
juridischen Behörden geführt, alle öffentlichen Acten und Protocolle un-
garisch verfaßt werden sollten. In vielen Schulen wurden mehre Lehr-
orträge ungarisch gehalten; es kam ein ungarisches Theater in Ofen
nd Pesth zu Stande; mehre Zeitschriften sorgten für die rege gewor-
ene Lesslust, z. B. „Mindenes Gyüjtemény", „Orpheus", „Rassai Mu-
eum", „Urania" u. a.; namhafte Preise wurden ausgesetzt für die Aus-
rbeitung wichtiger literarischer Werke. Viele geistreiche und treffliche
Schriftsteller traten nun auf, die mit vereinten Kräften die ungarische
Literatur so mächtig hoben, daß sie sich kühn an die Literatur anderer
gebildeten Nationen unserer Zeit anreihen durfte. Es erschienen auch
Zeitschriften, die mehr literarische Tendenz hatten, wie die „Nyelvmivelö
Társasag munkáji", das „Erdélvi Muzeum", das noch bestehende unge-
mein nützliche „Tudományos Gyüjtemény". Interessante Originalwerke,
beinahe in allen Fächern, kamen ans Licht. In der Poesie zeichneten
ich vorzüglich aus David Szabo, Joseph Rajnis, Gabriel Dajka, Georg
Uranka, Karl Dome, Johann Batsanyi, Joseph Takats, Adam Horvat,
Graf Joseph Teleki, Graf Ladislaus Teleki, Graf Johann Fekete, Jo-
eph Matyasi, Franz Nagy, Franz Versegi, Joseph Kovats, Benedikt
Virag, Johann Kis, Alexander und Karl Kisfaludi, Gabriel Döbröntei,
Paul Szemere, Michael Csokonai, Ladislaus Tot, Daniel Berzsenyi,
Michael Vitkovits und mehre. Als prosaische Schriftsteller haben sich
vielen Ruhm erworben: Andreas Dugonits, Franz Kazinczy, Benedict
Virag, Johann Batsanyi, Franz Versegi, Csaias und Franz Budai,
Samuel Papai, Franz Tot, Gabriel Bathori, Georg Fejer, Stephan
Marton, Daniel Ertsei, Paul Sarvari, Joseph Takats, Johann End-
ödi und eine bedeutende Anzahl anderer. Ueber die ungar. Literatur
. in ungar. Sprache von Spangar (um 1738), Bod (1766), Sandor,
Budai, Papai, Tot, Jankowich u. A.; theils in latein. Sprache, z. B.
Szwittinger (um 1711), Rotarides (1745), Bel, Schier, Haner, Schmeitzel,

Weszpremi, Pray, Wallaszky, Simonchich, Belnai, Tibold u. s. w., theils auch in deutscher Sprache, nämlich Windisch, Seivert, Kovachich, Engel, Feßler, Miller, Schwartner, Schedius, Lübeck, Rösler u. m. A.

Ungarische Weine, Weine in Ungarn gewonnen; es gibt derselben bei 200 Sorten, meist süß und von den Orten benennt, wo sie gebaut werden, viele Sorten theilen sich dann wieder in den Ausbruch (s. d.), den Maschlasch aus Trauben, die den Ausbruch lieferten und mit frischem Most übergossen wurden, und den gemeinen Wein; die vornehmsten sind der Tokaier (s. d.), der Menescher (aus dem arrader Comitat), gelbroth, dem Capwein ähnlich, aber stärker; der Ober-Rusterdorfer im presburger Comitate, ein gesunder Wein; der Wein von Neustadt an der Waag, dem feinen Burgunder ähnlich; der Wein von Koka-Banya im nagyponter Comitate, ein Gesundheitswein; der Mirbischer, dem Ruster ähnlich; der Breifenbrunner, leicht und angenehm; der Kroisbacher, dem Oedenburger ähnlich; der Großwardeinsche, sauerlich wie Rheinwein; der Ober-Lindauer, Biborzer, Totschayer, sämmtlich den Tokaier ähnlich, lieblich und stark; Devetscher, aus dem westprimer Comitate; der Etschwein im raaber Comitate; der Neßmiler im komorn Comitate, weiß und gesund; der Erlauer; ofener Wein, ein dunkelrother Wein, der späterhin rubinroth wird, dem Cahorswein ähnlich; aus Ungarn kommen auch vortreffliche künstliche medicinische Weine, der Bitter-, Wermuth-, Muscatellerwein u. a. Auch Kroatien hat gute, aber nicht sehr haltbare Weine. Die slawonischen Weine, worunter der syrmier der bekannteste ist, sind ungemein stark. Wohl die Hälfte des ganzen Weinerzeugnisses wird in Ungarn selbst vertrunken; den bessere Theil jedoch geht meist von Presburg, Ofen, Erlau, Oedenburg, Käsmark über Wien, Teschen und Bleiz, Krakau, Bodgorze, auch Triest, Fiume, Venedig ins Ausland. Im Allgemeinen enthält der ungarische Wein sehr viel Weingeist und wenig Phlegma, weßhalb man ihn den sogen. schweren oder dicken Weinen beizählt, die zwar eine stärkere Wallung des Geblüts, aber nicht leicht Kopfschmerzen und Magenübelkeiten verursachen. — Der Weinbau hat sich in Ungarn seit 10—20 Jahren ungemein vermehrt, aber nicht veredelt; denn nur in wenigen Weingegenden, namentlich in dem Hegyattya-, Ruster- und ödenburger Gebirge, trachtet man durch Anbau der besten Rebsorten und Cultivirung der Berggärten Edelweine zu erzeugen, an den übrigen Orten aber zieht man es vor, die Rebenpflanzungen in die Niederungen auszudehnen und durch Pflegung der tragbarsten Traubenarten recht vielen, wenn auch geringen Wein zu gewinnen. Demnächst sind auch die meisten neuen Anlagen in den Ebenen oder auf niedrigen Anhöhen um die Dörfer herum geschehen oder geschehen noch, haben aber so überhand genommen, daß in allen Comitaten, wo Weinbau ist — nur 6 von 52 Gespannschaften entbehren desselben — fast jedes Dorf, so flach es auch liege, seinen Jahresbedarf erbaut. Man rechnet daher den ganzen Weinertrag Ungarns, den man vor etwa 20 Jahren kaum auf 20 Mill. Eimer anschlug, jetzt auf 30 Mill., wovon etwa 4 Mill. ins Ausland gehen, das Uebrige im Lande verbraucht wird, was, den Eimer zu 2 Gldn. Conventionsmünze gerechnet, einen jährlichen Verbrauch von wenigstens 50 Mill. Gldn. Conventionsmünze Werth ergibt. Das weinreichste Comitat ist das Pesther, welches den größten Theil des ofener Gebirgszuges begreift, und gegen 1.200.000 Eimer, worunter 400.000 Eimer Land- und Sandwein, jähr-

ich liefert. Der größte Weinhandel ist in Pesth selbst, wo man allein den jährlichen städtischen Verbrauch auf 300.000 Eimer und die Summe der lagernden Weine auf mehr als eine halbe Million Eimer schätzt, und fast an jedem der vier Märkte 20.000 Eimer nur zu Wasser hergeführt werden. Im Ganzen klagt man überall in Ungarn über Stockung des Weinhandels ins Ausland, woran der hohe Ausfuhrzoll welcher über 2 Gldn. Conv.-M., mithin oft mehr als den Einkaufspreis beträgt, also die guten Geschäfte nur auf Edelsorten beschränkt, hauptsächlich Schuld ist, jedoch auch die starken Einfuhrzölle in den Nachbarstaaten ihren Theil haben. Nächstdem daß sich die ungarischen Landwirthe mit Eifer des Weinbaus befleißigen — in der Nähe von Pesth hat Xaver von Mayerffy einen Musterweinberg von 600 Vierteln angelegt — ist man neuerdings auch darauf gekommen, durch Aufstellung großer Fässer sich auszuzeichnen. Der größte Weinhändler Ungarns und des Kaiserstaats, J. Anton von Szulingi in Tyrnau, ließ 1823 in Pesth ein Faß von 2110¼ Eimern verfertigen und in einer eigens dazu eingerichteten Abtheilung seines Kellers zu Tyrnau gefüllt aufstellen, und 1825 übertraf ihn Graf Nikol. Esterhazy durch ein Riesenfaß von 2150 Eimer Inhalt, welches in Pesth gebaut wurde und im gräflichen Keller zu Bay unweit Tata in der comorner Gespanschaft lagert; beide aber übersteigt das Marmorfaß, welches Karl von Mayerffy in Ofen in halbrunder Form zusammensetzen ließ; es enthält 30.000 Eimer und ist jetzt wohl der größte Weinbehälter in der Welt. Zu bemerken ist, daß seit 10—20 Jahren die bekannten ungarischen Edelweine, nämlich der Tokaier, Menesa, Sermier, Ruster, Oedenburger, St.-Georger ꝛc. eine Menge Rivalen erhalten haben, deren Ruhm im Handel, im Inlande und Auslande vorzüglich dadurch sich zu verbreiten anfängt, daß Mitglieder des 1829 zu Pesth gestifteten Nationalcasinos den Keller desselben mit lauter ausgesuchten Weinen eigner Fechsung versehen haben; also, daß 1830 der Weintarif des dortigen Traiteurs 83 Sorten ungarischer Edelweine enthielt, worunter sich 18 verschiedene Desertweine befanden. (Vgl. das vorzügliche Werk: „Ungarns Weinbau in seinem ganzen Umfange", von Franz Schams, 2 Bde., Pesth 1832—33.)

Unger, der Name zweier Männer, welche zu ihrer Zeit als die ersten Künstler des Formschneidens in Deutschland hervorragten. Der ältere, Joh. Georg **Unger**, geb. zu Goos unweit Pirna 1715, lernte die Buchdruckerkunst und dabei das Formschneiden ohne alle Anleitung. Von 1738—40 war er in Dresden beschäftigt, ging dann nach Berlin und arbeitete dort in der Kunst'schen Offizin. Er machte große Fortschritte in der Formschneidekunst, verfertigte mehre geschmackvolle Vignetten und suchte auch die Buchdruckerkunst zu verbessern. Seit 1757 widmete er sich ganz der Formschneidekunst. Unter seine besten Blätter gehören die fünf nach Meil's Zeichnung geschnittenen ländlichen Scenen. Er starb 1788. — Sein Sohn, **Johann Friedrich Gottlieb**, geb. zu Berlin 1750, Buchhändler, Buchdrucker, Form- und Stahlschneider, wie auch Mitglied des Senats, der königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften in seiner Vaterstadt. Er trat rühmlich in die Fußstapfen seines Vaters. Seine Bemühungen gingen dahin, die deutsche Schrift durch mehre Abrundung zu verschönern und ihr so viel Einfachheit zu geben, daß sie zwischen der gothisch-deutschen und echtrömischen Currentschrift gleichsam in der Mitte stände. So entstand dann

die sogenannte Unger'sche Schrift, welche jedoch nicht viel mehr gebraucht wird. In der Formschneidekunst brachte er es auf den höchsten Gipfel; dieß zeigt ein großes Blatt von einem Bogen, die Weiber von Weinsberg darstellend, nach einer Zeichnung von Rosenberg, nach Rode. Auch fertigte er mehre feingeschnittene Stöcke. Er wurde 1800 Professor der Holzschneidekunst an der Akademie der Künste zu Berlin, wo er auch 1804 starb. Man hat von ihm Journale und Abhandlungen. — J. Fr. G. Unger's Gattin, Friederike Helene, eine Tochter des preuß. Generals v. Rothenburg, geb. zu Berlin 1751, gest. 1813, war eine geistreiche Schriftstellerin. Durch genaue Kenntniß des Französischen und Englischen erwarb sie das für ihre Zeit große Verdienst, mehre ausgezeichnete Werke aus jenen Sprachen geschmackvoll zu übersetzen. Von ihren eignen Schriften nennen wir ihre Romane „Julchen Grunthal", eine Pensionsgeschichte; „Bekenntnisse einer schönen Seele"; „Naturkalender"; „Der junge Franzose und das deutsche Mädchen".

Unglaube. Sowie der Glaube entweder dogmatischer, Vernunftglaube, oder historischer, Geschichtsglaube, ist, so auch der Unglaube. 1) Der dogmatische Unglaube ist entweder vorsätzlich und sucht keine Gründe, weil er keine will, die Wahrheit scheut; oder unvorsätzlich, Zweifelglaube, weil die Vernunft entweder keine Ueberzeugungsgründe kennt, oder zu stumpf ist, sie zu fassen. Von dieser Art ist der Unglaube vieler Menschen in Ansehung der Antipoden. In Ansehung der Gegenstände des Glaubens ist der dogmatische Unglaube a) entweder theoretisch, d. i. im engern Sinne dogmatisch, gegen gewisse speculative Lehren gerichtet, z. B. gegen die Lehre von der Unsterblichkeit, gegen die Bibel, als göttliche Offenbarung, naturalistischer Unglaube; b) oder praktischer, moralischer Unglaube, Mangel des Glaubens an die Tugend, oder c) kirchlicher Unglaube, d. i. Verwerfung der besondern Bestimmungen gewisser dogmatischer Lehren, die einzelne Kirchenparteien angenommen haben, wo denn eine Partei, sowie es auch unter den Philosophen ist, die andere für ungläubig erklärt. 2) Der historische Unglaube verwirft Zeugnisse. Auch dieser kann vorsätzlich seyn, wenn dem Zeugnisse Leidenschaften entgegen stehen, die dem Urtheile das Zeugniß selbst als Dichtung, oder als unglaublich, darstellen. (Vgl. Glaube, Indifferentismus, Scepticismus.)

Uniformitätsacte hieß eine Verordnung des englischen Parlaments vom J. 1662, zufolge welcher alle Geistlichen bis zum 24. Aug. dieses Jahres ihre Uebereinstimmung mit der Liturgie der hohen bischöfl. Kirche erklären und nur unter der Bedingung das Abendmahl verwalten sollten, wenn sie von englischen Bischöfen geweiht wären. Zweitausend nonconformistische Prediger legten daher an diesem Tage ihre Aemter nieder. Erst das Toleranzedict des Parlaments von 1689 unter Wilhelm III. hob die den Dissenters so ungünstige Uniformitätsacte auf.

Unigenitus Dei filius etc. So beginnt eine in der franz. Kirchengeschichte berühmte Bulle, welche Papst Clemens XI. im Sept. 1713 gegen des Jansenisten Quesnel, Priester des Oratoriums zu Paris, „Betrachtungen über das N. Test." erließ. Dieses Werk erfreute sich als Erbauungsbuch eines allgemeinen Beifalls, selbst Bossuet's und des Cardinals Noailles, Erzbischofs zu Paris, u. m. a. Bischöfe, die es in Hirtenbriefen ihren Diöcesanen empfohlen hatten. Jede neue Auflage des Buchs ward indeß von Quesnel erweitert und immer mehr mit des

Digitized by Google

Verfassers Ansichten von Gnade, menschliche Freiheit, Kirchengewalt, Bibellesen ꝛc. angefüllt. Die Jesuiten, an ihrer Spitze Le Tellier, Ludwigs XIV. Beichtvater, entdeckten endlich in dem Buche Nachklänge von Jansenius (vgl. Jansen) verhaßter Lehre, und der Streit mit den Jansenisten erneuerte sich. Es war leicht vorauszusehen, daß man durch Verfolgung des Verfassers (er entkam durch Flucht nach Holland der Einkerkerung), der Leser und der Anhänger dieses Werkes unendlich mehr Böses bewirken würde, als einige falsche, in einem 4 Bände starken Andachtsbuche zerstreute Sätze anrichten konnten. Doch durch Le Tellier bewogen, drang der frömmelnde Ludwig XIV. beim Papste ernstlich auf die Verdammung des Buchs. Clemens XI., ebenfalls von Jesuiten beherrscht, erließ hierauf jene Bulle, in welcher 101 Sätze der „Betrachtungen ꝛc." im Allgemeinen als ketzerisch oder gotteslästerisch oder ärgerlich und anstößig verdammt wurden. Kaum war diese Bulle erschienen, als nicht nur die Jansenisten, sondern selbst viele eifrige Anhänger der römischen Kirche dieselbe, wegen der offenbaren Grundlosigkeit der Verdammung mehrer Sätze als ein Product jesuitischer Rachgier ansahen. Viele Bischöfe Frankreichs, der Cardinal Noailles an ihrer Spitze, die Sorbonne, die Pfarrer von Paris und mehre geistliche Körperschaften protestirten gegen deren Annahme und appellirten an ein zu haltendes allgemeines Concilium. Sie thaten es, ohne Jansenisten zu seyn, bloß aus allgemeinen Gründen der kirchlichen Freiheit. Eine zahlreiche Partei des Klerus dagegen nahm die Bulle in Unterthänigkeit an, und die Gefängnisse füllten sich auf königl. Befehl mit Appellanten. Diejenigen, welche die Bulle angenommen hatten, wurden Acceptanten genannt. Ludwig XIV. erhob hingegen die Bulle zum Gesetze des Königreichs. Nach seinem Tode wurde Le Tellier von dem für Religionssachen sehr gleichgültigen Herzog Regenten verbannt. Später schien dem Herzog Regenten und seinem Vertrauten Dubois, Erzbischof von Cambray, bedenklich, wegen theologischen Zankes sich mit dem Papste zu entzweien. Das Zerwürfniß mit Spanien forderte zur Behutsamkeit auf. Also wurde der Kirchenfriede emsiger als je gesucht, die volle Ungnade des Hofes auf die Appellanten geworfen und dagegen die Acceptanten in alle Wege begünstigt und geehrt. Die Parlamente wurden gezwungen, die Bulle zu registriren (1720). Die Partei der Appellanten zerfiel, seit Noailles sich 1720 zur bedingten Unterschrift der Bulle verstanden hatte, in gemäßigtere und strengere Factionen. Ludwigs XV. und seines Ministers Fleury Maßregeln bedrängten die Gegner der Bulle von Neuem; die Priester unter den Appellanten wurden entsetzt, den appellirenden Laien die Sacramente versagt; dem 80jährigen Noailles gewann der Hof endlich 1728 eine unbedingte Unterschrift der Bulle ab und zwang 1730 das Parlament, sie ohne Vorbehalt anzunehmen, wodurch sie nochmals förmlich zum Reichsgesetz erhoben wurde. Gleichwohl blieben die verfolgten Appellanten insgeheim immer noch thätig, den Geist des Widerspruchs rege zu machen. Der Streit erhob sich 1750—52 abermals heftig, als der Erzbischof von Paris, Beaumont, mit Strenge auf die Forderung des Beichtscheines und die Weigerung der Sacramente hielt. Ein Priester seines Sprengels, welcher auf dem Krankenbette sich zum Jansenismus bekannte, wollte deßungeachtet von seinem Pfarrer mit den Sacramenten versehen seyn. Auf die Weigerung desselben, erhob er 1752 beim pariser Parlamente deßhalb Klage gegen den Erzbischof, jenes

ließ ihn vorladen und befahl ihm bei Sperrung seiner Einkünfte, dergleichen Aergerniß in seinem Kirchsprengel zu vermeiden und dem Priester in 24 Stunden die Sacramente reichen zu lassen. So weit trieb die Anmaßung ein Civilgerichtshof! Endlich erließ Benedict XIV. ein sehr gemäßigtes Breve, welches die meisten Parteien zufrieden stellte und nur gegen halsstarrige Appellanten Strenge gebot. In andern kathol. Ländern hatte man sie zwar angenommen, aber wenig beachtet, da sie doch eigentlich nur die Parteien in Frankreich anging.

Union (kirchliche) oder Religions-Vereinigung. Von jeher war es das Bestreben der kathol. Kirche, nicht bloß die Einheit des Glaubens in ihrem Schoße zu erhalten, sondern sie suchte auch die Abtrünnigen erst auf dem Wege der Güte und Belehrung wieder zurückzuführen, ehe sie das jeder Kirche zustehende Ausschließungsrecht ansprach. Die meisten Concilien waren nur Unionsversuche, von denen einige auch den Zweck nicht verfehlten. Die große Trennung der Kirche in die griechische und lateinische veranlaßte häufig dergleichen Versuche, die unter dem griech. Klerus keinen guten Ausgang hatten, da theils die Patriarchen von Konstantinopel die Suprematie des Papstes nicht anerkennen und sich ihr nicht beugen wollten; theils die griech. Kaiser fürchteten, der latein. Curie ein zu großes Gewicht einzuräumen, und endlich die Päpste auch immer gemäßigte Anforderungen machten. (Mehres s. Griechische Kirche.) — Aehnliche Vereinigungsschritte thaten die kathol. Kirche und die Kaiser gegen die Reformation. In den ersten Zeiten glaubte man durch Religionsgespräche zwischen den Geistlichen beider Confessionen die Union zu erzwecken. Sie wurden meist auf Betrieb der Kaiser veranstaltet; aber anstatt die Parteien zu vereinen, entfernten sie dieselben voneinander und vergrößerten die Kluft durch Erbitterungen, wie das 1541 zu Regensburg gehaltene. Die Päpste, welche einen solchen Ausgang voraussahen, mißbilligten die einseitigen Besprechungen über Religion; doch legten sie der guten Absicht der Kaiser kein Hinderniß in den Weg. Auch einzelne Menschen aus eignem Antriebe versuchten die Einheit der Kirche durch ein beiderseitiges Nachgeben wieder herzustellen; so der hellsehende und sanftdenkende Erasmus durch die Schrift von der Eintracht in der Kirche 1553; doch weder sie noch das Gutachten Cassander's und Wicel's, das der Kaiser Ferdinand I. veranlaßte, fruchteten etwas. Ein anderes dahin abzielendes Vorhaben des Kurfürsten von Mainz, Joh. Philipp von Schönborn, der 1660 eine Concordanz auf einer Synode von 24 Abgeordneten beider Confessionen vorlegte, scheiterte und mußte aus dem Grunde scheitern, weil sein Kanzler v. Boineburg in seinem Vereinigungsplane die unterscheidenden Hauptlehren der Kirche so milderte, daß sie fast aufhörten, katholische Lehren zu sein. Später that der Beichtvater der Gemahlin des Kaisers Leopold I., Christoph Royas de Spinola, Alles, um eine dergleichen Verschmelzung anzuleiten; er suchte erst durch Schriften die Gemüther darauf vorzubereiten und bereiste dann die verschiedenen Höfe. Als Gesandter des Kaisers wurde er überall mit Rücksicht aufgenommen; man besprach sich mit ihm über den Gegenstand, doch war man schon im Voraus versichert, daß Mühe und Arbeit verloren seyn würde. Einen bessern Erfolg schien anfänglich Bossuet's (s. d.) Versuch zu haben; er milderte ebenfalls in der Auslegung die Strenge und Bestimmtheit der kathol. Canones und setzte sich dann mit dem evangelischen Abte von Lockum, Molanus,

Digitized by Google

in Verbindung. Der Kurfürst Ernst August von Hanover schien auch dem Werke geneigt zu seyn; aber destoweniger die protestantische Geistlichkeit; sie warf den Bossuet'schen Erklärungen vor, daß sie, indem sie den Protestantismus dem Katholicismus näher bringen wollten, den erstern aufhöben, indem sie die Grundsätze und Eigenthümlichkeiten derselben gänzlich vernichteten; zugleich erregte sie gegen Molanus den Verdacht des Kryptokatholicismus. Nachher griff Leibnitz den Plan wieder auf und schrieb in der Absicht Einiges, besonders das erst in der neuern Zeit herausgekommene latein. Werk: „System der Theologie". Es war, wie Lessing schon sagte, bei Leibnitz ein philosophischer Grundsatz, daß jede Meinung, welche ein gewisses Ansehn sich erworben, von dieser oder jener Seite betrachtet, einen gesunden Sinn geben müsse, wenn es auch auf den ersten Anblick erscheinen möchte, daß diese Meinung durchaus aller Vernunft blank und baar sey. Er suchte daher bei den Religionslehren diese Seite und glaubte auf diesem Wege eine Vereinigung zu erwirken. Im 18. Jahrh. betrat Hontheim (s. d.) dieselbe Bahn; aber seine Schriften wurden weder von Katholiken noch Protestanten gut aufgenommen. Die beiden letzten öffentlichen Versuche dieser Art waren die von Lecoz, Erzbischof von Besançon, der 1804 die protestant. Prediger zu Paris aufforderte, in den Schoß der kathol. Kirche zurückzukehren, und der Unionsplan, welchen der franz. Rechtsgelehrte Beaufort 1806 Napoleon vortrug; er stellte den Grundsatz darin auf, daß der Kirchenfriede und die Vereinigung durch die Staatsgewalt herbeigeführt werden könne. Dieser konnte bei einem Manne, wie Napoleon, der öffentlich auf die Rede des reformirten Pfarrers Martin aus Genf so kräftig als weise geantwortet hatte, keinen Eingang finden. Auch hatte Beaufort's Plan die beiden Confessionen gegen sich, die ebenso wenig, wie der Kaiser, von einem Einschreiten der Staatsgewalt in Gewissenssachen wissen wollten. So vortheilhaft auch eine Vereinigung der kathol. und protestant. Kirche seyn möchte, so sehr ist man aber auch überzeugt, daß sie nie zu Stande kommen werde. Das Einzige, was ein Staat, in dem gemischte Confessionen leben, thun kann, ist, durch Unterricht, Gesetze und Verwaltung den Geist einer vollkommenen, beiderseitigen Duldung einzuführen und zu befestigen. Keiner darf von dem Andern fordern, daß dieser so denke, wie er; aber Das darf ich von meinem Nachbar verlangen, daß er ruhig neben mir lebe, und mich nicht um eine Sache belästige oder gar hasse, die ich allein mit meinem Gewissen abzumachen habe. — Die Reformirten und Lutherischen gingen nur in zwei Punkten auseinander, die das Abendmahl (s. den besondern Artikel und Ubiquität) und die strenge Lehre der Calvinisten über die Prädestination oder die Gnadenwahl betreffen. Sie konnten kein Hinderniß seyn, was nicht durch die Vortheile der Union überwogen wurde. In vielen gemischten Gemeinden, waren die Anhänger dieser oder jener Confession zu gering, ein Pfarrer und Schulen zu unterhalten; sie mußten daher Kirche und Schule in der Ferne suchen oder sie entbehren oder sich der andern Confession anschließen. Durch diese Vereinigung wäre in der frühern Zeit der Reformation das politische Gewicht der Katholiken stärker geworden, und möglich ist es, daß ihre Vereinigung, wodurch sie ihren Gegnern mehr Achtung eingeflößt hätten, manches Blutvergießen würde verhütet haben. Aus diesen Gründen arbeiteten schon frühe angesehene Männer der beiden akatholischen Kirchen an der Union derselben.

Digitized by Google

ben; so wußte der strasburger Theolog Bucer 1536 Luther'n zu einer Uebereinkunft zu bewegen, die aber ohne Erfolg blieb, weil die spätere Heftigkeit der beiden Parteien die kaum in den Boden gesteckte Pflanze wieder niedertrat. Wie im Anfange mit der kathol. Kirche, glaubte man auch hier durch Religionsgespräche den Zweck zu erreichen. So wurde eins 1636 zu Leipzig und 1661 zu Kassel gehalten. Die Religionsbesprechungen hatten den unglücklichen Erfolg der frühern, man disputirte ein Langes und Breites mehr und weniger heftig und ging wieder auseinander, wie man gekommen war. In demselben Jahrh. wollte ein einzelner Mann Das glücklich zum Ziele bringen, was Fürsten- und Theologenvereine nicht vermocht hatten. Der Engländer John Dury, Prediger zu Elbing in Preußen, durchreiste 36 Jahre — er starb 1680 zu Kassel — die protest. Länder in der Absicht. Seine Bemühungen waren nutzlos und man schmähte sie noch mit dem Namen eines unverständigen oder leichtsinnigen Synkretismus. Im 18. Jahrh. wurden die Unionsversuche von dem preuß. König Friedrich I. wieder erneuert; er rief 1703 reform. und protest. Theologen zu einer Berathung nach Berlin, ließ Unionskirchen daselbst und zu Charlottenburg errichten und wünschte selbst die engl. Liturgie von den beiden Confessionen angenommen zu sehen. Da er aber den vernünftigen Grundsatz dabei befolgte, daß man Keinen in Gewissensachen zu etwas zwingen dürfte, und zugleich die protest. Theologen befürchteten, durch die Vereinigung ihrer Kirche zu schaden, so zerschlug sich der verständige Plan des Königs. Einige Zeit darauf schrieb der tübingische Theolog Klemm eine Versöhnungsschrift, aus der 1719 15 Punkte von den protest. Reichsgesandten in Ueberlegung gegen wurden; sie brachten auch 1722 einen Vereinigungsplan hervor, der aber an dem Eigensinne der dresdner und gothaer Consistorien scheiterte. Der König Friedrich Wilhelm I. trat in die Fußstapfen seines Vorgängers und glaubte erst die Gemüther der Union durch eine Vereinfachung des protest. Gottesdienstes, dessen Ceremonien sich mit dem Gottesdienste der Reformirten nicht vertrugen, vorbereiten zu müssen; er verordnete daher 1736 die Abschaffung des Collectensingens, der Chorhemden und Meßgewänder bei dem Abendmahle ꝛc. Viele seiner Landesgemeinden verstanden sich dazu; als aber Friedrich II. den Thron bestieg und diesem Gegenstande keine Aufmerksamkeit widmete, kehrten manche derselben zu ihren alten Gebräuchen zurück. Das Unionswerk ruhte nun bis nach dem Sturze Napoleons, wo 1817 bei Gelegenheit des 3. Jubiläums der evang. Kirchen der Wunsch zur endlichen Vereinigung von Neuem erwachte. In Nassau und in den Theilen der preuß. Monarchie, in welchen die beiden Confessionen gemischt leben, hielt die Geistlichkeit in der Bekenntnisse Synoden, auf denen sie sich zur Union bereitwillig erklärten. Der Herzog von Nassau erhob demnächst im August desselben Jahres die Kirchenvereinigung zum Staatsgesetz; die beiden getrennten Kirchen sollten von nun an den gemeinschaftlichen Namen evang. Kirche führen. Im Sept. forderte der König von Preußen seine Geistlichkeit auf, zu der Verschmelzung beider Bekenntnisse zu einer gemeinschaftlichen evangelisch-christlichen Kirche thätig mitzuwirken. Diese Geistlichkeit kam in den meisten Orten den Wünschen des Königs bereitwillig entgegen. Rheinbaiern folgte 1818 auf einer Synode zu Speier dem Beispiele Preußens. Für ganze Länder besteht sie in Nassau seit 1817, in der kurhessischen Provinz Hanau seit 1818, in Rheinbaiern seit den Synoden

Digitized by Google

von 1818 und 1821, welche ein eigenes, nur auf die heil. Schrift gegründetes, die symbolischen Bücher nicht für bindend erklärendes Glaubensbekenntniß aufstellten, in Waldeck und Pyrmont seit 1820, im koburgischen, seit 1834 an Preußen abgetretenen Fürstenthum Lichtenstein, wo allgemeine vermittelnde Glaubensbestimmungen (vgl. die badische Union nach ihren Haupturkunden, Heidelb. 1821) die Eintracht befestigten, seit 1821. Nur einzelne, größtentheils gemischt gewesene Gemeinden nahmen die Union in den preuß. Staaten, wo man den gemeinsamen Abendmahlsritus für hinlängliches Vereinigungsmittel hielt, z. B. in Berlin, im Reg.-Bez. Frankfurt, im Magdeburgischen, Quedlinburgischen, Westfalen, besonders Mark und Berg und Rheinprovinz, weit weniger in Schlesien und Preußen, wo ungeachtet der Willigkeit des geistlichen Standes die sehr geringe Zahl der Reformirten die überwiegende Mehrheit ungemischter luther. Gemeinden nicht umzustimmen vermochte; doch ward in Breslau bei der Jubelfeier der Augsburg. Confession (25. Juni 1830) die Vereinigung der luther. und reform. Kirche vollzogen, und sodann von der gesammten evangel. Gemeinde die, für Schlesien, angeordnete, neue Liturgie angenommen; — in Weimar nur die Hofgemeinde 1818, in Rheinhessen und Oberhessen 1822, im Würtembergischen wenige gemischte Orte 1824 und die Stadt Hildburghausen 1824. In Bremen mißlang der Unionsversuch durch den Widerstand der Lutheraner, in andern protest. Staaten, wo wenige Reformirte sind, wurde die Union nicht erst angeregt, in Ungarn und Oestreich weder begehrt noch erlaubt. In Ländern, wo lebendige Verbindung der Geistlichen und Gemeinden durch Synoden nicht befördert und die Einheit der kirchlichen Form nur durch die Regierungsgewalt aufrecht erhalten wird, können gemischte Gemeinden das Bedürfniß der Union nicht fühlen. Im Anhalt-Bernburgischen erfolgte die kirchliche Vereinigung der Reformirten und der Lutheraner den 15. Oct. 1819. Sie wurde in einer Generalsynode von 46 Geistlichen beider Confessionen des Herzogthums den 28. Sept. 1820 durch eine gemeinschaftliche Abendmahlsfeier begangen. — Unter den Schriften über die Religionsvereinigungen ist durch Styl, Inhalt und Geist das Beste seit Bossuet's bewunderter „Histoire des variations", die Schrift eines ehemal. Priesters des Oratoriums, Tabaraud: „Histoire critique des projets formés depuis 300 ans, pour la réunion des communions chrétiennes" (2. Aufl., Paris 1824).

Union (staatsrechtlich), ist die Vereinigung mehrer Staaten zu einem Haupt- oder Bundesstaate, worin sich die Obergewalt über Das erstreckt, was nicht den Beschlüssen der Verwaltung der einzelnen Staaten anheim gestellt worden ist. In der Union — wie die amerikanischen Staaten eine bilden — ist nicht der einzelne Staat Souverain, sondern der Bundesstaat, d. h. die Körperschaften, welche einzelnen Staaten zur Ausübung der Herrschergewalt deligirt haben. Ihr steht die **Conföderation** entgegen, welche zwar auch einen Verband mehrer Staaten ausmacht, worin aber jeder einzelne Staat die Souverainetätsrechte ausübt; wie die Amphiktyonen-Conföderation bei den alten Griechen und der jetzige deutsche Bund. Die Conföderation will nur gewisse Zwecke erreichen, als z. B. die Beschützung des Gebiets der conföderirten Staaten vor fremdem Angriffe; sie sind daher eher ein Bund unabhängiger Staaten, als ein Staat selbst.

Unirte Griechen, s. **Griechische Kirche**.

Digitized by Google

Unisono, s. **Einklang.**

Unitarier heißen die Glieder einer christlichen Religionsgesellschaft, welche die Einheit (Unitas) Gottes zu ihrem Hauptlehrsatze macht, die Trinitätslehre (daher sie **Antitrinitarier** genannt werden) und das mit derselben zusammenhängende Dogma von der Gottheit Christi verwirft. In der Epoche der Reformation regten sich lebhafte Köpfe, vorzüglich in Italien, welche glaubten, daß die Reformatoren im Niederreißen des alten Lehrgebäudes nicht weit genug gingen. Und in der Absicht, das Christenthum durch die heil. Schrift und die wahre Erklärung von fremden Zusätzen zu reinigen und in seiner ersten Einfalt wieder herzustellen, griffen sie die Lehre von der Gottheit der Person Jesu Christi, die Grundlage des Christenthums, mit den Waffen des Verstandes an. Es waren meistentheils keine Gelehrte von Profession, sondern aus Neigung, keine Theologen, sondern Weltleute von Geist, Kenntnissen und Bildung, welche eben deßwegen nicht gerade da stehen blieben, wo die Reformatoren stehen geblieben waren. Sie verließen ihr Vaterland und und wollten hier und da an Reformirte und Lutheraner anschließen, fanden aber bald, daß beide in der Reinigung des Christenthums noch weit zurückgeblieben wären. **Lälius Socinus**, aus einem vornehmen Geschlechte zu Siena, wurde durch die Reformationsbewegungen in seinem Zeitalter veranlaßt, sich mit den Grundsprachen der Bibel vertraut zu machen und in derselben mit Ernst und Eifer zu forschen, auch wurde er bald mit einem Wiedertäufer, Namens Camillus, welcher in Velletri lebte, bekannt. Seit 1547 reiste er in Deutschland und der Schweiz umher, lernte die vornehmsten Reformatoren kennen, verbarg aber seine Meinungen sorgfältig, äußerte sich nur hier und da mit Vorsicht, begab sich 1551 nach Polen, wo er sie offener vortrug und nicht nur Viele für dieselbe gewann, sondern auch schon manche Anhänger und Bekenner derselben vorfand. Er ließ auch Einiges drucken, aber seine Grundsätze und Meinungen lagen weit bestimmter und deutlicher in seinen hinterlassenen Handschriften, aus welchen sein Brudersohn, Faustus Socinus, erst den unitarischen Lehrbegriff ausbildete, wodurch, wiewohl erst nach langem Widerstande, mehr Einigkeit und eine festere Verfassung unter den Unitariern eingeführt wurde. 1579 kam er nach Polen und starb daselbst 1604. Dort haben die Unitarier von ihm den Namen der Socinianer angenommen. Sie waren durchaus keine Naturalisten, keine religiöse Rationalisten, sie betrachteten die menschliche Vernunft nicht als das höchste Princip, als die erste Quelle aller Religion; sie behaupteten indeß, daß Nichts als wahr angenommen werden dürfe, was nicht die Vernunft vollkommen begreifen könne. Sie waren christliche Supernaturalisten, sie nahmen übernatürliche Offenbarungen und Wunder im Christenthum an, sie schrieben dem Christenthum einen unmittelbaren Ursprung zu, eben deßwegen aber behaupteten sie, daß es durchaus Nichts enthalten könne, was mit der Vernunft streite. Sie erkannten an, daß etwas über die Vernunft gehen, ihr nicht vollkommen begreiflich seyn, nicht durch sie gefunden seyn könne, ohne deßwegen wider sie zu streiten. Daß nun das Christenthum durchaus vernunftmäßig sey, glaubten sie exegetisch aus der Bibel erweisen zu können. Sie entwickelten den nach ihrer Meinung reinen Lehrbegriff des Christenthums aus der Bibel und zeigten, daß er mit der Vernunft übereinstimme. Sie verwarfen die Dogmen von der Trinität, von der Erbsünde, der Imputation, der stell-

vertretenden Genugthuung, der absoluten Prädestination, den unwiderstehlichen und übernatürlichen Gnadenwirkungen, der zuvorkommenden Gnade, den übernatürlichen Eigenschaften und Kräften der Taufe und des Abendmahls, weil sie überzeugt waren, daß sie in der heil. Schrift nicht gegründet seyen und der Vernunft widersprechen. Dabei wurden zugleich von einem sehr warmen sittlichen Interesse geleitet und erkannten Nichts in Religionssachen als vernünftig an, was entweder mit der Sittlichkeit streite oder mit ihr in gar keinem Zusammenhange stehe. Sie betrachteten das ganze Christenthum vorzüglich als eine moralische Gesetzgebung für die Menschen. Sie hielten selbst eine höhere Offenbarung für nothwendig, um der Religion Gewißheit, Kraft und Dauer unter den Menschen zu geben. — Indeß so mannigfache Glaubensbekenntnisse sie bekannt machten, so war doch keins geeignet, sie untereinander in Einverständniß zu bringen und eine gemeinsame Ueberzeugung zu bewirken. Sie blieben in viele kleinere und größere Haufen gespalten, die auch durch allerlei Parteinamen sich unterscheiden. Nicht nur wichen die polnischen Unitarier von den siebenbürgischen in wesentlichen Punkten von einander ab, sondern auch jene trennten sich wieder in Pinczowianer und Rakower (Namen von 2 poln. Städten, in ihren Hauptsitzen), in Farnovianer und Budnätisten (Namen von 2 Parteihäuptern), welche sich über die Zulässigkeit der Anbetung Christi stritten. Ihre berühmtesten Lehrer waren im 17. Jahrh.: Joh. Crell, C. Osterod, Jonas Schlichting, Valentin Schmalz, Joh. Völkel, Mart. Ruarus, Joh. Ludwig Baron v. Wolzogen und besonders Andr. Wissowatius. Ihre wichtigsten Schriften, die ihre Lehre erörterten und vertheidigten, sind von Rakow ausgegangen, wo sie eine eigne Druckerei und ein Seminarium hatten. Man lernt ihren Lehrbegriff ziemlich genau, wiewohl nicht vollständig, aus dem rakower Katechismus kennen. Ein Unfug ihrer Studirenden zu Rakow zog, in Folge des Reichstags 1638, die Aufhebung ihrer dortigen Schule und Kirche und harte Verfolgungen von Seiten der Katholischen nach sich, die sie wegen ihres Zusammenhaltens mit den Schweden in den damaligen Kriegen treffen mußten. Endlich wurde 1658 durch ein königl. Edict ihre Religionsübung in Polen ganz unterdrückt, und jedem dieser neuen Arianer oder Socinianer, wie man sie nannte, geboten, entweder katholisch zu werden oder binnen 3 Jahren das Land räumen. Manche wählten das erste, doch die meisten flüchteten sich mit den Resten ihres Vermögens in westlich protestantische Länder. In Preußen gründeten sie zwei Colonien, wovon die eine in Andreaswalde im Amte Johannisburg noch mit einer eigenen Kirche und freier Religionsübung besteht; in Deutschland verstattete man ihnen nur einen vorübergehenden Aufenthalt; in Holland verloren sich mehre unter den ähnlich gesinnten Remonstranten und Taufgesinnten. Nur die nach Siebenbürgen geflüchteten fanden brüderliche Aufnahme; denn dieses Großfürstenthum ist das einzige Land in Europa, wo die Unitarier eine durch Gesetze gesicherte freie Religionsübung bis jetzt genießen, unter die vom Staat anerkannten Confessionen gehören, an allen bürgerlichen Rechten und öffentlichen Aemtern Theil nehmen, und ihre eigenen Abgeordneten zu den Landtagen schicken. Ihre Anzahl beläuft sich jetzt auf 32.000 Seelen, fast durchaus Ungarn und Szekler, die 164 Kirchen unter einem Superintendenten und 2 Consistorien, auch zu Klausenburg, ihrem Hauptsitze, und zu Thoarda geehrte Schulen haben. In Gottesdienst und Kirchenverfassung stimmen

sie meistentheils mit den Protestanten überein. Ob sie gleich gewöhnlich Socinianer genannt werden, weicht doch ihr Lehrbegriff merklich vom Socinischen ab. Er kann am besten nach dem 1787 u. d. T.: „Summa Theologiae secundum Unitarios" zu Klausenburg erschienenen dogmatischen Werke ihres Professors Markos beurtheilt werden. Daraus erhellt, daß sie die Bibel als die einzige Quelle ihrer Religionserkenntniß achten, aber an manchen Stellen willkürlich auslegen, Jesum als den Sohn Gottes ehren, aber ihn nach seiner Gottheit dem Vater unterordnen, und sein Erlösungswerk durch schriftwidriges Allegorisiren in ein dem evangel. Lehrbegriffe mehrfältig widersprechendes Licht stellen, und die Sacramente keinesweges als Gnadenmittel, sondern nur als heilige Gebräuche begehen. In England ward diese christliche Sekte in die Toleranzacte von 1688 nicht mit eingeschlossen. Man setzte sie mit den Deisten, Atheisten, Apostaten und Gotteslästern in eine Classe. Sie waren zu allen bürgerlichen und militairischen Aemtern unfähig, durften weder Processe noch Vormundschaften führen, weder Legate noch Schenkungen durch Contracte empfangen, und sollten außerdem noch drei Jahre im Gefängniß sitzen. Doch hemmte seit dem 18. Jahrh. die öffentliche Meinung gegen sie die Verfolgung. Vergeblich bemühte sich Priestley, ihre Vereinigung zu einem besondern Gottesdienste zu erlangen. Erst gegen das Ende des 18. Jahrh. entstand eine unitarische Gesellschaft zu London, die jetzt Schwestergesellschaften im ganzen Reiche hat. Der Vorschlag 1812, die Verfolgungsgesetze gegen die Unitarier aufzuheben, und ihnen denselben Schutz, wie andern Nonconformisten zu gewähren, wurde von beiden Häusern angenommen, und 1813 wurden alle Acten widerrufen, die Denjenigen, welche die heil. Schrift auf eine mit der Lehre von der heil. Dreinigkeit unverträgliche Art erklären, Strafen auflegen.

Universalgeschichte, s. **Geschichte**.

Universalien (universalia). Mit diesem Ausdrucke bezeichnet die scholastische Philosophie allgemeine Begriffe, z. B. der Gattung und Art. Ob ein allgemeiner Begriff in der Erfahrung existire, d. h. ob jene allgemeine Vorstellungen, woraus der Begriff zusammengestellt ist, sich in den Gegenständen wirklich befinden oder ob sie bloß in unserm Geiste, in unserm Vorstellungsvermögen vorhanden sind? Dieser Fragen wegen geriethen die **Realisten** und **Nominalisten** (s. d.) in Streit.

Universalsprache, s. **Pasigraphie**.

Universitäten sind ihrer Idee nach reinwissenschaftliche, das ganze Gebiet der geistigen Entwickelung des Menschen und der darauf begründeten Bildung des künftigen Staatsbürgers umfassende Lehranstalten. Ihre Entstehung gehört in den Zeitraum des Mittelalters. Es sind italienischen Ursprungs. In diesem Lande, welches bestimmt war, zweimal die Bildnerin des Norden zu werden, hatte das seit dem 11. Jahrh. wieder aufgefundene römische Recht und die von den Arabern entlehnten chemischen und medicinischen Studien seit einiger Zeit viele Köpfe beschäftigt. Konstantin der Afrikaner (st. 1087), ein Mönch in Monte Cassino, ein vorzüglich gelehrter und glücklicher Arzt, und der Deutsche Irner, ein gründlicher Rechtsforscher in Bologna, dessen die Mathilde und Kaiser Heinrich V. in ihren Angelegenheiten bedienten, sammelten im 11. und 12. Jahrhundert durch ihren Ruhm eine Menge Schüler um sich her, und Salerno ward ebenso sehr durch seine Aerzte als Bologna durch seine Rechtsgelehrten berühmt. Nun war in jenen

Digitized by Google

Zeitalter der Orden und Zünfte nichts natürlicher, als daß auch die Gelehrten darnach trachteten, einen geschlossenen Körper für sich, eine Innung, durch besondere Gesetze und Verfassungsregeln und eine eigene Gerichtsbarkeit ausgezeichnet, gleichwie die Geistlichen, die Ritter und die Handwerker zu bilden. Salerno erhielt zuerst diese Verfassung einer privilegirten Schule durch einen Brief König Rogers II. von Sicilien zu Anfang des 12. Jahrh. Sie empfing dadurch gleichsam das Monopol alles medicinischen Unterrichts. Wer als Arzt im Neapolitanischen angestellt seyn wollte, mußte in Salerno seine Schule gemacht und von den dortigen Lehrern gleichsam die Weihe erhalten haben. Bologna erhielt seine Privilegien und seine Verfassung als ein geschlossener Schulstaat 1198 von Friedrich I. auf den ronkalischen Feldern durch ein Gesetz, das alle Studirende nicht nur unter besondern kaiserlichen Schutz nahm, sondern ihnen auch erlaubte, sich ihre Richter aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. Zur Zeit des berühmten Rechtslehrers Azo, der um 1200 blühte, waren in Bologna 10.000 Studirende aus allen Ländern und unter diesen viele Männer, die schon ansehnliche Pfründen hatten, sie aber daheim von Vikaren versehen ließen, um hier den allgemeinen Enthusiasmus für die wiederaufgelebten Wissenschaften zu theilen. Eine so große Menge junger Männer konnte natürlich nicht ohne mancherlei Reibungen bestehen. Das Ganze theilte sich in zwei Hauptkörper oder Universitates, in Citramontaner und Ultramontaner. Die letzten zerfielen wieder in vierzehn Nationen (Landsmannschaften), Deutsche, Gallier, Spanier, Provenzalen, Engländer, Pikarder, Burgunder, Piktavier (aus Poitou), Touronenser, Cenomanen (aus Lyon), Normannen, Catolonier, Ungarn und Polen. Die Einwohner der Stadt Bologna, die durch die Anwesenheit so vieler reichen Fremden ihren Wohlstand ungemein erhöht sahen, thaten den Studirenden allen möglichen Vorschub und überhäuften Lehrer und Lernende mit allen ersinnlichen Ehren und Gunstbezeigungen. Irner und seine Schüler fanden in dem Titel eines Doctors der Rechte ihren höchsten Stolz. Auch belegten sie damit diejenigen von ihren Lieblingen, die sie zu ihren Nachfolgern einsetzen wollten. Diese mußten sich vorher auf dem Lehrstuhl versuchen und ihnen die leichtern Vorlesungen abnehmen. In diesem Amte wurden sie bald Professores, bald Magistri, Bachalarii genannt. Späterhin benutzte man das Promotionswesen zu einer Geldspeculation, und nun ward der Doctortitel bald so gemein, daß ihn fast jeder Studirende mit nach Hause brachte. Wäre Abälard nicht durch sein unglückliches Schicksal so früh aus Paris vertrieben worden, so würde Paris gewiß zu gleicher Zeit mit Salerno und Bologna die Verfassung einer Universität erhalten haben. Nun aber gelangte sie erst dazu durch seine Schüler, die sich in Paris niederließen und diese Stadt zum Hauptsitze aller theologischen und philosophischen Gelehrsamkeit erhoben. Peter der Lombarde (st. 1164) war der berühmteste unter ihnen. Seitdem zogen eben so viele junge Theologen nach Paris, als Mediciner und Rechtsbeflissene nach den italienischen Universitäten, sodaß man Studirende von zwölf verschiedenen Nationen daselbst antraf. Es versteht sich, daß in kurzer Zeit in Bologna nicht mehr die Rechtsgelehrsamkeit und in Paris nicht mehr die Theologie allein gelehrt wurde, sondern es fanden sich außerdem auch Lehrer anderer Wissenschaften ein, und so bildeten sich bald die vier Facultäten und die Universitäten erhielten den Zuschnitt, den sie noch heutzutage im Allgemeinen haben.

Die Studenten bildeten eine freie Republik für sich, in der der junge Geist, auf ein Paar Jahre sich selbst überlassen, sich glücklich fühlte und eine edlere Ausbildung erhielt, als unter einem drückenden Schulzwange möglich gewesen wäre; und wenn auch die Eifersucht der Landsmannschaften zuweilen böse Händel veranlaßte, so waren die Landesherren meist einsichtsvoll genug, davon keine sonderliche Kenntniß zu nehmen. Nach dem Muster der drei genannten Universitäten entstanden bald mehr auch in andern Ländern, in Salamanca 1222, in Neapel 1224, in Padua 1227, in Toulouse 1228, in Montpellier 1289, in Coimbra 1290 und etwas später auch in Cambridge und Oxford. Die ersten Universitäten, die in Deutschland gestiftet wurden, waren die zu Prag (1348) und zu Wien (1365); beide wurden nach dem Muster der pariser hohen Schule eingerichtet, auf beiden wurde die Eintheilung in 4 Nationen angenommen. Dieser Umstand gab zum Verfall der erstern und zur Gründung einer neuen Universität Anlaß. Kaiser Karl IV. hatte bei der Stiftung der präger Universität die Lehrer und Studirenden in die böhmische, polnische (zu welcher hauptsächlich die deutschen Schlesier gehörten), bairische und sächsische Nation abgetheilt; die Deutschen hatten daher durch ihre Mehrzahl das Uebergewicht über die Böhmen. Die letztern wollte den Uebermuth der erstern nicht mehr dulden, und König Wenzel ließ sich durch das Ansehen der beiden berühmten Lehrer, Johann Huß und Hieronymus von Prag, bewegen, ihrem Antrage, aus der böhmischen Nation 3 zu machen, und alle deutsche in eine zu vereinigen, gesetzliche Kraft zu geben. Mehre Tausende von deutschen Lehrern und Studirenden zogen hierauf von Prag weg und gaben zur Stiftung der Universität Leipzig (1409) Anlaß, wo sie sich auch in 4 Nationen, in die meißnische, sächsische, bairische und polnische, bildeten. Keine der übrigen im 15. Jahrh. in Deutschland gestifteten Universitäten hat die Eintheilung in Nationen angenommen. Die ältesten Universitäten entstanden, wie gezeigt worden, gleichsam von sich selbst, sie erwarben sich den größten Vorrechte, eigne Gerichtsbarkeit und Gesetze, ohne daß eine höhere Macht ihnen solche geschenkt hätte. In der Folge wurden die Universitäten feierlich gestiftet, und ihre Vorrechte bestätigt. Das Letztere geschah fast 3 Jahrh. hindurch von den Päpsten, die zugleich das Recht ausübten, die von ihnen bestätigten hohen Schulen zu beschützen, sie auch unter der Aufsicht zu halten. Die Regenten, welche hohe Schulen in ihren Ländern errichten wollten, verlangten von den Päpsten die Bestätigung derselben, die ihnen nie verweigert wurde, und ließen sich die angemaßte Herrschaft, welche jene über ihre Landesuniversitäten ausübten, gefallen. Wittenberg war die erste deutsche Universität, die nicht vom Papste, sondern vom Kaiser Maximilian I. (1502) die Bestätigungsurkunde erhielt; doch wurde späterhin auch für sie um die päpstl. Bestätigung nachgesucht. Marburg wurde 1515 ohne päpstl. oder kaiserl. Privilegien und Bestätigungsbriefe errichtet, erhielt aber in der Folge auch die Bestätigung des Kaisers. Seit der Reformation ist keine protestantische Universität mehr von den Päpsten, sondern bloß von den Kaisern bestätigt worden. Auch Göttingen erhielt (1734) kaiserl. Privilegien, zwar nach dem Muster der Privilegien von Halle. Die deutschen Universitäten läuterten sich von den Schlacken der Scholastik im Fortgange der Zeit durch das ihnen vom ersten Anfang an inwohnende, oft angefeindete und beschränkte, aber nie ganz unterdrückte Gesetz der Er-

und Lehrfreiheit, welche daher mit Recht als die Seele des akademischen Lebens angesehen wird, und sie erhoben sich (vorzüglich im protestant. Deutschland) eben durch den ungestörten Gebrauch dieses Rechts der freien Untersuchung alles Wissenschaftlichen, zu einem Palladium der deutschen Cultur und Nationalfreiheit. Sie gründeten und behaupteten den Ruhm unseres Volks in der Literatur des gebildeten Europa. (Vgl. Deutsche Universitäten.) Haupt-Universitäten in Italien 8: Padua (1222), Pavia (1361), Genua, Pisa, Bologna, Rom, Neapel, Palermo; in Frankreich, mit Ausnahme der Specialschulen, 3: Paris, Montpellier, Strasburg; ehemals Lyon (gegen 1300), Orleans (1305), Avignon (1340); in Portugal und Spanien: Valencia (1209), Salamanca (1250), Toledo, Alcala (1499), Coimbra (1279); Großbritannien 8: Oxford, Cambridge, Edinburg (1581), St.-Andrews, Aberdeen, Glasgow, Dublin (1591) und London (1828). Schweiz: Basel (1460), Genf (1559), Zürich; Belgien: Löwen (1426), Lüttich und Gent (1816), Mecheln und Brüssel (1834); Niederlande: Leyden (1575), Gröningen (1614), Utrecht (1636); Dänemark: Kopenhagen (1479); Schweden: Upsala (1476), Abo in Finnland (1640, unter russ. Herrschaft 1827 nach Helsingfors verlegt), Lund (1666); das russ. Reich 10: Krakau (1347), Dorpat (1632), Moskau (1705), St.-Petersburg (1819), ferner: Kiew, Kasan, Charkow, Wilna, Warschau (1816) und Helsingfors (1827).

Das Wesen des Universitätsunterrichts besteht darin, daß die Lehrer, durch Nichts als durch die Grundsätze der Vernunft bis zu dem Standpunkte der gegenwärtigen Zeit beschränkt, die Wissenschaften, lehren, dieselben unter ihren Schülern verbreiten und durch diese den in dem Feuer der strengsten Prüfung bestandenen Ideen und Wahrheiten eine solche Macht und Ausdehnung verschaffen, daß sie allgemein anerkannt werden, so ins praktische Leben übergehen und die Welt regieren, daß das Positive nach und nach der Vernunft angemessen eingerichtet werde und stets mit ihr in vollkommener Harmonie bleibe. Wo ein solcher Unterricht gedeihen soll, da bedarf es wohl vorbereiteter Schüler, welche in den Elementen der Wissenschaften und in den nöthigen Hülfswissenschaften wohl unterrichtet, zum Selbstdenken aufgelegt, und dadurch fähig sind, die höhern Lehren aufzufassen und mit eigner Denkkraft zu verarbeiten. Nur von solchen Jünglingen ist zu erwarten, daß sie auf der Universität die Wissenschaften gehörig fassen und durch eigne Denkkraft erweitern und vervollkommnen helfen werden. Diese höhere Bestimmung der Universitäten ist indessen in der Wirksamkeit nur unvollkommen erreicht worden. Zwar hat es unter dem großen Haufen der Studirenden, welche jedes Jahr daselbst erschienen, immer einige glücklich organisirte und gut vorbereitete Köpfe gegeben, welche durch den Universitätsunterricht zu wahren Gelehrten und gründlich unterrichteten Staatsbeamten gebildet wurden; aber die Zahl derselben war von jeher so gering, daß man Ursache fand, daran zu zweifeln, ob die Resultate, welche die Universitäten gaben, des Aufwandes werth seyen, den ihre Stiftung und Erhaltung erfordern. Die sich auf den Universitäten versammelnden Jünglinge brachten nicht alle einen so lebendigen Eifer für die Wissenschaften und eine solche Vorbereitung mit, daß sie, den hohen Zweck des Besuchs der Universität stets vor Augen habend, ihr ganzes Thun allein auf Erreichung desselben hätten richten sollen, und so wurden die Universitäten bald etwas Andres, als was sie ihrer Bestimmung nach seyn sollten. Die Regierungen verlangten von Jedem,

der zu einem wissenschaftliche Kenntnisse erfordernden, öffentlichen Amte gelangen wollte, daß er eine bestimmte Reihe von Jahren (gewöhnlich 3) auf der Universität zugebracht haben müsse. Da der bloße Beweis der vorgeschriebenen Zeit des Aufenthaltes auf derselben in vielen Ländern für hinreichend erklärt oder wenigstens es mit der Prüfung nicht genau genommen wurde, so wurde der Aufenthalt auf der Universität häufig ein bloßer äußerlicher Gebrauch. Um die Söhne bald zu Brote zu bringen, schickten Eltern dieselben, ohne die nöthige Ausbildung in den Grund- und Hülfswissenschaften, auf die Universität, und diese, in der Meinung, daß es genug sey, wenn sie sich 3 Jahre daselbst aufgehalten und höchstens, was zu dem unvollkommenen und leichten Candidatenexamen gehört, ins Gedächtniß aufgefaßt hätten, brachten ihre Zeit daselbst ohne Nutzen und oft in liederlichen Ausschweifungen und mit Rohheiten aller Art zu, und gelangten, obgleich sie die untauglichsten Subjecte dazu waren, dennoch häufig zu den Staatsämtern. Von Jünglingen, welche durch wissenschaftlichen Unterricht ausgebildet, sich schon dem männlichen Alter näherten, konnte man mit Recht voraussetzen, daß sie keiner Erziehung und Schuldisciplin mehr bedürften, sondern daß sie, ihrer höhern Bestimmung eingedenk, von selbst den Weg finden würden, der sie zu ihrer intellectuellen und sittlichen Vervollkommnung führt. Daher wurden auf Universitäten keine Anstalten getroffen, die ökonomischen und literarischen Verhältnisse der Studirenden durch Zwangsanstalten zu ordnen. Die Freiheit sollte auf das beste Maß der Aufführung und auf die beste Methode, sich die gehörigen Kenntnisse zu verschaffen, von selbst leiten. Wenngleich nun aber immer Einige diese Freiheit zweckmäßig gebrauchten, so häufte sich doch die Zahl Derer, welche ihre Bestimmung auf Universitäten gänzlich verfehlten, immer mehr. Die unwissenden und rohen Ankömmlinge wurden von alten Burschen desselben Gelichters in Haufen gruppirt, die sich der Sittenlosigkeit, dem Trunke, Schlägereien und Raufereien ergaben, die, ihre Bestimmung vergessend, sich der Zügellosigkeit überließen und die Einbildung nährten, als ob den Studirenden den Ausschweifungen und Zügellosigkeit von Rechtswegen verstattet wären oder wenigstens Nachsicht verdienten. Auf diese Weise riß ein Heer der Studirenden auf den Universitäten ein, welches großes Mißfallen unter den meisten Ständen nach sich zog, und das Universitätswesen erfuhr von mehren Seiten großen Tadel. Es litt keinen Zweifel, daß der Zweck des Unterrichts auf den Universitäten von jeher bei den meisten Studirenden sehr verfehlt wurde und noch verfehlt wird. Daran waren aber theils die schlechte Vorbereitung, mit welcher die Studirenden zur Universität kamen, theils die Verhältnisse, in welche sie daselbst versetzt wurden, Schuld. Die Rechtspflege und Disciplin auf den Universitäten war dem Körper der Universität anvertraut und nur darauf berechnet, daß dadurch eine Menge wissenschaftlich vorbereiteter Jünglinge von reiferm Alter, welche den festen Vorsatz haben, Etwas zu lernen, in Ordnung gehalten werden sollte. Man hatte dabei vorausgesetzt, daß die Meisten unter ihnen Kraft, Ueberlegung und guten Willen genug haben würden, um die erforderliche Ordnung von selbst zu beobachten. Auf starken Widerstand war daher die den Universitäten verliehene Macht nie berechnet. Man setzte vielmehr voraus, daß väterliches Zureden, Ermahnen, Warnen und die Strafe der Entfernung von der Universität ausreichende Mittel seyn würden, die Ordnung aufrecht

halten. Diese Macht war begreiflicherweise nicht stark genug, um geheime Gesellschaften, in denen sich Studirende, mit Hintansetzung des Zweckes, zu Raufereien und liederlichen Ausschweifungen verbanden, die, unfähig den Wissenschaften zu leben, ihre Zeit im Müßiggange verbrachten und von dem Feuer einer unbeschäftigten Jugend zu allerlei Fehltritten hingetrieben wurden, im Zaume zu halten. Indessen ließen die Regierungen lange genug die Universitäten in diesem Zustande, da die Ausschweifungen der akademischen Jugend den Staat unmittelbar nicht zu berühren schienen, und man glaubte, mit den Jugendstreichen es nicht so genau nehmen zu dürfen. Erst als jener unruhige Geist die Politik erfaßte, und ihn der Schwindel der Revolution zu ergreifen schien, hielten es die Regierungen für nöthig, die akademische Jugend unter ihre unmittelbare Aufsicht zu nehmen und dem unruhigen Geiste mit Strenge entgegenzuarbeiten. Als das Wartburgsfest (s. d.), Sand's blutige That und so manche andere Aeußerungen jugendlicher Schwärmerei erfolgten (vgl. Demagogische Umtriebe) brachen nämlich die Verdächtigungen gegen die Universitäten in laute Anklagen aus, als seyen sie die Mittelpunkte und die Erzeugerinnen eines gefährlichen revolutionnairen Geistes, der die Ruhe der deutschen Staaten bedrohe. Eine Folge dieser Verdächtigungen waren die karlsbader Beschlüsse von 1818, durch welche die Universitäten in politischer Hinsicht einer strengen Beaufsichtigung und Bevormundung der Regierung unterworfen, die hauptsächlich das Studentenleben und dessen Disciplin trafen, theilweise und indirect aber auch die Lehrfreiheit beschränkten. Die seit dem bedeutungsvollen Jahre 1830 fast durch ganz Deutschland stattfindende politische Anregung erweckte den leither mehr besänftigten politischen Parteigeist von Neuem gegen die Universitäten. Seitdem nun gar in dem beklagenswerthen Ereignisse zu Frankfurt (3. April 1834) die politische Schwärmerei der studirenden Jugend aus dem Gebiete der idealisirenden Phantasie in eine verbrecherische That übergegangen war, schienen zum Theil selbst den billig Denkenden die strengsten Maßregeln gegen die Universitätsfreiheit vollkommen gerechtfertigt. Seitdem sind von den deutschen Regierungen gemeinsame Anordnungen zur Umgestaltung des deutschen Universitätswesens getroffen worden, welche 1835 in allen Bundesstaaten veröffentlicht worden sind. S. Studentenwesen.) — Vgl. Meiners's „Geschichte der Universitäten" (4 Bde.). Damit verbinde Bower's lehrreiche „Histoire of the University of Edinburg, from original papiers" (Edinb. 2 Bde., 1817). Beiträge zu einer Statistik der Universitäten enthalten die Almanache von Mursinna und Wildenberg, der Jena'sche „Universitäts-Almanach für das Jahr 1816", von Güldenapfel u. a. m. Auf Stourdza's Beschuldigungen der deutschen Universitäten haben Krug („Ueber deutsches Universitätenwesen"), Pölitz („Die deutschen Hochschulen") u. A. treffend geantwortet. Die größte Berücksichtigung verdient die auf die genaueste Einsicht in das Wesen der akademischen Bildung gegründete Darstellung, welche der Großherzog von S.-Weimar in Beziehung auf die Hochschule zu Jena, dem Bundestage übergeben ließ und die in der 13. Sitzung den 21. April 1819 zu Protocoll genommen wurde. S. auch Ingseis Rede: „Ueber den revolutionnairen Geist auf deutschen Universitäten" (München 1833).

Unschuld (Stand der). Nicht allein die Bibel, sondern jede Nation, die einen besondern religiösen Sagenkreis besitzt, erwähnt in dem-

selben eines Zeitalters der ersten Menschen, was das der Unschuld war. Ihm liegt der Gedanke zu Grunde, daß aus Gottes Händen der Mensch nicht allein physisch vollkommen, sondern auch moralisch gut nur hervorgehen könne. Im Stande der moralischen Unschuld, d. h. eines wissenschaftlichen, aus Pflichtgefühl entspringenden Bewahrens vor aller Befleckung durch Sünde, konnte dieß nicht seyn; denn dann müßten die ersten Menschen schon das Böse gleich Anfangs gekannt haben. Der Stand der Unschuld im philosophischen Sinne war demnach das Kindesalter der Menschheit, worin sie weder das Gute noch das Böse kannte. Im theologischen Sinne soll er den Zeitraum vor dem Sündenfalle bedeuten, wo die Menschen noch ihre ursprüngliche Unverderbtheit und Reinheit und das Bild Gottes unentstellt an sich trugen. Einige Theologen legen überdieß dem Adam noch eine vollkommene Kenntniß und Weisheit, so weit diese innerhalb der Grenzen der Menschheit möglich ist, bei. Sie kannten überdieß nicht das physische Uebel und lebten in einer ungetrübten Seligkeit; selbst den Tod sollten sie nicht scheuen. Was den Letzte betrifft, so ließe sich es auslegen, daß, weil sie den Tod nicht aus Erfahrung kannten, sie ihn auch nicht fürchteten, und folglich sich unsterblich fühlten.

Unschuldsproben, s. Ordalien.

Unsterblichkeit, die unendliche, mit Bewußtseyn verknüpfte Lebensdauer eines vernünftigen Wesens nach dem Tode des Körpers. So wichtig es das Leben ohne den Glauben an eine solche Fortsetzung unseres Daseyns auch nach der Zerstörung des Leibes in vielfacher Hinsicht sein würde, und so wichtige Gründe in uns für die Annahme einer ewigen Fortdauer sprechen: so finden wir dennoch den Glauben daran nicht überall und zu allen Zeiten verbreitet. Scheint sie doch sogar eines Sokrates ebenso zweifelhaft gewesen zu seyn, als es gewiß ist, daß Epikur sie geradezu leugneten. Der Erste, der einen wissenschaftlichen Beweis für dieselbe versuchte, war Platon, welcher aus der Unkörperlichkeit des denkenden Ichs die Unzerstörbarkeit desselben folgerte (vorzüglich im „Phädon", Cap. 24 und fg.). Aber es läßt sich ohne Mühe zeigen, daß hiermit nicht einmal eine Fortdauer (da ja die Natur des Einfachen von uns nicht verkannt werden kann), viel weniger eine mit Bewußtseyn verknüpfte Fortdauer, die wir allein Unsterblichkeit nennen können, bewiesen sey. Nicht also aus der Natur der Seele (a priori), aber eben so wenig auch aus der Analogie der Pflanzenwelt, die nur Andeutungen und Gleichnisse, aber nicht Beweise liefert, noch aus der Erfahrung, die über das Grab hinaus nicht reicht, ist eine über allen Zweifel erhabene apodiktische Gewißheit zu gewinnen. Zwar tritt die ewige Wahrheit der Offenbarung auch hier beruhigend ein; allein die menschliche Vernunft begnügt sich nun einmal damit nicht, sondern sucht Gründe für den Glauben. Kant war es, der, indem er alle bisherigen theoretischen Beweise für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele als unzureichend verwarf, die Nothwendigkeit der Annahme einer ewigen Fortdauer aus einem moralischen Bedürfnisse unserer praktischen Vernunft ungefähr in folgende Weise darzuthun suchte: Tugend und Glückseligkeit verbunden machen das höchste Gut aus. Nur durch vollkommene Angemessenheit des Willens zum Sittengesetze, durch Heiligkeit des Willens, ist dieses höchste Gut zu wirken. Das sinnlich-endliche Wesen ist jener vollendeten Heiligkeit des Willens im Laufe des irdischen Daseyns nicht fähig, es

es ist nur eine ins Unendliche fortschreitende Annäherung zu derselben denkbar. Gleichwohl können wir auf das höchste Gut und dessen Verwirklichung nicht Verzicht leisten; wir müssen sonach ein unendliches Fortschreiten zu diesem Ziele annehmen. Aber auch dieses ist nur unter der Voraussetzung einer mit Bewußtseyn verknüpften unendlichen Fortdauer desselben vernünftigen Wesens möglich. Und so ist die Unsterblichkeit der menschlichen Seele gerettet, gerettet als ein Postulat der praktischen Vernunft, als eine Voraussetzung aus einem schlechterdings nothwendigen Vernunftbedürfniß. S. Kant's „Kritik der praktischen Vernunft" (1. A. S. 213). „Die zweite Welt in uns", sagt Jean Paul, „fordert und zeigt eine zweite außer uns". — Eine andere Frage ist: In welchem Zustande die menschliche Seele nach dem Tode fortdauern werde? Es ist schon oben angedeutet worden, daß der Begriff der Unsterblichkeit die Vorstellung von Bewußtseyn, Thätigkeit und Kraftentwickelung in sich schließe, weil ohne dieselben überhaupt kein vernünftiges geistiges Leben zu denken ist; ebenso ist es einleuchtend, daß das unendliche Fortschreiten zum Ziele, welches wir aus moralischen Gründen anzunehmen uns gedrungen fühlen, einen Zusammenhang des künftigen Daseyns mit dem gegenwärtigen Leben voraussetze. Welcher Art dieser Zusammenhang aber seyn werde, ob und wie die Seele auch künftig mit einem körperlichen Organismus in Verbindung treten werde, ob eine Wiedervereinigung mit Denen, die uns hier theuer waren, zu hoffen sey; über diese und andere verwandte Fragen, wie nahe sie auch dem menschlichen Herzen liegen mögen und wie oft ihre Lösung versucht worden sey, mit Bestimmtheit etwas entscheiden zu wollen, hieße den Schleier lüften wollen, mit welchem eine weise Hand das Jenseits unsern Augen verhüllt hat. Vgl. „Lehren und Meinungen der Sokratiker über die Unsterblichkeit", von W. G. Tennemann (Jena 1791). Mendelssohn's „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele" (5. A. von Friedländer, Berlin 1814). „Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe der Pflicht" von Jakob (Züllichau 1794). Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (Thl. 1. Bd. 5.). Schlosser, „Ueber die Seelenwanderung" (Leipz. 1781). „Das Campanerthal", von Jean Paul Leipz. 1797). „Euthanasia", von Wieland (Leipzig 1805). Abel's Prälaten in Schönthal) „Philos. Untersuchungen über die letzten Gründe des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit".

Unterberger (Ignatz), Hofkammermaler in Wien, geb. 1744 zu Karales in Tirol, aus einer Familie, die mehre Künstler hervorgebracht, lernte bei seinem Vater, bildete sich in Italien, kam 1776 nach Wien, und starb daselbst 1797. Sein vorzüglichstes Stück ist seine Hebe, wie sie Jupitern in Adlersgestalt Ambrosia reicht, was der verstorbene Kaiser Franz für 10.000 Gulden erkaufte. Seine Compositionen sind tief durchdacht, edel und mit griech. Grazie gezeichnet, die Gruppirung und schönen Lichtmassen hinreichend, das Colorit reizend. Als Liebhaber der Mechanik erfand er einige nützliche Maschinen.

Unterhaus, s. Parlament.

Unterleib, der untere Theil des menschlichen Leibes. Er beginnt an der Herzgrube, wird auf beiden Seiten durch die kurzen Rippen und die beiden knöchernen Seitenwanderungen des Beckens und nach unten durch den Hauptkörper des Beckens und nach hinten durch den Rückgrat begrenzt. An ihm unterscheidet man äußerlich folgende Gegenden: die

Herzgrube (regio cardiaca); sie endigt sich mit dem Knochenfortsatze des Brustbeins; die regiones hypochondriacae, die Hypochondrien, werden auf beiden Seiten durch die kurzen Rippen begrenzt; die Nabelgegend, reg. umbilicalis, liegt in der Mitte; die Lendengegenden, reg. inguinales, sind unter den Hypochondrien, und die Hüftgegenden, reg. crurales, liegen unter diesen. Die Bauchhöhle ist unten enger als oben; von oben wird sie durch das Zwerchfell von der Brusthöhle geschieden; zu beiden Seiten umfassen sie die Rippen und die Muskeln; noch vorne schließen die Bauchmuskel dieselbe und nach unten die Beckenknochen. Sie enthält die Organe des Verdauungsapparates, der Urinsecretion und die innern Geschlechtstheile. In der Gegend der Herzgrube liegt der mittlere Theil und das rechte Ende des Magens mit dem größten Theile des Zwölffingerdarms, dem linken Lappen der Leber, dem kleinen Netze und einem Theile der Bauchspeicheldrüse (Pankreas). In dem rechten Hypochonder liegt der rechte Lappen der Leber und der rechte Theil des Quergrimmdarms. In der Gegend des linken Hypochonders liegt der blinde Sack des Magens, die Milz, der schmälere Theil des Pankreas, der linke Theil des Quergrimmdarms, mit den daselbst befindlichen Netzen. In der Nabelgegend liegen, von dem großen Netze bedeckt, die Windungen des dünnen Darms. In der rechten Lendengegend liegen die rechte Niere und der aufsteigende Grimm- (Dick-) Darm; in der linken Lendengegend die linke Niere und der absteigende Dickdarm. In der rechten Hüftgegend ist der Blinddarm, in der linken der absteigende Dickdarm und ein Theil der Sförmigen Krümmung desselben. In der Gegend der Weichen liegen die Weichendrüsen, tief unten im Becken liegt nach vorn die Harnblase, hinter dieser der Mastdarm, zwischen beiden bei dem weiblichen Geschlechte der Fruchthälter. Der Unterleib ist der Hauptsitz des Erzeugungs- (Reproductions-) Systems des Körpers. Die Verdauungswerkzeuge sind es, die ihn vorzüglich ausfüllen. Er steht daher im Gegensatze mit dem Oberkörper, welcher die Brusthöhle enthält. Wie dieser der Aufnahme und dem Einfluß der Luftstoffe, so ist jener der Aufsaugung und der Verarbeitung der irdischen, groben materiellen Stoffe gewidmet, und beide haben ihren Vereinigungspunkt im Herzen. Diesem gemäß gehen die Verrichtungen der Unterleibswerkzeuge dahin, den irdischen Stoff von Außen aufzunehmen und zu verarbeiten, die brauchbaren Theile zurückzubehalten und die unbrauchbaren fortzuschaffen, aus dem Blute selbst das Uebermaß gewisser materieller Stoffe durch deren Ab- und Aussonderung zu entfernen und der Erhaltung des Geschlechts zu dienen. Der Antheil von der allgemeinen Blutmasse des Körpers wird dem Unterleibe durch die große, unmittelbar aus dem Herzen herabsteigende Schlagader (Aorta descendens) zugeführt. Das Blut im Unterleibe hat einen eigenthümlichen Umlauf, der von dem Umlauf in andern Theilen des Körpers abweicht. Alle die Aderzweige, welche das Blut von dem ganzen Darmcanal wieder aufnehmen und zurückführen, vereinigen sich in einen Stamm, Pfortader genannt. Das Nervensystem des Unterleibes hat gleichfalls seinen eigenen merkwürdigen Charakter (s. Nerven). Unter Unterleibskrankheiten versteht man vorzugsweise solche Krankheiten, welche ihre vital-organischen Ursachen in irgend einer Anomalität der Dauungswerkzeuge liegen haben und deren Krankheitssymptome sich hauptsächlich innerhalb den Grenzen des Unterleibs äußern. Hierher gehören die Verdauungsbeschwerden, die theils aus organischen Leiden und Feh-

nderungen, theils aus einem Mißverhältnisse der vitalen Kräfte des Magens hervorgehen. (S. Magenkrankheiten und Verdauung.) Stockungen des Blutumlaufs in den Venen des Unterleibs; dieß findet im häufigsten in dem Pfortadersystem und den Hämorrhoidalgefäßen latt. (S. Pfortadersystem, Hypochondrie und Hämorrhoiden.) Einen wichtigen Einfluß auf die Verdauung hat die Gallenseretion; ihre Krankheiten stören mehr oder weniger das ganze Reproductions-Geschäft. (S. Leber- und Gallenkrankheiten.) Andere Krankheiten des Unterleibs sind Verstopfungen und Durchfall, die bald auf Schwäche, bald auf einem zu hohen Reizzustande der Organe des Darmcanals beruhen. Es würde überflüssig seyn, alle Krankheiten dieser wichtigen Höhle, deren es eine Menge gibt, herzuerzählen. Ueberdieß nimmt auch der Reproductionsapparat, da auf seine Functionen die Erhaltung des Organismus vorzüglich basirt ist, an allen Leiden des Körpers, sobald sie etwas tief den Organismus ergreifen, secondär einen innigen Antheil; auf der andern Seite haben auch die ursprünglichen Leiden des Unterleibs auf den Geist und seine Thätigkeiten den unverkennbarsten und mächtigsten Einfluß; wie die Hypochondrie, Hysterie und viele andere beweisen. Bei der Heilung dieser Krankheiten kommt es hauptsächlich darauf an, die Ursachen derselben zu erkennen und den Sitz des Leidens richtig zu treffen.

Unterricht, s. Schule, Pädagogik und Methode.

Unterthan (subditus) ist überhaupt ein Jeder, der zu einer Gesellschaft gehört, die unter Gesetzen steht; Unterthan des Staats. Und da nun das Recht, Gesetze zu geben und wirksam zu machen, gewissen Personen — den Regenten — aufgetragen oder stillschweigend bewilligt wird: so ist jeder Unterthan des Staats auch Unterthan des Regenten. Auch Fremde sind Unterthanen, so lange sie im Staate weilen, nur Diejenigen ausgenommen, welchen nach völkerrechtlichem Gebrauche die Exterritorialität zukommt.

Unterwalden, ein Hirtenland im Mittelpunkte der Schweiz, von 13 QM. Größe und 24.000 deutschen und kathol. Einwohnern, ein frommes und tapferes Volk. Einer der Urcantone der Schweiz, mit einer demokratischen Verfassung, hat es seit 1308 sein Gebiet nur um die eine Gemeine Alpnach vermehrt. Dieses Land hat sehr hohe Gebirge mit ewigem Schnee und Gletschern; der Titlis, 10.710 Fuß hoch, und die Surenenalpen, eine Kette, die auch 10.000 Fuß Höhe erreicht, trennen es vom Canton Uri. Dann wird es noch von den Cantonen Luzern, Schwyz und Bern begrenzt. Der Boden ist reich bewässert und enthält außer dem Vierwaldstättersee, der diesen Canton eine Strecke weit gegen Nordosten bespült, noch mehre Seen. Das Klima ist im Ganzen nicht rauh, doch wird kein Getreide-, bloß Kartoffelbau getrieben. Wiesen- und Obstbau sind bedeutend; Viehzucht ist der Haupterwerbzweig der Einwohner. Im Sommer weiden an 10.000 Stück Rindvieh auf den Alpen, und der unterwalder Käse ist sehr schmackhaft. Nur hier und da wird etwas Florettseide gesponnen. Seit dem 12. Jahrh. ist dieß Land, wie noch jetzt, in 2 kleinere Staaten getheilt, welche abwechselnd die Tagsatzung beschicken; durch den Kernwald wird es nämlich in das Land Ob dem Wald oder Obwalden, im Süden, und das Land Nid dem Wald oder Nidwalden, im Norden getheilt. Dieß letztere an sich schon arme Land ward, als es sich die aufgedrungene Constitution von 1798

anzunehmen hartnäckig weigerte, von den Franzosen mit beispielloser Grausamkeit verwüstet, und Alles, bis auf den Hauptort, abgebrannt. Die Staatseinkünfte sind unbedeutend. Beide Landestheile stellen ein Bundescontingent von 382 Mann und zahlen 1910 Franken. — Der Hauptort von Nidwalden ist Stanz, mit 3800 Einw.; dieser Flecken liegt zwischen Obstbäumen in einer lachenden Wiesengegend. Das Rathhaus, das Zeughaus und eine Kirche mit marmornen Säulen, sind sehenswerth. Neben der letztern steht die Statue Arnolds v. Winkelried, dessen Wohnort in der Nähe des Ortes liegt. Eine Stunde von Stanz liegen auf dem Notzberge die Ruinen des Schlosses Wolfenschieß, dessen nächtliche Ersteigung am 1. Jan. 1308 das Signal zur Befreiung der Eidgenossen ward. In einem engen Thale, am Fuße des Titlis, liegt das 1083 gestiftete Benedictinerkloster Engelberg, welches eine in historischer Hinsicht ausgezeichnete Bibliothek von 10.000 Bänden und viele Manuscripten besitzt. Ebenso ist hier eine treffliche Sennerei und großes Käsemagazin. In Obwalden, einer Landschaft, welche sich durch ihre herrlichen Wiesengründe und milderen Formen der Berge auszeichnet, liegt der Hauptort Sarnen, mit 2000 Einw. und einem schönen Rathhause. In der Nähe auf dem Fadenberge steht ein Zeughaus, das Schützenhaus und eine schöne Kirche; auch versammelt sich hier die Landesgemeine.

Unterwelt, s. **Pluto**, **Tartaros**, **Todtengericht**, **Elysium**, **Inseln der Seligen**.

Unterwerfungsvertrag (pactum fundamentale subjectionis civilis), einer der drei Hauptmomente, welche in dem Grundvertrage des Staats enthalten sind, und zwar derjenige Theil desselben, wodurch eine Herrschaft, ein Souverain im Staate anerkannt wird. Ausdrückliche und förmliche Unterwerfungsverträge kommen in der ältern und neuern Geschichte häufig vor, z. B. die Anerkennung Wilhelms I. als König von England, Act of settlement, wodurch das Haus Hanover auf den engl. Thron berufen wurde, die Wahl des Prinzen Christian August von Holstein, und nach seinem Tode des Marschalls Bernadotte zum Kronprinzen von Schweden u. s. w. Allein meistens erhebt sich die Souverainität nach und nach und ohne ausdrückliche für sich bestehende Verträge, durch eine Reihe stillschweigender Anerkennungen. Die Form des Unterwerfungsvertrags ist sehr mannigfaltig; am sorgfältigsten war auf sie Rücksicht genommen worden, als Bonaparte zum lebenslänglichen Consul und nachher als er zum Kaiser erwählt wurde; aber das Wesentliche, das eigentlich Bindende desselben, liegt einerseits in der Uebernahme der Regierungspflichten, und andererseits in der Anerkennung des Volks, welches beides durch die Einrichtung oder Fortführung regelmäßiger Regierungsanstalten und durch ruhigen Gehorsam der großen Masse des Volkes zu Stande gebracht wird.

Unze, ein Apotheker- und Goldgewicht von 2 Loth. Eine Mark Gold hat 8 Unzen oder 16 Loth. Weil die Unze der 12. Theil eines Pfundes ausmacht, braucht man dieses Wort auch in andern Fällen, als 2) den 12. Theil eines Ganzen, z. B. einer Erbschaft. Bei den Römern war es 3) ein Zoll oder $^1/_{12}$ eines Fußes, besonders aber der 12. Theil eines Pfundes. Auch jetzt hat in Italien das Pfund 12 Unzen oder 24 Loth. — **Unze** heißt auch ein dem Panther ähnliches Raubthier in Afrika, Ostindien und Persien, läßt sich leicht zahm machen und

zur Jagd auf Gazellen abrichten. Der Jäger führt die Unze hinter sich auf dem Pferde; wenn er das Wild eingeholt hat, läßt er sie darauf los, die es fängt und sich nachher willig wieder greifen und auf das Pferd nehmen läßt.

Unzer (Johann August), verdienstvoller Arzt, geb. zu Halle 1727, widmete sich daselbst mit Erfolg dem Studium der Medicin, erhielt die Doctorwürde 1748, ging 1750 nach Hamburg und Altona, wo er sich als prakt. Arzt großen Ruf erwarb. Er ward darauf Professor zu Rinteln und starb 1799. Er war ein fruchtbarer Schriftsteller. Von seinen Werken nennen wir: „Erste Gründe der Physiologie der eigentlichen thier. Natur thier. Körper" (Leipz. 1771); „Sammlung kleiner Schriften" (3 Thle., Leipz. 1766—69); „Der Arzt", eine medic. Wochenschrift, die noch gegenwärtig großen Werth hat (12 Thle., n. A. 6 Bde., Leipz. 1769); „Medicin. Handbuch" (n. Aufl. Leipz. 1793, 3 Bde.); „Philos. Betrachtungen des menschl. Körpers überhaupt" (Halle 1750); „Einleitung zur allgemeinen Pathologie der ansteckenden Krankheiten" (Leipz. 1782) u. m. a. Unzer war der Erste, der die eigentliche thierische Natur des belebten Körpers entwickelte und dem herrschenden mechanischen System etwas Anderes entgegensetzte, als den zu weit ausgedehnten mystischen Einfluß der Seele nach Stahl und Whyt. Seine Gattin Joh. Charlotte, geb. Zingler (geb. 1724 zu Halle, gest. zu Altona 1782), erhielt 1753 als Dichterin den Lorberkranz zu Helmstädt, gab 3 Bdchn. Poesien heraus und eine „Weltweisheit fürs Frauenzimmer". — Ein anderer Arzt, Joh. Christoph Unzer, ebenfalls zu Altona, wo er Physikus war (gest. zu Göttingen 1809), ist bekannt als dramatischer Schriftsteller und als Verfasser einer „Diätetik für Schwangere" (Braunschweig 1796).

Upsala, die Hauptstadt der schwedischen Provinz Upland, liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene am Flusse Sala, war einst die ansehnlichste Stadt des Reichs, in deren Kathedrale noch die Könige gekrönt werden, hat aber jetzt nur 6000 Einw. in 580 Häusern (größtentheils von Holz, mit Birkenrinden bedeckt, über welche Rasen gelegt wird), die zerstreut zwischen Gärten liegen. Die wenigen steinernen Gebäude gehören meist zur Universität. Ueber alle Gebäude der Stadt ragt die hochliegende herrliche Domkirche empor, die schönste und größte in Skandinavien. Sie ward im 13. Jahrh., wie man sagt, nach dem Muster der Notre Dame zu Paris erbaut, aber erst 1435 eingeweiht. Sie zeichnet sich durch edle Einfachheit aus; nichts stört den majestätischen Eindruck; alle Denkmäler sind in Seitenkapellen verwiesen. Hier ruhen Gustav Wasa und Gustav III. und viele Glieder der alten Familie Sture und Banner; hier ist auch Linné ein Denkmal errichtet, eine einfache, porphyrne Ara (Altar) mit seinem Brustbilde als Medaillon. Das ehemalige alte Schloß auf einem Hügel bei der Stadt ist 1702 größtentheils abgebrannt und nur ein Flügel ist wieder erbaut. Upsala ist der Sitz eines Erzbischofs, Primas des Reichs (der in Alt-Upsala residirt); einer von dem Reichsverweser Sten Sture 1477 gestifteten Universität, welche in den nachherigen unruhigen Zeiten in Verfall gerathen, von König Gustav Adolf wieder auf das Freigebigste mit allem Nöthigen ausgestattet und unter seiner Tochter Christine Regierung noch mehr beschenkt und in Flor gebracht wurde. Sie hat 60 Professoren und über 1450 Studenten in 17 Landsmannschaften, eine Sternwarte, ein Na-

turalienCabinet, eine von Gustav Adolf gegründete Bibliothek, 80.000 Bände und 1000 Handschriften stark, die größte in Schweden, welche in dem von jenem Könige errichteten akademischen Gebäude aufgestellt ist und wo auch die vom König Gustav III. hinterlassenen und seiner Verordnung gemäß erst 50 Jahre nach seinem Tode öffentlich bekannt zu machenden Manuscripte verwahrt werden; noch der sogenannte Codex argenteus, die silberne Handschrift, ein auf röthliches Pergament mit silbernen und goldenen Buchstaben geschriebenes Exemplar der gothischen Uebersetzung der Evangelien von Ulfilas. Diese Handschrift kam früher aus dem Kloster Werden an der Ruhr nach Prag, dort eroberten sie die Schweden im 30jährigen Kriege. Die Königin Christine schenkte sie dem Gelehrten Vossius und durch den Grafen La Gardie ward sie in Holland wieder erkauft und hierher geschenkt. Ferner eine Sammlung von 11.000 Stück Münzen, ein Kunstcabinet. Der jetzige botanische Garten, früher Schloßgarten, ward der Universität von Gustav III. geschenkt, welcher auch dazu ein prächtiges Gewächshaus erbauen ließ, in welchem sich zugleich ein Hörsaal befindet, mit Linné's Büste geschmückt. Dieser große Naturforscher war eine Zierde Upsalas; sein ehemaliger botanischer Garten ist jetzt verlassen. Auch befindet sich in Upsala eine von König Friedrich 1728 gestiftete Akademie der Wissenschaften, ein Predigerseminar, eine Kathedralschule, eine kosmographische Gesellschaft, Wohlthätigkeits- und Besserungsanstalt, 2 Buchhandlungen, eine Buchdruckerei, einige Fabriken in Seide, Wolle und Taback, Getreidebau und ein Sauerbrunnen. Eine Meile südöstlich von der Stadt liegen die berühmten Morasteine, alte Steine mit verloschenen Inschriften, Kreuzen und andern Zeichen, wovon man vermuthet, daß sie den Ort alter Königswahlen bezeichneten.

Ural (d. i. Gürtel), eine Gebirgskette, welche den Alten u. d. N. Montes hyperboraei oder riphaei bekannt war, bildet von dem Meere zwischen von Kara bis zur Quelle des Uralflusses die natürliche Grenzscheide zwischen Europa und Asien und spaltet das russ. Reich in 2 Hälften, wovon die östliche Sibirien umfaßt. Dieses 260 Meilen lange und höchstens 15 M. breite Urgebirge bildet ein eigenes System, dehnt sich von N. nach S. aus und fällt steiler im O. als im W. ab. Der nördliche Theil geht vom Ursprung der Peczora bis zur Waigatsstraße, dort der Insel Nova Zempla im Eismeere bildend, und besteht im Wesentlichen aus Kalk, und seine nackten, unwirthbaren Felsklippen fallen zur Waigatsstraße ab. Es ist hier ein zerklüftetes Kalkfelsgebirge ohne Erdreich und Holzwuchs, und über seinen mit Moos und Torf bedeckten Thälern schwebt fast immer ein dichter Nebel. Die höhern und mittlern Züge bestehen zwischen dem 60° und 65° N. Br. vorzugsweise aus Granit, der die früher vorhandenen Kalk- und Schiefergebirge auseinander gerissen und auf seinen beiden Nebenseiten aufgelagert hat, und meist abgerundete Berge bildet. Die wellenförmige Oberfläche steigt terrassenförmig auf, und es ragen wenige freistehende Höhen aus derselben empor, sowie überhaupt kein Berggipfel sich über 5000 F. erheben dürfte. Zwar geben noch einige Geographen dem Pawdinskoi Kamen in den Umgebungen der Peczoraquelle eine Höhe von 6400, aber Ferri's Beobachtungen sagen, daß man die Höhe jener Berge außerordentlich übertrieben, und daß kein Gipfel die Schneelinie erreiche, und die neuesten Messungen des letztgenannten Berges setzen dessen Höhe auf 3458 F. herab. –

Digitized by Google

Die Gebirgsart des Ural bietet einen großen Erzreichthum dar; auf der nackten Ostseite liegen die Metalle häufig zu Tage, auf der Westseite aber werden sie durch spätere Flötzformationen bedeckt. Die ganze Gebirgskette theilt sich in 4 Theile, nämlich: 1) in den Nordural von 68° bis 61° N. Br., der sich allmälig erhebt, aber erst vom 63° an mit Nadelholz bewachsen ist. 2) In den wechoturischen Ural von 61° bis 57° 30′ N. Br., den höchsten und wildesten, aber auch erzreichsten Theil (so genannt von der am Ostabhange liegenden Bergstadt Werkhoturje mit 3000 Einw. und Eisenhütten, der Niederlagsort des sibirischen Handels), über welchen die wichtigste Straße von Perm in Europa nach Tobolsk in Asien führt. 3) In den jekatarinenburger Ural von 57° 30′ bis 56° 30′ N. Br., mit abgerundeten Kuppen und sehr erzreich, so genannt von der ebenfalls auf dem Ostabhange liegenden Bergstadt Jekatarinenburg. 4) In den orenburger, zum Theil auch baskirischen Ural von 56° bis 53° 30′ N. Br., dessen Gipfel sich wieder höher (4176 F.) erheben. Unter 53° 30′ N. Br. theilt sich der Ural in 3 Zweige: 1) in den, der sich nach der Wolga hin verflacht. Es sind dieß die Obtschei-Syrteberge (Gemeingebirge), die am westlichen Abhange der orenbuger Kette beginnen, übrigens weiter nichts als ein Tafelland wellförmiger Hügel darstellen, die sich in das Gouvernement Orenburg hinschlängeln. Dieses Tafelland bildet zum Theil die nördliche Grenze der größten Vertiefung auf Erden. 2) In den mittlern (Uraltau), am Fluß Ural hinlaufend, oder in das guberlinskische Gebirge. 3) In den östlichen, den man auch die Mughodjakette nennt, und der sich in die Steppen der Kirgisen von der kleinen Horde erstreckt und zwischen dem kaspischen und Aralsee u. d. N. Ust-Urt endigt. Der Ural ist nicht bloß durch das Theilen der Gewässer die natürliche Scheidewand zwischen Europa und Asien, sondern auch durch seine Bodenerzeugnisse; denn der westliche Ural in S. erzeugt die Flora Pannoniens, also Europens, die Ostseite desselben hingegen die von Asien. Auf den Höhen des Gebirgs sieht man helle, fischreiche Seen, während daß nach Osten und Westen eine kaum aufzuzählende Menge Flüsse und kleinere Gewässer herabströmen. Hierunter die wichtigsten der Soswa, Peczora, Tura, Kama, Usa, Bilaja, Iset, Ural, Tobol u. a., die den innern Handelsverkehr des Gouvernem. Perm (5290 QM., 1.430.000 E.), dessen größte Merkwürdigkeit das metallreiche Uralgebirge ist, befördern. Hier wurde 1623 die erste Eisenhütte und 1640 der erste Kupferhammer angelegt. Die Goldgruben zu Beresow sind seit 1754 eröffnet. Die Auffindung der goldführenden Sandflötze am Ural fält in das J. 1774. Der Krone gehören daselbst 9 Bergwerke und Hütten in Eisen, 51 Kupferbergwerke, ein Goldwäsche, ein Münzhof; von Privatbergwerken sind 81 in Gußeisen und 18 in Kupfer vorhanden. Die jährl. Ausbeute an Kupfer beträgt 200.000, an Eisen 5.500.000, an Gußeisen 8.500.000 Pud. Die Salzwerke der Regierung geben jährl. 1.300.000 Pud Salz; die Privatsalzwerke liefern 6.136.000 Pud. Die Zahl der Arbeiter in den Bergwerken beläuft sich auf mehr als 120.000. Von Zinn findet man gar keine, von Blei und Silber nur geringe Spuren auf dem Ural. Die Bergwerksproducte kann man jährlich im Durchschnitt auf 45, und mit Einschluß des Waschgoldes auf 50 Mill. Rubel schätzen. Außer dem Hauptmarkte, der jährlich für die Erzeugnisse des Bergbaues und der Fabriken (denn Perm hat auch wichtige Ledergerbereien, Seifensiedereien und andere Manufacturen)

zu Irbit gehalten wird, ist der Hauptstapelplatz im Innern die Messe von Nischnei-Nowgorod; für den auswärtigen Verkehr sind es die Seehäfen von Archangel, Petersburg und Taganrog. Seit Kurzem hat die Benutzung der Goldadern des Urals eine überaus reichen Ertrag gegeben. Der uralische Goldsand bedeckt eine Fläche von 36.000 QWerst. Man findet ihn sowohl in den Bergadern als in dem Ufersande. Die Sandbänke sind wahrscheinlich Trümmer früherer Gebirge. Aus den Bergadern wird das Gold durch Stampfen in Kasten vom Gußeisen gewonnen, aus denen man das zu Sand zerstampfte Mineral mittelst des Wassers auf die Waschbälge bringt, wo der Schlamm und die leichten Theile durch das Wasser weggespült werden, die schweren metallischen aber sich auf dem Waschbalge setzen, von dem sie als kleine Körner aufgelesen werden. Das Gold aus den Sandbänken wird durch Waschen mittelst siebartiger Gefäße gewonnen. Zu diesem Erwerbszweige braucht man 14.000 Arbeiter, darunter 4380 Bauern der Regierung. Die Besitzer der Privatgoldwäschen geben von ihrem Gewinne 10 Proc. ab. Bis 1817 betrug die Ausbeute des Goldes auf den uralischen Gebirgen nicht über 18 Pud im Durchschnitte, jetzt ist sie auf 200 Pud jährlich gestiegen. 1824 wurden aus 200 Pud Gold 3 Mill. Goldrubel geprägt, die in Papier 10 Mill. Rubel werth sind. Von diesem Ertrage gehörte etwas mehr als der vierte Theil der Regierung. Unter den Privatbesitzern haben im Ural die bedeutendsten Bergwerke der Geheimrath Demidoff, Herr von Jakowieff, die Gräfin Stroganoff und die Kaufleute Gubin. Nach dem Berichte des Senators Somoinoff und des Prof. Fuchs zu Kasan sind die Goldbergwerke auf der Ostseite des Ural viel ergiebiger als die auf der Westseite. Im April 1825 fand man in den Bergwerken von Slatoust, im Gouvernement Orenburg, mehre Stücke gediegenen Goldes von außerordentlicher Größe; das größte wog über 16 Pfd., die mittlern wogen alle zwischen 9, 7 und 5 Pfund. Die ganze Masse hatte ein Gewicht von 1 Pud, 18 Pf., 39 Solotniks. Nach den hierüber angestellten Untersuchungen war man überzeugt, das Gold erzeuge sich nicht vulkanisch (durch Feuer), sondern neptunisch (durch Wasser). Merkwürdig ist die Ausbeute an Platina (s. d.): von 1825 bis 1827 betrug sie 143 Pud 25 Pf. Auch fand man bei Katherinenburg einen 6 Pfund schweren, sehr reinen Beryll von grüner Farbe. Der jährliche Ertrag der gold- und platinhaltigen Geröllschichten im Ural wird gegenwärtig auf 300 Pud (zu 40 russ. Pfund = 34 hamburg. Pf.) Gold und 90 Pud Platin geschätzt. Nördlich von Merchoturi sind die Bergwerke von Berosofsk, Kumeschevsky und Pogoslowsk; bei Murslinsk sind Beryll- und Topasgruben. Man machte 1829 die Entdeckung, die was Engelhardt schon früher nach der geognostischen Beschaffenheit des Urals vermuthet hatte, in diesem Gebirge auch Diamanten vorkommen. Der erste Diamant daselbst ward auf der Westseite dieses Gebirges, in den gräflich Schuwaloff'schen Goldwäschen zu Kreslowosdwischensk zufällig gefunden. Diese Gegend hat in ihrer Felsbeschaffenheit und in der Art, wie sich der Diamant findet, neben manchen Abweichungen, viel mit den Diamantdistricten Brasiliens gemein. Ausführlicheres darüber siehe in einer kleinen Schrift von Göbel: „Die Lagerstätte der Diamanten im Uralgebirge u. s. w." (Riga 1830); im Auszug in „Schweigger's Journal", LXI, 422; oder Poggendorff's „Annalen", XX, 524. (Vgl. auch Rußland, geographisch-statistisch, Bd. 10, S. 666—67) — Der

Digitized by Google

Fluß Ural, ehemals Jaik, in ältern Zeiten Rhymnus (nach Dittenberger 180, nach Schuch 210, nach Raumer 230 Meilen lang) entsteht aus dem Süd-Ural-Gebirge, nicht weit von den Quellen der Biclaya. Bis Orsk fließt er südlich, wendet sich, nachdem er Troitzkaja berührt, dann westlich über Orenburg nach Uralsk, und läuft sofort in südlicher Richtung, außerhalb des Gebirges durch das Steppenland nach Guriew, wo er sich in das kaspische Meer mündet. Der Ural bildet die östliche und südliche Grenze des Gouvernements Orenburg, sowie auch die östliche Grenze Europas. Seine Hauptnebenflüsse sind: rechts die von O. nach W. sich wendende Ileck und links die Sakhmara, die von dem Süd-Ural fast parallel mit ihrem Hauptstrom herabläuft, und bei Orenburg in das Strombett einfällt. Der Ural ist zum Theil seicht, aber sehr fischreich, besonders wird in ihm der Stör, aus dessen Rogen man den Kaviar bereitet, gefangen. In der Steppe auf dem rechten Ufer des Urals bis an das kaspische Meer, die ungefähr 560 Werste lang und 60 Werste breit ist, wohnen die uralischen Kosacken; das linke Ufer des Urals bewohnen die Kirgisen. Die uralischen, sonst jaikischen Kosacken, die ein Zweig der donischen Kosacken, von diesen aber seit 1708 ganz abgesondert sind, hatten sich schon im Anfange des 15. Jahrh. hier niedergelassen, und blieben ihren Nationalsitten am längsten getreu. Unter ihnen erschien 1772 der Abenteurer Pugatscheff (s. d.), der sich für den Kaiser Peter III. ausgab. Ungeachtet der Theilnahme, welche die uralischen Kosacken an Pugatscheff's Aufstand gehabt hatten, ward ihnen doch von der Kaiserin Katharina II. unterm 16. Jan. 1775 eine allgemeine Amnestie und der Genuß aller ihrer vorherigen Freiheiten bewilligt. Nur wurde der Name Jaik aufgehoben, und befohlen, daß der Fluß künftig Ural, und die jaikischen Kosacken die uralischen genannt werden sollten. Sie stellen 20.000 Mann ins Feld.

Urania, eine der Musen, des Jupiter und Mnemosyne Tochter, nach späterer Vorstellung die Erfinderin der Sternkunde. Mit dem Bacchus soll sie den Hymenäus, mit dem Apollo den Linus erzeugt haben. Sie wird gewöhnlich mit einer Sternenkrone auf dem Haupte und in einem mit Sternen besäeten Gewande, in der Linken eine Himmelskugel oder eine Leier haltend, vorgestellt. Einige geben ihr auch ein Sehrohr, einen Cirkel und eine Himmelskugel, auf welche sie mit einem Stäbchen deutet, zum Kennzeichen. — Urania ist auch der Name der himmlischen Venus oder der reinen geistigen Liebe, im Gegensatze der bloß sinnlichen. — Beim Hesiod heißt eine der Meernymphen, Tochter des Oceanus und der Thetis, auch Urania.

Uranium, ein von Klaproth 1789 entdecktes Halbmetall, ist dunkelgrau, matt glänzend, weich, spröde, äußerst strengflüssig. Setzt man zu seiner Auflösung in Salpetersäure oder Königswasser Laugensalz hinzu, so fällt das Uranium als gelber Kalk nieder, womit man dem Glase eine hellbraune Farbe geben kann. Seine Erze, die sich besonders in Böhmen und Sachsen finden, sind: die bräunlichschwarze Pechblende (Pecherz); der grüne Uranglimmer (Uranspath) und der Uranocher.

Uranos, der Sohn und Gemahl der Erde. Die Erde zeugte von ihm zuerst die Centimanen (die Kräfte der Natur); dann gebar sie ihm die Cyklopen (die personificirten Blitze); endlich ward sie Mutter der Titanen (s. d.) wie der sechs Titaniden. Uranos schloß seine ältesten Söhne, die Cyklopen und Centimanen, bald nach ihrer Geburt in

den Tartarus ein. Dieß erbitterte ihre Mutter. Sie wiegelte die Titanen gegen ihn auf, und brachte den Kronos dahin, daß er seines Vaters Zeugungsglieder abschnitt und ins Meer warf. Aus den einzelnen hervorspritzenden Blutstropfen entstanden die Erinnyen, die Nymphe Melia und auch die Giganten (s. d.). Lange trieben diese Schamtheile in der See herum. Aus ihrem Samen entstand endlich die Venus (s. d.). Diese ganze Erzählung ist nichts als Kosmogonie, wo der philosophische Dichter die Versuche der Natur in der Bildung der Dinge, bis sie bei der Form, die sie jetzt haben, stehen blieb, ausdrücken will. Uranos und sein ganzes System ist Kosmogonie, die vor Jupiters Herrschaft vorausging. Das Chaos war anfangs vorhanden. Nun verbreitete sich ihre Entwickelung; erst entstanden ungeheure Kräfte der Natur, dann die Blitze, dann die Titanen oder Elemente. Nun theilte mit der Zeit (Kronos) auch den Dingen die Zeugungskraft mit, welche durch die abgeschnittenen Schamtheile bezeichnet wird. — 2) S. Planeten.

Urbanistinnen, s. Franciscaner.

Urbanität, Urban, zwei von den Römern zu uns übergegangene Wörter, für welche wir keine völlig gleichbedeutenden haben. Die Römer, welche ihre Hauptstadt schlechtweg die Stadt, urbs, nannten, verstanden unter Urbanität, im Gegensatze der bäurischen (Rusticität), den Geschmack des Hofes, einen Anstrich von Gelehrsamkeit, Weltkenntniß, Feinheit, Klugheit und Bildung, welche man nur aus dem Lesen der besten Schriftsteller und dem Umgange mit den gebildetsten Personen in einem sehr verfeinerten Zeitalter erhält, verbunden mit der Fertigkeit, bei jeder Gelegenheit treffenden Witz, auch wohl scharfsinnige Spötteleien anzubringen. Hofmäßig würde jetzt das Nämliche sagen, wenn man nicht gewohnt wäre, mit diesem Worte einen üblen Nebenbegriff zu verbinden.

Urbarium, ein Buch, in welchem die urbaren und daher zins- oder steuerpflichtigen Ländereien eines Bezirks oder einer Gemeinde verzeichnet und verschrieben sind. Man nennt solche Bücher auch Erbbücher, Grund-, Lager-, Zins- und Steuerbücher. (S. Kataster.)

Urbarmachung, wird bewirkt durch Wegräumung der Bäume, Sträucher und anderer Pflanzen und geschieht bei den erstern durch Rodung und bei den letztern durch Abbrennen, welches man auch Schwenden nennt, durch Wegschaffen oder Versenken der großen Steine; niederliegende Plätze werden durch mehr oder minder umständliche Vorrichtungen entwässert oder trocken gelegt. Minder kostspielig und umständlich werden neue Aecker durch das bloße Aufbrechen mit Ackerwerkzeugen, Pflug und Haken oder besonders dazu geeigneten Maschinen, wie der Rasenschäler, gewonnen. Da selten ein neuer Acker eben genug liegt, um in der Folge gehörig bearbeitet zu werden, so gehört hierher auch noch das Einebnen, wodurch nämlich die schroffen Anhöhen abgestoßen und die tiefen Stellen ausgefüllt werden. Ein solcher Acker, der nun Neubruch heißt, bedarf überdieß noch mancher Behandlung, ehe er mit Pflanzen bestellt werden kann. Hierher gehört, daß ihm durch wiederholtes Umwenden der Ackergeräthe eine egale, d. h. gleichtiefe und wohlgemengte Krume verschafft werde. Denn wenn die Pflanzen mit ihren Wurzeln auf Roherde stoßen, so werden sie krank und sterben bald ab. Roherde heißt nämlich das Erdreich, welches von der Luft nicht durchdrungen worden ist. Dieß Beschaffenheit nimmt jedes Erdreich an, welches neu

Digitized by Google

deckt liegt. Durch sorgfältiges Aufrühren werden die zusammengeballten Stücke zertrümmert und in Krume verwandelt, in welche die Luft leicht eindringen kann. Je nachdem der Neubruch mehr oder weniger Roherde hat und diese geschlossen liegt, bedarf er auch mehr oder weniger Verarbeitung und Zeit, zur Tragheit zu kommen. — Weil die Anlage neuer Aecker nicht nur sehr umständlich ist, sondern auch öfters mehr Kosten macht, als wofür man schon urbar gemachte kaufen kann, so wägt der Landwirth genau ab, welches er klüglich zu thun habe. Es werden darum gewöhnlich auch nur da mühsam Aecker urbar gemacht, wo diese überhaupt in einem hohen Preise stehen, oder wenn man sich von den neuen großen Nutzen verspricht. Ein urbar gemachter Acker bedarf ferner nach Maßgabe der zu erzielenden Pflanzen und in Betracht der beabsichtigten Verhältnisse, eine gleichsam immerwährende Bestellung, die bei jeder neuen Pflanzung angewendet werden muß. Sie besteht sowohl in der mechanischen Bearbeitung des Ackers, als in der Erhaltung seiner nöthigen Fruchtbarkeit. Eines Theils geschieht das, wenn solche Pflanzen darauf erbaut werden, die des Ackers Kraft am wenigsten erschöpfen, und andern Theils, wenn demselben solche Stoffe zugeführt werden, die den Acker wieder um so viel mit fruchtbaren Theilen bereichern, als die einzelnen Pflanzen zu ihrer Nahrung ihm entzogen haben. Diese Düngemittel zu verschaffen, erfordern manche weitläufige und kostspielige Veranstaltung, wie Futtergewinn, die darauf begründete Viehhaltung, Düngerfuhren, Bereitung eines Composts, Anwendung des Mergels, Kalkes, Gypses, Moors oder Schlammes, Pferchung.

Urchristenthum. Unter diesem Ausdrucke werden zwei verschiedene Gegenstände von den Theologen begreifen. Einige verstehen darunter die Idee des Christenthums, wie sie im Geiste Jesu lag, und wie er sie durch Lehren und Beispiele mitzutheilen suchte. Man nennt es auch das reine Christenthum. Riem gibt in seiner Schrift: „Das reinere Christenthum oder die Religion der Kinder des Lichts" (Berlin 1789), folgende Darstellung: Das ganze Weltall hat seinen Herrn und ist ein Götterwerk und zwar das Werk eines einzigen unsichtbaren und allerhöchsten Gottes. Dieser ist und bleibt mit seiner Welt auf das engste verbunden; ohne ihn geschieht Nichts und er sorgt wie der liebreichste Vater für alle seine Geschöpfe, besonders ist er unser, der Menschen Vater und zwar unser Aller ohne Ausnahme. Ihn erkennen ist unser großes menschliches Vorrecht; ihm wohlgefällig seyn unser höchstes Glück und ihn recht verehren, oder durch Liebe ihm ähnlich werden, der Weg hierzu. Tugend ist unser Beruf, Ewigkeit unsere Bestimmung und dieß Leben nur die Vorbereitung zu ihr. Jetzt ist unser äußerlicher Bestand noch so unvollkommen, weil unser innerer noch so ist. Wir fehlen noch Alle; Gott entzieht uns deßhalb seine Vaterliebe nicht, sondern befördert unsere Besserung und verzeihet uns, wenn diese wahrhaftig erfolgt, ohne alles Weitere gern. So leiden wir auch noch Alle; unsere Leiden sollen aber uns weiser und besser machen, und wir empfangen während derselben viel Beistand von Gott. Nach vollbrachtem irdischen Leben treten wir dann in ein anderes weit wichtigeres ein, wo wir in dem Maße glücklich oder unglücklich seyn werden, in welchem hier redlich oder unredlich in Ausübung aller unserer Pflichten gewesen sind, und wo es Denen vor Allen wohlgehen wird, welche hier viel Leiden für Andere

Digitized by Google

getragen haben, oder gar den Tod der Liebe gestorben sind. Dieß muß man glauben, oder man wird nicht selig. Und der kürzere Weg, zu diesem Glauben zu gelangen, ist der Glaube an Jesus, als an den Sohn Gottes. — Dieß hält Riem für die Hauptlehren der reinen Christ-Religion. — Andere Theologen verstehen unter dem Urchristenthum die Einrichtung, Lebensweise, Cultus und Tugendübung der ersten christlichen Gemeinden. Die ersten Kirchen wurden von den Aposteln errichtet; sie zeichneten sich mehr durch innern Gehalt, durch Frömmigkeit, reine Sitten, festen Glauben an Jesu und seine Verheißungen, heilige Begeisterung, Mildthätigkeit und untadelhaften Lebenswandel ihrer Glieder, als durch eine auffallende äußere Verfassung aus. Ihr Kirchenfriede wurde noch durch keine theologischen Streitigkeiten zerrissen; sie glaubten in der Einfalt ihres Herzens, was ihnen ihre Lehrer ebenso gläubig und mit warmer Ueberzeugung vortrugen. Sie hatten keine theologische Dogmatik, die gewöhnlich zu gelehrt ist, um recht glauben, und zu glaubig ist, um die Gelehrsamkeit recht würdigen zu können; aber desto näher waren sie der historischen Quelle des Christenthums und hatten Das ist aus unmittelbarer Anschauung, was wir mühsam aus den Schriften erschließen müssen. Aus diesem Grunde herrschte in der ersten Kirche ein lebendiger Glaube, während der unsrige mehr auf dem Wege der Kritik erworben wird. Aber die ersten Christen zeigten auch ihren Glauben durch ihre Tugenden; und man war mit Recht der Meinung, daß der göttliche Glaube, welcher den Verstand erleuchtete oder sich unterwarf, zu gleicher Zeit das Herz der Gläubigen reinigen und den Handlungen ihre Richtung geben müsse. Die ersten Schutzredner des Christenthums, welche die Unschuld ihrer Brüder vertheidigen und die Schriftsteller jener ferner Zeiten, welche die Heiligkeit ihrer Vorgänger rühmen, stellen die Reformation der Sitten, welche durch die Predigt des Evangelii in der Welt eingeführt worden ist, mit den lebhaftesten Farben dar. Es ist ein sehr alter Vorwurf, den Unwissenheit oder Bosheit den Ungläubigen gegeben hat, daß die Christen die allerärgsten Verbrecher, welche bei gemarterten Gewissensbissen in den Tempeln der Götter keine Versöhnung gefunden und sich daher leicht überreden gelassen, daß die Schande ihres geführten Lebens durch das Wasser der Taufe könne abgewaschen werden, zu ihrer Partei angelocket hätten. Allein dieses Verfahren gereicht, wenn man es von falschen Zusätzen entkleidet, vielleicht ebenso sehr zur Ehre der Kirche, als es die Ausbreitung derselben befördert hat. Die Freunde des Christenthums brauchen sich des Geständnisses nicht zu schämen, daß viele der größten Heiligen vor ihrer Taufe die größten Sünder gewesen sind. Menschen, welche den Vorschriften des Wohlwollens, des Rechts und der Billigkeit, wenngleich auf eine unvollkommene Weise in dieser Zeit nachgelebt hatten, fanden in dem Bewußtseyn ihrer Rechtschaffenheit eine gewisse stille Beruhigung, die sie der schnellen Aufwallung der Sätze der Traurigkeit und des Schreckens, durch welche so manche wunderbare Bekehrungen bewirkt worden sind, minder fähig machten. Die Lehrer des Evangeliums aber wendeten sich, nach dem Beispiel ihres göttlichen Meisters, auch zu Männern und besonders zu Frauen, die von ihrem Gewissen und oft von den Folgen ihrer Laster niedergedrückt waren. Sowie diese letztern sich von Sünde und Aberglauben zur herrlichen Hoffnung und Unsterblichkeit erhoben fühlten, faßten sie zugleich den Entschluß, sich nicht nur einem tugendhaften, sondern einem reuevollen Leben ganz

Digitized by Google

lich zu widmen. Das Streben nach Vollkommenheit ward die herrschende Leidenschaft ihrer Seele; und man weiß sehr wohl, daß, sowie die Vernunft sich an eine kalte Mittelmäßigkeit hält, die Leidenschaften uns mit heftiger Gewalt über die zwischen den beiden entgegengesetzten Aeußersten liegende Grenze hinüberreißen. Wenn die Neubekehrten in die Zahl der Gläubigen waren aufgenommen und zu den Sacramenten der Kirche gelassen worden, fanden sie sich noch durch eine andere Betrachtung, die zwar weniger geistlich, aber doch ganz unschuldig und achtungswürdig war, von einem Rückfall in ihr voriges unordentliche Leben zurückgehalten. Eine besondere Gesellschaft, welche sich von dem großen Körper einer Nation getrennet hat, wird bald ein Gegenstand worauf Aller Augen mit argwöhnischem Blicke gerichtet sind. Je kleiner noch die Anzahl einer solchen abgesonderten Religionsgesellschaft ist, je mehr tragen die Tugenden oder Laster ihrer Mitglieder dazu bei, die ganze Gesellschaft darnach zu beurtheilen und ein jedes Mitglied muß daher sowohl über seine eigene, als über die Aufführung seiner Brüder, mit der größten Aufmerksamkeit wachen, indem ein Jeder, sowie er an dem allgemeinen Ruhm der Gesellschaft einen Antheil zu hoffen haben darf, ebenfalls einen Theil ihrer Schande mittragen muß. Als die Christen in Bithynien vor den Richterstuhl des jüngern Plinius gezogen wurden, versicherten sie dem Proconsul, daß sie, weit entfernt sich in eine gesetzwidrige Verschwörung einzulassen, vielmehr durch ein feierliches Gelübde verbunden wären, von allen solchen Verbrechen, welche die öffentliche oder Privatruhe der Gesellschaft stören könnten, von Diebstahl, Raub, Ehebruch, Meineid und Betrug, abzustehen und sich derselben zu enthalten. Tertullian war, beinahe ein ganzes Jahrhundert nachher, noch im Stande, mit einem anständigen Stolze von den Christen zu rühmen, daß ihrer sehr wenige durch die Hand des Henkers, wenn es nicht ihrer Religion wegen geschehen, wären hingerichtet worden. Ihr ernsthaftes und abgesondertes, der damaligen herrschenden Ueppigkeit entgegengesetztes Leben gewöhnte sie zur Keuschheit, Mäßigkeit, Sparsamkeit und allen andern stillen und häuslichen Tugenden. Die Verachtung der Welt übte sie in der Demuth, Sanftmuth und Geduld. Je mehr sie verfolgt wurden, je genauer hielten sie unter einander zusammen. Ihre Liebe und ahndungloses Vertrauen ist von den Ungläubigen nicht unbemerkt geblieben und von treulosen Freunden nur zu oft gemißbraucht worden. Die Bischöfe und Lehrer der Kirche, welche durch ihr Zeugniß und Ansehen einen Einfluß in die Grundsätze und Handlungen ihrer Zeitgenossen hatten, studirten die heilige Schrift mit mehr Andacht als Einsicht und nahmen daher diejenigen strengen Gebote Christi und seiner Apostel, denen man nachher eine freiere und figürliche Deutung gegeben hat, oftmals in dem buchstäblichsten Sinne. Stolz darauf, die Vollkommenheit des Evangeliums über die Weisheit der Philosophie zu erheben, trieben die Väter in ihrem Eifer die Pflichten der Selbstverleugnung, die Reinigkeit und Geduld zu einer Höhe, welche die Menschheit kaum erreichen kann und auf der sie sich jetzt noch viel weniger in dem jetzigen Zustande der Schwachheit und des Verderbens zu erhalten im Stande ist. Eine so außerordentliche und so hochgespannte Moral mußte nothwendig dem gemeinen Volke Ehrfurcht einflößen; aber sie war keineswegs geschickt, den Beifall jener weltlich gesinnten Philosophen zu erhalten, die in diesem hinfälligen Leben bloß die Gefühle der Natur und das Interesse der Gesellschaft zu

Rathe ziehen. — Die ersten Christen waren zwar den Geschäften und Vergnügungen dieser Welt abgestorben; aber ihre Liebe zur Thätigkeit, welche niemals gänzlich konnte unterdrückt werden, weckte bald wieder auf und fand in der Regierung der Kirche eine neue Beschäftigung. Eine abgesonderte Gesellschaft, welche die eingeführte Religion des Reichs angriff, konnte nicht ganz ohne einige Form und innere Einrichtung bleiben; sie mußte eine hinlängliche Anzahl Diener bestellen, welchen man nicht nur die geistlichen Verrichtungen, sondern auch selbst die politische Regierung des christlichen gemeinen Wesens anvertrauen konnte. Die Sicherheit der Gesellschaft, ihre Ehre, ihre Vergrößerung konnten, selbst in den andächtigsten Gemüthern, einen gleichen Geist des Patriotismus zu erwecken, als die ersten Römer für ihre Republik gehabt hatten; zuweilen konnten sie dadurch auch zu einer ähnlichen Gleichgültigkeit in Ansehung des Gebrauchs jeder Art von Mitteln, durch welche sich der gewünschte Endzweck erreichen ließ, verleitet werden. Die Regierung der Kirche ist sehr oft sowohl der Gegenstand als der Preis religiöser Streitigkeiten gewesen. Die gegen einander kämpfenden Streiter in Rom, Paris, Oxford und Genf haben auf gleiche Weise sich bemüht, in ihren besonderen Kirchengemeinschaften das Modell der ersten apostolischen Kirche wieder einzuführen. Die wenigen gelehrten Männer, welche die Sache mit mehrer Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit untersucht haben, sind der Meinung, daß die Apostel das Amt eines Gesetzgebers zu derzeit von sich abgelehnet, und lieber bisweilen einige einzelne Aergernisse und Trennungen haben dulden wollen, als daß sie die Christen künftiger Zeiten der Freiheit hätten berauben sollen, die Form des Kirchenregiments, nach Veränderung der Zeit und Umstände, bald auf diese bald auf jene Weise einzurichten. Wie die Kirchenpolizei, welche mit ihrer Genehmigung zum Gebrauch des ersten Jahrh. angenommen worden, beschaffen gewesen sey, kann man aus Dem, was zu Jerusalem, Ephesus oder Korinth gebräuchlich gewesen ist, abnehmen. Die Gemeinen, welche in den Städten des römischen Reichs aufgerichtet wurden, waren bloß durch das Band des Glaubens und der Liebe mit einander vereinigt. Unabhängigkeit und Gleichheit waren der Grund ihrer innern Constitution. Der Mangel der Kirchenzucht und weltlichen Gelehrsamkeit wurde durch den gelegentlichen Beistand der Propheten ersetzt, welche zu diesem Amt ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts oder natürlicher Geschicklichkeiten berufen wurden und welche, so oft sie den göttlichen Antrieb fühlten, in der Versammlung der Gläubigen die Gabe des Geistes ausgossen. Die öffentlichen Religionsverrichtungen wurden den angeordneten Dienern der Kirche, den Bischöfen und Aeltesten anvertraut; zwei Benennungen, welche ursprünglich einerlei Amt und einerlei Stand von Personen bezeichneten. Der Name Aeltester (Presbyter) drückte ihr Alter oder vielmehr ihre Ernsthaftigkeit und Weisheit aus. Der Titel eines Bischofs bezog sich auf die Aufsicht über den Glauben und die Sitten der Christen, die ihrer Pastoralsorge anvertrauet waren. Nun nach dem Verhältnisse der Gläubigen größere und geringere Anzahl unter ihrer Episcopal-Aeltesten hatte mit gleichem Ansehen und unter gemeinschaftlicher Berathschlagung die Führung einer jeden neu entstandenen Gemeine zu besorgen. Aber auch die möglichste Gleichheit der Rechte erfordert die regierende Hand eines Obern, und die Ordnung der öffentlichen Berathschlagungen führte gar bald auf das Amt eines Vorsitzers.

Digitized by Google

der wenigstens mit dem Ansehen die Stimmen zu sammeln und die Schlüsse der Gesellschaft zur Vollziehung zu bringen, bekleidet seyn mußte. Die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, welche durch jährliche oder gelegentliche Wahlen so oft würde unterbrochen worden seyn, bewog die ersten Christen, eine ehrwürdige und beständige Obrigkeit anzuordnen und einen der weisesten und heiligsten unter ihren Aeltesten zu wählen, der während seines Lebens die Obliegenheiten eines geistlichen Obern zu verwalten hatte. Die Vortheile dieser bischöfl. Regierungsform, welche wie es scheint, schon vor Ablauf des ersten Jahrhunderts eingeführt worden, waren so einleuchtend und für die künftige Größe sowohl als für die gegenwärtige Ruhe der Christenheit so wichtig, daß sie sogleich von allen Gemeinen, welche sich bereits in dem römischen Reich ausgebreitet hatten, angenommen wurde. Sie erhielt schon sehr frühzeitig die Bestätigung des Alterthums und wird noch jetzt von den ansehnlichsten Kirchen, sowohl in den Morgen- als Abendländern, als die erste, ja sogar als eine göttliche Anordnung verehrt. Man kann die engen Grenzen ihrer ursprünglichen Jurisdiction, welche hauptsächlich von geistlicher, wenngleich in einigen Stücken von weltlicher Beschaffenheit war, in wenig Worte fassen. Sie bestand in der Verwaltung der Sacramente und der Kirchenzucht, in der Oberaufsicht über die unmerklich zahlreicher und mannigfaltiger werdenden Religionsgebräuche, in der Einweihung der Kirchendiener, welchen der Bischof ihre angemessenen Amtsverrichtungen vorschrieb, in der Verwaltung des öffentlichen Schatzes und der Entscheidung aller solcher Streitigkeiten, welche die Gläubigen nicht gern vor den Richterstuhl abgöttischer Obrigkeiten gebracht wissen wollten. Diese Macht wurde kurze Zeit hindurch nach dem Rath und Gutbefinden des Collegiums der Aeltesten und mit Beistimmung und nach dem Gutheißen der christlichen Gemeine ausgeübt. Man betrachtete die ersten Bischöfe bloß als die ersten ihres Gleichen und als die ehrenvollen Diener eines freien Volks. Ward der bischöfliche Stuhl durch den Tod erledigt, so wurde unter den Aeltesten, durch die Stimmen der ganzen Gemeine, ein neuer Vorsteher erwählt, indem ein jedes Mitglied sich als eine Person ansah, die mit einem heiligen und priesterlichen Charakter ausgerüstet sey. So war die sanfte und gleiche Verfassung beschaffen, nach welcher die Christen mehr als hundert Jahre nach dem Tode der Apostel regiert wurden. Eine jede Gemeine machte für sich eine abgesonderte und unabhängige Republik aus; und obgleich die entferntesten dieser kleinen Staaten ein wechselseitiges freundschaftliches Verhältniß durch Briefe und Abgeordnete mit einander unterhielten, so war doch die christliche Welt noch nicht durch eine oberste Macht oder gesetzgebende Versammlung mit einander verbunden. Nachdem aber die Zahl der Gläubigen allmälig zunahm und größer wurde, bemerkte man die Vortheile, welche aus einer engern Vereinigung ihres Interesse und ihrer Absichten entspringen könnten. Gegen das Ende des 2. Jahrh. nahmen die Kirchen in Griechenland und Asien die nützliche Anordnung der Provinzialsynoden an und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie das Muster eines solchen repräsentirenden Collegiums von den berühmten Beispielen ihres eignen Landes, den Amphiktyonen, dem achäischen Bunde, oder den Versammlungen der ionischen Städte, entlehnt haben. Es wurde gar bald als eine Gewohnheit und als ein Gesetz eingeführt, daß die Bischöfe der unabhängigen Kirchen sich zu bestimmten Zeiten, im Frühling und

Herbst, in der Hauptstadt der Provinz einfinden mußten. Bei ihren Berathschlagungen wurden sie durch das Gutachten einiger der angesehensten Aeltesten unterstützt und durch die Gegenwart einer zahlreichen und aufmerksamen Menge von Zuhörern in Schranken gehalten. Ihre Schlüsse, welche Canonen genannt wurden, entschieden jede wichtige Streitfrage in Sachen des Glaubens oder der Kirchenzucht, und es war natürlich zu glauben, daß der heilige Geist sich im reichen Maße über die vereinigte Versammlung der Abgeordneten des christlichen Volkes ergießen werde. Dieselben Ursachen, welche zuerst die Gleichheit unter den Aeltesten aufgehoben hatten, führten nun auch unter den Bischöfen einen Vorzug des Ranges und mittelst desselben eine Superiorität ihrer Jurisdiction ein. So oft sie im Frühling oder Herbst in der Provinzialsynode zusammen kamen, wurde der Unterschied, den persönliche Verdienste und Ruhm unter den Mitgliedern der Versammlung machten, sehr merklich empfunden und der größere Theil durch die Weisheit und Beredtsamkeit einiger Wenigen regiert. Aber die Ordnung in den öffentlichen Versammlungen erforderte die Festsetzung eines regelmäßigen und dem Neide minder ausgesetzten Unterschiedes. Die Bischöfe der Hauptstadt bekamen das Amt beständiger Vorsitzer auf den Concilien einer jeden Provinz. Die Gemeinschaft der Güter, welche die Einbildungskraft des Plato so angenehm beschäftigt hatte und welche in einem gewissen Grade unter der strengen Sekte der Essener eingeführt war, wurde auch in der ersten Kirche auf kurze Zeit angenommen. Der Eifer der ersten Proselyten trieb sie an, die von ihnen verachteten irdischen Güter zu verkaufen, den Preis derselben zu den Füßen der Apostel niederzulegen und sich mit dem Empfange eines gleichen Antheils bei der allgemeinen Austheilung zu begnügen. Die zunehmende Verbreitung des Christenthums war Ursache, daß man von dieser großmüthigen Einrichtung, die in minder reinen Händen als die der Apostel waren, gar bald ausgeartet und von der in der menschlichen Natur zu tief eingewurzelten Selbstliebe gemißbraucht worden seyn müsse, allmälig nachließ und sie endlich ganz abschaffte. Statt einer gänzlichen Aufopferung nahmen die Diener des Evangeliums einen mäßigen Theil an und ein jeder Gläubiger brachte, nach Erforderniß der Umstände und nach dem Verhältniß seines Vermögens und seiner Frömmigkeit, in den wöchentlichen oder monatlichen Versammlungen, seine freiwillige Gabe zum Besten des gemeinen Schatzes dar. Der Bischof war natürlicher Weise der Verwalter der kirchlichen Einkünfte; der öffentliche Schatz war seiner Vorsorge ohne irgend einige weitere Rechnung oder Rechenschaft anvertraut. Die Aeltesten hatten bloß mit ihren geistlichen Verrichtungen zu thun und der niedrigere Orden der Diakonen wurde bloß zur Verwaltung und Austheilung der kirchlichen Einnahmen gebraucht. Ein verhältnißmäßiger Theil derselben blieb zur Unterhaltung des Bischofs und seiner Geistlichkeit ausgesetzt; eine andere hinreichende Summe wurde zum Behuf des öffentlichen Gottesdienstes, von welchem die sogenannten Liebesmahle einen sehr angenehmen Theil ausmachten, angewiesen. Eine jede Gesellschaft hat ohne Zweifel das Recht, diejenigen ihrer Mitglieder, welche die mit allgemeiner Uebereinstimmung festgesetzten Anordnungen verwerfen oder übertreten, von ihrer Gemeinschaft und ihren Wohlthaten auszuschließen. Die altchristliche Kirche richtete bei der Ausübung dieser Macht ihre Strafen hauptsächlich gegen die Aergerniß gebenden Sünder und insbesondere gegen

Digitized by Google

solche, welche des Betruges und der Unenthaltsamkeit beschuldigt waren; gegen die Urheber oder Anhänger ketzerischer, von den Bischöfen verdammter Meinungen und gegen diejenigen unglücklichen Personen, die entweder aus freiem Willen oder aus Zwang sich nach ihrer Taufe mit irgend einer Handlung des Götzendienstes befleckt hatten. Die Wirkungen dieses Bannes waren sowohl von geistlicher als weltlicher Beschaffenheit. Der Christ, gegen welchen er ausgesprochen war, verlor allen Antheil an den Gaben und Opfern der Gläubigen. Die Bande der religiösen sowohl als der Privatfreundschaft wurden dadurch aufgelöst, er mußte sich als einen Gegenstand des Abscheues derjenigen Personen ansehen, die er am meisten schätzte und von denen er aufs zärtlichste geliebt worden war; und inwiefern die Ausschließung aus einer ehrwürdigen Gesellschaft seinem guten Namen einen Schandfleck zuziehen konnte, wurde er von dem größten Theile der Menschen vermieden, oder für verdächtig gehalten. Aber fast alle Diejenigen, welche sich wider ihren Willen von den Reizen des Lasters und der Abgötterei hatten hinreißen lassen, waren über ihren gefallenen Zustand bekümmert und ängstlich darauf bedacht, der Wohlthaten der christlichen Religion wieder theilhaftig zu werden. Was die Behandlung dieser Bußfertigen betrifft, so war die erste Kirche darüber in zwei Meinungen, deren eine sich zur Strenge, die andere zur Milde neigte, getheilt. Die strengern und unbiegsamern Casuisten versagten ihnen auf immer und ohne Ausnahme den geringsten Platz in der heiligen Gemeinschaft, welche sie entehrt oder verlassen hatten; sie überließen sie den Vorwürfen ihres bösen Gewissens und ließen ihnen nur einen schwachen Strahl der Hoffnung, daß sie durch ein reuevolles Leben und Ende vielleicht noch in den Augen des höchsten Wesens Gnade finden könnten. Die reinsten und ehrwürdigsten christlichen Kirchen nahmen jedoch, sowohl in der Theorie als in der Ausübung eine mildere Meinung an. Die Thore der Wiederaussöhnung und des Himmels wurden den wiederkehrenden Sündern nur selten verschlossen; aber man bediente sich einer ernsthaften und feierlichen Art von Disciplin, welche, indem sie zur Aussöhnung des Verbrechens diente, zugleich die Zuschauer von der Nachahmung eines so bösen Beispiels mächtig abschrecken sollte. Durch ein öffentliches Bekenntniß gedemüthigt, durch Fasten ausgemergelt, mit einem Sack bekleidet, lag der Büßende vor den Thüren der Versammlung auf der Erde hingestreckt, flehte mit Thränen um die Vergebung seines Unrechts und bat die Gläubigen um ihr Gebet und ihre Fürbitte. War der begangene Fehltritt von einer sehr schändlichen Art, so wurde eine Buße, die mehre Jahre lang dauerte, noch immer nicht für eine hinreichende Genugthuung der göttlichen Gerechtigkeit gehalten und der Sünder, der Ketzer oder der Abtrünnige wurde in jedem Fall nur durch langsame und schmerzliche Abstufungen wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen. Die Verurtheilung zu einer ewigen Verdammniß wurde jedoch nur für einige Verbrechen von außerordentlicher Größe, insbesondere für den unverzeihlichen Rückfall solcher Büßenden aufgespart, welche die Gnade ihres geistlichen Obern bereits schon erfahren und gemißbraucht hatten. Uebrigens war es der Beurtheilung und dem Gutbefinden der Bischöfe überlassen, nach den Umständen oder der Anzahl der Schuldigen in dem Gebrauch der christlichen Disciplin einige Abänderungen zu treffen.

Urevangelium, eine nicht vorhandene, sondern nur als vorhanden

gewesen vorausgesetzte erste, aramäisch geschriebene Nachricht von dem Leben und den Lehren Jesu, nach welcher Matthäus, Markus und Lukas ihre Evangelien abgefaßt haben sollen. Diese, von Clericus aufgebrachte, und von Eichhorn („Einleit. in das N. T.") scharfsinnig durchgeführte Annahme fand mehr Gegner als Vertheidiger, da ihre historischen und kritischen Beweise nicht einmal so viel für sich haben, als die ebenfalls streitige Voraussetzung eines aramäischen Originals des griech. Evang. Matthäi. Die einfache und ganz sachgemäße Meinung, welche Eichmann und Herder aufgestellt haben, daß ein nur in mündlichen Erzählungen fortgepflanztes, traditionelles Evangelium den Stoff zu den ersten 3 Evangelien geliefert habe, gewann die meisten Stimmen. Vgl. Eusebius's „Versuch über die Entstehung und die frühesten Schicksale der 3 ersten Evangelien" (Leipz. 1818).

Urgebirge, s. Geognosie.

Uri, ein 24 QM. großer Canton der schweizerischer Eidgenossenschaft, zwischen den Cantonen Tessin, Graubündten, Glarus, Schwyz, Unterwalden, Bern und Wallis, der classische Boden Helvetiens, die Heimath Wilhelms Tells, wo noch Alles an die ersten Hochthaten der Eidgenossen erinnert. Der Canton besteht bloß aus dem Reußthale und einigen Nebenthälern, und erstreckt sich vom St.-Gotthard bis an den Vierwaldstädtersee. Ursprünglich faßte er nur den Theil des Thals vom See bis zur Teufelsbrücke, seit 1410 verband sich der obere Theil des Thals, das Urseren-Thal genannt, mit den Uriern. Der Name des Cantons soll von den Ur- oder Auerochsen herkommen, welche ehemals in diesen Wildnissen gehauset. Das ganze Land ist durchaus nur Weide und Alpland, von den höchsten mit ewigem Schnee bedeckten Bergen, dem Titlis, Tödi, Krispalt, umgeben; es erhebt sich vom See bis zum St.-Gotthard, dessen Zweige es auf beiden Seiten umschließen. Am linken Ufer des Sees, ist am Fuße des Selisberges das Rütli, eine kleine Wiese, wo unter Obstbäumen bei 3 Quellen ein Haus steht. Hier versammelten sich Werner Stauffacher, Aerni an der Halden und Walter Fürst von Attinghausen und schwuren das Vaterland aus seiner Noth zu retten, welches am 1. Jan. 1308 glücklich ausgeführt ward und die Freiheit von Uri, Unterwalden und Schwyz begründete. Am östlichen Ufer des Sees springt am Ufer ein Felsenstück, die Tell's Platte, weit hervor, wohin Tell durch einen kühnen Sprung sich rettete. Hier wurde eine Capelle erbaut, worin alle Jahre eine Messe gelesen wird. Vom See geht die große St.-Gotthardstraße an der Reuß entlang in 1/4 St. nach Altorf, dem Hauptorte des Cantons, mit 4000 Einw. Man zeigt noch den Thurm, wo Tell's Kind mit dem Apfel auf dem Kopfe, und einen Brunnen, wo Tell gestanden haben soll als er den Apfel herabschoß. In der Nähe am Eingang des wilden Schwächen-Thals liegt das Dorf Bürgelen, der Wohnort Tell's, wo er auch in den Fluten des Schwächenbaches ertrank als er ein Kind retten wollte. Der fruchtbarste Landstrich ist das Reußthal von Altorf bis zu dem 3 St. entfernten Amsteg. Von Altorf sind es 8 St. bis zur berühmten sehr alten Teufelsbrücke. Dieser Weg, wo man bald auf dem rechten, bald auf dem linken Reußufer sich befindet, ist einer der wildesten in der Schweiz. Die nackten Felsen thürmen sich immer höher zur Seite, und die Reuß brauset in immer wüthendern Fällen. Der schöllener Schlund führt endlich zur Teufelsbrücke, deren Bogenöffnung 75 F. beträgt und

unter welcher die Reuß, in einer Tiefe von 100 F. einen ungeheuern Sturz bildet. Hier weht ein ewiger Sturm und das zerstäubende Wasser benetzt unaufhörlich die Brücke. Im Mittelalter war sie u. d. N. der „stäubenden Brücke" bekannt. Im Revolutionskriege zerstörten die Franzosen die Vorderbogen derselben; nachdem sie aber durch die Oestreicher wieder hergestellt wurden, passirten sie die Russen unter Suwaroff. Sie ist später wieder ganz hergestellt worden. Von der Brücke gelangt man bald an den Teufelsberg, welcher den Weg gänzlich versperrt. Ehemals umging man den Berg und gelangte über eine hölzerne in Ketten hängende Brücke, ins Urseren-Thal; 1707 ließ man aber einen 200 F. langen und 12 F. breiten und hohen Stollen durch den Teufelsberg treiben, und dieß ist das Urner-Loch, welches jetzt ins 3 St. lange und 1/4 St. breite Urseren-Thal führt, welches von der Reuß durchflossen, eins der höchsten in der Schweiz ist, daher hier bei 8 Monate Winter kein Baumwuchs mehr, und nichts als liebliche Alpenwiesen. Beim Dorfe Hospital geht eine Straße über die Furka und die Maienwand nach Wallis; die Hauptstraße nach Italien aber steigt auf den Rücken des Gotthard und ist eine der gewöhnlichsten zwischen Italien und Deutschland. Die Urner bauen wenig Getreide, aber gutes Obst gedeiht, und die herrlichsten Nußbäume umgeben die tiefer gelegenen Dörfer. Viehzucht ist der Haupterwerbzweig; über 10.000 Stück Rindvieh weiden im Sommer auf den Alpen. Die Einw. (etwa 19.000) sind ein armes gutmüthiges Hirtenvolk von deutschem Stamme, welches sich zum kathol. Kultus bekennt, und unter den Sprengel des Bischofs von Chur gehört. Die Verfassung ist rein demokratisch. Die höchste Gewalt steht bei der Landes-Gemeine, zu der jeder Bürger nach zurückgelegtem 20. J. Zutritt hat, und die jährlich am ersten Sonntage im Mai zu Betzlingen gehalten wird. Die ausübende Gewalt ist einem Landrathe übergeben, der außer dem regierenden Landamman und übrigen Bundeshäuptern aus 60 Mitgliedern besteht. Zur Bundesarmee stellt der Canton 236 Mann und gibt einen Geldbeitrag von 1180 schw. Franken. Das Land zerfällt in die Bezirke Uri und Urseren. Der Sitz der Regierung ist in Altorf.

Urin, s. Harn.

Urkunde heißt ursprünglich jedes Zeugniß zur Bekräftigung der Wahrhaftigkeit einer Sache oder Handlung; daher kunden oder urkunden, Zeugniß geben. Insbesondere jedes geschriebene Zeugniß; daher Urkunden von einer Sache, geschriebene Zeugnisse. In dieser letztern Bedeutung heißen alle Diplome Urkunden (s. Diplom und Diplomatik). 2) Eine Schrift über Privatverhandlungen; sie muß vor dem Gebrauche recognoscirt werden. Geht ein solches Dokument verloren, so wird die Forderung deßwegen nicht ungültig, wenn sie anderweit erwiesen werden kann. Für den Unterricht im Lesen und Erklären der Urkunden ward in Paris die Ecole roy. des chartes am 2. Jan. 1830 eröffnet.

Urne, bei den Alten ein rundes Gefäß, worin man die Asche des verbrannten Leichnams im Grabe beisetzte. Man machte sie aus Holz, Erde, Marmor, Porphyr, Silber oder Gold und schmückte sie bei der Beisetzung mit Blumen und Kränzen. Ihre Seitenflächen waren mit Figuren, meistens mythologischen Inhalts, bemalt. Diese Zeichnungen sind gewöhnlich vortrefflich und zeugen von der hohen Vollkommenheit der Kunst bei den Griechen. Dann gab es auch Thränenkrüge oder

Urnen, kleine Gefäße von Thon oder Glas, worin man die für verstorbene Verwandte vergossenen Thränen sammelte und aufbewahrte. Auf unsern Grabmälern werden die Urnen häufig als Decoration angebracht. Endlich waren die Urnen auch Symbole eines Fluß- oder Quellgottes. Von den Urnen der Alten hat Montfaucon in einem eignen prächtigen Werke zahlreiche Abbildungen geliefert.

Urphede, ein altes, jetzt nur noch in den Rechten übliches Wort, bedeutet ein eidliches Versprechen, sich wegen einer erlittenen Beleidigung, besonders wegen ausgestandenen Verhaftes, nicht rächen zu wollen. Urphede ist also der Eid eines entlassenen und verwiesenen Verhafteten, das Land, aus welchem er verwiesen worden, nicht wieder zu betreten, noch weniger an demselben und dessen Bewohnern sich zu rächen.

Urproduction. Mit dem Worte bezeichnet man in der Staatswissenschaft die Erzeugung von Gütern aus dem Urstoffe, wodurch dieselben in ihrer ursprünglichen Gestalt dem Genusse übergeben werden. Der Urstoff ist die Natur, und was durch ihre Zeugungskraft erzielt und dem Menschen auch in seiner Naturgestalt zum Genusse dargeboten wird, heißt Urproduct; als Korn, Metalle, Fische, Thiere ꝛc. Zweige der Urproduction sind demnach der Ackerbau, die Fischerei, die Jagd und der Bergbau. Zu den ältesten Urproductionen gehören die Jagd und die Fischerei, denn je roher, uncultivirter eine Nation ist, desto mehr beschränkt sich ihren Unterhalt auf diese; später entstand der Ackerbau und zuletzt der Bergbau. Weil aber unter diesen Zweigen der Ackerbau der wichtigste ist, so versteht man oft unter Urproduction nur diesen. Auf ihm beruht hauptsächlich die industrielle Production, Gewerbfleiß, Fabriken und Handel, und nur da ist eine vortheilhafte Fabrication und ein ergiebiger Handel zu erwarten, wo die Urproduction kräftig und zweckmäßig betrieben wird. Sie allein erhält die Fabriken auf die Dauer unabhängig von fremden. Sie dient daher der industriellen Betriebsamkeit wenn auch nicht zur nothwendigen, doch sichersten Stütze. Ein Staat arbeitet daher auf seinen Vortheil hin, wenn er sie zu befördern sucht. Hierzu besitzt er 3 Hauptwege. Er muß den Boden, worauf die Urproduction erzielt wird, vermehren, dieß geschieht durch Austrocknung der Sümpfe, Ausrottung der Wälder, Anbauung der Haiden und culturfähigen Berge. Zweitens, durch Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse, Benutzung neuer Entdeckungen, Akklimatisirung vortheilhafter Pflanzen, Veredlung der Hausthiere. Drittens durch Erleichterung des Ackerbaues von den ihn noch in manchen Ländern drückenden Fesseln, sowohl in Hinsicht der Erzielung als des Absatzes. In den Schriften über Staatswissenschaft werden hierüber weitläufige Lehren ertheilt, die, weil sie einen so wichtigen Gegenstand betreffen, alle Beherzigung verdienen.

Ursprache. Wenn man annehmen will, daß die ganze Menschenmasse ursprünglich auf einem nicht ausgedehnten Erdstrich gewohnt und immer in friedlichem Verkehr mit einander gestanden habe, so kann es seyn, daß sich zu Anfangs Eine allgemein verständliche Wortsprache bildete. Allein hieran müssen wir zweifeln; denn ehe die Wortsprache entstand, lebten die Menschen vereinzelt in Familien. Sowie ihre Menge immer wuchs, traten die verschiedenen Geschlechter, durch Verwandtschaft, Zuneigung oder Bedürfniß dazu eingeladen, in abgesonderte Haufen zusammen. Der gesellige Verkehr war theils wegen der Geringfügigkeit der damaligen Bedürfnisse, theils wegen der Leichtigkeit, womit man

Digitized by Google

sich dieselben verschaffen konnte, so gar groß nicht, sondern jeder Stamm oder Gesellschaftskreis beschränkte sich größtentheils auf sich und seine nächsten Umgebungen. Es entstanden frühzeitige Kriege, wodurch der Verkehr unter den Menschen und mit ihm die Verbreitung einer ihnen allein verständlichen Wortsprache gehindert wurde. Daß mehre gleich oder ähnlich lautende Wörter in vielen Sprachen einen und den nämlichen Begriff anzeigen, ist keineswegs ein Beweis, daß es ursprünglich nur Eine Sprache gegeben habe. Denn solche gleich oder ähnlich lautende Benennungen in mehren Sprachen für einen Gegenstand können entweder zufällig entstanden seyn, oder es sind auch Klangwörter, d. h. solche, womit man Sachen durch Nachahmung der Art und Weise, wie sie ins Gehör fallen, bezeichnet; oder es sind Wörter, die erst durch den spätern Verkehr der Völkerschaften eine Allgemeinheit erhielten und sich von Munde zu Munde fortpflanzten. Ehe um die Mitte des 18. Jahrh. de Brosses, Monboddo, Herder u. A. über den Ursprung der Sprache (s. d.) richtige Ansichten verbreitet hatten, und so lange die Erzählung vom Thurmbau zu Babel nicht in dem geistigen Sinne, den sie in Beziehung auf eine gemeinschaftliche Quelle der Sprachen hat, sondern in der rohen buchstäblichen Bedeutung genommen wurde, konnten alle Untersuchungen über die verschiedenen Sprachen auf der Erde nur eine verkehrte Richtung nehmen und alle frühere Forschungen zu keinem befriedigenden Ergebniß führen. Man ging häufig von der Voraussetzung aus, daß alle Sprachen Töchter der hebräischen wären, verglich viele Wörter und leitete sie nach oft ganz zufälligen Lautähnlichkeiten von einander ab. Nur wenige geistreiche Männer wurden durch gesunde Ansichten von der Fortbildung der Sprache dahin geführt, mehre Sprachen zu zergliedern, wie Casaubonus, Scaliger, Salmasius hinsichtlich der griechischen, Alb. Schultens in Beziehung auf die morgenländ. Sprachen. Whiter gab in neuern Zeiten den von jenen Forschern aufgestellten Grundsätzen eine weitere Ausdehnung und wollte in alten Sprachen in den Consonanten allein, und zwar in der einfachsten Gestalt derselben, die bedeutsamen Bestandtheile der Wörter und in diesen, allen Sprachen eignen Wurzeln, die menschliche Ursprache finden. Andere suchten dagegen lieber in den Vocalen, als Nachbildungen der einfachen Naturlaute, die ersten Bestandtheile, welche mit Consonanten verbunden einsylbige Wurzeln gaben, und auf diesem Wege kam man zu einsylbigen Ursprachen. Diese Ansicht kann auch allein zu fruchtbaren Ergebnissen führen, wenn man dabei den richtigen Begriff von Urſylben und Urlingen, wie man den Ausdruck des Gemeinsamen in den Sprachen treffend genannt hat, festhält und mit Kanne beachtet, daß die Consonanten nur gleichsam niedergeschlagene Hauche sind Auf dem Wege, den diese Urlinge zeigen, zu den Uranfängen der Sprache zu gelangen, um alle Sprachen, mit Steffens („Caricaturen des Heiligsten", Bd. 2) zu reden, in eine große Sprachorganisation zu vereinigen, ist eine schwierige, aber auch die höchste Aufgabe für die Wissenschaft. Es fehlt dazu noch an vielen Vorbereitungen und selbst um die bekannten Sprachen nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft zusammenzuordnen, müßten diese erst bis auf ihre letzten Bestandtheile zergliedert und ihr Bau erforscht worden seyn. — Ursprache nennt man auch eine aus eignem Stamme entsprungene Sprache, als Gegensatz der Misch- und Töchtersprachen; z. B. die deutsche Sprache.

Digitized by Google

Urstoffe, s. Elemente.

Ursulinerinnen sind Nonnen der heil. Ursula, die von der heil. Angela zu Brescia 1537 zuerst ohne Klosterleben als eine Schwesterschaft zur Uebung der christlichen Liebe gestiftet wurden, und später, nach Helyot, zu 20 Congregationen anwuchsen, wovon die meisten seit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöstern zusammenleben, einige in Italien jedoch bei der ersten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuschheit blieben. Die Kleidung ist schwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt. Dieser Orden folgt der Regel des heil. Augustinus, steht unter den Bischöfen und beschäftigt sich lediglich mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte der jungen Mädchen, wozu er durch besondere Gelübde verpflichtet ist. Er zählte im 18. Jahrh. über 350 Klöster und entging wegen seiner Gemeinnützigkeit der Aufhebung; daher besteht er noch in Italien, Spanien, Frankreich, dem östreich. und preuß. Staate.

Urtheil, im allgemeinen Sinne, ist die auf Wahrnehmung und Nachdenken gegründete Erkenntniß der Beschaffenheit einer Sache; wie auch der auf solcher Erkenntniß beruhende Ausspruch über dieselbe; daher wahres und falsches, je nachdem die Umstände richtig erkannt, verbunden und daraus gefolgert worden. Im Sinne der Logik, diejenige Handlung des Verstandes, durch welche mehre Begriffe mit einander verbunden, oder, was hier einerlei ist, in einem Verhältnisse gegen einander gedacht werden. In jedem Urtheil müssen wenigstens drei Begriffe vorkommen, das Subject, wovon etwas ausgesagt wird, das Prädicat oder das, was von dem Subjecte ausgesagt wird, und die Copula oder der Begriff, durch welchen Subject und Prädicat verbunden werden. In den Sätzen: „das Leben ist kurz, die Kunst ist lang", sind das Leben und die Kunst die Subjecte, kurz und lang die Prädicate und das Wörtchen ist die Copula. — In juristischer Bedeutung der entscheidende Ausspruch des Richters über eine streitige Sache; daher ein Urtheilsspruch, ein Urtheil fällen. Ein motivirtes Urtheil ist dann ein solches, wobei die Gründe (Motive), wonach oder woraus gefolgert worden ist, angeführt sind. — Geschmacksurtheil, der Ausspruch des ästhetischen Vermögens (des Geschmackes) über einen ästhetischen Gegenstand. Da bei diesem Urtheile mehr das Gefühl in Anspruch genommen wird, so erklärt sich dadurch die Verschiedenheit der Geschmacksurtheile, die alles Entscheiden in Sachen des Geschmacks so schwierig machen.

Urtheilskraft (judicium), das Vermögen des Menschen, die Verhältnisse und Begriffe gegen einander wahrzunehmen, oder, da in dem Urtheil immer das Enthaltenseyn eines Begriffs in dem andern ausgesagt oder verneint wird, das Vermögen, das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken. Wichtige Untersuchungen über dieses Vermögen lieferte Kant in seiner „Kritik der Urtheilskraft". Er unterscheidet von der subsumirenden, deren wir eben gedacht, noch die reflectirende, die zu einem gegebenen Besondern das Allgemeine findet, und entweder als ästhetische Urtheilskraft die Zweckmäßigkeit der Form, oder teleogische die objective Zweckmäßigkeit der Natur beurtheilt.

Uruguay, der jüngste und kleinste der südamerikanischen Freistaaten, bekannter u. d. N. Banda Oriental, umfaßt das Land zwischen dem Rio de la Plata, dem atlantischen Meere, der brasilischen Provinz Rio Grande, dem Districte der Missionen und den argentinischen Pro-

vinzen Corrientes und Entre Rios und grenzt nördlich an Brasilien, östlich an dieses Reich und den Ocean, südlich ebenfalls an den atlantischen Ocean und den Rio de la Plata und westlich an den Uruguay, den Hauptfluß des Landes, nach welchem es den Namen erhalten hat. Sein Flächeninhalt beträgt gegen 6000 QM., seine Bevölkerung höchstens 70.000 Seelen. Die Natur des Landes, Klima, Erzeugnisse und Einwohner sind denen der Laplataſtaaten ähnlich (vgl. Plata), mit welchen es unter der span. Herrschaft zu dem Vicekönigreich Buenos Ayres gehörte. Diese weiten, öden Strecken wurden zuerst von den Spaniern bevölkert; die Hauptstadt San Felipe de Montevideo ward erst 1724 angelegt. Der Reichthum der Provinz bestand bloß in der Viehzucht und auf diese war alle Volksthätigkeit beschränkt. Später wurde die Banda Oriental das Land der brasilischen Schleichhändler, durch welche der Handel von Buenos Ayres endlich fast vernichtet ward. Da alle Mittel der span. Regierung vergebens waren, diesen ungesetzlichen Verkehr zu hemmen, gewann Conde Sobremata, der Vicekönig von Buenos Ayres, um 1800 den berüchtigsten und entschlossensten aller Schleichhändler, Don Jose de Artigas (geb. zu Montevideo), welcher nun in wenigen Jahren die Banda Oriental von allen Räubern und Schleichhändlern säuberte und das Ansehen der Regierung sowie die Sicherheit des Eigenthums vollkommen herstellte. Zur Belohnung wurde er zum Generalfeldwächter der Provinz Montevideo ernannt. Beim Ausbruche der Revolution in Buenos Ayres wollte sich Montevideo derselben anschließen, ward aber durch den Einfluß und die Ränke eines ehrgeizigen Advocaten, D. Obes, endlich bestimmt, die dort errichtete Junta nicht anzuerkennen. Das war der Ursprung der Spaltung zwischen den 2 Nachbarstädten. Artigas trat nach einem Streite mit dem span. Commandanten Elio 1811 in die Dienste der Patrioten und schlug die Königlichen, welche aus Montevideo einen Ausfall machten, bei Las Piedras. Fortwährend verrichtete Artigas Wunder der Tapferkeit und wurde wieder an der Spitze seiner berittenen Viehhirten (vgl. Gauchos) der Schrecken des Landes; aber von jeher an Zügellosigkeit gewöhnt, entzog er sich dem Oberbefehl des patriotischen Generals von Buenos Ayres, Rondeau, und handelte unabhängig nach seinen eignen Planen. Indessen belagerte der Oberst Alvear 1814 Montevideo, wobei ihn Artigas und eine Flottille so nachdrücklich unterstützten, daß am 20. Juni diese wichtigste Festung der Spanier am Rio de la Plata mit großen Kriegsvorräthen in die Gewalt der Patrioten fiel und die span. Heeresmacht sich ergeben mußte. Von nun an nannte sich Artigas das Oberhaupt der Banda Oriental, weßhalb er mit Buenos Ayres zerfiel, dessen Truppen aus Montevideo zu weichen zwang, worauf ihn der Director Posades als Rebellen ächtete. Von nun an waren alle Versuche, den kühnen Parteigänger zu unterwerfen, vergeblich. Die brasilische Regierung, von Eroberungssucht getrieben, sandte 1816 den General Lecor mit 8000 M. ins Land, welche nach manchem blutigen Gefechte mit den tapfern Gauchos Macdonaldo Montevideo u. a. Plätze besetzten. Artigas führte nun gegen Brasilien und Buenos Ayres einen Guerillakrieg, worin er anfangs viele Vortheile erkämpfte, aber zuletzt in der Provinz Entre Rios nicht glücklich war. Er suchte 1820 Schutz in Paraguay, wo ihn der Dictator Francia in dem Dorfe Candelaria unter strenge Aufsicht stellte, bis er 1826 starb. — 1821 wurde indeß die Banda Oriental mit Montevideo u. d. N. Cis-

Digitized by Google

platina eine brasilische Provinz; aber es kam deßhalb zwischen Buenos Ayres und Brasilien (vgl. d.) zum Kriege (1826—28), bis England den Frieden vermittelte. Nach den Bestimmungen desselben wurde Cisplatana für vollkommen unabhängig erklärt und ihr das Recht zugestanden, sich mit einer beliebigen Regierungsform als selbständiger Staat zu constituiren. Als provisorischer Gubernador wurde der General Rondeau ernannt, welcher sich früher um die Befreiung des Landes verdient gemacht hatte. Die Provinz Montevideo erklärte sich u. d. N. Republica oriental del Uruguay für einen selbständigen Freistaat und gab sich am 10. Sept. 1829 eine eigne Verfassung. Nach dieser sind 2 Kammern bestimmt; die erste besteht aus 9 Senatoren, die 2. aus 29 Abgeordneten; Religions- und Preßfreiheit wurde garantirt, als Gesetzbuch der Hauptsache nach der Code Napoléon und Geschwornengerichte eingeführt. Das stehende Heer ist abgeschafft und Bürgerbewaffnung eingeführt; der Schulunterricht steht unter der besondern Obhut des Staats, und jeder Fremde, der sich im Lande niederläßt, erlangt das Staatsbürgerrecht. Uruguay, dessen Verkehr und Wohlstand seit der Revolution durch die langen Bedrückungen Artigas's und der Brasilier so sehr gelitten, wird sich im Frieden schnell wieder erholen; schon 1830 besuchten wieder 586 fremde Schiffe den Hafen von Montevideo und die Einfuhr betrug in demselben Jahre 2.626.514 Piaster, die Ausfuhr 2.586.647 Piaster. — Das ganze Land ist in 9 Departements eingetheilt: Montevideo, mit der gleichnamigen regelmäßig gebauten Hauptst. des Freistaats, welche etwa 12.000 Einw. zählt; Maldonado, Colonia, San Jose, Santa Lucia, Cerro Largo, Soriano, Canelores und San Carlos.

Urwelt und Vorwelt. Die frühere Geschichte unseres Erdballs, seine wiederholt erlittenen Umwandlungen und auf ihm befindlich gewesenen, längst untergegangenen Thier- und Pflanzengeschlechter haben in der neuern Zeit mehre Naturforscher (Blumenbach, Pallas, Cuvier, Lepechin, Adams, Spallanzani, Brongniart, Fortis, Caldani, Voigt, Link, Krüger, Schubert, Ballenstädt, Buckland u. A.) beschäftigt. Wir verweisen deßhalb, sowie über die früheste Bildung der Erde auf den Art. Geogenie, Bd. V, S. 808—9. Cuvier hat die von ihm erforschten eigenthümlichen Kennzeichen der verschiedenen Thiere, deren Geschlechter in den Erdrevolutionen untergegangen sind, in s. „Recherches sur les orremens fossiles" (3. Aufl., 1830, fg., 7 Bde. 4., m. Kpf.) angegeben. Er hat im Ganzen über 160 fossile Thiere beschrieben, darunter 7 Elefanten, 4 Hippopodamen, 4 Nashörner, 9 Paläotherien, eine Pferde-, eine Schweine-, 13 Hirscharten, 30 Ochsenarten, 29 fleischfressende Thiere, 15 Krokodile, 21 Schildkröten, 10 Eidechsen, einen Salamander u. s. w. — Die fossilen organischen Ueberreste, die man früher gewöhnlich unter dem zu engen Begriff der Versteinerungen oder Petrefacten zusammenfaßte, sind von vierfach verschiedener Art, nämlich entweder bloß verkalkt, wenn Knochen, Conchylien u. a. Thiergebilde, wie man sie meist im aufgeschwemmten Lande findet, ihren thierischen Leim und damit größtentheils ihre frühere Festigkeit verloren haben, und statt Dessen bloß mit Kalksinter oder Mergeltuff durchzogen worden sind, oder im eigentlichen Sinne versteinert, petreficirt, in den festen Schichten der Flötzgebirge eingeschlossen, und größtentheils selbst steinhart, wohin die unbekannten vorweltlichen Seegeschöpfe gehören, oder metallisirt, wenn die organischen Reste mit metallischen Stoffen, besonders mit Schwefel und Kupferkies,

Digitized by Google

oder mit Fahlerz, Thoneisenstein u. dgl. durchzogen sind, oder endlich verharzt, mit Erdharzen durchzogen, wie das bituminöse Holz. Keinen sichern Schluß können wir indeß aus allem Aufgefundenen über die Erdrevolution ziehen, welche diese Ueberreste in ihre jetzige Lage brachte. Nur Das werde hier bemerkt, daß man aus der Thatsache, daß Thiere und Pflanzen der heißen Zone in den gemäßigten und kalten von Sibirien bis Neuholland angetroffen werden, nicht aber Erzeugnisse der kalten Länder in den heißen sich versteinert finden, den Schluß gezogen hat: die Erde ist im Ganzen einst wärmer gewesen, und eine plötzliche Veränderung des Klima hat so vielen Gewächsen und Thieren den Untergang gebracht; man führt zur Bestärkung dieses Schlusses noch an, daß nur auf diese Art erklärt werden könne, wie von mehren in dem gefrornen Boden Sibiriens aufgefundenen Thieren sich Haut und Haare so gut erhalten konnten. — *Pflanzenüberreste* sind selten so unversehrt, daß sie nach ihrem eigenthümlichen Charakter zu erkennen wären, was bei manchen Theilen der Gewächse, z. B. bei fossilen Hölzern, schwerlich möglich ist. Pflanzen sind bald ganz in Stein eingeschlossen, bald nur in Abdrücken, aber meist aus einer sehr neuen Zeit, vorzüglich in Schieferthon vorhanden, z. B. die merkwürdigen räthselhaften Abdrücke ästiger, oft sehr großer vegetabilischer Gebilde in Steinkohlengruben. Am häufigsten und am besten erhalten sind die Abdrücke von Farrenkräutern; aber in Frankreich, England, selbst Norddeutschland gleichen sie oft südländischen Arten, und die meisten derselben sind jetzt gar nicht mehr vorhanden. Versteinerte Wurzeln findet man meist hohl, zuweilen von Eisenvitriol durchzogen und ganz versteinert, z B. in Thoneisenstein verwandelt. Baumstämme und Hölzer findet man häufig in den dürrsten Gegenden von Afrika und Asien versteinert. Indianische Rohrstämme hat man in Schlesien, ganze Bäume mit Wurzeln und Aesten zum Theil aufrechtstehend, mitunter in großer Menge, als seyen ganze Waldungen verschüttet worden, versteinert im südlichen Theile des Herzogth. Westfalen, die Rinde allein in Achat verwandelt, in Franken gefunden. Zu den bis jetzt ganz unbekannten Arten gehört das merkwürdige sogen. Staarholz, das bei Hilbersdorf unweit Chemnitz gefunden wurde, und sich durch sein gleichförmiges, dichtes Gefüge, ohne Spur von Jahrringen (gerade wie bei den Palmen), auszeichnet und mit parallel laufenden Röhren durchzogen gewesen zu seyn scheint. Zu den zweifelhaften Arten ist das bituminöse Holz (das isländische Surtar-Brandr) in mächtigen Flötzen der nördlichen Gegenden merkwürdig. Ueber Pflanzenversteinerungen überhaupt s. E. F. v. Schlottheim's „Beiträge zur Flora der Unterwelt" (Gotha 1804) und K. v. Sternberg's „Versuch einer geognost.-botan. Darstellung der Flora der Vorwelt" (Prag 1820 fg.). — Man unterscheidet die fossilen Körper (Zoolithen) nach der in der Naturgeschichte angenommenen Eintheilung der Thiere in 6 Classen. I. Von Säugethieren (Tetrapodolithen). a) Bestimmbare, z. B. die theils fast completten Menschengerippe an der Küste von Guadeloupe (von den dasigen Indianern Galibi genannt) in einer kalkartigen Bresche, mit Milleporen und Schnecken aus der jetzigen Schöpfung zusammengesintert, und so die Knochen von Füchsen und Schweinen ꝛc. im hierländischen Mergeltuff. b) Zweifelhafte, z. B. 1) von einer Gattung von Bären, und zwar in unsäglicher Menge in den Berghöhlen am Harz, am thüringer Walde, am Fichtelberge, an den Karpathen. 2) Von einer

eigenen Gattung des Hirschgeschlechts, den sogenannten Riesen-Elen, die sich durch ihre mächtige Größe auszeichnet. 3) Von dem Mammut der alten Welt, einer Elefantengattung (die vermeinten Riesenknochen unserer ehrlichen Alten); unter andern auch eine Menge in Deutschland. Das Elfenbein der Sibirischen, die zumal am Eismeere ausgegraben werden (das sogenannte Mammontovaiakost), ähnelt dem frischesten von den beiden jetzt existirenden Elefantengattungen und wird in Archang und von den chinesischen Künstlern in Kanton u. s. w. auch ebenso w arbeitet. 4) Von einer Gattung Nashorn, häufig in Sibirien; aber au in Deutschland, z. B. bei Herzberg am Harz (1750 fünf Individua Umfang einer Meile) bei Burg Tonna im Gothaischen u. a. c) Völl unbekannte. Nur wenige von vielen: so 1) das kolossale Landungeth der Vorwelt, das nordamerikanische Mammut, dessen Gebeine besonde am Ohio ꝛc. in Menge ausgegraben werden; und das sich unter andern schon durch die eigene auffallende Form seiner enormen Backenzähne v der übrigen thierischen Schöpfung der Vorwelt auszeichnet. Das gro Skelett, das vor vier Jahren in Kentucky (Nordamerika) gefunden wurde, übertrifft alles bisher Bekannte. Die Hirnschale des Thieres wog 46 Pfund. Es mußte ungefähr 25 Fuß hoch und 60 Fuß lang gewes seyn. Ein amerikanisches Blatt, welches die Nachricht davon gibt, sa „war es ein fleischfressendes Thier, so reichte kaum ein Büffel zu sein Mahlzeit hin, war es ein grasfressendes, so mußten Bäume ihm zu Futter dienen". Das größte Exemplar ist ein 1829 in Neuyork gefun dener Kinnbacken von 20 Fuß Länge, der 1200 Pf. wiegt; die Rücken wirbel hatten 16 Zoll im Durchmesser; die Rippen daran waren 9 Fu lang. 2) Das besonders durch die abenteuerliche Mißgestalt des Kopfs, Beckens, der Beine und Krallen auffallende amerikanische Megatherium, dessen Gebeine hin und wieder in Südamerika ausgegraben werden. 3) Das ganze Geschlecht der Paläotherien, wovon Cuvier im Gypsflötz von Montmartre schon mehre Gattungen entdeckt hat; unbekannte Mittelschöpfe zwischen den Nashorn-, Tapir- und Schweinegeschlechtern. 4) Die wundersame, von v. Sömmering genau beschriebene, und in der Thierclasse gesetzte Ornithocephalos im pappenheimer Kalkschiefer. — II. Von Vögeln (Ornotholithen), überhaupt nur wenige, doch z. B. im öninger Stinkschiefer Knochen von Sumpfvögeln, und von manchen andern im ebengedachten Gyps von Montmartre. — III. Von Amphibien (Amphibiolithen). a) Bestimmbare, z. B. Frösche und Kröten im öninger Stinkschiefer. b) Zweifelhafte, z. B. Schildkrötenschalen, dergleichen Blumenbach aus der Gegend von Burg Tonna besaß, wo auch Elefanten- und Rhinozeroßgebeine der gedachten zweifelhaften Gattungen gefunden werden. c) Unbekannte, z. B. von einem ungeheueren, krokodilartigen Geschöpf; denn einem solchen gehören doch wahrscheinlich die mächtigen Gebisse und andere Knochen, die im Petersberge bei Mastricht gefunden werden. — IV. Von Fischen (Ichthyolithen) ungeachtet der größter Menge und Mannigfaltigkeit (sowohl der Fischgattungen, die sie vorstellen, als der Steinarten, worin sie brechen) gefunden werden, so bedarf es doch bei den mehresten erst noch einer strengvergleichenden und judiziosen Revision, ehe sich mit Sicherheit bestimmen läßt, zu welcher von den drei Hauptabtheilungen (in bestimmbare oder zweifelhafte oder unbekannte) sie gehören mögen. Denn nur mit wenigen, wie z. B. mit denen im öninger Stinkschiefer oder mit den einzelnen so sonderbar u

Digitized by Google

länglichen Thonschollen gleichsam mumisirten Angmarsets von Zuckertop auf der Westküste von Grönland, läßt sich dieß vor der Hand mit Gewißheit thun. Die meist sehr gut erhaltenen Fischgerippe in Stinkschiefer von Bolcaberg im Veronesischen werden zwar insgemein sehr bestimmt auf bekannte Urbilder referirt. Aber schon Das scheint dabei bedenklich, daß demzufolge jener Berg die gemeinschaftliche Niederlage nicht nur von Flußfischen sowohl als Seefischen, sondern unter den letztern zumal, zugleich von Thieren aus den weitest von einander entfernten Oceanen seyn soll: von Otaheiti sowohl als aus dem mittelländischen Meer und von den Küsten von Japan, Brasilien, dem nordöstlichen Amerika, Afrika ꝛc. Die im Tafelschiefer vom Blattenberg im Canton Glarus und die im mansfeldischen und hessischen bituminösen Mergelschiefer haben selten die zur specifischen Charakteristik wichtigsten Theile deutlich genug erhalten, daß man die Gattungen mit Zuversicht bestimmen könnte. Was sich aber im dichten Flötzkalkstein von versteinerten Fischen findet, sind nur einzelne Wirbel, Gräten und Zähne. Unter letztern zumal die sogenannten Schlangenzungen aus dem Hayfischgeschlechte, und die Buforiten oder sogenannten Schlangenaugen, wovon manche mit den stumpfen Zähnen des Klippfisches Aehnlichkeit haben. — V. Von Insekten (Entomolithen). a) Bestimmbare, z. B. im öninger Schiefer, Larven von Libellen, Wasserwanzen u. dgl. b) Zweifelhafte, dahin gehören wohl vor der Hand noch die meisten von den im Bernstein eingeschlossenen, sowie auch die mehrsten versteinerten Krebse (Kammarolithen). c) Unbekannte, so die berühmten Trilobiten oder fälschlich sogenannte Käfermuscheln oder Cacadumuscheln, die hin und wieder, aber nirgend schöner als bei Dudley in Worcestershire, und zwar theils noch mit der natürlichen krebsartigen Schale gefunden werden. — VI. Von Würmern (Helmintholithen). Fast ohne Ausnahme aus den drei Ordnungen Testacea (Conchylien), Crustacea und Corallia. Doch scheinen die fossilen Schnäbel, die sich auf dem Heinberg bei Göttingen, sowie im Petersberge bei Mastricht und bei Bath finden, einem Molluskengeschlechte, nämlich den Sepien, zugehört zu haben. A. Conchylien gibt es in unzähligen Gattungen und darunter zuweilen auch Lagen von Flußconchylien zwischen solchen, die Meergeschöpfe gewesen seyn müssen. Auch hier findet man Muscheln, die jetzt nur in entfernten Meeren, selbst nur in einzelnen Theilen des Meeres leben, wie die rothe Miesmuschel in Sachsen, die im Südmeere wohnt, die Schiffsboote aus dem indischen Meere, und die jetzt auf einen sehr kleinen Raum dieses Meeres eingeschränkte Olivenschnecke in mehren europäischen Ländern. Unter den zweifelhaften Conchylien ist der im Fürstenthum Osnabrück gefundene schöne Balanit merkwürdig, der zuweilen ganz auf einzelnen abgerundeten Geröllen sitzt, und der fast fußlange verkalkte Strombit im aufgeschwemmten Lande in der Champagne. Die größte Anzahl dieser Geschöpfe sind unbekannte Gattungen, die man in Menge in den Kalkflötzgebirgen findet. Zu den allgemeinsten Versteinerungen gehören die Belemiten oder Luchssteine, und die Ammoniten (Ammonshörner), die oft bis zur Größe eines Wagenrades steigen, deren Urbilder aber, bis auf einige ganz kleine Abarten, völlig ausgestorben zu seyn scheinen. Man hat Ammoniten und Ostraciten auf den savoyischen Alpen und den Pyrenäen gefunden, welche einst den jetzt bis zu mehr als 12.000 Fuß über der See erhabenen Meeresboden bewohnt haben

Digitized by Google

mußten. B. Unter den Crustaceen kommen verschiedene Arten von Seeigeln vor (u. a. so statt der Stacheln mit den ehedem so räthselhaften Judensteinen besetzt sind), die jetzt zum Theil in entfernten Ländern leben, und eben dieß ist der Fall bei den Seelilien (Enkriniten), die sich meist in dichtem Kalkstein finden. Bei letztern sind die Arme des Körpers gewöhnlich zusammengefaltet, da er dann eine Aehnlichkeit mit einer Maizähre oder einer noch unaufgeblühten Lilie hat und deßhalb Lilienstein genannt wird. Der astlose Stängel muß mit seinem untern Ende an dem Meeresboden der Vorwelt festgesessen haben. Eine der merkwürdigsten Versteinerungen ist die Medusenpalme (Pentakrinit), aus einem großen vielarmigen, quastenförmigen Körper bestehend, der auf einem gegliederten einfachen astlosen, wenigstens über 8 Fuß langen Stängel saß und sich ehedem vorzüglich im bituminösen Mergelschiefer bei Boll im Würtembergischen fand. C. Unter den Korallenversteinerungen finden sich die Madreporiten in Gegenden theils als in wahren Korallenriffen der Vorwelt, in unermeßlicher Menge und großer Mannigfaltigkeit in dichten Kalkstein und Marmor bei Genf und bei Blankenburg auf dem Harz, in sandartigem Kalkstein im Petersberge bei Mastricht; Fungiten in Kreide in der engl. Grafschaft Kent; Tubiporiten (Schraubensteine) in Brauneisenstein und eisenschüssigem Quarz bei Rübeland am Harz und im Katharinenburgischen in Sibirien; Milleporiten, Alcioniten u. a. ganz Korallenarten vorzüglich im ebengedachten sandigen Kalkstein des Petersbergs bei Mastricht, in Feuerstein bei Celle im Hanöverschen und in Puddingstein in Herefordshire u. s. w. Außer Cuvier's Werke („Untersuchungen von der Vorwelt", herausgeg. v. D. J. Nöggerath) s. W. Buckland's „Reliquiae diluvianae" (2. Aufl., Lond. 1823, 4., m. Kpf.); Link, „Die Urwelt und das Alterthum" (Berl. 1821); Schubert, „Die Urwelt und die Fixsterne" (Dresd. 1822); Krüger, „Geschichte der Urwelt" (Quedlinburg 1822); Ballenstädt, „Die Urwelt. Beweis von dem Daseyn und Untergange von mehr als einer Vorwelt" (2 Thl., 3. A., Berl. 1819) und Dessen „Archiv der Urwelt" (1819). Ferner: E. F. v. Schlotheim, „Die Petrefactenkunde auf dem jetzigen Standpunkte" (Gotha 1820); Parkinson's Werke über dieselbe (Lond. 1822); D. Brown's „System der urweltlichen Conchylien"; Desselben „System der urweltlichen Pflanzenthiere ꝛc." (Heidelb. 1824 fg., Fol., m. Steindrucktafeln). (S. Zoologie.)

Usbeken, s. Chiwa und Tatarei.

Uso (ital.), eigentlich Gebrauch, Gewohnheit, im Wechselhandel die Frist, welche trassirte Wechselbriefe gewöhnlich zu genießen haben, ehe sie protestirt werden müssen. Sie ist, nach Entfernung der Orte und nachdem die Ueberlieferung früher oder später, sicherer und unsicherer geschehen kann, auf mehr oder weniger Tage und Monate festgesetzt, theils vom Tage der Präsentation oder Acceptation, theils vom Tage der Ausstellung an gerechnet. So ist z. B. in Amsterdam der Uso für die Wechsel aus Deutschland und der Schweiz 14 Tage nach Sicht, aus Italien, Spanien und Portugal 2 Monate, aus den übrigen Ländern 1 Monat nach Dato des Briefes. In London sind diese Fristen noch länger, und für die Wechsel aus Deutschland ist der Uso 1 Monat. Außer diesen sind noch an beiden Orten Respecttage, in London 3, in Amsterdam 6, die nach dem Verfalltage des Wechsels anfangen. In Leipzig ist der Uso durchgehends 14 Tage nach der Acceptirung des Wechsels, ebenso in Altenburg; Respecttage finden hier nicht statt.

Usufructus, s. Niesbrauch.

Usurpation, Anmaßung, von dem latein. Worte usurpare, heißt die Anschreißung der Staatsgewalt, eines Thrones oder irgend einer andern Sache auf widerrechtliche Weise. Ein Usurpator bemächtigt sich der Herrschergewalt gewöhnlich unter dem Scheine des Rechts; Der bloß durch Gewalt sich zum Herrn macht und sich durch sie und den Schrecken auf dem Throne erhält, scheint eher mit dem Namen Tyrann bezeichnet werden zu müssen. Die meisten Throne sind auf dem Wege der Usurpation entstanden. In der neuesten Zeit wurde der Usurpation die Legitimität entgegengesetzt; ihr gemäß wurde Napoleon für einen Usurpator erklärt und die Rechte der Bourbons auf Frankreich anerkannt. Es scheint, daß man dem Begriff der Legitimität (s. d.) oft eine Einschränkung gegeben habe, die seine Bestimmtheit und Wahrheit verletzt.

Ut, Re, Mi etc. Ut heißt in der Musik die erste der sogenannten Guido'schen Sylben, womit man noch gegenwärtig in Frankreich und Italien die Töne der diatonischen Tonleiter (d. h. einer Stufenfolge von 5 ganzen und 2 großen halben Tönen) bezeichnet. — Guido von Arezzo, lebte im 11. Jahrh. als Benedictinermönch in dem Kloster Pomposa im Herzogthum Parma, machte sich besonders durch seine Unterrichtsmethode im Gesange und andere bedeutende Verbesserungen der damaligen Musik sehr verdient. Bis auf ihn hatte man aus Mangel einer Bezeichnung der einzelnen Töne in der Octave nur mühsam den sogenannten canto fermo (die einzige damals gebräuchliche Singart) einüben können, und die Sache war um so schwieriger gewesen, da sich eben deßwegen das Verhältniß der halben Töne zu dem Verhältniß der verschiedenen Tetrachorden nicht wohl bestimmen ließ und daher fast stets eine unreine Intonation erfolgte. Lange sann Guido nach, diesem Uebel durch Aufstellung einer festen und sichern Regel, wie jetzt die diatonische Tonleiter ist, abzuhelfen, und er erkannte endlich, daß die ersten Sylben der zu jener Zeit häufig vorkommenden Hymne des heil. Johannes:

Ut queant laxis — Famuli tuorum
Resonare fibris — Solve polluti
Mira gestorum — Labii reatum
Sancte Joannes,

durch die gebräuchliche Intonation eine aufsteigende diatonische Scala in folgender Gestalt bilden:

La
Sol
Fa
Mi
Re
Ut

die, als Grund beim Gesange angewendet, ein richtiges Maß der diatonischen Töne innerhalb des Raums von einem Ton bis zu dessen Wiederkehr (Octave) geben. Nun hatte man zwar die sieben Töne, welche eine Octave bilden, schon vor ihm nach den ersten Buchstaben des Alphabets A, B, C, D, E, F, G genannt, allein Guido setzte nunmehr das Verhältniß folgendermaßen fest: C = ut, D = re, E = mi, F = fa, G = sol, A = la. Für das B allein fand sich in Guido's neuem Tonsystem, der die Hexachorden den Tetrachorden der Griechen substituirte, keine entsprechende Sylbe; spätere Musiker jedoch nahmen Si.

andre Bi, noch andre Ei, Ni, Ci oder Za noch dafür an, wie denn überhaupt die Tonbenennungen seitdem nicht bei allen Völkern dieselben wurden, sondern die Italiener z. B. statt des dumpfklingenden Ut, Do setzten, die Engländer sich überhaupt nur 4 Sylben bedienen (mi, fa, sol, la), und die Deutschen den Gebrauch, die Scala mit Buchstaben zu bezeichnen (C, D, E, F, G, A, H), beibehalten.

Uterini, Schoßgeschwister, Kinder einer und derselben Mutter.

Utica, eine berühmte uralte phönizische Pflanzstadt an der Küste von Nordafrika, unabhängig von Carthago, doch mit ihm verbunden. Eine besondere Merkwürdigkeit erhielt sie durch den Selbstmord des jüngeren Cato (s. d.), der selbst nach ihr benannt wird. — Utica, ein 1798 im Staate Neuyork (Grafsch. Oneida) angelegtes Dorf, welches 1834 7580 Einw. zählte. Es hat Fabriken und Schiffbau.

Utopien (a. d. Griech.), Nirgendwo, bloß idealisches Land, dessen Einw. vollkommen glücklich sind. Der berühmte Thomas Morus schrieb im 16. Jahrh. einen politischen Roman: „Utopia", in welchem er das Ideal eines vollkommenen Freistaats aufstellte, wie er aber freilich nirgendswo anzutreffen ist. Nach dieser Idee verfertigte gegen Ende des 18. Jahrh. der östreich. General Schrebelin eine moralisch-satyrische Landcharte u. d. N.: „Tabula Utopiae", oder Schlaraffenland,

Utraquisten, s. Calixtiner.

Utrecht, der Name einer Provinz des Königreichs der Niederlande (sonst einer der 7 vereinigten Provinzen), wird von den Provinzen Holland und Geldern und dem Zuydersee begrenzt, ist 26 QM. groß, natürlich fruchtbar, mit einem gesunden Klima und mehren Hügeln, besonders in der Mitte. Die Zahl der Bewohner beträgt über 120.000. Die gleichnamige Hauptstadt, schon den Römern u. d. N. Ultrajectum oder Trajectum ad Rhenum bekannt, liegt in einer angenehmen Gegend am Rhein und dem sich hier von ihm trennenden Vecht. Sie ist mit Mauern und Thürmen umgeben, hat 7 Thore, 4 Vorstädte, ist schön gebaut, geräumig und lebhaft, mit Canälen durchschnitten und mit schönen Promenaden versehen, unter welchen die an der Ostseite der Stadt angelegte aus 8 Alleen von Lindenbäumen bestehende, über 2000 Schritte lange Mailebahn die vorzüglichste ist. 36.000 Einw. in 5700 Häusern machen jetzt die Bevölkerung aus, die in den blühendsten Zeiten der Stadt über 60.000 betrug. Merkwürdig sind das Stadthaus und der alte prachtvolle Dom mit einem 388 F. hohen Thurme. Utrecht ist der Sitz eines jansenistischen Erzbischofs (s. Jansenisten), hat viele Kirchen und Bethäuser verschiedener Confessionen, eine 1636 von den Generalstaaten gegründete Universität mit einer reichen Bibliothek, einem anatomischen Theater mit einem kostbaren Cabinet von Präparaten, einem trefflichen botanischen Garten, einem physikal. Cabinet, Observatorium und Museum der Künste mit vielen Instrumenten. Auch befindet sich hier eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, eine Malergesellschaft, mehre Privat-, naturhistorische, Kunst- und Gemäldesammlungen. Die Manufacturen in Tuch, Sammet, Spitzen sind ansehnlich; auch ist hier eine Gewehrfabrik und eine Münze. Zu Utrecht wurde am 23. Jan. 1579 die sogenannte Union der 7 vereinigten Provinzen, welche als das erste und vornehmste Grundgesetz derselben angesehen ward, abgeschlossen; daher auch die Versammlungen der Generalstaaten anfangs hier gehalten wurden, bis zu ihrer Verlegung nach dem Haag seit 1593, wo sie dann bis zu den neuern Zeiten blieben.

Utrechter Friede, geschlossen 1713, macht Epoche in der Geschichte, weil seitdem die brit. See- und Handelsmacht in der Reihe der europäischen Hauptstaaten vorantrat und Englands Interesse von jetzt an das Schicksal des sogen. europäischen Gleichgewichts leitete; wodurch endlich Frankreichs Politik zuerst in feste Schranken zurückgewiesen wurde. Der Tod Karls II., Königs von Spanien (1. Nov. 1700), des letzten Habsburger in Spanien, veranlaßte einen Erbfolgestreit, der ganz Europa unter die Waffen rief und bis 1710 mit abwechselndem Glücke fortgeführt wurde. Nach dem Rechte der Verwandtschaft konnte die span. Krone nur an das kaiserl. oder an das franz. Haus fallen. Außer diesen beiden machten auch noch das Kurhaus Baiern für den Kurprinzen Joseph Ferdinand, und Victor Amadeus II., Herzog von Savoyen, als Abkömmlinge Philipps II, Ansprüche auf die spanische Verlassenschaft. Der politische Gesichtspunkt, aus dem die Cabinete, besonders die Seemächte, diese so wichtige Sache betrachteten, war die Erhaltung des Gleichgewichts. Es wurde als Grundsatz angesehen, daß die Vereinigung der ganzen span. Monarchie mit Oestreich oder Frankreich, besonders aber mit letzterm, dieß Gleichgewicht stören, vor allen, wenn die Krone zweier großer Monarchen auf Einem Haupte vereinigt würden. Um diesem vorzubeugen, hatte daher schon Ludwig XIV. sich bereit erklärt, die Ansprüche des Dauphins auf dessen jüngern Sohn, den Herzog Philipp von Anjou (nachmals König Philipp V.), überzutragen (den auch Karl II. in seinem Testamente zum Thronfolger bestimmt hatte), sowie auch Kaiser Leopold I. die seinigen an seinen jüngern Sohn, den Erzherzog Karl (nachmals Kaiser Karl VI.), zu überlassen bereit war. Für jenen stritten die Kurfürsten von Baiern und Köln als Frankreichs Bundesgenossen, für diesen England, das deutsche Reich und die Generalstaaten. Wilhelm III., König von England, Erbstatthalter von Holland, war der Stifter des Bundes gegen Frankreich gewesen, und Anna, seine Nachfolgerin, blieb seinem System getreu, ebenso die Niederlande. Als aber nach mehren blutigen Feldzügen, worin die franz. Generale Vendome, Villars, Tallard, sowie der engl. Feldherr Marlborough und der kaiserl. Feldherr Eugen (s. d., Blenheim und Malplaquet), durch kriegerische Talente hervorglänzten, Ludwig XIV. zum Nachgeben bereit war (in den Unterhandlungen vom Haag und Gertruydenberg), änderte des Kaisers Joseph I. (Leopolds I. Nachfolger) Tod 1711) das System, und in England erhob sich um dieselbe Zeit in der Gunst der Königin die Partei der Tories, welche für den Frieden war, und stürzte das Whigministerium und die Kriegspartei, deren Seele Marlborough war. Da nun Karl VI., als Josephs I. Bruder und Nachfolger, im Besitz von Oestreich, Ungarn und Böhmen und der Kaiserwürde, durch den Anfall der gesammten span. Monarchie eine das Gleichgewicht der Staaten bedrohende Macht vereinigt haben würde, andererseits aber Frankreichs und Spaniens Scepter in verschiedenen Linien getrennt bleiben konnte; so neigte sich der engl. Hof zur Erneuerung der bereits öfter vergeblich angeknüpften Friedensunterhandlungen. Die (man sagt) durch franz. Politik herbeigeführte Ungnade des Herzogs Marlborough, der, wie Andere sagen, der durch ein Paar Handschuhe der Herzogin beleidigte Stolz der Königin Anna förderten sehr das Friedensgeschäft. Graf Tallard, der als Kriegsgefangener in England sich befand, machte dem nach dem Sturze des Whigministeriums gestiegenen Bolingbroke

die ersten Eröffnungen; im Oct. 1711 war man bereits über die Hauptpunkte einig und machte sie als Präliminarien bekannt. Die brit. Truppen trennten sich hierauf von den Verbündeten, und die Coalition war gelöst. Diese Trennung der Verbindung mußte wohl zu einem Frieden, aber zu einem ganz andern Frieden führen, als man noch vor kurzem hatte erhalten können; und bald ward Utrecht, da Holland noch immer als der Centralpunkt der Politik betrachtet ward, zum Congreßort bestimmt. Die Natur der Dinge brachte es jetzt mit sich, daß statt eines allgemeinen Friedens eine Reihe Friedensschlüsse theils zwischen Frankreich, theils zwischen Spanien und den einzelnen Verbündeten hier zu Stande kamen, in deren jedem auch jeder seine eigenen Vortheile bestimmte. Aber weder über diese, noch über die Hauptfrage, die Bestimmung der span. Monarchie, waren die Alliirten unter sich einverstanden. Indem Oestreich eigensinnig auf seiner Forderung bestand, war England und auch die übrigen, nicht abgeneigt, den span. Thron dem Hause Anjou zu lassen (jedoch mit Ausnahme der Nebenländer in Europa), nur daß keine Vereinigung der Kronen Frankreichs und Spaniens auf Einem Haupte erfolgen dürfe. Ja selbst unter den beiden Seemächten entstand Mißtrauen, da jede auf die Handelsvortheile eifersüchtig war, die sich die andere ausbedingen wollte. Endlich ward am 29. Jan. 1712 der Congreß zu Utrecht zuerst nur zwischen den franz., den engl. und span. Gesandten eröffnet, worauf auch im Febr. die Bevollmächtigten der übrigen Verbündeten, der Generalstaaten, des Kaisers, Portugals, Savoyens, des Papstes, Preußens, Venedigs, Genuas, Kurmainzs, Kurkölns, Kurpfalzs, Kurbaierns, Hanovers und Lothringens anlangten. Der franz. Diplomatie gelang es, die Verbindung der interessirten Mächte zu trennen durch den Beschluß, daß jeder der Verbündeten seine Forderungen einzeln übergeben sollte. Der Zwist unter ihnen nahm noch zu, als sie sahen, daß die Unterhandlungen von England meistens insgeheim und unmittelbar mit dem Cabinete von Versailles geführt wurden. Der Kaiser, welcher sich noch in Catalonien befand, ward indeß von den Engländern gezwungen, einen nachtheiligen Räumungsvertrag, 14. März 1713, zu unterzeichnen, konnte aber nicht zur Einwilligung des Friedens mit Frankreich bewogen werden. Die verschiedenen Gesandten derjenigen Mächte, die sich befriedigt glaubten, erschienen dagegen am 11. April bei dem engl. Gesandten; und nachdem zuerst die Engländer und Franzosen die Friedensacte unterzeichnet hatten, folgten Savoyen, Portugal, Preußen und zuletzt die Generalstaaten nach. Der Hauptinhalt dieses berühmten, für England so gewinnvollen Friedens war folgender: Philipp V. erhielt das Königreich Spanien und dessen außereuropäische Besitzungen. Die Kronen Frankreich und Spanien sollen stets getrennt bleiben. Frankreich erkannte die protestant. Erbfolge in England zu Gunsten Hanovers an, mußte das furchtbare Dünkirchen (Hafen und Festung) zerstören, an England Terreneuve und die Hudsonsbai mit Vorbehalt eines Antheils an den Fischereien, sowie die westindische Insel St.-Christoph abtreten, ward aber in den Besitz von Lille und der übrigen verlornen Grenzplätze wieder eingesetzt. Die Niederlande erhielten von Frankreich Sicherung einer Barriere, daher Uebergabe der span. Niederlande an die Republik, um sie nach Berichtigung eines Barrieretractates an Oestreich zu überlassen. Savoyen erhielt eine vortheilhafte Grenzberichtigung gegen Frankreich, die Insel Sicilien als Königreich

Digitized by Google

und die Anwartschaft auf Spanien nach Erlöschung des Hauses Anjou. Preußen erhielt von Frankreich das Oberquartier von Geldern, die Anerkennung seines Königstitels, sowie die Souverainetät von Neufchatel, und überließ ihm dagegen seine ererbten Rechte auf das Fürstenthum Orange. Spanien mußte an England Gibraltar, den Schlüssel des Mittelmeeres, die Insel Minorca abtreten und den Assientotractat (s. d.) schließen. England legte insbesondere in diesem Friedensschlusse den Grundstein zu seiner darauf so furchtbar erwachsenen Herrschaft zur See. In dieser Hinsicht ist der an demselben Tage unterzeichnete Handels- und Schifffahrtsvertrag merkwürdig, dessen Grundsätze Napoleon 100 Jahre später gegen England wieder geltend machen wollte. Der 17. Art. verordnete nämlich: „Allen großbrit. und franz. Unterthanen soll freistehen, nach den Häfen zu schiffen, die mit dem einen oder dem andern im Krieg begriffen sind, und dieß nicht nur aus feindlichen Häfen in einen neutralen, sondern auch aus einem friedlichen Ort in einen feindlichen. Unter dieser Freiheit der Schiffe sind auch die darauf befindlichen Menschen begriffen, wenn sie keine Soldaten sind". Und durch den 18. Art.: „Diese Freiheit erstreckt sich auf alle auf dem Schiffe befindlichen Waaren, wenn auch diese dem Feinde zugehören sollten; die Contrebanden ausgenommen", ward die Handelsfreiheit der Neutralen anerkannt und der völkerrechtliche Grundsatz: „Frei Schiff macht frei Gut". Vgl. die Schrift: „Le traité d'Utrecht réclamé par la France etc." (Leipz. 1814). Die wichtigsten Gesandten in Utrecht waren: von Frankreich der Marschall d'Hurellos, Abbé (nachmal. Cardinal), Polignac und Hr. Menager. Von England. Graf Strafford. Von den Niederlanden: van Buys und van der Dussen. Von dem Kaiser: Graf Sinzendorf. Von Savoyen: Graf Maffei ꝛc. Kaiser und Reich blieben sich jetzt allein überlassen und erst die Friedensschlüsse zu Rastadt und Baden (1714) machten dem Kriege ein Ende.

Uz (Joh. Peter), berühmter Lyriker unserer Literatur, geb. 1720 zu Ansbach, erhielt eine gute Erziehung. Man bestimmte ihn, seine natürlichen Talente erkennend, zum Studiren, und that ihn in dieser Absicht auf das dasige Gymnasium. Schon als Schüler übte er sich mit Glück und Liebe in der Poesie, und Anakreon wie Horaz waren seine liebsten Freunde. Zu Halle, wohin er 1739 ging, widmete er sich der Geschichte, Philosophie und Rechtswissenschaft. Gleim und Götz wurden hier seine vertrautern Freunde. Um ein Beispiel zu geben, wie man die griech. Versarten mehr nach den Gesetzen der griech. Prosodie, als Klopstock für nöthig gehalten hatte, in deutscher Sprache nachbilden könne, dichtete Uz seine „Frühlingsode", die durch die Neuheit ihrer Form vieles Aufsehen erregte. Auch übersetzte er einige Stücke aus Homer, Pindar, Anakreon, und nahm zugleich thätigen Antheil an Götzens Uebersetzung dieses Dichters. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn wurde er in seiner Vaterstadt Secretair bei einem Justizrath; diesen Posten, welcher ihm sehr wenig eintrug, bekleidete er 12 Jahre lang, und war zufrieden, daß ihm derselbe Zeit zu literar. Arbeiten übrig ließ. 1763 wurde Uz Assessor des kaiserl. Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg und gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Ansbach und Kulmbach. Von jetzt an sah er sich genöthigt, sein Dichterleben mit einem juristischen Geschäftsleben zu vertauschen. Er lebte nun ganz still und einsam seinem Amtsberufe, und die Beschäftigung mit der Dichtkunst

Digitized by Google

war für ihn bloß Erholung in den wenigen arbeitslosen Stunden. Durch die Ausarbeitung eines neuen Kirchengesangbuchs machte er sich um sein Vaterland verdient. Der Markgraf Alexander bezeugte ihm 1790 seine Achtung durch Uebertragung der burggräfl. Directorstelle und Ertheilung des Geh.-Rathscharakters. Viele edle Zeitgenossen waren seine Freunde und es schien, als habe ihn die Freundschaft dafür entschädigen wollen, daß er — der gegen das schöne Geschlecht nichts weniger als gleichgültig war — der Liebe und Ehe entsagte. Er starb bald, nachdem Ansbach unter preuß. Hoheit gekommen war, als ernannter königl. Geh.-Justizrath und Landrichter 1796. Uz versuchte sich in scherzhaften und geistlichen Liedern, in der Ode, der Erzählung und dem Lehrgedicht; indeß gründeten sein poetischer Ruhm vorzüglich auch seine lyrischen Gedichte. Er war der erste Deutsche, der dem röm. Lyriker Horaz nachzufliegen suchte. Es fehlt seinen Oden nicht an der Würde des lyrischen Hochgesangs, nicht an Gefühl und Verstand, ausgedrückt in einer edlen Sprache, aber die Phantasie hat an ihnen nur selten einen hinreichenden Antheil. Einen hohen Schwung nehmen einige der religiösen Hymnen und Lieder dieses Dichters. Vielen Ruhm erwarb ihm sein Lehrgedicht über „Die Kunst stets fröhlich zu seyn". Auch als Epistoldichter ist Uz nicht ohne Verdienst. Ch. F. Weiße hat seine poetischen Schriften (Wien 1804) in 2 Bdn. herausgegeben. (S. Schlichtegroll's „Nekrolog der Deutschen", 1796, 1. Bd.) Die Gesellschaft für vaterländ. Kunst und Gewerbfleiß in Ansbach hat durch gesammelte Beiträge „Dem Weisen, dem Dichter, dem Menschenfreunde" 1825 im königl. Schloßgarten ein Denkmal errichtet, wozu Heideloff in Nürnberg die kolossale Büste verfertigt hat. An demselben ward der Findling Kaspar Hauser von einem Unbekannten am 14. Dec. 1833 ermordet.

V.

V, der 22. Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit dem F gleichlautet, ausgenommen in der Mitte der Wörter, wo er wie ein W ausgesprochen wird.

Vacciniren, von Vaccine (vom lat. vacca, die Kuh), die Kuhpocke, die Kuhpocken einimpfen, der bei den Franzosen gewöhnliche Ausdruck, von den Deutschen seltener gebraucht. (S. Inoculation u. Jenner.)

Vacuna, die Göttin der Ruhe bei den Lateinern, späterhin auch bei den Römern, welcher die Landleute nach der Ernte opferten, ihr auch im December, wenn sie mit allen Feldarbeiten zu Stande waren, ein Fest, die Vacunalien, feierten.

Vacuum, der leere Raum, die Leere (s. d.).

Vademecum (ein zusammengesetztes lat. Wort: Gehe mit mir!) ist der Titel von Sammlungen lustiger Einfälle und Schwänke, die zur Unterhaltung dienen sollen, ein Taschenbuch, das man mit sich nimmt, um sich zu unterhalten. Dieser Titel wurde zuerst einem ascetischen Buche gegeben: „Vademecum piorum Christianorum" (Köln 1709). 1764 erschien zu Altona das „Vademecum für lustige Leute" und nun folgten ähnliche Sammlungen für Dichter, Studenten, Schauspieler, Soldaten u. s. w. Da die in dergleichen Sammlungen enthaltenen Ge-

Digitized by Google

schichten zum Theil ohne Witz und schon oft wiederholt worden sind, so bezeichnet man mit der Benennung Vademecumsgeschichte eine Erzählung ohne innern Gehalt, oder die schon oft vorgekommen ist. An die Stelle der Vademecums traten in der Folge die Sammlungen von witzigen Einfällen und Anekdoten, Anekdotenalmanache u. dgl. Es gehören dahin auch die Bücher, welche u. d. N. der Ana (s. d.) bekannt sind.

Valckenaer (Ludwig Kaspar), berühmter holländ. Philolog und Kritiker, geb. zu Leuwarden 1715, widmete sich zu Franecker mit Eifer dem Studium der classischen Literatur, Weltweisheit und Theologie, wurde 1741 Professor der griech. Sprache in Franecker, dann zu Leyden, wo er 1785 starb. Er verband große Bescheidenheit mit gründlicher und vielumfassender Kenntniß der Sprachen des Alterthums und ihrer Hülfswissenschaften, hinterließ schätzbare Commentare über den Theokrit, die „Phönissen" und den „Hippolyt" des Euripides, den Kallimachus, Noten zum Herodot u. s. f., und wirkte gleich thätig durch mündlichen Unterricht für Verbreitung des humanistischen Studiums. Nach seinem Tode erschienen seine kleinern Schriften (Opuscula philol. critica", Lpz. 1808, 2 Bde.). Von seinen seltenen „Diatribe in Euripides perditorum dramatum reliquias" erschien zu Leipzig 1824 ein neuer Abdruck, so auch von seiner Ausgabe der „Phoenissa" und des „Hippolytus" des Euripides. — Sein Sohn Jan V., Mitglied des niederländ. Instituts und Ritter des rothen Adlerordens, geb. 1747 zu Leyden, studirte daselbst die Rechte und erhielt in dieser Wissenschaft eine Professur zu Franecker. Sein literarischer Ruhm, besonders aber seine eifrige Anhänglichkeit für die anti-oranische Partei, verschafften ihm 1787 den Lehrstuhl der Jurisprudenz zu Utrecht. Allein noch in demselben Jahre nöthigte ihn die Rückkehr des Erbstatthalters, Holland zu verlassen. Valckenaer ging nach Frankreich, und befand sich am 6. Febr. 1793 unter den Abgeordneten, welche vom Nationalconvent die Absendung eines franz. Heers zum Beistande der holländ. Patrioten verlangten. Als 1795 dieser Wunsch Erfüllung fand, kehrte Valckenaer nach Holland zurück, wurde zum Prof. des Staatsrechts ernannt und bewies sich durch seine Zeitschrift: „Der Advocat der batavischen Freiheit", als den heftigsten Gegner des Hauses Oranien. Bald darauf übertrug man ihm die Leitung der über den Staatsgefangenen van der Spiegel verhängten Untersuchung. 1796 wurde Valckenaer zum Gesandten in Spanien ernannt, kehrte 1799 zurück, ward aber bald darauf mit einer außerordentlichen Sendung nach Madrid beauftragt und blieb hier bis 1801. Auf kurze Zeit in das Privatleben zurückgetreten, wurde er 1802 nach Berlin geschickt, um mit der preuß. Regierung wegen Rückzahlung der östreich. Anleihe, für die man Schlesien zur Hypothek gegeben hatte, ein Uebereinkommen zu treffen. Als 1810 König Ludwig den letzten Versuch machen wollte, um die Vereinigung Hollands mit Frankreich zu verhindern, war es Valckenaer, den er mit einer außerordentlichen Sendung an Napoleon beauftragte. Nach seiner Rückkehr vom politischen Schauplatze abtretend, lebte er seitdem als Privatmann bald in Amsterdam, bald auf dem Lande, den schönen Wissenschaften bis an seinen zu Harlem 1821 erfolgten Tod. Von seinen Werken sind berühmt: „De peculio quasi castrensi veteribus jurisconsultis incognito, ejusque vero origine"; „Rechtsgutachten in Sachen des Erbstatthalters Wilhelm V." u. m. a.

Valencia, eine Provinz Spaniens, ehemals zur Krone Aragon

gehörig, liegt zwischen Neucastilien, Aragon, Catalunna, dem Mittelmeer, Murcia und Cuenza, enthält auf 382 QM. über 830.000 Einw. Dieses schöne Land, das gefeierte Eden Spaniens, bildet ein schmaler langer Küstenstrich, aber ohne Häfen, selbst Alicante hat nur eine offene Rhede. Das Klima der Provinz ist äußerst milde und angenehm, der Himmel fast beständig heiter; Nebel und Reif sind dort unerhörte Erscheinungen. Die Valencianer sind ein fröhliches, höchst betriebsames und geistreiches Volk. Durch ihren unermüdeten Fleiß ist diese Provinz die reizende von Spanien geworden. Obwohl sie im Ganzen gebirgig ist (Aeste der Gebirgskette Sierra de Cuenza), so sind doch auch die Berge terrassenförmig angebaut; die Ebenen aber, von den Flüssen Xucar, Segura, Guadalaviar ꝛc. und unzähligen Bewässerungscanälen durchschnitten, bieten den Anblick der reizendsten Gärten dar, daher sie mit Recht Huertas (Küchengärten) genannt werden. Valencia hat einen Ueberfluß an edeln Producten, besonders Wein, wovon der in der Gegend von Alicante der geschätzteste ist; Oliven, Südfrüchte (und unter diesen auch Datteln), Karuben, Aloe, Weizen, Reis, Hanf, Flachs, Tabak, Färbekräuter, Johannisbrot ꝛc., auch gedeiht der Baumwollenstrauch. Ebenso besitzt das Land einen Reichthum an den gewöhnlichen Hausthieren, Bienen (den trefflichsten Honig liefert Biar), Seidenwürmern und allerlei Metallen und Mineralien (auch Bernstein). Es gibt hier ansehnliche Seiden-, Leinen- und Wollenweberei, starke Brennereien, Papier-, Esparto- und Zuckerfabriken, Töpfereien und Seifensiedereien. Die Ausfuhr der Boden- und Industrieerzeugnisse übersteigt den Werth von 18 Mill. Glyn. — Die Hauptst. Valencia, beigenannt die schöne, eine der schönsten Städte Spaniens, liegt in einer Ebene am rechten Ufer der Turia oder Guadalaviar, über welche 5 geräumige und massive Brücken führen, ist mit Mauern und Wällen umgeben, hat eine kleine Citadelle, 5 Vorstädte, enge winkelige, aber mit schönen Gebäuden gezierte Straßen, 9 öffentliche Plätze, 74 Kirchen (worunter der prächtige Dom, von dessen Thurme das Auge ein irdisches Paradies erblickt, in welches die Stadt hingepflanzt ist; auch mehre andre Kirchen zeichnen sich durch geschmackvolle Bauart und erhabenes Innere aus), vor der 1835 erfolgten Aufhebung 40 Klöster, viele Wohlthätigkeitsanstalten, worunter besonders das große Spital, welches, zugleich Findel- und Irrenhaus, 740 Personen unterhält, auszuzeichnen; sonst sind noch zu bemerken der königl. Pallast, die Börse und das Zollhaus. Valencia zählt in 5300 Häusern über 100.000 Bewohner, ist der Sitz des Generalcapitains der Provinz, eines Erzbischofs, einer königl. Kanzlei, einer stark besuchten Universität mit einer wichtigen Büchersammlung, einer Akademie der bildenden Künste und einer ökonomischen Gesellschaft. Höchst bedeutend ist die Seidenzeuch- und Strumpfweberei (mehr als 22.000 Menschen auf 3620 Stühlen beschäftigend, welche jährlich 900.000 ℔ Seide, die schönste und feinste von ganz Spanien, verarbeiten), die Papierfabrication (um die Stadt her sind 50 Mühlen damit in Thätigkeit), außerdem gibt es noch andere Manufacturen und Fabriken, welche neben dem bedeutenden Land- und Seehandel der Stadt viele Nahrung verschaffen. Eine halbe Stunde von der Stadt, bei dem Flecken Grao, liegt der Hafen oder eigentlich eine Rhede, wohin man durch die Alameda, einen Spaziergang von Orangen-, Granat- und Palmenbäumen, gelangt. Entzückend sind Valencias Umgebungen. Wohlgerüche von Citronen und

Digitized by Google

Oranien schmeicheln hier dem Geruchssinne; die Reben tragen Trauben von 13—14 Pfund; schwere Melonen aller Gattungen, Artischocken ꝛc. gedeihen in Menge und ein ungeheurer Wald von Maulbeerbäumen verstattet die herrlichste Seidenzucht. Südlich liegt der große See Albufera (vgl. d.).

Valenciennes, Handelsstadt im franz. Norddepartement an der Schelde, welche hier schiffbar wird, mit 20.000 Einw. in 2500 Häusern. Sie gehört zu den ersten Festungen Frankreichs und hat eine starke, von Vauban erbaute Citadelle, die, wie die Stadt, mehre Belagerungen ausgehalten hat. Hier sind ansehnliche Manufacturen, die vorzüglich feine Batiste und Linon (wovon jährlich gegen 100.000 Stück auswärts gehen), ferner auch die bekannten dentelles de Valenciennes in größter Vollkommenheit liefern. Die Umgegend der Stadt ist reich an vortrefflichen Steinkohlen.

Valentini (Georg Wilhelm, Freih. v.), einer der verdienstvollsten militairischen Schriftsteller Deutschlands, Sohn des k. preuß. Obersten v. V., geb. 1775, ward im Cadettencorps zu Berlin erzogen, wo er sich durch Talent und Fleiß hervorthat. 1792 zum Offizier befördert, wohnte er den letzten Ereignissen des Feldzuges am Rhein, sowie denen von 1793 und 1794 bei und erhielt bei Landau die erste Wunde, der manche andere in seinem thatenreichen Leben noch folgten. Unmittelbar nach der Rückkehr in die Friedensgarnison theilte er seine gemachten Erfahrungen in seiner „Abhandl. über den kleinen Krieg" mit, die unter allen Militairs solchen Anklang fand, daß sie 5 Aufl. erlebt hat. Seine Garnison in der Nähe von Dessau brachte ihn in nähere Bekanntschaft mit dem genialen Beerenhorst, mit welchem ihn bis zu dessen Tode die vertrauteste Freundschaft verband. Mit seltener Anstrengung und Ausdauer benutzte er die Zeit zu seiner weitern Ausbildung; auch blieb ein so rühmliches Streben nicht unerkannt, und 1804 ward er zu dem neu organisirten Generalstabe nach Potsdam versetzt. 1805 machte er als Quartiermeisterlieutenant und Stabscapitain den kleinen Krieg gegen die Schweden mit. Im Feldzuge von 1806 stand er unter Hohenlohe, wohnte dem Gefecht bei Saalfeld bei und war Zeuge des Todes des Prinzen Louis v. Preußen. Eine kleine Schrift, die damals u. d. T.: „Das Gefecht bei Saalfeld, den 10. Oct." (Germanien) erschien, hat ihn zum Verf. Darauf der Schlacht von Jena beiwohnend, führte ihn ein günstiger Stern beim Rückzug nach der Oder zur Blücher'schen Heerabtheilung, ein nicht geringerer Glücksfall machte, daß er, der Gefangenschaft bei Lübeck entgangen, durchs dänische Gebiet nach Königsberg gelangte. Sehr nützliche Dienste, den hier neu gebildeten Truppen geleistet, bewirkten nach dem Frieden seine Beförderung zum Major. Als aber 1809 der Krieg in Oestreich ausbrach, trat er nach erhaltener Entlassung in östr. Dienste, woselbst er als Adjutant des jetzigen Königs von Holland den Schlachten von Aspern und Wagram, sowie dem Gefechte bei Znaim beiwohnte. Nach dem Frieden verließ er Oestreichs Banner und gab ein Werk: „Geschichte des Feldzugs von 1809" heraus, das Ergebniß der dort gemachten Beobachtungen, welches noch heute das Beste ist, was wir über die zweite Hälfte jenes Feldzugs besitzen. Der aufs Neue beginnende Kriegs Rußlands gegen die Pforte führte v. Valentini 1810 unter die Fahnen jener Macht. Er wohnte dem Sturm bei Ruscsuk, der Schlacht von Batyn und mehren Gefechten bei, und wurde von dem

Digitized by Google

Kaiser Alexander zum Obristlieutenant befördert. 1811 ging er nach Petersburg, hierauf nach Berlin, suchte dort den Abschied von dem russ. Heere nach und trat in gleichem Range wieder in k. preuß. Dienste. Er ertheilte nun Unterricht dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich, sowie er auch eine Zeitlang die Erziehung des Prinzen von Oranien leitete. Anfangs 1813 begleitete er den König nach Breslau, war bei der neuen Organisation des Heeres thätig und erhielt beim Beginn des großen Kampfes mit der Würde eines Obersten die Anstellung als Obequartiermeister bei dem Heertheile des Generals v. York, bis er im Spätherbst zu dem General v. Bülow versetzt wurde und mit diesem der Schlacht von Leipzig beiwohnte, sowie auch den kurzen, aber glänzenden Winterfeldzug machte, dessen Ergebniß die Befreiung Hollands war. Hiernächst wieder als Chef des Generalstabs zu York zurückgekehrt, war er bei dem Einzug in Paris, wo seine Leistungen durch die Beförderung zum Generalmajor anerkannt wurden. Den Feldzug von 1815 machte er als Generalstabschef des Bülow'schen Heertheiles mit und ward nach Beendigung desselben zum Commandanten von Glogau ernannt. Hier bearbeitete er die Lehre vom großen Krieg u. d. T.: „Abhandlungen über den Krieg, in Beziehung auf große Operationen" (Berl. 1821—24, 3 Bde., m. Planen; vom 1. Bde. erschien die 5. A. 1824; vom 3. Th. u. d. T.: „Der Türkenkrieg" eine 2. A. Berl. 1829, vermehrt mit einer Geschichte der Feldzüge von 1828—29). Dieses Werk nimmt für alle Zeiten einen ausgezeichneten Platz in der Militairliteratur ein. 1824 zum Generallieutenannt befördert, ward er 1828 Gen.-Inspecteur des Militair-Unterrichts- und Bildungswesens der Armee und kam nun nach Berlin. Valentini widmete sich diesem Wirkungskreise mit dem Eifer und der Ausdauer, die ihn charakterisirten, ohne darum literarische Beschäftigungen ganz aufzugeben, wie die eben angeführte neue Ausgabe seiner Lehre vom Kriege und die anonym erschienenen „Erinnerungen eines alten preuß. Offiziers in den J. 1792—94" beweisen. Seine Biographie des Feldmarschall Grafen York von Wartenburg ist leider unvollendet. Dagegen sind einige andere Schriften von ihm zwar vollendet, aber nicht gedruckt. Der Besitz aller preuß., mehrer russ., des schwed. und des niederländ. Militairordens sprachen für seine Tüchtigkeit als Soldat. Lange kränklich, traf ihn am 4. Aug. 1834 zu Berlin ein Nervenschlag, 2 Tage später entwand sich sein edler Geist der sterblichen Hülle. Wahrhaft ritterliche Gesinnung, edle Treue gegen seinen Monarchen, der seine aufrichtige Theilnahme der Familie des Verewigten kundthat, sowie die unwiderstehliche Freundlichkeit des Gemüths machten ihn allgemein liebenswerth und verehrungswürdig.

Valentinianus, 3 römische Kaiser. **Valentinianus I.**, der Sohn Gratian's, eines tapfern Feldherrn, aus Cibala in Pannonien geboren, folgte auf Jovianus 364 und theilte die Regierung mit seinem Bruder Valens, dem er den Orient überließ. Er schlug die in Gallien eingefallenen Germanen zurück, stellte in Afrika die Ruhe wieder her und baute am Rhein und an der Donau eine Menge fester Orte wieder auf. Gegen Quaden und Sarmaten, die in Pannonien eingefallen waren, zog er selbst zu Felde und starb plötzlich bei einer Audienz, die er dem Gesandten der Quaden zu Bregitio an der Günz bewilligte, 375. Er besaß zwar Tapferkeit, war aber roh und unwissend und den größten Ausschweifungen ergeben. Ihm folgten seine Söhne Gratian und — 2) Valen-

Digitized by Google

Iulianus II., geb. 371, unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina, wurde 378 von dem Tyrannen Maximus seiner Staaten beraubt, flüchtete zu Theodosius, den er zum Mitregenten angenommen hatte und der ihm die Herrschaft wieder verschaffte, und wurde von dem fränk. Feldherrn Arbogastes 392 ermordet. (S. Theodosius.) — 3) Valentinianus III. (Flavius Placidius), Kaiser des Abendlandes, Sohn des Konstantius und der Placidia, der Tochter Theodosius des Großen, geb. 419 zu Rom, regierte von 425 bis 455 sehr unglücklich, weil Sueven, Alanen, Westgothen, Burgunder und Franken sich in Gallien und Spanien und die Vandalen in Afrika festsetzten, während die Hunnen einen Theil von Italien verheerten. Er wurde 455 zu Rom von Petronius Maximus, dessen Gemahlin er geschändet hatte, getödtet. (Vgl. Aëtius, Vandalen.)

Valentinianer, s. Gnostiker.

Valerianus (Publius Licinius), römischer Kaiser von 253—260 n. Chr., geb. 190, stammte aus einem der vornehmsten römischen Geschlechter und hatte sich durch seine Feldherrntalente rühmlichst ausgezeichnet. Auch stand er bei Allen wegen seines vortrefflichen Charakters in der größten Hochachtung. Als der Kaiser Decius das Censoramt, welches seit Domitian ganz eingegangen war, wieder einführen wollte und deßwegen dem Senat befahl, einen würdigen Censor zu ernennen: so fiel die Wahl einmüthig auf den Valerianus. Er bekleidete auch die ansehnliche Stelle eines Princeps Senatus, ward nach dem Tode des Gallus von den Legionen zum Kaiser ausgerufen und bestieg mit allgemeiner Zufriedenheit den Thron. Er gab gleich anfangs eine Menge vortrefflicher Gesetze und nahm seinen Sohn P. Licinius Gallienus zum Mitregenten an. Dieser sowie der Feldherr Aurelian fochten mit Glück gegen die Franken, Gothen und andere deutsche Völker; aber während der Zeit waren fast alle morgenländische Provinzen in die Gewalt der Perser gerathen. Valerian ging nun selbst nach Kleinasien, focht anfangs mit Glück, eroberte Syrien und rückte in Mesopotamien ein; aber die Römer wurden in der Nähe von Edessa (260) geschlagen und Valerian im 70. J. seines Alters gefangen genommen. Der übermüthige Sieger, der König Sapor, ließ ihn aufs schändlichste behandeln, in Ketten durchs ganze Reich zur Schau führen und endlich gar, wenn man einigen Nachrichten trauen kann, lebendig schinden und so auf die gräßlichste Art zu Tode martern. Die Zeit seines Todes ist ungewiß. Nach Einigen lebte er noch 8, nach Andern 9 Jahre in der Gefangenschaft. Im Anfang seiner Regierung war er ein Freund der Christen, aber Macrianus überredete ihn, daß das Unglück des Reichs von den Göttern verhängt werde, weil die neue Religion alle ihre Tempel und Altäre umzustürzen drohe. Deßwegen befahl er nun eine schreckliche Verfolgung, welche drei Jahre lang dauerte und mit beispielloser Wuth vollzogen wurde.

Valerius. Von den vielen Römern, welche diesen Namen führten, ist vorzüglich merkwürdig: Valerius Publicola oder Poplicola, der Volksfreund: er erhielt diesen ehrenden Beinamen durch seine Freiheits- und Vaterlandsliebe, sowie durch seinen trefflichen, populairen Charakter, in welchen Eigenschaften er sich als Haupttheilnehmer an der bekannten Verschwörung gegen den letzten König Tarquinius Superbus auszeichnete. Er war mit Brutus (s. d.) einer der ersten Consuln des neuen Freistaats, verwaltete diese Würde nach dessen Tode eine Zeit-

lang allein, und erließ mehre der Volksfreiheit günstigen Gesetze. Er bekleidete später noch drei Mal das Consulat. Auch erwarb er sich den Ruf eines tapfern und geschickten Heerführers, er feierte wegen seines Sieges über die Sabiner einen Triumph. Er starb in großer Dürftigkeit und ward auf Kosten des Staats begraben. Man errichtete ihm aus Dankbarkeit am Markte ein Grabmal und die römischen Frauen trauerten um ihn ein ganzes Jahr.

Valerius Flaccus (Cajus), s. Flaccus (Cajus Valerius).

Valerius Maximus, ein römischer Geschichtschreiber, seinem Namen zufolge von vornehmer Geburt, that unter Sextus Pompejus Kriegsdienste in Asien und wählte nachher in den gefahrvollen Zeiten des Tiberius eine gelehrte Einsamkeit, in welcher er in 9 Büchern ein historisch-moralisches Excerptenbuch ("Dicta et facta memorabilia") (31 n. Chr.) in einer witzelnden Sprache schrieb, worin er Tugenden und Laster, Sitten und Gebräuche sowohl der Römer als anderer Völker darstellt. Unter den Ausg. ist die von Torrenius (Leyden 1726, 4.) die vorzüglichste. Sie liegt den neuern von Kapp (Leipz. 1782) und Helfrecht (Hof 1799) zum Grunde. Wir besitzen mehre deutsche Uebersetzungen von diesem Werke; die neueste ist von einem Ungenannten (Frankf. a. M. 1805—7).

Valetta (La Valetta), die Hauptstadt der brit. Insel Malta, einst der Hauptsitz des Malteserordens, eine der stärksten Festungen in der Welt, liegt an der östl. Küste auf einem Vorgebirge, zwischen zwei geräumigen Häfen; der südliche, größere, für die Kriegs- und Handelsschiffe bestimmt, ist von ungeheuerm Umfange und hat doch nur einen schmalen, leicht zu vertheidigenden Eingang; der nördliche beinahe ebenso schöne dient nur für die Fischerei und als Quarantaineanstalt; auf einer Felseninsel in demselben liegt das Lazareth. Diese Häfen sind wie die Stadt selbst mit unüberwindlichen, meist in den Felsen gehauenen Festungswerken umgeben. Die Stadt besteht aus 5 Quartieren oder Städten und zählt 35.000 Einw. Sie ist regelmäßig und schön gebaut, prangt besonders an der Seeseite mit den herrlichsten Palästen, und sticht überhaupt durch Reinlichkeit und Wohlstand ungeheuer gegen die Städte Siciliens ab. Ihre Hauptgebäude sind die prächtige Kirche des h. Johannes mit vielen Grabmälern von Ordensmeistern und Rittern; der alte Ordenspallast, ein schönes doch einfaches Gebäude, ehemals Residenz der Großmeister, jetzt des engl. Gouverneurs; das Ordenshaus, worin eine bedeutende Bibliothek und eine Sammlung auf der Insel gefundener Münzen und andrer Alterthümer; die Paläste der 7 Zungen, das Zeughaus, das große Hospital, der Justizpallast, viele Privatpaläste, die Casernen, die Sternwarte u. s. w. Jedes Haus ist zwar mit einer Cisterne versehen, außerdem aber versieht noch eine herrliche Wasserleitung die Stadt mit diesem unentbehrlichen Bedürfniß. Der Handel der Stadt, seitdem sie eine engl. Besitzung und zum Freihafen erklärt worden, hat außerordentlich zugenommen, ebenso die Manufacturen. 1565 vertheidigten die Ritter unter dem tapfern Großmeister La Valette die Stadt siegreich gegen die ganze Macht der Türken unter dem sieggewohnte Suleiman II. 1798 lieferte sie Verrath den Franzosen, 1800 Hunger den Briten in die Hände.

Valla (Laurentius), einer der vornehmsten Wiederhersteller der alten Literatur und ein gründlicher Sprachforscher, geb. zu Rom 1707, bildete

sich in seiner Vaterstadt und lehrte in mehren italien. Städten mit großem Beifall alte Sprachen. Er forderte endlich die Theologen, Geistliche und Mönche zum Studium der alten Sprachen auf und züchtigte sie wegen ihren Unwissenheit bald mit Ernst bald mit Spötterei so oft und so nachdrücklich, daß er fast ihr Opfer geworden wäre. Es war eine neue, seit Jahrhunderten im Abendlande unerhörte Erscheinung, daß er das Neue Testament strenge philologisch und grammatisch erklärte und die Vulgata zu verbessern wagte. Ebenso griff er nicht nur die scholastische Theologie, sondern den Aristoteles selbst an und zeigte, daß er weder das ausschließende noch das oberste Ansehen unter den Philosophen verdiene. Um vor den Verfolgungen, welche ihm seine Freimüthigkeit zuzogen, sicher zu seyn, ging er nach Neapel zum König Alfons V., einem thätigen Beförderer der Wissenschaften, den er in der latein Sprache unterrichtete. 1447 ging er nach Rom zurück, erhielt darauf vom Papst Nicolaus V. eine Pension, lehrte öffentlich die Beredtsamkeit, wurde Kanonicus an der Lateranskirche und starb 1457 oder 1465. Unter seinen Werken werden die „Elegantiae latini sermonis", in 6 Büchern (Venedig 1471, Fol.) für das vorzüglichste gehalten; die andern sind: eine Abhandlung über das Wahre und Falsche; eine Geschichte Ferdinands, Königs von Aragonien; eine Abhandlung über die angebliche Schenkung Konstantins d. Gr., und Uebersetz. des Herodot, Thukydides und Homer, sowie auch Noten zum Neuen Testament u. m. classischen Autoren. Sämmtliche Werke, Basel 1543 fg., Fol.; Venedig 1592.

Valle (Pietro della), berühmter Reisender des 17. Jahrh., geb. in einer vornehmen Familie zu Rom 1586, erhielt eine sorgfältige Erziehung, und verließ einer unglücklichen Liebe wegen 1613 sein Vaterland. Von Venedig aus reiste er als Pilger in das Morgenland, hielt sich von 1614—26 in der Türkei, Aegypten, Palästina, Persien und Indien auf und erwarb sich in den orientalischen Sprachen und Sitten große Kenntnisse. Nach seiner Rückkehr nach Rom gab er seine Reisebeschreibung in 54 Briefen an einen Arzt in Neapel heraus (Rom 1650, 4 Bde.), welche auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Sie zeugt von seiner vielseitigen Gelehrsamkeit und behauptet noch jetzt ihren Werth, wiewohl Valle von Leichtgläubigkeit und der Sucht, wunderbare Dinge zu erzählen, nicht frei ist. Ein Unfall störte seine Ruhe. Als er einst auf dem quirinalischen Platze einer Procession zusah, fielen unter des Papstes Augen die Bedienten desselben über sein morgenländisches Gefolge her. Er eilte den Seinigen zu Hülfe; da aber Worte nicht helfen wollten, stieß er einen päpstl. Diener nieder. Der Rache des Papstes zu entgehen, floh er nach Neapel, und blieb dort, bis es seinen Freunden gelang, ihm Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine Güter auszuwirken. Er starb zu Rom 1652.

Vallière Louise François de la Baume de Blanc, Herzogin de la), Geliebte Ludwigs XIV., stammte aus dem altadeligen Geschlechte de la Baume in Bourbonnois, war Hofdame bei Henriette von England, die erste Gemahlin Philipps, Herzogs von Orleans, liebte 2 Jahre lang Ludwig XIV. insgeheim, bis er sie zur Favoritin erhob. Ihr Glück benutzte sie nur, um Gutes zu thun. Der König schenkte ihr das Landgut Beaujour und machte es zum Herzogthume mit dem Namen de la Vallière. Sie wurde aber 1675 von der Montespan verdrängt, ging als Büßerin in ein Carmeliterkloster und schrieb: „Réflexions sur la

miséricorde". Sie starb 1710 im 66. J. ihres Alters. Die Frau v. Genlis hat sie zum Gegenstande eines anziehenden Romans gemacht, und der berühmte Lebrun eine büßende Magdalena nach ihrem Bilde gemalt. S. „Mém. de Mad. la Duchesse de la Vallière" (Paris 1829, 2 Bde.).

Vallisneria, eine kleine ansehnliche Pflanze, wächst im Schlamme unter Wasser, sowohl in Italien als auch in Frankreich. Die zur Wurzel treibt schmale und dünne, grasartige Blätter, welche unter der Oberfläche des Wassers bleiben. Die einzelnen Pflanzen sind dem Geschlecht nach getrennt, manche männlich, andere weiblich. Die männlichen treiben eine kleine Aehre, welche mit einer großen Anzahl sehr kleiner Blüthchen besetzt ist, von denen jedes zwei Staubfäden trägt. Die weibl. Pflanzen treiben dagegen nur einzelne Blüthen, auf sehr langen, fadendünnen und spiralförmig zusammengewundenen Blüthenstielen. (Die Pflanze hat von dieser Bildung des weiblichen Blüthenstiels den Namen Vallisneria spiralis erhalten.) Da nun die männlichen Blüthen vermöge der Kürze ihres Blüthenstieles sich unter der Oberfläche des Wassers nicht entfalten können, so reißt sich die Blüthenähre von ihrem Blüthenstiele los, und kommt durch dieses Freiwerden auf der Oberfläche des Wassers zum Schwimmen, wo die vollständige Entfaltung vor sich geht. Um diese Zeit steigt die weibliche Blüthe, durch Aufwickelung ihres langen fadenartigen Stieles, gleichfalls aus den dunklen Räumen ans Licht, und kommt auf der Oberfläche des Wassers mit den herumschwimmenden männlichen Blüthen in Berührung, sodaß ihre Befruchtung möglich wird. Nachdem diese geschehen, sterben die männlichen Blüthen ab, und die weiblichen ziehen sich durch abermalige Zusammenwindung ihres Stieles in die niedern Räume des Wassers zurück, wo sich in dunklem Schoße der Sprößling ihrer Liebe entwickelt. — Schon mehrmals diente diese merkwürdige und ziemlich einzige Erscheinung im Pflanzenreiche Dichtern als Stoff ihrer Gemälde. Die Vallisneria kann zugleich als einer der zahlreichen Beweise für die Wirklichkeit eines Geschlechtsverhältnisses im Pflanzenreiche (die in neuern Zeiten ein paar Schriftsteller philosophirend angefochtenen haben) gelten. Daß der Blüthenstaub auch in den von der Mutterpflanze losgerissen Blüthen die Kraft habe, die weiblichen Blüthen zu befruchten, sieht man gleichfalls deutlich aus der bekannten Befruchtung der Palmen.

Valmy (Kanonade bei), den 20. Sept. 1792, s. Kellermann. Wenig bekannt ist, daß der Herzog v. Braunschweig, bereits Meister der Höhe von La Lune, auf den schon zurückweichenden Feind auch darum nicht entschlossen losging, was den Sieg und dadurch den Feldzug entscheiden konnte, weil die Höhen von Valmy eine große Aehnlichkeit mit den Höhen von Johannisberg bei Rauheim unweit Friedberg haben, er aber dort, als er den Prinzen v. Condé (1. Sept. 1762) zurückdrängte und nicht wußte, was hinter den Höhen stand, von demselben gedrängt worden war.

Valmy (Herzog v.), s. Kellermann. — Sein Sohn, der Marquis, und nach dem Tode seines Vaters, Herzog v. Valmy, k. franz. Generallieutenant u. s. w., geb. zu Metz 1770, erzogen zu Paris, trat den Waffendienst unter seinem Vater, zeichnete sich 1796 als Generaladjutant bei der Armee von Italien durch kühne Cavallerieangriffe aus, trug 1800 wesentlich zu dem Siege bei Marengo (s. d.) bei, befehligte dann als Divisionsgeneral ein Armeecorps in Italien unter Brune,

Digitized by Google

nahm 1805 Theil an der Schlacht bei Austerlitz, später an dem Feldzuge in Portugal 1808, an denen in Spanien seit 1809, an denen in Deutschland 1813 und in Frankreich 1814, stets ruhmvoll. Ludwig XVIII. ernannte ihn 1814 zum Generalinspector der Cavalerie; Napoleon 1815 zum Pair; nach der zweiten Restauration verlor er diese Würde, erhielt sie später aber wieder und starb 1835.

Valombrosa, eine prachtvolle Abtei auf dem apenninischen Gebirge im Bisthum Fiesole des Großherzogthums Toscana. Der heil. Johann Gualbert stiftete hier 1038 einen geistlichen Orden nach der Regel Benedicts (Orden von Valombrosa). Das Stammkloster erhielt von seiner Lage im dichten Tannenwalde am Hochgebirge seinen Namen. Der Zweck des Ordens war anfangs nur Einsamkeit und beschauliche Andacht, doch ging er bald aus dem Einsiedlerleben in die Klosterverfassung über und unterhielt nur einzelne Einsiedeleien in der Nähe seiner Klöster. Er gelangte durch Vermächtnisse zu ansehnlichem Reichthum. Anfangs trugen seine Glieder nur graue, seit seiner Vereinigung mit den Sylvestrinern 1662 aber schwarze Kleidung. Der Orden hat sich nur wenig verbreitet und nie besondere Bedeutung erlangt. Das Stammkloster erhielt sich mitten unter den Revolutionsstürmen am Ende des 18. Jahrh. und wird noch jetzt von Andächtigen und Reisenden besucht, welche der herrlichen Aussicht von der reizenden Einsiedelei il Paradisino nach dem 10 Meilen entfernten Florenz und dem Mittelmeere genießen wollen. Merkwürdig für die Kunstgeschichte ist Valombrosa, weil einer seiner Mönche, der Pater Heinrich Hugford (st. 1771), die Scagliola- oder Steinmalerei vervollkommnete.

Valuta (Werth, valeur, value, Handelsr.), der Werth oder Betrag eines Wechsels (s. d.). Da das Wechselgeschäft und seine Strenge darauf beruht, daß der Wechselaussteller eine Summe wirklich erhalten hat, welche er sogleich an einem andern Orte wieder auszahlen lassen soll, so muß auch der Wechsel dieß Bekenntniß enthalten. Nur in England ist dieß nicht nöthig, und ein engl. Wechsel gültig, wenn auch des Werths darin nicht gedacht wird. Dieser Werth, welchen der Wechselempfänger (Remittent) dem Aussteller gewähren muß, kann auf verschiedene Weise gegeben werden, durch baare Zahlung (Werth baar erhalten, oder Werth erhalten), durch Tilgung einer Forderung des Wechselempfängers an den Aussteller (W. per Saldo), durch Waaren (W. in Waaren), durch künftige Berechnung beider Theile (W. in Rechnung). Nach den meisten deutschen Wechselordnungen genügt es, daß der Empfang der Valuta im Allgemeinen angegeben ist; Frankreich fordert eine genauere Angabe der Art, durch welche sie gewährt wurde.

Valvation (v. d. franz. évaluation), Schätzung des Werthes oder Preises einer Sache, ist die gesetzliche Würdigung einer Geldsorte, oder die auf einen festgesetzten Münzfuß sich gründende Bestimmung des Werthes gewisser Geldsorten, nach welchem sie in einem Lande gelten und angenommen werden sollen. Das Verzeichniß der Münzsorten, die in einem Lande gelten sollen, mit der Anzabe des Preises, zu welchem sie anzunehmen sind, heißt Valvationstabelle. Dergleichen Tabellen werden, z. B. in Sachsen, von Zeit zu Zeit von der Behörde bekanntgemacht. In einigen Ländern nennt man es Münztarif. Die in den Valvationstabellen nicht enthaltenen Münzsorten sollen, ebensowie die

Digitized by Google

wirklich verrufenen, weder ausgegeben noch angenommen werden, doch werden beim Handel und Wandel in dieser Rücksicht mancherlei Annahmen gemacht.

Vampyr, ein wahrscheinlich aus der serbischen Sprache stammendes Wort, welches mit dem damit verbundenen Begriffe und Aberglauben in unsere Sprache übergegangen ist. Man versteht darunter eine Leiche, welche so lange an ihrem eigenen Leibe saugt, als sie davon Etwas erhalten kann, und während dieser Zeit Personen, mit welchen sie lebend in näherer Verbindung stand, umbringt, die dann auch Vampyren werden müssen. Der Pöbel unter den Serbiern und andern benachbarten Völkern, welche sich zu der griech. Religion bekennen, glaubt, daß Leichen, die aus zufälligen physischen Ursachen eine Zeitlang unverwest bleiben, Vampyren wären, und besonders im Banne verstorbener, der Zauberei oder auch sonst übel berüchtigte Personen dieses Schicksal träfe, und schreiben es ihnen zu, wenn in einem Dorfe, oder unter einer Zahl Bekannter, unerwartet und schnell, mehre Todesfälle erfolgen. Im 3. und 4. Jahrzehend des 18. Jahrh. wurde das Geschrei der Haiducken über die Plage von den Vampyren so groß, daß die östreich. Regierung deßwegen besondere Untersuchungen anstellen ließ; man sieht, wie groß vor noch nicht langer Zeit die Macht des Aberglaubens und vorgefaßter Meinung war. Die Erzählung: „Der Vampyr", welche 1819 in England erschien, Lord Byron zugeschrieben wurde, und der Oper von Marschner zum Grunde gelegt worden ist, fachte die Erinnerung an diesen Volksglauben wieder an. Denselben Namen hat man 2) der größten Gattung der Fledermäuse (vespertilio spectrum, L.), gegeben, von welcher es, nach Verschiedenheit der Größe und Farbe, 3 Ab- oder Spielarten gibt. Der Kopf ist dem eines Hundes ähnlich. Diese Thiere halten sich in einigen Gegenden Afrikas, vorzüglich aber auf den ostindischen Inseln, auch in einigen Strichen von Südamerika häufig auf, und fliegen oft in großen Scharen von einer Insel zur andern. Sie nähren sich von Früchten, fallen aber auch Thiere und selbst Menschen an, wenn sie schlafen. Sie fliegen nämlich in die Zimmer, lecken mit ihrer Zunge die entblößten Füße des Schlafenden, bis sie wund werden, und saugen ihnen das Blut aus, daher sie auch Blutsauger genannt werden. Der Schrecken soll jedoch größer seyn als der Schaden, den sie anrichten. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß diese Fledermäuse zu der Fabel von den Harpyen Anlaß gegeben haben, wenigstens erwähnen ihrer einige alte Schriftsteller. — Im figürlichen Sinne nennt man bisweilen Vampyre solche Menschen, die durch ungerechte und drückende Auflagen, oder auch durch wucherische Unternehmungen, Geld von den Bewohnern eines Landes erpressen und ihnen gleichsam ihren Schweiß und ihr Blut aussaugen.

Vanadin, ein neuentdecktes Metall, welches seinen Namen von Vanadis, einer scandinavischen Gottheit (Beiname der Freia) erhalten hat und bis jetzt in folgenden Mineralien aufgefunden worden ist: von Sefström in einem Eisenerze von Taberg in Småland; von del Rio und Wöhler in einem braunen Bleierze von Zimapan, von Johnston in zwei Varietäten Bleierzes von Wanlockhead. Die Ehre der Entdeckung des Vanadins scheint Sefström zu gebühren, wiewohl allerdings dasselbe schon vor ihm (1801) von del Rio beobachtet, aber seiner Eigenthümlichkeit nach so wenig genau bestimmt wurde, daß er selbst später, nach

dem Descotils Einwendungen dagegen gemacht, nicht mehr an dessen Eigenthümlichkeit glaubte und nicht weiter die Rede davon war, bis Sefström dasselbe aufs Neue (1830) zuerst in Eckersholmer Stangeneisen, welches aus Erzen von Taberg in Smäland dargestellt worden, nachher reichlicher in den Schlacken, die bei Bereitung dieses Erzes fallen, auffand und seine Eigenthümlichkeit außer Zweifel setzte. Derselbe hat auch die Darstellungsweise der Vanadinsäure, aus welcher sich das Vanadin zunächst erhalten läßt, genau beschrieben; die ausführliche Untersuchung der Eigenschaften und Verbindungen des Vanadins aber Berzelius überlassen, dem wir die vollständige Kenntniß des Vanadins und seiner Verbindungen verdanken. Das Vanadin ist im Aeußern dem Molybdän ähnlich, silberweiß, glänzend, vollkommen unhämmerbar; das specifische Gewicht ist nicht bestimmt worden; sein Atomgewicht ist = 855,84, gegen Sauerstoff = 100. Es oxydirt sich weder an der Luft noch im Wasser, verliert aber beim Liegen allmälig an Glanz. In kochender Schwefelsäure, Flußsäure und Salzsäure ist es unlöslich, löst sich aber mit schön dunkelblauer Farbe in Salpetersäure und in Königswasser. Von Aetzkalilauge wird es auch beim Kochen nicht gelöst. Es geht drei Verbindungen mit Sauerstoff (1 At. Metall resp. mit 1 At., 2 At., 3 At. Sauerstoff) ein, die durch die Namen Suboxyd, Oxyd und Säure unterschieden werden, es bildet ferner zwei Verbindungen mit Chlor, ein Chlorür und Chlorid, und kann sich auch mit andern einfachen Stoffen verbinden. Seine Salzverbindungen zeichnen sich zum Theil durch schöne Farben aus. Das Ausführlichere von Berzelius's Untersuchungen über dieses Metall s. in Poggendorf's „Annalen" (XXII, 1) oder Schweigger's „Journal" (LXII, 323; LXIII, 26.).

Vandalen, nach Einigen ein slawischer Volksstamm, wenigstens befindet sich ein Stammrest u. d. N., 40.000 Seelen stark, mit einer eigenen, sehr alten slawischen Mundart, in Ungarn, im eisenburger Comitat; nach A. ein germanisches Volk: eine von den Nationen, welche durch die Völkerwanderung den Untergang des römischen Reichs beförderten. Sie hatten ursprünglich in Norddeutschland zwischen der Elbe und Weichsel um die Oder ihren Sitz, erscheinen aber als ein mächtiges Volk seit dem zweiten Jahrh. n. Chr. in Siebenbürgen und im Banat und beunruhigten die römischen Grenzen. Mit den Gothen führten sie heftige Kriege, und um Schutz vor ihnen zu suchen, flüchteten sie zu Konstantin d. Gr., der ihnen Wohnsitze in Pannonien anwies, wofür sie den Römern im Kriege ein Hülfsheer zustellen mußten. Es war ein großer Mißgriff, den die Kaiser thaten, daß sie bei dem Verfall des römischen Kriegswesens Fremde unter ihr Heer aufnahmen, wodurch diesen die innere Schwäche des Reichs immer bekannter wurde und sie endlich kühn wiederholte Angriffe auf den Staat wagten. Daß es unter den Vandalen talentvolle Männer gab, beweiset das Beispiel Stilicho's (s. d.). Im Anfang des 5. Jahrh. traten sie in Verbindung mit den Alanen und den Sueven den kühnen Eroberungszug nach Süden an; sie setzten über den Rhein und machten einen Einfall in Gallien. Innerhalb 2 Jahren durchzogen sie unter schrecklichen Verheerungen das ganze Land bis ans Weltmeer und an die Pyrenäen, überstiegen dieses Gebirg (409) und nahmen erst in Spanien, nach gleicher Verwüstung, Sitz. Unter den erobernden Nationen kam nun eine Theilung zu Stande (411), wonach die Alanen Lusitanien, die Sueven und Vandalen aber

in Galicien und den Nordprovinzen sich niederließen, nur daß die Silingienser, ein vandalischer Stamm, noch im Süden das schöne Batica (Andalusien) besetzten. Die Westgothen drängten seit 418, theils auf der Römer Geheiß, theils aus eigner Herrschsucht, die frühern Eroberer, beschränkten die Sueven auf ein kleines Gebiet, schwächten die Alanen so sehr, daß sie sich mit den Vandalen vermischten, und drückten diese letztern endlich mehr und mehr an die südliche Grenze. Ihr König Genserich (oder Geiserich), der natürliche Bruder und Nachfolger Hunderichs, unter welchem sie nach Spanien gegangen, warf jetzt seine Blicke übers Meer nach der reichen afrikanischen Provinz, deren Statthalter Bonifacius (in die Schlingen des schändlichsten Verraths verstrickt) den lauernden Feind des römischen Reiches zur eigenen Rettung herbeirief. Sofort führte Genserich seine vandalischen Krieger mit Weibern, Kindern und Sklaven auf Schiffen über die Meerenge und landete, als Feind, auf der afrik. Küste (427). In kurzer Zeit war das schöne und große Land von Tanger bis Tripoli von den Vandalen überschwemmt, welche in der Freundschaft der Mauren und in dem fanatischen Eifer der Donatisten eine willkommene Hülfe fanden. Bonifacius, seinen unseligen Irrthum zu spät erkennend, kämpfte wohl tapfer aber unglücklich, und durch einen plötzlichen Ueberfall gerieth Carthago in vandalische Gewalt (439). Das Volk wurde zur gemeinen Knechtschaft verdammt, seine Habe geraubt, die Gebäude sowie das Land umher unter die Sieger vertheilt. Die Kaiserin Eudoxia, Witwe Valentinians III., welcher der Mörder dieses ihres Gemahls und Gewalträuber des kaiserlichen Throns, Maximus, gezwungen hatte, sich mit ihm zu vermählen, rief aus Rache die Vandalen nach Italien. Genserich erschien bald (455), aus Begierde nach Beute, mit einer mächtigen Flotte. In Rom war nicht die geringste Anstalt zur Vertheidigung gemacht worden; Alles floh, und der Kaiser Maximus wurde nach sehr kurzer Regierung ermordet. Die Vandalen plünderten nun 14 Tage lang Rom und raubten alle Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche die Gothen (s. d.) vormals übrig gelassen hatten. Eine Menge Bildsäulen und anderer Denkmäler wurden weggenommen, um, nebst mehren Tausenden vornehmer Gefangenen, nach Afrika gebracht zu werden. Bei dieser Ueberfahrt ging ein Schiff, das mit den kostbarsten Kunstwerken Roms beladen war, zu Grunde. Papst Leo, der dem Könige Genserich feierlich entgegen gegangen war, hatte nichts weiter, als die Verschonung von Feuer und Schwert erbitten können. — Diese rohe Wuth, mit welcher die Vandalen die schönsten Kunstwerke raubten und größtentheils zerstörten, hat zur Benennung Vandalismus Anlaß gegeben, womit man auch in neuerer Zeit die Wuth der Revolutionnairs bezeichnete, Alles, was das Gepräge der Bildung und Verfeinerung trug, zu vernichten und dagegen die rohe Barbarei einzuführen. — Genserich, übermüthiger als zuvor, brandschatzte die Küsten bis nach Asien, eroberte Sicilien mit allen Inseln um Italien und schloß wahren Frieden erst mit Odoaker (474), welcher das Reich der West-Römer geendet. Durch den grausamen Genserich, dessen Gebot und Beispiel verderbend wirkte, mehr als durch die Eigenthümlichkeit der Nation, wurde der Name der Vandalen bald zum Abscheu. Die Katholiken in Afrika erfuhren eine harte Verfolgung von dem arianischen Tyrannen. Derselbe Geist der Unduldsamkeit — wenn auch mit einiger Abwechselung von Strenge und Nachsicht — herrschte bei Gen-

serich's Nachfolgern. Mitunter, wie gleich unter seinem verworfenen Sohn, Hunerich, dem Henker seiner eigenen Familie (478), schärfte sich noch die Verfolgung. Solches Verhältniß verhinderte nothwendig das Erstarken des vandalischen Reiches. Einheimische Entzweiung, blutiger Hader im Könighaus, wegen schwankender Ordnung der Erbfolge, beschleunigten das Verderben. Auch Hunerichs Neffen, Gundamund und Trasimund (484 und 496), wiewohl minder grausam, machten die Unterdrückung der katholischen Lehre zum Hauptgeschäft ihrer Regierung. Hilderich (523), des tyrannischen Hunerich milder Sohn, stellte die Gewissensfreiheit wieder her; wurde aber den Vandalen dadurch verhaßt und von dem streng arianischen Gelimer, seinem Verwandten, des Thrones beraubt (530). Der orientalische Kaiser Justinian suchte durch Unterhandlungen die Fesseln Hilderichs zu lösen und beschloß, bei des Usurpators Weigerung, den Krieg. Belisar landete mit einem wohlgerüsteten Heere an der afrikan. Küste, im Süden Carthagos. Belisar führte sein Heer bis in die Nähe der Hauptstadt; als er plötzlich von dem König angegriffen ward. Die Vandalen erlagen Belisars echt römischer Tapferkeit. Amatas und Gibamund mit Tausenden ihrer Streiter fielen und Gelimer, von seinem fliehenden Heere mit fortgerissen, gab Befehl zur Hinrichtung des gefangenen Hilderich und seiner Freunde. Jetzt öffnete Carthago laut jubelnd dem Belisar seine Thore. Der Vandalenkönig sammelte noch einmal in den Gefilden von Bulla die Kriegsmacht seines Volkes. Aber mit zehnfach geringerer Zahl schlug und zerstreute Belisar den seinem Verhängniß folgenden Feind; eroberte das Lager mit unermeßlichen Schätzen und endete, 3 Monate nach seiner Landung, das vandalische Reich. Gelimer selbst ergab sich, durch Leiden und Hunger gebeugt, an Belisar. Er zierte den Triumphzug des Siegers, küßte den Staub zu Justinians Füßen, erfuhr dann aber mit seiner Familie und seinen Freunden eine großmüthige Behandlung. Die vandalische Nation verschwand. Einige Tausende ihrer Jünglinge wurden zu einer auserlesenen Kriegsschar gesammelt; der Ueberrest vermischte sich mit dem gemeinen Haufen der afrikan. Provinzialen. Selbst der Name des Volkes ging unter.

Vanderbourg (Charles Boudens de), geb. 1767, war in seiner Jugend Seeoffizier, wanderte im Anfange der Revolution nach Deutschland aus und studirte hier mehre Jahre die deutsche Literatur. Unter der Consularregierung kehrte er nach Frankreich zurück und gab zu Paris den „Publiciste“ und die „Archives littéraires“ heraus. 1814 ward er Mitglied der königl. Akademie, der Geschichte und schönen Wissenschaften zu Paris, wo er im Nov. 1827 starb. Vanderbourg ist rühmlich bekannt durch seine Uebersetzung von Horaz's Oden, Jacobi's „Woldemar“, Lessing's „Laokoon“, Wieland's „Krates und Hipparchia“ ꝛc., sowie als Mitherausgeber des „Journal des Savans“ und als Verf. der Art. Horaz und Klopstock in der „Biogr. univers.“

Van der Noot (Heinr.), s. Noot (Heinrich van der).

Van der Velde (Franz Karl), s. Velde (Franz Karl van der).

Vandiemensland, im Südosten des Australcontinents gelegen, unter 40—44° S.Br., entdeckt von dem Holländer Abel Tasman (1642), erhielt nach dem damaligen holländ. Statthalter in Ostindien, Van Diemen, seinen Namen. Bis 1798 hielt man dieses Land für die Südspitze des australischen Festlandes, erkannte es aber in diesem Jahre als In-

sel, welche von demselben durch einen 30 Meil. breiten und 36 M. langen, inselreichen Canal, der von dem ersten Befahrer die Baßstraße heißt, getrennt. Godwin (in s. Beschreibung, London 1824) schlägt vor, sie Tasmanien zu nennen, um sie von dem nördlichen Vandiemenslande auf der Nordküste Neuhollands zu unterscheiden. Die 1255 QM. große Insel ist mit mäßigen Bergen bedeckt, wovon der 3964 F. hohe, 9 Monate hindurch mit Schnee bedeckte Tafelberg oder Wellingtonberg an der Südspitze der höchste ist. Viel schöne, wenn auch nicht große Flüsse ergießen sich nach allen Seiten, worunter der Derwent im Süden, der Tamar im Norden schiffbar sind; sie haben alle einen schnellen Lauf, gewähren daher die Anlagen von Mühlen und sind keinen Ueberschwemmungen unterworfen. Die Insel hat mehre Baien, z. B. die Sturm- und die Austernbai, und auf allen Küsten treffliche Häfen. Das Klima ist etwas rauher als in Sidney, sagt aber den Europäern besser zu; auch kennt man hier nicht jene dort so häufige Dürre; außer dem Tafelberge sind noch mehre Berge aber nur 4—6 Monate mit Schnee bedeckt, in den Thälern bleibt er indeß nur auf Stunden liegen. Pflanzen und Thiere sind, mit wenig Verschiedenheit, wie auf Neuholland (vgl. d.), nur gedeihen hier die Südfrüchte, selbst der Mais nicht mehr recht, desto besser dagegen mehre unsrer Obstarten, besonders Aepfel. Unter den Landeserzeugnissen ist eine Erdfrucht (nativa bread) merkwürdig, ein kartoffelähnliches Gewächs in runder Form, oft wie ein Menschenkopf groß, dessen schwammige, aber feste Substanz viel Nahrungsstoff enthält. Die Eingeborenen erkennen die Pflanze an einem kleinen Blatte, das dicht am Boden wächst. Vandiemensland hat einige schöne Waldbäume, welche man in Neuholland noch nicht gesehen (im Innern gibt es u. a. Wälder von zum Theil 150 Fuß hohen und 6—7 Fuß dicken Bäumen aus der Familie der Myrten und von Huonfichten, ein Eibenbaum mit hartem, wohlriechendem Holz), und selbst ein größeres Raubthier von der Art des Panthers, welches aber den Menschen flieht. Eisen findet sich an der Nordküste in ganzen Bergen. Die Eingeborenen gehören zu einem von den Neuholländern ganz verschiedenen Menschenstamme. Sie haben eine schwarze Haut und wolliges Haar. Sehr roh, obgleich der abscheuliche Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, unter ihnen nicht bemerkt worden ist, leben sie einzig von der Jagd, kennen nicht einmal den Fischfang und haben keine Canots. 1804 ward dieses Land von Großbritannien in Besitz genommen und eine Verbrechercolonie daselbst gegründet. Die ersten Colonisten wurden von Sidney dorthin gesendet und die Städte Hobarttown und Launceston gegründet. Der Anbau nahm schnell zu wegen des trefflichen Klimas und des besonders an den Flüssen fruchtbaren Bodens, dann weil die Küste ebenso fischreich als zum Handel mit dem Cap, mit Sidney, mit der Mauritiusinsel, mit Ostindien und mit Großbritannien offen ist. Eine Actiengesellschaft in England zum Anbau von Vandiemensland läßt bereits über 170.000 Morgen Land cultiviren. Das europäische Hausvieh, besonders das Schaf, hat sich hier schnell verbreitet. Die Wolle des letztern kommt der feinsten spanischen und sächsischen gleich und die Insel, welche 18 Mill. Morgen des besten Weidelandes hat, wird in wenigen Jahrzehnden beinahe den ganzen Bedarf der engl. Manufacturen liefern können, wenn nicht zu erwarten wäre, daß in dieser Zeit in Australien eigne Fabriken entstehen, welche wenigstens die gröbere Wolle selbst verarbeiten, theils auch daß der Getreide-

bau mehr Land in Anspruch nimmt. Ehe es jedoch daran fehlt, werden Jahrhunderte vergehn. Die Colonie hat bereits einige grobe Tuch-, Hut- und Strumpffabriken zum eignen Bedarf, auch Töpferei. Vandiemensland hatte 1834 21.350 europäische Einw., worunter etwa 10.000 Strafcolonisten. Für das Colonialsystem als Strafanstalt spricht übrigens die Erfahrung, daß so viele ehemaligen Sträflinge sich zu Wohlstand emporarbeiten, denn Wohlstand ist unmöglich ohne Ordnung im Leben und gibt Selbstbewußtseyn und Ehrgefühl. Die Kosten sind nicht so ungeheuer; die Ueberfahrt für einen freien Einwanderer kostet 16, für ein Kind 8 Pf., und wenn der Verurtheilte an Ort und Stelle ist, so kann er wegen des hohen Tagelohns der Regierung nur noch ein Weniges kosten. Die unfreiwillige Entfernung aus dem Vaterlande ist immer schon eine bedeutende Strafe; dazu der Transport in den Ketten, die Zwangsarbeit auf 7 bis 14 J. oder noch längere Zeit. Indeß ist die Aussicht vorhanden, durch Fleiß und gute Aufführung nicht nur früher frei, sondern auch wohlhabend und geehrt zu werden. (Vgl. auch Botanibai.) Für das Schulwesen wird sehr gesorgt. Die wenigen Eingebornen sind der europäischen Cultur sehr abgeneigt, schließen sich auch nicht an die Europäer an, obgleich alle möglichen Versuche dazu gemacht worden sind, eine Schule für ihre Kinder errichtet wurde, und denen, welche in der Colonie leben wollten, die freundlichste Begegnung widerfuhr. Sie werden also nach und nach vergehen, wie überall das älteste Geschlecht der Bevölkerung allmälig verschwunden ist. Vandiemenslands Administration ist von der in Sidney getrennt. Es hat einen Vicegouverneur, Oberrichter, Archidiakonus, Generalfiscal, Schatzmeister u. s. w., einen Gesetzgebungsrath aus den 7 obersten Beamten und 8 von den Colonisten erwählten Mitgliedern, und eine Regierung von 5 Beamten, und so gestaltet sich auch hier eine Nachbildung der englischen Verfassung. Die Hauptstadt Hobarttown am Fuße des Tafelberges, 2 Meilen vom Ausflusse des Derwent, welcher hier einen der geräumigsten (er könnte alle europ. Flotten aufnehmen) und schönsten Häfen der Welt bildet, welcher 3—20 Faden Tiefe hat. Die Bevölkerung war 1834 schon über 6100 Seelen gestiegen. Außer den Regierungs- u. a. öffentlichen Gebäuden befinden sich hier die Baraken für die aus England verbannten Verbrecher. Regelmäßig geht ein Dampfpacketboot nach dem 50 deutsche Meilen entfernten Port Jackson auf Botanibai. Der Wallfisch- und Seehundsfang an dieser südlichen Küste ist erstaunlich ergiebig. Vandiemensland ist gegenwärtig in 2 Grafschaften getheilt: Buckingham, die südliche, an und um den Derwent, die bevölkertste; und Cornwall, die nördliche, an und um den Tamar. Hier liegt der ebenfalls vortreffliche Hafen Dalrymple und etwa 6 Meilen davon die Stadt Launceston mit 2000 Einw. Dem Hafen näher liegt die Hauptstadt Georgetown; Brighton, ebenfalls neu angelegte Stadt, ist seit 1825 der Sitz der Regierung. Im Districte des Kohlenflusses wurde 1824 die Stadt Richmond angelegt. Es gibt Druckereien, Zeitungen, ein Theater (in Hobartown), Bälle, geschmackvolle Spaziergänge, kurz alle Genüsse des europäischen Lebens. Die Einkünfte des Landes betrugen 1834 an 70.900 Pf. Sterl. 1830 baute man dort ein Schiff von 74 Kanonen, welches man statt des Kupferbeschlags mit Kautschuck (elastischem Gummi) überzog, um es wasserdicht zu machen. — Eine Schilderung dieser britischen Colonie hat nach v. Bibra und Evans Röding (Hamb. 1824) herausgegeben. Vergl.

Digitized by Google

Godwin's „Beschreib. von Vandiemensland" (Lond. 1824). Die merkwürdig zerrissene Südostseite der Insel haben Flinders, der sie 1798 zuerst umschiffte, Peron und Freycinet genau beschrieben.

Van Dyk (Anton), s. Dyk (Anton van).

Vanille (epidendrum vanilla, L.), vom span. vaynilla, eine in südlichen Amerika, in Mexico und Peru, aber auch in Cayenne, Jamaica und Haiti einheimische Schmarotzerpflanze oder Winde, die an Bergen wachsend, sich um die nahen Bäume schlingt. Sie hat wie der Weinstock Knoten, aus welchen hellgrüne, den Lorberblättern ähnelnde Blätter hervorkommen. Aus der weißlichgelben Blüthe bildet sich, als die Frucht der Pflanze, eine ungefähr 6 Zoll lange und 4 Linien breite, platte und der Länge nach gestreifte Samenkapsel, in Form einer Schote (daher ihr Name). Sie sind braun von Farbe und zähe von Consistenz, nämlich weich und doch zerbrechlich, mit einem fetten Oele überzogen und mit einem röthlichen fetten Marke angefüllt, in welchem der schwarze und glänzende Same liegt, der ganz feinem Sande gleicht. Vom Ende Sept. bis Ende Dec. sammelt man diese Schoten, trocknet sie einige Wochen hindurch im Schatten, überstreicht sie mit Oel, um die Insecten abzuhalten, und zu verhüten, daß sie nicht ganz vertrocknen und zerbrechen, und legt sie dann partienweise in Packete, die mit dünnen Blei- oder Zinnplatten umgeben werden, damit die Schoten den Geruch nicht verlieren. Es gibt 3 Sorten dieser Schoten; die beste derselben, die gewöhnlich in Handel kommt, wächst auf den ganz hohen Gebirgen in Mexico. Die eigentliche Cultur dieser Pflanze wird von den Landeseingeborenen, die sich ausschließlich damit beschäftigen, als ein Geheimniß bewahrt. Der Geruch der Schoten ist ungemein stark, aber angenehm, dem des Perubalsams ähnlich, ihr Geschmack gewürzhaft. Je größer und schwerer sie sind, desto besser sind sie auch. Die Vanille braucht man fast einzig und allein zur Chocolade, der sie den gewürzhaften Geruch und die magenstärkende, aber auch zugleich erhitzende Eigenschaft verleiht. Sonst hat man sich ihrer auch als Arznei gegen melancholische Zufälle bedient. Es ist aber Vorsicht bei diesem stark erhitzenden Gewürz nöthig.

Vanini (Lucilio, oder wie er sich lieber selbst nannte, Julius Cäsar), ein Freidenker aus der Schule des Pomponazzi, geb. 1585 zu Taurisano im Neapolitanischen, studirte zu Rom, Neapel und Padua Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft, Medicin und Sterndeuterei. Er erhielt die Priesterweihe und betrat anfangs die Kanzel, widmete sich aber nach einiger Zeit einzig den Wissenschaften. Er durchreiste nachher einen Theil von Deutschland, Böhmen und die Niederlande, überall seine verworrene Gelehrsamkeit zur Schau legend; verweilte hierauf in Genf und in Lyon, wo er jungen Leuten Unterricht gab, mußte aber seiner irreligiösen Grundsätze wegen nach England flüchten, wurde hier in Haft genommen und ging, aus derselben entlassen, wieder nach Lyon. Hier gab er sein Buch: „Amphitheater der göttlichen Vorsehung", 1615 heraus, wodurch er sich aber statt eines Vertheidigers des Daseyns Gottes, den Ruf eines Leugners desselben zuzog. Gezwungen, Lyon zu verlassen, wandte er sich nach Paris, wo von ihm 1616 eine zweite Schrift erschien: „Ueber die bewundernswürdigen Geheimnisse der Natur", aus 60 Gesprächen bestehend und meist physikal. Inhalts. Es ward mit Erlaubniß der Sorbonne gedruckt. Indeß durch sein unvorsichtiges Benehmen, seine

Digitized by Google

elehrte Großsprecherei und durch beißende Spöttereien, zum Theil über wirkliche Gebrechen, aber meist über religiöse Gegenstände, zogen ihm natürlich in jenen Zeiten eine Menge heftiger Gegner zu. Er ward enes Buches wegen der Gottesleugnung beschuldigt, verließ deßhalb 1617 Paris und ging nach Toulouse, wo er sich als Jugendlehrer eifrig bemühte, antichristliche Lehren in die Herzen seiner Zöglinge zu verpflanzen. Als dieß ruchbar wurde, säumten seine Widersacher nicht, ihn bei dem Parlamente zu Toulouse des Atheismus und der Zauberei anzuklagen. Er ward ins Gefängniß gesetzt und von dem Gerichtshofe schuldig befunden. Nach dem damals bestehenden Gesetze wurde er verurtheilt, zum Richtplatz geschleift, ihm die Zunge ausgerissen, dann erwürgt und verbrannt zu werden. Dieser schreckliche Spruch wurde am 9. Febr. 1619 in seinem 34. J. vollzogen. Indessen haben selbst neuere Gelehrte keinesweges über den sichern Beweis seines Atheismus einig werden können, indem sie ihn aus seinen Schriften bald als einen Religionsspötter und Atheisten, bald als Bestreiter des Atheismus ansehen. Auch über seine Verdienste als Philosoph ist man noch sehr entgegengesetzter Meinung; in jedem Falle war er ein unschuldiges Opfer der Einfalt oder des Hasses seiner Richter. Vanini hat auch eine Apologie des tridentinischen Conciliums und eine Abhandlung über die Astronomie geschrieben; ob er noch andre Werke, die unter seinem Namen angeführt werden, verfaßt habe, ist ungewiß. Ein Verzeichniß Dessen, was für und wider Vanini geschrieben worden ist, enthält das Buch: „Leben und Schicksale, Geist, Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini ꝛc.", von W. D. F. (Leipzig 1800).

Vanloo, ein berühmtes adeliges Künstlergeschlecht, aus Ecluse in Flandern abstammend, welches mehre ausgezeichnete Maler der niederländischen Schule hervorgebracht hat. **Johann Vanloo** war der Erste, welcher sich als Künstler einen Namen erwarb. Sein Sohn, **Jakob**, geb. 1636, widmete sich der Portraitmalerei zu Amsterdam, ging 1636 nach Paris, wo er als Mitglied der dasigen Kunstakademie 1670 starb. **Ludwig**, des Vorigen Sohn, lebte erst zu Paris, dann zu Aix, und war als geschickter Zeichner und Frescomaler bekannt. Er hatte 2 Söhne, die vorzüglich ihren Namen unter den Künstlern zu hohem Ruhme brachten, nämlich: **Joh. Baptist**, d. ält., geb. zu Aix 1684, kam mit dem Prinzen v. Carignan, der ihn unter den schmeichelhaftesten Bedingungen hatte nach Rom reisen lassen, nach Paris 1719, wo er selbst in des Prinzen Pallaste wohnte und nun Portraitmalerei (ohne die Geschichtsmalerei aus den Augen zu lassen) zu seinem Hauptgegenstande machte, bis er 1731 Mitglied der Akademie und 4 J. später Professor an derselben ward. Auch in London wurde er 1738—42 mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen. Nach Aix zurückgekehrt, starb er hier 1745. Große Leichtigkeit, kecke, verständige Behandlung des Pinsels, gute Auswahl, edle, erhabene Zusammensetzung sind die Vorzüge, die an seinem Genie gerühmt werden. Paris, Turin, Rom und London besitzen die meisten historischen Gemälde dieses Meisters. Verschiedene Kupferstecher haben nach ihm gestochen. Der zweite Sohn, **Karl Andreas**, geb. 1705 zu Nizza, der auch einige Zeitlang seines Bruders und des Benedet. Lutti Unterricht zu Rom genoß, wurde 1735 ebenfalls in die Akademie zu Paris aufgenommen und 1762 erster königl. Maler und Director der Akademie. Er starb 1765 zu Paris. Er zeichnete sich als Historien- und

Landschaftsmaler durch richtige Zeichnung, sorgfältige Ausführung, sich liches, angenehmes Colorit, ruhmvoll aus. Seine Gemälde sind außer Frankreich nur durch Kupferstiche bekannt. Joh. Bapt. hatte 4 Söhne, die alle geschickte Künstler waren: Karl Andreas Philipp, lernte bei seines Vaters Bruder, wurde nach Berlin als Hofmaler berufen, malte daselbst verschiedene Deckenstücke und Portraits, und ging 179 nach Paris zurück; Ludwig Michael, Geschichts- und Portraitmale seit 1745 erster Maler des Königs von Spanien, st. 1771; Franz u Claudius zeigten viel Talente zur Kunst, starben aber, ehe diese sie entwickelt hatten, in der Blüthe ihrer Jahre.

Vannuchi, s. Sarto (Andrea del).

Vanucci, s. Perugino (Pietro).

Vapeurs, s. Hysterie.

Varianten (lectiones variantes, lectiones variae), Abweichungen in den verschiedenen Handschriften von einem und demselben Buche; verschiedene Lesearten. Man macht deßhalb zu allen classischen Schriften besondere Varianten-Sammlungen, um durch Vergleiche der verschiedenen Lesearten die richtigste heraus zu finden. (S. Kritik.) Auch die Aenderungen, welche neuere Dichter an ihren eignen Werken machen, werden zuweilen die ältern Lesarten den spätern Ausgaben als Varianten beigedruckt. Namentlich ist dieß geschehen bei Göschen's Ausg. der Werke Wieland's.

Variationen (ital. variazione), in der Musik eine mehrmalige unmittelbare Wiederholung eines kurzen Tonstücks, wobei die Melodie jedesmal durch Verschiedenheit der Zergliederungen ihrer Hauptnoten und damit in Verbindung gebrachten durchgehenden und Nebennoten verändert wird, ohne jedoch die Hauptmelodie zu verlieren. Zu der zu variirenden Melodie muß man ein gesangvolles Thema wählen, welches einfach ist und zu Sinn und Herzen spricht. Die Variationen müssen jede ihren besondern Charakter haben, in dieser Hinsicht unter einander stets abwechseln und zugleich von steigendem Interesse seyn. Die Hauptmelodie muß ungestört durchklingen und sich, selbst dem Charakter nach, jeder Variation anschmiegen. Ein Solospieler kann durch nichts so gut seine Kunst entwickeln als durch Variationen. Jetzt fängt man gern mit einer brillanten Phantasie an, durch welche schon harmonische und melodische Anklänge des Themas wehen, bis sie ganz in dasselbe übergeht; nun folgen die Variationen, und zuletzt fällt die frühere Phantasie wieder kraftvoll und kühn ein und schließt mit freier Begeisterung das ganze Tonstück. Im Ganzen eignet sich das Variiren mehr für die Instrumentalmusik als für den Gesang, bei welchem der auszusprechende Text meistens das kunstfertige Variiren in dem Umfange, wie es in Instrumenten möglich ist, verbietet. Daher sind Gesangvariationen, wie die herrlichen von Righini, Winter, größtentheils mehr für die Uebung des Sängers bestimmt, oder werden angewendet, um bloß die Virtuosität des Sängers zu zeigen, wie von Catalani bekannt ist. — Auch in der Poesie gibt es Variationen, hier nennt man so die Glossen der Spanier und Portugiesen. (S. Glosse.)

Variationen des Mondes nennt man eine erst seit Tycho Brahe bekannte Ungleichheit des Mondenlaufs.

Variationscompaß. Es ist bekannt, daß die Richtung der Magnetnadel mehr und weniger von der Richtung der Mittagslinie abweicht.

Um die Größe dieser Abweichung zu finden, setzt man einen Compaß so auf den Meridian, daß der erste Theilstrich in denselben fällt, und beobachtet den Winkel, den die Nadel damit macht. Ein dazu eingerichteter Compaß heißt ein Variations-, Abweichungscompaß, auch Declinatorium.

Variationsrechnung. Joh. Bernoulli gab durch sein bekanntes Problem von der Brachystochrone 1643, die Veranlassung zur Erfindung der Variationsrechnung. Sie gehört zur Differentialrechnung. In einem besondern Abschnitte handelt diese von dem größten und kleinsten Werthe der Functionen und von den Methoden, dieselben zu bestimmen; nur beschränkt sich die Variationsrechnung nicht bloß auf Differentation, sondern sie sucht aus einer gefundenen dirivirten Gleichung die Primitive abzuleiten, welche die fragliche Eigenschaft hat, z. B. welcher oder welchen unter allen möglichen Curven kommen diese oder jene Eigenschaften im höchsten und geringsten Grade zu. So wird im Probleme der Brachychrone gefragt, welche ist diejenige unter allen krummen Linien von gleicher Länge, welche ein durch eine bestimmte Kraft bewegter Körper in der kürzesten Zeit durchläuft? S. den Schluß von Kästner's „Analysis des Unendlichen" (3. Aufl., Gött. 1769, m. Kpfrn.) und Dirksen's „Analyt. Darstellung der Variationsrechnung" (Berlin 1826, 4.).

Variorum (Ausgaben cum notis). Man bezeichnet mit dieser Benennung gewisse meist im 17. Jahrh. in Holland in 8vo gedruckte und mit den Anmerkungen vieler Commentatoren ausgestatteten Editionen älterer und neuerer griech. und röm. Schriftsteller. Corn. Schrevel (1632), Rector zu Leyden, dessen eigene Gaben zur vollständigen Erklärung eines Autors nicht hinreichten, sammelte mit vielem Fleiße die nach seiner Einsicht zweckmäßigsten Noten aus andern, und so erschienen von den Griechen Homer und Hesiod, den Lateinern sein Virgil, Lucan, Horaz und Martial mit sogenannten Notis variorum. Seiner Methode folgten Thysius, Petiscus u. m. Spätere, bis die franz. Jesuiten solche in ihren Ausgaben ad usum Delphini verbesserten und eine weniger geschmacklose Wahl unter den Erläuterungen alter Classiker trafen. Indeß wurden viele jener Ausgaben, welche von den Bibliographen bald mehr, bald weniger zahlreich angegeben werden, von den Sammlern gesucht.

Varna (nach Tepliakow's archäolog. Untersuchung das alte Odessos), in der Bulgarei, im Paschalik Silistria, an der Mündung des gleichnamigen Flusses ins schwarze Meer, der Hauptstapelplatz der Handels der Bulgarei und Walachei mit Konstantinopel, hat 16.000 Einw. Varna ist von hohen Steinmauern umgeben, die mit Bastionen flankirt werden, und liegt in einer Ebene zwischen 2 Hügelreihen. Das schwarze Meer bespült an der östlichen und der sumpfigen See Dewna an der westlichen Seite die Mauern der Festung, welche auf diese Weise von 2 Seiten durch Wasser vertheidigt wird. Auf der Meer- und Flußseite, die Varna zur Hälfte umgürten, hat es erst in der neuesten Zeit einen starken Wall mit einem breiten und tiefen Graben erhalten, und auf den umliegenden Höhen Batterien, welche auch die Rhede der Stadt bestreichen, und deren Feuer sich mit dem der Kanonen auf dem Schlosse kreuzt. Die nördl. und südl. Meeresufer sind sehr steil, sodaß hier keine Landung gelingen kann. Nur rauhe Fußpfade über die öden Aeste des Balkan führen nach Varna. Auch gibt es zwischen dem Uferlande und dem Balkan nur einen Fußpfad. Im Süden der Stadt dehnt sich die

Straße nach Konstantinopel hin. Varna hat eine ansehnliche Grö die hohen Minarets, sowie die Festungswerke, gewähren einen mann fachen und belebten Anblick. Ueberhaupt ist die Lage der Stadt und d Umgegend höchst reizend; hohe, mit Wald und Gebüsch bewachsene Berg Fußpfade, die sich an ihnen hinaufschlängeln, im Thale die prachtvolle Gärten, und die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Vegetation erinnern lebhaft an die anmuthigen südlichen Ufer der Krim. Hier erlitten d 20. Nov. 1444 die Ungarn, nebst den poln., walach. und Kreuztruppe unter dem König von Ungarn und Polen, Wladislaw IV. (Jagello Sohn), welcher auf Zureden des Papstes Eugenius IV. den Waffenst stand gebrochen hatte, eine blutige Niederlage. Schon waren 35,00 Türken gefallen, als Amurat II. den letzten Angriff der Verzweiflu versuchte. Im Kampfe stürzte des Königs Streitroß; die Türken hiebe dem gefallenen 20jährigen Helden das Haupt ab und trugen es auf e ner Lanze durch ihr Heer. Dieß brachte Bestürzung und Flucht in d Scharen der Christen. Auch der päpstl. Nuntius, Cardinal Julian Cesarini, blieb in der Schlacht. 1610 ward Varna von Kosacken v Dnepr her genommen, die 3000 christliche Sklaven dort befreiten. I dem Kriege von 1783 fg. widerstand Varna den Anstrengungen der Russ In dem Kriege 1828 ergab sich Varna, nachdem schon am 7. Oct. ei Schar Russen durch eine Sturmlücke in die Stadt gedrungen war, a 11. Oct. mit Capitulation. Diese schloß der vom Sultan deßhalb ge ächtete Befehlshaber Jussuff Pascha von Seres gegen den Willen des i der Citadelle commandirenden Kapudan Pascha ab, und wurde mit d Besatzung kriegsgefangen, worauf der Kapudan Pascha mit 300 M. freie Abzug erhielt. General Roth übernahm jetzt die Vertheidigung des Platze Von den in Varna eroberten türkischen Kanonen schenkte Kaiser Nic laus 12 Stück der Stadt Warschau zu einem Denkmal für den 144 gefallenen König Wladislaw. Varna ward, dem adrianopler Frie gemäß, wieder den Türken zurückgegeben.

Varnbüler (Ferdinand, Freih. v.), würtemberg. Generalquartie meister und General-Lieut., geb. 1774 zu Ludwigsburg, widmete sich in d Karlsakademie zu Stuttgart den höhern Kriegswissenschaften und der Mat matik mit Auszeichnung, ward 1792 Unterlieutenant und schon im fol J. Stabsadjutant beim Gen.-Lieut. v. Stain. 1795 ward er zur Be lohnung seines Diensteifers Hauptmann und Flügeladjutant des schwäb Kreises und zeigte 1796 seine kriegerische Bravour vorzüglich bei Gel genheit des Rheinüberganges der Franzosen unter Moreau in dem sieb stündigen Gefechte bei Kehl. Sein „Beitrag zu Geschichte des Feldz ges 1796 in besonderer Rücksicht auf das schwäb. Corps" (Altona 179 ist noch jetzt wegen der vielen tactischen und strategischen Bemerkung für die Kriegsgeschichte von großem Werthe. 1797 zum Hauptmann u Generalquartiermeisterstab befördert, verwendete er die Zeit des Frie zur Ausarbeitung militairischer Denkschriften. Als Flügeladjutant d Herzogs Friedrich v. Würtemberg zeichnete er sich 1799 in den rühml chen Treffen bei Nordheim, Lauffen und Löchau aus; ebenso 1800 al Chef des Generalstabs der 7000 M. starken würtemberg. Division durch große Thätigkeit und Scharfsinn. Sein höheres strategisches Talent be urkundete seine Schrift: „Ueber den Feldzug der deutschen und franzö Armee in Deutschland, im Sommer und Winter des J. 1800" (Tübing 1801). Er wurde 1801 Major und 4 J. später Oberster und General

artiermeister. Auf diesem Posten wirkte er zur zweckmäßigen Organi-
ion des würtemb. Militairs thätig mit und beförderte aus allen Kräf-
e die Errichtung eines Militairinstituts. Dem Feldzuge 1805 als Chef
s Generalstabs des würtemb. Truppencorps beiwohnend, fiel er im
g. J. wegen einer freimüthigen Schrift über die damals lästige Re-
ıtirungsweise in des Königs Ungnade und nahm den Abschied. Er
dmete sich nun der Landwirthschaft, bis er 1813 — da ihm im Va-
lande eine geeignete Anstellung verweigert wurde — als Oberst des Ge-
ralquartiermeisterstabes in östr. Dienste trat und als solchen den Feld-
g von 1814 mitmachte. Im folg. J. traf er mit König Friedrich zu
ien zusammen und trat auf dessen Anregung als Generalmajor und
eneraladjutant wieder in würtemberg. Dienste. Dem Feldzuge 1815
ohnte er an der Seite des Kronprinzen bei und ward nach dem Frie-
n Generalquartiermeister. Als solcher gründete er eine Schule zur
eoretischen und praktischen Bildung tüchtiger Generalstabsoffiziere. Nach
m Tode des Königs Friedrich (30. Oct. 1816) überbrachte er auf Ge-
iß dessen Nachfolgers die Nachricht von der Thronveränderung nach Pe-
rsburg. 1820 wurde er zum lebenslänglichen Mitglied der ersten Kam-
er der Standesherren ernannt, in welcher Eigenschaft seine genaue
enntniß des Vaterlandes dem Staate von großem Nutzen war. Auf
inen Vorschlag trat in diesem J. eine Offiziersbildungsanstalt ins Le-
n; entstanden nach seinen Ideen die alle 2 J. gehaltenen größern Kriegs-
ungen der würtemb. Truppen; wurden die Militairdienstvorschriften
ngearbeitet, Strafclassen in den Regimentern eingeführt und für die
ilitairsträflingsanstalt eine bessere Einrichtung getroffen. 1823 begleite
te er die Braut des Großfürsten Michael, die Prinzessin Charlotte von
Würtemberg, nach Petersburg, wurde dort auf mannigfache Weise durch
hrenbezeigungen ausgezeichnet und nach seiner Rückkehr zum General-
eutenant erhoben. Dieselbe Reise unternahm er 2 J. später abermals,
m nach dem Tode des Kaisers Alexander dem neuen Herrscher den
lückwunsch des Königs zu überbringen. Von diesem Zeitpunkte an
tt seine Gesundheit. Er wohnte der Ständeversammlung von 1830 zu
tuttgart noch bei, unterlag aber seinen Leiden am 28. Sept. d. J. zu
udwigsburg. In ihm verlor der Staat einen in allen, auch den schwie-
igsten Verhältnissen erprobten Diener, die Armee einen ihrer erfahrensten,
alentvollsten Offiziere, seine Umgebungen den redlichsten liebvollsten Freund.

Varnhagen von Ense (Rahel Antonie Friederike), geb. 1771
u Berlin, Tochter wohlhabender und sehr gebildeter Eltern, ein merk-
ürdiges Phänomen geistiger Bildung. Umgang und Beispiel dienten
tatt eigentlicher Erziehung; eine vornehme Geistesrichtung waltete in
er Lebensart, den Beschäftigungen und Urtheilen; Unterricht in bestimm-
en Kenntnissen wurde sehr versäumt. Desto freier und selbständiger
ber durften sich Gemüth und Verstand entwickeln. Von Kindheit an
urch ihre Natur zu selbständigem Nachdenken und eigenster Auffassung
ingetrieben, mußte Rahel Alles, was sie war und wußte, frei aus sich
elbst erzeugen. Ueberlieferung durch Unterricht konnte ihr kein Mittel
er Erkenntniß seyn. Sie klagte, daß sie von ihren Lehrern, die jeden
ehrgegenstand aus einem ihr fremden Gesichtspunkt nahmen, nichts ler-
ıen könne, als was etwa zufällig sich ihrer eigenen Gedankenrichtung
infügte. Um so tiefer, eigenthümlicher und überraschender war die Bil-
ung, mit welcher sie in die Gesellschaft leitend, belebend und begeisti-

gend eingriff. Männer wie Gentz, Friedrich Schlegel und beide Humboldt, Ludwig und Friedrich Tieck, Hans Genelly, von Brinkmann, Brinkmann, von Burgsdorf, von Gualtieri, Graf von Bernstorff, Navarro, von Cuhn und so viele andere Diplomaten, Gelehrte und Künstler brachten und fanden hier geistige Belebung und Anregung. — Unter manchen Bewerbern hatte sich um 1791 der Sohn eines Staatsministers ausgezeichnet, dessen Neigung erwiedert wurde. Doch als bei der Heirathsentscheidung sich das Adelsgefühl der Familie regte, fand sich Rahel bei ihrer reinen Gesinnung beleidigt und brach mit ihm. Nach dieser Wendung machte sie mit einer Freundin, Gräfin von Schlaberndorf, eine Reise nach Paris, wo sie auch mit Frau von Humboldt zusammentraf. Nach einem Aufenthalt von ungefähr einem Jahre kehrte sie über die Niederlande und Holland, wohin ihre jüngere Schwester inzwischen sich verheirathet hatte, nach Berlin zurück. Damals erfüllte eine neue Leidenschaft ihr Gemüth, die nach den darüber vorhandenen Andeutungen an Größe, Erhebung und Unglück alles von Dichtern Besungene übertraf. Die Unglücksfälle, die im Jahre 1806 über Preußen hereinbrachen, trafen Rahel nicht nur in ihrer Liebe zum Vaterlande, sondern auch in ihren eigensten innern und äußern Lebensverhältnissen auf das Schmerzlichste. Prinz Louis Ferdinand, der geniale, heldenmüthige Mann, der in ihrer Freundschaft seine reinsten Empfindungen, seine edelsten Erhebungen genährt, der ihr jede Regung seines Geistes und Herzens vertraut, war bei Saalfeld geblieben; der ganze Kreis von ausgezeichneten, theilnehmenden Freunden zerrissen und zerstreut. Als 1813 Preußen sich gegen den Druck der fremden Herrschaft erhob, war Rahel eine der ersten und thätigsten unter den Frauen, die durch Fürbitte, Rath, Krankenpflege und Hülfsleistung jeder Art das große Werk beförderten. Im Sept. 1814 verheirathete sie sich zu Berlin mit Varnhagen von Ense, mit dem sie schon seit 1806 befreundet war, begleitete denselben bald darauf nach Wien, wo sie während des Congresses und später, während ihr Gatte dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg nach Paris folgte, bis zum Juli 1815 blieb. Hier wie überall war sie mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen in fortgesetzter geselliger und geistiger Verbindung. Im Aug. 1815 traf sie in Frankfurt am Main mit ihrem Gatten wieder zusammen und zog mit demselben, als er zum preuß. Geschäftsträger, dann zum Ministerresidenten am Hofe zu Karlsruhe ernannt wurde, dahin, wo sich denn ebenfalls die angenehmsten und beliebtesten Verhältnisse gar bald entwickelten. Im Sommer 1819 ging sie mit ihrem Gatten, der von seinem Gesandtschaftsposten abberufen worden, nach Berlin zurück. Einige Reisen nach Teplitz, Dresden und Baden wurden in den Jahren 1821, 1822 und 1825 zu heilsamer Erfrischung durch den Wechsel der Eindrücke, 1829 eine abermalige Reise nach Baden zur Erholung von einer schweren Krankheit unternommen. Als 1831 Berlin von der Cholera heimgesucht wurde, spendete Rahel Trost und Hülfe in nähern und fernen Kreisen, und suchte, soweit ihre Kräften reichten, dem allgemeinen Unheil zu wehren. Zu jeder Zeit ihres Lebens hatte Rahel in den Thatsachen der geistigen Welt, in den Beziehungen des irdischen auf ein höheres Leben die liebsten Gegenstände ihrer Betrachtung gefunden; in ihren letzten Jahren aber trat diese Richtung nach dem Unsichtbaren immer entschiedener hervor und nahm gegen das Ende ihrer Tage noch mehr den Charakter fester Ueberzeugung an, sodaß endlich ihr

Digitized by Google

Tod (7. März 1833 zu Berlin), wie sie ihn sich gedacht hatte, als das Bewußtwerden des Unendlichen erscheinen mochte. — Wir sehen in Rahel ein seltenes Beispiel von der siegreichen Macht unabhängiger Selbstentwickelung und unverbrüchlicher Wahrheitsliebe. Aller Einfluß durch Stand und Namen, durch Schönheit und glänzende Verhältnisse, durch künstlerische oder schriftstellerische Verdienste war ihr versagt: dennoch hat sie unglaublich auf die umgebende Welt gewirkt, den Besten ihrer Zeit gleich und nahe gestanden, eigenthümlichen, tiefen Eindruck gemacht, die allgemeinste Aufmerksamkeit, Achtung und Wohlgesinnung erworben, und all Dieß durch ihr einfaches, tägliches Leben, durch das unbefangene Walten ihrer stets wahren, gütigen, erweckenden Persönlichkeit. Sie ergründete durch eigne Forschung sich selbst, die Menschen und die Welt bis zur innersten Wurzel, und stellte das Erkannte dar in selbst gefundener, scharf bestimmender, treu abbildender Sprache. Sie hat den schriftstellerischen Ruhm nicht gesucht und nicht erlebt; der Ruhm aber sucht sie und wird sie überleben. Unter dem Titel: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" (Berlin 1833), hat ihr Gatte aus ihren Briefen und Blättern eine reiche Auswahl der Welt erhalten, die, zwar anfänglich nur in einer mäßigen Anzahl verschenkter Exemplare verbreitet, in und außer Deutschland lebhafte Theilnahme erregt hat. Poesie und Geschichte erscheinen darin in vollkommener Identität, indem sie ihr Leben durch die Wahrheit der Darstellung zur Poesie erhoben, und die ihr inwohnende Poesie durch ihr Leben in wahrhafte Realität verwandelt hat. In Folge dringender Aufforderungen ist das Buch „Rahel" 1834 auch in öffentlicher Herausgabe, und zwar bis auf 3 Bände (100 Bogen) vermehrt, erschienen. Der vollständige Briefwechsel, soweit er noch erhalten ist, würde, wie man versichert, mehr als zehn Bände ausmachen. Der Inhalt soll jedoch die Mittheilung erst in spätern Jahren gestatten.

Varro (Marcus Terentius), einer der gelehrtesten Römer, geb. 116 v. Chr., befehligte im Kriege gegen die Seeräuber die griech. Flotte, war dann Legat des Pompejus und erwarb sich die Corona navalis. Nicht so glücklich war er in Spanien gegen Cäsar, denn er mußte sich ihm ergeben. Seit dieser Zeit lebte er ganz den gelehrten Beschäftigungen, die sich hauptsächlich auf das römische Alterthum bezogen. Er hat gegen 500 Bücher und kleine Abhandlungen geschrieben und starb 27 v. Chr. Nur zwei seiner Schriften sind bis auf unsere Zeiten gekommen: ein Werk über die Landwirthschaft („De re rustica") in 3 Büchern, und Bruchstücke von einem andern über die lateinische Sprache. Was in diesem letztern über die Abstammung (Etymologie) der Wörter enthalten ist, scheint oft zu gesucht zu seyn und nicht durchaus Beifall zu verdienen. Jenes findet sich in den Ausgaben der „Scriptorum rei rusticae"; von diesem erschien die beste Ausgabe zu Dortrecht 1619; eine neuere von Sprengel (Berlin 1826).

Varus (Publ. Quintilius), war 740 der Stadt Rom Consul, kam dann als Proconsul nach Syrien und unterdrückte daselbst einige Empörungen der Juden, wobei er auch keine Gelegenheit unbenutzt ließ, sich zu bereichern, und erhielt unter August, nachdem Tiberius das Commando niedergelegt hatte, die Stelle eines römischen Statthalters in Germanien. Um die Freiheit liebenden Deutschen zu getreuen römischen Unterthanen zu machen, führte er allzu schnell römische Gesetze, Sitten

Digitized by Google

und Gebräuche ein, beschleunigte aber dadurch um so schneller seinen Untergang, denn der Cherusker Hermann (vgl. das Ausführliche in d. Art.) brachte eine Verschwörung zu Stande, lockte ihn selbst in unwegsame Gegenden und ließ ihn im Teutoburger Walde (s. d.) von allen Seiten angreifen, wodurch sein und des Heeres Untergang (10 n. Chr.) herbeigeführt wurde. Der verwundete Varus entleibte sich selbst. Ohne diese merkwürdige Niederlage würde Varus wohl nie in der Geschichte erwähnt werden.

Vasall (Lehnsmann) ist Derjenige, der von seinen Oberherrn (Lehnsherrn) den Besitz irgend eines Gutes (Lehn) unter der Bedingung gewisser Verbindlichkeiten (Lehnsverband) und zu leistender Dienste erhalten hat. Wort und Sache stammen aus dem Mittelalter her. Vassus und Vasallus werden in den Schriften jener Zeit als gleichbedeutend gebraucht. Die Lehnsverfassung, bekanntlich bei den Longobarden in Italien entstanden, ward von den Carolingern zum Muster genommen und weiter ausgebildet. Die den überwundenen Völkern abgenommenen Stücke Landes wurden unter die Tapfersten der Nation vertheilt und hießen fortes; sie waren der Ursprung der Lehngüter. Andere Arten der Lehen waren die Beneficia regum, welche die Könige von ihren eigenen Besitzungen, auf Widerruf oder auf Lebenszeit, ertheilten, um sich selbst beneficiarios, auch Vassos milites ꝛc. genannt, zur Treue und zu Kriegsdiensten näher zu verbinden. — Vasallagium — ein gleichfalls barbarisches Wort des Mittelalters — ist die Lehnspflicht, womit ein Vasall seinem Oberherrn verbunden ist (s. Lehnswesen).

Vasalli-Eandi, ein Mann von seltenem Verdienst und großem Ruhme in den Naturwissenschaften, der mit Spallanzani und Volta wetteiferte, wirkte anfangs als Professor der Physik zu Turin, wurde hierauf Director des Observatoriums und des naturhistor. Museums, dann Mitglied und beständiger Secretair der Akademie der Wissenschaften zu Turin, einer der Vierzig der Italien. Gesellschaft, Mitglied des franz. Instituts u. m. a. europäischen Gesellschaften. In Paris nahm er mit an der Herstellung der Einheit in Maß und Gewicht Theil. Den Ruf des Kaisers Alexander nach Rußland lehnte er aus Liebe zu seinem Vaterlande ab. Er starb 1825. Vasalli-Eandi hat in seinen Schriften durch Anwendung physikalischer und chemischer Thatsachen die Theorie der Electricität, die Meteorologie und Landwirthschaft weiter ausgebildet.

Vasari (Giorgio), Architekt und Maler, geb. 1512 zu Arezzo im Großherzogthum Toscana, genoß den Unterricht des Wilhelm von Marseille, Baccio Bandinelli's, Luca Signorelli's, Del Sarto's und Michel Angelo's, zu welchem Letztern er sich am meisten neigte. Er trat zuerst in die Dienste des Cardinals Ippolito de Medici, ging hierauf nach Rom, wo er von den vorzüglichsten Kunstgegenständen Zeichnungen entwarf, und arbeitete dann für die Herzöge Alessandro und Cosmo de Medici. Auch Papst Clemens VII. und mehre seiner Nachfolger, die nachfolgenden Herzoge zu Florenz und andre Standespersonen nahmen seine Talente als Baumeister und Maler vielfach in Anspruch, denn in beiden Eigenschaften, besonders aber in ersterer, hatte er einen großen Namen. Was indeß seine Gemälde betrifft, so waren dieselben im Anfange vollkommen; da er aber zu viel malte, so legte er sich nicht nur zu sehr auf Flüchtigkeit des Pinsels, sondern er gewöhnte sich auch, Alles aus dem Kopfe zu malen, wobei er sich denn einer großen Anzahl Schüler be-

Digitized by Google

ienie, welche nach seinen Zeichnungen und Cartons die Gemälde aus-
führen mußten. Wenige Maler haben es dem Vasari in dem Gedränge
von Figuren, das er in seinen Compositionen anzubringen, und in dem
Ton der Großheit, den er ihnen zu geben wußte, gleichgethan. Seine
Gestalten blenden daher auf den ersten Anblick, wenn man sie aber näher
betrachtet, so verlieren sie ihre Kraft und stehen, ohne irgend Etwas aus-
drücken, gleichsam nur durch eine gewaltsame Anstrengung der Kunst da.
Vasari unternahm und vollführte eine große Menge Werke zu Florenz,
Arezzo, Pisa, Venedig, Rom u. a. O., von welchen er uns selbst Nach-
richt gegeben hat, und wobei er beständig den Michel Angelo sowohl in
der Malerei als in der Baukunst zu Rathe zog. Die Liebe zum Gewinn
scheint große Gewalt über ihn gehabt zu haben, daher die große Eile
beim Arbeiten. Seine berühmtesten Bilder sind: ein Abendmahl, im Dom
zu Arezzo, und mehre im Palazzo vecchio in Florenz und im Vatican
in Rom. Vasari starb 1574. Er war der Erste, welcher eine Geschichte
aller neuern italienischen Künstler lieferte. Sein Werk: „Vite de' più
excellenti pittori, scultori ed architetti“ (Florenz 1550, 2 Bde., 4.,
vermehrt bis 1567, ebend. 1568, 3 Bde., 4., m. Kpf.) ist noch jetzt sehr
geschätzt wegen der in ihm enthaltenen Nachrichten sowohl als auch we-
gen der eingestreuten Bemerkungen über das Fortschreiten der Künste,
von denen die Rede ist. Aus Mangel an genauern Nachrichten hat er
in die Lebensgeschichten der ältern Meister viele Irrthümer aufgenommen;
auch war seine Vorliebe für sein Vaterland Toscana so groß, daß er
über die Verdienste der Künstler aus andern italienischen Gebieten zu
einseitig urtheilte. Diese Mängel zu verbessern erschien das Werk spä-
ter mit Bemerkungen von Bottari (Rom 1760, 3 Bde., 4), von Tom.
Hentili (Florenz 1767—72, 7 Bde., 4.) u. A. Anziehend ist der ein-
fache, treuherzige Ton, in welchem Vasari erzählt. Noch besitzen wir
von ihm eine Abhandlung über die Malerei und einiges Andre. Mehre
Künstler, wie D. Ghise, Ph. Thomasin, haben nach ihm in Kupfer ge-
stochen.

Vasco de Gama, s. Gama (Vasco de).

Vase (lat. Vasa) bezeichnet eigentlich nur ein Gefäß; allein wir ver-
binden damit gewöhnlich den Begriff eines schönen kunstreich geformten;
daher in engerer Bedeutung gewisse bei den Alten gewöhnlich irdene Ge-
fäße, welche verschiedene Bestimmung hatten. Einige dienten beim Got-
tesdienste in den Tempeln (vasa votiva); sie zeichneten sich vorzüglich
durch Schönheit der Farbe und des Firnißes aus, und wurden in einem
besondern Behältniß (repositorium) des Tempels aufgestellt. Andere
hießen Vasa funeraria; man setzte sie in Nischen an die Mauern der
Grabmäler. Die zum öffentlichen Gebrauch bestimmten Gefäße dienten
theils bei Gerichten zum Einsammeln der Stimmen, zur Aufbewahrung
der Salben in Bädern ꝛc. — In keinem Theile der Alterthumskunde
hat die neuere Zeit so viel hinzulernen müssen, als im Fache der Vasen,
die früher, weil toscanische Gelehrte sie zuerst bekannt machten, gewöhn-
lich u. d. N. etruscische eingeführt wurden. Tägliche Entdeckungen in
Sicilien, Großgriechenland (besonders bei Capua und Nola) und in
Athen selbst, haben den Schatz derselben so bedeutend vermehrt, daß die
in Toscana vorkommenden dagegen weniger wichtig erscheinen und der
Name etruscische schon so als unpaßlich erscheinen möchte, wenn Lanzi

Digitized by Google

auch seinen Ungrund nicht erwiesen hätte. Anfangs war es das Alterthümliche der Inschriften, die man häufig auf ihnen antrifft, oder die Schönheit der Form und die Malerei, was diesen Gefäßen die Aufmerksamkeit der Gelehrten zuwandte. Nur in Gräbern (außerdem nur in Fabrikstätten solcher Gefäße) hat man bis jetzt diese Vasen gefunden, entweder um die Todten herumstehend, oder an bronzenen Nägeln an den Wänden aufgehängt. Doch dienten sie nirgends als Aschenurnen, sondern waren, wie man annehmen darf, ein Geschenk, eine Mitgift, die der Abgeschiedene mit ins Grab nahm. Kaum darf man zweifeln, daß sie dort die Beglaubigung jener mystischen Bacchusweihen vorstellen sollten, die gerade in den Gegenden, wo die Gefäße am häufigsten vorkommen, am meisten verbreitet waren. Vasen mit Hochzeitscenen mögen den Bräuten bei Gelegenheit ihrer Vermählung gleichsam als Cerimonie zugetheilt worden zu seyn, und eine Menge solcher Gefäße hat sich auch uns herab erhalten. Von mehren Vasen scheint man jetzt einen rein kosmetischen Zweck nicht zu leugnen. Bedenken dagegen werden sich am besten lösen, wenn die bisher aufgehäuften Schätze dieser Art durch treue Abbildung immer mehr verbreitet werden, in der Art, wie Millin, Millin, Laborde, Böttiger, de Rossi, Gorio u. A. in ihren Werken die Kunstwerke dargestellt haben. Für die Kunstgeschichte sind sie eine leider noch nicht hinreichend beachtete Quelle der Belehrung, da zuverlässig an ihnen die Geschichte der Malerei von ihren Inkunabeln an bis zu ihrer höchsten Entwicklung, wenigstens in den Nachbildungen der großen Originale, uns vor Augen liegt. Doch auch für die Erklärung sind in ihnen noch die mannigfaltigsten Räthsel uns aufgegeben, da die Trümmer der griech. Literatur bei weitem nicht hinreichen, alle die hier vorgestellten Andeutungen der Satyr- und Mimenspiele zu erklären, die bei den Völkern dorischen Stammes an den Bacchusfesten und Weihungen und den Deikaliasten und Farceurs vorgestellt wurden. Der berühmte Tischbein hat 1791 zu Neapel in einem prächtigen Kupferwerke Abbildungen von solchen Vasen gesammelt herausgegeben, nachdem ihm Hancarville schon vorangegangen war. Maler, Zeichner u. s. w. finden in den reichsten Schatz für neue Ideen und Compositionen, aus welchem auch schon reichlich geschöpft worden. Winckelmann, Hamilton und Böttiger haben sich um Sammlung und Erklärung solcher Vasengemälde bleibende Verdienste erworben. Für das eigentliche Studium derselben sind noch Dubois-Maisonneuve's (Paris 1817) und des Marchese Inghirami Schrift „Dei vasi greci etc.“ (Palermo 1823) zu vergleichen. Ganze Sammlungen, wie in dem Museum Bourbon (beschrieben durch Tischbein v. Gorio, Neapel 1825), in London, Paris (besonders die Durand'sche, gegenwärtig mit dem Cabinet der Antiken vereinigt), in Wien (die ehemalige Lamberg'sche beschrieben vom Grafen de Laborde, Paris 1813), Petersburg ꝛc. werden durch die Vergleichung am besten belehren. In Unteritalien ist man auf den Gedanken gekommen, diese Gefäße täuschend nachzuahmen, wie mancher übelberathene Käufer erfahren hat. Die Kritik des Echten und Unechten wird hier darum so schwer, weil die dem Auge Untersuchung des Stoffes und der Darstellung eintreten muß, deren Mängel denken sich gewöhnlich verstärken. Die auf den Besitzungen des Fürsten v. Canino bei Rom in den Trümmern der alten etrusc. Stadt Vulcia (später Vulcia) ausgegraben gemalten Vasen (1500) wurden 1829 mit der Sammlung des preuß. Consuls Valentini in Rom vereinigt

im Pallaste Gabrielli aufgestellt. 1829 brachte ein preuß. Künstler in Rom, Emil Wolf, aus den Nachgrabungen auf der Insel Aegina Vasen echt griech. Ursprungs mit nach Rom. Hausmann hat den glänzenden Ueberzug der alten Vasen durch Auflösung von schlackigem Bergpech in Bergnaphtha hergestellt. Das prachtvolle, von der technischen Deputation der Gewerbe in Berlin auf königl. Kosten und auf Anordnung des Staatsministers, Grafen v. Bülow, veranstaltete Werk der Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker, Berlin 1821, Fol., 3. Abth., enthält mehre Darstellungen von alten schönen Vasenformen. Die Vasenkunde hat die Nachahmung der zierlichen Formen und selbst der Monochromienmalerei der alten Vasen in Gefäßen und Verzierungen des neuesten Luxus erzeugt. Wedgwood (s. d.) ist darin seit 1770 der erste Meister geblieben. Treffliche Vasen liefert die engl. Etruriafabrik.

Vater (Joh. Severin), Sprachforscher und Theolog, geb. zu Altenburg in Sachsen 1771, ward dort erzogen und auf dem Gymnasium unterrichtet. Er erhielt seit 1789 auf der Universität Jena seine philosoph. Bildung, die theologische aber durch Griesbach. Hierauf studirte er von 1792—94 in Halle, wo er Mitglied des philologischen Seminars wurde, 1795 promovirte und sich durch Schriften über Aristoteles's Rhetorik und Philosophie habilitirte. 1796 wurde er bei der Universität Jena außerordentlicher Professor. 1799 ward er als ordentlicher Professor der morgenländischen Literatur, sowie der Theologie, nach Halle berufen, wo er durch Untersuchungen über die Mosaischen Schriften und über Kirchengeschichte sich bekanntmachte. 1807 übernahm er die Fortsetzung des „Mithridates" nach Adelung's Tode und sammelte mehre Jahre für allgemeine Sprachenkunde unermüdlich viele Materialien. Er setzte diese Sammlungen auch in Königsberg fort, wohin er 1809 als Professor der Theologie und Bibliothekar gegangen war. Seinem Fleiße gelang es, neue Felder des Sprachzusammenhanges in Afrika und vornehmlich in Amerika anzubauen, indem er zugleich überall das Grammatische derselben bearbeitete. Seine Studien umfaßten auch die Grammatik der polnischen und besonders der russischen Sprache, in welcher er der Behandlung der Zeitwörter eine neue Gestalt gab, wofür er den Wladimirorden 1. Classe 1813 erhielt. Ueberhaupt hat Niemand so viele Grammatiken geschrieben als Vater. 1820 erhielt er seine theolog. Professur zu Halle wieder. Seitdem bezogen sich alle seine Schriften auf Kirchengeschichte, neutestamentliche Exegese und den jetzigen Zustand der Theologie. Er starb an einer Abzehrung am 16. März 1826.

Väterliche Rechte. Wiefern die Ehegatten Erzeugende sind, heißen sie Eltern, und deren können natürlicher Weise nur zwei seyn, nämlich der erzeugende Theil oder der Vater, und der gebärende oder die Mutter. Die Erzeugten heißen auch die Kinder. Zur Erhaltung und Erziehung derselben sind die Eltern in jeder Hinsicht verpflichtet. Sie haben also auch das Recht dazu und zum Gebrauch aller der Mittel, welche zur Erreichung jenes Zweckes nöthig sind. Der Inbegriff der Rechte der Eltern gegen die Kinder heißt die elterliche (väterliche und mütterliche) Gewalt. Die Verpflichtung der Eltern zur Erhaltung und Erziehung der Kinder ist vielfach, je nachdem man auf das Verhältniß der Eltern zu den Kindern oder zu einander oder zum Staate reflectirt. Schon der hülflose und unreife Zustand der Kinder fordert die Eltern auf, sich ihrer anzunehmen und für ihr körperliches und geistiges Wohl

zu sorgen. Hieraus entsteht aber bloß eine innere oder Gewissenspflicht, zu deren Erfüllung indessen schon die natürliche Liebe zu dem Erzeugten antreibt. Diese Pflicht wird jedoch zur äußern oder Zwangspflicht durch den ehelichen Vertrag, der vernünftiger Weise, d. h. von Menschen als vernünftigen Wesen gar nicht anders geschlossen werden kann, als mit gegenseitiger Uebernahme der Verbindlichkeit zur Erhaltung und Erziehung der Kinder, weil eben dieß zum Zwecke der Ehe nothwendig gehört. Und wenn die Ehe unter Autorität des Staats geschlossen ist, wie dieß in jeder bürgerlichen Gesellschaft (mithin überhaupt, wegen der Nothwendigkeit des Bürgerthums) geschehen soll: so entsteht daraus auch eine Rechts- oder Zwangsverbindlichkeit gegen den Staat, der die Kinder als künftige Bürger in seinen Schutz nimmt und daher die Eltern zur Erhaltung und Erziehung derselben mit Gewalt anzuhalten befugt ist. Wer nun einen Zweck realisiren soll, der muß auch berechtigt seyn, alle Mittel zu gebrauchen, welche zur Verwirklichung jenes Zweckes dienen, selbst wenn es Zwangsmittel wären. Also müssen den Eltern gewisse Rechte in Bezug auf die Kinder zukommen, und diese Rechte zusammen genommen kann man die elterliche Gewalt nennen. Ist nun die eheliche Gesellschaft eine gleiche, so ist auch die väterliche und mütterliche Gewalt einander in der Hauptsache gleich, wenn auch der Vater als Familienhaupt eine entscheidende Autorität in Fällen haben muß, wo über die Mittel zur Erhaltung und Erziehung der Kinder eine verschiedene Ansicht der Gatten stattfände. Daher pflegen auch die positiven Gesetze die väterliche Gewalt über die mütterliche zu setzen. Die Gesellschaft aber, welche Eltern und Kinder mit einander bilden, ist wesentlich ungleich, so lange die Kinder der elterlichen Gewalt unterworfen sind. Der Grund der elterlichen Gewalt ist demnach weder ein besonderer Vertrag zwischen Eltern und Kindern, noch die bloße Abstammung dieser von jenen, sondern einzig und allein die natürliche Unmündigkeit der Kinder, weßhalb jene Gewalt auch in ihrem ganzen Umfange von den Eltern an andere mündige Personen übergehen kann, sowohl ohne als mit Auftrag des Staats. Da aber Unmündige nicht rechtlos sind, so haben auch die Kinder alle Rechte der Menschheit im Verhältnisse zu ihren Eltern sowohl als deren Stellvertretern und dem Staate. Da der Zweck der elterlichen Gewalt ist, die Unmündigen zu Mündigen zu erheben, oder, was ebenso viel heißt, die Kinder zu erziehen, so ist jeder Gebrauch dieser Gewalt, der nicht als ein Mittel zu jenem Zwecke gedacht werden kann, unrechtmäßig. Die Eltern haben also kein Recht, die Kinder zu tödten, zu verstümmeln, zu verkaufen, nach bloßer Willkür zu züchtigen, oder überhaupt als Sachen in ihren Nutzen zu verwenden, und der Staat hat kein Recht, alles dieß zu erlauben. Wohl aber hat der Staat das Recht und die Pflicht, die Kinder gegen Gewaltthätigkeiten der Eltern zu schützen, die Eltern zur Erziehung der Kinder zu nöthigen und, wo dieß nicht möglich, die Kinder selbst erziehen zu lassen. Wenn Eltern sich ein Recht über Leben und Tod der Kinder anmaßen, oder gar manche Staaten ihnen dasselbe zugestanden haben, so widerstreitet dieß allen Rechtsbegriffen. Es wäre ja nichts als das Recht des Stärkern. Vom Aussetzen der Kinder gilt dasselbe. Das Verstümmeln der Kinder (wie die Verschneidung oder Castration zum Behufe des Gesangs oder der Weiberbewachung oder gar der Wollust) ist die grausamste Verletzung der Persönlichkeit und überdieß ein Vergehen gegen

as ganze Menschengeschlecht. — Das Verkaufen der Kinder würde nur rlaubt seyn, wenn diese eine Sache oder Waare, ein völliges Eigenhum der Eltern wären. Folglich dürfen sie auch nicht verschenkt werden. Dahin gehört aber nicht der Fall, wenn kinderreiche Eltern, die nicht im Stande sind, ihre Kinder selbst zu erziehen, sie Andern zur Erziehung übergeben. Denn hier wird bloß um der Kinder selbst willen auf das Recht der eigenen Erziehung verzichtet. — Das Züchtigen der Kinder kann nur als Zuchtmittel zugelassen werden. Ob es aber ein augliches sey, hat die Pädagogik zu bestimmen. Von eigentlicher Bestrafung kann bei Kindern nicht die Rede seyn; was Aehnlichkeit damit hat, ist bloß disciplinarisch. — Denselben Zweck hat das Anhalten der Kinder zur Thätigkeit, damit sie ihre Kräfte entwickeln und sich an Arbeitsamkeit und Fleiß gewöhnen. Was etwa in ökonomischer Hinsicht dabei gewonnen wird, gehört natürlich den Eltern. Wenn aber die Kinder auf andere Art (durch Schenkung, Erbschaft u. dgl.) Etwas erwerben, so gehört den Eltern wenigstens die Benutzung davon zum Behufe der Erziehung. Denn diese bleibt immer der Hauptzweck. Dem Staate gebührt nun auch in dieser Hinsicht das Recht der Oberaufsicht. Die elterliche Gewalt hört mit der Mündigkeit der Kinder auf. Die Kinder haben daher nach erlangter Mündigkeit in Ansehung ihrer Lebensart und ihrer eigenen ehelichen Verbindung freie Wahl. Es muß ihnen folglich auch freistehen, ob sie die Familie verlassen oder ferner in derselben bleiben wollen, wo sie dann in ein anderes Rechtsverhältniß zu den Eltern treten.

Vatican und Vaticanbibliothek, s. Rom.

Vauban (Sebastian le Prestre de), der größte franz. Ingenieur, geb. 1653, nahm im 17. J. Kriegsdienste unter dem Prinzen Condé bei dem span. Heere in Frankreich, kam aber, da er gefangen wurde, in franz. Dienste. Seine Talente erhoben ihn bald zu den ersten militair. Würden. Namentlich zeigte er sein Genie für die Befestigungskunst bei den Belagerungen von St.-Menehould (1658), von Stenay (1654), und als Befehlshaber (1658) bei den Belagerungen von Grävelingen, Ypern und Oudenarde. Nach dem pyrenäischen Frieden (1659) beschäftigte er sich entweder mit Schleifung oder Erbauung von Festungen. Er brachte die Fortificationskunst auf einen vor ihm nie gekannten Grad der Vollkommenheit. Mehr als 300 Plätze hat er befestigt und die Belagerungen von 53 Festungen geleitet, kam aber nie selbst in den Fall, sich in einer Festung vertheidigen zu müssen. 1668 ward er Gouverneur von Lille (Ryssel), dessen Befestigung man für sein Meisterwerk hält, und 1669 Generalcommissair aller franz. Festungen. Nach dem nymweger Frieden legte er den berühmten Hafen von Dünkirchen an, nahm 1683 Luxemburg ein, erhielt 1689 den Oberbefehl an der flandrischen Küste und 1703 den Marschallsstab. Er starb zu Paris 1707. Sein Befestigungssystem ist noch u. d. N. von Vauban's Manier bekannt. Man schreibt ihm ein sehr geschätztes Werk über die Fortificationskunst zu. Er war auch Statistiker und Arithmetiker. Er soll Verfasser des Werks „Projet d'une dixième royale" (Paris 1707, 4.) seyn, welches jedoch Andere dem Boisguillebert zuschreiben; in welchem eine bis dahin nicht gemachte Berechnung des Flächeninhalts und der Bevölkerung Frankreichs enthalten ist. Ungeachtet in demselben sich vieles Unrichtiges ergibt, so hat der Verfasser doch das Verdienst, diese für die Staatswissenschaft so wichtige Untersuchungen zuerst angestellt zu haben.

Vaucanson (Jacques de), franz. Mechaniker, geb. 1709 zu Lyon, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris und Aufseher der Seidenmanufacturen, starb 1782. Ueber 3 seiner künstlichen Maschinen s. **Automat**. Auch erfand er eine Seidenmühle und einen Stuhl, auf dem ein Kind die schönsten lyoner Zeuche verfertigen konnte.

Vaucluse (Vallis clausa), ein kleiner Flecken in einem wildromantischen Thale, 3 Stunden von Avignon, von welchem ein Departement in Frankreich den Namen hat. In der Nähe strömt am Fuße eines steilen Felsens aus einer Höhle die Quelle der Sorque hervor und bildet schöne Wasserfälle. Des Dichters **Petrarca** (s. d.) Liebe und Gesänge haben diesen Ort berühmt gemacht.

Vaudeville, eine besondere Art Lieder der Franzosen, über deren Benennung eine in Jena herausgekommene Sammlung derselben Nachstehendes meldet. Der erste Urheber dieser Liederart war Basselin, Walkmüller zu Vire in der Normandie. Diesem gutlaunigen Manne gab der ihm eigene Frohsinn Lieder ein, welche sich durch Lustigkeit, Leichtigkeit, Unbefangenheit (Naivetät), mitunter auch durch feinen Spott auszeichneten, und die dann von den fröhlichen Bewohnern des angenehmen Vierthals (Val oder nach dortiger Sprechart Vau de Vire) aufgesucht und gesungen wurden. Als diese Lieder sich in der Folge durch ganz Frankreich verbreiteten, und überall besonders in der Hauptstadt nachgeahmt wurden, bezeichnete man sie mit dem Namen der Gegend, wo sie entstanden waren, und nannte sie Vaudevire, woraus man später Vaudeville verderbte. Nach Andern soll aber dieser Basselin einen andern Wohnplatz gehabt, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. gelebt haben, und die von ihm erfundenen Lieder wären nachher in der Gegend von Vire nur wieder erneuert und von da weiter verbreitet worden. Diese Lieder haben einen leichten, gefälligen Ton, wodurch sie sich zu Balliedern eignen; auch setzen die Franzosen eine eigene Gattung von Schauspielen daraus zusammen, daher man in Paris ein besonderes Vaudevillen-Theater hat. Der Versuch, diese Art Theaterstücke in dem Liederspiele (s. d.) auf die deutsche Bühne zu verpflanzen, ist bisher nicht immer gelungen. In der neuesten Zeit haben vornehmlich Scribe und Melesville diese Gattungen bearbeitet; Angely, Blum und v. Holtei sie auf der deutschen Bühne einheimisch zu machen versucht. Vgl. Heiberg's Schrift über das Vaudeville (Kopenhagen 1826). Man würde es mit Unrecht durch Gassenhauer, eine Benennung, die gewöhnlich nur im verächtlichen Sinne gebraucht wird, übersetzen.

Vauquelin (Nicolas Louis), Ritter der Ehrenlegion und des heil. Michael, Mitglied des franz. Instituts und fast aller gelehrten Gesellschaften, geb. 1760 zu Hébersot, kam 1780 nach Paris, um hier das zu Rouen begonnene Studium der Chemie und Pharmacie fortzusetzen. 1783 erwählte ihn Fourcroy zu seinen Gehülfen bei Anfertigung chemischer Präparate, und diese Verbindung, die Vauquelin des berühmten Gelehrten Freundschaft erwarb, dauerte 8 Jahre. Seine Entdeckung des Chroms, eines neuen Metalls, dessen verschiedene Zusammensetzungen so schöne Farben für die Malereien liefern, sowie die der Glucina (Beryllerde) haben ihn berühmt gemacht. Kaum war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften geworden, als 1793 die Ereignisse der Revolution die Aufhebung dieser und andrer Akademien zur Folge hatten. Um diese Zeit ging Vauquelin an das Militairhospital zu Melun als erster Pharma-

Digitized by Google

:eut, ward aber ein Jahr später nach Paris zurückberufen und zum In-
spector des Bergbaues ernannt. Die Vorlesungen über die Probirkunst,
welche er jetzt im Auftrage der Regierung der Eleven der Bergakademie
hielt, erwarben ihm die Stelle eines Adjuncten der Chemie am polytech-
nischen Institut. Gleich nach Stiftung des Nationalinstituts und der Ehr-
enlegion ward Vauquelin Mitglied derselben. An Darcet's Stelle zum
Prof. der Chemie am College de France ernannt, nahm er seine Ent-
lassung als Bergbauinspector, und übernahm dagegen die Direction der
neu errichteten Specialschule der Pharmacie. Nach Brogniart's Tode
erhielt Vauquelin, auf Vorschlag des Instituts und der Studieninspecto-
ren, die Professur der Chemie am Jardin des plantes. Nach Fourcroy's
Tode (1811) ward er Prof. der Chemie an der medicin. Facultät, in-
dem alle Mitbewerber um diese Stelle freiwillig zurücktraten. 1822 wurde
Vauquelin gleich einem Jussieu, Dubois, Lallement und Andern in Ruhe-
stand versetzt. Er hat von Amtswegen nur den „Manuel de l'essayeur"
(1812) herausgegeben. Sein Ruhm gründet sich vorzugsweise auf die
trefflichen Analysen, welche er entweder allein oder in Verbindung mit
Fourcroy gab, und auf die zahlreichen Abhandlungen, welche er in den
„Annales de chemie", im „Journal des mines", in den „Annales du
muséum" u. s. w. erscheinen ließ. Auch war Vauquelin 1788 Mitbe-
gründer der berühmten Philomathischen Gesellschaft. Er starb als Mit-
glied der Deputirtenkammer zu Paris im Nov. 1829.

Vaux (Thiery, Baron de), ein geschickter Ingenieur und ausgezeich-
neter tapferer Krieger, geb. 1748 zu Petit-Failly in Lothringen, trat,
nach vollendeten Studien zu Sedan, 1768 als Cadet in das Ingenieur-
corps zu Brüssel. 1778 zum Oberlieutenant befördert, wohnte er mit
Auszeichnung dem baierschen Erbfolgekrieg bei, und leitete den Bau mehrer
von ihm entworfenen Verschanzungen bei Möskirch und Zuckmantel in
Schlesien. Hierauf legte de Vaux mehre Werke der Festung Theresien-
stadt in Böhmen an. Im Türkenkriege (1788) trug er zu der Einnahme
von Dubitza vieles bei, ward auf Laudon's besondere Empfehlung zum
Major ernannt, und leistete darauf ausgezeichnete Dienste bei der Bela-
gerung von Türkisch-Gradiska. Auch wohnte er der Belagerung von
Belgrad bei und brachte es dahin, daß in kurzer Zeit die erste Parallele
eröffnet werden konnte. Als Anerkennung seiner Verdienste ertheilte ihm
der Kaiser das Ritterkreuz des Marien-Theresienordens und die Reichs-
freiherrnwürde. Hierauf leitete er die Belagerung von Türkisch-Czettin.
Später ward de Vaux als Local-Generaldirector zu Prag angestellt, doch
bald rief ihn der Ausbruch der franz. Revolution ins Feld. Bei dem
Bombardement von Thionville ward er an beiden Knien gefährlich ver-
wundet; aber nach drei Monaten schon trug er zu der berühmten Ver-
theidigung der von ihm befestigten Stellung zwischen Saar und Mosel
wesentlich bei. 1793 zeigte er ebenso viel Tapferkeit als Talent bei den
Belagerungen von Valenciennes und Quesnoy, in den Schlachten von
Famars und Wattigny, und von Maubeuge. Zum Obristlieutenant be-
fördert, gab er eine Vertheidigungslinie zur Deckung von Westflandern an,
wohnte dem Sturm auf Landrecy und den Schlachten von Tournay,
Charleroi und Fleurus bei. Hierauf nahm er Theil an dem Sturm auf
die franz. Linien vor Mainz und bewirkte die Einnahme von Manheim.
1706 zum Obersten ernannt, setzte er Ingolstadt in Vertheidigungsstand,
leitete die Belagerung von Kehl, und nahm mit Sturm das von Moreau

Digitized by Google

besetzt gehaltene Dorf Sundheim. Als Kehl genommen war, eilte de Vaux zur Belagerung des Brückenkopfes von Hüningen, und erzwang nach einigen Tagen die Capitulation. In das Hauptquartier der Reichsarmee berufen, ward de Vaux Generalmajor, dann Feldgeniedirector, nahm Theil an allen Ereignissen der Feldzüge von 1799 und 1800, und legte auf verschiedenen Punkten Befestigungen an. Nach erfolgtem Frieden wurde er dem Generalgeniedirector, Erzherzog Johann, an die Seite gegeben. 1805 erhielt er die Leitung des Geniewesens bei der italienischen Armee, und ließ unter andern die beiden wichtigen Pässe Flitscher Clause und Chiusa veneta erbauen. Hierauf untersuchte er den Vertheidigungsstand von Karlstadt, Groß-Szigeth, Raab, Ofen und Essegg. 1806 erhielt de Vaux ein Regiment, ward ein Jahr später zum Feldmarschallieutenant, und 1806 zum Generalgenieprodirector ernannt. 1813 ward er zum Feldzeugmeister und 1817 zum wirklichen Geheimrath erhoben. Er starb 1820.

Vauxhall, ein in London gelegener großer Garten, welcher im Sommer von der größern Welt stark besucht wird. Man findet daselbst eine treffliche Musik, eine schöne Erleuchtung und alle mögliche Arten von Erfrischungen und Genüssen. In der Mitte befindet sich ein großer für die Tänzer bestimmter Pavillon. Man hat auch an andern Orten und in mehren Städten Deutschlands ähnliche Plätze eingerichtet und ihnen denselben Namen gegeben.

Vedam, s. Indische Literatur.

Vedette kommt von dem italien. Worte vedetta, Wachtthurm, her, und bedeutete früher in der Kriegswissenschaft ein Reuter, der Wache hält. Später nannte man auch die Schildwachen zu Fuß im Felde, welche die Kette der Vorposten ausmachen, Vedetten. Sie sind die vordersten Posten einer gelagerten Armee; gewöhnlich stehen 2 Mann zusammen; in der Postenlinie sind sie so gestellt, daß sich ihre Gesichtskreise durchschneiden, sodaß nichts durch kann, ohne bemerkt zu werden.

Vedute, in der zeichnenden Kunst so viel als Aussicht, Prospect.

Veen (Octavius van), oder Ottovenius. Dieser große Künstler der niederländischen Schule, zu Leyden 1556 geb., ging mit Empfehlung des Cardinals Groosbeck, damaligen Bischofs von Lüttich, nach Rom und kam daselbst gerade in dem Zeitpunkte an, als Frederico Zuchero (s. d.) den größten Einfluß hatte, weßhalb er sich an seine Schule wendete, nach 7 Jahren Italien verließ und nach Deutschland in die Dienste des Kaisers ging. Er wurde successive zu Wien, München und bei dem Herzog von Parma Hofmaler. Nach dem Tode des Herzogs von Parma ging er nach Antwerpen, wo er mehre Kirchen und in den vornehmsten Pallästen viele Sachen malte. Der Erzherzog Albert berief ihn mit dem Titel und der wirklichen Stelle eines Directors des Münzwesens nach Brüssel. Er erhielt den Auftrag, die Portraits des Erzherzogs und der Infantin Isabella zu malen, welche dem König Jakob I. von England zum Geschenk gemacht wurden. In Ludwigs XIII. Dienste zu treten schlug er aus. Er starb zu Brüssel 1634.

Veen (Marten van), s. Heemskerk.

Vega (Don Frey Lope de) Carpio, gewöhnlich Lope de Vega genannt, s. Lope de Vega und Garcilaso.

Vega (Georg, Freiherr von), geb. 1754 in dem Dorfe Sagoritza im Herzogthum Krain von armen Eltern; erhielt wissenschaftliche Bildung

Digitized by Google

m dem Lyceum zu Laibach. Nach Beendigung seiner philosophischen Studien ward er als k. k. Navigationsingenieur angestellt, ging aber in er Folge zur Artillerie über. Als Soldat diente er in den Feldzügen egen die Türken mit Auszeichnung. Er wurde Unterlieutenant und ehrer der Mathematik beim 2. Feldartillerieregiment. Bei Errichtung es Bombardiercorps zum Hauptmann befördert, erhielt er die damals estiftete Stelle eines Professors der Mathematik, rückte bei dieser Anellung zum Major vor, ward endlich, bei Errichtung des 4. Artillerieregiments, zum Oberstlieutenant desselben ernannt. Im Kriege gegen ie Franzosen kämpfte er bis 1800 mit Ruhm, sodaß er nach der Eroberung von Fort Louis mit dem militairischen Maria-Theresien-Orden eschmückt wurde. 1800 ward er vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben und 1802 zum Landesmitstand des Herzogthums Krain aufgenommen. Am 26. Sept. 1802 verunglückte er in der Donau. Um die Verbreitung der mathematischen Wissenschaften hat Vega sich viele Verdienste erworben. Er war der Erste, welcher die Analyse in den Artillerieschulen einführte. Die Berechnungen, welche bei dem Bombenwerfen und Ricochettiren vorkommen, hat Vega auf den höchsten Grad der Einfachheit gebracht. Seine zu Menheim gegossenen, weit treibenden Mörser, besonders die Construction der Schleifen, zeigen den Denker und werden einst mit Vortheil in der Artillerie angewendet werden. Zu seinen vorzüglichsten Werken, die als classisch betrachtet werden, gehören: 1) „Vorlesungen sowohl überhaupt als auch insbesondere zum Gebrauch des k. k. Artilleriecorps" (Wien 1803, 3. Aufl.). Sie sind durch die Reichhaltigkeit der aufgenommenen Gegenstände und besonders durch ihre verständliche Schreibart zu Lehrbüchern vollkommen geeignet und im In- und Auslande mit Beifall aufgenommen worden. 2) „Logarithmisch-trigonometrisches Handbuch" (Leipzig 1793; 4. Aufl. 1816), welches er zu dem Zwecke herausgab, um für gewöhnlichere Rechnungen die kleinen Vlacq'schen, Wolf'schen Tafeln, deren Fehler zu vielen Irrungen Anlaß gaben, entbehrlich zu machen; dieses Werk wurde beinahe allgemein angenommen. 3) „Vollständige Sammlung größerer logarithmisch-trigonometrischer Tafeln" (Leipz. 1794, Fol.), und 4) „Logarith.-trigon. Tafeln nebst andern zum Gebrauch der Mathematik eingerichteten Tafeln und Formeln" (Leipzig 1797; 3. Aufl. 1816), welche an Correctheit vor allen gleichzeitigen größern Tafeln den Vorzug verdienen. Für Diejenigen, welche mit mathematischen Arbeiten verschiedener Art beschäftigt sind, ist bisher noch kein Werk erschienen, welches an Reichhaltigkeit der aufgenommenen Tafeln und Formeln gemeinnütziger wäre. Aber das größte Verdienst, welches er sich um die Mathematik erwarb, ist die Herausgabe der „Thesaurus logarithmorum completus". In der Mechanik eignen sich sowohl Vega als Frater David die Erfindung des neuen Rädergebäudes mit einer beweglichen Scheibe zu; gewiß ist es indessen, daß wenn auch der Praktiker David bei seinen Arbeiten auf die erste Idee gerieth, Vega die Theorie desselben ableitete. Die Chronologie verdankt Vega die Herausgabe der sehr faßlich und gründlich geschriebenen „Anleitung der Zeitkunde", die er mit vielen Anmerkungen bereicherte. Endlich hat er sich auch um die Vergleichung der Maße und Gewichte in den verschiedenen Ländern Europas verdient gemacht. Er ward Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften.

Vegetabilien. Das Wort leitet man von dem latein. vegetus,

stark, gesund, wachsend, ab. In der Naturgeschichte bedeuten Vegetabilien überhaupt Pflanzen, d. h. jene Organismen, denen die willkürliche Bewegung, wie bei den Thieren, mangelt, und die ihre Nahrung nicht durch eine besondere Oeffnung, sondern durch Wurzelfasern aufnehmen. Die Eigenschaften, welche die Pflanzen von den Thieren unterscheiden, faßt man in das Wort Vegetabilität zusammen. Alles, was von Pflanzen herrührt oder aus ihnen bereitet wird, nennt man vegetabilisch; so eine vegetabilische Kost, vegetabilische Säuren (s. Säure). Das Vegetiren im figürlichen Sinne von einem Menschen genommen, als er vegetirt, bezeichnet diesen als Einen, der dem eigentlichen Beruf des Menschen, geistig thätig zu seyn und sich zu entwickeln, entweder aus Trägheit, oder Schwäche nicht folgt, sondern bloß der Ernährung, wie eine Pflanze, lebt.

Vegetation, überhaupt Pflanzenleben und Wachsthum. Jedes durch Klima ausgezeichnete Land hat auch seine besondere Vegetation; einige Pflanzen sind nur dem heißen, andere dem gemäßigten und wieder andere dem kalten Klima eigen. Gewisse Pflanzen wachsen in einer bestimmten Höhe, als die Bergpflanzen. Die Pflanzengeographie gewährt über diesen Gegenstand interessante Belehrung. (Vgl. Pflanzen.) Es wächst z. B. in Schweden der nördlichste Baum, die Birke, noch über den 70.° N. B. hinaus; die Tanne bis 69.°, die Weiden (trembles coignassiers) bis zum 66.°; die Kirsche und der Apfelbaum bis zum 63. die Eiche bis zum 60.°; die Buche bis zum 57.°; die Linde, die Eiche, die Ulme, die Pappel und der Nußbaum kommen nur in Schonen vor. In den nördlichen Alpen hört der Baumwuchs auf bei einer Höhe von 3400, in den südlichen 4500, in den nördlichen Pyrenäen von 4000, in den südlichen von 5220 Fuß.

Vehmgerichte (auch Fehm-, Stuhl-, heimliche oder westfälische Gerichte, Femedinge, Freistühle und Freidinge genannt), waren eine Art geheimer peinlicher Gerichte, welche sich im Mittelalter in Deutschland fanden. Ihr Ursprung (denn ihre Stiftung durch Karl d. Gr. ist urkundlich nicht erwiesen) ist ebenso ungewiß, als die Ableitung ihres Namens (vielleicht von dem alten sächsischen Worte verfehmen, verbannen, ächten). Ihren Sitz hatten sie in Westfalen, unter welchem Namen man ehemals alle Länder zwischen der Weser und dem Rheine begriff. Ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich über alle Länder Deutschlands und alle Classen des Volks; nur über Weiber, Geistliche und Juden richteten sie nicht. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser, der sie mit der Gewalt über Leben und Tod (Blut- oder Königsbann) belehnte, waren aber dessenungeachtet so unabhängig von ihm, daß er sie selbst zu fürchten hatte. Die Mitglieder des Gerichts bestanden aus den Stuhlherren (Vorsitzer, meist Fürsten, mitunter auch Grafen und Edelleute), Freigrafen und den Schöffen oder Freischöffen (Beisitzer). Letztere waren von zweierlei Namen, entweder schöffenbare Freien (Grafen oder Edelleute, welche die Sachen untersuchten und das Urtheil sprachen) oder echte, rechte Freischöffen, Frohnboten (Diener der Ersteren, welche im Lande herumreisten, um die Vergehungen auszuspähen, die Schuldigen vorluden, die Anklagen machten und das gefällte Urtheil vollstreckten). Tiefstes Geheimniß, durch die fürchterlichsten Eide verbürgt, deckte alle Verhandlungen des Gerichts, und die Mitglieder erkannten sich an geheimen Zeichen (daher Wissende genannt). Der Verfassung gemäß sollten sie nur grobe Verbrechen rich-

Digitized by Google

en, wodurch „die 10 Gebote übertreten und der Landfriede gebrochen wurde", und namentlich waren die Gegenstände ihrer Untersuchung auf Ketzerei, Zauberei, Diebstahl, Nothzucht, Mord und Raub beschränkt; doch zogen sie sich in der Folge auch andere Sachen in ihren Kreis. Die Art der Hegung des Gerichts war eine doppelte, entweder eine öffentliche (offenbar Ding) oder eine geheime (heimliche Acht). Bedurfte nämlich die Sache näherer Untersuchung, oder konnte man erwarten, daß der Beklagte noch Etwas zu seiner Vertheidigung anführen konnte, so wurde er durch einen Ladungsbrief, den der Freifrohn an des Beklagten Wohnung anschlug, vorgeladen, und, wenn er erschien, seine Sache wie in jedem andern Gerichte verhandelt, ihm auch zugelassen, Zeugen beizubringen. War hingegen sein Verbrechen so notorisch, daß es keiner Untersuchung zu bedürfen schien, oder erschien er auf die Ladung nicht, so wurde er in heimlicher Acht (bei welcher nur die Wissenden zugegen waren) für verfemt erklärt und ins Blutbuch eingeschrieben. Dann konnte ihn ein jeder Freifrohn, wo er ihn auch immer traf, tödten. Die gewöhnlichste Strafe war der Strang, sehr selten Verweisung, Leibes- oder Geldstrafe. Fürchterlich war dieß Gericht durch die ungebundene Willkür, mit welcher es handelte (in vielen Fällen sprach es die heimliche Acht auf die bloße Denunciation eines Freischöffen aus) und durch die zahllosen geheimen Verbindungen, welche es in ganz Deutschland hatte — aber vermochte nicht dieser Schrecken bei dem übrigen fast gänzlichen Mangel an Rechtspflege noch allein, das zügellose und rohe Volk von Ausschweifungen zurückzuhalten? Die Kaiser fühlten seinen Druck zu oft, als daß sie nicht zu wiederholten Malen seine Macht einzuschränken gesucht hätten, obgleich ohne großen Erfolg, da sein Ansehen unter dem Volke zu fest begründet war. Erst die Verbesserung der Gerichte und der Gesetzgebung im 16. Jahrh., die Errichtung des allgemeinen Landfriedens, des Kammergerichts, der peinlichen Halsgerichtsordnung ꝛc. führten ihren Untergang herbei.

Veillodter (Valentin Karl), D., wurde nach Verwaltung einiger andern Pfarrämter königl. bairischer Dekan und Hauptpastor zu St. Sebald in Nürnberg, wo er 1769 geb. war und am 9. April 1828 starb. Er hatte in Altdorf und Jena studirt. 1793 erhielt er in Nürnberg eine Predigerstelle. Die homiletischen und ascetischen Arbeiten dieses helldenkenden Religionsgelehrten haben ihm einen ehrenvollen Platz unter Deutschlands Kanzelrednern und Erbauungsschriftstellern angewiesen. Er gab nicht nur „Predigten auf alle Sonn- und Festtage" (2 Bde., 1816 und 1817), „Predigten über auserlesene Stellen der Psalmen" (1820), „Predigten über die Episteln des ganzen Jahres" (3 Bde., 1801) und treffliche Gelegenheitspredigten, sondern auch „Summarische Erklärung der Sonn-, Fest- und Feiertagsepisteln zum Vorlesen am Altare" (Leipzig 1808), eine „Sammlung biblischer Texte" (1794), und „Gebete am Morgen und Abend" (2 Bde., 1801 fg.) heraus. Von seinen „Ideen über Leben, Tod und Unsterblichkeit" erschien 1818 die 3., von seiner Schrift: „An junge Christen bei der ersten Feier des Abendmahls", 1805 ebenfalls die 3., von seinem trefflichen „Communionbuche für gebildete Christen" 1815 die 6., von seinem „Christlichen Beicht- und Communionbuche für Landleute" 1819 die 2. Aufl. Ein großer Theil der in seinem Communionbuch aufgenommenen Lieder, in welchen sich ein wahrhaft dichterisches und aufgeklärt frommes Gemüth ausspricht, haben seine,

1808 im 42. Jahre verstorbene Schwester, Juliane Marie Charlotte V., zur Verfasserin und sind in mehre neue Gesangbücher aufgenommen worden. Er gab auch heraus: „Lieder, Erzählungen und Fabeln für Kinder" (2. Aufl., 1808), und in Verbindung mit Scheibler und Hennings „Allgemeine Chronik der 3. Jubelfeier der deutschen evangel. Kirche" (2 Bde., Erfurt und Gotha 1819), auch lieferte er schätzbare Beiträge zu Vater's „Jahrbuch der häuslichen Andacht". Viel Aufsehen machte eine anonyme Schrift dieses Verf.: „Wie sehr die protestantische Kirche Ursache habe, es nie zu vergessen, sie sey ihr Daseyn vornehmlich der Erneuerung des Lehrsatzes von der wahren evangelischen Freiheit schuldig; eine veränderte Aufl. der vom D. F. V. Reinhard am Gedächtnißfeste der Kirchenverbesserung d. 31. Oct. 1800 in Dresden gehaltenen Predigt" (Dresden und Pirna 1801). Sie liefert eine, an vielem Witz und Scharfsinn zeugende, Parodie der vielfach angefochtenen Predigt Reinhard's (s. d.) über die freie Gnade Gottes in Christo als Grundlehre der evangel. Kirche. S. über ihn die Schrift von J. Adam Götz (Nürnberg 1829).

Veitstanz, Chorea S. Viti, eine sehr seltene Krankheit, welche aber sonst gewöhnlicher gewesen seyn soll, eine besondere Art von Convulsionen oder Zuckungen in den äußern Gliedmaßen. Aeußert sie sich in den Händen, so bringt sie eine krampfartige Bewegung in den Fingern hervor, und in den Füßen bewirkt sie ein unwillkürliches Springen oder Tanzen. Zu der ersten Hälfte ihres Namens werden zwei Veranlassungen angegeben. Der heilige Veit ergrimmte einst über einige Leute, welche, indeß er predigte, auf dem Kirchhofe tanzten und alles Verbietens ungeachtet davon nicht abließen, so heftig, daß er Gott bat, er möge diese Frevler ein ganzes Jahr lang tanzen lassen, und sie sprangen fort, ohne sich zu ermüden oder Nahrung zu sich zu nehmen. Nach Andern äußerte sich diese Krankheit sonst am heftigsten um die Zeit des Veitstages, wo die Sonne bei uns am höchsten steht. Diesem nach war aber das Tanzen wahrscheinlich nur eine Folge des Wahnsinnes gewesen, und dann wäre folglich jene Krankheit nicht dieselbe, welcher man gegenwärtig diesen Namen gibt.

Veji, eine der zwölf etruriſchen Cantonſtädte, die unter eigenen Decumonen ſtanden, kam ſchon ſehr früh mit den benachbarten Bewohnern des jüngern Roms in feindliche Berührung. Einfälle bis an die Mauern Roms ſollte ein feſter Poſten bei Cremera verhindern, deſſen Vertheidigung den Fabiern übertragen ward. Im Streite über dieſe läſtige Anſicht kam es zum Kriege, wo anfangs die Fabier erlagen, ſpäter die Römer, im Augenblicke ſiegend, wo ſie ſich als beſiegt zurückziehen wollten, zu jener Belagerung Vejis gezwungen wurden, welche als die erſte bedeutende Waffenthat des jungen Staats beachtet werden muß (J. d. St. 349—358 oder im J. 396 v. Chr.). Kunſt und Natur hatten Veji feſt gemacht. Hoch gelegen und von feſten tyrrheniſchen Mauern umgeben, ragte nach alter Sitte der Tempel der Juno, der Schutzgöttin der Stadt, über Veji hinweg und trotzte den Kriegsmaſchinen und den Stürmen der damaligen Belagerungskunſt. Zehn Jahre, wie die Belagerung Trojas, dauerte die Einſchließung, bis Camillus, zum Dictator ernannt, durch einen Stollen in das Innere der Stadt drang, und die Wuth des Mordens und die Zügelloſigkeit der Plünderung Vejis für den erbitterten Widerſtand beſtrafte. Doch eine ausgeplünderte Stadt

Digitized by Google

war noch nicht völlig unterworfen, wenn ihre Schutzgötter sie nicht verlassen hatten. Deßhalb forderte Camillus die Juno auf, zu den andern Göttern nach Rom zu ziehen, und das Götterbild willigte ein. Auf dem aventinischen Hügel erhielt die Schirmerin Vejis ihr Heiligthum und die von den Göttern und Menschen verlassene Stadt, die bedeutendste Gegnerin des entstehenden Freistaats, verfiel so, daß 4 Jahrh. später Heerden auf ihren Trümmern weideten (Properz IV, 10, V. 29, 30). Julius Cäsar legte zu Veji eine römische Colonie an. Im 5. Jahrh. wurde sie von den Gothen, im 6. von den Longobarden zerstört. Livius sagt (V, 4), daß Veji 20 Miglien von Rom entfernt war, und diese Angabe scheint am besten mit Monte Lupoli, längs der cassischen Straße, im Walde von Baccano zusammenzutreffen, dessen heitere Lage an Athen erinnert und alle vielgepriesene Vorzüge der Luft und der Aussicht vereinigt. Dieser Ansicht stimmt auch Micali bei, der die frühern Meinungen, die Veji nach Civita Castellana und nach Isola Farnese setzten, aus gutem Grunde bestreitet. Seit die päpstliche Regierung die Isola di Farnese gekauft, hat man unter Georgi's Leitung Denkmale entdeckt, welche die Lage des alten Veji außer Zweifel setzen.

Velasquez (Luis Jos. de), Mitglied der span. Akademie der Geschichte und der pariser Akademie der Wissenschaften, aus Malaga gebürtig und starb 1771 daselbst. Er ist berühmt durch eine Geschichte der span. Poesie (Malaga 1754, 4., deutsch, sehr vermehrt von J. A. Dieze, Gött. 1769, 8.), worin er sich bemühte, vieles von seinen Zeitgenossen Vergessene wieder ins Andenken zu bringen, aber in seiner Kritik den franz. Ansichten folgte. Auch hat er Annalen der Geschichte der span. Nation herausgegeben ꝛc. — 2) Velasquez de Silva (Don Diego), einer der größten Maler Spaniens, geb. 1594 zu Sevilla aus einem vornehmen Geschlechte, lernte bei Franz Herrera d. Aeltern und Fr. Pacheco. Er hielt sich besonders an die Natur, und hat sich auch nie von ihr entfernt. Er nahm einen jungen Bauer in seine Dienste, der ihm stets zum Modell dienen mußte, wodurch er sein Talent zur Bildnißmalerei sehr entwickelte. Um die Schwierigkeiten des Colorits zu überwinden, und sich eine gewisse Herrschaft über den Pinsel zu erwerben, copirte er jeden Gegenstand der Natur, Blumen, Früchte, Vögel, Fische, selbst unbedeutende Dinge, und zwar mit der gewissenhaftesten Treue, mit Kraft und Relief. In der Folge ahmte er aber die Natur nicht mehr sklavisch nach, sondern stellte sie mit Geist, Leichtigkeit und Freiheit dar. Zu seinen frühesten Arbeiten gehören die Bambocciaden und andere Gegenstände niedriger Art; z. B. der Wasserträger von Sevilla, den man im Pallast zu Madrid bewundert. Es ist ein Alter, in Lumpen gekleidet, der einem Knaben Wasser reicht; aber ein wahres Meisterstück. In der Folge studirte er die zahlreichen Werke der Italiener und Flamänder in Sevilla und ging 1622 nach Madrid. Hier malte er viele treffliche Portraits, wurde 1623 zum Hofmaler ernannt und mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Als Rubens nach Madrid kam, wurde er dessen Freund, und das Verlangen in ihm rege, Italien zu besuchen. Unterstützt vom Hofe, reiste er 1629 nach diesem Lande der Kunst, studirte hier namentlich die Werke der Venetianer, des Rafael und Mich. Angelo, wo er theils Vieles copirte, theils mehre Portraits verfertigte, was er auch nach seiner Rückkehr nach Madrid 1631 fortsetzte. Um alles zur Errichtung einer Akademie der zeichnenden Künste Erforderliche

Digitized by Google

zu veranstalten, reiste er zum zweiten Male 1648 nach Italien und kaufte viele Gemälde, Statuen und Büsten; 1651 kehrte er wieder nach Spanien zurück, wo er die königl. Familie in einem Bilde, das u. d. N. die Familie bekannt ist, so trefflich darstellte, daß ihn der König 1652 in den Ritterstand erhob. Er starb den 7. Aug. 1660 zu Madrid. Er hat eine große Menge Gemälde von hohen Personen verfertigt, auch werden viele von seinen Malereien in öffentlichen Gebäuden bewundert, z. B. die Brüder Josephs, Hiob, Moses, der aus dem Nil gezogen wird, Loth und seine Töchter, und mehre Darstellungen aus dem gemeinen Leben, z. B. die Spinnerinnen, der Berauschte, das herrliche Bild eines Mannes mit einem Zwickbarte und einem Blatte Papier in der Hand (in der dresdner Gallerie) ꝛc. Obgleich Titian besser colorirte, so übertraf ihn doch Velasquez durch die Behandlung der Lichter, Schatten und der Luftperspective. Von seinen Bildnißmalereien reden die größten Künstler mit vieler Hochachtung.

Velde. Unter diesem Namen sind mehre holländ. Maler bekannt; der berühmteste ist: Adrian van de Velde, geb. zu Amsterdam 1638, lernte bei Joh. Wynants, fing schon in seiner Kindheit an, allerhand Figuren, besonders Thiere, mit gutem Geschmack zu zeichnen, malte nach Endigung seiner Lehrzeit ein Altarblatt in einer der kathol. Kirchen zu Amsterdam, das die Abnahme vom Kreuze vorstellt, und viele andere Stücke aus der Leidensgeschichte Christi. Auch war er einer der besten Landschaftsmaler und lieferte treffliche Hirtenstücke, worin Bäume, bei gute Beleuchtung, warmes Colorit, richtig gezeichnete Figuren und Thiere überhaupt Alles trefflich behandelt ist. Unzählig sind die Bilder anderer Meister, zu denen er die Figuren und die Thiere malte. Die vorzüglichsten Gallerien besitzen Arbeiten von ihm. — 2) (Esaias van de), lernte bei Peter Deneyn und machte sich durch Feldschlachten berühmt, die er mit vielem Feuer und Verstande malte. Hauptsächlich waren es Ritter, die sich begegneten, Anfälle von Räubern und Mördern auf der Landstraße, die er sich zu Gegenständen seiner Gemälde wählte. Seine Figuren kleidete er, sowie mehre dergleichen Maler, in spanische Tracht. Er wohnte 1626 zu Harlem und 1630 zu Leyden. Man hat von ihm einige kleine Landschaften, die er nach seinen Zeichnungen radirte. — 3) (Johann van de), Bruder des Vorigen, guter Landschafts- und Baumbocciadenmaler, radirte und stach Mehres nach seinen Zeichnungen, die in Geschichtsstücken, Landschaften und Bildnissen bestehen. — 4) (Wilhelm van de), geb. zu Amsterdam 1633, machte sehr jung einige Reisen zur See, malte vorzüglich Seestücke, und zeichnete 1666 das berühmte Seegefecht zwischen den Engländern und Holländern unter dem Commando der Admirale Monk und Ruyter. Karl II., König von England, berief ihn an seinen Hof, und er trat nach dem Tode dieses Königs in die Dienste Jakobs II. Er starb 1693 zu London im 63. Jahre und wurde in der St.-Jakobskirche begraben. — 5) (Wilhelm van de), Sohn des Vorigen, war ein trefflicher Seemaler, lernte bei Simon de Vlieger, war ebenfalls Hofmaler König Jakobs II. und starb 1707. Man bewundert an seinen Gemälden das Durchsichtige der Farben, seine Schiffe und das Anschlagen der Wellen. Sein Horizont ist hell und seine Wolken verschieden.

Velde (Franz Karl van der), ein beliebter Schriftsteller im Fache der Erzählung und des historischen Romans, geb. zu Breslau 1779, er-

hielt seine humanistische Bildung daselbst auf dem Magdalenen-, dann auf dem Friedrichsgymnasium; von 1797 an und in den folg. J. studirte er zu Frankfurt a. d. O. die Rechte. 1804 ward er Stadtdirector zu Winzig, 1814 Assessor bei dem Stadtgerichte in Breslau, 1818 Stadtrichter in Zobten. 1823 kehrte er als Justizcommissair nach Breslau zurück, wo er den 6. April 1824 starb. Van der Velde sammelte den Stoff zu seinen Romanen kaum zur Hälfte im deutschen Vaterlande, öfter bald an den Grenzen Norwegens, bald in Mexico, bald in Corsica, bald am Cap, bald in China, und wußte dabei die Localfarben treu wiederzugeben, Denk- und Handlungsweise in den gewählten Ort- und Zeitverhältnissen mit künstlerischer Täuschung auszumalen und seine Charaktere gut zu individualisiren. Van der Velde wird trotz manches wegwerfenden Urtheils über ihn so lange ein Liebling des Unterhaltung suchenden und findenden Publicums bleiben, als der geschichtliche und ethnographische Boden, auf welchem seine Erzählungen durch eigenthümliche Erzeugungskraft und Phantasie fröhlich emporwuchsen, fest steht. Man hat van der Velde den deutschen Walter Scott genannt; auch soll der Schotte einen anregenden Einfluß auf van der Velde gehabt haben; doch Letzterer hatte schon die größte Anzahl seiner Erzählungen der Publicität übergeben, ehe er mit dem schottischen Dichter durch Uebersetzungen bekannt wurde. Gewiß, der Deutsche hatte gar keine Muster vor sich. Was er schrieb, war der eigenthümlichste Erguß seines Geistes, und darin hat er auch seine eigne Manier, die ihm aber allein anpaßt und wohl ansteht. Von 1809—14 erschienen von ihm in Zeitschriften Gedichte und Erzählungen, auch arbeitete er für das Theater, z. B. das Stück „Die böhmischen Amazonen". Zuletzt widmete er sich ausschließend dem erzählenden Fache. Seit 1817 trat er mit größern Erzählungen hervor. Die erste Sammlung derselben sind die „Erzstufen" (3 Thle.), dann folgten: „Prinz Friedrich", „Die Eroberung von Mexico", „Der Malteser", „Die Lichtensteiner", Die Wiedertäufer", „Die Patrizier", „Arwed Gyllenstierna", „Der Wunsch des Kanku", „Das Liebhabertheater", „Der böhmische Mägdekrieg", „Das Horoskop", „Christine und ihr Hof" und die „Gesandtschaftsreise nach China". Seine sämmtlichen Werke, gedruckte und ungedruckte, mit des Verf. Lebensbeschreibung und mit Anmerkungen, haben Böttiger und Theod. Hell (Dresden 1824, fg., 25 Bde.) herausgegeben.

Veldeck (Heinrich), s. Deutsche Poesie und Minnesinger.

Veleda, Velleda, eine im 1. Jahrh. n. Chr. lebende Jungfrau und Wahrsagerin, welche von etlichen deutschen Völkerschaften göttlich verehrt, von den Römern aber gefürchtet wurde. Sie wohnte der Sage nach im Lande der Brukterer, am Ufer der Lippe, in einem hohen Thurme und ließ sich weder sehen noch sprechen, aber durch einen ihrer Verwandten befragen, durch welchen sie auch ihre Orakelsprüche und Weissagungen ausgehen ließ. Ihre Geschichte ist in solches Dunkel gehüllt, daß man nähere Umstände von ihren Verhältnissen gar nicht angeben kann. In der Folge ist sie mit der Frau Holle oder Holde verwechselt worden, einem in Thüringen und im Voigtlande bekannten gespenstigen Wesen der mittlern Zeit, von welchem sie aber sehr verschieden ist. Veleda that Niemanden etwas Böses, jene hingegen zog mit einem wilden Heere umher und schadete Allen, welche ihr begegneten. Deßhalb machte sich der getreue Eckhardt ein Geschäft daraus, vor dem Heere herzugehen und die in der Nähe befindlichen Leute zu warnen.

Velinpapier, s. Papier.

Veliten nannte man die leichten Truppen bei den Römern wegen ihrer Geschwindigkeit. Sie fochten, wie unsere Tirailleurs, in zerstreuten Haufen, bald hier bald da, wo ihre Gegenwart von Nöthen war, gewöhnlich aber vor den Linien. Sie neckten den Feind auf mancherlei Art, griffen ihn an und zogen sich dann wieder schnell in die Gassen der Legion zurück. Man brauchte sie auch, wenn man in beträchtlicher Entfernung vom Lager Posten ausstellte, um den Feind zu beobachten. Ihre Waffen bestanden in Bogen, Schleudern und Wurfspießen. Auch trugen sie ein mit Schneide und Spitze zugleich versehenes Schwert, einen hölzernen, mit Leder überzogenen runden Schild von 3 Fuß im Durchmesser und einen aus Thierfellen verfertigten Helm, der ihnen ein furchtbares Ansehen geben sollte. Das davon herstammende lat. Wort velitatio wird jetzt auch bisweilen im Französischen gebraucht, um ein leichtes Gefecht zu bezeichnen. Unter Napoleon wurden bei den franz. Infanterieregimentern auch Veliten eingeführt, und in dem östr. Heere findet man bei den Husarenregimentern in Ungarn ebenfalls sogenannte Veliten.

Vella (Giuseppe), Abbate, bekannt durch einen literarischen Betrug, war als ein geb. Malteser mit der arabischen Mundart, die noch auf Malta gesprochen wird, vertraut. Auch scheint er die Küsten der Berberei bereist zu haben, wo er in einer Moschee eine Handschrift gefunden zu haben vorgab, welche mehre der verloren gegangenen Bücher des Livius in arabischer Sprachen enthalte. Nächstdem besaß er angeblich eine Handschrift voll der wichtigsten Urkunden aus der Zeit des Königs Roger, wie auch einen Siegelring, aus dessen arabischer Aufschrift Inschrift hervorgehen sollte, daß derselbe dem Roger selbst gehört habe. Jene Urkundensammlung war aus dem Grunde sehr wichtig, weil aus ihr sie die Vorrechte des Adels auf Sicilien, die sich aus der Zeit Rogers herschreiben, größtentheils vernichtet wurden. Vella gab dem König von Neapel von seinen angeblichen Schätzen Nachricht, und fand, besonders wegen jener Urkundensammlung, die günstigste Aufnahme. Sowohl der Codex diplomaticus als auch der Livius sollten arabisch, mit einer von Vella gefertigten italien. Uebersetzung, auf königl. Kosten in Druck erscheinen. So sonderbar es auch war, daß Vella seine Handschriften nicht aus den Händen gab, und mit höchster Vorsicht, ja Schüchternheit sie solchen Personen vorzeigte, die kein Arabisch verstanden, so konnte man doch keinen Argwohn schöpfen, da die Proben des Originals mit der Uebersetzung, welche den Gelehrten zur Prüfung vorgelegt wurden, allgemeinen Beifall erhielten. Selbst Olaus Tychsen, dem zu gleichem Zweck ein Bruchstück des Livius zugesandt worden, konnte Vella's divinum ingenium nicht genug preisen. So erschien 1791 der 1. Bd. des „Codex diplomaticus" (4.), und einige Jahre später der 1. Th. des Livius in einem starken Foliobande. Da trat unerwartet Jos. Hager, ein Mann der selbst nicht ohne gelehrte Marktschreierei, und des Arabischen wohl kundig war, auf, und machte bemerklich, daß in Vella's Livius gewisse Eigennamen ganz anders geschrieben seyen, als die Araber sie schrieben; er behauptete ferner, die Inschrift des Siegelringes stimme mit Vella's Uebersetzung nicht überein, ohne daß er sie jedoch zu übersetzen wußte. Aus diesen und andern äußern Umständen zog Hager den Schluß, daß ein Betrug zu Grunde liege. Er machte dieß 1799 in einer kleinen

Digitized by Google

Schrift („Nachricht von einer literarischen Betrügerei ꝛc.") bekannt. Jetzt fiel den gelehrten Prüfern der Schleier von den Augen. Sie sahen, daß das Arabische in beiden Werken nicht die gewöhnliche Schriftsprache, sondern die verdorbene Mundart von Malta, daß der Livius eine dürftige Compilation aus den vorhandenen Quellen, und ebenso der „Codex diplomaticus" ein neueres Machwerk sey. Tychsen entzifferte und übersetzte die Inschrift des Ringes, die einen Spruch des Koran enthielt. Man untersuchte jetzt die Handschriften, und der Betrug war unleugbar. Vella kam ins Gefängniß und starb wahrscheinlich darin, indeß blieb über der ganzen Sache ein gewisses Dunkel. Merkwürdig ist es, daß ein Unwissender diesen Betrug entdeckte, während Sachkenner sich täuschen ließen.

Vellejus Paterculus, römischer Historiker, aus einem ritterlichen Geschlechte Roms entsprossen, lebte von 20 v. bis 31 n. Chr. Er diente eine Zeit lang als Kriegstribun unter Tiberius in Deutschland und Pannonien, bekleidete nachher mehre öffentliche Aemter und zuletzt die Prätur. Er war bei August beliebt, noch mehr bei Tiberius durch Sejan, dessen Sturz auch ihn niederriß. Von seinem Geschichtswerk ist der Theil, welcher die alten Völkergeschichten enthielt, verloren gegangen, und großentheils nur die römische Geschichte seiner Zeit übrig geblieben, in welcher er den niedrigsten Schmeichler, besonders des Sejan, in der schönsten, dem Sallust nur zu künstlich nachgebildeten Sprache der feinen Welt macht. Wer muß nicht einen solchen Mißbranch großer pragmatischer Talente, die, wo sie wollen, die Ergebnisse der tiefsten Staats- und Weltkenntniß (freilich in einer zu gesuchten Sprache) zu geben und die Charaktere meisterhaft zu zeichnen im Stande sind und eben darum den Verlust der ältern Geschichte bedauern, wo Vellejus sie auf diese Weise, wie in seiner Zeitgeschichte, zu entweihen, nicht in Gefahr war. Die beste Ausgabe ist die von Dav. Ruhnken (Leyden 1779), dann von Barbou (Paris 1777) und von Burman (Leyden 1794). Deutsch hat ihn übersetzt Friedr. Jacobs (Leipz. 1793).

Velthem, auch **Veltheim** oder **Velten** (Joh.), blühte in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. und war zu Halle in Sachsen geboren. Er widmete sich in Leipzig den Wissenschaften und begründete um 1670 in Deutschland aus Studenten die erste Schauspielergesellschaft von Bedeutung und Einfluß auf die Kunst. Er bereiste Berlin, Hamburg, Nürnberg, Breslau, Frankfurt a. M., Leipzig, und war der Erste, welcher der damals noch so verachteten Kunst Achtung erwarb; daher denn auch sein Name in unserer theatergeschichtlichen Literatur sich stets erhalten hat und selbst im Auslande bekannt geworden ist. Er brachte Moliere auf die Bühne und soll dessen erste Uebersetzung besorgt haben. Löwen in der „Geschichte des deutschen Theaters", Schmid in der „Chronologie des deutschen Theaters", Eckhof in den „Briefen an Löwen", Schütze in der „Hamburg. Theatergeschichte", Gottsched u. A. gedenken seiner mehr oder minder ausführlich.

Veltlin (Valtellina), eine kleine, aber in natürlicher und politischer Hinsicht merkwürdige Landschaft, ein 16 Stunden langes und 4—10 St. breites Thal, gehörte früher zum Herzogthum Mailand und kam 1512 durch einen Vertrag an das schweizer Land Graubündten. Es wurde immer als ein wichtiger militair. Punkt angesehen, daher suchten auch

Digitized by Google

Oestreich und Spanien, als dieses noch in Italien mächtig war, in d
ersten Hälfte des 17. Jahrh. sich in den Besitz desselben zu setzen. D
Absichten Beider wurden von Frankreich vereitelt. 1620 machten s
die Veltliner unabhängig und errichteten eine eigene Regierung. Es
stand nun in dieser Gegend ein innerlicher Krieg und erst 1637 k
Graubündten, vorzüglich durch Vermittelung Frankreichs, wieder z
ruhigen Besitze des Landes. 1797 ward es, nebst der Grafschaft Ch
venna, an die cisalpin., nachmals ital. Republik abgetreten, welch
auch dem nachher errichteten Königreich Italien und ward 1814 öst
chisch, seitdem es zur Provinz Sondrio im lombard. Gubernium ge
Das Land, welches von der Adda durchströmt wird, sich nach dem C
mer-See zu öffnet, übrigens aber von hohen Alpen umgeben, ist überall
fruchtbar an gutem Wein und edlen Früchten aller Art und reich a
den größten Naturschönheiten. Bei größerer Betriebsamkeit der Ein
(nur 80.000, auf 50 QM.) könnte dieß Ländchen eine der glücklichs
und schönsten Gegenden Italiens werden. Die Hauptörter sind Sond
oder Sondres, an der Adda mit 3500 Einw.; in der Nähe in einem
engen Thale das viel besuchte Bad Masino; Bormio oder Worms, ei
Flecken an der Adda; oberhalb desselben liegt das berühmte St.-Ma
tinsbad; Tirano an der Adda mit 3700 Einw. Unweit Chiavenn
einem Flecken an der Maira, lag ehedem der Ort Plürs, welcher 1
mit beinahe 2000 Einw. durch einen Bergsturz vernichtet ward.

Vendée (ehemals Unter-Poitou), Departement von 134 QM. m
270.000 Einw., in Nordwestfrankreich, sendet 3 Deputirte zur Kamm
und hat Bourbon-Vendée zur Hauptstadt. Es hat seinen Namen v
dem kleinen, aber schiffbaren Flusse Vendée, welcher es durchfließt, m
von den Depart. Unter-Loire, beiden Sevres und Unter-Charente b
grenzt und stößt gegen Westen an den atlant. Ocean. Der größtentheils
fruchtbare, gut cultivirte Boden erzeugt vorzüglich Getreide und
üppigen Wieswachs, weßhalb es hier ganze Heerden Rindvieh u
Schafe gibt, und Paris zum Theil aus der Vendée mit Schlachtv
versorgt wird. — Im weitern Sinne versteht man unter Vendée d
ganzen Landstrich, welcher sich vom Laufe der Loire bis an die ang
Heerstraße von Saumur bis Rochelle erstreckt und im gemeinen Le
le Bocage heißt. Er zählt ungefähr 160 QM. mit 700 Gemeinden u
vor der Revolution an 800.000 Einw., welche sich sowohl durch ih
Aeußeres, wie durch ihre Sitten und Gebräuche auffallend von den üb
gen Franzosen unterscheiden. Sie schreiben sich von den Hunnen u
Vandalen her, die im 3., 4. und 5. Jahrh., nachdem sie unter der A
führung ihres Königs Croccus die östlichen Provinzen Frankreichs
plündert und den größten Theil ihrer Mannschaft eingebüßt hatten, s
in Verbindung mit den Picten an den Küsten des Oceans in P
Poitou niederließen. Sie sind von mittelmäßiger Statur, aber gut g
baut, haben einen großen Kopf, einen dicken Hals, eine blasse Gesich
farbe, schwarze Haare und kleine, doch ausdrucksvolle Augen. Die Bau
sprache ist ein Gemisch von verdorbenem Lateinischen und Französisch
Sie wurden in neuern Zeiten berühmt durch den sogen. Vendéekrie
1792—1800. Die Vendeer, an intellectueller Cultur hinter den Bewo
nern der meisten andern Provinzen zurückgeblieben, entsetzten sich in d
ersten Jahren der Revolution vor dem, ihrem Verstand und ihrer Ph
tasie noch niemals vorgekommenen Bilde der Freiheit, und glaubten

hrer Beschränktheit, nur allda sey Heil, wo althergebrachte Form. Sie iebten ihre Zwingherren — wie etwa Lastthiere ihre Führer lieben — ie knieeten in Demuth vor ihren Seelenhirten und sprachen — sowie ie Spanier in der neuesten Zeit — gleich folgsam und fanatisch die Verwünschungen nach, welche Priester und Adelige wider die Revolution nd wider die Volksfreiheit ausstießen. Die Verbrechen der Jakobiner leigerten und rechtfertigten solchen Haß vor der gutmüthigen Beschränkteit, welche nicht zu unterscheiden verstand zwischen der Sache selbst und hren unlautern Vertheidigern. Freiheitsfreunde und Königsmörder, Revolutionnairs und Altarschänder, Patrioten und Henker schienen eines nd dasselbe; und es galt für Dienst des Himmels, gegen die Republik u streiten. Auch an Wundern fehlte es nicht. Einfalt und Fanatismus erhoben sich zum Umsturz Dessen, was Verstand und edle Begeisterung gebaut, Leidenschaften und Verbrechen Einzelner jedoch besudelt atten. Von schwachen Anfängen, von dem Aufstand einiger Dörfer egen die verordnete Aushebung von Milizen (Febr. 1793) ging die eitverbreitete Gährung fast urplötzlich in einen furchtbaren Sturm über, or dessen Wüthen die Republik weit mehr als vor der Coalition erbebte. on Niederpoitou aus, längs der Loire herauf, und nördlich wie südlich es Stromes schritt der Aufstand voran. Schon in Monatsfrist waren 0.000 und 3 Monate später 120.000 Fanatiker unter den Waffen, eren Ungestüm und Todesverachtung die republikanischen Heerhaufen in ielen blutigen Gefechten erlagen. Chatillon war der erste Hauptsitz der mpörung. Bald wurden Thouars, Saumur, Angers erobert; Nantes art geängstigt; La Rochelle und Tours bedroht. Unter dem Feldgeschrei: Es lebe Ludwig XVII., es lebe Jesus Christus!" stürzte das königlich-ristliche oder katholische Heer, wie sich der Haufen nannte, auf die Soldaten der Republik, und erschien im heimathlichen Land, dessen Sümpfe, anäle, Wälder und Hügel jeden Schritt des Feindes hemmten, unüberindlich. An der Spitze dieser fanatischen Scharen traten Männer auf, elche durch Geist und Muth, mehre auch durch erlauchte Geburt, herorglänzten; heroische Charaktere, würdig der schönen classischen Zeit. 'Elbée, La Roche Jacquelin, Charette, Stofflet, Sapineau gehören zur sten, der Prinz von Talmont und der Marquis Autichamp zur zweiten lasse dieser Häupter. Zum Unglück für ihre Sache schwächten sie sich rch einheimische Spaltungen, wie denn zumal D'Elbée als Oberhaupt r katholischen und königlichen Armee in Oberpoitou und Anjou, Charette aber als Führer der Jesusarmee in Niederpoitou, jeder seinen bendern Krieg führte. Nach mehren Niederlagen, welche die republikaschen Feldherren, Biron, Westermann u. A. bei Chollet, Vihiers und ndern Orten erlitten, ward endlich die Bevölkerung rings um die Vende in Masse aufgeboten und zu ihrer Verstärkung die Besatzung von 'ainz gesandt. Diese und jene von Valenciennes gab der Vendée die odesstreiche. Unter den gräßlichsten Verheerungen drangen die republinischen Feldherren Kleber, Rossignol, Westermann, L'Echelle, Canclaux A. von allen Seiten in das unglückliche Land. Der Convent, auf arrère's Antrag, hatte die Vertilgung der Vendée binnen 20 Tagen chlossen (1. Oct.). Fanatismus und die Furcht vor der Guillotine üllten den Beschluß trotz der verzweifeltsten Gegenwehr der Royalisten. i Chollet war die Entscheidungsschlacht (15. und 16. Oct.). Schon r sie halb gewonnen für die Vendéer; als ihre edlen Führer D'Elbée

und Beauchamp fielen, der erste tödtlich verwundet, der zweite tödt. fuhr der Schrecken in ihre Streiter und die Republik feierte den bl sten Triumph. Die Menschheit entsetzt sich vor den Gräueln, w jetzt folgten. Die ganze Bevölkerung der Vendée war von dem vent geächtet. Mit Tigerwuth vollzogen seine Feldherren die sch volle Acht. Kinder, Greise, Weiber wurden geschlachtet. Schutth bezeichneten den Tritt der Sieger. „Wir lassen nichts hinter uns als Leichen und Asche". Also klang ihr barbarischer Bericht an di rannen der Republik. Aber der Gewaltshaufe der Vendéer und m eine fliehende Schar von Wehrlosen war über die Loire gegangen, selbst er sich durch herbeiströmende Mißvergnügte aus der Bretagn stärkte, bald bis zu 80.000 Streitern anwuchs und nach mehren — wie bei Chateau Goutier und bei Laval — bereits gegen Pa ziehen gedachte; während Charette mit einigen Heeres-Trümmern unzugänglichsten Strecken der Vendée besetzte, auch die Inseln B und Noirmoutier eroberte. Bretagne und Normandie erfüllte d räusch ihrer Waffen. Die Engländer bereiteten zu ihren Gunsten Landung. Da sammelten sich, aufgeschreckt durch die steigende G die republikanischen Streitmassen rings um die Aufrührer. Mar der jugendliche Held, und der siegreiche Westermann führten die waltshaufen. Nach abwechselnden Erfolgen traf endlich bei Mans Todesschlag die unglücklichen Royalisten (12. und 13. Dec. 1793). gen 20.000 Menschen kostete sie der traurige Tag, und bald darauf bei Savenay (23. Dec.) der Rest ihres Heeres vernichtet. Nur ein Fliehende, unter ihnen La Roche Jacquelin, entkamen über die Loi ihr Heimathland. Aber auch hier ward Charette bei Machecoult ge gen, Noirmoutier wieder erobert, die Königlichen in die unzugängli Winkel des Landes gescheucht. Eine halbe Million Menschen hat jetzt schon dieser entsetzliche Krieg gefressen. Aber seine Schrecken ten noch nicht. Die Wuth der Sieger kannte jetzt keine Grenzen Sogenannte „höllische Colonnen" durchzogen nach allen Richtungen Land und schleppten ganze Scharen von Unglücklichen gefangen Nantes, allwo Carrier sie scharenweis durch bloßes Machtgebot, Kanonendonner zerschmettern, durch Säbelhiebe zerfleischen und zu derten in der Loire ertränken ließ. Die Vendée entstund indes ihrer Asche wieder, und Charette, die Flüchtlinge von Mans und venay in dem unzugänglichsten Theil des Landes — Bocage genann zusammenziehend und verstärkt durch die aufs Aeußerste gebrachten wohner, machte von Neuem seinen Namen furchtbar. Auch La Ro Jacquelin und Stofflet sammelten in Oberpoitou ansehnliche Krieg den; mächtig flammte das wieder auflebende Feuer empor. Am re Ufer der Loire und weit hin nach Norden erhoben die Chouans ihr nes Haupt. Da betrat der Convent, am Erfolg der Strenge verz felnd, den Weg der friedlichen Unterhandlung. Das Verfahren neuen republikanischen Generale erregte Vertrauen. Also schloß Ch Frieden mit der Republik (17. und 26. Febr. 1795). Er unterwa ihren Gesetzen, bedingte sich jedoch für die Vendéer die Freiheit der ligionsübung, zeitliche Loszählung von der Kriegspflicht gegen di ßeren Feinde und andere Vergünstigungen mehr. Auch Cormartin, den übrigen Anführern der Chouans, endlich auch Stofflet (20. und 2. Mai), der Starrsinnigste unter den Feinden der Republik,

nen diese Bedingungen an. Ganz Frankreich jubelte über diese Beendigung dieses heillosen innern Krieges. Aber die Freude währte nicht lange. Denn gerade jetzt sandte England eine mächtige Expedition aus zur Wiederanfachung der Flamme, worüber man das Ausführliche im Artikel Quiberon vergl. Zu gleicher Zeit erhob sich die ganze Vendée, sowie das rechte Loireufer von neuem wider die Republik. Dort hatte die Klage Charette's, er sey betrogen worden von dem Convent, das Volk wieder in die Waffen gebracht. Der jugendliche Held Hoche, mit der Küstenarmee von Brest herbeieilend, trieb die gelandeten Scharen zurück und beugte durch Festigkeit und Mäßigung den Trotz der Vendée wie der Chouans und, wenige schwache Reste ausgenommen, schien der große Brand gelöscht. Stofflet, einer der Anführer, wurde am 24. Febr. 1796 gefangen genommen und zu Angers erschossen; ein gleiches Loos hatte einen Monat später Charette zu Nantes. Die Regierung behandelte seitdem diesen Landstrich mit neuergriffener Schonung, jedoch nicht ohne einiges Mißtrauen gegen die Einwohner. Unter der schwachen Herrschaft des Directoriums loderten die Vendée und die Chouanerie — zumal seit des milden Hoche Abberufung — von neuem in helle Flammen auf. Anjou, Maine, Poitou und Touraine, Bretagne und ein Theil der Normandie erhoben die Fahnen des Aufruhrs. Neue Häupter thaten sich hervor und organisirten, im Einverständniß mit den ausgewanderten Prinzen, den gefährlichen Aufstand (Sept. 1799). Bernier, Pfarrer von St.-Lo, die Grafen von Chatillon und von Bourmont, d'Autichamp, La Prevelaye, vor allen aber Suzannet, Frotté und George Cadoudal riefen das Volk in die Waffen und erfochten bedeutende Siege. Mans und Nantes wurden erobert, die Furcht drang bis Paris. Die Dämpfung dieses Bürgerkriegs war die angelegenste Sorge des damaligen Oberconsuls Bonaparte. Neue Truppen wurden in die westlichen Departemente gesendet; Hedouville sollte an den beiden Ufern der Loire, Brune in Morbihan, die Empörer bändigen. Die aufrührischen Departemente wurden außer der Verfassung erklärt. Da entfiel den Aufgestandenen der Muth, der Fanatismus des Volkes war schon durch die früheren Unfälle abgekühlt, die Häupter der Vendée schlossen Frieden zu Montfaucon (16. Febr. 1800), bald darauf auch die Chouans. Gleichwohl floß noch einiges Blut. Der tapfere Frotté, welchen der General Chamberlac verrätherisch in seine Gewalt bekam und zu Verneuil erschießen ließ, wurde vor den Uebrigen bedauert. Aber dieses waren die letzten Regungen des unerhört verwüstenden Bürgerkriegs gewesen. Von nun an herrschte Frieden in den so lange von Kriegslärm erfüllten westlichen Departementen, und kehrte selbst Anhänglichkeit an die vaterländische Regierung in dieselben zurück. Doch als 1814 Napoleons Siegesglück schwand, entstanden in der Vendée wieder Bewegungen zu Gunsten der Bourbons; natürlich wurden deßhalb die Vendéer von dem königl. Hofe mit besonderer Vorgunst behandelt; zeigten auch ihre Anhänglichkeit an die Dynastie Karls X. noch nach der Juliusrevolution (1830). Hier begann die karlistische Partei bereits 1831 den Kampf gegen die neue Regierung, der besonders heftig wurde, seit die Herzogin von Berry im Mai 1832 sich dorthin geschlichen hatte und im Namen ihres Sohnes, des Herzogs von Bordeaux, Heinrich V., als Regentin von Frankreich Aufrufe erließ, nach welchen am 24. Mai ihre Anhänger überall die Waffen ergreifen sollten. Der Bürgerkrieg zog sich blutig durch die

nächsten Monate fort, aber ungeachtet der Anstrengungen der Regierung, die zahlreiche Heerhaufen in der Vendée versammelte, ungeachtet mehrer Niederlagen, welche die Anhänger des Herzogs von Bordeaux erlitten, konnte man doch weder der Herzogin noch der einflußreichsten Parteihäupter sich bemächtigen. Die damalige Schwäche der Verwaltung, die Hoffnungen, welche die Karlisten bei dem bewegten Zustande des Landes beseelten, die Verbindungen, welche die Herzogin mit ihren bedeutenden Anhängern in Paris unterhielt, und der Schutz, den sie in der unerschütterlichen Treue ihrer schwärmerischen Freunde in der Vendée fand, machten die Erfolglosigkeit der versuchten Maßregeln hinlänglich erklärlich. Als die Regierung, durch den Sieg in den Juniustagen gestärkt, auch in der Vendée kräftigere Maßregeln ergriff, und der General Drouet d'Erlon seit dem Aug. das Land durch einzelne Heerhaufen zu unterwerfen anfing, wurde die Chouanerie immer mehr gedrängt und in ihre letzten Zufluchtsörter verfolgt, während zu gleicher Zeit die Gerichte entschiedener gegen die Empörer verfuhren. Die Herzogin von Berry hatte verborgen in Nantes. Das neue am 11. Oct. ernannte Ministerium verdoppelte seine Anstrengungen, ihre Spur zu entdecken, je näher die Eröffnung der Kammern rückte, und Thiers fand Beistand in der Verrätherei, indem ein getaufter Jude, Namens Deutz, ihr heimlicher Agent, ihren Aufenthalt in jener Stadt angab, worauf sie am 7. Nov. gefangen genommen und am 9. nach der Festung Blaye gebracht, später aber aus Frankreich verwiesen wurde. Nun gelang es den kräftigen Maßregeln der Regierung, die Flammen des Aufruhrs in der Vendée allmälig zu ersticken, obgleich das Land noch jetzt die meisten Anhänger der gestürzten Dynastie zählt. — Ueber den ersten Vendéekrieg vgl. man die „Mémoires du général Aubertin" im 1. Th. der „Collect. des mém. des maréchaux de France et des généraux franç." (Paris 1823), ferner die Mémoires des 1816 gest. General Turreau p. serv. à l'histoire de la guerre de la Vendée (in derselben Collection). In der Compilation des Bournisseaux „Hist. des guerres de la Vendée et des Chouans etc." (Paris 1819, 3 Bde.), findet man eine ausführliche Schilderung der Vendée. Das Hauptwerk sind die „Guerres des Vendéens et des Chouans contre la rép. franç. (aus Acten und Tagebüch.) par un officier supérieur des armées de la rép." (Paris 1824—27, 6 Bde.). Die Mém. der Frau v. la Roche Jacquelin sind noch immer das treueste Bild dieser Zeit, obgleich keine Geschichte. S. auch Posselt's „Annalen" 1796, 3., 4. und 7. St.

Vendôme, ein berühmter Name in der franz. Geschichte. Die Vendôme waren natürliche Abkömmlinge Heinrichs IV. und der Gabrielle d'Estrees, die ihm 2 Söhne, Cesar und Alexander Vendôme, gebar. Ein ihrer Nachkommen war **Louis Joseph, Herzog von Vendôme**, ein ausgezeichneter Heerführer unter Ludwig XIV. Er war 1654 geboren, trat 18 Jahr alt in franz. Kriegsdienste, begleitete den König als Freiwilliger nach Holland, zeichnete sich bei der Einnahme von Luxemburg 1684, von Mons 1686, von Namur 1692, im Treffen bei Steinkirchen und in der Schlacht bei Marsaglia aus. 1697 befehligte er ein Heer in Spanien und eroberte Barcelona. Beim Ausbruch des span. Erbfolgekrieges ward er, nachdem der Marschall Villeroi 1702 in Cremona vom Prinzen Eugen gefangen worden war, an die Spitze des franz. Heeres in Italien gestellt. Voll Muthes und Geistes, vortrefflich auf

em Schlachtfelde, aber außer dem von sehr weniger Lebensart, ohne lle Achtung für die Kriegeszucht, aber von den Soldaten, die sich unter inen Befehlen unüberwindlich hielten, angebetet, focht Vendôme oft mit ehr Ruhm als Nutzen. Er war jedesmal Sieger, wenn er nicht den Prinzen Eugen wider sich hatte. Indeß hatten die Treffen bei Santa Vittoria und Luzzara (15. Aug. 1702) die Aufhebung der Blokade von Mantua und die Vertreibung der Oestreicher aus dem Mailändischen ur Folge. Ebenso glücklich war er in dem folgenden Jahre gegen den Herzog von Savoyen, der sich plötzlich gegen Frankreich erklärt hatte, nd es glückte ihm die Entwaffnung von 5000 savoy. Truppen in sei- em Heere; er bemächtigte sich hierauf mehrer Festungen in Piemont. In der Schlacht bei Cassano an der Adda (1705) gegen Eugen konnten ich beide Theile eines erhaltenen Vortheils rühmen, doch zog sich Eugen is ins Tridentinische zurück, um daselbst Hülfstruppen zu erwarten. Eben schickte sich Vendôme an, Piemonts Hauptstadt Turin zu erobern, ls er den Befehl erhielt, an der Stelle des Villeroi das Commando in en Niederlanden zu übernehmen (1706). Durch geschickte Märsche ver- itelte er die Plane Marlborough's, und nahm 1708 Gent, Brügge, Ypern u. a. Plätze Flanderns und Brabants. Der Herzog von Bour- ogne ward ihm indeß im Oberbefehl vorgesetzt; der Unterschied der Cha- aktere und Grundsätze Beider zerriß das Band der Eintracht, deren sie enöthigt waren, um gegen Feldherren, wie Eugen und Marlborough, glücklich zu seyn. So verloren sie am 11. Juni 1708 die Schlacht bei Oudenarde und fast alle Plätze in Flandern. Vendôme wurde nun von em Heere abgerufen und blieb 2 Jahre ohne Anstellung, bis ihn König Philipp V. von Spanien, der in Gefahr war, aus seinem Reiche ver- rieben zu werden, zu seiner Rettung von dem franz. Hofe erbat. Die Grandes von Spanien rathschlagten über den Rang, den man ihm zu eben hätte. „Jeder Rang", sagte der Held, „ist für mich gerecht; ich omme nicht, ihnen den Vortritt streitig zu machen, sondern um ihren König zu retten". Er wußte schnell den kriegerischen Enthusiasmus zu rwecken; in Kurzem hatte er ein Heer und Geld beisammen. Der Eifer er Nation schien das Unmögliche möglich zu machen. Er führte den König in Madrid wieder ein, eilte den erstaunten Feinden entgegen, be- agerte in Brinega den brit. General Stanhope, machte ihn mit seinem Corps zu Gefangenen und erfocht Tages darauf (9. Dec. 1710) bei Villaviciosa einen entschiedenen Sieg über den östreich. General Star- emberg. Im folgenden Jahr fuhr er fort, die Oestreicher aus Catalo- ien zu vertreiben; doch beendete er die Eroberung dieser Provinz nicht, enn er starb 1712 zu Tignares im 58. Lebensjahre. — 2) Philippe, Herzog v. Vendôme, Großprior des Malteserordens in Frankreich und Bruder des Vorigen, geb. 1645, wohnte 1672 den Feldzügen der Fran- osen in den Niederlanden, am Rhein und in Spanien bei. Im span. Erbfolgekriege erhielt er nach der Schlacht bei Cassano (1705) seine Ent- assung, und lebte darauf einige Jahre zu Rom. Auf einer Reise durch ie Schweiz nach Frankreich (1710) wurde er von dem Rathsherrn Tho- as Maßner zu Chur, weil dessen Sohn in Frankreich gefangen gehal- en wurde, verhaftet und nur erst wieder freigelassen, als jener auf reien Fuß gesetzt worden war. Er starb zu Paris 1727, nachdem er 715 von den Malteserrittern, die den Angriff der Türken befürchteten, im Oberbefehlshaber ernannt worden war.

Digitized by Google

Venedig (ital. Venezia). Bei dem Andrange der Westgothen, d. Hunnen (unter Attila 452) und der Longobarden (578) auf das römische Reich, das besonders den obern Theil Italiens, der schon zu den Zeiten des alten Roms Venetien hieß, traf, hatten die Flüchtlinge auf den Lagunen des adriatischen Meeres eine Zufluchtsstätte gegen die zerstörende Wuth der Barbaren gesucht, und, durch neue Ankömmlinge bei den nachherigen Umwälzungen Italiens verstärkt, einen kleinen Freistaat gegründet, welcher die Oberherrschaft der oströmischen Kaiser dem Namen nach anerkannte. Anfangs hatte derselbe eine demokratische Verfassung u. Tribunen an der Spitze, bis Eifersucht gegen die Tribunen die Bürger bewog, einen Herzog oder Dogen zu erwählen (697), und Anafesto war der Erste, der diese Würde bekleidete. Darauf ward die Verfassung auf diese Weise geordnet, daß das Volk (Edle, Bürger und Geistliche) die gesetzgebende, die Tribunen die richterliche, und der Doge die vollziehende Gewalt besaß. Zuerst war Heraclea, nachher Malamocco, zuletzt Rialto der Sitz der Regierung, und indem allmälig die übrigen Inseln durch Brücken damit verbunden wurden, stieg Venedig als eine mächtige Handelsstadt aus den Wellen des adriatischen Meeres empor (um 800). Seine Seemacht war schon im 9. Jahrh. so ansehnlich, daß sie in der Schlacht bei Taranto die Flotte der Araber vernichtete (871), wodurch Venedig unabhängig und der Grund zu seiner nachherigen Größe gelegt wurde. Schon im 10. Jahrh. setzten sich die Venetianer auf Dalmatien fest, und breiteten sich allmälig an der ganzen Küste desselben aus. Ihr bekümmert um die Ereignisse des festen Landes, und nicht berührt von den blutigen Fehden der Gibellinen und Guelfen, benutzte das aufblühende Venedig die Kreuzzüge zur Erweiterung seines Handels und seiner Macht. Beide erhielten den beträchtlichsten Zuwachs durch die Errichtung des lateinischen Kaiserthums zu Konstantinopel (s. Balduin), welche der Republik fast ganz Albanien, der Küstenstrich von Epirus, Morea und die wichtigsten Inseln im Archipelagus und ionischen Meere verschaffte (1202). Seitdem waren ihre Flotten die zahlreichsten und ihr Handel der ausgedehnteste der damaligen Welt. Venedigs Verfassung gewann in dieser Periode immer mehr eine aristokratische Form, indem 1172 die Macht des Dogen beschränkt und die höchste Gewalt dem großen Rathe von 480 Bürgern übertragen wurde. Nach der Wiederherstellung des byzantischen Kaiserthums 1261 zog sich der ostindische Handelsweg von Konstantinopel nach Alexandrien, und die Genueser, welche das lateinische Kaiserthum vorzüglich mit gestürzt hatten, verdrängten Venedig aus dem Besitze des Handels im byzantischen Reiche. Hierdurch ward Venedig in einen schweren Kampf mit Genua verwickelt, der beinahe 130 J. (1257—1380) dauerte, den Staat dem Untergange nahe brachte, aber zuletzt durch den unerschütterlichen Muth seiner Bürger mit einem ruhmvollen Frieden endigte. Erfolgreich war die Staatsrevolution, wodurch sich 1277 unter dem Doge Gradenigo die Verfassung in eine Aristokratie verwandelte, indem die Wahl des großen Rathes aufhörte, und jeder Edle (Nobili) mit 25 Jahren berechtiget wurde, seinen Namen ins goldene Buch eintragen zu lassen und den großen Rath zu besuchen. Um die erschöpfte Staatscasse zu füllen, wurden später von Zeit zu Zeit neue Familien unter die Nobili aufgenommen. Die eigentliche Regierung wurde, da dem Dogen nur der Name und Glanz eines Oberhauptes blieb, von einer Menge Ausschüsse geführt: dem Pregadi oder

Digitized by Google

dem eigentlichen Rath, den Procuratoren des heil. Marcus, dem Rathe der Zehn und den 3 Staatsinquisitoren. Die beiden letztern, erst in dieser Periode hinzugekommenen und mit einer furchtbaren Gewalt versehenen, Collegien gaben der ganzen Verfassung die an ihr gerühmte Stärke und Dauer. Darauf begannen die Eroberungen auf dem festen Lande, und hiermit der glänzendste Zeitpunkt der Republik. Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno und Padua mit ihren Gebieten wurden seit 1402, Friaul seit 1421, Brescia, Bergamo und Crema 1428, und die Inseln Zante und Cefalonia 1483 Bestandtheile des venetianischen Gebiets. Endlich trat auch die Gemahlin Jakobs, des letzten Königs von Cypern, Katharina Cornaro von Venedig, dieses schöne Land 1486 an ihre Mutter, die Republik ab. Venedigs damaliger Senat erinnert an die römische Zeit. Andre Staaten suchten hier ihre Muster; sie baten selbst um venetianische Rathgeber und Führer. Zu Ende des 15. Jahrh. war Venedig reich, mächtig, geehrt, das gebildetste Volk der Welt in sich fassend, der Künste und Wissenschaften Heiligthum. Aber die Staatsweisheit ging über in Klugheit, in Arglist. Zu seiner Erhaltung bedurfte dieser Freistaat eines Großinquisitors. Aber das Sittenverderbniß hatte die Lebenskraft zerstört. Edle Venetianer, welche die ersten Staatsämter bekleideten, hielten öffentliche Farobanken u. s. w. Doch blühten Handel und Gewerbsfleiß; die Abgaben waren gering, die Regierung mild. In derselben Zeit erreichte auch Venedigs Handel seine größte Ausdehnung, besonders durch seinen Verkehr mit Alexandrien, von wo aus es die indischen Waaren über ganz Europa verbreitete. Aber nun traten Umstände ein, die keine Klugheit abzuwenden vermochte. Die Portugiesen entdeckten den Seeweg nach Ostindien 1498, und Venedig verlor den ostindischen Handel über Alexandrien ganz; die Osmanen waren Herren von Konstantinopel geworden, und ihre Macht drückte Alles vor sich her zu Boden; sie entrissen den Venetianern nach und nach, was sie im Archipel und auf Morea besessen hatten, auch Albanien und Negroponte. Dagegen rettete sich die staatskluge Republik durch geschickte Unterhandlungen aus der Gefahr, mit welcher ihr die Ligue von Cambrai 1508 drohte, mit wenigem Verluste; doch hatte dieser Krieg ihre Macht sehr geschwächt. Die Osmanen entrissen ihr Cypern 1571; und nach einem 24jährigen verderblichen Kriege 1669 auch Kandia; die letzten Festungen auf dieser Insel aber erst 1715. Der Besitz des 1699 wieder eroberten Morea mußte im passarowitzer Frieden 1718 aufgegeben werden; doch vertheidigten sie glücklich Korfu und Dalmatien. Von dieser Zeit an nahm die Republik an den Welthändeln keinen weitern Antheil, und begnügte sich bloß, ihre veraltete Verfassung zu bewahren, und ihr Gebiet, das noch fast drei Millionen Unterthanen zählte, zu behaupten. So gelang es ihr, durch Friedensschlüsse mit den Barbaresken (1763) ihrer Flagge Sicherheit zu verschaffen, und gegen Rom ihre Hoheitsrechte (1767 und 1769) festzustellen. — Allein im franz. Revolutionskriege ward sie 1797 ein Opfer der franz. Gewalt. Sie erregte in der Terra firma einen allgemeinen Aufstand des Volks in dem Augenblicke, als der siegende Feldherr Bonaparte in Steiermark eingedrungen war, und die Franzosen wurden in den Rücken genommen; aber leider schloß Oestreich die Präliminarien zu Leoben ab, und die Republik war vernichtet. Es half nun nicht mehr, daß, um die Sieger zu beschwichtigen, die aristokratische Verfassung in eine demokratische verwandelt wurde.

Venedig war einmal zum Opfer bestimmt. Durch den Frieden von Campo Formio ward das ganze Gebiet dießseits der Etsch mit Dalmatien und Cattaro, an Oestreich, das jenseits der Etsch aber an die cisalpinische Republik, das nachmalige Königreich Italien, gegeben, welchem 1805 auch das östreich. und Dalmatien, jedoch ohne die Inseln der Levante, zufiel. Seit 1814 macht Venedig mit seinem Gebiet einen Bestandtheil des östreich. lombard.-venetianischen Königreichs aus (s. Lombardei). Istrien aber nebst einigen Inseln des Meerbusens Quarnaro, wurden zum Gouvernement Triest, und Dalmatien mit den dazu gehörigen Inseln zum Gubernium Dalmatien geschlagen. Hauptwerke über diese auch in den Annalen der schönen Kunst berühmte Republik sind: Tentori's „Saggio sulla storia di Venezia" (Venedig 1785—90, 12 Bde.); La Baume's „Hist. abrégée de la Rép. de Venise" Paris 1810, 2 Bde.); (Tentori's) „Raccolta cronolog. ragionata di documenti inediti, che formaro la storia diplomatica della caduta della Rep. di Venezia" (Augusta 1799, 2 Thle., 4.), und die „Hist. de la républ. de Venise", von Daru (7 Bde., Paris 1819, 4. Ausg., 1827). In ihr sind zuerst die Statuten der venetian. Staatsinquisition abgedruckt worden. Man vgl. die berichtigenden „Discorsi sulla storia Veneta del Sign. Daru" vom Gr. Don. Tiepolo (Udine 1828 fg., 3 Bde., 16.; ferner des Grafen Giac. Filial (starb d. 17. Febr. 1829) „Memorie storiche sui Veneti primi e secondi" (2. verb. Aufl., Padua 1811, 6 Bde.), und Ant. Quadri (k. k. Secr.) „Prospetto statistico delle provincie Venete con Atlante di 82 tavole sinottiche" (3 Bde., Venedig 1827).

Venedig (ital. Venezia), Hauptstadt des Guberniums Venedig im lombardisch-venetianischen Königreich, einst die Königin der Meere und noch jetzt eine der merkwürdigsten Städte Europas. Keine Stadt in der Welt hat eine so außerordentliche Lage und bietet einen so von allem Gewohnten abweichenden Anblick dar, als Venedig. Sie liegt auf vielen kleinen Inseln (Einige geben 72 an) in den Lagunen des adriatischen Meeres am Ausfluß der Brenta, welche durch 450 Brücken und Stege zusammen hängen. Sie hat 3 Stunden im Umfange und lauter Canäle anstatt der Straßen, sodaß zwischen diesen und den Häusern nur ein schmaler Raum für die Fußgänger bleibt, der des Nachts erleuchtet wird, aber weniger besucht und weniger schön ist, als es die Canäle sind. Da es hier weder Pferde noch Wagen geben kann, so sind die Gondeln (an 9000) oder bedeckten Kähne das einzige Fuhrwerk. Nirgends wird trinkbares Wasser gefunden und man muß sich mit dem gesammelten Regenwasser begnügen. Das Wasser, womit Venedig und beinahe jedes einzelne Haus umgeben ist, macht die Luft zwar feucht, doch nicht eben ungesund, weil die Canäle und selbst die Lagunen beständig vom Meere in Bewegung gesetzt werden. Venedig ist durch seine Lage eine natürliche Festung, und hat sich in der Kriegsgeschichte (1813—14) als solche bewährt. Jetzt sind nach der Landseite Festungswerke angelegt und eine starke Garnison vertheidigt den Platz. Die Stadt ist in 6 Quartiere getheilt, hat mehre Häfen, 15.000 auf Pfählen erbaute, massive steinerne Häuser. Hauptmerkwürdigkeiten sind: die Ponte Rialto über den großen Canal, von weißem Marmor, welcher einen einzigen Bogen von 90 Fuß Weite bildet, 43 Fuß in der Breite hat, und von solcher Höhe ist, daß von jeder Seite 60 Stufen hinaufführen. Unter den Plätzen ist der Piazza di S.-Marco der Mittelpunkt alles Lebens

und aller Schönheit Venedigs. Er liegt im östlichen Theile der Stadt, ist etwa 300 Schritte lang und verhältnißmäßig breit, mit schönen Quadern gepflastert, und überall von herrlichen mit Bogengängen versehenen Gebäuden umgeben, und ist wegen seiner Reinlichkeit und Pracht oft schon mit einem ungeheuern Saale verglichen worden. Hier versammelt sich in den öffentlichen Caffeehäusern und auf dem Platze selbst besonders gegen Abend, ein großer Theil der Einwohner, um spazieren zu gehen und sich zu erfrischen. Die wichtigsten daran stoßenden Gebäude sind: die alte, ehrwürdige, nach byzantinischer Art mit 5 Kuppeln versehene Kirche von S.-Marco, worin die heilige Sage den Körper des Evangelisten Marcus ruhen läßt, welcher unter dem Dogen Giustiniano angeblich aus Alexandrien in Aegypten hierher gebracht wurde. Sie wurde 976 angefangen und 1071 sowie sie jetzt ist, mit Mosaik am Fußboden und Wänden, sowie mit vielen herrlichen Säulen und Kunstwerken aus Griechenland geschmückt. Sie hat 5 Eingänge neben einander, über dem mittelsten stehen die so oft gewanderten und nun wieder zurückgekehrten bronznen Rosse, welche der Doge Dandolo bei der Bestürmung Konstantinopels 1204 nach Venedig brachte. Vor dieser Kirche stehen die beiden Procuratien und der Pallast des Dogen. Ersteres sind zwei einander gegenüberstehende Paläste von Marmor, worin ehemals die ersten Beamten der Republik wohnten. Der ehemalige Pallast des Dogen jetzt Sitz der Regierung, ein ehrwürdiges altes Gebäude, liegt ebenfalls zum Theil an diesem Platze. In sein Inneres führt eine prächtige Treppe, die Riesentreppe genannt, an welcher ehemals Löwen angebracht waren, in deren offne Rachen Jeder eine Anklage gegen irgend Jemand werfen und so heimlich zur Kenntniß der Staatsinquisitoren bringen konnte. Die vielen Säle dieses Gebäudes sind mit den trefflichsten Gemälden geziert, vorzüglich der Saal des großen Raths, worin die Heldenthaten der Venetianer und darüber die Bildnisse aller Dogen gemalt sind. Unter dem Dache und in den Kellern befanden sich die fürchterlichen Staatsgefängnisse, jene die piombi (Blei) genannt, weil sie unmittelbar unter dem mit Blei gedeckten Dache waren, worin die Gefangenen eine unerträgliche Hitze ausstanden; diese pozzi (Brunnen) genannt, weil sie immer feucht und durch eine Vorrichtung ganz unter Wasser gesetzt werden konnten, um die Gefangenen zu ersäufen. Jetzt enthält dieser Pallast die treffliche St.-Marcus-Bibliothek, welche an 150.000 Bde. enthält, ausgezeichnet reich an Handschriften ist und von ihrem Vorsteher Abbate Morelli beschrieben worden ist. Im rechten Winkel mit dem St.-Marcusplatz, nach dem Meere zu, liegt der kleine Platz Piazzette und zwischen beiden der 330 Fuß hohe, äußerst schlanke St.-Marcusthurm, in dessen Innerm eine bequeme Wendelstiege ohne Stufen auf den Gipfel führt, von wo man die trefflichste Uebersicht Venedigs und des Meeres hat. Auf der Piazzeta, die den Anblick des Meeres gewährt, liegen ein Theil des schon erwähnten Dogenpallastes und das neue Gefängniß, welches mit dem Pallast durch die Seufzerbrücke verbunden ist, gegenüber das ehemalige Bibliothekgebäude und die Münze. Das Meeresufer heißt hier Ufer der Slawonier, und ist der überaus geräuschvolle Tummelplatz der Matrosen, Fischer, Obsthändler u. s. w. Nicht weit davon liegt auf mehren kleinen Inseln, zu welchen eine schöne Brücke führt, das mit einer $^5/_8$ Meilen langen Mauer umgebene Arsenal, welches außer dem eigentlichen Zeughause treffliche Docken und Schiffs-

werfte, Segel- und Taufabriken, eine Kanonengießerei, kurz Alles enthält, was zur Ausrüstung einer mächtigen Flotte dient. Hier wird auch der immer mehr verfaulende Bucentoro, die prächtige Gondel aufbewahrt, womit der Doge ehemals seit 1311 am Himmelfahrtstage nach dem Meere fuhr, einen goldenen Ring in dasselbe warf, und sich auf diese Weise feierlich mit dem Meere verlobte. Wahrscheinlich eine stolze Anspielung auf die von den Venetianern lange behauptete Meeresherrschaft. Am Eingange des Arsenals stehen 4 marmorne Löwen, wovon 3 antik sind. — Venedig zeichnet sich durch eine Menge schöner Kirchen aus; man zählt hier 30 kathol. Pfarrkirchen, mehr als 40 andre, auch Kirchen der unirten und nicht unirten Griechen, Armenier ꝛc., eine Kirche der Protestanten. Die Juden, die hier wie in den meisten italien. Städten, wo sie geduldet werden, ein eignes Revier, Ghetto genannt, bewohnen haben 7 Synagogen. Unter den Kirchen sind die bedeutendsten nach der von St.-Marcus, S.-Giovanni e Paolo; S.-Giorgio maggiore auf der gleichnamigen Insel, östlich von der Stadt, ein Werk des Palladio, und die Franciscanerkirche, in welcher Titian begraben liegt. Alle Kirchen von Venedig sind mit den schönsten Marmor- und Porphyrarten, vorzüglich aber durch unzählige treffliche Gemälde aus der venetianischen Schule geschmückt. In der alten Kirche de' Frati wurde 1827 das Denkmal aufgestellt, das dem berühmten Canova von Beiträgen, die aus ganz Europa und Amerika eingegangen sind, errichtet wurde. Auch die vielen Paläste, wovon die meisten an den Ufern des großen Canals liegen, enthalten ausgezeichnete Gemäldesammlungen; der berühmteste in dieser Hinsicht ist der Pallast Manfrini. Die meisten Palläste sind sehr alt, und daher in einem halb orientalischen, halb gothischen Style gebaut, viele aber auch, vorzüglich der P. Cornaro, sind Meisterwerke von Palladio. Venedig zählt 7 Theater, worunter S.-Benedetto und der Phönix, vorzüglich letzteres, prächtige Gebäude sind; Musik und Spiel sind sehr unbedeutend. — Als eine Merkwürdigkeit in Venedig werden angeführt zu werden, daß man in der neuesten Zeit auf der Spitze einer der östlich gelegenen kleinen Inseln einen engl. Garten angelegt hat. — Venedig, welches in den Zeiten seines höchsten Glanzes an 3 bis 400.000 Einw. gehabt haben soll, zählt deren gegenwärtig kaum 100.000, worunter viele Armenier, Griechen, Deutsche, 4000 Juden und 20.000 Bettler, jedoch ohne Fremde und mehre Inseln, die vormals zur Stadt gerechnet wurden und jetzt eigne Gemeinden bilden. Venedig ist der Sitz des Guberniums, Appellations- und Criminalobergerichts für das Gubernium Venedig, Civil-, Criminal-, Mercantil- und Wechselgerichts erster Instanz, Handelskammer, Marinencommando, der Central- und Provinzialdelegationen und Congregationen, eines kathol. Patriarchen (Primas von Dalmatien), eines armen. und griech. Erzbischofs; hat öffentliche Bibliotheken, Antiquitäten-, Münz- u. a. Sammlungen, 3 Gymnasien, Lyceum, Akademie der schönen Künste mit Kunstgallerie, Marinencadettencollegium (mit 20 auf Kosten des Staats erhaltenen Zöglingen und Pensionairs), Atheneum, Conservatorium della Pieta, in dem mehre 100 Mädchen außer andern Arbeiten Wachsblumenverfertigung, Musik ꝛc. erlernen, 2 Knabenerziehungscollegien, philharmonisches Institut; Findelhaus, in dem an 4000 Knaben bis zur Volljährigkeit und Mädchen allenfalls lebenslänglich mit einträglicher Beschäftigung wohlthätige Unterstützung finden; Quarantainehaus auf einer 4 Meil. südwärts entfernten

Digitized by Google

Insel; Matrosenhospital, Kloster di S.-Zaccaria, der Salesianernonnen; der Capucíner, Mechitaristen (s. d.) (mit phys. Cabinet, Bibliothek, Handschriften, Buchdruck.) ꝛc. 12 Abteien und Priorate, 18 Oratorien, 23 Hospitäler, 2 Lazarethe; medic. Gesellschaft; griech. Buchdruckerei ꝛc.; Schriftgieß.; 46 (sonst 400) Gold-, Silber- und Juwelierarbeiter, 420 Seidenweber, 27 Leinwandf., 22 Tuch- und Wollenzeuchf., 30 Kupfer- und 12 Messingwaarenf., 10 Farbwaarenf., 15 Lederf., 9 Rosogliof., 16 Schiffswerfte, 26 Buchdruckereien, seidene Strumpfweb., Wachsbleichen, Zuckersied., Borax-, Uhr-, Tressen-, Lack-, Theriak-, Seifen-, Schmelz- (Schmalte), Kunstblumen-, Blattgold-, grüner Lack- (aus Caffee), Masken-, Porzellanf., Destillirlaboratorien. Der Handel ist zwar lange nicht mehr so wichtig, als sonst, doch wird noch ein ansehnlicher Handel, besonders Wechselhandel getrieben. 1829 erklärte Kaiser Franz I. ganz Venedig vom 1. Febr. 1830 an zu einem Freihafen; dieser war bisher auf die Insel S.-Giorgio beschränkt. Eine Palisadirung um die Stadt nach der Seite der Lagunen hin bildet nun die Mauthlinie. Bis auf einige Artikel, welche Consumozölle entrichten, gehen alle Waaren frei aus und ein. — In der Nähe die Inseln oder Vorstädte Venedigs: Murano mitten in den Lagunen mit einem Invalidenhaus, Spiegel-, Glas-, Kronleuchter-, Glasblumen-, Schmelz-, Korallen-, Glasperlenfischerei. St.-Erasmo, der Küchengarten von Venedig. Burano mit Zwirnspitzenf., 3 Schiffswerften, und Torcello mit mehren Festungswerken und Alterthümern. St.-Georg mit dem berühmten Kloster St.-Giorgio-Maggióre, worin 1800 Pius VII., weil Rom von den Franzosen besetzt war, von den Cardinälen zum Papst erwählt wurde. Malamocco, mit dem Seehafen Venedigs, durch ein Fort geschützt. Il Lido de Palestrina mit 6 Schiffsbauplätzen und einem Seedamm aus Quaderstücken 12 ital. Meil. lang, von dem jeder Cubikschuh an Material 20 und an Arbeitslohn 30 Ducaten kostete. Er führt von Chiozza, unweit der Brentamündung nach Venedig und soll verhindern, daß die seichten Lagunen durch Anschwemmungen sich nicht nach und nach in ungesunde Moräste verwandeln. Das gesellige Leben, das hier von jeher finster einherschlich, ist jetzt ganz verödet und erhält nur während des rauschenden Carnevals einige lichte Augenblicke. — J. C. Maier schrieb das ausführlichste Werk über Venedig. Vgl. Moschini's „Guida per la città di Venezia etc." Venedig 1815, 2 Thle., m. K.); G. v. Martens's (lehrreiche) „Reise nach Venedig" (2 Thle., Ulm 1824, m. Charten u. Kpf.); auch „Venedig und dessen Umgebungeu", beschr. vom Bibliothekar Jäck (Weimar 1823), und „Lettere su Venetia", Mailand 1827 (von Dandolo, Sohn des verst. Grafen D.).

Venen, s. Adern, Arterien und Blut.

Venerabile (lat.), das Hochwürdige, heißt bei den Katholiken die consecrirte Hostie, welche in einem eigenen Behältniß — Monstranz (s. d.) — während des Gottesdienstes oder auch zu gewissen heiligen Zeiten auf dem Altare zur öffentlichen Anbetung ausgestellt und in den Ländern, wo die katholische Religion die herrschende ist, bei feierlichen Processionen, oder wenn ein Sterbender die Communion empfangen soll in diesem Falle in einem Ciborium, s. d.) von einem Priester öffentlich umgetragen wird. (Vgl. Aussetzung des Sacraments und Frohnleichnam.) Die übrige Zeit hindurch wird diese Hostie in dem auf einem Altare befindlichen Tabernakel (s. d.) verwahrt und die ewige Lampe dabei stets brennend unterhalten.

Venerische Krankheit, s. Lustseuche.

Venetianische Schule, s. Italienische Kunst.

Venezuela, s. Colombia und Südamerika.

Ventil heißt im Allgemeinen jede Vorrichtung, welche dazu dient, den Rückgang des Luftzugs aufzuhalten. In der Orgel nennt man bisher Ventil die Klappe, welche den Wind in den Windladen aufhält, damit er nicht zurückgeht. In Wasserbauten oder bei Brunnen nennt man Ventil die Klappe, die durch Verdünnung der Luft gehoben wird und so einen Wasserstrom durchläßt, aber von der Schwere dieses Stromes wieder zudrückt, ihm den Rückzug versperrt. (Vgl. Pumpe.)

Ventilator. Diesen Namen gab Hales 1743 einer von ihm erfundenen Maschine, durch welche man in eingeschlossenen Räumen, z. B. in Krankenzimmern, auf Schiffen u. s. w. die verdorbene Luft hinwegschaffen und durch frische Luft ersetzen kann. Hales kam auf diese Erfindung 1741 durch den Gedanken, daß der größte Theil der Schiffskrankheiten von der, zwischen den Verdecken eingeschlossenen, durch Athmen und Ausdünstung verdorbenen Luft herrühre. In der Folge haben Cavallo und de l'Isle de St.-Martin (1788) andere Einrichtungen zu Ventilatoren, ein Zimmer mit frischer Luft zu versehen, angegeben. Ersterer gedenkt auch des gewöhnlichen Radventilators im Fenster und empfiehlt ihn als ein sicheres und wirksames Mittel, die Luft im Zimmer in warmen Ländern, oder im Sommer, angenehm und gesund zu erhalten. Sie geben von den Ventilatoren die einfachste Vorstellung. Brennt Kaminfeuer in einem Zimmer, so strömt die Zimmerluft zur Ernährung desselben herbei, indeß die äußere Luft, um sich ins Gleichgewicht zu setzen, durch alle Oeffnungen eindringt. Der auf diese oder eine ähnliche Weise erregte Luftzug ist das Princip, welches der Einrichtung aller Ventilatoren zum Grunde liegt, die man von sehr verschiedener, besonders aber solcher Art hat, daß der Zug weniger empfindlich fällt, welches man bewirken kann, indem man die Röhren in der Decke des erwärmten Raumes anbringt und den Hals der einen derselben auswärts bis nahe an den Boden herunterführt, von wo schwerere (zusammengedrücktere) Luft in ihr aufsteigt und sich allmälig mit der Zimmerluft mischt. Einen Ventilator zur Erfrischung der Luft in Schiffen, unterirdischen Gewölben ꝛc. hat auch K. L. Woltmann erfunden und die Beschreibung 1805 zu Hamburg herausgegeben. S. ferner Cavallo's „Abhandlung über die Eigenschaften der Luft" (a. d. Engl., Lpz. 1783).

Venus, bei den Römern die Göttin der Liebe, hieß bei den Griechen Aphrodite. Sie ward entweder, nach der griech. Fabel, aus dem Meere geboren, als die abgerissenen Schamtheile des Uranos in den Ozean stürzten, und kam in schöner Gestalt auf einer Seemuschel in Cypern an; oder sie war, nach dem kretischen Mythus, Jupiters und der Dione Tochter. Eros und Himeros begleiteten sie in die Versammlung der Götter, die sie insgesammt bezauberte. Als Göttin der Reize hat Venus einen herrlich schön gestickten Gürtel, darin die Liebe, das schmachtende Verlangen (Himeros), das holde Gespräch und die sanfte Schmeichelei eingeschlossen sind. Mit diesem Zaubergürtel bezähmte sie Götter und Menschen. Die Grazien und die Pitho oder Suada sind ihre Begleiterinnen, in deren Chor sie mit aller Schönheit dem Bade entsteigend einhertritt. Sie gibt Schönheit, Reiz und Zauber, ist auch überhaupt die Göttin der Ehen; auch die Bezauberungen der Geliebten werden ihr

Digitized by Google

zugeschrieben. Venus hatte den Vulcan zum Gemahl. Die Reize paarten sich mit den Künsten. Allein sie hatte außer ihm auch noch verschiedene Geliebten. Von Mars gebar Venus den Amor, die Harmonia, den Schrecken und die Furcht. Den Anchises besuchte sie auf Ida, genoß seine Liebkosungen und gebar von ihm den Aeneas. Ein dritter endlich, der auf kypriſchen Boden verpflanzte Mythus von dem verlorenen Osiris, den Isis sucht, war Adonis; vom Bacchus wurden ihr Hymen und Priapus, vom Mercur Hermaphroditus geboren. Sie war vor Troja eine stete Freundin der Trojaner. Venus führte verschiedene Beinamen, die theils von besondern Eigenheiten, theils von den Orten ihrer Verehrung, theils von Künstlerideen hergenommen sind. Urania (die himmlische) ward ehemals die Venus als Symbol des Mondes genannt, sowie Pandemos in Athen die Venus am Markte, wo sich das Volk versammelte. Beide Namen erhielten mit der Zeit andere Bedeutungen. Man verstand unter der ersten die geistige, unter der letzten die sinnliche Liebe oder Wollust. Cypern war der Hauptsitz dieser Göttin, die zu Paphos und Amathus berühmte Tempel hatte, aber auch die Inseln Kos, Naxos u. a. waren ihr geheiligt, daher ihre Beinamen. Ein sehr alter Sitz der Venus war auch die Insel Cythera, von der sie Cytheria hieß. In Sicilien war zu Eryx ein alter Tempel der Venus Ericina. Unter den Künstlerideen sind vorzüglich für uns 3 merkwürdig. Die erste ist die mediceische, die von der berühmten Statue in Florenz den Namen hat. Venus tritt hier schamhaft zurück und deckt mit der einen Hand die Brust, mit der andern die Natur. Neben ihr ruht ein Delphin. Venus Anadyomene war die Vorstellung, welche Apelles der Göttin auf dem berühmten Gemälde gab. Sie trocknet ihr Haar mit beiden Händen. Eine andre Künstlervorstellung ist Venus Kallipyga, die nach dem schönen Hintern zurücksieht. Der allgemeine Charakter, den die Künstler der Venus geben, ist Schönheit mit Reiz verbunden. Sie war anfänglich, soviel aus der Vorstellung Hesiods und dem Mythus von der Liebe der Venus und des Mars hervorgeht, bloße Naturkraft oder Naturgöttin, wurde nach und nach handelndes Wesen und erscheint nun als solches bei den Dichtern unter einem dreifachen Charakter. Der erste ist: Venus ruft in Allem, was lebt, den Trieb zur Vereinigung und zur Liebe hervor. Daher ist sie auch zweitens die Göttin der Schönheit, weil sie die Liebe erweckt und erhält. Als solche bezeichnen sie ihre Gesellschafter, ihre Vermählung mit dem Vulcan, ihre mannigfaltige Untreue, ihre Symbole: Geißel, Schlüssel, Bogen, und ihre Beinamen: die blühende, die goldene, die purpurne, die schlanke oder gewandte und die durch ihren Anstand gefallende, die schön bekränzte, goldgekränzte und violen gekränzte; die Venus mit Silberfüßen, mit Rosenfingern und mit gewölbten Augenlidern, die Freundin des Lachens und Venus mit den reizenden Hintern. — Aber Schönheit und Reiz erweckten Sehnsucht und diese das Verlangen, sich mit dem geliebten Gegenstande aufs Innigste zu vereinigen. Dieß ist der Uebergang zu dem dritten Charakter, dem zufolge sie als Göttin der Hochzeiten und Ehen sich darstellt. Als solche begleitet sie nicht bloß zu dem Brautbette die Liebenden; ihre Fürsorge reicht noch darüber hinaus und begreift auch die Kinder und das Versorgen und die Pflege derselben. Merkwürdig bleibt noch der Begriff der Venus als Beherrscherin des Meeres, unter dem sie nicht selten bei den Alten vorkommt und auf den sich eine Menge Beiwörter beziehen

Digitized by Google

wodurch sie bald als die Schaumgeborne und aus dem Meere hervorgestiegene, bald ausdrücklich als Seegöttin, Hafengöttin, Inselbewohnerin und Untertauchende, bald noch bestimmter als die Schifferin, Rettende, Beruhigende bezeichnet wird. Der Grund davon liegt darin, weil sie mit dem Neptun und andern Göttern die Herrschaft über das Meer theilt. Die erste Veranlassung zu diesem Mythus gab ohne Zweifel der Orient, wo ja Venus zuerst als Natur und zwar als die aus dem Wasser hervorgegangene Natur verehrt wurde, und der Uebergang zu der Göttin aus Wasser zur Beherrscherin in demselben bietet sich an von selbst dar. Zudem war die ganze asiatische Küste mit den von den Phöniziern erbauten Tempeln dieser Göttin gleichsam bedeckt, wodurch es wahrscheinlich wird, daß Venus von ihnen nicht bloß als Göttin überhaupt, sondern als Beschützerin der Seefahrenden und Königin des Meeres verehrt wurde. Ein näherer Grund, der Venus als Meergöttin zu dienen, hatte unstreitig der Grieche, dem sie sicher lange vor Homer schon als Schaumgeborne bekannt war und dem sie eben deswegen die Idee einer Meerbeherrscherin desto natürlicher aufdringen mußte. Zudem hatte er sie über das Meer und aus den Händen der seefahrenden Nation erhalten, die angesehensten und ältesten Tempel erhoben sich in der Nähe des Meeres, und Schiffer waren es endlich, die hauptsächlich jene Oerter besuchten, um der Göttin zu danken und um fernern Beistand zu bitten. Erscheint nun sonderbar genug die Venus auch noch als Siegerin oder als Siegbringende, und ward sie in der rauhen Sparta und in Korinth als Kriegerin gebildet und sogar in Cythere und auf Cypern bewaffnet gefunden, so muß man das erstere Epitheton nicht auf kriegerische Talente beziehen und die letztern Vorstellungen theils aus dem Charakter der Spartaner, theils aus dem Gebrauche des höchsten Alterthums erklären, die Götter ohne Ausnahme bewaffnet abzubilden. In der neuern Zeit hat man eine Statue der Venus zu Melos (s. d.) aufgefunden. (Vgl. Amor, Adonis, Paris, Proserpina, Praxiteles, Apelles.) — Ueber den Planeten Venus s. Planeten.

Vera Cruz, 1) Freistaat im mexicanischen Staatenbunde in Nordamerika, längs dem mexican. Meerbusen, zwischen S.-Luis-Potosi, Mexico, Puebla, Oajaca, Chiapas und Yucatan, ist ein Küstenland mit wenig Morästen. Auf der entgegengesetzten Seite steigen hohe Gebirge auf, unter den Vulkanen Orizaba und Turtlo. Der Staat ist 1005 QM. groß, hat 242.000 Einw., einen für Baumwolle, Taback und Tropengewächse sehr fruchtbaren Boden und mehre Gebirgsströme. Er ist getheilt in die Departements Vera Cruz, Jalapa, Orizaba und Acayucam. 1830 wurden von franz. Ansiedlern die Colonie Guazacualco gegründet. — 2) Vera Cruz Nueva, Hauptstadt (sonst der gleichnamigen Intendanz, 1½ QM., 196.000 Ew.) am atlantischen Ozean und am mexican. Meerbusen. Cortez baute hier, wo er (21. April 1519) landete, eine Stadt und nannte sie Vera Cruz. Die ungünstige Lage derselben machte, daß man in der Folge einige Meilen entfernt eine neue baute; jene, jetzt unbedeutend, heißt nun Alt-, diese Neu-Vera-Cruz, welche 72 Meilen von der Hauptst. Mexico entfernt ist. Sie liegt in einer dürren Ebene mit Hügeln von Flugsand und Sümpfen, hat einen Hafen zwischen einem angelegten Damm und einer Insel, auf welcher das Fort S.-Juan de Ulloa steht, welches die Spanier bis zum 18. Nov. 1825 behaupteten.

Digitized by Google

Er ist der einzige auf dieser Seite des mexican. Staatenbundes, kann höchstens 30 und einige Schiffe aufnehmen, und ist obenein so schlecht, daß nur im Sommer, auch dann nicht ohne Gefahr, große Schiffe sich nahen dürfen. Vera Cruz hat jetzt nur noch 7000 Einw., die größtentheils des Handels wegen hier bleiben, und ist gut gebaut, die meisten Häuser sind von Korallen. Vera Cruz war vor der Revolution der vornehmste Platz im ganzen spanischen Nordamerika, wo alle Waaren aus Europa und den übrigen spanischen Besitzungen für Mexico ausgeladen und die kostbaren Retourwaaren, Silber, Cochenille, Zucker, Indigo, Vanille, Häute, Campecheholz ꝛc. eingeladen wurden. Auch jetzt ist der Handel mit diesen Erzeugnissen nach dem übrigen Amerika und nach Europa noch bedeutend, hat aber durch die Bürgerkriege noch in der jüngsten Zeit manche Störungen erlitten. (Vgl. Mexico.) Schließlich führen wir noch an, daß nach der neuen mexicanischen Constitution, welche am 23. Oct. 1835 zu Mexico publicirt worden ist, an die Stelle der bisdahin bestandenen Föderativregierung eine Einheitsregierung getreten. Das Gebiet der Republik ist in Departements eingetheilt, an deren Spitze Gouverneurs gestellt sind, welche die vollziehende Gewalt auf den Vorschlag der Departementaljunten ernannt hat.

Verantwortlichkeit der Staatsbeamten ist nicht nur einer der wichtigsten Punkte des ältern und neuern Staatsrechts, sondern man kann geradezu sagen, sie umfaßt die ganze eine Seite der Staatswissenschaft, den Schutz gegen den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt, und zwar den gesetzlich geregelten, wirksamen in dem Staatsorganismus selbst begründeten Schutz; während die andere Seite sich mit der Entstehung und Befestigung der Gewalt beschäftigt. Je mehr Werth die Idee der Gerechtigkeit für die Völker gewinnt, desto lebhafter muß auch das Bestreben werden, nicht nur die Gewalt auf ihren wahren Zweck zu beschränken, sondern auch Ueberschreitungen dieser Grenzen aufzuheben und durch Bestrafung auszutilgen. Denn nur dieß letzte gibt eine so vollständige Sicherheit, als erforderlich und nothwendig ist. Ohne eine gesetzliche Ordnung für die Verantwortlichkeit ist aber auch der Staatsbeamte selbst nicht geschützt, weder gegen die Ungerechtigkeit, welche von oben, noch gegen die, welche von unten kommt, und die Geschichte zeigt eine Menge von Beispielen auf, in welchen redliche und verdiente Männer das Opfer des persönlichen und des Parteihasses geworden sind, welches kaum hätte geschehen können, wenn eines Theils die Beschaffenheit der Handlungen, durch welche der Staatsbeamte verantwortlich wird, andern Theils aber auch in Voraus die gerichtlichen Formen derselben bestimmt gewesen wären. Anschuldigungen wie diejenigen, welche Baron Görz, Graf Struensee u. A. mit dem Leben büßten, hätten dann nicht einmal den Vorwand zu einer Verurtheilung hergeben können, welche nicht anders war, als ein Parteimord, zu dessen Gefühlen sich auch Gerichtspersonen mißbrauchen ließen. — Da es durchaus allgemeiner Grundsatz jeder Verfassung ist, daß der Souverain für seine Person und in der Ausübung der obersten Gewalt keiner Art von Verantwortlichkeit unterworfen seyn kann, so würde keine Verfassung, ja nicht das heiligste Gesetz Gottes und der Natur die fürchterlichen Mißbräuche verhindern können, wenn nicht jener Mangel aller Verantwortlichkeit und alles Zwanges dadurch gemildert würde, daß man 1) keine Handlung der Souveraine-

Digitized by Google

tät ihrer Form nach als rechtsbeständig betrachtet, an welcher nicht a
Staatsbeamter öffentlich und unverkennbar (durch die sogen. Contrasi
natur) Theil nimmt, und 2) diesen Staatsbeamten für jede von ih
beglaubigte Handlung persönlich und gerade so verantwortlich mac
als ob solche von ihm ganz allein ausgegangen wäre. Dieß ist ga
keine neue Lehre, sondern in den meisten Staaten längst angewendet wo
den. So hatte in Frankreich der Kanzler die Pflicht, jeden königl. B
fehl zu prüfen und dem gesetzwidrigen die Siegelung zu versagen. I
England war die Verantwortlichkeit der obern Staatsbeamten von je
bestehende Praxis. Hier ist zwar die Contrasignatur nicht gesetzlich no
wendig, aber alle eigentliche Staatshandlungen müssen von dem Sie
bewahrer besiegelt werden, und vermöge der ganzen Organisation tr
die Verantwortlichkeit des Ministers ohnehin hervor; es sind aber a
einzelne Fälle bestimmt, z. B. willkürliche Verhaftung, Eingriffe in d
Parlamentswahlen u. dgl., wo besondere Strafen festgesetzt sind. Ve
der Großkanzler oder einer der 12 Richter in den obersten Gerichtsh
Westminster ein gehörig begründetes habeas corpus abschlägt, so ist e
in eine Strafe von 500 Pfund verfallen. Wenn ein Staatsbeam
einen Angeschuldigten nach Schottland, Irland oder sonst über die G
bringen läßt, so muß er demselben auch 500 Pfund Strafe zahlen,
überdieß unfähig zu einem öffentlichen Amte, sein Vermögen wird co
fiscirt, und er kann, so lange es dem Könige beliebt, gefangen geh
werden und der König kann ihn nicht begnadigen. Auch fehlt es n
an Beispielen in dem ältern deutschen Staatsrechte, daß die Räthe u
Diener eines Fürsten auf die auf seinen Befehl unternommenen Ha
lungen persönlich verantwortlich und daß sie selbst wegen des Amte
welche man ihnen an den eignen Handlungen des Fürsten zuschrieb,
wohl von dem Nachfolger als von den Reichsgerichten in Untersuch
und Strafe gezogen wurden. So erging es dem Kanzler Brück, m
als der Hauptrathgeber des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich v
Gotha in den bekannten Grumbach'schen Händeln lebendig gevierth
wurde, dem Kanzler Enzlin in Würtemberg, dem Kanzler Crell in Dr
den, dem geheimen Finanzrath Ephraim Süß Oppenheimer in Stu
gart, dem Geheimrathe Langhans in Heidelberg u. v. A. Der Re
hofrath verfügte 1738 eine Criminaluntersuchung gegen die Diener d
Herzogs Karl Leopold, welche den Hofmarschall von W. auf seinen B
fehl mit Schlägen gemißhandelt hatten, und so hat man es nie für ei
hinreichende Entschuldigung gelten lassen, wenn ein Diener sich auf
unmittelbaren Befehle seines Landesherrn berief. Allein man hält
doch nicht unbedingt für nothwendig, daß ein landesherrlicher Be
durchaus, um formell gültig zu seyn, von einem verantwortlichen Be
(Minister) unterzeichnet seyn müsse, und das ist eine in der neuern
allgemeiner werdende Folge des constitutionellen Princips. Diese G
unterzeichnung ist in vielen neuern Verfassungsurkunden verordnet,
der königl. sächsischen (Art 43), würtembergischen (Art. 51), kurhessi
(Art. 110), weimarischen (§. 111), meiningischen (Art. 103), altenb
gischen (§. 36), braunschweigischen (§. 155), hanöverschen (§. 151),
bairische, badische und andere aber begnügen sich damit, die Minister
verantwortlich zu erklären. Aber auch wo die Contrasignatur nothwe
dig ist, liegt darin nur soviel, daß Verfügungen in Staatsangelegenh
ten nur durch sie zu wahren Staatshandlungen werden, welche für

Digitized by Google

taat und den Regierungsnachfolger verbindlich sind, und daß Derje-
ge, welcher einen nicht contrasignirten Befehl befolgt, solches auf seine
efahr thut. Einige Staaten haben noch besondere Gesetze über die
rantwortlichkeit der Minister erhalten, das Großherzogthum Hessen
. 3. Juli 1821; in Frankreich wurde schon 1817 ein Entwurf zu
iem solchen Gesetze an die Deputirtenkammer gebracht, aber nicht durch-
führt. In der revidirten Verfassung von 1830 wurde ein solches Ge-
s versprochen, auch im Dec. 1832 ein neuer ausführlicher Entwurf
rgelegt, doch ist auch dieser bis jetzt (Febr. 1836) noch auf sich liegen
blieben. — Man hat in der neuern Zeit oft gesagt, daß durch die Ver-
twortlichkeit der Staatsbeamten der schnelle und kräftige Gang der
taatsregierung gehindert werde; allein dieß ist ungegründet. Der Sou-
rain, welchem die Wahl seiner Minister und ihre Entlassung zu jeder
it freisteht, wird durch die unnöthige Weigerung des Einen nicht lange
hindert werden; ist aber die Sache wirklich den Gesetzen und dem
ohl des Staats durchaus zuwider, so ist es sehr wünschenswerth, daß
sich hindern lasse. Man kann auch nicht sagen, daß die Verantwort-
hkeit ein leeres Wort, ein Schatten sey, vor welchem nur schwache
enschen sich scheuen würden. Erstlich hängt damit nothwendigerweise
s Recht der Stände zusammen, gegen den Minister eine Klage zu er-
ben, und es liegt in der Natur der Sache, daß der Souverain in
rgl. Sachen den Lauf des Rechts nicht hemmen dürfe; zweitens aber
ibt immer die Furcht übrig, daß ein Regierungsnachfolger nicht gleiche
sinnungen hegen werde. Bei Anklagen gegen die Minister ist indeß
Bestellung des Gerichts nicht ohne Schwierigkeit, da dieses nach allen
iten hin unbetheiligt und hochgestellt seyn muß. England und Frank-
ch brauchen dazu ihre Pairskammern. In Baiern müssen die beiden
ammern der Stände einig seyn, wenn sie gegen einen höhern Staats-
mten eine Anklage erheben wollen, was nur wegen Verletzung der
rfassung geschehen darf. Sie bringen die Anklage bei dem König an,
d dieser wird sie der obersten Justizstelle übergeben. In Würtemberg
d im Königreich Sachsen sind eigene Staatsgerichtshöfe bestimmt, de-
e Richter zur Hälfte vom Könige, zur Hälfte von den Ständen er-
nnt werden. Bei denselben können die Stände als Ankläger gegen
ere Beamte wegen solcher Handlungen, die auf Umsturz der Verfass-
g gerichtet sind, auftreten. In Baden, Hessen-Darmstadt, Sachsen-
eimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Koburg, Sachsen-Altenburg, Kur-
sen, Hanover, Waldeck sind ähnliche Bestimmungen in der Verfassung
halten und die Anklagen gegen Minister den Oberappellationsgerichten
rlassen. Endlich folgt es aus der Natur der Verantwortlichkeit, daß
s Begnadigungsrecht des Souverains dabei seine Grenzen haben muß.
e meisten Verfassungen der neuern Zeit erkennen dieß an, aber nicht
e mit gleicher Unumwundenheit und Bestimmtheit. Der obener-
hnte französ. Gesetzentwurf bestimmt bei Anklagen der Minister ein
rfahren (vor der Pairskammer als Gerichtshof), in welches der Kö-
ohnehin nicht eingreifen kann, außer durch Auflösung der Deputir-
kammer; sonst enthält er keine Abänderung des allgemeinen Satzes
Constitution Art. 58: „Der König hat das Recht zu begnadigen
s die Strafen zu ändern". Auch die bairische Verfassung schweigt
über; die würtembergische sagt §. 205: der König werde sein Begna-
ungsrecht nicht bis zur Beibehaltung des Verurtheilten im Staats-

ausdehnen. Ebenso die königlich sächsische (§. 150). Die [illegible]
erfassung (Art. 126 und 127) schließt bei Verurtheilungen wegen
ng der Verfassung und bei der Dienstentsetzung überhaupt
desherrliche Begnadigungsrecht ganz aus; ebenso sagt die
Verfassung ganz kurz §. 152: „Abolition und Begnadigung
) ausgeschlossen". Nur die Beibehaltung im Dienst schließen
meiningensche Verfassungsurkunde und die braunschweigische
chsen-altenburgische erwähnt einer Beschränkung des Begnadigungs
gar nicht. — Eine weitere consequentere Ausbildung der Staa
ingen wird überall dahin führen müssen, auch in den untern
des Staatsdienstes die Verantwortlichkeit wegen offenbarer
n des Gesetzes anzuerkennen. In den meisten Ländern ist
gentheil angenommen, z. B. in Weimar, in Würtemberg,
Staatsbeamten zwar angewiesen sind, gegen gesetzwidrige
ern Behörden Vorstellungen zu machen, sie aber alsdann zu
Man kann zwar den untern Beamten nicht für befugt erklären
theil über die Gesetzlichkeit oder Ungesetzlichkeit eines Befehls
höhere Autorität geltend zu machen; aber es gibt Handlungen
elche schlechterdings keine Ungewißheit obwalten kann, und
auch den untern Beamten bei eigner Verantwortlichkeit und
Strafe untersagt seyn. So steht das System der Verantwortlichkeit
land, wo Handlungen der Beamten, welche auf die Verfassung
Parlamentswahlen und die allgemeinen Volksfreiheiten (wie
heit gegen willkürliche Verhaftung), Bezug haben, unter bestimmten
rafen geboten oder verboten sind. Diese Strafen können,
Geldbußen verknüpft sind, von einem Jeden eingeklagt werden
200 Pf. gegen einen Bischof, welcher gesetzwidrig von seinem
wesend ist, 500 Pf. gegen ein Parlamentsglied, welches nicht
hriebene Einkommen besitzt u. dergl. Der König kann in
Falle den Lauf der Justiz durch keine Begnadigung hemmen
er nicht etwa die Strafe selbst bezahlte.

Verbannung, Landesverweisung, Verstrickung. Jeder
hat das Recht, ein Mitglied, was seinem gesellschaftlichen Verein
lich wird, aus seiner Mitte zu stoßen, oder seinen Aufenthalt
Ort zu beschränken und es von dem übrigen Staatsgebiete
n; jenes heißt Verbannung, *Exilium* (s. d.), dieses Verstrickung
ation. Gegen eigentliche Verbrecher darf der Staat nur das
gen; er muß sie auf seinem Gebiete bestrafen, weil es gegen
es Rechts seyn würde, einen gefährlichen Menschen, einen
läuber ꝛc. seinem Nachbar aufzudringen. Landesverweisungen
aber nur gegen Fremde oder gegen solche Bürger, deren
sätze sich nicht mit der Ruhe des Staats vertragen,
Art der Verbannung ist die *Deportation* (s. d.), wo der
Verbrecher nach einem überseeischen oder wüsten, vom eigentlichen
sgebiete getrennten Orte führt, wie nach *Botanibai*, Van
land (vgl. d.), Sibirien, Guyana. Dort müssen sie entweder
enste des Staates arbeiten, wie in Sibirien, oder sie bilden
en, wie in Botanibai und Vandiemensland. Englands
System bei seinen Verbrechercolonien ergriffen zu haben;
wird angenehm durch die Fortschritte der Civilisation
man die periodischen Berichte von Port-Jackson liest. Die

Digitized by Google

Verbannung war im Alterthume gebräuchlich, wo oft die Republiken, als Athen, Syrakus ꝛc., ihre wichtigsten Männer aus ihren Mauern verstießen; nicht aus Neid oder Haß, sondern aus einem politischen Angstgefühle, weil Männer, die sich ein überwiegendes Gewicht durch Reichthum oder Ruhm erworben hatten, leicht für die Freiheit gefährlich werden konnten. So mußten Themistokles, Aristides, Alkibiades u. A. aus ihrem Vaterlande entweichen. (Vgl. Scherbengericht.) Bei den Römern ging man oft in die freiwillige Verbannung, um einer drohenden Strafe zu entgehen. Partielle Verbannung, Verweisung an einen bestimmten Ort oder Bezirk oder aus einem gewissen Landestheile, kann noch vorkommen und ist alsdann zweckmäßig, wenn ein gesundes Gefühl fordert, daß der Verbannte nicht durch sein persönliches Erscheinen das Andenken trauriger Ereignisse erneuere. Sie ist daher auch zuweilen Bedingung der Begnadigung.

Verbindlichkeit, Verpflichtung, Pflicht, Obliegenheit, Schuldigkeit (obligatio), ist die moralische, d. h. durch das Sitten- oder Rechtsgesetz gebotene, Nothwendigkeit, Etwas zu thun oder zu unterlassen. Hat Jemand ein Recht, die Erfüllung einer Verbindlichkeit nöthigen Falls durch Zwang zu verlangen, so nennt man eine solche Verbindlichkeit eine vollkommene. Alle andere Verpflichtungen aber werden unvollkommene genannt. Wir erlangen aber Zwangsrechte und werden vollkommen verbindlich gemacht entweder mittelbar durch unsere eigenen Handlungen, — und zwar sowohl durch einseitige, erlaubte oder unerlaubte, als durch zweiseitige Handlungen, d. i. Verträge — oder durch die Gesetze, welche uns unmittelbar ein Recht ertheilen oder eine Verbindlichkeit auferlegen. Alle Verbindlichkeiten werden daher in mittelbare, aus einer verbindlich machenden Handlung, und in unmittelbare, durch das Gesetz, eingetheilt. In Hinsicht des Gegenstandes werden die Verbindlichkeiten — obwohl nicht im Sinne des römischen Rechts — in persönliche und dingliche unterschieden, d. i. in solche, zu welchem man ohne Hinsicht auf eine gewisse Sache verpflichtet ist, und in solche, welche Jemanden wegen des Besitzes einer gewissen Sache obliegen, weil einem Andern ein Recht an dieser Sache zusteht, das er gegen jeden Besitzer derselben geltend machen kann. Ganz persönliche Verbindlichkeiten sind wiederum solche, welche nicht auf einen Dritten übertragen werden können, z. B. die Verbindlichkeiten aus dem ehelichen Verhältnisse, Amtspflichten, aus einer Vollmacht oder einem Societätscontracte. Alternativ wird eine Verbindlichkeit genannt, wenn der Schuldner unter zwei oder mehren Leistungen die Wahl hat. Eine Correalverbindlichkeit ist vorhanden, wenn Einer für Alle oder Alle für Einen die Verbindlichkeit erfüllen müssen. Der Staat hat das Recht zu untersuchen, ob nicht die Erfüllung mancher an sich oder nach natürlichen Rechten bestehenden Verbindlichkeit entweder dem Ganzen oder einzelnen Classen seiner Unterthanen, oder auch nur einzelnen Personen schädlich sey, und der Gesetzgeber wird daher manche natürliche Verbindlichkeiten ganz aufheben, wie z. B. die einer Weibsperson aus einer Bürgschaft, sobald solche nicht unter den vom Staate bestimmten Förmlichkeiten übernommen worden ist; die eines erklärten Verschwenders; die der Unmündigen, die aus Spielschulden und dgl. m. Andere Verbindlichkeiten aber wird er, weil sie bedenkliche Folgen haben können, bloß in ihrer gerichtlichen Wirkung beschränken, z. B. bei den Personen, welche der väterlichen Gewalt un-

Digitized by Google

terworfen sind, die Schenkungen unter Eheleuten u. s. w. Die Folge einer vom Staate nicht verworfenen Verbindlichkeit ist, daß der Verpflichtete solche weder einseitig auf Andere übertragen, noch sich deren Erfüllung willkürlich entziehen kann. Er ist daher verbunden, denjenigen Gegenstand, worauf die Verbindlichkeit gerichtet ist, zu leisten, ohne etwas Anderes an dessen Stelle setzen zu dürfen, und kann, insofern nicht die Wirkung der Verbindlichkeit gerichtlich beschränkt ist, durch Klage und Zwang zu seiner Schuldigkeit angehalten werden.

Verbrechen (delictum), eine Handlung, welche eine directe Zerstörung der rechtlichen Ordnung seyn würde, wenn sie nicht wieder aufgehoben würde. Eine solche Handlung kann nur von einem freien und seiner Freiheit mächtigen Wesen begangen werden; von einem jeden andern ist sie nur ein Naturereigniß, ein Zufall. Sie kann auch nur dann als Verbrechen gelten, wenn sie mit Vorsatz, Bewußtseyn der rechtswidrigen Absicht (dolus) begangen ist, obgleich der Vorsatz sowohl in der Stärke (Geflissenheit, praemeditatio — Uebereilung) als auch in der Bestimmtheit (dolus determinatus, indeterminatus, der berüchtigte dolus indirectus) zuläßt. Kinder, Wahnsinnige, Trunkene, Nachtwandler begehen daher kein Verbrechen; sie können nicht als freie, vorsätzliche Urheber einer That angesehen, die That kann ihnen nicht zugerechnet werden. Wo aber die volle Zurechnungsfähigkeit anfängt, läßt sich nicht im Allgemeinen festsetzen (gesetzliche Bestimmungen des 12., 14. 18. Jahres sind wahrhaft rechtswidrig), sondern läßt sich nur aus der Beurtheilung des einzelnen Falles entnehmen. Das Verbrechen wird constituirt durch die Gesetzwidrigkeit der äußern Handlung, insofern sie als die freie Handlung eines der Willensbestimmung fähigen Wesens betrachtet werden kann, und es kommt also bei ihm auf Zweierlei an: a) auf die wirkliche äußere Erscheinung, das corpus delicti (s. Thatbestand), und b) das Verhältniß derselben zu einem menschlichen Willen als ihrer Ursache. Wo Eins von Beiden fehlt, ist kein vollbrachtes Verbrechen vorhanden; fehlt der äußere Erfolg, aber der Wille ist durch äußere Handlung erkennbar, so ist die Vorbereitung zu einem Verbrechen (crimen attentatum), oder der wirkliche Anfang dazu vorhanden (crimen inchoatum); die bloße innere Willensbestimmung ist Etwas, worüber der äußere Richter gar nicht zu urtheilen hat; cogitationis poenam nemo patitur. Ist der Erfolg eingetreten, z. B. ein Mensch getödtet, aber der Thäter hat diesen Erfolg nicht gewollt, so ist der nicht beabsichtigte Tod als Zufall zu betrachten, und der Thäter nur für Das verantwortlich, was er mit Absicht gethan hat. Genau genommen, ist daher der Ausdruck culpose Verbrechen ein Widerspruch; aber in jedem sogen. culposen Verbrechen ist das vorsätzliche Begehen einer schon an sich strafbaren oder doch gefährlichen (und meistens positiv verbotenen) Handlung enthalten und nur dieses ist der strafbare Theil des begangenen. Das Verbrechen muß eine rechtswidrige Tendenz haben; da aber das Recht nicht erst durch das positive Gesetz geschaffen wird, sondern das natürliche Recht allen Staatsstiftungen, die ja nur ein Mittel sind, jenes geltendzumachen, vorangeht, und ihnen zur Grundlage dient, so kann auch die positive Untersuchung und Strafdrohung nicht als wesentliche Bedingung der Gesetzwidrigkeit und Strafbarkeit, nicht als nothwendiges Merkmal in dem Begriff des Verbrechens betrachtet werden. Diese Ansicht ist bloß nothwendig, um gewisse Theorien des Strafrechts haltbar zu

hen, deren Herrschaft nun nachgerade wieder abnimmt. Dagegen wer-
den in jedem Staate gewisse an sich rechtlich indifferente Handlungen
als gemeinschädlich verboten und mit Strafe bedroht, und in Ansehung
ihrer ist die Strafbarkeit allerdings nur durch die Strafdrohung bedingt
und beschränkt; diese letztere bilden wenigstens zum größten Theil die
große Classe der bloßen Vergehungen, Polizeiübertretungen, wiewohl auch
die geringern wirklichen Verbrechen (geringe Diebstähle, Schläge u. dgl.)
dahin gezählt, hingegen auch manche an sich indifferente Handlungen
durch die schwere darauf gesetzte Strafe im technisch-juristischen Sinne
den Verbrechen zugerechnet werden. Alle Verbrechen sind an sich von
gleicher Größe, denn die Rechtswidrigkeit hat keine Grade, und das Ur-
theil über die Gesinnung und den moralischen Werth des Urhebers, wel-
ches sich unwillkürlich in die rechtliche Beurtheilung einmischt, muß vom
weltlichen Richter zurückgewiesen werden. Allein da ein solcher Rigoris-
mus beinahe zur Ausrottung des Menschengeschlechts führen könnte, und
der Staat in seinen Strafen nicht weiter gehen darf, als es nothwendig
ist: so hat sich von jeher dem gesunden Gefühl die Beobachtung der
Gleichheit zwischen Verbrechen und Strafe (zwischen dem malum actio-
nis und malum passionis) als Rechtsgebot dargestellt. Dieses Verhält-
niß ist auch allein im Stande, aus dem Strafsystem die Willkür zu ver-
bannen, welche darum nicht weniger die Idee der Gerechtigkeit verletzt,
weil sie von Gesetzgebern, als wenn sie von Richtern oder andern Staats-
beamten begangen wird. Darum hat man eine Abschätzung der Ver-
brechen, oder eine Classification der Verbrechen nach der Art und Größe
der verletzten Rechte vornehmen müssen.

Man hat die Verbrechen eingetheilt in Criminal-, Civil- und Polizei-
verbrechen, nach Verschiedenheit der Größe, der Gerichtsbarkeit und der
Art der Gesetze, welche übertreten worden sind; in Staats- und Privat-
verbrechen; in Verbrechen der Begehung und der Unterlassung; in ge-
meine und besondere (Verbrechen einer besondern Classe von Staatsbür-
gern, z. B. der Soldaten); in einfache und qualificirte (wenn die Ge-
setze wegen einer besondern Eigenheit eines Verbrechens eine härtere als
die sonst festgesetzte Strafe vorschreiben); in schwere (delicta atrocia, atro-
cissima) und leichte (levia); in capitale und nichtcapitale; in kirchliche,
weltliche und gemischte; in solche, welche in die Sinne fallende Merk-
male zurücklassen, und welche dergleichen nicht zurücklassen (facti perma-
nentes et transeuntis); in bekannte und verborgene; in vollendete (con-
summata) und unvollendete (attentata, conatus delicti proximus vel re-
motus); in vorsätzliche und unvorsätzliche (delicta dolosa, culposa) u. s.
w. Es ergibt sich von selbst, daß diese Eintheilungen theils nothwendig,
theils zufällig, d. h. abhängig von dem Inhalte einzelner Gesetzgebungen
sind. In dieser Abhängigkeit von den positiven Gesetzgebungen steht be-
sonders auch die Classification der Verbrechen. Feuerbach hat nach ge-
meinem deutschen peinlichen Rechte folgende Classification aufgestellt: I.
determinirte, gemeine Verbrechen: A. öffentliche Verbrechen, Staatsver-
brechen überhaupt, 1) Verbrechen an der moralischen Persönlichkeit des
Staats selbst, oder an dem Regenten, als solchem. Staatsverbrechen
im engern Sinne, a) Hochverrath, b) Verbrechen der beleidigten Maje-
stät; — 2) Verbrechen gegen einzelne Gewalten des Staats, Regierungs-
verbrechen, a) Verbrechen gegen die aufsehende Gewalt, Münzverbrechen,
b) Verbrechen wider die anordnende Gewalt, Amtserschleichung, c) Ver-

brechen wider die richterliche Gewalt, als: a) rechtswidrige Selbsthi — welche von Privatrache und Nothwehr zu unterscheiden ist — ohn oder mit Anwendung unrechtmäßiger Gewalt — Duell; — b) Befreiu eines Gefangenen; — von Seiten des Gefangenwärters, des Gefang nen selbst, dritter Personen; — c) Verletzung der Urphede — des eidlich Versprechens, sich an dem peinlichen Gerichte nicht zu rächen, oder, Landesverweisungen, vor geendigter Strafzeit nicht zurück zu kehren; - d) Verbrechen wider die executive Gewalt; Aufruhr und Tumult. - B. Privatverbrechen, 1) Verbrechen gegen ursprüngliche Rechte des M schen und Bürgers, a) Verletzung des Rechts auf das Leben, a) Tod schlag und einfacher Mord, — besonders benannte Arten: Raubm aufgetragene Tödtung, oder Banditenmord, Meuchelmord, Giftmord, gesetzlich ausgezeichneter Mord, oder Mord an Eltern, Kindern, n Blutsverwandten, Ehegatten, Schwägern, Personen hohen Standes, a Herrn des Mörders (Parricidium im engern und weitern Sinne); - Verletzung der Integrität der menschlichen Kräfte, a) einfache Körp verletzung, b) qualificirte Körperverletzungen, — Vergiftung; — c) Ve brechen an dem Rechte des Bürgers auf freie Disposition an seine Körper, namentlich: Menschenraub (Plagium), Entführung, nicht fr willige Schwächung; — d) Verletzung des Rechts auf Ehre, a) gemei Injurien, b) qualificirte Injurien, aa) durch die Art der Begehung - Pasquill und Schmähschrift, bb) durch das Object der Verletzung, b sonders Blasphemie; 2) Verbrechen gegen erworbene Rechte, a) indi duell gefährliche Verletzung des Rechts auf Sachen, a) durch bloße Be schädigung, b) durch Entwendung, aa) gemeine Entwendung, bb) qual ficirte Diebstähle, aa) zum dritten Male begangener Diebstahl, bb) g fährlicher Diebstahl, durch Einbruch, Einsteigen, durch Waffen, cc) Ent wendung des öffentlichen Eigenthums (Peculat), als: Kirchenraub (Sa crilegium), Peculat im engern Sinne (Crimen residui); — cc) gesetz lich ausgezeichnete, nicht qualificirte Diebstähle, aa) Entwendung a einer Erbschaft von Seiten eines Miterben, bb) Familien-Diebstahl (Fu tum domesticum), cc) Entwendung an Früchten auf dem Felde; - Entwendung durch Verletzung der Persönlichkeit, Mord; b) gemeing fährliche Verletzung des Rechts an Sachen, a) Brandstiftung, b) verur sachte Ueberschwemmung; c) individuell gefährliche Verletzung der Ve träge auf Treue und Glauben, a) Verletzung des ehelichen Vertrags, aa) Ehebruch, bb) vielfache Ehe (s. Bigamie). — II. Vage, gemeine Verbrechen, A. materielle, 1) Kinderaussetzung, 2) Abtreibung der Le besfrucht, 3) sträfliche Unfruchtbarmachung; — B. formelle, 1) Verbr chen durch Täuschung eines Andern, a) Fälschung und Betrug, b) qua lificirte Fälschung, als: Meineid, Grenzverrückung, Prävarication, d. Begünstigung der Gegenpartei in einem Rechtsstreite, Calumnie, d. h. da Verbrechen, dessen sich Derjenige schuldig macht, welcher Jemanden wi sentlich fälschlich anklagt, Concussion, Erpressung eines Vortheils durc den Vorwand oder den Mißbrauch eines Rechts. — III. Gemeine, dem minirte Polizei-Vergehen, A. Vergehen gegen die Gesetze der Crimin Polizei. Landzwang, d. h. Drohung künftiger Verbrechen, verbunden m solchen Handlungen, aus denen man auf die Ernstlichkeit der Drohu schließen kann; — B. Verbrechen gegen Gesetze der Güter-Polizei, d Wucher, Aneignung eines gesetzlich nicht erlaubten Gewinns bei Credi geschäften; 2) Dardanariat (unerlaubte Vertheuerung der Gegenstände

Digitized by Google

es Lebensunterhalts), Hazardspiele und unerlaubte Wetten; — C. Vergehen gegen Gesetze der Sitten-Polizei, als: Schwören und Fluchen, Zutrinken, Bettelei; D. Vergehen, durch welche theils Gesetze der Sitten-Polizei, theils Gesetze der Bevölkerungs-Polizei übertreten werden, — 1) Fleischesverbrechen, besonders Schwächung und Hurerei, Concubinat, Incest, Sodomie; 2) Beihülfe zu Fleischesverbrechen, Kuppelei; IV. Besondere Verbrechen, A. Verbrechen der Staatsbeamten, 1) Bestechung, 2) Unterschlagung öffentlicher Gelder, Malversation; — B. Militair-Verbrechen, 1) gemeingefährliche: Meuterei, Soldatenaufruhr; 2) individuell-gefährliche: Insubordination, Verlassung des Postens, Treulosigkeit an der Fahne, Desertion, Verkaufen der Waffen u. s. w.

Die Strafen selbst sind entweder Criminal- oder Civil- oder Polizeistrafen. I. Die Criminal-, peinlichen oder schweren Strafen sind solche, welche größere Verbrechen zum Gegenstande haben. Sie bestehen 1) in Lebensstrafen, die man auch Todesstrafen (s. d.) nennt. 2) Die Freiheitsstrafen sind a) bloß freiheitbeschränkend, als Gefängniß und Verweisung außerhalb des Landes; b) freiheitbeschränkend und mit Beschwerden verbunden, Zuchthausstrafe, Karrenschieben u. s. w.; c) eben solche, die noch durch schmerzhafte Uebel geschärft sind, z. B. Zuchthausstrafe mit Willkommen und Abschied, Karrenschieben mit Tragen eines eisernen Halsringes u. s. f. 3) Bloßen körperlichen Schmerz erregende Strafen oder Leibesstrafen sind a) Verstümmelungen, die aber in besser geordneten Staaten abgeschafft sind; b) schmerzerregende, dem Körper unschädliche Uebel, z. B. Ruthenstreiche u. s. w. Diese finden häufig bei geringern Vergehungen, oder bei jungen, noch nicht ganz verderbten Missethätern statt. 4) Die Ehrenstrafen sind theils als Folgen der peinlichen Strafen überhaupt zu betrachten, oder es sind auch für sich bestehende Strafen, die einen größern oder geringern Verlust der Ehre bewirken. Man kann sie eintheilen a) in solche Ehrenstrafen, wodurch alle Ansprüche auf gemeine bürgerliche Ehre vernichtet werden, z. B. Zerbrechung des adeligen Wappens durch den Henker, Brandmarkung und der gewöhnlich damit verbundene Staupenschlag, Verlust des ehrlichen Begräbnisses, bürgerlicher Tod, Aufhängen des Bildnisses an den Galgen; b) in solche, wodurch eine besondere bürgerliche Ehre, jedoch ohne nachtheilige Folgen für die gemeine Ehre, entzogen wird, als: Cassation, Verlust des Adels, Ausschließung von Gilden und Zünften, Absetzung vom Amte; c) in solche, die bloß Beschämung und Züchtigung zum Zweck haben. Diese können nach dem Stande des Verbrechers und der Größe der Missethat auch mit körperlich empfindbaren Uebeln verbunden seyn, z. B. Halseisen, spanischer Mantel u. s. w., oder sie sind das nicht, wie Suspension vom Amte, Kirchenbuße, gerichtlicher Verweis, Abbitte, Widerruf einer Injurie u. s. w. Die letztere Classe von Ehrenstrafen, wodurch hauptsächlich die Besserung des Gezüchtigten bezweckt werden soll, zieht häufig die Anrüchigkeit nach sich, besonders dann, wenn sie in einem für den Bestraften körperlich beschwerenden Uebel besteht. Der höchste Grad der Ehrenstrafe ist immer der Todesstrafe gleich zu achten. Der bürgerliche Tod ist eine Rechtsvorstellung (fictio juris), vermöge welcher Jemand hinsichtlich aller oder einiger rechtlichen Handlungen als wirklich todt betrachtet wird. Nicht immer ist dieß als Ehrenstrafe anzusehen, da Jemand durch Abwesenheit, Nachlässigkeit oder Unwissenheit Veranlassung zu einer bürgerlichen Todeserklärung geben

kann, die dann nur hinsichtlich der von ihm versäumten Handlungen rechtliche Wirkung hat. 5) Vermögensstrafen haben nicht alle Mal einen Verlust oder eine Kränkung der Ehre zur Folge. Sie finden hauptsächlich statt a) bei Wucherern, b) Falschmünzern, c) Zollbetrügern, d) Pasquillanten, e) Ehebrechern, f) Aufkäufern von Lebensmitteln, g) wegen begangener Lebensfehler, h) Weinverfälschung, i) andrer Fälschungsverbrechen und Unterschleife, k) bei Pfuschern und Solchen, die Gewerbe treiben, wozu sie nicht berechtigt sind, l) bei entlaufenen Soldaten, die in 5 Jahren nicht zurückkehren, und m) besonders in polizeilichen und fiscalischen Fällen. Außer dem Verbrechen des Hochverraths erstrecken sich die Vermögensstrafen gewöhnlich nur auf einen Theil der Güter, und vorzüglich auf die Werkzeuge, womit die Verbrechen verübt worden sind. Auch auf Vermögensstücke, die nach der That veräußert wurden, hat der Fiscus Ansprüche, wofern nicht die Veräußerung rechtmäßig war. 6) Bürgerliche und Polizeistrafen sind solche, welche nicht als Folge eines peinlichen Verbrechens, sondern als Strafe eines geringen Vergehens zu betrachten sind und daher auch von dem Civilrichter verhängt werden können. Sie sind hauptsächlich 1) Geldbußen; doch behält eine, von dem Landesherrn in eine Geldbuße verwandelte, peinliche Leibesstrafe ihre Natur als Criminalstrafe bei, ohne in der Regel mit Ehrlosigkeit verbunden zu seyn; 2) Gefängnißstrafe, z. B. Bürgerzwang oder Bürgergehorsam, welche jedoch mit einer peinlichen Gefängnißstrafe nicht in Verhältniß steht; 3) solche Geldstrafen, die weder einer Leibesstrafe gleich sind, noch in eine solche verwandelt werden dürfen; 4) Ausstellung an den Straf- (nicht an den Schand-) pfahl; 5) Verurtheilung zu gewöhnlichen Hand- und Feldarbeiten; der Stockschilling, oder die Züchtigung mit Schlägen; die Confination (weiter Arrest) oder Landes-, Stadt- und Bezirksumzäunung, wodurch Jemand verpflichtet wird, sich aus einem gewissen Bezirke nicht zu entfernen; 6) Absetzung vom Dienste ohne Infamie; 7) Suspension von der Amtsführung auf eine gewisse Zeit; 8) gerichtlicher Verweis; 9) gerichtlicher oder öffentlicher Widerruf; 10) gewissermaßen auch die Abbitte und die Ehrenerklärung. Die Strafe kann nur den Urheber eines Verbrechens und seine vorsätzlichen oder schuldhaften Theilnehmer treffen. Geldbußen, die bei Lebzeiten des Verbrechers nicht anerkannt worden sind, können auch nicht nach seinem Tode stattfinden, wofern er nicht, um der Strafe zu entgehen, sich selbst ermordet, oder auf andere widerrechtliche Weise das Urtheil zu verzögern sucht. Wenn die Gesetze des Orts, wo das Verbrechen begangen wurde, von denen, wo der Missethäter zur Untersuchung gezogen worden, verschieden sind, so hat gewöhnlich die gelindere vor der schärfern Strafe den Vorzug. Bei schweren oder eigentlichen Halsverbrechen wird jedoch die Strafe im gedachten Falle nach gemeinem Rechte bestimmt. Die Strenge der Landesgesetze trägt zur Schärfung der Strafe eines auf fremdem Gebiete begangenen Verbrechens nicht bei. Bei Verschiedenheit des Gerichtsgebrauchs hat der des Untersuchungsgerichts den Vorzug. Die Strafen theilt man auch ein in ordentliche oder gesetzliche, und willkürliche Strafen. Erstere sind durch das Gesetz ausdrücklich für einen vorkommenden Fall bestimmt; letztere werden von dem Richter in solchen Fällen erkannt, wo die gesetzliche Strafe nicht statthaben kann, oder wo überhaupt die Bestimmung der Strafe dem richterlichen Ermessen überlassen ist. Die Veränderung gesetzlicher oder auch durch richterlichen

Ausspruch erkannter Strafen findet statt: 1) wenn der Hauptzweck der Strafe durch die Anwendung derselben nicht erreicht werden würde; 2) wenn die Vollziehung überhaupt unmöglich, oder doch höchst schwierig ist; 3) wenn sie nicht sowohl dem Verbrecher als einem Unschuldigen nachtheilig seyn würde; 4) wenn der Stand oder die persönlichen Verhältnisse des Verbrechers eine Ausnahme nothwendig machen. Doch muß der Unterrichter wegen einer solchen Strafveränderung erst bei dem Oberrichter anfragen. Die Strafen fallen weg im Falle 1) der unbedingten Freisprechung; 2) der völligen Begnadigung, denn die Begnadigung kann auch beschränkt seyn, und nur in einer Milderung der Strafe bestehen; 3) der völligen Abolition oder Aufhebung des Proceßverfahrens; 4) der Verjährung des Verbrechens, welche in der Regel 20 Jahre, bei Unkeuschheitsverbrechen, mit Ausschluß des Ehebruchs und der Blutschande, 5 J. dauert; 5) der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand; 6) der Lossprechung von der Instanz, wenn keine neue Anzeigen und Beweise sich ergeben; 7) des Todes des Verbrechers, wofern er kein Hochverräther war, oder wo nicht ein solcher Fall vorhanden ist, daß eine Strafe am Bildnisse stattgefunden hätte; 8) bei geringen Vergehungen im Falle des Vergleichs, der Ausgleichung, des Schadenersatzes, der Fürbitte des Beleidigten; Leibesstrafen fallen überhaupt weg; 9) wenn der Verbrecher vor Vollziehung derselben wahnsinnig oder auf solche Weise krank wird, daß die Strafe einen unheilbaren Nachtheil an seiner Gesundheit haben würde. Gewöhnlich werden im letztern Falle die Leibesstrafen in Geldbußen verwandelt. Die Verbindlichkeit zum Ersatze des Schadens erlischt aber nicht mit der Strafe.

Verbrennen der Todten. Diese uralte Sitte ist nach Böttiger eine Ausartung des Sonnesdienstes durch die symbolischen Religionsgebräuche der Phönizier. Ihr Malcart oder Sonnengott wurde höchst wahrscheinlich als sich selbst verbrennend bei ihnen vorgestellt, wodurch sie das stets wiederkehrende Sonnenjahr symbolisirten.. Nach 12 Arbeiten kommt seine Apotheose auf den Scheiterhaufen, d. h. nachdem er die 12 Zeichen des Thierkreises durchlaufen, kommt dieß Sonnenjahr zu den Göttern. Aus dieser symbolischen Hercules-Apotheose schuf die Fabel der Griechen den Hercules auf Oeta. Die Phönizier, die Lebende ihrem Malcart opferten, legten auch die Leichen auf den heiligen Scheiterhaufen. So entstand jene Sitte des Todten-Verbrennens, welche zugleich dem Handel Vortheil brachte, weil man Specereien, Leinwand, Teppiche (Hauptartikel des phönizischen Handels) mit den Todten verbrannte. Darum beförderten sie die Sitte in ihren griechischen Factoreien und an allen Küsten des Mittelmeeres. Die Römer und Griechen, die ihre Todten verbrannten, stellten ebendeßwegen den Tod durch die verlöschende, umgekehrte Fackel, oder durch einen Genius des Schlafes, der mit dieser gesenkten Fackel vor dem Eingange des Grabmales steht, symbolisch dar. — Das Selbstverbrennen der Witwen bei den 4 Kasten der Hindus dauerte unter der brit. Regierung bis 1829 fort. Diese Witwen hießen Suttis, und in der Präsidentschaft Bengalen wurden 575 Suttis 1823, und in der Präsidentsch. Bombay 572 1824 verbrannt. Erst Lord W. Bentinck verbot es 1829 durch ein Edict, ohne daß die Braminen dagegen murrten; einige billigten es vielmehr.

Verbrennen, ein chemischer Proceß, bei dem Licht und Wärme entwickelt wird und der brennende Körper eine Verbindung mit einem

zündenden, z. B. dem Sauerstoffe eingeht. Jeder in der Atmosphäre zündende Körper nimmt Sauerstoff auf, bildet mit ihm ein Product und gibt gleichzeitig seinen Wärmestoff und Lichtstoff von sich. Daher ist Verbrennung so viel, als Verbindung zweier Körper, die eine Verdichtung der beiderseitigen Massen und Ausscheidung von Wärme und Licht zur Folge hat; eine Verbrennung mit Sauerstoff aber ist Oxydation, und jede Oxydation, sie sey mit wenig oder viel Wärme und Lichtentwickelung begleitet, ist ein Verbrennungsproceß. Das Product der Verbrennung ist der verbrannte Körper, fortan zum Brennen nicht mehr geschickt, also unverbrennlich. Alle diesem Proceß unterworfene Körper werden mit verbrennlich bezeichnet, sie sind solche, die mit Sauerstoff (oder einem zündenden) Verwandtschaft haben; nachdem sie sich aber mit Sauerstoff gesättigt haben, d. i. verbrannt sind, ist jene Verwandtschaft erloschen und sie sind zum Brennen nicht mehr geeignet. Man kann deßhalb außer dem Sauerstoff und wenigen ihm chemisch ähnlichen Körpern, die Körper in die 2 Abtheilungen der brennbaren und verbrannten bringen. In der ersten stehen alle einfachen Körper und in der zweiten ihre Verbindung mit zündenden, z. B. mit Sauerstoff. So entzündet sich der Phosphor und brennt, wegen seiner großen Verwandtschaft zum Sauerstoff, sehr leicht in der Atmosphäre; er gibt dabei viel Licht und Wärme von sich. Das Product der Verbrennung ist Phosphor mit Sauerstoff, d. i. Phosphorsäure, zum Brennen nicht mehr tauglich. Zugleich entwickelt das Verbrennen aus den verbrennlichen Körpern auch Licht und Warme. S. Berzelius's „Lehrbuch der Chemie", aus dem Schwed. von Wöhler (Dresden 1825).

Verbum (Zeitwort, Wandelwort), heißt in der Sprachlehre derjenige Redetheil, welcher den Aussagebegriff (das Prädicat) in einem Satze für sich allein vollständig ausdrückt, ohne erst des Verbindungsbegriffs (der) Copula zu bedürfen. Da nicht alle Prädicate durch das bloße Zeitwort bezeichnet werden können, wie etwa in dem Satze: er schläft, so muß die Verbindung anderer mit ihrem Subjecte durch ein besonderes Wörtchen, das man Copula nennt, vermittelt werden, wie im folgenden Satze: er ist schläfrig (s. Urtheil); ja die Mangelhaftigkeit mancher Sprache im Gebrauche ihrer Zeitwörter macht es nothwendig, selbst gewissen Formen des Zeitworts zur Bildung eines vollständigen Satzes die ausdrückliche Copula beizufügen, wie in: er ist gefallen. — Das Zeitwort bezeichnet bald eine vollkommene Thätigkeit, d. h. eine solche, die auf einen Gegenstand einwirkt, wie schreiben, lesen (verbum transitivum, activum, thätiges Zeitwort); bald eine Thätigkeit ohne äußern Gegenstand, wie gehen, oder einen bloßen Zustand ohne Thätigkeit, wie sitzen (verbum intransitivum, neutrum, wirkungsloses Zeitwort); bald einen durch fremde Einwirkung bestimmten Zustand, wie ich werde geliebt (verbum passivum, leidentliches Zeitwort); bald endlich eine Thätigkeit, deren Wirkung auf das Subject zurückgeht und wodurch dieses zugleich zum Objecte wird, wie: ich erfreue mich (verbum reciprocum, rückwirkendes Zeitwort). — Die Zeitwörter werden abgewandelt (conjugirt), d. h. es werden an dem Worte selbst die verschiedenen Verhältnisse, in denen es vorkommen kann, durch gewisse mit ihm vorgenommene Veränderungen bezeichnet. Diese Abwandelung steht unter gemeinen Regeln, die jedoch nicht von allen Zeitwörtern erfaßt werden, daher die Eintheilung in regelmäßige und unregelmäßige Zeit-

Digitized by Google

örter. Das erste jener Verhältnisse ist das im Urtheile gegründete Verhältniß der Modalität, dem die drei Arten (modi) entsprechen, von denen der Indicativ (gewisse Art) eine Wirklichkeit, der Conjunctiv (ungewisse) eine Möglichkeit, der Imperativ (befehlende) eine Nothwendigkeit aussagt. Ein anderes Verhältniß, welches an dem Zeitworte ausgedrückt wird und welchem der deutsche Name seinen Ursprung verdankt, ist das der Zeit. Gegenwart (tempus praesens), Vergangenheit (praeterium) und Zukunft (futurum) sind die allgemeinsten Zeitbestimmungen, die in den verschiedenen Sprachen bald mit mehr, bald mit weniger Genauigkeit durch charakteristische Formen des Zeitworts oder durch gewisse Hülfszeitwörter, wie haben und seyn im Deutschen, bezeichnet werden. Auch in der Anwendung dieser Zeitformen weichen die Sprachen von einander ab. Das dritte Verhältniß ist das der Person und Zahl, das entweder durch das beigefügte persönliche Fürwort (ich, du, er ꝛc.), oder durch Veränderungen an dem Zeitworte selbst, oder durch Beides, zuweilen auch mit Bezeichnung des Geschlechts der Person am Zeitworte (wie in der hebräischen und verwandten Sprachen theilweise, in der polnischen Sprache durchgängig) ausgedrückt wird.

Verdampfung heißt der Vorgang, wenn Wärmestoff mit dem Wasser oder den übrigen tropfbar flüssigen, und selbst vielen festen Körpern eine Verbindung eingeht, und also in einen neuen Aggregatzustand gelangt, den wir als Dampf (s. d.) kennen. (Vgl. auch Witterungskunde.)

Verdauung. Der Magen (vgl. d.) soll die Speisen verdauen. Verdauen heißt eigentlich soviel, als in einander schmelzen. Durch die Verdauung werden die verschiedenen Theile, aus denen eine Speise besteht, inniger mit einander vermischt, sodaß sie nur eine gleichförmige Masse ausmachen. Der Magen soll dieß durch seine ihm mitgetheilten Bewegungskräfte thun; es ist also erforderlich, daß ihm nichts, weder von innen noch von außen, diese Bewegungskräfte benehme oder störe; und ferner, daß auch die Speisen verdaulich an sich sind, und drittens, daß sie so in den Magen kommen, daß sie seinen Kräften angemessen sind. Unter diesen Umständen wird alsdann der Magen von den Speisen gelinde gereizt und macht an dem Orte, wo die Speise liegt, eine zusammenziehende Bewegung. Hierdurch wird die Speise weiter gewälzt, wo ihr eben das von neuem widerfährt. Ist der Mensch gesättiget und der Magen gehörig gefüllt, so ist diese zusammenziehende Bewegung und abwechselnde Nachlassung durch den ganzen Magen verbreitet, der nun die Speisen mit allen seinen Seiten drückt und gleichsam knetet. Große Beihülfe hierin leistet dem Magen das über ihm liegende Zwerchfell, das bei dem Odemholen abwärts steigt und dem Magen einen gleichförmig wiederholten Druck gibt. Ferner helfen hierbei die Muskeln des Bauches. Es ist bei der Verdauung noch die Hülfe der Wärme nöthigt, die der Magen theils durch sich selbst und seine Blutgefäße, theils durch die um und an ihm liegenden Eingeweide, die Leber, das mit Fett gefüllte Netz, die übrigen Gedärme, kurz, durch seine ganze Lage erhält. Die Wärme macht, daß die Bestandtheile der Speisen sich entwickeln. Durch die Wärme werden in dem Magen die Nahrungsmittel ebenso verändert als außerhalb dem Magen. Damit die Bestandtheile der Speisen sich durch Bewegung und Wärme um desto leichter zu entwickeln, so befindet sich im Magen der Magensaft, wodurch alles Genossene sich besser vermischen

kann. Hierzu kommt noch der Speichel, der theils beim Kauen mit Hinunterschlucken mit den Speisen vermischt wird, theils auch nachher noch fortdauernd, der Natur gemäß, aus dem Munde seinen Weg in den Magen nimmt. Weil nun sowohl der Eingang, als auch das Ende des Magens aufwärts gerichtet und geschlossen sind, so müssen sich die Speisen verweilen und werden nun innig gemischt und gekocht, weil die Bewegung des Zwerchfells sie immer nach dem Ende des Magens treibt, der Magen selbst aber, indem er sich zusammenzieht, sie wieder überall vertheilt, bis sie flüssig genug sind, um durch den nun weit geöffneten Ausgang des Magens in die Gedärme zu kommen. Ein Reiz der von der durch die Kochung entwickelten Schärfe, Säure, Ranzigkeit oder Fäulniß herrührt, befördert das Fortkommen der Speisen, weil der Magen selbst sich auf diesen Reiz stärker bewegt. Daher werden reizend, scharfe Speisen schneller fortgeschafft, als milde oder gewürzlose. Flüssige Nahrungsmittel bedürfen keiner Flüssigmachung weiter und gehen geschwind hindurch, desto geschwinder, je schärfer sie sind und je weniger sie sich mit festen Nahrungsmitteln in dem Magen zu vermischen brauchen. Auf diese Weise geschieht also die Kochung der Speisen im Magen, welche aber noch nicht die ganze Verdauung ist, die erst in den Gedärmen vollendet wird. Die Verdauung in den Gedärmen richtet sich nach der, die der Magen angefangen hat. Ist diese gut gewesen, so können die Gedärme das ihrige desto besser thun; war sie aber schlecht, so können die Gedärme es schwerlich oder nur dürftig ersetzen. Die Ernährung des Körpers, die Fortdauer des Lebens und der Gesundheit sind die Zwecke des Essens, des Trinkens, der Verdauung und aller dazu gemachten Anstalten. Das Leben und die Art des Lebens, seine Vergnüglichkeit oder Unlust hängt ganz natürlich von der Art und Weise, wie die Ernährung von statten gehet, ab. Ist die Verdauung fehlerhaft, so offenbart sich dieß auf verschiedene Weise. Sie dauert länger als die gesetzmäßige Zeit, z. B. bei einem Erwachsenen über 5—6 Stunden, verursacht unangenehme Empfindungen, zunächst ein lästiges Gefühl von Vollheit und Auftreiben in der Magengegend, Druck und Empfindlichkeit in derselben, ein Gefühl von fliegender Hitze über den Körper, mit Trägheit und Anspannung. Das Erzeugniß der Verdauung selbst ist fehlerhaft; die Auflösung der Nahrungsstoffe im Magen geht unvollkommen von statten. — Die Ursachen der fehlerhaften Verdauung liegen theils in der fehlerhaften Wahl der Nahrungsmittel (s. d.), theils in der unrichtigen Art des Genusses (in Rücksicht der Zeit, des Maßes, der Art zu kauen), theils in Fehlern der eigentlichen Verdauungs- und der Hülfswerkzeuge. Mangel an Lebenskraft des Magens, fehlerhafte Absonderung des Magensaftes, krankhafte Empfindlichkeit des Magens vom Uebermaße der Thätigkeit des Magennervengeschlechts, oder auch geschwollene Blutadern an demselben von fehlerhaftem Blutumlauf, bewirken eine zu langsame, unvollkommene und schmerzhafte Verdauung im Magen; gleiche Fehler in dem Fortgange des Darmcanals tragen mit dazu bei zu einer unvollkommenen Scheidung des Milchsafts von dem Auswurfsstoffe. — Die Heilung der Verdauungskrankheiten muß sich durchaus zuerst mit Aufsuchung der Ursachen derselben, um Ausmittelung derjenigen Theils oder Systems, von welchem sie ursprünglich ausgingen, beschäftigen. Einerlei Mittel können unmöglich gegen jede Art von Verdauungskrankheit heilsam seyn. Daher der Nachtheil von dem Gebrauch

Digitized by Google

llgemeiner Mittel dieser Art, z. B. der sogen. Visceral- (Eingeweide-) Mittel. Hauptbedingungen, eine gesunde Verdauung zu erhalten, sind Mäßigkeit und Ordnung im Genusse der Speisen, und zweckmäßige Auswahl der Nahrungsmittel, nach ihrer Verdaulichkeit, und nach dem Alter, der Lebensart der Person. S. „Die Verdauung nach Versuchen von Friedr. Tiedemann und Leop. Gmelin, Prof. zu Heidelberg" (Heidelberg 1826 fg., 2 Bde., 4.). Vgl. Ernährung.

Verdeck (Oberlauf) nennt man die Böden der Schiffe, deren sie, nach Verhältniß ihrer Größe, mehr oder weniger haben, welche den ganzen Raum derselben der Länge nach abtheilen. Gallionen und etliche andere Schiffe haben vier oder auch mehre Verdecke, Fregatten zwei, und große Kriegsschiffe drei. Das erste liegt zunächst am Wasser auf dem Raume, doch haben die Schiffsoffiziere eine andere Ordnung als der Zimmermann, und das erste Verdeck dieses ist bei jenen das letzte. Das dritte Verdeck nennen die Franzosen Tillak, die Deutschen Bofenet. Schiffe vom ersten Range haben drei Verdecke, ein halbes Verdeck und noch zwei Hütten übereinander; Schiffe vom zweiten, drei Verdecke und eine Hütte. Das Oberverdeck ist nicht immer fortlaufend über das ganze Schiff, sondern geht oft nur von der Hütte bis zum großen Masten, wo es dann ein halbes Hinterverdeck heißt. Zuweilen wird auch der fehlende Theil mit einem Netzwerke von starken Seilen belegt, und die Verdecke der Kriegsschiffe haben überhaupt solche Stellen, damit sich der Pulverdampf besser verziehen kann. Alle Verdecke sind von der Mitte etwas nach den Seiten abhängig, den Abfluß des Wassers zu befördern. Auf großen Schiffen werden sie 5 Fuß 8 Zoll, auf Fregatten auf 5 Fuß 5 Zoll hoch gemacht. Ein falsches Verdeck hat nur 3 Fuß. Eine Art des letzten von Rostwerk oder Latten, welches auf 4 bis 5 Pfeilern vorn auf der Hütte steht und gegen Sonne und Regen dient, nennt man loses Verdeck. Strickverdeck ist ein über das Schiff gezogenes Stricknetz, wie es im Kriege gerüstete Kauffahrer führen, die Enternden abzuhalten, gegen welche sie sich von unten herauf vertheidigen können. Ein leichtes Verdeck ist nicht haltbar genug, Kanonen zu tragen.

Verdichtung (unterschieden von Verdickung, s. d.), heißt die Verringerung des Volumens eines Körpers ohne Vermehrung dessen Masse. Je nachdem dieß auf mechanischem oder chemischem Wege geschieht, führt sie verschiedene Namen. Wird ein Körper durch mechanische Gewalt verdicht, so heißt dieß Compression. Z. B. das Zusammendrücken des Schnees zu einem festen Balle. Verdichtung auf chemischem Wege, besonders durch Entziehung der Wärme, heißt bald Contraction, bald Condensation. Das erste, wenn ein fester Körper in der Kälte sich zusammenzieht, z. B. die Verkürzung eines eisernen Stabes in strenger Kälte; das zweite, wenn ein Körper aus einem dunstförmigen in einen tropfbaren Zustand gebracht wird, z. B. die als Wasser sich niederschlagenden Dämpfe in der Kälte.

Verdickung heißt einen Körper durch Entziehung eines Theils seiner Masse auf ein kleineres Volumen bringen und seine Cohäsionskraft vermehren. Z. B. durch das Abdampfen wird eine leichte dünnflüssige Masse zu einem dickern Syrup.

Verdünnung heißt das Volumen und die Masse eines flüssigen Körpers durch den Zusatz eines dünnflüssigern vermehren, wodurch derselbe in der Kraft des Zusammenhanges verliert. Z. B. zum Zuckersyrup

Digitized by Google

Wasser zu mischen. Auch nennt man Das Verdünnung, wenn die Z samkeit eines dünnflüssigern Körpers durch den Zusatz eines dickflüssi vermindert wird. Z. B. Weingeist mit Wasser mischen. Verdünn heißt noch, wenn man einem Körper einen Theil seiner Masse entz ohne deßhalb sein Volumen zu verringern. Z. B. durch jeden Zug d Luftpumpe wird die Luft vermindert, nichtsdestoweniger breitet sie im ganzen Raume der Glocke aus.

Verdunstung, Verwandlung der Körper in Dunst und Wa Wasser verdunstet nicht nur augenscheinlich beim Siedepunkt, wo d Dunstblasen von dem Boden des heißen Gefäßes durch die kochende F ssigkeit hindurch in die Atmosphäre geht, sondern auch unmerklich, n jede trockne Luft schon flüssiges Wasser, auch sogar Eis, in Dunstg aufnimmt. Wasserdunst ist leichter als atmosphärische Luft, steigt in die Höhe und verdichtet sich oben, durch Druck oder Kälte, wieder Tröpfchen, die wir als Wolken erscheinen sehen. Die Lehre von Verdunstung ist in der Meteorologie äußerst wichtig; denn Wass nicht der einzige Körper, der sich luftförmig in die Atmosphäre er und daraus wieder herabfallen kann. Die heterogensten Körper s sich zu Dunst auf und fallen bisweilen wieder verdichtet herab (S mosphäre).

Veredelung der Obstbäume. Man muß jedes Auge e Baumes ansehen wie eine einjährige Pflanze, die auf einem allgemei Fruchtboden (dem Stamme) steht, und darauf beruht die Möglichkeit, e zelne Augen von einem Stamme auf einen andern so überzutragen, s es daselbst fortwächst, wenn beide Stämme in ein natürliches Genu hören. Diese Uebertragung bezweckt Veredelung, sobald der Grund in seiner Organisation, seiner Holzstärke und seinem Wuchse mit aufzusetzenden Auge übereinstimmt. Die herben Säfte (Robheit) wilden Stammes gehen nicht auf das eingepflanzte Reis mit über, mehr scheint das an sich schon edle Reis durch Verpflanzung auf e andern Stamm noch edlere Früchte zu treiben. Man veredelt 1) d Ablactiren, 2) durch Copuliren, 3) durch Oculiren, 4) d Pfropfen (s. d.).

Vereine, besonders politische. Es ist einer der Grundzüge menschlichen Natur, und zugleich in der äußern Nothwendigkeit der D gegründet, daß Gleichgesinnte einander aufsuchen, daß sie zu gem schaftlichen Zwecken ihre Kräfte vereinigen; daß sie Das, was dem e zelnstehenden unerreichbar ist, nicht nur durch die größere Macht ver dener gleichartiger Kräfte, sondern auch durch gleichsam organisches sammenwirken verschiedenartiger Kräfte, die sich unter einander be und ergänzen, zu erreichen streben. Vieles reicht über die Lebenszei der einzelnen Menschen weit hinaus und das Herrlichste, was die M schen auf Erden zu Stande gebracht haben, würde nicht vollendet, nicht einmal begonnen worden seyn, wenn nicht der Gedanken die Unt nehmer geleitet hätte, daß ihr Werk von Andern werde fortgesetzt u ausgeführt werden. Kaum ein Baum würde gepflanzt werden sol wenn sich die Menschen immer nur als isolirt betrachten und ihr D ken auf sich selbst und ihr eignes Leben beschränken müßten. Die N stiftet den ersten, wichtigsten und heiligsten Verein, die Familie; sie weitert die Familie zum Stamm und zur Gemeinde; der Staat dankt seine Entstehung größtentheils diesem Triebe des Zusammenwirk

Digitized by Google

nd Aneinanderschließens. Auch die Kirche gewinnt durch das Band, elches Gleichdenkende zu einander zieht, schon zu der Zeit Festigkeit nd Dauer, wo noch kein Staat ihr seine Unterstützung leiht; die innige erbindung der Gemüther, die daraus entspringende gegenseitige Ermunerung und Stärkung ist vielmehr die Quelle, aus welcher sie die Kraft höpft, den Verfolgungen der weltlichen Macht, welchen jede entstehende irche ausgesetzt ist, Widerstand zu leisten. Dieser Trieb des Zusamenhaltens ist so stark, daß die oft erneuerten Versuche, ihn gänzlich zu nterdrücken, ebenso vergeblich gewesen sind, als sie naturwidrig und nnöthig waren. Es konnte nicht anders seyn, als daß in der ältern eit die große Kraft, welche in der Vereinigung Vieler u einem Zwecke liegt, den Regierungen oft sehr lästig und gefährlich erden mußte; schon das römische Volk, so oft es in seinen Tribus zuammentrat, trug den Sieg über die Patricier davon. Die Verbindung er Zünfte im Mittelalter war einer der stärksten Hebel für die großen ewegungen jener Zeit; sie brach die Uebermacht des Adels, wie der del sich in seinen mannigfaltigen Genossenschaften, in den Ritterorden nd ritterschaftlichen Vereinen der Macht der Fürsten entgegenstemmte. ie geistlichen Orden der Templer, der Brüder des heiligen Johannes on Jerusalem, der marianischen Brüder in Deutschland, erhoben sich von eringen Anfängen bewaffneter Vereine zum Schutz der Pilger und Kranen, zu weltlicher fürstlicher Hoheit, die verbundenen Städte zur Seenacht. Vergeblich waren die zahlreichen Gesetze gegen die Stiftung solcher ereine in den einzelnen Städten, und gegen die Verbindungen, welche ieselben in verschiedenen Städten mit einander anknüpften. Eine reichaltige Darstellung des Lebens und Wirkens jener Vereine, welche aber och dasselbe nicht in seinem Umfange und seiner Mannigfaltigkeit umaßt, liefert: „Das Gildewesen des Mittelalters", vom Prof. Wilda, Halle 1821). — Im Ganzen hatte sich vor der französ. Revolution ie staatsrechtliche Ansicht festgestellt, daß 1) ein jeder Verein, um vollommen rechtmäßig zu seyn, die Genehmigung der Obrigkeit nöthig habe, nd wenn auch dergleichen nicht autorisirte Verbindungen zu bloß geselligen, literarischen oder andern Zwecken gebildet wurden, doch die Regierung befugt sey, eine jede ohne besondere Gründe aufzuheben, und daß also von einem (autonomischen) Einigungsrechte nicht die Rede seyn önnen; 2) daß auch Versammlungen der Unterthanen außerhalb der Gemeinden und unter den Vorstehern derselben nicht erlaubt seyen. Dieß war auch die Jurisprudenz des alten Frankreichs. Nur mit Erlaubniß des Königs oder der königl. Beamten durften Versammlungen gehalten werden, und auf die Theilnahme an unerlaubten Versammlungen waren schwere Strafen gelegt. In England gehörte es immer zu den Volksfreiheiten, sowohl engere Verbindungen unter einander zu schließen, als auch sich öffentlich versammeln zu dürfen, um irgend ein gemeinschaftliches Interesse zu berathen, gemeinschaftliche Erklärungen, Vorstellungen und Bittschriften zu beschließen. Zwar war es immer strafbar, Verbindungen zu unerlaubten Zwecken, sowohl gegen Privatpersonen als gegen den Staat zu stiften, aber für unerlaubt hielt man nur diejenigen Zwecke, welche unmittelbar auf eine Rechtsverletzung gerichtet waren. Hingegen eine Abänderung der bestehenden Gesetze und selbst der Verfassung durch erlaubte Mittel, z. B. Ueberzeugung des Volkes oder Ge-

Digitized by Google

winnung der öffentlichen Meinung durch Schriften, zu bewirken, nicht für rechtswidrig gehalten, und daher konnten Gesellschaften Abschaffung des Sklavenhandels, für die Reform des Parlaments dergleichen, unbedenklich gestiftet werden. Eine solche Gesellschaft bi wie sich das von selbst versteht, alsdann der obrigkeitlichen Bestätig wenn sie die Rechte einer moralischen Person, die Befugniß, auf i Namen Grundeigenthum zu erwerben, Beamte zu haben, erwerben Allein nach dem Ausbruche der franz. Revolution, wo man in Fr reich die alten Gesetze gegen die Versammlungen und Vereine nicht zur Anwendung brachte, und Volksgesellschaften und Clubs sich b das ganze Land verbreiteten, vermehrten sich auch in England diese eine, welche mit einander correspondirten, auf eine sehr bedenkliche W Die ersten gerichtlichen Schritte gegen sie waren fruchtlos, und suchte sie daher durch Gesetze einzuschränken, die aber immer noch nachsichtig sind. Die Gesetze von 1797 und 1799 erklären alle Ver für gesetzwidrige, deren Mitglieder einen nicht gesetzlich vorgeschrieb Eid ablegen oder irgend eine gesetzwidrige Erklärung unterzeichnen, od unbekannte Mitglieder ohne Vorsteher haben. — In Frankreich verla die Gesetze gegen die eigenmächtigen Vereine gleich nach dem Ausbr der Revolution ihre Kraft, und die Clubs wurden nicht allein in ganz Frankreich verbreitet, sondern die Jacobiner bildeten einen Ver dessen Clubs mit einander correspondirten, und der einen fanatischen u blutigen Despotismus über das ganze Volk ausübte. Nach dem Fa Robespierre's wurde zwar der Jacobinerclub geschlossen, aber die Z eine blieben erlaubt, und auch im Strafgesetzbuch Napoleon's (Code pé von 1810, Art. 291—94) werden nur sehr mäßige Strafen angedr Unerlaubt sind nach diesem Gesetz alle Vereine von mehr als 20 Pe sonen, welche sich ohne Erlaubniß der Regierung alle Tage oder an stimmten Tagen zu irgend einem Zwecke (religiösen, literarischen, p tischen oder andern) versammeln. Indeß die Gesellschaften, deren Z offenkundig auf eine Staatsveränderung gerichtet war, theilten sich, in einzelne Abtheilungen von höchstens 20 Personen, und so konnten öffentlich unter dem Schutze der Gesetze ihre Absichten verfolgen. W viel die Gesellschaft: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, und andere der Revolution 1830 beigetragen haben, lassen wir dahin gestellt sei allein soviel ist gewiß, daß an jenem Vereine eine Menge der angesehe sten Männer Theil genommen hatten, und daß die Revolution in ihr Sinne erfolgte. Nachher traten immer mehr Vereine von republikan scher Tendenz hervor, besonders die Gesellschaft der Menschenrechte, d politisches Glaubensbekenntniß die bekannte Erklärung der ersten Na nalversammlung über die (unveräußerlichen) Rechte der Menschen deren Tendenz aber auf eine Volksherrschaft gerichtet ist, von welc sich, wenn man an die Greuel und Schrecken der J. 1792—95 d alle verständigen, ehrliebenden, gerechten Menschen mit Abscheu ab den. Diese Vereine sammeln ihre Mitglieder unter den arbeitend Classen, deren Lage freilich selbst zu der Zeit, wo ihr Lohn noch für di Lebensbedürfnisse ausreicht, durch die Abhängigkeit von den Fabrikh unsicher und quälend wird, und welche nicht so viel geistige Bild besitzen, daß sie die wahre Lage der Sache würdigen können. Sie h z. B. völlig vergessen, daß die Seidenfabriken zu Lyon zu keiner Z in einem bedrücktern Zustande waren, als unter der Republik, und

Digitized by Google

: grade damals durch das Stocken ihres Erwerbes sich zu einem Auf-
ande gegen den Convent hatten bewegen lassen. Der erste Aufstand
r Arbeiter zu Lyon am 21. Nov. 1831 soll noch ohne politische Absicht
wesen seyn, der Aufstand in Paris am 5. Jun. 1833 war aber offen-
ar das Werk der republikanischen (oder vielmehr demokratischen) Par-
i, welche sich durch ihre Niederlage und ihre Entwaffnung, wobei mehr
s 20.000 Hieb- und Stoßwaffen und 6000 Feuergewehre in den Besitz
r Regierung kamen, nicht abschrecken ließ, ihre Verbindung immer weiter
uszubreiten und besser zu organisiren. Schon im Febr. 1834 sprachen
e öffentlichen Blätter von dem Vereine der Seidenarbeiter zu Lyon, der
Meister u. d. N. der Mutuellisten und der Gesellen, Ferrandiniers,
elche jeden Augenblick 25.000 Männer stellen könnten. Die Mutuel-
ten sollten 122 Logen haben, deren Vorsteher 12 Centrallogen bildeten,
on welchen ein dirigirender Ausschuß von 36 Mitgliedern und einem
eneraldirectorium von drei Mitgliedern erwählt würde. Unter diesen
unruhigenden Aussichten, welche schon viele Familien bewogen, Lyon
verlassen, und welche den am 9. April ausgebrochenen Aufstand in
yon vorhersehen ließen, brachte der damalige Minister Barthe am 25.
ebr. einen Gesetzvorschlag an die Deputirtenkammer, wodurch die Re-
erung etwas mehr Gewalt über die Associationen bekam, und welcher
n 11. März nach interessanten Discussionen von der Deputirtenkam-
er, bald darauf auch von der Pairskammer angenommen wurde und
n 10. April die königl. Sanction erhielt. In dem ersten Artikel wird
e Umgehung des Gesetzes abgeschnitten, welche durch die Theilung der
ereine in Sectionen von weniger als 20 Mitgliedern und das Ver-
eiden bestimmter Versammlungstage versucht worden war. Auch wird
e einer Gesellschaft ertheilte Autorisation der Regierung für widerruf-
ch erklärt. Im 2. Artikel wird die Strafe auf alle Mitglieder ausge-
hnt und erhöht. Die bloße Theilnahme an einer nicht autorisirten
ssociation wird mit Gefängniß von zwei Monaten bis zu einem Jahre
nd 50—1000 Francs Geldstrafe bedroht, und ebenso das Hergeben des
ocals (Art. 3). Auch kann der Bestrafte, jedoch höchstens auf zwei
ahre, unter die Aufsicht der höhern Polizei gestellt werden. Die poli-
chen Vergehungen solcher Vereine werden an die Assisen gewiesen; Ver-
echen gegen die Sicherheit des Staats können, wie dieß mit den Em-
rungen in Lyon (9.—15. April), St.-Etienne (11. 12. April), Paris
3. 14. April) wirklich geschehen ist, an den Gerichtshof der Pairs-
mmer gewiesen werden. — Unter allen neuern Verfassungsurkun-
n erwähnt die sachsen-meiningische des Vereinigungsrechts nur beiläu-
g (Art. 28.) Es ist zwar den Unterthanen nicht verwehrt, zu Zwecken,
elche an sich nicht gesetzwidrig sind, Gesellschaften zu stiften, allein das
echt der Persönlichkeit, die Fähigkeit, auf den Namen der Gesellschaft
rundeigenthum zu erwerben, Beamte zu bestellen, ein Siegel zu führen
nd Statuten zu errichten, erlangen sie nur durch die Bewilligung des
taats, und es scheint darin mehr eine Beschränkung des eigenmächtigen
onstituirens geordneter Gesellschaften beabsichtigt gewesen zu seyn. Hin-
gen die belgische sagt bestimmter: Art. 20. „Die Belgier haben das
echt Vereine zu bilden (de s'associer), dieses Recht kann keiner ver-
tenden (präventiven) Maßregel unterworfen werden". In Deutsch-
nd war vorzüglich nach dem J. 1830 Manches anerkannt oder gut-
heißen worden, was von einem Zusammentreten der Unterthanen aus-

gegangen war, und man fing an, größere Versammlungen zu veranstalten (s. Hambacher Fest) und politische Vereine zu stiften. Von Rheinbaiern ging die Aufforderung zu einem durch ganz Deutschland gehenden Vereine für die Erhaltung der Preßfreiheit aus, und die Theilnahme an dem Unglücke der Polen veranlaßte an vielen Orten das Zusammentreten von Unterstützungsvereinen, welche nicht bloß von politischen Meinungen allein angegeben wurden, sondern an welchen reine partheilose Wohlthätigkeit unstreitig bei weiten größern Antheil hatte, als die Politik. Die Sache über die rechtliche Beschaffenheit solcher Vereine ward durch einen Beschluß des Bundestages entschieden, welcher in der 24. Sitzung des J. 1832 §. 231 dahin abgefaßt wurde: „Alle Vereine, welche politische Zwecke haben oder unter andern Namen zu politischen Zwecken benutzt werden, sind in sämmtlichen Bundesstaaten zu verbieten und die gegen deren Urheber und die Theilnehmer an denselben mit angemessener Strafe vorzuschreiten". Dieses Verbot ist auch in den meisten Staaten wirklich ergangen, doch in einigen nicht ganz so unbedingt, als die angeführten Worte lauten. Das badische Gesetz vom 30. Oct. 1833 erklärt nur diejenigen Vereine für strafbar, welche von der Staatsregierung ausdrücklich verboten worden sind oder welche schon an sich selbst auf etwas Strafbares gerichtet sind. Im Königreich Sachsen ward durch eine Verordnung vom 1. Aug. 1832 der Verein für die freie Presse aufgelöst und dessen Fortsetzung verboten, aber ohne weitere Strafdrohung. Im Großherzogthum Hessen wurde der Verein für Preßfreiheit aufgehoben und die weitere Theilnahme an demselben mit 3—8 Tagen Arrest nach Verschiedenheit der Fälle bedroht.

Vereine zur Verbreitung guter Bücher unter den Katholiken. Die Mechitaristen in Wien, welche sich dort im Besitze einer Buchdruckerei und einer Buchhandlung befinden, haben 1829 eine Einladung zur Theilnahme an einer Subscription für „Verbreitung guter Bücher" bekanntgemacht. Die Beförderer derselben theilen sich, dem Plane gemäß, in Mitglieder und Theilnehmer. Die Theilnehmer erhalten alle zwei Monate einen Band von ungefähr 20 Druckbogen, wogegen sie sich anheischig machen, 6 Gldn. C.-M. jährlich zu zahlen, oder diese Summe auf einmal oder in halbjährigen Zahlungen zu entrichten. Die Mitglieder, aus deren Mitte auch von der Congregation der Mechitaristen die Beurtheiler gewählt werden, welche, in Verbindung mit der Congregation, zu entscheiden haben, ob ein Werk, dem Zweck des Unternehmens gemäß, zur Bekanntmachung geeignet sey, oder nicht, erlegen den dreifachen Subscriptionsbetrag der Theilnehmer, und erhalten dafür jährlich 24 Bände, jeden Band zu 20 Bogen; die Mitglieder haben auch das Recht, Werke, die sie zur Verbreitung geeignet glauben, der Congregation vorzuschlagen, doch bleibt die letzte Entscheidung darüber immer den Beurtheilern vorbehalten. Der Geschäftsführer der Mechitaristen, dessen Schneller in seinem Werke: „Oestreich in Bezug auf Europa", erwähnt, heißt Passl. Im Frühjahre 1832 durchreiste er Deutschland und wußte Vieles zu erreichen. Er hat nun auch einen Verein zur Verbreitung katholischer Bücher in ungarischer Sprache gegründet. Zur Zeit der Krönung ging er nach Preßburg und gewann dort die Bischöfe. Was die Mechitaristencongregation zu Tage fördert, geht aus den neuesten Bücherverzeichnissen hervor. Man findet darunter z. B. „Schwerdt und Myrthe als Stammverwandte", von Baldauf;

Digitized by Google

Früchte des Geistes Jesu in zwei Jünglingen"; „Das Gebet als Hauptmittel, um von Gott alle Gnaden und die ewige Seligkeit zu erlangen", von Liguori; „Des Convertiten Glaube, Hoffnung Liebe, gehalten bei feierlicher Ablegung eines Glaubensbekenntnisses", von Passt. „Die Religion und das Königthum verfolgt in den Jesuiten"; „Der Geist des hl. Franz von Sales"; „Die Grundfesten des christlichen Glaubens", von „Auszug aus Lingard's Geschichte von England"; „Die Stunden der wahren Andacht"; „Geschichte der heiligen Märtyrer", von Ruinart, 3 Bde.; nebst solchen Werken hat die Mechitaristencongregation seither eine Neujahrsgabe, und zwar im ersten Jahre: „Zoe Weselli, die leichtsinnige Frau", im zweiten: „Landleben der Reichen", gegeben. Von Oestreich aus verbreitet sich die Thätigkeit der Mechitaristen auf der einen Seite nach der Türkei, auf der andern nach Baiern. In dem augsburger Verzeichnisse vom Bureau der ausländischen Gebet- und Erbauungsbücher wird um die allergringsten Preisen, und bei baarer Zahlung mit 50 Procent Rabatt angeboten: Natter's „Katholisches Andachtsbuch"; Gilbert's „Gelobt sey Jesus Christus"; „Gegrüßest seyst du Maria"; „Goldener Weihrauchsaltar"; „Die sieben Freuden der allerseligsten Jungfrau Maria" und „Die sieben Schmerzen"; „Die lieblichen Blumen der süßen Andacht"; „Die merkwürdige Lebensgeschichte der heiligen Anna" und Andere. Von dem Decan und Pfarrer Märtles, erhalten wir die Lebensbeschreibungen der Erzpatriarchen aller Mönche, der heiligen Maria Magdalena, des heiligen Franciscus von Assisi, ja Silbert's „Sämmtliche Werke", in 45 Bänden, wurden ausgeboten. Auch an Taschenbüchern fehlt es nicht, z. B. „Taschenbuch für Erbauung", 24 Bändchen. Die katholische Gesellschaft der guten Bücher in Frankreich war sehr verbreitet vor der letzten Revolution. An der Spitze derselben stand der Herzog von Rivière, Gouverneur des Herzogs von Bordeaux. Unter ihren Mitgliedern zählte sie eine große Anzahl Prälaten, Vorsteher der Seminarien, Personen von Rang und Stand. Der Zweck des Vereins war, wie die „Revue ministerielle" (Jan. 1828), sagte, den Triumph des Katholicismus zu sichern.

Vereinigte Gefälle, s. Droits reunis.

Vereinigte Staaten von Nordamerika (Geschichte der). Ein Bundesstaat europäischen, wesentlich britischen Ursprungs, der in der neuen Welt aus dem Boden religiöser und bürgerlicher Freiheit entstand. Durch eine freie repräsentative Verfassung im Innern ausgebildet, hat er sich binnen 53 J. zu einem Bunde von 24 Freistaaten (ohne die Unionsländer) erweitert, und behauptet schon jetzt, durch seine geographische Lage und noch mehr durch den politischen Charakter seiner Regierung und des Volks, vorzüglich als Handelsmacht, eine bedeutungsvolle Stellung in dem europ. Staatensystem, so weit er auch, in Hinsicht auf die Cultur des höhern geselligen Lebens, noch hinter der 1400jährigen Bildung des alten Europa zurücksteht. Die Verein. Staaten in Nordamerika sind aus engl. und franz. Colonien erwachsen, die ohngefähr zu gleicher Zeit von ihren Mutterländern angelegt sind. Vor der Königin Elisabeth gelang den Briten keine Anpflanzung in Nordamerika; der Venetianer, Seb. Cabot, der von Heinrich VII. mit 4 Schiffen ausgesendet wurde, erreichte zwar 1497 Neufoundland. Da es aber bloß Fischerei, und nicht das, worauf man damals bei Seeunternehmungen ausging, keine Gold- und Silberernte versprach, so wurde an eine An-

Pflanzung auf dieser Küste sogleich nicht gedacht. Unter der Königin Elisabeth hingegen vereinigte sich Humphrey Gilbert mit seinem Halbbruder, dem berühmten Ritter Walter Raleigh, zum Anbau der unbekannten Länder unter dem 30—50° N. Br. Gilbert erhielt für seinen Antheil an der Unternehmung schon 1578 einen Freiheitsbrief; Walter Raleigh 1584 einen für den seinigen; Letzterer gründete auch die erste britische Niederlassung 1585 in Virginien (wie er Nordamerika 30—40° N. Br. seiner Königin zu Ehren nannte), die aber in diesem, wie dem zweiten Versuch 1587 gänzlich mißlang. Seit 1590 hörten die Reisen an diese Küste auf. Bartholomäus Gosnold, ein Mitglied der vorigen Gesellschaft zur Entdeckung und Anbauung unbekannter Länder, erneuerte 1602 die Entdeckungsreisen und gelangte auf dem von ihm eingeschlagenen Wege, westwärts durch das atlantische Meer, nach Neuengland. Seine begeisterte Beschreibung des von ihm zuerst besuchten Landes und das mitgebrachte herrliche Pelzwerk bewogen seine Freunde, mit ihm in eine Gesellschaft zur Anlegung einer Colonie an dieser Küste zusammenzutreten, für welche ihr Jakob I. 1606 ein Patent mit den außerordentlichen Freiheiten ertheilte. Die Interessenten theilten sich in zwei Gesellschaften: die eine, die londoner Compagnie, übernahm den Anbau der Küste vom 34—38° N. Br. (oder Carolina, Virginien und Pennsylvanien); die andere, die Plymouther, den Anbau von Neuengland (oder die Küste vom 38—45° N. Br.). Um dieselbe Zeit, 1609, entdeckte der berühmte englische Seefahrer, Hudson, den Hudsonsfluß, an der reiche Pelzhandel, der seitdem jährlich holländische Schiffe in den Fluß führte, bewog die Holländer, zu dessen bequemern Betreibung 1614 von den Wilden jener Gegend einen Strich Landes zu kaufen, denselben wo jetzt Neuyork steht. Sobald eine holländisch-westindische Gesellschaft eingerichtet war (1621), ertheilten ihr die Generalstaaten ein Patent, das ihr das Recht gab, von Neufoundland bis an die Südsee Handel zu treiben und Festungen und Pflanzungen anzulegen. So entstand Neuniederland (Neubelgien). Indem sich nun Engländer, die sich aus Neuengland hier angesiedelt hatten, einander näherten, um sich gegenseitig das Recht an die Länder dieser Breite zu bestreiten, setzten sich unanmuthet 1634 Schweden zwischen sie an den Delaware; unter den Protestationen der Holländer, aber mit Bewilligung Karls I. in England, der vorher seinen Ansprüchen auf die Striche, auf welchen sich die Schweden niederlassen würden, ausdrücklich entsagt hatte. Das sich durchkreuzende Interesse dreier Nationen, die alle zu Einem Zweck, der Betreibung des Pelzhandels, an und zwischen dem Hudson und dem Delaware sich angesiedelt hatten, mußte in Kurzem Eifersucht und Streit erregen. Nach 8 Jahren begann der Kampf: 1642 wurden die Neuengländer von den Holländern, 1654 die Holländer von den Schweden und 1655 die Schweden von den Holländern der Herrschaft über die daslge Anpflanzungen beraubt. Darauf waren die Holländer allein 9 Jahre Herren der Niederlassungen an und zwischen dem Hudson und Delaware oder von Neuniederland: sobald aber Jakob, der Herzog von York, von seinem Bruder Karl II. mit den Ländern vom Hudson bis zum Delaware belehnt war, so wurden die Holländer 1664 von den Befehlshabern des Herzogs aus Neuniederland vertrieben, und alle bisigen schwedisch-holländischen Colonien kamen unter die Herrschaft des Herzogs, von dem die Hauptstadt Neuyork genannt wurde. Die eng-

Anpflanzungen hielt lange fanatischer Sektenhaß und die Navigationsacte (seit 1651) in ihrem Emporkommen auf. Doch glücklicher Weise änderte sich unter der Regierung Wilhelms III. (1680) auf einmal die Lage der britischen Colonien zu ihrem Vortheil. Der fanatische Religionseifer hatte endlich ausgetobt; Penn's (s. d.) Beispiel und das Aufblühen seiner Colonie empfahlen Duldungsgeist, und Quäker und Puritaner wohnten seitdem ruhig nebeneinander. Hugenotten und Salzburger, Schotten, Iren und Deutsche (letztere aus Süddeutschland, meist aus der Pfalz Gemeinenweis mit ihren Pfarrern) brachen nach Amerika auf, und die engl. Colonien gewannen aus dem Auslande die nützlichsten und fleißigsten Einwohner. Um ihr Aufblühen unter diesen günstigen Umständen noch mehr zu beschleunigen, diente ein neuer Freiheitsbrief, durch den Wilhelm III. die schädlichen Einrichtungen Karls II. und Jakobs II. aufhob. Er unterwarf zwar Massachusets, Neuplymouth, Main und Sagadehok einem königlichen Statthalter, erhob sie aber dabei aus Colonisten und Factoren einer habsüchtigen Gesellschaft zu Unterthanen einer königlichen Provinz, mit dem Rechte, sich selbst Schatzungen aufzulegen. Auch die Fürsten von Neujersey, und die Pfalzgrafen, Cäsarien Landgrafen von Carolina überließen ihre weiten und fruchtbaren Länder der Krone. Seitdem konnte man die in Nordamerika von Briten angelegten Länder nach ihrer Verfassung in königliche, erbeigenthümliche und privilegirte Provinzen eintheilen. In den königlichen hatten die Einwohner nur geringen Antheil an der Landesregierung. Sie wählten nur die Abgeordneten der Assembly (oder des Unterhauses), die Krone aber ernannte den Gouverneur, der den König in den Provinzialparlamenten vorstellte, und einen Rath des Gouverneurs (oder das Oberhaus). Auch mußten alle Schlüsse der Provinzialversammlung von England aus bestätigt werden. Eine erbeigenthümliche Regierung war nur in Pennsilvanien und Maryland, welche den Familien Penn und Baltimore gehörten. Diese hatten alle königliche Vorrechte in ihren Erbländern; von ihnen mußte alles Land gekauft werden, und sie herrschten über dasselbe als britische Fürsten mit aller Landeshoheit. In den beiden privilegirten Provinzen, Rhodeisland und Connecticut war die Verfassung völlig demokratisch. Der Gouverneur behielt seine Stelle nur Ein Jahr und ward von der ganzen Provinz gewählt. Er hatte hier nicht das Recht, wie in andern Colonien, das Parlament zusammenzuberufen; sondern beide Häuser, wovon das Oberhaus auch von der Provinz alle Jahre gewählt ward, versammelten sich freiwillig im Mai und October, und gingen nach eigenem Gutbefinden auseinander. Wer für 100 Pf. St. an Grundstücken besaß, hatte das Recht eines Bürgers; er konnte (wenn er kein Katholik war) seine Stimme zu der Wahl der Repräsentanten geben, und von den Grafschaften, Städten und Districten als Deputirter in das Unterhaus gewählt werden. Diese Generalversammlung besorgte alle Landesangelegenheiten: sie machte Gesetze, die keiner königlichen Bestätigung bedurften, und veränderte sie nach Befinden; sie errichtete Gerichtshöfe, bestimmte die Landesauflagen, vergab Stellen und Bedienungen, führte die Aufsicht über Kirchensachen und entschied in der letzten Instanz die Appellationen von andern Gerichtshöfen, und über Leben und Tod. — Wilhelm III., bekannt mit den richtigen Grundsätzen der Staatswirthschaft, lehrte selbst England erst die Colonien nach den richtigsten Grundsätzen der Colonisation regieren. Um

Digitized by Google

ihre Landesproducte zu ihrem Wohlstand zu nützen, ermunterte a
Colonisten, Schiffs- und anderes Bauholz zu schlagen, Theer und
zu brennen, Eisen und Kupfer zu graben, und auf ihrem Wild
Korn, Reis, Hanf, Flachs, Taback und Indigo in möglichster
für ihr Mutterland zu bauen. Noch unter Wilhelm III. zahlte
der Ausfuhr nordamerikanischer Producte aus England an Aus
den Zoll zurück, um den Absatz durch wohlfeilere Preise zu erleich
unter der Königin Anna wurden für viele zum Schiffsbau gehörige
terialien, wenn sie aus den Colonien kamen, ansehnliche Prämien
zahlt u. s. w. — Der pariser Friede 1763, wodurch Canada an
land kam, befreite die altengl. Colonien von der gefährlichen
schaft der franz. Pflanzer. Von nun an bedurften sie des brit. Sch
minder. Ihr Selbstgefühl, sowie ihre Kunst stieg seitdem zuse
und sie trugen jetzt minder geduldig als zuvor die Handelsbeschränk
welche das Mutterland ihnen auflegte. Der Schleichhandel ward
mit steigender Kühnheit getrieben, welches die Engländer zu harten
regeln bewog, die jedoch rückwirkend auch ihren eignen Handel lähm
Schon jetzt brach das allgemeine Mißtrauen in laute Klagen und
unter in thätliche Widersetzung aus. Doch der Bruch mit England
sprang nicht aus dieser Quelle und nicht eigentlich wegen Tyranni; s
dern wegen der Unnatürlichkeit des ganzen Verhältnisses zwischen
herrschenden Mutterlande und einer dienenden Colonie verlor das
terland seine Gewalt einzig und allein durch die That des Mündig
dens Amerikas. Nichts konnte gerechter erscheinen, als daß die Colo
selbst den Aufwand trugen, welchen ihre Verwaltung und ihr Sch
erheischte. Auch mochte für billig erachtet werden, daß Amerika
Theil der Schulden decke, mit welchem England zur Beschützung
Colonien gegen die bourbonische Macht im 7jährigen Kriege 1755—
sich beschwert hatte. Von diesen Ansichten ausgehend, beschloß das
(Grenville'sche) Ministerium unter Zustimmung des Parlaments, daß
verschiedenen Einfuhr-Artikeln in Amerika eine Abgabe erhoben
bald darauf, daß daselbst das Stempelpapier solle eingeführt
(1765). Gegen diese Acten erscholl lauter Widerspruch in allen
nien, obwohl von ihnen Maryland allein das anerkannte Recht
nur durch sich selbst, nicht aber durch das engl. Parlament
werden. Aber die Colonien beriefen sich auf allgemeines Menschen
und auf den triftigen politischen Grund, daß das angemaßte Recht
Parlaments nach seinem Begriffe gar keine Beschränkung zulasse
daher den letzten Heller der Amerikaner gefährde. Also verbrannten
das ihnen von England zugesandte Stempelpapier, und das britische
lament fand sich durch Camden's und Chatam's Rath bewogen, die
ville'sche Stempelacte im März 1766 wieder aufzuheben. Dasselbe
schah unter North's (s. d.) Ministerium, im Febr. 1770, in Ans
der Auflage auf Glas, Papier und Malerfarben. Nur ward, in
mäßheit der sogenannten Declarations-Bill, von 1766, welche die
herrschaft und das Besteuerungsrecht des britischen Parlaments beha
der Thee in den amerikan. Colonien mit einer Abgabe belegt, die
an sich unbedeutend war, und bei welcher sogar, da gleichzeitig die
fuhr in England frei gegeben ward, die Amerikaner ihren Thee wohl
ler erhalten hätten als zuvor. Aber dieser Kunstgriff schlug fehl,
das erbitterte Volk warf zu Boston (1773 den 26. Dec.) 342 Kis

Digitized by Google

hee, welche der ostindischen Compagnie gehörten, ins Meer. Dieß ward e Losung zum Kriege. Das Parlament faßte nämlich, ungeachtet Pitt d Burke das Recht der Amerikaner, sich selbst zu besteuern, vertheigten und jede gewaltsame Maßregel widerriethen (25. März und 20. Mai 1774), mehre harte Beschlüsse. Der Hafen von Boston wurde gesperrt, bis die ostindische Compagnie Genugthuung erhalten habe, der Freibrief und die Verfassung von Massachusets wurde vernichtet, und die Quebeckacte erweiterte das Gebiet von Canada auf Unkosten der alten Colonien und gab jener Provinz eine von der Krone ganz abhängige Regierung. Dagegen erhob sich allgemeiner Widerstand. 13 Provinzen traten den 5. Sept. 1774 in einen Congreß zu Philadelphia zusammen, aller Verkehr mit England ward abgebrochen. Noch war kein Blut geflossen. Der General Gage, als er von Boston aus einige Häupter der Freigesinnten, Hancok und Adams, zu Concord aufzuheben, und zugleich die daselbst befindlichen Kriegsvorräthe zu zerstören sich vermaß, veranlaßte dadurch die erste blutige Waffenthat bei Lexington (18. April 1775). Eine ansehnliche Heeresmacht zog sich zusammen und rückte vor Boston; während auch englische Verstärkungstruppen, zahlreich und wohlgerüstet, in dieser anlangten, unter den Generalen Howe, Bourgoyne und Clinton. Das Treffen bei Bunkershill (17. Juni), einer von den Amerikanern besetzten Anhöhe unfern Boston, verkündete die Entschlossenheit der republikanischen Streiter. Indessen hatte der Congreß nach seiner neuen Zusammenkunft, zu welcher auch Georgien Deputirte sandte — den General Washington zum Oberfeldherrn der gesammten amerikanischen Kriegsmacht ernannt (15. Juni). Eine kleine Schar von Freiwilligen hatte durch kühne Ueberraschung die Festen Ticonderago, Crownpoint u. a. eingenommen. Dieses Glück ermunterte den Congreß, eine Unternehmung gegen Canada zu wagen. Von dort aus drohte England mit einem gefährlichen Einfall. Ein mäßiges Truppencorps, unter Montgommery's, und ein anderes unter Arnold's Anführung, brachen in dieses Land ein. Montgommery, unter siegreichen Gefechten, eroberte St.-John und Montreal, und belagerte mit Arnold vereinigt Quebeck. Aber im Sturm auf diese feste Stadt verlor er sein Heldenleben, wodurch Canada für England erhalten blieb. Glücklicher, wiewohl minder blutig, war der Kampf in Virginien und Carolina gewesen. Die englischen Statthalter wurden aus beiden Provinzen vertrieben durch die tapfere Miliz. Schon jetzt bewarb der Congreß sich um die Unterstützung Frankreichs. Franklin (s. d.) durchfuhr den Ocean, um am Hofe König Ludwigs XVI. Beistand zu erwerben. Insgeheim gingen franz. Offiziere und Kriegsgeräthe nach Amerika. Am 4. Juli erschien der Beschluß, wodurch der Congreß die vereinten Colonien für einen unabhängigen und souverainen Staat erklärte. Bald darauf (6. Aug.) wurden die Grundzüge der Föderativ-Verfassung der 13 Verein. Staaten gesetzlich verkündet. Ihre Anstrengungen leitete der General Washington (s. d.). Die Fortschritte der brit. Waffen hemmte der Muth der Eintracht, die öffentliche Meinung in Frankreich und Europa; selbst ein Theil der brit. Nation erklärte sich für die Sache Amerikas. Endlich entschied der Tag von Saratoga, an welchem der brit. General Bourgoyne mit 6000 Mann von den Amerikanern unter General Gates umzingelt und gefangen genommen wurde (16. Oct. 1777), den Rechtsstreit zwischen der brit. Regierung und dem Volke von Nordamerika. Zu spät

bot jetzt England den Frieden an. „Nie solle in Amerika ein
Heer gehalten, oder den Einwohnern ohne Einwilligung ihrer
zialversammlungen eine Steuer aufgelegt werden; ihren Abgeord
solle Sitz und Stimme im Parlament zu Theil werden". Der
wollte nicht sein Vaterland zur Provinz von England machen.
trat Frankreich öffentlich auf Amerikas Seite; Franklin, Silas
und Arthur Lee unterzeichneten den Handels-Schutz- und Hülfsgel
mit Ludwig XVI. (6. Febr. 1779). Vermöge des Familienpa
Spanien (Juni 1779) zu dem Bunde mit Amerika gegen England,
da die Niederländer, zur Sicherstellung ihres gewinnreichen Zwisch
dels mit Amerika, dem von Rußland aufgestellten System der bew
ten Neutralität sich anzuschließen im Begriff waren, erklärte Gro
tannien auch ihnen den Krieg (den 20. Dec. 1780). Jetzt entbr
der Kampf auf allen Meeren und in beiden Indien. England
phirte überall, nur nicht auf dem Boden der Freiheit. Hier fo
Lafayette, Rochambeau, Lameth, Latour-Maubourg und Kosciusko,
Washington begeistert, für Amerika. Bei Yorktown ward der bri
neral Cornwallis mit 6000 Mann von Washington und Roch
(18. Oct. 1781) gefangen. Diese Niederlage hatte, nachdem die
minarien von den Congreßabgeordneten, John Adams, Benj. Fra
John Jay und Henri Laurenz den 30. Nov. 1782 unterzeichnet
waren, den Frieden zu Versailles und Paris (3. Sept. 1783) zur
Die Verein. Staaten von Nordamerika wurden als unabhängig
am 24. Sept. 1782) von England, folglich von ganz Europa anerk
Die Grenzen derselben gegen Canada und Neuschottland wurden
eine für sie sehr günstige Weise bestimmt, und den Amerikanern
Recht der Fischerei auf Terreneuve und im Meerbusen von St.-Lo
eingeräumt. Das Recht der Schifffahrt auf dem Mississippi sollte
Mächten gleichmäßig zustehen. Die Royalisten wurden dem Congr
oder den gesetzgebenden Provinzen — bloß empfohlen; nur sollten
neue Confiscationen oder Verfolgungen stattfinden. Durch diesen
den, der den Freiheitskampf der Colonien mit dem herrlichsten Tri
krönte, trat ein neuer, den Keim großer Dinge enthaltender, Sta
das System der civilisirten politischen Welt ein. Europa schritt
Amerika über. Augenblicklich empfand die Menschheit davon die
nigfaltigste Einwirkung, aber erst die kommenden Jahrhunderte wer
die Unermeßlichkeit der Folgen des großen Ereignisses entwickeln.
glorreich errungenem Frieden wandte der Congreß und alle Provinz
regierungen ihre Sorge der Beförderung der einheimischen Wohlfa
Washington, der große republikanische Held, trat in den Privatstand
rück. Aber eine hochwichtige Angelegenheit blieb zu regeln übrig:
Verfassung des Gesammtstaates. Denn nur lose waren bis jetzt
Staaten zum politischen Ganzen verbunden. Das Ansehen des
gresses schwand mit der dringenden Kriegsgefahr. Der öffentliche
dit, sowie die Sicherheit des ganzen Staates litten dadurch. Die
geklärten Patrioten erkannten das Uebel; Männer, wie Franklin
Paine, hatten durch Druckschriften und praktische Entwürfe die
erleuchtet. Die Frucht davon war eine nach weisen Grundsätzen
stimmte Föderativ-Verfassung, welche 1787 zu Stande kam und
ins Leben trat. Sie suchte den Gefahren der Vereinzelung, wel
loſe Föderalismus nach dem Unabhängigkeitsgeist der Provinzen

d jenen der Despotie, wohin das Unitätssystem durch Errichtung einer einigen Centralgewalt, und daher Zernichtung der Selbständigkeit aller zelnen Provinzen naturgemäß führte, gleichmäßig vorzubeugen. Da- ward zwar Amerika nur zum Bundesstaat oder Staatensystem erklärt d den einzelnen Provinzen überlassen, ihren eigenen innern Staats- rshalt mit selbständiger Gewalt zu regeln. Aber alle großen Inter- en der Gesammtheit, oder welche zum Vortheil Aller eine gleichmä- e Bestimmung erheischen, also vorerst die auswärtigen Verhältnisse, ieg, Frieden und Tractate, dann Land- und Seemacht, auch Handels- hen und Zölle, Münze, Papiergeld, Anleihe, Posten u. a. sollten bloß n der Centralgewalt, d. h. vom Bundes-Congresse ihr Gesetz und ihre ıtscheidung erhalten. Auch sollten Richter für Streitigkeiten zwischen ı Provinzen u. a. die Gesammtheit angehenden Rechtssachen vom Con- esse ernannt werden. (Vgl. d. folg. Art.) Zum ersten Präsidenten s neuen Congresses ward Washington gewählt (1789). Unter seiner ifen Verwaltung sproßte aller Segen der Freiheit kräftig empor. Mit e Bevölkerung stiegen Ackerbau, Gewerbsfleiß und Handel, Staats- ıft und Privatreichthum. Auch Künste und Wissenschaften blühten udig empor, und die sittliche Würde, deren vorzüglichste Grundlage e Freiheit ist, entfaltete ihre herrliche Krone. So köstliche Früchte ıften schon unter Washington, der bis 1797 die allgemeinen Geschäften ıkte. Nachdem er sich von denselben, mit Ruhm bedeckt, zurückgezogen, hrten seine Nachfolger Adams (seit 4. März 1797), Jefferson (4. März 301), Madison (4. März 1809), Monroe (seit dem 4. März 1817), J. . Adams (4. März bis dahin 1829), jetzt Jackson das Staatsruder mit ınlicher Weisheit und Kraft. Einheimische und auswärtige Angelegen- iten wurden offen, rechtlich, würdevoll geschlichtet. Die edelste Staats- nst, die da zuerst das Recht, und nur innerhalb der Sphäre desselben n Vortheil sucht, erschien — ein fast einziges Bild in der Geschichte - fortwährend in herrlichem, und wenigstens nach dem vorherrschenden harakter stets ungetrübtem Glanz, und es zeigte sich zugleich, daß für e Völker (also auch für die Regierungen, wenn sie kein von jenem der ölker verschiedenes Interesse verfolgen) nichts heilbringender, das Fort- ıreiten der Wohlfahrt verbürgender sey, als — Recht und Freiheit. ie durch so weises System gepflegten und erhöhten Staatskräfte setzten merika in Stand, den Stürmen zu trotzen, welche seit dem Beginn r franz. Revolution die ganze civilisirte Welt erschütterten oder be- rohten. Aber bei aller innern Sicherheit erhoben sich durch den wech- lnden Lauf des großen Revolutionsstromes schwere Gefahren von Au- en, welche jedoch der Congreß theils durch Weisheit beschwor, theils urch muthigen Kampf besiegte. Gleich nach eröffnetem Seekrieg zwi- hen England und Frankreich kam das Handelsinteresse Amerikas durch as anmaßende Seerecht der Briten in vielfache Bedrängniß. Auch nnte die sorgfältigste Beobachtung der Neutralität nicht vor bitteren eschwerden beider kriegführenden Theile, und nicht vor lästigen Zumu- ungen schirmen. Verschiedene Conventionen, mit beiden Mächten ge- hlossen (insbesondere den 19. Nov. 1794 mit England, und den 30. Sept. 1800 mit Frankreich), halfen nur unvollständig ab. Indessen er- egte die Abtretung Luisianas an Frankreich, wozu Spanien in einem eheimen Vertrag zu St.-Ildefonso (1. Oct. 1800) sich verstanden hatte, ine große Bestürzung in Amerika. Ein Nachbar, wie Frankreich, flößte

Sorge für die Unabhängigkeit ein. Daher ward der Kauf dieses Landes, welchen der Präsident Jefferson nach emsig gepflogenen Verhandlungen mit dem ersten Consul Bonaparte zu Stande brachte (30. April 1803), mit der lebhaftesten Freude aufgenommen. Auch waren die 60 Mill. Franken, welche Amerika für das nach Umfang, Lage und Handelswichtigkeit unschätzbare Land bezahlte, ein äußerst geringer Preis. Die Erwerbung desselben verwickelte jedoch die Verein. Staaten in Streit mit Spanien, welches anfangs gegen den Verkauf, als seinen Interessen nachtheilig, protestirte, dann aber wegen der zweifelhaften Grenzen desselben gegen Florida bedenkliche Ansprüche erhob. In allen Verhandlungen, während welcher selbst Gewaltthätigkeiten von beiden Seiten vorfielen, ward erst 1819 der Streit durch völlige Abtretung Ost- und West-Floridas an die Verein. Staaten geschlichtet. Äußerst schwierig wurde die Lage Amerikas durch die bei steigender Erbitterung zwischen Frankreich und England gesteigerte Strenge beider gegen den neutralen Handel. (S. Continentalsystem.) Die beiden franz. Decrete von Berlin und von Mailand und die denselben entgegengesetzten engl. Cabinetsbefehle vernichteten jeden neutralen Handel und gaben jedes Schiff unausweichlich entweder dem einen oder dem andern der leidenschaftlichen Feinde preis. In dieser Lage verordnete der Congreß ein allgemeines Embargo auf die eigenen Schiffe (22. Dec. 1807), allem Seehandel dadurch entsagend, weil nur durch so verzweifelte Maßregel das Vermögen der Unterthanen zu sichern oder die äußerste Gewaltthätigkeit zu verhindern war. Man hatte gehofft, so entschiedene Maßregel würde die Kämpfenden zur Erkenntniß ihres Unrechts führen. Allein Frankreich und England verharrten bei ihren empörenden Beschlüssen. Gleichwohl milderte der Congreß das Embargo durch die genannte Non-Intercourse-Acte (1. März 1809), wodurch der Handel mit allen Mächten, Frankreich und England allein ausgenommen; wieder erlaubt, auch nur den Schiffen Frankreichs und Englands der Eingang in die amerikanischen Häfen verboten ward; ein gleich gerechter als würdevoller Entschluß, wodurch jedoch beide kriegende Großmächte sich empfindlich beleidigt glaubten. Gegen England insbesondere ward es mehr und mehr die Stimmung feindselig. Denn außer der Handelsbedrückung hatte die übermüthige Seebeherrscherin sich angemaßt, Matrosen auf amerikanischen Schiffen zu pressen, wenn etwa geborne Engländer oder Deserteure auf denselben sich befanden. Willkürliche Entscheidungen, Verwechselung von wirklichen Amerikanern mit Engländern, fielen oft häufig vor. Die Bürger der Verein. Staaten wurden also persönlich gefährdet durch die anmaßlich unverjährbare Leibherrlichkeit Englands über seine Söhne. Mehre empörende Gewaltthaten geschahen in Behauptung solches Rechtes. Die Verletzung der Person amerikanischer Unterthanen schrie um Rache, und das trotzige Benehmen eines brit. Unterhändlers, Jackson, vermehrte die Erbitterung. Da gab der Congreß die Erklärung (1. Mai 1810), es werde die Non-Intercourse-Acte in Bezug auf diejenigen der beiden Mächte aufgehoben werden, welche vor dem 3. März 1811 ihre drückenden Decrete aufhöbe. Frankreich äußerte sich darauf willfahrend, wofern auch England ein gleiches thäte. Dieses aber zögerte, worauf der Congreß den Krieg gegen Großbritannien erklärte (18. Juni 1812). Nur ein paar Tage später (23. Juni 1812) zwar ward die Zurücknahme der Cabinetsordres in London erfolgt; aber schon zu

Digitized by Google

der Krieg eröffnet worden durch einen Einfall der Amerikaner in Canada; und eine 2jährige Fehde unterbrach den glücklichen Frieden des edlen Freistaates. Der amerikan. Gesandte Russel verließ London den 1. Sept., und England suchte sein angebliches Recht, Matrosen am Bord amerikan. Schiffe zu pressen, durch die Declaration vom 9. Jan. 1813 zu beweisen. Außer altem Hasse und Handelseifersucht aber war das brit. Cabinet am meisten gegen Amerika wegen der von dem Congresse gegen Frankreich gezeigten Vorliebe erbittert. Unterdessen war Admiral Hope schon im Juli 1812 mit 5 Schiffen abgesegelt, um die Häfen der Republik zu sperren. Die Amerikaner hatten ihrer Seits eine Menge Kauffahrteischiffe zur Caperei ausgerüstet, und der tapfere Commodore Rogers nahm viele reichbeladene engl. Schiffe. Ueberhaupt fielen in die Gewalt der Amerikaner in dem ersten Kriegsjahre 218 Schiffe mit 574 Kanonen und 5106 Mann. Dagegen verunglückten zwei Unternehmungen gegen Canada. General Hull drang mit 2300 M. den 11. Juli in Obercanada ein, konnte aber die Verbindung der Engländer und Indianer nicht verhindern, die sich den 17. Juli des Forts Michilimakinak bemächtigten, ihn im Aug. zum Rückzuge nach dem Fort Detroit nöthigten, wo ihn der engl. General Brook mit 700 Briten und 600 Indianern angriff und ihn zwang, das Fort mit 2500 M. und 33 Kanonen zu übergeben. In derselben Zeit ward auch General Wadsworth, der gegen Untercanada auf dem Niagara vordringen wollte, von dem engl. General Sheaffe zurückgeworfen, und mit dem Reste seiner Truppen von 900 Mann zu capituliren gezwungen. Ebensowenig richteten die amerikan. Feldherren 1813 aus, als sie mit 42.000 M. Canada angriffen; denn ihren Truppen fehlte es an Mannszucht und den Anführern an Talenten. Der General Wincheſter, welcher die Vorhut führte, wurde vom Obersten Proctor bei Frenchtown den 22. Jan. überfallen und mußte sich mit 500 M. ergeben. Doch bemächtigte sich den 26. April der amerikan. General Dearborn der Hauptstadt von Obercanada, York, wo sich beträchtliche Magazine befanden. Nun ward der Krieg im Ontario- und Eriesee mit großer Hartnäckigkeit geführt. Proctor wurde den 1. Mai am Miami vom General Clay geschlagen, und Dearborn drang bis zum Fort Erie vor, allein die engl. Flotille auf dem Ontariosee, welche Sir James Yeo befehligte, hielt die amerikan. unter dem Commodore Chauncey von weitern Fortschritten ab. Das Seetreffen am 28. Sept. war nicht entscheidend. Dagegen hatte auf dem Eriesee der Commodore Perry den 10. Sept. die engl. Flotille unter Capitain Barclay zerstört, und die Engländer mußten alle ihre Häfen in Obercanada verlassen. Allein gegen Ende des Jahres sammelte Sir Georg Prevoſt alle engl. Truppen, und vertrieb nach mehren glücklichen Treffen die Amerikaner aus Canada; hierauf bemächtigten sich die Engländer den 18. Dec. des Forts Niagara, welches ihnen den Eingang in die Vereinigten Staaten öffnete. — Unterdessen hatte der Handel Amerikas fast ganz aufgehört. Daher sah sich 1814 der Präsident Madison, bei der allgemeinen Unzufriedenheit des Handelsstandes und bei dem Verfall der Staatseinkünfte genöthigt, die Embargo- und Non-Importationsacte (den 31. März) ganz aufzuheben. Dagegen erklärte jetzt (den 25. April) der brit. Admiral Cochrane die ganze Küste der Union in Blokadezustand. Hierauf unternahmen die Briten mehre Landungen. Im Juli segelte eine engl. Flotte den Potowmac hinauf. Zu gleicher Zeit

hatte der brit. General Drummond, unterstützt von der Flottille des
James Yeo, das amerik. Fort Oswego mit großen Vorräthen zum Ge
bau am Ontariosee zerstört. Als hierauf die Engländer Verstärkung
halten hatten, schlug Drummond, mit dem General Riall vereinig
25. Juli den in Canada eingedrungenen General bei Chipawa (die
länder nannten die Schlacht von den Wasserfällen des Niagara), in
er sich nach dem Fort Erie zurückziehen mußte. — Doch das Ki
Wildeste und Roheste in diesem Kriege führten im Aug. der Vicead
Sir Alex. Cochrane und der General Rob. Roß aus. Sie segelten
lich in den Potowmac, um Washington zu erobern. Roß drang mit
6000 M. gegen dasselbe vor, welches General Winter mit 600
deckte. Aber bei dem ersten Sturmangriff am 24. August drangen
Sieger in die prächtige Hauptstadt ein und zerstörten sie größtent
Man schätzte den Verlust auf 8 Mill. Pf. St. Den 29. schifften sie
mit 206 Kanonen wieder ein. — Indessen hatte Capitain Gordon
Fort Warburton zerstört; er segelte darauf bis Alexandrien, das
29. August capitulirte. Auch hier ward alles öffentliche Eigenthum
den Engländern, so viel die Zeit gestattete, zerstört, und 21 Sch
wurden als Siegesbeute entführt. — Jetzt wollten Cochrane und
eine ähnliche Unternehmung gegen Baltimore ausführen. Die Flotte
sich daher den 11. Sept. an die Mündung des Patapsco vor Anker,
die Truppen landeten am 12. Sept. vier Stunden von Baltimore.
einem Gefecht mit den leichten Truppen der Amerikaner wurde Gen
Roß getödtet; Oberst Brook übernahm den Heerbefehl. Anderthalb St
den von Baltimore stieß er auf ein amerik. Corps von 6000 M.
zerstreute es. Am 13. stand er vor Baltimore. Die Stadt war
Werken umgeben, welche 15.000 M. vertheidigten. Schon sollte der A
griff beginnen, als ein Eilbote vom Admiral die Nachricht brachte,
die Flotte nicht in den Patapsco (an dessen nördl. Ufer Baltimore
eindringen könne, weil die Mündung mit versenkten Schiffen verse
und durch Batterien gedeckt war. Also mußten auch die Landtr
sich zurückziehen. Dieß geschah, ohne daß sie vom Feind beunruhigt
den. — In derselben Zeit hatten die Briten, unter dem Contreadm
Griffith und dem Generallieutenant Sherbrooke, von Halifax in
Schottland aus, einen Landstrich des amerik. Staats Maine zwi
dem Penobscot und dem Grenzflusse St.-Croix im Namen des K.
von England in Besitz genommen. Darauf drang Sir Georg Prev
Generalgouverneur von Canada, am 1. Sept. mit 15.000 M. in
Staat von Neu-York ein. Allein er mußte schon das eroberte Pl
burg am Champlainsee wieder aufgeben, weil die brit. Flottille
dem Capitain Downie am 11. Sept. von der amerik. unter dem C
modore M'Donough zerstört worden war. Ebensowenig gelang de
griff des Generals Drummond auf das Fort Erie; doch verließ
späterhin (den 5. Nov.) die Amerikaner selbst, nachdem sie es gesc
hatten. — Am rühmlichsten bewährte sich die Tapferkeit der Amer
in der Vertheidigung von Neu-Orleans. In der Nähe dieser St
hatte die Flotte des Admirals Alex. Cochrane den 23. Dec. ein
gelandet, welches Sir Ed. Packenham anführte. Am 8. Jan. 1815
es zu einem blutigen Treffen. Packenham fiel und zwei Generale, d
nach einander den Oberbefehl übernahmen, wurden verwundet; nur
Mühe konnte der General Lambert die Ordnung wieder herstellen, u

Digitized by Google

Engländer mußten sich nach einem Verluste von 2000 M. einschiffen. r amerik. General Jackson hatte Neu-Orleans gerettet. Dagegen ge- ng es dem Admiral Cochrane und dem General Lambert, sich des Forts obile in Westflorida (den 11. Febr.) zu bemächtigen. — Da indessen apoleon gefallen, und der erste pariser Friede geschlossen war, so hielt ıgland, um nicht dem wiener Congreß Anlaß zur Einmischung zu ge- n, eine Aussöhnung mit Amerika für räthlich. Auch Amerika — vor- glich wegen Beschränktheit der Geldmittel — sehnte sich nach dem Ende s verwüstenden Kampfes. Also kam in Gent der Friede zu Stande 5. Dec. 1814), welcher die Verhältnisse im Allgemeinen, wie sie vor dem riege gewesen, wieder herstellte, in Betreff der beiden Hauptfragen aber, elche die Fehde veranlaßt hatten, nichts entschied. So groß die Ver- ste, so kostspielig die Anstrengungen in diesem Kriege gewesen (die taatsschuld war während desselben von 45 Mill. Dollars auf 108 Mill. stiegen, während der äußere Handel, die Hauptquelle der Geldmittel, rch die Blokade der Küsten, die traurigste Beschränkung erlitt), so er- lte gleichwohl der innerliche Staat sich in kurzer Frist. Schon 1817 ward r Gesammtwerth der Ausfuhr auf mehr als 87 Mill. Dollars geschätzt, : Handels- und Kriegsmarine waren ansehnlich vermehrt, und, ob- ıon die Staatsschuld noch etwas weiter gestiegen, dennoch alle directen neren Auflagen aufgehoben worden. Den 1. März 1817 gab der Con- eß eine der brit. ähnliche Navigationsacte (s. d.). Uebrigens ußten die Verein. Staaten ihre Würde nicht allein gegen Europa, son- rn auch gegen die Barbaresken zu behaupten. Algier zitterte vor dem eschwader des Commodore Decatur im J. 1816, und ein nordamerik. eschwader kreuzte im mittelländ. Meere, um den Handel der Verein. Staa- n gegen die Barbaresken zu schützen; auch in der Südsee, im Golf von lexico und an den afrikan. Küsten kreuzen nordamerik. Kriegsschiffe, n der Seeräuberei und dem Sklavenhandel, der nach dem neuesten eschlusse des Congresses wie Seeräuberei bestraft wird, zu steuern. ie Streitigkeiten mit Spanien wurden, nachdem der General Jackson reits Pensacola in Ostflorida (1818) besetzt hatte, durch einen Vergleich Washington (22. Febr. 1819) geendigt, nach welchem Spanien beide oridas für 5 Mill. Dollars an die Verein. Staaten abtrat. Diese ben dadurch den Besitz von St.-Augustin und Pensacola, neue treff- he Ausfuhrhäfen am Golf von Mexico, sowie am Canal von Bahama, id Festungen erhalten, welche die Vertheidigungslinie nach Süden hin llenden. — Die Grenzberichtigungen gegen das russ. Nordamerika sind ndigt, sodaß die Union an der Nordküste ein Gebiet am stillen Ocean n 15° (41—56° N. Br.) behielt. Nach dem Grenztractate mit Eng- nd (London, 12. Oct. 1818) macht im Westen des Mississippi bis zu m Felsengebirge, der 49° N. Br. die Grenze des Gebiets der Union. 1 der Geschichte der innern Verwaltung ist der zuerst von Jefferson be- ündete Plan merkwürdig, nach welchem die weiße und die rothe Be- lkerung der Verein. Staaten — Europäer und Indianer — nach und ich verschmolzen und die letztern civilisirt werden sollten. (Mehres rüber enthält der folg. Art.) Endlich haben die Amerikaner auch das genannte Recht ihrer Entdeckung auf die nördlichen Marquesas- oder Washingtonsinseln geltend gemacht, und nach einem blutigen Kriege mit n Einwohnern, von Nukahiwa Besitz genommen. Dagegen befolgt der ongreß in Ansehung der europäischen Angelegenheiten das System der

Digitized by Google

strengsten Neutralität. Er hat in seinen Streitigkeiten mit Spanien die Vermittelung Rußlands abgelehnt, so freundschaftlich übrigens seine Verhältnisse zu dieser Macht sind. Doch trat die Spannung ein, als Rußland durch den Ukas vom Sept. 1821 die Küstenstrecke des westlichen Amerika vom 51° N. Br. an bis zur Behringsstraße hin für russ. Gebiet erklärte und den Seefahrern aller Nationen verbot, mit den Einwohnern dieser Küste Handel zu treiben, oder, Nothfälle ausgenommen, sich ihnen auf 100 Seemeilen (36 Stunden) zu nähern. Doch auch England widersprach und erst durch den Vertrag von St.-Petersburg am 17. April 1827 wurden die Irrungen ausgeglichen. Auch die zwischen den Verein. Staaten und der brit. Regierung schwebende Streitfrage wegen des 1. Art. des genter Friedens wurde von dem Schiedsrichter, dem Kaiser von Rußland, zu Gunsten der erstern entschieden, und England soll an die Verein. Staaten für die während des letzten Kriegs genommenen amerik. Sklaven gegen 2 Mill. Doll. zahlen. Hierauf hob der Congreß 1828 das im Sept. 1820 erlassene Verbot des Handels zwischen den Verein. Staaten und den engl.-amerik. Colonien gegen wieder auf. — Im Allgemeinen weicht das politische System der Verein. Staaten von dem europäischen in seinen Grundsätzen und Ansichten merklich ab, und die Botschaft des Präsidenten an den Congreß bei der Eröffnung desselben am 3. Dec. 1822, bleibt schon in dieser Hinsicht ein diplomatisches Actenstück. Insbesondere erklärte sich der Präsident gegen das sogen. Interventionsrecht (s. d.) eines oder mehrer Staaten in die innern Angelegenheiten eines andern; zugleich erkannte er das Recht der Hellenen, sich von dem Joch der Türken zu befreien, förmlich an. Noch bestimmter erklärte der Präsident Monroe 1824 „daß die Verein. Staaten die Ausdehnung des Systems der heil. Allianz auf Amerika als ihre eigne Sicherheit und ihren Frieden gefährdend betrachten würden". In demselben Sinn erklärte der Präsident Adams 1826, daß man die Besetzung von Cuba und Portorico durch eine andere europäische Macht als Spanien nicht gleichgültig ansehen würde. — Bei dem Entstehen der Freistaaten im span. Amerika nahm die Nation lebhaften Antheil, und viele Amerikaner rüsteten unter der Flagge von Buenos-Ayres und Venezuela Schiffe aus; allein der Congreß hat erst seit 1822 jene Republiken förmlich anerkannt, weßhalb Spanien den Verein. Staaten das bisher bewilligte Seedepot in Minorca nicht länger einräumen wollte. — Um auf den möglichen Fall eines Krieges mit einer europäischen Macht gedeckt zu seyn, werden die Grenzen und Küsten der Union nach einem umfassenden Plane, den der Congreß 1818 genehmigte, befestigt. Auch legte die nordamerik. Gesellschaft am Cap Resado an der Nordwestküste von Afrika eine nordamerik. Colonie von Sclaven an, welche mit der brit. zu Sierra Leone denselben Zweck, die Bildung der freien Neger befördern soll. Sie heißt Liberia (s. d.), und die Einwohner derselben treiben bereits Handel mit Zucker, Baumwolle, Reis, Gummi u. s. w. Die größte Unternehmung aus der Zeit der Verwaltung des Präsidenten Monroe ist der Entwurf, den stillen Ocean mit dem atlantischen Meere zu verbinden (s. hierüber den folg. Art.). Die durchaus friedliche und auf Neutralität gerichtete Politik der Verein. Staaten hat sich in dem Handelsverkehr mit andern Nationen äußerst liberal gezeigt (s. d. folg. Art.). — Auch ward das Geschäft der nach dem 7. Art. des genter Tractats bestellten Commissaire in Ansehung

Digitized by Google

er Verhältnisse der Verein. Staaten und Großbritanniens geendigt nach- em die Bestimmungen der zu Petersburg d. 12. Juli 1822 unter Vermit- elung des Kaisers Alexander zwischen Großbritannien und den Verein. Staaten abgeschlossenen Convention durch eine spätere Uebereinkunft London den 13. Nov. 1826) vollzogen worden waren. In Folge derse- en sind 1.204.960 Dollars von England als die im 1. Art. des genter Friedens versprochene Entschädigung an die Bürger der Verein. Staaten usgezahlt worden. Die Handelsverhältnisse der Verein. Staaten mit Großbritannien unmittelbar (ohne dessen Colonien) wurden durch den Vertrag vom 3. Juli 1815 und den 20. Oct. 1818, auf die Grundlage er vollkommensten Gegenseitigkeit geordnet; nach Ablauf ihrer Dauer ber (am 20. Oct. 1828) nicht wieder erneuert. Doch kam ein vor- äufiges Compromiß in Ansehung der beiderseitigen Rechte auf den Besitz es Landes jenseits des Felsengebirges zu Stande, und die Grenzen bei- er Staaten daselbst wurden durch die Convention am 29. September 827 größtentheils fest bestimmt. Weniger freundschaftlich waren seit dem euen Zolltarif vom 1. Sept. 1828 die Handelsverhältnisse zwischen den Verein. Staaten und den brit. Colonien. — Erwähnung verdient in iesem Zeitraume der Besuch des Marquis de Lafayette. Dieser edle Waffengefährte des unsterblichen Washington würde auf des Präsidenten Monroe Vorschlag, als Gast der Nation, in beiden Häusern am 9. und 10. Dec. 1824 mit Auszeichnung empfangen, und durch das vom Con- greß bewilligte Geschenk von 200.000 Dollars und einem Landstrich von 23.000 Acres Land „für Lafayette's Opfer und Dienste im Revolutions- riege", dankbar geehrt. Zum Andenken an die den 17. Juni 1775 ge- lieferte Schlacht von Bunkershill ward an demselben Tage 1825 in Lafayette's Gegenwart ein Denkmal errichtet. Auch des Generals Ab- reise von Washington am 7. Sept. 1825 wurde von den Staatsbehör- den und den Bürgern auf eine Art gefeiert, welche bewies, daß Repu- bliken nicht undankbar sind. — Im Allgemeinen waren des Präsid. Mon- roe's und seines Nachfolgers John Quincy Adams Verwaltung wohl- thätig für das Ganze; doch wandte sich unter dem Letztern die Opposi- tion der südlichen Staaten der Union (deren Mann der General An- drew Jackson war) gegen die nördlichen gegen die Centralregierung selbst. Dieselbe hatte nämlich in Folge des Gesetzes vom 19. Mai 1828 einen Zolltarif eingeführt, den jene Ackerbauprovinzen als ihre Interes- sen beeinträchtigend und auf ausschließenden Vortheil der fabriktreiben- den nördlichen Staaten berechnet ansahen. Die Anti-Adamisten setzten daher jedes Mittel, und vorzüglich die Presse in Bewegung, um die Wie- dererwählung des J. Q. Adams, oder die Wahl des Mitbewerbers Clay, Jackson's entschiedendster Gegner, zum Präsidenten zu verhindern. Es gelang ihnen, denn bei der Wahl erhielt der General Jackson, welcher schon 1825 sich darum beworben, die Stimmenmehrheit, worauf der Con- greß (11. Febr. 1829) ihn gesetzlich zum Präsidenten und J. C. Cal- houn (aus Südcarolina) zum Vicepräsidenten erklärte. Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß die Männer der Adams'schen Verwaltung, welche zum Theil Jackson's persönliche Gegner waren, ihre Stellen nicht behalten konnten. Er umgab sich daher mit andern als tüchtig erprobten Geschäftsmännern. An des bisherigen Staatssecretairs Clay Stelle trat Van Buren, auf welchen Livingston (aus Luisiana) gefolgt ist. Die

Digitized by Google

Grundsätze, zu welchen Jackson in seiner Verwaltung sich bekannt hat, waren die der Mäßigung und des Friedens in den auswärtigen Verhältnissen, sowie der gänzlichen Enthaltung von jeder Einmischung in die politischen Händel der europäischen Staaten unter sich, um die Ausbreitung des amerikanischen Handels nach den Grundsätzen einer auf Gegenseitigkeit gestützten freisinnigen Handelspolitik zu befördern. Eine Uebereinkunft mit Großbritannien öffnete 1830 den aus den britischen Colonien kommenden Schiffen die Häfen der Vereinigten Staaten, wodurch ein alter Zwist geschlichtet wurde. Die Entschädigungsansprüche, welche die Vereinigten Staaten an mehre europäische Mächte für die ihrer Schifffahrt während des letzten Kriegs zugefügten Nachtheile gemacht hatte, wurden meist durch Verträge erledigt, so mit Dänemark und Neapel; doch ward der am 4. Juli 1831 mit Frankreich abgeschlossene Vertrag, welcher die Entschädigung auf 25 Mill. Francs bestimmte, durch die verweigerte Genehmigung der franz. Deputirtenkammer ein Gegenstand neuer Verwickelungen. Jackson, auf die Würde der Republik erhaltend, führte eine kräftige Sprache gegen Frankreich und veranstaltete Kriegsrüstungen, doch ist England in dieser Angelegenheit als Vermittler aufgetreten. In den innern Verhältnissen stellte Jackson das demokratische Princip der freien Wahlen auf, und schlug vor, die Amtsdauer aller öffentlichen Stellen auf 4 J. zu beschränken. Ungeachtet der Präsident sich streng auf der gesetzmäßigen Bahn hielt, fuhren dessen Adams's und Clay's Anhänger fort, seinen Charakter seine Fähigkeit und Absichten zu verdächtigen, oder sein System als nachtheilig und verderblich darzustellen. Hierzu gaben mehre Lebensfragen der innern Politik vielseitige Veranlassung, insbesondere die über die Fortdauer einer Nationalbank, über den Tarif und über die Streitigkeiten mit den Indianern, deren Stämme, in Folge der indianischen Bill vom Mai 1830, durch Verträge nach und nach auf die rechte Seite des Mississippi zu ziehen bewogen wurden. Die sich gegenseitig anfeindende Stimmung der nördlichen und südlichen Provinzen wurde immer erbitterter. Einige südliche Staaten erklärten, daß sie das Band der Union zerreißen würden, wenn der Norden eine Herabsetzung des Tarifs verweigere. Die Cholera, die 1832 große Verheerungen in mehren Gegenden der Vereinigten Staaten anrichtete, hemmte einige Zeit den erbitterten Streit über das Zollgesetz, und die parteilose Mäßigung, mit welcher der Präsident die verschiedenen Interessen der westlichen und östlichen, der südlichen und nördlichen Staaten auszugleichen bemüht war, sowie die Achtung, welche er der unabhängigen Stellung des Senats und des Hauses der Repräsentanten in dem, freilich sehr langsamen, Gang der Gesetzgebung bewies, und die Weisheit seiner Urtheile und Rathschläge, welche in seinen Botschaften an den Congreß hervorleuchtete, gewannen ihm den Beifall aller Unbefangenen. Persönlich von der Richtigkeit des Grundsatzes der Handelsfreiheit überzeugt, war er für die Aufhebung des Tarifs; allein der Congreß beschloß am 14. Juli 1832 nur eine Herabsetzung desselben. Diese Acte stellte aber die südlichen Staaten nicht zufrieden. Da nun die offene Widersetzlichkeit derselben, besonders Südcarolinas (im Nov. 1832), gegen den letzten Beschluß des Congresses eine kraftvolle Hand in der obersten Leitung erforderte, so ward Jackson am Ende des Nov. 1832 in den meisten Staaten der Union auf's Neue zum Präsidenten gewählt. Seine Botschaft an den Congreß am

Dec. 1832 enthielt einen Rechenschaftsbericht über den bisherigen
ang der Verwaltung und über die neuen Schwierigkeiten ihrer Auf-
be, daß Band der Union zu befestigen. Er sprach versöhnend in Be-
hung auf den Gegenstand des erbitterten Kampfes und ließ eine nahe
erabsetzung der Zölle erwarten. Sodann erließ der Präsident einen
ufruf an die Bewohner von Südcarolina, der in würdiger und kräf-
ger Sprache die Folgen ihres Widerstandes — (sie behaupteten, daß
e gesetzgebenden Versammlungen der Staaten die rechtmäßigen Richter
er die Verfassungsmäßigkeit des Congresses sind und jeder einzelne
taat befugt ist, dieselben für verfassungswidrig und nichtig zu erklären)
r sie und die Gesammtheit schilderte. Die Anhänger der Föderalre-
erung (Kentucky, Neuyork, Virginien, Georgia u. a.) unterstützten
n Präsidenten. Während man in Südcarolina zu den Waffen rief,
n den Rüstungen zu begegnen, die der Präsident angeordnet hatte,
gerte man mit der Ausführung der beschlossenen Maßregeln zur Los-
ißung von der Union, die selbst in der Mitte des Staates Gegner ge-
nden hatte. Endlich kam am 26. Febr. 1833 im Congresse ein neues
ollgesetz zu Stande, nach welchem nach 1842 alle Einfuhrabgaben auf
) Procent herabgesetzt werden sollen, sodaß in den nächsten 8 J. die
ehr als 20 Proc. betragenden Zölle sich alle 2 J. um 10 Proc. ver-
indern und dann in den J. 1841 und 1842 jedesmal die Hälfte des
och vorhandenen Ueberschusses wegfällt. Auf Wollenwaaren wird ein
oll von 50 Proc. gelegt, der auf gleiche Weise herabgesetzt werden soll.
ebleichte und ungebleichte Leinwand, Seidenwaaren und einige andere
rtikel sind schon jetzt abgabenfrei und Opium, rohe Baumwolle, Queck-
ber sollen nach 1842 zollfrei eingeführt werden. Die südlichen Staa-
n wurden beruhigt, und so hatte das Gesetz über die rohe Gewalt ge-
:gt. — Die Angelegenheiten der Indianer waren ein anderer Gegen-
nd verwickelter Streitigkeiten. Die Indianerbill ermächtigte nämlich den
räsidenten, so viel westlich des Mississippi liegendes Land, als noch
inem der bereits gebildeten Staaten gehörte, denjenigen Indianerstäm-
en zu übergeben, die sich zur Auswanderung aus ihren Wohnsitzen ent-
hließen wollten. In dem von den Indianern seither bewohnten Gebiete
ird alles Eigenthum abgeschätzt und vergütet. Zur Ausführung dieses
esetzes wies der Congreß 800.000 Dollars an. Schon früher hatten
treitigkeiten zwischen Indianern und einigen Staaten begonnen. Trotz
n von 1787—1819 geschlossenen Verträgen, überzog Georgia das Ge-
et der in seinen Grenzen wohnenden Cherokesen, um sie der Herrschaft
s Staats zu unterwerfen. Alabama bedrängte gleichfalls die Stämme
seinem Gebiete. Die Indianer wandten sich an die Union, und es
ntstand die Frage, ob die Staaten die Gründung kleiner Indianerrepu-
iken dulden könnten und ob die Union sie schützen müsse. Jackson war
r die Staaten; er sprach zwar gegen die gewaltsame Verdrängung
r Urbewohner, erklärte aber den Indianern, daß sie sich den Gesetzen
s Staats, so lange sie darin lebten, unterwerfen müßten. Die In-
aner fanden eifrige Theilnehmer, als eine Versammlung achtbarer Mä-
r in Neuyork eine Aufforderung an die Bewohner der verschiedenen
taaten erließ, vereint den Congreß zu bitten, er möge die Cherokesen
dem Genusse ihrer volksthümlichen und gesellschaftlichen Rechte nicht
ren, damit Amerika seine Ehre und seinen guten Namen bewahre. Die
egierung von Georgia fuhr indeß in ihrem gewaltsamen Verfahren ge-

gen die Cherokesen fort, ungeachtet ein Ausspruch des Obergerichtshofes der Verein. Staaten sich für die vertragsmäßigen Rechte der Indianer entschieden hatte. Die Union bot den Cherokesen günstige Bedingungen, wenn sie sich zur freiwilligen Auswanderung entschließen wollten, ein fruchtbares und weites Gebiet westlich vom Arkansas, das Recht, einen Abgeordneten in den Congreß zu senden, und die Aussicht als Glied der Union anerkannt zu werden. Die Cherokesen wiesen diese Vorschläge ab und forderten zuvor die Erfüllung der bestehenden Verträge. Mit andern Indianerstämmen wurden Vergleiche abgeschlossen; so mit einigen indischen Stämmen in Ohio, die ihre Ländereien verkauften und über den Mississippi zogen. Vielfach gereizt und bedrängt, griffen 1832 einige Stämme, die Sack- und Fuchsindianer am Illinois, zu den Waffen und plünderten das Grenzgebiet der Weißen. Sie führten tapfer den Krieg unter ihrem Häuptlinge, dem schwarzen Falken, und nur nach blutigen Anstrengungen gelang es den Amerikanern, sie zu besiegen. — Die Bankangelegenheiten der Bank (s. über sie d. folg. Art.) sind in eine verderbliche mißvolle Verwickelung gerathen. Mit dem Verkehr des Volkes in allen Staaten des Bundes verflochten, hat sie einen bedeutenden Einfluß gewonnen, der ihr Freunde und Beschützer unter der vermögenden Volksclasse sichern konnte, und sie mag auch bei der herannahenden Erlöschung ihres Freibriefes (1836) alle Hülfsmittel benutzt haben, ihren Anhang zu verstärken. Die Frage über die Erneuerung dieser Anstalt wurde 1832 von dem Congreß günstig für sie entschieden, von Jackson aber Antrag aber verworfen, weil das Vorrecht der Bank ein Monopol sei und die ausländischen Actieninhaber in einem Kriege ihren Einfluß zum Nachtheile der Union gebrauchen könnten, zudem sey es eine Frage, ob die in der Bank niedergelegten Staatsgelder gesichert seyen, weßhalb er den Entschluß faßte, dieselben aus jener zu entziehen, und ihn auch wirklich am 18. Sept. 1833 ausführte. Dieß war die Losung zu einer allgemeinen Lähmung des Verkehrs. Die Directoren der Bank übergaben dem Congreß eine Schrift über die Lage ihrer Angelegenheiten. Der Präsident aber sprach in seiner Botschaft an den Congreß im Dec. 1833 seine Anklage gegen die Mißverwaltung der Bank und ihre Einwirkung auf die Wahlen entschieden aus. Im Febr. 1834 brachte Webster, eines der einflußreichsten Oppositionsmitglieder, den Bericht des Finanzausschusses vor den Senat. Er mißbilligte die Maßregel der vollziehenden Gewalt, die Zurücknahme der Staatsgelder hätte nur allmälig geschehen sollen, sie hätte verschoben werden können und nicht ohne Genehmigung des Congresses stattfinden dürfen. Die Geldaristokratie, durch die Bank vertreten, stand der demokratischen, den Jacksonisten, gegenüber, zu welcher die kleinen Eigenthümer und die arbeitende Classe gehören. Im Hause der Repräsentanten war letztere überwiegend. Schon im Anfange des März erklärte sich der Ausschuß, dem die Berathung über diese Angelegenheit oblag, für seine Maßregeln und gegen die Erneuerung der Bank. Im Senat aber ward am 28. März auf Clay's Antrag mit einer Mehrheit von 10 Stimmen beschlossen, daß die vom Schatzsecretär vorgelegten Gründe für die Zurücknahme der Staatsgelder aus der Bank ungenügend seyen, und mit einer Mehrheit von 6 Stimmen, daß sich der Präsident in dieser Angelegenheit eine Gewalt angemaßt habe, die ihm nach den Gesetzen und den Bestimmungen der Constitution nicht zustehe und beiden zuwider sey. Das Haus der Repräsentanten beschloß

agegen, aber nur mit einer Mehrheit von 15 Stimmen, daß die Staats-elder nicht an die Bank zurückgegeben werden sollten. Der Präsident rließ am 17. April an den Senat eine Verwahrung, worin er denselen einer Ueberschreitung seiner Befugnisse beschuldigte und den gefaßten Beschluß einen verfassungswidrigen Angriff nannte. Wenige Tage nachher aber, am 21. April, erließ er eine mildernde Botschaft. Noch ber sind beide Zweige der gesetzgebenden Gewalt in ihren Beschlüssen neinig, obgleich der Zwiespalt zwischen ihnen, bei einer starken Minorität im Hause der Repräsentanten, nicht so entschieden hervorgetreten t als zwischen dem Präsidenten und dem Senat. Die Aufregung im Volke stieg. In Neuyork geriethen am 10. April die Anhänger des Präidenten und die Partei der Bank bei Gelegenheit der Wahl des oberen Stadtbeamten in offenen Kampf, der zwar mit großer Erbitterung eführt ward und Gewaltthaten herbeiführten, aber bald durch die bewaffneten Bürger die Ruhe wiederhergestellt wurde. — Man vgl. folg. Schriften: D. Mohl's „Bundesstaatsrecht der Verein. Staaten"; die on einem Deutschen in Philadelphia, Rivinus (Leipz. 1826) herausgeg. „Atlantis"; D. Röding's „Amerik. Miscellen"; die Staatensysteme Europas und Amerikas, seit 1783", vom Hofrath Pölitz (Leipz. 1826, 3 Thle.); Sandford's „Hist. of the United states before the revolution" Philadelphia 1819); Barbarour's „Résumé de l'histoire des Etats-Unis d'Amérique" (2. Aufl., Paris 1824); Widemann's Versuch: „Die nordamerikan. Revolution und ihre Folgen" (Erlangen 1826); die aus rchival. Quellen bearbeit. „History of Massachusets", von 1764—75, on Alden Bradford (Boston 1822), wichtig zur Kenntniß des Anfangs er nordamerik. Revolution; auch Henry Lee's „History of the war of he revolution in the southern departem. of the United states"; ferner es russ. Staatsraths v. Poletica „Skizze der innern Lage der Verein. Staaten und ihre polit. Verhältnisse zu Europa" (aus dem Franz. von inem Amerikaner, Boston 1826); „The diplomacy of the United states" Boston 1826); E. Siddon's: „Die Verein. Staaten von Nordamerika nach ihren polit., religiös. u. gesellschaftl. Verhältnissen" (Tübing. 1827, 2 Thle.); Holmes's „Annals of America" seit Colombo (2 Bde., 2 A., Cambridge 1829); Hugo's „Jahrb. der Gesch. von Amerika" (Karlsr. 1829); Pitkin's „Polit. and civil hist. of the United States from 1763 to 1797, with a summary view of the N.-Amer. colon. prior of that period. (2 Bde., Newhaven 1828); Leboucher's „Hist. de la guerre de l'indépendance des Etats-Unis" (2 Bde., m. einem Atlas, 2. A., Paris 1830) u. m. a. Die neueste Geschichte der Verein. Staaten ist in der zu Neuyork erscheinenden Zeitschrift: „The American annual register" enthalten.

Vereinigte Staaten von Nordamerika liegen von 253° 25′ —310° 58′ O. L. 24° 55′—52° 20′ N. Br. und grenzen im N. an Neuschottland, das britische und freie Canada, im W. an das stille Meer, im S. an den mexicanischen Meerbusen und Mexico, im O. an das atlantische Meer und Neubraunschweig. Nach dem Floridavertrag mit Spanien vom 22. Febr. 1819 ist die Grenze zwischen den beiden Staaten westwärts von Mississipi von dem Golf von Mexico an der Mündung des Sabineflusses längs der Westküste desselben bis 32° Br., dann von Rio roro (rothen Fluß) bis 100° L. westlich von London und 23° von Washington, dann bis zum Fluß Arkansas bis zu dessen O. 42°

N. Br. und bei dieser Parallele bis zur Südsee. Die Größe beträgt 113.800 QM. Auch gehören zum Gebiet des Freistaats die Inseln, welche innerhalb 20 Seemeilen von den Küsten abliegen, mit Ausnahme der neuschottländischen Inseln. Da Rußland dem Freistaat seine Ansprüche auf die im stillen Meere südlich von 56° N. Br. liegenden Länder abgetreten, und England dasselbe in Beziehung auf jene Länder gethan hat (29. Sept. 1827), so hat der Freistaat am stillen Meere ein Gebiet von Umfange von fast 15 Breitengraden. — Vier parallellaufende Gebirgsreihen, blaue, Nord-, Allegany- (Allegueny d. i. endloses Gebirge) und Laurel-Mountains, die zusammen den Namen der Apalachen von einem Indierstamme oder nach ihrer höchsten Reihe des Alleganys führen, durchziehen das Land vom Ausfluß des St.-Laurenzflusses bis an den mexicanischen Meerbusen, geben dem Lande eine östliche und westliche Abdachung und verbreiten mehre Aeste. Der nördlichste Anfang der ganzen Gebirgskette beginnt an der Mündung des St.-Lorenzflusses und heißt des Magdalenen- und Unserer lieben Frauengebirgs, läuft an der Grenze von Maine nach S. W., durchzieht u. d. N. Green Mountains (grüne Berge) Vermont und in der 2. hohen Kette, dem weißen Gebirge (White Mountains) Newhampshire (71° 20′ W. L. von Greenwich 44° 15′ N. Br., 150 M. von Boston, die höchste Spitze ist der Zuckerhut oder Washingtonsberg, indisch Agiocochook, 6000 F. über dem Meere, über ½ Jahrs mit Schnee bedeckt) läuft in derselben Richtung bis zum Staate in Neuyork an den Quellen des Delaware und theilt sich hier in zwei parallele Ketten, die durch Pennsylvanien, Maryland und Virginien nach Nordcarolina ziehen. So heißt in Pennsylvanien eine der östlichen Ketten die blauen Berge und im S. Tuskaroragebirge; hinter ihm liegt das Tusseys- und Jacksgebirge und dann das Allegany; in Virginien die O. die blaue Reihe, hinter ihr das Süd-, Nord-, Allegany- und Laurelgebirge. Sie vereinigen sich alle wieder zwischen Virginien und Nordcarolina, wo sie sich in die Aeste Cumberland, der westlich nach Tennessee zieht, und Groß-Eisengebirge (Great Iron) theilen, der sich an das apalachische Gebirge schließt, das im N. Georgiens westlich zum Mississippi streicht. Die mittlere Höhe dieser Gebirge ist 2556 F.; die höchste Spitze ist der 6000 F. hohe Berg Washington im weißen Gebirge. Der Catskill in Newyork ist 3417 und der Killington in Vermont 3327 F. hoch. Die höchste Spitze des Allegany in Pennsylvanien ist etwa 1240 F. Der Tafelberg im District Pendleton in Südcarolina hat einen senkrechten Abgrund von 600 F. Das Gebirge ist immer 18—25 geogr. M. breit und theilt mit dem Mississippi den Staat in 4 lange, meist nach S. laufende Landesstrecken. Das atlantische Küstenland nimmt von N. nach S. in der Breite von 12—42 M. zu, ist von N. bis Long-Island fast durchaus bergig, mit hohen, steilen, felsigen Küsten und Felsenriffen; überall herrscht der Granit. Von Long Island südlich bis Florida ist flaches Sandgestade und bis tief ins Land reiner, in der Nähe des Gebirgs mit Thon und Kies gemischter Sand, eine meist stark mit Nadelwäldern versehene Landesstrecke. In dem 18—25 M. breiten Gebirgslande sind diese Gebirge oben flach, besonders die blaue Reihe und bilden geräumige Plattformen mit schroffen Abhängen. Der Allegany ist Sandstein. Fast überall machen schöne Waldungen die Gebirgsdecke. Das östliche Mississippigebiet (auch, obgleich jetzt unrichtig, das westliche und hintere Land genannt) ist von den Apalachen nach

an anfangs bergig, steinig und mit Tannen, Fichten, Cedern, Stechpalmen, Cypressen bedeckt; dann folgen sehr fruchtbare, fast steinlose Gegenden; bis zum Ohio ist abwechselnd Gebirgsland und herrlicher Boden in den Thälern und Ebenen, mit Waldungen von Eichen, Nuß-, Tulpen-, Eschen-, Zuckerhornbäumen, Fichten, Cedern, wilden Pflaumen und Kirschen, Roßkastanien, Sycomoren, Acacien, Sumach, wilden Weinreben ꝛc., und vom Ohio nördlich bis zu den Seen ebenes, wellenförmiges, hochliegendes Land, mit fruchtbarem, thonigem und wenig angebautem Boden und (mit Ausnahme der Gegend zwischen dem Wabasch und Missisippi) Waldungen. Das westliche Missisippigebiet oder Luisiana ist flach, sehr fruchtbar und nur an einzelnen Punkten am untern Missuri und Missisippi (wo ein theils morastiges, theils sandiges, theils fruchtbares Delta ist) und am rothen Fluß angebaut, aber mit herrlichen Waldungen bedeckt. In der ebenen Gegend des Arkansas und des rothen Flusses (Nebenfluß des Missisippi) ist 38° Br. eine Hochebene oder Plattform, die südwestlich bis in die mexican. Besitzungen mit dem Allegany parallel läuft. Im N. W. an den Quellen des Missuri ist Gebirgsland. Die Rockygebirge im W. haben Berggipfel von 13.000 F. Höhe; der 11.500 F. hohe Pik James (von dem Botaniker und Geologen benannt, der 1819 die Untersuchungsexpedition von Pittsburg nach den Felsengebirgen unter dem Major Long und Capitain Bell begleitete). — Die hervorspringendsten Vorgebirge sind: Cod in Massachusets, May in Neujersey, Charles und Henry an der Chesapeakbai, Fean in Nordcarolina; außer diesen Ann, Bald Head, Elisabeth, Small Point, Pemaquid Point, Skuttok, Point, Hinlope u. s. w. Hin und wieder sind bedeutende und merkwürdige Höhlen. Am Ohio, dem wichtigsten Handelscanal des westlichen Gebiets, finden sich die ungeheuern und noch unerklärten Mammuthsknochen und die Ruinen alter amerikan. Festungen. So hat man in den Bezirken Pompeji und Camillus, im Lande Onondaga, eine Kette Festungswerke im Süden des Eriesees bis Pennsylvanien und a. a. O. entdeckt. Merkwürdig ist die große Salzebene, die 230 engl. M. südwestlich vom Fort Osage zwischen 2 Aesten eines kleinen Arms des Arkansas liegt und einen Umfang von 30 engl. M. hat. Bei heißem trockenen Wetter ist diese Fläche 2—6 Zoll dick mit einer schönen weißen Salzrinde bedeckt und gleicht einem glänzenden beschneiten Felde, wenn es geregnet hat. Nicht frei ist endlich das Land von Erderschütterungen, besonders in Neuyork und Pennsylvanien. — Das Klima ist dreierlei: 1) kaltes im N. über den Hudsonfluß; da herrscht strenger Winter mit scharfen Nordwinden, die Schnee und heftigen Frost bis in den April herbeiführen; der Sommer ist besonders im August drückend; 2) mittleres, im S. bis an den Fluß Potowmak, mit strengen Wintern und drückendem Sommer, aber sehr häufigen und plötzlichen Abwechselungen von Hitze und Kälte; 3) warmes im S., wo die Winter immer milder und zuletzt ganz unbekannt werden. In Georgien ist das Klima so heiß, daß man im Sommer Eier auf dem erhitzten Sande sieden kann. Auch sind die im W. der Gebirge liegenden Gegenden weit milder, als die an der Küste. Daher auch die Luft im W. weit gesünder, als im Osten. Der Unterschied zwischen der Küste von 41—45° N. Br. und in derselben Parallele in Europa soll 10° betragen, da Amerika im Winter kälter und im Sommer heißer ist. Eine, besonders seit 1793 verbreitete Krank-

Digitized by Google

heit, das gelbe Fieber, entsteht niemals im Freistaat von selbst, sondern kommt stets von Westindien, z. B. 1819 von Havanah. Auch hat jüngst die Cholera in vielen Gegenden geherrscht. Die Extreme von Hitze und Kälte sind außerordentlich. Im heißen Wetter empfindet man etliche Tage nach einander kein Lüftchen, und in den Nächten wird man von Muskiten und Wanzen gequält, deren Plage durch Heimchen, Heuschrecken und Frösche noch vermehrt wird. Auf viele unerträglich heiße Tage folgt vielleicht ein fürchterliches Gewitter, das ganze Getreidefelder zerstört und die Erde überschwemmt. Dann bricht die Hitze wieder doppelt so heftig aus, als vorher, und verursacht hitzige und kalte Fieber und Dysenterien, die seit etlichen Jahren eine entsetzliche Verwüstung angerichtet haben. Ebenso kalt ist dagegen der Winter. Das Wasser gefriert ein paar Ellen von einem großen Feuer in 10 Minuten und auf der Straße in 2 Minuten. In Amerika regnet es drei Mal soviel, als in denselben Breiten von Europa, obgleich das Erdreich an etlichen Orten oft durch anhaltende Dürre leidet. Doch sind nach dem bessern Anbau die Jahreszeiten veränderlicher geworden und der Frühling und Herbst ist äußerst angenehm. Im Ganzen ist das Klima ungesund und zerstörend für europäische Körper; daher herrschen auch Fieber und Rheumatismen aller Art und die Schwindsucht ist nicht selten. Eine blasse Farbe der Abzehrung, besonders beim weiblichen Geschlecht, starrer Blick, spitziges Gesicht und grober Knochenbau charakterisiren den Nordamerikaner. Die Baien, Seen und Flüsse nehmen 51 Mill. Acres Fläche ein. Von Baien sind besonders bekannt: Ipswichbai, Massachusetsbai, Ponobscot, Frenchmansbai, Narragansetbai, Buzzard- und Codbai in Massachusets, Longislandsund zwischen Long Island und Connecticut, Delawarebai neben Delaware, Chesapeakbai neben Maryland und Virginien (58 geogr. M. lang, 2—8 M. breit, 1.700.000 Acres), Panticosund an Nordcarolina, der Mexicobusen mit dem See Pontchartrain an der Mündung des Mississippi und dem merkwürdigen Golfstrome ꝛc. Von den großen Seen an der Nordgrenze gehören der Michigan ganz, und der obere, Erie-, Huron- und Ontariosee zur Hälfte zum Gebiet der Staaten (der Superior hat im Umfang 1525, der Huron 1100, der Michigan 945, der Erie 650 und der Ontario 430 Meilen); ferner: der Wald- und Regensee, Moosehead in Maine, Georgsee mit dem 17 M. langen Champlain verbunden, Seneca, Winipissioketsee mit vielen Inseln, Umbagog, Squam, Sebago oder Inbago, Uramana, Codessicontisar, Chenosbet, Kawaluk, Oneidasee ꝛc. Die Flüsse: 1) der Mississippi (s. d.), er ergießt sich unterhalb Neuorleans in den mexicanischen Meerbusen. Die beiden Ufer des Mississippi bestehen in einer Ausdehnung von 300 Stunden aus Schlamm und Baumstämmen, und bilden einen Damm von 12—16 Höhe über dem anliegenden Boden, der nur Sumpf und Morast ist. Schon in der Entfernung von 550 Lieues von seiner Mündung werden Schiffe gebaut. Der Mississippi nimmt links auf den St.-Croix, Chepeways, Disconsin, Illinois (der den Mississippi mittelst einer kleinen Landfahrt und des Flusses Amplain mit dem See Michigan und so mit der ganzen Seekette verbindet; er ist mit seinen Armen 3000 engl. Meilen schiffbar), Ohio (s. d.), Yazu, Aumo und Perlfluß: rechts den Gänsefluß (Goose river), St.-Peter, Moine, Missuri (der seit 1819 mit Dampfschiffen befahren wird), Arkansas und den 2800 M. langen und 800 M. schiffbaren rothen Fluß; mehre Nebenflüsse des Ohio sind schiff

ar und verbinden ihn mit den Seen Erie, Ontario ꝛc. Der tiefe und reißende, aber über 700 deutsche M. schiffbare Missuri entsteht in N. W. im Hauptscheidegebirge und nimmt auf links den ersten und zweiten Sioux (beide schiffbar), Madaway, den großen Fluß, den großen und kleinen Charleton, und rechts den platten Fluß (der über 2000 engl. M. lang und an seiner Mündung 600 Yards breit ist und auf der Gebirgskette entsteht, von der auch der Missuri, Rio del Norte und der Colorado von Californien herkommen, Arkansas, Osages oder Fluß der großen Bebeine, Yellow-Stone; letzterer entsteht in einem See auf dem Felsengebirge, ist bis zu seiner Mündung 850 M. schiffbar und oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Big-Horne 5—800 Ruthen und an manchen Orten 1 engl. M. breit; er ergießt sich 48° N. Br. von der Stadt Washington in den Missuri. Dieser Missuri ist vor seiner Vereinigung mit dem Mississippi schiffbar 3000 engl. M. ohne Unterbrechung, ausgenommen die bei den Wasserfällen; von den Hauptflüssen, die er aufnimmt, ist der Yellow-Stone schiffbar 1200, Osage 600, Chayenne 1000 Meilen. Der kleine Fluß Amplain bildet eine natürliche Verbindung zwischen dem Michigansee und dem Mississippi. Durch Kunst kann diese Verbindung zwischen der nördlichen und südlichen Straße für den innern Handel der Verein. Staaten von großem Nutzen werden. 1804—1806 hat der Congreß eine Expedition unter dem Capitain Lewis und Clarke angestellt, um eine Verbindung mit dem stillen Meere zu finden. Das Resultat ist: vom Zusammenfluß des Missuri und Mississippi, bis nach dem stillen Meer hat man einen Weg von 3555 engl. oder 600 deutschen M. gefunden. Der Weg führt durch den Missuri bis unter die großen Wasserfälle, 2575 engl. M. von da zu Lande über das Felsengebirge bis zu einem schiffbaren Theil des Kustusko 340 M., dann 73 M. auf diesem Fluß, von da 154 M. auf dem Fluß Lewis, wo man nach dem Fluß Columbia kommt und 313 M. bis zu seinem Ausfluß ins stille Meer hat, drei Mal von Wasserfällen unterbrochen wird, weßhalb man einmal 200 Schritt und das zweite und dritte Mal jedesmal 2 M. zu Lande gehen muß. Auf dem Columbia finden man die Ebbe und Flut 138 engl. M. vor seiner Mündung, große Schaluppen können bis dahin sicher fahren und Schiffe von 300 Tonnen Gehalts bis 125 M. vor der Mündung. Der Missuri ist 3069 engl. M. für ziemlich große Fahrzeuge schiffbar; wo das Fahrwasser aufhört, beginnt der Jefferson, der 248 Meilen weit befahren wird; dann macht man 340 M. zu Lande bis an den schiffbaren Nebenfluß des Columbia, den Kuskusko (sodaß die Quelle beider Flüsse, deren einer sein Wasser ins stille Meer, der andere in der mexicanischen Meerbusen sendet, nur eine engl. M. von einander entfernt sind); 200 M. von diesem Landweg lassen sich ohne Schwierigkeiten zurücklegen; nur 140 M. muß man über schreckliche Gebirge klettern, wovon eine 60 M. weite Strecke mit ewigem Schnee bedeckt ist; der Wasserweg aber den Columbia und seine Nebenflüsse hinab ins stille Meer hat wenig oder keine Schwierigkeiten; überall findet man Pferde, Pelzthiere, Baumwolle, Kräuter, eßbare Wurzeln, köstliche Fische und zahlreiche friedliche und einigermaßen cultivirte Eingeborne. In der Bai Columbia ist eine Colonie errichtet worden, die in der Folge vielleicht einen beträchtlichen Handel mit verschiedenen Staaten des östlichen Amerika eröffnen und überhaupt zwischen dem Missuri und dem Columbia oder zwischen dem atlantischen Meere eine Verbindung veranlassen

Digitized by Google

wird. 3) Der Connecticut, Grenzfluß zwischen Vermont und Newhampshire, geht durch Massachusets und Connecticut, entspringt auf den weißen Bergen in Canada, ist einige 100 M. lang, bei seinem Ausfluß 4 M. breit, und fällt 44° W. L. ins Meer. Er hat 5 Wasserfälle, tritt im Frühjahr wegen des auf den Gebirgen geschmolzenen Schnees stark aus und nimmt 500 Flüsse auf, z. B. den Amooneſub, Millers-River, Ashcabee-River, Deerfieldfluß. 3) Hudson oder Norehfluß in Neuyork fließt fast parallel mit dem vorigen von N. nach S., erweitert sich von einigen Ruthen zuweilen zu 6 M. Breite, drängt sich öfters durch Felsklüfte, und fällt endlich durch die Neuyorkbai ins Meer. Durch den Mohawk in N. ist er mit dem See Ontario verbunden. 4) Delaware in Neuyork, der Grenzfluß zwischen Pennsylvanien und Neujersey, in Richtung des vorigen, hat Wasserfälle, zum Theil sehr hohe Ufer, und bildet an seinem Ausfluß die Delawarabai, die 8 M. lang, bei ihrem Ausfluß 3 M. breit ist. 5) Susquehannah entspringt auf dem alleghanischen Gebirge, hat hohe bewaldete Ufer, viele Inseln und Felsen und ist 3 M. von seiner Mündung in die Chesapeakbai für große Schiffe fahrbar. 6) Potownak zwischen Maryland und Virginien, entspringt auch auf dem alleghanyschen Gebirge, ist für große Schiffe fahrbar und fällt auch in die Chesapeakbai. 7) Rappahanok entspringt auf den blauen Bergen, ist meistens eine Stunde breit, ergießt sich ebenfalls in die Chesapeakbai. 8) Fluvannafluß fließt nach O. und heißt bei seinem eine M. breiten Ausfluß James. 9) Savannah, zwischen Südcarolina und Georgien; hat starke Fälle, einen sehr reißenden Lauf und strömt unter 34° N. B. ins Meer. 10) Atamaha oder St.-Georg in Georgien, entspringt auf den Gebirgen der Creeks, hat einen sanften Lauf und fällt unter 31° Br. ins Meer. 11) St.-Marysfluß, der südliche Grenzfluß gegen Florida. An den Küsten sind unzählige Sumpf- und Moraſtgegenden, an dem ganzen Gestade von 100 Meilen Umfang. — Der Anbau des Landes ist ein Triumph des beharrlichen und verständigen Fleißes unter dem Schutz der Freiheit und der Ordnung. Das Gewerbe des Ackerbauers hat allgemeine Achtung und Theilnahme gewonnen, der Ehrgeiz des Landmanns ist gesteigert, und die Mittel, sich über alle das Gedeihen des Ackerbaues betreffenden Gegenstände zu unterrichten, sind ihm zugänglicher gemacht worden. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind, aus dem Pflanzenreich: ungeheure Wälder; der vor dem Gebirge liegende Sandboden Virginiens, der Carolinen und Georgiens enthält Nadelwälder und Tannen, liefert Masten von 100 Fuß liefernd, Fichten, Weymouths- und Pechkiefern (oft an 200 F. Höhe, Sprusselfichten, Lerchen, Cedern, Cypressen; mit ihnen auf dem Gebirge bedecken das Gebirge bis in die Mitte von Neuyork und westlich bis ins Gebirge des Mississippi Laubhölzer von Eichen, Buchen, Ahorn, Nuß-, Maulbeer-, Pflaumen- und Kirschbäume, Akacien, Eschen, Birken, Pappeln, Roßkastanien, Sumach, Magnolia (80 F. hoch), Tulpenbäume bis 100 F. hoch, Sassafrasbäume ꝛc.; nördlich folgt wieder Nadelholz bis über Connecticut und Vermont; man kennt 26 Eichen-, 4 Tannen-, 10 Fichtenarten; außerdem Mahagoni-, Heuschrecken-, Biber-, Gurken- und Erbsenbäume, Balsamtannen, rothes Farbeholz und reicher Gewinn an Theer, Pech, Masten, Stabholz, Perlasche, Pottasche, Terpenthin u. s. w.; Gummibäume, Zuckerahornbäume (von denen 1830 in Vermont 1.200.000, in Ohio 3 Mill., in Kentucky 2½ Mill., in Virginien 1¾ Mill., in Pennsylvanien 1 Mill. ꝛc.

Digitized by Google

aupt $9^1/_2$ Mill. Pf. Zucker gewonnen wurden), Obstbäume, besonders
epfelbäume (mit Cidergewinn), vorzüglich guter Taback (besonders in
irginien), Indigo (besonders in Südcarolina), Flachs, Hanf, Zucker
außer dem Ahornzucker auch otaheitisches Zuckerrohr, in den südlichen
rovinzen; in Luisiana ist neuerlich ein Capital von 20 Mill. Dollars
u Zuckerpflanzungen angelegt worden; in Georgien ist die Zuckergewin-
ung ebenfalls sehr beträchtlich; in Luisiana wurden 1827 20 Mill.
Pf. gewonnen; überhaupt ist in Luisiana, am Mississippi, Missuri und
Ohio der Zuckerbau ein Verbesserungsmittel der Moräste, die sonst noch
änger nicht abgezapft und zum Anbau benutzt worden wären), Wein-
töcke (besonders von den schweizerischen Colonisten am Ohio und Ala-
ama gebaut), Weizen, Mais, Reis (seit 1693, besonders in den südl.
Staaten) u. a. Getreidearten (durch die Ackerbaugesellschaften zu Neu-
ork, Boston, Philadelphia ꝛc. sehr veredelt), herrliche Futtergräser, Krapp,
Hinseng (Kraftwurzel), Färbekräuter, Storaxbäume, Hülsenfrüchte, euro-
äische Gartengewächse, Theestauden (aus China eingeführt, in Luisiana
n Hinsicht des Geschmacks dem chinesischen ähnlich), Kartoffeln. Der
Anbau der Baumwolle, nebst dem Taback das wichtigste Erzeugniß der
üdlichen Staaten, ist in neuern Zeiten ungemein gestiegen. Die Pflanze
cheint einheimisch in Amerika zu seyn; die feinste Baumwolle, Sea Is-
and genannt, wächst auf sandigen Inseln nahe an der Küste und auf
Niederungen am Meere, und wird nach England ausgeführt, die grö-
ere, Upland cotton, tiefer landeinwärts. Seit 1793, wo Whitney eine
Maschine zur leichtern Absonderung der Wolle von dem Samen erfand,
at der Anbau in den südlichen Staaten immer mehr zugenommen.
Schon 1825 wurden jährlich 369.529, 1829 aber 870.415 Ballen ge-
onnen. Der jährliche Ertrag der Baumwolle in den Verein. Staaten,
er 1816 auf 68 Mill. Pfund geschätzt wurde, stieg 1832 auf 376 Mill.
Pfund. Ungeachtet des gesunkenen Preises, ist der Anbau doch so ein-
räglich, daß das darin angelegte Capital 15—20 Procent gewährt,
nd der große Reichthum der südlichen Staaten hier seine Quelle hat.
Der Seidenbau wird in mehren Gegenden ermuntert, und sowohl der
chwarze als der die beste Nahrung gewährende weiße Maulbeerbaum
äufig angepflanzt. Das Klima ist fast in allen Staaten dem Anbau
ünstig und bereits seit vielen Jahren wurde in Georgia und Connec-
icut Seide gewonnen, die jedoch geringer als die europäische war. Es
ind in neuern Zeiten Vereine zur Veredlung dieses Culturzweigs gestiftet
orden. Von einem derselben, der Philadelphia silk society, eingeladen,
am 1829 D'Homergue, der Sohn eines Seidenfabrikanten aus Nismes,
ach Philadelphia, wo er junge Mädchen im Abhaspeln der Cocons
nterrichtete. So wurden 50 Pfund Rohseide gewonnen, wovon ein
Theil zu einer Nationalflagge verwendet wurde, die man dem Hause
er Repräsentanten überreichte. Die durch diese Bemühungen gewonnene
Seide soll Vorzüge vor der französischen und italienischen haben. In
Frankreich und Italien braucht man 12 Pfund Cocons zu 1 Pfund Roh-
eide, in Amerika nur 8 Pfund. Bei diesen günstigen Aussichten wer-
den bald Seidenmanufacturen in Amerika entstehen. Aus dem Thier-
reich haben die Verein. Staaten rothe Tiger, schwarze, Wasch- und
Wolfsbären, Cuguar oder amerikan. Panther, Füchse, Wölfe, Luchse,
Elenthiere, Büffel, Biber, Stinkthiere, Fischottern, Mardern, Hermeline,
Damhirsche, Hasen, Bisonochsen, Hirsche, Stachelschweine; Rindvieh

(1832 3.690.000 Stück), Schafe (auch viele Merinoschafe; über
½ Mill.), Schweine, Pferde (1832 1.340.000), Esel, Ziegen, Ma
(1818 an den Gestaden des Mississippi entdeckt, sanftmüthige und ge
Thiere, welche die Stelle der Pferde vertreten können), Bienen, w
die ersten Ansiedler aus Europa nach Amerika brachten, haben sich
wild durch alle Länder verbreitet, und die Indianer glauben, daß,
Bienen sich zeigen, die weißen Leute bald nachkommen; zahmes und
des Geflügel, Falken, Geier, Adler, Pelikane, wilde Kalkuten und
hähne (zu 40 Pf. schwer und in Heerden von 5000 Stück), Fa
Rebhühner, Eidervögel, Kolibri, Papageien, Stockfische, Haifische, S
ben, Wallfische (mit deren Fang 1833 260 Schiffe mit 6700 Mann
schäftigt waren), Härlinge u. a. Fischarten, Schildkröten, Austern, A
gatoren, Schlangen, auch Klapper-, schwarze und Paternosterschlan
Eidechsen, Frösche, Muskitos, große Spinnen (auch der Kolibrifress
An Mineralien haben die Verein. Staaten: Eisen (Massachusets, C
necticut, Neuyork; Neujersey hat unermeßliche Niederlagen von Ei
und Kupfererz; Pennsylvanien, Maryland; 1818 ist eine unerschö
Mine des feinsten Eisens bei Philippsburg, 212 engl. M. von Ph
delphia, entdeckt worden; in der Grafschaft Washington im Staat M
suri ist ein Berg aus fast gänzlich gediegenem Eisen von der besten Q
Kupfer (in Virginien und am Ufer des Obersees; doch hat der Bergb
auf Kupfer wenig Fortgang, ungeachtet man Stücke gediegenen Kup
von 1900 Pf. Schwere und 1823 die größte bisher bekannte Masse
diegenen Kupfers über 3000 Pf. schwer im Fluß Onatanagan im
südl. Gegenden des Oberlees gefunden hat), Blei (in Virginien, Te
na ꝛc.; in Missuri 45 Minen, die 37.000 Ct. ausbeuten). In neu
Zeiten hat der Boden ein neues Erzeugniß gewährt, reiche Goldm
in Nordcarolina und Georgia. Die erste Nachricht von diesem Fun
vom Jahre 1814, wo für 11.000 Dollars Gold aus Nordcarolina
die Münze der Verein. Staaten geliefert wurde; seitdem hat der Ert
zwar bis 1824 abgenommen, ist aber seit 1825 gestiegen und be
1829 schon 128.000 Dollars. Die Goldregion erstreckt sich ziemlich
in den südlichen Staaten; sie beginnt in Virginien, läuft südwe
durch Nordcarolina, längs dem nördlichen Theile von Südcarolina
Georgia, von hier nordwestlich nach Alabama und endigt in Tenn
Die Gruben in Nordcarolina und Georgia werden seit einigen J
in bedeutendem Umfang angebaut und es sind viele Mühlen zum Z
des Erzes, durch Wasser oder Dampf getrieben, angelegt worden.
meisten Bergleute sind Ausländer, Deutsche, Schweizer, Schweden, F
nier, Engländer u. s. w., und es werden in diesem Bergwerksbezirk
weniger als 14 verschiedene Sprachen gesprochen. Die wichtigsten
ben, die besonders in der Nähe des rasch zunehmenden Dorfes Ch
in der Grafschaft Mecklenburg in Nordcarolina liegen, werden von
Gesellschaft betrieben, die über 600 Arbeiter beschäftigt; aber auch
Landeigenthümer und Pachter in Nordcarolina und Georgia bauen
Gruben auf ihrem Boden in kleinerm Maßstabe, da sie nicht die Mi
haben, auf Maschinen viel zu wenden. In andern Gegenden von N
carolina, wo man das Gold in kleinen Körnern im Sande findet, ist
bedeutende Goldwäschen. Man hat in den Gruben deutliche Spu
eines weit frühern Betriebs, und unter andern Geräthschaften vers
liche Schmelztiegel gefunden, die weit besser als die jetzt gebräuchl

Digitized by Google

nd größer als die hessischen sind. Man rechnet den Gesammtertrag der oldminen in den südlichen Staaten jährlich auf 5 Mill. Dollars, doch ird nur wenig davon in die amerikanische Münze geliefert, da das eiste Gold nach Europa ausgeführt wird, wo es höher im Preise gegen ilber steht als in Amerika. In Virginien und Südcarolina werden ie Goldgruben weniger angebaut als in Nordcarolina, in Tennessee och gar nicht. Ferner findet sich Silber (im Staat Ohio ist 1819 eine ilbermine entdeckt worden), Tarrelit (ein neues in der Gegend des Norriscanals in Neujersey entdecktes Mineral, das sich auch in den erühmten Eisenerzen von Andover findet), Zink, Kalk, Marmor (z. B. ei Newhaven im Freistaat Connecticut, eine schöne Mischung von Serentin und Marmor, den man in Europa gewöhnlich verd antique nennt), iegsamer Marmor (bei Pittsfield), Quecksilber, Kobalt (in Connecticut), Steinkohlen besonders in Pennsylvanien und Virginien (am Fluß Appaatox von 5000 Arbeitern zu Tage gefördert), Schiefer-, Mühl-, Kalknd Schleifsteine, Karniole, Topasen, Chrysoberylle (in Connecticut), raphit, Krystalle, Alaun, Vitriol, Torf, Gyps, Asbest, Salpeter (besoners in den zahlreichen Höhlen an den Ufern des Flusses Merrimak, asconade und Current), Antimonium, Töpfer- und Pfeifenthon, Porellanerde, Bergöl (auch eine im Staat Ohio 1818 entdeckte Oelquelle, n der das Oel beständig aufkocht, liefert an 5 Fässer die Woche), Galei, Schwefel, Mineralwasser, Stein- und Quellsalz vorzüglich bei Onondago und Cayuga im Staat Neuyork, Glaubersalz am Ohio und n Neu-Albany, Naphthaquellen ꝛc. — Die Bevölkerung ist stets im Steigen. In Kentucky wuchs die Zahl der Weißen und Schwarzen in en Jahren 1800 bis 1810 von 220.950 zu 406.500; in Ohio in derelben Zeit die Zahl der Freien von 55.350 zu 230.760; die 1820 schon uf 581.480 gestiegen war; in Indiana stieg in 10 Jahren die Zahl er Freien von 24.000 auf 147.000, in Missuri in gleicher Zeit die weiße nd schwarze Volksmenge von 20.800 auf 66.580. Im Allgemeinen hat s sich in den Verein. Staaten bewährt, daß in einem gedeihenden Geneinwesen, das viel herrenloses Land hat, die Volkszahl ohne Beihülfe on Einwanderungen in 25 Jahren sich verdoppelt. Die Weißen, die en Vortheil höherer Betriebsamkeit, Ordnung und Voraussicht haben, ermehren sich schneller als die farbige Volkszahl und wachsen jährlich m $3\frac{1}{2}$ Procent. Die Einwanderung aus Europa ist verhältnißmäßig icht von großer Wichtigkeit für den Fortschritt der Bevölkerung. Sie ar zu verschiedenen Zeiten nach den wechselnden Verhältnissen der alen Welt verschieden. In den Jahren 1790 bis 1810 rechnete man ährlich 6000 europäische Einwanderer. Die stärkste Einwanderung war 1817, wo 22.000 Europäer nach Amerika kamen; doch läßt sich, da either zwar die ankommenden Fremden aufgezeichnet, aber die nicht unter ihnen befindlichen neuen Ansiedler unterschieden wurden, die Zahl der Einwanderer nur muthmaßlich bestimmen. Man hat sie bisher selbst in Amerika zu 7—8000 jährlich angenommen, doch ohne den Zuwachs zu echnen, den diejenigen britischen Auswanderer bringen, die zwar nach Canada gehen, aber später in den Verein. Staaten sich ansiedeln, und eren so viele sind, daß man $\frac{1}{3}$ der zahlreichen Auswanderer nach Canada in den Jahren 1810 bis 1820 zu ihnen zählte. Die neuen, die Auswanderung nach Canada begünstigenden Anordnungen der britischen Regierung können dieses Verhältniß jetzt anders gestaltet haben. Die

höchste Durchschnittzahl, die in der neuesten Zeit für die Einwan
angenommen werden kann, möchte 20.000 seyn. Nach der Act v
1818 wegen der Einwanderung entscheidet ein Geschwornengericht ü
bei der Ankunft der Reisenden unentgeltlich über ihre Klagen gegen
Schiffscapitain, der auf die Tonne der Trächtigkeit seines Schiffs
eine Person einnehmen darf; auch das Maß der Speisen und Getr
ist für jeden Tag bestimmt. Die Verträge der Auslöslinge (Redem
ners, die nicht als Sklaven verkauft, sondern nur verpfändet wer
bis zur Ablösung ihrer Schuld) zur Abdienung der Fracht werden u
Aufsicht der Obrigkeit geschlossen und Anstalten getroffen, solche
nen, die nicht gleich ein Unterkommen finden, vorläufig gegen M
zu schützen. Die neueste Zählung ergab als Gesammtzahl der Bew
12.858.670, nämlich 10.530.044 Weiße, 319.576 freie Farbige
2.009.050 Sklaven. Taubstumme zählte man 6106, worunter
Weiße, 743 Schwarze; Blinde 6444 und zwar 3974 Weiße, 1
Schwarze. Unter den Einwohnern sind über 8¼ Mill. Briten, 14
Schweden, 136.000 Franzosen, 797.000 Deutsche und Schweizer, 60
Niederländer, 2800 Italiener, 2000 Spanier, 5500 Juden ꝛc. Die S
verei ist der Fluch des Landes und der Gegenstand des gerechten
wurfs, den die Lobredner seiner freien Staatseinrichtungen hören müs
Das Uebel ist ein Erbe der alten Zeit vor der Gründung der Unab
gigkeit und die für die Sklaven geltenden Gesetze sind meist Ueber
der alten engl. Colonialgesetzgebung. Die Bundesregierung trifft
Vorwurf der Fortdauer des Uebels nicht, da die Constitution dies
gelegenheit, wie einige andere Sonderinteressen, der Entscheidung
einzelnen Staaten überlassen hat, und auch nicht die Masse des Volk
denn schon lange haben nicht nur die erleuchtetsten und edelsten Bür
sich gegen diese Schmach erhoben, sondern selbst die Mehrheit des Volk
beklagt sie und hat sie von sich abgewendet. Unter den 24 Staaten
ben 9 die Sklaverei schon lange abgeschafft und 3, Ohio, Indiana u
Illinois, bei ihrer Bildung die Einführung derselben verboten. In
einem Falle scheint der Congreß die Gelegenheit versäumt zu haben,
Ausbreitung des Uebels zu verhüten, als Missuri (1821) in die
der Staaten aufgenommen ward; aber die demokratische Partei, w
den Sieg erfocht, hatte keineswegs die Absicht, die Sklaverei in
neuen Staate zu verewigen, sondern wollte nur, da Missuri die E
lassung seiner Sklaven verweigerte, ihren Lieblingsgrundsatz von
Souverainetät der Staaten nicht erschüttern lassen. Mehre Abgeord
freier Staaten unterstützten diese Ansicht bei den Verhandlungen des C
gresses, die meisten derselben aber wurden bei der nächsten Wahl
worfen. Die Sklavenstaaten zerfallen in zwei Classen, diejenigen,
Sklaven zur Arbeit in ihren Pflanzungen benutzen, wie Südcaro
Georgia, Alabama, Mississippi und Luisiana, und solche, die Sklaven
Verkauf ziehen, wie vorzüglich in Virginien — das die stärkste Skl
bevölkerung, 469.757 im Jahre 1830, zählt — in Maryland, Kent
und Tennessee. Während in den nördlichen Staaten Hunderte von
Negern in den öffentlichen Schulen neben den Weißen Bildung empf
gen, sträuben sich die Sklavenbesitzer in den südlichen Staaten, wie
in der neuesten Zeit in den britisch-westindischen Colonien, gegen
Unterricht ihrer Sklaven. Der Zustand der freien Farbigen ist im a
gemeinen traurig. Selbst in den Staaten, wo die Sklaverei abgeschaf

Digitized by Google

sind die Gefühle, welche die Weißen von ihren farbigen Mitbürgern nen, so mächtig, daß jene Verschmelzung verhindert wird, die beide ämme veredeln würde. Günstigere Aussichten haben sich dem unglück- en Stamm seit der Gründung einer Ansiedelung freier Neger auf der ste von Afrika in Liberia (s. d.) eröffnet. Die amerikanische Co- nisationsgesellschaft und die in mehren Staaten zu demselben Zwecke ifteten Vereine haben diese Angelegenheit trotz allem Widerstande, eifrig ördert, und der unruhige Geist, der sich in der neuesten Zeit unter r Schwarzen in den Sklavenstaaten zeigte, hat diesen Vereinen auch den südlichen Staaten viel Freunde gewonnen. Mehre tausend Skla- n in Kentucky und andern Staaten wurde ihre Freiheit ohne Ent- ädigung zugesichert, sobald die Mittel der Colonisationsgesellschaft es atteten, die Freigelassenen nach Liberia zu bringen, und mehre Staa- , z. B. Virginien und Maryland, haben ansehnliche Summen bewil- t, um die freien Schwarzen in Stand zu setzen, sich mit ihren Brüdern dem neuen Freistaat zu vereinigen. (Vgl. Sklaverei.) Einige Er- gnisse der neuesten Zeit scheinen die Aussicht auf die Abschaffung der klaverei in eine weite Entfernung zu rücken. In Luisiana wurde 1833 s Verbot der Sklaveneinfuhr zurückgenommen, und in diesem Staate, o so viel zur Verbesserung der Rechtspflege geschehen ist, die Bekannt- achung jeder Schrift, die Mißvergnügen unter den Sklaven erwecken nnte, mit harten Strafen bedroht. Der Beschluß des zu Neuyork zur bschaffung der Sklaverei gestifteten Vereins, ihre Bemühungen fortzu- tzen, veranlaßte in demselben Jahre eine heftige Aufregung unter dem olke in einem Staate, der keine Sklaverei duldet, wahrscheinlich durch n Einfluß einiger Fremden aus den südlichen Staaten. — Einen ebenso ichtigen Einfluß als die Negersklaven und die freien Farbigen, haben ie Ueberreste der Indianerstämme auf den gesellschaftlichen Zustand der erein. Staaten. Die Gesammtzahl der östlich vom Mississippi woh- enden Indianer wurden 1830 in amtlichen Berichten zu 105.060 an- gegeben, wovon in Maine, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut nd Virginien 2573, in Neuyork 4820, in Pennsylvanien 300, in Nord- rolina 3100, in Südcarolina 300, in Georgia 5000, in Tennessee 000, in Ohio 1877, in Mississippi 23.400, in Alabama 19.200, in In- iana 4050, in Illinois 5900, im Gebiet Michigan 29.450, in Florida 000 wohnten. In den alten Staaten war nach diesen Angaben die rsprüngliche Zahl auf 16.093 herabgesunken und $^3/_4$ der in dem großen andstrich östlich vom Mississippi übrig gebliebenen Indianer wohnten in labama, Mississippi und Michigan, wo jetzt auch der Druck auf sie zu allen beginnt und allmälig ihre Verminderung herbeiführen wird. Un- r vielen Stämmen sind die Nachkommen einer gaelischen (Walliser, Welch) Colonie, welche Madok, Prinz von Wales, um 1170 dahin ge- ihrt haben soll und die noch die gaelische Sprache reden, die merkwür- igsten. Sie wohnen im Innern am Mississippi. Westlich vom Mississippi ohnen zwischen dem Missuri und den Felsenbergen 108.070, innerhalb er Felsenberge 20.000, westlich derselben 80.000. So leben auf dem eiten Gebiete der Verein. Staaten, das sich über 23 Breitengrade und ber 58 Längengrade ausdehnt, nur noch 313.130 Abkömmlinge der Ur- inwohner, die vor 200 Jahren hier im Meere, in den Seen, in den Strömen und in den Wäldern reichliche Befriedigung ihrer Bedürfnisse anden. Schon in frühern Zeiten wurden Mittel versucht, der voraus-

Digitized by Google

gesehenen Verminderung der Indianerstämme entgegenzuwirken und
würfe zur Verbesserung ihres Zustandes gemacht. Viele Indianer
den in die amerikanischen Lehranstalten aufgenommen, und nach
zuerst von den Katholiken gegebenen Beispiele auch protestantische
sionare unter verschiedene Stämme gesendet, wohlwollende und
Männer, die sowohl in Ackerbau und Handwerken als in den
sätzen der Sittlichkeit und Religion sie unterrichteten. Erweckten
einzelne Erfolge glückliche Hoffnungen, so waren doch diese Bem
im Ganzen fruchtlos. Unter allen Indianerstämmen in den
Staaten aber haben die Cherokesen, oder Tsulaki, wie sie eigentlich
ßen, seit zwei Jahrzehnden Fortschritte in der Gesittung gemacht.
Stamm besaß einst die Hälfte des Staats Tennessee, den südlichen
von Kentucky, die südwestliche Spitze von Virginien, einen ansehn
Theil von Nord- und Südcarolina, einen großen Theil von
und den nördlichen Theil des Staats Alabama, einen Landstrich
mehr als 35 Mill. Morgen. Von 1783—1820 verkauften die
kesen an die Verein. Staaten mehr als 3 Viertheile ihres Gebiets,
jetzt nur noch 8 Mill. Morgen umfaßt, wovon 5 Mill. in Georgia
1. Mill. in Alabama liegen. Man berechnete die Volksmenge 183
15.060, worunter 1200 Negersklaven waren. Ackerbau und mehre
des gesitteten Lebens sind unter diesen Indianern eingeführt. Sie
eine geordnete Regierung, eine Buchdruckerei, in welcher seit dem
1833 eine Zeitung, „Der Phönix", erscheint, die zum Theil mit
kesischer Schrift gedruckt ist, und eine Schriftgießerei. Die Cher
leben größtentheils in Dörfern und haben meist bequeme Hütten,
Theil hübsche Häuser. Die Masse des Volkes hat die christlichen
bräuche angenommen. Die Cherokesen in Arkansas sind der
Stammes, der seit 1804 zu verschiedenen Zeiten von der Ostsei
Mississippi auf das nördliche Ufer des Arkansas wanderte; ungefähr
Menschen. Nach einem 1828 mit ihnen geschlossenen Vertrage hat
sich noch weiter westlich gewendet. Es wohnen Missionare unter
und sie haben bedeutende Fortschritte im Ackerbau und in den
des gesitteten Lebens gemacht. Auch die Tschikasa-Indianer sind
Laufbahn der Gesittung eingetreten, treiben Ackerbau, Viehzucht,
werke und haben geschriebene Gesetze; wenige Fortschritte in der
tung aber zeigten sich unter den Creek-Indianern und andern Stä
seit der Berührung mit den Weißen. (Ueber die neuesten Streitig
mit den Indianern s. den vorig. Art.) — Die allgemeine Sprache
Landes ist die englische, doch haben auch andere Völker, besonders
Deutschen, da, wo sie in Menge bei einander wohnen, den Gebr
ihrer Muttersprache erhalten. Wenn irgendwo, so ist es hier unmö
den Charakter eines so gemischten Volkes anzugeben. Im Allgem
wirft man den Nordamerikanern Gewinnsucht, Unreinlichkeit und
Südländern Trägheit vor; allein auch hier muß man die Küste, m
Gefolge des Handels mehr Verderbtheit herrscht, von dem Innern
terscheiden, wo sich mehr Einfachheit und Redlichkeit zeigt. Ein
Selbstbewußtseyn der Freiheit leuchtet aus Allen hervor, und gibt
dem Aermsten eine Ungezwungenheit und Selbständigkeit, die
andern Ländern nicht findet und den Nordamerikanern schon oft
recht als Stolz und Grobheit ausgelegt hat. Im größten Theile
Landes herrscht noch große Sittenreinheit, Arbeitsamkeit, Einfachheit

bens und frommer Sinn, der nicht selten sogar in Pietismus ausar-
. Herrschende Fehler sind Liebe zum Trunk und ruhmredige Eitelkeit,
wirklichem Mangel an einer allgemeinern geistigen Bildung und an
genthümlichkeit. Die große Vermehrung der Branntweinschenken ver-
eitet das Laster der Trunkenheit; daher haben sich 222 Mäßigkeits-
reine (s. d.) gebildet, um der Trunkenheit, der Putzsucht ꝛc. zu be-
gnen. So reinigt in der Freiheit Amerikas das Volksleben sich selbst,
ne Hülfe von oben. Das weibliche Geschlecht ist im Allgemeinen ge-
ldeter und kenntnißreicher als das männliche. Neben diesen allgemei-
n Zügen haben die Abkömmlinge jedes Volks noch manche ihrer Eigen-
ümlichkeiten bewahrt. Auch hier sind Handel, Fabriken und Gewerbe
rzüglich in den Händen der Briten; der Deutsche zeichnet sich durch
rdnungsliebe, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit aus, er ist der beste
ndbauer; der Franzose haßt die schwereren Arbeiten des Landbaues,
rfertigt Luxus-Artikel, treibt Sprachen, Musik, Tanz und liebt Jagd
d Geselligkeit. Uebrigens zeigt in keinem Staate der alten Welt, Eng-
nd ausgenommen, das öffentliche Volksleben einen solchen Gemeingeist
s das in Nordamerika; denn nirgends fühlt wohl der Bürger mehr,
ß er ein Vaterland habe, als hier. Daher aber auch die Verschieden-
it der Meinungen in Hinsicht des herrschenden politischen Systems.
s gibt 3 politische Parteien: 1) die Tories, welche, wie in England,
e Gewalt und die Vorrechte der Gesetzgebung auf Kosten der Macht
d der Rechte des Volks zu erweitern suchen: sie sind für eine be-
hränkte monarchische Verfassung; 2) die Föderalisten, welche mit der
tzigen Regierung unzufrieden sind, weil sie dieselbe für allzurepublika-
sch oder demokratisch halten; 3) die Demokraten, welche die Mehrzahl
s Volks ausmachen. Die lebhafteste Reibung der Ansichten ist viel-
icht in Philadelphia wahrzunehmen. Hier gibt es heftige Demokraten,
mäßigte oder Independant Republicans, Föderalisten, auch Tories,
artforder, Conventionalisten und blaue Lichtmänner genannt; endlich
olche, die zu keiner Partei gehören, Quids. — Die europäische Be-
ölkerung wohnt in Städten, welche meist nett gebaut, im Norden mehr
on Holz, im Süden mehr von Stein sind; eigentlich bedeutende Werke
er Baukunst haben die Vereinigten Staaten noch nicht aufzuweisen.
Dörfer findet man weniger, meist liegen die Besitzungen vereinzelt.
— Eine der wichtigsten Aeußerungen des Volkslebens, die Religion, bietet
n den Verein. Staaten eigenthümliche Seiten dar, die eine nähere Be-
rachtung verdienen. Außer den Verein. Staaten besteht kein Staats-
örper in der civilisirten Welt, der sich jedes Einflusses auf die Ange-
egenheiten der Glaubensparteien enthielte. Die Katholiken, die sich 1632
n Maryland ansiedelten, standen hier wie in Virginien bis zur Revo-
ution unter der Leitung von Jesuiten, die aus England herübergekamen.
790 wurde das erste katholische Bisthum in den Verein. Staaten ge-
tiftet, und als die Zahl der Katholiken sich vermehrte 1810 das Erz-
isthum Baltimore errichtet, welchem die bischöflichen Sprengel Boston,
Neuyork, Philadelphia und Bardstown in Kentucky unterworfen wurden,
ozu später noch die Bisthümer Neuorleans, Charleston, Richmond und
Cincinnati kamen. Der Papst scheint besonders auf die Ausbreitung des
atholischen Glaubens in den westlichen Gebieten sein Bestreben zu rich-
en und hat dort ständige Missionen gegründet. Die Missionen suchen

Digitized by Google

hauptsächlich durch Gründung von Erziehungsanstalten, milden Stif-
gen und Erbauung von Kirchen, die durch äußern Glanz sich vor d
protestantischen auszeichnen, auf die Gemüther zu wirken, und der Erf
ist um so bedeutender gewesen, je weniger die protestantischen Kir-
in Amerika sich früher zu ähnlichen Anstrengungen aufregen ließen. D
amerikan. Erziehungsgesellschaft berechnet in ihrem „Quarterley Jour
die Zahl der zum katholischen Glauben Uebergangenen auf 500.000.
Unter den ersten Ansiedlern in Amerika waren nicht viele Anhänger
bischöfl. Kirche, nur in Maryland und Virginien gründeten sie Gem
den. Nach dem Revolutionskriege erhielt die bischöfl. Kirche ihre E
richtung. Seitdem ist sie stets angewachsen und zählt nun Anhänger
allen Staaten. Sie hat 15 Sprengel, 10 Bischöfe und 528 Geis
— Die ersten Presbyterianer kamen gegen Anfang des 18. Jahrh. a
England, Schottland und Irland und siedelten in Neujersey und Pe
ware sich an. Das erste Presbyterium wurde 1706, die erste Syn
1716 zu Philadelphia, die allgemeine Versammlung nach dem Muste
der presbyterianischen Kirche in Schottland 1788 gebildet. Unter
Versammlung stehen jetzt 20 Synoden, 104 Presbyterien und 1800 P
diger. 1810 trennte sich das Presbyterium Cumberland in Ten
von der presbyterianischen Kirche, weil die Synode in Kentucky sich
gerte, Prediger zu bestätigen, die gelehrter Bildung ermangelten. S
dem hat diese Sonderkirche, die auch in einigen Lehrmeinungen von
Glaubensbekenntniß der allgemeinen Versammlung abweicht, sich
unbedeutend vermehrt. — Die Congregationalisten haben viele Kir
in allen Theilen des Landes, hauptsächlich in Neuengland. Die Grun
lage ihrer Lehre ist die Meinung, daß jede Congregation oder christ
Bruderschaft, die sich irgendwo zu religiösen Zwecken versammelt, e
vollständige Kirche bilde, und daher stammt ihr Name. Man nenn
auch Independenten. Sie stammen aus England, woher sie im 16. J
einwanderten. Nach der ältern Verfassung hatte sie Prediger, Ält
und Diakonen, später aber fielen die Aeltesten weg. Sie haben je
1000 Prediger und 1270 Kirchen. — Die Baptisten unterscheiden
von den Congregationalisten nur dadurch, daß sie durch Eintauch
taufen. Sie siedelten sich zuerst 1639 in Rhode Island an, sind
in allen Theilen der Verein. Staaten sehr zahlreich und bestehen
224 Gesellschaften mit 4384 Kirchen und 2914 Predigern. Außer
sem Hauptstamme gibt es noch mehre in einzelnen Lehrmeinungen
weichende Baptisten; die Sabbatharianer (seventh-day baptists), et
2000, die sich jährlich in einer Versammlung vereinigen; die Eman-
nehmenden Emancipatoren, in Kentucky, die sich 1805 entschieden
die Sklaverei erklärten; die Frei-Abendmahl-Baptisten in Neuyork
ungefähr 30 Predigern; die Tunkers, die eine besondere Taufart
mit etwa 50 Kirchen, meist in den westlichen Staaten; die Menn
mit ungefähr 200 Kirchen; die Sechs-Grundsätze-Baptisten, in
Rhode Island und Neuyork, gegen 1800, die behaupten, daß die
beauflegen nach dem Briefe an die Hebräer 6. 1, 2 (wo sie fünf
schiedene Sätze finden) noch immer eine bindende Vorschrift sey.
genannten Parteien der Congregationalisten und Baptisten nennen
Urheber im Gegensatz einer neuen Partei, Christen genannt, die
1803 bildete, antitrinitarische Lehrmeinungen hat und aus beinahe 10
Congregationen besteht. Eine andere abgesonderte Partei der Congre-

Digitized by Google

onalisten sind die Unitarier, die nicht lange nach der Revolution als gne Gemeinde entstanden, durch den Einfluß vorzüglicher Prediger und wandter Schriftsteller großen Einfluß gewannen und sich der theolo- schen Lehrstühle auf der Harvarduniversität bemächtigten, welcher die rthodoxen die neue Lehranstalt zu Andover entgegen stellten. — Die Methodisten kamen schon 1776 nach Amerika, verbreiteten sich aber be- nders seit 1784. Die methodistische Gemeinde erhielt seitdem ein- schof, wodurch sie sich von den Methodisten in England unterscheidet. ußer den Bischöfen bestehen ihre kirchlichen Beamten aus vorsitzenden elteſten, Aelteſten, Diakonen und nicht ordinirten Predigern. Die Pre- ger sind theils wandernde, theils örtliche. Die höchste kirchliche Behörde t die allgemeine Conferenz, die sich von 4 zu 4 Jahren versammelt und us deren Abgeordneten die jährlichen Conferenzen bestehen. Zu den hrlichen Conferenzen, deren 17 sind, gehören sämmtliche wandernde rediger, über 1600. Man zählt gegen 440.000 Methodisten in den erein. Staaten. — Unter den übrigen Glaubensparteien sind die Quäker e zahlreichsten, hauptsächlich in Pennsylvanien. In der neuesten Zeit t ein Zwiespalt unter ihnen entstanden, seit sich die Hicksiten, nach ih- em Anführer Elias Hicks genannt, zu den Lehrmeinungen der Unitarier ekannten. Man zählt unter 150.000 über 56.000 Hicksiten. — Die olländisch-reformirte Kirche in Neuyork war von dem Stammlande bis 757 abhängig, wo sie sich selbständig machte. Deutsche Reformirte gibt s hauptsächlich in Pennsylvanien, Abkömmlinge der ältesten deutschen nsiedler, die 1746 ein aus Europa gesendeter Prediger zu einer Ge- einde vereinigte. Es gibt auch einige in Virginien, Maryland, Ohio. utheraner findet man außer Pennsylvanien auch in Nordcarolina, Neu- ork, Maryland und andern Staaten. Sie haben 3 kirchliche Behörden, ie Gemeindeversammlung, die Bezirksconferenz und die Generalsynode, nd bestehen aus 800 Gemeinden. Die Hauptsitze der Brüdergemeinde nd in Pennsylvanien und Nordcarolina; sie zählt 6000 Mitglieder. Die Universalisten haben gegen 300 Gemeinden mit 150 Predigern, und alten jährlich eine Versammlung, zu welchem sämmtliche Gemeinden bgeordnete senden. Die Swedenborgianer haben gleichfalls jährliche ersammlungen, die aus Pfarrern oder Lehrern und weltlichen Abgeord- eten bestehen. Die Schüttler (Shakers), deren Andachtsübungen in Tän- n bestehen, wurden 1828 zu 5400 gerechnet mit 45 Predigern. — Die irche steht weder unter der Begünstigung noch unter der Aufsicht des Staats. Die Satzung des Grundgesetzes verbietet der Regierung der Verein. Staaten, in Beziehung auf Religion Gesetze zu geben, und obgleich die nzelnen Staaten sich dieses Recht vorbehalten haben, so enthalten sie ch doch der Ausübung. Mehre der bedeutendsten Glaubensparteien, ie Presbyterianer, Congregationalisten, Baptisten, Methodisten sind in er neuesten Zeit gewachsen, und die Katholiken und Episkopalen, die Europa mit dem Staate verflochten sind, gedeihen dort kräftig in rer Selbständigkeit, während sie früher nur schwach waren. Die ver- hiedenen Glaubensparteien in den Verein. Staaten leben in einer voll- mmenen Eintracht, welche die Bemühungen Einzelner, wie vereinigte nstrengungen zur Bildung des Volkes begünstigt, wovon besonders er Sonntagsschulenverein zu Neuyork ein schönes Beispiel darbietet. — Wenden wir uns zu der Entwickelung des Volkslebens in den Verein. Staaten, so tritt die Sorgfalt für Erziehung und Unterricht als ein

Hauptzug hervor. Für die Stufenfolge des Unterrichts, wie derse
von den Behörden der verschiedenen Staaten gewährt oder beschützt wi
bestehen dreierlei Anstalten: Gemeinde- oder Freischulen, auf öffentl
Kosten unterhalten; Akademien und Collegien. In den Freischulen wi
die Masse des Volks gebildet. Die gesammte Volksmenge nimmt ein
mittelbares, persönliches Interesse an der Angelegenheit der Erzie
und leitet sie, wie es dem allgemeinen Bedürfniß am besten zusagt.
den alten Staaten Neuenglands, Connecticut ausgenommen, werden
Mittel zur Unterhaltung der Freischulen durch eine allgemeine Ver
gensteuer aufgebracht, sowie in denjenigen Staaten, wo nicht ein Th
des Aufwandes aus einem, den Schulen gewidmeten öffentlichen F
mögen bestritten werden kann. In den meisten Gemeinden bezahlt
Fünftheil der Bewohner wenigstens die Hälfte der ganzen Steuer, w
sendet, statt die Hälfte der Schulkinder zu liefern, nur den 6. Th
Die Schulsteuer ist wesentlich eine den Wohlhabenden aufgelegte Ab
zur Erziehung der Armenkinder. Die allgemeine Zugänglichkeit der
dungsmittel hat die Folge, daß in den Verein. Staaten stets Mä
aus der ärmern Volksclasse zu bedeutendem Einflusse gelangen. In
Stadt Boston, wo die Vorschrift des Gesetzes durch jährliches Aufb
gen von 3000 Dollars erfüllt seyn würde, werden 60.000 bis 70.
Dollars zur Förderung der Erziehung bewilligt. In allen, selbst
kleinsten Gemeinden ist wenigstens eine, das ganze Jahr hindurch
Schule, wo Lateinisch, Griechisch, Elementarmathematik, Geographie,
schichte gelehrt werden. Für die Volksmenge von Neuengland, die
Millionen zählt, sind nicht weniger als 10—12.000 Freischulen
aus Jahr ein geöffnet, sodaß auf 200 Seelen im Durchschnitt eine Sc
kommt. In den neuen Staaten wurden von der Regierung der
Staaten dem Schulvermögen bedeutende Antheile von den Staats
dereien gewidmet, und bei der Anlegung einer neuen Gemeinde (to
ship) wird stets Land für die Schule zurückbehalten. Es fehlt nic
Einrichtungen zur Belehrung und höhern Bildung der Schullehrer,
Gesellschaften zu gegenseitiger Anregung, durch Lesevereine, Bücher
lungen und Zeitschriften. In den Hauptorten gibt es für die wo
bendern Classen Privatschulen, die vorzüglich und zum Theil nach
Vorbilde der deutschen Gymnasien eingerichtet sind. Einige Mädch
schulen pflegen die classischen Studien mehr als man es in Eur
besonders in England, für angemessen hält, Latein, Griechisch, Ma
matik, Astronomie, Botanik, Philosophie, und namentlich sollen in
cinnati die Frauen einen gelehrten Anstrich haben. So ist durch
Volkserziehung eine breite Grundlage gewonnen, auf welcher sich
bauen läßt. Für höhere Bildung sorgen zunächst die zahlreichen
mien, die durch Privatstiftungen entstanden sind, zuweilen aber auch
den Staatsbehörden Unterstützung empfangen, und sich zum Th
dem meist sehr geringen Schuldgeld der Zöglinge erhalten müssen.
geben Unterricht in den classischen Sprachen, zuweilen auch im Fra
sischen, in der niedern Mathematik und in den Grundlagen der Na
wissenschaften, und bereiten ihre Zöglinge für die Hochschulen vor,
geben ihnen die Vorbildung für einen gewerblichen Beruf. Man
gegen 500 solcher Anstalten in verschiedenen Gegenden der Verein. Sta
ten. Die Hochschulen (colleges) sind von den Regierungen gegr
Anstalten, die ein mehr oder minder ansehnliches Stammvermögen

inen Lehrerverein haben, und befugt sind, akademische Würden zu verleihen. Die älteste dieser Hochschulen ist das 1638 gestiftete Harvard college zu Cambridge im Staate Massachusets. 1776 zählte man bereits 8 Hochschulen, deren es jetzt 60 gibt, die aber in Beziehung auf Studienkreis, Lehrerzahl und Lehrmittel sehr verschieden sind, und unter welchen die neueste das 1825 gestiftete Amherst college in Massachusets ist. Die bedeutendsten und mit Lehrmitteln am reichsten ausgestatteten Hochschulen sind noch immer Harvard college und das 1701 gestiftete Yale college zu Newhaven in Connecticut. So vortrefflich die Einrichtungen zur Volkserziehung sind, so mangelhaft findet man die Bildungsanstalten, wenn man in die höhern Gebiete der Literatur und der Wissenschaften aufsteigt. Die Hochschulen gleichen insofern den beiden engl. Universitäten, als sie nicht den Zweck haben, zu einem besondern wissenschaftlichen Berufsstudium Anleitung zu geben, sondern in der für alle Berufsarten gemeinschaftlichen Grundlage unterrichten sollen. Die Studienzeit dauert in all diesen Anstalten 4 Jahre und der Unterricht umfaßt, außer der classischen Literatur, Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie. Von den Hochschulen gehen jetzt mehr Zöglinge als in früherer Zeit zu dem gewerklichen Berufe über. Die wissenschaftlichen Berufsstudien werden in besondern Lehranstalten für Rechtsgelehrsamkeit, Heilkunde und Theologie betrieben, die zum Theil Privatstiftungen sind. Mit dem Harvardcollegium und dem Yalecollegium sind solche Anstalten verbunden, unter welchen besonders die medicinischen Schulen vorzüglich sind. Ueberhaupt zählt man 18 medicinische Lehranstalten; eine der ausgezeichnetsten ist das Collegium zu Neuyork. Es gibt 9 Rechtsschulen, die meist neuern Ursprungs sind, da die Rechtsgelehrten früher ihre wissenschaftliche Bildung hauptsächlich in den Schreibstuben älterer Sachwalter und durch Privatstudium erlangten. Lehranstalten für Theologie sind jetzt in mehren Staaten gegründet, überhaupt 26, unter welchen das 1808 gestiftete, reich ausgestattete Seminar zu Andover in Massachusets die bedeutendste ist; doch haben nur wenige der angestellten Geistlichen ihre Bildung in diesen Anstalten erhalten, und die Meisten trieben seither ihre Studien unter der Leitung einzelner Geistlichen. Für öffentliche Büchersammlungen ist bis jetzt bei weitem noch nicht ausreichend gesorgt worden. Die reichste Bibliothek besitzt das Harvardcollegium, welche in der neuesten Zeit eine jährliche Einnahme von 5000 Dollars erhielt; die übrigen bedeutenden sind die Büchersammlung des Athenäums zu Boston, zu Philadelphia, die Congreßbibliothek zu Washington, und zu Charleston. Ansehnliche botanische Gärten sind in Cambridge, Neuyork und Philadelphia; aber es gibt weder eine vorzügliche Naturaliensammlung noch ein gutes Observatorium. (Ueber die literarischen Leistungen der Nordamerikaner siehe den folgenden Artikel.) — Die Fabriken werden immer blühender, obgleich noch immer die geringe Bevölkerung im Vergleich mit der ungeheuern Landesstrecke, der Mangel an hohem Lohn der Arbeiter und der Mangel an Capitalien zu Auslagen und Creditgeben wenigstens in einigen Staaten mächtige Hindernisse ihrer Vervollkommnung sind. Viele Familien verfertigen sich ihre Wollen-, Baumwollen- und Leinenzeuche, Leder, Zucker, Ackerwerkzeuge, Nägel ꝛc. selbst. Kräftig wirkt der 1817 gebildete Verein zur Erhaltung aller fremden Fabrikate, besonders der englischen, und zur größern Erweiterung des inländischen Gewerbfleißes. Jährlich werden 4500 Patent

für neue Entdeckungen und Erfindungen ertheilt. Wichtig sind die Baumwollenmanufacturen. Man zählt jetzt 795 Spinnmühlen mit mehr als 1.200.000 Spulen und über 33.000 Webstühle, die jährlich 230.461.5[illegible] Ellen liefern, worunter 40 Mill. Ellen gedruckte Zeuche, die über einen jährlichen Bedarf von mehr als 77 Mill. Pfund Baumwolle verarbeiten, und 1832 über 18.000 Männer, gegen 39.000 Weiber und gegen 4700 Kinder unter 12 Jahren beschäftigten. Der Werth der Baumwollenzeuche wird jährlich auf 26 Mill. Dollars geschätzt. Die Ausfuhr besteht meist aus gröbern Geweben, im Handel american domestics genannt, die immer mehr an die Stelle der ostindischen Zeuche treten. Die bedeutendsten Baumwollenmanufacturen sind zu Dower in Newhampshire, zu Lowell in Massachusets, zu Pawtucket in Rhode Island, zu Paterson in New-Jersey, und in der Umgegend von Philadelphia und Baltimore. Wollenmanufacturen sind in den östlichen Staaten zahlreich und erhielten durch den 1828 auf ausländische Gewebe gelegten höhern Zoll einen so bedeutenden Aufschwung, daß 1832 außer den 50 Mill. Pf. Wolle, welche die fast in allen Theilen der Verein. Staaten zerstreuten 20 Mill. Schafe lieferten, noch ein ansehnlicher Bedarf aus Europa eingeführt wurde. Die Manufactur beschäftigte 50.000 Menschen, und der Werth ihrer Erzeugnisse ward auf 40 Mill. Dollars geschätzt. Wichtig sind die Eisenfabriken, die meist während des Krieges entstanden und durch den Ueberfluß von Eisenerzen, die sich meist in der Nähe von Steinkohlengruben befinden, begünstigt werden. Dieser Gewerbzweig hat besonders in Pennsylvanien seinen Sitz. In 239 Oefen wurden 1832 aus 191.536 Tonnen Eisenerz 112.866 Tonnen Stangeneisen und 2[illegible] Tonnen Gußeisen gewonnen, die einen Gesammtwerth von 13.32[illegible] Dollars gewährten und über 29.000 Hände beschäftigten. Ein bedeutender Zweig der Fabrikation sind Dampfmaschine. Obgleich der Preis stets zunimmt, so ist doch durch Mitbewerbung die Geschicklichkeit der Arbeiter so sehr gestiegen, daß eine Maschine, die vor wenigen Jahren 2000 Dollars gekostet haben würde, jetzt für 800 gekauft wird. Unter den übrigen Zweigen der Gewerbsamkeit gehören zu den bedeutendern die Hutmanufactur zu einem jährlichen Werthe von 10 Mill. und die Papierfabrikation zu einem Werthe von 7 Mill. Dollars. — Der Handel der Amerikaner geht nach allen Gegenden der Erde, wo Handel getrieben wird. Schon 1815 betrug die Ausfuhr 65 Mill. Dollars, stieg 1818 auf 93 Mill., von 1819—24 im Durchschnitt auf 70, bis 1825 auf 100 und hielt sich seit 1826 auf der Höhe von 70 bis 80 M. Die Ausfuhr fremder Waaren hat seit 1829 abgenommen und betrug 1830 nur 11 Mill. Dollars, wogegen in demselben Jahre die Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse höher als seit der Gründung der Republik, die Jahre 1816, 17, 18, 25 ausgenommen, auf beinahe 60 Mill. stieg. Die Ausfuhr der einheimischen Seeproducte beträgt $^1/_{33}$ im Ganzen, 1.700.000 Dollars, wozu der Wallfischfang, 1831 viele Fahrzeuge überhaupt zu 102.500 Tonnen beschäftigte, über die Hälfte liefert. Die Waldproducte, worunter auch Holz, Holzwaaren, Pech, Asche, auch Häute und Pelzwerk gehören, betragen $^1/_5$ der einheimischen Ausfuhr, über 7 Mill. Die rohen Producte des Ackerbaues und der Landwirthschaft machen $^5/_7$ der ganzen einheimischen Ausfuhr aus. Die rohe Baumwolle allein gewährte 1831 über 20 Mill. Dollars, Weizen in Körnern, Mehl und Zwieback über 10 Mill., Taback über 4.800.000, Reis über 2 Mill.

der Ertrag der Manufacturen bildet $^1/_{10}$ der einheimischen Ausfuhr, und lief sich 1831 auf 6.752.682 Dollars. Darunter sind Baumwollenwaaren der wichtigste Gegenstand und geben über $^1/_{50}$ zu der Gesammtausfuhr, 1.126.313 Dollars 1831. Sie gehen meist nach Südamerika, Mexico und dem mittelländischen Meere. Von der gesammten einheimischen Ausfuhr, die in demselben Jahre über 61 Mill. Dollars betrug, müssen jedoch Gold- und Silbermünzen, wozu meist ausländischen Metall gebraucht wird, abgezogen werden; sie hatten 1831 einen Werth von mehr als 2 Mill. Die wieder ausgeführten ausländischen Waaren bestehen hauptsächlich aus Baumwollenzeuchen, Zucker, Thee, Cacao, Wein und Eisenwaaren. Die Einfuhr liefert vorzüglich Großbritannien und die wichtigsten Gegenstände derselben sind Wollwaaren, Baumwollenzeuche, Leinwand, Eisen, Töpferwaare, Häute, Gold, Silber. Der Gesammtwerth der Einfuhr belief sich 1831 auf 103.191.124 Dollars. Nach den seit 1816 gegebenen Zollgesetzen lasteten Abgaben von höherm oder geringerm Betrag nicht nur auf allen Gegenständen, die man sich in den Verein. Staaten in hinlänglicher Menge verschaffen oder daselbst verfertigen konnte, sondern auch auf denjenigen, bei welchem bis jetzt keine Mitbewerbung eintrat; dazu gehörten Baumwollenwaaren und wollene Zeuche, Seide, Teppiche, Weine, Thee, Caffee, Eisen, Papier, mit schwerem Einfuhrzoll belegt, Bücher, bei hohem Schutzzoll, der den Werth des Papiers betrug, nur wenig eingeführt; Cigarren. Unter den eingeführten rohen Stoffen sind die wichtigsten Hanf, Flachs, Salz, Steinkohlen. Zu den zollfreien Waaren gehören nach den Tarifen 1816: physikalische Instrumente, Bücher und Landcharten, insofern sie für Gelehrtenvereine bestimmt sind; naturhistorische Gegenstände, Modelle und anatomische Präparate; die übrigen zollfreien Waaren aber sind entweder solche, welche aus Erzeugnissen des Bergbaues und des Ackerbaues bestehen, die Amerika nicht in hinlänglicher Menge hervorbringt, oder aus Manufacturen, in welchen die Verein. Staaten die Mitbewerbung mit dem Auslande noch nicht bestehen können. Zu den wichtigsten Handelsverbindungen, die in der neuern Zeit geknüpft wurden, gehört der Verkehr mit China, der besonders seit zwei Jahrzehnden zum Nachtheil der Engländer zugenommen hat. Schon 1818 betrug der Handel der Amerikaner nach China $^2/_3$ des britischen. — Nach dem Frieden von 1815 wünschte die Regierung der Verein. Staaten die Handelsfreiheit zu befördern, und überzeugt, daß die Höhe, welche ihre Schifffahrt erreicht hatte, die Amerikaner in Stande setzen würde, die Mitbewerbung mit andern Ländern auszuhalten, wurde der Unterschied der Abgaben von fremden und einheimischen Fahrzeugen in Beziehung auf diejenigen Staaten aufgehoben, welche den Verein. Staaten dieselben Bedingungen gewährten. Dieses Anerbieten wurde nach und nach zum Theil von Großbritannien, Schweden, Dänemark (Handelsvertr. vom 26. April 1826), den Niederlanden, den Hansestädten (Handelsvertr. v. 20. Dec. 1827), Preußen (Handelsvertr. vom 1. Mai 1828), Sardinien, dem Herzog v. Oldenburg und Rußland angenommen. Auch Frankreich stimmte demselben in s. Handels- und Schifffahrtsvertrage mit den Verein. Staaten vom 22. Juni 1822 bei, obwohl unter gewissen Einschränkungen. Ein Gesetz von 1824 dehnte den Grundsatz der frühern Verordnung insofern aus, als auch diejenigen Erzeugnisse und Manufacturwaaren eingeschlossen wurden, welche zuerst nur aus einem europäischen Hafen ein-

Digitized by Google

geführt werden können oder gewöhnlich eingeführt werden, ehe sie in Verein. Staaten in fremden Schiffen gelangen, mögen diese Gegen eignes oder fremdes Erzeugniß seyn. Nach dem Abschlusse eines Fre schafts-, Handels- und Schifffahrtstractats (Bogota, den 3. Oct. 18 mit der Republik Colombia, in welchem der Grundsatz: frei Schiff Gut, als unverletzlich aufgestellt wurde, sind ähnliche Tractate Brasilien (12. Dec. 1828) und den meisten unabhängigen südam Staaten abgeschlossen worden. Auch mit Rußland wurde 1832 ein theilhafter Schifffahrts- und Handelsvertrag geschlossen, währe Vortheile, welche der amerikan. Handel durch die Uebereinkunft m Türken seit 1829 erlangt hatte, sich immer fruchtbarer entwickelt Zur Erleichterung des Handels und als wichtiges Hülfsmittel der nanzverwaltung dient die 1816 zu Philadelphia mit einem Capital 35 Mill. Dollars auf Actien gestiftete und auf 20 J. bevorrechtete der Verein. Staaten, in welche die Regierung, durch den Congre mächtigt, 7 Mill. Dollars einlegte. Es wurden Zweigbanken in ver den Staaten gestiftet, wo das Umlaufsgeld nicht mit Gold und S gleich stand. Ihre Noten wurden überall bei Abgabenzahlungen a nommen, ohne Rücksicht auf den Ort, wo sie ausgegeben waren, gegen baares Geld von den Banken eingelöst. In allen Handelsö der Verein. Staaten, bei allen Geschäften waren sie in Umlau selbst die Zettel der entferntesten Zweigbanken verloren nichts vo wirklichen Wechselwerth gegen Silber. Sie gewährten ein sicheres bequemes Umlaufsmittel und bei der engen Verbindung der Ban den Verein. Staaten, die in der Nationalbank ihren Mittelpun ihre Stütze hatten, war die Fortschaffung von Geldmitteln wo als in irgend einem andern Lande. Die Bank genoß ein ausschl des Vorrecht, und im Besitz eines unermeßlichen Capitals übte sie e vorwaltenden Einfluß auf dem Geldmarkte. Sie vereinigte die Ge einer Depositen-, Disconto- und Circulationsbank, nahm großen A an dem Discontirgeschäft, und durch ihre Zweige und die ansehn Depositen der Regierung, die aus den Einnahmeüberschüssen best ward es ihr erleichtert, ihre Thätigkeit eine große Ausdehnung zu fast ein Monopol in dem Wechselhandel zu erhalten und besonders von dem auswärtigen Wechselhandel bedeutenden Gewinn zu Der Finanzverwaltung gewährt sie große Erleichterung, da durch Vermittelung die Einkünfte der Regierung im ganzen Umfang der eingenommen und vertheilt werden, ohne Kosten und Verlust für Staat, und außer daß die Bank die Staatsgelder ohne alle Ge von einem Orte zum andern schafft, übernimmt sie auch die Be von Anleihen. Die Bank hatte dagegen seither, außer dem ausschl den Vorrechte, ihren Gewinn von den Depositen der Regierung, s die Regierung die Noten jeder Zweigbank nach dem Nennwerth so lieh sie auf diese Weise der Bankgesellschaft den Nationalcredit ganzen Betrage der Einnahme des Staatsschatzes. (S. auch den Art. am Schlusse.) Man schätzt den Betrag des umlaufenden Ge in Münzen und Banknoten auf 100 Mill. Dollars. Die Münzen den zu 23 Mill. gerechnet, wovon 15 Mill. im Besitz der Banken 8 Mill. in Umlauf sind. Die umlaufenden Banknoten werden a Mill. geschätzt, von welchen ungefähr die Hälfte aus Noten über 5 D lars, ein Viertel aus Zetteln von 5 Dollars und ein Viertel aus

ern besteht. — Wie sehr der Handel gestiegen, geht auch noch daraus vor, daß das Tonnengewicht der amerikan. Handelsschiffe, welches 789 nur 204.998 Tonnen betrug, 1831 zu 1.191.776 Tonnen berechnet urde. Die wichtigen Verbesserungen, welche in neuern Zeiten bei dem Schiffbau gemacht worden sind, geben den amerikan. Schiffen große Vorge, da sie bei stärkern Ladungen doch schneller segeln als andere. Das onnengewicht der auf dem Mississippi, Ohio u. a. fahrenden Boote (30 —50 Tonnen haltend) schätzt man auf 150.000 Tonnen, und die Kohnboote auf dem Susquehanna, Delaware, Schuylkill u. a. Strömen ringen jährlich 200.000 Tonnen Kohlen nach Philadelphia, Baltimore nd Neuyork. Der Küstenhandel beschäftigte 1831 nicht weniger als 172 Fahrzeuge von 100.896 Tonnen. Das Tonnengewicht der Dampfoote, das seit 1839 sehr zugenommen hat, ist auf 75.000 Tonnen gestiegen, — Der innere Verkehr wird theils durch günstige Naturverhältisse, theils durch Canäle, Straßen und Eisenbahnen mehr als in irgend inem Lande erleichtert. Die Vortheile aller schiffbaren Ströme (die wir ben näher erwähnt haben) werden durch Canäle erhöht, großartige Werke, elchen Europa nichts an die Seite zu stellen hat. Zu den neuesten Unernehmungen gehört der Ohiocanal, der den Ohio mit dem See Erie erbindet, meist auf Kosten des jungen Staats Ohio angelegt ward und ine vollständige Wasserverbindung zwischen Neuorleans und Neuyork gehren soll. Der 1817 begonnene, den Erie mit dem Hudson verbinende, 360 engl. Meilen lange Canal wurde 1825 vollendet, wo das rste Boot aus dem Erie nach Neuyork kam. Zu einem neuen Canal, er den See Michigan mit dem Illinois verbinden soll, sind bereits Vorereitungen getroffen. Der seit 1828 begonnene Chesapeake- und Ohioanal im District Columbia soll, 341 engl. Meilen lang, vom Potomac is Pittsburg in Pennsylvanien gehen und es sind dazu 10 Mill. Dollars estimmt. Bedeutend ist der Canalbau in Pennsylvanien, wo der Canal on Easton auf dem Delaware bis Bristol die Canalverbindung zwischen em Schuylkill und Susquehanna und der Unioncanal in der neuesten eit begonnen worden. Der Delaware- und Chesapeakecanal, der eine erbindung zwischen Philadelphia und Baltimore bildet, kostete dem Staate egen 1.200.000 Dollars, wozu der Congreß 1825 einen ansehnlichen eitrag gab. In der neuesten Zeit ward eine treffliche Straße von Baltimore nach Cumberland am Potomac angelegt, die von da nach Brownsille am Monongahela in Pennsylvanien seit 1829 auf Kosten der Verein. Staaten fortgesetzt wurde. Wichtig sind die immer mehr sich ausbreitenden isenbahnen. Schon 1827 bildete sich zu Baltimore eine Actiengesellschaft ur Anlegung einer Eisenbahn von dieser Stadt nach dem Ohio, mit einem Capital von 3 Mill. Dollars, wozu der Staat 1 Mill., ½ Mill. ie Kaufmannschaft der Stadt und das Uebrige Einzelne beisteuern sollen und in wenigen Tagen war der gesammte Beitrag unterzeichnet. Die Camden- und Amboyeisenbahn in Newjersey wurde 1829 begonnen und n demselben Staate eine andere von Perth Amboy nach Trenton angelegt, die bis Camden bei Philadelphia fortgesetzt werden soll, sodaß man von Neuyork nach Philadelphia, 100 engl. Meilen, in einem Tage hin und zurück reisen kann. Eine Eisenbahn von Charleston in Südcarolina nach Hamburg am Susquehanna, 135 Meilen lang, ward in der neuesten Zeit begonnen. Von Baltimore wurde eine Eisenbahn nach dem Ohio in iner Strecke von 350 Meilen geführt, das größte Unternehmen der Art

Digitized by Google

in Amerika. Die erste Handelsstadt ist Neuyork (s. d.); dann
Boston, Philadelphia, Baltimore, Charlestown, Salem. Pittsburg
der Stapelort zwischen den östl. und westl. Staaten. Hier, am
werden große Schiffe gebaut, die mit Landeserzeugnissen bis Neuyork
fahren. Im Hafen von St.-Louis am Ohio treffen Dampfschiffe
Neuorleans, Neuyork und Philadelphia zusammen. — Das Grund-
setz, worauf die Verbindung der einzelnen Staaten zu einem
beruht, ist die Constitution von 1787, welche 1789 vollständig angenom-
men und bestätigt worden. Nach diesem Gesetze sind alle Sachen,
alle Provinzen — so unabhängig diese übrigens ihr Inneres selbst ordnen
und verwalten — auf gleiche Weise angehen, und den einzelnen Staaten
ohne Nachtheil für das Ganze nicht überlassen werden können, dem Ver-
treter des Ganzen, dem Congresse, allein vorbehalten; als: (gleichförmige
Handelsgesetze, Münze, Papiergeld, Zölle, Maß, Gewicht, die Entschei-
dung über Krieg und Frieden, Unterhandlungen, Bündnisse mit andern
Völkern, die Bewaffnung der Staaten, Anleihen, Posten, Errichtung von
Gerichtshöfen, Ausrüstung der Flotten, Versammlung der Milizen
und die Abgaben, welche das allgemeine Bedürfniß erfordert. Ebenso
gerecht wurde festgesetzt, daß der Congreß Richter ernennt, die alle Strei-
tigkeiten der Provinzen unter sich, oder der Bewohner verschiedener Pro-
vinzen, in allen Admiralitäts- und Handelssachen, und bei Verbrechen
gegen die Verein. Staaten entschieden. Die Mitglieder des Congresses
aber sind — als Vertreter des ganzen Volks, beauftragt mit der gesetz-
gebenden Gewalt — bei Abfassung ihrer Beschlüsse unumschränkt und an
keine Vollmacht (oder Instructionseinholung) gebunden. Sie theilen sich
in 2 Kammern: den Senat (eine Art Oberhaus) und das Haus der Re-
präsentanten (Unterhaus). Die letztern werden alle 2 Jahre von den
einzelnen Staaten neu gewählt. Jeder muß 25 Jahre alt, 7 Jahre lang
ein Bürger der Verein. Staaten und in dem Staate, der ihn wählt,
wohnhaft seyn. Die Zahl derselben, sowie der Betrag der (1818 aufge-
hobenen), directen Steuern, richtet sich nach der Volksmenge jedes Staates.
Diese wird alle 10 Jahre aus der Zahl aller Freien (mit Ausnahme der
nicht steuerpflichtigen Indianer) und aus 3 Fünfteln der übrigen Ein-
wohner, in der vom Congreß bestimmten Art ausgemittelt. Die Zahl der
Abgeordneten der Staaten wurde dadurch auf 213 Jahre gebracht, wozu
den Abgeordneten der drei Gebiete Florida, Michigan und Arkansas, die
ohne Stimmrecht an den Verhandlungen Theil nehmen. Das neue, im
April 1832 vom Senat der Verein. Staaten angenommene Repräsen-
tantengesetz erhöhte die Zahl der Abgeordneten für die meisten Staaten,
wodurch die Gesammtzahl auf 240 stieg. Die Wahlform der Repräsen-
tanten und der Senatoren, welche jeder Staat durch seine Legislatur
bestimmt (doch kann auch der Congreß hierüber verfügen), ist in jedem
Staate dieselbe, wie die bei seinen eignen Repräsentanten in der Pro-
vinzialregierung; in den meisten Staaten wird sie districtweise und
Stimmenmehrheit vollzogen. — Für den Senat, in welchem der Vice-
präsident den Vorsitz führt, wählt jeder Staat nur 2 Senatoren auf 6
Jahre. Alle 2 Jahre wird ein Drittheil des Senats erneuert. Ein Se-
nator muß 30 J. alt, und 9 J. Bürger der Union gewesen, auch in
dem Staate, der ihn wählt, einheimisch seyn. Endlich muß jeder Staat
2 Monate vor der Wahl eines neuen Präsidenten und Vicepräsidenten
die gesetzliche Zahl von Wahlmännern gewählt haben, ehe zu jener Er-

Digitized by Google

nnung geschritten werden kann. Man rechnete 1832 in den Verein. taaten zwei Mill. Wähler für die Abgeordneten zum Congresse. In r Kammer der Repräsentanten (welche auch allein das Recht der öf ntlichen Anklage ausübt, worauf der Senat ihre Beschwerden gegen ntreue Staatsdiener untersucht) werden alle Bills angebracht und ent orfen, im Senate aber bestätigt oder verworfen. — Die ausübende ewalt ist dem Präsidenten des Congresses und dem Senate über agen, indem der Präsident eine große Zahl seiner Amtshandlungen ur mit Zustimmung der Mehrheit im Senate gesetzlich machen kann. Nithin hat, da die gesetzgebende Gewalt wesentlich auf der Repräsen untenkammer beruht, der durch Wahlen gebildete amerikanische Senat ine Aehnlichkeit mit unsern erblichen Adelskammern, ersten Kammern nd Herrenbänken. Uebrigens ersieht man aus dem Obigen, daß die rennung der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt in er nordamerikanischen Verfassung bereits wirklich ausgeführt war, be or in der ersten franz. Nationalversammlung diese Gegenstände erör rt wurden. Noch ist bemerkenswerth, daß Jeder, der ein Amt der Verein. Staaten bekleidet, während desselben unfähig ist, Mitglied eines er beiden Häuser zu seyn. Der Congreß versammelt sich alle Jahre enigstens einmal am ersten Montage im December in der Bundesstadt Washington. In außerordentlichen Fällen kann der Präsident beide äuser oder eins zusammenrufen. Beide publiciren von Zeit zu Zeit hre Tagebücher; beiden steht frei, Ausschüsse zu bilden, jedoch nur auf ie Dauer der Sitzung. Ist eine Bill in den beiden Häusern durchge angen, so wird sie dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt. Billigt r sie, so soll er sie unterschreiben; wo nicht, so soll er sie mit seinen Einwendungen dem Hause zurückschicken, wo sie ihren Ursprung genom nen hat, welches sie nochmals in Erwägung zieht. Wird sie dann in edem Hause mit 2 Dritteln der Stimmen gebilligt, so erhält sie Ge etzeskraft. Wenn der Präsident eine ihm vorgelegte Bill binnen 10 Tagen nicht zurückschickt, so erhält sie Gesetzeskraft. Die Verantwortlich ichkeit des Präsidenten ist schwer und ernst. Er kann in Anklagestand versetzt, und wird er verurtheilt, seiner Würde beraubt und mit ewiger Unfähigkeit zu irgend einem Amte gestraft werden. Auch kann er vor den Gerichten belangt werden von Allen, die sich in ihren Rechten durch seine Befehle und Vorschriften verletzt glauben, und in solchen Fällen ist er denselben Formen unterworfen, wie der geringste Bürger. Außer dieser Verantwortlichkeit vor den Gerichten muß er der öffentlichen Meinung von seinen geringsten Handlungen Rechenschaft geben. — Der Congreß hat das Recht, Taxen, Abgaben, Accise u. dgl. aufzulegen. Jede Bill in dieser Beziehung muß von dem Hause der Repräsentanten ausgehen: jedoch kann der Senat Verbesserungen vorschlagen, und alle Abgaben müssen in den Verein. Staaten gleichförmig seyn. Kein Staat kann ohne Einwilligung des Congresses Abgaben auf Ein- oder Ausfuhr legen. Uebrigens darf der Congreß nie ein Gesetz geben, wodurch eine Religion zur herrschenden erklärt, oder die freie Ausübung einer andern verboten, oder wodurch die Freiheit in Reden und die Preßfreiheit, oder das Recht des Volks, sich friedlich zu versammeln und der Regierung Gesuche um Abstellung von Mißbräuchen zu überreichen, vermindert würde. (S. „Die Constitutionen der europ. Staaten seit den letzten 25 J.", 1. Th., Leipz. 1818.) Der Präsident ist Feldherr und erster Admiral, schließt Bündnisse ab, die der Congreß beliebt hat, nimmt die Gesandten an, verwaltet die zu den öffentl. Ausgaben bewil-

ligten Gelder, wovon er Rechnung ablegt, und übt in gewissen Fä
chen ein Begnadigungsrecht aus. Sein Amt dauert 4 Jahre. Ihm
ein Staatsrath von Ministern zur Seite. Auf ähnliche Art ist
einzelnen 24 Staaten — deren jeder sich eine eigne, vom Congre
nehmigte Constitution gegeben hat, mit Ausnahme Rhode-Islands,
bei der Charte stehen geblieben ist, die es 1663 vom König K
empfangen hatte — die ausübende Gewalt einem Gouverneur, d
setzgebende den Repräsentanten des Volks anvertraut. In einigen
fallen diese in 2 Häuser, in andern bildet der Gouverneur mit s
Rathe das Oberhaus; hier hat der Gouverneur ein Veto, dort
bald hängen Geldbills allein vom Unterhause ab, bald kann sie au
Senat verändern; hier werden die Richter vom Gouverneur, dor
den Repräsentanten gewählt. Meist werden die Repräsentanten
Provinzen jährlich, in Connecticut und Rhode-Island halbjährig, in S
carolina und Tennessee aber zweijährig — neu gewählt. (Die Co
tution der einzelnen Staaten findet man im 4. Thl. von Dav. Ram
„Geschichte der amerikanischen Revolution".) — In allen Staaten
Union genießen die Bürger die größte Sicherheit ihrer Person und
Eigenthums; es herrscht Freiheit der Religion und der Presse; es
keinen Unterschied unter den Bürgern, als den persönliche Verdienste
ein Amt begründen. Die einzelnen Zweige der Verwaltung stehen
vier vom Präsidenten auf Widerruf angestellten Vorständen, 1) dem
durch ein Gesetz des Congresses eingeführten Staatssecretair, der die
waltung der auswärtigen und innern Angelegenheiten vereinigt und
gleich Siegelbewahrer ist; 2) dem Secretair des Schatzamtes, de
Aufsicht nicht nur alle das Finanzwesen der Centralregierung betre
den Angelegenheiten, sondern auch die Prüfung der Rechnungen
Verwaltungszweige, die von 5 Auditoren und 2 Controleurs be
wird, zugewiesen sind; 3) dem Kriegssecretair, der anfänglich zu
das Seewesen verwaltete, und außer der gesammten Kriegsverwaltu
der Leitung des Festungsbaues und der topographischen Vermessun
auch die Aufsicht über die der Union vorbehaltenen Bleigruben in
einzelnen Staaten und die Besorgung des Verkehrs mit den Indi
stämmen hat; 4) dem Secretair für das Seewesen, durch ein Gesetz
1798 eingeführt, der eine 1815 eingesetzte aus 3 Seeoffizieren beste
Commission unter sich hat, welche für die Anschaffung der Vorräthe
den Bau und die Ausrüstung der Kriegsschiffe sorgt. Der Obergerich
hof für alle Provinzen ist der Supreme Court, der jährlich zu Wa
ton eine Sitzung hält. Ueberdieß gibt es nach dem Vorbilde von E
land 3 wandelnde Gerichte: eins für die nördlichen, eins für die m
lern und eins für die südlichen Staaten. In jedem District ist
Districtshof, und die Circuit Courts (besondere Richter in jeden
richtsbezirke) sind wiederhergestellt. Es ward aber 1831 auf de
schaffung dieser ganzen Einrichtung angetragen, welche zu bestim
Zeiten einige Mitglieder des Obergerichtshofes zu Washington ent
und man erkannte, daß es bei der Ausdehnung der Union immer sch
riger werde, diese Anstalt in allen Staaten einzuführen, und da
zweckmäßiger sey, jenen Gerichtshof auf Appellationen zu beschränk
Das Eigenthum an dem Boden ist völlig frei; keine Art von Reallas
haften darauf. Jede Ortschaft bildet einen unabhängigen Körper
sich und wird durch selbstgewählte Vorsteher verwaltet, welche auch

Digitized by Google

die Bedürfnisse der Ortschaft nöthig erachteten Taxen umlegt. Ueber nere Rechtshändel entscheidet der Friedensrichter, größere kommen vor s Grafschaftsgericht. In jeder Grafschaft ist ein vom Gouverneur der afschaft ernannter Sheriff, der die nöthigen Untersheriffs selbst er- nt, für diese aber einstehen muß. Zu diesen kommt noch der Coro- : und eine Art Notar. Alle Staatsbürger sind sich gleich; es gibt nen Adel, keine Privilegien und keine Orden. Der Cincinnatusorden seit dem Freiheitskriege nicht vertheilt worden. Das Wappen der rein. Staaten besteht aus so vielen weißen Sternen in blauem Felde, s es Staaten gibt; die Flagge in ebenso vielen rothen und weißen treifen. Das staatsrechtliche Verhältniß der Ansiedler in neuen Län- rn hat eine dreifache Periode. Die erste Colonialregierung ist in den inden des Congresses; der Präsident ernennt einen Gouverneur, Secre- ir und 3 Richter. Der zweite Abschnitt in der Verfassung tritt ein, bald die neue Ansiedelung 5000 volljährige freie männliche Bewohner hlt; dann wird dem von dem Präsidenten zu ernennenden Beamten ne General-Assembly, bestehend aus einer von den Einwohnern zu wäh- nden Repräsentantenkammer und einem von dem Congresse zu ernen- nden Gesetzgebungsrath, an die Seite gesetzt. Diese General-Assembly wählt nun schon einen Abgeordneten zur allgemeinen Nationalgesetzge- ung. Ist endlich die Bevölkerung eines solchen Districts bis auf 60.000 inwohner angewachsen, so sind diese berechtigt, einen eignen Staat ach einer von ihm selbst entworfenen Verfassung zu gründen und als licher in den Bundesstaat einzutreten. — Die gesetzliche Verfassung be- ht auf dem Grundsatze der persönlichen Freiheit und Gleichheit; daher ie britischen Institute der Habeas-Corpusacte und der Geschwornenge- chte, sowie der Schutz des Eigenthums, auch in den Verein. Staaten as Wesen der bürgerlichen Gesetzgebung sind. Doch fehlt den Nord- merikanern, sagt Everett, ein allgemeines Gesetzbuch; denn ihr Staats- nd Privatrecht hat noch immer mit England gleiche Quellen, und da- er in beiden viel Herkömmliches und Schwankendes. Die Justizpflege st in mehren Provinzen vortrefflich. Die Todesstrafe ist abgeschafft, usgenommen bei vorsätzlichem Morde. Nach dem zuerst in Philadelphia ufgestellten Vorbilde wurde das bewährte System der Besserungsanstal- en für Verbrecher in allen Theilen der Verein. Staaten eingeführt. Sing Sing, Auburn und Wethersfield sind Musteranstalten. Auch hier eigten sich in der neuesten Zeit erfreuliche Erfolge; unter 600 aus Au- urn entlassenen Verbrechern wurden ziemlich lange nach ihrer Freilas- ung nur 17 wegen neuer Vergehungen verhaftet, und unter 206 Per- sonen, die in dieser Anstalt ihre Strafe verbüßt hatten, gab es 146 beglaubigte Fälle sittlicher Besserung. (Ausführlicher hierüber s. Ge- fängnißwesen.) Das Zuchtsystem ist jedoch noch nicht weit genug verbreitet, als daß man demselben die geringe Zahl der Verbrecher zu- schreiben könnte, die sich in mehren Staaten wie 1 zu 5000 oder 1 zu 3000 der Volkszahl verhält, ein Ergebniß, das wohl mehr aus der Sorge für den Volksunterricht und der häufigen Gelegenheit zur Arbeit für den Armen hervorgehen mag. Die Friedensrichter (Justices of peace) in den Verein. Staaten sind vom Volk erwählte Ehrenbeamte, ohne Staatsgehalt, und, wie in England, die Hauptstützen der innern Ver- waltung. Sie sind nämlich nicht bloß, wie in Frankreich, Richter der untersten Instanz, sondern zugleich die Erhalter des innern Friedens,

Digitized by Google

d. h. der Sicherheit aller Rechte der Personen und des Eigenthums leisten Widerstand gegen allen Druck der Gewalt; zugleich sind sie Fürsprecher in Allem, was die Wohlfahrt der Bürger gefährdet, als Polizeibeamte, und die Aufseher über milde Anstalten, deren eine große Zahl gibt, daher man keine Bettler in den Verein. Staaten trifft. In Pennsylvanien wurden 1830 drei Commissarien ernannt, welche die verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen zusammenstellen, systematisch ordnen, aufgehobene Gesetze ausscheiden, die Sprache reinigen und ihres Wortüberflusses entladen und die Gesetzgebung auf die gekommenen Mängel aufmerksam machen sollten. Die Verhaftung für Schulden ward in den Staaten Kentucky und Ohio abgeschafft. Die Veröffentlichung der Gerichtsverhandlungen durch gedruckte Berichte, wie Bacon schon vor 200 Jahren in England empfahl, wurden 183[illegible] Alabama, 1831 in Illinois gesetzliche Anordnungen gemacht. Bei der vielfachen Verwickelung der Geld- und Handelsgeschäfte ist der Stand der Advocaten sehr bedeutend. Nach Fearon sind in der Repräsentantenkammer von 240 Mitgliedern überhaupt 170 Advocaten. Sie sind die meisten Mitglieder der einzelnen Provinzialverwaltungen, und ihnen sind wohl an 9 Zehntel von allen Staatsämtern besetzt. Die Polizei ist fast überall musterhaft; sie besteht nicht in kostspieliger Macht, sondern in der wirklichen Aufsicht der Bürger auf das Gemeindewesen, auf Ordnung in den Städten und auf die Bereitung guter Lebensmittel. Livingston (Vf. des bürgerlichen und des Strafgesetzbuches für Louisiana) hat ein Strafgesetzbuch für die Verein. Staaten entworfen. — Ein Hauptpunkt der Verwaltung ist das Finanzwesen. Die Hauptquellen der Staatseinkünfte bilden die seit dem Tarif von 1816 auf fremde Einfuhr gelegten Zölle und die Staatsländereien. Die Zölle betrugen bis 1831 im Durchschnitt 22 Mill. von 24 Mill. des gesammten Einkommens. Die übrigen Einnahmen fließen aus dem Verkaufe der Staatsländereien, aus Dividenden und dem Verkaufe von Bankantheilen (490.000 Dollars), den Rückständen innerer Steuern und directer Abgaben und verschiedenen zufälligen Einkünften. Der steigende Ertrag der Zölle beweist das fortschreitende Gedeihen der Verein. Staaten. — Die Staatsländereien entstanden theils aus Verträgen mit fremden Mächten, die Gebietsabtretungen bewilligten; theils aus Verträgen mit Indianerstämmen, die gegen Geldentschädigung ihre Ansprüche auf das Land aufgaben, theils aus Gebietsabtretungen einzelner Staaten an die Regierung der Verein. Staaten. Die bedeutendsten Staatsländereien liegen in Missuri, Illinois, Florida, Alabama, Luisiana, Mississippi, Arkansas; überhaupt rechnete man 1829 innerhalb der Grenzen der einzelnen Staaten und Gebiete 334.627.486 Morgen. Doch waren die Ansprüche der Indianer auf einen großen Theil dieser Ländereien, besonders in Mississippi, Alabama, Michigan und Illinois, noch nicht getilgt, und die ganzen Ländereien wurden nur zu 205.672.698 Morgen angeschlagen. Die Amerikaner rechnen auch das Gebiet der Huronen westlich vom See Michigan (56 Mill. Morgen) und das große westliche Gebiet vom Mississippi bis zum stillen Meere (750 Mill. Morgen) zu den Ländereien der Republik, obgleich beide noch das Jagdgebiet der Indianer sind. Die Ländereien werden vor dem Verkaufe auf Kosten der Regierung der Verein. Staaten vermessen. Alle Salzquellen und Bleigruben sind der Regierung der Verein. Staaten vorbehalten und werden verpachtet.

Digitized by Google

ıfsicht über die Vermessungen führen 5 Oberfeldmesser, welche über die vermessenden Ländereien Contracte mit dem Mindestfordernden abließen. Die Regierung läßt gewöhnlich jährlich 40 Gemeinden (townips) vermessen, und in zwei öffentlichen Versteigerungen jedesmal 20 rselben verkaufen. Die Staatsländereien sind in Bezirke getheilt, deren ›er ein Ländereiamt (land office) hat, dessen Beamten der Präsident ıd der Senat der Verein. Staaten ernennen. Die Oberaufsicht führt s Ländereiamt (general land office) zu Washington, das unter dem chatzamt steht. Man rechnete, daß bis 1831 gegen 150 Mill. Morn waren vermessen worden. Von 1796 bis 1829 erhielt die Regieıng über 32 Mill. Dollars aus dem Verkaufe der Ländereien und den ›chsten Betrag 1819 mit 3.274.422 Dollars. Von 1820—29 wurden ›erhaupt 8.167.218 Morgen, meist in Indiana, Alabama, Ohio, Missouri verkauft. Die Posten, die als Unionsanstalt unter dem Oberpostmeister stehen, haben in der neuesten Zeit keinen oder nur geringen Ueberschuß gewährt, da der Ertrag zur Erweiterung und Verbesserung der nstalt verwendet wird. 1790 gab es 95 Posthäuser und 1875 Meilen ›oststraßen in sämmtlichen Staaten, 1833 aber 10.127 Postämter und ber 115.000 Meilen Poststraßen. Die Staatsausgaben zerfallen in 4 weige, Civilliste, Kriegswesen, Seewesen, Staatsschuld. Die Civilliste, ie mehr als in europäischen Staaten, nämlich alle von der Regierung er Verein. Staaten den Beamten für Verwaltung und Rechtspflege nd den Gesandten zu zahlenden Gehalte und mehre andere Verwalungsausgaben umfaßt, betrug in den letzten 5 Jahren über 3 Mill. Dollars, davon kamen auf die gesammte Vollziehungsgewalt nur etwa 30 000 Dollars, auf die gesetzgebende Gewalt über 467.000, auf die Rechtspflege über 239.000, auf den Verkehr mit fremden Mächten über 07.000 Dollars. Auch fällt auf die Civilliste der Aufwand für die Münze, die Leuchtthürme, die Seespitäler, die öffentlichen Gebäude zu Washington, die Antheile an verschiedenen Canalgesellschaften. — Dem Kriegswesen waren in den letzten Jahren jährlich über 6 Mill. Dollars ugewiesen. Der Betrag für Sold, Unterhalt, Kleidung, Arznei und ndere Bedürfnisse des stehenden Heeres ist im Durchschnitt 2 Mill. Dollars. Für Zeughäuser, Waffenvorräthe, Ausrüstung der Festungen wurden 1830 gegen eine Mill., auf Festungsbau und Barracken 800.000, uf die Kriegsschule zu West Point 28.000 Dollars verwendet. Der übrige Theil der Gesammtsumme, über 2 Mill., war der Erbauung von Dämmen und andern Verbesserungen der Häfen, der Erleichterung der Schifffahrt auf dem Mississippi, dem Ohio und mehren andern Flüssen, und den aus den Verhältnissen mit den Indianerstämmen hervorgehenden Verbindlichkeiten gewidmet, wozu Jahrgelder, Zahlungen für Ländereien (245.108 Dollars 1829) gehören. Das Heer ist in 4 Regimenter Artillerie (2240 M.) und 7 Regimenter Fußvolk (3829 M.) getheilt, wozu 1833 noch ein Dragonerregiment kam. An der Spitze desselben stehen ein Generalmajor und 2 Brigadegenerale, und der Generalstab besteht aus 119 Personen mit Einschluß der ärztlichen Beamten, des Verpflegamtes und der militairischen und topographischen Ingenieurs. Die Miliz war 1832 in sämmtlichen Staaten über 1.262.000 Mann stark; am zahlreichsten in Neuyork 186.455 Mann. Jeder Bürger vom 18. bis 45. Jahre ist verpflichtet in der Miliz zu dienen. Die Gemeinen wählen die Hauptleute und die Subalternenoffiziere, diese aber die Feldoffiziere.

Ein angemessener Theil der Miliz muß aus Artillerie und Reiter stehen. Die Dienstzeit ist jährlich auf 3 Monate beschränkt. Der P sident kann die Miliz berufen bei feindlichen Einfällen, bei Aufst wenn der Widerstand gegen das Gesetz nicht durch die gewöhn verfassungsmäßigen Mittel gebrochen werden kann; aber er muß in sem Falle zuvor durch einen Aufruf zu friedlicher Heimkehr ermu und die Miliz darf dann nicht länger als 30 Tage nach der Ver lung des Congresses vereinigt bleiben. Der Soldat ist wie in En nur gesetzlichen Befehlen zu gehorchen verbunden, und steht unter Verantwortlichkeit, nicht ausschließlich auf die Verantwortlichkeit Offiziere gestützt. Die von der Regierung der Verein. Staaten unte tene Kriegsschule zu West Point am Hudson im Staate Neuyork b aus dem Ingenieurcorps, Lehrern und 250 Zöglingen. Ihr Zw zunächst, dem Heere tüchtige Offiziere zu liefern und der Miliz Zuwachs von gebildeten Bürgern zu geben, die mit so vielen mil schen Kenntnissen ausgerüstet sind, um die als fehlerhaft anerkann lizeinrichtung verbessern, in allen Staaten ein gleichförmiges Mi narsystem einführen und selbst große Massen bald zum Felddienste ge machen zu können. Außerdem verfolgt diese Anstalt aber auch Zwecke einer polytechnischen Schule. Für das Seewesen wurden her im Durchschnitt jährlich 2.500.000 Dollars erfordert, wovon ansehnlicher Theil zur Verbesserung der Marine durch Anschaffung Vorräthen, zu Errichtung von Schiffsdocken und zum Bau neuer Sc verwendet ward. In der neuesten Zeit wurden 2 treffliche Docke Charlestown in Massachusets und Gosport, jede mit einem Aufw von 500.000 Dollars, angelegt. 1833 gab es 1000 Marinesch Das Marinecorps war 5000 M. stark und kostete jährlich 1.13 Dollars. Die Seemacht bestand 1832 aus 12 Linienschiffen, 17 Fre ten, 16 Kriegsschaluppen und 7 kleinern Kriegsfahrzeugen, außer bewaffneten Fahrzeugen in den Seen an den Grenzen von Can Das größte jetzt vorhandene Kriegsschiff mit 4 Verdecken, gebaut 160, aber eingerichtet zu 200 Kanonen und 13—1400 M. Besatz ward 1830 in Philadelphia gebaut. Diese Marine schützt die Han flagge der Verein. Staaten in allen Staaten und Canning nannte Verein. Staaten die zweite Seemacht. Schon die Natur hat sie bes die erste und die einzige Seemacht Amerikas zu werden. Denn M hat bloß 2 schlechte Häfen und entbehrt aller Hülfsmittel, um eine Marine zu bilden. — Kein Volk hat in Beziehung auf die Ti schuld sich so günstiger Ergebnisse erfreut als die Amerikaner. Schuld, welche 1812 nur 42.035.123 Dollars betrug, wurde durch Folgen des Kriegs bis 1816 auf 123.016.375 erhöht, sank aber im nächsten Jahre durch wirkliche Zahlung, nicht durch billigen V men, bedeutend, und betrug 1818 noch 91.015.566 Dollars. Der Ankauf von Florida ward sie 1821 wieder erhöht, nahm aber seit fortdauernd ab und war auf 58.362.135 Dollars gebracht worden Jackson 1829 Präsident wurde. In den ersten 2 J. seiner Verwa sank sie auf 24 Mill. und war 1834 getilgt. — Der Föderativstaa steht gegenwärtig (1836) aus 24 von einander unabhängigen Rep ken, nebst einem District und 8 Gebieten. Die Natur hat zwischen östlichen und den westlichen Staaten eine Scheidungslinie gezogen. Trennung der nördlichen und südlichen Staaten wird durch meh

Digitized by Google

politische Ursachen vorbereitet. A. Die alten Provinzen bilden 13 aten: 1) Neuhampshire, der nördlichste, 446 QM., mit 270.000 w. Concord ist der Sitz der Provinzialregierung, Portsmouth, ein en, die wichtigste Handelsstadt. 2) Massachusets, 317 QM., mit .000 Einw., Hauptstadt Boston (s. d.), 43.300 Einw.; Salem .); Cambridge. 3) Rhode-Island, 374 QM., mit 90.000 Einw., ıptst. Providence; Newport. 4) Connecticut (s. d.), an der Mün- g dieses Flusses, 220 QM., mit 300.000 Einw., Hauptst. Hartford; ıhafen. 5) Neuyork (s. d.). 6) Neujersey zwischen den Flüssen dson und Delaware, 391 QM., mit 300.000 Einw., Hauptst. Tren- . 7) Pennsylvanien (s. d.), Hauptst. Philadelphia; Germantown; nkerstown; Bethlehem; Carlisle; Harrisburg; Pittsburg am Ohio, ı sogen. amerikan. Birmingham, mit 10.000 Einw. 8) Delaware d.), Hauptst. Dover; Wilmingtown. 9) Maryland an der Chesa- ıkbai, 509 QM., mit 570.000 Einw. (darunter 107.000 Sklaven), uptst. Annapolis; Baltimore (s. d.), mit 96.000 Einw.; Belfast.) Virginien (s. d.); Hauptst. Richmond am Jamesflusse, mit 12.067 nw.; Williamsburg; Mount-Vernon am Potowmac (Washington's ndsitz); Norfolk. 11) Nordcarolina. 12) Südcarolina. (Vgl. Ca- lina.) 13) Georgien (s. d.), die südlichste Provinz, durch den St. aryfluß von Florida geschieden, mit den westl. Indianerländern, in elchen das mächtigste Urvolk in Nordamerika, die Creeks (s. d.), über).000 Köpfe stark, in Städten und Dörfern wohnen, und Feld- und artenbau, besonders Viehzucht treiben. — Der District Columbia . d.) ist keinem Staate einverleibt, sondern steht unter den Gesetzen s Congresses; Haupt- und Bundesstadt Washington (s. d.); Geor- town und Alexandria am Potowmac. — B. Die neuen Provinzen: 14) Maine (seit 1820), 1496 QM., mit 320.000 Einw.; Hauptst. Port- nd. Maine gehörte vorher zu Massachusets. Es ist seiner schiffbaren lüsse und seiner Küsten wegen, mit inselreichen Baien, für Handel und schifffahrt wichtig. 15) Vermont (seit 1790), grenzt an Canada, 482 QM., mit 255.000 Einw., Hauptst. Montpellier; Windsor am Connec- cut; Bennington; Rutland. 16) Kentucky (seit 1796), 1890 QM., mit 700.000 Einw. (darunter 126.732 Sklaven), Hauptst. Frankfort mit 679 Einw.; Lexington am Kentucky, mit 6000 Einw.; Louisville am Ohio und Boonsborough (die erste Niederlassung des Gründers von Ken- tucky, des Obersten Boon aus Nordcarolina, 1775). 17) Tennessee s. d.) (seit 1796), Hauptst. Merfresborough und Josephsstadt (von Jo- eph Bonaparte angelegt), mit 3000 Einw., am Cumberlandflusse. In Tennessee liegen noch die Reservatgebiete der Cherokesen. 18) Ohio s. d.) (seit 1804); Hauptst. Mariette. 19) Neuorleans oder Luisiana ein Theil der Provinz Louisiana, s. d.) (seit 1810), nebst dem Theile von Westflorida bis an den Perdido, 2271 QM., mit 200.000 Einw. darunter 69.000 Sklaven); die Hauptst. Neuorleans (s. d.) am Mississippi, liegt 15 Meilen von der Mündung. 20) Mississippi (ein Theil des alten Luisiana) (seit 1817), 2136 QM., mit 200.000 Einw. (darun- ter 33.272 Sklaven); Hauptst. Monticello, Natchez am Mississippi hat 2184 Einw. Unter den civilisirten Ureinwohnern sind die Choktaws und Chickasaws zu bemerken, die in Städten und Dörfern wohnen. 21) Indiana (seit 1817), am westl. Ufer des Ohio, im W. des Wabasch-

Digitized by Google

flusses, grenzt nördlich an den Michigansee, zählte auf 1707 QM. gegen 160.000 Einw.; Hauptst. Croydon; Vincennes. 22) Illinois (1818), an den Strömen Mississippi, Illinois und Wabasch, südlich vom Ohio, 2780 QM., mit 82.000 Einw.; Hauptst. Vandalia. In ihm befinden sich die neue Colonie der Harmoniten (s. d.) und die Ansiedlung des Morris Birkbeck. 23) Alabama (s. d.) (Westgeorgien, 1819), nördlich von Westflorida, 2400 QM., mit 250.000 Einw. (unter 41.800 Sklaven); Hauptst. Cahawba. Auch in Alabama leben die Creeks oder Seminolen, die Cherokesen, Choktaws und Chickasaws in Reservatgebiete. (Vgl. Champ d'Asyle.) 24) Missuri (seit 1821), nördl. Luisiana und alles Land, was zwischen den brit. Colonien, dem stillen Meere und Mexico liegt, hatte auf 2840 QM. 1830 gegen 130.000 Einw. Dieser Staat weigerte sich, seine 10.000 Neger frei zu geben. Unter den wilden Jägervölkern sind die Osagen, die Arkansas, die Panis, welche Ackerbau treiben, und die Nadoweſſier die bekanntesten. Der ist der Yellowstone so breit wie der Ohio und 850 engl. M. lang, er entspringt aus einem See in den Steingebirgen. An seiner Mündung liegt der nördlichste Militairposten der Verein. Staaten in einer schönen, fruchtbaren und an Pelzwild und Büffelheerden reichen Gegend, 48° N. Br., 27° L. westlich von Washington, 1800 engl. M. weit vom Mississippi und 100 M. nördlicher als Quebeck; Hauptst. Jefferson. In der Nähe der Stadt Louis (4574 E.) liegen die berühmten Bleiminen, welche jährlich 30.000 Ctnr. Ausbeute geben. — C. Gebiete: a) Michigan, zwischen Canada, Indiana und Illinois, hat auf 1000 QM. etwa 50.000 Einw.; Hauptst. Detroit. b) Arkansas, ehemals Theil von Missuri, südlich vom Missurifluſſe, hat auf 5700 QM. 40.000 Einw.; Arkopolis, der Sitz der Regierung und des Gouverneurs. Das Nordwest-Territorium, westl. den Felsgebirgen (Rocky Mountains) hat auf 6166 QM. 24.000 Einw. d) Die Floridas (s. d.). e) Obermissuri, 409 QM. mit 20.000 Einw. f) Seit dem 16. Oct. 1828 das Hudson-Gebiet, zwischen dem Michigansee im O. und dem Mississippi im W. (43° 25′ — 49° N. Br.) (1136 QM.), ist wichtig durch seine reichen Bleigruben. g) Oregan, an der Nordwestküste, nördl. vom 42° Br. und westl. von den steinigen Bergen, 15.900 QM. mit 120.000 Einw. h) Huron. Seit 1829 bildet sich ein 9. Gebiet, Virginia, von Ureinwohnern bevölkert, am Missuri und Moineſluß (bis 41° N. Br.). — Zur nähern Kenntniß der Verein. Staaten, welche die dahin aus Europa Wandernden jetzt so wichtig ist, empfehlen u. A.: J. Melliſh's, Morris Birkbeck's, Fearon's, Palmer's und v. Fürstenwärther Reiseberichte, auch E. Braun's „Skizzen von Amerika" (Halberst. 1830), so verschiedene Ansichten sie auch zum Theil enthalten. Gute Beobachtungen enthalten die Briefe einer Engländerin aus den Jahren 1816, 1819 und 1320: „Views of society and manners in America". Melliſh hat besonders das zwischen den Seen Erie, Huron und Superior, den Rocky Mountains, dem Golf von Mexico und den Alleghanys liegende Western Country genau beschrieben. Gegen Birkbeck, der seine Niederlassung in Illinois am Ohio zu lobpreisend beschrieben hat, haben sich Fearon und zum Theil auch Palmer und Fürstenwärther (den Hr. v. Gagern nach Amerika geschickt hatte) in ihren Schilderungen von Nordamerika, in Hinsicht auf europäische Auswanderer, mehr abschreckend als einladend ausgesprochen. Die „Reise des Herzogs

Digitized by Google

rnhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nordamerika in den J. 25 fg.", herausgeg. von H. Luden (2 Thle., mit Kupf. u. Ch., Jena 28), verbreitet sich über die religiösen Sekten, die wissenschaftlichen stalten und das Militairwesen. Hinton's "History and topography the United States" (2 Bde., London 1832, 4.) liefert gute Materia-, ist aber nicht ohne Lücken in der Uebersicht der Statistik. Höchst ätzbar sind des ehemaligen Attachés der brit. Gesandtschaft zu Was-gton, Ouseley, unparteiliche "Remarks on the statistics and political titutions of the United States etc." (London 1832); Achille Murat's ettres sur les Etats Unis" (Paris 1830) geben über Einzelnes in dem ellschaftlichen Zustande interessante Bemerkungen. Fennimore Cooper's lotions of the Americans by a travelling bachelor" (2 Bde., Lon-n 1828) sind besonders gegen befangene oder unredliche Darstellungen glischer Schriftsteller gerichtet. Außer des Captains Basil Hall ise ist eines andern brit. Seemanns, Fitzgerald de Roos, Bericht ersonal narrative of travels in the United States and Canada in 1826" ondon 1827) zu erwähnen, wo gute Nachrichten über Seewesen und chiffbau in den Verein. Staaten vorkommen. Ausgezeichnet ist Flint's eography of the Mississippi etc." (2. Ausgabe, Cincinnati 1832). öchst reichhaltig ist die „Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in n J. 1822 bis 1824" vom Herzog Paul Wilhelm v. Würtemberg, it einer Charte von Luisiana (Stuttgart und Tübingen 1835). Er suchte die Länder an den Flüssen Mississippi, Ohio, Missuri, Kanzas .; sodann 1830 abermals diese Gegenden, wo er aber weiter vordrang, ich den Yellowstone erreichte. Er hat viele nähere Nachrichten über e Urvölker dieser Länderstriche gegeben. Auch die Beschreibung dieser weiten merkwürdigen Reise wird bald im Druck erscheinen.

Vereinigte Staaten (Literatur der). Das Schriftenthum der Nordamerikaner ist ein Zweig des englischen. Es hat seinen Anfang genommen 1639, in welchem Jahre zu Cambridge in Massachusets das erste Buch: "The Freeman's call" gedruckt wurde. Die Buchdruckerkunst verbreitete sich anfangs langsam; zu Ende des 17. Jahrh. zählte man nur 4 Pressen in den Colonien, und erst nach dem Revolutionskriege nahm die Zahl derselben zu, noch schneller aber seit dem Anfange des 19. Jahrh., wo sie von 300 auf 1200 gestiegen ist. Die erste nordamerikan. Buchhändlermesse ward 1802 zu Neuyork von 49 amerikan. Buchhändlern gehalten. Im 17. Jahrh. waren die meisten in den Colonien gedruckten Bücher theolog. Inhalts, und bis nach der Mitte des 18. Jahrh. war die Aufsicht über die Presse so strenge, daß sich der Geist freier Forschung nicht zu entwickeln vermochte. Seit der Revolution wuchs die Zahl der Zeitschriften, politischen Erörterungen und geschichtlichen Werke, welche seit dem Anfang dieses Jahrh. die große Masse der literarischen Erscheinungen bilden. So viel Regsamkeit, Kraft und Umfang der Geist der Amerikaner in allen Richtungen gezeigt hat, welche die Angelegenheiten des Lebens ihm anwiesen, so rüstig er sich geregt hat, wo das Bedürfniß seine Erfindungskraft ihn anspornte und sicherer Gewinn ihn anlockte; so wenig ist doch während des langen Zeitraums, wo das Volk in Hinsicht auf gesellschaftliche Verhältnisse und Gewerbsamkeit einen hohen Aufschwung nahm, die einheimische Literatur ermuntert worden, die vielmehr durch den Vorzug, den ausländische Erzeugnisse erhielten, entmuthigt wurde. Die wenigste Pflege fand die ästhe-

Digitized by Google

rische Literatur. Nur wenige wählten die Schriftstellerei zu ihrem B
rufe, weil weder Ehre noch Reichthum dadurch erworben werden k
Während für die Arbeit des Gewerbfleißes viel Begehr war, hatte
Literatur noch keinen Haltpunkt in dem gesellschaftlichen Zustande. M
mußte erst nach Bedürfniß und nach Gemächlichkeit streben, ehe an
friedigung des Luxus gedacht werden konnte. In dieser Zeit traten
wenige literarische Werke hervor, und was erschien, ermangelte
jener Sorgfalt in der Bearbeitung, die einen Sporn in dem Beifall
der Theilnahme einer gebildeten Lesewelt findet. Der Geist der A
kaner war dennoch nicht unfruchtbar und selbst in jenem trüben Z
öffneten sich die Blüthen und manche Früchte reiften. Seit einiger
ist aber eine bedeutende Veränderung in dem literarischen Leben des
tes hervorgetreten. Geschmack und Urtheil haben sich verfeinert, und
beginnt ein neuer Zeitabschnitt für die Literatur. Fremde Erzeu
werden nicht mehr ausschließend gepriesen, das Einheimische wird
mehr verworfen, weil es nicht aus der Fremde kommt, und amer
Bücher werden mehr als früher gesucht und gekauft. Obgleich
die Literatur in einigen ihrer Zweige volksthümliche Richtungen
aufgenommen hat, so ist sie doch, weil sie in der englischen ihre
Wurzeln hat, keineswegs national. Wir können indeß nicht
ausgesprochene Ansicht theilen, es liege in dem Mangel eines tiefen
rischen Hintergrundes, daß die Literatur in Amerika keine eigenthü
Farbe habe, und insbesondere die Dichtung keinen fruchtbaren B
gewinnen könne. Bei der schnellen Entwickelung des jungen S
ist die Vergangenheit schneller in jene Tiefe zurückgetreten, wo
Ueberlieferung und der Sage, in dem Bilde ganz verschiedener Z
eine volksthümliche Dichtung ihre Nahrung finden kann. Die Z
Gründung der Colonien bietet in den Charakteren, der Lebensweise
den Abenteuern der ersten englischen Ansiedler interessante Züge
und die Ereignisse des großen Unabhängigkeitskampfes ermangeln
des romantischen Reizes, den die Europäer in einer weit frühern
zeit finden. Die Poesie folgte in frühern Zeiten den in dem
lande herrschenden Geschmacksrichtungen. Geschätzte Dichter sind: B
low (s. d.), Vf. der „Columbiade"; der Lyriker Sargeant in
Woodworth, W. Cullen, D. Dwight, Vf. des epischen Gedichts:
conquest of Canaan", und eines andern: „Greenfield's Hill". In
neuesten Zeit hat die Poesie durch einige ausgezeichnete Dichter,
ders durch Bryant (dessen „Poems" Washington Irving, Lond.
herausgeg.), Dana, Percival, Trumbull (Verf. des komischen Helden
dichts „Mac Fingal"), Wirt, der erste Advocat Virginiens (Vf. des
bachelor" und des „British spy."), Halleck, Willis, Peabody,
(„Airs of Palestina"), Washington Allston („Sylph of the
eine mehr nationale Farbe erhalten, doch ist bei der Vorliebe des
blicums für prosaische Formen der Dichtung nur das Gebiet der
von einigen der Genannten mit Glück angebaut worden. (Vgl.
ver's interessante Auswahl „The American common-place-book
try", mit literarisch. Anmerk., Boston 1831.) Das erste Theater
1750 in Boston, dem Mittelpunkt des strengen Puritanismus, er
nach der Revolution entstanden mehre, und jetzt hat fast jede bedeu
Stadt ein Theater. Die Regierung übt keinen Gesetzeszwang über
Bühne aus; kein Schauspiel ist der Censur unterworfen; Jeder, welch

Digitized by Google

hat, kann ein Theater erbauen. Die dramatische Literatur Engds herrscht fast ausschließend auf der Bühne. Es sind seit Godfrey, 1765 das erste in den Verein. Staaten geschriebene Schauspiel „The nce of Parthia“ drucken ließ, nur wenige einheimische dramatische hter, z. B. Frau Warren, William Dunlap, Lathy, David Everett, ies und Baker aufgetreten. Die Geschichte dieser Bestrebungen hat nlap in s. „History of the American theatre“ (Neuyork 1832) darstellt. Der Roman, der jetzt die literar. Thätigkeit in den Verein. Staavielfach beschäftigt, erhielt zuerst durch Browne, der in Belknap und ler minder begabte Vorgänger gehabt hatte, seit 1798, eine volksthümje Farbe. Seine 6 Romane (worunter „Wieland“ und „Arthur Mer„“ am beliebtesten) sind in einer neuen Ausgabe (7 Bde., Boston 27) gesammelt worden. Er blieb lange der ausgezeichnetste amerikan. manschreiber, bis Washington Irving und Cooper ihn zurückdrängten. . Romane, historische.) Zu den übrigen vorzüglichen Romandichtern ören der geistreiche Paulding (Vf. der Romane „Dutchman's Fire“, Westward Ho“), Flint, und die Frauen Segdwick, durch „Redod“ (1824) und „Clarence“ (1830) bekannt, und Francis, Vf. des mans „The Rebells“. — Als Redner werden geschätzt: Fisher nes, den man den amerikan. Burke nennt; Patrik Henry, Sachwal- in Virginien, der sich in den Zeiten des Freiheitskrieges als Staatsnn und Redner sehr auszeichnete, und der verst. Gouverneur Mor. Unter den Senatoren zeichnen sich als Redner aus: Otis von assachusets, Rufus King, Bourbour, Gouverneur von Virginien, der wesene Staatssecretair Henry Clay (besitzt ungemeine Lebhaftigkeit und oße Gewandtheit der Darstellung) und Webster. Ueberhaupt bilden e Gerichtshöfe und der höhere Staatsdienst, nach welchem alle Talente nstreben, gute Redner. Amerikanische Beredtsamkeit ist keine britische, cht so edel, rein und gelehrt; aber sie ist kühn, hinreißend, voll Feuer nd Flamme. Ihr auffallender Fehler ist Mangel an gutem Geschmack, ne Folge der Vernachlässigung des classischen Studiums. Es gibt da- r nur wenige ausgezeichnete politische Schriftsteller. Was der Ameriner aber auch hierin zu leisten vermag, sieht man aus der Sammlung: The federalist“ (Aufsätze von Hamilton, Jay und Madison, zur Vereidigung der Bundesverfassung, und der beste Commentar über ihre Grundsätze); vorzüglich zeichnen sich die von dem im Zweikampfe gebliemen Obersten Hamilton, einem der ersten Staatsmänner Nordameris, durch Klarheit und Bündigkeit aus; auch Franklin's Schülers, des erühmten Jefferson Schrift: „Ueber die Unabhängigkeit des Vaterlanes“, ist meisterhaft. — Die juristische Literatur wurzelt tief in dem Mutterlande, da die ersten Ansiedler vaterländische Gesetze mitbrachten. war wurden von den republikanisch gesinnten Ansiedlern in Neuenz und schon im 17. Jahrh. neue Gesetze für die Colonien entworfen, und 648 das erste einheimische Gesetzbuch „Body of liberties“ in Cambridge edruckt, dem bald andere in andern Colonien folgten, doch ward außer olchen besondern Gesetzen, welche die eigenthümliche Lage des Landes rheischte, für die Vervollkommnung der Gesetzgebung überhaupt und für as wissenschaftliche Studium der Rechte wenig gethan. Die Rechtsgeehrten bildeten sich meist in dem Mutterlande und es erschienen in den olonien bis zur Revolution nur wenige Originalwerke. Nach der Grünung der Unabhängigkeit mußte für die Ausbildung und Sammlung der

einheimischen Rechtsquellen eifriger gewirkt werden. Seit 1789 hat die Regierung der Verein. Staaten ihre Gesetze bis auf die neueste Zeit in den Druck bekannt gemacht und der gelehrte Joseph Story eine treffliche Sammlung derselben (3 Bde., Boston 1827) geliefert. Die Entscheidungen des Obergerichtshofes der Verein. Staaten wurden seit 1791 gesammelt, wie auch die wichtigsten Aussprüche der reisenden Richter und einzelne merkwürdige Rechtsfälle. Zu den bedeutendsten Werken über Staatsgrundgesetze gehören Elliot's Verhandlungen der Urversammlungen (conventions) über die Annahme der Constitution (4 Bde., Bost. 1827—30); Rawle's „View of the constitution of the United States" (2. Aufl., Philadelphia 1829); vorzüglich aber Kent's „Commentaries on American law" (4 Bde., Boston 1826—30), und Story's „Commentaries on the constitution of the United States" (3 Bde., Bost. 1832). Auch die einzelnen Staaten haben ihre Gesetze und von Zeit zu Zeit die Entscheidungen ihrer Gerichtshöfe gesammelt. Solche Sammlungen bilden den ansehnlichsten Theil der juristischen Literatur in Amerika; da die Grundlage des Rechts aber noch immer die engl. Gesetze sind, so werden die wichtigsten engl. Werke, besonders praktische, in den Verein. Staaten nachgedruckt (sonst ist der Nachdruck von Werken, die Bürger der Union zu Verfassern haben, im ganzen Gebiet verboten). Vor den Gerichten der Admiralität bezieht man sich auch auf italien., span., franz. und holländ. Werke über das Seerecht. Doch hat der amerik. Rechtsgelehrte Wheaton ein Hauptwerk über das Seerecht herausgegeben: „A digest of the law of martime captures and prizes" (Neuyork 1815). — Schon in frühern Zeiten erhielt die medicinische Literatur einen amerikanischen Zuwachs, welcher seit der Gründung und Verbesserung vieler Lehranstalten für die Heilkunde sich vermehrt und selbst in Europa Anerkennung gefunden hat. (Vgl. das medicin. Register des D. Hosack und das medicin. Repositorium der Doctoren Mitchell und Miller.) — Die theologische Literatur, die besonders im 17. und 18. Jahrh. eine Menge die vielen Glaubensparteien genährte heftige polemische Richtung verfolgte, verräth noch immer den Mangel gründlicher Gelehrsamkeit. Indeß fehlt es nicht an trefflichen Kanzelrednern. Die Unitarier Channan, Buckminster, Channing, Dwight (oben als Dichter genannt), Ware und Norton haben musterhafte geistliche Reden geschrieben. Obgleich die Theologen die ausgezeichnetsten Werke des Auslandes, besonders deutsche, benutzen und übersetzen, so erschienen doch bisher nur wenige Originalwerke, unter welchen Uebersetzungen und Erläuterungen des Hiob und der Psalmen von Noyes (1827 und 1831) und ein Kommentar über den Brief an die Römer von Stuart (1832) sich auszeichnen. Man schätzt auch Cotton's, Worcester's, Wood's und Norton's kleine Werke, Eliot's indianische Grammatik und seine Uebersetzung der Bibel in die Sprache der Massachusets-Indianer. Die bedeutendsten Beiträge erhält dieser Zweig der Literatur in den zahlreichen theologischen Zeitschriften, unter welchen das zu Boston erscheinende „Christian examiner and general review" und das zu Andover herauskommende „Biblical repository" die vorzüglichsten sind. — Philologie und alte classische Literatur, die Grundlage der edlern wissenschaftliche Bildung werden, sowie die damit verbundenen Zweige, Kritik, Archäologie, zu wenig geschätzt, da Jeder nur für seinen Beruf sich praktisch auszubilden strebt. — In der Philosophie ist Benj. Franklin noch

Einziges, welcher Entdeckungen gemacht hat, die wichtig für das ganze
ıschliche Geschlecht sind. Auch steht er als classischer Schriftsteller
nan. Nach Franklin's Muster haben sich in kurzen Aufsätzen (Essays)
) in gemeinfaßlicher Darstellung Dennie und Wirt ausgezeichnet. Zu
besten neuern Werken in Hinsicht auf Stoff und Form gehören die
lfen eines Amerikaners durch Italien im J. 1815 fg. („Rambles in
ly", Baltimore 1818). — Die Geschichte des Landes hat schon im
. Jahrh. sorgfältige Bearbeiter gefunden. Es begünstigte sie der Vor-
il, daß seit dem Anfange der europäischen Ansiedelungen genaue Er-
)lungen der Ereignisse, von den Haupttheilnehmern selbst geschrieben,
) erhalten haben, welche uns ein treues und lebendiges Bild der Zu-
nde der Vorzeit in den ersten 150 J. der Colonien geben. Vaterländ-
che Historiker sind: Ramsay, Vf. der „Geschichte der amerikan. Revo-
ion ꝛc.", Jefferson, Belknap, Jam. T. Austin u. A. Auch in der
uesten Zeit ist die Geschichte der einzelnen Staaten fleißig bearbeitet
rden und fast keiner der ältern Staaten ist darin zurückgeblieben. Zu
n bedeutendsten neuern Werken über die allgemeine Geschichte der Verein.
taaten gehören, außer der neuen Ausgabe von des Oberrichters Mars-
ll „Leben Washington's", das größte Nationalwerk der V. St. (2 Bde.,
ston 1832), Lyman's „The diplomacy of the United States" (Boston
26), wichtig für die Verhandlungen der Verein. Staaten mit fremden
ächten von 1778—1814; „The diplomatic correspondence of the
merican revolution", herausgegeben von Sparks (12 Bde., Boston 1829
-30), eine reiche Fundgrube für die Gesch. d. Revolution; Sanderson's
ives of the signers of the declaration of independence" (12 Bde.,
hiladelphia 1823—27), außer vielen Biographien einzelner berühmter
merikaner, z. B. Otis, Henry, Pinkney, Gerry, Clay (von Prentice
31) und die von Sparks besorgte Ausgabe der Briefe Washington's.
- Als politischer Schriftsteller wird der ehemalige Gesandte der V. St.
i dem Könige der Niederlande, Everett, wegen seines geistvoll origi-
llen Werks: „Europe, or a general survey of the present situation
the principal powers", und wegen s. Schrift: „Amerika, oder allgem.
eberblick der polit. Lage der Staaten des westl. Festlandes (a. d. Engl.
it Bemerk., Hamb. 1828, 2 Thle.) geschätzt. — Als Statistiker:
itkin und Sybert, die ihre statistischen Werke aus archivalischen Quel-
n geschöpft haben; Bristed, Warden, E. und G. W. Blunt, Watter-
on, van Zandt, Flint u. A. (S. d. vor. Art. am Schlusse.) — Als
eographen sind Morse und Eddy bekannt. — Die Naturwissen-
haften haben besonders seit 2 Jahrzehend eifrige Pflege erhalten,
nd vorzüglich fanden die Mineralogie und Geologie in Cooper in Phi-
delphia, Cleaveland, Prof. bei der Universität Cambridge, und Mac-
re tüchtige Bearbeiter. Benj. Silliman, Prof. am Yalecollegium zu
ewhaven, der seit 1818 sein „American journal of science and arts"
rausgibt, hat sich neulich auch durch seine „Elements of chymistry"
2 Bde., Newhaven 1831) als gründlicher Naturforscher bewährt. Die
aturgeschichte des Landes wurde eifrig bearbeitet, die Botanik von
lliot („Botanik von Südcarolina und Georgia", Charlestown 1821—
4), Bigelow und Barton, Prof. der Botanik an der Universität von
ennsylvanien („Medical botanic"), Nuthall („Genera of the North-
merican plants", ein guter Nachtrag zu der „Flora" von Pursh),
loot („Neuenglands Flora"), Hosack („Flora von Nordamerika"), Müh-

lenberg („Flora von Lancaster", von Collins herausgeg.) und
(„Flora der nördl. und mittlern Länder der Union", Philadel.
die Entomologie und Conchyliologie von Th. Say (Mitglied der
gestifteten Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia), die
thologie von Nuthall vorzüglich aber von Wilson und Karl Lucian
naparte („Amerikan. Ornithologie", 3 Bde., 4., 1825—28, ein
werk) und von dem in Amerika von einer ursprünglich franz.
geb. Audubon in seiner in London erschienenen Vögelkunde (1829,
300 Kpf., 120 Guin.) und in s. „Ornithological biography" (
1831), die allgemeine Naturgeschichte von Godman, die fossilen
reste von Shepeard. Auch die Akademie der Naturwissenschaften in
ladelphia hat trefflich Aufsätze über Zoologie, Botanik und Geologie
ken lassen. — In der Mechanik besitzt Nordamerika ausgez
Männer. Rittenhouse (vergl. den besondern Art.) war ein
nisches Genie. Dem Erfinder des Dampfboots, Fulton (s. d.),
ein Denkmal errichtet. In der praktischen Anwendung der Wisse
ten ist Rumford (s. d.) berühmt. — In der Astronomie
D. Bowditsh (Vf. der „Denkwürdigkeiten der amerikan. Akademie
ston") einen Namen erworben. — Jene Gelehrsamkeit, welche
und Kritik umfaßt, wird in Amerika weniger gefunden; doch fehlt
hier nicht an Männern, die sich auszeichnen. Als der erste jetzt
Gelehrte Nordamerikas wird Walsh genannt, der berühmte
Briefe über den Charakter und den Geist der franz. Regierung,
in England 4 Aufl. erlebt haben. Seit zuerst Franklin 1741 eine
schrift „The general magazine" zu Philadelphia herausgab, erschi
nach und nach mehre, aber erst seit dem Anfang dieses Jahrh.
Zahl derselben so sehr gestiegen, daß sie jetzt auf 100 angewach
Reichhaltig sind die medicinischen Zeitschriften in Philadelphia,
und Neuyork. Hall's „Port-Folio" ist ein mit Geschmack und
redigirtes Journal, das schon vor 30 J. der verstorb. Dennie (der
rikan. Addison) gegründet hat. Noch erscheinen in Philadelphia
„Washington museum, or repository of usefull arts", und Cor
porium of arts and sciences", 2 Zeitschriften für wissenschaftl.
nisse, die für Manufacturen und Künste wichtig sind. Die
Fortschritte der amerikan. Literatur lernt man, nachdem das kri
lehrte „Cambridge requisitory" eingegangen und Rob. Walsh's
can review" mit dem 4. Bde. geschlossen worden ist, vorzüglich
aus dem „North-American review", das zu Boston seit 1818
aus dem „Analectic magazine" und Bigelow's „Americ. month
gazine and critical review", die seit 1817 zu Neuyork heraus
und aus dem von Walsh zu Philadelphia herausgeg. „America
ster", oder „Summary review of history, polities and litter
— Man zählt jetzt in den Verein. Staaten nicht weniger als 12
tungen. Neuyork hat jetzt deren über 190; in Philadelphia, da
60 Buchdruckereien besitzt, erscheinen 8 Tageblätter, zusammen
als 9000 Exemplaren, 4 Wochenblätter in mehr als 7000 Expl.
andre Journale in 4000 Expl., überhaupt in Pennsylvanien 18
schiedene polit. Zeitungen; ebenso in Boston und in a. O. De
Staat von Ohio zählt 60 engl. und 5 deutsche Zeitungen; Cincin
3 Zeitblätter, darunter seit 1827 eine „Nationalzeitung der Deu
Ueberhaupt gibt es 30 deutsche Zeitungen. Die Wohlfeilheit

ltung der Zeitungen ist ohne Beispiel; man darf behaupten, daß fast er Staatsbürger eine Zeitung liest, und da jeder einen unmittelbaren sönlichen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt und auch Staat die Verbreitung begünstigt, so gelangen die Zeitungen in die legensten Theile des Landes und wenigstens der ackerbauende Theil Volkes mag sonst nicht viel lesen. Der Inhalt der Zeitungen bestigt die Verbreitung moralischer Grundsätze und nützlicher Kenntnisse, ewohl fast alle eine Parteiansicht mit Wärme verfechten. Vgl. Knapp's ours de la littérature américaine 1830". In diesem Werke sind Nachhten über den Erfinder der cherokesischen Buchstaben, Guest, Enkel es Weißen, der nach vielen Versuchen auf eine Schrift kam, welche er 80 Zeichen für alle in der Sprache vorkommenden Sylben enthält. as Evangelium Mathäi und eine Sammlung von Hymnen sind mit esen Buchstaben gedruckt. — So sehr die Amerikaner in den mechanien Künsten, durch schützende Erfindungspatente begünstigt, sich ausgechnet haben, so wenig wurden bis in die neuesten Zeiten die bildenn Künste gepflegt. Doch besitzen sie einige gute Historien- und Landschaftsmaler, z. B. West (s. d.), Gilb. Stuart (st. zu Boston 1828), arvis, Wood, Peal, Morse, Earl, Todde, Trumbull (malte die Nationalbilder für das Capitol zu Washington), Allston, Copley, Vanderlyn, sly (einer von des Präsidenten West besten Schülern) und Dougty. etzt regt sich auch hier ein frischerer Geist. In Philadelphia und Neuork wurden Kunstakademien errichtet, und mit dem Athenäum zu Boon ward eine Gemäldesammlung verbunden, wo jährlich eine Ausstellng stattfindet. Greenough hat von dem Congreß den Auftrag erhalten, Washington's Koloßalstatue für das Capitol zu verfertigen. Ein andr Bildhauer, Augur, der die Kunst ohne Anleitung lernte, hat sich durch ne Gruppe, Jephta's Tochter, und mehre Statuen Auszeichnung erworn. In der Baukunst wird die marmorne City-Hall von Neuyork als u Meisterstück vor allen andern öffentlichen Gebäuden in Boston, Philadelphia und Washington genannt. Auch wetteiferten die amerikan. Theater, deren es in den Verein. Staaten 24 von Bedeutung und Pracht ibt, mit denen der alten Welt.

Vereinigungsvertrag. Die bürgerliche Gesellschaft muß, wie edes andere gesellige Rechtsverhältniß, als gegründet auf Vertrag gedacht werden. Dieser Vertrag heißt der **Bürgerliche** (tractatus civilis) s. d. u. **Staatsgrundvertrag**). Durch denselben verpflichten sich ie Vertragenden einerseits den Staatszweck in einander durch gemeinsame Thätigkeit zu verwirklichen, andererseits sich alle rechtlichen Mittel gefallen zu lassen, ohne welche die Erreichung des Staatszweckes nicht möglich seyn würde. In der ersten Hinsicht erscheint jeder Vertrag als in Vereinigungsvertrag (pactum unionis civilis) der einzelnen Glieder er Gesellschaft unter einander, in der andern als einen **Unterwerungsvertrag** (pactum subjectionis civilis) (s. d.) zwischen dem Einelnen und dem Ganzen. Der Vereinigungsvertrag, vermöge welches ich die einzelnen Glieder einer Gesellschaft zu einem Ganzen vereinen, braucht eben keine schriftliche Urkunde zu seyn. Im Staatsleben ist er gemeinlich ein stillschweigender Vertrag, der durch die That selbst eingegangen wird. Schließt Jemand einer Staatsgesellschaft sich an, so drückt r durch die That schon seinen Willen aus, daß er ihren Vereinigungsvertrag anerkenne.

Digitized by Google

Verfangenschaftsrecht, Verfangsrecht, ist in gewissen Gegenden von Oberdeutschland dasjenige Recht, welches dem Kinden einer Ehe auf die von ihren Eltern nachgelassenen unbeweglichen Güter zu (welche ihnen verfangen gewesen), doch so, daß dem übrig gebliebenen Gatten die Nutznießung davon bleibt. Einige nennen auch die sogenannten Fideicommisse oder Stammgüter — **verfangene Güter**.

Verfassung, s. **Constitution**.

Verfassungsvertrag (pactum fundamentale constitutionis civilis), die dritte vertragsmäßige Grundlage des öffentlichen Rechts, wodurch bestimmt wird, in welchen Formen und Organen die öffentliche Gewalt ausgeübt werden, und welche Schranken dieselbe beobachten soll. (S. **Staatsvertrag**.)

Verfinsterungen, s. **Eklipse**.

Verfolgungen der Christen, s. **Christenverfolgungen**.

Vergennes (Charles v. Gravier, Graf), ein verdienstvoller franz. Staatsmann, Sohn eines Parlamentspräsidenten zu Dijon, war den 28. 1720 geboren. Er widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft, zeichnete sich bald durch Fleiß und Talente aus und begann früh unter der Anleitung seines Onkels Chavigny, franz. Gesandten zu Lissabon, diplomatische Laufbahn. 1740 wurde er Gesandter zu Trier, 1750 an dem Reichstage zu Regensburg, war 1755—70 in gleicher Eigenschaft in Konstantinopel, wo er nicht allein große Schwierigkeiten glücklich besiegte, sondern sich auch die Achtung und das Wohlwollen des Großsultans und der Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina erwarb. Kurz nach seiner Rückkehr nach Paris ging er als franz. Gesandschafter nach Stockholm, wo er sich als sehr einsichtsvoller Politiker bewährte und großen Antheil an der Revolution nahm, die dem König Gustav eine größere Gewalt verschaffte. Unmittelbar darauf, als Ludwig XVI. den franz. Thron bestiegen, wurde Vergennes aus Schweden zurückgerufen und an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt. Er bewährte sich auf diesem schwierigen Posten als einsichtsvoller Mann, von gemäßigter Gesinnung, dessen politische Unternehmungen meist nur Nachdruck fehlte, welchen die Erschöpfung des Staates denselben unmöglich machte. Er hatte den Muth, der östreich. Partei im Cabinet zu Versailles, demnach der alles vermögenden Königin selbst, zu widersprechen, nahm sich, wiewohl nur durch wenig fruchtbringende Unterstützungen der Türken wider die Russen, auch der Belgier und der Holländer in ihrem Streben nach Freiheit an, sah jedoch leidend der Theilung Polens zu, und zeigte wahre Energie nur in der amerikanischen Sache. Der Haß gegen England mochte freilich hierzu der Hauptgrund sein. Auch ist nicht zu leugnen, daß — wie der vielstimmende Tadel lautet — die Unterstützung der nordamerikanischen Colonisten und Freiheitsliebe für einen Staat, welcher selbst Colonien besaß (was jedoch zehnmal mehr Spanien trifft) und für ein despotisches Reich wie Frankreich gleich klug, als inconsequent erscheint. Aber auf Vergennes haften solche Vorwürfe nicht. Die strenge Consequenz würde allzuoft die Regierung hindern, einen guten Entschluß zu fassen; und einige Consequenz, nämlich des jedesmaligen eignen Vortheils, bleibt erkennbar bei allem Wechsel der idealen Interessen, die man jedesmal vorschützt und zeitlich obenan stellt. Sein politisches Glaubensbekenntniß hat er in einem Schreiben an den damaligen franz. Gesandten in Wien, Breteuil, abgelegt. „Man

Digitized by Google

r er, „alle Mächte einsehen wollten, wie elend im Grunde alle soli-
e Kunstgriffe und Wendungen sind, so würde die Welt weit besser
ert werden, und die Plage der Minister geringer seyn. Wie viel
en würden dann auch der Menschheit erspart". Er starb 1787.

Vergiftung, die Anwendung eines Giftes auf einen lebenden
schlichen oder thierischen Körper. Sie ist entweder innerlich, durch
nahme des Giftes selbst, oder äußerlich, durch Berührung der zarten
r wunden Oberfläche des Körpers mit dem Gifte; vorsätzlich, mit
Ukür an sich selbst oder an einem Andern verrichtet, oder zufällig.
r 1. Abschn. von André's trefflichem „Hausbuche für Familien" (Prag
21, 4., mit Kupf.) enthält den vollständigsten Unterricht über Vergif-
ig. (Vgl. Gift.)

Verglasung nennt man die technische Operation, vermöge welcher
: Hülfe der Schmelzfeuers ein Körper oder mehre zu Glas oder zu
er glasartigen Masse umgewandelt werden. Ueber die Bereitung des
ases s. Glas. Das Glas besteht gewöhnlich aus Kieselerde, die
t ätzendem oder kohlensaurem Kali geschmolzen wird. Merkwürdig ist
rbei, daß zwei Körper, die an sich unschmelzbar sind, durch ihre Ver-
dung leicht in Fluß gebracht werden können. Die Chemie besitzt noch
ne gegründete und haltbare Erklärung dieser Erscheinung; bis dahin
eint die Annahme die bessere, daß durch die Verbindung und das Ein-
irken des Schmelzfeuers die Körper einen Theil ihrer Eigenschaften
rlieren und dadurch dem Feuer einen wirksamen Einfluß gewähren.

Vergleich (transaction) ist ein Art von Vertrag, nur daß er zwischen
vei streitenden Parteien abgeschlossen wird; durch ihn soll entweder ei-
em Processe vorgebeugt oder einen aufgehoben werden, indem beide Par-
ien von ihren Forderungen Etwas nachlassen. Schon in der römi-
hen Gerichtsverfassung bemühten sich die Richter zuerst, die Parteien
u vergleichen; zu dem Zwecke führte auch die neue franz. Gesetzgebung
ie Friedensrichter ein; sie sollen sich ebenfalls vorher bemühen, einen
Vergleich zu Stande zu bringen. Jeder Vergleich, der sich auf Betrug,
uf falsche Urkunden oder auf Irrthum über die Sache oder das Recht
ründet, ist null und nicht. Ebenso, wenn durch ihn eine Ehe aufgeho-
en wird. Criminalsachen dürfen nicht verglichen werden, weil sie die
anze Gesellschaft und nicht bloß den Einzelnen verletzen. Ein Erbe und
Legatatar dürfen sich ebenfalls vor Eröffnung des Testaments über die
Vermächtnisse nicht vergleichen, weil voraus gesetzt wird, daß der Ge-
genstand des Vergleiches noch nicht bekannt ist.

Vergleichung, s. Gleichniß und Figuren.

Vergolden heißt eine Oberfläche mit Blattgold oder einem gold-
ähnlichen Stoffe überziehen. Diese Kunst war schon den Aegyptern be-
kannt und in den Mosaischen Schriften kommt das Ueberziehen mit Golde
häufig vor. Indessen verstand man wahrscheinlich die Kunst nicht, in
so dünnen Häuten oder Blechen das Gold aufzutragen als es jetzt ge-
schieht; denn noch zu Plinius's Zeiten machte man die dünnsten Gold-
blättchen aus einer Unze, die auf 3000 Quadratzoll ausgedehnt wurde.
Da nun dieses Metall weder durch Feuchtigkeit, noch von der Luft an-
gegriffen wird, so sind die dünnen Ueberzüge, die man von Gold macht,
außerordentlich dauerhaft, und man findet z. B. in Herculanum Vergol-
dungen, die so glänzen, als wenn sie erst kürzlich aus den Händen des
Künstlers hervorgegangen wären. Wie die ältesten Künstler das Gold

Digitized by Google

in feinen Blättchen zum Vergolden geschlagen, wissen wir nicht; a
Lessing fand den Aufsatz eines deutschen Mönchs, Theophilus, au
9. Jahrh., worin schon gelehrt wird, daß das Gold zwischen Perga
geschlagen, und, damit es nicht anklebe, das Pergament mit gebra
und fein zerriebenen Ocher überzogen und geglättet werden müsse.
deutschen Goldschläger fanden in der Folge, daß das Pergament p
und zu fest zu diesem Gebrauche sey. Sie wählten also die sehr dü
Häute ungeborner Kälber, und darauf die innerste Darmhaut der K
Die Zubereitung dieser Häute wird als ein Geheimniß der Irländer
gesehen. Das Verfahren ist jetzt folgendes: Vor dem Auftragen
Blattgoldes muß die zu vergoldende Fläche fein abgeschliffen wer
dann wird mittelst aufgetragenen Fischleims oder eines Kittes aus K
mit Leim das Goldglatt darauf befestigt. Soll die Vergoldung im Fe
stehen, so nimmt man statt des Leimes gelbe Oelfarbe. Metalle, d
solche Art vergoldet werden sollen, müssen vorher erwärmt werden.
Vergoldung der Metalle im Feuer ist weit dauerhafter. Dazu wird
Gold aus Quecksilber zum Amalgam gemacht, und dieß Amalgam a
förmig auf dem Metalle, was der Vergolder mit salpetersaurer Q
silberauflösung bestrich, vertheilt. Läßt man dann das Quecksilb
gehöriger Hitze wieder abdampfen, so hängt sich das Gold fest a
metallne Oberfläche an; hinterher sucht man die Farbe durch Abre
von Glühwachs und Sieden zu erhöhen. Eine andere (griechische)
thode besteht darin, daß die zu vergoldenden Metalle in eine sehr
concentrirte Auflösung des Goldes in Königsscheidewasser, die für
ber Quecksilbersublimat enthalten muß, getaucht, getrocknet, sodann
glüht und polirt werden. Auf Glas und Porzellan wird das aus
nigswasser niedergeschlagene Goldoxyd mit Terpenthinöl durch einen F
aufgetragen, durch Glühhitze darauf eingebrannt, d. i. reducirt, u
nochmals ihm mit Polirsteinen der Glanz gegeben. Zur falschen V
goldung nimmt man allerhand gelbe und glänzende Ueberzüge, z. B
Metallen den Goldlack, einen goldfarbenen Firniß aus Lackgumm
Drackenblut; oder Messing, was dem Golde gleich zu Blättern ge
gen wird, so verfertigt man Goldpapier, übergoldetes Leder u. s.
Um Kupfer durch Zink zu vergolden, kocht man einen Quickbrei
1 Zink und 12 Quecksilber, doch wohl etwas Gold, mit Salpeter
etwas rohem Weinstein und legt das Kupfer, welches zuvor durch Sa
dewasser gereinigt ist, eine Zeitlang hinein. — In Japan ist folgen
Art der Vergoldung im Gebrauch. Statt des Goldschaums nimmt
Goldpulver oder Goldstaub, trägt aber vorher einen Kitt aus Ei
und Gummi auf. Diese Art der Vergoldung kann man auch an
anwenden, wenn man nämlich den Goldstaub mit Borax vermischt
Gummiwasser dazu thut, um es mittelst eines Pinsels auftragen zu
nen. Zu diesem Ende muß aber erst das Gold in Pulver verwan
werden, welches entweder durch Verquickung des Goldes und nach
ges Abtreiben des Quecksilbers, oder dergestalt geschieht, daß man sch
felsaures Eisen zu der Goldauflösung hinzuthut, wo sich denn das Gold
als Pulver niederschlägt.

Vergrößerung heißt überhaupt Vermehrung des Körpervolumens;
diese kann entweder wirklich durch Zusatz von Körpermasse oder schein
seyn, welche letztere auch die optische Vergrößerung heißt. Sie wird
durch Vergrößerung unseres Sehwinkels, welche durch optische Werkzeu

Digitized by Google

cht wird, hervorgebracht. Unser Urtheil über die Größe der Gegen-
de richtet sich nach der Größe unseres Sehwinkels, sodaß die Größe
Gegenstände mit diesem ab- und zunimmt. Je nun nachdem das opti-
Glas vergrößert, nennt man die Vergrößerung eine drei-, vier-, zehn-
e. Der künstlichen Vergrößerung verdanken wir die wichtigsten Ent-
ungen in der Astronomie und der Naturphysik. S. Optik, Brille,
rnrohr.

Vergrößerungsglas, s. Mikroskop.

Verhältniß ist überhaupt Beziehung des Einen auf ein Anderes.
s jedes Ding kann auf sich selbsten bezogen werden, wenn man es
gleich als Subject und Prädicat denkt. Nach Kant ist das Verhält-
der Name derjenigen dynamischen Kategorien, d. h. Stammbegriffe
reinen Verstandes, die das Daseyn betreffen, welche das objectiv
h. nicht willkürlich, sondern nothwendig im Bewußtseyn verknüpfte,
rhältniß im Daseyn des Mannigfaltigen vorstellen. Wenn ich die
lation zweier oder mehrer Gegenstände denke, so kann ich das nicht
ders, als so, daß ich sie in der Zeit und nach den drei Modis der
it ihr Daseyn bestimme. Dieß geschieht nach dem Verhältnisse zu der
it selbst, sodaß dadurch die Größe des Daseyns, d. i. die Dauer, all-
meingültig feststeht. — Nach dem Verhältnisse der Erscheinungen, zu
nander in der Zeit, sodaß dadurch die Stufe der Veränderungen nach
nander allgemein gültig wird, das geschieht durch die Verstandesbegriffe
r Ursache und Wirkung. — Nach dem Verhältnisse der Erscheinungen
einander in der Zeit, aber so, daß dadurch der Inbegriff alles Da-
yns zu einer und derselben oder zu gleicher Zeit bestimmt wird; das
schieht durch den reinen Verstandesbegriff der Wechselwirkung.

Verhältniß (math.), s. Proportion.

Verhärtung (Induratio) heißt in der Medicin jede Verdichtung
es Gewebes am menschlichen Körper. Gewöhnlich erscheint sie in den
Drüsen. Man muß die gutartige, Induratio, von der bösartigen, Skirrhus
Krebs), unterscheiden. Bei der Induration bleibt die einmal eingetre-
ne Entartung der Substanz des Organs immer auf einerlei Grad stehen,
e ist stationair. Denn sie ist das Product einer nicht fortwirkenden,
ondern bereits außer Thätigkeit gesetzten Ursache, nämlich der entzünd-
ichen Ausschwitzung, welche mit der Entzündung auf einer gewissen Höhe
nd bei einer gewissen Modification derselben eingetreten ist und welche
nit ihr aufgehört hat. Das Ausgeschwitzte, in einem mehr oder weni-
ger organisirten Zustande, hat sich mit der Substanz des Organs verei-
nigt, es bildet mit ihr oft eine ununterscheidbare Masse, verklebt die
verschiedenartigsten Gewebe desselben, Nerven, Gefäße, Zellstoff ꝛc. solcher-
gestalt, daß sie in ihrer Eigenthümlichkeit nicht mehr zu erkennen sind.
Es ist aber hier ein Stillstand: der krankhafte Bildungsproceß ist abge-
laufen. Der wahre Skirrhus hingegen ist das Product einer fortwir-
kenden Krankheitsursache, einer krankhaft bildenden Thätigkeit, einer ei-
genthümlichen Dyserasie, welche keine so ephemere, auf eine bestimmte
Anzahl von Tagen oder Wochen beschränkte Verlaufszeit hat, wie der
Entzündungsproceß. Er ist eine chronische Krankheit, und einmal ent-
standen enthält er in sich selbst das Princip seiner weitern Ausbildung.
Die eigentlichen charakteristischen Merkmale des Skirrhus sind die kno-
tige Härte, durch welche skirrhöse Theile einem etwas erweichten Knorpel,
oder besser einem Faserknorpel ähnlich werden und welche der Skirrhus auch

durch die Maceration nicht verliert — die Kälte — die Unauflöslichkeit — die blättrige Bildung mit glänzend weißen Streifen, welche Radien oder Ramificationen von dem Mittelpunkte gegen die Oberfläche der Geschwulst hinziehen — die Anhäufung einer speckartige Substanz zwischen jenen Blättern und Streifen — der Verlust der rothen röthlichen Farbe, wenn diese dem skirrhösen Theile vorher eigen war, welcher Verlust sich sogar in muskulösen Gebilden, wenn diese auch in die skirrhöse Entartung mit hineingenommen werden und zu ihr zeigt, wo ihre faserige Bildung noch erkennbar ist. Die Verstopfung, Verwachsung der Arterien, wenigstens der kleineren, daß bei der Einsprützung auch die feinste und sorgfältigst geleitete Injectionsmasse in diese eindringt, immer nur die größern Stämme anfüllt, mit einer Erweiterung der Venen, wenigstens der oberflächlich liegenden Hautvenen, welche varicös wie gedrehte und verknotete Stricke durch die gemeinen Bedeckungen hindurch scheinen. Ohne Zweifel macht hier eine eigenthümliche Weise modificirte Eiweißstoff, gänzlich getrennt dem rothfärbenden Theile des Blutes, die Grundlage skirrhöser Dinge aus. — Die Unauflöslichkeit — einmal entstanden und bis zu gewissen Grade ausgebildet, widersteht er standhaft der Wirkung zertheilenden Mittel. Der wahre Skirrhus ist nicht nur selbst unlöslich, sondern er zeigt auch ein Bestreben sich fortzupflanzen auf nachbarte Theile sich zu verähnlichen. Dieses lebhafte Assimilationsleben ist bei keiner chronischen Krankheit so thätig, als bei dem Skirrhus, dem Krebse und dem fressenden Geschwüre. Die Entstehung des Skirrhus hängt ab von der oftmals wiederholten Reizung eines Organs, welche geringer ist als diejenige, die einen wirklichen Entzündungszustand hervorbringen könnte, auf welche aber keine zureichende, nicht einmal der Intensität jenes geringen Reizungsgrades proportionale Reaction erfolgt. — Die Bedingungen der Entstehung des Skirrhus sind daher: 1) die oft wiederholte, nicht andauernde, der Intensität nach schwache Reizung eines Organs. 2) Die unzureichende, gestörte, unterbrochene Assimilation des Organs. Die Behauptung, daß der Krebs jedesmal nur eine Hautkrankheit des Skirrhus, daß der Krebs selbst nichts anders als der ulcerirte Skirrhus sey, welche auch Scarpa vertheidigt, hat keinen historischen Grund. In drüsigen Organen entwickelt sich der Krebs allemal aus dem Skirrhus. Anders verhält es sich aber mit dem Hautkrebse. Selten und fast nur an den Lippen bildet sich dieser aus einem festhaft skirrhösen Knoten, oder vielmehr aus einem solchen Knötchen. Häufiger kömmt der Warzenkrebs vor. Nämlich es war früher nur für eine rauhe, der Oberfläche rauhe, unebene, nicht mit der Epidermis überzogene, und nußfarbige Warze vorhanden, welche sich mit der Zeit in einen Krebsschwamm verwandelte. Der Krebs muß definirt werden als ein Geschwür von specifischer Natur, welches mit einer constitutionellen Krankheit in einem eigenthümlichen Wechselverhältnisse steht und welches Zerstörung seiner Oberfläche bis zu einer gewissen Tiefe nicht fürchten werden kann. Den Krebs sollen auszeichnen: der üble Habitus der Geschwürsfläche, die schmerzhafte Beschaffenheit, der harte skirrhöse Rand, aus welchem fungöse leicht zerreißbare Auswüchse rasch hervorschießen, die umgeworfenen Ränder, die Geneigtheit, die große Menge und corrosive Beschaffenheit der Krebsjauche ꝛc. Aber nicht jeder Krebs hat diese Merkmale; der Gesichtskrebs ist manchmal ganz unschmerzhaft, der

e Boden zeigt sich nur bei dem skirrhösen Krebs. Umgebogene Rän-
Geneigtheit zu Blutungen, fungöse Granulation zeigt auch bei an-
e Geschwüren und nicht bei jedem Krebs. Manche Krebsgeschwüre
Angesichte liefern äußerst wenig, fast gar keine Jauche. Man könnte
den trockenen Krebs, den Verwitterungskrebs nennen. Als Zeichen
Krebses dienen: der specifische Geruch der Krebsjauche, welcher einen
nthümlichen die Lebenskraft deprimirenden Eindruck auf das Nerven-
em mittelst der Geruchorgane hervorbringt, — die nicht stationaire,
dern fressende Beschaffenheit des Geschwürs, die Geneigtheit zu be-
hbarten Drüsenanschwellungen, selbst wenn die Geschwürsfläche nicht
eizt wird, die Eigenthümlichkeit der Physiognomie der Kranken, eine
ndere schreckhafte Blässe der Angesichts, welchem die tiefe Lebenszüge
geprägt sind (es gibt nicht nur eine eigenthümliche Krebsphysiogno-
, sondern diese ist auch bei den verschiedenen Krebsen, z. B. bei dem
igenkrebs, Fruchthalterkrebs, Mastdarmkrebs, Gesichtskrebs überall eine
ere); kalte, trockne pergamentartige Haut, — die Unheilbarkeit des
schwürs ohne vorläufige Zerstörung seiner Oberfläche in ihrer ganzen
sdehnung, ja über die Grenzen derselben hinaus und in einer ge-
ssen Tiefe, endlich was das Traurigste ist, die Geneigtheit zur Reci-
e: selbst nach der vollständigsten Ausrottung, oder anderweitigen Zer-
rung des Localkreises.

Verhau (Kriegskunst), ein sogen. Hinderniß beim Vertheidigungs-
ege, jedoch nur anwendbar in Wäldern oder waldigen Gegenden. Hier
rden, wenn man dem Feinde das Vordringen erschweren will, die
ume gefällt, zusammengeschleppt und so viel als möglich in fortlau-
den oder aus- und eingehenden Linien aufgehäuft und mit einander
rbunden oder verschlungen, sodaß Zeit und Kräfte dazu gehören, sie
eder auf die Seite zu räumen. Begreiflicherweise würde dieß aber
cht schwer seyn; daher muß jedes Verhau, wenn es einen nicht bloß ein-
bildeten Vortheil gewähren soll, besetzt und vertheidigt werden. Aber
ch dann wird es nur bei Sperrung von eigentlichen Pässen nützlich,
ßerdem meist zwecklos, ja gefährlich werden, da es die Vertheidigungs-
aft in eine lange, dünne Linie ausspannt, die, irgendwo durchbrochen,
gleich die Auflösung des Ganzen nach sich zieht. Ein entschlossener
eind wird sich wenig durch Verhaue aufhalten lassen.

Verjährung (Ersitzung, praescriptio, usucapio) ist die Erlangung
nes Vortheils, welcher sich darauf gründet, daß ein Anderer sein Recht
nnen einer gewissen vorgeschriebenen Zeit nicht ausgeübt und es daher
rloren hat. Die Gesetze haben die Verjährung eingeführt, damit An-
rüche und Verfolgungen der Rechte nicht ewig dauern und die Eigen-
umsrechte der Staatsbürger gesichert werden mögen. Der Vortheil,
n Jemand durch die Verjährung erlangt, kann entweder in der Erlan-
ung eines gewissen Rechts bestehen, das der Verjährende vorher nicht
tte, oder in der Befreiung von einer besondern Verbindlichkeit in Hin-
cht seiner Person oder Sache. Jenes wird erreicht durch die erwerbende
erjährung, dieses durch die erlöschende. Zu beiden wird ein Besitzstand,
er Ablauf einer gewissen Zeit, eine der Verjährung unterworfene Sache
der ein dergleichen Recht zu verfolgen und endlich dessen Versäumniß
n dieser Rechtsverfolgung erfordert. Die erwerbende Verjährung des
igenthums verlangt überdieß noch einen Erwerbtitel und guten Glau-
en, das ist, die Unwissenheit des Verjährenden, daß der Erwerb oder

Besitz der Sache in rechtlicher Hinsicht fehlerhaft sey. Die Zeit der V jährung ist nach den verschiedenen Ländern und Rechten, sowie auch der in diesen nach den Gegenständen, selbst nach den Personen, welche dadurch Etwas verlieren, sehr verschieden. In Sachsen werden der Regel bewegliche Sachen in einem J. 6 W. und 3 T., unbewe hingegen binnen 31 J. 6 W. und 3 T. durch die Verjährung erwo Eine Ausnahme hiervon findet bei der Verjährung gegen den landes Fiscus, gegen Kirchen, Universitäten, Schulen und milde Stif statt, indem gegen diese eine Zeit von 40 Jahren, und noch über von 4 Jahren zur Aufhebung der denselben zuständigen Rechtswo der Einsetzung in den vorigen Stand, nöthig ist. Regalien aber k nur durch eine unverdenkliche Verjährung, das ist, durch Nachw man befinde sich nebst den Vorfahren seit Menschengedenken in de sitz eines solchen Rechts, erworben werden. Die Wirkung der erl den Verjährung besteht darin, daß der Berechtigte nach Verlauf d setzlichen Zeitraums seines Klagerechts verlustig wird. In der werden alle Klagen in Sachsen binnen 31 J. 6 Wochen und 3 verjährt, doch finden auch hier in Hinsicht des Fiscus u. s. w. gen Ausnahmen statt, sowie auch wegen verschiedener Klagen und kürzere Zeiträume festgesetzt sind. Der angefangenen Verjähr die Usurpation oder Aufhebung der Verjährung wegen eines spät getretenen Mangels in den Erfordernissen derselben, entgegenge Auch im Criminalrechte kommt eine Verjährung vor, und hier ist Befreiung von einer verdienten Strafe für ein Vergehen, welch gewisse Zeit hindurch ununtersucht und unbestraft geblieben ist. D der Verjährung scheint zweckwidrig zu seyn, denn es läßt sich Rechtfertigung ein hinreichender Grund nicht anführen. In den Staaten wird diese Zweckwidrigkeit wenigstens dadurch gemildert, der Verbrecher nach dem Verbrechen, von dessen Verjährung die ist, kein neues begangen haben darf. Das östreich. Gesetzbuch aber die Todesstrafe aus. In der Regel werden die Strafen wegen chen in 20 Jahren verjährt. Nur fleischliche Vergehen, zu welchen die Nothzucht, als ein einfaches Verbrechen wider Ehre, Freih Familienrechte nicht gehört, ingleichen die Entwendung des Staa mögens, und die Strafe der Confiscation wegen unterschlagenen werden binnen 5 Jahren, die Verbal- und leichte Realinjurien aber nen einem Jahre, von der Zeit der Wissenschaft an gerechnet, n Der Mord an nahen Anverwandten — parricidium, — das Ums ben eines fremden Kindes wird in 30 Jahren, doppelter Ehebr Sachsen in 20 Jahren, Pasquille und schwere Realinjurien in dreißig Jahren sechs Wochen und drei Tagen verjährt. Ums aber ist jede Criminalverjährung, wenn sich der Verbrecher gl begangener That geflüchtet und dadurch die Untersuchung verhind oder wenn er vor beendigter Untersuchung und Bestrafung aus fängnisse oder Zuchthause entsprungen ist. In Sachsen sind übe wisse Verbrechen für unverjährt erklärt worden, nämlich: Brandl das mit Todtschlag verbundene Duell, und der muthwillige Bank Außer den ältern Schriften über die Verjährung s. m. Thibaut, den Besitz und Verjährung" (Jena 1802), Dabelow, „Ueber V rung" (Halle 1805), und vorzüglich Unterholzner's „Ausführliche wickelung der gesammten Verjährungslehre, nach den gemeinen in D land geltenden Rechten" (2 Bde., Leipz. 1828).

Digitized by Google

Verjüngter Maßstab, s. Maßstab.

Verkalken, s. Calciniren.

Verklärung, s. Transfiguration.

Verkohlen heißt einen brennbaren Körper durch die Einwirkung
Feuers in den Zustand der Kohle versetzen, d. h. ihn völlig feuerbe-
ndig machen, sodaß er durch die höchsten uns bekannten Hitzgrade keine
ränderung erleidet, sobald er in verschlossenen Gefäßen oder in solchen
arten erhitzt wird, welche keinen Sauerstoff enthalten. Der verkohlte
rper verbrennt aber in Verbindung mit Sauerstoff. Durch die Ver-
lung gewinnt man aus dem Holze und thierischen Körpern eine Kohle;
erfordert eine verschiedenartige Behandlung, um aus den Körpern
e flüchtigen Stoffe mittelst der Hitze herauszutreiben, wobei die Kohle,
lche den häufigen Bestandtheil des Holzes ausmacht, in der Gestalt
s Holzes zurückbleibt und von einer unzählbaren Menge Poren durch-
gen ist, die von den verflüchtigten Stoffen herrühren. Die Kohle von
rtem Holze ist schwer und fest, von weichern Holzarten aber weich
d locker, und die wärmegebende Kraft beim Verbrennen verhält sich
e ihre Dichtheit. Die thierische Kohle ist der Holzkohle gleich, behält
er selten die Gestalt des verbrannten Körpers. Dieser schmilzt ge-
öhnlich beim Verkohlen und, die entweichenden Stoffe verursachen eine
t von Kochen, was die Kohle voller großen Blasen macht. Sie ist
t metallisch glänzend. Merkwürdig sind noch die Eigenschaft der Kohle,
is Flüssigkeiten unterschiedliche darin aufgelöste Stoffe aufzunehmen.
efreit man die gewöhnliche Holzkohle durch starkes Brennen in ver-
lossenen Gefäßen von Wasser und flüchtigen Stoffen, so erlangt sie
e Eigenschaft, verschiedene Gewächsfarben zu zerstören und faulenden
örpern Geruch und Geschmack zu benehmen. Wenn man dann die
durch erhaltene ausgebrannte Holzkohle grob zerstößt und mit unter-
iedlichen Auflösungen von gefärbten Pflanzenkörpern (z. B. von Lak-
us) mit Wein oder Essig, mit Salzlösungen, die durch Extractivstoff
er durch Anbrennen braun und gelb geworden sind, oder mit Wasser,
orin Fleisch und andere Stoffe verfault sind, — vermengt und sodann
is Gemenge nach einer Weile durchseiht; so geht die Flüssigkeit, beson-
ers wenn sie vorher mit der Kohle gelind aufgekocht worden ist, hell,
nd in den meisten Fällen ohne Farbe, Geruch und Geschmack, durch,
nd ist dem Ansehen nach von den Pflanzen- oder thierischen Stoffen
ei, die sie vorher enthielt. — Das faulige Wasser wird dadurch trink-
ar; der Wein verliert Farbe und Stärke; der Essig wird klarer, aber
eniger sauer; die Lakmustinktur farbenlos u. s. w. — Hierbei werden
ndessen nicht alle diese Stoffe (von der Kohle) eingesogen; bei den mei-
en verändert sich bloß die Zusammensetzung, und das faulige Wasser,
elches durch das Filtriren mit Kohlenpulver, Geruch und Geschmack
erlor, wird nach einiger Zeit wieder faul und stinkend. 2) Die Eigen-
chaft der Holzkohle und der poröfen Körper im Allgemeinen, in ihren
oren die Gase bis auf einen gewissen Grad zu condensiren. Wenn
nan glühende Kohle in einem luftdicht verschlossenen Gefäße abkühlen
äßt, oder während sie noch glühend ist in Quecksilber eintaucht, so er-
ält sie dadurch die Eigenschaft, die Gasart, in welche sie nachher ge-
racht wird, einzusaugen und gewöhnlich ihr mehrfaches Volumen davon
n sich aufzunehmen.

Digitized by Google

Verkürzung heißt in den zeichnenden Künsten diejenige Darstellung der Körper, welche nicht nach den Verhältnissen der Glieder derselben an sich, sondern nach der perspectiv. Ansicht von ihnen auf einen bestimmten Standpunkte entworfen wird. Man verbirgt z. B. die Füße in einem Gemälde, wenn man die Länge derselben so verkürzt, wie sie dem Auge in einer bestimmten Lage und Stellung des dargestellten Körpers erscheinen würde. Solche Verkürzungen sind immer schwer und setzen genaue Beobachtungen der Natur voraus; selbst großen Künstlern sind sie oft nicht gelungen. Gleichwohl sind sie zuweilen unvermeidlich, z. B. in Plafonds, wo die Figuren in der Luft über dem Auge schwebend vorgestellt werden.

Verlag. Wenn Jemand sein inneres **Eigenthum** (s. d. u. Vermögen) in ein äußeres verwandelt und es unter einer bestimmten Form zu einem bestimmten Gebrauche, entweder selbst oder durch einen Andern, öffentlich mittheilt; so kann diese Mittheilung nicht als eine Art der Verlassung angesehen werden, wodurch Jedermann das Recht erhielte, sich jenes Eigenthums zu bemächtigen und es unter derselben Form zu demselben Gebrauche von neuem öffentlich mitzutheilen. Daher ist auch in Beziehung auf äußere Darstellungen innerer Erzeugnisse mittelst gewisser Zeichen (Handschriften, Druckschriften, Kupferstichen u. s. w.) das Eigenthumsrecht des Urhebers oder seines Stellvertreters (des Verlegers) ungeachtet der Veräußerung einzelner Exemplare fort, und eben deshalb ist die Vervielfältigung von Geistesproducten (durch Nachschrift, Nachdruck, Nachstich u. s. w.) gegen den Willen des Urhebers oder seines Stellvertreters nicht bloß eine unbillige, sondern eine widerrechtliche Handlung, die in einer auf Sicherheit des Rechts abzweckenden Gesellschaft nicht zu dulden ist. Bei der Frage nach der Rechts- oder Unrechtmäßigkeit des Bücherdruckens, kommt Alles auf die vorläufige dreifache Frage an, ob erstlich der Verfasser, indem er ein Buch herausgibt, in dieser öffentliche Bekanntmachung seines innern Eigenthums, und ob zweitens auch der Verleger (falls der Verfasser eines solchen vermittelnden Stellvertreters sich bedient) durch den Verkauf der einzelnen Exemplare des Buchs, jeder sein verhältnißmäßiges Eigenthumsrecht an demselben schlechthin aufgebe, mithin ob hier diejenige Art der Rechtsveräußerung stattfinde, welche Verlassung oder Dereliction heißt. Findet diese nicht statt, so darf auch mit dem vom Verfasser oder Verleger gekauften Exemplare nicht jeder beliebige, sondern nur derjenige Gebrauch gemacht werden, der mit dem ersten Eigenthumsrechte des Verfassers und des Verlegers bestehen kann. Denn offenbar ist jedes gedruckte Exemplar eine Copie von der Urschrift. Mit dem Rechte auf diese Copie erhält man aber noch nicht das Recht auf die Urschrift. Die Copie mag Jemand lesen, vorlesen, verschenken, verkaufen, verborgen, wegwerfen, verbrennen, kurz mit ihr schalten und walten, wie mit seinem Eigenthume. Aber sie als Urschrift brauchen, d. h. sie durch Nachdruck vervielfältigen darf er nicht ohne Einwilligung Dessen, der die Urschrift entweder hervorgebracht (wie der Verfasser) oder durch Vertrag an sich gebracht (wie der Verleger). Weit gefehlt also, daß Verfasser und Verleger ihr Eigenthumsrecht durch eine ausdrückliche Erklärung sich vorbehalten oder das Eigenthumsrecht Anderer beschränken müßten, indem sie ein Buch herausgeben und verkaufen, müßte vielmehr der Nachdrucker beweisen, daß Verfasser und Verleger ihr Eigenthumsrecht durch eine

rückliche Erklärung schlechthin aufgaben, als sie ihm ein Exemplar des
ches überließen. Denn eine stillschweigende Einwilligung zum Nach-
ruck als einer Handlung, die ihnen durch Verkümmerung ihres Eigen-
umsrechtes den größten Schaden bringt, hier vorauszusetzen, wäre
ohl der größte Unsinn von der Welt. Da also der Nachdrucker jenen
weis nimmer führen kann, so ist und bleibt seine Handlung ungerecht.
oll nun der Staat das Recht schern und schützen, so ist es auch seine
flicht, den Nachdruck gesetzlich zu verbieten, und das von Rechts we-
n, nicht aus bloßer Gnade gegen die pauvres hommes de lettres oder
s bloßer Billigkeit gegen die Buchhändler, die im Vertrauen auf An-
rer Rechtlichkeit einen bedeutenden Aufwand gemacht haben. Duldet
so ein Staat die Nachdrucker in seinem Schoße und privilegirt sie wohl
r, so entehrt er sich ebenso, als wenn er Straßenräuber dulden und
ivilegiren wollte, um den Raub — zu theilen. Daß übrigens durch
odesfälle und Verträge auch das erste Eigenthumsrecht in Beziehung
f Geistesproducte aufhören und mancherlei Veränderungen erleiden
nne, versteht sich von selbst und bedarf keiner weitern Auseinandersetzung,
dann die Verlassung, Derelictiom, eintritt. Nur folgende Bemerkung
hier noch erlaubt. Meister, in seinem „Lehrbuche des Naturrechts", hat sehr wohl bemerkt, daß das gewöhnliche Argument gegen den Büchernachdruck, hergenommen von einem stillschweigenden Vertrage zwischen Buchhändler und Buchkäufer, wodurch das Eigenthum des Letzten über ein gedrucktes Exemplar auf einen für den Ersten unschädlichen Gebrauch beschränkt werde, unzugänglich sey. (Er ist um so unzugänglicher, weil er zu viel beweist. Denn daraus würde folgen, daß der Käufer ein Exemplar auch nicht verborgen dürfe, besonders nicht in Lesezirkeln und Leihbibliotheken, vielweniger das Buch selbst in öffentlichen Beurtheilungen als unbrauchbar darstellen oder etwa, durch dasselbe belehrt, ein neues Buch über denselben Gegenstand schreiben, wodurch das alte außer Werth gesetzt würde.) Deßhalb verbindet Meister damit ein anderes Argument, vermöge dessen er den Bücherdruck unter den Begriff der Specification subsumirt, die Handschrift des Verfassers als das zu Specificirende und den Abdruck als das Specificirte betrachtet und nun weiter schließt: „Um ein Recht zur Specification zu haben, muß man Eigenthümer des Specificandi — des Stoffes der Specification — seyn; also, in Beziehung auf den Druck, Eigenthümer der Handschrift". Dagegen bleibt aber der Zweifel übrig, ob nicht hier wie in andern Fällen das Specificatum als Eigenthum des Käufers ihm von neuem als Specificandum dienen, mithin er dasselbe auch wieder abschreiben oder abdrucken könne. Dieß behaupten eben die Nachdrucker und deren Vertheidiger, indem sie das ausschließliche Specificationsrecht, welches Verfasser und Verleger sich beilegen, leugnen. Sie würden aber nur dann mit Recht jenes behaupten und dieses leugnen können, wenn sie beweisen könnten, daß Verfasser und Verleger ihr erstes Eigenthumsrecht nicht bloß auf das verkaufte Exemplar des Buches, sondern auch in Beziehung auf das Buch selbst, d. h. die Urschrift schlechthin aufgegeben haben, daß folglich eine Derelictio stattfinde; was nimmer zu beweisen ist. Hierauf muß also gegen die Nachdrucker und deren Vertheidiger vorzüglich gedrungen werden. Auf einen Vortrag des Lacanal wurde 1793 in Frankreich beschlossen, das literarische Eigenthum solle bis 10 Jahre nach des Verfassers Tode dauern. Das damals über diesen Gegenstand gegebene

Gesetz ist seitdem fast unverändert geblieben; ihm verdankt Fran[illegible] die Blüthe seines Buchhandels und das Publicum ein schönes [illegible] und wohlfeile Preise der Bücher. Aehnliche Grundsätze gelten in [illegible] land, in dem Königreich der Niederlande, in der preuß. Monarchie [illegible] Sachsen und in andern Ländern. Auch die würtemberg. Ständecom[illegible] sion erklärte sich 1821 dafür; allein bei der Abstimmung entschied [illegible] Stimme des Präsidenten, erst den Beschluß des Bundestages [illegible] abzuwarten, welcher 1834 erfolgte und den Nachdruck verbot.

Vermessen heißt überhaupt die geometrische Größenbestimmung [illegible] Fläche oder eines Körpers; doch unterscheidet man durch diesen [illegible] die bloße Maßbestimmung einer Linie oder Fläche von der genauen [illegible] stimmung aller örtlichen Verhältnisse solcher Gegenstände; man [illegible] auch geometrische Aufnahme. Je nachdem der Zweck, den man [illegible] Vermessungen erreichen will, verschieden ist, sind auch sie verschieden [illegible] müssen bald diese bald jene Gegenstände vorzugsweise ins Auge [illegible] und so hat man rein topographische, topographisch-militairische, [illegible] Vermessungen, Cameralvermessungen, Steuervermessungen u. s. w., [illegible] bei jeder Dasjenige in der Natur besonders berücksichtigt wird, [illegible] sich die Vermessung befassen soll. — Alle ausgebreitete Vermessungen [illegible] heischen sehr geschickte und zuverlässige Geometer, die nicht bloß [illegible] in ihrem Geschäfte besitzen, sondern auch astronomische Ortsbestimmungen, Gradmessungen und die Bedingungen des Zwecks der Vermessung zu würdigen und anzupassen verstehen. Zu den großen Vermessungen [illegible] dient man sich der zuverlässigsten Meßinstrumente, die man früher [illegible] kommen nur in England zu bekommen glaubte, neuerdings aber [illegible] die rühmenswerthen Bemühungen des Mechanikus Reichenbach in [illegible] chen, von dort her, ebenso gut, wo nicht besser gefertigt erhält. — [illegible] Nutzen der Vermessungen und die daraus hervorgehenden Charten [illegible] für jede Staatsverwaltung, besonders aber fürs Cameral- und [illegible] fach, sehr groß, indem durch ihre Hülfe man erst im Stande ist, [illegible] lichen Verhältnisse eines Landes zu beurtheilen und dadurch die [illegible] Einrichtungen zu treffen (s. Landesvermessung und Trigonometrie).

Vermeyen (Johann von), auch Hans mit dem Barte [illegible] ein berühmter Historienmaler, der Sohn des Cornelius Vermeyen, [illegible] 1500 zu Beverwick unweit Harlem. Er stand bei Karl V. in [illegible] Achtung und begleitete ihn auf seinen Reisen, auch auf dem Zuge [illegible] Tunis 1535. Er zeichnete des Kaisers Kriegsthaten und Tri[illegible] wonach kostbare Tapeten gewebt wurden, die sich noch jetzt in [illegible] finden. Er war ein schöner langer Mann, der einen so langen [illegible] hatte, daß, wenn er aufrecht stand, er darauf treten konnte. [illegible] zu Brüssel 1559. So hat er sich selbst gemalt, mit seinen beiden [illegible] frauen, im Hintergrunde die Stadt Tunis. Berühmt sind seine [illegible] ßen Cartons, die Karls V. Zug nach Tunis, in Wasserfarbe [illegible] F. lang, 12 F. hoch), darstellen, von der Einschiffung in Barcelona [illegible] bis zum Auszuge des Heeres aus Tunis. Diese Cartons, die auch [illegible] die historische Treue der Zeichnung wichtig sind, befinden sich in [illegible]

Vermischungsrechnung, s. Alligation.

Vermögen (Seelen-). Vermögen heißt überhaupt der Grund [illegible] Möglichkeit einer Wirkung, Kraft der Grund der Wirklichkeit einer [illegible] kung. Seelenvermögen ist daher der Grund, welcher in der Seele [illegible]

nden ist und eine Wirkung, eine geistige Thätigkeit hervorzubringen rmag. Das erste und Haupt-Seelenvermögen ist das Vorstellungsver-ögen, auch das Erkenntnißvermögen überhaupt genannt, oder die Mög-hkeit, ein Erkenntniß zu haben, es führt von dem vornehmsten Theil ffelben, nämlich der Thätigkeit des Gemüths, Vorstellungen zu verbin-n, oder von einander zu sondern, den Namen des Erkenntnißvermö-ns insbesondere. Das Erkenntnißvermögen hat nämlich mehre Zweige, elche auch alle mit dem gemeinschaftlichen Namen der Erkenntnißver-ögen belegt werden. Bei jeder Erkenntniß ist das Gemüth entweder ndelnd und zeigt ein Vermögen, oder es ist leidend und hat eine Em-änglichkeit. Jene Empfänglichkeit heißt das sinnliche Erkenntnißver-ögen oder die Sinnlichkeit. Das Vermögen hingegen heißt das intel-ctuelle Erkenntnißvermögen oder der Verstand (auch die Vernunft) über-aupt. Die Sinnlichkeit wird auch das untere, der Verstand das obere rkenntnißvermögen genannt, jene, weil sie leidend ist und gehorchen uß, dieser, weil er auf den Stoff wirkt, den jene liefert und ihm Ge-tze vorschreibt. Man kann also sagen: die Sinnlichkeit und der Verstand achen die Familie der Erkenntnißvermögen aus; denn beide zusammen nommen gehören zur Möglichkeit einer jeden Erkenntniß, und diese Möglichkeit der Erkenntniß ist also der, beiden gemeinschaftliche, Grund, us welchem sie beide abgeleitet werden, oder eigentlich nur der höhere egriff, unter dem sie stehen. Denn eigentlich kann man die beiden an ch so heterogenen Bestandtheile unsers gesammten Erkenntnißvermögens icht weiter aus einem, ihnen gemeinschaftlichen Grunde real ableiten der erklären. Es ist also zwischen beiden kein Rangstreit, sie sind beide r Erkenntniß gleich unentbehrlich; obgleich die Sinnlichkeit nur den toff zur Erkenntniß liefert, der Verstand aber ihn verbindet, Einheit ineinlegt und den so entspringenden Gegenstand denkt. Das obere Er-nntnißvermögen, oder der Verstand überhaupt, hat wieder drei Zweige, ämlich den Verstand in besonderer Bedeutung, die Urtheilskraft und die ernunft. Diese drei Zweige des obern Erkenntnißvermögens heißen da-er selbst obere Erkenntnißvermögen, und zusammen die Familie der obern rkenntnißvermögen, weil sie alle zusammen von einem gemeinschaftlichen runde, nämlich von dem Verstande überhaupt abgeleitet werden. In ieser Familie ist der Verstand, der die Begriffe bildet, das erste Glied; ie Urtheilskraft, welche die Gegenstände unter diese Begriffe ordnet, nd also die Beziehung der Begriffe auf Gegenstände (Erkenntniß) mög-ich macht, das Mittelglied; und die Vernunft, welche das Besondere on dem Allgemeinen ableitet, und den durch die Urtheilskraft unter den Begriff gebrachen Gegenstand durch die Merkmale des Begriffs bestimmt, as letzte Glied.

Vermögen (ökon.) nennt man Alles, was als Genußmittel selbst oder als Mittel zur Erzielung eines Genußgegenstandes dient. Vermö-gen in juridischer Hinsicht, ist Alles, was man rechtlich besitzt. Das wirkliche oder materiale Vermögen und Eigenthumsrecht kann zunächst ntweder durch die Natur selbst oder durch die Freiheit entstehen. Jenes eißt das angeborne (connatum), dieses das erworbene (adquisitum). Alles nämlich, was die Natur unmittelbar und ausschließlich mit einem ernünftigen Wesen, wiefern es sinnlich existirt, gleich beim Anfange die-er Existenz verknüpft hat, ist sein von Rechtswegen. Denn eben da-urch erscheint es als Person; das ihm Angeborne gehört also zu sei-

ner persönlichen Subsistenz in der Sinnenwelt, und ist das nächste Mittel und Werkzeug seiner persönlichen Wirksamkeit in derselben. Gegenstände dieses Eigenthumsrechtes, welches auch das natürliche (oder ursprüngliche) Recht des natürlichen Besitzes) heißt, sind alle geistige sowohl als körperliche Kräfte und Organe, mit welchen die Natur jedes sinnlich-vernünftige Wesen ausgestattet hat. Daher ist ein solches Wesen sein eigener Herr (sui ipsius). Das erworbene Vermögen und Eigenthum bezieht sich entweder auf etwas Inneres oder auf etwas Aeußeres, und ist daher selbst theils ein inneres theils ein äußeres. Das erworbene innere Eigenthumsrecht bezieht sich auf Alles, was ein sinnlich-vernünftiges Wesen durch die freie Entwickelung, Ausbildung und Anwendung Dessen, was ihm die Natur unmittelbar gegeben, in sich selbst erzeugt hat. Denn da jenes Gegebene zu seiner Persönlichkeit unmittelbar gehört, so ist auch das freie Product desselben sein eigen, und jedes sinnlich-vernünftige Wesen ist zu dieser freien Production durch sich selbst von Natur berechtigt. Darum ist das Recht der Denkfreiheit ein natürliches Recht desselben, und mit demselben ist auch das Recht der freien Mittheilung des Gedachten — (Sprech- Schreib- Druckfreiheit) nothwendig verbunden. Das äußere Eigenthumsrecht bezieht sich auf Dinge, welchen ein von der Person abgesondertes Daseyn zukommt. Da diese Dinge nicht zur Person selbst nothwendiger Weise gehören, sondern mit einer, an und für sich betrachtet, bloß zufälligen Verbindung stehen: so muß der Grund dieser Verbindung zuvörderst in der eigenen Thätigkeit des berechtigten Subjects, also in der Freiheit gefunden werden. Das Subject läßt sich sonach durch eine freie Handlung das Recht entstehen, und eine solche Handlung heißt Rechtserwerbung (adquisitio juris). — Denkt man das Aeußere, worauf ein Recht erworben werden soll, als eine herrenlose Sache (res nullius) so heißt die Erwerbung Besitznahme (occupatio); denkt man es aber als Etwas, das schon Gegenstand eines fremden Rechtes oder eine dem Andern gehörige Sache (res propria) ist, so heißt die Erwerbung schlechtweg Annahme (assumtio) oder besser Uebernahme (transsumtio). Besitznahme und Uebernahme sind also die beiden Hauptarten möglicher Erwerbung (modi aquirendi) des äußeren Eigenthums.

Vermögenssteuer, eine Abgabe, welche von dem gesammten innen Vermögen der einzelnen Bürger erhoben wird. Sie gehört zu den directen, d. h. denjenigen Abgaben, welche der Staat unmittelbar von den Steuerbaren erhebt. Die Vermögenssteuer unterscheidet sich 1) von der directen Personensteuer dadurch, daß jene von jedem Kopfe (unbedingt oder mit Beschränkung auf die Erwachsenen) erhoben wird, welcher in der Wirkung diejenigen Consumtionssteuern gleichkommen, welche auf unentbehrliche Lebensbedürfnisse (Brot, Salz, Getränke u. s. w.) gelegt sind, während die Vermögenssteuer im Verhältniß zum Vermögen zu entrichten ist. Die directe Personensteuer nähert sich der Vermögenssteuer, wenn sie nach gewissen Classen angelegt ist, wobei nicht bloß der Rang (Rangsteuer, welche ohne Rücksicht auf Einnahme oder Besitz zu entrichten ist), sondern eine durchschnittsmäßige Schätzung des Vermögens zum Grunde liegt, **Classensteuer** (s. d.). Ferner unterscheidet sie sich von der reinen directen Realsteuer, indem bei dieser bloß gewisse Arten des Eigenthums, Grundbesitz (s. **Grundsteuer**), bewegliches Vermögen (die contribution mobiliaire), oder nur jenes

de Capitalien (Capitalsteuer) das steuerbare Object ausmachen. In:rn hier nur gewisse Arten von Sachen (z. B. Silbergeschirr, Wagen, nde, Singvögel u. s. w.) besteuert werden, nicht generische allgemeine rmögensarten, so fällt die Steuer unter den Begriff der indirecten. e Grundsteuer hingegen verliert, wenn sie fixirt ist, oder auch nur zu lig auf gleicher Höhe stehen bleibt, bei allen Besitzungen, welche durch uf in andre Hände kommen, ganz die Natur einer Steuer, und nimmt Eigenschaft einer bloßen Rente an, indem der Käufer bei Besitzun, die nach einem Anschlage gekauft werden können, die ordentliche euer vom Kaufpreise unter den Gewinnungskosten mit abzieht, sodaß o eigentlich der Verkäufer die Steuer für alle Zeiten entrichtet. Nur u aufgelegte Steuern fallen auf den Käufer. Endlich 3) ist auch die rmögenssteuer sehr von der Einkommensteuer unterschieden. Diese letze wird entweder von dem rohen, oder von dem nach gewissen Annahn ausgemittelten reinen Einkommen, d. h. demjenigen, wobei alle unrmeidlichen Gewinnungskosten (also auch der Lebensunterhalt des Steuerlichtigen) abgerechnet werden, entrichtet, die Vermögenssteuer hingegen r von dem Gesammtwerthe des Vermögens. Bei jener werden der Regel ch Schulden nicht in Abzug gebracht, wohl aber bei dieser, dem Verögen kann nur gedacht werden, wenn die Schulden davon abgezogen id. Bei der Einkommensteuer wird auf die verschiedene Natur des inkommens nicht nothwendig gesehen; Einkommen aus Grundstücken, is zinsbaren Capitalien, aus Gewerbe und Arbeit, Besoldungen, Leibnten u. s. w. unterliegt Alles einerlei Steueransätzen. Bei der Vermögenssteuer hingegen muß das Einkommen, welches einen Theil des apitals mit verzehrt, wie Leibrenten, Besoldungen, Einkommen aus ewerben und persönlicher Arbeit, nach erfahrungsmäßigen Grundsätzen it dem Werthe des beharrlichen Vermögens erst gleichgestellt werden, onach dasselbe natürlich und billigerweise einer viel geringern Besteuerung unterliegt, indem z. B. 100 Thlr. aus einem solchen bloß persönchen Einkommen kaum so viel wahren Capitalwerth haben, als 20 Thlr. us bleibendem Vermögen. Die sonach angelegte Vermögenssteuer ist ustreitig die gerechteste von allen, auch in ihrer Anlage die einfachste, ber dennoch die, wogegen sich die höhern Stände, besonders die Reichen nd die Kaufleute, am meisten sträuben. Als daher die engl. Einkomensteuer nach dem Frieden vom Parlamente gegen die Meinung der Minister aufgehoben wurde, erklärten diese unverhohlen, dieß sey ein Sieg, welchen die Geldaristokratie über die große Masse der Nation davontrage. Kann auch das gewöhnliche regelmäßige Bedürfen des Staats urch die übrigen Besteuerungsarten herbeigebracht werden, so ist doch n außerordentlichen Fällen, bei Kriegen und deren Folgen die Vermöensteuer (property tax) immer das letzte und ebenso sichere als gerechte Hülfsmittel gewesen.

Vermond (Abbé de), war Sprachlehrer, dann Vorleser der unglückchen Königin Maria Antoinette; als solcher hat er auf die Charakterichtung und zugleich auf die Schicksale dieser Fürstin einen großen Einluß gehabt. — Vermond war der Sohn eines Dorfbarbiers. Er hatte ch dem geistlichen Stande gewidmet, und war bereits D. der Sorbonne nd Bibliothekar am Collegio Mazarin zu Paris, als die Kaiserin Maria Theresia von dem franz. Hofe einen Institutor verlangte, der die „franz. rziehung" der jungen Erzherzogin Maria Antoinette, Braut des Dau-

phins, nachherigen Königs Ludwig XVI., zu Wien vollenden [illegible] ausgezeichnete Männer hatten dieses delicate Geschäft bereits [illegible] als Vermond durch den Erzbischof von Toulouse, nachherigen [illegible] minister, den Herzog v. Choiseul, empfohlen wurde. Bald darauf [illegible] er nach Wien ab. Er fand bei der Kaiserin die schmeichelhafteste [illegible] nahme, wurde in ihren Familiencirkel gezogen, und die Einfachheit [illegible] welcher die große Fürstin lebte, und welche gegen die steife Etikette [illegible] Hofes von Versailles grell abstach, zog ihn so an, daß alle seine [illegible] strengungen dahin gerichtet waren, in dem Herzen seiner jungen [illegible] ähnliche Neigungen theils zu erhalten, theils zu verstärken. Er [illegible] der Dauphine späterhin (1770) nach Versailles, wurde ihr Vorleser, [illegible] behielt auch über die nachherige Königin stets das Ansehen, welches [illegible] gendeindrücke geben. Sie machte sich auch in der That allmälig [illegible] den Banden des Ceremoniels los, und trug so zur Erschütterung [illegible] Throns bei, dessen Glanz mit durch jene Formen geschützt wurde. Mad. Campan, erste Kammerdame der Königin, aus deren „Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette“ (5. Ausg., Paris 1824, 4 Bde.) diese Nachrichten schöpfen, beschuldigt ihn sogar, in Verbindung mit dem wiener Hofe geblieben zu seyn, und seine Monarchin auch in diesem politischen Bezuge zu Unvorsichtigkeiten hingerissen zu haben. Noch mehr arbeitete er der Revolution in die Hände, indem er seinen Einfluß [illegible] wendete, um den Erzbischof v. Toulouse, Lomenie de Brienne (früher [illegible] seinen Gönner, zum Principalminister ernennen zu lassen, dessen Unfähigkeit Frankreichs Unglück beschleunigte. Nach dem Ausbruche der Revolution entfernte sich Vermond, um der Wuth des Volkes, welches in ihm nur einen östreich. Agenten sah, zu entgehen, nach Wien, wo er [illegible] geblieben und nachher in der Dunkelheit gestorben ist. Ein nicht weniger unvortheilhaftes Bild als Mad. Campan entwirft Georgel in seinen „Mémoires“ von ihm.

Vernageln der Geschütze hat den Zweck, entweder feindliche Geschütze, oder solche, die man bei einem Rückzuge oder beim freiwilligen Verlassen eines Postens zurücklassen will, unbrauchbar zu machen. Man treibt z. B. den abgebrochenen Kolben eines gut passenden Setzers in das Rohr und schlägt hierauf einen gehärteten, stählernen Nagel, der auf seinen vier Seiten gerippt ist, in das Zündloch. Oder man schlägt einen eben solchen Nagel, dessen Spitze aber vorher im Feuer etwas erweicht worden ist, in das Zündloch, biegt hernach diese Spitze durch starke Stöße des Setzers inwendig um und bricht den Nagel, wenn er nicht weiter kann eingetrieben werden, dicht auf der Oberfläche des Rohres ab.

Vernet (Claude Joseph), ein berühmter franz. Maler, war zu Avignon geboren, und der Sohn eines Malers, Antonio Vernet, sein einziger Lehrer war. 18 Jahre alt verließ Claude das Vaterland und reiste nach Rom, wo er ums Brot für den geringsten Preis arbeiten mußte. Unter andern zierte er die Schläge der Staatskutschen und Equipagen mit seinem Pinsel, aber so meisterhaft, daß man sie in der Folge abnahm, in Rahmen faßte und in Gallerien aufbewahrte. Er unternahm einige keine Seereisen, und das Toben der Wellen, die Blitze, die strahlen, die das dunkele Gewölbe zerrissen, das Heulen des Sturmes [illegible] ergriff ihn so sehr, daß er, der vorher die reizenden Gegenden [illegible] und die anmuthigen Küsten von Neapel gesucht und copirt hatte, [illegible]

Digitized by Google

auch entschloß, die fruchtbare Natur des Meeres, und dessen mannfaltiges Spiel ernstlich zu studiren. Während seines 20jährigen Aufhalts in Italien bereicherte er die großen Gallerien zu Genua und apel, vorzüglich aber zu Rom mit seinen Werken. Vom J. 1752, wo nach Frankreich kam, bis 1789, wo er in Paris starb, soll er nicht niger als 200 größere und kleinere Gemälde vollendet haben. Und , selbst seine spätesten, zeigten eine jugendliche Frische, die auch sei kleinsten Skizzen noch Werth gibt. Die Akademie hatte ihn 1752 er ihre Mitglieder aufgenommen und ernannte ihn 1766 zu ihrem the. Er malte alle franz. Seehäfen, eine Folge von Gemälde, die unübertrefflich zu nennen sind. Seine Bilder wurden zu hohen Preise ahlt, und zogen bei den jährlichen Kunstausstellungen im Louvre vor en andern die Bewunderung auf sich. Seine Arbeiten sind durch Ita, Spanien, England und Rußland zerstreut; die schönsten aber befinden in Frankreich. Seine Seehäfen sind Meisterwerke, weil sie stets n Local irgend einer interessanten Begebenheit dienen, und ihm zugleich legenheit gaben, sein tiefes Studium der Charakteristik anzubringen. den Matrosen, die er darstellt, erkennt man immer die verschiedenen ctionen, zu denen sie gehören ꝛc. Selbst die Figuren sind sehr gut zeichnet. In allen Theilen der Landschaftsmalerei war er sehr glück, aber seine Seestücke behaupten den ersten Rang. Bald stellen sie ısame Felsengestade dar, welche den Zuschauer zu einer sanften Me ncholie stimmen; bald geräuschvolle Häfen, und die lebhafte mercanti che Thätigkeit. Seine Stürme und Schiffbrüche enthalten fast immer ne Scene, wobei die Menschen im Kampfe mit dem unbändigen Ele ente, ihrem Schicksal unterliegen. Licht und Schatten sind vollkommen handelt. Der Kupferstiche nach seinen Werken gibt es unzählige. — Sein ohn Charles und dessen Sohn Horace sind ebenfalls berühmte ünstler, worüber d. Art. Französische Malerkunst vgl.

Vernier. Der Vernier oder Nanius (nach dem Erfinder so nannt, für welchen Einige den Franzosen Peter Vernier, Capellan zu ornens in Franche-Comté um 1630, Andre den Portugiesen Nunnez er Nanius, starb 1577, ausgaben) ist eine Einrichtung, durch welche an eine gegebene Linie sehr genau in gleichgroße Theile abtheilen kann, as vorzüglich bei mathematischen Instrumenten von der größten Wich gkeit ist. Wenn 2 gleiche Linien A und B so abgetheilt werden, daß 11, B aber 10 gleiche Theile erhält, also einen weniger als A, so ird der Ueberschuß einer Abtheilung von B über eine Abtheilung von zusammengesetzt aus dem Verhältnisse 1 : 11 oder $^1/_{11}$ und 1 : 10 oder $^1/_{10}$ oder $^1/_{10} - ^1/_{11}$ d. i. $^1/_{110}$ seyn. Die Vernier-Scala wird gewöhnch auf das Barometer angewendet. Wenn nämlich jeder Zoll der Scala nes Barometers in 10 gleiche Theile getheilt und von unten nach oben ıit 1, 2, 3 ꝛc. bezeichnet wird, so wird die Scala des Vernier, welche $^1/_{10}$ eines Zolles beträgt, ebenfalls in 10 Theile getheilt und dieser mit , 2, 3 abwärts bezeichnet. Dieser Vernier muß verschiebbar seyn und ient, wie man sieht, Zehntheile der Linien, d. i. Hunderttheile des Zolles u finden. Sobald der Stand des Quecksilbers im Barometer mit kei er Abtheilung der Linien übereinstimmt, stellt man die Abtheilung 1 am ernier demselben gleichhoch und findet die Hunderttheile der Quecksilerhöhe an derjenigen Zahl der Linie, deren liniare Bezeichnung mit iner eben solchen am Vernier vollkommen gleichhoch stehet. Ausführ-

licher handelt über seine Anwendung bei dem Repetitionskreis (R
derholungskreis) u. s. w., u. A. Biot's „Traité d'astronom
Aufl., Paris 1810, 1. Bd.).

Vernunft, das höchste Vermögen im Menschen, welches
das Uebersinnliche mit der Sinnenwelt verbindet, indem er mittels
Vernunft das Uebersinnliche wahrnimmt. Kant gründete alle Erk
auf die absolute Voraussetzung eines Dinges an sich, ohne deren
aussetzung es widersinnig wäre, von Erscheinungen zu reden. D
die Vernunft bloß der praktische Begriff der Freiheit, mithin in R
auf wirkliche Erkenntniß dem Verstande untergeordnet. F. J.
hingegen behauptet eine qualitative Verschiedenheit der Vernu
dem Verstande. Es gibt nach ihm zwei specifisch von einander ver
dene Erkenntnißquellen im menschlichen Gemüthe; die Sinnlichk
die Vernunft. Durch beide wird unmittelbar wahrgenommen: E
durch jene, mittelst der Anschauung, Unendliches durch diese, mittel
Glaubens; beide gelten absolut und unbedingt als — göttliche O
barung. Der Verstand bezieht sich auf beide, reflectirt über die O
barungen beider; denn er nimmt nicht wahr, wie der Sinn,
vermag er je, wie Kant erwiesen hat, durch bloßes Hinaufsteigen
Begriffen zu Ideen auf dem Wege der Abstraction eine von der
schauung unabhängige höhere Wissenschaft, eine Wissenschaft des U
sinnlichen, zu erreichen. Jacobi denkt sich daher die Vernunft bes
den Verstand und den Willen des Menschen zu erleuchten und
dadurch Gott ähnlich zu machen. Es gibt also in dem Menschen
Höheres, als den von der Vernunft erleuchteten Verstand und W
ebenso aber auch nichts ihn tiefer Erniedrigendes, als Verstand und W
ohne Vernunft; Vernunft ohne Verstand und Willen ist ein U
Jene Verbindung der Vernunft mit Verstand und Willen durch den
ben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, begründet die Entwicklung
Menschheit zu dem Charakter der Humanität. Da nun Vernun
Glaube die beiden Führer zum Höchsten sind, so sollen sie nicht
Streite gegen einander ausziehen, sondern ihre Waffen gegen die
des Lichts und der Tugend gemeinschaftlich führen. Sind sie ent
so treten nur zu oft Fanatismus und Atheismus zwischen beide.
Bedingung jener Verbindung aber ist die Freiheit des Gedankens.
diese Bedingung der Gesellschaft entzogen (dem Menschen kann sie
entzogen werden), so bestätigt die Erfahrung den Ausspruch der
von Staël: „La proscription de la raison sert à tous les despo
et seconde toutes les hypocrisies". — In China gibt es eine
nunftsekte, Tao-sse, d. i. Anhänger der Vernunft. Diese von
Tsö zur Zeit des Confucius gestiftete religiös-philosophische Secte
sich ebenso von Confucius als von dem Buddhaismus. Nur eine S
des Lao-Tsö hat sich erhalten, gleich den classischen Schriften, K
nannt. Da die Sätze dieses King eine große und innere Aehn
mit den Sätzen des Pythagoras, Plato, Plotinus u. a. griech. P
phen haben, so schließt Abel Remusat auf eine Verbindung dieser
Völker. S. s. Abth. im 7. Th. der „Mém. de l'institut royal de Fra
(Paris 1824, 4.).

Verona, ursprünglich eine römische Colonie, gehört durch Alter
Schönheit zu den bedeutendsten Städten Italiens. Die unruhigen
n des Mittelalters gaben ihr Gelegenheit, sich freizumachen; doch

alb einzelne mächtige Familien die Regierung an sich zu reißen. errschten daselbst 170 J. lang die Scaliger, welche 1387 durch achmaligen ersten Herzog von Mailand, Galeazzo Visconti, ver wurden. Nach den Viscontis erhielten es die Carrara, und 1405 es von den Venetianern erobert, die bis 1796 im Besitz blieben. Cisalpinische Republik.) Wie diese mächtigen Familien oft inander in blutige Streitigkeiten geriethen, weiß Jeder aus Shak e's in der Hauptsache der Geschichte nachgebildeten Trauerspiele: neo und Julia". Jetzt ist die Stadt der Hauptort der Provinz na des lombardisch-venetianischen Königreichs. Sie liegt in einer fruchtbaren und angenehmen Ebene auf beiden Seiten der Etsch, ber 4 steinerne Brücken führen. Die Stadt ist mit einer alten er, alten verfallenen Bollwerken und davorliegenden Graben umge und hat noch 3 alte feste Schlösser (S.-Felice, S.-Pietro und Ca vecchio), welche so wenig als die Stadt selbst haltbar sind, ein an tsch und 2 auf Anhöhen. Seit 1835 wird deßhalb an der Wiederherstell der Festungswerke gearbeitet. Die meisten Straßen sind krumm und , nur der Caso mit vielen Palästen macht eine Ausnahme. Unter großen, freien Plätzen nennen wir die Piazza de' Signori mit dem en und prächtigen Rathhause und den Bildsäulen ausgezeichneter ger, sowie dem alten fürstlichen Pallast. Verona enthält in 8900 fern, theils sehr ansehnlich, theils von alter Bauart, über 58.000 v., welche einige Wollenzeuch- und Tuchmanufacturen, mehre Lei nanufacturen, Leder- und Farbefabriken, viele Färbereien, Sellereien, bereien, Wachsbleichen, sehr viele Seidenspinnereien und Seidenzeuch ereien unterhalten und beträchtlichen Handel zwischen Italien, Deutsch und der Schweiz treiben. Unter den vielen (94) schönen Kirchen die merkwürdigsten der Dom mit den Grabmälern des einst hier schenden und als Beschützer der Wissenschaften berühmten Geschlechts la Scala, sowie der Himmelfahrt Mariens, einem Hauptgemälde von an, und S.-Zeno aus dem 9. Jahrh., mit des Malers Mantegna's en Meisterwerken. Auch die andern Kirchen enthalten eine große nge ausgezeichneter Gemälde, wie denn auch Verona einst der Haupt der lombard. Schule gewesen ist. (Vgl. Italienische Kunst.) bewundert man in S.-Anastasia außer Cataneo's (blühte um 1560) stischem Kunstwerk, Christi Auferstehung, Gemälde von Carotto, Mo e, Fresken von Dazevio (bl. 1350), Cimabue ꝛc.; in S.-Giorgio das uptwerk von allen Gemälden des Paolo Cagliari in Verona, den h. org darstellend, sowie eine Madonna von Dai Libri, von Carotto und tino; in S.-Bernardino von Moroni, Cavazuola, N. und P. Giolfino A.; in S.-Paolo eine schöne Madonna von Paolo Cagliari; in S.- zaro Flacco's Ecce homo ꝛc.; in S.-Maria in Organo ein originel Madonnenbild von B. Bonifacio, ein anderes von G. Carotto, ein A. Turchi, Fresken von Morone, Landschaften von D. Brusasorsi a. Die Werke des P. Farinato gehören mit jenen der beiden Bru orsi vielleicht zu den zahlreichsten, aber bei weitem nicht zu den besten vielen Kirchen- u. a. Gemälden. Es gibt hier viele Ueberreste röm. terthümer. Die größte Merkwürdigkeit Veronas ist das der Sage ch von Domitian erbaute vortrefflich erhaltene Amphitheater von Mar r, ein kühnes, gewaltiges Gebäude von länglichrunder Form, welches äußern Umfang 1331 Fuß mißt. Es thürmen sich 45 Reihen von

Sitzen hinter und über einander auf, welche an die 22.000 [illegible] fassen können. Eine doppelte Reihe von schweren, massiven Bög[illegible] Quadern, die im Innern von ungeheuren Gewölben und Pfeil[illegible] tragen sind, schließen übereinander gestellt von Außen jene Stu[illegible] nächst ein. Und nun lief erst eine größere vom Ganzen etwas [illegible] Bogenreihe mit 3 übereinander gestellten Säulenordnungen, gleich[illegible] Façade, um das Ganze herum, wovon aber jetzt nur noch 4 [illegible] ganz Rustik, zu sehen sind, deren Höhe 82 Fuß beträgt, und [illegible] noch über die oberste Stufenreihe sich hinaus erhebt. Was die [illegible] Innern zerstört hat, das ist jetzt wieder durch fleißige Ergänzung [illegible] ner ursprünglichen Form zu sehen. Joseph II. wohnte hier einen [illegible] zu Ehre gegebenen Thierkampfe bei; und Pius VI. gab den Ver[illegible] hier seine apostolischen Segen. Zwei Mal war es also bei diesen [illegible] genheiten wieder wie zu der Römer Zeit, mit Menschen ganz ange[illegible] Ein Schauspiel einzig in seiner Art! Bertol. Giuliari in s. „Topo[illegible] dell' Anfiteatro di Verona" (Verona 1822) hielt dasselbe für ein ursprün[illegible] etruscisches Werk; man vgl. die „Lettera" des Grafen Simone Ma[illegible] nebst Giuliari's Antwort (Verona 1824). Weiters verdient das [illegible] Stadtthor — Porta de' Borsari — welches 265 n. Chr. zu Ehren [illegible] des Kaisers Gallienus ist erbaut worden, die Aufmerksamkeit. In [illegible] Straße de' Leoni befinden sich noch die Ueberbleibsel eines alten Bad[illegible] des Flavius Noricus. Zu den vorzüglichsten Werken des Michele [illegible] micheli gehört unstreitig die Porta stupa oder del Palio. Die Ord[illegible] daran ist dorisch, und das Ganze im großen, ernsten Style, durch[illegible] von Quadern erbaut. Verona ist der Sitz des italienischen Senats [illegible] höchsten Gerichtshofs, der königl. Delegation und Provinzialcen[illegible] tion, eines Civil-, Criminal- und Handelsgerichts erster Instanz, [illegible] Bischofs; hat ein Lyceum, Abth. des königl. Instituts der Wissen[illegible] und Künste, Akademie des Ackerbaues, des Handels und der Künst[illegible] schätzbare „Memoire" herausgibt; 3 Gymnasien, Maler- und Bild[illegible] akademie, Instituto filarmonico degli Ansioni, königl. Collegium für [illegible] ziehung der weiblichen Jugend, bischöfl. Seminar, 2 öffentliche [illegible] Privatbibliotheken, botanischer Garten, öffentliche und 95 Privat[illegible] lungen von Gemälden, Zeichnungen ꝛc. als das des Grafen [illegible] Naturaliensammlung (die wichtigste für die Petrefactenkunde, da [illegible] zahlreichsten Ichthyolithen im Stinkschiefer vom Bolkaberg enthält, [illegible] Potosi der Oryktologie); Theater, auch ein Teatro di giorno (Co[illegible] spiel bei Tage und unter freiem Himmel; in dem schönen Hof [illegible] unter den Säulengängen Cabinet von den Ueberbleibseln der alten [illegible] hauerei), Findel- und Waisenhäuser, Klöster der barmherzigen [illegible] stern, dem Unterricht armer Mädchen gewidmet, 2 gelehrte Gesell[illegible] ten, 18 Hospitäler. Das Museum zu Verona mit seinem Lapi[illegible] hat den um die Kunst vielverdienten Scipio Maffei zum Stifter. [illegible] Inhalt besteht aus ägyptischen, griechischen, lateinischen und chr[illegible] Denkmälern, theils Inschriften, halberhabenen Arbeiten, Gefäßen, [illegible] altären; theils Bruchstücken und Statuen, Gesimsen, Friesen, Capi[illegible] ꝛc. Das Hauptgebäude, dessen vorspringender Giebel auf 6 ionischen [illegible] len ruht, ist in dem edlen, einfachen Style des Palladio erbaut, [illegible] Seiten mit einem bedeckten Gange (Porticus) umgeben, dessen Bedeck[illegible] an der offenen Seite sich auf Säulen von dorischer Ordnung stü[illegible] In diesen Gängen sind über 500 Denkmäler des Alterthums [illegible]

Inhalts aufgestellt. Verona ist die Mutter und Pflegerin berühmter
ehrten und Künstler, die Vaterstadt des Catull, Cornelius Nepos, des
rn Plinius, des Vitruvius, Scaliger, Scipio Maffei, des Malers
olo Cägliari (Veroneſe) u. A. S. Carli's „Storia di Verona". Maffei
in s. „Verona illustratra" ihre Alterthümer beschrieben. S. auch des
afen Bevilaqua Lazise „Statistica della città di Verona" (Veneb. 1823).
Gebirge des Veroneſſischen leben 50.000 Einw. deutschen Stammes,
13 communi; Hauptort Erbeso. (Vgl. Vicenza.)

Die Lage von Südosten Europas und Spanien war Veranlassung,
die seit 1815 verbündeten Mächte Europas vom ersten Range einen
ngreß zu Verona versammelten, welcher vom Oct. bis in den Dec.
22 dauerte. Vorbereitende Conferenzen wurden bereits im Sept. zu
ien, wo Kaiser Alexander am 7. d. M., nebst dem Staatsecretair, Gra-
Neſſelrode, eingetroffen war, von den Staatsministern der 5 Haupt-
chte gehalten. Der König von Preußen aber begab sich unmittelbar
ch Verona, wo er und der Kaiser von Oestreich am 15. Oct., Kaiser
exander am 16., und die Könige von beiden Sicilien und von Sar-
ien, nebst mehren andern italien. Fürsten, später eintrafen. Dießmal
chien auf dem Congresse kein britischer Staatsminister; denn Canning
llte, dem Grundsatze strenger Neutralität getreu, das brit. Staats-
d Handelsinteresse nicht durch gewaltsame Einmischung in die innern
ngelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel gefährden. Er schickte daher
n Herzog von Wellington nach Wien und Verona, wohin sich auch
r bisherige brit. Gesandte am wiener Hofe begab. Von Seiten Frank-
ichs erschienen der Staatsminister Vicomte, später Herzog von Mont-
orency, und der franz. Botschafter am brit. Hofe, der Vicomte von
hateaubriand. Außer diesen waren noch mehre russische (z. B. Graf
ozzo di Borgo), franz. und andere Diplomatiker in Verona gegenwär-
g; preuß. Seits Graf Bernstorff und der Fürst Hardenberg. Ueber
e Verhandlungen zu Verona, bei welchen Fürst Metternich der Vorsitz
nd Herr v. Gentz das Protocoll führte, bemerken wir nur so viel, daß
e Continentalmächte Frankreich die verlangte Befugniß, mit bewaffne-
r Macht die Halbinsel zur Wiederherstellung einer monarchischen Ver-
assung zu zwingen, zugestanden und im nöthigen Falle Unterstützung ver-
rochen haben; da jedoch England an diesen Verhandlungen nicht Theil
ahm und stets zu friedlichen Maßregeln rieth, da auch der franz. Finanz-
inister, Graf von Villele, der, den Krieg gegen die span. Cortes laut
rdernden, sogenannten Partei der Fanatiker, die triftigsten Gründe für
ie Beibehaltung des Friedens entgegenstellte und die von Verona nach
Paris zurückgekommenen Staatsmänner diese Ansicht unterstützten, da
ndlich die in Catalonien aufgestellte Glaubensarmee von den constitu-
ionnellen Truppen unter Mina geschlagen worden war: so versuchte
Frankreich im Dec. 1822 zuerst den Weg gütlicher Unterhandlungen,
m die Cortes zu einer Abänderung ihrer Constitution im Sinne des
onarchischen Princips zu bewegen. In Ansehung der Spannung zwischen
Rußland und der Pforte, beschloß man zu Verona, durch den brit. Ge-
andten bei der Pforte, Lord Strangford, der deßhalb nach Verona be-
ufen worden war, ein Ultimatum der Pforte vorlegen zu lassen, das
ie genaueste Erfüllung des bucharester Vertrags von 1812 verlangte;
nan wollte sich jedoch der griech. Insurgenten auf keine Art annehmen,

Digitized by Google

daher auch die, in Ancona angekommenen Deputirten derselben n
nicht zugelassen wurden. In Ansehung Piemonts wurde die
Räumung dieses Landes von östreich. Truppen, in Ansehung
und Siciliens aber eine beträchtliche Verminderung des dortigen
Besatzungsheers beschlossen, die weitere Organisation des italien.
tensystems ward jedoch vor der Hand noch ausgesetzt. Indeß
der König Ferdinand I. von beiden Sicilien, von Verona auf unbe
Zeit nach Wien. Endlich wurden einige Actenstücke, die geheim
sellschaften betreffend, in Berathung gezogen. In Ansehung der
und der türk. Frage wurde der Weg der Unterhandlung eingeschl
die Berathung über die span. Sache in Paris aber fortgesetzt.
Monarchen verließen Verona in der Mitte des Dec., um in ihre
ten zurückzukehren.

Veronese (Paolo), eigentlich Paolo Cagliari, einer der be
testen Maler der venetianischen Schule, war zu Verona 1530 g
Sein Vater, ein Bildhauer, wollte ihn für diese Kunst bilden; al
Jüngling verrieth mehr Neigung zum Zeichnen und kam daher
nem Oheim Badilo, einem geschickten Meister, unter dessen Anl
reißende Fortschritte machte. In der Folge begab er sich nach Ve
wo er bald unter den ersten Künstlern glänzte. Phantastisch und
liebend in seinen Werken, malte er mit seinem Pinsel keck und gl
vernachlässigte aber alle Richtigkeit des Costums und mischte
Maskencharaktere in die Geschichtsgemälde. Aber neben diesen fe
welche Schönheiten; welcher Geist in den Physiognomien, welche
in den Portraits und welche Richtigkeit im Colorit! Sein Freskog
in der Kirche St.-Sebastian zu Venedig, die Geschichte der Esther,
dete seinen Ruf, und der Senat beschäftigte ihn seitdem mit
Arbeiten. Er ging im Gefolge des venetian. Gesandten Grima
Rom, sah hier mit Begeisterung Rafael's und Michel Angelo's
werke, und malte nach seiner Rückkehr die schöne Apotheose Ba
Unter seine vorzüglichsten Werke werden gezählt: die Hochzeit zu K
im Speisesaale des Klosters St.-Giorgio-Maggiore mit 120 F
die Mahlzeit bei Simon dem Aussätzigen, in der Kirche St.-Seba
das Gastmahl bei Levi dem Zöllner, in der Kirche St.-Johann und
zugleich alle oben bemerkten Fehler und Vorzüge enthaltend. D
seinen Gemälden verfertigten Kupferstiche schätzt man auf 350
worunter einige von seiner eignen Hand. Er starb zu Venedig
Seine Schüler waren Carlo und Gabriele, seine Söhne, und Ben
sein Bruder, ferner Michele Parrasio, Raudi.

Verpuffung. Mit diesem Ausdruck bezeichnen die Chemik
merkwürdige Eigenschaft aller salpetersauren Salze, da sie sich,
in der Glühhitze mit brennbaren Körpern zusammen kommen,
räusch entzünden, wodurch denn der Körper schnell zerstört,
Salze selbst zersetzt werden. Mit diesem Verpuffen hängen die E
nungen des Schießpulvers und des Knallpulvers, einer Mischu
Salpeter, Weinsteinsalz und Schwefel, zusammen. Die Chemiker
nen sich des Verpuffens als eines Mittels zu mancherlei Berei
Man erklärt sich diese Erscheinung aus der plötzlichen Entwick
dephlogistisirter Luft.

Verrücktheit (Verrückung). Nach der gemeinen Bedeutung
Worts, oder dem gewöhnlichen Sprachgebrauch bedeuten Verrückung

Digitized by Google

des Gemüth, Manie (mania, manie, folie) einerlei, nämlich diejenige
müthskrankheit, bei welcher irgend eine Gemüthsfähigkeit, es sey welche
wolle, gestört und folglich verkehrt ist. Es ist schwer, eine systema-
se Eintheilung in Das zu bringen, was wesentliche und unheilbare
ordnung ist. Es hat auch wenig anthropologisch-pragmatischen Nutzen,
damit zu befassen, weil alle psychlologische Heilmethode hier frucht-
ist; denn die psychologischen Kräfte des Subjects können hier (wie
es wohl bei körperlichen Krankheiten der Fall ist) nicht mitwirken.
an kann die Verrückung nach den Erkenntnißvermögen in 4 Arten
theilen, nämlich in die Verrückung a) der Sinnlichkeit; b) des Ver-
ndes; c) der Urtheilskraft und d) der Vernunft. Die Verrückung der
nnlichkeit ist die tumultuarische und heißt die Unsinnigkeit (amentia,
ence). Sie besteht in dem Unvermögen, seine Vorstellungen auch nur
den zur Möglichkeit der Erfahrung nöthigen Zusammenhang zu brin-
. In den Tollhäusern ist das weibliche Geschlecht dieser Krankheit
meisten unterworfen, seiner Schwatzhaftigkeit halber. Sie mischen
mlich so viel Einschiebsel ihrer lebhaften Einbildungskraft unter Das,
s sie erzählen, daß Niemand den Sinn ihrer Reden verstehen kann.
e Verrückung des Verstandes ist die methodische und heißt der Wahn-
n insbesondere (dementia, démence). Sie besteht in derjenigen Stö-
ng des Gemüths, da Alles, was der Verrückte erzählt, zwar den for-
llen Gesetzen des Denkens zu der Möglichkeit einer Erfahrung gemäß
, aber durch falsch dichtende Einbildungskraft selbstgemachte Vorstel-
ngen für Wahrnehmungen gehalten werden. Der Wahnsinnige urtheilt
erhaupt aus richtiger Erfahrung ganz verkehrt; und der erste Grad
s Wahnsinns überhaupt ist der Wahnsinn insbesondere, insofern er
ch vom Wahnwitz unterschieden ist. Dieser Wahnsinnige handelt in
n nächsten Urtheilen aus der Erfahrung der gemeinen Verstandesregel
tgegen. Er sieht oder erinnert sich der Gegenstände so richtig, wie
der Gesunde, nur deutet er gemeiniglich das Betragen Anderer auf sich
s. Von der Art sind Diejenigen, welche allerwärts Feinde um sich
haben glauben, die alle Mienen, Worte oder sonst gleichgültige Hand-
ngen Anderer als auf sich abgezielt und als Schlingen betrachten, die
nen gelegt werden. Wenn man ihn hört, so sollte man glauben, die
nze Stadt beschäftigte sich mit ihm. Diese sind in ihrem unglücklichen
Wahn oft so scharfsinnig in Auslegung Dessen, was Andere unbefangen
un, um es als auf sich angelegt auszudeuten, daß, wenn die Data
ar wahr wären, man ihrem Verstande alle Ehre müßte widerfahren
ssen. Es gibt aber auch allerlei ergötzenden Wahnsinn und die ver-
ebte Leidenschaft schmeichelt oder quälet sich mit mancherlei wunder-
chen Deutungen, die dem Wahnsinn ähnlich sind. Ein Hochmüthiger
t gewissermaßen ein Wahnsinniger, welcher aus dem Betragen Anderer,
e ihn spöttisch angaffen, schließt, daß sie ihn bewundern. Von dieser
rankheit ist, so viel man weiß, noch nie Jemand geheilt worden; denn
s ist eine besondere Anlage, mit Vernunft zu rasen. Solche Kopfkranke
nd aber doch nicht zu den Hospitalnarren zu zählen, weil sie, nur für
ch selbst besorgt, ihre vermeinte Schlauigkeit nur auf ihre eigne Erhal-
ung richten, ohne Andere in Gefahr zu setzen. Die Verrückung der Ur-
eilskraft ist zwar auch methodisch, aber nur fragmentarisch und heißt
er Wahnwitz (infamia). Sie besteht darin, daß das Gemüth durch
nalogien hingehalten wird, die mit Begriffen einander ähnlicher Dinge

verwechselt werden, und so die Einbildungskraft ein dem Verstande ähnliches Spiel der Verknüpfung disparater Dinge als das Allgemeine gaukelt, worunter die letztern Vorstellungen enthalten waren. Die Seelenkranken dieser Art sind mehrentheils sehr vergnügt, dichten abgerissen und gefallen sich in dem Reichthum einer so ausgebreiteten Verwandtschaft solcher Begriffe, die sich ihrer Meinung nach zusammenreimen. Dieser Wahnwitz ist ebenfalls nicht zu heilen, weil er schöpferisch und durch Mannigfaltigkeit unterhaltend ist, wie die Poesie. Die Verrückung der Vernunft kann man systematisch nennen und heißt der Aberwitz (vesania). Er besteht darin, daß der Seelenkranke die ganze Erfahrungsleiter überfliegt und nach Principien hascht, die des Probierstein der Erfahrung ganz überhoben seyn können, und wähnt, das Unbegreifliche zu begreifen. Dieß ist der dritte Grad des Wahnsinns überhaupt. Die Erfindung der Meereslänge, die Auslegung von Prophezeiungen, sind in der Gewalt des Aberwitzigen. Er hat öfters viele richtige Erfahrungsurtheile. Allein seine Empfindung ist durch die Neuheit und Fülle der Folgen, die sein Witz ihm darbietet, berauscht. (S. Seelenkunde.)

Vers, von versus, welches eigentlich eine Furche bedeutet, ist eine zu einer rhythmischen Periode verbundene, in Worten ausgedrückte Gedankenreihe. 1) Eine rhythmische Periode. Denn der Vers besteht aus mehren Rhythmen, d. i. Zeitabtheilungen von einerlei Maß. 2) In Worten ausgedrückt. Dadurch unterscheidet sich der Vers von einer bloßen rhythmischen Folge von Tönen in der Musik. 3) Eine Gedankenreihe. Denn sonst würde ein Vers weiter nichts als leere Töne seyn. Ein jeder Vers muß also in Rhythmen, d. i. Zeittheile von gleichförmigem Maße abgetheilt werden können. Und da alle Rhythmen nicht aus einer Zeit, sondern in Zeitabtheilungen bestehen, deren nicht weniger als zwei, und in ungerader Zahl drei seyn können: so muß auch jeder Vers nach einem solchen Maße gemessen werden können, das ist, zum geraden $^2/_4$, oder ungeraden $^3/_4$ Takte gehören. Denn das Maß der Rhythmen ist der Takt.

Muthig | geht | der | Held | zum | Kampfe

hat den geraden, oder $^2/_4$ Takt, oder wenn zwei Rhythmen, muthig | geht, für einen genommen werden, $^4/_4$ Takt.

Lobe | den | Herrn, den | mächtigen | König | der | Ehren

hat den ungeraden $^3/_4$ Takt, wobei jede Sylbe von gleicher Länge, als Zeitmaß angenommen wird, welches aber in Worten der Fall nicht ist, insofern aus Sylben von ungleicher Quantität, d. i. Länge oder Kürze bestehen, die alsdann in Versen zusammengestellt werden müssen, daß der gleichförmige Rhythmus dadurch nicht gestört wird. — **Versart** ist sowohl die rhythmische Einrichtung eines einzelnen Verses, als auch eines ganzen Gedichts, nach der Beschaffenheit der, seinem Inhalte gewählten Rhythmen, z. B. die trochäische, jambische u. s. w. nach Füßen, oder nach den Erfindern bezeichnete, alkaische, phaläkische, kreontische Versarten u. s. w. — **Versfuß** ist das Maß, wodurch das Verhältniß mehrer Sylben von ungleicher Länge gegen einander bestimmt wird, wenn sie fähig werden sollen, Rhythmen zu bilden. Hätten alle Sylben einerlei Länge: so hätten wir nur zweierlei Maß für alle möglichen Rhythmen, 1) das zweitheilige und das dreitheilige. Da aber eine Sylbe vor der andern in ihrer Aussprache mehr oder oder weniger

rdert: so müssen die einzelnen Sylben einzelner Wörter in einem
hförmigen Verhältnisse mit einander in Ansehung der Länge und
ge ihrer Sylbe stehen, wenn sie gleichförmige Rhythmen bilden sollen.
n rechnete daher auf jede kurze Sylbe eine Zeit, und auf jede lange
i Zeiten, bezeichnete diese mit — und jene mit ∪, sodaß zwei ∪ ∪
: — aufwogen, und eine — ∪ ∪ waren. So entstanden, nach
mancherlei möglichen Zusammensetzungen der Längen und Kürzen die
chiedenen Versfüße 1) des einfachen geraden Rhythmus, der — —
ondeus; ∪ ∪ Pyrrhichius; — ∪ Trochäus; ∪ — Jambus. 2) Des
eraden, der — — — Molossus; ∪ ∪ ∪ Tribrachys; — ∪ ∪ Dakty-
; ∪ ∪ — Anapestus; ∪ — ∪ Amphimacer, Creticus; ∪ — — Bac-
s; — — ∪ Palimbacchius. Die andern sind aus diesen zusammen-
zt. Mit diesen Füßen begnügten sich die alten Grammatiker zur Ab-
ung der griechischen und römischen Verse. Bei unserer deutschen
rache haben es aber Voß und Apel, zwei große Metriker, eingesehen,
wir mit zwei Zeiten, lang und kurz und mit den gewöhnlichen Be-
mungen — und ∪ nicht auskommen können, indem bei unsern Syl-
nicht bloß die Frage entstehen, sind sie lang? sind sie kurz? sondern
), wie lang und wie kurz sind sie? Joh. Heinr. Voß that also zuerst
Vorschlag, die Musiknoten, als genauere Maßbestimmungen unserer
tschen Sylben, statt der bisher gebräuchlichen einzuführen, und lange,
telzeitige und kurze Sylben anzunehmen. Darauf gründeten mehre
tsche Verslehrer folgende Sätze: 1) wir haben in unserer Sprache der
antität nach viererlei Sylben, a) ganz lange, dreizeitige. Dahin ge-
en alle Stammsylben, so lange sie die Natur derselben behalten, d. i.
Begriff auf ihnen beruhet; b) zweizeitige, Stammsylben, denen der
griff entzogen wird, in der Zusammensetzung, oder wenn sie Abwand-
gssylben geworden sind. Sie können nie ganz verkürzt, nie zur zwei-
Sylbe in der Senkung, d. i. zur dritten des Daktylus, wohl aber
zweiten dieses Fußes gebraucht werden; es sey denn, daß sie so
einander verschmelzen, daß sie einzeln und getrennt, keinen Sinn
ir geben. Dieses scheint uns der Fall bei Nachtigall, Aderlaß und
lichen zu seyn. Denn Nachti- und gall geben getrennt keinen Sinn,
keine Worte mehr. Anders ists in Sturmwind, Vollmond, Mor-
roth. Allein dieser Ansicht der Sache wollen Andere nicht beipflich-
Hebung und Senkung, Arsis und Thesis, sagt man, habe zwar
fluß auf die Prosodie der Sylben; der Verskünstler dürfe aber dar-
gar nicht achten, wovon Einige in der That keinen Grund sehen,
an man Hebung und Senkung nicht etwa bloß von der Höhe und
fe, sondern von Verlängerung und Verkürzung der Sylben versteht;
einzeitige, kurze, in der Senkung, die aber in Arsi, oder in der He-
ig, zweizeitig werden können; d) halbzeitige, die nie in der Hebung
längert werden können, wie die Sylbe es, oder die Artikel. Nach
jen Grundsätzen haben wir 2) leichte und schwere, vierzeitige und
izeitige Trochäen und Jamben, und leichte und schwere Daktylen und
eszeitige und vierzeitige. Die schweren Trochäen sind dem Spondeus
ich und passen zum $^2/_4$ Takt. Die leichten nur zum $^3/_4$ Takt. Dak-
en, die = — ∪ ∪ bezeichnet werden müßten, haben wir eigentlich
: nicht, und die sechszeitigen gehen in den Palimbacchius über. Die
hten Daktylen würden dem dreizeitigen Trochäus gleich seyn. Sollen

Digitized by Google

daher 3) in unserm Hexameter Trochäen zugelassen werden, wenn nach griechisch-römischer Art $^2/_4$ Takt haben soll, wie wir sie denn lich nicht ganz entbehren können: so müssen wir nothwendig Trochäen annehmen. Denn der leichte, = — ∪ paßt durchaus zum $^2/_4$ Takte, sondern nur zum $^3/_8$ Takt, oder wir müssen sie ganz meiden. — Verskunst ist nicht Dichtkunst, welches die Fähigkeit Gedanken in sinnlich angenehmer Form für die Phantasie darzustellen, sondern die Kunst, eine Reihe poetischer Gedanken zu ordnen, durch die Art ihres Ausdrucks zu Rhythmen werden. Die Dichtkunst liefert den Stoff; die Verskunst das Kleid. — Versmaß ist das Verhältniß der Füße zu dem in den Versen herrschenden Rhythmus. Es fordert, daß kein Fuß in den Vers aufgenommen werde, durch den der Rhythmus verändert oder vernichtet wird, z. B. Jamben in trochäischen Verse. S. „Verskunst der Deutschen aus der Natur des Rhythmus entwickelt, in Vergleichungen mit der griechisch-römischen, zum Schulgebrauch wie auch für Liebhaber der Dichtkunst und Musik", von J. H. Jacobi (Quedlinb. und Leipz. 1817, 2 Bde.). Vgl. des geistreichen Philologen Wolf „Vorlesung über ein Wort Friedrichs II. von der Verskunst" (1811) und Dillschneider's „Verslehre der deutschen Sprache" (Köln 1823).

Versailles, Hauptstadt des Depart. Seine-Oise, liegt in einer schönen Ebene, $2^1/_3$ Meile von Paris, und ist eine der schönsten Städte Frankreichs. Bis in die Mitte des 17. Jahrh. war sie ein unbedeutender Ort mit einem Jagdschloß. Ludwig XIV. verschwendete ungeheure Summen, um einen prachtvollen Königssitz hier anzulegen. Von 1670—78 ward das herrliche Lustschloß gebaut, um welches sich bald die Stadt mit geraden Straßen und schönen Gebäuden reihete. Seitdem war die Residenz Ludwig XIV., XV. u. XVI. und aller hohen Regierungsbehörden, bis Ludwig XVI. am 6. Oct. 1789 gezwungen wurde, den Tuillerien zu Paris seine Wohnung zu nehmen. Seitdem sank die Stadt von ihrem Flore so herunter, daß die Einwohnerzahl, welche damals an 100.000 betrug, jetzt nur 30.000 beträgt. Napoleon that viel, um Versailles wieder aufzuhelfen, und ließ auch das Schloß, das zu veröden anfing, wieder herstellen. Letzteres hat eine Façade von 1800 Fuß, und enthält noch viele Sehenswürdigkeiten, besonders die Capelle, die Prinzentreppe, die prächtige große Gallerie mit kostbaren Gemälden, den Herculessaal, den Salon du Guerre und den Schauspielsaal. Der Garten, obwohl in alt franz. Geschmack mit unabsehbaren grünen Laubwänden, weitläuftigen Rasenplätzen und großen Wasserbecken angelegt, macht auch jetzt noch durch seine Größe einen imponirenden Eindruck. Um diesen mit Springbrunnen reichlich verzierten Garten in einer wasserlosen Gegend anzulegen, mußte das Wasser vom Marly, 2 Meilen von Versailles, aus der Seine durch gewaltige Maschinen mehre 100 Fuß gehoben und nach Versailles geleitet werden. In einem der Seitengebäude des Schlosses befindet sich eine mit Recht berühmte Gemäldegallerie. Versailles ist jetzt der Sitz des Präfecten und der Departementsbehörden, eines Bischofs unter der Metropole Paris, einiger gelehrten Gesellschaften, sowie einer Maler-, Musik-, Artillerie- und Genieschule, hat mancherlei Industrie. Im Umfange des Parks liegen die beiden Lustschlösser von Grand und Petit Trianon (s. d. und Louveciennes). Zu Versailles wurde 1783 der berühmte Frieden geschlossen, wo-

›amerika von dem britischen Reiche trennte. S. Vayſſe de Villier's ›leau descriptif, historique et pittoresque de Versailles", Paris 1827.)

Verſalien heißen die großen oder Anfangsbuchstaben. 1525 zeigte . Dürer zu Nürnberg am ersten in Deutschland, wie man die latein. deutschen Verſalbuchstaben in ihrer richtigen Proportion nach dem el schreiben müſſe. Zu den latein. hatte er an dem Minoriten Luca elo de Burgo S. Sepulchi 1509 einen Vorgänger. 1588 brachte Neudörfer der Aeltere die rechte Maße der zierlichen deutschen rift ans Licht, wozu vorher Dürer den Grund gelegt hatte.

Verſchanzung, s. Schanze und Kriegsbaukunst.

Verſchollen wird diejenige Person genannt, welcher ſich ſeit lan Zeit in der Fremde befindet und von der man vorausſetzen kann, ſie nicht mehr am Leben ſey. Die gerichtliche Verſchollenerklärung gt, wenn von dem Leben und Aufenthalt einer Person nach mehren, h die öffentlichen Zeitungen verbreiteten gerichtlichen Vorladungen ts bekannt wird und die Person bereits zu einem hohen Alter (70 ren) gelangt ſeyn müßte. Darauf wird ſein Vermögen den nächſten wandten überlaſſen.

Verſchwörung iſt eine geheime Verbindung einer Anzahl Staats- ger gegen den Staat; ſie iſt entweder gegen die Verfaſſung oder ge die Obergewalt, d. h. gegen die Regenten im Staate gerichtet. Da Staat ohne eine gewiſſe Form und Verfaſſung nicht gedacht werden n, ſo zielt auch die Verſchwörung auf Vernichtung des Staats ab, n ſie die Abſicht hat, jene Form zu zerſtören. Den Uebergang von r Staatsverfaſſung in die andere füllt oft ein längerer oder kürzerer tand von Anarchie aus. Dieß zeigt die Erfahrung und deßhalb iſt Verſchwörung, wenn ſie ihren Zweck erreicht, ein um ſo mehr un eihliches Verbrechen, indem ſie ſo ſchreckliche Folgen gewöhnlich hat. ›t weniger verbrecheriſch iſt die Verſchwörung gegen die Perſon des enten, denn die Tödtung oder Bemächtigung des Fürſten hebt den htszuſtand der Nation auf, indem ſie den Zweck des Staates, die liſirung der Idee des Rechts überhaupt, vernichtet. Dennoch kann Verſchwörung gegen das Staatsoberhaupt als kein Staatsverbrechen, t als rechtlich angeſehen werden, wenn nämlich Jemand die Ober alt durch Betrug uſurpirte, wie dieß bei den falſchen Smerdis im n Perſien der Fall war.

Verſetzung, s. Invaſion.

Verſetzungszeichen, in der Muſik diejenigen, welche den Noten zeſetzt werden, wenn ſie höher oder tiefer als ihre Stelle anzeigt, als die Tonleiter des Tones, aus welchem das Stück geht, erfor , genommen werden, wenn ſie höher oder tiefer werden ſollen. Sie folgende: I. Erhöhungszeichen: 1) das Kreuz, welches die Note um n halben Ton erhöht; 2) das Doppelkreuz, welches die Stelle des ›ergehenden bei ſolchen Tönen vertritt, bei denen ein Kreuz voraus tzt wird, oder die in der Vorzeichnung ſchon ein Kreuz haben. II. iedrigungszeichen: 1) b, das b, oder runde b, welches einen halben ernicdrigt; 2) b. deutlicher bb, das große oder zweifache b, welchen des vorhergehenden b nur ſolche Töne um einen halben Ton ernie t, die ſchon ein b in der Vorzeichnung haben. III. Wiederherſtellungs- Wiederrufungszeichen: das viereckigte b, oder b quadrat, welches ſo l die in der Verzeichnung durch ein Kreuz erhöhten Ton um einen

halben Ton erniedrigt, als auch die durch b erniedrigten zu einem ben Ton erhöht. In diesen Fällen zerstört das vorgesetzte b oder etlichen auf einander folgenden nämlichen Noten eines ganzen die Vorzeichnung, wenn seine Geltung nicht vorher durch das Kreuz b vor denselben wieder aufgehoben wird. Es wird aber auch Noten gesetzt, die kurz vorher ein Kreuz oder b, das in der Vorz befindlich ist, gehabt haben, und hebt alsdann die Gattung desselben der auf, indem es den natürlichen Ton der Tonleiter wieder herst.

Versicherungsanstalten, s. Assecuranz und Tonnie'r nik des hamburger Seeassecuranzgeschäfts" (Hamb. 1829). In und Leipzig gibt es auch Hagelversicherungsanstalten; die letztern Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit gegründet. Leipzig hat seine Feuerversicherungs- und seit 1830 eine Lebensversicherungsanstalt. Die erste in Deutschland war die zu Gotha 1827 auf Oe lichkeit und Gegenseitigkeit gegründete Lebensversicherungsanstalt.

Versöhnung heißt die Beilegung eines Zwistes durch Ers aller Feindseligkeit. Gewöhnlich lieben sich die Versöhnten inn sie vielleicht vor dem Zwiste thaten. — In religiöser Hinsicht das kathol. Dogma unter Versöhnung die Genugthuung Christi, er durch Aufopferung seiner Selbst das gefallene Menschengeschl dem Himmel versöhnte. Durch die Erbsünde (s. d.), so lehrt die war den Menschen der Weg zum ewigen Heile verschlossen, und n stus konnte nur der Glaube an die Verheißung eines Messias, Erlösers, und nach Christus nur die gläubige Ueberzeugung, daß wirklich der Menschenerlöser sey, die Menschen vor der ewigen V mung schützen. Andere christlichen Religionen denken sich die Ver Christi nicht so streng.

Verstand, im weitern Sinne alle höhern Geistesfähigkeiten, das Vermögen der Begriffe, als der Urtheile und der Schlüsse Urtheilen abgeleiteten Urtheile, Vernunft oder das Vermögen, sammenhang der Dinge einzusehen); im engern Sinne, das Ver der Begriffe oder der allgemeinen Erkenntnisse. Die Geschäfte des standes sind erstens das Vergleichen; er muß nachdenken, seine samkeit auf das Mannigfaltige der Vorstellungen einzelner Gegen richten und dadurch zu erkennen, ob und welche verschiedene oder Merkmale die Vorstellungen oder die Gegenstände enthalten. darf er der Hülfe der Sinne, der Einbildungskraft und des nisses. Er kann nur seine Aufmerksamkeit auf einige Merkmale besondere richten und die Uebrigen aus dem Bewußtseyn verse lassen; dieß ist das Geschäft der Absonderung. Diese Merkmale er sich dann in vorzüglicher Deutlichkeit, und wenn er die abgez Merkmale zu einer einzigen Vorstellung verknüpft, und Alles a Bewußtseyn wegläßt, wovon sie abgezogen waren, so verrichtet drittes Geschäft der Abstraction, und bildet so abstracte Vorst oder Begriffe. Diese muß er endlich, um sie behalten zu können, nen; denn nur an Zeichen kann sich der Mensch Etwas erinnern Verstand ist also das Vermögen der Begriffe, d. h. der Verk gemeinschaftlicher Merkmale mehrer Dinge, welche gemeinschaftliche male man sich von den wirklichen Dingen abgezogen, für sich denkt. Sie sind immer Regeln, worunter man sich andere Gegen begreift. (S. Vernunft.)

Versteinerungen (Petrefacten), s. Urwelt.

Digitized by Google

Versuch nennt man, wenn man einen Gegenstand unter andere
ältnisse und in andere Umstände bringt, als worin er ist, um ein-
hen, wie er sich bei der Veränderung verhalte. Versuch unterscheidet
von der Beobachtung dadurch, daß diese den Gegenstand in den
hältnissen läßt, worin er angetroffen wird. Z. B. ein Versuch ist
wenn man einem Thiere ein Nervenstück wegnimmt, um zu sehen,
die Nervenmasse sich regenerirt. Beobachtung ist es aber, wenn
das Leben der Bienen im Korbe aufzufassen und zu erkennen sucht.
suche werden in einer bestimmten Absicht gemacht; Beobachtungen
nen zufällig seyn. Es ist eine schwere Kunst, richtig und zweckmäßig
untersuchen, und nicht weniger schwer, nüchterne und philosophische
gerungen, welche nicht die Grenzen der Erfahrung überschreiten und
in die Leere der Hypothese verlieren, daraus zu ziehen. Man besitzt
r die Theorie zu Versuchen ein Werk von Senebier: „Essai sur l'art
bserver et de faire des expériences" (3 Bde., 2. Aufl., Genf 1802).
r Praxis der Versuche bedarf es der physikalischen Instrumente, deren
ematische Zusammenstellung den Namen eines physikalischen Cabinets
rt. Von den Erfordernissen eines solchen handelt ausführlich Sigaud
la Fond: „Description et usage d'un cabinet de physique expéri-
ntale" (Paris 1796, 2 Bde., mit vielen genauen Kupfern).

Vertagen, von Tag und tagen. In altdeutscher Gerichtssprache ist
g gleichbedeutend mit Gericht, und tagen mit Gericht halten. Diese
deutung des Tagens ist noch übrig in Tagfahrt, ein vom Gerichte
gesetzter Termin, Landtag, Zusammenkunft der Stände des Landes, und
tgsatzung, die Versammlung der Abgeordneten der verschiedenen Can-
te in der Schweiz. Vertagen insbesondere heißt, die Sitzungen einer
chen Versammlung einstweilen für beendigt erklären. Fast in allen
präsentativen Verfassungen haben die Regenten sich das Recht vorbe-
lten, die Sitzungen der Abgeordneten nach Willkür, wenigstens für
nige Zeit, zu vertagen.

Vertebralsystem ist derjenige Theil des Nervensystems, der aus
m Rückenmarke und den Nerven, welche aus ihm entspringen oder sich
t ihm vereinigen, besteht. Das **Rückenmark** (s. d.) entsendet eine
enge Nerven, die theils zu den Muskeln des untern Gesichts, zu den
r Brust, des Halses, des Rückens, der Unterextremitäten, theils zur
aut, und theils in den Unterleib gehen, wo sie sich mit andern Nerven-
ten verbinden und den sympathischen oder splanchnischen Nerven bilden.
us den Löchern, welche auf beiden Seiten der Wirbelsäule durch die
ereinigung zweier Wirbelknochen entstehen und deren auf jeder Seite
) sind, tritt ein Nervenast von dem Rückenarme ab; sobald er aus dem
che getreten, spaltet er sich in 2 Zweige, einen vordern und hintern;
r vordere verbindet sich in der Brust und in dem Unterleibe mit dem
lanchnischen Nerven und hilft dessen Knoten formiren; der hintere ver-
eilt sich in die nahegelegenen Muskeln und Hauttheile. Der Einfluß
es Gehirns, als der Sitz des Bewußtseyns und der willkürlichen See-
nthätigkeiten, ist auf das Rückenmark und die Nerven, welche von dem-
lben abtreten und keine Knoten besitzen, unbeschränkt; jene Nerven
ber, deren Lauf durch Knoten, **Ganglien** (s. d.), unterbrochen wird,
nd seinen willkürlichen Einwirkungen entzogen. Das Rückenmark und
ie Nerven, welche von ihm abgehen und keine Ganglien haben, beherr-
chen vorzugsweise die Irritabilität und sind die Leiter der willkürlichen

Bewegung; was daher das Gehirn für die Sensibilität, der gra
pathische Nerve für die Reproduction, ist das Rückenmark für di
tabilität, der Centralpunkt und Lenker derselben. Man nennt de
die letztern und die erstern die willkürliche Nervenkraft. Die
denheit und Unabhängigkeit der willkürlichen und unwillkürlichen
kraft zeigt sich sowohl im Schlafe als bei dem Schlagflusse, wo
türliche Nervenkraft ganz gehemmt ist, unterdessen die unwillkür
Schuldigkeit thut. So sieht man auch bei Fieberkranken oft d
kürliche Nervenkraft ganz geschwächt, die unwillkürliche aber
thätiger. Die unwillkürliche Nervenkraft ist von der willkürlich
noch nur in soweit getrennt und isolirt, daß der freie Wille
das Herz und auf die Gedärme nichts vermag, und daß wir
Dem, was im natürlichen Zustande in selben vorgeht, nichts
aber eine stärkere Gemüthsbewegung dringt doch durch und
das Herz sich schneller bewegt, daß manchmal ein Abweichen
und so kann auch ein widernatürlicher und schmerzhafter
Theile empfunden werden. Sowie die willkürliche und unwill
Nervenkraft ihre Entstehung durch das Leben und durch die
tion ihres Nervensystems haben, so gehen sie auch beide zugle
Verluste des Lebens und bei der Zerstörung der Organisation
vensystems verloren. Die Hemmung des Athmens und des Blu
ses vernichtet beide sammt der Reizbarkeit der ihnen angehörige
keln in wenig Minuten; der Mangel an Nahrung tödtet sie
aber langsam. Bei Creve's wiederholten galvanischen Versuchen
Ellbogennerven einer menschlichen Leiche währte die Nerven
Reizbarkeit 68 Minuten nach dem Tode. Nach den Versuchen
soll die Dauer der Nervenkraft in verschiedenen Leichen verschied
gefallen seyn. Bei Fröschen und andern Thieren erhält sich
venkraft nach dem Tode in den Nerven viel länger, und kehrt
wieder zurück, wenn man sie durch die Hemmung des Athmens
hat, als bei Menschen und andern warmblutigen Thieren.

Vertheidigung, gerichtliche, eine der wichtigsten, ehrwür
aber auch schwierigsten Aufgaben in dem Berufe des ausübenden
gelehrten. Obgleich man auch in bürgerlichen Rechtsstreitigkei
Vertheidigung der Rechte beider Theile sprechen könnte, so wird
dieser Ausdruck gewöhnlich auf die Strafrechtspflege beschränkt.
hier ist das Geschäft des Vertheidigers sehr verschieden, nachdem
stem des öffentlichen oder mündlichen Verfahrens oder des geheim
tersuchungsprocesses das herrschende ist. Während es sich hier
beschränkt, in einer Schrift, welche der Regel nach nur die Rich
von diesen gewöhnlich nur die Referenten zu lesen bekommen, D
auseinanderzusetzen, was mit irgend einem Scheine zum Vorth
Angeklagten angeführt werden kann, tritt er dort vor versammelte
richte, vor einer unbeschränkten Zahl seiner Mitbürger, in Gegen
des Angeklagten, des Anklägers und der Zeugen auf, und hat
heit, seine Gelehrsamkeit, seinen Scharfsinn, seine Rednergabe und
den Muth eines rechtschaffenen Mannes, welchen weder die Ungun
Mächtigen noch die Leidenschaften der Menge erschüttern, in dem
sten Glanze zu entwickeln. Die seltenen Fälle ausgenommen, in
chen auch im gewöhnlichen Untersuchungsproceß die schriftliche Ver
gung durch den Druck ins größere Publicum kommt, muß sich der

Digitized by Google

heidiger, wenn er noch so viel Fleiß auf seine Schrift gewendet hat, höchlich belohnt halten, wenn ihm ein Gerichtsrath eine beifällige erung zuflüstert; zuweilen muß er aber froh seyn, wenn freimüthige erungen über Unregelmäßigkeiten des Verfahrens verziehen oder — t gelesen worden sind. Dort hingegen ärntet er den Beifall und die tung seiner Mitbürger, den Dank des Angeklagten, das Vertrauen r Redlichen, und eine gelungene Vertheidigung begründet seinen Ruf sein ganzes Leben, erwirbt dem bisher Unbekannten Freunde und nt ihm den Weg zu Ehrenstellen. Hier ist also ein ganz anderer trieb zur Anstrengung, und schon von dieser Seite wird die Meinung, auch im Untersuchungsprocesse der letzte Act, Vertheidigung und Url, öffentlich seyn sollte, Vieles für sich haben. (Aber nach unserer erzeugung, auch nur dieser!) Eine in der Anwendung oft sehr schwie- e Frage betrifft den Standpunkt, auf welchen der Vertheidiger sich schen dem Staate, dem Interesse der Gesammtheit, und zwischen dem geklagten stellen soll. Soll er bloß die Sache des Letztern verfechten, ihn der wohlverdienten Strafe zu entziehen, so wird er oft gegen ie eigene Ueberzeugung sprechen müssen, und zu einem Diener der gerechtigkeit werden. Auf diese niedrige Stufe stellten sich die Alten, bst ein Mann wie Cicero, dessen Anweisungen, wie ein Redner die rurtheilung abwenden könne, man nicht ohne Unwillen lesen kann. oll er nur entwickeln, wie die That, wenn sie nicht ungewiß ist, sich dem Gesetz verhält, so greift er dem Richter vor und ist nicht mehr rtheidiger. Der gewöhnliche Gang der Vertheidigungen ist, daß zuerst alle Fehler in der Form des Verfahrens hervorgesucht werden, lche nur mit einigem Schein als solche geltendgemacht werden können. an sucht den Thatbestand unsicher zu machen, es wird an den Worten r Aerzte gedreht und getadelt, die entferntesten Möglichkeiten werden fgesucht, Schreibfehler und kleine Versehen benutzt, um eine Ungewißit hervorzubringen, wo kein Unbefangener sie finden würde. Hierauf cht man Hülfe bei dem Buchstaben der Gesetze. Sie werden gewent und gedeutet, um Beschränkungen zu erkünsteln, welche den vorlinden Fall auszuschließen scheinen, von welchen aber der Sinn des esetzes und das Recht nichts weiß. Andere Gesetze werden zum Voreil des Angeklagten herbeigezogen, welchen die äußerste Gewalt geschen muß, um nur einigen Schein der Anwendbarkeit zu erzwingen. Zutzt wird eine Schar von Milderungsgründen aufgeführt, welche weder e Vernunft noch das positive Recht anerkennt. Den größten Vorrath efert hierzu die Geschichte des frühern Lebens des Angeklagten, indem an den alten Satz zum Grunde legt, daß die Freiheit des Willens in er äußern Erscheinung nicht wahrzunehmen ist, daß jede Handlung als ie natürliche Folge früherer Einflüsse und Umstände betrachtet werden nn, und der Angeklagte, anders erzogen und in andere Lagen versetzt, uch anders gehandelt haben würde. Der Vertheidiger darf aber nie ergessen, daß er immer Diener der Gerechtigkeit bleiben soll, wenn er uch in der gegenwärtigen Sache nur dazu bestellt ist, die Gründe aufusuchen, welche für den Angeschuldigten sprechen. Wirkliche und wesentiche Fehler des Verfahrens muß er mit freimüthigem Ernst rügen, Mängel des Thatbestandes aufdecken, die mildere Ansicht des Gesetzes ervorheben, in richtiger psychologischer Entwickelung die That und ihren rheber in ein menschliches Licht stellen, aber nichts verdrehen, nichts

Digitized by Google

Unwahres, nichts, was der Idee der Gerechtigkeit zuwider ist, in Auseinandersetzung aufnehmen. Die Gerichte und Staatsbehörden müssen dem Vertheidiger volle Freiheit gestatten, nicht mit Strafe ihn verfahren, wenn er Das, was er für wahr und nöthig hielt einiger Wärme und etwas rauhen Ausdrücken gesagt haben sollte muß volle Einsicht der Acten erhalten und sich mit dem Angeklagten sprechen dürfen. Der mögliche Mißbrauch, dessen ein gewissenhafter theidiger sich schuldig machen kann, muß diese Freiheit nicht ein es ist ein geringeres Uebel für den Staat, wenn einmal ein Schu der Strafe entgeht, als wenn die Formen so streng sind, daß Vertheidigung im Wesentlichen beschränken. Das Recht, für einen geklagten oder einen Verurtheilten aufzutreten, ist ein gemeines Recht Bürger; dem Staate liegt aber so viel daran, daß jedes Urtheil der strengsten Gerechtigkeit gemäß sey, als dem Verurtheilten selbst. her ist es nicht gut, wenn dieses Geschäft gar zu streng auf die stellten Advocaten beschränkt ist; daher kann ein Verurtheilter gegen nen Willen vertheidigt werden, sowohl von einem jeden Dritten (freilich nicht in allen Gesetzgebungen anerkannt ist) als auch von wandten und vom Staate selbst. In wichtigern Fällen sind Vertheidigungen von Amtswegen angeordnet, und die Gerichte sorgen selbst für, daß auch der Arme und Verlassene einen Vertheidiger finde. demselben Grunde, daß ein Verurtheilter durch seine Willenserklärung nicht die nochmalige Prüfung eines Straferkenntnisses hindern folgt aber auch weiter, daß er nicht etwa ein Recht auf eine gewisse Strafe hat, und eine Milderung derselben annehmen muß (nicht die Vollziehung der Todesstrafe verlangen kann); ferner daß er sie versäumen, sondern selbst nach angetretener Strafe noch auf weitere theidigung dringen kann, und daß es unrichtig ist, wenn man kurze sten aufstellt, nach deren Ablauf er mit einem solchen Antrage nicht gehört werden soll.

Vertheidigungskrieg. (Vgl. Defension und Krieg.) Er kann in der Ausführung 3 Arten desselben annehmen: 1) indem dem erwarteten Angriffe des Feindes durch einen Einfall in dessen zuvorkommt; 2) wenn man den Vertheidigungskrieg auf der Grenze eignen Landes, und 3) wenn man ihn in dem Innern desselben Jede dieser Arten hat ihre eigenthümlichen Vorzüge und Nachtheile. Die erste ist anwendbar und nützlich, wenn man, im Besitze bedeutender und schon vereinigter Streitkräfte, die Aussicht hat, die des Feindes durch Ueberraschung mit Einem Schlage zu zerstören, und dadurch die fernern Anstalten desselben zu lähmen oder vielleicht ganz unwirksam machen, wenn es darauf ankommt, feindliche Coalitionen entweder verhindern oder durch einen Gewaltstreich zu trennen u. s. w. In diesem Sinne haben fast alle unternehmende Feldherrn ihre Vertheidigungskriege geführt, z. B. Karl XII. bei seinem Einfalle in Dänemark zu Anfang des nordischen Krieges, Friedrich II. bei dem in Sachsen 1756 u. s. w. Doch hat diese Art den großen Nachtheil, daß sie dem Gegner es leicht macht, das Gehässige des ungerechten Angriffs auf den Vertheidiger zurückzuwerfen und dadurch die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen; auch erfordert sie ein schlagfertiges Heer, geringere Kenntnisse reitschaft des Feindes und strenges Geheimhalten des Plans. Die zweite Art des Vertheidigungkrieges wird als die einfachste und natürlichste

igsten angewendet; sie hat den Vortheil, daß es durch sie sichtbar
, wer der Angreifende sey, sie ist aber die kraftloseste und unsicher-
und nur in gewissen Fällen anwendbar, wenn z. B. die Streitkräfte
beiden Theilen ziemlich gleich sind, wenn die Landesgrenze von Na-
oder durch Kunst fest ist u. s. w. Demungeachtet wird der Feind
nicht gehindert werden können, auf irgend einer Stelle der Grenze
ubrechen. Diese Art führt auch leicht zu dem jetzt so berüchtigten
donssystem, da man, indem man Alles decken will, Nichts vertheidigt,
dern Alles verliert. Die dritte Art hebt nicht, wie die erste, die Na-
des Vertheidigungskrieges auf, und hat doch einen weit kräftigern
rakter als die zweite. Die Vortheile derselben beruhen auf dem ganz
fachen und durch die Erfahrung aller Kriege bewährten Grundsatze,
die Kraft der Operationen mit der Länge der Operationslinie ab-
mt und im umgekehrten Verhältnisse steigt. Sie hat aber den Nach-
il, daß sie die Grenzprovinzen der Willkür und den Verwüstungen des
ndes überläßt, und dadurch nicht selten eine üble Stimmung unter
Einwohnern verbreitet. Doch wird dieser Nachtheil unbedingt von
n oben bemerkten Vortheile aufgewogen, besonders wenn die Grenz-
vinzen fruchtarm und wenig cultivirt sind, und es dem Vertheidiger
glich wir, die Einw. mit in das Interesse des Krieges zu ziehen. In
sem Sinne war der Vertheidigungskrieg der Russen 1812 auf das
eckmäßigste eingeleitet. Oft ist die letzte Art nur ein Erzeugniß der
th, wie z. B. der Vertheidigungskrieg der Franzosen 1792, der Spa-
r in ihren Kriegen gegen Napoleon u. s. w., und daher haben fast
e defensiven Nationalkriege diesen Charakter. Keine Art des Vertheid-
zungskrieges ist aber ganz passiv, ebenso wenig als es eine alle Offen-
e ausschließende Defensivstellung geben kann. (S. Schlacht.) Im
lgemeinen ist anzunehmen, daß der Vertheidigungskrieg, wenn er nicht
rch die natürliche Beschaffenheit des Landes, durch das Terrain be-
nders begünstigt wird, wie in Spanien, in der Schweiz, zum Theil
der europ. Türkei, in den mehrsten Fällen nur Nachtheile hervorbrin-
n, und daß die beste Vertheidigung immer der Angriff bleiben wird.
ie Erfahrung weiset hier alle Rücksichten auf die Seite.

Vertheilung heißt überhaupt in Theile zerlegen. Sie kann auf
echanischem und chemischem Wege geschehen. In der Physik bedient
an sich auch des Ausdrucks in der Lehre von der Elektricität, und be-
ichnet damit die Aufhebung des Gleichgewichts der elektrischen Materie
einen Körper, oder auch die durch ein Hinderniß gestörte Mittheilung.

Vertical, von Vertex, Scheitel, also scheitelrecht, auch bleirecht.
s ist eins mit perpendiculair, sobald die Fläche, auf der es steht, ho-
izontal ist. Wenn man einen mit einer Kugel beschwerten Faden über
ine wagerechte Fläche hält, so steht der Faden in einer perpendiculairen
ichtung zu der Fläche. Denkt man diesen nun verlängert, so trifft
ie Linie nach oben den Zenith, den Scheitelpunkt, und nach unten den
adir (s. d.), den Fußpunkt. Da jede Schwere nach dem Mittelpunkte
er Erde gerichtet ist, und da man hierbei die geringe Abweichung der
Erde von der Kugelform (s. Abplattung) nicht in Anschlag zu bringen
raucht, so muß der durch die Erde verlängert gedachte Faden einen
Erddurchmesser bilden; nun steht aber jeder Diameter auf der Oberfläche
der als eine völlige Kugel gedachten Erde senkrecht, folglich muß es auch
der Faden auf einer wagerechten Fläche thun.

Digitized by Google

Verticale Ansicht, Vogelblick, Vogelansicht, vue d'... nennt man die Ansicht der Gegend, insbesondere einer Gegend, w... Auge senkrecht über jedem Punkte schwebend angenommen wird. ... Zeichnung nach dieser Ansicht gibt gewissermaßen den Grundri... Gegend. Der Blick übersieht hier das Ganze sowohl wie die ... Theile desselben auf einmal, kein Gegenstand verdeckt den ande... horizontalen Winkel und Entfernungen lassen sich genau ermess... gegen erscheinen nie Seitenansichten und Höhenwinkel. Da es b... nomischen und militairischen Rissen und Zeichnungen hauptsächl... Totalübersicht und Flächenraumverhältnisse ankommt, so wähl... ausschließlich diese Ansicht dazu. Allein die Darstellung der Ver... ihren so wichtigen Höhenunterschieden und steilern oder flachern ... gen war und ist zum Theil noch eine schwer zu überwindende S... rigkeit bei der verticalen Ansicht. Lehmann versuchte in seiner ... der Bezeichnung schiefer Flächen die Aufgabe zu lösen, indem er ... wisser katoptrischer Sätze bediente und bei angenommener verticale ... leuchtung der Berge aus der Stärke oder Schwäche der Beleuchtung ... Größe des Böschungswinkels, mithin die steilere oder flachere Abd... der Berge zu ermessen lehrte, und von 5 zu 5 Grad mit einer Gen... keit durch dünne oder dickere, dichter oder weiter von einander abs... Striche ausdrückte, die allerdings ein scharfes mathematisches Aug... große Fertigkeit verlangt. Andere pflegen hierbei willkürlicher zu ... fahren und theils durch dunklere oder lichtere Abtuschungen, theils ... schwächere oder stärkere Federstriche die Bergabhänge zu schattiren ... dem Beschauer ein ungefähres Bild der Gegend zu geben, aus der ... wenn er in der Bezeichnungsmanier des Verfertigers kundig ist, al... falls abnehmen kann, daß eine Bergkuppe höher als die andern, ... Bergrücken steiler abfällt als der andere. Noch Andere begnügen ... bloß, das Daseyn der Berge durch Striche anzudeuten oder aus ... mann's Manier zu verändern, ohne sie zu vervollkommnen.

Verticalkreis nennt man den durch Zenith und Nadir des ... achters gehenden, und also auf dessen Horizonte senkrechten g... Kreis der Himmelskugel, in dessen Bogen man die Höhe, oder den ... nithabstand der Gestirne angibt. Dieß wird deutlich, wenn man ... den astronomischen Quadranten (s. d.), welcher als ein Vertica... telkreis betrachtet werden mag, verstnnlicht.

Vertot d'Auboeuf (René Aubert de), berühmter franz. Hist... geb. 1655 in dem Schlosse Bennetot in der Normandie, trat in ... Capucinerorden, vertauschte ihn aber der strengen Regel wegen 167... dem Orden der Prämonstratenser. Er wurde allmälig Secretair ... Generals, Pfarrer und endlich Prior des Stifts. Da das stille K... leben seinem lebhaften Geiste nicht behagte, ging er 1701 nach P... und trat in den Weltpriesterstand. 1705 wurde er Mitglied der A... mie der Inschriften, bald darauf Secretair des Herzogs von Or... und 1715 Historiograph des Großmeisters von Malta, mit der Erl... niß, das Kreuz tragen zu dürfen. Er starb zu Paris 1735. Nicht ... Unrecht hat man ihn den Curtius der Franzosen genannt. Er sch... leicht und lebhaft, ist ohne Vorurtheile, aber es fehlt ihm an kri... Forschungsgeiste. Außer gelehrten Abhandlungen in den Memoiren d... Akademie der Inschriften schrieb er eine „Geschichte der Revolution... Portugal" (schlecht verdeutscht, Regensb. 1788); „Geschichte der R...

Digitized by Google

on in Schweden"; „Geschichte der Revolution des röm. Freistaats" utsch, Zürich 1750—52, und Wien 1788); „Geschichte des Malteser-ens" (deutsch von F. J. Niethammer, mit Vorrede von Schiller, Je-1792, 2 Bde.).

Verträge, Rechtsverhältnisse, welche durch Zusammenstimmen Mehzu einem Zwecke hervorgebracht werden. Schon das natürliche Recht dert, daß, wenn der Eine von dem Andern eine Leistung annimmt, ihm auch die angemessene Gegenleistung gewähre, sowohl wenn solche abredet, als wenn solche auch nur als sich von selbst verstehend vorgesetzt worden ist; diese Gegenleistung kann aber bald in dem bloßen rückgeben, bald in dem Vergelten durch Geben einer andern Sache r durch Dienste bestehen. Auch das bloße gegenseitige Versprechen ftiger Leistungen kann wenigstens schon naturrechtlich bindend seyn, ofern der Eine dadurch zum Handeln veranlaßt wird, und wenn er s von dem Andern Bedungene nicht erhielte, von Diesem eine willliche Behandlung erfahren hätte. Das Vertrauen auf das Wort ist Bedingung des Zusammenlebens der Menschen und des rechtlichen rkehrs unter ihnen. Daher kann selbst das einseitige Versprechen, wenn ernstlich, d. h. in der Absicht sich zu verpflichten, gegeben und ebenso genommen worden ist, nicht ohne alle Kraft seyn, wiewohl man ihm ie unbedingte Verbindlichkeit doch nicht beilegen kann. Im Staate rd alles Dieß in seinen Grundlagen auch beibehalten werden müssen, eil die Idee der Gerechtigkeit, wie sie in der menschlichen Vernunft geben ist, nicht geändert, sondern zur Wirklichkeit gebracht werden soll. ur wird die positive Gesetzgebung das Zufällige genauer bestimmen, ormen aufstellen und nach gewissen Erfahrungsregeln die Wirkungen nes jeden Versprechens festsetzen, bald gewissen Verträgen die natürliche erbindlichkeit entziehen, bald andern, in welchen sie nach dem natürchen Rechte schwankend ist, solche beilegen. Diesen Gang hat auch das mische Recht, welches in dem Rechtssystem der Verträge eine fast allmeine europäische Gültigkeit durch seine Consequenz und Gerechtigkeit langt hat, wirklich genommen. Sehr früh scheidet sich hier der eigentche Contract, die Knüpfung eines von beiden Seiten verbindlichen echtsverhältnisses in einer bestimmten Form und mit einer ebenso bestimmten Klagformel (contractus) von der bloßen Zusage, Abrede (pactum), und es ward ein Glaubensartikel der Wissenschaft, daß ein bloes pactum keine Klage, sondern nur einen Einwand begründen könne. Das Wesentliche der Verträge im engern Sinne (denn im Deutschen hlt es an einem Worte für die genauere Unterscheidung beider, man möchte denn das pactum eine Beredung nennen) liegt darin, daß ein chon dem einfachsten Verkehr unentbehrliches Rechtsverhältniß seiner Nar nach gewisse Verpflichtungen auflegt. Die einfachsten Verhältnisse ieser Art sind diejenigen, welche durch eine von dem einen Theile gechehene Leistung durch die That, die Uebergabe einer zurückzugebenden Sache geknüpft worden (contractus reales), wobei auch der ganze Inhalt der Verbindlichkeit durch diese reale Leistung bestimmt ist. Dergleichen Realcontracte sind die Leihe einer Sache ohne Miethgeld, das Darlehn, das Depositum und die Uebergabe eines Faustpfandes. Indessen ist diese Form nicht ausreichend. Das bürgerliche Verkehr bedarf auch einer andern, wo schon die bloße Vereinigung der Parteien Festigkeit und Zuverlässigkeit gibt, also das Verhältniß schon durch den Consens klag-

Digitized by Google

bar wird, contractus consensuales. Als dergleichen erkennt das r
sche Recht den Kauf, die Miethe (sowohl Leihen einer Sache als d
von Diensten für Geld), die Gesellschaft, die Uebernahme eines A
und die Emphyteuse. Aber eben dieselbe verbindende Kraft, und
in der größten Strenge, legte man auch der in gewisser feierliche
gegebenen mündlichen Zusage, der Stipulation (contractus verbis
der schriftlichen Verpflichtung (contr. literalis, chirographarius) be
Form der Stipulation wurde immer laxer, immer mehr dem bloßen
fachen Versprechen angenähert, und bestand zuletzt nur darin, daß
beliebigen Worten Derjenige, welcher sich den Andern verpflichten w
(stipulator), Denselben fragte: Versprichst du mir Das und Das zu
ben? und der Verpflichtete antwortete: Ich verspreche es. Man
leicht, daß auf diese Weise schon jedes bloße Versprechen (pactum)
bar werden konnte, und daß die Veränderung des heutigen Rechts
ches aus jedem Vertrage eine Klage entspringen läßt, eigentlich
weiter nichts besteht, als daß die Form der Stipulation noch ganz
und nicht mehr mit der Aufforderung des Berechtigten (promissor
sondern auch mit einer Erklärung des Verpflichteten (promissor) an
Diese Formen der Verträge sind in ihren wesentlichen Theilen
bestimmt, und das Rechtsverhältniß sowie die daraus entspringende
hat einen eignen festen Namen (contractus nominati). Allein an
dere Verhältnisse, wie Tausch der Sachen und Dienste gegen
(Thun gegen Thun, Geben gegen Geben, Geben gegen Thun, do u
facio ut facias, do ut facias, facio ut des) begründeten ein Ver
von Recht und Verbindlichkeit, aber in so mannigfaltigen Formen,
erst aus dem Vortrage der speciellen Fälle die rechtliche Folge als
mel der Klage entwickelt werden konnte (actio in factum praesc
verbis), und es daher auch nicht technisch bestimmte Namen für Re
verhältnisse von so mannigfaltiger Combination gab. Daher die n
Bezeichnung contractus innominati, welche insofern als Realcon
behandelt wurden, daß nur die wirkliche Leistung des einen Theils
zur Klage berechtigte, und welche selbst unter dieser Voraussetzung
eine unbedingte Verbindlichkeit des andern Theils zur versprochenen
stung, sondern in den meisten Fällen nur die Pflicht, das Empfan
zurückzugeben, nach sich zogen. Das heutige Recht nimmt jedoch
hier (doch nicht ohne Widerspruch) eine vollkommene Pflicht, gerade
Versprochene zu leisten, an. Endlich wurde auch einigen bloß einf
Zusagen und Beredungen (pactis) doch auch die Wirkung der klagba
Verbindlichkeit beigelegt; nicht nur denen, welche als Nebenabreden
dern wahren Contracten hinzugefügt wurden (pacta adjecta), sond
auch andern, welche entweder durch förmliche Gesetze für verbindlich
klärt, oder von dem Prätor, als gleichsam dem Justizminister und
der Justizpflege, durch Annahme einer Klage daraus geschützt wur
(pacta legitima und praetoria). (Die meisten dieser technischen Bez
nungen sind zwar neu, aber die Alten sagen z. B.: re, consensu, v
bis, literis contrahitur obligatio u. s. w.) Auf diese Weise w
auch Schenkungen, Zusage einer Mitgift, Zinsversprechungen, Hyp
kenbestellung, Anerkennung einer Schuld klagbar. Immer liegt die
zum Grunde, daß die eigentliche Ursache der Verbindlichkeiten in
eignen verständigen Zwecke des Versprechenden enthalten ist (causa
lis), und daß bloße vorläufige Zusagen und Beredungen noch nicht

Digitized by Google

Selbst Stipulationen, welche gar keine solche innere oder eine ge-
ndrige Ursache (nullam aut injustam causam) haben, sind zwar der
m nach gültig, lassen aber doch die Einrede der innern Grundlosig-
zu, wenn sie nicht als Schenkung wirksam wird. Mit diesen An-
en hing denn auch die Eintheilung der Rechtsverhältnisse und daraus
pringenden Klagen zusammen, daß in einigen das Object der Ver-
lichkeit genau bestimmt war (actiones stricti juris), in andern aber
Verbindlichkeit erst durch die Verhandlung vor Gericht gewiß werden
nte (actiones bonae fidei), was denn auch für die Zulassung der Ein-
:n von Folgen war. Andre Eintheilungen betreffen die Verhältnisse
Parteien, indem bei einigen die Verbindlichkeit nur auf einer Seite
das Empfangene zurückzugeben, wie bei der Leihe, dem Darlehn
ntr. unilaterales), bei andern gegenseitige Verpflichtungen eintreten, wie
dem Kauf, der Gesellschaft u. a. (cont. bilaterales). Oder sie betreffen
Gegenstand der Verträge, je nachdem durch sie Eigenthum übertragen,
r irgend ein andrer Zweck gesucht wird. Zu den Grundbedingungen der
tstehung eines Vertrags gehört die Einwilligung der Contrahenten; wo
) diese fehlt, weil die Contrahenten nicht fähig waren, sich zu verpflichten
mündige und Minderjährige, Wahnsinnige, erklärte Verschwender), oder
l ein Irrthum (ein unverschuldetet von Seiten des Irrenden, oder gar
von dem andern Theile durch Betrug veranlaßter) das Geschäft herbei-
rte, oder weil Zwang und Furcht dabei im Spiele war, da ist auch kein
tiger Vertrag vorhanden. Den Verträgen können auch Bedingungen,
ohl aufschiebende als auflösende, und nähere Bestimmungen der Zeit,
Orts und des Zwecks (modus, welcher zuweilen mit der Bedingung
ammenfällt) hinzugefügt werden. Der Gegenstand des Vertrags muß
physisch und rechtlich möglicher seyn, sonst ist er unwirksam. Beson-
s zu etwas rechtlich Unmöglichem oder durchaus Unsittlichem (causa
pis) kann sich Niemand verpflichten. Es ist nach römischem Recht
eitig, ob eine Verpflichtung zu einem Thun oder Lassen unbedingt gül-
sey, und nicht vielmehr nur einen Anspruch auf Entschädigung wirke.
is engl. und franz. Recht haben diesen Satz angenommen. (Toute
ligation de faire ou de ne pas faire se resoud en dommages et in-
êts.) — **Vertragsähnliche Verbindlichkeiten** entstehen, wenn
: Eine dem Andern Etwas ohne dessen Wissen und Verlangen leistet,
aß dieser dieß nützlich Verwendete zu ersetzen hat (obligatio quasi ex
ntractu). Hier ist zwar die Einwilligung vorhanden, sie wird auch
ht fingirt, sie könnte aber mit Grund nicht verweigert werden, oder
bedarf derselben auch nicht. Solche vertragsähnliche Verhältnisse
:rden begründet durch die Vormundschaft zwischen Vormund und Pu-
llen, durch Empfang einer vermeintlichen Forderung, die wieder zu-
ckgegeben werden muß, vorzüglich durch nützliche Besorgung eines Ge-
äfts für einen Andern ohne dessen Auftrag.

Vertumnus, bei den Römern, die ihn von den Hetruriern annah-
:n, ein Gartengott, unter welchem sie sich die Abwechslung der Jah-
szeiten dachten (s. **Pomona**), woher man ihn auch späterhin über-
upt für den Gott der Veränderlichkeit nahm. Man bildete ihn als einen
ingling in einem leichten Gewande, mit Gras, Blumen oder Korn-
ren bekränzt, in der einen Hand mit Früchten, in der andern mit einem
üllhorn oder einem Gartenmesser. Zuweilen hat er die Pomona zur
efährtin. Zu Rom ward ihm zu Ehren im Monat October ein Fest,
e **Vertumnalia**, gefeiert.

Verviers, eine gut gebaute Stadt in der zum Königreich Be… gehörigen Provinz Lüttich, vormals in dem Bisthum Lüttich, be… einem tiefen Thale, theils am Abhange eines Berges, am kleinen … Weze, dem aber Verviers seinen Wohlstand verdankt; denn an d… ben liegen die 30 großen Tuchmanufacturen, welche die bekannten … **vierstücher** liefern. Der Ort hat jetzt 859 Häuser und 11.060 … Noch findet man daselbst Seifensiedereien, Scheidewasser- und … siedereien. Auch bäckt man hier sehr schmackhafte Pasteten.

Verwandtschaften, chemische (Affinität), werden die gegensei… Wirkungen ungleichartiger Stoffe auf einander genannt, wodurch … einander vereinigen. Nun hat immer ein Stoff zu dem andern … nähere Verwandtschaft und wird von ihm stärker angezogen, als … einem dritten; sodaß, wenn er mit diesem verbunden ist, und der … näher verwandte hinzugesetzt wird, er sich mit letzterem vereiniget, … aber verläßt. Man unterscheidet die Verwandtschaften in die … oder zusammenhäufenden, vermöge welcher sich gleichartige Sub… zu einem homogenen Ganzen vereinigen lassen; und in die chemische … mischende, durch die sich ungleichartige Stoffe verbinden. Dabei … die Verwandtschaftsäußerungen mit den Graden der Temperatur … hältniß und eine Substanz wird um so stärker durch ihre Verwandt… mit einer andern fixiret, in je geringerer Menge sie ihr beigemi… Die mischende Verwandtschaft äußert sich entweder unmittelbar, … bloßes Zusammenbringen der Stoffe; dahin gehören alle einfache … gen und Auflösungen, die man daher auch einfache Verwandtsch… nennt: Zucker und Wasser; Kalien und Säuren; Säuren und … Harze und Alkohol; Zinn und Quecksilber. Oder sie äußert sich … bar, wenn zwei verschiedenartige Körper, die sich eigentlich nicht … einander verbinden, durch Hinzufügung einer dritten Substanz, … beiden Verwandtschaft besitzt, vereiniget werden. So verbindet sich … und Wasser durch Kali, Gold und Schwefel durch Eisen. Man … diese Erscheinung mit dem Namen einer aneigenden Verwandtsch… der Körper, welcher die Vereinigung hervorbringt, heißt das Anzieh… mittel. Dahin gehört auch die Verwandtschaft der bis zur Sät… mit einander verbundenen Mischungen, zu ihren einzelnen Bestand… wie des Alauns zur Schwefelsäure, des Borax zum Natron …. … endlich bei der Vereinigung der Substanzen zugleich eine Trennung … so entsteht eine **Wahlverwandtschaft** (s. d.). Durch diese … schaft der Körper: sich gegenseitig mit einander zu verbinden, … beinahe alle chemische Operationen bewirkt, und dennoch hat man … noch nicht dahin bringen können, sie genügend zu erklären. Nach … atomistischen Lehre liegt die Ursache dieser Erscheinung in der Form … Lage und in der Dichtigkeit der einzelnen Partikel, der Körper, … auch in der Gleichartigkeit derselben. Allein sobald eine bloße Z… menhäufung der Partikel erfolget, können dadurch Substanzen unm… in Absicht ihrer innern Beschaffenheit verändert werden; noch läßt … die Entstehung so verschiedenartiger Gemische aus lauter homogenen … len genügend erklären. Die Dynamiker hingegen suchen die Ursache … Verbindung der Substanzen in der wechselseitigen Anziehung und Z… stoßung derselben. Ihre Erklärung scheint wirklich deßhalb den … Naturgesetzen mehr zu entsprechen, weil die Grade der Anziehung … Zurückstoßung sehr verschieden seyn können, daher auch bei verschie…

Digitized by Google

nperaturen nothwendig mancherlei Abänderungen der Verwandtschaften lgen müssen. — Auch unter den Tönen nimmt man eine Verwandtst an, insofern die Tonleiter der einen Tonica mit der andern mehr r weniger übereinstimmt, oder wenn bei den Auszeichnungen der eine a das Gefühl des vorhergehenden nicht plötzlich auslöscht. Dem Tone ar ist Gdur, nicht aber Gmol verwandt. Zwei Tonleitern sind um o mehr mit einander verwandt, je mehr sie Saiten mit einander gen haben. Mit diesen Verwandtschaften der Tonleiter muß der Tonstler bekannt seyn, wenn er, ohne das Ohr zu beleidigen, aus einem ne in den andern übergehen und zuletzt wieder zum Grundtone zukommen will.

Verwandtschaft oder Blutsfreundschaft ist ein durch die Erzeug entstandenes Verhältniß gewisser Personen gegen einander, indem weder eine von der andern, oder zwei Personen von einer dritten tammen. Hieraus ergibt sich von selbst, daß die Verwandten von dreier Art seyn können, als: in aufsteigender Linie, Ascendenten, in abgender Linie, Descendenten, und in der Seitenlinie, Collateralen oder itenverwandte. Das Verhältniß zweier Personen, das zwischen ihnen ch eine Zeugung hervorgebracht wurde, nennt man den Grad der rwandtschaft.

Verwechslung der Auflösung (musik.) wird in der Harmonie jenige Verfahren genannt, wobei entweder eine Stimme die Dissonanz, vorher eine andere Stimme hatte hören lassen, ergreift, und sie auflet, oder wobei die Auflösung der Dissonanz in einer Stimme geschieht, welcher die Dissonanz selbst nicht enthalten war. Dieser letzte Fall eine besondere Freiheit des galanten Styls und darf in der gebunen Schreibart nicht angewandt werden.

Verwesung, s. **Fäulniß**.

Verwicklung ist besonders geeignet, in den größern dichterischen nstwerken das Interesse des Lesers zu wecken und seine Aufmerksamt in Spannung zu erhalten. Das Drama, das Epos und der Roman nn ihrer nicht entbehren und nehmen von ihr einen großen Reiz; doch rf die Verwicklung, das Berühren verschiedener und entgegengesetzter araktere und Bestrebungen, nicht unwahrscheinlich, und ebenso wenig bunt und so künstlich seyn, daß der Leser verwirrt werde; auch muß Verwicklung rein aufgelöst werden. In der Musik kennt man ebenls eine Entwicklung, deren kunstvolle Auflösung dem Zuhörer sehr genehm ist.

Verwitterung ist die langsame durch Einwirkung der Luft und elleicht auch der Feuchtigkeit hervorgebrachte Unwandlung der Mineran an ihrer Oberfläche, wodurch sie in ihre Bestandtheile zersetzt oder f irgend eine andere Weise umgeändert werden. Die härtesten Steinten können der Verwitterung nicht widerstehen und werden durch sie lmälig zu Sand und Gries zerbrockelt. Die Chemie besitzt noch keinen sten Erklärungsgrund dieses Vorganges; sollte er nicht in einer langmen unmerklichen Oxydulation, d. h. in einem Verschlucken des Sauerffes der atmosphärischen Luft, welche durch die Feuchtigkeit befördert ird, bestehen?

Verzierung ist bei den Werken der Kunst Das, was nicht zur esentlichen Beschaffenheit des Kunstwerks nothwendig ist, sondern nur r Vermehrung der Annehmlichkeit hinzugefügt wird. In der Baukunst

z. B. Statuen, Vasen, Laub- und Schnitzwerk. In der Musik, die genannten Manieren und Veränderungen, die man auch Co[illegible] nennt. In der Beredtsamkeit und Dichtkunst die Nebenbegriffe, [illegible] den, Tropen und Figuren. In der Malerei und Bildhauerkunst [illegible] keine Verzierungen angebracht werden, insofern sie Gegenstände [illegible] sowie sie sind, mit oder ohne Verzierung. Die Verzierungen [illegible] mit Geschmack gewählt, nicht zu häufig, nicht am unrechten [illegible] angebracht seyn und nicht ins Kleinliche fallen. In engerer Be[illegible] ist Verzierungskunst, Kunst der Ornamente, die Kunst, ein Zim[illegible] fällig und anmuthig auszuschmücken. Der vornehmste, edelste, [illegible] reichste, aber auch kostbarste Verzierungsstyl im Innern der Ge[illegible] ist derjenige, welche auf architektonischen Momenten beruht; [illegible] jedoch nur in reich angelegten Wohnungen entsprechenden Ra[illegible] kleinen Zimmern wird er schwer und drückend. Außerdem erfor[illegible] ein ihm analoges, prachtvolles Mobiliar, nach eigens angefertigten [illegible] nungen im gleichem Styl. Bekleidung der Decken und Wände [illegible] kunstreiche Holztäfelei (Boiserie) ist ebenfalls kostbar und fast [illegible] niger schwierig; sie entspricht nur einem ernsteren Charakter, [illegible] wo sie reich, zierlich und in einem edlen Style ausgeführt wird, [illegible] vortrefflicher Wirkung. Bekleidung der Wände mit Spiegeln [illegible] da gewählt werden, wo eine reizende Umgebung von Außen, oder [illegible] mehr theatralische Anordnung im Innern, durch scheinbare Verv[illegible] gung eine reizende Ueberraschung oder einen großartigen Eindr[illegible] vorzubringen vermag; außerdem wird sie kleinlich, spielig, leer, [illegible] armselig. Auch hier muß man immer bedenken, daß alles Müß[illegible] deutungslose, bloß und allein Kostbare überall den Zweck verfe[illegible] die Wirkung zerstört; jedes Einzelne muß überall als dem Ga[illegible] gehörig erscheinen. Weniger kostbar, aber von größerer Mannigf[illegible] und Leichtigkeit der Anwendung, ist die Verzierung der Wände, der [illegible] durch Tapeten oder durch Decorationsmalerei, welche überaus [illegible] Mitteln ist, den Wohnungen Reiz, Schönheit und Anmuth mitzu[illegible] Pracht indeß kann auf diesem Wege nur durch Meisters Hand [illegible] werden. Daß auf die Wahl der Grundfarben für die Wände und [illegible] gar viel ankomme, braucht wohl um so weniger erwähnt zu [illegible] da wohl Jeder schon den widrigen Eindruck eines grün angestr[illegible] Gartensaals oder eines violett verzierten Gesellschaftszimmers [illegible] den hat. Man beachte doch ja bei der Zimmerverzierung immer die [illegible] Umgebungen. Ein Zimmer, durch dessen Fenster man einer erfre[illegible] Aussicht in die Ferne, auf Felder, Wälder, Auen, Gärten oder [illegible] genießen könnte und möchte, wird durch einen hellen, blendenden [illegible] Auge beunruhigenden, das Licht zerstreuenden Farbenüberzug überaus [illegible] und widrig, während ein gleichgültiger, anspruchloser, tiefer Far[illegible] den Blick in die Landschaft um so reizender und den Aufenthalt im [illegible] mer um so erfreulicher macht. — Wie ausgezeichnet die Alt[illegible] der Verzierungskunst gewesen, zeigt sich in den aus Herculanum [illegible] Pompeji bekannten Verzierungen, worüber man Zahe's Werk ([illegible] 1828) nachsehe. Ueber die Kunstschlosserei s. M. Th. Hölzel's A[illegible] gen von Schlosserwaaren nach dem wiener, pariser und londner Ge[illegible] (Prag 1827, 2 Hefte).

Vesicularsystem nennt man dasjenige System, welches das [illegible] steigen der Dünste in der Luft, oder wenigstens die Erhaltung [illegible]

Digitized by Google

r der Gestalt der Nebel und Wolken, aus der Erzeugung hohler schen (vesicula) erklärt. Anfänglich nahm man es nur als Hypo- : an', jetzt ist es aber durch wirkliche Beobachtung entschieden, daß sichtbaren Dünste, d. i. Nebel und Wolken, wirklich aus solchen Bläs- : bestehen. (Vgl. Regen.)

Vespasianus (Titus Flavius), ein berühmter Kaiser des alten Rö- staates, war 9 n. Chr. in einer Villa bei Rinti von geringen Eltern ren. Er trat früh ins Heer und zeichnete sich durch seine kriege- e Talente bei jeder Gelegenheit vortheilhaft aus. Er sah sich bald der Spitze der Legionen, welche gegen die Germanen und Briten pfen mußten. Nachher war er Proconsul in Afrika und erhielt end- die Würde eines Consuls. Er begleitete den Kaiser Nero auf sei- Reise nach Griechenland, fiel kurz darauf bei ihm in Ungnade und de, da die Juden in Palästina einen Aufstand erregt hatten, mit m Heere dahin abgeschickt. Er war gegen dieselben glücklich, ein- aber sehr treulos und mehrmal grausam; schlug sie in mehren Tref- und nahm Askalon, Jotopata, Joppe, Gamola u. a. Plätze ein, belagerte hierauf Jerusalem, beendigte aber diese Eroberung nicht; n als Vitellius (s. d.) gestorben war, wurde er 69 n. Chr. zu candrien von seinem Heere zum Kaiser ausgerufen und übertrug die tsetzung des Krieges seinem Sohne Titus (vgl. d.), den er auch Regierungsgehülfen annahm. In Rom ward er mit Frohlocken fangen. Seine 10jährige Regierung war löblich und gewährte dem ch eine Ruhe, deren es nach öftern Erschütterungen, noch mehr nach nnischer und unsinniger Staatsverwaltung sehr bedurfte. Er stellte vorige Kriegszucht wieder her, suchte auch die Sitten der übrigen nde zu verbessern. Er war ein Beförderer der Wissenschaften und nste und Begünstiger der Gelehrten, besonders Quintilians, des äl- Plinius und des jüd. Geschichtschreibers Josephus, welcher ihm seine ebung auf den Thron der Cäsaren vorhergesagt hatte. Er baute Theil der Stadt Rom, der in den vorhergehenden Bürgerkriegen er Otho und Vitellius gelitten hatte, wieder auf und stellte das Ca- l, das unter dem Letztern abgebrannt war, neu und mit großer Pracht der her; auch baute er ein großes Amphitheater, dessen noch vorhan- en Ueberreste u. d. N. des Coliseums berühmt sind. Doch befleckte er Verdienst durch eine sehr übertriebene, oft in Kargheit, ja in Geiz Unterdrückung ausartende Sparsamkeit, welche ihn bewog, dem Volke re Abgaben aufzulegen, auch hierin, wie in manchem Andern, dem ba ähnlich, den er aber an Klugheit wie an Kraft übertraf. Auch e er die Schwäche, seinen Geliebten zu viel Gewalt einzuräumen. persönlichen Umgang war er gutmüthig, verstand, erlaubte und er- derte den Scherz. Indem er in seiner Krankheit Geschäfte auf seinem er trieb, ward er plötzlich von einem Gefühl der Todesschwäche er- en, strebte gleichwohl, aufzustehen, „Denn", sagte er, „ein Kaiser stehend sterben!" und sank todt in die Arme Derer, die ihn unter- ten. Er starb in seinem 69. Jahre 79 n. Chr.; nach August der röm. Kaiser, der eines natürlichen Todes starb, und überhaupt der , der seinen eignen Sohn zum Nachfolger auf dem Throne hatte.

Vesper (lat.), eigentlich die Nachmittagszeit, daher Vesperbrot, Nachmittagsessen. Gewöhnlich aber bezeichnet Vesper den Nachmit-

Digitized by Google

tagsgottesdienst; daher Vesperglocke, womit zur Vesper gelä
und Vesperpredigt, die Nachmittagspredigt. Vesperbild
Darstellung des Leichnams Christi in den Armen seiner Mutter. V
lianische Vesper, s. d.

Vespucci, s. Amerigo Vespucci.

Vesta, griech. Hestia, eine Göttin der Römer, deren Dien
Aeneas nach Latium gebracht wurde. Sie war des Kronos u
Rhea älteste Tochter, das Symbol des Hausfeuers und die Sch
der Häuser und Familien. Sie erfand das Häuserbauen und w
jedem Herde und Altare verehrt und bei Gastmählern angerufen;
schrieb man ihr späterhin die Aufsicht über die Staaten zu. E
zugleich Schutzgöttin der Keuschheit und blieb Jungfrau, obschon
und Apollo sich um sie bewarben. Das in ihrem Tempel zu R
nende ewige Feuer und die darin aufbewahrten Ancilien und das
dium, wurden als Unterpfänder der Dauer des Reichs betrachtet.
hatte nach Ovid kein Bild in ihrem Tempel, doch findet man
Alterthümern als eine verschleierte Matrone mit einer Opferschale,
einer Lampe oder Fackel. Zuweilen gibt man ihr auch einen
ein Füllhorn oder ein kleines Gefäß mit 2 Griffen, welches Pe
hieß. Jährlich wurde ihr am 9. Juni ein Fest, die Vestalien,
zum Gedächtnisse, daß sie den Nachstellungen Priaps glücklich
men war. Dieser wollte einst die schlafende Vesta überraschen;
ter Zeit wurde sie aber noch durch das Geschrei von Silens Esel
geweckt, weßhalb man bei jenem Feste einige mit Blumen und K
gezierte Esel herumführte. — 2) S. Planeten.

Vestalinnen, die Priesterinnen der Vesta, welche die Aufsi
das in ihrem Tempel brennende ewige Feuer hatten. Ging di
so hielt man es für eine böse Vorbedeutung und es mußte durch
den die Sonne entzündete, von neuem angebrannt werden. D
der Vestalinnen, welcher anfänglich nur 4 waren, wurde nachher
und zu Anfange der Consularregierung auf 20 vermehrt. Der
Maximus wählte hierzu aus den patrizischen, späterhin aber au
den plebejischen Familien, Mädchen von tadelloser Schönheit
einem Alter von 6—10 Jahren, welche sich auf 30 Jahre den
der Göttin widmen und für diese Zeit das Gelübde der Keusch
sten mußten. Nach Verlauf derselben war es ihnen unverwehrt
rathen, doch wurden selten solche Ehen geschlossen, weil man
unglücklich hielt. Alle standen unter der Aufsicht der ältesten von
welche Virgo Maxima hieß. Sie besaßen ausgezeichnete Freihei
so großes Vertrauen, daß man öfters Testamente oder Gelder
Verwahrung gab, weil man sie nirgends so sicher glaubte. Sie
ein langes weißes Gewand mit einem feuerfarbenen Schleier, a
Bild ist, wie das der Göttin selbst, ein Symbol der Keuschheit.
eine der Vestalinnen das Gelübde der Keuschheit gebrochen und w
den Pontifices verurtheilt worden, so ward sie lebendig begrabe
Verführer aber mit Ruthen gestrichen, bis er starb. Man tru
bunden und verhüllt wie eine Leiche unter Begleitung ihrer Ver
zu einem Platze in Rom, welcher campus sceleratus (das verruch
filde) hieß. Hier ward sie von Schergen losgebunden. Der
Maximus murmelte eine Gebetsformel zu den Göttern; dann

Digitized by Google

Scharfrichter geführt, eine Leiter hinunter in ein unterirdisches nach, in welchem sie ein Bette fand, ein Licht, Brot, Wasser, Milch Oel. Dann ward die Leiter wieder hinaufgezogen und das Gemach Erde überschüttet. Es war ein Tag der Trauer für ganz Rom.

Vestris, ein Name, der die Müßiggänger von Paris schon seit 3 nschenaltern in Bewegung gebracht hat, verdankt seine Berühmtheit m Florentiner (geb. 1728), der von seinen Kunstgenossen in der ndart, die bei ihnen die herrschende war, als der Dieu de la danse rieſen wurde. Er war ein Schüler Dupré's und hatte viel Antheil den Erfolgen Noverre's, der die Choregraphie zum Range der schön- Künste erhob. Vestris's Ruf begründete sich in den letzten Regie- gsjahren Ludwigs XV., und zur Zeit des Consulats hatte sich sein me bei Allen, die ihn jemals gesehen, so erhalten, daß er für das chste von Anmuth, Leichtigkeit und Zierlichkeit der Tanzkunst galt. imm's Briefwechsel ist voll von Anekdoten der Aufgeblasenheit dieses nzers, der seinen Sohn bei seinem ersten Auftreten dem Publicum den Worten empfahl: „Allons, mon fils, montrez votre talent au blic, votre père vous regarde!“ Nachdem er 40 Jahre lang die Zierde der Stolz der pariser Oper gewesen war, zog er sich zurück und rb 1808 in seinem 80. Jahre. — Vestris (...), des Vorigen und Tänzerin Allard unehelicher Sohn, daher er zuweilen Vestrallard annt wurde, schien das angestammte Talent in jeder Art zu vervoll- mmnen. 1772 erschien er zum ersten Male in der Oper zu Paris, mals noch nicht 13 Jahre alt, und fand rauschenden Beifall, der ihm zu der Zeit ganz einstimmig zu Theil ward, wo Duport neben ihm fflog. Als er 1779 nach Fort L'Evêque gebracht werden sollte, weil sich geweigert hatte, eine Hülfsrolle in der „Armide“ zu übernehmen, ß sich sein Vater, der Dieu de la danse, mit den Worten aus seinen men: „Allez, mon fils; voilà le plus beau jour de votre vie. Pre- z mon carrosse et demandez l'appartement de mon ami le roi de ologne: je paierai tout“ .... —. Auch der Sohn dieses zweiten Ve- is widmete sich der Kunst, die den Vater zu so großer Berühmtheit bracht hatte. Er gehört zu den Tänzern bei der großen Oper in Pa- s, tanzt aber jetzt selten und prahlt desto mehr. Er kennt nur 3 große länner in Europa: Friedrich den Großen, Voltaire und sich selbst. eschichtliche Daten über dieses berühmte Geschlecht haben wir nirgends funden. Reichardt versichert in seinen Briefen, daß die spätern d. N. h sehr von der Anmuth des Stammvaters entfernt hätten; ihre Sprünge itten nur Kraft bewiesen, und ihre Kunst sey der Geschicklichkeit der urioso verwandter gewesen. — Vor Kurzem war in Wien ein Ballet- eister, Vestris, der durch sein Ballet „Alexander“, das 1825 in Wien roßen Beifall fand, bewiesen hat, daß man auch mit einer einzigen änzerin ein gutes Ballet in die Scene zu setzen im Stande sey.

Vesuv, ein merkwürdiger feuerspeiender Berg Italiens, 1¼ Meile on der Stadt Neapel, steigt pyramidalförmig 3680 F. aus der Ebene ervor und ward durch weite Thäler von den Bergen Somma und Ottojano getrennt, die von dem Ausbruche von 1774, worin auch die Spitze des Berges selbst sich gesenkt hat, gänzlich ausgefüllt worden sind. Man staunt über die Sorglosigkeit der Menschen, die trotz aller der trau- igsten Beispiele so oft wiederholter Verwüstungen fortfuhren, an dem

Digitized by Google

Fuße des Berges sich auf den Trümmern vergangener Zerstörung neue in die Höhe und Breite anzubauen. Dem Abhange entsteigen ser und Villen mit Gärten, und weiter hinan wechseln auf steigen Boden jene Traubenpflanzungen, aus deren Saft der sogenannte mae Christi (s. d.) bereitet wird. Der Vesuv ist sehr steil. gewöhnlich von Resina aus bestiegen. Man schaudert oft vor den Präcipissen, an deren steinigem Rande man von den sichern Tritten nes gutmüthigen Esels vorübergetragen wird; während man würde, den eignen Fuß manchen dieser gefahrvollen Stellen trauen. Mit jedem Schritte nähert man sich neuen Gräueln der wüstung. Jede Vegetation hört auf, und von allen Seiten starren tische Massen, ungeheure Klumpen zu gräßlichen Formen erhärtet umher. Am Fuße des Kegels angelangt, muß man sein treues verlassen und den eignen Füßen sich anvertrauen. Ist es doch, als es hier sein Letztes zu wagen, um keinen geringern Preis als den oben herab den Blick in die finsterste Nacht des Acherons zu begr Ihr seht keine blühende Natur mehr um euch, nur Schreckbilder Grimmes, womit sie selbst sich selbst durchwühlt und im Innern gährt, um ewig neue Gräuel, neue Verwüstung zu gebären. Der steigt schroffer und fast senkrecht empor, und nun gilts ein Klettern Händen und Füßen an den rauhen Vorsprüngen des festen Lavastr hinan, den der Vulkan 1810 herabgeschoben hat. Auf einer, wie einen alten Krater, aus der Tiefe heraufgehobenen Lavakruste und schen hohen, mürberen Schichten derselben nähert man sich endlich dampfenden Kegel. Gegenüber erhebt auch der alte Somma sein Man sieht ihm in den hohlen, ausgebrannten Rachen. Er hat ausgetobt. Alles um ihn her bis in das Thal (atrio del Cavallo) ab, das zwischen ihm und dem Vesuv sich gebildet, liegt versengt den schwarzen, verbrannten Ueberresten seiner ausgespieenen Eingeweide bedeckt. — Unter den Ausbrüchen des Berges sind die von 79, wo culanum und Pompeji begraben wurden, von 203, 472, 512, 685, 1036, 1306, 1631, 1730, wo der Gipfel des Berges sich merklich höhte und seine Zuckerhutsform erhielt, 1766, 1779, 1794, wo der sehnliche Ort Torre del Greco fast ganz vernichtet wurde, und die heftigsten gewesen; seit dem Anfange des 19. Jahrh. ist fast Jahr ohne stärkere oder schwächere Ausbrüche hingegangen. Der regen am 24. Oct. 1822 verfinsterte den Tag in Neapel und Cassano, 105 ital. Meilen vom Vesuv. Die 12 Fuß hohe Lava eine ital. Meile weit. Nach dem denkwürdigen Ausbruche im und Nov. 1822 fand Humboldt die Höhe der äußersten Spitze des 607 Toisen. Der Krater des Vulkans verändert oft seine Form; Schlund erstreckt sich nicht über 90 Ruthen Tiefe. 1801 stiegen 8 Franzosen in das Innere des Kraters hinab, welcher Versuch nach auch von Andern gewagt worden ist. Vgl. „Der Vesuv in seiner samkeit während den Jahren 1821, 1822 und 1823, mit physik., ralog. und chemischen Beobachtungen von Monticelli und Covelli"; dem Ital. von D. Nöggerath und D. Pauls (mit Kupfrn. und Elberfeld 1824).

Veteranen hießen bei den Römern alte versuchte Soldaten, welche eine Anzahl Feldzüge mitgemacht, oder doch wenigstens ihr 50. Jahr

Digitized by Google

t hatten und nun nicht mehr zum Kriegsdienste verpflichtet waren. ſchloſſen ſie ſich, noch länger zu dienen, ſo wurden ſie vor den übri- Soldaten mit Beweiſen vorzüglicher Achtung ausgezeichnet.

Veteraniſche Höhle, die, 3 Meilen oberhalb Neuorſova, am en Ufer der Donau, wo ſie ſich durch ein enges Felſenthal drängt, ein Naturbau, obgleich man in der Nähe Spuren römiſcher Denk- er findet. Sett 1692, als der General Graf Veterani dieſes Felſen- mit 300 M. und 5 Kanonen beſetzen ließ, die unter dem Haupt- m d'Arnan 45 Tage lang die Höhle vertheidigten, heißt ſie die Ve- niſche; 1788 ward ſie befeſtigt, und Major Stein hielt ſich hier mit Reſte eines Bataillons 21 Tage lang. S. „Oeſtr. milit. Zeitſchr.", 5, H. 5. — Der Veteraniſche Graben heißt ein ausgetrockneter n der Temes, der das Schlachtfeld bei Lugos durchzieht, wo der Feld- ſchall Graf Veterani mit 6000 M. am 21. Sept. 1695 den Sultan ſtapha II., der mit einem großen Heere von Temeswar her vordrang, n ganzen Tag aufhielt, endlich verwundet auf dem Rückzuge den rbaren in die Hände fiel, die ihm den Kopf abhieben.

Veterinairſchule, ſ. Thierarzneikunde.

Veto, welches wörtlich, ich verbiete oder verwerfe heißt, iſt bei eini- Gelegenheiten für Verwerfungsrecht gebraucht worden. In der rö- chen Republik hatte jeder Volkstribun das Recht, durch ſein Veto die ſchlüſſe des Senats für ungültig zu erklären. Im ehemaligen König- ch Polen war ſeit 1652 das Veto librorum die Freiheit, nach lcher jeder Edelmann das Recht hatte, bei allgemeinen Verſammlun- n, vorſeyenden Beſchlüſſen, welche er den Geſetzen und Freiheiten des terlandes nachtheilig glaubte, zu widerſprechen, und ſie dadurch, ohne itere Angabe der Urſachen, ungültig zu machen. Den Königen von gland ſteht das jedoch nur ſelten von ihnen ausgeübte Recht zu, einer beiden Häuſern des Parlaments durchgegangenen Bill ihre Genehmi- ng zu verweigern. Im Anfange der franz. Revolution wurde von (1789) noch zu Verſailles berathſchlagenden Nationalverſammlung Macht beſtimmt, welche der König haben ſollte, die Decrete der Ver- mmlung, wenn ſie ihm nicht gefielen, zu verwerfen. Man nannte dieſe ewalt, die man ihm zugeſtand, ein Veto suspensif. Daſſelbe ſollte mlich nur einſtweilen wider die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung d während der folgenden gelten, in der dritten aber ſeine Kraft ver- ren, wenn die Verſammlung auf dem erſten Beſchluſſe beſtände. Das ehäſſige in dieſem Veto ſchien dadurch ſehr gemindert zu ſeyn, weil ne Wirkung nicht bleibend ward. Aber ſchon der erſte Verſuch, den r König in der Folge machte, dieſes Veto suspensif auszuüben, brachte n ins Verderben. Aus jenem Worte wurde ein Spottname, indem e der monarchiſchen Regierung Abgeneigten den König und ſeine Ge- ahlin Herr und Madam Veto nannten. Nach der ſpan. Verfaſſung nnte der König einem Geſetzvorſchlage, den 2 Verſammlungen der Cor- s ihm vorlegen, 2 Mal ſeine Sanction verweigern; wiederholte ihn er die dritte Verſammlung, ſo hatte er kein Veto mehr. Daſſelbe ſetzt e 1814 eingeführte norwegiſche Conſtitution feſt. In dem jetzt ver- mmelten norweg. Storthing wurde die dem vorigen übergebene königl. roposition, betreffend die Veränderung des ſuspenſiven königl. Veto einem abſoluten, am 26. Febr. 1836 einſtimmig verworfen.

Digitized by Google

Vezier (Vesier, Wessier) ist bei den Türken ein Ehrentitel, de Bassen von 3 Roßschweifen, d. h. die vornehmsten Bassen, haben d diesen gibt es zu Konstantinopel noch 6 Veziere, welche man Vez der Bank, d. h. des Staatsraths, nennt, weil sie Sitz im Divan h Es werden dazu rechtskundige Männer und die schon andere n Aemter bekleidet haben, gewählt. Doch haben sie keine entsch Stimme in diesem Staatsrathe, sondern können nur ihre Meinung wenn der Großvezier sie darum befragt. Sie haben nur einen m Gehalt, aber den Vorzug, ebenso einen Turban — das eigentlich terscheidungszeichen des Ranges bei den Türken — wie der Gro zu tragen, und den Namen des Großsultans unter die Befehle p den, welche in die Provinzen eingehen. Von ihnen ist der Gro Vezier Azem, d. h. Haupt des Staatsraths, unterschieden. (Vg Großvezier.)

Viaticum (lat., von via, Weg, Reise), Geld oder Mund welche man Jemandem zur Reise mitgibt; daher ein Reisegeld, Zeh nig; auch wird es als ein schonender Ausdruck für Almosen ge Bei den Katholiken die Communion, die einem Sterbenden gerad

Vibration, s. Schwingung.

Vicarius, Stellvertreter, Verweser. Dieser Titel wird ver nen Personen beigelegt. Ueber die ehemaligen Reichsvicarien s. D sches Reich. — Der Papst nennt sich den Vicarium, d. i. Ste ter Christi auf Erden. — Apostolische Vicarien bestehen in v Gegenden, wo entweder bischöfl. Sitze gar nicht vorhanden sind, durch lange Sedesvacanz und Auflösung des Capitels die bischö richtsbarkeit unterbrochen ist. Doch ist ihr Wirkungskreis beschränk sie müssen sich, wenn sie nicht zugleich Bischof sind, verschiedene lungen, die nur einem solchen zukommen, enthalten. Ihre Ern durch den Papst gründet sich auf dessen Pflicht der allgemeinen Fü und auf das Devolutionsrecht. — Bischöfliche Generalvi Ihre Vollmacht geht auf die Ausübung der ganzen bischöfl. Gerich keit, mit Ausnahme gewisser Rechte, wozu eine besondere Vollma theilt werden muß. Sie sind aber nur Stellvertreter des Bischofs. müssen sie nach dem Tode desselben wieder bestätigt und es kann ihm an die Bischöfe nicht appellirt werden. Jetzt ist in den meis zesen ein ganzes Collegium an die Stelle des Generalvicarius ge das Officialat oder Vicariat, worüber er nur den Vorsitz führt dessen Beisitzer geistliche Räthe genannt werden. In einigen Lä z. B. in Frankreich, England und einem Theile Deutschlands, h Vicarien Geistliche, welche den Pfarrern in ihren Amtsgeschäften leisten und einen Theil ihrer Verrichtungen besorgen; sie werden Kapläne genannt.

Vice, wörtlich: statt, an der Stelle, wird häufig in Zusa setzungen gebraucht, als Vice-Admiral, Vice-Legat, Vice-König u. d wo man es zuweilen durch „unter" geben kann.

Vicente (Gil), der portug. Plautus genannt, war zu Barcel 1480 aus einer angesehenen und vornehmen Familie geboren. Er m mete sich erst dem Studium der Rechte, verließ aber dasselbe bald, sich der dramatischen Dichtkunst zu widmen. Da seine Geburt ih den Hof brachte, so beschäftigte er sich damit, für denselben Gelegen stücke bei geistlichen und weltlichen Feierlichkeiten aller Art zu schre

in er großes Geschick zeigte. Seine Dramen wurden zuerst am Hofe Königs Emanuel aufgeführt. Gedruckt erschien das erste 1504. Sie elten einen außerordentlichen Beifall, und des Dichters Ruhm stieg unter der Regierung Johanns III., der Vergnügen daran fand, in Komödien des Vicente zuweilen selbst eine Rolle zu übernehmen. er Dichter bildete auch seine Tochter Paula, obschon Ehrendame bei Königin Maria, für die Bühne, und sie machte sich ebenfalls nicht als eine der ersten Schauspielerinnen ihrer Zeit berühmt, sondern h als Dichterin und Tonkünstlerin. Vicente, der allen großen dra- tischen Dichtern Italiens, Spaniens, Frankreichs und Englands vor- ging und als Wiederhersteller der modernen dramatischen Poesie an- hen werden kann, stand zu seiner Zeit einzig da; er hatte sich, wie n zu sagen pflegt, einen europäischen Ruhm und Ruf erworben. Man ählt, daß Erasmus bloß deßhalb Portugiesisch gelernt habe, um die mödien unsers Dichters lesen zu können. Seine Stücke haben alle hler, welche von ersten Versuchen unzertrennlich sind, aber in diesen en Entwürfen lebt ein wahrhaft dichterischer Geist, Kraft und Reich- m der Erfindung, Natur und Leichtigkeit der Darstellung und Har- nie des Versbaues bei aller Alterthümlichkeit der metrischen Formen d der Sprache. Die portug. und span. Sprache wechselt in seinen tücken, besonders in den Autos, oft bunt mit einander ab. Er starb 57 zu Evora. Seine Werke erschienen, von seinem Sohne Luis Vi- nte besorgt und in 5 Bücher vertheilt, in Lissabon 1562, Fol. (1586, , und späterhin öfter). Seiner Autos oder religiösen Stücke gibt es , wovon einige im 17. Jahrh. einzeln gedruckt worden rnd. Von sei- n heroischen Komödien ist die des „Dom Duardes" die berühmteste. nter seinen eigentlichen Komödien, meist dramatisirte Novellen, zeichnet an 2 aus: „Der Richter von Beyra" und „Der portugiesische Fidal- ". Vorzüglich sind seine Farcen, deren in der angeführten Sammlung 1 gedruckt sind; sie haben Salz, Heiterkeit, Natur und wahre Charak- rzeichnung und viel Aehnlichkeit mit den spätern Zwischenspielen der anischen Bühne.

Vicenza (spr. Witschenza), Hauptstadt der Provinz gleiches Na- ens, im venetian. Gubernium des östreich. lombard.-venetian. Königs- eichs, liegt in einer schönen fruchtbaren Ebene, an den Flüssen Bachi- lione und Recone, welche die Stadt in 2 durch 4 Brücken wieder ver- unde Theile trennen. Sie ist mit einer doppelten Mauer umgeben, at eine Meile im Umfange, 6 Thore, ein altes Castell, meistens enge, rumme Straßen, 22 Kirchen, mehre Hospitäler, Waisen- und Kranken- äuser, 2 Theater und über 30.800 Einw. in 4000 Häusern. Sie ist egen der vielen Meisterwerke ihres großen Mitbürgers Palladio s. d.) berühmt, und in dieser Hinsicht die merkwürdigste Stadt Ober- taliens. Die schönsten hier von ihm ausgeführten Werke sind: eine Brücke über den Bachiglione; das Rathhaus auf dem schönen, ein läng- liches Viereck bildenden und mit Säulen gezierten Marktplatze mit dop- pelten durch Statuen, Basreliefs verschönerten Arkaden und 36 Bogen; das herrliche olympische Theater im antiken Style, mit den Bildsäulen röm. Kaiser geziert; viele, zwar nicht sehr große aber schöne Paläste; ein herrliches Thor, durch das man zu einem schönen Spaziergange außerhalb der Stadt gelangt; dicht vor dem Thore del Monte ein präch- tiger Bogen, von wo eine Marmortreppe von 195 Stufen zu dem be-

Digitized by Google

rühmten Servitenkloster Madonna di Monte führt, mit einer Aussicht. Auch die Baumeister Scamozzi, Ottone Calderari u. A. aus Vicenza gebürtig und haben diese Stadt mit schönen Gebäu- schmückt. In den meisten Kirchen und Palästen findet man Gemälde von Palma, Giordano u. A. (S. des vicentin. Bart Berti „Guida da Vicenza", Venedig 1822.) Vicenza ist der königl. Delegation und Provinzialcongregation, eines Bischofs, Capitels, eines Civil-, Criminal- und Handelsgerichts erster Inst ein Lyceum, mehre Bibliotheken, wovon die nach ihrem Stifter Bertoliana 30.000 Bde hat, 2 Gymnasien, ein Clerikalseminar, lehrte Gesellschaften, botan. Garten ꝛc. Die Einw. unterhalten denzeuch-, 3 Leder-, eine Hut-, eine hydraulische Maschinen-, Tuch- und Silbergeschmeidefabriken, 5 Seidenfilatorien, Gerbereien und Weinbau und treiben beträchtlichen Handel mit diesen Manufact wohl als Landeserzeugnissen. Vor dem Thore des Castells lie schöne Garten Valmarana, in dem nahen Dorfe Cavazale der v ladio erbaute Pallast Ericoli und 1/4 Stunde von der Stadt d Rotunda, überhaupt in der Umgegend viele hübsche Badehäuser. gens hat Vicenza von jeher, besonders in der neuern Zeit, mit Nachbarin Verona (s. d.) fast gleiches Schicksal gehabt. (S. „Statistische Notizen über die Stadt Vicenza", italien., Vicenza fg., Fol.) Der 14. Thl. von Macca's „Geschichte des vicentin Territoriums" (italien., 1816, enthält die Geschichte der Sette muni (4 QM. im Gebirge mit 30.000 Deutschen, Hauptort A wo Strohhüte geflochten werden). Die Behauptung Giovanelli's (origine dei sette e tredeci communi", Trento 1826), daß sie Alem linge von Alemannen seyen, die vor Chlodwig (496) flohen u Theodorich hier Wohnsitze erhielten, wird durch die von ihm ang ten Stellen aus Ennodius und Cassiodorus nicht gerechtfertigt.

Vicenza (Arnaud Augustin Louis v. Caulaincourt, Herz geb. zu Caulaincourt in der Picardie 1772, Sohn des General trat 25 J. alt, in den Kriegsdienst, war beim Ausbruch der Revol Capitain, trat aber, gefangen gesetzt, als gemeiner Grenadier wie die Armee, erhielt nach 3 Jahren durch den General Hoche seinen wieder, ward Chef d'Escadron, kam als Adjutant zum General Dubayet, machte mit demselben die Campagne 1796 in Italien m begleitete ihn zur Gesandtschaft nach Konstantinopel. Bald kehr zurück, ward Oberst und 1801 nach Petersburg geschickt, um dem K Alexander zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, welcher Mo ihn seitdem fortwährend durch Achtung und Vertrauen auszeichnete. lich wurde er Adjutant des ersten Consuls und 1804 zugleich des K sers Großstallmeister. Um diese Zeit, im März 1804, hatte er als gadegeneral die Rheinufer zu beobachten und Verhaftungen zu Offen zu vollziehen. Indeß darf ihm die damals an dem Herz. v. Enghien Ettenheim verübte Gewaltthat nicht zur Last gelegt werden. Hr. Caulaincourt erhielt bloß die schriftliche Anweisung vom Hrn. v. Talle rand, dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein Schr ben desselben an den kurbadischen Minister Hrn. v. Edelsheim, das m Erklärung über die zu Ettenheim und Offenburg erfolgte Gebietsv letzung enthielt, zu überschicken. Hr. v. Caul. hatte an dem unglückliche Schicksal des Herz. v. Enghien auch nicht den entfernten Antheil, m

Digitized by Google

t der Kaiser Alexander in seinem an Hrn. v. Caul. gerichtete Schrei-
vom 4. April 1808 anerkannte. 1805 wurde Caul. Divisionsgeneral
Großkreuz der Ehrenlegion, mit dem Titel Herzog von Vicenza.
dem befand er sich auf allen Feldzügen Napoleons in dessen unmit-
arer Nähe; außer in Spanien und Oestreich 1809. Damals war
französischer Botschafter am kaiserlichen Hofe zu St.-Petersburg.
diesem wichtigen Posten, den er 4 Jahre lang bekleidete, wußte
Caul. Rußland in einer gegen England feindlichen Stellung, mit
nkreich im Bunde, für das Continentalsystem zu erhalten. Gerade
fest in seinem Betragen, flößte sein Charakter dem russ. Monarchen
önliche Achtung ein. Caul. folgte dem Kaiser Alexander auf den
greß zu Erfurt 1808. Als später Frankreichs Politik (1810) das
. Cabinet beleidigte, hielt der Herz. v. Vicenza 1811 um seine Zu-
berufung an. Man weiß, daß er von dem Kriege mit Rußland stets
rathen hat. Seine Vorstellungen mißfielen; er bat daher den Kaiser
Wilna, ihm ein Commando bei dem Heere in Spanien zu geben.
ein Napoleon behielt ihn bei sich. In Moskau trug er ihm auf, nach
-Petersburg zu gehen, um Friedensunterhandlungen einzuleiten; da
v. Caul. dieß für unausführbar hielt, lehnte er den Antrag ab. Nach
unglücklichen Rückzuge nahm ihn Napoleon, als er das franz. Heer
Smorgonie verließ, mit sich in einen Schlitten. Während dieser 14-
igen Reise über Warschau und Dresden nach Paris, kam v. Caul.
t von des Kaisers Seite. Das innigste Vertrauen schien Beide enger
je zu verknüpfen; allein der Herzog konnte im Staatsrathe dem in
ug auf Krieg und Frieden von Napoleon befolgten System nicht bei-
imen, und zog sich daher von jeder unmittelbaren Theilnahme an der
schäftsführung zurück. Indeß besorgte er, während einer kurzen Ab-
enheit des Herz. v. Bassano, zu Dresden 1813 den diplomat. Brief-
chsel mit dem Hrn. v. Bubna, und verlangte am 18. Mai, in Auf-
g von Napoleon, eine Unterredung mit dem Kaiser Alexander, die
och nicht erfolgte, weil Napoleon die Verbündeten bei Bautzen angriff.
st am 27. Mai nahm die Unterhandlung des H. v. Caul. mit den
neralen Schuwaloff und Kleist, über den vom franz. Kaiser vorge-
lagenen Waffenstillstand zu Pläswitz (einem Dorfe im strigauer Kreise)
en Anfang, und am 4. Juni wurde von ihm der daselbst abgeschlossene
rtrag unterzeichnet. Der Herz. v. Vicenza ward hierauf zum franz.
vollmächtigten auf dem Congresse zu Prag ernannt, wo er aber erst
t 28. Juli ankam. Ein kurzer Notenwechsel führte nicht zum Ziele,
rauf Oestreich am 12. dem Kriege gegen Frankreich beitrat. Ebenso
geblich waren Caulaincourt's spätere Friedensunterhandlungen, die er
Dec. von Luneville aus schriftlich mit dem Grafen Metternich zu
ankfurt wieder anknüpfen sollte. Napoleon hatte ihn schon am 16. Nov.
seinem Bevollmächtigten und bald darauf zu seinem Minister der aus-
rtigen Angelegenheiten ernannt. H. v. Caul. schlug dem Kaiser vor,
von den Alliirten zu Frankfurt gemachten Vorschläge bekanntzumachen,
d seine friedliche Gesinnung bestimmt zu erklären, zugleich aber auch
Nation zur Vertheidigung der Naturgrenzen Frankreichs aufzurufen.
ese ritterlich offene Diplomatik erhielt nicht Napoleons Zustimmung.
terdessen rückten die verbündeten Heere in Frankreich ein, und erst am
Febr. 1814 wurde der Friedenscongreß zu Chatillon eröffnet. Hier
tte Caul. Anfangs unbedingte Vollmacht, den Frieden zu unterzeich-

nen; allein nach den ersten Vortheilen, die Napoleon über das [illegible] Heer erkämpft hatte, nahm der franz. Kaiser am 18. Febr. [illegible] macht zurück; Caul. erhielt jedoch erst am 21. den Befehl, [illegible] Vorwissen seines Monarchen zu unterzeichnen. Nach der Auflösung Congresses am 19. März begab sich H. v. Caul. zu dem Kaiser, [illegible] am 25. bei St.-Dizier antraf. Unterdessen waren die verbündeten gegen Paris gezogen; Napoleon eilte zu spät nach Fontainebleau sandte am 30. den H. v. Caul. an den Fürsten von Schwarzenberg Bondy, der aber seine Anträge zurückwies. Nach der Capitulation Hauptstadt sandte Napoleon den H. v. Caul. und die Marschälle und Macdonald zu dem Kaiser Alexander. Caul. bot Alles auf, ihm Eifer und Treue eingaben, um Napoleons und dessen Sohnes teressen sicher zu stellen. Darauf schloß Caul. den Entsagungsact von Fontainebleau den 11. April 1814 ab. So verharrte er Napoleons Abreise von Fontainebleau den 20. April, treu im Unglück seines Monarchen. Napoleon gab ihm als Andenken seinen Siegelring in einem orientalischen Stein geschnittenes Portrait. Mit der Treue brachte H. v. Caul. die Vollziehung des Tractats von Fontainebleau zu Stande; darauf zog er sich auf ein Landgut zurück. Er wurde obwohl von Napoleon 1813 zum Mitgliede des Senats ernannt, [illegible] Pairskammer 1814 nicht aufgenommen. Während der hundert Tage rief ihn Napoleon nach Paris und übertrug ihm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Eigenschaft erließ er am 4. April 1815 das bekannte Rundschreiben an die auswärtigen Cabinette, in welchem er Napoleons friedliche Gesinnungen erklärte, das aber an keinem Hofe angenommen wurde. Auch nach der 2. Abdankung des Kaisers blieb H. von Caul. als Mitglied der Regierungscommission für die Rechte seines Vaterlandes thätig; allein die Rückkehr des Königs endigte seine öffentliche Laufbahn. Er sollte verbannt werden; einflußreiche Freunde und das Wohlwollen eines fremden Hofes bewirkten jedoch die Durchstreichung seines Namens aus der Liste vom 24. Juli 1815. In dieser Zeit gab ihm das Werk des Oberlieutenant Koch über den Feldzug 1814 Veranlassung, ein Actenstück aus seinem diplomatischen Portefeuille bekanntzumachen, welches die wahren Beweggründe, warum Napoleon die Friedensbedingungen von Chatillon nicht angenommen habe, enthalte. Dieser Mittheilung wegen ward H. v. Caul. gerichtlich belangt, aber freigesprochen. Er lebte nun abwechselnd zu Paris und auf seinen Gütern, mit Erziehung seiner Kinder und mit der Landwirthschaft beschäftigt, bis an seinen im Febr. 1827 erfolgten Tod.

Ein jüngerer Bruder des Herzogs war der tapfere General der Cavalerie, Graf Caulaincourt (Auguste Jean Gabriel), geb. [illegible] der 1792 Offizier, dann Adjutant des General Aub. Dubayet, [illegible] Brigade- und 1809 Divisionsgeneral wurde; der bei mehren Attaquen griffen in den italienischen, deutschen und spanischen Feldzügen [illegible] bei Erstürmung der Tajobrücke zu Arzo-Bispo den 8. Aug. 1809 [illegible] der kühnsten Führer zum Siege war; der als Heerführer, zuletzt in [illegible] land, streng auf Zucht und Ordnung hielt; der endlich an der Spitze des 2. Cavaleriecorps in der Schlacht an der Moskwa (7. Sept. 1812) mit dem 5. Küraſſierregiment die große Schanze des russischen linken Flügels erstürmend, von einer Kanonenkugel getroffen, zugleich den Tod und dem Siege in die Arme sank.

Digitized by Google

Vico (Giovanni Battista), ein berühmter Schriftsteller Italiens, geb. zu Neapel, hatte von Jugend an eine schwermüthige, zum Ernst Nachdenken geneigte Gemüthsstimmung. Er wandte seinen Geist die Rechtsgelehrsamkeit, schwächte aber durch unausgesetztes Arbeiten Gesundheit. Der Bischof von Ischia, Rocco, übertrug ihm deß- die Lehrerstelle bei seinem Neffen, welche er 9 J. bekleidete. Unermeßlich , was er in dieser Zeit las und dachte. In Neapel ward er nach langem rten Lehrer der schönen Redekünste, später königl. Historiograph. Un- ässige Studien, verbunden mit häuslichen Sorgen, erschöpften indeß en kräftigen Geist so sehr, daß er in Blödsinn versank. So starb er 4. — Vico war einer der originellsten und scharfsinnigsten Denker, reich an köstlichen, aber auch an gewagten und unstatthaften Ideen. Mythologie ist seine Führerin durch das Dunkel der Vergangenheit. n Hauptwerk, in welchem er die in seinen frühern Schriften aufge- ten Grundsätze ausführlich entwickelte, sind seine „Principj di una nza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni" (Neapel 25; 7. Aufl. Neapel 1817). Merkwürdig ist das Zusammentreffen o's in vielen Ansichten über Homer mit Wolf und Niebuhr. — Sein ihm selbst geschriebenes Leben steht in den „Opuscoli Calogeriani" h. 1.). 1818 erschienen zu Neapel: „Gian Battista Vico opuscoli colti e pubblicati da Carlo Antonio Rosa", welche manches bisher gedruckte nebst der Selbstbiographie des Verf. und seinem Bildnisse halten. Die „Principj di una scienza nuova etc." sind übersetzt u. T. „Giambattista Vico, Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die nschaftliche Natur der Völker" (a. d. Ital. von D. Wilh. Ernst eber, Leipz. 1822). Die Uebersetzung empfiehlt sich durch strengen Fleiß, ue Sorgfalt, besonders in den Citaten, und erhält noch einen Werth rch die Anmerkungen. Göthe hat in seiner Selbstbiographie zuerst das ildete Publicum auf diesen merkwürdigen Schriftsteller hingewiesen, dem er ihn mit dem genialen Hamann vergleicht und jeder Literatur solchen Altvordern Glück wünscht.

Vicogne (span. Vicunna, Camelus Pacos L.), das Schafkameel, vierfüßiges Thier, ist so groß als eine Geiß, mit langem Hals, ne Höcker, hat hohe Füße, gespaltene Klauen, ist am Oberleib röth- hbraun, am Unterleib weiß, hat am Rücken seidenartige, braune Wolle, Zoll lang, einen aufrechten Schwanz, bewohnt die gebirgigen Gegen- n von Mexico, Peru, Chile, in großen Heerden; ist sehr scheu, doch ßt es sich zähmen. Man fängt sie, indem man Schnüre mit Lappen sspannt, und sie dagegen treibt, wo sie in ganzen Haufen davor stehen iben und nicht wagen darüber wegzuspringen. Man schätzt sie wegen er rothbraunen, bisweilen auch blaßrothen und gelblichen, dichten, ßerst feinen Haare oder Wolle, welche die feinste und seidenartigste er bekannten Wollarten ist. Es gibt 3 verschiedene Arten derselben Rücksicht ihrer Güte, nach welcher sie zu Tüchern, Hüten oder Tape- verarbeitet wird. — Die Amerikaner verarbeiteten sie schon zu Zeuchen, s die Europäer zu ihnen kamen. Außer der Wolle kommt von diesen hieren auch der Bezoar. Man hat versucht, sie nach Europa zu ver- lanzen, sie sind aber nicht fortgekommen, wahrscheinlich man sie in das heiße Klima von Andalusien brachte, da sie vielmehr kältere Gegen- gewohnt sind.

Victor Emanuel I., s. Sardinische Monarchie.

Digitized by Google

Victor (Sextus Aurelius), altrömischer Historiker, wahrsch. ein Afrikaner, blühte im 4. christlichen Jahrh. Er stand beim K. Julian in hoher Gunst und war unter Theodosius Statthalter in P. Von seiner Geschichte vom Ursprung des römischen Volks, von J. bis auf Konstantin, ist nur der Anfang auf uns gekommen. Auch ben wir unter seinem Namen ein anderes Buch: „Von berühmten L. nern". Die geschätzteste Ausgabe ist von Arnzen (Amsterd. 1733).

Victoria, bei den Griechen Nike, das Symbol des Sieges, Tochter des Styx, nebst dem Zelos, Kratos und der Bia (Muth, G. Gewalt), vom Pallas, dem Sohne des Krios, einem Titanen, er. Diese Kinder der Styx standen dem Jupiter im Kriege mit den T. nen bei und genossen dafür die Ehre, stets neben Jupiter zu sitzen. toria ward als ein junges Frauenzimmer mit einem Lorberkranz Palmzweig in der Hand abgebildet. Bisweilen trägt sie Minerva von Nikephore genannt, in der Hand, oder sonst ein Held. Bisw. krönt sie einen Helden oder fliegt über ihm.

Vida (Marcus Hieronymus), ein trefflicher Dichter in latein. Sprache, geb. zu Cremona 1470 aus einer armen adeligen Familie, dirte zu Mantua, Padua und Bologna schöne Wissenschaften und tesgelehrtheit. Er wurde Kanonicus an der Laterankirche zu Rom erhielt vom Papst Leo X., der ihm auftrug, das Leben des Er. in einem Epos zu besingen, ein Priorat zu Tivoli. Clemens VII. e. ihn nach Vollendung seiner „Christiade" zum Bischof von Alba in zogthum Montferrat (1532). Vida bekleidete diese Würde bis an nen 1566 erfolgten Tod. Er war einer der Wiedererneuerer der P. Poesie unter den Italienern. Unter den Nachahmern Virgil's zeich. sich vorzüglich aus. Seine Verse sind harmonisch. Doch gereicht zum Vorwurf, daß er in seine christlichen Gedichte zu viel heid. Mythologie einmischte. Von seinen geistlichen Gedichten nennen „Christiados libri sex" (Cremona 1535, 4., und öfter) und Sein Werk: „De arte poetica", bloß die Regeln für das Heldenge. enthaltend, hat Klotz neu herausgegeben (Altenb. 1766). Vorzüglich auch seine weltlichen Poesien: die kunstvollen Gedanken „De bom. und „De scacchorum ludo" (Schachspiel) (1527) und mehre vers. Stücke. In classischem Latein sind auch seine prosaischen Werke, d. gen politischen Inhalts, Reden und Briefe, geschrieben. Eine gut. gabe seiner Poesien erschien zu Padua 1731, 2 Bde., 4.

Vidimiren, d. i. beglaubigen, heißt in den Rechten, eine Abs. mit der Urkunde oder dem Original vergleichen, und darunter bez. daß sie damit völlig übereinkomme, welches gemeiniglich von einem tar geschieht. Eine solche beglaubigte Abschrift nennt man Vidi. welches auch 2) die ertheilte Erlaubniß eines Censors zum Druck e. Buches heißt: Vidimation.

Viehzucht, s. Landwirthschaft, Rindvieh- und Schafzu.

Vieil, der Name einer Künstlerfamilie, aus der Normandie st. mend, welche sich mehr als 3 Jahrh. hindurch in der Glasmalerei rühmt gemacht hat. Mehres s. Glasmalerei.

Vieleck, s. Polygon.

Vielweiberei, s. Polygamie und Ehe.

Vien (Joseph Marie), der Vater der neuern franz. Malerschule, der Wiederhersteller des guten Geschmacks in seiner Kunst in Frank.

Digitized by Google

1716 zu Montpellier, lernte daselbst und ging 1740 nach Paris; seine Talente unter Natoire's Leitung sich glänzend entwickelten. : wandte er sich nach Rom und bewies hier schon seine Meister- t durch sein treffliches Bild, der Eremit. Bei der Rückkehr nach s errichtete Vien eine Malerschule, die von 1750—75 dauerte und welcher viele ausgezeichnete Schüler hervorgingen. Die Regierung nnte ihn 1771 zum Director der Eleven, die auf Kosten des Staats Rom gingen, und 1775 zum Director der franz. Akademie in Rom beehrte ihn mit dem St.-Michaelsorden. Als er von Rom nach Pa- urückkam, ernannte ihn Ludwig XVI. zu seinem ersten Maler. Durch Revolution verlor er seine Stelle, ward aber nach wiederhergestell- Ruhe Mitglied des Instituts und des Erhaltungssenats, sowie zum z. Reichsgrafen erhoben. Noch in seinem hohen Alter war er thä- nd malte Blumen und idyllische Scenen. Den Abschied Hektor's von romache malte er im 75., Helenen von Aeneas verfolgt in seinem Jahre. Er starb zu Paris 1809 im 93. J. Vien hat in seinem rlande die Liebe zum Schönen geweckt und den Geschmack zu dem ßen und Einfachen der Antike zurückgeführt.

Viereck (mathem.), eine Figur, die durch 4 Linien gebildet wird. her gehört das Quadrat (rechtwinklig, gleichseitig), das Oblon- g oder Rectagulum (rechtwinklig, ungleichseitig), der Rhombus Raute (schiefwinklig, mit parallelen, gleichen), das Rhomboid efwinklig, mit parallelen, ungleichen Seiten): welche 4 Arten von ecken man auch unter der gemeinschaftlichen Benennung Paralle- ramme zusammenbegreift, ein Ausdruck, den Euklides jedoch nicht und endlich das Trapez oder Trapezoid, oder unregelmäßige, r obigen Arten nicht inbegriffene Vierecke.

Vierstimmig nennt man ein Tonstück oder auch nur einzelne Sätze lben, wenn dabei 4 Stimmen vorhanden sind, von welchen jede in n eigenthümlichen Tonfolgen fortschreitet, es sey nun, daß, sowie im re einer Motette, oder in dem Quartett, keine andre Stimme weiter anden ist, oder es sey auch, daß die 4 Stimmen bald von jenem rumente in der Octave oder in dem Einklange unterstützt werden. bleibt z. B. in der Symphonie der Satz immer nur vierstimmig, n auch die 4 ihre eigne Melodie führenden Hauptstimmen, nämlich beiden Violinen, Viole und Baß, von den Hoboen, Hörnern, Trom- n oder Fagotten u. s. w. im Einklange oder in der Octave unter- t werden. Die Stimmen eines vierstimmigen Satzes können in Rück- auf ihren besondern Charakter auf sehr verschiedene Arten bearbei- seyn; sie können z. B. alle 4 den Charakter einer Hauptstimme durch ganze Tonstück hindurch mit gleichem Rechte behaupten; dieß ge- ht theils in der vierstimmigen Fuge, theils im Quartro und Quar- wenn dieses Wort nämlich im strengern Sinne gebraucht wird. Es ten aber auch nur 2 oder 3 Stimmen durchgehends obligat gearbei- seyn und die andern das Amt der Begleitung über sich nehmen, ohne der Satz aufhört, vierstimmig zu seyn. In der Arie und im Con- , oft auch in der Symphonie, behauptet sogar, bei jenen bloß die ostimme und in dieser oft die erste Violine, allein den Rang einer uptstimme, welcher die übrigen zur Begleitung dienen. In diesem en Falle nennt man den Satz homorphonisch, in den vorhergehenden en hingegen wird er polyphonisch genannt. (S. Stimme und

Digitized by Google

Quartett.) — Vielstimmig nennt man den Satz (die Ha
oft, wenn die Stimmen mehr als 4 sind, obgleich auch schon d
stimmige Satz vielstimmig dem Worte und Begriffe nach ist, d
bedarf schon hier der Verdoppelung der Dreiklänge. Seit lan
hat man auch den vierstimmigen Volksgesang und vornehmlich d
lichen, d. h. den Choral, einzuführen gesucht, z. B. in der Sch
Würtemberg, wozu es methodischer Anleitung im Gesang bedarf.

Vierwaldstädter See, ein romantischer Landsee Helveti
in der Mitte des Landes, hat seinen Namen daher, weil er die,
städte genannte Oerter Schwyz, Uri, Unterwalden und Luzern
Seine Gestalt, von allen Seiten von hohen Bergen eingeschlo
sehr unregelmäßig und bildet eigentlich 3 verschiedene Hauptbec
von das nördliche vorzüglich der Luzernersee, das mittlere der
trichter, das südliche der Urnersee genannt wird. Seine größt
beträgt 9 Stunden, seine Breite nirgends über eine Stunde, m
größte Tiefe bis 900 Fuß, ja sie soll oft unergründlich sey
Wasser ist hell und schön lichtgrün. Die Reuß durchströmt ihn,
welcher er aber noch eine große Menge nicht unbedeutender Bäc
nimmt. Eine einzige Insel, Altstad (altes Gestade) genannt, liegt
See. Seine Ufer sind wenig angebaut, aber umgeben von sehr
Alpen, wovon die nächsten der Rigi, der Aren- und der Pila
Viele tiefe und schauerliche Buchten und Vorgebirge bildend, ist k
derer See in der Schweiz so reich an stets-wechselnden, mannic
Naturschönheiten. Auch sind diese Ufer der wahrhaft classische
für die Geschichte Helvetiens: das Rütli, wo zuerst die Freiheit
genossen beschworen wurde, und die Tell's-Platte und Capelle, w
aus dem Schiffe des Landvogts mit kühnem Sprunge sich rette
an seinem westlichen, diese an seinem östlichen Ufer. In der
von Luzern, welche Stadt mit ihren vielen Thürmen aus den
hervorsteigt, sind die Ufer niedrig, mit hübschen Landhäusern m
fern, mit Wäldern von Obstbäumen besetzt. Schön an die Ber
lehnen sich die Flecken Stanz und Schwyz, Gersau und Küß
Wie mehre andre Seen der Schweiz, so steht besonders dieser m
Rufe, wegen der Gefahr, ihn zu beschiffen, und freilich, wenn pl
Ungewitter eintreten, oder der Föhn, ein stürmender Südwind, a
Gebirge losbricht, so begreift man wohl, daß die hohen Felsenu
die in den engen Kesseln sich hoch aufthürmenden Wellen manchem
den Untergang bringen müssen. Diese Gefahr verschwindet aber,
man sich nüchternen, mit der Beschaffenheit des Landes bekannten
fern anvertraut. Die Schifffahrt auf diesem See ist in den Sc
monaten nicht allein gefahrlos, sondern selbst höchst regelmäßig.
Morgen weht der Wind von den Alpen herab und wird nach de
schiedenen Lage zum Ost- oder Südwinde. Von 9 bis 12 Uhr h
gewöhnlich Windstille, worauf sich Nachmittags ein gelinder Wes
Nordwind einstellt, auf welchen bei Sonnenuntergang dann wied
Alpenwind folgt. Unter den zahlreichen Fischen des Sees werden
geschätzt die Lachse, Forellen, Welse, Barben und Rötteln.

Vieta (Franz), berühmter Mathematiker von Fontenay in P
wo er um 1540 geboren war, bekleidete die Stelle eines Requet
sters bei der Königin Margaretha in Paris. Er war der Erf
die Buchstabenrechnung in der Algebra einführte, da man sich früh

chnung der unbekannten Größen gewisser Zeichen bedient hatte, welche
ossischen hießen, weil nämlich die ganze Rechnungsart den Namen
Regel Coß führte. Er selbst führte dafür die großen Buchstaben ein
nannte sie Species. Daher seine Algebra den Namen Speciosa
Logistica speciosa erhielt. Auch wandte er die Algebra auf die
metrie an. Weil er oft griech. Wörter in seinen Schriften anwandte,
dieselben schwer zu verstehen. Er starb 1608.

Vigilien (aus dem Lat. von vigil, wachend), das Wachen. Die
ier nannten so die 4 Nachtwachen beim Heere, deren jede aus 3
aden bestand, die nach der Jahreszeit bald größer, bald kleiner wa-
— Vigilie heißt bei den Katholiken auch der Vorabend vor einem
großen Kirchenfeste, auch vor dem Festtage eines Heiligen. Diese
ennung ist daher gekommen, weil man zu den Zeiten der ersten Chri-
vor einem Festtage einen Theil der Nacht hindurch mit Wachen und
n zubrachte, um sich auf den folgenden Festtag vorzubereiten (der
nnte franz. Ausdruck: être à la veille etc. im Begriff stehen, Etwas zu
, hat eben daher seinen Ursprung). — Vigilie nennt man ferner
der kathol. Kirche den Gebrauch, am Abend vor dem Tage Allersee-
(Allerheiligen) gewisse Psalmen in der Kirche zu singen oder zu be-
ein Gebrauch, der auch bisweilen am Tage vor einem zu haltenden
lichen Todten- oder Seelenamte stattfindet.

Vignoles (Etienne Lahyre, eigentlich) war einer jener Ritter unter
l VII. von Frankreich, die sich in den Kämpfen mit den Engländern
nders auszeichneten, und ist in der Geschichte vorzüglich als ein treuer
ährte des Mädchens von Orleans bekannt, wie ihn auch unser gro-
Dichter in seinem Drama, dessen Heldin jenes berühmte Mädchen
gezeichnet hat. Den Haß gegen die Engländer, welche damals
nkreich verwüsteten, hatte Lahyre gleichsam mit der Muttermilch ein-
gen, denn der Wohlstand seiner, einst reichen und angesehenen Fami-
war, wie so vieles Andere, durch diese immerwährenden Feinde sei-
Volkes zerstört worden. Als 1418 Coucy durch die Verrätherei der
liebten des Commandanten an die Bundesgenossen der Briten, die
rgunder überging, stellten Lahyre und der, nicht minder tapfre Prinz
Raintrailles sich an die Spitze der noch übrigen Besatzung und führte
Wagstück aus, die kleine Schar glücklich durch ein, mit Feinden be-
tes Land, unter beständigen, meist siegreichen Gefechten hindurch zu
ren. 1429 eroberten die beiden Freunde Crespi in Valois, wurden
r im folg. J. durch die Burgunder wieder daraus vertrieben. Hier-
f in der Champagne mehre glänzende Ritterthaten vollbringend und
b Chateau-Thierri lange gegen die überelgenen Feinde vertheidigend,
rd Lahyre endlich gefangen und nur nach Erlegung eines ansehnlichen
egeldes wieder freigelassen. Er griff hierauf sogleich mit einem klei-
n Haufen Compiegne an, half Montargis entsetzen und eilte nun dem
drängten Orleans zu Hülfe. Von der Regierung dieser Stadt an den
uphin (Karl VII.) gesendet, um Unterstützung von diesem zu erbitten,
d er den schwachen und genußreichen Fürsten beschäftigt, eben ein gro-
Fest anzuordnen. „Was denkt Ihr?" sprach Karl zu dem Ritter, der
s eitle Treiben an des Dauphins Hofe mit finstern Blicken betrachtete:
ich denke", erwiederte Lahyre, „man kann ein Königreich nicht lusti-
verlieren". Nach Orleans zurückgekehrt, suchte er nun sein Mög-
lichstes zu thun, um die Stadt zu retten und die Trümmer der geschla-

nen Armee zu sammeln, und als endlich die begeisterte Jung
schien, und den verglommnen Muth in der Brust der Franzosen
anfachte, schloß er sich zuerst der Retterin an, und geleitete sie
Einzuge in die Stadt. Hierauf die geschlagnen Engländer ver
und in den Schlachten von Jargau und Patai sich auszeichnend,
er mitten im Winter Louviers und drang bis vor die Thore von
in der edlen Absicht, die unglückliche Johanna, die als ein Opfer
Rachsucht und Bigotterie fiel, zu befreien, wobei er aber selbst be
sal hatte, von den Engländern gefangen zu werden, deren Haft
jedoch bald wieder entzog, um sie von neuem, mit Raintrailles
zu bekämpfen. So blieb Lahyre bis an sein Ende der erbittert
der Feinde seines Vaterlandes, und durch seine List und Tapfer
er ihnen manchen bedeutenden Schaden. Mehrmal noch, oft
Verrätherei falscher Freunde, in Gefangenschaft gerathen, wußte
doch stets wieder loszumachen, und trotzte sogar eine Zeitlang
eignen König, indem er den kleinen Krieg gegen die Engländer
Burgunder fortführte und einige Städte besetzt, während Karl
längst Frieden mit den Feinden geschlossen hatte. Auf einer Reise
Montauban, wohin er Karl VII. 1442 begleitete, starb er, ge
durch Wunden, und seine romantische Tapferkeit und die Anhäng
an das Mädchen von Orleans erwarben ihm nach seinem Tode
same Ehre, daß sein Name dem Couer valet in der franz. Kar
deren Bilder sich bekanntlich mit allerlei Heldennamen schmücken,
gelegt wurde.

Villa hieß bei den Römern ein Landhaus. Anfangs waren
Gebäude sehr einfach, wie die des M. Cato, Scipio's u. A. Sie
einer der Ersten, der seine Villen prächtig ausschmückte, und bald
sich Nachfolger. Man legte die Villen bald in lachenden Thälern, bald
Meeresufer, oder an Landseen, oder auf Bergen und Hügeln an;
lich liebte man die Lage am Meere und an den Seen. Man theilte
jede Villa in drei Theile: Villa urbana enthielt die Wohngebäude,
Alles in sich faßten, was zu einer bequemen und prachtvollen
wohnung eines reichen Römers gehörte, sogar Bäder. Villa rustica
fructuaria enthielten die zur Landwirthschaft bestimmten Gebäude,
Scheunen, Kornboden, Weinkeller u. s. w. Die umgebenden
Wiesen, Getreidefelder, Weinberge, Oelpflanzen, Wälder, Thier
waren also angelegt, daß sie zusammen ein schönes Ganzes
Hin und wieder sah man kleine Gebäude, die zum Vergnügen
Flüsse, große Fischteiche und Wasserstücke, Hügel und Berge,
und Wälder, und überall die schönsten Aussichten. Unter den
nahm der Luxus immer mehr zu. Man sah nicht bloß auf Pracht
Neuheit der Verzierungen, sondern man suchte auch der Villa
ihren Theilen eine ungewöhnliche Größe zu geben. Manche Villen
jetzt Städten und die Grundstücke dazu hatten die Ausdehnung
Provinzen; Fischteiche glichen Seen und aus nutzbaren Küchen
wurden Lustgärten. Hadrian's Villa zeichnete sich durch Pracht
weitläufige Anlagen vor andern aus. Sie lag bei Tivoli und
entdeckt man Ruinen derselben. In allen Gegenden Italiens, beson
aber in der Nähe großer Städten, gibt es noch jetzt Villen, wo
städtischen Besitzer derselben sich während der schönen Jahreszeit
ten (velleggiatura); neben dem Wohnhause und Garten

Haus, wo der Pächter, der den Acker und Weinberg besorgt, mit seiner
ilie wohnt. Mehre solche zerstreut liegende Villen und Bauernhäu-
nachen ein Kirchspiel aus; denn eigentliche Dörfer gibt es in Ita-
nicht. In der Nähe von Rom sind, besonders wegen ihres Reich-
s an Kunstschätzen, die Villen Borgheſe, Aldobrandini, Estenſe,
viſt, besonders berühmt. — Zu den Zeiten der Karolinger hießen
ae regiae die königl. Meiereien oder Domainen, wo die Könige
s hausten. Weil daselbst, wegen des zahlreichen Hofstaats, mehre
äude angelegt werden mußten, so mag der Sprachgebrauch bei den
nden die Benennung ville auf die eigentlichen Städte übertragen haben.
Villani (Giovanni), ein Florentiner, blühte in der ersten Hälfte
14. Jahrh., bekleidete verschiedene bürgerliche Aemter in Florenz und
te sowohl in diesen als auch mit den Waffen für sein Vaterland.
schrieb in 12 Büchern die Geschichte der Stadt Florenz von ihrer
ründung bis 1348, wo er an der Pest starb, webte aber in seine
ihlung nicht nur die Geschichte anderer Provinzen Italiens, sondern
jener Länder ein, die er bereist und kennen gelernt hatte. Dieses
zbare Werk fand an seinem Bruder Matteo einen Fortsetzer bis
8. Die Form ist einfach und kunstlos, aber durch Kraft und Naive-
nicht ohne Reiz. Des Letztern Sohn, Filippo, Bürger, Rechts-
hrter und Richter zu Florenz, war viele Jahre Vorsteher der Ge-
nde von Perugia, zog sich aber aus Liebe zu den Wissenschaften ins
: Privatleben zurück. Er schrieb in kräftiger latein. Sprache ein
rk: „De origine civitatis florentinae et ejusdem civibus“ (der erste
il, voll Fabeln, ist nur gedruckt worden; der zweite hat Mazzucchelli
7 italien. herausgegeben); das erste Beispiel einer vaterländischen
ıargeschichte, da die Männer, deren Leben Villani beschreibt, meist
h ihre Gelehrsamkeit hervorragen.
Villars (Louis Hector, erst Marquis, dann Herzog v.), ein kühner
großer Kriegsheld, Pair und Marschall von Frankreich, stammte
einer angesehenen, aber verarmten und bei Hofe in Ungnade ge-
enen adeligen Familie und wurde zu Moulins in Bourbonnois 1653
oren. Er nahm noch sehr jung Kriegsdienste, zeichnete sich bei meh-
Gelegenheiten, vorzüglich aber im Kriege gegen Holland und im
enden Jahre bei der Belagerung Mastrichts als Cavalerieoffizier aus,
urch er sich Turenne's und des großen Condé Lobsprüche erwarb.
stieg daher schnell von Stufe zu Stufe und erhielt 1690 den Titel
s Maréchal de Camp, was ihn nur noch zu größern Anstrengungen
den folgenden Feldzügen antrieb. Nach dem ryswyker Frieden ging
(1700) als Abgesandter nach Wien, um die Unterhandlungen wegen
spanı. Erbfolge zu betreiben. Beim Ausbruch des Krieges über die-
e erhielt Villars den Oberbefehl des franz. Heeres in Deutschland,
g im Angesicht der Kaiserlichen über den Rhein und bemächtigte sich
ibergs. Um sich mit dem Kurfürsten Maximilian v. Baiern zu ver-
igen, griff er den 14. Oct. 1702 die Kaiserlichen unter dem Prinzen
ıis v. Baden, bei Friedlingen an, und erfocht einen Sieg, konnte aber
gen der Ueberlegenheit des feindlichen Heeres seinen Zweck nicht er-
chen. Ludwig XIV. ertheilte ihm deßungeachtet den Marschallsstab.
03 eroberte er nach einem kühnen und unerwarteten Marsche das für
Franzosen wichtige Kehl (12. März), griff die Linien des Prinzen v.

Digitized by Google

Baden zwar ohne Erfolg an, bewirkte aber doch (12. Mai) d
beabsichtigte Vereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern
griffen nun ein kaiserl. Heer unter dem Grafen Styrum, das
stärkung des Prinzen v. Baden bestimmt war, bei Hochstädt a
Donauwerth an, und schlugen ihn in die Flucht. Indeß der Ei
Marschalls, sein freier ungeschmeidiger Geist ward dem Kurfür
sich als ein Vasall des franz. Monarchen behandelt sah, so
er einen andern General verlangte. Villars erhielt nun Befehl,
vennischen Schwärmer zu bekriegen (April 1704) und bereitete d
mehr durch gütliche Unterhandlungen als durch Waffengewalt
Sevennen.) Die Unfälle des franz. Heeres in Deutschland r
1705 wieder dahin. Er gewann am Rheine bald die Oberh
hinderte nicht allein durch seine Bewegungen die Thätigkeit de
ten Prinzen v. Baden, sondern trieb ihn auch über den Strom
Nach des Prinzen Tode (1707) drängte er die schwache und sch
schaffene Reichsarmee noch mehr und brandschatzte, nach Ueberw
der wichtigen Linien bei Stolhofen, Franken und Schwaben.
Anstrengungen der Reichsfürsten hemmten endlich seine Fortschrit
auf ward Villars an die Spitze des franz. Heeres in Flandern
um dasselbe wieder zum Siege zu führen. Doch Marlborough u
eroberten in seinem Angesichte das feste Dornik (5. Sept. 170
gen 6 Tage später den bisher noch nie Besiegten in der Sch
Malplaquet (s. d.) und nahmen sodann Mons ein, zu dessen
Villars die Schlacht gewagt hatte. Am 24. Juli 1712 gelang
einen abgesonderten östr. Heerhaufen unter Albemarle bei Den
einen plötzlichen Ueberfall zu Grunde zu richten, worauf er M
worin Eugen seine Hauptmagazine errichtet hatte, eroberte, da
entschiedene Oberhand im Felde errang, das belagerte Landre
und mehre Festungen wieder gewann. Im folg. Jahre befehligt
Oberrhein, drängte mit einem übermächtigen Heere den Prinzen
zurück, eroberte Landau, erhob schwere Brandschatzungen in je
genden, ging sodann über den Rhein, um auch am rechten Ufe
zu verwüsten und die nächst gelegenen Rheinkreise auszusaugen, w
sich auf das schlecht versorgte Freiburg (30. Sept.). Der große
zeigte sich hier als ein Mann von rohen Sitten und ganz entblößt v
Gefühlen feinerer Menschlichkeit; er nahm die Veste am 16. No
den schauderhaftesten Grausamkeiten. Diese Unglücksfälle des
Heeres sowie die Erschöpfung Frankreichs führten eine Aussöhnung
und Villars hatte die Ehre, mit dem Prinzen Eugen den rastädt
den zu schließen (3. März 1714). Villars wurde hierauf Präsid
Kriegsraths und nach Ludwigs XIV. Tode (1715) Mitglied der
schaft und Staatsminister, und er behauptete sich in dieser Stelle
dem Herzog Regenten von Orleans und Ludwig XV. Von der
Akademie wurde er als Mitglied aufgenommen. Beim Ausbru
Krieges wegen der polnischen Königswahl (1733) wurde Villa
einem Heere als Generalfeldmarschall nach Italien gesandt, drang m
bindung mit dem Könige von Sardinien in Mailand ein und e
das ganze Herzogthum. Auf der Rückreise nach Frankreich erkrank
lars zu Turin und starb daselbst, als der letzte große Feldherr d
maligen Zeit, den 17. Juni 1734 im 83. Jahre seines Lebens.
den unter seinem Namen erschienenen „Denkwürdigkeiten" ist nur d
ersteTheil von ihm selbst geschrieben.

Villegas (Estevan Manuel de), berühmter Anakreontischer Dichter Spanier, geb. 1595 zu Nazara in Altcastilien. Auf der Schule in rid und Salamanca studirte er, und übersetzte dort nicht nur Ana- und Horaz in spanischen Versen, sondern dichtete auch in ihrem e fort. Im 23. Jahre gab er seine poetischen Arbeiten gesammelt dem König Philipp III. gewidmet u. d. T. „Amatorias" (Nazara) heraus, obwohl nicht alle dieses Inhalts und viele Oden und lderungen verschiedener Art sind. Er suchte die antike Leichtigkeit der Ueppigkeit des modernen spanischen Dichters zu verbinden; auch r häufig antike Versmaße im Spanischen nachzubilden gesucht. Spän widmete er sich mehr der Philologie und lebte von einer geringen le bis 1669.

Villers (Charles François Dom. de), Mitglied vieler gelehrten Ge haften, Ritter des heil. Ludwigs- und des schwed. Nordsternordens, 1764 zu Belchen in Deutschlothringen, erhielt seine wissenschaftliche ung bei den Benedictinern zu Metz und in der dortigen Artillerie- e und trat 1782 als Lieutenant in das Artillerieregiment von Toul Strasburg. 1793 floh er vor den Revolutionsgräueln nach Deutsch- und nahm bei dem Heere der Prinzen Dienste. Nach dem unglückl. gang des ersten Feldzuges kehrte er in seine Vaterstadt zurück, mußte von neuem die Flucht ergreifen. Nachdem er sich einige Zeit in land aufgehalten, kam er nach Deutschland, lebte abwechselnd in zminden, Driburg und Göttingen, seit 1797 in Lübeck, und ward ch den Umgang mit gelehrten Männern mit dem deutschen Schriften- n befreundet. Seine Reisen nach Paris, seine Verbindungen mit ren franz. Gelehrten trugen ebenso viel bei, der deutschen Literatur Frankreich Beachtung zu verschaffen, als seine erschienenen Schriften. er diesen machte keine mehr Aufsehen, als das vom franz. National- itut gekrönte Werk: „Ueber den Einfluß der Reformation Luther's die politische Lage der verschiedenen europ. Staaten und die Fort- itte der Aufklärung". — Als bei der Erstürmung der Stadt Lübeck 06 alle Kriegsgräuel sich über die unglückliche Stadt ergossen, half rettete er, wo es noch Rettung galt. Sein damals gedruckter ettre à Mad. la Comtesse Fanny de Beauharnois" über die Eroberung er Stadt zog ihm den Haß des franz. Heeres zu. Als die Hanse- te 1811 mit Frankreich vereinigt wurden, ward Villers verhaftet und dem franz. Reiche verwiesen. Er folgte nun einem Rufe als Pro- or der Philosophie nach Göttingen im damal. Königreich Westfalen. aber Hanover wieder unter die alte Regierung zurückkehrte, ward lers abgesetzt. Er starb 1815. Von seinen Schriften nennen wir noch: oup d'oeil sur les universités"; „Rapport sur l'état de la littérature ienne et de l'histoire en Allemagne"; „Introduction l'ouvrage de d. de Staël sur l'Allemagne"; „Constitutions des ville anséatiques" s. w. Auch übersetzte er ins Französische Reimarus's Werk „Ueber s Continentalsystem"; Heeren's „Uebersicht über den Einfluß der Kreuz- ge" u. a. Schriften. Vgl. „Zeitgenossen", Nr. V.

Villoison (Jean Battiste Gaspard d'Anse de), einer der gründ- hsten Kenner der alt- und neugriech. Sprache und Literatur, geb. zu lbeil sur Seine 1753, machte ruhmvoll seine Studien im College Beau- is zu Paris, wo ihm immer der Preis für das griech. Fach zu Theil rd und selten ihm einer für die andern wissenschaftlichen Fächer vor-

beiging. Da er ein ansehnliches Vermögen besaß, so konnte er sich ganzer Seele den Wissenschaften widmen. Schon mit 23. J. wurde Mitglied der Akademie der Inschriften. 1778 reiste er auf Befehl Regierung nach Venedig, um dort die Handschriften der St.-Marcus bliothek zu untersuchen. Hier benutzte er den Umgang des gelehrten relli, welchem Umgange auch die von Villoison herausgeg. Anecdota graeca e regia Parisiensi et e Veneta S. Marci diplomata (Lpz. 1781, 2 Bde., 4.) ihr Entstehen verdanken. Sie enthalten hist. und mythologische Sammlungen der Kaiserin Eudoxia, sowie verschiedene Auszüge aus Grammatikern, Sophisten und Philosophen, die bis in Druck noch nicht erschienen sind. In der St.-Marcusbibliothek fand er die kostbaren Handschriften, nach welchen er seine Herausgabe Homer's „Ilias" bearbeitete (Venedig 1788, Folio). Erst seitdem man den Text von Homer's Gedichten recht kennen gelernt. Auf einer Rückkehr besuchte er Deutschland, und benutzte die Bibliothek zu Weimar. Am dasigen Hofe ward Villoison mit Auszeichnung behandelt, trat hier auch mit Göthe und Wieland in Verbindung. 1785 ging er mit dem franz. Gesandten bei der ottoman. Pforte, dem Kunstfreund Grafen Choiseul-Gouffier, nach Konstantinopel, besuchte während dessen die Inseln des Archipels, die Bibliotheken der dortigen Klöster und vervollkommnete sich in der neugriech. Sprache. Während der stürmischen Revolutionsjahre hielt er sich zu Orleans auf, einzig mit der Benutzung der Bibliothek beschäftigt, die seltene Werke hat. 1797 eröffnete er zu Paris einen Cursus über griech. Literatur, worauf die damalige Regierung ihn als Professor derselben bei der Spezialschule ernannte. 1799 wurde er Mitglied des Nationalinstituts und starb 1805. Noch verdankt man ihm eine Ausg. des Homer'schen Lexicons des Apollonius mit scholl. Anmerk. (1773, 2 Bde., 4.), eine treffl. Ausg. des Longus (Lpz. 2 Bde., 4., Paris 1778, und mehre Abhandl. in den „Mém. de l'Acad. des inscript." u. a. Zeitschriften. Sein handschriftl. Nachlaß, mehre Materialien zu einer Geschichte Griechenlands, Anmerk. zum Text u. s. w., befindet sich auf der königl. Bibliothek zu Paris.

Vinalia (aus dem Lat.), Weinfeste, welche die Römer zu pflegten. Der Sage nach verlangten die siegenden Etrusker von den siegten Lateinern als Friedensbedingung die Auslieferung ihres Landes. Sie fanden dieß Gebot zu hart und beschlossen sich noch einmal Glück der Waffen anzuvertrauen. Für den glücklichen Ausgang gelobten sie dem Jupiter ihren Wein. Sie siegten und brachten jedem Fasse den ersten Becher zum Opfer. In der Folge ward dieß jährlich am 23. April wiederholt. Am 21. Aug. ward ein zweites fest gefeiert, wo man den Jupiter um eine günstige Weinlese bat. Flamen Dialis eröffnete dasselbe mit Brechung der ersten Traube; nach diesem Feste war es erlaubt, den vorigjahrigen Wein zu verkaufen.

Vincent (William), D., ein verdienter Schulmann und brauchbarer Schriftsteller, geb. zu London 1739, lernte anfangs in der Westminsterschule, studirte seit 1757 zu Cambridge Philologie und Theologie, wurde 1761 dort Baccalaureus und im folg. J. Unterlehrer, 9 J. später Lehrer, weil er eine seltene Lehrgabe besaß, zweiter Lehrer an der Schule zu Westminster, womit zugleich die Aufsicht über die königl. Schule verbunden war. Seine Verdienste wurden bald anerkannt; denn die Königin ernannte ihn 1776, nachdem er die theolog. Doctorwürde er-

zu einem seiner Capläne, 1788 zum obersten Lehrer der Westmin-
ule und 1788 zum Vorsteher des Sion-College. Dabei versah er
ine Predigerstelle an der Allerheiligenkirche in der Stadt London
urde vom Erzbischofe in York zum Unteralmosenier des Königs
nt. 1801 ward er Domherr und im folg. J. Dechant an der Col-
irche zu St.-Peter in Westminster. Er legte nun sein Schulamt
und fing nun an, da er sich wegen gewissenhafter Pflichterfüllung
u anhaltenden Studien fast gar keine Bewegung gemacht hatte,
für seine vernachlässigte Gesundheit zu thun, indem er sich in der
n Jahreszeit auf seiner Landpfarre zu Islip bei Oxford aufhielt.
rb zu London 1815. Er hat eine Menge berühmter Schüler ge-
u. A. den vorigen und den jetzigen Herzog v. Bedford, den Ba-
Sir Francis Burdett, und den D. Caray, der in dem Oberlehr-
der Westminsterschule sein Nachfolger wurde. Unter seinen zahl-
n Schriften, welche seine gründlichen Kenntnisse in der alten Lite-
sowohl als im Erziehungswesen beurkunden, hat sein auch in
chland (hier im Auszuge übersetzt von Bredow) und Frankreich
größtem Beifalle aufgenommenes Werk über den alten Handelsver-
m indischen Ocean (1807, 2 Bde., 4.) classischen Werth erlangt.
on ein tapferer Streiter für Kirche und Staat, war er dennoch
nen Schriften schonend und artig gegen verdiente Männer, welche
ieden von ihm dachten, z. B. gegen Hoorne Tooke, Porson und
n. 1817 erschien ein Verzeichniß seiner Schriften.

Vinci (Leonardo da), das Haupt der florentinischen Malerschule,
licher Sohn eines Notars, Ser Pietro, ward 1452 auf dem Schlosse
im Arnothale unweit Florenz geboren. Seine Geschicklichkeit im
nen verrieth sich schon in früher Jugend. Sein Vater, dem Winke
Natur folgend, gab ihn dem trefflichen Andrea del Varrocchio zu
nz in die Lehre, welcher nicht nur Maler, Bildhauer und Baumei-
zugleich war, sondern auch ein herrliches Talent zur Musik und
mathematische Kenntnisse hatte. Ein unablässiger Fleiß und Nach-
ungseifer hielt den lebhaften Jüngling nun mehre Jahre lang an die
kstätte gefesselt; er übte sich nicht nur im Zeichnen und im Setzen
Farben, sondern auch in der Bildhauerei; dabei dichtete er artige
n und zeigte auch musikalische Talente. Vor allen Beschäftigun-
aber lag die Malerei ihm zunächst am Herzen; und zu seines Leh-
Beschämung brachte er es darin so weit, daß er ihn selbst über-
Auch sein Aeußeres war edel und kraftvoll; sein Gespräch geist-
und anmuthig. Um Menschen und Thiere in ihrem Bau noch
dlicher kennen zu lernen, studirte er eifrig Anatomie, schrieb auch
er mehre Werke über die Anatomie des menschlichen Körpers und des
des. Um in der Baukunst es zur Meisterschaft zu bringen, vertiefte
ch in die Geometrie, Mechanik und Hydraulik. Seine Werke über
chgewicht und den Schwerpunkt sind redende Beweise seiner Kennt-
in diesen Fächern. Schon hatte, was da Vinci in jeder Kunst ge-
t, die Bewunderung von ganz Italien auf sich gezogen, als er 1482
Herzog Ludwig Sforza eingeladen wurde, sich in Mailand nieder-
ssen. Da Vinci stiftete hier eine Zeichnungsakademie, deren Einfluß
den unglücklichen Sturz des Hauses Sforza noch vortheilhafter ge-
lt haben würde. Unter den Gemälden, die er auf Befehl der Her-
fertigte, war das erste das Meduſenhaupt, und das berühmteste

das Abendmahl in dem Refectorium der Dominicaner von S. M. delle Grazie, über welches mehre unerwiesene Anekdoten (z. B. L. nardo in dem Judaskopfe den Prior des Klosters portraitirt, bei Christuskopf, weil er die Göttlichkeit desselben für unerreichbar unvollendet gelassen u. s. w.) vorhanden sind. Ohne Zweifel Absicht bei diesem Stücke, den Gegenstand so darzustellen, wie nie dargestellt worden war, und nicht allein die äußern Umrisse herrschenden Gesichtszüge der Personen zu charakterisiren, sondern Empfindungen und Leidenschaften des menschlichen Gemüths, von habensten Tugend und Menschenliebe in den Zügen des Erlösers niedrigsten Verworfenheit im Judas auszudrücken. Die übrigen benutzte er dazu, Liebe und Ehrfurcht, Freude und Kummer, und Angst, jedes Gefühl, welches dieses geheimnißvolle Mahl aufregen mußte, in ihre Mienen und Geberden zu legen. In der sitzt der göttliche Stifter und theilt mit erhabener Seelenruhe Seiten die Sinnbilder seines nahen Leidens aus. Leider ist lich Frescogemälde durch unverständige Vernachlässigung zu Grunde gangen, doch hat es sich in mehren zum Theil trefflichen alten erhalten. Wir besitzen von diesem Werke einen kostbaren Kupfer von Rafael Morghen. S. Göthe's „Kunst und Alterthum" (3. wo auch Bossi's Werk über Leonardo's Abendmahl und des Mainler's Beurtheilung desselben benutzt worden ist. Außer der Malerei breitete Leonardo's Thätigkeit, wie schon oben angedeutet, sich über cherlei Unternehmungen von erstaunlichem Umfange. Er leitete den ser der Adda bis nach Mailand, zog den schiffbaren Canal von Pisana nach den Thälern von Chiavenna und dem Veltlin durch Strecke von 200 Miglien u. s. w. 1499 ward er mit dem berühmten Michel Angelo nach Florenz berufen, um die Cartons zu den Gemälden Saale der Rathsversammlung zu entwerfen, die zu den Meisterstücken gehören. Leonardo verherrlichte einen Sieg der Florentiner unter Anführer Niccolo Piccinio, und ward hauptsächlich bewundert wegen einer Gruppe Reiter, die um eine Fahne kämpfen. Auch diese Gruppe ist nur noch durch eine Copie bekannt. Seit jener Zeit entstand zwischen beiden Meistern Eifersucht und Neid. Leonardo verließ daher Florenz, wohin er sich bei der Stuhlbesteigung Leos X. (1513) mit dem Bruder Julian v. Medici begeben hatte, weil er hier gegen Michel Angelo und Rafael nicht aufkommen konnte. Schon sehr bejahrt, nahm er eine wiederholte Einladung Franz I. an und ging 1515 nach Frankreich, wo er aber Wenig oder Nichts mehr arbeitete. Hier besuchte der großmüthige Monarch oft in Fontainebleau. Als er das letzte Mal sein Zimmer trat, fand er den kraftlosen Greis damit beschäftigt, das Abendmahl zu nehmen. Er trat hinzu, unterstützte ihm dabei das Haupt, und in diesem Augenblick, sagt sein Biograph, entfloh des Künstlers Geist, im Gefühle, daß er nicht ehrenvoller enden könne als in des Königs Armen (1519). — Die Welt ehrt in Leonardo den Mann, der die durch Cimabue (1420) wieder erweckte Kunst der Malerei in ihrem ganzen Umfange auf Grundsätze und feste Regeln zurückzuführen suchte. Nur wenige Gemälde sind von ihm vorhanden, welche er die letzte Hand gelegt hat. Daran war sein bis in sein Alter rastloses Fortschreiten in seinen Studien Schuld, welches die genügsame Ruhe, die sich auf gewisse bestimmte Mittel beschränkt,

Digitized by Google

ete. Tiefe Wahrheit war sein Ziel. Beim Anfange einer Arbeit chtsam, daß er gleich einem Anfänger zittern konnte, stieg seine riedenheit mit dem Werke immer mehr, bis er es meist noch vor ollendung aufgab. Außer den genannten gehören zu seinen berühm- Werken das Bild der Lisa del Giocondo in Paris; das liebliche, N. la vierge aux rochers bekannte Gemälde; eine Leda in der mlung des Fürsten v. Kaunitz in Wien; ein Gemälde im Pallast ili zu Rom, die Unterredung des Knaben Jesu mit den Lehrern empel vorstellend; Johannes der Täufer, sonst im franz Museum; Bild des Herzogs Lodovico Maria Sforza in der dresdner Galle- u. a. Fast ebenso schätzbar als die Gemälde dieses unsterblichen Heros sind seine Schriften, von denen leider ein Theil verloren ge- en, ein andrer Handschrift geblieben ist. Nur sein „Trattato della ra" ist erschienen, zuerst 1651; am vollständigsten hat ihn 1817 der othekar Manzi herausgegeben. Mit tiefer Einsicht, sagt Fiorillo, Leonardo in diesem Buche die Materien vom Licht, vom Schatten, den Reflexen, und hauptsächlich von den Hintergründen abgehan- Daß, da die natürlichen Körper meistens von krummen Linien mzt sind, die eine gewisse Weichheit haben, es eine Hauptsache ist, Umrisse sich sanft verlieren zu lassen, daß dieß nur mittelst des Grun- zu bewerkstelligen ist, auf welchem ein Gegenstand erscheint; daß der re Umriß des umgebenden Grundes und der äußere Umriß des Ge- tandes einerlei sind, ja daß der letzte überhaupt nur durch Hülfe der ihm verschiedenen Umgebungen, seiner Figur nach, sichtbar wird; ferner nicht nur die Erscheinung der Figuren, sondern auch der ben, von den Umgebungen abhängig ist, und die Farben sich gegen- y bestimmen, heben und schwächen; daß, wenn Gegenstände von glei- Farbe vor einander erscheinen sollen, die verschiedenen Grade der igkeit derselben sie von einander sondern und entfernen müssen, in- die zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindliche Luftmasse, größer sie ist, desto mehr die Farben lindert und dämpft: alle diese en hat Vinci vollkommen verstanden und auf das beste entwickelt. ier dieser Abhandl. und einem „„Fragment d'un traité sur les mou- ens du corps humain" ist von ihm nichts gedruckt; aber die Ambro- ische Bibliothek in Mailand besitzt 16 Bde. Handschriften; 7 andre . sollen an den König Philipp von Spanien gekommen seyn. Bis sind diese Schätze nicht einmal dem Inhalte nach weiter bekannt. n den schönen Handzeichnungen und Studien Leonardos (denn er hatte ner ein Büchelein bei sich, worin er anziehende Gestalten und Gesich- , die ihm vorkamen, oder den sichtbaren Ausdruck verschiedener Ge- thsbewegungen, welchen er zu beobachten Gelegenheit fand, fleißig zeichnete) gab Caylus eine Sammlung heraus: „Recueil de têtes de actère et de charge etc." (1730), wovon auch ein deutscher Nach- y vorhanden ist. Hierher gehören noch: „Dessins de Léon. de Vinci, vés par Ch. J. Gerli" (Mailand 1784) und „Osservazione sopra i egni di Leonardo, dall' Abb. Amoretti" (Mail. 1784). Außerdem d seit 1796 zu London die zahlreichen Handzeichnungen Leonardos, lche der König von England besitzt, im Stich erschienen: „Imitations original designs by L. da Vinci, published by J. Chamberlaine" 796, Folio). Vgl. auch Braun, „Leonardo da Vinci's Leben" (Halle 19, 8.)

Digitized by Google

Vindelicier, ein ansehnliches Volk in Süddeutschland, ein der Rhätier. Erst nach Bezwingung der Letztern lernten sie kennen, daher ihr Name vor Augusts nicht vorkommt. Sie saßen nördlichen Abhange der Alpen, vom Bodensee an durch den bergigten Strich von Baiern und den nördlichen von Tirol bis Innfluß. Nach Vertreibung der Bojer breiteten sie sich aus Ebene derselben aus; daher Drusus dem von ihm angelegten (Augsburg) den Beinamen Vindelicorum gab und Tiberius bei len der Donau mit Vindelicern zu streiten hatte. Das von wohnte Land hieß Vindelicien. Nach schweren Kämpfen endlich besiegt; um sie nun leichter im Zaum zu halten, führte größten und streitbarsten Theil mit sich fort und ließ nur so als die Bebauung des Landes nothwendig erforderte.

Vindication, die Zurückforderung seines Eigenthums; Vindicationsklage, mittelst welcher Jemand, wegen des an einer ihm zustehenden Eigenthums auf Herausgabe derselben gegen D sie ihm vorenthält, klagt.

Vindicta, Rache, Bestrafung, oder auch die Klage wegen ten Schadens oder Unrechts. — **Vindicta** hieß bei den Römern der Stab, mit dem sie Sklaven berührten, die sie freiließen. — in den Pandekten das Capitel vindicta de manumissis.

Vineis (Peter von), berühmter Rechtsgelehrter und Staat des 13. Jahrh., aus Capua gebürtig und geringen Herkommens, mete sich an der damals weltbekannten Hochschule zu Bologna di dien. Seine Lebensverhältnisse waren so beschränkt, daß er um sen nachsuchen mußte. Aber Fleiß und Anlagen zeichnete ihn bald seinen Mitschülern aus; und der Kaiser Friedrich II., der seine D geschickt zu wählen wußte, gab ihm, ihn zufällig kennen lernend, eine Anstellung am Hofe. Er stieg von einer Stufe öffentlicher samkeit zur andern, bis zum Großrichter. Als solcher entwarf älteste Gesetzbuch neuerer Zeit, welches der Kaiser 1231 öffentlich machte. Vineis wußte sich das ganze Vertrauen seines Herrn zu ben und nahm, später zum Prosenator erhoben, an allen Angelegen desselben den wichtigsten Theil. Er vertheidigte ihn mit großer wandtheit mündlich und schriftlich gegen die Päpste Gregor IX. nocenz IV., ward zu den wichtigsten Gesandtschaften gebraucht, sich auch ein für jene Zeit ungemein großes Vermögen. So setzte der Kaiser Peters Einsicht und richtigen Blick, daß er nicht dessen Meinung vor seiner eignen den Vorzug gab, und ihn als und Poet (er dichtete das älteste Sonett, welches wir in ital. kennen, und das selbst dem Gehalte nach unzählige von Spätern wiegt) als erste Zierde des Hofes wie des Rathes neben sich Diese Bedeutung Peters erkannten Hohe und Niedere. Der König England bat ihn, seine Angelegenheiten beim Kaiser zu unterstützen, der Papst verschmähte es nicht, mit ihm in unmittelbaren Briefwechsel zu treten. Wenn dieß die Häupter der Welt thaten, so konnte es den untersten Kreisen nicht an gemeiner Schmeichelei fehlen, und Verführung von der feinsten bis zur geringsten Art nahte sich Peters jedem mächtigen Günstlinge eines gewaltigen Herrschers. Aus glei Gründen fanden sich aber in der Stille auch Neider, Feinde und Verleumder. Sie beschuldigten ihn der Anhäufung übergroßer Reichthü

Digitized by Google

nächtiger Handlungen und Einlassung ungebührlicher Verbindungen
em Papste zur Zeit der lyoner Kirchenversammlung (1246), wo
aiser mit dem Bannfluche belastet worden war. Jener Punkt ist
nach von Raumer („Geschichte der Hohenstaufen") ganz unerwie-
Zu diesen Anklagen kamen neue, die seinen Sturz herbeiführten.
errschen aber über dieselben die verschiedensten Berichte, worüber
die Leser auf von Raumer's „Gesch. der Hohenstaufen" (4. Bd.,
1824) verweisen, und nur im Allgemeinen bemerken: Im Mai
war Kaiser Friedrich in Pisa und im Juni nennt er Petern einen
ither. Deßhalb könnte sein Tod wohl in jener Stadt eingetreten
Ob ihn Friedrich habe blenden lassen, steht nicht mit vollkommener
ißheit fest; es ist wahrscheinlich, daß Peter sich selbst aus Verzweif-
den Tod gab. Seine Staatsbriefe bewähren den gewandten Ge-
smann und gebildeten Gelehrten, der mit Gelehrsamkeit und Nach-
, selbst mit einzelnen Zügen der Beredtsamkeit, die Rechte seines
rrs zu vertheidigen wußte, und dienen daher der Geschichte zu einer
haltigen Quelle. „Epistolae lib 6." von J. R. Iselin (Basel 1740,
e., 8.), einige später aufgefundene Briefe in Martene's „Collect.
liss." (T. II. p. 1137). Vgl. Ch. G. Müller's „Progr. de Cod.
epist. Pet. de Vineis, qui ornat bibl. episcop. Cizensem" (Leipzig
, 4.).

Vinificator, eine Vorrichtung, um die spirituösen Bestandtheile,
he in Luftform aus dem gährenden Weine, aus dem brausenden Moste
eichen, demselben wiederum zuzuführen und ihn hierdurch zu ver-
rn. Die wesentlichen Bestandtheile der Weintrauben oder des Trau-
ostes sind: zuckerige Materie, ein stickstoffhaltiger, die Gährung be-
ender Stoff, extractartige Materie, Schleim oder Gummi, saure,
steinsaure oder äpfelsaure Salze, zuweilen auch ätherische Substan-
ꝛc. Die beiden ersten Bestandtheile sind die zur Weinbildung un-
änglich nothwendigen Körper. Wird der ausgepreßte Traubensaft,
der Saft andrer Früchte, die diese Bestandtheile enthalten, einer
mperatur von ungefähr 17° Reaumur oder 70° Fahrenheit ausgesetzt,
rfolgt die Weinbildung. Die genannten Bestandtheile fangen an sich
zersetzen, der Most wird trübe, es entwickelt sich Kohlensäure, und
der ganzen Masse entsteht eine innere eigenthümliche Bewegung, welche
n das Brausen des Mostes nennt. Während dieser Gährung ent-
cht, theils durch die erhöhte Temperatur, theils durch den innern
nischen Proceß, ein Theil der geistigen und ätherischen Bestandtheile
Dasform aus den offenen Mostbehältern. Der Zweck des Vinificateurs
t nun dahin, diese entweichenden und dadurch die Güte des sich bil-
den Weins vermindernden Bestandtheile zu sammeln und sie dem brau-
den Moste wieder zuzuführen. Die Vorrichtung, wozu die erste Idee
e Mademoiselle Gervais in Frankreich gegeben haben soll, besteht aus
em Helme, ähnlich dem bei der Branntweindestillation. Er wird über
Oeffnung des Mostbehälters gestellt; ihn umgibt ein weiterer. Der
ischenraum, welcher sich zwischen beiden befindet, wird mit kaltem
asser oder mit Eis, was noch besser ist, ausgefüllt. Die entweichen-
, dunstförmigen ätherischen Stoffe sammeln sich im ersten Helme,
ilen dem Wasser oder dem Eise ihren Wärmestoff mit und condensiren
zu Tropfen, die in den brausenden Most zurückfließen. Durch ein
hr wird das Gas, was sich nicht condensirt, aus dem Helme gelassen.

Viola ist der allgemeine Geschlechtsname mehrer Gattungen kalischer Instrumente, von denen die meisten fast ganz außer Gebrauch und in Vergessenheit gekommen sind. Unfehlbar ging von diesen mente die ganze Gattung der Geigeninstrumente aus, wie der Name zeugt: denn Viola ist das Grundwort, wovon Vedel, Fidel, Fiedel stammt. (S. d. folg. Art.) Die vorzüglichsten waren: 1) Viola gamba (Kniegeige), ein Bogeninstrument, welches, wie das Violoncell zwischen den Knien gehalten wurde. Es war etwas kleiner als das mit 6 Seiten bezogen, welche in die Töne D, G, c, e, a, d' gestimmt wurden. Die Noten dafür wurden (gewöhnlich im Baß- oder Tenorschlüssel) auf ein System von 6 Linien gesetzt. Es hatte einen scharfen, aber doch angenehmen Ton, und war, ehe es durch das Violoncell verdrängt wurde, ein sehr allgemeines und beliebtes Instrument. Durch Nachahmung seines Tons entsprang das Gambenregister der Orgel. 2) Viola d'Amore (Viole d'amour, Liebesgeige), ein dem ähnliches, ehemals sehr beliebtes, angenehmes Geigeninstrument. Anfange wurde die Viole d'amour mit 12—14 Saiten bezogen, davon waren Darmsaiten (wovon die 3 tiefsten mit Draht überwunden waren), diese ruhten, wie bei der gewöhnlichen Bratsche, auf dem (der aber höher und breiter war als bei letzterer) und wurden mit Bogen gestrichen. Die übrigen waren Drahtsaiten, die man unter Saitenhalter (das Bretchen, woran bei Geigeninstrumenten die Saiten befestigt werden) an kleine Stifte anhängte. Diese liefen durch den Steg gebohrte Löcher unter das Griffbret in eine dazu gemachte Vertiefung, aus welcher sie oben in der Schnecke (der Theil, wo die Saiten um die Wirbel gehen) wieder herauskamen, und dort, wie die Darmsaiten, an Wirbeln befestigt waren. Diese Drahtsaiten wurden mit den Darmsaiten in der Octave oder dem Einklang gestimmt und nicht mit gegriffen, sondern dienten nur durch ihr Mitklingen zur Verstärkung des Tons. Nach der Zeit aber wurden die Drahtsaiten abgeschafft, und man bediente sich bloß eines auf dem Stege ruhenden Bezugs von Darmsaiten, die entweder in die Töne G, c, g, c, e, g, c, oder in die Töne G, c, c. a, d, g, c gestimmt wurden. Mattheson in seinem „Orchester" und Walther in seinem „Lexicon" führen noch eine Art der Viole d'amour an, welche nur mit 4 Drahtsaiten und einer Darmsaite bezogen war, die entweder in den Accord c, e, g, c, g oder in c, c, g gestimmt wurden. — Die gegenwärtig als Orchesterinstrument allgemein gebräuchliche Gattung der Viola ist 3) die Viola da braccio, Violetta, Viola alta (nicht, wie gewöhnlich falsch gesagt und geschrieben wird: alto Viola), franz. Taille, deutsch Altgeige, oder am gewöhnlichsten Bratsche genannt. Sie hat ganz den Bau der Violine (s. d.), ist aber größer als diese, und steht, besonders in Hinsicht des Umfanges und des Umfanges ihrer Töne, als Mittellaut zwischen derselben und dem Violoncell. Die Behandlung der Bratsche ist wie bei der Violine, nur werden die Noten für dieselbe nicht im G-, sondern im Altschlüssel gesetzt. Des G- oder Violinschlüssels bedient man sich nur für die höhen Töne, die (z. B. in Solos) über das zweigestrichene e oder das zweigestrichene f gehen. Die Bratsche hat ebenfalls 4 Saiten, wovon die 3 tiefsten übersponnen, und die Stimmung aller 4 eine Quinte tiefer als bei der Violine. Die Stimmung der Bratsche ist nämlich c, g,

h dieſelbe, wie beim Violoncell, nur eine Octave höher. Die Brat-
t zur Ausfüllung der Harmonie unter den Geigeninſtrumenten, was
lt oder Tenor unter den Singſtimmen iſt, und folglich bei jeder
ndigen Orcheſtermuſik von beſonderer Wirkung und Nothwendig-
weßhalb es ſehr unrecht und zweckwidrig iſt, daß dieß Inſtrument
r Regel ſo ſehr vernachläſſigt und gewöhnlich am ſchwächſten und
teſten beſetzt wird. In den Tonſtücken geht die Viola entweder
eignen Gang, oder in der Octave mit dem Contrebaß und im Ein-
e mit dem Violoncell. Spontini läßt ſie auch in der tiefern Octave
er erſten Violine gehen.

iolino (franz. Violon, deutſch Discantgeige, oder am gewöhnlich-
loß Geige oder Violine genannt) iſt das vollkommenſte und ange-
ſte, ſowie das herrſchendſte unter allen Geigeninſtrumenten. Geigen-
mente im Allgemeinen ſind nämlich ſolche muſikaliſche Inſtrumente,
e mit Darmſaiten bezogen ſind und durch das Anſtreichen der Sai-
nit einem Bogen klingend gemacht werden, indem die verſchiedene
und Tiefe der Töne durch das verſchiedene Aufſetzen der Finger
die Saiten erzeugt wird. Von dem Urſprunge der Geige überhaupt
enig bekannt; doch ſcheint ihr ein nach und nach vervollkommnetes
ähnliches Inſtrument, welches man Viola nannte und ein größeres
nſtrument war, zum Grunde zu liegen, wovon man Abbildungen
en Lehrbüchern der Geſchichte der Muſik und insbeſondere der alten
it findet. Einige ſetzen ihre Erfindung in die Zeiten der Kreuzzüge.
rſcheinlich wurde ſie zuerſt in Italien vervollkommnet. Dieſes Land
(erinnere ſich der cremoneſer Geigen), ſowie das angrenzende Ti-
liefern auch noch jetzt die vorzüglichſten Inſtrumente. Dort ſind die
Amati, Guarneri, Stradivari; hier die von Jak. Stainer, Klotz
. vorzüglich berühmt. Die gegenwärtig übliche Violine hat folgende
ſchaffenheit. Sie beſteht aus 2 Haupttheilen, dem Corpus und dem
e, welche wieder aus mehren kleinern Theilen zuſammengeſetzt ſind.
dem Corpus (Körper, Leib) ſind zu bemerken: 1) die Decke (der
nanzboden, das Dach), ein in der Mitte etwas gewölbtes, im Um-
länglich rundes Bretchen von altem trockenem Fichtenholze — etwa
Linie dick —, welches in der Mitte der beiden Seiten einen halb-
en Einſchnitt — die Ausſchweifung genannt — hat, damit der Bo-
ſich frei, ohne anzuſtreichen, bewegen kann. In der Decke befindet
an jeder Seite, wo der Ausſchnitt iſt, eine ſchmale Oeffnung,
hes die F- oder Schallöcher genannt werden und die Verbindung
im Inſtrumente eingeſchloſſenen Luft mit der äußern zur Fortpflan-
der Schwingungen des Körpers bezwecken. 2) Der Boden. Dieß
in der Decke ganz gleiches Bretchen von Ahornholz, jedoch ohne Oeff-
gen (wie die F-Löcher in der Decke). Decke und Boden werden nun
unden: 3) durch die Zarge, einen dünnen (etwas über 1 Zoll brei-
Span, ebenfalls von Ahornholz, welcher nach der Form der Decke
des Bodens gebogen, dieſe beiden als Seitenwand verbindet. Einige
nen ſie auch den Reifen. Inwendig liegt auf der linken Seite der
e (unter der G-Saite) der Länge nach eine Leiſte von Holz (der
ken oder Träger) eingeleimt, welche in der Mitte dicker iſt und an
en Enden dünne zuläuft. Ihr Zweck iſt, dem Druck der Saiten auf
Decke zu widerſtehen. Auch ſind inwendig in jeder Ecke der Zarge,
ie unten am Knopf und oben unter dem Halſe, kleine Klötzchen ein-

geleimt. Dem Balken gegenüber (etwas hinter dem Stege, u
Saite liegt) wird ein dünnes, rundes Stäbchen, welches der Si
die Seele (franz. l'âme), oder schlechthin die Stimme heißt,
Decke und Boden aufgerichtet, um erstere gegen das Gewicht d
höchsten Saiten zu unterstützen, und andertheils Decke und B
zu verbinden, daß die Schwingung der ersten sich dem andern
theile. Am obern Ende des Corpus nun ist in der Mitte d
zwischen der Decke und dem Boden, der Hals eingesetzt, ein
Elle oder wenig darüber langes) halbrundes Stückchen Ahornh
ches unten, wo es aufgesetzt ist, etwas dicker, am obern Ende
ner ist. An dem obern, dünnen Ende befindet sich ein and
Klötzchen Holz, welches der Wirbelkasten, Lauf oder Wandel h
sich oben entweder mit einem schneckenförmigen Gewinde (die
genannt) oder mit einem andern ausgeschnitzten Zierrath endet.
Wirbelkasten sind auf jeder Seite 2 runde Löcher einander schrä
über, in welchen die Wirbel gehen. Dieß sind 4 konische run
chen, am dickern Ende, welches außerhalb des Laufes bleibt, m
flachen Griffe versehen, um sie zu fassen und dadurch die Saiten
spannen. Auf dem Halse liegt das Griffbret, ein vom obern T
Halses nach unten, ungefähr bis gegen die Hälfte des Corpus
zulaufendes, ein wenig gewölbtes Bretchen von Ebenholz, über
die Saiten nach dem Wirbel zu hinlaufen. Am obern schmalen
desselben befindet sich der Sattel, ein kleines Leistchen von Holz o
fenbein, mit 4 nicht zu tiefen Einschnitten, in welche die Saiten
gen kommen, damit sie nicht vom Griffbrete abgleiten. Am u
Ende der Decke, in der Mitte der Zarge, gerade dem Halse geg
befindet sich ein Knopf von Holz oder Elfenbein, an welchem m
starken Saite oder mit Draht der Saitenhalter oder die Sa
befestigt ist. Dieß ist ein unten schmales und oben breiteres (
das Griffbret, aber kürzer gestaltetes), etwas gewölbtes Bretchen,
falls von Ebenholz, oben mit vier Löchern, in welche mittelst ei
tens die Saiten befestigt, von da über den Steg und das Griffbr
dem Wandel durch die Wirbel gezogen, und dann durch das Dr
letztern an- oder abgespannt werden. Auf die Decke, gerade z
die beiden F-Löcher, wird der Steg, ein auf 2 Füßchen ruhendes
chen Holz (am besten Ahornholz), auf welchem die Saiten zwisch
Saitenhalter und dem Griffbrete ruhen, gesetzt. Wo die Saiten
gen, sind in dem Stege ebenfalls und aus demselben Grunde klei
schnitte wie beim Sattel. Zwischen dem Stege und dem Griffbret
der Bogen, durch dessen Anstriche die Saiten klingend gemacht w
geführt. Die hier beschriebene Einrichtung der Violine haben die
das Violoncello und der Contrabaß in größerm Maßstabe. (S. Sch
„Ueber den Bau der Violen, Bratschen, Violoncells und Violon
Ital., m. 2 K., Lpz. b. Breitkopf u. Härtel.) Die Violine wird m
Darmsaiten von verhältmäßig angenehmer Stärke bezogen, von d
die tiefste und stärkste mit Silberdraht übersponnen ist. Diese 4 S
werden in die Töne g, d, a, e gestimmt. Das zweigestrichene
auch schlechthin die Quinte, franz. Chanterelle. Diese Saite hat am
lichsten die halbe Dicke des D. Je weiter man mit dem Aufsetzen der
nach dem Stege zu rückt, desto höher werden die dadurch erzeugten
und man redet daher von Lagen (Positionen). Die Noten für die

n durchaus in den G-Schlüssel (der deßhalb auch vorzugsweise Violinschlüssel genannt wird) gesetzt. Der Umfang der guten Töne der Violine reicht von g bis etwa zum viergestrichenen a. Doch ist man erst in neuen Tagen bis zu dieser schwindelnden Höhe hinaufgestiegen. Früher stieg man höchstens bis zum dreigestrichenen g oder dreigestrichenen a, und im 16. Jahrh. kaum bis zum zweigestrichenen c. Alle im obigen Umfange begriffene Töne, ja selbst die kleinsten enharmonischen Verhältnisse werden bloß durch das Aufsetzen der Finger hervorgebracht, daher die Violine sowohl dadurch als durch ihren schönen, eindringenden Ton eines der vollkommensten und angenehmsten musikalischen Instrumente zu nennen ist. Das Werkzeug, wodurch die Saiten der Violine klingend gemacht werden, ist der Bogen. Dieser besteht in einem, etwas über 1 Fuß langen, runden Stäbchen von Schlangenholz oder Fernambuk (meistens sind dieses die besten Holzarten dazu), welches von unten nach oben in abnehmender Stärke zuläuft und oben sich mit einem ausgeschweiften Klötzchen endigt, das der Kopf heißt. In dem untern und stärkern Ende des Bogens geht eine Schraube, wodurch der Frosch angezogen oder nachgelassen wird. Dieser Frosch ist ein ausgeschweiftes Klötzchen von Holz, welches in gleicher Richtung mit dem Kopfe und dem untern Ende des Bogens steht, und durch welches die Schraube geht. Der Bogen wird mit weißen Pferdehaaren bezogen, welche oben im Kopf und unten im Frosch befestigt und durch Auf- und Zudrehen der Schraube locker oder angespannt werden, je nachdem es nöthig ist. Die Güte des Tons der Violin besteht in Klarheit und Reinheit, Kraft, Fülle und höherer Ansprache. Der Römer Corelli und der Florentiner Verazini hatten zuerst die Violine kunstmäßig spielen. Corelli errichtete 1728 zu Padua eine Musikschule, welche die Hauptschule aller spätern Violinisten wurde. Die deutsche Violinschule, von Joh. Stamitz zu Mannheim und von Leopold Mozart gegründet, folgten der italien. Schule Nardini's, aus welcher Nardini hervorging. Die bekanntesten Anweisungen zur Erlernung des Violinspiels sind die von Löhlein (durch Reichardt vermehrt), von Leopold Mozart, von Geminiani, die von Rode, Kreutzer und Baillot (geordnet von Letzterm und vom pariser Conservatorium angenommen), von Fröhlich in Würzburg und Campagnoli in Hanover. Viotti ist als der Vater des neuern Violinspiels zu betrachten. Seine guten Grundlagen wurden durch Peter Rode auf das vollkommenste und gefälligste ausgebildet und noch heute gilt dieser, vor wenigen Jahren zu Bordeaux verstorbene große Künstler für den unübertroffensten Spieler in Ton und Styl des Vortrags. Er hat eigentlich keinen Schüler hinterlassen, aber seine Schule ist für alle jetzt lebende Meister von der größten Einwirkung gewesen. Louis Maurer, Karl Möser, Spohr und Mayseder bilden die deutsche Schule. Jetzt ist es in Frankreich vorzüglich Beriot, seit kurzer Zeit mit der berühmten Sängerin Malibran verheirathet, der durch sein vortreffliches Spiel für einen großen Virtuosen gilt. Boucher, berühmt durch seine Aehnlichkeit mit Napoleon, hat sein schönes Spiel in Charlatanerien zu Grunde gehen lassen. Ein höchst ausgezeichneter Geiger war Karl Lipinski, der meist in Polen und Galizien gelebt hat, aber seit 2 Jahren verstorben ist. Indessen hat in den letzten 3 bis 4 Jahren die Erscheinung Paganini's in Deutschland, Frankreich und Italien eine förmliche Revolution des Violinspiels verursacht und die jetzt geltenden Virtuosen, welche die neueste Kunst vertreten,

Digitized by Google

haben mehr oder weniger von ihm annehmen müssen, obgleich jetzt Niemand wagen durfte, seine ihm ganz eigenthümlichen Eigenheiten des Instruments nachzuahmen. Sollen wir die neuern Spieler machen, welche auf diese Weise den jüngst erreichten Gipfel der Virtuosität vertreten, so nennen wir zuvörderst Molique in München, sich besonders durch ein keckes, ja, verwegenes Spiel auszeichnet, auch als Componist bekannt ist; wir nennen Franz Pechatsch vielleicht der modernste Componist für das Instrument und guter Spieler ist; Joh. Calliwoda, einen guten Spieler, doch bekannter Componist. Für der gediegnern Styl sind aus Spohr's Schule vorzügliche Virtuosen hervorgegangen, von welchen wir Leon de Lubin, der auch mit dem neuern Spiel vertraut gemacht hat, und Ries (Bruder des Componisten Ferdinand Ries) namhaft machen. Letztere ist besonders durch den Vortrag der Compositionen seines und durch den tiefsinnigerer neuerer Werke, wie z. B. der letzten hovenschen Quartette, höchst ausgezeichnet. Ein Schüler Möser's Zimmermann, gibt die erfreulichsten Hoffnungen. Doch der ausgenetste Spieler unserer Tage, der gewissermaßen alle ältern und Schulen in seinem gründlichen Spiele concentrirt und doch zugleich was die neuere Zeit Brauchbares erzeugt und ausgebildet, in sich nommen hat, ist Karl Müller aus Braunschweig, der älteste der Brüder, welche durch ihr wunderwürdiges Quartettspiel einen so Ruf erlangt haben. Dieser große Künstler vereinigt Alles in sich die Virtuosen des heutigen Tages einzeln leisten, das mächtige Paganini, welches außer allem Vergleich steht, natürlich ausgenom Doch ist Müller in gewisser Beziehung sogar vorzuziehen, indem er nem reinen classischen Styl, der zugleich die tiefe Romantik Beet vollkommen umfaßt, die Werke aller Meister in ihrer Eigenthüml aufzufassen weiß, während Paganini auch in den Compositionen rer stets nur sein außerordentliches, aber seltsames und schroffes wiedergebiert.

Violono, Conte-Violon, Contrabaß, die größte der Geigeninstrumente, die man daher auch oft die große Baßgeige Es ist das tiefste der Baßinstrumente, womit die Grundstimme voller Musik unterstützt und verstärkt wird; in Ansehung der es merklich verschieden und bald mit vier, bald mit fünf Saiten Am gewöhnlichsten bedient man sich des viersaitige Bezuges, bei die Saiten quartenweis und zwar die tiefste in das Contra-E zweite ins Contra-A und die dritte und vierte in das große D und stimmt werden. Seit einiger Zeit hat man jedoch angefangen, Contra-E einen Ton tiefer zu stimmen, um das so oft in der stimme vorkommende große D und Es auch in der Tiefe oder sechszehnfüßigen Tongröße zu haben. Der Contra-Violon ist in Musik ein ganz unentbehrliches Instrument, ohne welches die ganze jung und kraftlos klingt. Sein tiefer durchdringender Ton gibt den zen eine unverkennbare Fülle, hebt die Grundstimme heraus und ihr eine Gravität, die durch kein Instrument von einer andern ten werden kann. Da Schwerfälligkeit von der Kraft dieses Instr nicht zu trennen ist, so sollten die Tonsetzer es nicht mit Passa lästigen, welche es nicht deutlich hervorbringen kann. Es ist von Einigen (z. dem Italiener dall' Occa und dem Virtuosen

) als Soloinstrument, jedoch mit einigen der Stärke des Tons
ag thuenden Abänderungen angewendet worden, um eine wenig
iende Virtuosität zu zeigen.

ioloncello (Violoncell), oder die kleine Baßgeige, steht in Hin-
einer Größe, sowohl in Hinsicht auf die Tiefe und Stärke seiner
, zwischen der Bratsche (s. Viola) und dem Contrabaß in der
. Das Violoncell hat übrigens ganz den Bau der Violine und
che (s. Violino), nur daß es größer ist, und nicht, wie diese, in
ntaler Richtung an die Schulter gesetzt, sondern senkrecht zwischen
Knieen festgehalten wird. Es ist ebenfalls mit 4 Darmsaiten bezo-
wovon die beiden tiefsten mit Draht übersponnen sind. Die Stim-
der Saiten ist in C, G, d, a, also wie bei der Bratsche, nur eine
ve tiefer. Sein ernster, bedeutsamer Ton überhaupt, seine durch-
ende, angenehme Tiefe, seine volle, ans Herz sprechende Mitte und
(die aber nicht übertrieben werden darf), eignen zu ernsten, charak-
schen und eindringlichen Melodien und besonders zur Grundlage
Bogenquartetts. Die Noten für das Violoncell werden im F- oder
chlüssel gesetzt, und es geht dieß Instrument auch meistens mit dem
rabasse, obgleich seine Töne um eine Octave höher klingen als die
: des letztern. Oft jedoch lassen neuere Componisten, wie Cheru-
Beethoven, Weber, Spontini, das Violoncell in besondern Gängen
ortreten. Im ersten Falle also dient es zur Verdoppelung und Ver-
ichung der Baßstimme und die untere Stimme zu vermitteln. Für
Töne, welche das eingestrichene d oder eingestr. e übersteigen, wird ge-
nlich der Tenor- oder auch (besonders für die ganz hohen Töne in
:erten, Solos u. dgl.) der G- oder Violinschlüssel gebraucht. In die-
letztern Falle aber müssen die Noten allemal eine Octave höher ge-
eben werden, weil das Violoncell an sich eine Octave tiefer steht
die Violine, und folglich, wo z. B. das zweigestr. c vorgeschrieben
dem Klange nach erst das eingestr. c angibt. Das Violoncell ist
ntlich nur eine vervollkommnete Umgestaltung der vorher üblichen
a da Gamba (s. Viola) und wurde erst später als Soloinstrument
aucht und gemißbraucht. Der Erfinder desselben war Tardieu, ein
ilicher von Tarascon, im Anfange des 18. Jahrh. Die berühmtesten
loncellspieler sind: Bernh. Romberg (in Berlin), welcher jetzt indes-
vom Schauplatz abgetreten ist, jedoch noch immer eines europäischen
es genießt; Anton Bohrer (in Paris), Moritz Ganz (in Berlin),
Merk (in Wien), der einen höchst geistreichen, pikanten, in den
ßten Nuancen vollendeten Vortrag besitzt und die Passagen sehr rund
führt; Kraft (in Stuttgart), Knopp in (Meiningen), Dotzauer, Va-
und Sohn (in Dresden), welche auch für dieses Instrument geschrie-
haben. Als sehr tief auffassender Spieler, der einen wahrhaft ro-
tischen Vortrag besitzt, muß noch ein junger Mann Namens Groß
genwärtig in Dorpat) genannt werden, der jedoch muthmaßlich als
aponist dereinst einen ungleich bedeutendern Ruf erlangen wird. Eine
e Anweisung zum Violoncellspiel ist von Alexander (Lpz. b. Härtel);
ier Baillot's, Levasseur's, Catel's und Baudiot's „Violoncellschule
Lehre vom begleitenden Baß für das Conservatorium in Paris be-
eitet" (franz. und deutsch, Lpz. b. Peters).

Viotti (Giovanni Battista), einer der größten Violinspieler und zu-
ch einer der vorzüglichsten Componisten für sein Instrument, geb. zu

Fontana in Piemont 1755, war anfangs Violinist in der Kapelle zu Turin. 1780 trat er seine erste Reise ins Ausland an, 1782 auch nach Paris, wo er außerordentliches Aufsehen erregte. die Revolution vertrieben, ging er 1790 nach London, wo er Beifall fand, und als Soloviolinist im Salomon'schen großen und nachher auch als Director des Opernorchesters angestellt 1798 ward er plötzlich aus London verwiesen und ging nach Im Winter 1819 war er in der Nähe von Paris, wo er die Oper dirigirte. Später kehrte er nach London zurück, wo er 18 Als der würdigste Schüler Pugnani's, hat er dessen gediegene rein fortgepflanzt und selbst mit der Zeit fortschreitend vervollk Sein Ton war stark und voll, sein Spiel verband mit Reinh nauigkeit und ungemeiner Fertigkeit die reizendste Einfachheit. war dieser Künstler ein sehr gebildeter, würdiger Mann, von haftigkeit, besaß aber dabei viel Selbstgefühl. Da seine Compo unter welchen seine Violinconcerte und Duetten sich den Violi unentbehrlich gemacht haben, so häufig an allen Orten nachgest für andere Instrumente zugerichtet worden sind, so ist eine genau sicht seiner Werke sehr schwer. Nach einer ungefähren Ueberst hat er 27 Violinconcerte, 2 Concertant-Symphonien für zwei V 36 Violinduette, und mehre Violin-Quartette und Trios, 12 S die Violine mit Begleitung des Basses, und eine Sammlung V mit Variationen herausgegeben. Für den Gesang sind zwei n gestochene italienische Arien mit Orchesterbegleitung bekannt. A unter seinem Namen mehre Clavierſachen gedruckt worden, die s muthlich nicht ursprünglich von ihm selbst fürs Clavier gesetzt w

Viper oder Natter, s. Schlangen.

Virgilius (Publius) Maro, der größte Epiker, Bukoli Didaktiker der altröm. Literatur, geb. zu Andes, einem Flecken b tua, 70 v. Chr., wo sein Vater ein kleines Landgut besaß, w selbst baute. Virgil machte schon als Knabe poetische Versuche, s dirte zu Cremona, Mailand und Neapel griech. Literatur, Epikur losophie, auch das röm. Schriftenthum, Mathematik und Arz Im 30. Jahre seines Alters begab er sich nach Rom, um seine reien, die eine Beute der Soldaten des Augustus und Antonius den waren, wieder zurück zu erhalten. Dieß machte ihn mit Au und Mäcenas bekannt, die ihn fortan mit ihrer Gunst beehrten von öffentlichen Aemtern und das Geräusch der Stadt fliehend, s seine meiste Zeit zu Neapel in ruhiger Muße der Poesie. Um Gedichten die größte Vollendung zu geben, unternahm er eine Re Griechenland. Als aber August auf seiner Reise aus dem Or Athen mit ihm zusammengetroffen war, beschloß er, mit diesem zurückzukehren. Schon in Megara befiel ihn eine Krankheit, die während Reise zunahm und zu Brundusium, oder nach Andern zu Tara wenigen Tagen sein Leben endigte. Er starb im 52. Lebensjahr v. Chr. Der Leichnam ward, seinem Verlangen gemäß, nach gebracht und dort an der Straße von Puteoli beerdigt. Nach ei ten Zeugnissen hatte der Dichter auf seinem Sterbebette verord man sein großes Epos, die „Aeneide", die er als ein mangelha unvollendetes Werk betrachtete, den Flammen übergeben sollte. ward sie, seinem bestimmten Willen zuwider, von seinen Freund

n. Wir erkennen aus dieser Verordnung die Bescheidenheit, mit rgil sich selbst beurtheilte. Dabei war er mild und sanft in sei- itten, ohne Anmaßung im Umgange und treu in der Freundschaft. allen römischen Dichtern zeichnet sich Virgil durch Mannigfaltig- r Kenntnisse, Feinheit des Geschmacks und tiefen, gebildeten Ver- aus. Homer war das Vorbild, dem er nachstrebte, und wenn er ht erreichte, so ist der Cultur und Kraftlosigkeit seines Zeitalters chuld davon beizumessen. In Sprache und Versbau hat es ihm nd zuvorgethan. Er schliff den Rost der alten Sprache gänzlich b dem Gebiet der poetischen Diction bestimmte Grenzen und bil- ie innerhalb derselben zur höchsten Vollkommenheit aus. Seine sind für Sprache und Versbau Gesetz und Regel. Ueberall t bei ihm Wohlklang und Harmonie, die jedem Verse, jeder Pe- den Rhythmus verleiht, der zum Gedanken und Ausdruck am voll- enſten paßt. Was ihm noch fehlte, war ein höherer Grad von ldungskraft und erfinderischem Geiste. Die Idee zu seinen frühern en (den Eklogen) entlieh er dem Theokrit, und zur „Aeneis" (woran Jahre arbeitete, ohne sie in allen ihren Theilen zu vollenden) be- rte ihn die Bewunderung, welche Homer ihm entlockt hatte. Er h, aber sein Genie formte aus dem Stoffe ein eigenes Gebilde. hischer Geschichte und griechischen Mythen drückte seine Hand den pel des römischen Geistes auf. Am meisten zeigt sich sein eigenthüm- Geist in seinem Lehrgedichte „Ueber die Landwirthschaft", und t ist es sichtbar genug, daß Reichthum an Kenntnissen und Größe Sprachfertigkeit sein Genie charakterisirt. Dennoch wurde, vielleicht mehr anziehenden Inhalts wegen, die „Aeneis" fleißiger von den ern gelesen, studirt und nachgeahmt. Von den Ausg. des Virgil ist n ihrer Vollständigkeit die Burmann'sche (Amst. 1746, 4 Bde., 4.), n des erklärenden Commentars und kritischen Zubehörs die Heyne's die geschätzteste. Eine treffliche deutsche Uebers. haben wir von J. Voß (neueste Ausg. Braunschw. 1821, 3 Bde.), der auch zu den lichen Gedichten einen unvergleichlichen Commentar geliefert hat (Al- 1797, 4 Bde.). — Der berühmteste alte Commentar des Servius, n. Chr., ist bei den größern Ausg. und auch einzeln gedruckt. (S. nidt's „Beiträge zur Geschichte der romant. Poesie", Berlin 1828.) Eine Prachtausg. von Virgil's Georgicis, nebst 5 Uebers.: der deut- t von Voß, der span. von Joh. v. Guzman, der ital. von Franc. ve, der engl. von Sotheby und der franz. von Delille, erschien zu don 1826, Fol. Die Bucolica, welche Delille nicht zu übersetzen te, hat M. G. de Mancy in franz. Verse übers. mit Anmerk. (Pa- 1828), und die Aeneide, übers. mit Anm. von P. F. Delestre (Paris 9 fg.) hat in Frankreich Beifall gefunden. — Uebrigens haben die ichte des Virgilius das Schicksal gehabt, daß ihnen vom Aberglau- prophetische Kraft zugeschrieben worden. Man glaubte aus dem n Verse, den man beim zufälligen Aufschlagen zu Gesicht bekam, die unst vorhersagen zu können (sortes Virgilianae). Im Mittelalter eten sich daraus Sagen von einem Zauberer Virgil.

Virginia, s. Appius Claudius.

Virginien, s. Vereinigte Staaten.

Viriathus oder Viriathes, ein tapferer Lusitanier, welcher an

Digitized by Google

der Spitze seiner Landsleute lange Zeit mit Glück gegen die
kämpfte. Der röm. Prätor Serv. Sulp. Galba ließ nämlich
send wehrlose Lusitanier, die seinen trügerischen Friedensverheiß
glaubt hatten, plötzlich von seinen Soldaten umzingeln und
Einige entrannen dem Gemetzel, unter diesen auch Viriathus,
und Freibeuter. Dieser kühne, kluge und hochherzige Mann,
eines eigenen Geschichtschreibers werth gewesen wäre, entflam
seine Geistesüberlegenheit zuerst eine Rotte, dann ein Heer der
Vaterlandsvertheidiger, mit denen er alle gegen ihn ausgeschick
ren schlug und 6 Jahre lang eine so entschiedene Uebermacht
daß der Proconsul Fabius zuletzt (141) mit Zustimmung des
römischen Volks einen Frieden mit ihm schloß, wonach Viriathus
abhängiger Beherrscher Lusitaniens (jetzt Portugal) anerkannt
Freundschaftsbündniß mit ihm geschlossen wurde. Doch schon
Jahre ward der Friede von dem Consul Cäpio treulos gebro
bewog zwei Trabanten des Viriathus durch große Versprechungen
Feldherrn zu ermorden, welches auch geschah (140 v. Chr.).
Viriathus nach einem 14jährigen Kampfe unbesiegt; ein Mann,
ter andern Verhältnissen der gefährlichste Feind der römischen
geworden wäre. Seiner Leiche ward von seinen wackern Kam
mehr als königl. Ehre erwiesen, und dann der Krieg gegen
mit verdoppelter Wuth fortgesetzt. (S. „Viriath und die
von D. U. J. H. Becker, Altona 1826.)

Viril- und Curiatstimmen. Viril, von vir, Mann, bed
Stimme eines Einzelnen; Curiatstimme, von curia, eine Versa
eine Gesammtstimme. In der ehemaligen Verfassung des deutsch
bestand die Ständeversammlung aus 3 Collegien: das kurfürstl
fürstliche und das Städte-Collegium. In dem Collegium
Stand seine Stimme; doch waren im Fürstencollegium 6 Bän
Corporationen, deren jede nur eine Gesammtstimme hatte. Die
telbaren Reichsprälaten machten 2 Bänke aus, die rheinische
schwäbische, mit 2 Gesammtstimmen, vota curiata; die
Reichsgrafen nahmen 4 Bänke ein, die wetterauische, schwäbi
kische und westfälische, die mit 4 vota curiata in dem Fürsten
stimmten. Ein ähnlicher Unterschied zwischen den Stimmen
dem jetzigen deutschen Bundestage im engern Rathe statt. S.
scher Bund und Deutsches Reich.

Virtuelle Geschwindigkeiten. Unter dem Ausdruck
Kraft versteht man eine zwar vorhandene, für den Augenblick
in Wirksamkeit tretende Kraft im Gegensatze einer solchen
tuellen). Man denke sich hiernächst ein System von Punkten,
einem unverschiebbaren Zusammenhange stehen, oder, was eben
durch unbiegsame Linien verbunden sind. Auf jeden Punkt
Kraft in beliebiger Richtung, so wird das ganze System ein
nach Bewegung erhalten, welches das combinirte dynamische
heißt, und als das Ergebniß jener einzelnen Kräfte und der
gen, in denen sie wirksam sind, erscheint. Das Product jeder
zelnen Kräfte in das Element ihrer Richtung heißt ihr
man begreift mit bloßem Nachdenken, daß, für den Fall des
wichts des ganzen Systems, die verschiedenen Kräfte, nach
ten Maßgabe ihrer Stärke und Richtung, einander aufhebend

Digitized by Google

müssen. Die Mechanik drückt das Nämliche aus, indem sie sagt, n Fall des Gleichgewichts muß die Summe der Momente (deren das +, andre das — Zeichen tragen) = 0 seyn; und dieß ist, ie mit dem, gemäß der eingangs gegebenen Worterklärung sehr paß- Namen des Grundsatzes der virtuellen Geschwindigkeiten bezeichnet.

irtuose (herkommend von virtù, italien., Tugend, Kraft, Vor- hkeit) bezeichnet einen Menschen, der in den schönen Künsten sein t und seine Fertigkeit zu einem hohen Grade der Vollkommenheit bildet hat. Gewöhnlich beschränkt man im Deutschen den Ausdruck ose auf den Tonkünstler, der entweder ausgezeichnet gut ein In- ent spielt, oder eine treffliche Gesangsfertigkeit besitzt. In dieser tung kann man den Virtuosen von dem eigentlichen Künstler da- unterscheiden, daß dieser mit mehr Freiheit sein Instrument behan- nd ihm Seele einzuhauchen versteht. — **Virtuosität** (ein neu- gtes Wort) bezeichnet vorzüglich die Kunstfertigkeit. Ueber den en Zustand der Virtuosität im Allgemeinen bemerken wir Folgen- Wie die Dicht- und Schauspielkunst in einem nahen, obgleich nicht ingt nothwendigen Zusammenhange miteinander stehen und die der dichterischen Hervorbringungen, welche ein Zeitalter vorzugs- bewegen (es ist grade nicht nothwendig, daß sie in demselben er- seyen), auf die theatralischen Leistungen den größten Einfluß hat, dieß auch in dem Verhältniß der Componisten zu den Virtuosen fall. Niemand wird es leugnen, daß die Productionen unserer Zeit vorzugsweise durch die Vervielfältigung in der Anwendung äußerer el sich auszeichnen. Denselben Weg ist die Virtuosität gegangen, n die mechanische Entwickelung derselben einen ungemein hohen Grad cht hat, und bei Vielen leider schlechthin zur Hauptsache geworden Dinge, welche die größten Virtuosen des vorigen Jahrh. für völlig sführbar und unmöglich erklärt haben würden, leisten jetzt Anfän- mit Leichtigkeit. Dagegen aber muß man freilich auch von den aus- detsten Meistern bekennen, daß sie sich nur äußerst selten zu einer rhaft künstlerischen Production erheben und der ganze Werth ihrer ungen hauptsächlich nur in einer größern Ueberwindung des Mecha- en besteht. Es ist freilig wahr, daß Werke, welche vor 40—50 J. berühmtesten Virtuosen zur glänzendsten Entwickelung ihrer Kunst ten, jetzt von Anfängern mit ziemlicher Geläufigkeit vorgetragen den; doch ein großer Irrthum würde es seyn, daraus den Schluß ziehen, daß unsere Anfänger so viel leisteten als jene Meister. Ja, bezweifeln, daß viele unserer ausgezeichnetsten Virtuosen es vermöch- sich mit einem jeden einfachen Stücke hören zu lassen, wenn einer alten Meister es vor ihnen gespielt hätte. Denn bei diesen kam es den Grad der Schönheit an, mit welchem sie das Anspruchlose vor- ge; nur um in dieser feinsten Ausbildung einen hohen Grad zu erreis , übten sie sich mit einer Unverdrossenheit, die man jetzt vielleicht selten findet. Sollte man nun glauben, daß solche Anstrengungen einen Clementi und Viotti verloren gegangen wären und daß sie es nit nicht weiter gebracht hatten als unsere Anfänger, welche jetzt mit en Stücken beginnen? Schwerlich! Die ganze Virtuosität hat nur e andere Richtung genommen, und ältere Meister würden erstaunen, ilich aber nicht angenehm, wenn sie sähen, was aus ihrer edeln schö- Kunst geworden ist. Indessen darf man auf der andern Seite nicht

ableugnen, daß die vielseitigere mechanische Ausbildung auch
lichkeit gewährt hat, vielfältigere Wirkungen zu erreichen und
danken in mannigfachster Weise zu schattiren. Somit ist die
nicht ohne Rückwirkung auf die Compositionen geblieben, und
danke, dem zahlreichere Wege und Formen offen stehen, mußte
an Reichthum und Mannigfaltigkeit auf gleiche Weise gewinnen
Allgemeinen hat zwar dieser Reichthum an Mitteln in der
nur dazu gedient, die Armuth der Erfindung zu verschleiern und
Virtuosität betäubt uns mechanische Fertigkeit und sucht uns
Wirkung des Erstaunens um die der Freude über reine Schön
bringen. Doch gibt es auch sehr rühmliche Ausnahmen davon,
diesem Verein beider Eigenschaften muß man allerdings auch
gemeinen Fortschritt der ausübenden Kunst anerkennen. Berühmte
tepiano- und Claviervirtuosen sind Cramer zu London, John
Moskau, Ludwig Berger zu Berlin, Klengel zu Dresden, Hummel
Wien, Moscheles, Jos. Czerny, Fr. Kalkbrenner zu Paris, Franz
Liszt zu Paris, Felix Mendelssohn zu Düsseldorf, Al. Schmitt zu
furt a. M., K. Arnold u. m. A. Vorzügliche Claviervirtuosinnen
Leopoldine Blohetka, Frl. v. Belleville aus Wien, Josephine Fr.
Wien, Adolphine v. Schauroth in München, Clara Wieck aus
Luise Zeidler zu Berlin u. A. — Ueber die berühmtesten Violi
Violoncellvirtuosen s. Violine und Violoncell. Meister
Flöte sind: Drouet zu Paris, Fürstenau zu Dresden, Berbigner,
Gabrielski in Berlin, Horsitzki, Guillou, H. Schmidt in Berlin
Auf der Oboe, diesem schwierigen Instrumente, gibt es manche
Spieler, z. B. Wesselholz, W. Braun in Ludwigsburg, Griebel
lin u. A. Auf der Clarinette sind wahrhaft ausgezeichnete
der ältere Tausch, gewissermaßen als Gründer der Kunstfertig
diesem Instrumente, das man vor ihm nur für Regimentsmusik
bar hielt, zu betrachten; H. Bärmann in München, J. S. Hermann
Tausch (der Sohn), Sämann in Hanover u. A. Ausgezeichnet
gemein bekannt als Virtuosen auf dem Horn sind die Brüder
Petersburg, wie auch Gugel der Sohn; ferner die Brüder
Berlin, endlich vor Allen Lenz. Fagottisten von Ruf sind, außer
ältern, Ritter und Bärmann, Bruder des Componisten: Hum
lin, ein wahrer Paganini auf seinem Instrument; Weidinger
Der ausgezeichnetste Virtuose auf der Trompete ist Baganz in
auf der Posaune Queisser in Leipzig. — Auf der Harfe, die meis
chen Händen anheimfällt, erwarben sich großen Ruhm die Frauen
Gattin des Componisten, Longhi-Möser, Frau Pollet und Fräu
mar in Paris. Gegenwärtig zeichnet sich als Harfenist Hr. Dizi
tis aus. Schade, daß dieses Instrument jetzt so vernachlässigt
Der größte Guitarrist, der je gelebt hat, ist Paganini; berühmt
ßerdem Giuliani (gest.), Carulli; unter den Deutschen der Schw
dichter Töpfer, der Componist Karl Blum u. A. Im Allgemeinen
man von der jetzigen Virtuosität sagen, daß sie sich leider mit
mechanischen Vollkommenheit befleißigt, als die Seele durch eine
ung des wirklich Schönen zu jenem edeln künstlerischen Schwe
jeder geläuterten Freude zu stimmen sucht, welche der gebildete
von der ausübenden Kunst hofft.

Vischer (Peter), einer der berühmtesten deutschen Künstler

m 1470 zu Nürnberg, lernte den Erzguß, durchwanderte dann
eselle Deutschland und Italien und kehrte als vollendeter Meister
ne Vaterstadt zurück, wo er nun eine eigene Gelb- und Glocken-
ei errichtete, welche bald einen ausgezeichneten Ruf erhielt. Vom
and Auslande kamen unserm Künstler Bestellungen zu. So ver-
te er 1497 das eherne Grabmal des Erzbischofs Ernst von Mag-
g (Herausgeg. und beschrieben von Cantian, Berl. 1822, Fol.).
äätern J. arbeitete Vischer mit seinen 5 Söhnen gemeinschaftlich;
tstand z. B. sein berühmtes Grab des heil. Sebaldus in der St.-
lduskirche zu Nürnberg (von 1506—19), das durch Richtigkeit der
nung, die edeln und abwechselnden Stellungen, den Ausdruck der
e in der großen Menge von Figuren, und den Faltenwurf der Ge-
er, sowie die Reinheit des Bronzegusses, sich den berühmtesten Wer-
talien. Meister gleichstellt und selbst viele antike übertrifft. Außer
12 Aposteln (gestochen von Alb. Reindel, Nürnberg 1822, auch wer-
ietzt Abgüsse von denselben in Nürnberg gefertigt; so findet man sie
. als Träger des Altargeländers im berliner Dome) und den Kir-
äätern bemerkt man an diesem Denkmale allein 72 Figuren, wor-
r auch des Meisters Bild, wie er in der Gießhütte aussah. Dieses
k ist durch viele Kupferstiche in neuerer Zeit bekannter geworden.
ere Werke Vischer's, welche ebenfalls seine künstlerischen Talente
igend beurkunden, sind: die aus Bronze gegossene Figur des Apollo,
im Schlosse zu Nürnberg, einst die Zier eines Brunnens, ferner die
ächtmißtafel Ant. Kressen's in der Lorenzkirche, und das kostbare,
r jetzt vernichtete Gitter, mit Labenwolf's Reliefs, das jahrhunderte-
g eine Zierde des nürnberger Rathhauses war, bis es 1809 als al-
Metall zerstört ward. Zu der Reihe seiner Werke gehören auch
nzen in der Schloßkirche zu Wittenberg. Unentschieden ist es noch,
das bronzene Basrelief in der St.-Egidienkirche zu Nürnberg mit
cher's Zeichen und der Jahreszahl 1522, welches den Leichnam Jesu
dem Kreuze liegend darstellt, vom Vater oder von einem der Söhne
stamme. Der Mittelmäßigkeit der Arbeit wegen hat man das Letztere
laubt. Auch das Denkmal des B. Chr. v. Stadion, das diesem Re-
gegenüber eingemauert ist, würde diese Annahme bestätigen. In
iern Zeiten hat sich ein Streit erhoben, ob Vischer die Modelle zu sei-
t Arbeiten selbst gefertigt oder bloß ihre Ausführung besorgt habe.
. das „Kunstblatt", 1822, Nr. 36.) Nach der gewöhnlichen Angabe
rb er 1530; nach A. durch einen unglücklichen Zufall, 10 J. später.

Visconti (latein. Vicecomites), eine alte lombardische Familie zu
ailand, die sich durch ihre polit. Rolle und durch Verdienste um die
issenschaften im Mittelalter und in neuerer Zeit berühmt gemacht hat.
ie verdankt nach Einigen ihren Ursprung den Lombardenkönigen und
:en Namen dem Rechte, den Königen von Italien die Krone aufzu-
gen. Schon im 11. Jahrh. werden einige Visconti nicht unrühmlich
der Geschichte genannt. Bei der Zerstörung Mailands durch den Kai-
: Friedrich I. (1162) verschwinden sie auf einige Zeit aus der Ge-
ichte, doch werden sie hernach unter denjenigen Geschlechtern genannt,
elche durch die Torriani vertrieben wurden. Otto Visconti, Erzbischof
n Mailand (st. 1258), besiegte seine Feinde und hinterließ die gewon-
ne Herrschaft seinem Neffen, Matteo I. (st. 1322), der zwar eine Zeit
ng den Torriani's weichen mußte, aber durch Kaiser Heinrichs VII.

Digitized by Google

Hülfe wieder eingesetzt wurde und den Titel eines kaiserl. [illegible] erlangte, welchen er aber bald mit dem eines Herrn von [illegible] tauschte. Auf ihn folgte sein ältester Sohn Galeazzo, der, [illegible] gen Feinden und seinen eigenen Brüdern gedrängt, durch Lud[illegible] wig IV. 1327 zu Monza eingekerkert wurde und kurz darauf [illegible] cia starb. Größer und ausgedehnter war die Macht, welche [illegible] Azzo erlangte, der 1329, allgemein geliebt, starb, ohne Kinder zu [illegible] lassen. Es folgte darauf sein Oheim Luchino, ein Sohn [illegible] nicht nur die Besitzungen seiner Familie vermehrte, sondern sich [illegible] Pfleger der Wissenschaften und Künste erwies. Er schätzte den [illegible] und war selbst Dichter. Als er 1349 starb, erbte die Herrsch[illegible] Bruder Giovanni, der zugleich Erzbischof von Mailand war [illegible] auch Genua unterwarf. Ein enthusiastischer Beförderer der Wis[illegible] ten, ernannte er 6 Gelehrte für Anfertigung eines Commentars [illegible] den Dante, beschützte die Hochschule zu Bologna und ehrte den [illegible] so sehr, daß er ihn als Botschafter nach Venedig sandte. Ihm [illegible] 1364 seine 3 Neffen, Matteo II., Bernarbo und Galeazzo II., [illegible] chen jedoch Matteo nach 2 J. starb, während die beiden Andern, [illegible] tapfere Krieger, durch Grausamkeiten u. a. Laster ihren Unter[illegible] verhaßt wurden. Galeazzo stiftete indeß auf Petrarca's Rath [illegible] versität Pavia. 1378 folgte ihm sein Sohn Galeazzo, der alsbald [illegible] Oheim Bernabo in das feste Schloß Trezzo warf und die Re[illegible] allein führt. In ihm erreichte die Familie Visconti den Gip[illegible] Größe und des Glanzes. Kaiser Wenzel verlieh ihm 1395 die Her[illegible] würde, und er unterwarf sich sogar Pisa, Siena, Perugia, Padua, [illegible] Bologna, und nur sein Tod durch Gift (1402) vernichtete den [illegible] den Titel eines Königs von Italien anzunehmen. Wissenschaften [illegible] Künste befördernd, war sein Hof der Sammelplatz der ausgezeich[illegible] Männer. Piacenza verdankte ihm die Wiederherstellung seiner Univer[illegible] mit welcher er die von Pavia verband. Auch stiftete er eine gro[illegible] bliothek, und unter den großen Werken der Baukunst, welche [illegible] ner Regierung ausgeführt wurden, erwähnen wir nur der [illegible] Brücke über den Tessin bei Pavia und des herrlichen mailänder [illegible] (1386—97). — Nach seinem Tode theilten sich seine 2 rechtm[illegible] Söhne, Giammaria und Filippo Maria, und sein unehelicher, Ge[illegible] in seine Länder. Doch ihre große Jugend und andere Umstände [illegible] zerstörten bald das große Gebäude ihrer Macht und beschränkten [illegible] Herrschaft auf das Gebiet von Mailand. (An die Florentiner [illegible] Pisa, an die Venetianer Padua, Vicenza, Verona, Brescia u. a. [illegible] verloren.) Giammaria verlor sein Leben 1412 in einer Verschwö[illegible] Sein Bruder Filippo Maria führte viele unglückliche Kämpfe mit [illegible] Venetianern, die oft ihre Banner bis vor die Thore Mailands [illegible] und starb ohne männliche Nachkommen 1447. Seine natürliche T[illegible] Bianca brachte Mailand an ihren Gemahl Francesco Sforza [illegible] dd.), welcher 1450 von den Mailändern zum Herzoge ausgerufen [illegible] — Die Visconti der neuern Zeit sind Abkömmlinge des alten Ge[illegible]

Visconti (Ennio Quirino), einer der berühmtesten Archäologen [illegible] Alterthumskenner, war 1751 zu Rom geboren. Seine Vorfahren [illegible] ten aus Genua. Sein Vater, Giovanni Battista V., zeichnete [illegible] durch gelehrte Kenntnisse aus und wurde 1768 Oberaufseher der [illegible] thümer in Rom. Den Sohn kann man unter die Wunderkinder [illegible]

Digitized by Google

annte schon die Kaiserköpfe auf den Münzen, als er noch Mühe ihre Namen auszusprechen. Im 10. J. bestand er eine öffentliche ung in der röm. und der bibl. Geschichte, der Numismatik, Chrono- Geographie und Geometrie, und im 12. löste er die schwierigsten aben der Trigonometrie und der Analysis. Im 13. J. ließ er seine sche Uebersetzung der „Hekuba" des Euripides, nebst einer Nachricht der Methode, die er bei dem Sprachstudium anwendete, drucken, kurz darauf unternahm er eine metrische Uebersetzung des Pindar. Vater hatte den Plan einer Beschreibung des Museums Pio-Cle- inum entworfen und einige Artikel dazu ausgearbeitet; der 1. Bd., 1782 erschien, trägt seinen Namen, aber der jüngere Visconti hatte dieselben größtentheils geschrieben, und setzte später das große Werk („Il Museo Pio-Clementino descritto"; 1. Bd. 1872, 2. Bd. , 3. Bd. 1788, 4. Bd. 1790, 5. Bd. 1792, 6. Bd. 1796, 7. Bd. 7.) (Daran schloß sich als Fortsetzung und Ergänzung an der 8. „Il Museo Chiaramonti", von Philipp Aurel. Visconti und Giuf. Guattani.) Diese Arbeit allein wäre hinreichend gewesen, ihn un- lich zu machen, doch er gab außerdem noch viele kleine archäologische ätze heraus, theils in Guattani's Sammlungen, in der röm. Antho- e, in dem Journal von Mantua, theils einzeln. — Als die berühm- n Antiken nach Paris geschafft wurden, folgte Visconti diesen ihm heuern Kunstschätzen. Er ordnete das dortige Museum der Antiken schrieb den Katalog desselben, wo er bei jeder Antike kurze, aber errichtende, sinn- und geschmackvolle Bemerkungen hinzugefügte. Die este Ausgabe dieses Katalogs erschien 1815 u. d. T.: „Notice des tues, bustes et bas-reliefs de la galerie des antiques du Musée Na- éon". 1817 schrieb er die „Description des antiques du Musée Ro- ". Noch ausführlicher beschrieb er die reiche Sammlung, die u. d. „Musée français" bekannt war. — 1800 war er Mitglied des In- uts geworden. — In vielen Journalen und gelehrten Werken findet n belehrende Notizen von seiner Hand. Nichts war noch verworre- als die Ikonographie; zahllose Bildnisse großer Männer des Alter- ums sind uns geblieben, aber die Archäologen waren in ihrer Erklä- ng unsicher. Visconti faßte den großen Plan einer griech. und röm. onographie. Die erste wurde von ihm vollendet: „Iconographie grec- e" (Paris 1811, 3 Thle., Fol.), und von der röm. kamen die beiden ten Theile, welche die berühmten Männer enthalten, 1818 heraus, es eben nur die Kaiser noch zu beschreiben, was durch Münzen und Me- illen sehr erleichtert und eine Aufgabe für Mongez geworden ist. Auch sländer suchten Visconti's Belehrung. Lord Worsley vertraute ihm Beschreibung der Kunstwerke an, die er vor 25 Jahren aus Grie- enland brachte: so erschien zu London „Il Museo Worsleyano", und s engl. Parlament lud ihn nach London ein, als es Lord Elgin's ammlung kaufte; er machte einen trefflichen Katalog über diese berühm- n Alterthümer. Der rastlos thätige, bescheidene, sanfte und liebens- ürdige Visconti starb den 7. Febr. 1818. S. über ihn „Kunstblatt", 320, Nr. 70. Wenige Alterthumsforscher haben in allen Fächern, die ihrem Studium nöthig sind, so ausgebreitete Kenntnisse, als Visconti saß. Sein Styl war gedrängt, sorgfältig, gründlich und angenehm. „Opere tutte, divise in tre classi" (1. Abtheil., 8 Bde., die 2. Abth. 5, und die 3. Abth. in 8 Bdn., mit vielen Kupfern) erschienen zu

Digitized by Google

Mailand 1824 fg. in einer ital. und in einer franz. Ausg. d
chäolog. und literarischen Theil besorgte Giov. Labus, und d
graph. der Maler Pelagio Pelagi.

Vision (Gesicht), derjenige Zustand, in welchem der Mens
dem Einflusse einer lebhaft entzündeten Einbildungskraft die Vors
derselben für äußere Wahrnehmungen hält. Solche Selbsttäu
entstehen dann am leichtesten, wann von der einen Seite d
dungskraft sich in einem ungewöhnlich gereizten Zustande befi
der andern Seite aber die äußere Empfindung in einem so hoh
abgestumpft ist, daß sie den ungeregelten Gebilden der Phanta
entgegen zu setzen vermag. Der Sinn für das wirkliche Dase
ist dann wie verschlossen und die Erscheinungen des Innern m
einer dem wirklichen Sinn verwandten Lebendigkeit heraus und v
Aeußeres vor das Bewußtseyn, das Schein und Wirklichkeit n
mehr zu unterscheiden vermag. Der Aufenthalt an einsamen,
vollen Orten, der den Menschen der Wirklichkeit entrückt, sein
dungskraft reizt und dieselbe mit wundersamen Bildern erfüllt,
Enthaltung von nahrhafter Kost, die die äußern Sinnenwerkz
stumpft und verwirrt, und anhaltendes Betreiben schwärmerisch
dachtsübungen, sind die äußern Veranlassungen, welche jene hö
Thätigkeit des Geistes am häufigsten herbeiführen. (Vgl. Schw
rei.) S. Muratori, „Ueber die Einbildungskraft", mit Zusätz
Richerz (Th. 2, S. 81 u. 121). Ein Visionnair war Swedenborg.

Visir, am Ritterhelm das Gitterwerk, welches das Gesi
ohne das Sehen ganz zu hindern. — In der Büchsenmeisterkun
überhaupt an gewissen Arten von Geschoß (auch an Bogen
und Meßinstrumenten) diejenige Vorrichtung, deren Mittelpunkt m
lende mit dem Korn und dem Zielpunkte mittelst des Auges
gerade Linie zu bringen sucht, um das Ziel zu treffen. Es ist ei
urtheil, wenn man glaubt, das Zielen richte das Schießrohr
der Axe (Mittellinie) seiner Höhlung in gerader Linie auf den Z
Jeder Schuß, auch der sogenannte Kernschuß, ist eine Parabel
und fällt, wenn man seinen Weg mit der wahren Richtung der
vergleicht, wie stark auch immer die Ladung sey. Das Visir lie
höher über der Axe des Schießrohres als das Korn. Gesetzt nu
daß der Zielpunkt in der Horizontallinie steht; indem das Au
und Visir in eine gerade Linie mit ihm bringt, wird schon de
eine Elevation, eine Abweichung der Axe von der geraden L
dem Auge zum Zielpunkt gegeben, und der Schuß wird allzeit e
auch noch so flacher) Bogen, wie man bei den Bolzen- und
wehren leicht sehen kann. Daher macht hohes Visir hohen Schu
umgekehrt. Ebenso erhöht ihn volles Korn; denn je mehr das Au
Korn in der Oeffnung des Visirs erblickt, je mehr hat die A
Rohrs Elevation. Bei der Flinte, wo man über die Mitte der Sch
schraube visirt, ist es nicht anders; denn auch hier liegt der Visi
höher als das Korn, weil das Rohr hinten ungleich dicker ist, a
der Mündung. Rückt man das Visir zur Seite, so weicht der Sc
nach eben der Seite ab; denn indem man nun Visir, Korn und
punkt in eine Linie bringt, erhält die Axe des Rohrs eine Dec
nach dieser Seite. Rückt man hingegen das Korn nach einer Se
weicht aus demselben mathematischen Grunde der Schuß nach d

Digitized by Google

gesetzten Seite ab, weil dorthin der Winkel fällt, welchen nun die des Rohrs mit der Visirlinie bildet. Anders ist dieß jedoch bei Bowehren, wo das Korn auf dem Pfeil oder Bolzen ist; denn indem hier mit dem Korn das vordere Ende des Pfeils zur Seite schiebt, man die Axe des Pfeils und die Richtung des Schusses selbst mit Korn zugleich und verändert gegen die Visirlinie nur ein wenig die ung des Schaftes, welches hier keinen Einfluß hat. Am Winkel Visirlinie gegen die Axe des Pfeils wird dadurch gar nichts geändert die Richtung des Schusses bleibt dieselbe. Klar ist endlich auch, Erhöhung des Visirs und die Erniedrigung des Korns die Mittel bei unveränderter Ladung das Ziel in weiterer Entfernung zu treffsowie überhaupt Alles, was den Winkel der Visirlinie gegen die des Rohres vergrößert, so lange diesem Zwecke dient, als der Winkel über 45° ansteigt; denn von da an wird die Parabel immer enger, fällt bei 90° (bei senkrechter Elevation) in eine gerade Linie des keigens und Niederfallens zusammen, sodaß hier die zurückkommende el möglichst den Schützen selbst, obschon ohne Schußkraft, bloß mit : Fallkraft (Schwerkraft) treffen kann. Aenderte die Reibung der el mit der Luft und ihre Rotation Nichts an ihrer mathematischen tung, so müßte sie in das Rohr zurückfallen.

Visirstab. Man bedient sich zur Ausmessung des Inhalts, beson- der Weinfässer, gewöhnlich eines unter dem obigen Namen bekannInstruments. Die Anwendung des Visirstabes ist eigentlich auf die messung des Cylinders beschränkt. Obwohl nun die Fässer keine gecylindrische Gestalt haben, so hilft man sich doch durch die in der xis zulässige Annahme, daß ein Faß das Mittel zwischen zwei ihm an e gleichen Cylindern halte, deren kleinerer den Bodendurchmesser, der ßere aber die Spundtiefe zum Durchmesser hat. Also braucht hier noch von Visirung der Cylinder die Rede zu seyn. Dieß voraus- tzt, trage man den Durchmesser eines Cylinders, der, bei einer belie- en Höhe, z. B. eine Kanne hält, auf die beiden Schenkel eines rech- Winkels und vollende das rechtwinkelige Dreieck, so ist dessen Hypo- nuse (deren Quadrat gleich dem doppelten Quadrate jeder der beiden ichen Katheten) der Durchmesser eines Cylinders, der bei gleicher Höhe ei Kannen hält. Denn Cylinder verhalten sich bekanntlich wie die oducte aus den Höhen in die Grundflächen, also, bei gleichen Höhen, : die Grundflächen, d. h. wie die Quadrate der Durchmesser. Soll o ein Cylinder bei gleicher Höhe den doppelten Inhalt eines andern ben, so muß das Quadrat seines Durchmessers dem doppelten Quaate vom Durchmesser des kleineren Cylinders gleich seyn, welches durch ige Construction erreicht ist. Ebenso erhält man, wie nunmehr durch ßes Nachdenken klar wird, den Durchmesser des Cylinders von drei innen u. s. w. Mißt man also mit einem nach diesen Grundsätzen einrichteten Maße, dem Visirstabe, den Bodendurchmesser und die Spundfe des Fasses und multiplicirt hiernächst die halbe Summe mit dessen öhe, bestimmt nach der Höhe des Cylinders, dessen Durchmesser zum aßstabe gedient hat, so gibt das Product den Kanneninhalt des Fasses.

Vista (ital.), Ansicht, a vista, ein in Wechselgeschäften vorkommener Ausdruck, der bedeutet, daß der Wechsel gleich nach Vorzeigung oder nsicht bezahlt werden müsse. Im Deutschen ist auch der Ausdruck: nach icht, sehr gebräuchlich. (Vgl. Uso.)

Digitized by Google

Visum repertum (Befundschein), der Bericht einer (ihm oder überhaupt) verpflichteten Medicinalperson, in der Regel des Arztes, in dessen Ermangelung des gerichtlichen Wundarztes, über den äußerlichen Zustand eines gefundenen menschlichen Leichnams an die Polizeibehörde. Der Berichterstatter muß anatomische Kenntniß des menschlichen Körpers haben, alle Theile desselben genau und mit den dafür angenommenen Kunstbenennungen anzugeben, das Gewöhnliche und Natürliche von dem Ungewöhnlichen und Abnormen zu unterscheiden wissen. Körper auf das Genaueste von Außen besichtigen, dessen Geschlecht, muthmaßliches Alter, Beschaffenheit, Aussehen und Zustand, die vorgefundenen Verletzungen, Wunden, Quetschungen u. dgl. genau, deutlich und in einem guten Style beschrieben. Je unabhängiger die Erscheinung auffaßt und begutachtet, ohne Vermuthungen über ihrer Hervorbringung einzumischen, desto nützlicher wird sein. Der Gerichtsarzt muß vereidet seyn. Das Wort Visum repertum so indeclinabel wie das Actum der Protokolle.

Vitellius (Aulus), einer jener Männer, welche den ältesten serthron am meisten entehrt haben. Er war ein Sprößling aus Rittergeschlechtes und 15 n. Chr. geboren. Seine Jugend brachte Ueppigkeit und Ausschweifungen hin und genoß daher vorzüglich der Kaiser Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, welche ihn höchsten Ehrenstellen erhoben. Er hat das Consulat geschändet, ersten priesterlichen Würden, war auch Proconsul in Afrika. von Galba an die Spitze der Legionen in Niederdeutschland gesandt, erwarb sich durch Nachgiebigkeit die Liebe seiner Soldaten. Als prätorianischen Cohorten zu Rom den Otho an Galba's Stelle ausriefen, ward Vitellius von den Legionen zu Köln gleiche Würde liehen. Nachdem seine Unterfeldherren F. Valens und A. Cäcina Italien drei Schlachten verloren, siegten sie in der vierten zwischen mona und Mantua über Otho, der durch sein eignes Schwert (vgl. Otho), und nun galt Vitellius für den einzigen Herrscher röm Reichs. Er zog mit seinem entarteten Heere mit Siegesgepränge Rom ein und ward als Augustus begrüßt. Valens, Cäcina und Freigelassener Asiaticus herrschten statt seiner. Sie raubten um die kein Privateigenthum war gesichert, sowenig wie das öffentliche. übertraf den Nero noch an Schwelgerei und ahmte ihm auch an Grausamkeit. Eine Regierung dieser Art konnte auch bei einer sehr verderbten Nation nicht von Dauer seyn. Die Legionen, die die im Orient, empörten sich, riefen Vespasianus zum Kaiser aus rückten immer näher der Stadt. Heldenmüthigen Widerstand thaten Vitellius Cohorten noch im prätorianischen Lager und fielen, mit den bedeckt, bis zum letzten Mann. Der Kaiser suchte nun zu entnen; sein Pallast ward von den Seinigen verlassen; Soldaten schleiften ihn auf eine beschimpfende Art auf einen Richtplatz und ermordeten mit vielen Wunden (69 n. Chr.). Vitellius war im 57 Jahre seines Alters und hatte 8 Monate und einige Tage regiert.

Vitriol ist jedes Salz, was aus Schwefelsäure und irgend einem Metalloxyde besteht. Daher kennt man Blei-, Silber-, Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol. Eisenvitriol, wegen seiner Farbe auch grüner Kupferwasser genannt, ist ein Salz in rhomboidalischen Krystallen, sich der Luft leicht mit gelbem Staube überziehen oder verwittern,

Digitized by Google

isenkalk eine größere Menge Sauerstoff aus der Luft anzieht. Er
sich theils fertig in der Natur, theils wird er aus Steinkohlen-
rn und aus den Eisenkiesen producirt. Diese bestehen aus metalli-
Eisen und Schwefel und haben die Eigenschaft, bei der Einwirkung
uft und Feuchtigkeit sich so zu verändern, daß das Eisen zu Eisen-
wird und der Schwefel zu Schwefelsäure, indem beide das Wasser
en und Sauerstoff daraus anziehen. Um diese Zersetzung zu be-
nigen, röstet man die Kiese auf besondern Herden, stürzt sie dann
Haufen und beschleunigt ihr vollständiges Verwittern durch aufge-
gtes Wasser. Die verwitterten Kiese werden in Kisten mit sieden-
Wasser ausgelaugt, oder das Auslaugen wird so betrieben, daß
n die Rösthaufen gebrachte Feuchtigkeit, welche das Vitriol auflöst,
) Rinnen in Cisternen ablaufen kann. Diese Erzlauge wird durch Ein-
n und Ruhe von allem Schlamm befreit und dann in einer bleier-
Pfanne (Wachspfanne) bis zum Krystallisationspunkte eingekocht.
Anschießen der Krystalle geschieht in besondern Wachströgen, die
Stäben durchlegt sind. Kupfervitriol (blauer Vitriol, blauer Gali-
ein besteht aus Kupferoxyd und Schwefelsäure, hat sapphirblaue Kry-
, die an der Luft mit wenig weißem Pulver beschlagen. Bisweilen
t er sich schon natürlich gebildet, auch die Cementwässer zu Neusohl
ngarn enthalten ihn aufgelöst. Um ihn künstlich darzustellen, wer-
schwefelreiche Kupferkiese geröstet und wie die Eisenkiese ferner aus-
ugt und die Lauge versotten. Auch bestreut man allerhand gebrauchte
erne Bleche oder Messing mit Schwefel, durchglüht sie, damit der
wefel sich ins Kupfer ziehe, und löscht sie nachher in Wasser ab.
urch löst sich der während dessen gebildete Vitriol in dem Löschwasser
en Münzen; wo es Gebrauch ist, die Silbermünze durch verdünnte
wefelsäure weiß zu sieden. Zinkvitriol, weißer Vitriol, weißer Ga-
lstein, Erzalaun ist schwefelsaurer Zink, er krystallisirt in weißen
ulen, kommt aber im Handel in weißen zucker-ähnlichen Klumpen vor.
Goslar werden die rammelsberger Zinkerze, bestehend aus Zink und
wefel, Eisen, Blei, Silber und Kupfer, geröstet, an der Luft ver-
ert, ausgelaugt, in bleiernen Pfannen gesotten, der Salzgehalt kry-
lisirt, das krystallisirte Salz in seinem Krystallwasser geschmolzen und
er beständigem Rühren zum Erstarren gebracht. Obgleich der Zink
ßere Verwandtschaft zur Säure, als die übrigen Metalle hat, so ist
es Salz von Eisen und Kupfer rein anzusehen. In dem Salzburgi-
n gewinnt man einen Vitriol (doppelter Adler genannt), der aus
en-, Kupfer- und Zinkvitriol besteht. Der admonter Vitriol aus
iermark hält aber neben dem Eisen auch Kupfer. Beide Sorten
den von den Färbern den reinen Eisenvitriolen gewöhnlich vorgezo-
. Kupferhaltiger Eisenvitriol, sowie der verwitterte dient allein zur
hwarzfärberei; kalte Indigoküpe und blauer englischer Druck erfordern
gegen einen kupferfreien unverwitterten Eisenvitriol.

Vitruvius (Marcus Pollio), berühmter altrömischer Architekt und
hriftsteller über die Baukunst, geb. zu Verona, lebte zu den Zeiten
gust's und Tiber's. Er diente während den bürgerlichen Unruhen unter
lius Cäsar und wurde nach dessen Tod Octavian bekannt, der ihn
hrend seiner Feldzüge als Kriegsbaumeister brauchte und nach herge-
llter Ruhe die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude übertrug. Noch
hohen Alter schrieb er in einem geschmacklosen Style seine 10 Bücher

Digitized by Google

über die Baukunst; das einzige Werk dieser Art, welches aus d[illegible] terthume auf uns gekommen ist und seines Inhalts wegen sehr [illegible] Die besten Ausg. sind von de Laet (Amst. 1649, Fol.), v. [illegible] 1800—1, 2 Bde. 4., u. 1 Bd. Fol.), v. Schneider (Leipz. [illegible] 4 Bde.) und v. Stratico (Oettingen 1826—28, 4 Bde.). [illegible] deutsche Uebers. v. Aug. v. Rode in Dessau (Leipz. 1796); [illegible] architettura di M. Vitruvio Pollione, L. X", v. Carlo Amati [illegible] 1829 fg., 4., m. Kpf.). Zu gleicher Zeit erschienen auch [illegible] Vitruv von Viviani in Udini und von Martini in Rom.

Vittoria (Schlacht von), am 21. Juni 1813. Im [illegible] Jahres während der großen Rüstungen in Frankreich, war der [illegible] tete Soult mit 30.000 Mann alter Truppen, meist Reiterei, [illegible] nien abgerufen worden. Immer glücklicher, immer kühner, [illegible] die Guerillas aus: Mina, Portier, Lacy, Empecinado, [illegible] campo. — Am Tage der bautzner Schlacht brach Wellington [illegible] Rodrigo auf, besetzte Salamanca und Madrid (26.—27. [illegible] die ihm in vorigen Feldzüge so wichtige Citadelle von Burgos [illegible] den König Joseph und den Oberbefehlshaber Marschall Jourdan [illegible] hinter dem Ebro. — Am 21. Juni wurde Wellington, jener [illegible] Talbot und Marlborough, Befreier Portugals bei Vimiera, Torres [illegible] und Buzaco, des südlichen Spaniens bei Salamanca, nun auch [illegible] der gesammten pyrenäischen Halbinsel, bei Vittoria, an derselben [illegible] wo sein hehres Vorbild, der schwarze Prinz, im Kronstreite zwischen [illegible] dem Grausamen und Heinrich von Trastamara, den heldenmüthigen [illegible] netable Bertrand von Guesclin überwand! — Am 20. vereinigte [illegible] lington alle seine Colonnen, und ließ am 21. mit Tagesanbruch [illegible] General Hill die Zadora durchschreiten, und den franz. Mittelpunkt [illegible] greifen. Er wurde bald darauf zurückgedrängt, aber die ihm [illegible] ten Verstärkungen machten den Kampf hartnäckig und blutig. [illegible] weile kam der General Graham, auf den rechten Flügel, [illegible] Franzosen in den Rücken, daß ihnen die gerade Straße nach [illegible] abgeschnitten ward, und sie zum Rückzug nach Pampeluna [illegible] wurden, den sich nach Verlust des ganzen Geschützes und [illegible] der schrecklichsten Unordnung mit dem Eintritte der Nacht [illegible] Sie waren des Sieges so gewiß gewesen, daß für Nichts [illegible] tragen war, und daher eine Menge Offiziersfrauen, sowie [illegible] Gepäcks Joseph, den Engländern in die Hände fielen. Auf dem [illegible] felde lagen 15.000 Todte und Verwundete; 3000 Franzosen [illegible] gefangen. Die Engländer nahmen 151 Kanonen, 400 Kriegswagen [illegible] die Kriegscasse. In wilder Unordnung und mit ungeheurem [illegible] floh das gänzlich zersprengte Heer, meist auf Abwegen und [illegible] Pampeluna zu. — Nach mehren heftigen Gefechten lieferte [illegible] am 27., 28. und 30. Juli dem inzwischen wieder aus Deutschland [illegible] rückgekehrten Soult die Pyrenäenschlacht, trieb die Feinde [illegible] vom spanischen Boden hinweg und nahm das wichtige St.-[illegible] mit Sturm. Suchet räumte Valencia; Mina nahm Saragossa [illegible] Am 7. Oct. drangen Spanier und Engländer über die [illegible] franz. Erde und erstiegen die Verschanzungen. Am 31. Oct. [illegible] Pampeluna, und Wellington mochte nun ungescheut vordringen [illegible] Frankreich, wo die lang unterdrückten Getreuen des alten [illegible] Königshauses, zumal in Bordeaux und in der Vendée, neue [illegible]

Digitized by Google

en und den Sieger zum raschen Vordringen über den Adour ein.
Die Kriegsberichte über die Schlacht bei Vittoria findet man in
chrift „Arthur, Herzog von Wellington, nach englischen Quellen"
ig 1817).

i v i a n i (Vincenzo), ein großer Mathematiker Italiens, geb. zu
ız 1622, studirte unter dem berühmten Galilei mit seltenem Fleiße
etrie und erwarb sich hierdurch die besondere Freundschaft seines
s. Nach dessen Tode machte er den Plan, die verloren gegange-
Bücher des alten griech. Mathematikers Aristäus über die Kegel-
te („Divinatio in Aristaeum", Ausg. v. 1701, Fol.) und das bis
ebenfalls für verloren gehaltene vierte Buch des Mathematikers
onius von Perga gleichen Inhalts („Divinatio in quartum Coni-
n Apollonii Pergaei" 1659, Fol.) zu ersetzen. Als nach einiger
das ganze Werk des Apollonius in einer Bibliothek zu Florenz ent-
wurde, zeigte sich bei der Vergleichung, mit welchem Scharfsinn
ıni die Meinungen des griech. Mathematikers getroffen und sie selbst
besser ausgeführt hatte. 1665 ward Viviani erster Mathematiker
Großherzogs Ferdinand II. zu Florenz und Mitglied der Accademia
:i mento. Viviani ward zu verschiedenen Verrichtungen, u. A. bei
Entwässerung des Valdichiana (eines Thales, welches der Fluß Chiana
überschwemmte) gebraucht, worüber sein Bericht noch vorhanden ist.
t Ruhm verbreitete sich auch im Auslande. Ludwig XIV. ernannte
zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris und gab
eine Pension. Er starb 1703 im 83. J. seines Alters und hinter-
den Ruhm eines großen und bescheidenen Gelehrten. Außer den
en obenangezeigten Werken hat er noch hinterlassen: „Enodatio
ɔlematum universis geometris propositorum etc., a Claudo etc."
77, 4.).

Vließ (goldenes), s. Argonauten und Jason.

Vließes (Orden des goldenen), einer der ältesten und ange-
nsten weltlichen Ritterorden, ward 1430 von dem Herzog Philipp
i Guten von Burgund in Brügge gestiftet. Er ist nur für Katholi-
und Personen aus regierenden Fürstenhäusern, oder vom höchsten
nge bestimmt, und ward durch Philipp von Oestreich, den Sohn der
gundischen Erbprinzessin, Maria, nach Spanien verpflanzt. Nachdem
r der Habsburger Karl III. (als röm. Kaiser Karl VI.) nach Endi-
ıg des span. Erbfolgekrieges, die span. (nachher östr.) Niederlande
15 erhalten hatte, ertheilte auch er, die Großmeisterwürde ebenfalls in
spruch nehmend, den Orden, und es werden seitdem sowohl zu Wien
zu Madrid Ritter des goldenen Vließes ernannt. Der Orden ist in
den Reichen dem Range nach der erste. 1) In Spanien. Der König
Großmeister und vertheilt den Orden nur an regierende Fürsten,
ote die höchsten Staatsbeamten und Großen des Reichs. Die Ordens-
te besteht, wie in Oestreich, aus zwei Feuerstrahlen, die mit flammen-
n Kieseln abwechseln, aber ohne die östreich. Devise. An der Kette
ngt ein Vließ oder Widderfell mit der Inschrift: Pretium non vitae
borum. Die Ritter tragen keinen Mantel. 2) In Oestreich. Der
aiser ist Großmeister. Die bei der span. Kette fehlende Worte der
treich. Devise sind: ante ferit, quam flamma micat. Statt der Kette
ırfen die Ritter auch ein flammendes gelbes Band tragen. Das 400jäh-
ge Säcularfest wurde am 22. Mai 1830 zu Wien in einem General-

Digitized by Google

capitel gefeiert. Kanzler des Ordens ist der Freihr. Cajetan v. Bellinghausen. Der Kaiser machte an diesem Tage eine Stiftung 12 Personen des alten Herren- oder Ritterstandes aus der Mannschaft, welche durch Unfälle des Kriegs oder andre Art in Dürftigkeit ge...

Vließe (Orden der drei goldenen). Der Stiftungsurkunde zufolge, datirt aus dem kaiserl. Lager zu Schönbrunn, 15. Aug. ... wollte Napoleon durch die Errichtung dieses Ordens seiner großen ... einen ganz besondern Beweis seiner Zufriedenheit geben; eigentlich war es wohl Nichts weiter, als ein Anfall von Uebermuth, der ... wog, seinen beiden Orden der Ehrenlegion und der eisernen Krone diesen dritten an die Seite zu setzen. Dieselbe sollte aus 100 ... ten Großrittern, 400 Commandeurs und 1000 Rittern bestehen ... allerdings vorzugsweise dem Heere gewidmet, indem von Civilpersonen nur die Großwürdenträger, die Minister, wenn sie zehn, die Staatsminister, wenn sie zwanzig und die Staatspräsidenten, wenn sie ... Jahre lang ihre Stelle bekleidet hatten, darin sollten aufgenommen werden können. Unter den Kriegern hatten nur diejenigen ... darauf, die aus verschiedenen Feldschlachten drei Wunden ... konnten. Diejenigen Regimenter, welche den großen Schlachten der ... Armee beigewohnt hatten, erhielten den Orden für ihre Adler und ... auf ewige Zeiten das Recht, daß der würdigste von ihren Subalternoffizieren Commandeur und aus jedem ihrer Bataillone der ... Unteroffizier oder Soldat Ritter des Ordens waren. Jene sollten ... diese 1000 Franken jährlich aus den Einkünften des Ordens ... Um Großritter werden zu können, mußte man ein Corps der ... Armee in offener Feldschlacht oder bei einer Belagerung befehligt ... Der Kaiser war Großmeister und der kaiserl. Kronprinz, König von Rom, einziges gebornes Mitglied des Ordens; die Prinzen vom ... mußten wenigstens einem Feldzuge beigewohnt, oder zwei Jahre ... haben, um ihn zu erhalten. — Es ist nicht bekanntgeworden, ... Ursachen den Kaiser bewogen haben, diese seine glänzende Schöpfung gleichsam wieder fallen zu lassen; wenigstens sind die auf den 15. ... 1810 versprochenen Ordensstatuten nie erschienen und von Ernennungen waren bis zur Restauration nur die des Ordenskanzlers (Graf ...) und des Ordensschatzmeister (Graf Schimmelpennink) zur öffentlichen Kenntniß gekommen.

Vliessingen, Stadt auf der Südseite der zur holländ. Provinz Zeeland gehörigen Insel Walchern, an der Mündung der Westerschelde, ist mit starken Festungswerken versehen. Mit Mittelburg (...) steht sie durch einen Canal in Verbindung, und zählt mit der Vorstadt Altvliessingen 4650 Einw. Unter den Gebäuden zeichnet sich das Rathhaus aus, nach dessen Modelle das antwerpener gebaut ist. Der ... vortreffliche Hafen erstreckt sich auf der Ostseite der Stadt durch ... mit Pfahlwerk und Steindämme eingefaßte Canäle in das Meer ... und hat Raum für 80 Kriegsschiffe. Vliessingen, der Sitz einer Admiralität und des Seedepartem. von der Schelde, unterhält ansehnlichen Schiffsbau und Werfte, und ist der Geburtsort des niederländ. Seehelden und Admirals de Ruyter (s. d.). 1809 belagerten die Engländer diese Stadt, eroberten sie und zerstörten einen Theil des Hafens und der Festungswerke.

Vocalmusik (Gesangsmusik) ist der allgemeine Name, wenn ...

Digitized by Google

Satzungen der Tonstücke bezeichnet, bei welchen die menschliche
ne angewendet und zugleich dadurch mit der Musik ein Product der
unst oder auch ein prosaischer Text vereinigt wird. Man setzt die
nusik der Instrumentalmusik entgegen, weil in der letzten alle Töne,
die Melodie und Harmonie eines Tonstückes bilden, durch In-
:nte hervorgebracht werden und von welchen aller Gesang völlig
›ndert ist. Weil von dem Gesange überhaupt schon in einem be-
·n Artikel gehandelt und der Werth der Vocal- und Instrumental-
schon anderswo verglichen worden ist, so bleibt hier nur noch eine
Uebersicht der zum Vocalsatze gehörigen besondern Gattungen der
ücke übrig, woraus die größern Kunstproducte der Vocalmusik zu-
engesetzt sind. Es gehören dazu 1) das Chor, in welchem die Ein-
ung einer ganzen Volksmenge durch mehre Singstimmen ausgedrückt
die alle vielfach besetzt und entweder mit oder ohne Instrumental-
tung vorgetragen werden; 2) die Arie mit ihren Abarten, der Arietta
Cavatine, in welcher die Empfindung einer einzigen Person ausge-
t und die daher auch nur von einem einzigen Sänger, gemeiniglich
nstrumentalbegleitung, vorgetragen wird. Hierher gehören auch das
t, Terzett, Quatro u. s. w., in welchen zwei, drei oder vier Perso-
eine Empfindung und zwar jede nach ihrer individuellen Empfin-
sart ausdrücken; 3) das Recitativ (s. d.). Aus diesen 3 Gat-
ten sind die größern Kunstproducte der Vocalmusik, z. B. die Oper,
Oratorium oder die Cantate (s. d.) zusammengesetzt. Zu den
ndern Gattungen des Gesanges gehören aber noch 4) das Lied, wel-
entweder zur Erbauung bei gottesdienstlichen Versammlungen be-
nt, sehr einfach gesetzt und u. d. N. des Kirchenliedes oder Chorals
.) bekannt ist, oder welches einen moralischen, politischen, historischen
häuslichen Gegenstand u. s. w. zum Inhalte hat und entweder von
e einzigen oder von mehren Personen ohne oder mit Instrumental-
eitung gesungen und nach Beschaffenheit seines Inhaltes eine Bal-
, ein Volkslied u. s. w. genannt wird; 5) das Solfeggio, oder das-
ge Uebungsstück, welches ohne Text gesungen wird und bestimmt ist,
Singorgane zur reinen Intonation der Töne, zum sichern Treffen der
ervallen und überhaupt zu der bei dem Gesange nöthigen Biegsam-
derselben zu gewöhnen. — Der Ursprung der Vocalmusik fällt in
graueste Zeitalter der Erdenbewohner; übrigens kann man wohl vor-
setzen, daß der erste Gesang in Nichts als in einer mehr betonten
e bestanden habe (etwa mit unserm gegenwärtigen Recitativ zu ver-
chen) und erst lange nach Erfindung der Spielmusik, eine Art rhyth-
cher Ordnung in abgemessenen Tönen erlangt habe. (S. Gesang
) Musik, Geschichte der.)

Vögel. Die Thiere dieser (nach der systemat. Eintheilung der gan-
Thierwelt der zweiten) Classe unterscheiden sich von allen andern
assen durch ihre Federn, ihren harten hornartigen Schnabel, ganz eigne
ße, und besonders Gehör. Die andern Theile ihres Körpers haben
meist mit den Säugethieren gemein, warmes rothes Blut, Fleisch,
ochen und dasselbe Eingeweidesystem, nur haben ihre Harnwerkzeuge
ie andere Einrichtung, ebenso ihre Zeugungswerkzeuge; ihr Rumpf ist
ifförmig; dann ist ihr ganzer Körper, selbst die Knochen desselben so
baut, daß sie stets viele Luft in sich ziehen und nach Willkür wieder
ausstoßen können, welches nothwendig ist, sich im Fluge leichter zu er-

halten. Die Knochen sind zu dem Ende hohl, sowie die [illegible] Lunge hat Löcher, durch welche die Luft in die Brust, welche [illegible] die Bauchhöhle treten kann. Alle festeren Theile, als Schnabel, [illegible] Beine, sind von leichterer, daher magerer Substanz als bei andern [illegible] Sie haben alle Sinne; bei allen ist aber der Gehörsinn der [illegible] chendste, zu welchem Ende ihr Ohr schon schneckenartig gebaut [illegible] Ohrmuscheln zu haben; die Federn um die Ohren herum sind [illegible] besonders gestellt. In ihrer Gestalt kommen sie fast alle darin [illegible] daß sie nur 2 Beine, und nicht mehr als 4 Zehen an jedem [illegible] von die eine gewöhnlich nach hinten steht und Sporn heißt. [illegible] Lebensart haben sie Gang-, Lauf-, Kletter-, Schwimmfüße. [illegible] einen Schnabel, womit sie ihre Nahrung ergreifen, sich damit [illegible] gen ꝛc., welcher bald lang, bald kurz, bald dick, dünn, gerade, [illegible] spitzig oder rund ist. Die innere Organisation des Körpers ist [illegible] wie bei den Säugethieren, nur ist die Wärme des Bluts weit [illegible] selbst bei dem Menschen, daher hitziger, entzündbarer, unterliegen [illegible] schnellem Tode. Ebenso verschieden ist die Begattung, wo der [illegible] Männchen, auf den Rücken der Henne, das Weibchen tritt. [illegible] andern 2 Beine haben die Vögel Flügel, woran die größten [illegible] gebreitetsten Federn befindlich sind, welche ihnen zum Fluge dienen [illegible] Ausnahme weniger Arten, z. B. der Pinquins, der Strauße; [illegible] per der Vögel ist ganz mit Federn bedeckt, nur Schnabel und Füße [illegible] Die Füße bestehen nur aus magern Knochen mit fester Haut [illegible] Durch die Federn vorzüglich unterscheiden sich die Vögel von [illegible] dern Thieren. (S. Federn.) Alle Vögel entstehen aus Eiern, [illegible] die Weibchen einige Zeit nach der Begattung legen. Der meiste [illegible] Begattungszeit ist im Frühjahre, nur von wenigen im Winter. [illegible] ben halten sich meist paarweise zusammen, verrichten das Nestbauen [illegible] rin sich viele bewunderungswürdig zeigen), Brüten und Füttern [illegible] schaftlich, andere leben in Polygamie, wo ein Männchen viele [illegible] hat, z. B. bei den Hühnern. Gemeiniglich dauert die Brutzeit 21 [illegible] Nach ungefähr 18 Stunden, wo das Bebrüten angefangen hat, [illegible] schon das Leben oder die Ausscheidung, das Hervortreten eines [illegible] pfes an; am 20.—21. Tage aber durchbricht es die Schale ([illegible] und Brüten). Während der Zeit wird es von der Einatmung [illegible] es kömmt schon mit einzelnen jungen Federn hervor. Nun wird [illegible] den Alten gleich mit der, jeder Vogelgattung anpassenden Nahrung [illegible] füttert, bis es seiner Nahrung selbst nachfliegen kann. Manche Vögel legen und brüten nur des Jahrs ein Mal, manche öfters. [illegible] wachsen schnell und erreichen gewöhnlich im ersten Jahre schon [illegible] kommenheit, im andern oder dritten Jahre aber werden sie erst [illegible] fähig. Die Vögel erreichen ein so ziemlich hohes Alter, und stehen [illegible] den Säugethieren wenig nach. Was die Vögel von den andern [illegible] classen auszeichnet, ist auch ihre ganz eigne Stimme, welche meist [illegible] ein Pfeifen ist; solches ist sehr verschieden, und bald melodisch, [illegible] wechslung mehrer Töne, bald recht widerlich in Ausstoßung kreischender Töne. Einige Arten lernen kunstgemäß pfeifen, wie [illegible] narienvögel, Gimpel, Amseln ꝛc., andere ergötzen durch ihre wilde [illegible] Stimme, z. B. Nachtigallen, Lerchen ꝛc., manche lernen einige [illegible] liche Worte nachsprechen, z. B. Staaren, Papageyen ꝛc. Die [illegible] vergessen solche Kunststücke bald wieder, wenn sie nicht stets [illegible]

während des Mausens pfeifen sie gar nicht. Einige Arten zeichnen noch durch ein vorzüglich scharfes Gesicht aus, z. B. Fisch- und an- Geier ꝛc. Die Vögel leben theils vom Pflanzenreiche, die allerlei me und Körner, Früchte ꝛc. fressen, theils von Insekten, theils vom be, welche letztere die Geier-Raubvögel heißen, indem sie entweder re Vögel fressen oder selbst andere größere Thiere, auch Aas; fast Vögel aber bedürfen auch noch des Wassers zu ihrer Nahrung. l die Vögel keine Zähne haben, so müssen sie ihren Fraß mit dem nabel verkleinern, oder wenn sie solchen ganz verschlucken, so geht lbe, wie bei allen Samen- oder Körnerfressenden Vögeln, in den pf, wo er erst erweicht und von da in den Magen gebracht wird. Magen aber ist sehr muskulös, sodaß alle Gegenstände völlig zer- nt oder wenigst verkleinert werden. Viele Vögel verschlucken daher d und Steine, um mehr Reibung im Magen zu veranlassen, wel- zur leichtern Verdauung der Speisen dient. Alles Unverdauliche, B. Haare, Federn ꝛc., geben denn die Vögel wieder in Kugeln als ölle von sich. Die Vögel sind auf der Erde, und zwar nur allein deren Oberfläche vertheilt, wo sie sich nur da aufhalten, wo sie auch Nester anbauen. Viele leben auch auf der Oberfläche des Wassers, ien zwar kurze Zeit untertauchen, müssen aber immer auf dem Lande en und sich viel im Trocknen aufhalten. Alle solche Vögel sind deß- mit Schwimmfüßen versehen, woran die Zehen durch eine Haut unden sind. Viele solcher Wasservögel können aber auch nur schlecht dem Lande laufen, viele fressen auch Fische und andere Wasserthiere. wenigsten Arten leben unmittelbar auf der Erde, auf welche sie sel- kommen, halten sich meist auf Bäumen auf. Jede Zone, sowie wie das Wasser, als: Meere, Seen und Flüsse haben ihre eigenen Arten gel, viele Arten wechseln ihren Aufenthalt und einige ziehen vom kal- Norden gegen Süden und kehren beim Eintritt der warmen Witte- ig zurück, z. B. die Gänse ꝛc. Die meisten aber kommen im Früh- ge, Sommer von warmen Gegenden in unsere Zone, z. B. Störche, chtigallen, Schnepfen, Kramtsvögel und Schwalben ꝛc., viele kommen r der Nahrung halber, viele aber brüten und vermehren sich bei uns. e diese heißt man Zug- oder Strichvögel. Sie kommen in gan- Zügen, Scharen, und ehe sie abziehen, sammeln sie sich wieder in haren; viele suchen selbst ihre Orte und alten Nester bei ihrer im chsten Jahre erfolgten Zurückkunft auf. Gemeiniglich ziehen sie vor igs weg und zwar mit großem Lärm; daher wenn sie so durch oder er einen Wald ziehen, man furchtsam an ein wüthendes Heer glaubt. interschlaf aber hält kein Vogel, somit wenn fremde Vögel aus einer dern Zone seiner Zeit nicht wegziehen, zu Grunde gehen. Oefters ver- en sich fremde Vögel, z. B. Adler, Trappen, Seemöven, auch viele dere Vögel in unsere Zone, welche einer ganz andern Zone angehören. ie Größe der Vögel ist sehr verschieden, von 1 Zoll bis hinauf zu 6 chuhen. Der Nutzen derselben ist für den Menschen sehr groß, denn cht allein, daß sehr viele den Menschen zur Speise dienen, so liefern auch denselben die unentbehrlichsten Bedürfnisse. Wie wichtig sind cht unsere Gänse, in jeder Hinsicht für Menschen? Viele Vögel hel- n schädliche Insekten, welche man Ungeziefer überhaupt heißt, mindern, nz ausrotten. Wie viele Vögel, z. B. Raben, Krähen, Elstern ꝛc.

Digitized by Google

reinigen den Boden vom Aas? Störche verzehren Schlan
Molche, Eulen Ratten, Mäuse. Wie viele Raupen werden
Sperlingen u. dgl. verzehrt? Niemals können Vögel allgemein
seyn und ein Ausrotten derselben ist ein unverständiger Eingri
Ordnung der Natur und würde sich ganz sicher rächen. Man
Vögel mit Schlingen, Leimruthen, in Vogelheerden mit Netzen,
lich viele werden geschossen. Man hat viele Vögel, welche
lande angehören, längst schon in Zucht genommen und deren
rung befördert, z. B. unsere Hühner, manche Arten Vögel,
Pfauen, Pipin, Perlhühner, Tauben, Canarienvögel. Wir
Schluß noch die von Blumenbach angegebene systematische
der Vögel an. Dieser Naturforscher setzt 9 Ordnungen fest,
ter zwei Hauptabtheilungen bringt. I. Landvögel: 1) Raubvö
cipitres), mit krummen, starken Schnäbeln, meist kurzen, kno
nen und großen, gebogenen, scharfen Klauen; 2) Leichtschnäbel
rostres), mit kurzen Beinen, meist großen, dicken, aber hohlen
beln; 3) Spechtartige (Pici), mit kurzen Beinen, mittelmäßig
und schmalen Schnäbeln, und theils wurm-, theils fadenförmige
4) Krähenartige (Coraces), mit kurzen Beinen, mittelmäßig lang
ziemlich starken, oben erhabenen Schnabel; 5) Sperlingsartige (P
mit kurzen Beinen und mehr oder weniger kegelförmigem, zug
Schnabel von verschiedener Länge und Dicke; 6) Hühnerartige (G
mit kurzen Beinen, oben etwas erhabenem Schnabel, der an d
zel mit einer fleischigen Haut bewachsen ist; 7) Straußartige (S
nes), die groß und zum Fluge nicht geschickt sind. II. Wass
8) Sumpfvögel (Grallae), mit langen Beinen, langem, fast
migen Schnabel, und meist langem Halse; 9) Schwimmvögel (A
mit Ruderfüßen, stumpfem, mit Haut überzogenen, am Rande
zähnelten Schnabel, der sich an der Spitze des Oberkiefers
Häkchen endigt. (Mehres s. Zoologie.)

Digitized by Google

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

ſſart 1
ɔer, Bisthum —
tadt
ɔck, J. Joſ. van 2
ɟiale, N. 3
ɟzioten, ſ. Hydrioten 4
ãre
ãroid
inx 5
ragiſtik, ſ. Siegel-
ınde
egel
egelmikroſkop, ſ.
Nikroſkop 7
egelſextant, ſ. Sex-
ınt
egelteleſkop
iegel zum Deſenberg
ınd Canſtein, Ferd.
luguſt Maria Joſ.
lnton, Graf
iel 10
ielkarten, ſ. Karten-
piel
ieß, Chriſt. Heinrich
ießglas 11
illgelder, Spillmagen
ɔinett
ɔinnen, Inſekt 12
ɔinnen, Spinnma-
ſchinen
ɔinola, Marq. v. 14
ɔinoza, Baruch 16
pirallinie 19
ɔiritualen
ɔiritualismus
pittler, L. T., Freih. v.
pitzbergen 21
pitzen (elektriſche)
pir, Joh. Baptiſt v. 22
ɔplanchnologie 23
pleen
ɔplint
Spohn, Friedr. Auguſt
Wilhelm 23
Spohr, Ludwig
Spondeus, ſ. Vers 24
Sponſalien, Verlöb-
niſſe, ſ. Ehe
Spontaneität
Sporaden
Sporteln, Sporteltaxe
Spott 25
Sprache (phyſiſch)
Sprache (ſubjectiv) 27
Sprachen, Sprachen-
kunde 28
Sprachgewölbe 33
Sprachlehre
Sprachreinigung 35
Sprachrohr 36
Sprachſäle, ſ. Sprach-
gewölbe
Sprecher, ſ. Parlament,
engliſches
Spree, Spreewald 37
Sprengel, Kurt
Sprengen 38
Sprengwerk, ſ. Hänge-
werk
Sprichwort, ſ. Sprüch-
wörter
Springbrunnen, arte-
ſiſche Brunnen
Sprüchwörter 39
Sſufismus 40
Staal, Frau von
Staar 41
Staat 43
Staatenbeſchreibung,
ſ. Statiſtik
Staatengeſchichte und
Staatenſyſtem
Staatsämter
Staatsanleihen, ſ.
Staatspapiere 45
Staatsanwalt 45
Staatsbank, ſ. Natio-
nalbank 48
Staatsbankrutt, Na-
tionalbankrutt 49
Staatsbeamte 50
Staatsberedtſamkeit 51
Staatsdiener, ſ. Staats-
beamte 52
Staatsdienſt
Staatsdienſtbarkeit 54
Staatswiſſenſchaft, ſ.
Finanzwiſſenſchaft 55
Staatsform
Staatsgebiet 57
Staatsgewalt 58
Staatsgrundvertrag
Staats- oder Adreß-
calender
Staatskunſt, Staats-
lehre, Staatspraxis,
Staatsweisheit, ſ.
Politik u. Regierung
Staatspapiere
Staatspapiergeld 69
Staatsrecht 71
Staatsſchatz 72
Staatsſchuld 74
Staatsverbrechen, ſ.
Verbrechen 75
Staatsverfaſſung, ſ.
Conſtitution
Staatswirthſchaft, ſ.
Nationalökonomie
Staatswiſſenſchaften
Staatszweck 76
Städel, Joh. Friedrich,
Städel'ſches Kunſt-
inſtitut
Stadion, Joh. Philipp,
Graf von 77
Stadt 78
Städteordnung 80

Staël-Holstein, Anne Louise Germain v.
— Auguste de 89
Staffa 94
Staffage
Staffelei, Staffeleistück
Stagnelius, Erik Joh.
Stahl
Stahl, Georg Ernst 95
Stahlmittel 96
Stahlplatten (geschnittene), s. Siderographie
Stainer, Jak. Marcus 97
Stalaktit
Stallfütterung, s. Rindviehzucht
Stambul, Istambul, s. Konstantinopel
Stamm
Stammgüter
Stammmelodie
Standarte, s. Fahne 98
Standbild, s. Statue
Ständchen, Serenade
Stände
Standesherren 101
Ständeversammlungen, Landstände 104
Standhaftigkeit 107
Standrecht
Stanhope, Graf v.
Stanislaus I. Leszinski
Stanislaus Poniatowski s. Poniatowski (Stanislaus), Graf v. 109
Stanze
Stanzen, s. Rafael
Stapel, Stapelstadt, Stapelrecht
Stapß, Friedrich 111
Starhemberg, Geschlecht
Starhemberg, Ernst Rudiger, Graf von 112
Stark, Joh. August 113
Stärke 114
Stärke (Mehl)
Staroste 115
Starrsucht
Staszic, Stanislaus 115
Statik
Statius, Publ. Papir. 119
Statik 120
Statthalter
Statue 121
Statut
Stau 122
Staubbäder
Staubgefäße, s. Botanik
Stäudlin, Karl Friedr.
Staufen, s. Hohenstaufen 125
Staunton, Sir George
Steatit, s. Speckstein
Stechheber
Stedingerland 126
Steele, Sir Richard
Steevens, George 127
Steganographie, s. Brachygraphie, Chiffer u. Dechiffriren 128
Stehendes Capital
Steibelt, Daniel
Steiermark 129
Steigentesch, August, Freiherr von 130
Stein
Stein, Joh. Andreas 131
Stein, Chr. Gottfr. Dan.
Stein, Karl Freih. v. 132
Stein der Weisen, s. Alchymie 134
Steindruck
Steingießerei 136
Steingut, s. Töpferkunst
Steinhuder Meer
Steinkohlen 137
Steinkopf
Steinkrankheit
Steinmasse 140
Steinregen, s. Atmosphäre
Steinschneidekunst 141
Stellionat 144
Stellung, schräge, s. Schlacht u. Angriff
Stellung, s. Attitude, Tableaux vivants und Gebärde
Stempelpapier
Stempelschneidekunst 145
Stenbock, Magnus 147
Stenographie 148
Stentor, Stentorstimme
Stephan Bathori
Stephanie, Christ. Gottlob
Stephanus, der Heilige
Stephanus, Jo.
Stephens, Alexander
Steppe
Sterbecassen
Sterbeleben
Sterbelisten
Sterblichkeit, s. Lebensversicherung
Stereometrie
Stereotypen
Sterling
Sternberg, Gebr.
Sternbilder
Sterncharten
Sterndeuterei, s. Astrologie
Sterne, s. Fixsterne, Planeten, Kometen und Weltsystem
Sterne, Lorenz
Sterndienst, s. Cultus
Sternkunde, s. Astronomie
Sternschnuppen
Sternwarte
Sternzeit, s. Zeit
Stethoskop, s. Auscultation
Stetig
Stettin
Steuermannskunst, Schifffahrtskunst
Steuern, s. Abgaben
Steuerfreiheit
Stewart, David
Stewart, Dugald
Steyermark, s. Steiermark
Sthenie und Asthenie
Stheno
Stichomantie
Stickerei
Stickstoff
Stickstoffgas, s. Gas
Stiergefechte

i 166
shütte 170
skirche
ung, milde
na 171
cho
es Meer, s. Südsee
leben 172
ume
umgabel, s. Stim-
ung 173
imung, Stimm-
eife, Stimmgabel
endium 174
x, s. Zeno
päus, Johannes
chiometrie
kbörse 175
kfischfang, s. Fischerei
ckholm
ckjobbery 179
ff
ische Philosophie
Zeno 180
la
lberg, Flecken
lberg, das gräfl. Haus
lberg, Christian
Graf zu 182
lberg, Friedr. Leo-
pold, Graf zu 183
olberg-Gedern,
Fürstin von 184
olgebühren 185
oll, Max. — Ludwig
ollen, s. Gruben
olz
olz, Joh. Jakob 186
orax
orchschnabel
orr, Gottl. Christ. 187
orthing
osch, S. Joh. Ernst 188
osch, Ph., Baron v. 189
oß der Körper 190
ottern
över, Dietrich Herm.
trabo
trafe, Strafbarkeit,
Strafrecht, Straf-
rechtsprincip 191
Strafen, s. Verbrechen
Strafford, Thom. Went-
worth, Graf von 194
Strahlenbrechung, s.
Brechung der Licht-
strahlen und Diop-
trik 196
Strahlenbrechung
(astronomisch)
Strahlenkugel 197
Stralsund
Strandrecht 198
Strasburg 199
Strasburg, Bisthum 200
Straßenbau, s. Chaus-
seen 201
Streckwerke, s. Walzwerk
Streitart, Streithäm-
mer, Streitkolben,
Streitwagen
Strelitz, Mecklenburg-,
s. Mecklenburg 202
Strelitzia Regina
Stretto
Stricken, s. Strumpf-
wirken
Stroh
Strombeck, Friedrich
Heinrich von
Stromeyer, Friedrich 203
Stromfreiheit, s. Fluß-
freiheit
Strommesser, s. Fluß-
messer
Stromprofil, s. Fluß-
profil
Stromschifffahrt, s.
Flußschifffahrt
Strömung, s. Meer
Strontianit
Strophe
Strube, David Georg 204
Strudel im Meer, s.
Wirbel
Struensee, Joh. Friedr.,
Graf von, Brandt,
Enewold von 205
Struensee, Karl Aug. v.
Strumpfwirker 209
Struve, Ant. Sebast. 210
Stry, Abraham van
Stuart, das Haus
Studentenwesen
Studium, Studien 214
Stufenjahre
Stuhlweißenburg
Stukkaturarbeit 215
Stumm, Stummheit,
s. Taubstumme
Stunde
Sturm ꝛc. 216
Sturm, Chrstph. Chr. 217
Stürmer, Ignaz, Freih. v.
Sturmfluten 218
Sturz, Helfrich Peter 219
Stuttgart
Styl 221
Styl der Kunst 223
Styliten
Stymphaliden 224
Styx, Nymphe — Bach
Suada
Suard, Jean Bapt. Ant.
Subhastation 226
Subject, Subjectiv,
Subjectivität
Sublimat
Subordination 227
Subscription, s. Prä-
numeration
Subsidien
Substantiv, s. Nomen
Substanz
Substitution 228
Succumbenzgelder
Suchet, Louis Gabriel,
Herzog v. Albufera
Sucre, Antonio Jose de
Südamerika 232
Südamerika, politi-
scher Zustand vor
der Revolution 236
Südamerikanische Re-
volution 240
Süden, s. Mittags-
punkt 251
Südermannland
Sudeten
Südindien, s. Australien
Südländer 252
Südlicht
Südpolarländer

Digitized by Google

Südsee, s. Zuydersee 253
Südsee
Südseeländer, s. Australien 254
Suetonius, C. Tranq.
Sueur, Eustache le, s. Lesueur 255
Sueven
Suez
Suffeten, s. Carthago 256
Suffragan
Suffragium
Suggestivfragen
Suhl
Suhm, Peter Friedr. v.
Suidas 257
Sulioten, Suli
Sulkowski, Graf v. 258
Sulla, Lucius Cornelius
Sully, M. Herzog v. 261
Sultan, Sultaninnen, Sultane, Sultanin 262
Sulzer, Joh. Georg 263
Sumach 264
Sumarokoff, Alexander
Sumatra, s. Indien 265
Summarischer Proceß
Sumpfluft 266
Sund
Sünde
Sündflut 268
Sundische Inseln
Sunna
Sunniten
Suovetaurilia
Supercargo
Supernaturalismus
Supremateid 271
Surinam
Surrey, Graf von 272
Surrogat
Süß, Oppenhemer 273
Süßkind, Friedr. Gottl. v.
Süßmeyer, Fr. Xaver
Süßmilch, Joh. Peter
Suwaroff-Rymnikſky, Graf von
Suzzo, Familie 276
Swantewit, s. Arkona 277
Sweaborg
Swedenborg, Emanuel von — Swedenborgianer 277
Swieten, Gerard v. 281
Swift, Jonathan
Swinden, Jan H. van 282
Sybaris, Sybarit 283
Sydenham, Thomas
Syenit
Sykophanten
Sylbe, Sylbenmaß 284
Sylla, s. Sulla
Syllogismus
Sylvester II., Papſt 286
Sylvius, Aeneas, s. Piccolomini
Symbol, Symbolon
Symbole (christl.) 288
Symbolische Bücher 289
Symbolische Theologie
Symmetrie 294
Sympathetische Curen
Sympathie 295
Symphonie 296
Symplegaden 297
Symptome
Synagoge 298
Synchronismus
Syndesmologie, s. Bänder (anatom.)
Syndicus
Synedrium, s. Sanhedrin
Synkopation, s. Rückung
Synkratie
Synkretismus 299
Synodal- und Presbyterialweſen
Synode 306
Synonymen
Syntax 307
Syntheſis 308
Syphar
Syrakus, Siragoſa
Syrien 310
Syrinx, Najade — Pfeife 311
Syriſche Chriſten,
Syriſche Sprache
Syſtem 312
Syzygien 313
Szigeth

T
Taback
Tabelle
Tabernakel
Tableaux
Taboriten, s. Hu
Tabulator
Tachygraphie, s. graphie
Tacitus, Cajus nelius
Tadmor, s. Pal
Tafelgeld, Tafe
Tafelrunde
Taffia
Tag
Tag- und Nach
Taganrog
Tagebogen
Tageslicht
Tagezeichen
Tagfalter, Tagv s. Schmetterl
Tajaſſu, s. Bi
Tajo
Takelaſche
Takt
Taktmeſſer
Taktik
Talar
Talent
Talisman
Talk
Talkerde, s. Erd
Talkſtein
Tallard, Graf v.
Tallien, Jeanbo
Talma, Franz. J
Talmud
Talos
Tambour
Tambroni, Joſep
Tambroni, Cloud
Tamburin
Tamerlan
Tancred
Tanfana
Tang
Tangente, Tang
Tangentialkraft

Digitized by Google

alus 343
kunst und Tanzusik
zeichnungskunst, Choregraphie 345
eten
ferkeit 346
pe, August Wilh.
robana 348
a, Tararechnung
antel, Tarantella
dieu, J. Bapt. Pierre
ent, Taranto 349
rif
rokspiel
rpeja, Tarpejischer Felsen
rquinii 350
rquinius Priscus
rquin. Superbus 350
rsos
rtaglia 351
rtane
rtaren, s. Tataren
rtaros
rtini, Giuseppe
rtsche
artuffe, s. Molière
aschenbücher- und Almanachsliteratur in Deutschland
asso, Bernardo 354
asso, Torquato 355
assoni, Alessandro 360
aste, Tastatur, s. Clavis 361
asten, Tastsinn, s. Sinne und Gefühl
astenınstrument
atarei
ataren 365
atianisten, s. Enkratiten, Gnosis 366
atowiren
aubmann, Friedrich
aubstumme
aubstummenunterricht und Taubstummenbildungsanstalten 368
aucher und Taucherglocke 370
Tauenzien v. Wittenberg, Graf v. 371
Taufe 372
Taufe, Meertaufe 373
Taufgesinnte
Tauler, Johann 384
Taunus
Taurien
Tauris 386
Taurus
Täuschung 387
Tausendjähriges Reich, s. Chiliasmus
Tausend u. eine Nacht
Tautochronisch 390
Tautochronische Linie
Tautologie
Tavernier, Jean Bapt.
Taxation, s. Abschätzung
Technik 391
Technologie
Tectur 392
Te Deum laudamus
Tegernsee
Teheran
Telamon, s. Argonauten
Telegraph 393
Telemachos 394
Telemann, Georg Ph. 395
Teleologie
Teleskop, s. Fernrohr u. Spiegelteleskop
Tell, Wilhelm
Teller, Wilh. Abrah. 396
Tellurismus 397
Tellurium
Tellus 398
Temeswar
Tempe
Tempel 399
Tempel, le Temple 400
Tempelärzte, s. Asklepiaden
Tempelhoff, Gg. Fr. v. 405
Tempera 406
Temperamente
Temperatur 408
Tempesta, s. Molyn
Temple, William
Tempo, s. Zeitmaß 410
Tenaros, Tenare
Tenedos 410
Teneriffa
Teniers, David 411
Tennessee
Tenor 412
Tenute
Tenzel, Wilh. Ernst
Teplitz 413
Teppiche, s. Tapeten 414
Terentius, Publ. T. Afer
Termen, s. Hermen 415
Terminismus, Terministen, Terminanten
Terminologie
Terminus
Termiten 416
Terni
Terpander 417
Terpenthin
Terpodion 418
Terpsichore
Terra cotta, s. Toreutik
Terra firma
Terrainlehre
Terra sigillata, s. Bolus
Terrasse 419
Terray, Joseph Marie
Terre neuve, s. Neufundland 420
Territion, s. Tortur
Territorialpolitik, Territorialausgleichungen
Territorialsystem der Kirche, s. Kirche 422
Terrorismus
Tertiarier, s. Orden (geistliche)
Tertie
Tertullianus, Quintus
Terzett, Trio 423
Teschen
Teschener Friede 424
Tessin, Canton 425
Tessin, Graf von
Testacte 426
Testament, Altes, Neues
Testamente 427
Tetanus 431
Tethys 432
Tetrachord
Teufel, s. Dämonen

Digitized by Google

Asmodi, Besessene und Hexe 432
Teufelsadvocat, s. Canonisation
Teufelsbrücke, s. Uri
Teufelsmauer, s. Pfahlgraben
Teukros
Teutoburger Wald
Teutonen 433
Terel
Tezel, Johann
Thaarup, Thomas
Thaer, Albrecht
Thais 435
Thaler, s. Joachimsthaler
Thales
Thalia 436
Thamyris
Tharant
Thatbestand
Thatsache 437
Thau
Thaumesser, s. Drosometer 438
Thauwetter
Theater
Theatercoup, s. Coup 442
Theatiner
Theatralische Darstellung, s. Schauspielkunst
Theaterdichter
Theben
Thee 446
Theer 447
Theilbarkeit
Theile der Körper 448
Theilungsinstrument
Theismus, s. Deismus
Thema
Themis
Themistokles
Themse 451
Theodicee
Theodolith 452
Theodor, König von Corsica, s. Neuhof, Theod., Baron v.
Theodorich
Theodosius I. 455
Theognis 457
Theogonie
Theokratie
Theokrit
Theologie 458
Theomantie 459
Theophane 460
Theophanie
Theophilanthropen
Theophrastus 461
Theophrastus Paracelsus, s. Paracelsus 462
Theorbe
Theorem
Theorie 463
Theosophie
Theramenes 464
Therapie, Therapeutik
Theresia, Maria 465
Theriak 473
Thermen 474
Thermolampe
Thermometer
Thermopylä 475
Théroigne-de-Méricourt
Therstites 476
Theseus
Thesis 477
Thesmophorien
Thespis 478
Thessalien
Thessalonich, s. Salonichi 479
Thetis
Theurdank
Theurgie
Theurung
Thielmann, Freih. v. 480
Thieme, Karl Trau. 481
Thiemo (der heilige)
Thier, Thierreich
Thierarzneikunde, Thierarzneikunst, Thierheilkunde 487
Thierdienst 490
Thierische Materie 491
Thierische Lebensverrichtungen
Thierische Wärme 492
Thierischer [illegible]mus, s. [illegible]
Thierkreis, s. Sternbilder, Zodiacus u. Astronomie
Thierpflanzen
Thierstücke
Thieß, Johann Da[illegible]
Thisbe
Thomas von [illegible]
Thomas Becket
Thomas a Kempis
Thomas, Andreas
Thomaschristen
Thomasius, Christian
Thomisten, s. Thomas von Aquino u. Scholastiker
Thomson, James
Thon, s. Erden
Thonbildnerei, s. Töpferkunst
Thor
Thora, s. Tora
Thorium und Thorerde
Thorkelin, Grim Johnson
Thorlacius, Skuli Magnusson — Birger
Thorn
Thorwaldson, Albert
Thot
Thou, Jacques Auguste de — Franç. Auguste
Thouin, André
Thran
Thränen
Thrasybulos
Thrazien
Threnodie
Thucydides
Thugut, Freiherr v.
Thuiskon
Thule
Thümmel, M. Aug. von
Thümmel, Freih. von
Thun, Graf von
Thunberg, Karl Peter
Thunfischerei, s. Fischerei
Thurgau
Thüringen
Thüringerwald

Digitized by Google

n und Taris 517
n und Valsassina,
raf von
cien, s. Toscana 519
melde, s. Hermann
den
stes
sus
a
r
rius Claudius
t 522
llus 525
el, Thomas und
ichard
e
sinn 526
ke, Joh. Gottlieb
ney, Georg
s état 527
is 528
ranes 529
ris
zungsfond
otson, John 530
y, Graf von
sit 532
ister Friede
naeus 533
nokratie
noleon
non, der Athenienser
— der Philosoph 535
nur, s. Tamerlan
nctur
ndal, Matthews
no 536
ate, s. Dinte
ntoretto
ppo Saheb 537
raboschi, Girolamo 539
railleurs 540
reslas 541
rol
schbein, Familie 544
siphone 547
ssot, Simon André
tanen 548
tanium (Metall)
tel, Titularen 549
itian
Tittmann, J. A. Herm. 550
Titurell 551
Titus Vespasianus
Tityos 553
Tivoli
Tiziano, s. Titian 554
Toaldo, Guiseppe
Toast
Tobler, Georg Christoph
Tobolsk 555
Tobsucht, s. Tollheit 556
Toccato, Toccata
Tod
Tod (mythologisch) 557
Tod (bürgerlicher)
Todeskampf 558
Todesstrafe
Todi, Maria Franc. 560
Todsünden 561
Todte Hand
Todtenaustragung 562
Todtenbestattung
Todtengericht 563
Todtentanz 564
Todtes Meer 565
Todtschlag 567
Toga
Toggenburg 568
Toise
Tokai
Tököly, Graf von 569
Toledo 570
Toleranz, Intoleranz 571
Tollheit 572
Tomback 573
Tombuktu
Ton im Gemälde, s.
Farbengebung 575
Ton
Tonart 576
Tonführung, s. Mo-
dulation 580
Tonica, Tonische Mittel
Tonkunst, s. Musik
Tonleiter
Tonne, Tonne Goldes
Tonnengewölbe
Tonnies 581
Tonsetzer, s. Componisten
Tonsetzkunst
Tonsur 582
Tonsystem 582
Tontine, s. Leibrenten 583
Tonzeichen, s. Noten
Topas
Töpferkunst
Topik 584
Topisch, Topische Mittel
Töplitz, s. Teplitz 586
Topographie
Tora 587
Torentik
Torf, Torfstechen 588
Torgau 589
Tories und Whigs
Torlonia 592
Tornea
Torquemada, s. In-
quisition 593
Torres Bedras, Flecken
Torricelli Evangelist 594
Torricelli'sche Leere,
Torricelli'sche Röhre
Torrijos, Joseph Maria
Torso 597
Torstenson, Leonhard
Tortur 598
Toscana 601
Totaleindruck 606
Totalität 607
Totila
Tott, Franz, Baron 608
Toulon
Toulouse 610
Tournefort J. Pitton 611
Tournierungen
Toussaint l'Ouverture
Tower, s. London 614
Toxikologie
Trabanten, s. Planeten
Tractaten
Tradition
Tradition, katholische
Traditoren 619
Traductionssystem
Trafalgar, Schlacht v.
Trägheit 620
Tragisch
Trajanus 622
Tramontana 625
Trankebar
Transfiguration

Digitized by Google

Transitohandel, s. Durchfuhrhandel 626
Transporteur
Transscendent, Transscendental
Transsubstantiation
Trapezium, s. Vierecke 629
Trapezunt
Trappisten 630
Trarbach 631
Trassiren 632
Traube, s. Kanonen und Kartätsche
Traubenhagel, Traubenschuß, s. Kartätsche
Trauermonumente
Trauerspiel, s. Tragisch und Schauspiel
Traum
Traumbücher 636
Traurigkeit
Trautmannsdorf
Trautmannsdorf, Maximilian, Graf v. 637
Trauung
Travestie 639
Treckschüt 640
Treffen, s. Schlacht
Treibhäuser
Tremulant 641
Trenck, Franz u. Friedr., Freiherr von der 642
Trepaniren, Trepan 643
Treschow, Niels
Tressan, Graf von 644
Tretmühle
Treue 645
Triangel 647
Triangularzahl
Trianguliren
Trianon
Trias, s. Drei
Tribonianus
Tribunat
Tribunen 648
Tribus 649
Tribut
Tridentisches Concilium
Trieb 655
Trient 656
Trier 656
Triest 657
Triglyphen 658
Trigonometrie 659
Triller
Trilogie, Tetralogie 660
Trinidad 661
Trinitarier
Trinität, s. Dreieinigkeit
Trinity-College, s. Dublin
Trinklied, s. Skolien
Trio
Triole 663
Triolet
Tripel
Tripolis, s. Tunis, Algier u. Tripolis 644
Tripolizza
Trippel, Alexander
Triptolemus
Trismegistus, s. Hermes
Trismus
Trissino, Giov. Giorgio
Tristian und Isalde
Tristan d'Acunha, s. Erfrischungsinseln
Tritheiten 666
Triton
Triumph
Triumphbogen 668
Triumvirat
Trivulzio, Marchese 669
Troglodyten
Troisgewicht
Troja
Trojanischer Krieg, s. Griechenland 671
Trokar
Trollhätta, s. Schweden
Trommel
Trommelsucht, s. Tympanitis
Tromp, Martin Harpertzoon — Cornelius
Trompete 672
Tropäen 674
Tropen
Tropenländer 675
Tropfbarkeit, s. Flüssigkeit
Tropfen 677
Tropfstein oder
Trophäen, s.
Trophonius,
Tropici, s.
Tropisches Jahr,
Troppau, Stadt
Congreß zu
Trosky, Aug.
Trotzendorf,
Troubadour, s.
terpoesie
Troy, François
Trübsinn, s.
cholie
Truche (geheime),
Würtemberg
Truchmenen, s.
Truchseß
Truffaldino, s.
Trüffeln
Trugschluß
Truhten, s.
Trunkenheit
Tschaiken,
Tscherkask
Tscherkassien, s.
kassien
Tscherning,
Tschesme
Tschirnhausen,
Tuba
Tuberkeln
Tübingen
Tübinger Vertrag
Würtemberg
Tubus, s.
Tudor (das Haus
s. England
Tufstein
Tugend
Tugendbund
Tuilerien
Tuiscon
Tula
Tulpe
Tungusien
Tunica
Tunis, Algier
Tripolis
Tunkin s. Cochinch
Tunnel

Digitized by Google

Urban 707
Urenne, Vicomte de
Urgot, Baron v. Aulne
Urin 709
Urken (Osmanen) 710
Urkenpaß 711
Urkheim, Joh. v. 712
Urkheſtan, ſ. Tatarei
Türkis
Türkiſches oder Osmaniſches Reich
Türkiſche Münzen 754
Türkiſche Muſik
Türkiſche Sprache u. Literatur 755
Turkmanen- (Truchmenen-) land, ſ. Tatarei
Turkomanien 761
Turmalin 762
Turniere
Turnkunſt 764
Turpin ſ. Ritterpoeſie 767
Tuſch
Tuſchmanier
Tusculum 768
Tutel, ſ. Vormundſchaft
Tutti
Tuwer
Twiſte 769
Tyche, ſ. Fortuna 770
Tycho de Brahe
Tychſen, Olaus Gerh.
Tympanum, Tympanitis
Tyndariden
Typhon, Mythologie
Typhon, Sturmwind 773
Typhus 774
Typographie 780
Typolithen 781
Typus, Typik, Typologie
Tyr 782
Tyrann, Tyrannenmünzen
Tyrol, ſ. Tirol 783
Tyrrhenia, Tyrrhener
Tyrtäus
Tyrus
Tzſchirner, Heinr. G. 784

U 785

Uebergangsgebirge, ſ. Geognoſie
Uebergang über Flüſſe, ſ. Flußübergang 786
Ueberlieferung, ſ. Tradition
Ueberſetzung
Ubier
Ubiquität 787
Ugolino, ſ. Gherardesca
Uhland, Joh. Ludwig
Uhlefeld, Corfiz, Graf v.
Uhr 788
Ukas 791
Ukraine
Ulanen 792
Ulema
Ulenberg, Kaspar
Ulfilas 793
Ulloa, Don Antonio di 794
Ulm
Ulrich, Herzog 795
Ultimatum 796
Ultra
Ultramarin 797
Ultramontan, Ultramontanismus
Ulyſſes, ſ. Odyſſeus 798
Umdrehung
Umgehungen, ſ. Tournierungen 799
Umkehrungen
Umlauf
Umlaufendes Capital
Umriß, ſ. Contur
Umtriebe (demagogiſche) in Deutſchland, ſ. Demagogiſche Umtriebe 800
Uncialbuchſtaben
Uneheliche
Unendlich
Ungarn, Geſchichte 801
Ungarn, geographiſch 805
Ungariſche Sprache und Literatur 817
Ungariſche Weine 822
Unger, Joh. Georg 823
Unglaube 824
Uniformitätsacte
Unigenitus Dei filius etc.
Union (kirchliche) 826
Union (ſtaatsrechtl.) 829
Unirte Griechen, ſ. Griechiſche Kirche 829
Unisono, ſ. Einklang 830
Unitarier
Unität
Univerſalgeſchichte, ſ. Geſchichte 832
Univerſalien
Univerſalſprache, ſ. Paſigraphie
Univerſitäten
Unſchuld (Stand der) 837
Unſchuldsproben, ſ. Ordalien 838
Unſterblichkeit
Unterberger, Ignatz 839
Unterhaus, ſ. Parlament, engliſches
Unterleib, Unterleibskrankheiten
Unterricht, ſ. Schule, Pädagogik und Methode 841
Unterthan
Unterwalden
Unterwelt 842
Unterwerfungsvertrag
Unze
Unzer, Johann Aug. 843
Upſala
Ural 844
Urania 847
Uranium
Uranos
Urbaniſtinnen, ſ. Franciscaner 848
Urbanität
Urbarium
Urbarmachung
Urchriſtenthum 849
Urevangelium 855
Urgebirge, ſ. Geognoſie
Uri 856
Urin, ſ. Harn 857
Urkunde, Urkunden
Urne
Urphede 858
Urproduction
Urſprache
Urſtoffe, ſ. Elemente 860
Urſulinerinnen

Digitized by Google

Urtheil, Urtheilsspruch
Urtheilskraft 860
Uruguay
Urwelt und Vorwelt 862
Usbeken, s. Chiwa u. Tatarei 866
Uso
Usufructus, s. Nießbrauch 867
Usurpator
Ut, Re, Mi etc.
Uterini
Utica
Utopien
Utraquisten, s. Calixtiner
Utrecht
Utrechter Friede 869
Uz, Johann Peter 871
V 872
Vacciniren
Vacuna
Vacuum, s. Leere
Vademecum
Valckenaer, Ludwig Kaspar u. Jan 873
Valencia
Valenciennes 875
Valentini, Freiherr von
Valentinian I. II. III. (römische Kaiser) 876
Valentinianer, s. Gnostiker 877
Valerianus, Publ. Licin.
Valerius
Valerius Flaccus (Cajus, s. Flaccus 878
Valerius Maximus
Valetta
Valla, Laurentius
Valle, Pietro della 879
Vallière, Herzogin de la
Vallisneria 880
Valmy, Kanonade bei, s. Kellermann
Valmy, Herzog von, s. Kellermann — Marquis und Herzog von Valmy
Valombrosa 881
Valuta
Valvation 881
Vampyr 882
Vandalin
Vandalen, Vandalismus
Vanderbourg, Charles
Boudens de 885
Van der Noot (Heinrich), s. Noot (H. van der)
Van der Velde (Franz Karl), s. Velde (Franz Karl van der)
Vandiemensland
Van Dyk (Anton), s. Dyk (Anton van) 888
Vanille
Vanini, Lucilio
Vanlos (Familie) — Karl Andreas — Karl Andreas Philipp — Ludwig Michael — Claudius — Franz 889
Vannuchi, s. Sarto, Andrea del 890
Vanucci, s. Perugino, Pietro
Vapeurs, s. Hysterie
Varianten
Variationen
Variationen des Mondes
Variationscompaß
Variationsrechnung 891
Variorum (Ausgaben cum notis)
Varna
Varnbühler, Ferdinand, Freiherr von 892
Varnhagen von Ense, Rahel Antonie Friederike 893
Varro, Marcus Terentius 895
Varus, Publ. Quintilius
Vasall 896
Vasalli-Eandi
Vasari, Giorgio
Vasco de Gama, s. Gama, Vasco de 897
Vase
Vater, Joh. Severin 899
Väterliche Rechte, Väterliche Gewalt
Vatican und Vaticanische Bibliothek, Rom
Vauban, Sebastian le Prestre de
Vaublanc-Vieumesnil, Vincent Marie, Comte
Vaucanson, Jacques
Vaucluse
Vaudeville
Vauquelin, Nicolas-Louis
Vaux, Thiery, Baron de
Vauxhall
Vedam, s. Indische Literatur
Vedette
Vedute
Veen, Octavius van
Veen, Marten van, s. Heemskerk
Vega (Don Frey Luis de) Carpio, s. Lope de Vega und Garcilaso de la Vega
Vega, Georg, Freih.
Vegetabilien, Vegetabilität, Vegetation, Vegetabilisch
Vegetation
Vehmgerichte
Veillodter, Valentin Karl — Julius Marie Charlotte
Veitstanz
Veji
Velasquez, Luis Johann — Don Diego V. de Silva
Velde, Adrian van de — Jesaias van de — Wilhelm van de
Velde, Franz Karl v. d.
Veldeck, Heinrich, s. Deutsche Poesie
Veleda
Velinpapier, s. Papier
Veliten
Vella, Giuseppe

Lejus Paterculus 913
them, Johann
tlin
idée, Vendéekrieg 914
idôme, Herzoge 918
nedig, Republik 920
nedig, Stadt 922
nen, s. Adern, Ar-
terien und Blut 925
nerabile
nerische Krankheit,
s. Lustseuche 926
netianische Schule,
s. Italienische Kunst
nezuela, s. Colom-
bia und Südamerika
ntil
ntilator
nus
era Cruz Nueva 928
erantwortlichkeit der
Staatsbeamten 929
erbannung 932
erbindlichkeit 933
erbrechen 934
erbrennen der Todten
erbrennen 939
erbum 940
erdampfung 941
erdauung
erdeck 943
erdichtung
erdickung
erdünnung
erdunstung 944
Veredlung der Obstbäume
Vereine, besonders polit.
Vereine zur Verbrei-
tung guter Bücher
unter den Katholi-
ken 948
Vereinigte Gefälle, s.
Droits reunis 949
Vereinigte Staaten,
Geschichte der
Vereinigte Staaten,
geogr.-statistisch 965
Vereinigte Staaten,
Literatur der 995
Vereinigungsver-
trag 1001
Verfangenschaftsrecht,
Verfangsrecht 1002
Verfassung, s. Consti-
tutionen
Verfassungsvertrag
Verfinsterungen, s. Eklipse
Verfolgungen der Chri-
sten, s. Christenver-
folgungen
Vergennes, Graf
Vergiftung 1003
Verglasung
Vergleich
Vergleichung, s. Gleich-
niß und Figuren
Vergolden
Vergrößerung 1004
Vergrößerungsglas, s.
Mikroskop 1005
Verhältniß
Verhältniß (math.), s.
Proportion
Verhärtung
Verhau 1007
Verjährung
Verjüngter Maßstab,
s. Maßstab 1009
Verkalken, s. Calciniren
Verklärung, s. Trans-
figuration
Verkohlen
Verkürzung 1010
Verlag, Verlagsrecht
Vermessen 1012
Vermeyen, Johann von
Vermischungsrechnung,
s. Alligation
Vermögen (Seelen-)
Vermögen (ökon.) 1013
Vermögenssteuer 1014
Vermond, Abbé de 1015
Vernageln 1016
Vernet, Antonio
Vernier 1017
Vernunft 1018
Verona, Stadt —
Congreß zu
Veronese, Paolo 1022
Verpuffung
Verrücktheit
Vers, Versmaß 1024
Versailles 1026
Versalien 1027
Verschanzung, s. Schan-
ze und Kriegsbaukunst
Verschollen
Verschwörung
Versetzung, s. Inversion
Versetzungszeichen
Versicherungsanstalten
Versöhnung 1028
Verstand
Versteinerungen, s.
Urwelt 1029
Versuch
Vertagen
Vertebralsystem
Vertheidigung 1030
Vertheidigungskrieg 1032
Vertheilung 1033
Vertical
Verticale Ansicht 1034
Verticalkreis
Vertot d'Auboeuf, René
Verträge 1035
Vertumnus, Vertum-
nalia 1037
Verviers 1038
Verwandtschaft (chem.)
Verwandtschaft (Bluts-)
Verwechselung der Auf-
lösung 1039
Verwesung, s. Fäulniß
Verwickelung
Verwitterung
Verzierung
Vesicularsystem 1040
Vespasianus, Titus 1041
Vesper, Vesperbrot
Vespucci, s. Amerigo
Vespucci 1042
Vesta
Vestalinnen
Vestris (Familie) 1043
Vesuv
Veteranen 1044
Veteranische Höhle,
Veteranische Graben
Veterinairschulen, s.
Thierarzneikunde 1045
Veto
Vezier, Wessier 1046

Digitized by Google